

Wir Seezigeuner.

Von

Robert Kraft.

Höre, Leser!

Ich will dir ein Lied singen. Ein Lied, wie du noch keines gehört haben wirst.

Ein Lied so süß wie Nachtigallenschlag, vermischt mit Kanonengebrüll und Mordgeschrei.

Ein Lied von Mannestreue bis zum Tode und von falschem Vertrat, von einem Teufelsweibe, das mein Engel war. –

Vorhin stand ich auf dem Söller des Turmes.

Unter mir tobte das Meer. Der Gischt spritzte bis zu mir empor und netzte mein weißes, vom Sturme gepeitschtes Haar.

Und aus der schäumenden Flut tauchten blutige Gespenster auf, mit bleichen Gesichtern, mit klaffender Brust, mit gespaltenen Schädeln, und sie drohten mir.

Ich lache ihrer, denen einst meine bewaffnete Faust das Blut aus den Wangen getrieben.

Und dann kamen andere Gestalten, die Freunde meiner Jugend und Genossen meiner Waffengänge.

Und sie winkten mir.

Und da tauchte aus dem weißen Gischt ein junges, bleiches Weib auf – ihr rotleuchtendes Haar zog sich wie ein goldener Mantel nach – ein Kind im Arm – mein Kind – und sie hebt die weiße Hand und winkt mir . . .

O, Blodwen, die ich dich ebenso liebte wie verfluchte, du Engel, der mir den Himmel auf Erden gab, du Teufelin, die mich zum hundertfältigen Mörder machte!

Und es ist unser Kind, das jetzt bittend die Hände zu mir erhebt!

Ja, Blodwen – ja, Darling – Liebling – ich komme, ich . . .

—

Die vorstehenden Zeilen haben eine Geschichte.

Im Jahre 1893 scheiterte bei Rolandsriff an der Ostküste Nordamerikas ein Dampfer, wobei unter anderen auch ein Mr. E. W.

Higgin aus New-York seinen Tod fand. Seine edle Gattin ließ aus eigenen Mitteln an der Unfallsstelle einen Leuchtturm errichten, setzte als Wächter einen alten Mann ein, der nicht aus der Gegend stammte, und gab ihm als Helfer noch einen jungen taubstummen Neger.

Länger denn zehn Jahre hat Old Dick, unter welchem Namen man den alten, weißhaarigen Mann nur kannte, auf dem Leuchtturm gehaust, nur in Gesellschaft des Taubstummen. Niemals hat er das Land betreten.

Eines Tages wurde auf dem Turme das Notsignal gehißt. Den alten Mann hatte der Schlag getroffen. Er saß noch auf dem Stuhle, vor ihm auf dem Tische lag ein Bogen Papier, auf dem jene anfangs wiedergegebenen Zeilen standen. Mitten im Satz hatte der Tod ihm die Feder aus der Hand genommen.

Es war hier überhaupt viel geschrieben worden. Man fand einen ganzen Koffer voll Manuskripte, aus denen man erfuhr, daß **der alte Leuchtturmwärter von Rolandsriff** Richard Jansen hieß, aus Danzig stammte ... und wer er sonst gewesen ist, das wird das Nachfolgende zeigen.

Der Leuchtturm war Privateigentum der Mrs. Higgin, für welche alles Bewegliche belegt werden mußte.

Ein Jahr später veröffentlichte Mrs. Higgin die vorgefundenen Tagebücher und Erzählungen des Leuchtturmwächters, von welchem Werke gleich in den ersten drei Monaten mehr als hunderttausend Exemplare verkauft wurden.

Das sagt mehr als jede andere Empfehlung.

Der Uebersetzer und Bearbeiter.

IN WELCHER GESTALT SICH MIR MEIN SCHICKSAL NAHTE.

Es war am 10. Mai des Jahres 1859, ein wunderschöner Sonntagmorgen und gerade mein vierundzwanzigster Geburtstag, als

ich aus Leibeskräften immer um einen großen Eichbaum herumrannte, der in der Nähe von Leytenstone, einer weiteren Vorstadt Londons, einsam auf einer blumigen Wiese stand.

Nicht etwa, daß ich dies zur körperlichen Erholung oder Uebung tat, auch handelte es sich nicht um eine Wette, noch weniger wollte ich auf diese Weise meinen Geburtstag feiern – sondern hinter mir her war ein wild gewordener Ochse oder vielmehr ein Stier, den ich in seiner Ehre gekränkt hatte, und der mich nun durchaus auf seine Hörner spießen wollte.

Während ich so, was mich meine langen Beine tragen, um den dicken Baum herumlaufe, einen Meter hinter mir immer das verrückte Vieh mit den gefährlichen Hörnern auf dem Kopfe, gestatte ich mir, mich vorzustellen. Damals freilich dachte ich an alles andere als an solch eine Vorstellung.

Richard Jansen aus Danzig, von Beruf Seemann, seit zwei Jahren Steuermann. Daß ich damals, als ich immer um den Baum herumrannte, gerade vierundzwanzig Jahre alt war, habe ich bereits gesagt.

Alt? Vierundzwanzig Jahre jung! – so muß es heißen, wenn man dies mit ergrauten Haaren schreibt.

Sonst will ich von mir nur noch erwähnen, daß ich, als man mich einmal unter den Meßapparat der holländischen Fremdenlegion stellte, zwangsweise, 1 Meter 94 Zentimeter maß, mit etwas hohen Stiefelhacken erreichte ich genau die Höhe von 2 Metern, trug ich einen Zylinder, so ging ich durch keine Tür, dabei war ich so eine Art von langbeinigem Windhund mit eingedrückten Weichen, und meine respektablen Schlenkerbeine kamen mir damals, als der wilde Stier hinter mir her war, außerordentlich zustatten.

Meine letzte Reise hatte ich als zweiter Steuermann auf einem englischen Dampfer nach Valparaiso gemacht. Nach anderthalb Jahren kamen wir zurück, die Besatzung wurde in London abgemustert. Ich erhielt rund hundert Pfund Sterling ausgezahlt.

Na, ich war noch jung – ach, noch so jung! – und ein Kopfhänger bin ich nie gewesen. Und nun das langweilige Leben mit Pökelfleisch und blau angelaufenem Salzspeck und steinharten Erbsen und wurmzernagtem Hartbrot! Anderthalb Jahre lang! Und der Seemann hat überhaupt ein ganz besonderes Blut in seinen Adern und ganz besondere Ansichten über den schnöden Mammon! Und wenn er kein Geld mehr hat, sucht er sich einfach eine andere Heuer und ist an Bord wieder wohlversorgt.

Hundert Goldfuchse in der Tasche! Hei, wie die brannten! Lordmayor, was kostet dein London? Also nun man los! Natürlich immer per Equipage, immer aus einem Tingeltangel ins andere und den geschminkten Weibsbildern Champagner eingetrichtert!

Gott sei Dank, es währte nicht einmal ganze acht Tage, so hatte die liebe Seele wieder Ruhe. Der schnöde Mammon war glücklich totgeschlagen. Jetzt also in das Heuerbureau einer Schiffsgesellschaft gegangen, Papiere vorgelegt – jawohl, mit Kußhänden, sogar gleich die Stelle eines ersten Steuermanns, zum ersten Male – zehn Pfund im Monat, ach, war ich glücklich! – Da bricht in London der große Dockstreik aus, die im Hafen liegenden Schiffe werden nicht gelöscht und nicht befrachtet, natürlich gehen keine Schiffe mehr ab, und alles ist vorbei!

Jetzt schnell zu einem Heuerbas, dort Boardingmaster genannt, der mich auf Papiere, Kleidersack und auf mein ehrliches Gesicht hin in Kost und Logis nimmt, bis ich eine Heuer gefunden habe, die Schulden mit der Advancenote, d. h., mit der als Vorschuß gezahlten Heuer einiger Monate, deckend.

Wenn man damals geahnt hätte, daß dieser Streik der Londoner Dockarbeiter – die deutschen Arbeiter nannten das damals noch ›Stricke‹ – so lange währen und alle englischen Häfen in Mitleidenschaft ziehen würde, so hätte kein Heuerbas einen stellenlosen Seemann auf Risiko aufgenommen. Na, Ausnahmen gibt es ja schließlich immer, und mit mir hatte die Fatje Mine auch schon eine Ausnahme gemacht, hatte ich bei der doch schon manche

Fünfpfundnote wechseln lassen, ohne einen Penny wieder herauszubekommen, hatte ich bei der doch schon manchmal tief in der Kreide gesessen, als Matrose noch, und meine Schulden immer ehrlich bezahlt. Aber wenn ich selbst geahnt, daß der Streit so lange dauerte, so hätte ich doch die paar Schillinge aufgetrieben und wäre als vollausgerüsteter Seemann schleunigst nach Holland gefahren.

So blieben alle Seeleute in London, und ich begab mich nach dem Westindia-Dock zur Fatje Mine, die mich mit offenen Armen aufnahm und gleich ans Kap der guten Hoffnung, wie wir ihren gewaltigen Busen bezeichneten, drückte. Sie hatte noch einen Mann, der war der eigentliche Boardingmaster, aber seine Frau, die Fatje Mine, eine überdicke Holländerin von ungefähr 125 Kilo, schon über das mittlere Alter hinaus, hatte die Hosen an und war die Seele des Seelenverkäufergeschäftes.

Und nach sechs Wochen hatte sie mich denn auch wie noch manch anderen braven Seemann mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele samt Kleidersack in der Tasche. Denn natürlich hatten wir doch unsere Papiere und Sachen abgeben müssen. Und was soll denn ein Matrose ohne Papiere und Zeug anfangen? Und in meinem Kleidersack befand sich auch noch der kostbare Sextant, ohne welches Instrument der Steuermann aufhört, ein Steuermann zu sein. Und von Hause hatte ich keinen Pfennig zu erwarten. Also konnte ich gar nicht mehr fort, jetzt hieß es warten, bis ... bis in die Puppen, bis in London wieder die Seefahrt losging.

Nun, man ist bei den Heuerbasen stets gut aufgehoben, mögen sie auch samt und sonders Seelenverkäufer sein. Ehe diese abgeschafft werden können, müssen erst andere Einrichtungen getroffen sein daß, der stellenlose Steuermann Kredit erhält. Wir hatten jeder ein gutes Bett, bekamen gut und reichlich zu essen, und ich besonders hatte nicht zu klagen; denn ich hatte bei der Fatje Mine von jeher einen großen Stein im Brett gehabt, und wenn ich

sie einmal allein erwischen konnte, in der Küche oder noch besser im dunklen Keller, am allerliebsten aber in der Speisekammer, so schlang ich meinen Arm um ihre dralle Taille und drückte ihr einen Kuß auf; das nahm sie durchaus nicht übel, im Gegenteil, dafür schmierte sie mir die Butter etwas dicker aufs Brot, legte auf die obere Schnitte noch extra eine Schinkenscheibe, steckte mir einmal eine Buttler Bier zu, eine Handvoll Tabak, den sie erst ihrem Alten aus dem Knasterkasten stibitzte – die anderen Logierer hatten nicht etwa solche Vorteile, da gab es nichts bei der Fatje Mine.

Nur Geld bekam ich nicht von ihr. Anpumpen ließ sie sich nicht. Die Fatje Mine war selber auf jeden roten Penny versessen wie der Teufel auf jede Seele. Ich versprach ihr sogar, sie nach dem Tode des Alten zu heiraten, meinetwegen noch eher, ich, ihr zwei Meter langes Herzblättchen – allein auch das zog nicht. Und in derselben Geldklemme befanden sich natürlich auch meine Maate, und es wimmelte doch in der Nachbarschaft von Bierhäusern, und trotzdem litten wir an ewigem Durst.

Zuerst hatten wir uns ja zu helfen gewußt, jeder hatte doch irgend etwas Versetzbares bei sich gehabt. Ich für meinen Teil hatte zuerst meine silberne Uhr zu Samuel Cohn getragen; dann war die goldene Nadel darangekommen, die ein seidenes Halstuch zusammenhielt; dann dieses Halstuch selbst, dann eine Meerscham-pfeife; dann zuletzt sogar mein Taschenmesser. Jetzt war mir von meinen früheren Besitztümern nur noch in der rechten Westentasche ein silberner Zahnstocher geblieben, den mir auf der vorletzten Reise eine schwarze Hotelköchin in Kapstadt als Andenken ihrer unwandelbaren Liebe geschenkt hatte. Samuel Cohn hatte mir beim zufälligen Anblick desselben sofort einen Penny dafür geboten, war bis zu drei Pence in die Höhe gegangen, allein ich ... ich ... nicht gerade, daß ich mit besonderer Zärtlichkeit an die schmalzduftende Köchin aus dem Mohrenlande gedacht hätte ... es widerstrebte mir eben, auch noch mein letztes Besitztum zu

veräußern; was nützten mir denn jetzt noch drei Pence, und ein silberner Zahnstocher ist doch etwas Schönes, es macht doch immer einen gewissen Eindruck von Wohlhabenheit, wenn man sich mit solch einem silbernen Dinge in den Zähnen herumstochert – kurz, ich war eben trotz der Einflüsterungen aller Teufel nicht zu bewegen, ihn in Bier umzusetzen.

Eines Abends stehe ich in der Cablestreet unter einer Laterne und philosophiere über die Nichtigkeit dieses Daseins, da ... »Hallo, Stürmann!!« ... da ist's der Ernst, ein deutscher Matrose, mit dem ich die vorletzte Reise zusammen gemacht hatte, ebenfalls noch als Matrose, wenn auch schon im Besitze des Steueremannspatentes.

Ist mit der »Anna Colmann« von Australien gekommen, heute abend abgemustert worden, hat die ganze Tasche voll Geld.

Herrgott im Himmel, wurde das eine Sauferei! Man verzeihe den Ausdruck, aber anders läßt es sich nicht bezeichnen.

Wie gewöhnlich an Land weckte mich das erste Morgengrauen. Tatsache war, daß ich in meinem Bett lag. Aber fragt mich nur nicht, wie ich hineingekommen war. Keine Ahnung! Doch Kopfschmerzen und solche Schwachheiten gab's bei mir nicht. Auch sonst war alles in Ordnung, meine Sachen lagen sauber zusammengefaltet auf dem Stuhle.

Alles um mich herum schnarchte noch. Wenn ich einmal wach bin, duldet es mich nicht mehr in der Koje. Also mit gleichen Füßen heraus, angezogen, aus der Küche ein Waschbecken geholt und in den Hof an die Plumpe gegangen.

Als ich das Waschbecken zurücktrug, war in der Küche schon Mary, das Faktotum des Hauses, eine Jungfrau von etlichen dreißig Jahren, seit einem Jahrzehnt schon verlobt mit einem Werftschreiber, der gleichfalls in diesem Boardinghouse wohnte. Die diesem Verlobungsverhältnisse nach und nach entspringenden Kinder gab Mary irgendwo anders zum Aufheben. Aber sonst war es ein gutes Mädchen.

»Na, da gratuliere ich dir schönstens zum Geburtstage, und laß dir's immer recht gut gehen.«

Mit diesen Worten reichte sie mir ihre rote, aufgesprungene Hand.

Was, Geburtstag? War denn heute der zehnte?

»Jawohl, weißt du denn gar nicht mehr, was du gestern abend alles zusammengeschwätzt hast? Von der Sonne und von Maikäfern und von Blumen. Und dann hast du den Kopf auf den Tisch gelegt und wie ein kleines Kind geheult. Du wolltest doch heute in die Country hinaus. Da habe ich dir schon Kragen und Vorhemdchen und Schlips zurechtgelegt, heute ist doch Sonntag, und dort steht dein Frühstück.«

Eine dunkle Erinnerung überkam mich. In halb bewußtlosem Zustande hatte ich, wie es so manchmal geht, gestern abend gewußt, daß heute mein Geburtstag sei, hatte eine unbändige Sehnsucht nach Sonnenschein und blumigen Wiesen gehabt, die mich zwischen Häusern manchmal überfällt, und hatte mit Ernst für heute früh einen Ausflug in die Umgegend verabredet.

»Aber auf Ernten brauchst du nicht zu rechnen, der war wie ein Sack, und Geld hat er auch keins mehr, er hat noch Schulden gemacht, und überhaupt, das ist ja gar keine Gesellschaft für dich. Na hier, weil heute dein Geburtstag ist.«

Und sie gab mir erst ein Päckchen Tabak – und dann noch zwei Schillinge.

Mir stieg es ganz heiß zum Herzen empor.

»Mary, du bist ein Engel – nein, du bist ein gutes Mädchen – wenn du nicht schon verlobt wärst . . . «

Und ich zog sie an meine Brust, zog sie hintern Ofen, ich küßte sie, ich tat, was ich konnte. Ihr Bräutigam schlief ja noch – und dann band ich ihres Bräutigams Vorhemdchen, Kragen und Schlips um, und während ich den dickbelegten Butterschnitten zusprach, wichste Mary meine Stiefel, was sonst jeder selbst tun mußte. Aber heute war mein Geburtstag.

Nach Leytenstone sollte ich gehen. Das sei die nächste grüne Umgebung, welche man ohne Eisen- und Pferdebahn, die Sonntags so früh noch nicht gingen, erreichen könne. Den Weg hatte mir Mary schon gestern abend beschrieben, sie tat es noch einmal. Die Beschreibung war einfach genug: immer geradeaus.

Ich war sauber abgebürstet, machte in dem blauen Anzuge mit den Trichterhosen einen ganz manierlichen Eindruck. Daß Ernst nicht zum Aufstehen zu bewegen war, davon hatte ich mich bereits überzeugt.

»Na, da adjüs, Dick,« sagte Mary. »Zum Mittagessen kannst du wieder dasein, und bringe mir ein paar Blumen von der Wiese mit.«

»Die ganzen Taschen voll,« versetzte ich und machte mich, den qualmenden Kalkstummel zwischen den Zähnen, die Hände in den Hosentaschen, auf den Weg.

Es ging den letzten Rest der Cablestreet entlang, dann durch Whitechapel Road, dann kam Bow, das alte, ursprüngliche London, dann das klassische Stratford.

Hier machte ich einmal Halt. Unterdessen war es neun geworden, die Bierhäuser machten für zwei Stunden auf, ich zog mir eine Flasche Baß Ale zu Gemüte, wo einem hinterher die Kohlensäure so schön aufsteigt.

Dann ging es weiter durch Leyton, und dann kam Leytenstone. Das letzte Haus dieser Vorstadt ist die altberühmte Wirtschaft ›*the green man*‹, wo ich mir eine zweite Flasche Baß Ale zu Gemüte zog.

Und dann, gleich dahinter, begann die englische ›Country‹ in ihrer ganzen Lieblichkeit. Im üppigsten Graswuchs prangende Wiesen, durchsetzt von niedrigem Gestrüpp, und mit einzelnen, mächtigen Eichen bestanden, zum Schutze der weidenden Kühe gegen Sonne und Regen vom einstigen Walde stehen gelassen oder angepflanzt – das ist rings um London der Charakter der englischen Landschaft.

Und im blauen Aether jubilierten die Lerchen.

Ach, Lerchenschlag und blumige Wiesen! Das war's, wovon ich an Bord auf einsamer Nachtwache manchmal träumte. Ich langer Lümmel war trotz aller Lasterhaftigkeit überhaupt etwas sentimental veranlagt. Zu meiner Entschuldigung diene, daß ich das Gymnasium bis zur Obersekunda besucht hatte. Wenn es nach meinen Eltern gegangen wäre, so wäre ich Pastor geworden.

Eine halbe Stunde war ich so spaziert, als ich mich nach einem Ruheplätzchen umschaute. Eine mächtige Eiche, die etwa hundert Schritte vom Wege ab auf der Wiese stand, dünkte mir am geeignetsten dazu. Weiter abseits zog sich eine lange, hohe Mauer hin, jedenfalls eine Meierei umschließend.

Es mochte ja verboten sein, die Wiesen zu betreten; aber was machte ich mir aus so etwas! Es trampelten doch auch Kühe darauf herum.

Zwischen mir und der Eiche graste eine kleine Herde, und mir fiel sofort ein prachtvolles, schneeweißes Exemplar auf, mit gewaltigen Hörnern. Das war jedenfalls der Leitstier, der seinen Harem überwachte.

Leser, war ich damals nicht ein glücklicher Mensch?

Dieser schneeweiße Ochse sollte es sein, der meinem Leben eine ganz andere Wendung gab, der mich zum Freibeuter und Piraten machte, der mich von Stufe zu Stufe sinken ließ, bis zum steckbrieflich verfolgten Raubmörder herab!

Und ich hatte dem Ochsen doch gar nichts getan.

WIE ICH IN EINE FREMDE WELT HINEINSPRINGE.

Also um nach jenem Baume zu kommen, mußte ich an der Herde vorüber. Furcht vor Rindern kannte ich nicht. Ich bin mit Kühen und Ochsen zusammen aufgewachsen, hatte aber noch niemals

einen wildgewordenen Stier zu sehen bekommen und kannte dergleichen nur vom Hörensagen.

Eben wegen meiner früheren Bekanntschaft interessierte ich mich für Kühe. Außerdem hatte ich überhaupt stets für schöne Formen ein empfängliches Auge – und nicht nur für menschlich-weibliche Formen.

Wirklich, dieser weiße Stier war ein Staatsexemplar. Ich blieb in der Nähe stehen, um mir den herrlichen Gliederbau näher zu betrachten.

Ach, wäre ich doch nicht stehen geblieben!

Die Tiere wendeten die Köpfe nach mir, schnaubten. Eine Kuh brüllte, eine zweite brüllte. Der Stier, immer starr nach mir blickend, peitschte die Lenden mit dem Schweif. Es war ein böser Blick, mit dem er mich betrachtete.

»Na na, mein liebes Tierchen,« sagte ich freundlich, »ich will dir doch keine Konkurrenz machen . . .«

Ja, hatte sich was! Es war ein englischer Ochse, der kein Deutsch verstand. Oder er hielt mich eben für einen Nebenbuhler und hörte in seiner Eifersucht überhaupt nicht.

Plötzlich nimmt das Vieh den Kopf zwischen die Vorderbeine, den Schwanz kerzengerade hinten herausgereckt und so in voller Karriere auf mich los!

Nun wußte ich, was es geschlagen hatte. Ich brauchte keine Erfahrung zu haben, um zu wissen, daß es nicht gut sei, mit solchen spitzen Korkziehern in Berührung zu kommen. Und meine einzige Bewaffnung bestand in dem silbernen Zahnstocher. So beschloß ich, die Defensive zu ergreifen, d. h., zu retirieren, mich lieber auf meine langen Beine zu verlassen.

Also schleunigst die Pfeife aus den Zähnen genommen, kehrt gemacht und – heidi! – was mich meine Beine trugen nach dem Baume gerannt, in dessen Schatten ich hatte schlummern und träumen wollen.

Daraus wurde nun natürlich nichts. Der Stier blieb mir auf den Fersen. Und leider war kein Ast so tief, daß ich ihn hätte ergreifen und mich hinaufschwingen können.

Auch die Hoffnung trog mich, daß der Stier in seiner blinden Wut sich den Kopf an dem Stamme, hinter den ich schnell gesprungen war, zerschmettern oder sich doch wenigstens mit seinen spitzen Hörnern festnageln könne. Ich wollte vorsichtig hinter dem Stamme vorlugen, hatte aber nicht viel Zeit dazu, der Stier war schon hinter mir.

Und das Karussellspiel begann. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht. Die Rundgänge zählte ich nicht, und meine Taschenuhr war bei Samuel Cohn. Einholen tat er mich ja nicht. Dazu machte er viel zu große Bogen, während ich mich immer dicht am Stamme hielt, also einen kürzeren Weg beschrieb, und auf den genialen Gedanken, einmal schnell kehrt zu machen und mich in seine Korkzieher laufen zu lassen, kam das tolle Vieh nicht. Uebrigens war ich deshalb schon auf meiner Hut, blickte ab und zu immer einmal hinter mich, achtete auch auf das Pusten und Schnaufen.

Aber so konnte das nicht weitergehen. Um zwölf mußte ich zum Mittagessen zu Hause sein. Nachservieren gab's bei der Fatje Mine nicht. Doch was tun? Weit und breit kein Mensch zu sehen, der mir auch wenig hätte helfen können, es müßte denn gerade ein amerikanischer Buffalo-Jäger gewesen sein.

Ich sah meine einzige Rettung in jener Mauer, welche sich etwa noch 150 Schritte entfernt befand.

Wenn ich um den Baum herumgaloppierte, daß sie mir gerade vor die Augen kam, musterte ich sie recht genau.

Sie war offenbar viel zu hoch, als daß ich ihren Rand im Sprunge mit den Händen erreichen konnte. Außerdem hatte ich eine höllische Angst vor Glasscherben, mit denen ich einmal als Junge eine böse Erfahrung gemacht. Aber dort, etwas seitwärts, wurde sie durch ein Stückchen Bretterzaun unterbrochen, der bedeutend niedriger war.

Mein Entschluß war gefaßt. Entweder – oder. Jetzt kam es darauf an, wer schneller war, ich oder der Ochse. In solchen Fällen, wenn es ums Leben geht, darf man seine Person zuerst nennen.

Zuerst die Pfeife, welche durch den Luftzug noch immer brannte, ausgedrückt, damit ich sie in die Tasche stecken konnte, weil ich dann doch meine beiden Hände brauchte, und nun los, für Gott, König und Vaterland!!

Ohne Zweifel war das Vieh schneller als ich. Glücklicherweise aber war mein Verfolger über die Aenderung meiner Taktik verduzt, er blieb stehen, was ich ganz deutlich merkte, blickte mir nach – schon hoffte ich, meinen Schritt mäßigen zu können, als sich der Ochse abermals in Karriere setzte, mir nach. Es hatte nur einiger Zeit bedurft, ehe sein gehörntes Ochsengehirn meinen neuen Rückzugsplan begriffen.

Trotzdem sah ich mich bereits gerettet. Ich hatte durch das Simulieren meines Feindes einen guten Vorsprung gewonnen und schlenkerte meine Spazierhölzer mächtig. Nun rief ich bloß noch den heiligen Petrus als den Schutzpatron aller Wasserratten an, daß er dort oben auf dem Zaune keine Nägel habe wachsen lassen, oder sie möchten doch wenigstens so weit auseinanderstehen, daß ich unverletzt dazwischengreifen könnte, auch für meine unschuldigen Hosen stehe ich zum Schutzpatron um gütige Rücksicht empor – – und dann hing ich oben und schwang mich hinauf.

Dem heiligen Petrus sei Dank – überhaupt keine Nägel! Und dann stand ich drüben auf der anderen Seite.

Was ich nun beschreibe, war für mich nur eine Vision, hatte ich zum Anblick doch auch nur wenige Sekunden Zeit. Aber einmal habe ich ein sehr gutes Auge, und dann ist wohl bekannt, daß sich gerade bei solchen visionsartigen Zuständen dem Gedächtnis alles außerordentlich scharf einprägt. Noch heute sehe ich alles und fast jede einzelne Person deutlich vor mir.

Es war ein parkähnlicher Garten, in dem ich mich befand; zwischen den Bäumen schimmerten in der Ferne weiße Häuser, und auf dem Kieswege, dicht vor mir, bewegte sich ein seltsamer Zug.

Ja, war ich denn durch den Sprung über die Bretterwand plötzlich in die klassischen Zeiten des alten Rom oder Griechenland versetzt worden? Ich entschied mich für Rom, noch vor Christi Geburt.

Vornweg schritten feierlich zwei Männer, mit langen Lanzen bewaffnet, bekleidet mit der weißen Toga, welche von einem silbernen Gürtel zusammengehalten wurde, an den nackten Füßen Sandalen, das lange, schwarze Haar aus der Stirn von einem silbernen Reif zurückgehalten. Diesen Lanzenträgern folgten sechs andere Männer, noch sehr jung, ausgesucht schöne Jünglinge, ganz ebenso nach römischem Muster gekleidet, aber anstatt der Lanzen in den Händen Saiteninstrumente, Flöten und Zimbeln, auf denen sie eine alte, schwermütige Weise spielten.

Hierauf kamen vier Römer, welche eine offene Sänfte trugen, und diese ward noch von sechs römischen Rittern begleitet, ausgerüstet mit stählernem Schuppenpanzer und Beinschienen, das Haupt mit einem phantastischen Helm bedeckt, die Unterschenkel aber bis auf die Sandalen nackt; diese waren mit kurzen, breiten Schwertern bewaffnet, welche sie entblößt in der Hand hielten.

Ihnen schlossen sich noch eine ganze Menge von römischen Jungfrauen an, alle mit der weißen Tunika bekleidet, das Haar in der bekannten römischen Weise aufgesteckt, reichgeschmückt mit Ketten, Reifen und anderem Zierrat. Jede hatte in beiden Händen etwas zu tragen, meist zierliche Kästchen, die Toilettengegenstände einer reichen Römerin enthaltend, andere wiederum trugen silberne Tafeln und Teller, auf denen Weintrauben, Birnen, Feigen, Granatäpfel und andere Früchte lagen, welche hier nur aus dem Treibhause stammen konnten.

Ich hatte einmal ein berühmtes Gemälde gesehen: Reiche Römerin auf dem Wege zum Bade – hier war dieses tote Bild zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Ganz genau dasselbe.

Nun fehlt noch die Hauptperson, eben die nach dem Bade getragene römische Herrin.

Auf der offenen Sänfte stand ein goldener oder doch vergoldeter Thronessel, und auf diesem saß ein Mädels – (ich schreibe absichtlich so, wie ich mich damals ausdrückte). – Sie mochte vielleicht zwanzig Jahre alt sein, ihre Gestalt wurde von dem weiten Gewande unkenntlich gemacht, welches sich von dem der Dienerinnen nur dadurch unterschied, daß es aus einem feineren Stoff und mit einem Purpursaum eingefast war – ganz genau wie auf jenem Bilde – auch trug sie um die Stirn ein goldenes, reich mit Juwelen besetztes Band. Es war ein römischer Tituskopf, freilich ein solcher von rotblonden Locken, welche in der Sonne Funken sprühten, und auch sonst hatte die Dame, wie ich nun doch lieber sagen will, wenig Aehnlichkeit mit einer Römerin. Das war eine Engländerin oder doch eine echte Germanin. Sonst ein seltsames Gesicht, das der jungen Dame! Wäre es ein Mann gewesen, so hatte man von weibischen oder mädchenhaften Zügen gesprochen. Da es aber einem Weibe angehörte, so war es ein hübsches, trotziges Knabengesicht.

Man sieht, ich hatte die wenigen Sekunden, die mir zum Studium der ganzen Szene blieben, ausgiebig benutzt. Das lag eben in der ganzen Situation, auch kam mir die Erinnerung an jenes Bild zu Hilfe.

Aber noch ist eine andere Hauptperson zu erwähnen: Die feine, reichberingte Hand der jungen, römischen Herrin spielte mit den gelben Kopfhaaren eines ausgewachsenen, mächtigen Löwen, oder vielmehr einer Löwin, welche würdevoll neben der Sänfte einherschritt, fessellos, ohne Maulkorb – der sicherste Schutz für den, dem es gelungen war, die Wildheit des furchtbaren Raubtieres für sich selbst in Treue zu verwandeln.

So bewegte sich die Prozession feierlich an der Mauer entlang.

Da kam ich über die Bretterwand voltigiert. Ich kann nur sagen, daß die Menschen gar nicht recht dazukamen, über mein unerwartetes Erscheinen zu staunen – ich hatte mit dem ersten Blick alles umfaßt, der Zug dagegen geriet gar nicht ins Stocken, obgleich alles mich wie ein Phantom anstarrte – da plötzlich donnerte, krachte und prasselte es hinter mir, verschwunden war die Bretterwand, und aus der Staubwolke tauchte die weiße Gestalt des riesigen Ochsen auf.

Der hatte nicht nötig gehabt, die Bretterwand erst zu übersteigen. Nun ein einziges Stutzen, dann wieder den behörnten Kopf zwischen die Vorderbeine genommen und von neuem mit einem dumpfen Brüllen der Wut drauf los!

Unbeschreiblich ist die Szene, die sich jetzt abspielte. Es währte ja alles nur einen einzigen Augenblick. Und dennoch erinnere ich mich jeder Einzelheit noch ganz deutlich.

Ein wilder Stier! Dieser Gedanke genügte. Die vordersten beiden Römer ließen die Lanzen fallen und flohen dem nächsten Gebäude zu. Die römischen Spielleute schleuderten Harfen, Flöten und Zimbeln von sich und folgten. Die römischen Schwerträger schlossen sich ihnen gleichfalls an, und wen das Schwert beim Laufen hinderte, der warf es weg. Die Jungfrauen hatten natürlich erst recht ihre Kästchen und die Schalen mit dem ganzen Gemüse fallen lassen, rafften ihre langen Gewänder hoch und liefen, was sie laufen konnten.

Und der Löwe? Der machte mir den meisten Spaß. Er mochte schon wissen, daß mit einem wildgewordenen Stier schlecht Kirschenessen ist, oder es war ein angeborener Instinkt, wie ja auch in der Wildnis der Löwe dem Kafferbüffel ängstlich aus dem Wege geht – kurz, auch mein Löwe kniff den Schwanz ein und jagte wie ein Hase über die Blumenbeete davon.

Die Träger hatten die Sänfte gleich fallen lassen, um ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen, und das sollte für die Dame böse werden.

So unsanft plötzlich auf den Boden gesetzt, war sie mit dem Thronessel umgestürzt, raffte sich schnell wieder auf, aber sie stand mit den Füßen auf dem schleppenden Gewande, hatte sich darin verwickelt, konnte keinen Schritt tun, und so stand sie etwas zusammengeduckt da, die Hände erhoben, um sie vor die Augen zu schlagen, damit sie den Tod nicht sehe, der dort in Gestalt eines wütenden Stieres auf sie zugerast kam, aber zu dieser Bewegung schon nicht mehr fähig, vor Entsetzen zur Statue erstarrt.

Denn der Stier hatte von seinem zuerst erspähten Opfer, von mir, abgesehen, jetzt reizte die weiße Gestalt seine Wut, er stürmte gegen sie an, im nächsten Augenblick mußte er seine spitzen Hörner in ihren Leib gebohrt haben, dann sie in die Lüfte schleudernd . . .

Wie alles geschah, wußte ich später nicht mehr. Mit einem Male stand ich zwischen der Dame und dem Stier, eine der weggeworfenen Lanzen in der Hand – und dessen entsinne ich mich noch deutlich, daß ich ganz klar dachte: das ist Eschenholz, das Ding ist besser als mein silberner Zahnstocher – – und dann hatte ich die Stahlspitze dem Stier vorn in die Brust gerannt.

Er stürzte nicht. Zwischen uns beiden entstand eine Art Zweikampf. Auf der einen Seite schob der Ochse, auf der anderen Seite schob ich – ich hatte mich zu stemmen, daß sich meine Füße immer mehr in den Sand einbohrten wie die Lanze ihm in die Brust – dabei bog sich der Eschenschaft wie eine Gerte – und dann brach er zusammen – und ich wurde von dem federnden Schafte in die Höhe geschleudert und kam in ein Veilchenbeet zu liegen.

Im nächsten Moment war ich wieder auf den Füßen, raffte im Sprunge eins der Schwerter empor und war wieder neben dem Stiere, der wälzend sich aufzurichten versuchte, dabei mit der aus der Brust hervorstehenden Lanze in der Luft herumfuchtend –

und ich holte aus und stieß ihm den breiten Stahl seitwärts bis ans Heft in die Brust, dort, wo ich das Herz vermutete.

Da streckte er sich mit einem Röcheln, er war verendet.

Ich zog das Schwert wieder heraus, und so den blutigen Stahl in der Hand, wandte ich mich der Dame zu, und ich glaube sogar, ich habe dabei einen Kratzfuß gemacht.

»Haben Sie keine Bange, Fräulein, und entschuldigen Sie nur, daß ich ...«

Unvergeßlich ist mir der Anblick, den sie bot. Sie stand noch genau so da, halb geduckt, die Hände etwas erhoben, um sie vors Gesicht zu schlagen, aber dieses hatte sich total verändert. Erst vor Todesangst entstellt, spiegelte sich jetzt das grenzenloseste Staunen darin wider, und so blickte sie mich mit weit geöffneten Augen an.

»Bei Thor und Odin!!«

Dieser Ausruf war es, der mich unterbrach, und er ist mir ebenso unvergeßlich, so oft ich ihn auch später noch zu hören belam.

»Bei Thor und Odin!!« wiederholte sie nochmals.

Sie machte sich von ihrem Gewande frei, und da kamen die römischen Ritter und Jungfrauen schon wieder zurück, sie mochten beobachtet haben, wie alles gut abgegangen war, und ein Geschnatter fing an, wie in einer Gänseherde.

Einer der gepanzerten Männer trat auf die Dame zu.

»O, Mylady,« beteuerte er mit der Hand auf der stählernen Brust, »wenn ich gewußt hätte, daß es nur ein einziger Ochse war, und daß Sie zurück ...«

Er kam nicht weiter.

»Memme!!!«

Und gleichzeitig holte die Dame aus, und die zarte Hand fuhr dem römischen Ritter an die Backe, daß es knallte.

Dabei blieb es nicht.

»Ihr feigen Memmen, ihr Halunken, ihr Schufte, ihr Canaillen, ihr jämmerlichen Kaninchen ...«

Plauz, plauz, plauz, ging es, und das Dämchen fuhr fort, unter den römischen Rittern und Zimbelspielern und Ehrenjungfrauen freigebig Mauschellen auszuteilen, ohne Ansehen der Person.

Ich merkte, daß ich hier ganz überflüssig war. Die besorgte alles allein. Auch gefiel mir diese Szene durchaus nicht. Sich prügelnde Frauenzimmer sind mir etwas Gräßliches. Wenn so etwas auf dem Tanzboden vorkommt, gehe ich immer mit dem Wassereimer dazwischen. Das konnte ich hier nicht.

Also ich ließ das Schwert fallen, steckte die Hände in die Hosentaschen, warf noch einen bedauernden Blick auf den prachtvollen Ochsen, von dem ich mir jetzt gern ein Stück zum Braten abgeschnitten hätte, und überschritt die niedergebroschene Bretterwand und lenkte meine Schritte über die Wiese wieder dem Wege zu.

Unterwegs blickte ich prüfend an meinem Anzug hinab. Gott sei Dank, er hatte nicht gelitten und zeigte auch keine Blutspuren. Wenn ich nur gewußt hätte, ob nicht etwa das Vorhemdchen und der Kragen von Marys Bräutigam mit Blut bespritzt waren, es war doch Sonntag, es wäre doch genierlich gewesen . . .

»Hallo, Sir!« erklang es da hinter mir, als ich eben wieder jene Eiche passierte.

Es war ein Diener, der mir nachgelaufen kam, kein römischer, sondern ein moderner, in reicher Livree. Das Kerlchen sah aus wie ein herausgeputzter Affe.

»Na?«

»Die Lady läßt den Herrn höflichst bitten, sich zurückzugeben, sie möchte ihrem Retter danken.«

Ich überlegte nicht lange. Meine Neugier war doch rege geworden, zu erfahren, was für eine Bewandtnis es mit dieser römischen Milchwirtschaft habe. Und dann sollte die nicht etwa denken, ich könne nur einen Stier fällen, sonst aber sei ich zwei Meter langer Kerl ein schüchterner Mensch. O, ich war ein feiner Bengel, wenn ich's nur sein wollte!

Also ich drehte um. Der geputzte Affe trippelte neben mir her.

»Wer war denn die Dame, die mit dem Thronessel umfiel?« fing ich zu fragen an.

»Sie wissen wirklich nicht, wer das ist?« erklang es erstaunt.

»Na, sonst würde ich doch nicht erst fragen!« wurde ich gleich grob. Ich kann solch eine dumme Fragerei für den Tod nicht leiden. Hei, solch einen sollte ich einmal unter meinem Kommando an Bord haben! Mit dem würde ich aber längs fahren!

»Die Lady Blodwen von Leytenstone,« war jetzt die kleinlaute Antwort.

Mir gänzlich unbekannt.

»Haut die immer so?«

Der Diener duckte sich im Gehen gleich zusammen. Und dann versicherte er das Gegenteil.

»O, wir haben es hier sehr gut, können über nichts klagen.«

Es hatte das Gegenteil herausgeklungen. Es war eine Sklavenseele. Und mit dieser Erkenntnis kam mir das Bewußtsein, daß ich ein Steuermann war, der kraft seines internationalen Patentes den größten Dampfer über den Ozean führen durfte, und dieser Mensch neben mir ein Lakai, und daß es sich daher für mich nicht schickte, ihn über seine Herrin auszufragen.

Ja, ich konnte maßlos stolz sein! Ich machte wohl vor dem Mädels, das ich auf dem Tanzboden engagierte, einen Bückling, aber sonst hat wohl selten ein Mensch den Kopf so stolz im Nacken getragen wie ich damals! Nur der Kapitän, dem ich mich für eine gewisse Zeit verheuert, hatte über mich zu befehlen, sonst war ich keinem anderen Menschen auf der Erde Respekt schuldig. Und ich glaube, er ist gesund, dieser Stolz.

Wir durchschritten den Park. Viele Statuen, niedliche Tempelchen, auch die großen Wohngebäude, alle mit blendend weißen Fassaden, reich geschmückt mit Säulen, durchaus in römischem Stil gehalten. Eine richtige römische Villa.

Unter einer solchen verstand der alte Römer etwas anderes als wir heute. Sie entsprach unserem heutigen Schloß, welcher Begriff aber auch schon verdreht wird. Das Schloß, in dem Menschen wohnen, und das Türschloß haben ein und denselben Ursprung. Abgeschlossen ... nämlich von der übrigen Welt. Ein Schloß muß seine Bewohner selbständig ernähren können, seine Mauern müssen Handwerker aller Art beherbergen.

Das verlangte der alte Römer auch von einer Villa. Villa bedeutet ja übrigens auch Stadt, richtiger Flecken, Gemeinde, und noch heute werden in Italien kleinere Städtchen Villas genannt.

Unsere heutigen Villas und Schlösser sind verständnislose Nachäffungen. Nur auf Rittergütern findet man noch das ursprüngliche Verhältnis, und dann besonders in der ›Residenz‹ des reichen Engländers, wo mindestens Hauslehrer, Hausarzt und Hauskaplan vorhanden sein muß.

Hier hatte ein Engländer seiner Residenz einmal das Aussehen einer altrömischen Villa gegeben; auch im persönlichen Aeußeren strebte man nach diesem Stile. Ich konnte dies alles recht wohl begreifen. Wenn ich Geld hätte, ich würde mein Leben auch nach meinem Geschmacke einrichten.

»Ist die Dame verheiratet oder noch ledig – 's ist nur wegen der Anrede,« meinte ich noch einmal zu dem Diener.

»Lady Blodwen ist die hochedle Gemahlin Seiner Herrlichkeit des vor vier Jahren selig gestorbenen Lords von Leytenstone.«

»Das heißt mit kürzeren Worten ausgedrückt: sie ist Witwe.«

»Sehr wohl, mein Herr.«

»Gut! Uebrigens bleibt es dann ja sowieso bei Mylady.«

Es ging durch eine Säulenhalle, einige breite Stufen hinauf, von steinernen Löwen bewacht, welche nicht so ausreißen konnten wie vorhin der lebendige, dann in eine weite Halle, gerade durch ihre steinerne Nacktheit wieder an altrömische Zeiten erinnernd, nicht minder aber durch prachtvolle Mosaik und Wandgemälde –

und in der Mitte der Halle saß sie schon wieder auf einem Thronessel, immer noch als römische Patrizierin, immer noch umgeben von einer römischen Leibwache.

Wirklich ein famoses Frauenzimmerchen! Dieser knabenhafte Trotz in dem kleinen Gesichtchen gefiel mir. Das war einmal etwas ganz anderes. Mit der hätte ich nur immer Extratouren getanzt, es hätte kosten können, was es wollte. Und Witwe? Ich hätte sie eher für ein Mädchen gehalten. In dieser Beleuchtung sah sie wie höchstens achtzehn aus.

Was mich selbst anbetrifft, so sei nur bemerkt, daß ich die Hände aus den Hosentaschen genommen hatte. Ich wußte, was Anstand ist.

Jetzt versuchte sie ein recht strenges Gesicht zu machen.

»Wie heißen Sie?« erklang es kurz, fast schroff.

Oho! Das fuhr mir gleich in die Nase. Na, ich wollte einen Pflock zurückstecken. Mit solchen reichen Herrschaften, die gar keine Lebenserfahrung haben und zwischen speichelleckenden Schranzen und Lakaien großgeworden sind, muß man etwas Rücksicht haben.

»Richard Jansen,« entgegnete ich also und machte nach hinten meinen elegantesten Kratzfuß.

»Das ist kein englischer Name.«

»Nein, aber ein deutscher – ich bin aus Danzig – ein echter Danzickmann.«

»Was sind Sie?«

»Steuermann.«

»Auf einem Schiffe?«

»Na, dachten Sie etwa auf'm Kutscherbocke?« fuhr es mir heraus.

Ueber ihr blasses Gesicht huschte etwas, es war ein heiterer Zug, sie biß sich heimlich auf die Lippen. Doch schnell war sie

wieder die unnahbare Aristokratin – was auf mich so den Eindruck von kindlicher Spielerei machte, die ich gutmütig beobachtete.

»Auf welchem Schiffe sind Sie Steuermann?« fuhr sie dann in ihrem herrischen Examen fort.

»Zuletzt war ich auf der ›Helios‹ – von Liverpool nach Valparaiso und zurück nach London. Vor sechs Wochen wurde ich abgemustert. Seitdem liege ich an Land.«

»Wo wohnen Sie?«

»In der Cablestreet – Nähe von Westindia-Dock.«

»Nummer?«

»Nummer 277.«

»Wohnen Sie da bei anderen Leuten?«

Was wollte die eigentlich von mir? Behandelt man so seinen Lebensretter? Na, ich blieb ruhig. Kratzfüße freilich machte ich nicht mehr.

»Jawohl, bei einem Boardingmaster.«

»Boardingmaster? Ah, ich verstehe. Wie heißt der Mann?«

»Benjamin Franklin. Das ist aber nicht der, der den Blitzableiter erfunden hat, das ist ein anderer.«

Wieder zuckte es in dem hübschen Gesicht, wieder biß sie sich auf die Lippen.

Dann schwieg sie lange, blickte mich unverwandt an. Mir wurde es nach und nach zu viel. Um zu zeigen, wer ich eigentlich war, steckte ich die linke Hand in die Hosentasche und klimperte mit dem Reste von Marys zwei Schillingen, mit der rechten holte ich meinen silbernen Zahnstocher hervor und benutzte ihn.

Endlich hatte sie mich lange genug betrachtet.

»Herr Jansen, Sie haben mir . . . «

»Bitte, Mylady – Herr Steuermann,« korrigierte ich sie sofort, um zu zeigen, daß ich auch was war, und sie nahm die Zurechtweisung ohne Wimperzucken an.

»Herr Steuermann, Sie haben mir das Leben gerettet.«

Ich nahm die Hand aus der Tasche und den Zahnstocher aus dem Munde. Denn jetzt sprach sie wieder, wie sich's gehört.

»Sie haben mir das Leben gerettet, Herr Steuermann.«

»O, Mylady, was das anbetrifft – das war nur meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit – überhaupt war ich ja erst daran schuld, daß Sie in Gefahr kamen, ich muß deswegen noch um Entschuldigung bitten.«

»Sie hatten den Stier geneckt?«

Mir war schon aufgefallen, daß sie sich nicht gleich nach den Einzelheiten erkundigt hatte, wie ich über den Zaun gekommen war und mir nach der Ochse. Wie ich später erfuhr, was ich gleich vorausschicke, war mein Abenteuer doch von einigen Leuten in der Villa beobachtet worden, man hatte es der Lady bereits hinterbracht.

»Nein, Mylady. Ich necke niemals einen Menschen, noch weniger einen Ochsen. Ich blieb einmal stehen, das Biest wurde wahrscheinlich eifersüchtig auf mich, und nachdem es mich einige Male um einen Baum gejagt hatte, erspähte ich jenen Zaun als meine Rettung. Daß es so kommen würde, konnte ich nicht ahnen. Ich bitte um Entschuldigung.«

Wieder ein minutenlanges Sinnen und Michanblicken.

»Trotzdem,« hob sie dann wieder an, »Sie haben mir das Leben gerettet. Ohne Sie wäre ich jetzt zer ... genug! Ich möchte Sie belohnen.«

»O, Mylady, davon ist gar keine Rede ... «

»Still!« unterbrach sie mich herrisch. »Ich nehme nie etwas umsonst an, und Wohltaten muß man überhaupt vergelten. Wissen Sie, wer ich bin?«

»Die Lady Blodwen von Leytenstone.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe vorhin den Diener danach gefragt, der mich zurückholte.«

»Was haben Sie den Mann sonst noch gefragt?«

»Gar nichts weiter. Nun ja, ob Sie immer so mit Ohrfeigen um sich werfen, wie ich es vorhin sah, was eigentlich auch ganz in der Ordnung war, denn verdient hatten's diese römischen Helden.«

Wieder blickte sie mich lange an.

»Was haben Sie den Diener sonst noch über mich gefragt?« fuhr sie dann ungerührt fort.

»Gar nichts weiter – auf Ehre nicht – fragen Sie'n doch selbst.«

»Wie kommen Sie eigentlich hierher?«

»Nu, heute ist doch Sonntag – und ich habe doch sonst nichts weiter zu tun – da habe ich so einen kleinen Spaziergang gemacht.«

»Ganz zufällig kamen Sie hierher?«

»Ganz zufällig.«

»Sie wußten nicht, daß dies die Residenz der Lady Leytenstone ist?«

»Nee.«

»Aber Sie haben doch schon von der Lady Blodwen von Leytenstone gehört!«

»Nee.«

»Wie, Sie hätten überhaupt noch nichts von der tollen Lady Blodwen gehört?!«

»Nee.«

»Von der Lady Leytenstone, die seit vier Jahren mit der englischen Krone prozessiert?«

»Nee.«

»Von der tollen Lady Blodwen, die unter Kuratel steht?«

»Nee.«

»Ja, lesen Sie denn gar keine Zeitungen?!«

»Nee.«

»Haben Sie schon gespeist?«

Ich hätte bald laut aufgelacht. Dieser plötzliche Wechsel der Fragen wirkte auf mich urkomisch. Dann aber wirkte auf mich der liebliche Klang, der in dieser letzten Frage lag. Haben Sie schon

gespeist – aaah, wie appetitlich das klang – das schmeckte schon nach einem handgroßen Beefsteak mit Bratkartoffeln. Jawohl, gespeist hatte ich heute schon einmal – vor sechs Stunden – Butterbrot mit kaltem Käse. Von der Fatje Mine hatte ich heute mittag nun sowieso nichts mehr zu erwarten, meine Antwort war daher schnell gefaßt.

»Nee.«

»Ich darf Sie wohl als meinen Gast bewirten?«

»Wird mit Dankbarkeit akzeptiert.«

»Und inzwischen überlegen Sie sich, was für einen Wunsch ich Ihnen erfüllen kann.«

»Hören Sie, Mylady, das geht wirklich gegen meine . . . «

Eine gebieterische Handbewegung schnitt mir das Wort ab, und es war wirklich eine Handbewegung, gegen die nicht so leicht ein Widerspruch aufkommen konnte.

Die Dame hatte sich erhoben, hob auch die Hand, und fast feierlich erklang es:

»Ich bin die Lady Blodwen von Leytenstone. Verstehen Sie, was das heißt? Ich gestatte Ihnen, an mich eine Bitte zu richten. Und dieser Wunsch soll Ihnen erfüllt werden. Was es auch sei. Verstehen Sie? Was es auch sei! Was es auch sei!!! Die Steine vom Himmel kann ich natürlich nicht herunterholen. Aber sonst – bei Thor und Odin! – Ihr Wunsch soll erfüllt werden! Das spricht die Lady Blodwen von Leytenstone! Und nun gehen Sie und überlegen Sie reiflich!«

Ich muß offen gestehen: ich war wie niedergedonnert. Wie das Mädels nur dastand, etwas vorgeneigt, die Hand erhoben, einen Finger schüttelnd – und nun diese blauen, weitgeöffneten Augen, wie das plötzlich aus denen blitzte – und dann diese Worte, mit solch einer Wucht gesprochen – »bei Thor und Odin!!« – na, kurz und gut, ich langer Geselle wurde ganz kopfscheu. Ein Diener mit silbernen Fransen und Klunkern machte vor mir eine Verbeugung, was ich für eine Einladung hielt, ihm zu folgen – ich tat es.

WIE ICH SPEISTE UND MIR DANN ETWAS NICHT GEFALLEN LIESS.

Welchen Weg ich nahm, bis ich in ein kleines Zimmer geführt wurde, weiß ich nicht mehr.

Wirr jagten die Gedanken durch meinen Kopf. Himmel, welche Zukunft eröffnete sich meinen Augen! Ich sah mich schon am Ziele meiner sehnlichsten Wünsche, die bereits den Inhalt meiner Kinderträume gebildet hatten.

Wenn die mir 50 000 Taler pumpete! Ich wollte sie ihr gut verzinsen. Ach, schon 30 000 Taler genügten! Dafür bekommt man schon ein Schiff. Wenigstens genügt dann die Anzahlung, und man hat noch immer Kapital für Versicherung und dergleichen in Händen. Und was wollte ich nicht aus meinem Schiffe machen! Und mochte es auch ein noch so elender Holzkasten sein – aber eine Besatzung wollte ich zusammentrommeln und ausbilden, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte! Und als selbständiger Kapitän würde ich nicht mit dem lieben Gott in Frankreich tauschen! Freilich hieß es dabei arbeiten, daß die Schwarte knackte! Aber was gibt es denn Schöneres im Leben, als arbeiten, besonders, wenn man Erfolg dabei hat? In drei Jahren mußte das Schiff mein schuldenfreies Eigentum sein. Und nun dann erst – ach, ihr gekrönten Fürsten der Erde, was für willenslose Sklaven seid ihr gegen mich!

Nun kennt man mein Ideal. Es war nicht so leicht zu verwirklichen. Wer pumpete einem armen Schlucker wie mir 30 000 Taler? Und soll sich einmal ein Seemann, der gegen Heuer arbeitet, so viel zusammensparen. Da war es wirklich besser, er verjuxte die in zwei schweren Jahren erarbeiteten sechshundert Taler in drei Tagen. Da hatte er wenigstens eine schöne Erinnerung davon.

Außerdem wird man mir zugestehen müssen, daß ich trotz allen anmaßenden Stolzes, der mich manchmal packte, höchst bescheiden war. Ich wollte nichts geschenkt haben, ich dachte sofort an eine Verzinsung, und ich dachte nicht gleich an Millionen, mit

welchen sonst bei Schiffstufen gerechnet wird. Auch meine Lebensansichten waren gewiß sehr gesund. Ein Leben ohne Arbeit konnte ich mir gar nicht vorstellen.

»Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Was es auch sei. Ich bin die Lady Blodwen von Leytenstone. Ihr Wunsch soll erfüllt werden – bei Thor und Odin!«

Diese Worte hallten noch mit Wucht in meinen Ohren. Und wenn ich sie nun beim Worte nahm? Ich dachte einmal an eine Forderung von Millionen. Mit einer Art von Schamgefühl verwarf ich diesen Gedanken schnell wieder.

Dann hatte sie selber gesagt, daß sie unter Kuratel stände. Aber daß sie mir 30 oder 50 000 Taler verschaffen könnte, daran zweifelte ich trotzdem nicht. Wer in solch einer Residenz lebt, sich solch kostbare Spielereien leisten darf, der muß auch solch eine Summe auftreiben können. Die Kuratel hebt doch nur das Verfügungsrecht über das Kapital auf. Zu dieser Erkenntnis reichten meine Lebenserfahrungen aus.

Der Anblick eines gedeckten Tisches rüttelte mich aus meinen Träumereien auf, indem ich mir sagte, daß ein Beefsteak im Magen besser als ein fremder Ochse auf der Wiese ist.

Es war ein sehr kleines Zimmer mit wenigen Möbeln, aber prachtvoll, ganz eigenartig. Ich wurde durch Mosaik und Wandgemälde lebhaft an die Räume des ausgegrabenen Pompeji und Herculaneum erinnert, die ich gesehen hatte. Nur stellten die Gemälde Szenen aus dem altchristlichen Leben dar, desgleichen die Glasmalereien der Fenster, und ... da an der Glastür war ja auch mein lieber Petrus, dem ich meine unerschundenen Hände und meine heilen Hosen verdankte! Er war nicht allein, sondern in Gesellschaft der anderen elf Apostel.

Doch gegenwärtig war für mich die Hauptsache, daß der Tisch schon gedeckt war. Der Diener mit den silbernen Klunkern servierte schnell. Erst kam Suppe, Bouillon mit Spargel, Blumenkohl

und Gott weiß was. Dann gab es Fisch – einen Fisch, dem ich Salzwasserratte im Meere noch nicht begegnet war.

Er schmeckte ja recht gut, hatte nur ein bißchen viel Gräten, und sonst – hm – ich dachte sehnsuchtsvoll an meinen gefällten Ochsen, von dem mir ein Stück aus den Rippen heraus viel lieber gewesen wäre.

Da kommt der Klunkermann schon wieder und bringt auf einer silbernen Platte zwei mächtige Beefsteaks! Na, dann ließ ich es mir gefallen. Daß auf den Beefsteaks ein ganzes Gemüsebeet arrangiert war, wäre gar nicht nötig gewesen.

Ich hatte das zweite Beefsteak noch nicht ganz aufgegessen, als der Lakai abermals hereinkam und ... einen großen Vogel angeschleppt brachte. Nämlich einen gebratenen! Auf der Platte!

Und da ging mir die große Ahnung auf! Ich sollte ja speisen! Speisen!!! Und ich speiste Table d'hôte! Ahaaa!!!

Ich hatte schon viel von Table d'hôte gehört und gelesen, aber selber Table d'hôte gespeist hatte ich noch niemals. Schon seit sechs Jahren, nein, seit acht Jahren, seitdem ich als Matrose fuhr, hatte ich, wenn ich abgemustert war und Geld in der Tasche hatte, immer gern einmal in einem Hotel Table d'hôte speisen wollen, war aber nie dazu gekommen. Wenn ich's ausführen wollte, war immer das Geld schon alle gewesen. Ich hatte immer den geschminkten Frauenzimmern zu viel Champagner in den Hals gegossen, und dann mußte ich wieder trocken Brot knabbern.

Und nun endlich sah ich mein Ideal, soweit es das Essen anbetraf, verwirklicht! Ich speiste Table d'hôte! Wirklich, es war mir ganz feierlich zumute, als ich mich über den gebratenen Vogel hermachte. Als sich dann später meine Kenntnisse in der gebratenen Zoologie erweiterten, erinnerte ich mich, daß es ein Fasan gewesen war. Innerhalb einer Viertelstunde hatte ich ihn tadellos skelettiert. Und da kam schon wieder etwas anderes – etwas, was ich nicht entziffern konnte – so ein kunterbuntes Gemengsel, das halb nach Fleisch, halb nach Gurke, halb nach Sirup und nach

Gott weiß was schmeckte. Aber gut schmecken tat's. Und so ging das weiter. Immer eine Schüssel nach der andern kam herein. Gezählt habe ich sie nicht.

Der silberne Klunkermann grinste manchmal. Ich ließ ihn grinsen. An Bord meines Schiffes hätte er es freilich nicht tun dürfen.

Zuletzt kam Brot, Butter und eine große Platte mit verschiedenem Käse, wo ich noch einmal tüchtig hineinhaute. Dann war ich wirklich satt. Behaglich lehnte ich mich zurück, streckte die langen Beine aus, und jetzt kam mir voll und ganz zum Bewußtsein, was ein silberner Zahnstocher zu bedeuten hat.

Nachdem ich den Genuß des Stocherns genügend ausgekostet hatte, ergab ich mich einem zweiten Genusse: meinem Kalkstummel und Marys Tabak. Sie war doch wirklich ein Engel, die Mary. Aber die Lady Leytenstone war auch nicht schlecht.

Versteht der Leser, was hiermit angedeutet werden soll? Frauenzimmer war damals Frauenzimmer für mich. Küchenmagd oder Ihre Herrlichkeit die Lady von Leytenstone oder die Großherzogin von, auf und zu Estramadura und Kaiserin der noch unentdeckten Weltteile – mir ganz schnuppe, ich piff auf den ganzen Schwindel! Die Hauptsache war, daß mir das Mädchel gefiel. Und links herum tanzen mußte sie können. Die Mary hatte so rote, aufgesprungene Pfoten, und Ihre Herrlichkeit die Lady von Leytenstone hatte ein so herrisches Wesen. Die hätte ich einmal ein halbes Jahr an Bord unter meiner Fuchtel haben sollen, da würde ich den roten Trotzkopf mir bald dressieren, und dann würde sie mir vielleicht auch gefallen.

So kalkulierte ich. Ach, hätte ich glücklicher Jüngling damals geahnt, wie vermessen ich das Schicksal herausforderte! Wie es Weiber gibt, welche jeder Berechnung spotten!

Zu erwähnen vergaß ich, daß auf dem Tische eine Flasche Rotwein und eine Flasche Weißwein gestanden hatten. Die Flasche Weißwein hatte ich geleert, der Diener brachte unaufgefordert eine zweite, die, als abgeräumt wurde, ebenfalls bis auf den kleinen

Rest verschwand, den schlürfte ich jetzt, und als der Klunkermann nicht von selbst wiederkam, machte ich mich einstweilen an die Flasche Rotwein.

Der Wein war schwer, sehr schwer. Aber drei Flaschen rührten mich gar nicht, ein halbes Dutzend nicht. So wie gestern abend – na, da hatte ich den Grog aus Bleheimern getrunken, ohne Wasser, den schieren Rum.

Auch die Flasche Rotwein wurde unter Träumereien aller Art geleert. Unterdessen mußten doch schon zwei Stunden vergangen sein. Jetzt hätte jemand kommen können, um mich zu holen. Mein Wunschzettel war geordnet.

Eine Klingel war nicht zu sehen. Ich ging einmal nach der Tür, an deren Glasscheibe die zwölf Apostel in allen Farben prangten. Es war eine kunstvolle Glasmalerei. Was die zwölf Apostel machten, war mir nicht recht erklärlich. Eine allgemeine Unterhaltung. Petrus stand da, als wolle er Paulussen in den Bauch boxen, und Judas bückte sich, und Johannes schien einen Anlauf zu nehmen, als wollten die beiden Bockspringens machen.

Die Tür klemmte sich. Nein, sie war – sie war – – nanu, die Tür war ja von draußen zugeschlossen!? Wahrhaftig, als ich mich bückte, sah ich im Schloß von draußen den Schlüssel stecken! Einfach abgesperrt! Ich ging nach den Fenstern, wollte rufen – die beiden hohen Fenster waren von innen überhaupt nicht zu öffnen. Nochmals nach der Tür, ich konnte es gar nicht fassen – aber es war und blieb Tatsache, man hatte mich eingeschlossen.

Himmelbombenelement noch einmal, Klüverbaum und Katzenschwänze!!!

Ich weiß nicht – mir stieg das Blut plötzlich siedendheiß zum Kopfe empor. Ich wurde ganz wild. Eingeschlossen sein – entsetzlicher Gedanke für mich! Wenn ich alles vertragen kann – nur das nicht!

In Colombo auf Ceylon sollte ich einmal vierzehn Tage eingesperrt werden. Ich hatte so einen malaiischen Polizisten verhauen. Ich hielt's keine Stunde aus. Mit einem Anlauf rannte ich die ganze Mauer ein, riß ein paar Türen aus den Angeln, und dann war ich im Freien. Ein brauner Soldat wollte auf mich schießen. Ich nahm ihm das Gewehr weg, nahm das Kerlchen untern Arm, nahm es gleich an Bord meines Schiffes mit, wo ich ihn erst bezecht machte, ehe ich ihn laufen ließ.

Und nun hier . . .

Ich klopfte, ich donnerte mit der Stiefelhacke gegen die Tür, bis ich für das Schicksal der zwölf Apostel fürchten mußte. Ich wartete und donnerte weiter – niemand kam.

Nein, das konnte so nicht weitergehen. Ich lasse mich nun einmal nicht einsperren! Da hörte doch wahrhaftig alles auf.

Die Glasscheibe in der Tür saß tief genug, um, wenn ich hindurchgriff, den Schlüssel erfassen zu können. Nur mußte ich dazu erst ein Loch ins Glas machen, mußte gerade zwischen die Beine des heiligen Jakobus hindurch greifen, der sehr breitbeinig dastand. (Ich kenne die Gestalten der zwölf Apostel daher so gut, weil ich hatte Pastor werden sollen.)

Nein, das war doch nicht gut zugänglich. Aber ich lasse mich nicht einsperren! Also ich hob den Fuß, ein Druck, und knallend sprang die Tür auf. Freilich auch unter einem Klirren von Glas. Denn nun waren dabei die sämtlichen zwölf Apostel in die Brüche gegangen. Ich konnte ihnen nicht helfen.

Und draußen zwischen den Glastrümmern stand ein alter Mann – kein Römer, auch kein silberner Klunkerfritze, sondern ein würdevoller Herr in schwarzem Anzuge und machte eine Bewegung, als wolle er die Hände über seinem grauen Haupte zusammenschlagen, war aber dessen nicht fähig, er zitterte an allen Gliedern.

»Mein Gott, was machen Sie denn da?!« jammerte er.

Ich war noch sehr erregt.

»Die Tür habe ich aufgemacht!!« schnauzte ich ihn an. »So 'ne Gemeinheit, mich hier einzuschließen!«

»Sie haben die Glasscheibe zerbrochen,« jammerte der Alte weiter.

»Mir ganz egal, ich lasse mich nicht einschließen.«

»Das war eine Glasmalerei von dem berühmten Sandrock!«

»Mir ganz egal – und wenn Raphael oder der Prinz von Wales sie gemalt hätte – ich piepe darauf – ich lasse mich nicht einschließen!«

»Das war eine absichtslose Unüberlegtheit des Dieners.«

»Eine absichtslose Unüberlegtheit? So! Geben Sie mir den Kerl mal her, daß ich ihm Ueberlegtheit beibringe – übers Knie – und das absichtlich!«

»Aber, mein lieber Herr, seien Sie doch nicht gleich so böse, es soll ja nicht wieder vorkommen!« flehte der alte Herr und wackelte angsterregend mit Kopf, Händen und Knien.

»Das will ich mir auch stark verbitten!« schnauzte ich noch immer.

»Aber mein lieber, lieber Herr, seien Sie doch nicht so böse!« flehte jener nochmals.

Schnell war mein Zorn wieder verraucht. Wie der Alte mit den weißen Haaren so bettelte, wie er so kläglich dastand, an allen Gliedern wie Espenlaub zitternd – er tat mir leid. Wie ich später erfuhr, war es ein permanentes Zittern. Er litt am Tadderich. Nicht vom Suff, sondern aus Altersschwäche.

»Aber die bemalte Glasscheibe bezahle ich nicht!«

»Ach, wer spricht denn davon? Die Lady erwartet Sie. Sie sollen ihr doch Ihren Wunsch vortragen.«

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich hatte mich ja hier nicht gerade in angenehmer Weise aufgeführt; aber daß die zwölf Apostel zersplittert am Boden lagen, das war nicht meine Schuld. Und ein heimliches Verduften gibt's bei mir überhaupt nicht. Ich wollte

mich schon rechtfertigen, und war die Dame vernünftig, so achtete sie diesen Zwischenfall gar nicht, andernfalls ... von einem unvernünftigen Menschen mag ich gar kein Geld geliehen haben.

Also ich ging mit, wieder in jenen Saal zurück, wo die Lady noch immer oder schon wieder auf ihrem Throne saß, umgeben von ihrer Leibwache. Sie hatte Papiere in der Hand, und unten vor den Stufen waren eine Menge Kleidungsstücke ausgebreitet. Ich sah eine Hose, ein Hemd ...

Himmel!!! Ich blickte stier hin. Ich traute meinen Augen nicht. Ich rieb sie. Ich blickte wieder hin.

Natürlich! Das waren ja meine Hosen! Das war ja mein Hemd! Das waren meine Sachen! Und dort lag ja auch mein Kleidersack! Und was die Lady in der Hand hatte, das war mein Seefahrtsbuch, waren meine anderen Papiere!!

»Ich habe von dem Boardingmaster Ihre Sachen holen lassen,« fing die Lady an. »Es waren einige ...«

»Sie haben – von dem Boardingmaster – meine Sachen – holen lassen?« unterbrach ich sie ruckweise, muß aber dabei im ganzen Gesicht gelacht haben, nämlich weil ich etwas zu hören bekam, was über meinen Horizont ging. Die Lady aber mochte sich dieses Lachen anders deuten.

»Jawohl. Ich habe sie ausgelöst, es waren sieben Pfund und ...«

Wieder kam sie nicht weiter.

»Sie haben – bei dem Boardingmaster – ohne meine Einwilligung – meine Sachen ausgelöst?« wiederholte ich, und diesmal mochte ich ein etwas anderes Gesicht dabei machen, daß sie mich plötzlich ganz erschrocken anblickte.

Und zum Erschrecken hatte sie auch allen Grund. Denn jetzt ging's bei mir los.

»Na, nun hat's bei mir aber dreizehn geschlagen! Lassen die meine Sachen holen!! Machen die meinen Kleidersack auf!! Stärkert das Frauenzimmer in meinen Papieren herum!! I du armseliger Sandsack du ... «

Ich weiß nicht, was ich der alles für Titulationen an den Kopf geworfen habe. Ich schimpfte wie ein Rohrspatz. Mein erstes war, daß ich mit einem Satze die Thronstufen hinaufsprang, dem Weibsbilde meine Papiere aus der Hand riß, und dann, immer schimpfend, warf ich meine Sachen in den Kleidersack, schnürte ihn zu, hockte ihn auf den Rücken und wandte mich dem Ausgang zu, immer noch schwadronierend.

»Ihr wärt mir gerade die rechten, meine Schulden zu bezahlen, die ich selber gemacht habe! Ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht so eine Frechheit vorgekommen. Das wagt sich ja kein Kapitän – von der Polizei gar nicht zu sprechen – und ihr unverschämtes Landgesindel ... «

Ich befand mich schon draußen, strebte schon wieder der Wiese zu.

Wirklich, meine Aufregung war furchtbar. Und wer mich begreift, wird es verständlich finden. Soll einmal ein Fremder oder auch ein guter Freund in eines Geschäftsmannes Geldschrank herumstänkern. Da hört die Freundschaft auf. Und mein Kleidersack war mein Heiligtum. Dazu kam nun im besonderen noch mein ganzer Charakter, mein grenzenloser Hang zur Selbständigkeit. Ohne diesen Hang und Drang wäre ich jetzt schon Pastor gewesen.

Mit den 50 000 Talern war es nun freilich vorbei. Auch mit den 30 000. Machte nichts. Lieber sich sein ganzes Leben lang mit halsstarrigen Segeln herumbalgen, als so einen eigenmächtigen Griff in seine heiligen Rechte dulden.

DIE DOPPELGÄNGERIN, UND WAS ICH ÜBER LADY BLODWEN
ERFUHR.

Aber ich sollte wiederum nicht weiter als bis zu jener Eiche kommen, die mir eben das Schicksal als meine Grenze gesetzt zu haben schien.

»Ach, mein lieber, lieber Herr,« erklang es hinter mir im jämmerlichsten Tone.

Es war wieder der Alte, keuchend und zitternd, daß ich in meiner Phantasie schon seinen Kopf im Grase liegen sah.

»Na, was gibt's denn immer noch?«

»Ach, mein lieber, lieber Herr, kommen Sie doch wieder zurück!«

»Weiter fehlte nichts,« mußte ich ob solch einer naiven Zumutung denn doch lachen.

»Die Lady hatte es doch nur gut mit Ihnen vor,« fuhr der Alte in weinerlichem Tone fort. »Ich habe es ihr ja auch gleich gesagt, daß sie Ihre Sachen nicht so ohne weiteres holen lassen dürfte – dazu müßten Sie erst Ihre Einwilligung geben – so etwas ließe sich kein Gentleman gefallen – aber wie Lady Blodwen nun einmal ist – die muß mit dem Kopf durch die Wand – und die weiß ja gar nicht, wie es in der Welt zugeht – es ist ein hinter Mauern aufgewachsenes Kind – und wenn Sie wüßten, wie unglücklich die ist – und wie die jetzt weint und jammert, daß Sie so fortgelaufen sind – daß Sie sich gekränkt fühlen – wo sie es doch nur gut gemeint hatte . . . «

Ich hatte nur eines herausgehört.

»Was, weinen tut sie?« fragte ich förmlich erschrocken, wohl auch etwas ängstlich.

Ich kann kein weinendes Weib sehen. Und überhaupt, in mir grobem Patron steckte ein gar weiches Herz! Wenn jemand bitzend zu mir sprach, in solch einem flehenden Tone, wie jetzt dieser zittrige Alte hier, und er verlangte mein Hemd von mir – ich zog es aus und gab es ihm.

»Ach, mein lieber, lieber Herr, wenn Sie wüßten, was für eine unglückliche Frau Lady Blodwen ist – was alles für Jammer und Elend hinter diesem Reichtum und Glanz steckt – und die Lady hatte gehofft, in Ihnen endlich einmal einen Menschen zu finden, dem sie vertrauen darf – Sie sollten eine Erklärung bekommen ...«

Es war wahrhaftig nicht die Neugier, was meine Schritte plötzlich wieder zurücklenkte. Ich sah vor meinen Augen nur immer das weinende Weib.

Also zum dritten Male an diesem gesegneten Tage hielt ich in der römischen Villa meinen Einzug. Es war ein anderes, aber jenem ganz ähnliches Zimmer, in das mich der Alte führte. Nur die zwölf Apostel fehlten an der Tür.

»Nun gedulden Sie sich wohl einige Minuten,« winselte der Alte, der wohl überhaupt nur winseln konnte.

»Ja, aber Sie dürfen mich nicht wieder einschließen.«

»Ach, denken Sie doch nicht an so etwas! Das war ja nur ein Versehen. Es wird gleich eine Dame zu Ihnen kommen, Mrs. Milner heißt sie, eine Cousine der Lady Blodwen, die gegenwärtig hier weilt. Die wird Ihnen alles erzählen.«

»So? Eine Cousine? Warum kommt denn die Lady Blodwen nicht selber?«

»Weil – weil ... Mrs. Milner wird Ihnen ja alles erklären. Wollen Sie unterdessen eine Erfrischung zu sich nehmen?«

Vor meinen geistigen Augen tauchte sofort der große gebratene Vogel auf, der mir nämlich ausgezeichnet geschmeckt hatte, und ich war tatsächlich imstande, wieder ein ganzes Menü abzuessen. Jedesmal, wenn ich zornig gewesen bin, bekomme ich Appetit.

Nur schade, daß neben dem Bratvogel auch gleich eine Flasche Limonade auftauchte! Unter ›Erfrischung‹ verstand ich damals nämlich Limonade.

»Na, aus einer Erfrischung mache ich mir nicht viel – aber ein solider Bissen wäre mir schon recht.«

Der Alte zitterte hinaus. Statt seiner erschien bald darauf wieder solch ein Kerl mit Kniehosen und silbernen Klunkern ... der Schutzpatron aller Wasserratten sei gepriesen! – Ich erkannte schon von weitem, daß die Flasche auf dem Tablett keine Limonade, sondern Wein enthielt. Und dann Brotschnitte mit Kaviar, Sardellen und Lachs. Es schmeckte alles sehr gut, nur war das Brot zu dünn geschnitten. Es hätte überhaupt mehr sein können.

Eben schob ich den letzten Bissen hinter das Gehege meiner Zähne, als der Klunkermann wieder erschien. Diesmal ließ er die Tür hinter sich offen, es mußte überhaupt etwas Besonderes kommen, der Kerl machte drei so abgezielte Schritte und blieb dann so verdächtig stehen.

»Mrs. Milner,« meldete er nach einer Verbeugung – einen Schritt nach rechts und eine Verbeugung – drei Schritte zurück und eine Verbeugung – nun links um und eine Verbeugung ... bis das possierliche Kerlchen endlich draußen war. Draußen aber, glaube ich, knickte er noch ein paarmal zusammen.

Und da kam es hereingerauscht, eine Flatterei von Spitzen und Schleifchen und Bändchen und Tändchen, und ein Duft von solch stinkigem Zeug schlug mir entgegen, was die Leute an Land Parfüm nennen, daß es mir gleich den Atem nahm.

Aber meine Besinnung verlor ich nicht. Ich hatte mich schon in Positur gestellt, der rechte Fuß war bereit, elegant nach hinten hinausgeschlenkert zu werden, nun noch einmal schnell mit dem Handrücken über den Mund gewischt, den ein weißblondes Bärtchen zierte, und dann ...

Und dann stand ich wie ein Storch da, nur auf einem Beine, den rechten Fuß etwas in die Höhe gehoben, den Oberkörper etwas vorgebeugt – so stand ich da und stierte die Eintretende an.

I, das war ja niemand anders als die Lady Blodwen selber! Das war doch das hübsche, trotziges Knabengesicht! Unter dem schwarzen Spitzentuch leuchtete doch auch der rote Tituskopf! Daß sie jetzt keine römische Tunika mehr trug, sondern so eine

feine Kladderasche anhatte, das konnte mich doch nicht irremachen!

Hinter ihr hatte sich die Tür geschlossen, und jetzt machte sie eine Verbeugung, aber eine ganz merkwürdige, wie ich sie noch auf keinem Tanzboden von einem Frauenzimmer gesehen hatte. Sie trat dabei so eigentümlich zurück.

»Herr Steuermann Jansen?«

Ja, das war auch ihre Stimme, obgleich sie etwas anders klang. Aber ich habe ein gar musikalisches Ohr. Das Klavier war nur ein bißchen verstimmt.

Ich setzte meinen rechten Fuß langsam zu Boden. Das Auskratzen vergaß ich.

»I, da sind Sie ja selbst, Mylady,« sprach ich jetzt aus, was ich schon gedacht hatte. Ich hatte mein Herz stets auf der Zunge – wenigstens damals noch!

Sie lächelte.

»Sie irren – Mrs. Milner.«

»I, machen Sie mir doch nichts vor!«

»Aber, mein Herr – doch es ist begreiflich – die Verwechslung kommt ständig vor – ich sehe meiner Cousine äußerst ähnlich.«

Mein Blick wanderte an ihrer Gestalt entlang, von unten anfangend. Unter dem Kleide mit mächtiger Schleppe, aber vorn nach damaliger Mode sehr kurz gehalten, sahen die Stiefelchen hervor – Dinger, wie ich sie noch gar nicht gesehen hatte – die Hacken unten mehr in der Mitte und so hoch, daß ich gar nicht begriff, wie ein Mensch darauf balancieren konnte. Diese Stiefel gaben natürlich nicht den Ausschlag. Von den Beinen konnte ich nichts sehen. Die Lady hatte sehr viel Ringe an den Fingern gehabt, die hier hatte sie auch, aber andere. Der auffallende grüne Ring fehlte, und die hier hatte fast lauter rote, Rubinen, von denen bei der Lady gar nichts zu sehen gewesen.

Diese Ringe gaben natürlich immer noch nicht den Ausschlag. Es sollte nur einmal gezeigt werden, wie scharf mein Auge alles beobachtete und gleich erfaßte.

Das Gesicht war ganz genau dasselbe, und nun auch noch darin

...

Mit ausgestrecktem Zeigefinger schlich ich näher und brachte die Fingerspitze ziemlich dicht in die Nähe des rechten Ohres, wo sich auf der Wange ein rotes Pünktchen zeigte, gar nicht der Rede wert, aber meinen Augen doch nicht entgangen.

»Und ganz dasselbe Pickelchen wie die Lady!«

Sie nahm diese Indiskretion nicht übel, wieder mußte sie lachen.

»Aber, mein Herr . . . «

»Ganz genau dasselbe Pickelchen!«

»Ja, ich weiß wohl – das ist der reine Zufall – ich bin wahrhaftig die Doppelgängerin meiner Cousine. Wollen Sie mir denn nun glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich nicht Lady Blodwen von Leytenstone, sondern Mrs. Milner aus Chicago, ihrer Mutter Schwesterkind bin?«

Sie sah mich auf eine Weise an, die meine Zweifel schwinden ließen.

»Ja, wenn Sie es selber sagen, dann muß ich's wohl glauben. Nee, aber so 'ne Aehnlichkeit!«

Und ehe ich mich nach ihrer Aufforderung setzte, wie ich die Stuhllehne noch in der Hand hatte, schüttelte ich den Kopf und wiederholte, nach ihr hinschielend:

»Nee, aber so 'ne Aehnlichkeit! Man hält's doch nicht für menschenmöglich! Und sogar ganz genau dasselbe Pickelchen! Nee, wirklich, Sie sehen Ihrer Cousine ähnlich wie ein Stockfisch dem anderen.«

»Sehen sich denn die Stockfische so ähnlich?« lachte sie unbeleidigt, als sie sich schon gesetzt hatte, mit einem pompösen Fächer zu klappern anfangend.

»Stockfische? Ja. Sie wissen doch, daß der ursprünglich, wenn er noch lebt, Kabeljau heißt. Erst durch Trocknen wird er zum Stockfisch und dabei hört auch jede Physiognomie auf, gerade wie bei den Mumien – und so ist's fast auch bei Ihnen und Ihrer Cousine.«

O, ich war damals ein feiner Bengel! Aber sie amüsierte sich nur über mich, lachte noch immer, und eben das gab mir die Ueberzeugung, daß ich hier nicht etwa gefoppt wurde. Es mußte doch wohl eine andere Person sein, das Gesicht der Lady war sehr herb gewesen trotz alles sonstigen Reizes, die konnte wohl kaum lächeln, und das hier war ja ein ganz heiteres Frauenzimmerchen.

»Sie haben wirklich noch gar nichts über die Lady Blodwen von Leytenstone gehört?« begann sie dann.

»Nein. Absolut nichts. Ich bin ein Seemann, und auch an Land ...«

»Ich verstehe. Gestatten Sie mir nun, daß ich Ihnen über meine Cousine etwas mitteile.«

Sie tat es, nicht nur etwas, sondern ganz ausführlich. Ich gebe es hier in Kürze wieder.

Blodwens Urgroßvater war fast alleiniger Besitzer des Grundes und Bodens gewesen, auf dem sich jetzt die sehr weitläufig gebaute Millionenstadt Chicago erhebt. Schon er hatte parzelliert, der Großvater setzte es fort, Blodwens Vater hatte das riesige Vermögen durch Bauspekulationen noch immer zu vermehren gewußt.

Er starb mit Hinterlassung eines einzigen Kindes: Blodwen. Nach der jetzigen Schilderung, und wie ich dann auch noch später erfuhr, war die Mutter, eine geborene Deutsche, eine sehr simple, stark bigotte Frau gewesen, welche aus der Tochter hinter Mauern eine Heilige machen wollen. Nach ihrem Tode führten Tanten die Erziehung nach derselben Methode fort, dabei wurde die Erbin, die über halb Chicago verfügte, von ihnen vergöttert, man

ließ ihr jeden Willen – nur nicht aus den Mauern eines großen Parkes heraus, zwischen denen sich ihre Phantasie erschöpfen mußte. Denn Blodwen war schon als Kind sehr phantastisch gewesen, und nun die Erfüllung jeglichen Wunsches – es wurden mir tolle Dinge erzählt, teils in bezug auf kindliche Spielereien und Spielsachen, teils in bezug auf ihre lebende Umgebung.

Es ist ja begreiflich, daß sich ein Kind, vielleicht besonders ein Mädchen, auf diese Weise ganz eigenartig entwickeln muß. Sechzehn Jahre lang hat sie nichts als kriechende Diener gesehen: wenn sie ihren Lehrer mit Füßen trat und ins Gesicht kratzte, so wurde sie von den Tanten angefleht, doch artig zu sein, und der Lehrer bekam auch ein paar Goldstücke, und ging er, so fand sich doch bald ein anderes, erbärmliches Individuum. Es ist begreiflich, daß solch eine Erziehung für das ganze Leben wirken muß. Blodwen kannte noch heute nur Herren und Sklaven, und ihr Kummer war, daß sie nicht auch den Elementen zu gebieten hatte. Gebieten konnte sie wohl, aber die Elemente gehorchten ihr nicht.

Außerdem aber ließen die guten alten Tanten auch die Verheiratung ihres Lieblings nicht aus den Augen.

Der Freiersmann nahte sich in Gestalt des Lords Archibald von Leytenstone, der sich wegen totaler Verschuldung in Amerika nach einer reichen Frau umsah.

Er war angenehm. Und der Blodwen, ein Kind von sechzehn und einem halben Jahre, brauchte man nur zu sagen, daß sie auf den Gütern des englischen Lords noch bessere Gelegenheit hätte, Sklaven mit Peitschenhieben zu traktieren, so war sie mit allem einverstanden. Auch mochte ihr der ritterliche Kavalier, der selbst so gut mit der Reitpeitsche ›die andern Menschen‹ zu behandeln wußte, imponieren.

Die Trauung erfolgte in England. Das erste war, daß Lord Archibald seine kindliche Frau mündig erklären ließ, was bei der Aristokratie schon in diesem Alter möglich ist.

Sein zweites war, daß er sich von seiner mündigen Gattin Generalvollmacht geben ließ, was wohl nicht schwer gehalten haben mag; was verstand denn das Kind davon, und es genügte ja eine einzige Unterschrift unter ein ausgefülltes Formular.

Nun hatte Lord Archibald freie Hand. Er gab den alten Tanten den Laufpaß, verkloppte in Amerika alles, brachte das bare Geld nach England, kaufte seine Besitztümer und fast ganz Leytenstone zurück, das andere legte er sonstwie an – und nun ging es los, jenes Leben, dem er zuletzt nicht mehr hatte huldigen können.

Weiber, Spiel und Suff. Der letztere war seine stärkste Leidenschaft. Blodwen lernte selbst kennen, wie geschickt er die Reitpeitsche zu führen wußte. Einmal hat er sie geprügelt.

Glücklicherweise war dieser Tag sein letzter gewesen. Am anderen Tage fiel der edle Lord in seiner Besoffenheit eine Treppe hinunter und brach sich dabei seinen hochedlen Hals.

Nur ein halbes Jahr hatte diese ideale Ehe gedauert. Man darf wohl glauben, daß Blodwen unterdessen etwas andere Ansichten bekommen hatte.

Sie wollte alles mit ihrem Gelde Erworbene wieder verkaufen, das bare Vermögen von den Banken erheben, um nach Amerika zurückzukehren.

Jawohl, da gab es aber nichts! Das gehörte gar nicht mehr ihr! Das ganze Vermögen hatte sie doch ihrem Manne überschrieben! Sie hatte überhaupt nur noch die Nutznießung.

Ein Kind war nicht in Aussicht. Wenn Lady Leytenstone starb, so teilten sich in den Besitz die Krone und einige Verwandte des Lords. Ja, und wenn die Witwe noch einmal heiratete, so verlor sie schon drei Viertel ihres Vermögens, d. h., dann bezog sie nur noch den vierten Teil ihrer bisherigen Einkünfte. Englisches Adelsgesetz! Daran war nicht zu tippen!

Sie versuchte es dennoch. Die siebzehnjährige Witwe kämpfte um ihr Vermögen wie eine Löwin für ihre Jungen. Ganz vergeblich! Ehrenwerte Advokaten nahmen die Führung des Prozesses gar nicht an. Schwindler fanden sich natürlich genug.

Vier Jahre lang ließ sich Lady Blodwen von solchen Gaunern beschwindeln. Dann sah sie selbst ihre Hoffnungslosigkeit ein. Was nun tun? Es war eben gar nichts zu machen. Mit den Verhältnissen ganz unbekannt, hatte sie sich in ihrer phantastischen Weise sogar an die Regierung der Vereinigten Staaten um Hilfe gewendet, Amerika sollte deswegen mit England einen Krieg anfangen.

Lächerlich? Ich fand das durchaus nicht lächerlich. Man muß sich nur in die Seele solch eines jungen Weibes zu versetzen suchen. Ich selbst an ihrer Stelle hätte vielleicht eine Räuberbande organisiert.

Die Oeffentlichkeit dachte hierüber anders, sie beging ja auch sonst tolle Streiche genug – es wurde über sie ein gerichtlicher Vormund gesetzt, sie kam unter Kuratel.

Freilich war das nur dem Namen nach. Der Vormund hätte nicht ihre Residenz betreten dürfen, die tolle Lady hätte ihn mit eigener Hand niedergeschossen oder ihn mit Hunden gehetzt.

Also auch heiraten durfte sie nicht wieder, wollte sie nicht auch noch ihre letzten Rechte verlieren. Dann wäre ihr Vermögen noch bei ihren Lebzeiten geteilt worden.

Es sind niederträchtige Streiche verübt worden, um die Witwe wieder an den Mann zu bringen. In allen Gestalten haben sich die Freiersleute ihr genaht, freiwillige, die sich mit den Zinsen des vierten Teiles für Lebenszeit begnügt hätten, und noch mehr gekaufte, bestochene, die im Auftrage der anderen Erben handelten. Da sind ihr niederträchtige Fallen gestellt worden, selbst vor Vergewaltigungen hat man nicht zurückgeschreckt. Freimütig erzählte mir Mrs. Milner einige solche Fälle. Ich gebe das hier nicht wieder, das gehört der Vergangenheit an.

Nur will ich hier gleich die Namen derer nennen, welche bei der Teilung des Vermögens in Betracht kamen, mit denen Lady Blodwen also den aussichtslosen Kampf führte. Wir haben nämlich mit diesen später noch viel zu tun, denn das sind die Personen, mit denen ich noch auf Leben und Tod ringen sollte, ihnen habe ich es zum größten Teil zu verdanken, daß sich mein Schicksal so furchtbar gestaltete. Doch ich habe einen Grund, nur ihre Vornamen zu nennen.

Es sind dies: Lord Hektor, Lord James, Baronet Ralph, Lady Marion. – – –

»Nun können Sie wohl begreifen, warum sich meine Cousine hinter Mauern verbirgt. Bei jedem Bissen, den sie genießt, muß sie an Gift denken. Denn jenen Menschen ist alles zuzutrauen. Aber wiederum ist Blodwen viel zu stolz, um Furcht zu zeigen. Sie hat nur Verachtung. Also nicht etwa, daß sie ihre Speisen erst von einem Hunde kosten läßt. Aber was dabei in ihr vorgeht, können Sie sich wohl vorstellen. Und nicht einmal ins Ausland gehen kann sie. Der gerichtliche Vormund hat durchgesetzt, daß sie über den Empfang der Zinsen und sonstigen Einkünfte aller Vierteljahre quittieren muß, und zwar auf englischem Boden. Nach außerhalb würde sie keinen Penny bekommen. Also wäre sie gezwungen, wollte sie nicht verzichten, aller Vierteljahre nach England zu kommen. So etwas gibt's bei Blodwen natürlich nicht. Nun ist sie eben gezwungen, in England zu bleiben, und mag es auch noch so freiwillig aussehen – es ist dennoch ein Zwang, der ihr am Herzen frißt.«

Sie hatte sehr ausführlich erzählt. Wohl eine Stunde lang. Und ich hatte schweigend zugehört, sie mit keinem Worte unterbrochen, so sehr ich mir auch manchmal Zwang antun mußte, z. B., als sie davon anfang, wie der Kerl seine junge Frau geprügelt hatte. Himmeldonnerwetter noch einmal, da . . . da hatte ich etwas im Halse hinterwürgen müssen.

Auch jetzt sagte ich minutenlang noch kein Wort.

Da aber mit einem Male erscholl in dem Zimmer ein donnerner Krach. Der Tisch neben mir, sonst ein ganz solider, vierbeiniger Tisch, war mit Flasche, Glas und Teller in sich zusammengesunken, lag plattgedrückt am Boden. Und ich hatte doch nur mit der linken Hand daraufgeschlagen. Freilich wohl etwas zu derb.

Man kann sich wohl vorstellen, wie das wirkte. Diese Totenstille, ich sitze beweglos da, und plötzlich haue ich mit einem donnernden Krach, mit dem Knalle eines Kanonenschusses, den ganzen Tisch zusammen.

Glücklicherweise schien die Dame starke Nerven zu besitzen. In Ohnmacht fiel sie wenigstens nicht, sprang vielmehr auf, freilich tödlich erschrocken genug.

»Um Gottes willen, was machen Sie denn?!« stieß sie mit schreckensbleichem Munde hervor.

Auch ich war aufgesprungen, vielleicht nicht minder erschrocken, und starrte auf den platt gewordenen Tisch herab, in dessen Decke Weinflasche, Glas und Teller unversehrt gebettet lagen.

»Ich bitte um Entschuldigung – es geschah nicht mit Absicht,« murmelte ich, »und das war wirklich meine Schuld – ich will den Tisch bez . . . «

»Ach, das ist ja gar nicht der Rede wert,« unterbrach sie mich, gleich vollständig wieder gefaßt, »im Gegenteil, es freut mich, daß sie auf solch kräftige Weise Ihrer Entrüstung Ausdruck gaben; denn das war es doch offenbar, und ich liebe solche Krafnaturen.«

Erleichtert atmete ich auf, als die Tür aufgerissen wurde und der zittrige Alte angsterfüllt hereinkam.

»Ist denn hier geschossen worden?!«

»Nee,« entgegnete ich, »das war nur der letzte Seufzer dieses Tisches, ehe er sich zum Sterben niederlegte. Machen Sie, daß Sie wieder nauskommen.«

Als ich mich wieder der Mrs. Milner zuwandte, war ich wieder äußerst erregt.

»Nein – das ist ja unerhört – so was ist in der Weltgeschichte ja noch gar nicht dagewesen!!« polterte ich los. »Gegen die Vergewaltigung mit dem Vermögen scheint freilich nichts mehr zu machen zu sein – da muß sie sich eben fügen, so bitter ihr das auch ankommen mag – aber sonst – daß man sie durch diese Geldabholerei hier festgenagelt hat – i der Deiwel noch einmal – das würde ich mir doch nicht gefallen lassen, da wüßte ich gleich einen Ausweg!«

»Einen – Ausweg?« flüsterte die Dame, plötzlich ganz große Augen bekommend.

»Natürlich, ist denn die Lady oder sonst noch niemand darauf gekommen?«

»Was meinen Sie? Ich verstehe Sie nicht.«

»Na, die Lady kauft sich einfach eine Jacht, ein Schiff, das richtet sie sich als ihre Welt ein – und in dieser ihrer eigenen Welt braucht sie kein Gift und keinen Heiratsantrag zu fürchten.«

»Ja, aber da muß sie doch noch immer aller Vierteljahre . . . «

»I Gott bewahre! Natürlich muß das Schiff unter englischer Flagge fahren. Dann bedeutet dieses Schiff ein Stückchen englischen Bodens. Die Flagge macht jede registrierte Planke zum Boden des Heimatlandes selbst.«

»Das gilt aber doch nur für englische Gewässer.«

»I Gott bewahre! Für die ganze Welt! Ganz egal, ob Sie in Amerika oder in China oder in Honolulu sind – im Schatten der englischen Flagge, die rechtskräftig registriert ist, befinden Sie sich überall auf englischem Boden – geschrieben an Bord meines Schiffes den soundsovielten – und Sie schreiben auf englischem Boden – Ihre Unterschrift muß allerdings beglaubigt werden; aber hierzu ist nicht einmal ein englischer Konsul nötig, das kann der Gemeindevorsteher des kleinsten Fischerdorfes besorgen, und die Bestätigung dieses Dorfschulzen, ob deutsch oder englisch oder sonstwas, ist vor aller Welt unanfechtbar! Muß sich die Lady ihr Geld immer selbst abholen?«

»Das ist durchaus nicht nötig. Sie kann es sich überallhin schicken lassen; aber eben nur in England, und ihre Unterschrift muß sie auf englischem Boden geben.«

»Na, dann kann sie es sich auch nach Honolulu schicken lassen; an Bord jedes Schiffes, auf welchem die englische Flagge weht, befindet sie sich auf englischem Boden – auf englischem Boden gibt sie ihre Unterschrift.«

Immer starrer wurde der auf mich gerichtete Blick.

»Das ist – ja gar nicht – möglich!«

»Na, geehrte Madam, ich werde Ihnen doch keine Märchen erzählen.«

»Das sollten doch aber auch die Gegner der Lady gewußt haben, als sie ... «

»Natürlich wissen die das. Und die können auch nichts daran ändern. Die können wohl juristische Kunststückchen machen, aber das mit der Flagge sind internationale Bestimmungen, an denen nicht zu wackeln ist. Das registrierte Schiff ist eins mit dem Boden des Landes, dessen Flagge es führt – basta! Und es genügt ja der Gegenpartei, wenn die Lady in ihrer Unerfahrenheit nichts davon weiß.«

»Aber ich ... wir haben doch so viele Advokaten zu Rate gezogen ... «

»Bah, Advokaten! Sie haben mir die Sache ja ausführlich genug geschildert. Diese Linksanwälte werden sich doch hüten, die Lady aufzuklären, an Bord ihres Schiffes kann sie nicht mehr geschröpft werden.«

»Und Sie sind Ihrer Sache sicher?«

»Nu allemal! Ich habe mich jetzt während der letzten Reise auf mein Kapitänsexamen präpariert, da hatte ich gerade mit solchen Geschichten viel zu tun. Das wäre aber gar nicht nötig gewesen, das kann Ihnen jeder nur einigermaßen intelligente Matrose sagen.«

»Da muß ich doch gleich einmal einen Rechtsanwalt konsultieren ... «

»Na, meine liebe Frau, nun hören Sie aber bald auf! Wenn ich, Richard Jansen, etwas so bestimmt behauptete, dann stehe ich auch mit meinem Kopfe dafür ein – also können Sie es mir glauben – oder Sie können heute abend der Lady meinen Kopf gesalzen und getrüffelt vorsetzen.«

Da sprang die Dame mit leuchtenden Augen auf.

»Mein Gott – da habe ich viele Jahre lang mein Hirn Tag und Nacht zermartert,« rief sie, zur Decke emporblickend, »da habe ich Hunderttausende an Advokaten gezahlt – und ein einfacher Matrose muß es sein, der mich eines anderen belehrt, mir einen Ausweg aus dieser Hölle zeigt!!«

Ich belehrte sie diesmal nicht, daß ich kein einfacher Matrose, sondern ein Steuermann sei und jetzt schon Pastor hätte sein können – mir fiel auch nicht auf, daß Mrs. Milner jetzt von sich selbst sprach.

»Und wissen Sie, was das zu bedeuten hat, so sein eigenes Schiff zu besitzen?«

Und jetzt war ich es, der wohl eine Stunde lang ununterbrochen redete, ich sprach wie ein Buch, von Begeisterung hingerissen, mein Mund strömte über, denn die Worte wurden vom Herzen diktiert – wirklich, ich hätte einen ausgezeichneten Pastor abgegeben.

Was ich sprach, brauche ich hier nicht niederzuschreiben. Denn ich habe alles, was ich ersehnt, wovon ich auf einsamer Nachtwache geträumt – ich habe alles ausgeführt, selbst erlebt, ich habe mein Ideal verwirklicht, wovon der Leser noch genug hören wird.

»Was König, was Kaiser – bah! Wie kann sich der mit einem selbständigen Kapitän messen! Sie sind Sklaven gegen ihn. An Bord meines Schiffes bin ich allmächtig. Wer nur einen Finger gegen mich zu erheben wagt, den schieße ich auf der Stelle nieder, und jedes irdische Gericht spricht mich frei. Welcher König

oder Kaiser dürfte das? Selbst ein Zar und ein Schah von Persien hätte dann noch Blutrache zu fürchten – ein Kapitän weiß davon nichts. Es ist nicht schön, gleich von Totschlag zu sprechen – und dennoch, nichts kennzeichnet die ungeheuerere Machtstellung eines Kapitäns besser, als diese seine Gewalt über Leben und Tod. Gewiß, es ist die höchste Gewalt, die ein Mensch auf der Erde erlangen kann – doch nicht auf dem Lande liegt sie, sondern auf dem Wasser, an Bord des Schiffes, dieser Welt für sich.«

Das waren meine letzten Worte gewesen, ich verstand zu sprechen und meine Zuhörer mit fortzureißen. Ihre erst leuchtenden Augen waren flammend geworden. So sprang sie auf, um durch einige Gänge ihrer Erregung Luft zu machen.

»Bei Thor und ...«

Sofort brach sie ab, schnalzte mit den Fingern, und ganz kalt kehrte sie nach ihrem Stuhle zurück.

»Zu dumm, jetzt habe ich mir diesen Ausruf meiner Cousine auch schon angewöhnt. Ja, Sie haben mir eine wunderbare Perspektive eröffnet. Ich werde dies alles sofort der Lady vortragen. Und Sie sind doch bereit, der Kapitän ihres Schiffes zu werden?«

In diesem Augenblick sah ich die Lady vor mir, wie sie unter den römischen Rittern und Jungfrauen Ohrfeigen verteilte, wie sie meinen Kleidersack vor sich auspacken ließ ... und was ich dachte, mochte in meinem Gesicht zu lesen sein.

Da beugte sich ihre Doppelgängerin, deren Charakter aber so ganz anders war, vor und legte ungeniert ihre Hand auf mein Knie, schaute mir bittend ins Auge.

»Wissen Sie, wer Sie sind?«

»Ich? Nee! O ja, das weiß ich so ziemlich.«

»Sie sind ein wunderbarer Mann. Jedes Ihrer Worte, so ausgesprochen, wie nur Sie es können, muß auf ein niedergedrücktes Gemüt wie heilende Medizin wirken. Die Heilkraft entspringt Ihrem eigenen Gemüt, welches von Gold ist. Bitte, unterbrechen Sie

mich nicht – ich kenne keine Schmeichelei. Lassen Sie diese Ihre Heilkraft der unglücklichen Lady zuteil werden. Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich sie ist! Und sie selbst weiß bereits, daß sie nur von Ihnen Heilung zu erwarten hat. Nur einen einzigen Menschen möchte sie auf der Erde haben, dem sie sich rücksichtslos anvertrauen darf. Das ist ihre Sehnsucht bei Tag und Nacht, und wie Sie über die Planke gesetzt kamen, da war es ihr, als ob ihr der Retter vom Himmel herabgekommen wäre. Das war ja auch der Fall. Sie haben ihr das Leben gerettet.

»Stolz gingen Sie davon, ohne einen Dank abzuwarten, ohne nur noch einmal den Kopf zu wenden. Lady Blodwen ließ Sie zurückholen. Durch alles, was sie schon durchgemacht hat, leidet meine arme Cousine an einer Art Verfolgungswahn. Ihr Mißtrauen kennt keine Grenzen. Konnten Sie nicht von der Gegenpartei engagiert sein? Konnten Sie nicht mit Absicht den Stier gereizt, auf sich gelockt haben, daß er Ihnen nachstürmte, gerade auf die Holzplanke zu, hinter welcher Sie die Lady wußten? Konnte das nicht abgekartete Mache sein, daß Sie der Lady Lebensretter wurden, um sie sich Ihnen zu verpflichten, um ihr Vertrauen zu gewinnen, um dieses dann zu mißbrauchen . . . «

»Oho!!!«

»Bitte. Es ist ja eine ganz krankhafte Phantasie, von welcher die Lady gemartert wird. Verstehen Sie denn das nicht?«

»O ja, ich verstehe. Fahren Sie fort.«

»Sie kamen zurück. Zum ersten Male sah Lady Blodwen einen Mann mit ungebeugtem Nacken vor sich stehen, und jedes Ihrer Worte enthielt einen beleidigenden Trotz. Und doch, so mußte der Mann beschaffen sein, dem sie sich anvertrauen durfte. Aber konnte dies alles nicht immer noch nur eine kunstvolle Berechnung sein? Wollte man es einmal auf diese Weise versuchen, sich bei ihr einzuschleichen? Gewißheit mußte sie haben! Sie wurden einige Stunden festgehalten. Jetzt dürfen Sie es auch erfahren: es

war kein Versehen des Dieners, sondern Befehl der Lady, daß man Sie einschloß. Verzeihen Sie ihr, sie ist ja eben . . . «

»Kein Wort mehr davon, der nehme ich überhaupt nichts mehr übel.«

»Ich danke Ihnen. Nun, Sie machten sich ja auch sehr wenig aus dem vorgeschobenen Riegel. Unterdessen also jagte eine Equipage nach London, nach der Cablestreet, um Erkundigungen über Sie einzuziehen. Eine kleine, sehr dicke Frau, wohl die Boardingmasterin, gab Auskunft über Sie . . . «

»Das war die Fatje Mine. Und was sagte sie?«

»Ein prächtiger Mensch, treu wie Gold, aber wenn er drei Tage an Land ist, niemals mehr einen Penny in der Tasche. Und so flossen alle über der Bewunderung, und ganz besonders das Dienstmädchen oder was es war . . . «

»Das ist die Mary,« nickte ich.

»Der Diener war beauftragt, gleich Ihre Sachen mitzubringen. Es waren Schulden darauf, ungefähr sieben Pfund, der Diener, ein höherer Angestellter, hatte so viel bei sich, er löste die Sachen aus. Der alte David, der einzige, der die Lady aus Amerika hierher begleitet hat, der allein auf die Lady einigen milden Einfluß hat, machte sie darauf aufmerksam, daß Sie trotziger Mann sich wohl schwerlich solch einen Eingriff in Ihre Rechte gefallen lassen würden, und ich warnte desgleichen. Aber bei der Lady Blodwen ist ja alles vergeblich, die kennt nur eins: ihren Willen. Nun, Sie haben es ihr ja ordentlich gegeben. Und zum zweiten Male gingen Sie davon, diesmal im Zorn, in Verachtung. Ach, wenn Sie die Lady gesehen hätten! Und sie war sowieso schon furchtbar unglücklich, sie hatte in ihrer ersten Heftigkeit gleich Juno erschießen lassen . . . «

»Juno? Doch nicht die Löwin?«

»Jawohl. Ihr erster Befehl war gewesen, die Löwin, welche vor dem Stier die Flucht ergriffen, zu erschießen, und es war geschehen. Und sie hatte das anhängliche Tier geliebt. Zu spät sah sie

ein, daß sie von der Löwin nicht verlangen konnte, dem wütenden Stiere gleich auf den Nacken zu springen. Meine Cousine war tief, tief unglücklich über ihren voreiligen Befehl – und nun gingen auch Sie beleidigt wieder davon. Und nun . . . «

Die Hand, welche noch immer auf meinem Knie lag, ergriff jetzt die meine.

»Bitte, bleiben Sie bei ihr. Nur sie können einen wohltätigen Einfluß auf sie ausüben. Zerstören Sie nicht den Glauben, daß Gott selbst Sie gesandt hat. Seien Sie ihr guter Engel. Bitte, bitte, bleiben Sie bei ihr. Haben Sie Erbarmen mit dieser Unglücklichen. Bitte, bitte.«

Plötzlich füllten sich die blauen Augen, große Tropfen purzelten über die Wangen. Und jetzt war ich es, der zu betteln begann.

»Bitte, fangen Sie nur nicht zu flennen an – ich kann partout kein heulendes Weib sehen – nu ja, natürlich, wenn es so ist, dann bleibe ich hier.«

Die aus den Augen hervorbrechende Wärme hatte im Nu die Tränen wieder getrocknet.

»Abgemacht!«

»Ja, abgemacht. Das heißt mit Widerruf.«

Was wir sonst noch verhandelten, gebe ich hier summarisch wieder.

Mrs. Milner wollte der Lady meine Idee mit der Jacht unterbreiten. Bis zu ihrer Entscheidung sollte ich hier in diesem Hause weilen, schon in dienender Stellung, oder mehr als Gesellschafter, aber doch wieder in ganz besonderer Weise.

»Sie muß sich doch erst an Sie gewöhnen, wird Sie auch prüfen. Denken Sie immer, daß es sich um ein krankhaftes Gemüt handelt. Gefallen zu lassen brauchen Sie sich natürlich nichts. Sofort, wenn Ihnen etwas nicht gefällt, gehen Sie einfach. Das wird dann die Schuld der Lady sein. Nehmen wir für diese Prüfungszeit eine Woche an. Während dieser Woche sollen Sie hier

unumschränkter Herr sein. Nur der Lady Blodwen stehen Sie jederzeit zur Verfügung. Machen Sie von allen Rechten eines unumschränkten Herrn vollständigen Gebrauch. Denn tun Sie das nicht, so würde Lady Blodwen gleich wieder an Ihrer Selbständigkeit zweifeln. Das erste dürfte sein, daß sie Ihnen die Geldkasse übergibt. Einen Kontrakt kennt die Lady nicht, damit hat sie schon zu böse Erfahrungen gemacht. Hier gibt es auch keine Buchführung oder so etwas, hier geht alles aus dem großen Topfe. Nur niemals ihr irgendeinen Grund zum Mißtrauen geben. Niemals mit einem anderen sich vertraulich machen . . . «

»O, ich weiß recht gut, was Sie meinen, wofür Sie nur nicht die Worte finden. Sehen Sie, ich bin Steuermann, Schiffsoffizier. An Land, wenn ich abgemustert bin, kann ich mit jedem Matrosen herum lumpen. Aber an Bord bin ich für denselben Matrosen, mit dem ich an Land Brüderschaft getrunken, der unnahbare Offizier; unüberbrückbar ist die Kluft, die mich von ihm trennt, so unüberbrückbar wie die Kluft zwischen mir und dem Kapitän. Ich habe das Maulhalten und Gehorchen gelernt, deshalb kann ich auch befehlen. Und wenn ich einmal ein Krüppel werden sollte, daß ich mein Brot an Land verdienen muß – was Gott verhüten möge! – und ich verdinge mich an einen Bauern, der mich zum Aufseher über seine Schafe setzt, die von drei Schäfern gehütet werden – dann ist dieser Bauer mein Herr, vor dem ich stramm stehe – und ich bin der Herr über die drei Knechte – und ich werde mir sehr überlegen, ob ich mir von einem Feuer für meine Pfeife geben lasse – und wenn ich von so einem Knechte nur ein einziges schlechtes oder verdächtiges Wort über den Bauern höre, dann fahre ich mit dem Kerl längs . . . wissen Sie, was ich meine?«

»Wahr gesprochen, vortrefflich gesprochen!!« rief die Dame ganz enthusiastisch. »Das waren goldene Worte, denen ich nichts mehr hinzuzufügen habe. Nochmals meinen herzlichsten Dank für die Güte, die Sie meiner armen Cousine erweisen. Und nun leben Sie wohl.«

Mit diesen Worten war sie schnell aufgestanden und hielt mir die Hand hin.

»Was? Das sieht ja bald aus, als wenn Sie abreisen wollten?«

»Das ist auch der Fall. Ich bin nur auf Besuch hier. Heute abend schon bin ich an Bord des Schiffes, das mich nach meiner Heimat zurückbringt – nach New-York.«

Diese Plötzlichkeit kam mir sehr überraschend.

»Aber ich sehe Sie doch noch einmal wieder?«

»Heute nicht mehr. Ich spreche mit der Lady. Ein andermal! Leben Sie wohl!«

Ich nahm die Hand, die sie mir hinhielt, und während ich meinen Kratzfuß machte, führte ich diese zarte Hand an meine Lippen – fast unbewußt, es war eine plötzliche Eingabe – und ich weiß nicht – es war mir, als ob sie ihre Hand länger an meine Lippen drückte, als sie selbst daran festhielt – und dann hatte sie die Hand schnell wieder zurückgezogen, dabei war ihr blasses Gesicht, so blaß wie das der Lady, dunkelrot geworden – und dann rauschte sie nach der Tür, noch einen Blick nach mir zurück, einen ganz eigentümlichen Blick, und sie war hinaus.

Ich blickte nach der Tür und schüttelte den Kopf.

»Nee, aber so eine Aehnlichkeit! Sogar ganz genau dasselbe Pickelchen!«

Es begann zu dunkeln. Noch ehe ich überlegen konnte, in was für eine Stellung ich mich hier begeben hatte – vorausgesetzt, daß dies bei mir überhaupt noch nötig war – kam der zittrige Alte wieder herein.

»Darf ich dem Herrn Steuermann seine Zimmer anweisen?«

»Wie heißen Sie?« fragte ich, anstatt eine Antwort zu geben.

»Emerson.«

»Ich denke David?«

»Das ist mein Vorname.«

»Welche Stellung bekleiden Sie hier?«

»Ich bin Hausverwalter.«

»Also der Höchste in diesem Hause hier, über die anderen Hausdiener gestellt.«

»Ja, Herr.«

»Sie werden ein andermal, ehe Sie ein Zimmer betreten, in dem Sie mich vermuten, an die Tür klopfen. Verstanden? Jetzt zeigen Sie mir mein Zimmer.«

Der Alte machte ein ganz erschrockenes Gesicht. Ich hatte ihm nicht wehtun wollen, hatte auch ganz freundlich gesprochen. Er mochte so etwas aber doch nicht erwartet haben.

O, ich wußte ganz genau, was man von mir verlangte – habe das immer gewußt, sobald man mich auf einen Posten stellte, da brauchte ich keine weiteren Instruktionen oder gar Ermunterungen.

Es waren drei luxuriöse Zimmer, die mir eine Treppe höher gezeigt wurden.

»Aber die ganze Etage steht zu Ihrer Verfügung . . . «

»Weiß schon. Dieses eine Zimmer hier mit dem Bett genügt!«

Ich befahl, meinen Kleidersack heraufzubringen, überzeugte mich, daß alles vorhanden war, was ich brauchte, besonders auch die Klingel, die einen Diener herbeirief, dieser Diener mußte sich mir vorstellen, und ich war allein, ohne wegen Essenszeiten oder dergleichen irgendeine Frage gestellt zu haben. Das würde sich ja alles von allein finden. Ich stellte mir vor, ich sei an Bord, die Lady sei mein Kapitän, der sich wohl um mich zu kümmern hat, ich mich aber nicht um ihn – und wenn der Lady diese Rolle nicht gefiel, sie sich nicht darein fand, dann ging ich einfach wieder. Ich war nicht geneigt, an Land andere Gewohnheiten anzunehmen, als die, die mir schon in Fleisch und Blut übergegangen waren.

Im Scheine der Petroleumlampe packte ich meinen Kleidersack aus, ordnete die Sachen in einem leer gewesenen Schranke. Dann wollte ich einen Gang durch das ganze Haus machen. Mir sollte ja alles offen stehen. So hatte Mrs. Milner gesagt, die ich doch für die Stellvertreterin der Lady hatte halten müssen.

Alle Korridore waren hellerleuchtet. Türen öffnete ich nicht. Alles hat seine Grenzen. Auf dem Korridor der ersten Etage sah ich die Lady mir entgegenkommen, immer noch als Römerin gekleidet.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Steuermann und Kapitän. Sie blickte mich an, ich blickte sie an – und ohne Gruß, nur etwas zur Seite weichend, war ich an ihr vorübergeschritten. Wenn sie etwas von mir wollte, hätte sie es ja sagen können.

Aber diese Aehnlichkeit mit ihrer Cousine! Und sie hatte wirklich ganz genau dasselbe Pickelchen gehabt!

Ueber meinen Gang durch das Haus habe ich nichts zu sagen. Ueberall wich man mir respektvoll aus, aber doch eine Anrede erwartend. Ich stellte keine einzige Frage.

Gegen neun war ich wieder auf meinem Zimmer, klingelte dem Diener, der fast augenblicklich erschien, bestellte das Abendessen, welches sofort serviert wurde. Auf Einzelheiten will ich mich nicht mehr einlassen.

»Haben Herr Steuermann sonst noch einen Wunsch?«

»Das würde ich Ihnen schon sagen.«

Nach dem Essen lockte mich die schöne, mondhelle Maien-
nacht nochmals hinaus. Ich spazierte rauchend in den Gartenan-
lagen umher, dies und jenes denkend.

»Richard!«

Betroffen fuhr ich aus meinem Träumen empor.

Unabsichtlich war ich im dunklen Baumschatten vom Wege ab-
gekommen, kurzer, weicher Rasen hatte meinen Schritt unhörbar
gemacht.

Vor mir erhob sich zwischen Bäumen ein kleiner, römischer
Tempel – und dort stand sie – die Lady – in der weißen Tunika
– vom Mondschein umflossen, in dem ihr Haar wie Gold leuchte-
te.

Sie drehte mir den Rücken zu. Schon wollte ich mich zurückziehen, als sie nochmals meinen Namen aussprach, und das bannte mich.

»Mein Richard!«

Mein Name? Weshalb denn mein Name?

Und dann hob sie beide Arme, breitete sie wie sehnsüchtig aus und begann zu singen, leise, aber doch klang es jauchzend:

»Du stolzes England freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich,
Dein König, dein König, der Richard Löwenherz.«

»Nein,« sagte sie dann, »nicht England, sondern Blodwen muß es heißen.«

Und sie sang es noch einmal, mit demselben verhaltenen Jubel in der Stimme:

»Du stolze Blodwen freue dich . . . «

Ich zog mich zurück, suchte mein Zimmer auf. Lange floh mich der Schlaf, und dann suchten mich seltsame Träume heim.

PRÜFUNGEN, UND WIE DIE SACHE KITZLIG WIRD.

Mit dem Morgengrauen erwachte ich, gegen vier Uhr, und klingelte sofort dem Diener.

Zu meiner Verwunderung war dieser sehr schnell zur Stelle. Er sah übernächtigt aus, hatte sich wohl gekämmt, aber nicht ordentlich, sein Anzug war zerknüllt.

»Wo haben Sie geschlafen?«

»Nun – nun – in meinem Zimmer.«

»Aber nicht im Bett. Oder doch angezogen.«

»Ja, auf einem Sofa.«

»Weshalb nicht im Bett?«

»Ihre Herrlichkeit haben gestern abend befohlen, ich soll dem gnädigen Herrn . . . «

»Sprechen Sie von mir? Ich bin nicht gnädig. Ich bin der Herr Steuermann, und wenn Sie zu mir von der Dame sprechen, so sagen Sie einfach die Lady. Still! Wie Sie Ihre Herrin selbst anreden, ist mir gleichgültig, in meiner Gegenwart aber haben Sie so zu sprechen, wie ich es Ihnen vorschreibe. Nun?«

»Die Lady hat Instruktion gegeben, daß ich Tag und Nacht sofort zur Stelle bin, sobald Sie klingeln, und so habe ich angezogen auf dem Sofa geschlafen.«

»Das haben Sie nicht nötig. Ich werde deswegen dann andere Einrichtungen treffen. Kann ich jetzt schon Frühstück mit Kaffee oder Tee bekommen?«

Ich erfuhr, daß die Lady keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht machte, das ganze Haus mußte immer erleuchtet, mindestens ein Viertel der ganzen Dienerschaft auch während der Nacht auf den Beinen sein, jedes Winkes gewärtig.

O, wenn die Lady Blodwen schon solche Bordgewohnheiten hatte, dann würden wir auch recht gut nebeneinander leben können.

»Besorgen Sie mir das Frühstück. Dann legen Sie sich zu Bett. Ich werde Sie am Vormittag nicht mehr rufen.«

Nach dem Frühstück ging ich im Park spazieren. Da kam mir die Lady entgegen, in einem dunklen Morgenkleid. Ohne meinen Schritt zu ändern, zog ich den Hut und wünschte einen guten Morgen.

Sie blickte mich im Vorübergehen groß an und hatte nur ein Kopfnicken. Sie sah viel frischer aus als gestern, gerade jetzt aber bemerkte ich in ihrem Gesicht einen schwermütigen Zug, der bei der Mrs. Milner gänzlich gefehlt hatte.

»Herr Steuermann!« erklang es da hinter mir.

Sie hatte sich umgedreht, ich kehrte schnell zurück.

»Mylady befehlen?«

»Ich möchte Sie dann sprechen – vielleicht um acht Uhr, nicht wahr?«

»Um acht Uhr.«

»David wird Sie von Ihrem Zimmer abholen. Bitte.«

Wieder eine würdevolle Neigung des Hauptes, und sie setzte ihren Weg fort.

Als eine am Hause angebrachte Uhr die achte Stunde verkündete, klopfte David an meine Zimmertür. Ich durchwanderte unter seiner Führung einen endlosen Korridor. Die Lady hatte ihre Zimmer auf demselben zweiten Korridor, nur in einem ganz anderen Flügel des weitläufig gebauten Hauses.

Mir fielen einige Türen auf, welche schwer mit Eisen beschlagen waren. Eine solche öffnete der Alte, wobei es klingelte. In dem Salon fletschte mir knurrend eine riesige Bulldogge die Zähne entgegen, beruhigte sich über auf des Alten Zuruf gleich wieder.

Die zweite Tür, welche wir unter einem Klingelzeichen passierten, war schon mehr gepanzert zu nennen, und dasselbe galt von der dritten Tür, an welche David stark klopfte.

Die Lady, an deren Seite mich wiederum ein riesiger Köter zähnefletschend begrüßte, öffnete von innen.

Sie brachte den Hund zur Ruhe und schloß die Tür wieder. Der Alte war draußen geblieben.

In dem nur kleinen Zimmer war am auffallendsten der große Geldschrank, der neben einem Schreibtisch stand, an dem offenbar wirklich viel geschrieben wurde. Dann waren da noch einige von der Decke herabhängende Portieren vorhanden, welche etwas abschlossen, und ich vermutete, wie sich später herausstellte, auch ganz richtig, daß dies zugleich das Schlafzimmer der Lady sei. Sie schlief auf oder doch neben ihren Geldsäcken, geschützt durch einige Panzertüren, bewacht von zwei oder noch mehr Bulldoggen.

»Wissen Sie die Bank von England in der City?«

Ich kannte das Gebäude, an dem jeden Mittag die Wache aufzieht.

»Ich bitte Sie, diesen Scheck einzulösen. Es sind 10 000 Pfund Sterling. Die Bank wird um zehn aufgemacht.«

Sie gab mir ein Blättchen Papier, bedruckt und beschrieben.

»Wird man mir denn auch so viel Geld gleich aushändigen? Ich bin in derartigen Geschäften ganz unerfahren.«

»Sie haben noch nie einen Scheck eingelöst?«

»Nein.«

»Sie haben nur nötig, hier hintendrauf Ihren Namen zu schreiben. Sie sehen doch, ich habe der Einfachheit halber den Scheck gleich auf Ihren Namen ausgestellt.«

Ja, das stimmte, da stand mein Name – zahlbar an Mr. Richard Jansen.

»Aber ich muß mich doch legitimieren.«

»Auch nicht. Sie erhalten die 10 000 Pfund gegen Abgabe dieses Schecks.«

Ich barg das Papier in meiner Brieftasche und hätte gehen können.

»Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich ohne Geld bin. Nur wenige Pence habe ich in der Tasche.«

»Wieviel wollen Sie?«

»Wollen wir nicht gleich meinen Gehalt ausmachen?«

Zwischen ihren Brauen entstand eine Falte, aus der ich mir aber wenig machte.

»Wieviel verlangen Sie?«

»Meine letzte Heuer als zweiter Steuermann betrug monatlich acht Pfund, bei freier Station. So viel darf ich wohl auch hier fordern.«

»Das ist sehr wenig.«

»Das ist für mich gerade genug.«

»Schätzen Sie Ihre Dienste nicht höher ein?«

»Bitte, Mylady – ich bin ein einfacher Seemann – bin noch nie in solche Situationen gekommen – und – mir ist so etwas peinlich ... «

Unsere Blicke begegneten sich.

»Und mir nicht minder. Darin scheinen wir zu harmonieren, und eben deswegen bitte ich Sie, einfach anzunehmen, was ich Ihnen gebe. Sie können es sich ja immer aufschreiben.«

Doch es war nur eine Zehnpfundnote, was sie mir gab.

»Ich erwarte Sie nicht mehr für heute,« sagte sie noch, ehe ich ging. »Sie werden doch noch verschiedenes zu besorgen haben.«

Ich machte mich sofort auf den Weg. Wäre nicht so schönes Wetter gewesen, hätte es geregnet, so würde ich ohne weiteres einen Wagen gefordert haben, der mich wenigstens bis nach Leytenstone zum Bahnhof brachte. So ging ich dorthin zu Fuß, von eigentümlichen Empfindungen erfüllt, als ich denselben Weg zurückschritt, den ich gestern um ungefähr dieselbe Zeit herwärts gekommen war.

Ich fuhr bis zur Fenchurch-Station, löste bei Samuel Cohn meine Uhr und Schlipsnadel ein, kaufte mein im Schaufenster liegendes Taschenmesser und anderes gegen das dreifache zurück, dann bummelte ich durch die Straßen der Bank zu, kaufte in einem Laden, wo es so allerhand Klimbim gibt, was das Herz eines Frauenzimmers erfreut, für sechs Schilling eine brillante Brosche, gespickt mit Edelsteinen und Perlen, in einem anderen Geschäft für mich etwas weiße Wäsche, ließ des Bräutigams Kragen und Vorhemdchen und Schlips mit der Brosche gleich zu einem Paket vereinigen, welches ich auf der nächsten Post an Mary adressierte, nur mit einem beigelegten Zettelchen. Denn selbst hingehen wollte ich jetzt nicht. Zwischen gestern und heute war ein gewaltiger Unterschied.

Dann zur Bank, sie war offen. Wegen Einlösung eines Schecks wurde ich nach der Hauptkasse gewiesen. Da sah ich Gold und Banknoten hin und her geschoben werden! Von so etwas hatte ich noch keine Ahnung gehabt.

Jeder Empfänger wurde gefragt, ob Gold oder Banknoten. Ich sah einen Herrn, der 2000 Pfund, das doppelte meiner Summe, in

Gold forderte. Die Goldstücke wurden natürlich nicht gezählt, was auch gar lange gedauert hätte, sondern auf eine Wage geschaufelt, auf der ein Ochse Platz gehabt hätte. Ich konnte damals nicht begreifen, wie die an der spielenden Zunge so genau bestimmen wollten, daß auf der Wage gerade tausend Goldstücke im Gewichte von zwanzig englischen Pfund lagen, daß es kein Goldstück zu viel oder zu wenig sein sollte. Ich geriet auf die merkwürdige Idee, daß es wohl bei so vielem Gelde gar nicht auf ein Goldstück mehr oder weniger ankäme.

Das Gold wurde in Ledersäcke geschaufelt, von Männern hinausgeschleppt und draußen, wie ich dann noch sah, von Herren in Empfang genommen, welche in Equipagen saßen.

Auch ich kam daran. Ich war noch der Ueberzeugung, abgewiesen zu werden, wenn ich nicht etwa gar wegen Verdachtes . . .

»Hier Ihre Unterschrift,« sagte der alte Herr, mir durch seine Brille kaum einen Blick zuwerfend, dann sich in ein dickes Buch versenkend.

Ich hatte meinen Namen hingeschrieben.

»Gold oder Banknoten? Was für Banknoten?«

Die Lady hatte mir deswegen nichts gesagt, und ich hatte mich unterdessen, wenn ich das Geld wirklich bekäme, bereits für Hundertpfundnoten entschieden. Das war nicht zu groß und nicht zu klein.

In rasender Schnelligkeit zählte ein anderer Herr mir hundert weiße Papiere hin, sich dann gar nicht mehr um mich kümmernd. Ich zählte langsam nach – hundert – es stimmte.

Dann war ich draußen, zweimalhunderttausend Mark auf der Brust. Himmeldonnerwetter! Die ganze Straße sah mir mit einem Male anders aus.

Mir war wahrhaftig ganz bange zumute. Ich wollte eine Droschke nehmen, um schleunigst nach dem Bahnhofe zu fahren. Bald aber lachte ich meiner Angst. Für mich selbst war das ja nur

wertloses Papier. So frühstückte ich erst in einem kleinen Hotel, und gegen Mittag war ich wieder in der römischen Villa.

In dem Säulengange stand Lady Blodwen. Bei meinem unvermuteten Anblick fuhr sie jäh empor, und es waren ganz merkwürdige Augen, die mich anstarrten, erst erschrocken, dann mit einem Male aufleuchtend – und in diesem Augenblicke zuckte es durch mein Hirn:

Herrgott, die hat doch nicht etwa geglaubt, ich könnte mit dem Gelde durchbrennen?!

Doch im nächsten Moment schon hatte ich diesen schmählischen Verdacht zurückgewiesen – es war ein so blitzähnlicher Gedanke gewesen, daß deswegen kein Tröpfchen Blut in meine Wangen stieg.

»Sie sind schon wieder zurück?!«

»Ja, ich habe mich möglichst beeilt. Ich habe noch niemals so viel Geld bei mir getragen, man muß sich an alles gewöhnen. Wo soll ich Ihnen das Geld geben?«

»Gleich hier.«

Ich zog die Scheine mit einem Griffe aus der linken Brusttasche, in der ich sonst nichts weiter hatte.

»Es sind hundert Hundertpfundscheine, wollen Sie nachzählen?«

Sie tat es nicht.

»Danke.«

Sie wandte sich und ging davon. Ich blickte ihr nach. Weshalb war das blasse Gesicht plötzlich so purpurrot geworden?

Nachdem ich zwei Stunden zu Mittag gegessen – nein, gespeist hatte, wurde ich wieder zu ihr bestellt.

Ich sollte zu einem Mr. Cockswell gehen – oder ich könnte auch eine Equipage benutzen – ein Farmer, nur eine Viertelstunde von hier entfernt, ihm diesen Brief abgeben.

Die Aufforderung war im höflichsten Tone erfolgt, auch der Inhalt des Briefes wurde mir gesagt: der Farmer hatte eine Hundezucht, die Lady erwartete zwei junge Exemplare.

»Würden Sie die Güte haben, die Tierchen vielleicht gleich mitzubringen?«

»Gewiß doch!«

»Und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie um sechs Uhr wieder hier sein könnten.«

»Ich werde hier sein.«

Ich ließ mir von einem Diener den Weg beschreiben und machte mich auf die Strümpfe.

Es war ein kleines Bauerngut, dessen Hof ich betrat, alles in musterhafter Ordnung, sehr viele Hunde, unter denen ich auch die Eltern jener Bulldoggen erkannte.

Einen gutgekleideten Bauern hielt ich für den Farmer.

»Mr. Cockswell?«

»Nein, der sitzt drin. Ich bin der Verwalter.«

»Ich habe an Mr. Cockswell einen Brief abzugeben.«

»Da gehen Sie nur hinein. Sie sind wohl Seemann?«

»Steuermann.«

»Na, da wird sich der Master freuen!« sagte der Mann mit einem schadenfrohen Grinsen, und dann rief er seitwärts einem Knechte zu: »Pet, mach mal gleich 'ne Schubkarre zurecht!«

Für diese Worte füge ich gleich die Erklärung bei, wenn ich damals auch noch gar nichts davon wußte.

Mr. Cockswell war so ein Millionenbauer, der aber nicht von seinem kleinen Stammgute herunter ging. Er ließ sich gern besuchen und hatte die niederträchtige Angewohnheit, den Besuch stets einzuseifen, d. h., ihn bezechet zu machen und ihn in sinnlosem Zustande auf der Schubkarre nach Hause fahren zu lassen. Das war bei ihm eine Art von Leidenschaft – die ich übrigens auch noch bei anderen Menschen gefunden habe. Er war deswegen in

der ganzen Umgegend verhaßt, hatte auch schon viel Unglück damit angerichtet, Familienfrieden zerstört und dergleichen.

Ich sah einen älteren Mann, der einen ganz biedereren Eindruck machte. Es war ja sonst auch ein ganz ehrlicher Mensch – bis auf jene niederträchtige Schadenfreude.

»Nee, die Tiere müssen noch bei der Mutter bleiben. Wie kommt es denn, daß die Lady Sie schickt?«

»Ich bin gestern von ihr als Sekretär engagiert.«

»Ach was! Na, da wollen wir erst einmal zusammen trinken.«

Es war der schwerste Portwein, mit dem er zwei Gläser füllte.

Wie ich zu dieser Stellung käme, ob ich nicht Seemann sei.

Ich erzählte, von dem wilden Stiere, alles, soweit ich durfte.

»Na, die Stellung halten Sie mal feste, junger Mann,« sagte er, und dabei pumpte er immer ein.

Er fragte weiter; aber durchaus nicht neugierig, er bedauerte die Lady, deren Verhältnisse er kannte, durch die Hunde waren sie zusammengekommen, und dann fing er von Argentinien an, wo er in seiner Jugend gewesen war, ich auch, und so schwätzten wir immer weiter, aßen Brot und Schinken und tranken ein Glas nach dem anderen.

Dann führte er mich in seinen Keller, der ganz mit Flaschen und Fässern vollgepfropft war, da wurde probiert, und dann ging es oben weiter.

Der Alte bekam nach und nach gläserne Augen, fing an zu lallen, blieb aber noch immer trinkfest.

»*Damn'd*, kannst du aber saufen!« sagte er zuletzt bloß noch.

Um fünf mußte ich zurück. Der Alte wollte mich nicht fortlassen, ich ließ mich aber nicht halten. Er begleitete mich auf den Hof hinaus, konnte noch ganz gut gehen – mit einem Male aber kam er ins Schießen, nach dem Misthaufen hin, drehte sich ein paarmal im Kreise, dann legte er sich auf den Mist und streckte alle viere von sich. Ich überließ ihn den lachenden Knechten. Zu fürchten war nichts, er fing gleich an zu schnarchen.

»Da ist er einmal an den Unrechten gekommen,« hörte ich hinter mir sagen. Aber damals wußte ich ja noch gar nichts von den Gepflogenheiten dieses Farmers.

Zu Hause angekommen, fragte ich wegen eines Bades und erhielt es. Als ich dann in meinem Zimmer die letzte Hand an mich legte, sah ich vom Fenster aus auf dem Wege, der nach jener Farm führte, einen Reiter angesprengt kommen, den ich als einen Reitknecht hier von der Villa erkannte. Ich dachte mir nichts weiter dabei.

Schlag sechs Uhr meldete mich David der Lady an, die mich diesmal in einem im Parterre gelegenen Salon empfing. Sie war zum Ausgehen bereit, hatte eine Mantille um.

»Würden Sie mich auf einer Spazierfahrt begleiten?«

»Sehr gern doch.«

Jetzt fiel mir etwas ein. Gleich bei meinem Eintreten hatte sie mich wieder einmal mit so großen Augen angesehen, und ich entsann mich, daß mich alle Diener, denen ich bei meiner Rückkehr begegnet, noch mehr aber nach dem Bade, so eigentümlich von der Seite angesehen hatten.

War der Reitknecht vielleicht auf der Farm gewesen und hatte hier erzählt, wie wir beide dort gebügelt hatten? Wußte es auch die Lady und glaubte sie nun etwa, ich brächte statt zweier kleiner Hunde einen großen Affen mit? Ich mußte innerlich lachen.

»Was sagte Mr. Cockswell?«

Ich teilte ihr des Farmers Auskunft über die bestellten Hunde mit.

»Schade! Ein sehr netter Mann, dieser Cockswell, nicht wahr? Gehen wir!«

Die Equipage war schon vorgefahren, nur mit dem Kutscher auf dem Bock. Ein Lakai öffnete wohl den Schlag, blieb dann aber zurück.

Beim Einsteigen nahm sie meine Hand an, und dann, als ich hinter ihr stand, sie aber noch nicht ganz drin war, wie sie noch

ihren Rock hochhob, merkte ich erst, was für eine feine Kladdersche sie anhatte. Es war ein himmelblaues Kleid, von so einem Stoffe, den man wohl ›duftig‹ nennt, obschon er gar nicht zu riechen braucht, darunter kickten noch eine ganze Menge von weißen Spitzen hervor, dazu niedliche Halbschuhchen, die wie die Goldkäfer glänzten, und . . . Herr du meine Güte, und dabei ganz zerrissene Strümpfe!! Faktisch, ein Loch am andern!

Als der Lakai die Tür zugemacht hatte, konnte ich erst gar nichts sehen, weil die Fenster mit blauen Gardinen verhangen waren. Ich hätte mich beinahe auf die Lady draufgesetzt.

»Bitte, setzen Sie sich mir gegenüber.«

An ihrer Stimme erkannte ich, wo sie saß, dann gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich ließ mich ihr gegenüber auf dem Rücksitz in einer Ecke nieder.

Fort ging es. Es war und blieb in der Kutsche dunkel, schwül und langweilig. Die wollte weder ein Fenster noch ihren Mund aufmachen.

Ich träumte. Das taktmäßige Rucken des Wagens verwandelte sich in eine Melodie.

»Du stolze Blodwen freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich,
Dein König, dein König, der Richard Löwenherz.«

Ich konnte mich dagegen wehren, wie ich wollte, diese Melodie summt mir ständig in den Ohren, im Geiste mußte ich dazu auch den Text singen, und vor meinen Augen sah ich immer die zerrissenen Strümpfe.

Es ist doch merkwürdig mit solchen feinen Stadtleuten – auch wenn sie auf dem Lande wohnen! Außen herum kann's nicht fein genug sein, Goldkäferschuhe, und dann ganz durchlöcher-te Strümpfe! Und wenn das nun bei den Strümpfen schon so ist, die man doch manchmal sehen kann, wie mag da erst das andere beschaffen sein, was man für gewöhnlich nicht sieht, was sie auf dem Leibe tragen!

Na, wenn bei mir an Bord ein Matrose mit zerrissenen Strümpfen herumliefe – mit dem wollte ich aber längsfahren! – und das nicht etwa wie hier in einer gepolsterten Equipage.

Es wurde noch dunkler, weil wir in einen dunklen Wald kamen, und es begann überhaupt zu dunkeln. Wohin wollten wir eigentlich? Wir hätten bald umkehren können, ich dachte lebhaft ans Abendbrot, und – und – ich weiß nicht, ich hatte immer so einen Bratengeruch in der Nase.

Aber das war langweilig! Sollte ich einmal etwas sagen? Nein! Kapitän und Steuermann – dabei sollte es bleiben!

Ich mochte dieses verdammte Lied von Richard Löwenherz ungefähr zum hundertsten Male singen, als sie endlich den Mund aufmachte.

»Sie haben wohl eine gute Bildung genossen, Herr Steuermann, wenn ich fragen darf?«

Ich wußte sofort, woran ich war. Jawohl, zu dieser Frage war sie sogar sehr berechtigt. Ein Jachtbesitzer muß sich doch seinen Kapitän ansehen, daß er nicht einen ungebildeten Runks in die Kajüte bekommt. Doch sollte ich etwa alle die Schulfächer her-zählen, die ich durchgebüffelt hatte? Ich wußte mich anders aus-zudrücken.

»O, was das anbetrifft, Mylady – ich kann noch den ganzen Ovid auswendig, und vom Homer alle Stellen, wo es eine Hauerei gibt – im Urtext, meine ich – ich kann auch die Bibel im Urtext lesen, weil ich im Hebräischen Privatstunden hatte. Ich sollte nämlich Pastor werden. Auch Klavier spielen kann ich noch recht gut. Nur geht dabei meistens das Klavier kaputt.«

Ein schluchzender Laut erscholl, und ich sah an den Schattenumrissen, wie sie schnell ihr Taschentuch vors Gesicht führte. Nanu, warum fing die denn mit einem Male zu weinen an? Oder – oder – wollte die etwa ein Lachen ersticken? Was gab's denn da zu lachen? Ich hatte doch gar nichts Lachhaftes gesagt?

Doch nein, sie hatte sich nur einmal die Nase geputzt. Sonst wäre ihr Ton nicht gleich wieder so ruhig gewesen.

»So, Pastor hatten Sie werden sollen?«

»Ja. Das heißt, ich sollte Theologie studieren. Es war der heißeste Wunsch meiner Eltern, mich dereinst auf der Kanzel predigen zu sehen. Ich betone das ›sehen‹ – Sie wissen schon – so in der schwarzen Kutte mit der mächtigen Halskrause und nun recht tüchtig mit den Armen herumgefuchelt. Aber ich hatte keine Lust zum Pastor. Als es so weit war, wurde ich lieber Schiffsjunge.«

Wieder mußte sie sich die Nase putzen.

»Sie haben als Seemann wohl recht viel erlebt? Ach, bitte, erzählen Sie doch etwas!«

Ja, das konnte ich. Die Hauptsache war mir, daß mir dabei das verdammte Lied von Richard Löwenherz mit den zerrissenen Strümpfen nicht mehr in den Ohren summt.

Eine halbe Stunde erzählte ich, schilderte einige besondere Episoden, und wenn wir keinen großen Bogen machten, fuhren wir noch immer geradeaus, und draußen war es schon so finster wie hier drinnen.

»Da wollen Sie sich wohl auch einmal selbständig machen?«

Aha! Jetzt kamen wir endlich auf das bewußte Thema! Ich wollte ihr erklären, daß ein Kapitän noch lange nicht selbständig ist, dazu gehört ein eigenes Schiff – sie unterbrach mich sehr bald.

»Ich meine, da wollen Sie doch auch einmal heiraten?«

»Heiraten?!« wiederholte ich in ehrlichem Staunen. »Nee, aufs Heiraten bin ich nun weniger erpicht. Und ich kann gleich jetzt Brief und Siegel darauf geben, daß ich nie und nimmer heiraten werde – nicht für acht Tage.«

»Weshalb denn nicht?«

»Weil die Ehe gerade das Gegenteil von der Selbständigkeit ist.«

Ich dachte, die könnte doch selbst ein Lied vom Heiraten singen, und ich erwartete schon, sie würde es mir vortragen. Doch es sollte anders kommen.

»Aber geliebt haben Sie doch schon einmal?«

Was sollte ich sagen? Kapitän und Steuermann! Nur immer offen, kein Blatt vor den Mund genommen!

»Geliebt? Einmal? Ach, eine ganze Masse mal! Na ja, wie's bei uns Seeleuten so zugeht.«

Schon wieder putzte sie sich die Nase, und diesmal ganz gründlich. Sie mußte in der Finsternis den Schnupfen bekommen haben. Solange es hell gewesen, hatte ich davon nichts bemerkt.

»Wir fahren nach einem Landhause, sind gleich da.«

Ich sagte nichts, dachte nur über die Lösung der Abendbrotfrage nach.

»Es ist ein ganz einsam liegendes Haus,« fuhr sie fort, »unbewohnt – aber eingerichtet – ich habe Proviant mitgenommen.«

Aha, ahi! Daher die gebratene Atmosphäre!

»Ich liebe solche nächtliche Exkursionen. Wir übernachten auch hier. Ich schlafe sehr oft außerhalb. Es geniert Sie doch nicht, Herr Steuermann?«

Wenn es die nicht genierte – mich genierte es nicht. Ich machte mir damals verdammt wenig Gedanken über so etwas. Es ist doch ganz gleichgültig, wo man seine verbrauchten Kräfte durch Schlaf ersetzt – wenn nur das Lager nicht allzu hart ist – und frieren und vollgeregnet werden darf man dabei auch nicht.

Der Wagen hielt. Nach dem Aussteigen sah ich im Scheine der Wagenlaterne die Umrisse eines großen Steinkastens – so ein altes, englisches, solides Landhaus; wir würden es Villa nennen. Um mich herum sah es recht verwildert aus. Ein Fensterladen stöhnte, ein anderer quietschte.

»Ich bin gespannt, ob unterdessen eingebrochen worden ist.«

»Sie lassen das Haus ganz ohne Aufsicht?«

»Ja. Was tut's? Mögen Obdachlose darin nächtigen und mitnehmen, was ihnen gefällt. Wenn sie nur die paar Zimmer verschonen, die ich manchmal benutze.«

Ja, wie es bei der stand – die ganze hoffnungslose Erbschaftsgeschichte – ich konnte ihre Gleichgültigkeit begreifen.

Der Kutscher, ein alter Mann, wohl schon an solche nächtliche Expeditionen gewöhnt, spannte bereits die Pferde aus. Sie bat mich, eine der Lampen abzunehmen und ihr zu leuchten, brachte einen großen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß der Haustür.

»Die ist nicht aufgebrochen. Dann wird auch niemand drin gewesen sein.«

Wir traten ein. Ich sah schöne Zimmer mit altertümlichen Möbeln, alles gediegen, natürlich sehr verstaubt. Das wäre so etwas für Zigeuner gewesen. Doch man ist in England mit solchen unbewohnten Häusern überhaupt sehr sorglos und darf es sein. Fahrendes Volk gibt es dort gar nicht, Einbrecher gehen nur nach der Stadt, nach London. Und die Polizei und Gendarmerie ist ausgezeichnet. In ganz England wird nach zehn Uhr die ganze Nacht hindurch jede Haustürklinke einmal von einem Konstabler oder Gendarmen in die Hand genommen, desgleichen drückt er gegen jedes Parterrefenster – das gilt von jedem einzelnen Londoner Haus, wie vom einsamsten Gehöft – und ist irgend etwas offen, so wird der Besitzer geweckt, er hat die Pflicht, alles zu schließen, und ist das Haus unbewohnt, so kennt der Reviergendarm doch die Wohnung des Besitzers oder dessen Stellvertreters, er muß hin und ihn holen. Für dieses Haus hier hatte ein benachbarter Farmer die Verantwortung gegen eine Entschädigung übernommen.

Wir stiegen die Treppe hinauf. Ich konnte wieder einmal die total zerrissenen Strümpfe unter der seidenen Kladderasche bewundern. Während die anderen Zimmer offen gewesen waren, mußte die Lady hier wieder einen Schlüssel gebrauchen, und ich sah

zwei Zimmer, welche doch einen etwas anderen Eindruck machten; einmal weniger verstaubt, und dann einige Gerätschaften, die vor noch gar nicht so langer Zeit benutzt worden waren, eine Lampe, eine Petroleumkanne, noch halb voll, ein Kasten mit Kohlen usw.

In dem einen Zimmer stand ein Himmelbett, ein mächtiges Ding, das einen ganz sauberen Eindruck machte – sonst hatte ich nur leere Bettstellen gesehen, etwas aufgeräumt war ja doch worden – der andere Raum schien als Küche und Eßzimmer gedient zu haben, auf dem Tische lagen noch Krümel.

»Nun machen wir ein nächtliches Picknick – oder Biwak – müssen uns aber selbst bedienen. Zuerst Feuer anmachen, um Tee zu kochen. Schön wäre es ja, wenn wir den Kutscher nicht brauchten. Eignen Sie sich zu so etwas?«

Na und ob! So etwas war ja gerade mein Fall! Ich hatte schon Holz erspäht und das bei Samuel Cohn ausgeruhte Taschenmesser in der Hand. Vorher untersuchte ich erst die Lampe und brannte sie an, die Lady entnahm unterdessen einem Schranke angerissene Pakete mit Tee, Zucker und anderen haltbaren Lebensmitteln, dann spendeten die Polstertaschen und Sitzkästen der Equipage Rostbeef, drei Brathühner und andere schöne Sachen, auch einige Flaschen kamen zum Vorschein, ferner Teller, Messer, Gabeln – es fehlte nichts.

Der Teetopf sang über dem offenen Kaminfeuer. Es war herrlich! Wirklich, diese Lady war doch ein ganz famoses Frauenzimmerchen! Wenn die solche Liebhabereien hatte, dann wollte ich schon mit ihr an Bord auskommen. Wenn sie nur nicht solche zerissene . . . nein, daran wollte ich gar nicht mehr denken. Hinsehen tat ich schon lange nicht mehr.

Auch sie war mit behilflich und legte dazu Hut und Mantille ab. Himmel! Unten wohl eine ganze Masse von Röcken, wenigstens den Spitzen nach zu schließen, und oben gar nichts! Das heißt, sie hatte schon etwas an, aber von einem ganz durchsichtigen Stoff,

wie Spinnengewebe, daß man alles sehen konnte, und ihre Ärmel waren ganz aufgeplatzt, freilich wohl künstlich, solche lange Lappen, die auf der äußeren Seite nur durch Schleifchen zusammengehalten wurden. Ich hätte gar nicht gedacht, daß das schlanke Figürchen so dicke Arme haben könnte, fast wie die Mary.

Der Eßstisch war fertig. Der Kutscher erhielt seinen Anteil, mit dem er sich aber wieder zu den Pferden zurückzog, denn wenn in England etwas Anziehungskraft auf diesen ausübt, so sind es aufsichtslose Pferde. Er hatte neben dem Stall ein hübsches Zimmerchen.

Wir aßen – oder speisten vielmehr. Sie trank Tee mit etwas Rotwein, und ich Rotwein mit etwas Tee. Dann wurde Glühwein ohne Tee gemacht, dem sie ebenfalls zusprach, wenn auch sehr mäßig.

Nach dem Essen setzten wir uns an das offene Feuer, das ja gar nicht mehr wärmte, wenn man nicht seine Nase dicht daran hielt. Sie hielt nur ihre Füße daran, und bei solchen mehr ganz als halbnackten Füßen und Waden mußte sie ja auch frieren. Faktisch, Loch an Loch; die Löcher hingen kaum noch zusammen. Und es half alles nichts, ich mußte es sehen, weil sie auch noch die Beine übereinandergeschlagen hatte und mit dem einen vorgestreckten Fuße immer schaukelte. Ob die sich nur gar nicht schämte? Aber das Schuhchen war wirklich prachtvoll, das flimmerte in dem roten Feuerschein wie ein goldgrüner Karfunkelstein.

Schon beim Essen hatte ich immer von meinen Abenteuern erzählen müssen, jetzt auch. Aber immer kam sie wieder auf die Liebe zurück – wie alle Frauenzimmer, das ist bei denen doch die Hauptsache.

Ob ich schon in Spanien gewesen sei. Ja. Ob die Spanierinnen recht schön wären. O ja – manchmal – manchmal auch nicht – sie werden so schnell alt, und dann klappen sie zusammen. Ob ich mit einer Spanerin schon ein Verhältnis gehabt hätte. Nicht nur mit einer.

»Bitte, erzählen Sie!«

Nun, ich verstand zu erzählen – immer dezent – ich verstand, durch die Schilderung von kleinen Episoden und Charakterschilderungen immer von der Hauptsache, die die Liebe mit sich bringt, abzulenken. Alles brauchte die doch nicht zu wissen, wenn sie auch schon verheiratet gewesen. Das konnte ich ihr doch nicht erzählen.

Und dabei schaute sie mich mit ihren großen, blauen Augen unverwandt an, und immer mehr begannen diese zu leuchten. Bei der begann der Glühwein zu wirken. Nicht minder bei mir, der ich immer wie gebannt das Fragment eines Strumpfes betrachten mußte, durch dessen Löcher es wie Schnee leuchtete.

Dann trat eine Pause ein. Stumm beobachteten wir die Funkenbilder des erlöschenden Feuers.

»Haben Sie von der Lady Esther Stanhope gehört, genannt die Sibylle des Libanon?« fragte sie plötzlich.

»Oder die Königin von Tadmor – oder die Zauberin von Dschihun,« ergänzte ich. »Ja, deren Lebensgeschichte kenne ich sogar ganz ausführlich.«

Ich erklärte ihr, woher. Ein Zufall. Ein Maat von mir hatte ihre englische Biographie in seiner Kleiderkiste gehabt.

Lady Esther Stanhope ist wohl das merkwürdigste und abenteuerlichste Weib gewesen, das je existiert hat. Geboren zu London am 12. März 1776 als Schwester des berühmten Diplomaten Graf Philipp Henry von Stanhope, Nichte des noch berühmteren Pitt. Bis zu Pitts Tode, 1806, leitete sie diesem, einem Junggesellen, den Hausstand, war zugleich seine Sekretärin, machte selbst in Politik. Dann ging sie auf Reisen, bis sie sich in Syrien eine neue Heimat gründen wollte, so ein phantastisches Königreich. Denn an toller Phantasie hatte es der nie gefehlt. Durch geheimnisvollen Hokusfokus verbreitete sie um sich das Gerücht, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, über unermeßliche Schätze

zu gebieten usw. Besonders auf die Drusen übte sie einen kolosalen Einfluß aus. Daß der allmächtige Ibrahim Pascha, Vizekönig von Aegypten, damals seinen Siegeszug durch Kleinasien unterbrach, nicht auch in die Türkei einfiel, was die schwersten politischen Verwicklungen aller Mächte nach sich gezogen hätte, das hatte man nur der Lady Esther zu verdanken. Als phantastische Königin von Tadmor trat sie dem ägyptischen Napoleon entgegen, und vor der Zauberin von Dschihun oder der Sibylle des Libanon kehrte der unbesiegte Feldherr um. Dieses Weib soll durch Blick, Worte und durch ihr ganzes Wesen eine wunderbare Macht auf jeden Menschen ausgeübt haben.

Was ich hier schreibe, kann in jedem Konversationslexikon nachgelesen werden. Was ihr Biograph sonst noch über ihre Abenteuer und phantastischen Tollheiten berichtet, will ich hier nicht wiedergeben, weil wir selbst dies alles noch bei weitem übertreffen sollten.

Aber mit den enormen Geisterschätzen war es nichts. Die Sibylle des Libanon und Königin von Tadmor starb in bitterster Armut, verlassen und verspottet von allen ihren Anhängern, am 23. Juni 1839, nur umgeben von einigen treuen Arabern, und auch ihr Arzt hatte bei ihr ausgehalten, Doktor Alois Selo, wohl ein Oesterreicher, der dann ihre Biographie herausgab.

»Sie war meine Großtante.«

»Was Sie nicht sagen!« staunte ich.

»Ja. Ihre Schwester, Lady Blodwen Stanhope, heiratete meinen Großvater. Ich soll ihr sprechend ähnlich sehen – meiner Großtante, der Lady Esther.«

Ja, das konnte man bei diesen ganz merkwürdigen, so trotzigknabenhaften und dennoch reizvollen Zügen wohl glauben. Und an phantastischen Kunststückchen sollte die hier ja auch schon etwas geleistet haben, ich selbst hatte ja schon etwas davon zu sehen bekommen.

Sie starrte traumverloren in die letzten Funkengebilde, welche jetzt illuminierte Gebäude zeigten, um gleich darauf feurige Umrisse von Fratzen und ungeheuerlichen Tieren anzunehmen.

»Sie kann nicht so arm gestorben sein. Das war freiwillige Ent-sagung. Ich habe etwas gehört von . . . «

Ich lauschte wie ein Mäuschen. Aber es kam nichts weiter nach. Immer traumverlorener ward ihr Blick.

»Sie wollte sich ein Königreich suchen,« erklang es dann sehn-suchtsvoll, »ach – auch ich möchte Königin sein . . . «

Jetzt wäre es Zeit gewesen, endlich einmal von der Jacht zu be-ginnen. Mrs. Milner mußte ihr doch die Idee vorgetragen haben.

Da blickte sie nach der Uhr und stand schnell auf.

»Schon elf. Ich bin müde. Wo werden Sie schlafen, Herr Steu-ermann?«

»Ich kann ja unten beim Kutscher . . . «

»Ach nein. Jemand muß bei mir bleiben, ich fürchte mich allein in dem einsamen Hause.«

Fürchten? Danach sah dieses Gesicht gar nicht aus, wenn sie auch einen noch so ängstlichen Ton anschlug. Wie sie es früher bei solchen nächtlichen Exkursionen gehalten hatte, durfte ich nicht fragen.

»Sie schlafen hier in diesem Zimmer. Wir werden schon etwas finden, um ein Bett zurechtzumachen.«

Gut! So ein Klappstuhl war bald gefunden, Decken und anderes Zeug gab es auch genug. Sie brannte ein Licht an, gab mir die Hand, wir blickten uns an, sie ging hinüber.

Ich band nur den Kragen ab und zog die Jacke aus, sonst legte ich mich angezogen auf den Klappstuhl, vorsichtig, ich traute dem hölzernen Dinge nicht recht: für meine langen Beine brauchte ich noch extra zwei Stühle, hüllte mich in eine silbergestickte Decke, auf der ›Wünsche wohl zu speisen‹ stand, blies das Licht aus und rauchte noch ein bißchen.

Drüben rumorte sie noch etwas, dann knarrte mächtig das Himmelbett, und dann ward es still. Ich rauchte meine Pfeife aus und schlief ein.

Es war ein merkwürdiger Traum. Sie stand im Mondschein an dem weißen Tempel, jetzt mir aber zugekehrt, die Arme ausgebreitet, rief mich beim Vornamen und sang das verdammte Lied. Und dann hatte ich sie plötzlich auf den Knien und stopfte ihre zerrissenen Strümpfe, gleich an den Waden.

»Au, du darfst sie mir nicht an der Haut festmachen,« sagte sie, und dann fing sie wieder an: »Du stolze Blodwen freue dich ...«

Und dann gab es einen Krach. Mein Bettstuhl war unter mir zusammengebrochen. Nämlich dadurch, daß ich gar zu gewaltsam aufgesprungen war.

Denn das war kein Traum mehr, mein Name wurde wirklich gerufen, und zwar schon vorher, ehe es hier gekracht hatte.

»Herr Steuermann!!« erklang es drüben in ängstlichstem Tone.

Im Nu war ich drüben – wunderte mich nur, daß ich es sein konnte, daß nämlich die Zwischentür gar nicht verschlossen war.

Sie hatte schon Licht angezündet, hatte den Himmelvorhang zurückgeschlagen, und so sah ich sie halb aufgerichtet drinsitzen im Himmel, den Arm hoch und das Hemd etwas herunter. Ihr Gesicht war gerötet, mit ängstlichen Augen blickte sie mich an.

»Hier ist jemand im Zimmer.«

»Es wird eine Maus gewesen sein,« lautete sofort meine Entscheidung.

»Nein, es war ein Mensch.«

Ich ging nach der anderen Tür, diese war im Gegensatz zu meiner verschlossen und sogar verriegelt – ich leuchtete unter das Bett und fuhr mit dem Feuerschürer unter alle Schränke, unter die sich nicht einmal eine Katze hätte quetschen können. Ich habe nämlich Schwestern gehabt, und daher wußte ich Bescheid in der Sache.

»Sehen Sie? Kein Mensch ist darunter. Sonst müßte ich ihn doch vorkratzen. Nur die üblichen Knäuel, welche alte Frauen Spinnennester nennen, eine abgedankte Brotrinde und ein antiker Zigarrenstummel.«

»Ich hörte es rascheln.«

»Dann ist's ganz gewiß eine Maus gewesen.«

»Es mag sein,« gab sie jetzt zu. »Und was für ein Krach war das vorhin? Waren Sie das?«

»Nein, das war mein Bettstuhl. Während ich aufstand, legte er sich ermüdet nieder.«

»Er ist zusammengebrochen?«

»Vollständig, und ich befürchte, daß er nie wieder aufstehen wird.«

»Ja, wo schlafen Sie denn nun da?«

Sie saß noch immer in derselben Stellung in ihrem mächtigen Himmelbett, den bloßen, vollen Arm mit der Gardine hochgehoben.

»O, zum Drauflegen ist er noch immer zu gebrauchen, nur verdient das Bett nicht mehr den Namen eines Stuhles.«

Sie sah mich lange an, und ihre feinen Nasenflügel zitterten jetzt ganz sichtbar.

»Ich danke Ihnen – schlafen Sie wohl,« sagte sie und machte den Himmel zu.

Ich blickte noch einmal auf die ganze Kladderasche, die mit sämtlichen Spitzen und allem, wofür ich keinen Namen hatte, auf zwei Stühlen lag, auch die zerrissenen Strümpfe, und dann war ich wieder drüben.

Himmel, Hagel und Haubitzen!!

Schlafen Sie wohl. Jawohl, hatte sich was! Der zerbrochene Bettstuhl setzte mir, wie ich mich auch legte, immer einen Fuß ins Kreuz, und dann . . .

O, diese verfluchten Gedanken! Diese Visionen! Was mir meine Phantasie vorgaukelte!

»Soll ich oder soll ich nicht? Richard, sei kein Esel. Natürlich sollst du, sie will's doch selbst. Aber hast du dich nicht in ihre Dienste gestellt? Kapitän und Steuermann! Richard, wenn du sonst kein Frosch bist, sei diesmal einer! Nur diese Nacht noch. Morgen muß es sich entscheiden. So oder so. Oder ich gehe. Das halte der Deiwel aus.«

So marterte ich mich die ganze Nacht, bis der Morgen graute. Dann kam ich endlich auf die Idee, meine Stiefel auszuziehen, um geräuschlos hin und her gehen zu können. Und endlich knarrte drüben auch das Himmelbett. Dann plätscherte es. Und dann knarrte das Himmelbett nochmals. Jetzt setzte sie sich darauf, um ihre zerrissenen Strümpfe anzuziehen. Dann raschelte es, und dann war sie fertig.

»Guten Morgen, Herr Steuermann! Haben Sie gut geschlafen?«

Sie sah blaß aus wie eine Kalkwand. Ich machte, daß ich hinunterkam, und half mit, die Pferde anzuspannen.

Wir fuhren in dem verdunkelten Wagen zurück, ohne ein einziges Wort zu wechseln.

EINE GESPENSTERGESCHICHTE, UND WAS ICH IM GEISTERTURM ERLEBTE.

Ich war krank. Gemütskrank. Im Magen. Faktisch. Unberührt war das Frühstück fortgetragen worden, ich hatte Mittagessen bestellt, und jetzt stand das auch noch da, und ich saß daneben, den Kopf in die Fäuste gestemmt und stierte vor mich hin.

So konnte das nicht weitergehen. Ich wollte fort. Ich mußte erst tausend Knoten Salzwasser zwischen uns haben. Ich wollte hin zu ihr und es ihr sagen, sie um Entschuldigung bitten, ich hätte mir die Sache anders überlegt. Aber ich wagte es nicht. Morgen, morgen! Ich schimpfte mich selber einen elenden Feigling. Richard Hasenherz.

Der Leser weiß, wie es mit mir stand. Mich hatte etwas gepackt, was ich bisher noch nie gekannt. Hatte ich einmal so etwas

gehört, hatte ich darüber verächtlich gelacht. Und da muß ich langer Lümmel ...

Mein Diener kam. Die Lady wünsche mich zu sprechen. Und da war mir, als ob der schwarzgekleidete Diener eine ganze Flutwelle von goldenem Sonnenschein mit hereinbrächte, der Sonnenschein drang mir ins Herz und drang mir in den Magen, daß ich gleich wieder Appetit bekam. Nun war es aber zu spät.

Einen bedauernden Blick auf das kaltgewordene Essen, und ich ging. Ich glaube, ich tänzelte. Ich sollte sie ja sehen, sie sehen!! Und auf diesem Wege ward mir klar, daß ich nicht mehr leben konnte, wenn ich sie nicht täglich sah. Ich wäre einfach verhungert. Und das geht bei mir schnell.

Sie sah in der römischen Tunika wieder ganz frisch aus. Jedenfalls hatte sie noch ein Schläfchen hinter sich. Und sie setzte schon wieder ein unnahbares Gesicht auf. Aber daraus machte ich mir nichts. Ich war schon glücklich, sie nur sehen zu können.

Mit einem Male versuchte sie ein ganz geheimnisvolles Gesicht zu machen.

»Haben Sie schon einmal einen Geist gesehen?«

»Nee!« war meine prompte Antwort, ob dieser unvermuteten Frage wieder etwas in meinen alten Ton fallend.

»Sie glauben wohl gar nicht an Geister?«

»Nee.«

Und nun kam es langsam heraus:

»Ich – habe – schon – einen – Geist – gesehen!«

»Einen richtigen Geist?« vergewisserte ich mich nochmals.

»Ja.«

»War er weiß?«

»Ja.«

»Dann war's ein Mensch, der sich ein Bettuch umgehungen hatte,« war meine sofortige Erklärung.

Ueber ihr schwermütiges Gesicht ging wieder jenes eigentümliche Zucken.

»Sie glauben mir nicht, daß ich schon einmal einen Geist gesehen habe?«

»Mylady, Ihr Wort in Ehren – aber ich bin bisher noch keinem Geiste und sonstigem Gespenste begegnet, und es ist bisher auch meine Ansicht gewesen, daß es keine sogenannten überirdischen Erscheinungen gibt, obgleich ich Shakespeare nicht widersprechen will, daß zwischen Himmel und Erde Dinge existieren, die wir mit unserer Schulweisheit niemals fassen werden. Und werde ich betreffs der Geister eines anderen belehrt, bekomme ich nur einen einzigen handgreiflichen Beweis für ihr Vorhandensein, dann will ich gern aus einem Saulus ein Paulus werden.«

Man wird mir trotz aller sonstigen Offenheit, die manchmal an Grobheit grenzen konnte, ein gewisses diplomatisches Geschick nicht absprechen, und wenn ich wollte, so konnte ich sprechen wie ein Buch. Ich hatte ja auch Pastor werden sollen.

»Setzen wir uns.«

Ich war in einem der gepanzerten Zimmer empfangen worden, aber nicht in dem mit dem Geldschrank, wo ich ganz sicher hinter einer Portiere auch ihr Bett vermutete.

»Eine kleine Stunde von hier,« begann sie dann, »in der Nähe von Wanstead, steht auf freier Haide ein Turm. Haben Sie überhaupt noch nichts von diesem Hunger- oder Geisterturm von Wanstead gehört?«

»Nein.«

»Eigentlich kennt jeder Engländer ihn, er kommt in Spukgeschichten sehr häufig vor, es existiert über ihn schon mehr eine eigene Literatur, die ganze Umgegend weiß noch heute von geheimnisvollen Erscheinungen zu erzählen, und ich wünsche sogar, daß sie sich zuvor darüber orientieren, wozu ich Ihnen dann einige Adressen geben werde.

»Dieser Turm ist der stehengebliebene Rest eines ehemaligen Schlosses, welches der Königin Elisabeth gehörte. Das Schloß selbst ist wohl noch zu Elisabeths Zeiten abgetragen worden, man

erkennt unter dem Haidekraut kaum noch die Grundmauern, nur den Turm hat man aus irgendeinem Grunde stehen lassen.

»Nun meldet die Mär, daß Königin Elisabeth in diesem Turme einmal eine Kammerzofe oder vielleicht auch Ehrendame namens Florence Cook habe einsperren und verhungern lassen, wohl weil sie die Eifersucht der Königin erregt hatte, und der Geist ihres Opfers soll noch heute darin spuken, man will nächtlicherweile Lichterscheinungen in dem Turme gesehen haben, es sollen auch mutige Männer eine Nacht darin verbracht haben, die zwar lebendig wieder herauskamen, aber oftmals gebrochen an Leib und Seele, jedenfalls konnten sie immer Entsetzliches erzählen.

»Der Turm steht auf meinem Grund und Boden. Als ich von dem Spuk erfuhr und hörte, daß sich in dem Turme noch immer nächtliche Lichterscheinungen und Seufzen und Stöhnen wahrnehmen ließen, besonders in mondlosen Nächten, stand bei mir fest, der Sache auf den Grund zu gehen.

»Eingezogene Erkundigungen ergaben sehr wenig. Es sei stets das östliche Zimmer im zweiten Stock, in dem sich manchmal ein Licht zeige. Es wollten wohl schon Männer darin übernachtet haben, und sie sollten, wie schon gesagt, Schreckliches erzählen können – nur schade, daß ich keinen einzigen dieser Zeugen sprechen konnte, sie lebten nicht mehr oder waren ausgewandert, verschollen.

»Zunächst stattete ich dem Turme am Tage einen Besuch ab. Er ist noch ganz angefüllt mit altertümlichen Möbeln. Sonst konnte ich nichts Auffälliges bemerken. Erwähnen will ich schon jetzt, daß das betreffende Zimmer, das östliche im zweiten Stock, unter anderem so eine Schreibkommode enthält, wie sie zur damaligen Zeit Mode waren. Sie war verschlossen, aufbrechen wollte ich sie nicht, sie erregte ja auch nicht mein besonderes Interesse.

»Bei dem nächsten Publican, welcher nach polizeilicher Vorschrift einen Schlüssel zum Turme besitzt, hinterließ ich die Weisung, daß man schnellstens zu mir schicken sollte, sobald sich

wieder einmal die Lichterscheinung zeigen würde. Und richtig, schon in der nächsten Neumondnacht, so gegen elf Uhr, kam ein Bote. Jenes Turmzimmer sei wieder erleuchtet, man höre darin ein Wimmern.

»Ich war schon vorbereitet. Sofort in den Wagen. Der alte David mußte mich begleiten. Unterwegs nahmen wir noch einen Konstabler mit.

»Ich erzähle ganz kurz. Auch wir drei sahen das betreffende Fenster schwach erleuchtet. Dabei ein ganz eigentümliches Licht. So – so – nicht weiß, nicht gelb – – ein fahles Geisterlicht, anders kann man sich nicht ausdrücken. Und dabei ein wimmerndes Stöhnen, auch von draußen ganz deutlich hörbar.

»Wir drangen ein. Nichts! Absolut nichts! Kein Licht, drinnen war auch nichts von dem Wimmern zu hören. Nun aber kommt das Merkwürdigste. Draußen standen der Publican und noch einige andere Leute, und diese behaupteten, auch als wir drin gewesen wären, hätten sie noch immer das Fenster erleuchtet gesehen und das Wimmern gehört, und daß dies wirklich so war, davon überzeugte ich mich sofort selbst. Die drinnen sahen und hörten nichts, aber ich selbst sah von draußen den Lichtschein und hörte die schrecklichen Töne. Doch sobald ich die Schwelle der Turmtür überschritt, verstummte auch für mich der Ton, von einem Lichte keine Spur, während die Draußenstehenden mir zuriefen, daß der Lichtschein am Fenster noch immer zu sehen sei. Wie können Sie sich das erklären?«

»Das war einfach ein reflektierter Lichtschein,« entgegnete ich, »und auch bei den Tönen handelt es sich um eine akustische Täuschung.«

»So? Ganz einfach? Eine optische und akustische Täuschung?« wiederholte sie spöttisch, und in diesem Augenblicke wollte sie mir gar nicht gefallen. »Nun, warten Sie nur, was noch weiter folgt.

»Der Publican und die anderen Eingeweihten sagten, daß dies ganz selbstverständlich sei. So hätte der Spuk es immer gehalten. Draußen das Licht zu sehen und das Wimmern zu hören, und wenn man eindrang, war alles dunkel und ruhig. Aber allein sollte man einmal eine Nacht drin verbringen, ganz allein, dann würde man schon etwas erleben.

»Mein Entschluß stand fest. In der nächsten Neumondnacht machte ich mich wieder auf den Weg, ganz allein, zu Fuß – niemand wußte etwas von meinem Vorhaben und sollte es auch nicht erfahren, damit man nicht etwa Vorbereitungen zu einem künstlichen Spuk inszenieren könne.

»Gegen zehn Uhr erreichte ich den Turm, zu dem ich selbst den Schlüssel besaß. Heute war von einer Lichterscheinung und einem Wimmern nichts zu bemerken. Das sollte sich ja auch immer erst in der elften Stunde zeigen und um eins wieder aufhören.

»Ich drang ein, begab mich in das betreffende Zimmer, stellte die brennende Kerze auf den Tisch, kochte auf einer Spiritusmaschine Kaffee und wartete nun des Kommenden. Und es sollte denn auch kommen.«

Die Erzählerin machte eine Pause, sie wurde plötzlich noch blasser, wie ein Schauern ging es durch ihre Glieder.

Und ich sah sie starr an. Wie? Gestern hatte sie sich vor einer Maus gefürchtet, und damals wollte sie eine einsame Nacht in dem Spukzimmer verbringen? Wie reimte sich das zusammen? Das gestern mit der Angst vor der Maus war mir ja gleich erkünstelt erschienen – und dennoch ... mir kam an der ganzen Sache gleich etwas nicht ganz geheuer vor. Aber war jetzt dieses noch nachträgliche Entsetzen nicht unbedingt echt?

Sie hatte sich wieder gefaßt, mit ihrer ruhigen Stimme fuhr sie fort:

»Ich muß eingeschlafen sein. Wie es geschah, weiß ich nicht. Eine Art von Betäubung kam über mich. Plötzlich erwachte ich.

Ein wimmernder Ton hatte mein Ohr getroffen. Und da sah ich – und da sah ich ...«

Ein neues Entsetzen der Erinnerung befahl sie, und ich gestehe, daß ich selbst mit angesteckt wurde, am hellerlichten Tage.

»Nun, was sahen Sie?« flüsterte ich.

Mit Gewalt rang sie ihre furchtbare Erregung nieder.

»Meine Kerze war erloschen. Trotzdem herrschte in dem Zimmer ein schwaches Licht. Es ging von einer menschlichen Gestalt aus, die vor der Schreibkommode saß, deren oberer Teil jetzt heruntergeklappt war. Eine weiße, etwas leuchtende Gestalt – ein Weib – es machte durch die gebückte Haltung und dann durch ein Hüsteln, welches immer durch das Stöhnen und Wimmern klang, auf mich auch gleich den Eindruck eines alten Weibchens – und ich konnte auch von dem Sofa aus, auf dem ich saß, ganz deutlich sehen, was sie tat. Sie hatte ein Federmesser in der weißen, durchsichtigen Hand und radierte mit diesem auf einem gelblichen Bogen Papier herum, auf dem ich auch Schriftzüge unterscheiden konnte.

»Fragen Sie mich nicht, was ich dachte. Ich weiß auch nicht, wie lange ich so die weiße Gestalt mit entsetzten Augen beobachtete. Ich war unfähig, mich zu rühren, war wirklich wie gelähmt. Dazwischen immer das Hüsteln, Seufzen und ein lautes Wimmern, während sie ständig auf ein und derselben Stelle des Papiers herumschabte. Dann erhob sie sich mit einem schweren Seufzer, legte den gelben Bogen und das Radiermesser in ein aufgezogenes Fach der Schreibkommode, verschloß deren Deckel, d. h., klappte diesen herunter – von einem Schlüssel bemerkte ich nichts – jetzt drehte sie sich herum, ich sah das Gesicht, wirklich das eines alten Weibchens – aber nun diese Augen, wie kalt und starr und leer die auf mich gerichtet waren! – doch sie schien mich gar nicht zu bemerken, schwebte an dem Tisch vorüber, nach der Wand zu, es war mir, als dränge sie durch dieselbe hindurch ... mit einem Male war alles vorbei – meine Kerze brannte wieder,

ich fühlte wieder Leben in mir ... wie ich die Treppe hinunter und zum Turme hinausgekommen bin, weiß ich nicht.«

Die Erzählerin schwieg, wurde aber von einem neuen Schauern geschüttelt, und dementsprechend war ihr Gesicht.

»Sie werden geträumt haben, Mylady,« sagte ich. »Ihre Einbildung war sowieso mit ... «

Nur der Ausdruck ihrer seltsam großen, auf mich gerichteten Augen war es, was mich unterbrach.

»Ich versichere Sie, daß ich nicht geträumt habe,« erklang es feierlich, »so wenig wie jetzt – ich sah den Geist so deutlich, wie ich Sie jetzt vor mir sehe – wollen Sie mir das glauben?«

Da konnte ich nur die Schultern heben.

»Haben Sie noch einmal nachgeforscht?«

»Zwei Tage brauchte ich, um mich von meinem Schreck zu erholen. Gesprochen habe ich zu niemandem darüber. Was ich gesehen hatte, konnte mir keiner abstreiten. Ich bildete mir selbst ein Urteil. Es gibt etwas, was ... über unsere Begriffe geht. Das gelbe Dokument, das Radieren ... hier war einmal eine Urkundenfälschung oder etwas Aehnliches geschehen, was dem Täter keine Ruhe im Grabe ließ. Am dritten Tage begab ich mich nochmals hin. Die Schreibkommode war verschlossen. Ich ließ einen Kunstschlosser holen, der sie nach vieler Mühe öffnete. Sehen Sie, und ich erblickte genau dieselben Fächer, die eigentümliche Schnitzarbeit, wie ich alles in jener Nacht gesehen hatte. Ich wußte auch noch genau die Schublade, welche offen gewesen war, links die dritte von oben. Aber sie war leer wie alle anderen Schubfächer. Auch nicht ein einziges Stückchen Papier darin.«

»Nun, also, Mylady – und Sie wollten doch deutlich gesehen haben, wie das geisterhafte Weibchen das Radiermesser und das Papier in die Schublade zurücklegte und ... «

»Bitte, das war doch jedenfalls nur Einbildung des Geistes – er führt im traumhaften Zustande nur eine eingebildete Handlung

aus – der lebende Beobachter aber ist nun gezwungen, dies mitzusehen, für ihn wird das eine reelle Handlung. Es ist eine Theorie – verstehen Sie nicht, wie ich das meine?«

O ja, ich verstand. Das heißt, ich konnte diese Theorie recht wohl begreifen. Sonst wollte ich mich jetzt jeder eigenen Meinung enthalten.

»Haben Sie die Sache weiter verfolgt?«

»Nein. Meine Cousine, Mrs. Milner, hat Ihnen doch von meinem Schicksal erzählt, von meiner unglücklichen Ehe und allem anderen.«

Ich bejahte. Es war das erstemal, daß sie dieser Cousine erwähnte und von ihrem eigenen Unglück eine Andeutung machte.

»Nun, gerade damals begann der Prozeß – der Kampf um mein Eigentum – alles andere verlor jedes Interesse für mich – ich hatte mit lebendigen Menschen zu kämpfen, nicht mit Geistern – nein, ich habe mich nie wieder darum gekümmert. Gestern hatten wir die erste Neumondnacht. Und heute erfahre ich, daß gestern abend wiederum im Geisterturm der Lichtschein und das Winseln beobachtet worden ist. Dann wiederholt es sich ganz bestimmt auch heute nacht. Und bevor ich Abschied von hier nehme, jedenfalls für immer, will ich dieses Rätsel . . . «

Ich hatte mich, einer Eingebung folgend, schnell erhoben.

»Gestatten Mylady, daß ich diese Nacht in dem Geisterturme verbringe!«

Es war eine ganz merkwürdig staunende Freude, mit der sie zu mir emporblickte.

»Wie, das würden Sie wagen?!«

»Selbstverständlich, und da gibt es doch auch gar nichts zu wagen, haben Sie es doch schon selbst gemacht!«

Es waren nur wenige Worte, die wir noch wechselten. Dann befand ich mich auf dem Wege nach meinem Zimmer, den Kopf erfüllt von gar vielen Gedanken.

Wir Geschwister hatten als Kinder viele Gespenstergeschichten hören müssen. Unser Großvater war ein Sonderling gewesen, hatte wohl schon immer zu übersinnlichen Dingen hingeneigt, und als er dann im Alter etwas schwachsinnig wurde, auch uns Kinder mit Gespenstergeschichten traktiert, so sehr auch unsere vernünftigen Eltern es zu hindern suchten. Für uns Kinder war es ja gar zu schön, so hinter dem warmen Ofen das Gruseln zu lernen.

Tatsache war, daß in unserem Hause, ehe mein Vater es übernahm, ein scheußlicher Mord passiert war, ein Bruder hatte den anderen aus Habgier getötet, oben in einer Bodenkammer, der Mörder hatte sich dort auch aufgehängt.

Doch das bekamen wir erst jetzt mit allen Einzelheiten von unserem Großvater zu hören, und dann weiter, daß die Seele des Mörders noch jetzt dort oben spuke, er selbst hätte den Geist gesehen. Es war eben ein kindischer Alter, der nicht mehr dafür verantwortlich zu machen war.

Es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen wir Kinder von da an auf den Boden gingen. Ja, auch ich bekam immer eine Gänsehaut, daraus mache ich gar kein Hehl.

Aber fürchten? Ich schämte mich eben, daß ich mich wirklich fürchtete. Meine Eltern, meine Lehrer und alle vernünftigen Menschen versicherten doch, daß es gar keine Geister gebe, der liebe Gott dulde so etwas nicht, und so weiter.

Kurz, es war ein Schamgefühl, welches mich bestimmte, eine Nacht in der spukhaften Bodenkammer zu verbringen. Ich wollte den Geist sehen! Wohl mit einer Gänsehaut, aber ich tat es doch!

Ich sah nichts, meine Einbildung gaukelte mir nichts vor, und ich war ein für allemal von jeder Gespensterfurcht geheilt. Heute darf ich sagen, daß ich mich damals als ein kleiner Held gezeigt hatte.

Das zweitemal sah ich einen wirklichen Geist. Er spukte auf dem benachbarten Kirchhofe. Ich lauerte ihn auf, sah die weiße Gestalt wirklich zwischen den Gräbern wandeln und . . . schoß ihr

mit dem Blaserohr einen Stechbolzen ins Bein. Quiekend rannte er davon und kletterte über die Kirchhofsmauer, und ich hatte einen wirklichen Geist besiegt, einen alten Spaßmacher, der da seine Allotria trieb.

Der zweiten handgreiflichen Geistererscheinung war ich vor noch gar nicht so langer Zeit begegnet, in New-York, wo es manchmal auf dem Boden eines Boardinghouse spukte. Ich produzierte mich wiederum als Geisterbanner, sah ihn, packte ihn, verwalkte ihn – bis er in meinen Händen ein weißes Bettuch zurückließ. Auf der Flucht verlor er außerdem noch einen Schinken und eine Kiste Zigarren. Denn ohne Bettuch nannte sich dieser Geist Friedrich und war in dem Boardinghouse als Hausknecht angestellt.

Das waren meine bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Geisterwelt. Und nun sollte ich zum dritten Male einem ›wirklichen‹ Gespenste zu Leibe gehen.

Ich weiß nicht, die Erzählung der Lady kam mir etwas . . .

Doch ich will meine damaligen Gedanken nicht wiedergeben, entschlug mich auch aller Grübeleien. Es würde sich ja alles finden.

Ich holte mein versäumtes Mittagessen nach, dann legte ich mich schlafen, um heute nacht weder mit geschlossenen noch mit offenen Augen zu träumen. In der vorigen Nacht hatte ich ja auch kaum eine Stunde geschlafen. Wie sehr mich dies alles von meinen vorigen, so unglücklichen Gedanken ablenkte, das kam mir damals gar nicht recht zum Bewußtsein.

Als mich der Diener, wie ich angeordnet, um sechs weckte, brachte er mir von der Lady ein Paketchen. Es enthielt einen großen, altertümlichen Schlüssel – sonst nichts weiter, keine Zeile, und ich sollte die Lady auch nicht wiedersehen, hatte es ja auch gar nicht nötig.

Ich besorgte mir, was ich zu gebrauchen dachte, einige Lichter, Tee und Zucker, eine Spiritusmaschine, einigen Proviant, machte

mir daraus ein Paket – dann ging ich noch einmal in das Bibliothekszimmer, um mir etwas zu lesen zu holen. Es war ein Zufall, daß das erste Buch, welches ich blindlings herausholte, eine dickleibige Gespenstergeschichte war, aus dem Russischen übersetzt. Gut, so würde ich mich gleich in die richtige Stimmung versetzen. Wirklich, ich freute mich außerordentlich auf diese Nacht im Geisterturme. Wenn nur auch wirklich etwas kam!

Schließlich nahm ich noch für alle Fälle von der Wand einen kurzen Hirschfänger, den ich bequem ins Hosenbein stecken konnte.

Dann, kurz vor Anbruch der Dämmerung, verließ ich die Villa. Nach Wanstead war gerader Weg, bis ich zuletzt die Umrisse eines Turmes erkannte, der auf freier Heide stand.

In einiger Entfernung sah ich in einem einsamen Hause an der Straße Lichter blinken. Das war die Wirtschaft, in welcher ich, wie mir die Lady zuletzt gesagt hatte, bei dem Wirte und bei den eventuell anwesenden Gästen über den Geisterturm Erkundigungen einziehen sollte.

Ich tat es nicht. Was konnten mir denn die Leute noch viel erzählen? Und ich hörte ein wüstes Singen von Zechbrüdern . . . ich verließ den Weg und stolperte in fast schon völliger Finsternis, ab und zu ein Streichholz anbrennend, über die Heide.

Vor mir erhob sich der massive Turm. Der Schlüssel paßte. Dann mußte es doch wohl auch der richtige Turm sein, falls es etwa zwei gab.

Das knarrende Tor ging inwendig wieder zu verschließen, auch ein mächtiger Riegel war vorhanden, den ich vorschob. Mein zweites war, mich im Scheine meiner Kerze unten weiter umzusehen. Es war alles leicht zu überblicken – nein, einen zweiten Eingang gab es hier nicht.

Ich stieg die steinerne Rundtreppe hinauf. Von dem Absatz gingen vier Räume ab. Die Oeffnungen hatten einmal Türen besessen, aber diese waren ausgehängt worden, wovon die Lady mir

gar nichts gesagt hatte. Ich sah altmodische Möbel, und dasselbe war im zweiten Stock der Fall, wo ich im östlichen Zimmer auch gleich das Möbel sah, welches die Lady eine Schreibkommode genannt hatte. Es war eine Art von unserem jetzt ebenfalls im Aussterben begriffenen Schreibsekretär, die heraufgeklappte Schreibplatte schloß die inneren Fächer ab.

Zunächst stieg ich noch eine Treppe höher, kam aber gleich unter Dach, stieg wieder hinab in die erste Etage und noch tiefer, um noch einmal alles gründlich zu untersuchen, nur der Gewissenhaftigkeit halber.

Von Geist gar keine Spur. Auch sonst nichts, was meinen Verdacht hätte erregen können.

Hierauf kehrte ich in den zweiten Stock zurück, konstatierte, daß der Schreibsekretär wieder verschlossen sei, und dann begann ich, es mir hinter dem Tisch auf dem altmodischen Sofa bequem zu machen.

Es war gleich um zehn Uhr, als mein Tee fertig war, den ich nur mit ein ganz klein wenig Rum verbesserte. Die Kerls hatten mir Lompenzucker eingepackt, den ich mit dem Hirschfänger in Stücke klopfte. Ich aß schnell etwas, dann brannte ich mir meine Pfeife an, und nun wurde es gemütlich. Wenn der Geist immer pünktlich um elf erschien, so hatte ich ja noch eine Stunde Zeit, und ich versenkte mich in das Buch.

Die Erzählung fesselte mich außerordentlich und versetzte mich in die richtige Stimmung. Es war eine ganz ordinäre Gespenstergeschichte, aber mit glühender Phantasie und mit vielem Geschick geschrieben. In so einem alten Bojarenschloß spukte es, und wer dem Spuk auf den Grund gehen wollte, den fand man am anderen Morgen immer im Schreibzimmer des ehemaligen Bojaren mit umgedrehtem Genick am Boden liegen, das Gesicht ganz grün angelaufen.

Die Kunst der Erzählung lag darin, daß die eigentliche Gespenstergeschichte gar nicht anfangen wollte. Immer nur neue Opfer

und Vermutungen, gerade dadurch aber ward die Erwartung nur immer höher gespannt. Endlich aber sollte es doch losgehen; denn der Held, ein junger Arzt, der sich jetzt auf die Suche machte, durfte doch unmöglich dabei solch einen jämmerlichen Tod finden und grün anlaufen.

» ... und da plötzlich, eben fing die nahe Dorfkirche an, die zwölfte Stunde zu verkünden, zitterte ein wimmernder Seufzer ...«

Ich las nicht weiter. Bei mir wurde die Fortsetzung zur Wirklichkeit. Denn auch mein Ohr hatte ganz deutlich einen wimmernenden Seufzer vernommen. Und da auch das Schlagen einer nahen Turmuhr! Unwillkürlich blickte ich nach meiner auf dem Tisch liegenden Taschenuhr – ich hatte die Zeit verpaßt, es war schon zwölf, die Geisterstunde ...

Und da kam auch schon der Geist herein, nicht durch die geschlossene Wand, sondern durch die offene Tür – eine weiße Gestalt – richtig ein altes Weibchen – gebückt – ein Licht in der Hand – hüstelnd und seufzend und wimmernd.

Man bedenke die ganze Situation, in der Geisterstunde in dem einsamen Turmgemach, die Phantasie durch eine schauerhafte Gespenstergeschichte vorbereitet, nun dazu dieses Wimmern – und man wird begreiflich finden, daß mich ein Grausen überkam. Würde ich das nicht gestehen, so würde ich mir selbst das Zeugnis eines Renommisten ausstellen.

Freilich lange dauerte dieses mein abergläubisches Grausen nicht. Vielleicht schon in der nächsten Sekunde konstatierte ich kaltblütig, daß dieser Geist nicht schwebte, sondern ganz menschlich ging; daß solche wimmernde Töne auch ein Mensch hervorbringen kann; daß von der Kerze, die sie in der weißen Hand trug, durchaus kein übernatürliches Geisterlicht ausging, sondern daß es ganz einfach eine Groschenkerze war; mit einem Wort: daß dieser Geist einen ganz menschlichen Eindruck machte.

Ohne allen Zweifel: hier war ich mit meiner Bettuch-Theorie im Recht, und auch das weiße Gesicht, aus dem die glanzlosen Augen mit so starrem Ausdruck auf mich geheftet waren, konnte mich nicht mehr in der Richtigkeit meiner Theorie irremachen.

»Guten Abend!«

Ich weiß nicht, wie mir das so herausgefahren war.

Sie hörte mich nicht, die ausdruckslosen Augen wollten mich auch nicht sehen – die Gestalt schlich an dem Tische vorbei, nach dem Schreibsekretär, machte sich an diesem zu schaffen, die Platte klappte herab.

Desto besser, wenn sie mich nicht hörte. So brauchte ich mich nicht erst der Stiefel zu entledigen, um geräuschlos an sie heranzuschleichen.

Ich also auf und hin. An meinen Hirschfänger dachte ich gar nicht. Sie stellte eben die Kerze auf die Platte, wollte nach einem Schubfach greifen.

»Erschrecken Sie mal nicht!« sagte ich ganz gemütlich, als ich sie von hinten mit den Armen umschlang.

Es war eine lebenswarme Gestalt, die ich umfaßte – und nun beugte ich mich vor und zog ihr auch noch das weiße Tuch vom Gesicht . . .

»Lady Blodwen!!«

Das allerdings hatte ich nicht erwartet, jetzt mochte ich schon eher an ein Gespenst glauben. So beugte ich mich noch einmal vor, nahm auch noch die Fingerspitze zu Hilfe.

»Jawohl, Lady Blodwen – – ganz genau dasselbe Pickelchen!«

Sie wehrte sich, aber nur, um sich herumdrehen zu können, und . . . zwei weiche Arme waren es, die sich plötzlich um meinen Hals legten.

»Richard,« erklang es mit der süßesten Stimme und mit dem seligsten Lächeln, »mein Richard Löwenherz!«

Ja, wie sonst alles kam, das weiß ich jetzt nicht mehr. Ich wußte es auch damals nicht. Ich war wie im Traum – und es war auch

wirklich ein Traum, der jetzt in Erfüllung ging. Denn mit einem Male saß ich auf dem Sofa und hatte sie umschlungen auf meinem Schoße.

»Nun sage mal bloß, Mädels, was machst du denn eigentlich für tolle Dinger?«

Daß ich dies gesagt habe, weiß ich noch. Da müssen aber doch offenbar noch andere Worte vorangegangen sein, daß ich plötzlich so sprechen konnte.

Was für Worte? Nun, Worte der Liebe!

Und so ging es auch fort. Sie blieb auf meinem Schoße sitzen, und die stolze Lady Blodwen schmiegte sich an meine Brust und weinte und lachte in einem Atemzuge.

Gott, wie soll ich wiedergeben, was wir alles gesprochen haben, die ganze Nacht hindurch, bis die Morgensonne in das Turmzimmer schien!

Ich will alles in Kürze zusammenfassen und nur einige Proben aus unserer Unterhaltung dazwischenflechten.

Wir sprachen uns aus. Ich hatte sofort den größten Eindruck auf sie gemacht, d. h., mein ganz offenes, vielleicht auch rücksichtsloses Wesen – auf das arme, gemarterte Weib, welches schon an halbem Verfolgungswahne litt.

Wie ein Heiland sei ich ihr erschienen. ›Das ist dein Retter!« Aber sie wußte zugleich, daß dies nur eine fixe Idee sei, gegen die sie sich mit aller Macht sträubte.

Daß sie selbst ihre eigene Cousine gespielt hatte, die gar nicht existierende Mrs. Milner, brauche ich wohl nun gar nicht mehr zu erwähnen. Ich vertrauensseliger Narr hatte ihrer Versicherung geglaubt – trotz des Pickelchens.

Gerade diese Vertrauensseligkeit aber hatte sie für mich eingenommen. Dagegen schon weniger, daß ich für ihre Rettung gar keine Belohnung forderte.

Am nächsten Morgen ließ sie mich die 10 000 Pfund Sterling holen. Wäre ich mit dem Gelde durchgebrannt, so wäre ihr das

nur angenehm gewesen, verfolgen hätte sie mich sicher nicht lassen. Dann wäre sie eben einen neuen Feind losgewesen. Dann schickte sie mich zu jenem Farmer, in der Hoffnung, mich bei meiner Rückkehr sinnlos oder doch wenigstens stark betrunken zu sehen. Ja, es war eine wirkliche Hoffnung gewesen. Besser fort ohne eigenen Schaden, als diesen später zu haben.

Und gestern abend oder in der vorigen Nacht hatte sie mich der stärksten Versuchung ausgesetzt.

»Was hättest du denn nun gemacht, wenn ich der Versuchung, die schon mehr eine direkte Aufforderung war, erlegen wäre?« fragte ich scherzhaft.

»Ich hatte einen geladenen Revolver bei mir – ich hätte dich getötet.«

»Oho!«

»Und die zweite Kugel hätte mein eigenes Leben beendet,« setzte sie mit demselben tiefen Ernste hinzu, an dem nicht zu zweifeln war.

Dann war ihr eigener Widerstand gebrochen. Ich war derjenige, den sie schon längst ersehnt, dem sie sich in Liebe anzuvertrauen wagte.

Aber, dieses Weib, dessen Exzentrizität ich erst noch richtig kennen lernen sollte, konnte nicht offen sprechen, konnte mir keine schmach tenden Blicke zuwerfen. Alles, was sie tat, mußte etwas Besonderes sein.

So erfand sie erst das Märchen von dem Geisterturme. Denn an der ganzen Geschichte war ja kein Wort wahr. Ja, der Turm führte wirklich diesen Namen, eine Kammerzofe der Königin Elisabeth sollte wirklich darin verhungert sein, man machte daraus auch einen Spuk, wollte Lichterscheinungen gesehen und ein Wimmern gehört haben, das hätte ich auch in jener Wirtschaft erfahren, aber sonst ... was Blodwen mir da alles aufgetischt hatte, von dem radierenden Weibchen ... kein einziges Wort wahr! Alles freie, dichterische Erfindung!

O, hätte ich damals schon empfunden, was für eine Schauspielerin ich in meinen Armen hielt, hätte ich sie schon damals von mir zurückgestoßen, wäre dabei auch mein Herz verblutet – was für Leid wäre mir dann für später erspart geblieben!

So aber fand ich damals alles dies nur ergötzlich, an der Geliebten bewundernswert, ganz andere Fragen drängten sich mir auf.

»Und dachtest du nicht daran, daß ich meinen Hirschfänger an dem Geiste hätte probieren können?«

»Ich dachte daran, und es wäre mir ja nur eine Wonne gewesen, zu deinen Füßen sterben zu dürfen.«

Was sollte ich hierauf antworten? Nichts! Nur ihren Mund mit Küssen bedecken.

Und dann erzählte sie mir von ihrer unglücklichen Ehe, von ihrem ganzen Jammer, und ich weinte mit ihr, dann lachten wir wieder zusammen.

»Mädchen, nun sage mal bloß, du hast ja schon wieder ganz zerrissene Strümpfe an?!«

»Zerrissene Strümpfe? Das sind doch durchbrochene Seidenstrümpfe, das Allermodernste!«

Ja, wie hatte ich alter Seebär von solch künstlich durchlöcher-ten Strümpfen wissen sollen! Jedenfalls aber war das doch wieder ein Grund, um sich auslachen zu können.

Und dann schilderte sie mir zwei Vergiftungsversuche und andere Niederträchtigkeiten, die von ihren geldgierigen Feinden ausgegangen waren, und so kamen wir auf das Schiff zu sprechen. Wir phantasierten von einem schwimmenden Königreiche, mit einem Volke, welches auf jeden Wink bereit war, Mann für Mann in den Tod zu gehen, eine Schar von auserlesenen Helden, ich malte mit glänzenden Farben – doch die Enkelin der Lady Esther Stanhope wußte mich bald bei weitem an Phantasie zu übertreffen.

»Weißt du aber auch, was für Geld dazu gehört?«

»Nun, wieviel?«

»Na, wie die Verhältnisse bei dir liegen – wo du jedenfalls alles gleich bar zu bezahlen hast – da muß man schon mit einer Million rechnen, wenn etwas Rechtes draus werden soll.«

»Eine Million Pfund Sterling – sofort im Anfang zu bezahlen?« fragte sie mit leisem Schreck. Sie hatte ja nicht die geringste Ahnung, was so ein Schiff kosten könne.

»O nein,« lachte ich, »eine Million Pfund – was meinst du wohl! Ich dachte nur an – an – Schillinge . . . «

»Ja, weißt du denn gar nicht, was für ein Einkommen ich habe?« unterbrach sie mich.

»Nein.«

Sie machte sich etwas von mir frei, um mich wieder einmal mit großen Augen starr anzublicken,

»Du weißt nicht, was für ein Einkommen ich habe?« fragte sie nochmals. »Du hast dich noch gar nicht darum gekümmert?«

»Nein. Daß du viel Geld haben mußt, konnte ich mir wohl denken, aber sonst – was ging das mich an . . . «

»O, du seltsamer, du einziger Mann!« rief sie da mit hellem Jubel, für mich ganz unverständlich.

»Na, wieviel hast du denn?«

»Ich bekomme jedes Jahr rund 120 000 Pfund ausgezahlt.«

Ich wollte es erst gar nicht glauben – 800 000 Taler – wie die ein Mensch haben könnte – wo die jährlich herkommen sollten. Bis sie mir erklärte, was das hieße, der ehemalige Besitzer von halb Chicago gewesen zu sein, und was da nun sonst noch alles drum und dran hing!

Und doch, ich hatte schon von reicheren Leuten gehört, schon damals gab es in Amerika zwei Milliarden – ich hatte solche Leute schon von weitem gesehen – aber so nahe noch nicht – und nun gar solch einen Goldfisch hier auf meinem Schoße – es läßt sich wohl begreifen, daß ich ganz verwirrt wurde.

»Küsse mich, Richard!«

Da war meine Verwirrung wieder vorbei, sie war wieder ein Wesen aus Fleisch und Blut geworden, in meinen Armen ein ebenso liebenswertes, wie liebebedürftiges Weib.

So hatte sie auf der Bank von England im Laufe der letzten vier Jahre mehr als 400 000 Pfund Sterling angehäuft – oder ich will fernerhin nach dem jetzigen deutschen Gelde rechnen: über acht Millionen Mark – und das stand zu ihrer freien Verfügung, das konnte sie zu jeder Zeit abheben, in diesem Falle war ihre Unterschrift gültig.

Ja, dann! – dann konnte etwas gemacht werden – dann konnten wir auch weiter phantasieren, und wir taten es.

»Aber du weißt, Richard – die Ansprüche auf mein Vermögen gebe ich nicht etwa auf!«

»Sicher nicht.«

»Wir dürfen uns nicht heiraten.«

»Gibt's ja gar nicht bei mir, das habe ich dir oder deiner Cousine schon einmal gesagt. Ja aber, Blodwen, darfst du denn einen Geliebten haben?«

Sie lachte nur über diese so naiv gestellte Frage. Ja, und weshalb auch hätte sie es nicht gedurft?

»Ja, Blodwen, wenn aber nun – wenn nun . . . «

Da verschloß sie mir mit ihrer Hand den Mund. Das Weib, welches mich hatte versuchen wollen, konnte auch verschämt wie ein unschuldigtes Mädchen sein. Ja, und hatte ich nicht schon gleich gesagt, ich hätte sie eher für ein Mädchen gehalten? Und sie war es – es war mit dem abgedankten Lebemann eben eine sehr unglückliche, eine unnatürliche Ehe gewesen, und wäre Blodwen nicht unerfahren wie ein Kind gewesen, sie hätte gleich von Anfang an anders vorgehen können. Nun aber war es zu spät.

Es war bereits hell geworden, und da drang in das kleine Turmgemach der erste Sonnenstrahl – der erste Sonnenstrahl eines neuen Tages – eines Lebens! Was würde es uns bringen?

O, was waren wir beiden Menschenkinder glücklich!!

»Ja, Blodwen, wie wollen wir aber nach Hause kommen? Am hellerlichten Tage?«

»Was kümmern uns die anderen Menschen? Komm, Richard, wir wollen Hand in Hand hinausgehen in das neue Leben.«

Wir begaben uns hinab. Ich dachte schon, sie würde auch am hellerlichten Tage als weißer Bettuch-Geist den langen Weg neben mir her wandeln – was mir übrigens ganz egal gewesen wäre, ich hatte jene Bemerkung nur ihretwegen gemacht.

Aber etwas sollte der Geistereindruck doch abgeschwächt werden. Erst jetzt erfuhr ich, wie sie überhaupt hier hereingekommen war. Sie zeigte mir unten eine Falltür, die ich nicht hatte bemerken können, wir durchschritten einen kurzen, unterirdischen Gang und kamen in ein leeres Häuschen, ebenfalls noch von dem früheren Schlosse stehen geblieben. Hier hatte sie einen langen Mantel, ihre Kapuze und Stiefel, zurückgelassen, nichts weiter.

Im goldenen Scheine der frühen Morgensonne traten wir den Rückweg an, nicht Hand in Hand, sondern Arm in Arm. Uns begegnende Leute blieben stehen und blickten uns nach. Die Lady Blodwen wurde sogar trotz ihrer heruntergezogenen Kapuze erkannt, Bemerkungen wurden gemacht.

»Na, da hat sie ja endlich einen.«

»Na, wenn das ihr Vormund erfährt, da kann sie aber etwas erleben, das darf sie ja gar nicht, dann nimmt man ihr ja alles weg.«

»O ja, warum soll sie sich denn nicht einen Liebsten halten können? Das kann sie, nur heiraten darf sie nicht.«

Der Mann hatte recht. Und was ging uns an, was die Menschen hinter uns sprachen? Deren ganze Welt lag hinter uns, wir schritten in eine neue hinein, die wir uns erst zu gründen hatten.

VORBEREITUNGEN UND ABREISE.

O, was für eine herrliche Zeit war das, während welcher ich diese neue Welt gründete für das verfolgte Weib und nicht minder für mich selbst!

Es hätten meine Flitterwochen sein sollen – statt dessen waren sie rastloser Arbeit gewidmet, und dennoch waren es die seligsten meines ganzen Lebens.

Während dreier Wochen bin ich nur aus den Kleidern und Stiefeln gekommen, wenn ich einmal ein Bad nahm. Von einem Bett gar nicht zu sprechen. Jede Eisenbahn- und Wagenfahrt, die länger als eine Viertelstunde dauerte, wurde zum Schlafen benutzt. Meine Equipage war ein fahrendes Schreibbureau.

Und nicht minder tätig war Blodwen. Sie verließ die römische Villa mit keinem Schritt und arbeitete vor ihrem Schreibtisch täglich sechzehn Stunden. Denn da gab es noch vieles, vieles andere zu schreiben, Berechnungen aufzustellen und Gott weiß was. Aber alles mußte von mir unterschrieben werden, überhaupt ging alles auf und für meinen Namen. Ich hatte ein Scheckbuch in der Tasche, auf welches ich mit einem Federzug von der englischen Bank 400 000 Pfund Sterling in Papier oder achtzig Zentner in barem Golde hätte erheben können, und es sei bemerkt, daß auf der Bank von England noch ganz andere Summen liegen. Und wieviel ist denn das der Menge nach? Das entspricht einem massiven Goldwürfel von noch nicht ganz sechzig Zentimeter Durchmesser, und als loses Gold ist das gar schnell mit der Schippe auf die Wage geschaufelt. Jetzt lernte ich auch schnell mit Schecks umgehen.

Das Glück war mir günstig. Im Katharinendock lag ein stählerner Schraubendampfer, aber auch mit voller dreimastiger Takelage, auf Bestellung neu erbaut, wegen Geldmangels nicht abgenommen.

Mit einem Federzug war er für 23 000 Pfund Sterling mein Eigentum.

Auf technische Sachen will ich mich hier nicht einlassen. Nur wenige Worte.

Damals begann eben erst die Schraube ihren Siegeszug über die Welt zu halten, die Schaufelräder zu verdrängen. Dadurch konnte das Schiff auch wieder mehr zum Segeln benutzt werden. Die niedrigen Maschinen wurden gewissermaßen nur als Ballast hineingebaut.

Ich für meinen Teil hätte als eigener Kapitän niemals einen Dampfer übernommen. Die vielen mitzuschleppenden Kohlen, welche die Hälfte der Fracht verdrängten, die ewige Schmutzerei – das war ja damals alles noch etwas Neues, jeder Segelkapitän blickte damals noch mit maßloser Verachtung auf den Rußhauptmann herab, so wie übrigens heute noch jeder Segelmatrose, der sich stolz Jan Maat nennt, auf den Dampfermatrosen, dem er einen Namen gibt, der hier nicht genannt werden soll.

Wie aber hier die Verhältnisse lagen, war das doch etwas ganz anderes. Wir brauchten ja an gar keine Fracht zu denken, oder wir nahmen nur die kostbarste, deren Menge oder Gewicht dann wieder gar nicht in Betracht kam. Das Schiff von zirka 1000 Tonnen mußte bis zur Erreichung der Wasserlinie mit 600 Tonnen belastet werden, hierfür nahmen wir einfach Kohlen, und dann hatte ich noch immer das ganze Zwischendeck als Laderaum oder zu sonstigen Zwecken frei.

Es war schon auf den Namen ›Sturmbräut‹ registriert, eine Umschreibung hätte viele Schwierigkeiten verursacht, und dieser Name gefiel uns. Es war fast 60 Meter lang, sehr schmal gebaut, hatte bei der glänzenden Probefahrt bis zu 16 Knoten gesegelt und mit 400 Pferdekraften 12 Knoten gedampft – damals eine ganz bedeutende Schnelligkeit. Nun denke man aber überhaupt nicht an einen Dampfer, sondern dem Aussehen nach war es ein vollgetakelter Dreimaster.

Das Schiff war ja schon für eine Besatzung von 26 Mann eingerichtet gewesen. Ich wollte aber doch etwas ganz anderes schaffen, meiner Mannschaft, die auch aus viel mehr Köpfen bestehen sollte, eine Heimat bieten, so mußte doch viel umgebaut werden, und, ach! was ist bei der Einrichtung solch eines Schiffes, welches zwischen seinen Planken doch eine ganze Welt einschließt, nicht alles zu bedeuten! Doch ich hatte ja alles schon innerhalb von etwa 16 Jahren bedacht, das war ja immer mein Traum im Schlafen und im Wachen gewesen, und so vergaß ich nicht ein einziges Buch, mit welchem ich die Kajüten- und Mannschaftsbibliothek mir ausgestattet gedacht hatte. Hierbei bemerke ich aber, daß es so etwas wie eine Mannschaftsbibliothek sonst auf keinem einzigen Schiffe gibt, nicht einmal auf einer Privatjacht!

Dann aber gab es noch anderes zu bedenken, was in meinen früheren Träumereien gefehlt hatte: die Ausstattung der drei geräumigsten Kabinen als Damenzimmer, und ich setzte meinen ganzen Stolz darein, etwas zu schaffen, wobei die verwöhnte Lady nichts vermissen sollte, was sie an Bord eines Schiffes gar nicht vermuten konnte.

Dann war für mich die Hauptsache die Anmusterung der Mannschaft. Hierbei war für mich der noch immerfort währende Dockstreik von größtem Vorteil. Ich hatte die Auswahl unter den tüchtigsten Leuten, und es waren ausschließlich Freunde und Bekannte, die ich zu der gewöhnlichen Heuer anmusterte, sogar die beiden Maschinisten und die sechs Heizer hatte ich während der langen Landperiode zur Genüge kennen gelernt, um ihren Charakter beurteilen zu können. Was sich nicht für unsere Zwecke eignete, konnte mit der Zeit ausgemerzt werden.

Doch ich will hier gleich bemerken, daß es jetzt nicht etwa mehr eine vertrauliche Freundschaft gab! Von dem Augenblicke an, da sich mein guter Freund und Zechkumpan in die Musterrolle eingeschrieben hatte, war ich für ihn der unnahbare Kapitän, der

höchstens noch leutselig sein konnte. Das versteht sich überhaupt ganz von selbst.

Vorläufig bestand die ganze Besatzung aus mir, dem ersten und zweiten Steuermann, Bootsmann, Segelmacher, Koch und Kochsmaat, Steward, vierzehn Matrosen (zehn wären nur nötig gewesen), zwei Maschinisten und sechs Heizern.

Ach, wer das mitfühlen kann, was ich empfand, wenn ich so zusah, wie die Matrosen den Proviant übernahmen und die Köche und der Steward ihn verstaute, und die Konservenbüchsen und Eierkisten wollten gar kein Ende nehmen, was für Gesichter die machten!

»Ist denn das alles nur für die Kajüte?« wurde geflüstert.

»Nein,« sagte ich, »das ist alles für euch, Jungens.«

Ich wollte eben an Bord meines Schiffes eine etwas andere, als die sonst übliche Küche einführen. Was kam es mir denn darauf an, ich hatte doch acht Millionen in der Tasche.

Aber ich glaube, was es heißt, so ein großes Schiff für ein ganzes Jahr mit Proviant zu versehen, das kann an Land höchstens eine Hausfrau nachempfinden. Und was nun alles auf so einer Schiffsliste steht! Wenn einmal die Anker gelichtet sind, kann es nicht mehr heißen: ach, wir müssen noch einmal umkehren, wir müssen noch für fünf Pfennig Stecknadeln mitnehmen.

Sonst werde ich noch genug von dieser Mannschaft zu erzählen haben, von jedem einzelnen etwas; denn jeder einzelne wurde durch Not und Gefahr mit mir zusammengeschweißt, jeder einzelne sollte nur durch den Tod von meiner Seite gerissen werden können.

Zunächst hatte ich erst noch mein Kapitänsexamen zu machen. Angemeldet hatte ich mich gleich am ersten Tage, die Aufforderung erhielt ich sehr bald. Während ich nach Greenwich reiste, löste Blodwen schon ihren ganzen Haushalt auf, wozu allerdings nichts weiter nötig war, als die in der römischen Villa angestellten Diener zu entlassen. Dann mochte alles liegen bleiben, wie es

lag. Der alte David erhielt eine Summe, von deren Zinsen er leben konnte.

Wir hatten die Sache so geheim betrieben, daß noch nicht einmal ein Diener eine Ahnung hatte, Lady Blodwen wolle fernerhin auf einer Jacht leben. Man glaubte eben, sie habe mir das Geld geliehen oder geschenkt, daß ich mir ein eigenes Schiff hätte kaufen können. So schwiegen auch die Zeitungen ganz davon, welche sich sonst immer so viel mit Lady Blodwen beschäftigt hatten.

Das Bestehen des Kapitänsexamens bot mir nicht die mindeste Schwierigkeit. Ich hatte mich zwei Jahre darauf vorbereitet. Mit der eigentlichen Seetechnik hat das gar nichts zu tun, das muß ja alles schon der Steuermann wissen. Hierbei handelt es sich mehr um den Umgang mit den Hafenbehörden, um andere Formalitäten, dann kommen spezielle Sachen in Betracht, wie z. B., daß der Kapitän auch einige ärztliche Kenntnisse besitzen muß.

Um zu charakterisieren, wie es damals an Bord zuging – auf Segelschiffen ist es aber auch heute noch nicht anders – will ich nur zwei Fragen und Antworten anführen.

Frage: Was tun Sie, wenn sich ein Mann den Finger so gequetscht hat, daß an eine Heilung nicht mehr zu denken ist?

Antwort: Ich lasse ihn von zwei kräftigen Matrosen festhalten, schneide ihm den Finger ab und brenne den Stumpf mit einem glühenden Eisen.

Frage: Und wenn der Schenkel hoffnungslos gequetscht ist, daß die Knochensplitter hervortreten?

Antwort: Ich lege ihn auf einen Tisch, lasse ihn von vier starken Matrosen halten, säge ihm das Bein ab und brenne den Stumpf mit einem glühenden Eisen.

Das sind die ärztlichen Kenntnisse, die ein Kapitän haben muß.

Ich habe auf einem amerikanischen Segler gesehen, wie der Kapitän vor solch einer Operation die gewöhnliche Zimmermannssäge erst mit einem Stück Salzspeck einfettete. Chloroform und dergleichen gibt es an Bord nicht, und das einzige Desinfektions-

und Blutstillungsmittel ist das glühende Eisen. Auf Passagierschiffen ist das etwas anderes.

Mein Entschluß war von vornherein gefaßt gewesen, einen tüchtigen Schiffsarzt mitzunehmen. Das damit beauftragte Heuerbureau hatte nur noch keinen zugeschickt.

Ich erhielt das Patent ohne weitere Umstände ausgestellt. In später Vormittagsstunde traf ich in der römischen Villa ein. Schon die Gesichter der Diener machten mich bestürzt, und da kam mir der alte David entgegen. Er zitterte mehr denn sonst.

»Haben Sie denn das Telegramm schon erhalten? Können Sie denn schon hier sein?«

»Sprechen Sie!« donnerte ich ihn an. »Was ist geschehen?«

Ein neuer Vergiftungsversuch, der dritte. Die Lady lag im Sterben. Der von Leytenstone herbeigeholte Arzt hatte in ihrer Morgenschokolade Arsenik konstatiert.

Ich hin. Es war gar nicht so schlimm. Ihr gesunder Magen hatte das bleischwere Gift, in großen Körnern der Schokolade beigemischt, keine Sekunde behalten. Sie hatte nur etwas Krämpfe. Am schlimmsten war ihr Benehmen. Sie wollte das ihr vom Arzte gereichte Gegenmittel nicht nehmen.

»Dieser Mann ist nur bestochen, mich noch mehr zu vergiften!« schrie sie in einem fort, und dann wollte sie an meinem Herzen sterben.

Ich trank aus der Flasche – frisch gefälltes Eisenhydrat, welches mit Arsenik eine unlösliche und harmlose Verbindung eingeht. Da trank auch sie aus meiner Hand, und dann war sie völlig gerettet.

»Aller guten Dinge sind drei,« sagte ich, »und nun begeben wir uns sofort an Bord, in unser Königreich, da kann so etwas nicht mehr vorkommen.«

Wir stellten nicht die geringste Untersuchung an, wer das Gift in die Schokolade getan haben könnte. Was für einen Zweck hätte das gehabt? Nur aufgehalten konnten wir werden. Und die Quelle, aus der das Gift kam, wußten wir ja doch.

Wir gingen, wie wir standen. Blodwen hatte ein Morgenkostüm an, in dem sie sich überall sehen lassen konnte. Alles, alles wurde zurückgelassen. Es ging eben in eine neue Welt, nur daß man in diese nicht so ganz nackt hineingeboren werden kann. Nur die beiden Bulldoggen folgten uns als freiwillige Begleiter.

Während der Eisenbahnfahrt erholte sich Blodwen vollständig wieder, und als sie nun das Schiff sah, als sie es betrat, als ich sie herumführte, ihr alles zeigte, da verwandelte sie sich in ein freudestrahlendes Kind, das an den reichbesetzten Weihnachtstisch geführt wird, mit zitternden Händen mußte sie alles untersuchen, und ihr Mund floß über vor Jubel. Besonders in der Einrichtung ihrer eigenen Kabinen hatte ich mich auch wirklich selbst übertraffen.

Aber ein selbstquälerischer Gedanke mußte sich dann doch beismischen.

»Und wenn das Schiff nun einmal untergeht?«

»Es ist alles versichert.«

Da richtete sie sich mit blitzenden Augen auf.

»Ich aber werde mit dieser meiner Welt untergehen!!«

Sie sprach mir ganz aus dem Herzen. Wenigstens so, wie ich es mir früher gedacht hatte – wenn ich auf irgendeine Weise zu einem Schiff gekommen wäre – ich hätte die großen Versicherungssummen gespart, ich hätte ebenfalls *va banque* gespielt – freilich nicht länger, als ich es nötig gehabt hätte.

Dann bemächtigte sich ihrer doch, wie zu erwarten gewesen, eine große Schwäche, ich brachte sie zu Bett, und dann ließ ich im Zwischendeck alle Mann antreten, ich erzählte ihnen offen alles, was ich selbst von Lady Blodwen wußte, von ihrer unglücklichen Ehe, von ihren Vermögensverhältnissen, von den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt, von dem neuen, erst vor einer Stunde stattgefundenen Vergiftungsversuch – und ich hatte kaum nötig, den Leuten zu sagen, warum die Lady sich fernerhin ganz auf diese Jacht zurückziehen wolle – noch weniger hätte ich nötig gehabt,

ihren Schutz jedem einzelnen dieser Männer ans Herz zu legen – Rufe der allgemeinen Entrüstung wurden laut, schreckliche Flüche, die aber aus ehrlichstem Herzen kamen – und ich wußte, daß ich die Geliebte jedem einzelnen dieser rohen Matrosen und Heizer anvertrauen durfte. Spezielle Vorsichtsmaßregeln, wie, daß kein fremder Mensch noch das Deck betreten dürfe, brauchte ich gar nicht mehr zu geben.

Zwei Stunden später nahm ich mit Blodwen zusammen die erste Mahlzeit in der Kajüte ein.

»Richard,« sagte sie, »ich habe es mir überlegt – jetzt während des Schlafens kam mir der Gedanke – ich möchte alles, worüber ich noch verfügen kann, mit an Bord nehmen. Denn man kann mir doch einmal Schwierigkeiten machen, und was soll mit uns geschehen, wenn wir einmal kein Geld haben?«

Sie sprach meinen eigenen Gedanken aus. Ich wußte ihr aber noch etwas ganz anderes zu erzählen.

Es waren fast immer noch 400 000 Pfund, die sie auf der Bank liegen hatte.

»Papiergeld ist aber doch gar leicht verderbliches Zeug. Wir müssen alles in barem Gold an Bord nehmen.«

Mit ängstlichem Staunen blickte sie mich an.

»Wenn das Schiff aber nun doch einmal untergeht?«

»Das Gold soll nicht mit untergehen.«

»Wie meinst du das?«

»Das Gold haben wir schon vorher auf dem Meeresboden versenkt, wo der den Schiffbruch Ueberlebende es immer wieder zu finden weiß und abholen kann.«

Ich erklärte weiter. Ueberall im Meere, auch mitten im Ozean, gibt es Untiefen, Sandbänke, steinige Gründe, die sich nur wenige Faden unter der Wasseroberfläche befinden. Auf den Seekarten wimmelt es von solchen Angaben.

»An solchen Stellen versenken wir nach und nach das Gold, an den verschiedensten, in allen Meeren, unsere Schatzkammer ist

über die ganze Erde verbreitet, soweit diese mit Wasser bedeckt ist, und wenn wir etwas brauchen, holen wir uns die genügende Menge herauf, dazu brauchen wir nicht einmal einen Taucher hinabzuschicken, der höchstens vierzig Meter tief dringen kann, wir können uns Tiefen von Hunderten von Metern aussuchen, nur muß das Gold dann in kleinen, festen, eisernen Schatullen verpackt werden, die wir dann ganz einfach durch einen kräftigen Magneten wieder heraufholen.«

Blodwen bekam wieder einmal ganz große Augen.

»Ja, kann man denn aber diese Stelle im Meere immer so ganz genau wiederfinden?«

O, was darin der Seemann leistet, das konnte ich ihr an einem Beispiel erläutern.

Aller drei Jahre schickt England ein Kriegsschiff um die Erde. Kurz nach der Abfahrt, aber schon im offenen Meere, versenkt dieses Schiff irgendwo eine Kanonenkugel – nur muß bekannt sein, was eben vorher ausgelotet wird, daß der Meeresboden dort eben nicht gar zu tief ist und keinen zu weichen Sand hat, sonst nichts weiter – die Stelle wird geographisch bestimmt, das Schiff macht seine Reise um die Erde, kehrt nach drei Jahren zurück, eine geographische Berechnung nach der Sonne, ein Magnet wird herabgelassen, dieser holt die Kanonenkugel wieder herauf.

Früher wurde das gemacht, um Chronometer und die anderen Instrumente zu prüfen, heute ist das nur noch eine Spielerei, ein alter Gebrauch, es ist auch etwas seemännischer Aberglaube dabei.

Jedenfalls aber zeigt das, wie man fast einen Punkt auf der planlosen Oberfläche des Meeres, mag diese auch noch so aufgewühlt sein, gewissermaßen festnageln kann, für immer, fast für die Ewigkeit; denn eine Schwankung der Erdaxe und alles andere, was mit der Zeit eine Verschiebung dieses gedachten Punktes herbeiführt, das haben die Astronomen ebenfalls schon für Jahrhunderte vorausbestimmt und in Tabellen festgelegt. Und das kann

auch jeder andere Steuermann, solch einen gedachten und bestimmten Punkt im Weltmeer wiederfinden. Nur rechnet er dabei nicht nach seinen gewöhnlichen, nautischen, fünfstelligen Logarithmentafeln, sondern nach den astronomischen mit fünfzehn Dezimalstellen, was ja aber nur etwas umständlicher ist, sonst auch nichts weiter.

Wie ich es sonst mit dem Versenken halten wollte, wird später in Wirklichkeit gezeigt werden.

Nachdem Blodwen die absolute Sicherheit dieser Art Aufbewahrung von Geld, das sich nicht zu verzinsen braucht und auch nach dem Tode des Besitzers in keine fremde Hände fallen soll, erkannt hatte, war sie gleich Feuer und Flamme für meine Idee. So zu wissen, daß das unendliche Meer, welches einem die Heimat ist, zugleich die eigene Schatzkammer – nur ein Zettelchen auf der Brust, in Hieroglyphen geschrieben, für jeden anderen unlösbar – man selbst imstande, jederzeit heraufzuholen, was man will, wenn nicht von, diesem Schiffe, dann von einem anderen aus – verloren für die ganze andere Welt – beim Tode schaukelt man hinab zu seinem goldenen Eigentum – das war ja nun so etwas für dieses phantastische Weib!

Und wenn sie eben nicht wollte, daß nach ihrem Tode irgend etwas den feindlichen Erben in die Hände fiel, so war es auch wirklich der beste Rat, den ich ihr geben konnte – trotz aller Phantasie – und übrigens war so etwas auch ganz nach meinem eigenen Geschmack.

Ich begab mich sofort nach der englischen Bank – morgen vormittag würde ich das ganze, auf meinen Namen überschriebene Deposit der Lady Leytenstone in gemünztem Golde erheben, traf gleich weitere Vorbereitungen, um dann das in Ledersäcke verpackte Gold abfahren zu lassen, konnte in einer Fabrik auch gleich fünfhundert stählerne und ausgezeichnet lackierte Kassetten bekommen, die ich sofort nach dem Katharinendock überführen ließ.

Auf dem Rückwege begegnete ich einem Beamten jenes Heuerbureaus, der mir hastig zurief, es sei schon ein Schiffsarzt unterwegs.

Als ich an Bord kam, war der Geschickte noch nicht dagewesen. Aber er kam sehr bald. Der Mann gefiel mir gar nicht. Für einen Schiffsarzt noch jung, vielleicht dreißig Jahre, stark jüdisch aussehend, das voll Pomade geschmierte Haar in der Mitte wie mit dem Lineal gescheitelt, hinter dem Klemmer auf der krummen Nase stachen die Augen wie Dolche, wie ein Gigerl gekleidet, mit Lackschuhen, sogar ein silbernes Armband mit Gebammel dran ... und dennoch erkannte ich sofort, daß es ein ›Befahrer‹ war. Das erkannte ich nämlich gleich daran, wie er mit dem am Laufbrett postierten Matrosen verhandelte, und dann noch mehr, wie er vor mir selber stand.

Es ist nämlich nicht so leicht für einen Arzt, zur See zu gehen. Ach, da muß der arme Aeskulapsjünger noch viel lernen, da muß er sich gar viel gefallen lassen!

Ich bin der Kapitän, und du bist nur mein Schiffsarzt – Maul gehalten und Hände an die Hosennaht! – – und das sprechen dem Kapitän alle Offiziere nach, und so denkt sogar der einfachste Matrose. Sie alle sehen ihn nicht für voll an. Der Schiffsarzt ist nur so ein geduldetes Uebel.

Auf den Salondampfern ist das heute anders geworden – aber sonst, auf den gewöhnlichen Auswandererkästen ist es immer noch so, und nun gar erst auf den englischen, holländischen und französischen Truppentransportdampfern – ach, was sich da so ein Schiffsarzt bieten lassen muß!

Es gibt einen ganz treffenden Vergleich: der Schiffsarzt ist das, was an Land ein Hauslehrer ist: mehr Sündenbock als Kindererzieher, der das Decken der Tafel überwacht, den Gästen zum Tanze aufspielt, sie sonst unterhalten muß – – ein Mädchen für alles.

Ich hatte vor, meinem Schiffsarzte eine andere Behandlung zuteil werden zu lassen – doch dem hier nicht, den nahm ich überhaupt gar nicht an.

Hinwiederum gefiel mir, daß er schon die Bordroutine kannte. Da gibt es nicht etwa eine Vorstellung – »mein Name ist Doktor Soundso, ich habe die Ehre und erlaube mir ...« – er ging auf mich zu, nahm vor mir Stellung, Klemmer ah, und schweigend reichte er mir seine Papiere, obenauf die Order vom Heuerbureau.

»Schiffsarzt?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Wie lange?«

»Einundachtzig Monate Seefahrtszeit.«

Oho! Das imponierte!

»Jude?«

»Christ.«

Unterdessen hatte ich das Seefahrtsbuch aufgeschlagen.

»Dr. Oswald ... *was?! Sie heißen Selo?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Sind Sie verwandt mit dem Dr. Alois Selo, dem Arzte der Lady Esther Stanhope, der auch ihre Biographie geschrieben hat?«

»Das war mein Vater.«

So ein merkwürdiger Zufall!! Denn wie ich bald herausbrachte, wußte er gar nicht, daß sich an Bord Lady Blodwen befand, nicht einmal, daß die Lady Esther Stanhope die Großtante von ihr gewesen sei. Nicht die geringste Ahnung! Er hörte etwas ganz Neues.

Ich will gleich jetzt alles mitteilen, was ich über Dr. Oswald Selo zu sagen habe, oder doch, was ich so nach und nach von ihm erfuhr.

Sein Vater hatte noch in späten Jahren eine Malteserin geheiratet – daher auch das orientalische Aussehen – sein Sohn hatte

ihn gar nicht mehr gekannt, konnte auch von dem ganzen Verhältnis zu Lady Stanhope absolut nichts weiter erzählen, als was sein Vater veröffentlicht.

Oswald Selo hatte in Wien und Paris studiert, hatte seine ärztliche Karriere gleich als Schiffsarzt begonnen, auf französischen Auswandererschiffen, dann fuhr er auf deutschen und englischen, dann auf einer amerikanischen Privatjacht in der ganzen Welt herum.

Diesen merkwürdigen Zufall mußte ich natürlich Blodwen berichten. Die sah darin eine höhere Fügung, und so wurde der Sohn des Leibarztes und Biographen ihrer phantastischen Großtante natürlich angenommen.

Nun, ich habe über meinen Schiffsarzt nichts zu klagen gehabt. Der tüchtigste Mediziner und Chirurg, der angenehmste Gesellschafter, höflich, bescheiden und doch energisch, wenn es sein mußte, mir als Dolmetscher unersetzbar, denn seine Sprachkenntnisse waren geradezu phänomenal – immer vertrauter wurden wir zusammen . . . bis ich endlich den wahren Charakter dieses Buben kennen lernen sollte!

Am anderen Morgen kamen meine Matrosen mit kleinen, aber mächtig schweren Ledersäcken angefahren, sie wurden an Bord getragen und verstaut, ohne daß einer der vielen Zuschauer ihren Inhalt geahnt hätte, und am Nachmittage fuhren wir die Themse hinab, am 4. Juni 1859.

KAPITÄN ALGOTS.

»Boot ahohii!«

Ich saß mit Blodwen gerade beim Frühstück – (man wolle entschuldigen, daß ich so viel vom Essen spreche, aber das war damals meine Lieblingsbeschäftigung, und es war auch tatsächlich der Fall – also ich saß mit Blodwen gerade beim Frühstück, als dieser Ruf, vom wachthabenden Steuermann ausgenmgen, durch die offene Kajütentür zu uns hereinscholl.

Was hatte der ein Boot zu melden? Es war am fünften Tage der Reise, wir befanden uns angesichts der portugiesischen Küste, ungefähr auf dem 40. Breitengrad, hier wimmelte es von Fahrzeugen aller Art, und wenn der jedes Fischerboot melden wollte, hatte er sich bald heiser gesungen.

Da schrillte die elektrische Klingel, die mich an Deck rief, und

...

»Los Backbord, hol an Steuerbord! Klar beim zweiten Kutter!!«

Hallo, jetzt ließ ich mir keine Zeit, erst die Serviette abzubinden. Der zweite Kutter war das Rettungsboot, und das Schiff ging aus dem Wind, um dieses auszusetzen.

Ein Mann konnte nicht über Bord sein, es war ja zuvor nur ein Boot signalisiert worden, erst glaubte ich, wir hätten eines übersegelt; aber da sah ich es schon: etwa eine Seemeile von uns östlich entfernt trieb mit niedergelegtem Segel ein kleines Boot, in dem ein Mann emsig den Schöpfeimer handhabte, und wenn er ihn einmal fallen ließ, so streckte er schnell den Arm aus, riß die Mütze vom Kopfe und hielt sie über den Arm, dabei nach uns blickend. Dann noch einmal die Mütze geschwenkt, wieder ausgestülpt und weiter geschöpft.

Es war das Zeichen der höchsten Seenot, welches mit Ball und Wimpel gemacht werden kann. Hat man diese nicht, so nimmt man eben nur den Arm und die Mütze oder nur die Faust zu Hilfe, über, vor oder unter dem ausgestreckten Arm gehalten, und das erstere bedeutet: höchste Not.

Sank das Boot, und der Mann konnte nicht schwimmen, so hatte er ganz recht, wenn er dabei hilfesuchend nach uns blickte. Die Küste war sehr, sehr weit entfernt, einige Fischerfahrzeuge waren näher als wir, aber ehe die ihr beigehängtes Beiboot losbrachten, wenn sie überhaupt eins hatten – kurz, die erste Hilfe konnte nur von uns kommen.

Im übrigen war jetzt keine weitere Gefahr vorbanden, die See war nur leicht bewegt, das Boot hielt sich ja noch, wir waren bereits aus dem Wind, schon rasselte der ausgeschwungene Kutter herab, sechs Matrosen auf den Duchten, am Steuer der Bootsmann.

Das Bootsmanöver war miserabel gegangen, und jetzt spielten die mit den Riemen erst ein bißchen Sechsendsechzig, ehe sie in Takt kamen, der Bootsmann brüllte und fluchte dabei ganz unnötigerweise, und pulen taten sie auch wie August auf dem Karpfenteiche . . .

»O, was für herrliche Männer sind das!« flüsterte da an meiner Seite Blodwen ganz enthusiasmiert. »Diese Schnelligkeit, mit der sie das Boot runterließen – und sieh nur, Richard, sieh nur, wie die rudern, wie furchtbar schnell die rudern!!«

Ja freilich, für eine Landratte mochte das von »entzückender Schneidigkeit« gewesen sein. Ich aber hatte einen etwas anderen Blick. Mein Ideal war die Disziplin und Routine eines erstklassigen Kriegsschiffes. Bisher war nur noch keine Zeit gewesen, es gab an Bord des neuen Schiffes noch zu viel zu tun – dann wollte ich die »herrlichen Männer« schon zwiebeln! Umsonst sollten die keine so hübsche Uniform mit goldenen Knöpfen tragen.

»Oooh,« fing Blodwen mit ganz rotgewordenem Gesicht wieder an, »o, Richard, warum bist du nicht mitgefahren? – Du müßtest am Steuer sitzen – nein, vorn müßtest du stehen – hochaufgerichtet – die Rettungsleine in der erhobenen Hand – du müßtest winken . . .«

»Und dabei die Arie aus dem »Fliegenden Holländer« singen,« ergänzte ich.

Sie verstand meinen Spott ob ihrer phantastischen Malerei nicht, hatte mich wohl gar nicht gehört. Jetzt wurde sie ängstlich.

»Ob sie ihn noch retten können?«

»Sicher.«

»Nein,« jammerte sie, »der Unglückliche geht unter!«

»Er wird gehn nix unter,« mauschelte ich mit der Handbewegung eines alten Juden und gab dann einige Segelkommandos, um das Schiff wieder etwas mehr in den Wind zu bringen. Zeit hatten wir übrigens ja; wir waren uns noch nicht einmal über das nächste Ziel klar.

Als ich dann meine Aufmerksamkeit wieder dem Boote zuwandte, war die ›Rettung‹ bereits geschehen. Soeben wanderte der Schiffbrüchige in meinen Kutter hinüber.

»Das ist aber ein kleiner Mann!« meinte Blodwen. »Wie ein Zwerg.«

»Es wird so ein Portugiese sein, bei dem mächtig krumme Beine zur edlen Geburt gehören.«

»Nein, krumme Beine hat er nicht – ganz gerade.«

»Kannst du das so genau von hier aus erkennen? Na, dann ist er eben im ganzen so klein geraten.«

»Hat er nicht ein weißes Tier unter dem Arme?«

»Ja, mir kommt es auch so vor. Es scheint eine Katze zu sein. Was, haben jetzt auch schon Boote ihre Schiffskatze? Aber jede echte Schiffskatze muß schwarz sein, sonst bringt sie kein Glück.«

»Du, Richard, so eine Schiffskatze müssen wir uns auch noch anschaffen. Ja, ich habe davon gehört. Warum hast du denn das Glück vergessen?«

»Ich fürchte nur, deine Höllenhunde hätten der armen Katze wenig Glück gebracht.«

Warum die beiden Bulldoggen, welche, der römischen Villa entsprechend, auf die klassischen Namen Achilles und Diomedes hörten oder vielmehr nicht hörten, von der Mannschaft nur ›Höllenhunde‹ genannt wurden, werden wir später erfahren, wenn ich auf die Einzelheiten unseres ebenfalls klassischen Bordlebens näher eingehe. Jetzt will ich nur erwähnen, daß keiner meiner Leute noch einen ganzen Hosenboden hatte. Uebrigens war Held Achilles weiblichen Geschlechtes und hatte erst gestern in der Kojе des

zweiten Steuermanns fünf Junge geworfen, die gleich zähnefletschend zur Welt gekommen waren.

Ich hatte mir ein Fernrohr bringen lassen.

»Ist es eine Katze?« fragte Blodwen, als ich das Glas am Auge hatte.

»Ja, aber sie dürfte für gewöhnlich bellen. Das ist entweder ein Spitz oder ein Pudel.«

Blodwen bemächtigte sich des Fernrohrs, konnte aber den Punkt nicht finden, was auf See auch gar nicht so einfach ist.

Aus dem jetzt schnell sinkenden Boote, das aber trotzdem ins Schlepptau genommen wurde, da es ja auch kaum gänzlich sank, wurde eine Menge Kisten und Kasten und Fässer herübergenommen, so daß ich nicht auf einen Fischer schließen konnte.

»Es wird doch nicht ein Schmuggler sein, dem die Morgenröte zu früh gekommen ist?« meinte ich. »Ein Sportsboot ist es nicht, vielmehr ein sehr starkes Seeboot, fähig, den stärksten Wogenschlag auszuhalten.«

»Vielleicht ein Mann, der in dem Boote eine weite Seereise machen will, er hat viel Proviant mitgenommen.«

Ich mußte ob solch einer naiven Ansicht lachen. Um mich dann schämen zu müssen. O, ahnungsvoller Engel du!

Mein Kutter zog durch. Hinterher schwabbelte der kurze Mast, der allein noch aus dem Wasser ragte, und je näher sie kamen, desto mehr wuchs unsere Spannung.

Das war entweder wirklich ein Zwerg oder – nein, das war ein Junge, höchstens ein zehnjähriger!

Wie kam der in dem Boote so weit in die See hinaus? Und wie brav er sich in dem sinkenden Fahrzeuge gehalten hatte!

Der Kutter legte bei. An dem ausgeworfenen Fallreep kletterte zuerst der Junge herauf, unter dem Arme den weißen Pudel, den er gleich an Deck springen ließ, und ...

Ich sehe das Kerlchen noch vor mir stehen, so wie es damals vor mir stand. Ich weiß nicht recht, womit ich bei der Beschreibung anfangen soll. Vorausschicken will ich, daß er zwölf Jahre alt war, für dieses Alter aber noch klein und dabei ziemlich dick. Kurz und dick wie ein Stöpsel. Ueberhaupt ein richtiger Stöpsel. Und was das allgemeine Aeußere anbetrifft, so war alles ein undurchdringlicher Teerkleister. Natürlich, er hatte ja auch, wie es sich später herausstellte, sein möglichstes getan, das große Leck mit Teerpfropfen zu dichten. Was für Kleider und Züge sich unter der allgemeinen Teerschicht versteckten, war nicht zu erkennen. Nackte Füße, schwarze, etwas lange Haare, schwarze Augen, die mich frech oder doch selbstbewußt anblickten – so stand er breitbeinig vor mir, und jetzt versenkte er seine schmierigen Pfoten in die Hosentaschen und reckte den Bauch heraus.

»Hallo!« war das erste Wort, das ich aus dem teerigen Maule zu hören bekam.

»Hallo!« antwortete auch ich.

»Was für eine Schipp ist das?«

»Die ›Sturmbraut‹ von London.«

Ich muß etwas perplex gewesen sein, daß ich dem dummen Jungen so sachgemäß antwortete. O, ich sollte bald noch etwas ganz anderes werden.

»Wer ist der Käpt'n?«

»Ich selber – Kapitän Richard Jansen.«

Der Junge reckte den Bauch noch weiter heraus.

»Kapitän Karl Algots vom ›Albatros‹. Na, mein Schiff wird wohl leck für immer sein.«

Wenn man etwas erlebt, was einem noch nicht passiert ist, so in einem kritischen Moment, hat man oftmals recht seltsame Gedanken, die mit der Sache gar nichts zu tun haben. Wenn ich z. B. als Junge vor meinem Lehrer stand, weil ich wieder einmal einen Streich ausgefressen hatte, und der würdige Herr holte aus zu einer langen Strafpredigt, wie ich denn so etwas tun könnte, ich

sollte doch dereinst Pastor werden – dann konnte ich plötzlich den Gedanken bekommen: Herrgott, wenn dem jetzt die Hosen herunterrutschten! Und als ich als Steuermannskandidat vor dem Examinator stand, der an den Füßen mächtige Frostballen hatte, grübelte ich immer darüber nach, wie der Schuster dem wohl die Stiefel anmaß und dann ins Leder die kugelförmigen Hohlräume hineinbrachte.

In diesem Augenblick jetzt wunderte ich mich weniger darüber, wie sich dieser kleine Junge so selbstbewußt Kapitän nennen, auch so auftreten konnte – ich dachte nur daran, daß der Junge, welcher Algots hieß, dann sicher aus Ritnese stammte, einem idyllischen Flecken am Strande der unteren Elbe, dem Ruhesitz von pensionierten Kapitänen, wo jede dritte Familie den Namen Algots führt.

Der Junge nahm die heraufgereichten kleinen Kisten und Fässer in Empfang. Ich war noch immer baff. Ich brauchte unbedingt einen Reim. Gewiß, hier reimte sich etwas nicht zusammen. Das empfanden auch alle anderen, so standen sie alle da.

Da trat der Bootsmann, der sich an Deck geschwungen, zu mir.

»Hört, Käpt'n,« flüsterte er mir zu, »mit dem Jungen ist nicht zu spaßen – der hat den Teufel im Leibe – als ich ihn ausfragen wollte, fuhr er mir übers Maul, daß es nur so seine Art hatte – nur der Kapitän habe ihn zu fragen – er sei selber Kapitän – und einen Sextanten hat er auch.«

»Was, einen Sex-Sextanten hat er auch?« stotterte ich gedankenlos nach.

Dann raffte ich mich empor. Es war doch lächerlich. Der erste Steuermann kam mir zuvor.

»Das ist ja ein Zigeunerjunge!« lachte er.

»Wat?!« fuhr der Stöpsel gegen ihn herum, und die Uniform mit den Goldstreifen schien ihm durchaus nicht zu imponieren. »Meenst du mir? Holt dien quaddrige Snut, sonst krägst wat up dien kulwige Näs!«

Er wollte sich wieder seinem schon gehievt werdenden Boote zuwenden, kam aber nicht dazu. Wir sollten etwas zu sehen bekommen, was uns vollends ins Bockshorn jagte.

Ein wütendes Heulen, und Diomedes kam angesetzt, ein furchtbares Ungeheuer von Bulldogge. Auf den fremden Hund hatte er es abgesehen.

Dieser, ein reizender Zwergpudel, das weiße Fell ebenfalls mit Teerflecken besprenkelt, hatte die Gefahr kommen sehen – mit einem Satze saß er auf der Schulter seines Herrn.

Nun aber war dieser in allergrößter Gefahr, jetzt hatte es die Bulldogge auf diesen abgesehen, wir sahen den Jungen schon zerissen am Boden liegen, es war gar keine Zeit mehr, dazwischenzuspringen, und ich kann nur sagen, daß auch ich vor dem Köter den größten Respekt hatte. Ich hatte ihm schon einmal die Vorderpfoten halb zerquetscht, und gleich darauf hatte er mich doch wieder am Hosenboden gehabt. Nun wollten wir ihn aber gerade nicht anketten.

Da, als alles schon zu spät war, als wir den Jungen also im Geiste schon zerfleischt sahen, wandte sich dieser, sein Hündchen auf der Schulter, schnell um, bückte sich, befehlerisch die Hand ausgestreckt . . .

»I, willst du Luder gleich?!«

Und das Wunder geschah. Vor diesen mehr staunend-vorwurfsvo als herrisch gesprochenen Worten fuhr der riesige Köter zurück, machte kehrt, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und verduftete, um nicht so bald wieder zum Vorschein zu kommen.

Ich will das Folgende kurz zusammenfassen. Vieles, was ich erst später erfuhr, muß ich auch vorausschicken.

Der Junge hatte sich gewaschen, zuerst mit Butter, wegen des Teeres, erst dann kamen Seife und Wasser daran, hatte aus einer Blechkiste einen Straßenanzug ausgepackt und machte jetzt

einen recht netten Eindruck. Tiefbraun gebrannt, an sich schon brünett, mit schwarzen, funkelnden Augen, mit ziemlich langen Haaren, glich er ja mehr einem Zigeuner denn einem Nordländer, und dennoch war der Typus unverkennbar ein germanischer. Dabei ein intelligentes, schlagfertiges, nettes Kerlchen; aber ... er wollte als Mann behandelt sein, noch mehr: als Kapitän.

Das hatte ich ja bald heraus, ich hatte Blodwen einen Wink gegeben, und nun kam es nur noch darauf an, das ›Wer bin‹ und ›Wohin‹ zu erfahren, und dabei durfte man den kleinen Stöpsel ja nicht beleidigen.

Wir setzten das unterbrochene Frühstück zu dritt fort, oder vielmehr zu viert, denn auch der Pudel speiste mit, später gesellte sich noch Doktor Selo hinzu.

Karl Algots, richtig aus Ritnese, jetzt zwölf Jahre alt, Vater ein kleiner Schmiedemeister, er selbst von Beruf Schuljunge, von zu Hause bei Nacht und Nebel durchgebrannt.

Hiermit wäre schon viel erledigt. Aber was ich sonst erfuhr – hätte ich so etwas gelesen, von anderer Seite erzählt bekommen, ich würde es niemals geglaubt haben.

Sein Vater war also ein ehrsamer Schmiedemeister. Aber sein Urururgroßvater war der Peter Algots gewesen, genannt der Meerwolf, welcher seinerzeit den freien Hansastädten viel zu schaffen gemacht hat, ein berühmter oder berüchtigter Seepirat, der nur nicht durch Literatur so bekannt geworden ist wie Klaus Störtebecker.

Und so etwas wollte Karl auch werden. Ein Seeheld. Aber nicht erst als Schiffsjunge anfangen. Gleich Kapitän. Und bis zu seiner Einsegnung konnte er auch nicht mehr warten. Der Tatendrang war gar zu groß.

Vor zehn Wochen, genau am 1. März, war er losgesegelt. Von Ritnese aus. In jenem kleinen, offenen Segelboote, das auch gerudert werden konnte. Das nächste Ziel sollte die Westküste von Afrika sein.

Wie dieses Ziel erreichen? Nun, das war doch ganz einfach. Zunächst die Elbe hinunter, dann links herum die Küste von Oldenburg entlang, und so immer weiter die europäische Küste entlang: Holland, Belgien, Frankreich – und dann kam der verdammte Busen von Biscaya, dessen tiefen Einschnitt bis nach Spanien er natürlich mitmachen mußte, was ihn tüchtig aufgehalten hatte.

Jetzt, schon tief unten bei Portugal, hatte er das Schlimmste überstanden. Bald würde er seinen ›Albatros‹ etwas östlicher steuern können, wieder an der kleinen Strecke spanischer Küste entlang bis nach Gibraltar, von da war es ja nur noch ein Katzensprung bis nach Afrika hinüber, und hier nun ›ganz einfach‹ wieder immer die Küste entlang.

Heute freilich war seine Reise einmal unterbrochen worden, zum ersten Male hatte er eine wirkliche Gefahr überstanden. Ein kleiner Schiffbruch. Sein Boot – doch nein, sein Schiff, auf den Namen ›Albatros‹ getauft, mußte erst einmal ins Dock.

Ja, hätte ich das Bürschchen hier nicht selbst aufgefischt, ich würde so etwas niemals geglaubt haben!

Denn, lieber Leser, die Küste sieht in der Wirklichkeit total anders aus als auf der Landkarte! Probiere es einmal, in einem Boote so längs der Küste zu fahren. Oder frage einen Seemann, einen Lootsen. Ach, wo würdest du hinkommen, ach jeh!

Das konnten wohl die alten Phönizier und Römer, die hatten in Küstenseefahrt – eben weil sie noch keinen Kompaß besaßen und nichts wußten von einer geographischen Ortsbestimmung – die allergrößte Erfahrung, und die hatten ja auch Zeit, denen kam es nicht darauf an, einmal eine Woche lang umsonst gesegelt oder richtiger gerudert zu haben, dann wieder umkehren zu müssen, weil sie sich nämlich in einer Bucht verrannt hatten . . . und hiermit ist schon alles gesagt. Nein, das ist nicht so einfach.

Dieser kleine Karlemann hier aber war dazu befähigt. Er hatte nämlich Sextant, nautische Tabellen und Logarithmentafeln bei

sich und wußte damit umzugehen, wovon ich mich sofort überzeugen mußte. Denn erst wollte ich es gar nicht glauben.

Ja, der Junge konnte es. Das heißt, über die Berechnung der nötigen trigonometrischen Formeln mittels Logarithmen gingen seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse nicht, ein besonders talentierter Knabe war er überhaupt nicht, nun es gibt ja unter den Steuerleuten manches dumme Luder, dem das schließlich auch beigebracht wird – und dennoch, als ich dann den zwölfjährigen Stöpsel mit Sicherheit eine geographische Bestimmung nach der Sonne machen sah – ich war sprachlos vor Staunen.

Der Bengel hatte eben von zartesten Kindesbeinen an für weiter nichts Interesse gehabt als für Seefahrt und was damit zusammenhängt, und Ritnese ist ja nun für so etwas der richtige Ort. Die alten Kapitäne hatten das dem Kinde so spielend beigebracht. Faktisch, mit der einfachen Bruchrechnung haperte es – aber die zehnstelligen Logarithmen schüttelte er nur so aus den Ärmeln, mit Leichtigkeit löste er die schwierigste trigonometrische Formel auf.

Da freilich hatte für ihn die Küstenschiffahrt nichts mehr zu bedeuten. Dann hätte ihm sogar ein einfacher Schulatlas genügt, und er besaß eine sehr genaue nautische Küstenkarte. Dann hatte ihm das ganze Meer offen gestanden! An der Küste mußte er sich nur wegen seines gebrechlichen Fahrzeuges halten, sobald ein Sturm wehte, mußte er einen Schlupfwinkel aufsuchen, und dann wegen Ergänzung des Proviantes. So war er auch immer nur am Tage gesegelt und gerudert, hatte es immer so einzurichten gewußt, daß er für die Nacht einen Hafen fand, wenn auch nur ein kleines Fischerdorf.

»Woher bekamen Sie denn das Boot, Herr Kapitän?« erlaubte ich mir zu fragen.

Ich befleißigte mich der größten Höflichkeit oder behandelte ihn doch als Kapitän, so wollte er es ja haben, und tat man es

nicht, so fuhr man auch schlecht auf. Wer ihn du nannte, den duzte er auch, und man konnte noch mehr zu hören bekommen. Der erste Steuermann hatte vorhin ja eine Probe davon gekostet. Sonst aber war er ganz manierlich – oder würdevoll wie ein alter Seebär, der schon ein Dutzend Mal das Kap Horn umkreuzt hat.

»Gemaust,« antwortete er lakonisch mit kauendem Munde auf meine Frage.

»Ja seht, Käpt'n,« gab er gleich noch nähere Erklärung, »alles, was ich sonst brauchte, konnte ich mir ja kaufen, gleich bezahlen – ich brauchte ja nur zu sagen, ich wäre geschickt worden – aber das Boot – da hätte man doch Lunte riechen können. Da nahm ich's so. Es gehörte dem Kapitän Reckmann, einem Nachbar von uns. Ich wußte damit Bescheid, er borgte es mir immer. Er wollte es schon immer verkaufen, dreißig Taler verlangte er dafür, und da habe ich ihm die dreißig Taler von Kuxhaven aus mit der Post zugeschickt, ehe ich in die offene See ging.«

Ah so, jetzt wurde das ja bedeutend abgeschwächt, das war ja überhaupt gar kein Diebstahl.

»Auch den neuen Sextanten haben Sie sich erst gekauft?«

»Alles, alles bar bezahlt. Es ist ein Ariodscher; kostete zweiundfünfzig Taler.«

»Ja, woher hatten Sie denn das Geld dazu?« fragte jetzt Blodwen in ihrer offenen Weise.

»Gespart.«

»Zum Sparen muß man immer erst Geld haben.«

»Verdient.«

»Verdient, womit?«

»Im Frühjahr suchte ich die ersten Schneeglöckchen, die mir immer sehr gut bezahlt wurden, im Sommer sammelte ich Beeren, im Herbst Pilze, im Winter trug ich für alle Nachbarn Brennholz zusammen – na, und dann hatte ich immer noch so'n hübschen

Nebenverdienst – besonders die Taubenzucht – ei, die Taubenzucht hat mir'n hübschen Fang Geld eingebracht! – Und dann besorgte ich so Wege für die Schiffer, die bei uns anlegten – da gab's auch immer etwas zu handeln und zu verkaufen – der eine wollte ein Paar neue Stiefel haben, der andere ein hübsches Mädél, und das wußte ich alles zu besorgen – na, da habe ich einen ganz hübschen Feng Geld zusammengebracht.«

Ich mußte mich auf die Lippen beißen. Der eine ein Paar Stiefel, der andere ein hübsches Mädél – der Junge hier besorgte alles prompt nach Wunsch – gottvoll! Blodwen schien das nicht richtig verstanden zu haben.

»Aber,« fuhr sie im Examen fort, »dreißig Taler das Boot, zweiundfünfzig sogar das Instrument – das ist doch eine Summe, die nicht so schnell durch Pilzesammeln und dergleichen verdient werden kann.«

»Na, denken Sie denn etwa,« wurde der kleine Kapitän jetzt schon etwas grob, »die ganze Idee ist so von heute? Sechs Jahre habe ich daran gespart und geschuftet – jawoll, sechs ganze Jahre lang – mindestens – denn ich war noch gar nicht in der Schule, als ich Kapitän werden wollte, und von da an habe ich Groschen auf Groschen gelegt und habe mein Frühstück verkauft – jawoll!«

Da ging mir die Ahnung auf, daß ich hier einen Wunderknaben vor mir hätte – nämlich einen Wunderknaben an Energie, und auch Doktor Selo, der sich unterdessen eingefunden, blickte ganz tiefsinnig auf den Jungen, und Blodwen bekam wieder einmal ganz große Augen.

»Es ist doch nicht möglich!«

»Na, da wissen Sie's besser.«

»Und wohl auch einmal einen Hasen gefangen, wie?« kam Selo schnell zu Hilfe.

»Einen? Dutzendweise. Und nur fette Waldhasen, die auf dem Markte einen Taler das Stück kosteten. Ich verkaufte sie für die Hälfte. Mit Feldhasen ließ ich mich gar nicht ein.«

Also auch gewilddiebt! Na, wenn er das so offen gestand, dann hatte er auch ganz sicher wirklich die dreißig Taler eingeschickt. Darin kannte ich meine Pappenheimer. Ich war ja in meiner Jugend ein ähnlicher Stromer gewesen. Ganz so genial nicht, das mußte ich dem Neid lassen. Ich war ja auch nur zum Pastor bestimmt gewesen.

»Sie gingen jeden Abend an Land?«

»Nur eine einzige Nacht bin ich durchgesegelt.«

»Sind Sie denn niemals angehalten worden?«

»Angehalten? Von wem denn?«

»Nun, Sie sind doch heimlich ausgerissen. Ihr Vater mußte doch . . . «

»Mein Vater? Sie meinen, ob der mich nicht festnehmen ließ? Hat sich was! Dem hatte ich von Kuxhaven aus geschrieben, wie ich nach Afrika segeln wollte, es wäre nur sein eigenes Bestes, ich würde bald das Geld haufenweise einschicken können, und er sollte mir ja nicht etwa die Polizei auf den Hals schicken; denn lebendig brächte man mich nicht zurück – und mein Vater kennt mich doch – da mache ich gar keinen Sums – kchch.«

Und mit dem letzten nicht wiederzugebenden Laut hatte der Junge eine Bewegung gemacht, als wolle er sich das Tischmesser, auf dem er eine Sardine balancierte, ins Herz stoßen – schob aber lieber die Sardine in den Mund.

Ich war förmlich erschrocken. Diese Bewegung war nicht mißzuverstehen gewesen. Und dieser Junge war ganz sicher der Mann, so etwas auch auszuführen. Und das mußte auch sein Vater wissen. So hatte dieser sicher nichts dazu getan, der Polizei behilflich zu sein.

Was sonst die Verhältnisse anbetrifft, wie solch ein Junge so in der Welt herumgondeln kann, so wolle man bedenken, daß wir damals das Jahr 1859 schrieben, eine internationale Polizeiverbrüderung gab es da noch nicht, ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie sich der Junge so von Hafen zu Hafen durchgeschlagen hatte.

»Sie kauften sich unterwegs immer Proviant?«

»Kaufen? Na, ich brauchte doch nur ein vorübersegelndes Schiff anzurufen, da brauchte ich gar nicht lange zu bitten, die warfen mir immer alles herunter.«

Alle Wetter! Ein Fechtbruder zur See! Das war wirklich etwas ganz Neues!

»*Algots*,« ließ sich da Doktor Selo vernehmen. »Lassen Sie sehen, was aus den Buchstaben zu machen ist. *A-l-g-o-t-s. A – little – gypsy – of – the – sea.* Ein kleiner Seezigeuner.«

»Bravo, bravo!!« zollte Blodwen händeklatschend Beifall, und auch ich mußte die schnelle Auffassungsgabe dieses Arztes bewundern.

Auch der Gernegroß fühlte sich diesmal nicht beleidigt, mit einem Zigeuner verglichen zu werden, noch dazu mit einem kleinen, er lachte mit.

»Wahrhaftig, ich bin so'n Zigeuner. In unser Dorf kamen mal welche, die hatten eine ganze Menge dressierte Tiere mit, aber mit mir konnten sie's doch nicht aufnehmen.«

»Inwiefern nicht?«

»Na, ich sage Ihnen, ich habe . . . ich denke doch, ich bin hier unter lauter ehrlichen Menschen,« unterbrach sich der Knirps mit einem mißtrauischen Blick über die Tafelrunde.

»O ja, das sind Sie!« wurde gelacht.

»Weil Sie vorhin von Proviant kaufen sprachen – ja, kaufen mußte ich mir ja manches – aber ich will doch kein Geld zusetzen, sondern immer mehr verdienen – na, da bin ich jeden Abend im Hafen so als Künstler aufgetreten – mit meinem Pudel. Komm mal her, Saltarino.«

Wir hatten den unter dem Tisch liegenden Pudel ganz vergessen. Jetzt kam er zum Vorschein, schaute schwanzwedelnd mit klugen Augen seinen kleinen Herrn an.

»Saltarino heißt er. In unserem Dorfe war nämlich einmal so eine Zirkusbude, der Besitzer hieß Signor Saltarino, der Name

gefiel mir, und da gab ich ihn dann meinem Pudel. Nun passen Sie auf – hoppla . . . «

Der Junge klatschte in die Hände, und jedesmal schlug der Pudel, der sich schon in Positur gesetzt hatte, einen tadellosen Salto mortale, rückwärts wie vorwärts, und zwar auf Kommando, was er durch ein besonderes Händeklatschen genau unterschied.

Ich will nicht von mir sprechen – mir war so etwas schließlich nichts Neues mehr – Blodwen war geradezu außer sich vor Staunen. Sie entsetzte sich förmlich. Sie hatte solch einen dressierten Hund noch nicht gesehen, und wie solch ein Tier sich so in der Luft überschlagen konnte – es war ihr eben etwas Unfaßbares.

Dabei muß man an die ganze Erziehung des jungen Weibes denken. Sie hatte z. B. unter Anleitung von Lehrern alle klassischen Stücke gelesen, war aber selbst nie, niemals in ein Theater gekommen, von einem Zirkus und dergleichen gar nicht zu sprechen.

Wunderbar, unglaublich! Wie haben Sie das dem Tiere nur beigebracht?« staunte sie ein Mal über das andere.

Endlich durfte Signor Saltarino seine akrobatischen Uebungen einstellen.

»O, das ist noch gar nichts. Er kann noch ganz andere Sachen. Jetzt soll Signorina Saltarina einmal Ballett tanzen.«

Schnell wickelte er um den Hund seine Serviette, drapierte sie wie ein Frauenrock, befestigte sie mit Stecknadeln, auch an den Vorderpfoten, so daß es aussah, als ob der Pudel das Kleid mit ausgestreckten Armen hochgerafft habe, alles mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Schnelligkeit, zog aus der Brusttasche eine alte Holzflöte, spielte mit geläufigen Fingern eine hübsche Melodie, eine Art Menuett, und der Pudel begann nach dieser Musik zu tanzen, also auf den Hintersüßen stehend.

Ich kann nur sagen, daß wir vor Lachen bald unter den Tisch gekollert sind. Ich war in so manchem Hundetheater gewesen,

aber so etwas hatte ich wirklich noch nicht gesehen. Näher beschreiben, worin die Komik liegt, läßt sich ja so etwas nicht. Wie der kleine Hund taktmäßig die Beine schlenkerte, dabei mit dem hochgerafften Kleide kokettierend, es immer so hin und her schwenkend, manchmal einen quiekenden Ton ausstoßend, so einen Juchzer, und nun dieses Pudelgesicht dazu, in der weißen Wolle noch schwarze Teerflecke – der Hypochonder, der durch diesen Anblick nicht geheilt wurde, konnte sich nur gleich totschießen.

»So ist es gut. Nun, Salto, zeige einmal, wie unser Pastor in der Kirche predigt.«

Sofort setzte sich der Hund in Positur, das drollige Pudelgesicht mit dem weißen Schnauzbart nahm einen wahrhaft würdevollen Ausdruck an, nun unter einer schaukelnden Bewegung des ganzen Körpers die Vorderpfoten hin und her bewegt und dabei in den verschiedensten Tonarten jämmerlich geheult.

Na, wir mußten uns eben am Tisch festhalten.

»Und da haben Sie abends an Land immer so eine Vorstellung gegeben?« fragte Doktor Selo, als er sich die Augen trocknete.

»Gleich am Hafen – denn ich schlief immer in meinem Boot, niemals in einer Herberge – so vor den Schiffen – und stets war meine Mütze ganz mit Kupferstücken gefüllt. Aber auch Herrschaften waren manchmal darunter, eine Dame hat mir gleich einmal ein Goldstück gegeben.«

»Das glaube ich, das glaube ich!« rief Blodwen. »Wie in aller Welt haben Sie das dem Pudel nur beigebracht?«

Der Junge lächelte verschmitzt.

»Ja, Madam, das ist mein Geheimnis. Und das hier war ja noch gar nichts. Aber wie mein Hund klug ist – er kann überhaupt alles machen, was man nur von einem Hunde verlangen kann. Was soll er tun? Sagen Sie irgend etwas. Eine Schleife binden kann er Ihnen natürlich nicht.«

»Er soll – er soll . . . mir den Schuh ausziehen,« sagte Blodwen aufs Geratewohl.

»Salto, ziehe der Frau den linken Schuh aus!«

Fast gleichzeitig kreischte Blodwen laut auf, wie ein Blitz war der Pudel ihr unter die Röcke gefahren, dort drunter ein kurzer Kampf, dann kam Signor Saltarino mit einem Segeltuchschuh im Maule zum Vorschein, und es war tatsächlich der linke.

Ich will hier gleich etwas vorausschicken. Dieser Zwergpudel hier, der tatsächlich jedes Wort seines Herrn zu verstehen schien, war nicht etwa ein ganz bevorzugtes Exemplar seines Geschlechtes, sondern sein Herr war eben ein gottbegnadeter Dresseur. Ich habe ihn dann später noch oft genug beobachtet, wie er die verschiedensten Tiere abrichtete, werde auch noch oft darüber sprechen, ich sah manchen Kniff, und wenn man weiß, wie's gemacht wird, dann ist es, wie gewöhnlich, äußerst einfach, jede gewöhnliche Katze lehrte er innerhalb einer Stunde apportieren und auf Kommando über den Stock springen, das konnte ich dann auch nachmachen – d. h., eine Katze so abrichten – sonst aber hatte er noch Geheimnisse, denen ich nie auf den Grund kommen konnte.

Daß der Pudel wirklich jedes Wort verstand, war wohl ausgeschlossen. Da hatte Algots seine geheimen Zeichen. Ich glaubte auch bemerkt zu haben, daß er unter dem Tische etwas mit den Füßen gemacht hatte. Vielleicht hatte er getan, als wollte er seinen linken Stiefel abstreifen, oder hatte dies wirklich getan, dabei hatte er scharf nach der Dame geblickt, und nun allerdings hatte das kluge Tier ihn sofort verstanden.

Dies wäre ja kein eigentliches Geheimnis. Und doch besaß dieser germanische Zigeuner den Tieren gegenüber solche, die mir immer ein Rätsel blieben, wovon ich also noch später sprechen werde.

Der Pudel zeigte durch Klopfen die Zeit an, ohne eine Uhr zu sehen, und machte andere schier unerklärliche Kunststückchen. Man hätte fast menschliche Vernunft annehmen mögen.

Dann hatte Blodwen das Tierchen auf den Schoß genommen. Ihre Erregung war eine außerordentliche. Man darf aber nicht etwa glauben, daß sie, weil so einsam erzogen, weil sie so etwas noch nie gesehen, etwa an unnatürliche Dinge dachte. Im Grunde genommen war sie ein hochgebildetes Weib, und der Leser hat wohl schon selbst gemerkt, wie aufgeklärt sie war.

Ich konnte mir den Grund ihrer Aufregung recht gut erklären, und so kam es denn auch.

»Ist Ihnen der Hund feil?«

O weh! Hätte ich mich jetzt nur gleich ins Mittel schlagen können. Wenn Blodwen etwas nicht kannte, so war es der Wert des Geldes. Die war imstande, für den Hund gleich eine Million zu bieten. Hätte der kleine Zigeuner jetzt eine Million gefordert, sie hätte sofort ›top‹ gesagt. Man muß nur ihre Erziehung und alle sonstigen Verhältnisse bedenken, um das begreiflich zu finden.

»Nee,« sagte aber Algots trocken, »den verkaufe ich um keinen Preis.«

Es war ein Glück, daß er das gleich so offen sagte, obgleich er das wohl nicht so ernstlich meinte. Nun aber würde Blodwen auch gar nicht weiter bieten. Denn hätte sie selbst diesen Hund besessen, so würde sie ihn doch ebenfalls nicht für alle Schätze hergegeben haben, sie, für die das Geld absolut keinen Wert hatte, schloß ja von sich selbst auf andere. Oder wurde doch noch ein Handel daraus, so mußte jetzt der Junge eine Forderung stellen, und dann würde das Geschäft bedeutend billiger werden.

»Sie haben aber doch auch einen Hund an Bord,« fuhr er gleich fort, »den will ich Ihnen in ein paar Tagen dressieren.«

Bemerkt sei, daß sich der Junge erst vergewissert hatte, daß wir ebenfalls der Küste entlang nach Süden steuerten, sein Boot, aus dem eine morsche Planke losgebrochen war, hatte der Schiffszimmermann bereits in Reparatur.

»Den Diomedes?«

»Diomedes heißt das große Vieh? Es ist ein Bullenbeißer. Ja, den.«

Wir hatten ja schon erlebt, welchen seltsamen Einfluß der Junge auf das unbändige Tier ausgeübt hatte, erst jetzt kam uns das zu Bewußtsein. Aber es gab noch andere Zweifel.

»Den wollen Sie so dressieren wie Ihren Pudel hier?«

»Na, so gerade nicht. Der Pudel ist schon alt, ich habe mich schon als kleines Kind mit ihm beschäftigt. Aber in drei Tagen will ich ihm schon etwas ganz Hübsches beibringen.«

»Solche Kunststückchen?«

»Wenigstens ein paar Dutzend. Kann er denn schon etwas?«

»Ja, beißen,« mischte ich mich jetzt ein. »Können Sie ihm das Tanzen auf den Hinterbeinen beibringen?«

»Tanzen muß das Luder.«

»Auch daß er solche Salto mortales schlägt?« fragte Blodwen wieder.

»Salto mortales schlagen muß das Luder.«

»Dieses schwere Tier?« fragte ich jetzt wieder.

»Der ist nicht zu schwer dazu, der ist nur zu faul. Ich muß ihm erst ein bißchen Fett abtreiben.«

»Was verlangen Sie dafür?« nahm mir wieder Blodwen das Wort ab.

»Was geben Sie?«

Leider konnte ich mich nicht schnell genug einmischen, Blodwen war ganz Feuer und Flamme.

»Tausend Dollar,« rief sie schnell.

Na, da ging es noch. Und wenn man da zusah, wie der kleine Junge dem riesigen Vieh den Salto mortale beibrachte, das war auch wirklich tausend Dollar wert – besonders wenn man es so hatte.

Immerhin, es war doch eine große Summe – und nun für so einen Jungen, der eigentlich noch Pumphosen tragen sollte. Aber der zuckte mit keiner Wimper.

»Well, tausend Dollar. Da will ich in drei Tagen aus dem Vieh auch etwas Hübsches machen.«

»Ah, jetzt weiß ich,« ergriff da Doktor Selo das Wort. »Jetzt weiß ich, was Sie an der afrikanischen Küste wollen!«

Der Junge machte manchmal einen ganz kindlichen Eindruck, manchmal kam er mir wieder vor wie ein alter, erfahrener, bedachtsamer Mann, so jetzt, als er den Arzt anblickte.

»Nun? Schießen Sie los!«

»Sie wollen sich so in den Dörfern von Eingeborenen mit Ihrem dressierten Pudel produzieren ... nicht wahr?«

»Das habe ich bereits bisher an den europäischen Küsten getan – das habe ich Ihnen doch ausführlich genug erzählt.«

» ... und Sie hoffen, daß Häuptlinge und reiche Personen Ihnen Ihre Hunde zur Dressur übergeben?«

»Well, das hoffe ich sogar sehr stark.«

Wahrhaftig, ich blickte plötzlich in eine Perspektive, an die ich noch gar nicht gedacht hatte! Dieser Junge war ja ein wirkliches Finanzgenie!

Da gab es nun freilich noch manches zu bedenken.

»Haben Sie auch bedacht, wie gefährlich das werden kann?« fragte ich.

»Wieso?«

»Dort sind ganz unkultivierte Gegenden, das sind noch Wilde, selbst an der Küste.«

»Das habe ich schon als kleines Kind gewußt.«

»Sie können von einem Häuptling sozusagen als Hofdresseur festgehalten werden – werden als Sklave gezwungen, ihm seine Haustiere abzurichten.«

»Bah, das habe ich mir alles überlegt.«

Ja freilich, wenn er mit solchen Ideen schon seit seinem sechsten Jahre umgegangen war – da konnte man ihm schwer widersprechen.

Und was für ein gottbegnadetes Geschäftsgenie der Junge war, das sollte ich erst noch später erfahren. Wir hatten gar nicht besondere Obacht darauf gegeben, wie sorgfältig er zuerst sein Gepäck, hauptsächlich aus Blechkisten bestehend, in die ihm zur Verfügung gestellte Kabine getragen hatte. Was konnte denn darin sein? Proviant, Wäsche. Später aber sollten wir ob des Inhaltes, mit Respekt zu sagen, vor Staunen Maul und Nase aufsperrern.

»Ich werde bald genug verdient haben, um mir ein eigenes Schiff kaufen zu können.«

»Ein Schiff? Was für ein Schiff?«

»Nun, eben ein Schiff.«

»Ein größeres als Ihr ›Albatros‹?«

»Ach, Unsinn! Wollen Sie mich veralbern? Ein richtiges großes Schiff meine ich, so wie dieses hier, aber noch ein ganz anderes.«

»Wissen Sie denn, was so ein Schiff kostet?« stellte ich eine prüfende Frage.

»Neu? Auf Bestellung gebaut? Ich ziehe Holz vor. Hundert bis höchstens hundertfünfzig Taler die Tonne, und da verlange ich Teakholz.«

Diese Schätzung stimmte. O, ich sollte bald erfahren, was für Erfahrungen dieser kleine Wicht in allem, was zur Seefahrt gehört, schon besaß, wenn auch nur theoretische! Er hatte eben ständig mit Kapitänen verkehrt, hatte zugehört und gefragt.

Er wünschte das Schiff zu besichtigen. Blodwen blieb zurück, sich mit dem Pudel beschäftigend, der auch auf ihr Kommando schon tanzte und andere Kunststückchen ausführte.

»Ist das Ihre Frau, Käpt'n?« fragte er mich vertraulich, als wir über Deck gingen.

Ich wußte nicht recht, was ich gleich sagen sollte.

»Nein, das gerade nicht . . . «

»Ach so, der gehört wohl das Schiff? Sie sind nur der Kapitän.«

»Auch nicht – das Schiff gehört mir.«

»Also Eure Geliebte?«

»Ja,« gestand ich, von diesem Jungen so zur Antwort gedrängt. Und da sagte dieser kleine Junge:

»Enne Geliebte? Na, wenn ich erst mein eigenes Schiff habe – Fruenslüt dürfen nicht zu mir an Bord kommen – weiter fehlte nichts – so ne Swienerie.«

Und anstatt über diese Worte entrüstet oder sonst etwas zu sein, ging eine seltsame, eine schmerzliche Ahnung in mir auf. Ich hatte plötzlich etwas wie eine Vision. Nämlich, daß dieser kleine, zwölfjährige Wicht mir an Charakter bedeutend überlegen war, daß er dasselbe Ideal hatte wie ich und dieses durch eigene Kraft erreichen würde, während ich das meine als Sklave eines launischen Weibes bereits verscherzt hatte . . .

Doch schnell verschwand diese schmerzlichdemütigende Vision wieder.

Ich war bis über die Ohren verliebt und konnte nicht im geringsten über Blodwen klagen, durfte wirklich von keinen Launen sprechen. Sie war mir das hingebendste Weib.

DAS RÄTSELHAFTE WRACK, UND WIE WIR AUF DEMSELBEN DEN KLABAUTERMANN FINDEN.

Einen großen Vorteil hatte uns der kleine Seezigeuner gebracht. Endlich hatten wir ein bestimmteres Ziel im Auge. Unsere Fahrt hatte einen Zweck bekommen.

Als wir schon im englischen Kanal schwammen, waren wir uns noch über kein bestimmtes Ziel klar gewesen. Erst hatte Blodwen den Wunsch geäußert, einmal wieder New-York zu sehen, und es war westwärts gegangen. Kaum aus dem Kanal heraus, hatte Blodwen Sehnsucht nach dem kalten Norden bekommen, und der Kurs wurde nach Grönland genommen, doch kaum für einen halben Tag, dann zog Blodwen den Süden vor, und wir gingen über Stag und zurück.

Dennoch muß ich meine vorige Behauptung aufrecht halten. Aus alledem konnte ich der Geliebten keinen Vorwurf der Lauenhaftigkeit machen. Gott, wir hatten doch absolut nichts vor, eigentlich wollten wir ja nicht einmal die Welt besehen, um uns dabei zu amüsieren. Das Schiff sollte unsere Heimat sein, für das verfolgte Weib speziell eine Burg.

Mich freute es vielmehr, daß Blodwen zunächst gar nicht wünschte, einen Hafen anzulaufen, und am allermeisten, welches Interesse sie für das Schiff selbst und für die Mannschaft nahm. Darin ging sie ganz auf. Sie stellte den Speisezettel für den folgenden Tag auf, wirtschaftete im Proviantraum und selbst in der Kombüse, sie nahm an den Spielen der Leute in der Freizeit teil, interessierte sich für deren Arbeit und für alles andere – kurz, sie führte das Leben, was ich ihr gewünscht hatte, mit welchem auch ich mich zeit meines Lebens hätte beschäftigen können, in Sorge aufgehen um das körperliche und geistige Wohl seines Volkes, und die Mannschaft eines Schiffes wird auf englisch ›crew‹ bezeichnet, was noch viel mehr sagt als Besatzung und dergleichen. Uebrigens haben ja auch wir das Wort ›Schiffsvolk‹.

Und dann begann ja erst jetzt richtig die Zeit unserer ersten Liebe! Mit einem Wort: wir waren glücklich – sehr, sehr glücklich!

Nun aber sollte es bestimmt nach der Westküste Afrikas gehen, zunächst nach Senegambien. Was der kleine Algots eigentlich vorhatte, ob er uns verlassen würde oder nicht, das wußten wir noch immer nicht. Da hüllte er sich in unverbrüchliches Schweigen. Jedenfalls benutzte er eben diese günstige Gelegenheit, auf schnellere Weise dem Gebiete seiner späteren Tätigkeit so nahe wie möglich zu kommen.

Zunächst wollte er sich ja die tausend Dollar verdienen. Er nahm den Diomedes vor, aber mit der Beobachtung war es nichts. Er brachte den Köter, der sich dem kleinen Wicht nach wie vor seltsam gefügig zeigte, in eine leere, geräumige Kammer, ließ sich

große Streifen von Segeltuch und andere Utensilien geben, deren Zweck wir uns vergebens zu deuten suchten, und er schloß sich mit dem Tiere ein, nur zu den Essenszeiten zum Vorschein kommend.

Als Zuchtmittel bediente er sich sowohl verschiedener Leckerbissen als auch der Hundepeitsche, und das tüchtig. Wir hörten den Bullenbeißer manchmal jämmerlich heulen, woraus aber wiederum zu schließen war, daß wir uns nicht um das Leben unseres kleinen Freundes zu sorgen brauchten.

Schon nach zwei Tagen war die Dressur beendet, Diomedes wurde vorgeführt. Es war erstaunlich, was der kleine Zigeuner dem Tiere in den zwei Tagen alles beigebracht hatte, und wahrhaft lebensgefährlich sah es aus, wie sich der mächtige Bullenbeißer mit einem Satze in der Luft überschlug.

»Wie haben Sie das dem Tiere denn nur beigebracht?«

»Das ist äußerst einfach. Sie würden lachen, wenn Sie es erführen.«

»Ach, sagen Sie es mir doch!«

»Ich bedaure, Madam, das ist Geschäftsgeheimnis,« sagte aber der kleine Weiberverächter kalt, und gelassen nahm er zwei Hundertpfundnoten in Empfang, um sie in einem auf der nackten Brust getragenen Beutelchen verschwinden zu lassen.

»Wieder zwanzig Tonnen für mein Schiff.«

Ja, ›sein Schiff‹. Davon konnte er einem etwas vorschwärmen! Und bei uns fand er ja da nun auch die richtigen Zuhörer.

Auch er wollte ein Musterschiff in die Welt setzen. Und das würde gar nicht mehr so lange dauern, höchstens noch ein Jahr, und da er dann selbst erst dreizehn Jahre wäre, müßte die ganze Besatzung ›natürlich‹ ebenfalls aus halbwüchsigen Jungen bestehen.

»Ich könnte mir ja auch gleich große Matrosen nehmen, ich wollte sie schon unter die Fuchtel bringen, aber besser ist doch, ich erziehe sie mir gleich von klein auf.«

»Ein Schiff, bloß mit Jungen besetzt? Das dürfte wohl schwerlich möglich sein.«

»Weshalb denn nicht?«

Vergebens sprach ich von internationalen Seegesetzen, von zu erfüllenden Formalitäten, daß jedes Kriegsschiff solch ein Kinderfahrzeug – dieses Wort durfte ich nun allerdings nicht gebrauchen! – aufbringen, festnehmen würde – der Junge wollte es besser wissen, ohne sich aber auszusprechen, und . . . ich weiß nicht, wenn ich das Kerlchen ansah, wenn ich an alles dachte, was ich schon gehört und selbst gesehen, so hielt ich schließlich alles für möglich.

Und wie definiert man denn das Genie? Das Genie schafft etwas bisher noch nie Dagewesenes, indem es sich an keine Regel bindet, sich über alles Herkömmliche hinwegsetzt, mit allem bricht – und dadurch verblüfft es alle Welt.

Manch kränkende Bemerkung mußte ich mir von dem Kerlchen gefallen lassen.

»Da müssen Sie später mal mein Schiff sehen, da soll es anders drauf zugehen.«

Das konnte ich aller Stunden zu hören bekommen, wenn er sich so mit kritischen Augen umsah. Vor allen Dingen gab er seiner Verachtung unverhohlenen Ausdruck, daß die ›Sturmbraut‹ zugleich auch als Dampfer ausgerüstet war. Jeder Matrose, der auf einem Dampfer fuhr, war in seinen Augen ein Waschweib – und leider mußte ich mir sagen, daß ich vor kurzem ebenso gedacht hatte.

Daß er so verächtlich über die an Bord befindliche Bibliothek sprach, konnte man einem durchgebrannten Schuljungen noch weniger verdenken. –

Am 15. Juni passierten wir den Wendekreis des Krebses. Der aus Westen kommende Wind drohte in Sturm auszuarten, und wegen der Nähe der sandigen Küste ließ ich zum ersten Male Dampf

aufmachen. Sonst hatte ich nur am ersten Tage der Fahrt die Maschine einmal probiert.

Nun, ich durfte die vorhandene Hilfsmaschine nicht mehr schlecht machen. Wer weiß, was in dieser Nacht ohne sie aus uns geworden wäre. Es war ein fürchterlicher Sturm, gegen den wir die ganze Nacht anzukämpfen hatten.

Kurz vor Tagesanbruch flaute er schnell ab, fast bis zur völligen Windstille, und als, wie es in diesen Breiten schon ist, mit Plötzlichkeit die finstere Nacht dem hellen Tage wich, hatten wir einen Anblick, der alle überstandenen Strapazen vergessen ließ, unsere furchtbare Müdigkeit, die uns zur Koje drängte.

Es war ein Wrack, das dort auf den erregten Wogen tanzte, ein großes Segelschiff, von dem nur noch der mittelste Mast bis zur Hälfte stand, aber nun was für ein Schiff!

»Der fliegende Holländer!« wurde scheu geflüstert.

Bei Gott, auf diesen Gedanken konnte man auch kommen. Dieses enorme Vorder- und Hinterteil, in der Mitte die Ausschweifung, überhaupt im ganzen dieser seltsame, altertümliche Bau – so einen Schiffsbau gab es ja gar nicht mehr, der war schon seit Jahrhunderten ausgestorben.

Nun, ein alter Holländer würde es wohl sein. Aber den Glauben an einen ›fliegenden‹ ließ ich nicht lange aufkommen.

»Jungens, das ist freies Seegut für uns!«

Diese Worte wirkten wie elektrisierend. Vergessen war plötzlich alle Erschöpfung, vergessen blutige Hände und Quetschungen, die man sich jetzt vom Arzt hatte verbinden lassen wollen. Größere Unfälle waren sonst nicht vorgekommen.

Und ich durfte das Wrack wohl schon als gute Prise versprechen. Trotz der sehr hohen Brüstung konnte man ja wegen des starken Schlingerns immer das ganze Deck übersehen, es war völlig glatt gewaschen, alles weggespült und weggeschlagen, die Brüstung war zum Teil zertrümmert, und wäre noch Mannschaft an Bord gewesen, so hätte sie sich doch sicher schon bemerkbar

gemacht. Und selbst wenn es sich nur um die Bergung des Wracks handelte, nur um eine Hilfeleistung, so fiel doch noch immer für jeden Matrosen, der sich daran beteiligte, ein erklecklicher Gewinn ab.

Doch wir mußten uns beeilen. Dort trieb mit gerefften Segeln noch ein anderes Schiff, ein außerordentlich großer Schoner, wenigstens von 2000 Tonnen, der es ebenfalls auf das Wrack abgesehen hatte. Dort war ein Boot bereits im Wasser, mit acht Ruderern besetzt, tanzte es schon auf das Wrack zu, wir hörten den wilden Gesang zum Rudertakt, an Bord wurde gejubelt, triumphierend wurde das Sternenbanner der Vereinigten Staaten gezeigt.

Aber die ›Sturmbraut‹ war bedeutend näher. Noch konnte es uns gelingen.

Meine vierzehn Matrosen hatten schnell gelost, wer mit ins Boot gehen sollte. Ich ließ es nicht zu, suchte die fähigsten Bur-schen aus. Das Aussetzen eines Bootes war bei diesem Schlingern ungeheuer schwierig. Ich war bereit, von meinen acht Booten drei zu opfern. Dort an dem Schoner trieben auch schon die Trümmer eines Bootes, vielleicht hatte einer dabei auch sein Leben lassen müssen, und so fanden es auch meine Leute ganz selbstverständlich, dabei vielleicht ein oder beide Beine zu verlieren. – Doch das ist die christliche Seefahrt, darüber ist kein Wort zu verlieren.

Oelzeug aus, Rock aus, Hose ab, Stiefel ab – in Hemd und Unterhosen waren ich und sechs Matrosen bereit, im schon ausgeschwungenen Boote den Kampf mit den Planken des wütend um sich schlagenden Schiffes aufzunehmen.

Blodwen, welche fast die ganze Nacht neben mir auf der Kommandobrücke zugebracht, hatte offenbar große Lust, die Partie mitzumachen, aber bei diesen Vorbereitungen gab sie doch ihr Vorhaben auf.

Ich fasse mich kurz. Es gelang mir, gleich das erste Boot freizubekommen. Die sechs Matrosen sprangen von oben nach, teils

direkt ins Boot, teils ins Wasser und wurden aufgefischt, es gab nur eine einzige blutige Nase.

Und dann ging es unter einem Gesange fort, daß sich die eschenen Ruderstangen wie die Reitgerten bogen und die Matrosen bei jedem Durchholen unter den Duchten verschwanden. Das amerikanische Boot näherte sich von der anderen Seite. Wie die Entfernungen standen, konnten wir nicht taxieren, doch schienen die Chancen für uns nicht günstig zu stehen, dort drüben waren acht Ruderer, und ich hatte doch lieber diesen kleinen Kutter mit nur sechs Mann gewählt.

Von den Schiffen aus mußte diese Wettjagd noch viel interessanter aussehen, alles brüllte mit, von vornherein entschlossen, das Boot zu opfern. Jetzt kam das amerikanische Boot hinter das Schiff, uns also aus den Augen. Da schossen aber auch wir schon auf das Wrack zu.

Ich ließ die Riemenstange fallen, ergriff das Seil mit dem kleinen Enterhaken und sprang über die Köpfe der Matrosen hinweg nach vorn.

Ein Gegenkommando war schon gar nicht möglich, und so viel war mir klar, daß es sich jetzt um die Ausnutzung jeder einzelnen Sekunde handelte.

»Wahrschau!!!«

Ein Krachen, und unter meinen Füßen zersplitterte das Boot. Aber mein geschleuderter Enterhaken hatte gefaßt, und ich hing am Seile.

Es ist seltsam, wie schnell und dabei doch wie klar man in solchen Augenblicken denken kann.

»Komme ich ihnen zuvor? Oder sind die Amerikaner schon oben?«

Mir ist es, als ob ich eine Viertelstunde kalkuliert hätte, was ich oben erblicken würde. Am allerwenigsten dachte ich jetzt an

meine sechs im Wasser liegenden Matrosen. Mochte der oder jener ertrinken, ich kümmerte mich den Teufel darum. Das hier war einfach Krieg.

Und dann schwang ich mich über die Bordwand. Wahrhaftig, dort drüben hing ebenfalls schon ein Enterhaken! Aber ich war der erste.

»Ich ergreife Besitz von diesem Wrack!«

Ich hatte es nicht allein geschrien, doppelstimmig hatte es geklungen, und da tauchte an dem anderen Bootshaken ein pocken-narbiges, wüstes Gesicht auf, eine vierschrötige Gestalt schwang sich nach.

»Unter der amerikanischen Flagge ergreife ich Besitz von diesem Wrack!!« schrie er nochmals und schwang ein Sternenbanner.

»Mann, laßt Euch nicht auslachen! Ich war zuerst hier.«

»Nein, ich.«

»Was, Ihr?!«

»Ich habe es zuerst gerufen.«

»Herunter vom Deck!!«

»Hund verdammter!«

»Eins . . . «

Es ist wohl begreiflich, daß man so etwas gar nicht schildern kann. Es ging alles Schlag auf Schlag, und wir beide standen uns wie zwei knurrende Bullenbeißer gegenüber, und dazu waren noch fünf andere wilde Gestalten gekommen, aber hinter mir standen jetzt auch meine sechs Matrosen, und elf rechte Hände griffen nach hinten, wo am Leibriemen das Schiffsmesser steckt.

»Zwei . . . «

Noch ein furchtbarer Fluch, ich sah einen Revolver, da aber hatte ich den Kerl schon unterlaufen und gepackt, er flog in weitem Schwunge über Bord.

Keiner bekam das Messer heraus. Dazu war gar keine Zeit mehr. Ein allgemeines Handgemenge. Aber alles ging mit Gedankenschnelle. Ich hatte nicht umsonst die stärksten pommerschen

Knochen ausgesucht. Ich selbst konnte beim besten Willen nur noch einen einzigen erwischen und hinabbefördern, dann waren wir sieben von der ›Sturmbraut‹ allein auf dem Wrack.

»Alles ist gut gegangen, nix ist passiert.«

Unten schaukelte das Boot, von drei zurückgebliebenen Matrosen mit Stangen von dem Wrack abgehalten. Sie fischten ihre schwimmenden Kollegen auf. Der eine war mit dem Leibe auf dem Bootsrand aufgeschlagen, mochte einige Rippen gebrochen haben, lag wimmernd am Boden – uns höchst gleichgültig.

Der vorletzte, der hineinkam, war der Kapitän, oder was er sonst war, er hatte den Revolver nicht fahren lassen, und ... ein Feuerstrom, ein Knall, und mir piff die Kugel am Ohre vorbei. Dann hörte ich es noch zweimal knacken, die anderen Schüsse versagten.

Und schon hatte ich die Hände auf die Bordwand gelegt, um hinab ins Boot zu springen, den Kerl zu züchtigen, und Knut schien die gleiche Absicht zu haben, auch er war schon zum Sprunge bereit, und was ich selbst ausführen wollte, erkannte ich an dem anderen für eine Torheit, ich hielt den Matrosen zurück, einem zweiten schlug ich das Messer aus der Hand, welches er nach dem Revolverhelden schleudern wollte.

Da krachte unten doch noch einmal der Revolver, glücklicherweise wieder daneben. Jetzt aber konnte mich das nicht mehr besonders aus der Fassung bringen.

»Mordversuch!« schrie ich hinab, als die amerikanischen Matrosen schon die Riemen durchholten. »Die ›Helios‹ von New-Orleans – auf Wiedersehen vor dem Seegericht!«

»Ja, auf Wiedersehen, du ... ,« fluchte der Pockennarbige, ein scheußliches Wort gebrauchend. »Aber nicht erst vor dem Seegericht!«

Dann zogen sie ab. Der Pockennarbige, am Steuer sitzend, schüttelte noch einmal die Faust. Wir achteten nicht mehr darauf, wandten uns der Untersuchung des Wracks zu.

Ja, was für ein altertümlicher Kasten war das eigentlich? Denn der vorsintflutliche Eindruck blieb auch hier in der Nähe bestehen. Viel zu sehen war ja nicht, das ganze Deck war nackt – die Altertümlichkeit lag eben in der übermäßig hohen Back und dem Aufbau am Hinterteil, wie man solch ein Schiff heute gar nicht mehr sieht. Wohl genau so stellt man sich den ›fliegenden Holländer‹ vor.

Aber das Seemannsauge erkannte gleich noch verschiedenes andere Auffällige. Wer läßt denn heute noch das Deck mit dem feinsten Sandelholz parkettieren? Das kommt höchstens auf einer Privatjacht vor, mit der dieser plumpe, schwerfällige Kasten nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und an den Maststümpfen wie an der eingedrückten Bordwand erkannten wir, daß das eisenharte Holz schon uralte sein müsse.

Na, die Hauptsache war doch, was wir unter Deck finden würden. Die Mannschaft war offenbar in die Boote gegangen; denn wären diese sämtlich schon vorher weggeschlagen worden, so hätte die Besatzung doch natürlich auch an Bord sein müssen.

Daß sie das Schiff verlassen hatten, war eigentlich recht merkwürdig: denn von einem Sinken des Wracks war nicht das geringste zu bemerken, und wir sollten dann später auch wirklich gar kein Leck finden.

Weshalb war die Besatzung denn nur in die Boote gegangen? Ich konnte ihnen für diese furchtbare Sturmnacht kein günstiges Schicksal in Aussicht stellen. Daß wir schon das ganze Meer nach einem treibenden Boot abgespäht hatten, ohne eins zu erblicken, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen.

Ja, wo war hier eigentlich der Kajüteneingang? Alle Luken waren geschlossen, und schon wie diese direkt ins Deck eingelassen, wie es heute gar nicht mehr vorkommt, war sehr merkwürdig, sie waren fest geschlossen, und da aller Schiffsbau doch so ziemlich übereinstimmt, konnte man sich gar nicht recht erklären, wo sich der Eingang zur Kajüte befinden sollte. Dann war es nicht anders

möglich, als daß er unter dem Heck angebracht war, was aber heute wohl schwerlich noch vorkommen könnte.

Ich wollte mich dem hohen Aufbau des Hinterteils zuwenden – denn unter der Back konnte er sich auf keinen Fall befinden, die gehört den Matrosen, oder die ganze Schiffsroutine geht in die Brüche – als Paul, der schon unter der Back gewesen war, auf mich zugestürzt kam.

»Mensch, was hast du denn?«

Der Matrose hatte nämlich ein aschgraues Gesicht und zitterte an allen Gliedern.

»Der Klabautermann!« ächzte er. Da ist wohl erst eine Erklärung nötig. Der Klabautermann ist die Figur einer uralten Seemannssage.

Es ist also ein Seegespenst, das sich manchmal auf Schiffen zeigt – ein greises, kleines Männchen, in alter, holländischer Tracht, mit Pumphosen und Schnallenschuhen, mit breitrandigem Hute – so sitzt er immer auf einer Kleiderkiste und raucht aus einer langen Kalkpfeife, und zwar sitzt er mit seiner Kleiderkiste immer entweder vor dem Gangspill oder unter der Back, nämlich, wenn sich das Gangspill, wie es besonders früher üblich war, unter dieser befindet.

Wohl dem Schiffe, auf dem sich der Klabautermann niederläßt! Es ist nämlich ein sehr guter Geist. Diesem Schiffe kann kein Sturm und keine Klippe etwas schaden, solange man das Gespenst so nächtlicherweile sitzen sieht. Aber er muß sich so Nacht für Nacht zeigen, wenigstens bis zum Ende der betreffenden Reise. Erhebt er sich schon früher, nimmt die Kleiderkiste seufzend auf die Schulter und verschwindet über Bord, dann droht dem Schiffe irgendeine Gefahr, wenn auch nicht direkter Untergang. Doch das hat man dann selbst verschuldet, man hat den Klabautermann nicht mit der gebührenden Hochachtung behandelt, hat ihn verspottet oder sonstwie gekränkt.

Ich gebe hier wieder, was jeder alte Seemann zu erzählen weiß, besonders an Land, beim Glase Grog, daß jeder Landratte die Augen übergehen. Wie diese Sage entstanden ist, weiß ich nicht. Sie ist international und uralt, wird schon im 15. Jahrhundert erwähnt. Jedenfalls also ein gemütlicher Holländer, und aus irgendeinem Grunde keine Ruhe im nassen Grabe findet.

»Der Klabautermann!« stöhnte Paul.

»Mensch, dich plagt ein Hirngespinst.«

»Nee, faktisch, Käpt'n, dort unter der Back sitzt er, vor dem Gangspill!«

»Auf einer Kleiderkiste, nicht wahr?« spottete ich.

»Jawohl, auf einer Kleiderkiste – und raucht aus einer langen Kalkpfeife – es ist faktisch der Klabautermann!«

Na, zum Donner, Paul war doch sonst ein ganz vernünftiger Mensch – ich hin, gefolgt von den anderen Matrosen, und ...

Ja, es half nichts, daß ich den Kopf vorreckte. Da saß er wirklich auf seiner Kleiderkiste, der Klabautermann, so wie jedes Buch ihn beschreibt und wie jeder Bärenbinder ihn in der Kneipe schildert.

Es war ein altes, zusammengeschrumpftes Männchen, in vor-sintflutlicher, holländischer Tracht – mit Pumphosen und Schnalenschuhen, der Flausrock mit großen Glasknöpfen besetzt und was sonst noch alles dazu gehört – und merkwürdig auch waren die großen, runden Eulenaugen und die scharfe Habichtsnase – nämlich deshalb besonders merkwürdig, weil der Klabautermann stets mit solchen runden Eulenaugen und mit solcher Habichtsnase beschrieben wird von allen denen, die ihn gesehen haben wollen, was nun schon in Bilder übergegangen ist.

Und das war nicht etwa eine Figur aus Wachs oder Holz! Denn jetzt führte er langsam eine mächtig lange Kalkpfeife zum zahnlosen Mund und blies bedächtig einige Rauchwölkchen vor sich hin.

Na, daß ich hier so dastand und ihn anstarrte, nützte nichts.

»Hallo, wer seid denn Ihr?!«

Ich hatte mich unwillkürlich des Holländischen bedient, von dem ich einige gute Brocken verstand.

Keine Antwort. Und er schien uns auch nicht zu sehen, beachtete uns wenigstens gar nicht. Ueberhaupt hatten die runden Augen, die vor sich hinstierten, einen recht leeren Ausdruck. Nur die Tabakswölkchen folgten sich etwas schneller. »Seid Ihr der Kapitän?«

Keine Antwort. Es wurde weitergepafft.

Ich trat näher, dicht vor ihn hin.

»Mann, wer seid Ihr?« fragte ich mit stärkerer Stimme.

Da öffnete sich der zahnlose Mund, und mit einem tiefen Seufzer kam das einzige Wort hervor: »Minajorka.«

Ich kannte keinen Namen dieses Klanges. Wohl ein Minorka, eine Insel bei Spanien, aber kein Minajorka.

»Ist das der Name dieses Schiffes?«

»Minajorka,« wurde wieder geseufzt.

»Gehört Ihr mit zu der Besatzung?«

»Minajorka.«

Ich gestehe, daß es auch mir unheimlich zumute wurde. Dieses ausgedörrte Männchen in altholländischer Tracht, offenbar geistesgestört, diese ausdruckslosen Augen, die mich nicht etwa dabei ansahen, diese klägliche Seufzerei, dieses ganze ausgestorbene Schiff, von dem ich mir keine Rechenschaft abgeben konnte – kurz und gut, auch ich stand etwas unter dem Banne der Sage vom Klabautermann.

Fragen nützten nichts, es blieb immer bei dem einzigen Worte, aus tiefster Brust geseufzt: Minajorka.

Jetzt klopfte das unheimliche Männchen bedächtig seine Pfeife aus, griff zwischen die Beine, wo es einen großen Lederbeutel klemmen hatte, stopfte aus diesem seine Pfeife frisch mit Tabak, brachte darauf auch noch ein kleineres Beutelchen zum Vorschein, dem er Stahl, Feuerstein und Zunder entnahm, fing an,

Feuer zu schlagen. Meine Matrosen kannten diese Art, sich Feuer zu verschaffen, gar nicht mehr.

»Es ist der Klabaftermann,« wurde hinter mir nach wie vor scheu geflüstert.

Nein, das war und blieb ein Mensch, und durch Anstarren änderte sich nichts.

Hier unter der Back befanden sich die Kojen der Matrosen, ich sah Decken und anderes. Doch ehe ich an diese Untersuchung ging, wollte ich mich in der Kajüte umsehen.

So beorderte ich vier Matrosen, hier bei dem Alten zu bleiben, daß er nicht etwa ein Gelüste empfand, sich über Bord zu verabschieden – denn verrückt war der unbedingt – mit den beiden anderen begab ich mich nach hinten, wo ich unter dem hohen Aufbau richtig eine Tür fand, schön geschnitzt, woraus gleich zu schließen war, daß es hier nach der Kajüte ging.

Mein Staunen hier unten war vielleicht nicht geringer, als da ich oben zuerst den Klabaftermann gesehen hatte. Ich kam mir wie in eine fremde Welt versetzt vor. Alles aufs feinste eingerichtet, aber eben mir ganz fremd. Nur das Bewußtsein kam mir sofort, daß ich es hier mit einer Schiffseinrichtung zu tun hatte, wie sie vor hundert oder sogar einigen hundert Jahren Mode gewesen sein mochte, das sagte mir der reichgeschnitzte Schreibtisch und jedes andere Möbel, überhaupt alles, und über dem Schreibtisch hing ein Oelgemälde, einen Holländer im bunten Samtwams mit Bauschärmeln und Spitzenkragen darstellend.

Wie der Kerl mich so ernst anblickte – wiederum ward es nur in dem stillen Raume ganz unheimlich. Ja, was sollte man aber auch von alledem denken?

Wie aber ward mir erst zumute, als ich in das eigentliche Zwischendeck kam!

Nicht etwa unverwesbare Leichen oder sonst etwas Unnatürliches oder Gespensterhaftes, sondern ... auf jeder Seite, hinter den geschlossenen Stückpforten stehend, ein Dutzend Kanonen!

Und was für Dinger! Und noch aus Bronze! Vorderlader! Sie trugen auch die Jahreszahl ihrer Anfertigung: gegossen in Amsterdam, und keine später als im Jahre 1614.

Versteht der Leser, weshalb ich gerade beim Anblick dieser alten Kanonen so bestürzt wurde?

Meine Matrosen empfanden ganz genau dasselbe wie ich.

»Das ist dennoch der ›fliegende Holländer‹,« wurde wieder scheu geflüstert.

Ein Holländer, ein alter Patrizier und zugleich Sportsman, kann sich den Luxus erlauben, sein ganzes Schiff nach altholländischem Muster auszustaffieren. In alten Schlössern und anderen alten Häusern gibt es solche Möbel ja noch immer genug, es existieren auch noch ganze Schiffseinrichtungen aus früheren Jahrhunderten, nicht nur in Museen, man kann so etwas auch bei Raritätenhändlern zusammenkaufen.

Nun aber dieser Ballast von zwei Dutzend solcher vorsintflutlichen Kanonen, im sonst leeren Zwischendeck, hier schon mehr Batterie zu nennen, richtig vor den Stückpforten aufgestellt – so etwas geht denn doch ein bißchen über den Geschmack an altertümlicher Umgebung, einer gewissen Art von Nationalstolz entspringend.

Und dann kam mir wieder zum Bewußtsein, daß dies ja keine Jacht, kein modernes Schiff war, sondern von uralter Bauart, und zwar keine künstliche Antiquität, das sah man gleich dem verräucherten Holze an, und oben, wo es zersplittert war, erkannte man die Echtheit dieses Alters von Jahrhunderten noch ganz besonders.

Kurz und gut, ich wußte gar nicht mehr, was ich von alledem denken sollte. Ich widersprach nicht einmal mehr dem Flüstern der Matrosen, hier auf dem gespenstischen ›fliegenden Holländer‹ zu sein.

Heftiges Getrampel über mir ließ mich erschrocken emporfahren. Trotz meines Schreckens, welcher, wie ich ganz offen gestehe,

etwas der Gespensterfurcht entsprang, eilte ich sofort die Treppe hinauf, gefolgt von den beiden Matrosen, die sich wie die Kletten an mich hefteten.

Wenn ich jetzt, sagte ich mir dabei, das Deck voll alter Holländer finde, so mit Pluderhosen und Schnallenschuhen, alte Seehelden, die eigentlich schon dreihundert Jahre tot sein müßten, im Kampfe miteinander begriffen, meine anderen Matrosen dagegen im Starrkrampf steif an Deck liegend – ich würde mich gar nicht wundern.

Es sollte aber nichts sein mit den alten, gespenstischen Holländern. Es waren meine eigenen Matrosen, welche über Deck rannten, sich bereit machend, die Jolle zu empfangen, welche dort von der ›Sturmbräut‹ herangetanzt kam.

Blodwen befand sich darin. Sie hatte ihre Neugier doch nicht bezähmen können, hatte deswegen lieber ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Wie die ins Boot gekommen war, das hätte ich auch sehen mögen. Sie war offenbar ganz leicht angezogen, und ich konnte schon von hier sehen, daß sie triefte. Sie mußte ebenfalls durchs Wasser gegangen sein.

Und neben ihr saß Doktor Selo. Daß der Schiffsarzt mitgekommen war, verdroß mich etwas. Wenn aber Blodwen ihn dazu aufgefordert oder ihm die Erlaubnis gegeben hatte, so war daran nichts mehr zu ändern, und jetzt galt es nur, die beiden auch glücklich hierheraufzubugsieren. Schließlich war mir ganz recht, wenn auch der Schiffsarzt einmal dieses merkwürdige Wrack besichtigte. Ich hatte vor dieses Mannes schier allumfassenden Kenntnissen schon einen ganz gewaltigen Respekt bekommen. Man konnte ihn fragen, was man wollte – er war ein lebendiges Konversationslexikon.

Die Matrosen machten Taue zum Zuwerfen bereit.

»Woher habt ihr die?«

»Aus der Segelkammer, die sich unter der Back befindet.«

Na, dann ging es ja. Diese Taue waren nämlich aus neuem Manilahanf, das allermodernste, ganz frisch geteert – also doch wenigstens etwas, was darauf schließen ließ, daß es sich hier um kein umherirrendes Geisterschiff handelte.

Die warme Sonne trieb mir überhaupt schnell alle Geistergedanken aus. Aber dort unter der Back saß noch immer der altertümliche, klabautermannähnliche Holländer, das war und blieb eine Tatsache.

»Was macht er?«

»He smökt – er raucht,« war die lakonische Antwort.

Zunächst mußte ich meine Aufmerksamkeit dem herankommenden Boote zuwenden. In der nächsten Minute würde ich die Geliebte einen Kampf um Leben und Tod bestehen sehen, oder ich konnte sie auch als verunstalteten Krüppel wiedererblicken. Doch das ist nun einmal Seemannslos, sonst muß man eben das, was man liebt, zu Hause lassen, und so schadete es nichts, wenn Blodwen gleich in Friedenszeiten einmal alle Kriegsmanöver durchmachte.

Der Bootsmann steuerte, ein kleiner, untersetzter Finnländer mit wahren Bärenkräften, die er jetzt geschickt zu benutzen verstand. Er packte den Schiffsarzt, der zuerst seinen Klemmer einsteckte, hinten beim Kragen und Hosenbund und schleuderte ihn wie eine Puppe an Bord, wo ich ihn als Jongleur auffing, und ebenso wurde Blodwen heraufbefördert, nur daß bei dieser der Bootsmann mehr Schwierigkeiten mit dem Anpacken hatte.

Aber es ging, Blodwen flog mit Vehemenz an meine Brust. Die anderen blieben unten, setzten die Jolle ab.

Mit kurzen Worten erklärte ich den beiden, was ich schon gesehen, zeigte ihnen den Klabautermann, führte sie in die Kajüte und in die Batterie hinab.

Blodwen wurde offenbar von etwas Geisterfurcht angesteckt, Doktor Selo hingegen putzte bedächtig seinen Klemmer, setzte ihn auf die krumme Nase und schaute sich aufmerksam um.

»Hm. Haben Herrn Kapitän vielleicht gehört, daß in nächster Zeit irgendwo in der Welt wieder so eine Ausstellung von alten historischen Schiffen ist, wie sie vor vier Jahren in London stattgefunden hat?«

Da plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Dieser famose Selo hatte wiederum einmal den Knoten des Rätsels mit einem einzigen Schlage gelöst.

Jawohl, so war es! Im Jahre 1855 hatte London eine eigenartige Ausstellung arrangiert – (in neuerer Zeit ist so etwas öfters wiederholt worden, zuletzt bei der New-Yorker Weltausstellung) – alle Staaten der Erden hatten ihre historischen Schiffe hingeschickt. So besitzt ja z. B. Spanien noch eins der Fahrzeuge, auf denen Kolumbus seine erste Fahrt nach Amerika antrat. Dieses war damals allerdings nicht hingeschafft worden, man fürchtete für das morsche Ding. (Für die New-Yorker Ausstellung ist die alte Gallone dann aber doch über den Ozean geschleppt worden.)

Eines der sehenswertesten Schiffe der Londoner Ausstellung war das sogenannte Verbrecherschiff, auf welchem nämlich vor 150 Jahren Deportierte von England nach Australien gebracht wurden. Auf der Londoner Ausstellung war ich nicht gewesen, wohl aber hatte ich dieses Schiff in Sydney gesehen und besichtigt, und das Ganze war um so gruseliger, weil das ganze Schiff mit Wachsfiguren ausstaffiert war, welche zeigten, wie die Sträflinge an Bord lebten, wie sie in den Verliesen angekettet lagen, wie sie gepeitscht und sonst gefoltert wurden.

Nein, daß bald wieder solch eine Ausstellung stattfand, davon war mir nichts bekannt. Aber das war ja auch gar nicht nötig. Ein Staat wie England, der für das britische Museum alles zusammenkauft und zusammenräubert, was in der Welt kostbar und selten ist, konnte dieses alte, holländische Schiff, welches bisher irgendwo anders gelegen, erworben haben, oder auch nur ein reicher Privatmann konnte in Betracht kommen – kurz, man hatte dieses

historische Schiff überführen wollen, es konnte von einem Dampfer geschleppt worden sein, das Tau war in der Sturmnacht gerissen, oder dieses Schiff aus eisenhartem Holze war wohl recht gut noch imstande, selbständig zu segeln, der Sturm hatte nur die Takelage weggeschlagen, es manövrierunfähig gemacht – die Besatzung hatte das Schiff, welches noch gar nicht den Namen eines Wracks richtig verdiente, aus Feigheit oder aus einem sonstigen Grunde verlassen.

Und der Klabautermann? Nun, der gehörte eben mit zur Stafage, wie auf jenem Verbrecherschiff die Wachfiguren. Er war nicht mitgekommen, man hatte ihn zurückgelassen, absichtlich oder versehentlich.

»Haben Sie schon die Kiste untersucht?«

Das war erst noch zu tun. Jetzt beschäftigte sich Doktor Selo mit dem Kerlchen, das schon wieder Feuer schlug.

Selo redete ihn in den verschiedensten Sprachen an. Gar kein Interesse. Leer blickten die Augen geradeaus. Nur ein einziges Wort zitterte seufzend über die schmalen Lippen.

»Minajorka.«

»Das könnte der Schiffsname sein – Mina Jorka.«

Der Arzt nahm den Kopf des Alten in beide Hände, um ihm in die Augen zu sehen, was jener ruhig duldete. Er war wie eine Gelenkpuppe.

»Minajorka!«

»Ja, der ist geistig nicht normal, das sieht man gleich in den Augen.«

»Ist er schon immer wahnsinnig gewesen, oder ist er es erst in dieser Sturmnacht durch die Katastrophe geworden?«

»Das kann ich nicht so ohne weiteres beurteilen. Doch ist es wohl auch kein Wahnsinn, sondern einfach Altersschwäche, er ist wieder zum Kinde geworden.«

Willig ließ er sich von der Kiste wegziehen, war auch noch recht gut auf den Füßen, blieb aber zunächst dort stehen, wo wir ihn hinstellten, rauchte gedankenlos weiter.

Die Kiste war mit Wachstuch umkleidet und mit einem Strick, der durch die Handgriffe gezogen, an dem Gangspill befestigt. Sie war verschlossen. Beim Aufstehen des Alten hatten wir es klirren hören, wir untersuchten seine Taschen, fanden darin nichts weiter als ein großes Schnupftuch, in dem mächtiger Tabaksbeutel dagegen, der sonst mit feinem, holländischem Knaster gefüllt war, ein Bund mit vieler Schlüsseln.

Bald war der betreffende Schlüssel gefunden.

»Minajorka!« seufzte der Klabautermann aus tiefstem Herzensgrunde, als ich die Kiste aufschloß, nach der jetzt auch er blickte, aber ohne besondere Teilnahme.

Nichts als Wäsche und Kleidungsstücke, alles ebensolche alte Kostüme, wie die Holländer sie vor zweihundert Jahren getragen haben, zum Teil äußerst kostbar, mit Goldstickereien, eine unförmliche Taschenuhr, welche die Begierde jedes Raritätensammlers erweckt haben würde, ein Messer, eine ganze Masse Pfeifen und ähnliche Sachen, die man schon vor Jahrhunderten in der Kleiderkiste eines jeden Seemannes gefunden haben mag.

»Es bleibt dabei: er gehört mit zu der ganzes Staffage dieses alten Schiffes,« sagte Doktor Selo.

»Und hier ein Brief, oder ein ganzes Schriftstück.«

Die gelben, zusammengehefteten Blätter warer mit Hieroglyphen bedeckt, für mich unverständlich, Selo betrachtete sie prüfend.

»Das kann ich nicht entziffern. Es hat einige Aehnlichkeit mit Arabisch, ist es aber nicht, auch nicht Türkisch oder Russisch oder Persisch.«

»Haben die Malaien ihre eigene Schrift?«

»Das wohl, aber Malaiisch ist es ebenfalls nicht, so viel verstehe ich davon.«

»Es ist mit Tinte geschrieben, die noch gar nicht so verloschen aussieht.«

»Auch das Papier kann nicht so alt sein, obwohl es gelb ist. Ich halte es für eine künstliche Geheimschrift.

»He, Mynheer, was hat das zu bedeuten?« wandte ich mich an den Alten, ihm die Papiere haltend.

»Minajorka,« erklang es seufzend, aber ohne daß dem Schriftstück weitere Beachtung geschenkt

»Ob diese Schlüssel auch unten den Schreibtisch und die anderen Schränke aufschließen?« meinte Blodwen.

Das war sofort zu untersuchen. Und es war tatsächlich so! Es gab kein Schloß im ganzen Schiff, zu dem nicht der Schlüssel vorhanden gewesen wäre.

Doch wir fanden absolut nichts, wenigstens nichts, was uns über dieses Schiff hätte Auskunft geben können, also vor allen Dingen keine Papiere, und zwar auch nicht das geringste Fetzen mit einer Zeile.

In der Proviantkammer befanden sich massenhaft Schinken und Speckseiten, Fässer mit Pökelfleisch, Säcke mit Hülsenfrüchten und Hartbrot, dagegen fehlte alles, was . . .

Doch ich will das, was wir uns nicht zusammenreimen konnten, anders ausdrücken: wenn dieses Schiff vor zweihundert Jahren als Wrack aufgefunden worden wäre, so hätte es nicht die geringste Verwunderung erregt.

Versteht der Leser, was ich hiermit sagen will?

Unter dem Proviant fehlte jede Konservenbüchse und alles andere, was die betreffende Industrie heute dem Schiffe liefert.

Wir fanden altertümliche Kleiderkisten mit altertümlichen Sachen, aber auch nicht ein einziges Messer moderner Fabrikation.

Wohl waren die vorhandenen Taue neu und frisch geteert, aber waren sie das vor zweihundert Jahren etwa nicht ebenfalls gewesen? Wären da Schinken und Salzfleisch nicht auch noch genießbar gewesen?

Gesetzt nun den Fall, dieses altertümliche Schiff war von einem Dampfer geschleppt worden. Matrosen hatten sich dennoch darauf befinden müssen, eine vollzählige Besatzung.

Das hatten aber doch keine zweihundertjährige Matrosen gewesen sein können! Man mußte doch wenigstens irgend etwas von ihnen finden, was in unserem Jahrhundert angefertigt worden war.

Nein, absolut nichts!

Dann mußte man geradezu annehmen, daß sie auch mit allem ausgestattet gewesen waren, wie man es vor zweihundert Jahren auf holländischen Schiffen gebraucht hatte.

Mein Gott, aber bis zum Rasiermesser brauchte man das doch nicht auszudehnen, sogar bis zur Seife! Denn diese Seife, die wir da fanden, erklärte Doktor Selo für ein chemisches Präparat, wie es heute gar nicht mehr hergestellt würde.

Und wie kam es nun, daß der Mann, welcher die Schlüssel zu allem besaß, wenn nicht der Kapitän, so der Besitzer, auf dem Schiffe zurückgeblieben war? Außerdem war es doch ein schwachsinniger Greis, war es schon vorher gewesen. Warum hatten die Matrosen ihn nicht mit Gewalt mitgehen heißen? Weshalb hatte er sich da so gemütlich auf seine Kleiderkiste hingesezt? Und warum hatten die Matrosen das sonst noch ganz seetüchtige Schiff, dessen Masten nur weggebrochen waren, überhaupt verlassen? Denn das Steuerruder war noch in Ordnung, es waren auch Reservemasten vorhanden, die man zur Not hätte errichten können.

Kurz und gut, wir standen vor Rätseln, deren Menge wir gar nicht zusammenzählen konnten.

Wir gingen an eine weitere Untersuchung der Laderäume. Fracht war, wie zu erwarten gewesen, nicht vorhanden; als den nötigen Ballast hatte man Sand eingenommen, und zwar merkwürdigerweise roten.

»Sand?« meinte Doktor Selo, eine Probe, die er mit an Deck genommen, prüfend zwischen den Fingern reibend und dicht vor's Auge bringend. »Das ist kein gewöhnlicher Sand, das ist ... zerriebene Koralle.«

Ich mußte es bestätigen. Hieraus durften wir den Schluß ziehen, daß dieses Schiff aus australischen Gewässern kam, wo die Korallenbildung am meisten zu Hause ist – konnten uns aber auch irren, Korallen kommen noch anderwärts vor – und sonst war durch diese Entdeckung nur noch ein neues Rätsel hinzugekommen.

Der Seemann, besonders wenn er sein Kapitänsexamen bestanden, weiß doch mit so etwas Bescheid, und seine Bücher geben hierüber ausführliche Auskunft. Wie ich mich später nochmals vergewisserte, gibt es in der ganzen Welt keinen einzigen Hafen, in dem man als Ballast zermürbte Korallen einnehmen könnte. Das liegt ja auch sehr klar auf der Hand. Dieser feine Korallensand kommt nur an tiefen Stellen des Meeres vor, das lohnt sich nicht, den heraufzuholen. Koralle wird auch zu Kalk gebrannt, aber nur in größeren Stücken und immer nur gleich an Ort und Stelle.

Na, wir wollten vorläufig alle Grübeleien aufgeben. Wenn wir auch zuerst auf eine wertvolle Fracht gehofft hatten, so konnten sich meine Burschen doch noch immer freuen. Dieses Schiff besaß allein einen Holzwert von wenigstens 10 000 Pfund Sterling, dazu kam die kostbare Einrichtung und schließlich vor allen Dingen der Wert als Rarität. Der Eigentümer würde sich schon melden, und dann würde das Seegericht entscheiden, zu welchem Preise er uns das verlassene Wrack abzukaufen hatte, welche Summe dann unter uns rangmäßig geteilt wurde. Denn verlassen war das Wrack worden, daran änderte auch das Zurücklassen eines einzigen Mannes nichts; der war doch nicht fähig, das Wrack nach einem Hafen zu dirigieren, ganz abgesehen davon, ob dieser Schwachsinnige überhaupt zu der Besatzung gehörte.

Wohin wir das Wrack schleppten, das wollte ich erst mit meinen Steuerleuten besprechen.

Unterdessen hatte ich schon nach der ›Sturmbraut‹ semaphoriert, wozu ja die Arme genügen, ein großer Kutter sollte noch mit dem zweiten Steuermann herüberkommen, ausgerüstet mit seinem Sextanten und einigem anderen, was er brauchen könnte, wenn er mit zwei Matrosen allein auf dem Wrack zurückblieb, welches wir ins Schlepptau nehmen wollten, falls wir es nämlich bei Nacht einmal verlieren würden. Dann freilich konnten der Steuermann und zwei Matrosen es auch nicht dirigieren, aber ich konnte doch nicht meine ganze Mannschaft hergeben, und eine Hilfstakelage herrichten konnten wir auch nicht so ohne weiteres. Reservelampen und Petroleum hingegen waren vorhanden, wie ich mich gleich überzeugt hatte.

Der Kutter kam, der Steuermann gelangte unversehrt herüber, ich erteilte ihm Instruktionen, und dann begaben wir anderen uns alle wieder ins Boot hinab, bis auf zwei auserwählte Matrosen, welche also mit dem Steuermann an Bord des Wracks bleiben sollten.

Auch der Klabautermann kam mit uns. Ich bediene mich absichtlich dieses Namens, weil meine Matrosen mit unserer natürlichen Erklärung des Wracks durchaus nicht zufrieden waren. Wenn es nicht der ›fliegende Holländer‹ war, so mußte es mit dem alten holländischen Schiffe doch eine andere Bewandnis haben, ganz geheuer war das Ding jedenfalls nicht, und der glückbringende Klabautermann mußte das unbedingt sein, der sich nur einmal ganz besonders verkörpert hatte.

Die Ausschiffung ging glücklich vonstatten, der Klabautermann ließ sich willig durchs Wasser holen, dem war überhaupt alles ganz egal, auch seine Kleiderkiste nahmen wir mit, und die Jolle fuhr gleich ein dünnes Seil aus, an dem dann vom Wrack aus das starke Schlepptau eingeholt werden sollte.

Ohne weitere Zwischenereignisse gelangten wir an Bord unseres Schiffes zurück, die Verbindung durch das Schlepptau wurde hergestellt, wir konnten unsere Fahrt fortsetzen. Doch erst galt es, zu beraten, welchen Hafen wir wegen des Wracks aufsuchen wollten.

Zu dieser Beratung sollte es indessen gar nicht kommen.

EINE KLEINE SEESCHLACHT, UND WAS FÜR ENTDECKUNGEN WIR MACHTEN.

»Was hat der Schoner nur eigentlich vor? Der hält ja direkt auf uns zu!«

Ich hatte bisher nur beobachtet, daß sich das amerikanische Schiff nicht entfernte. Matrosen arbeiteten in der Takelage, auch an Deck war ein reges Leben.

Erst nachträglich kam mir zum Bewußtsein, wie auffällig es war, daß der Schoner uns beobachtete, was wir mit dem Wrack angingen, anstatt als Segelschiff, nachdem ihm nun einmal die gute Prise entgangen war, den günstigen Wind auszunützen.

Jetzt kam er mit vollen Segeln auf uns zu.

»Paßt auf, die führen Böses gegen uns im Schilde!«

»Die wollen uns entern!«

»Mensch, sprich nicht so wahnsinnig!«

»Da – da – sie stellen Kanonen auf!«

So klang es durcheinander.

»Bei Thor und Odin!« setzte Blodwen noch hinzu. »Richard, ist es möglich, daß ein Handelsschiff ein anderes so ohne weiteres angreift?«

Ich blieb die Antwort schuldig. Nur mir selbst gab ich sie, mit Gedankenschnelle. In diesem Augenblick erinnerte ich mich der Behauptung eines alten Kapitäns, daß es nicht nur noch chinesische, malaiische und arabische Piraten gebe, sondern daß auch noch heute manches scheinbar friedliche Handelsschiff die Seeräuberei professionsmäßig betriebe.

Wir jungen, aufgeklärten Leute hatten damals den Alten verlacht. Und doch, warum sollte es nicht so sein?

Ein Schiff sieht auf dem einsamen Meere ein Wrack treiben, dessen Matrosen signalisieren um Hilfe – höchste Not! – in die Boote gegangen sind sie noch nicht, jetzt erst tun sie es.

Die Schiffbrüchigen werden an Bord genommen, mit Freuden willkommen geheißen – und mit einem Male stürzen sie sich mit Messer und Revolver auf die Ahnungslosen, machen im Handumdrehen alles nieder, sie sind Besitzer des fremden Schiffes.

Bei ihrem eigenen haben sie nur die Masten umgelegt, es sonst etwas als Wrack ausstaffiert. Man braucht ja nur das Steuer loszulassen, um das Fahrzeug in beängstigende Schwankungen zu bringen.

Entweder begnügen sich diese modernen Seepiraten nur mit der immer bedeutenden Schiffskasse, nehmen auch sonst nur das Kostbarste mit, dann genügt schon ein Durchschlag, oder wenn die See über Deck spült, so braucht nur eine Luke aufgemacht zu werden, und das Schiff sinkt schnellstens.

Oder die Piraten zerschlagen die Takelage und anderes, beseitigen die Boote, und sie haben ein verlassenes Wrack gefunden, das ihre gute Prise ist – und niemand als der Himmel hat es gesehen – und ist kein Verräter unter ihnen, so können sie dieses Manöver wer weiß wie oft wiederholen.

Taucht dabei einmal ein Schiff am fernen Horizont auf, so dauert es doch noch immer sehr lange, ehe man durch das schärfste Fernrohr etwas Genaueres unterscheiden kann. Nur Schüsse müssen dabei möglichst vermieden werden.

Und wenn jener pockennarbige Kerl der Kapitän war, so hatte er sich dadurch, daß er auf mich geschossen, als solcher fernerhin unmöglich gemacht, das Kapitänspatent ward ihm sofort entzogen, er ward auch sonst wegen Mordversuchs schwer bestraft. Dazu kam die enttäuschte Beutegier, überhaupt ein furchtbarer

Ingrimm gegen uns. Und alle dachten so wie der Kapitän. Vielleicht mochte die ganze Besatzung mit dem Kapitän durch irgendein schreckliches Geheimnis verbunden sein. Und die Gelegenheit war so günstig . . .

Wie gesagt: wozu ich hier viele Zeilen brauche, alles das schoß mir wie ein Blitz durch den Kopf.

»Alle Mann an Deck!!!«

Wenige Worte genügten, und aller Augen flammten in wilder Kampflust auf.

»Bei Thor und Odin!« sagte Blodwen nochmals, und die Matrosen und die aus dem Innern hervorgekommenen Heizer fanden noch andere Ausdrücke. Wohl nicht ein einziger war darunter, der gewünscht hätte, einem Kampfe aus dem Wege zu gehen.

Noch einmal stoben sie davon, um sich in der Waffenkammer mit Revolvern und Entersäbeln zu versehen, welche letztere aber vorläufig noch versteckt gehalten werden mußten.

Eine Idee zuckte durch meinen Kopf. Der Schoner wußte wahrscheinlich gar nicht, daß wir mit einer Hilfsmaschine ausgestattet waren. Noch vor Tagesanbruch hatten wir die Feuer ausgehen lassen, der Schornstein war umgelegt worden, wobei er in eine Versenkung zu liegen kam, und die Schraube schlug nicht aus dem Wasser, so hoch ging die See nicht. Wegen des Wracks hatten wir zuletzt alle Segel festgemacht oder doch dicht gerefft.

Das Wasser in den Kesseln war noch nahe dem Siedegrad. Nur wenig Feuer hätte genügt, um die Maschine wieder aktiv zu machen. Aber ich hatte anderes vor. Ich ließ die große Deckspritze mit der Kesselpumpe in Verbindung setzen, vorn den Schlauch dicht mit Segeltuch umwickeln. Dann wurde noch ein dünnerer, aber harter Schlauch in Stücke zerschnitten, jeder Mann erhielt ein Stück mit der nötigen Instruktion.

Jetzt konnten wir uns über die Absicht der Amerikaner nicht mehr irren. Sie hatten die Segel anders gesetzt, daß sie mit einem Zuge von Deck aus schnell dichtgerefft werden konnten. Schnell

kam der Schoner von der Seite heran. Es waren wenigstens dreißig Mann, eine sehr starke Besatzung, und wir sahen die wüsten Gesichter glühen, und sie machten gar kein Hehl mehr aus ihrer Absicht, sie zeigten ja ganz offen ihre Revolver und Entersäbel, sogar schon die Enterhaken, und außerdem hatten sie gerade auf der Backbordseite, die uns zugekehrt war, vier kurze Bordgeschütze aufgepflanzt.

Auch die ›Sturmbräut‹ war von vornherein, als ich sie übernommen, mit drei fünfzölligen Hinterladern ausgerüstet gewesen. Noch heute muß ja jedes Schiff, besonders jeder Segler, armiert sein, wegen der Seeräuber, deren Handwerk noch allüberall floriert. Noch heute kann jedes Segelschiff bei Windstille an der chinesischen Küste ziemlich sicher sein, von eingeborenen Piraten angegriffen zu werden, desgleichen in einsamen Gegenden des malaiischen Archipels, nicht minder an der nordafrikanischen wie arabischen Küste.

Aber diese Geschütze mußten erst an Deck montiert werden, und gesetzt den Fall, ich hätte dazu überhaupt noch Zeit gehabt, ich hätte es nicht getan.

Mit Absicht standen wir alle ganz harmlos da, scheinbar ohne jede Ordnung, Verwunderung heuchelnd.

Doch welches Glück, daß sie jedenfalls jeden Kanonendonner vermeiden wollten, wohl nicht einmal einen Revolver losdrücken würden! Denn sonst würden sie doch nicht zum Enterangriff vorgehen.

Hinwiederum schoß es mir durch den Kopf, daß die wohl nicht den ersten Enterangriff unternahmen, sie mußten schon Übung darin besitzen, sonst hätten sie wohl schwerlich eine Enterung gewagt, zumal bei diesem Seegang, wobei sie doch ihr eigenes Schiff aufs Spiel setzten.

Liegen allerdings die Schiffe erst Seite an Seite, haben die Enterhaken einmal eingeschlagen, dann ist für das Schiff selbst auch jede Gefahr vorbei.

»Begib dich in die Kajüte, Blodwen,« flüsterte ich.

»Ich bleibe.«

»Wenigstens in das Ruderhaus, es könnte doch zum Handge-
menge kommen – ich bitte dich inständigst, Blodwen.«

»Bei Thor und Odin, was verlangst du von mir, Richard!«

Ich blickte sie an, und ich sah ihre flammenden Augen, und ich
wußte, daß hier alles Bitten vergeblich war. Umsonst würde sie
wohl auch nicht die Hand in der Tasche haben.

Ich griff zum Sprachrohr, den Spritzenschlauch unter der Bord-
wand verbergend.

»Was tut ihr? Ihr rammt uns ja!!« donnerte ich hinüber.

Es erfolgte gar keine Antwort, und es wäre schon zu spät gewe-
sen, auch für uns, noch irgendwelches Manöver des Ausweichens
zu machen.

Im Nu rollten dort drüben plötzlich alle Segel zusammen, und
da kam dennoch eine Antwort – der schmetternde Krach, mit dem
sich beide Schiffe berührten, und dann ein wildes Jubelgeheul
aus dreißig Kehlen, als die Enterhaken in die Bordwand unseres
Schiffes einschlugen.

Meine Schilderung der folgenden Szene ist äußerst einfach.
Wie soll ich auch anders schildern? Das Furchtbare, was sich in-
nerhalb dreier kurzer Minuten abspielte, läßt sich schriftlich ja gar
nicht wiedergeben.

Ich öffnete einfach das Ventil des Mundstückes und spritzte los,
das letztere dabei so etwas schwenkend, nur daß scheinbar kein
Wasser kam, sondern bloß Dampf. Aber in Wirklichkeit war es
dennoch kochendes Wasser, was in mächtigem Strome über das
Deck des Schoners spritzte.

Was sich dort drüben in dem Nebeldampfe abspielte, sah ich ja
selbst nicht.

Das frohlockende Wutgebrüll verwandelte sich in ein fürchter-
liches Schmerzgeheul, dann hing ich den heißen Schlauch über
die Bordwand, daß sich das kochende Wasser ins Meer ergoß,

so viel Raum war noch zwischen den beiden Bordwänden, zog meinen kurzen Gummischlauch aus dem Hosenbein und war mit meinen Jungen drüben, und wir schlugen auf alles Lebendige los, was wir unter die Hände bekamen, und als sich der Nebel etwas verteilt hatte, konnten wir noch viel besser die Köpfe treffen, daß ihre Besitzer wie die schlaffen Säcke umsanken.

Ich glaube, wohl keine Schlacht ist mit solcher Gemütlichkeit und dennoch mit solcher Gründlichkeit geschlagen worden wie diese.

Die ganze Geschichte dauerte höchstens eine halbe Minute. Dann war alles niedergeschlagen, was sich an Deck befand. In aller Gemütlichkeit konnten sie jetzt gebunden werden. Von keiner Seite auch nur ein einziger Schuß oder Messerstich, nur etwas verbeulte Köpfe – und dann hin und wieder freilich auch rohes Fleisch, nämlich eine Brandwunde. Aber so schlimm, wie ich mir die Sache erst vorgestellt hatte, war es gar nicht. Nur ein paar Spritzerchen des kochendheißen Wassers ins Gesicht, oder auch nur an den Hals, auf die Hände, auf die nackten Füße – Donner und Doria, auf so etwas waren die nicht geeicht gewesen, schnell die Jacke oder das Hemd über die Ohren gezogen und, hast du nicht gesehen; davongestürzt oder sich auch gleich an Deck geworfen! Schon allein der hervorquellende Dampf hatte diese Männchen ja gleich ganz kopfscheu gemacht.

»Käpt'n, mit der Dampfspritze da habt Ihr ein Meisterstückchen gemacht, das muß man sich merken,« meinte dann der erste Steuermann.

Es konnten wohl nicht alle sein, die an Deck lagen. Wir zogen sie aus Schlupfwinkeln hervor, fanden welche im Kajüteneingang – aber weiter wären sie nicht gekommen, unter Deck fand sich kein einziger, und auch in diesem Schlupfwinkel hatten sie noch Jacke und Hemd über die Ohren gezogen, wimmerten ob einiger Spritzerchen, die Blasen gezogen hatten, dachten also an gar

keinen Widerstand, daß wir auch nicht mehr den betäubenden Gummischlauch anzuwenden brauchten.

Wir waren eben über diese unartigen Menschlein wie die mit Schwefel um sich spritzenden Teufel aus der Hölle gekommen, so stierten sie uns auch fassungslos an.

Dreiunddreißig Mann zählte ich an Deck, und da lag ja auch mein Freund mit den Pockennarben, den ich schon vorhin durch seine Kommandos ganz sicher als den Kapitän erkannt hatte. Auch er hatte nur wenige Blasen zwischen seinen Pockennarben im Gesicht.

Ihm schien die Besinnung, was hier eigentlich geschehen war, zuerst zu kommen.

»Höllenhund!« zischte er mich an, als ich noch einmal seine Fesseln untersuchte.

»Ja, wir kommen aus der Hölle, und jetzt geht ihr alle zusammen hinein. Nun sagt einmal, was ihr eigentlich mit uns . . .«

»Käpt'n,« rief da einer meiner Matrosen aus dem Kajüteeingange, »hier sind noch mehr, und die müssen tüchtig verbrüht sein, die wimmern schrecklich.«

Ich hin und hinab, gefolgt von einigen Matrosen. Jawohl, dort unten wimmerte es schrecklich, und das mußten eine ganze Menge sein.

Ich sprach eine in mir aufsteigende Ahnung nicht erst aus, hielt mich auch nicht mit dem Suchen nach einem Schlüssel auf, sondern sprengte die schwere Tür, hinter der das vielstimmige Wimmern erscholl, mit einem Stemmeisen.

Ein gräßlicher Gestank schlug mir entgegen, das Licht der Laterne drohte aus Mangel an Sauerstoff zu verlöschen.

Meine Ahnung war eine richtige gewesen – der Schoner hatte Ebenholz geladen – lebendiges – afrikanische Sklaven!

Es waren gegen dreihundert Männer und hundert junge Weiber, die man hier in Ketten zusammengepfercht hatte. Ernährt waren sie gut, aber wegen der allgemeinen Sicherheit waren sie

auf fürchterliche Weise zusammengefesselt, sogar zusammenschmiedet; noch ganz frische Wunden, aus denen Blut floß, von den letzten Peitschenhieben herrührend, zeigten, wie man jede Unzufriedenheit, die etwa zu einer Rebellion, d. h., zu einem allgemeinen Befreiungsversuch hätte führen können, gleich im Keime erstickt hatte.

Schwer ward es mir, die Männer und Weiber zu überzeugen, daß ich nicht als ihr neuer Peiniger käme, also schwer, aus ihnen etwas herauszubringen.

Ein älterer Neger gab mir endlich Auskunft, und dann zeterten die anderen noch immer. Blodwen war an meiner Seite, als der Neger mit lauter Stimme erzählte.

Es waren Manus von der Pfefferküste, alle ein und demselben Dorfe angehörig, welches vor etwa sechs Wochen von einem benachbarten Stamme überfallen worden war. Greise und Kinder wurden niedergemacht, alles Gesunde und Kräftige davongetrieben – dann ein arabischer Händler – eine Sklavenkarawane – furchtbare Strapazen während vieler Wochen – westlich war es gegangen – und dann war es jedenfalls die Zahn- oder Elfenbeinküste gewesen, an welcher kleine Fahrzeuge, mit Negern und Europäern besetzt, die Sklaven abgeholt hatten. Sie wurden auf dieses große Schiff gebracht und hier verpackt.

Viel mehr konnte ich aus dem gebrochenen Englisch des Alten nicht erfahren. Er wußte nicht einmal, wie viele Tage oder Wochen sie schon hier auf diesem Schiffe zugebracht hatten. Mich interessierte jetzt am meisten, wie sie hier behandelt worden waren – eben jämmerlich, Prügel bei jeder Gelegenheit, und ganz besonders roh waren die Weiber von den amerikanischen Matrosen behandelt worden. Ausschreitungen jeder Art. Diesen Sklavenhändlern hier schien es nicht darauf anzukommen, demnächst tadellose Ware abliefern zu können, vielleicht auch hatte ihnen irgend etwas einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Ich muß hier etwas über die Sklaverei und über den Sklavenhandel einfügen. Sklavenhandel war schon damals verboten, die Sklaverei aber noch erlaubt, welcher Unterschied wohl leicht zu begreifen ist. Das heißt, es durften aus Afrika keine Sklaven mehr ausgeführt werden, wohl aber blieben die in Amerika – ich will hier nur von diesem Erdteil sprechen – nun einmal noch vorhandenen Sklaven bestehen, auch deren Kinder waren Sklaven, konnten weiterverkauft werden.

Den ersten Anstoß zur allgemeinen Aufhebung der Sklaverei gaben in Nordamerika die Quäker, welche im Jahre 1751 ihre eigenen schwarzen Sklaven sämtlich freiließen, was dieser manchmal so verspotteten Religionssekte gar nicht hoch genug angerechnet werden kann.

Leider fanden die Quäker wenige Nachahmer. Hundert Jahre und länger noch ist vergeblich gegen die Sklaverei gepredigt worden, und gerade von der Kanzel am meisten dafür, weil die Neger nach Ansicht der damaligen Geistlichkeit gar keine Seele haben, also überhaupt keine Menschen sein sollten.

Zuerst raffte sich England auf und machte Ernst. Im Jahre 1824 erklärte England den Sklavenhandel zu Land für Straßenraub, jeder Sklavenhändler zur See wurde als Pirat betrachtet und sofort gehenkt.

Diesem energischen Beispiel Englands mußten gezwungenermaßen nach und nach alle anderen Staaten folgen. Am schmachlichsten benahm sich Spanien, das sich als letzter Staat das Recht zum Sklavenhandel von England für eine Entschädigung von 300 000 Pfund Sterling förmlich abkaufen ließ. England selbst bezahlte seinen Kolonisten für Freigabe der Sklaven 20 Millionen Pfund oder 400 Millionen Mark.

Im Jahre 1842 endlich, am 9. August, schloß England mit Frankreich über die Köpfe der anderen Nationen hinweg einen

Vertrag, wonach jede Macht zur Verhinderung weiterer Sklavenausfuhr an den Küsten Afrikas 26 Kreuzer zu stellen habe, wozu Nordamerika freiwillig noch 6 Kreuzer gab.

Aber, wie schon vorher erwähnt wurde, mit der Aufhebung der Sklaverei selbst hatte diese Verhinderung des Sklavenhandels nichts zu tun.

Nur die nördlichen Staaten Amerikas hatten ihre Neger unter großen Verlusten freigegeben, in den südlicheren Staaten, den meisten, und ganz besonders auf den westindischen Inseln wurde die Sklaverei nach wie vor betrieben. (Und das führte ja eben bald zu dem furchtbaren Bürgerkriege.)

So lobenswert das nun auch alles war – was hatten die 58 Kriegsschiffe zu bedeuten, welche die unermeßlichen Küsten von ganz Afrika bewachen sollten! Einen Tropfen im Ozean.

Im letzten Jahre also, ich meine das Jahr 1858, waren schätzungsweise von Afrika nach den Südstaaten Amerikas und den Inseln mindestens 200 000 Sklaven eingeführt worden! Und das war nur eine oberflächliche Schätzung! Die wirkliche Zahl mochte das Doppelte betragen. Nein, diese südlichen Staaten brauchten damals eben noch unbedingt Sklaven, und solange nicht Amerika selbst seine Küsten vor der Zufuhr schützte, war nicht einmal an eine Einschränkung des Sklavenhandels zu denken. Sklaverei erlaubt, Sklavenhandel verboten – das war ja überhaupt eine Unlogik sondergleichen.

Dem Sklavenhandel im Innern Afrikas war überhaupt nichts anzuhaben, auch nicht an der Küste, die Einschiffung der schwarzen Ware geschah direkt unter den Augen der Kriegsschiffe, und dann schlugen die kleinen, schlankgebauten Fahrzeuge, Seelenverkäufer genannt, ausschließlich Nordamerikaner, den schweren Kriegsschiffen regelmäßig ein Schnippchen, rutschten ihnen noch dicht unter der Hand durch.

Wenn freilich einmal solch ein Seelenverkäufer gekapert wurde, dann ging es der ganzen Mannschaft an den Kragen. Alles

wurde im nächsten Hafen unter dem Schutze der englischen und französischen Flagge an den Galgen geknüpft. Aber da konnte solch ein Seelenverkäufer eher einmal Schiffbruch leiden, ehe er von einem Kriegsschiff aufgebracht wurde.

Hier nun freilich handelte es sich einmal um einen Schoner von 2000 Tonnen, ein mächtiger Segler, niemand hatte in ihm lebendiges Ebenholz vermutet, und jedes Schiff kann doch auch nicht angehalten werden. Außerdem war der Schoner der Hauptsache noch mit Kopra, das ist noch unausgepreßte Kokosnuß, befrachtet, mit dieser waren die Sklaven gefüttert worden, daher sahen sie alle auch so fett aus.

Aber zum ersten Male hatte die ›Helios‹ so ein Geschäftchen mit Menschenware nebenbei nicht gemacht, das bewiesen alle getroffenen Vorkehrungen, und wie sicher das große Schiff war, das wurde dadurch bewiesen, daß die vierhundert Menschen, für ein so großes Schiff gar nicht so viel, gar nicht erst in einem Versteck untergebracht worden waren.

Der Kapitän, eben der pockennarbige Revolverheld, war dann geständig. Die lebendige Fracht war für Jamaika bestimmt. Wegen widriger Winde und zum Aufsuchen günstiger Meeresströmungen hatte man einen etwas nördlicheren Kurs eingeschlagen gehabt. Der Neid um das entgangene Wrack hatte sie gelegentlich zu Piraten gemacht – wenn das nicht schon früher der Fall gewesen war – und nur dadurch, dank meiner Feuerspritze, waren sie als Sklavenhändler uns in die Hände gelaufen.

Ich kann nur sagen, daß mich der Anblick der zusammenschmiedeten Neger und Negerinnen und alles, was sie uns erzählten, gar nicht so sehr erschütterte. Ich war eben ein Sohn meiner Zeit, dazu Seemann, hatte schon manches Sklavenlos zu sehen bekommen, ohne es ändern zu können. Einmal einem Sklaven zur Flucht verholfen, ja, – – aber sonst war ich bisher ohnmächtig gewesen, und schließlich gewöhnt man sich an alles. Dagegen die

Erkenntnis, Piraten vor mir zu haben, empörte mich aufs furchtbarste.

Blodwen freilich war schon beim Anblick der Sklaven außer sich, noch mehr beim Anhören ihrer Erzählungen von ihren Folterqualen, von der Behandlung der Weiber; erst wurde sie ganz blaß, ich fürchtete eine Ohnmacht, dann brach sie in ein hysterisches Weinen aus. Ich brachte sie an Bord unseres Schiffes hinüber.

Als ich wieder an Deck kam, wurde ich auf eine auftauchende Takelage aufmerksam gemacht, der sich bald eine Rauchwolke beigesellte, bis wir ein Kriegsschiff erkannten.

Wir machten uns bemerkbar, bis wir signalisieren konnten, worauf es die englische Flagge zeigte und herandampfte.

»Nun, Kapitän, jetzt hat bald Euer letztes Stündlein geschlagen,« wandte ich mich an den Pockennarbigen.

»Zur Hölle mit Euch!« knirschte er, und dabei blieb es.

Ich fragte nicht einmal nach seinem Namen, noch weniger forschte ich unten nach Papieren. Nichts war mir lieber, als daß ich gar nichts mehr damit zu tun hatte. Es ist ja recht schön, Sklaven zu befreien und Piraten festzunehmen, aber der Unannehmlichkeiten, die man davon hat, sind ebenfalls genug. Ohne die Dazwischenkunft dieses Kriegsschiffes hätte ich jetzt den großen Schooner mit meinen Leuten bemannen, dabei auch noch das Wrack ins Schlepptau nehmen, die Schwarzen besorgen müssen, die gar nicht so ohne weiteres freigelassen werden durften, und was sonst noch alles zu bedenken war. Allen Verpflichtungen würde ich mich allerdings nicht entziehen können.

Nach einer halben Stunde befand sich der Kapitän des ›Wareagle‹ mit zwei seiner Offiziere bei mir an Bord.

»Die ›Helios‹ von New-Orleans – Kapitän Skimmer – als Sklavenhändler entlarvt!« erklang es in namenlosem Staunen, noch ehe ich langen Bericht hatte abstaten können.

Es stellte sich heraus, daß diese Offiziere vor gar nicht so langer Zeit in einem afrikanischen Hafen mit diesem amerikanischen Kapitän zusammen gezecht hatten.

Als ich aber nun gar von dem verräterischen Angriff auf mein Schiff erzählte, da war es mit jeder ehemaligen Kollegialität vorbei. Die Herren wollten es erst gar nicht glauben, doch einige Matrosen von dem Schoner gaben es zu, und da wurde auch der Kapitän geständig. Nur bei der Behauptung blieb er, daß es zum ersten Male seine Absicht gewesen sei, einmal nebenbei etwas Seeräuberei zu treiben, was ihm später auch nicht widerlegt werden konnte.

Der englische Kapitän eignete sich die Schiffspapiere an und nahm ein Protokoll über den ganzen Vorfall auf.

Hierauf erzählte ich, was für eine Bewandtnis es mit dem Wrack habe, die Herren begaben sich hinüber, untersuchten alles, besichtigten den Klabautermann, der nach wie vor sein »Minajorka!« seufzte, und auch ihr Staunen wollte kein Ende nehmen, zumal, da auch sie für alles dies keine Erklärung finden konnten, oder nur die, welche ich schon gegeben habe, ursprünglich von Doktor Selo stammend.

Dann handelte es sich darum, was nun weiter zu beginnen war. Der »Wareagle« kam von Kapstadt und hatte Order nach Gibraltar, welche er unbedingt befolgen mußte.

Der Kapitän schien Lust zu haben, das holländische Wrack ins Schlepptau zu nehmen und mir das ganze Sklavenschiff zu überlassen, das heißt, daß ich den Schoner auch noch mit meinen Leuten bemannen ließ.

Hierfür war ich aber nun freilich nicht zu haben. Ich war wohl gewillt, die armen Negerlein in ihre Heimat zurückzubefördern, weil sie sonst erst die Reise nach Gibraltar hätten mitmachen müssen, aber das Wrack ließ ich mir nun keinesfalls aus den Zähnen rücken, und meine Jungen schienen bereit, ihren Klabautermann mit ihrem eigenen Leben zu verteidigen zu wollen.

So einigten wir uns denn auch zuletzt. Die Besatzung des Schooners kam gefangen auf das Kriegsschiff hinüber, dieser wurde von Kriegsmatrosen bemannt, obgleich er dann immer noch von dem Dampfer ins Schlepptau genommen wurde, während die Schwarzen auf das sonst noch ganz seetüchtige Wrack hinüberkamen, welches ich dann ins Schlepptau nahm.

Um die Befreiten nach ihrer Heimat zurückzubringen, konnte nur Monrovia in Betracht kommen, die Hauptstadt und der Hafen der freien Negerrepublik Liberia. Wir klappten zwei Fliegen mit einem Schlage. Einmal liegt ja auch Liberia an der Pfefferküste, wohin diese Neger sowieso gehörten, wenn da auch Hunderte von Meilen in Betracht kamen, und dann ist Monrovia überhaupt der Zentralpunkt einer von New-York aus dirigierten wohltätigen Gesellschaft, welche von hier aus befreite Sklaven auf Küstenschiffen und mittels Karawanen direkt in ihre Heimat zurückexpediert, wenn diese es nicht vorziehen, sich gleich in der Negerrepublik anzusiedeln.

Eine kolossale Arbeit war es, die schwarzen Männlein und Weiblein auf das Wrack hinüberzubringen, obgleich dieses dicht herangeholt wurde. Die Schwierigkeit lag hauptsächlich darin, ihnen nur begreiflich zu machen, daß sie jetzt freie Menschen waren, als Passagiere reisen sollten.

Endlich begriffen sie es, alles andere war leicht, Decken waren genug vorhanden, desgleichen drüben Proviant, weiteren Komfort brauchten die ja nicht. Sie wurden in der Batterie untergebracht, wo sie sich ins Herzenslust amüsieren konnten, nur einigermaßen unter Aufsicht des zweiten Steuermannes stehend, während die zwei Matrosen für das Steuerruder genügten.

Am Abend dieses tatenreichen Tages konnte die Fahrt endlich fortgesetzt werden. Der ›Wareagle‹ ging nordwärts, im Schlepptau die ›Helios‹ mit der dem Tode geweihten Mannschaft, wir südwärts mit dem Wrack, auf dem sich schon ein fröhliches schwarzes Völkchen zu tummeln begann. Das ganze Wrack war ein einziges

jauchzendes Gebrüll – und ich hatte mein sauberes Schiff vor etwas bewahrt, wozu ich es nicht gern hergegeben hätte, wovon der Geruch nicht so bald hätte wieder wegspült werden können.

Die englischen Offiziere hatten ihr größtes Staunen darüber geäußert, hier an Bord die ihnen so wohlbekanntete Lady Leytenstone vorzufinden, sie aber hatte die englischen Herren gar nicht sehen wollen, und was diese sonst über das ganze Verhältnis dachten, blieb ihre Sache.

An verständnisvollen Blicken, die betreffs meine Person gewechselt wurden, hatte es freilich nicht gefehlt.

So schloß der Tag, an welchem wir, abgesehen von der Aufzählung des kleinen deutschen Zigeuners, unser erstes richtiges Abenteuer erlebt hatten.

LEBEN AN BORD.

Bis nach Monrovia waren es 1400 Seemeilen, die wir bequem in sechs Tagen machen konnten.

Ich fasse alles, was sich während dieser sechs Tage zutrug, summarisch zusammen.

Mir war das Sklavenschiff, das wir immer hinter uns herschleppen mußten, durchaus kein angenehmer Anblick, auch gegen die Windrichtung rochen wir seinen Duft, den es bald aushauchte, und gerade dadurch sollte es mir einen großen Dienst erweisen.

Nachdem sich Blodwens erste furchtbare Aufregung gelegt hatte, mußte ich ihr viel über die heute noch herrschende Sklaverei erzählen.

Sie, die selbst alle Menschen wie Sklaven zu behandeln gewohnt war, wollte so etwas kaum glauben. Dann erkannte ich mit einigem Schrecken, daß sie offenbar die Absicht hatte, sich ganz der Jagd auf Sklavenhändler zu widmen.

Glücklicherweise brauchte ich ihr das nicht erst wieder auszu- reden. Die Erfahrungen, die sie mit dem geschleppten Holländer machte, gleich am ersten Tage, was sie beobachtete, hörte und

roch, das genügte, um ihren Entschluß schnell wieder aufzugeben.

Es wäre auch Torheit gewesen. Was man mitnehmen muß, wird mitgenommen. Ein feiges Ausreißen gibt es nicht, auch nicht vor dem Schicksal. Aber sonst soll man das Abfangen von Sklavenschiffen denen überlassen, deren Beruf und Pflicht das ist. Da ist von einer allgemeinen Menschenpflicht gar keine Rede. Sonst müßte auch jeder aufrichtig gottgläubige Mann Heimat, Weib, Kind und Beruf verlassen, um als Missionar den Heiden das Evangelium zu predigen.

Der Klabaftermann hatte sich unter der Back auf seiner Kleiderkiste schon wieder häuslich niedergelassen. Er war geisteschwach. Die Mannschaft ließ es sich nicht nehmen, in ihrem Schlafraum (welchem ich aber fernerhin den seemännischen Ausdruck Foxel geben werde) räumten sie ihm die beste Koje ein, da schlief er des Nachts, wie ein Affe in Decken gehüllt, um des Morgens gleich wieder unter die Back zu humpeln, und da saß er den ganzen Tag auf der Kleiderkiste, stierte vor sich hin, nur mit seiner Pfeife beschäftigt. Für die Matrosen war er nun natürlich erst recht der heilige Klabaftermann, sie brachten ihm die besten Bissen, versorgten ihn mit Tabak, wuschen ihn und beschäftigten sich sonst mit ihm und wehe dem, der den Klabaftermann auch nur mit einem scheelen Blicke angesehen hätte! Wurde er angesprochen, so seufzte er noch immer sein ›Minajorka‹.

Ich kann nur sagen, daß ich mit diesem Verhalten meiner Mannschaft ganz zufrieden war. Der Mensch muß etwas Handgreifliches haben, woran er glauben kann. Wenn nicht die Bibel oder ein Kruzifix, dann einen Klabaftermann.

Doktor Selo beschäftigte sich fortwährend mit der Enträtselung der Hieroglyphen, ohne zu einem Resultat zu kommen.

Blodwen amüsierte sich noch einige Tage mit ihrem dressierten Hundeköter und mit dem Pudel, bis Algots wiederum ihrem Interesse eine andere Richtung geben sollte.

Käpt'n Karlemann, wie meine Leute ihn schon längst umgetauft hatten, welchen Namen er auch ruhig akzeptierte, hatte unterdessen das ganze Schiff vom Masttop bis zum Kielraum gründlich gemustert, hatte die Matrosen bei den verschiedensten Arbeiten beobachtet, und immer wieder bekam ich zu hören:

»Das wird bei mir ganz anders, da sollen Sie später einmal mein Schiff sehen!«

Einmal standen wir im Zwischendeck, in dem sich wegen des schlechten Wetters auch die Freiwache befand. Die meisten beschäftigten sich mit ihren Kleiderkisten, nähten und stopften, andere schnitzten, so beschäftigte sich jeder auf seine Weise.

Ich hatte die verschiedensten Spiele mitgenommen, Ball- und Kegelspiele und dergleichen, aber das hat auf einem schlingern den Schiffe doch seine Schwierigkeiten, und ständig fechten und nach der Scheibe schießen konnten die Leute doch auch nicht. Während heute der Fechtsport auf allen Schiffen eifrig betrieben wird, besonders in der Marine, war das damals überhaupt etwas ganz Unbekanntes.

»Haben Sie denn kein Reck?« fragte mich Karlemann.

Nein. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich selbst war kein besonderer Turner. Dazu war ich viel zu lang.

Karlemann ließ neben dem durch das Zwischendeck gehenden Mittelmast vom Zimmermann noch eine Stütze anbringen, stöberte eine Eisenstange auf, begab sich in den Reparaturraum, machte die Stange im Kesselfeuer glühend und handhabte den Hammer wie ein ausgebildeter Schmied. Er war ja auch der Sohn eines solchen.

Nach wenigen Stunden schon war das Reck mit verstellbarer Stange fertig, Karlemann zog seine Jacke aus, ein Sprung, er hing daran und . . . wir sperrten Maul und Nase auf.

Der Junge war der reine Akrobat. So etwas hätte man dem kurzen, dicken Stöpsel nimmer zugetraut! Er wirbelte nur so um

die Stange herum, machte haarsträubende Dinge, bis er zuletzt mit einem eleganten Salto mortale abging.

Als ich ihn später anfühlte und ihn auch einmal nackt sah, da freilich merkte ich, wie man sich täuschte, wenn man den dicken Jungen, der sogar schon ein Bäuchlein hatte, für einen Plumpsack hielt. Das Kerlchen strotzte von steinharten Muskeln, die an den Oberarmen wie Kanonenkugeln hervortraten. In jener Zirkusbude hatte er die Anregung dazu bekommen, wie zur Dressur seines Pudels, wiederum hatte es geheißen: ›was der kann, kann ich auch‹ – und er hatte sich ein Reck gebaut und sich geübt, und auch bei so etwas gibt es eine Art von göttlichem Genie – denn ein anderer lernt's nie und dann noch mangelhaft.

Unter meine Leute war es wie ein elektrischer Schlag gefahren. Sogar der alte Bootsmann mußte sich an die Stange hängen und mit seinen krummen Beinen in der Luft herumquirlen. Er wollte als erstes den Bauchaufschwung machen, brachte es aber trotz seiner sonstigen Bärenkräfte nicht fertig, kein Gedanke daran.

»Lift me, lift me, boys, hö, jub!!«

Es war einfach zum Totlachen, und nicht nur etwa beim Bootsmann. Jeder kam daran, einer benahm sich immer possierlicher als der andere, des Lachens war kein Ende, und als Backbord auf Wache mußte, fing die Komödie, die aber tiefernst genommen wurde, mit den anderen an.

Nur einer war darunter, Hans, der einzige, den ich als Leichtmatrosen angenommen hatte, ein siebzehnjähriger Bursche, auch so ein Durchbrenner, aus besserer Familie, ein schlanker, bildhübscher, schneidiger Bengel mit patenten Manieren, weshalb er von seinen Kameraden den Spottnamen der Page bekommen hatte, womit er auch ganz richtig bezeichnet war, er hatte so etwas Knabenhaft-Ritterliches an sich, und das Wort ›Page‹ mochte ja nur für solche Matrosen etwas Spöttisches an sich haben.

Also nur dieser verstand schon etwas von der edlen Turnkunst, und was er nicht konnte, eignete er sich schnell an.

Denn mit der körperlichen Gewandtheit aller Matrosen ist es im allgemeinen nicht weit her. Da machen sich die Landbewohner wohl oft ein ganz falsches Bild. So unglaublich es klingen mag, gibt es doch genug Matrosen, welche nicht einmal an einem Tau hinaufklettern können. Und daß die meisten Matrosen des Schwimmens unkundig sind, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Was die Bewunderung der Landratten erregt, das ist nur, wie die Matrosen, nachdem sie die Wanten erstiegen haben, gar nicht so schnell, nicht etwa wie die Eichkatzen, wie man es wohl in Jugendschriften lesen mag, in der Takelage arbeiten, wie sie auf den furchtbar schwingenden Rahen stehen, die Füße auf die daruntergezogenen Taue, Fußpferde genannt, stemmend, und nun mit beiden Händen zugreifend, das wild um sich schlagende Segel bändigend, und da gibt es kein Festhalten, höchstens mit den Zähnen darf man sich festbeißen, und wenn alles bricht und reißt, der Matrose muß himmelhoch in der Luft stehen und arbeiten wie ein Mann, das Segel muß festgemacht werden, und er packt die Rahe und wirft sich mit dem Leibe weit hinaus, um das Segel mit den Füßen heranzuziehen, jeden Augenblick ein Kind des Todes – und das allerdings ist immer etwas, was ihm der beste Turner nicht nachmacht, das muß eben in vielen Jahren vom Schiffsjungen an gelernt werden.

Aber sonst, wie gesagt, haben Matrosen von akrobatischen Kunststückchen gar keine Ahnung.

Und nun mit einem Male war es wie ein Schlag durch meine Leute gegangen. Ein ganz neues Leben entwickelte sich im Zwischendeck und auch oben. Vergessen war alle Kleiderflickerei – was sie ja auch gar nicht nötig hatten, nur eine alte Angewohnheit – Matrosen wie Heizer kürzten sich den Schlaf ab, um sich an der Reckstange zu schwingen, oder erst daran zu zappeln; dann

wurde ein Barren konstruiert, dann wurde gesprungen, Hans hatte schon ein Pferd gesehen, und für eine Landratte mochte es erstaunlich sein, mit welcher fabelhafter Geschwindigkeit diese Matrosen nur nach Beschreibung aus Segeltuch, Seegras und anderen Materialien solch ein Pferd und einen Bock gefertigt hatten, die jedem professionellen Handwerker zur Ehre gereicht hätten, und nun ging es erst recht los, und ich hatte schon das Gefühl, daß dies kein Strohfeuer war, daß ich nicht erst Prämien auszusetzen brauchte, hier herrschte allein die eigene Lust, vielleicht kam noch der Ehrgeiz dazu, einer wollte es dem anderen zuvortun, und was dies alles zu bedeuten hatte, merkte ich auch sofort bei der Arbeit an Deck. Es war plötzlich ein ganz anderes Leben in die Mannschaft gekommen. Ja, sogar beim einfachen Gehen war das schon zu merken.

»Bei Thor und Odin!« hatte Blodwen wieder einmal mit ganz großen Augen gerufen, als sie den kleinen Herkules am Reck hatte wirbeln sehen. Dann hatte sie die kläglichen Versuche der anderen beobachtet; aber ohne dabei lachen zu müssen. Sie war tiefernst geblieben, und immer mehr fingen ihre herrlichen blauen Augen zu strahlen an.

Und dann hatte es nicht lange gedauert, und alle mußten hinaus aus dem Zwischendeck, und kaum war die Schiebetür geschlossen, so hing schon Blodwen an der Reckstange und . . . zapelte mit den Beinen, nicht viel eleganter mit ihren schlanken als der alte Bootsmann mit seinen krummen.

Daß sie durchaus nichts fertig brachte, nicht einmal einen Klimmzug, vom Bauchaufschwung und dergleichen Künsten gar nicht zu sprechen, daran mußten nach ihrer Ansicht unbedingt ihre Röcke schuld sein.

Sie wollte Hosen haben. Meine waren ihr reichlich einen halben Meter zu lang, und daß sie keine von Matrosen anziehen wollte, konnte ich ihr nicht verdenken, obgleich Hans ihr versicherte, er hätte seine besten erst viermal angehabt.

Also Matrosen herbei, so ungefähres Maß genommen, aus Segeltuch Hosen gemacht. Der Segelmacher war der Hauptmann, der fettete schon seine kulbige Sacknadel ein.

Doch bis die Hosen fertig waren, das dauerte ihr zu lange. Nun, sie hatte ja selber welche. Wie sie nun so in ihrem Unterkostüm an der Reckstange herumzappelte – ich habe gelacht, daß ich dachte, der Kopf müßte mir platzen – bis sie's übelnahm.

Dann waren die Segeltuchhosen fertig, nach allen Regeln der Kunst, nur schade, daß, weil wegen der Schnelligkeit an jedem Hosenbein ein Matrose genäht hatte, das rechte länger geraten war als das linke. Doch das ließ sich schnell umändern.

Blodwen zappelte weiter an der Reckstange herum, zuerst immer hinter verschlossener Tür, auch ich mußte gehen, weil ich so dumm gelacht hatte, dann mußte ich aber doch wieder hereinkommen, um nachzuschieben – »schieb, Richard, schieb!« – und dabei soll nun ein Mensch ernst bleiben! – Dann aber hatte sie sich an das Kostüm gewöhnt, es war ihr egal geworden, auch die Mannschaft durfte während ihrer Uebung mit im Zwischendeck sein, schließlich fanden auch die Matrosen und Heizer nichts mehr dabei, man gewöhnt sich eben an alles, es wurde um die Wette geturnt, und ich sehe noch das rote, glückstrahlende Gesicht, wie Lady Blodwen von Leytenstone da oben an der Stange klebte und keuchte:

»Richard, das war mein erster Bauchaufschwung, den ich ganz, ganz allein gemacht habe.«

Na, ein bißchen nachgeschoben hatte ich doch.

Man sieht, wir wußten uns die Zeit zu vertreiben, Trübsinn gab's bei uns nicht, und immer Neues kam hinzu, schon wurde ein starkes Seil ausgespannt, und schon stand Blodwen in einer Ecke, die Füße oben an der Wand und den Kopf nach unten . . .

Am 14. Juni gegen Abend, die See war fast spiegelglatt, ließ ich Segel reffen, sie faßten auch kaum den schwachen Wind, und

ließ Bootsmanöver vornehmen, die Matrosen mußten in den verschiedenen Booten pulen, Heizer und alles mußte heran, auch der Schiffsarzt.

Ich selbst kommandierte das Ganze von Deck aus, hatte ja überhaupt etwas ganz anderes vor, und Blodwen wußte schon Bescheid.

Ich will hier keine genaueren Bestimmungen geben, sondern nur sagen, daß wir uns auf dem elften Breitengrade befanden, gegen dreihundertfünfzig Seemeilen von der Küste entfernt.

Hier zeigte die Karte nämlich eine ausgedehnte Untiefe mit felsigem Boden, zwanzig bis fünfundzwanzig Meter unter der Meeresfläche gelegen.

Peilung mit dem eingefetteten Lot, an dem etwaiger Sand hängen geblieben wäre, ergab die Richtigkeit dieser Angabe.

Wir hatten das gemünzte Gold zum Teil schon in die Kassetten verpackt, Blodwen und ich in aller Stille. Mit der Anzahl der Kassetten, als ich gleich fünfhundert Stück kaufte, hatte ich mich etwas verrechnet. Da kann man sich eben bei dem sehr schweren Golde grimmig irren.

Die Kassetten waren nur klein, etwa zwanzig Zentimeter lang, zehn breit und sechs hoch, und doch gingen in jede bequem 1200 Goldstücke hinein, die einem Gewichte von rund zwanzig Pfund entsprachen, so daß ich zu den 400 000 Pfund Sterling nur dreihundertundvierzig Kassetten gebraucht hätte. Doch ich hatte ja gleich einen ganzen Vorrat zu billigem Preise gekauft, und mancher hätte sich vielleicht noch mehr geirrt als ich.

Als ich Boote und Sklavenschiff so dirigiert hatte, daß wir von ihnen aus nicht beobachtet werden konnten, dafür auch an Deck und sonst gesorgt hatten, warfen wir zum Bollaage, wie die runden Fensterchen heißen, unserer gemeinsamen Kabine zwölf solcher gewichtigen Kassetten hinaus und versenkten damit 14 400 Pfund Sterling oder 96 000 Taler im Meere.

Ich hätte ganz gern noch ein paar hunderttausend Taler nachgeschmissen – mir kam's ja gar nicht darauf an, ich hatte ja noch genug von dem Zeug – aber Blodwen reizte es, ihren Schatz in kleineren Portionen über die ganze Erde zu verteilen, soweit diese mit Wasser bedeckt ist, um überall in diese nasse Tasche greifen zu können.

Nun, wie sie wollte. Es war ja ihr Geld.

Jetzt schnell an Deck geeilt und nochmals die letzte Bestimmung nach der untergehenden Sonne gemacht. Es stimmte. Ich konnte den Punkt bezeichnen, wo die Kassetten auf dem Meeresgrunde liegen mußten. Dahinab konnte auch ein Taucher gelangen, und ich dachte schon daran, mir im nächsten größeren Hafen wo so etwas zu haben war, eine Dynamomaschine zuzulegen mit einem Elektromagneten, der solch eine Kassette von zwanzig Pfund Gewicht mit Leichtigkeit herausheben mußte.

Wie ich auch sonst vorsichtig war, an manches dachte, zeigte auch, daß ich schon während der vierzehn Tage immer eine der lackierten Stahlkassetten im schärfsten Salzwasser hatte liegen lassen, und nicht die geringste Aenderung war mit ihr vorgegangen. Jene Firma hatte für viele Jahre garantiert, der Lacküberzug sei einfach unverwüsthlich.

Die geographische Ortsbestimmung wurde auf zwei Zettelchen geschrieben, jeder trug das seine in einem Ledertäschchen auf der Brust, doch riet ich Blodwen, ein noch unauffindbareres Versteck zu wählen, oder lieber diese Ortsbestimmungen unvergeßlich auswendig zu lernen, so wie auch ich es tun würde.

Dieses erstemal habe ich ausführlich beschrieben, wie wir unseren Schatz nach und nach versenkten, und so wurde es immer gemacht.

SENORITA MERCEDES CALIONI, UND WIE SIE AUF DEM SEILE
TANZT.

Dieses harmonische Zusammenleben, was auch besonders betreffs Blodwen und meiner galt, sollte leider gestört werden.

Am anderen Tage in aller Frühe sighteten wir ein Fahrzeug, oder vielmehr ein Schiff, eine dreimastige Bark, ganz unter schneeweißen Segeln verborgen, und wir mußten lange hinblicken, ehe wir uns überzeugten, daß dieses Schiff gar nicht so weit entfernt von uns war.

Es war nämlich eine Jacht, aber nun was für eine, eine Spielerei, ein Miniaturschiffchen, und ich will gleich erwähnen, daß seine Länge elf Meter betrug und es eine Tragkraft von sechzig Tonnen hatte.

Ich habe nie wieder ein so reizendes, elegantes Schiffchen gesehen, und dabei dennoch fähig, auch den schwersten Sturm und Seegang zu bestehen.

Soeben wurden die Hauptsegel festgemacht, auch der mächtig weit herausgeschobene Klüverbaum zurückgeholt. Die vier Matrosen, welche in der Takelage arbeiteten, auf den Rahen standen, paßten gar nicht zu der Zierlichkeit, sie nahmen sich aus wie große Brummkäfer im Netze einer Zwergspinne, denselben Eindruck machten die beiden an Deck stehenden Männer, und schließlich gewahrten wir auch noch eine Frau, oder, da wir mit der Besitzerin dieser Lustjacht zu rechnen hatten, eine Dame.

Am hingerissensten von Bewunderung ob dieses niedlichen Schiffchens war Karlemann.

»Das möchte ich haben, das möchte ich haben!« rief er ein übers andere Mal, und ich konnte es ihm nachfühlen.

So ein Liliputanerschiff, aber ganz genau einem großen Segler nachgeahmt, hätte auch gut für diesen Knirps gepaßt, zumal wenn er als Matrosen ebensolche Knirpse hätte, da konnte er sein Ideal ja gleich verwirklichen.

Ich konnte gar nicht begreifen, wie diese sechs ausgewachsenen Männer und das Weib dort drüben eigentlich Platz fanden, wie sie in dem Dingelchen beim Schlafen nur die Beine ausstrecken konnten. Freilich dachte ich dabei mit einiger Angst an meine eigenen Spazierhölzer.

Mit einem Male ging dort drüben am Mittelmast der zusammengeknotete Notwimpel hoch, wurde wieder etwas heruntergeholt, wieder hochgezogen, um schließlich stehen zu bleiben.

Wir konnten schon mit bloßen Augen erkennen, was dort vorging. Die Frau hatte die Notflagge hochgezogen, der eine Mann widersetzte sich, aber die Frau behielt ihren Willen.

Was sollte die Notflagge? Das Dingelchen tanzte mit der Eleganz einer Primaballerina auf den nur mäßigen Wellen, die Takelage war in tadelloser Krönung, in den Davits hingen die vier Boote, von hier aus wie Nußschalen aussehend, sogar aus dem blitzenden Messinggeländer durfte man schließen, daß dort drüben keine Not herrschen konnte.

Ich ließ den Flaggenkasten kommen, stellte nach dem internationalen Signalbuch die Fragen zusammen, und es ist wohl bekannt, daß man sich mit solchen Fragen vollständig unterhalten kann, da wird kein Interpunktionszeichen weggelassen, und sind die Matrosen im Anknüpfen der bunten Lappen genügend geübt, so geht dieses Signalisieren fast ebenso schnell wie das Schreiben.

»Was gibt es dort?« ließ ich meine erste Flaggenreihe fragen.

Auch drüben kletterten jetzt schnell die bunten Lappen in die Höhe.

Ich hatte nur die geläufigsten Fragen und Antworten und überhaupt Signale im Kopfe, sonst mußte auch ich nach dem Flaggenbuche buchstabieren.

»Se-no-ri-ta,« begann ich also zu buchstabieren, »Mer-ce-des Calioni wünscht von Bord zu gehen.«

»Mercedes Calioni,« sagte da neben mir Doktor Selo. »Das ist die berühmte mexikanische Tänzerin.«

»Na na, gar so berühmt wird sie wohl nicht sein,« meinte ich, schon neue Flaggen zusammenreihen lassend.

»O, die ganze amerikanische Männerwelt liegt anbetend zu ihren Füßen,« mußte der Schiffsarzt noch hinzusetzen.

»Nach Ihrer Aeüßerung müßte dann die ganze amerikanische Männerwelt nur aus Schwachköpfen und Waschlapen bestehen, und das glaube ich nicht,« versetzte ich und hatte meiner Verachtung über dergleichen Sachen wohl genügenden Ausdruck gegeben.

Im Augenblick dachte ich nur daran, daß ich vorhin in Gedanken das Schiffchen mit einer graziösen Ballerine verglichen hatte, und jetzt entpuppte sich die Besitzerin, für welche ich die Dame doch sicher halten mußte, wirklich als eine solche.

»An Bord meines Schiffes?« lautete meine nächste Frage.

Drüben wurde die Ja-Flagge gehißt.

Ich mußte diese Fragen und Antworten aus der Signalsprache natürlich immer für Blodwen übersetzen.

»Zu uns an Bord will sie sich begeben?« rief da Blodwen auch schon gleich ganz wild. »Auf keinen Fall – auf keinen Fall – so eine Tänzerin – weiter fehlte nichts!!«

Ich tat wohl am klügsten, daß ich mich gar nicht weiter darauf einließ, sondern im Fragen fortfuhr.

»Weshalb?«

»Sie ist krank,« ward sofort zurückgegeben.

»Siehst du, Blodwen, sie ist krank, an Bord dieses winzigen Dingelchens kann sie doch nicht die nötige Pflege finden.«

»Weshalb denn nicht? Können wir ihr denn helfen?«

»Jawohl, vielleicht, wir haben doch einen Arzt.«

Unterdessen hatte ich eine neue Frage zusammenstellen lassen.

»Was fehlt ihr?«

Drüben blieb die Antwort einige Zeit aus.

»Die weiß selber nicht, was ihr fehlt!« rief Blodwen.

Da kletterten wieder die bunten Wimpel empor.

»Sie ist toll.«

Wahrhaftig, ich wenigstens irrte mich nicht, die beiden letzten Flaggen ergaben das Wort ›toll‹.

Und damit ich sicher sein sollte, daß ich mich nicht irrte, wurden die beiden letzten Flaggen herunter geholt und durch zwei andere ersetzt, welche das Wort ›verrückt‹ ergaben, so daß also die ganze Reihe lautete: sie ist verrückt.

Was sollte ich davon denken? Nun, man durfte es fast glauben, das Weibsbild dort drüben benahm sich wie rasend, oder doch, als hätte sie einen tüchtigen Klaps – so sprang sie herum wie ein Sandfloh, immer nach dem Mast und nach dem Geländer und winkte uns mit einem weißen Tuche, und dann wieder zurück nach dem Mast und den Matrosen die Flaggenleine aus der Hand gerissen, und dann nach dem größten Boote und daran herumgefuhrt, als wolle sie es ganz allein ins Wasser lassen.

Jedenfalls aber war mir so viel klar, daß sie selbst von dem Geisteszeugnis, welches ihr die Mannschaft ausgestellt hatte, nichts wußte, die hatten ihr etwas anderes gesagt; denn das würde sie sich wohl schwerlich gefallen lassen.

Unterdessen war das größere Boot von Matrosenhänden aber wirklich ausgeschwungen und herabgelassen worden, bei diesem Seegange ohne besondere Schwierigkeit, das Weib stieg hinein, recht geschickt, gar nicht wie sich sonst Frauen bei so etwas anstellen – es war ja auch so eine Ballerine, die auf den Zehennägeln balancieren kann – nur zwei Mann gingen hinein, der eine nahm das Steuer, der andere ruderte, dann kamen noch eine Menge Kisten und Koffer hinein, und ab ging die Fahrt – und dann wurde auch noch ein zweites Boot hinabgelassen, erst recht gefüllt mit Kisten und Koffern, darunter auch ein Ding, welches ich erst für eine Badewanne hielt, so eine, in die man sich nur zusammengekauert setzen kann, das Ding war oben viel breiter als unten, in der Mitte so ausgeschweift – aber wie sich dann herausstellte, war es eine mächtige Hutschachtel, die allerdings auch so groß

sein mußte, um den gewaltigen Hut mit Straußenfedern aufnehmen zu können.

»Die will wirklich zu uns,« rief Blodwen, »sie bringt gleich ihre ganze Garderobe mit! Und sie kommt nicht zu uns, ich will es nicht, ich will nicht!«

Blodwen war ganz außer sich, machte in diesem Augenblicke eben keinen schönen Eindruck auf mich.

»Blodwen, nimm doch Vernunft an,« bat ich, ganz ruhig, »wir wissen ja noch gar nicht, weshalb sie ihr Schiff verlassen will, und es gibt zwischen Seeleuten oder richtiger zwischen Schiffen eine besondere Art von Höflichkeit, welche man Routine nennt, diese Bordroutine legt gewisse Verpflichtungen . . . «

»Und ich will dieses Frauenzimmer nicht auf meinem Schiffe haben!!« schrie Blodwen, vor Zorn blau und rot im Gesicht, und dabei stampfte sie wiederholt mit dem Fuße auf.

Ich muß offen gestehen, daß ich in diesem Augenblicke die größte Lust hatte, ihr eine ins Gesicht zu hauen – trotz aller Liebe in den Flitterwochen. Möge mir der Leser das nicht verübeln. Ich war eben kein Pastor geworden, wie's meine Eltern wollten, sondern Seemann, vom Schiffsjungen an. Und ich schämte mich ob dieses Benehmens meiner . . . Herrin, will ich sagen, in meiner eigenen Seele.

Aber ich beherrschte mich, und ich hatte einen recht glücklichen Gedanken.

»Bedenke doch, Blodwen, wenn die Dame nun auf ihrer kleinen Jacht von den eigenen Leuten belästigt worden, tätlichen Angriffen ausgesetzt gewesen sei – hat sie da nicht allen Grund, ihr Schiff zu verlassen und sich auf das erste beste andere zu begeben, das ihr begegnet?«

Ich sprach eine ungeheuerliche Beschuldigung aus, die sich dann als ganz falsch erwies. Doch es war ja keine Behauptung gewesen, nur eine Ansicht, ich hatte nach einem Grunde gesucht,

und schließlich war die Hauptsache, daß ich dadurch Blodwen wirklich widerstandslos machte.

»Die? So eine Tänzerin, so eine feile Person?« versuchte sie es noch einmal.

»Blodwen, es ist ein Mensch und ein Weib so gut wie du, und ich habe von Ballerinen erzählen hören, welche hochanständige Frauen waren.«

Da war ihr Widerstand besiegt. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte.

Außerdem waren die Boote jetzt schon ziemlich bis ans Schiff herangekommen, wir hätten sie in grobem Tone geradezu abweisen müssen, und dessen war wohl auch die eigensinnige Blodwen doch nicht fähig.

Ich sah eine recht ansehnliche junge Dame mit hübschem, interessantem Gesicht, brünett, schon mehr braun, sicher eine Kreolin, wenn nicht auch etwas afrikanisches oder indianisches Blut in ihren Adern war, aber einen schrecklich verwilderten Eindruck machend. Ihr Haar mußte sie sich lange nicht mehr gemacht haben, die blauschwarzen Strähnen, die ihr ums Gesicht hingen, hatten sich schon förmlich verfilzt, und auch das elegante Kostüm, das sie trug, war in einer Unordnung, die sich nicht weiter beschreiben läßt – ich wenigstens kann's nicht, ich bin kein Schneider oder Modenschreiber – und der weiße Rock, der drunter hervorsah, war einfach dreckig, der Spitzensaum an vielen Stellen abgerissen, der Stiefel vorn aufgeplatzt.

Ich muß gleich bemerken, daß man auf Passagierschiffen seine Ansichten über menschliche Sauberkeit und dergleichen um einige Pflöcke zurückstecken muß, will man nicht ungerecht sein. Die Passagiere, so weit sie nicht schon mehrere Reisen gemacht haben, kommen in eine ihnen unbekannte Welt, und sie brauchen gar nicht seekrank zu werden – es ist ihnen eben alles fremd, sie wissen sich nicht zu helfen, werden hin und her geworfen – kurz – da wird auch der patenteste Kavalier zum sogenannten

Schweinigel, der sich nicht mehr wäscht, an Rasieren gar nicht zu denken, an den Anzug denkt man erst recht nicht mehr, und dasselbe gilt vielleicht noch mehr von den Damen, denen es jetzt ganz gleichgültig ist, wenn sie einmal ihr Gebiß und den falschen Zopf verlieren.

Blodwen war auf ihrer ersten Ueberfahrt von New-York nach London tüchtig seekrank gewesen, auf der ›Sturmbraut‹ war sie es nicht geworden, trotzdem hatte sie sich in den ersten beiden Tagen, die etwas stürmisch gewesen, in einer nicht minder traurigen Verfassung befunden, bis sie sich in der neuen Welt zurechtgefunden, und es gibt Menschen, welche dies niemals können. An Land die adrettsten Herren und Dämchen, und an Bord sind und bleiben es ausgemachte Schweinigel, was man ihnen aber eben nicht verübeln darf.

Nun, seekrank konnte die nicht sein, denn wie eine Katze kletterte sie das Fallreep empor, und mit einem Male lag sie auch schon auf den Knien und himmelte mit gefalteten Händen empor.

»O, Gott sei gepriesen und die Jungfrau Maria – endlich wieder zwischen richtigen Menschen – endlich wieder auf einem Schiffe, wo man sich als ein richtiger Mensch fühlen kann!!«

Mir waren diese Worte, die sie da gejauchzt hatte, gar nicht so unverständlich. Doch ich hatte weiter keine Zeit, darüber nachzudenken, sie war schon wieder auf, und ich dachte schon, sie wollte dem ersten Steuermann um den Hals fallen.

»Der Herr Kapitän, nicht wahr?«

Der Steuermann, der seine Uniform anhatte, holte erst bedächtig einen Kloß Kautabak aus dem Munde, ehe er der Dame die Antwort gab.

»Nee, der Kapitän steht dort.«

Also jetzt war ich ihr Ziel, auf das sie zutanzte.

»O, Herr Kapitän, wenn Sie wüßten . . . «

Ich weiß nicht, was für einen Wortschwall sie über mich ergoß. Reden konnte die, wie ich noch nie ein Weib hatte reden hören.

Jetzt erst schien sie auch Blodwen zu bemerken, sie stutzte, ihr Benehmen war gleich ein ganz anderes, ein reservierteres.

»Ihre Gattin?«

»Lady Blodwen von Leytenstone.«

Sofort bemerkte ich an ihren beweglichen Gesichtszügen, daß sie diesen Namen schon kennen mußte. Sie hatte eben von der ›tollen Lady‹ schon gehört.

Unterdessen hatten meine Leute das Gepäck heraufgeholt, und da sah ich die beiden Boote auch schon wieder zurückrudern, ohne daß ich mit einem Manne der kleinen Jacht ein Wort gewechselt hätte – mir machte es fast den Eindruck, als ob die fürchteten, die Donna könnte ihren Entschluß doch noch ändern und wieder mit zurückkommen – und in dem einen Boote saß Karlemann, welcher sich wohl einmal die winzige Jacht ansehen wollte.

Es stand ihm ja gar nichts im Wege, dies zu tun; aber mir gar nichts von seiner Absicht zusagen, das sah dem kleinen Seezigeuner so ganz ähnlich.

Dann saßen wir drei in der Kajüte, die Donna hatte sich in der ihr angewiesenen Fremdenkabine etwas zurechtgetakelt, der Steward aufgetragen.

Sie erzählte mit einem Wortschwulst, den ich gar nicht wiedergeben kann, obgleich ich hatte Pastor werden sollen.

Vor sechs Wochen, in einem New-Yorker Theater auftretend, hatte sie von einem Verehrer ihrem Wunsche gemäß eine Jacht geschenkt bekommen – die ›Farewell‹, dort jenes reizende Spielzeug, aber dabei vollständig gebrauchsfähig.

Wie es nun in dem Kopfe solch eines Frauenzimmers aussehen mag – kurz, sie wollte die professionelle Tanzerei an den Nagel hängen, nur noch auf ihrer Jacht leben, wollte so eine Seeheldin werden, von der alle Welt sprechen mußte, ihr Tagebuch sollte in sämtliche Sprachen der Erde übersetzt werden.

Mit einem tüchtigen Jachtkapitän und den besten Jachtmatrosen bemannt, ging die Fahrt los. Das erste Ziel sollte die Westküste

Afrikas sein. Ihr freigebiger Liebhaber mußte wohl schon einige Erfahrung haben, daß er Krankheit vorschützte, um sie nicht begleiten zu müssen, was sie aber überhaupt abgelehnt hätte.

»O Gott, o Gott,« jammerte sie noch jetzt, »wenn Sie wüßten, was ich in den fünf Wochen ausgestanden habe! Wenn ich mich ausstreckte, lag ich mit dem Kopfe in der Küche und mit den Füßen in der Segelkammer. Mein Kopf ist ganz verbeult . . . «

Ich weiß nicht, ob für den Leser diese Andeutungen genügen, was die Dame auf dieser winzigen Jacht auszustehen gehabt hatte. Für mich genügten sie, obgleich ich selbst auf einer so kleinen Jacht noch keine Fahrt gemacht hatte. Aber als Seemann konnte ich mich in alles lebhaft hineindenken.

Da mußte es eben fürchterlich eng zugehen, und solch ein Dingelchen tanzt ja schon beim leisesten Seegang wie ein toller Bock, und ein Aufenthalt an Deck ist kaum jemals möglich, immer alles unter Gaffer, und das dringt natürlich auch bis in die unterste Kammer, da ist nichts dicht zu halten, alles und jedes muß selbst wasserfest sein, und sind es die Menschen nicht selbst, sind es nicht geborene Wasserratten da hört eben jede Gemütlichkeit auf.

Mehr kann ich sonst nicht erklären, was der Aufenthalt in solch einer Miniaturjacht zu bedeuten hat.

Dazu nun noch fortwährend seekrank, aber mit Zwischenpausen, gewissermaßen ruckweise. Zuerst war sie drei Tage seekrank gewesen, sie hatte sich erholt, glaubte sich ganz gesund, war an das Schlingern und Stampfen gewöhnt – da dreht sich der Wind, die Segeljacht wendet, das Schlingern und Stampfen nimmt einen anderen Takt an, und sofort bricht die Seekrankheit mit neuer Macht aus, und so immer wieder, sobald die Jacht über Stag geht und dadurch eine neue Schaukelbewegung annimmt.

Wie die spanische Kreolin noch dazu in ihrer lebhaften Weise all die ausgestandenen Leiden vorzutragen wußte – wirklich, sie dauerte mich. Bei Blodwen schien das weniger der Fall zu sein. Sie blickte die Tänzerin immer so eigentümlich an, ohne ein einziges

Wort zu sagen. Aber auch die Donna blickte während des Erzählens die Dame des Schiffes immer so merkwürdig an. Ich wurde lebhaft an zwei Katzen erinnert, die sich in Gegenwart eines Katers begegnen. Die sitzen sich auch so gegenüber und blicken sich so herausfordernd an, die eine miauend, die andere stumm oder nur leise knurrend, aber schon die Krallen heraus, um der Rivalin in die Augen zu fahren.

Der Kater war ich. Ich hielt es für gut, noch einen zweiten Kater herbeizuzitieren. Doktor Selo kam. Ich lud ihn erst nachträglich ein, weil ich doch erst wissen mußte, ob uns, den Hauptpersonen, die Dame, welche das Notsignal gehißt hatte, nicht etwas Intimes mitzuteilen hatte, was kein fremdes Ohr zu hören brauchte, und daß ich den Schiffsarzt erst zum Nachtschiff einlud, verstieß nicht gegen die Höflichkeitsvorschriften der Bordroutine ... Es war eben nur der Schiffsarzt, und mit dem ersten Offizier hätte ich es nicht anders gemacht, so höflich ich auch sonst meine Leute behandelte.

Des Doktors Anwesenheit wäre nicht nötig gewesen, sie änderte nichts. Dagegen erfolgte in anderer Weise eine mir sehr angenehme Unterbrechung unseres peinlichen Beisammenseins.

Die Senorita erzählte uns gerade, wie sie wiederholt beabsichtigt habe, auf eins der ihr ab und zu begegnenden Schiffe überzusiedeln, was aber immer der bisher herrschende hohe Seegang verhindert hatte, oder es wäre mit größter Lebensgefahr verbunden gewesen, als mir gemeldet wurde, daß der ›Farewell‹ uns durch Signale zu sprechen wünsche.

Wir begaben uns alle an Deck. Die kleine Jacht befand sich, wie wir, schon wieder in voller Fahrt. Die Flaggenreihen gingen hoch. »Was kostet diese Jacht? Algots,« buchstabierte ich heraus.

Hallo, wollte der Knirps dieses niedliche Spielzeug etwa gleich kaufen? Billig war das sicher nicht.

Ich erklärte der Spanierin, was gefragt wurde, und nachdem sie bisher ihre Jacht immer schlecht gemacht hatte, daß kein guter Span darangeblieben war, begann sie jetzt plötzlich von ihrem Schiffchen zu schwärmen, allerdings in anderer Weise, was für ein Wert darin stecke, diese Einrichtung, alles aus Ebenholz, diese Silbersachen, dieses Porzellan, diese goldgestickten Damastdecken usw.

Drüben wurde durch die betreffende Flagge zur Antwort gedrängt.

»Ist Ihnen die Jacht überhaupt verkäuflich?« fragte ich.

»Gewiß! O, Santa Madonna . . . « wollte sie wieder zu schwärmen beginnen, doch ich ließ es nicht so weit kommen.

»Nun, wieviel fordern Sie dafür?«

»Wollen Sie sie kaufen? Bei Ihnen würde ich es billig machen.«

Ich ignorierte den kokett herausfordernden Blick, und Blodwen schien ihn nicht bemerkt zu haben, obgleich das schon in den Worten gelegen hatte.

»Nicht ich frage nach dem Preise, sondern von drüben wird gefragt.«

»Von wem denn?«

Sie wußte noch gar nicht, daß unser Karlemann mit hinübergefahren war. Ich sagte es ihr, ohne näher auf die Person des kleinen Seezigeuners einzugehen. (Hierbei bemerke ich, daß ich damals noch nicht ahnte, wie wir selbst bald heimatlose Seezigeuner werden sollten, nur in größerer Ausgabe.)

»Eine Million,« lautete endlich ihr Bescheid.

»Pennies oder Cents?« ließ sich Blodwen in spöttischem Tone vernehmen.

Ein giftiger Dolchblick aus den schwarzen, brennenden Augen, sonst gab sie nichts zurück.

»Eine Million Dollar.«

Ohne zu sagen, daß das etwas sehr happig war, mochte die Einrichtung auch sein wie sie wolle, signalisierte ich diese Forderung hinüber.

»50 000 Dollar,« kam von drüben die Antwort zurück.

Oha, jetzt fing das Feilschen an! Und dieser deutsche Zigeunerjunge, der schon mit gewilddiebten Hasen, mit Seestiefeln und mit Mädchen gehandelt hatte, bot erst einmal den zwanzigsten Teil der geforderten Summe! Das konnte ja gut werden.

Aber es sollte anders kommen, als ich gedacht hatte.

»Kann Ihr Freund mir diese Summe sofort in bar zahlen?« wandte sich die Spanierin hastig an mich.

Ich überlegte einen Moment. Die Ballerina schien bares Geld sehr nötig zu haben. Was mich aber am meisten interessierte, das war, wie dieser Junge wohl die 50 000 Dollar auftreiben wollte. Denn so, wie der es sich in Afrika vorstellte, den Häuptlingen nur immer so das Gold aus der Nase ziehen, wobei ich nämlich an den goldenen Nasenring dachte, das konnte ich mir noch nicht recht vorstellen.

Dann bejahte ich. Das war ja seine Sache.

»Garantieren Sie für ihn?« fragte sie da aber auch noch.

Oho! Das freilich hatte ich nicht erwartet. Dann bejahte ich auch dies, glaubte es zu können, ohne erst einen Blick mit Blodwen zu wechseln, die mich durchaus nicht ansehen wollte.

»Gut. Mir ist es ja durchaus nicht um das Geld zu tun, ich will nur das schreckliche Ding los sein. Sagen Sie dem Herrn, daß ich damit einverstanden bin. Wo kann ich das Geld bekommen?«

»In Monrovia, der Hauptstadt von Liberia, wo wir in zwei Tagen sein können.«

»Liberia, ich weiß, ich weiß. Gut. Geben Sie meine Zusage.«

Ich tat es.

»Mit der vollständigen Ausrüstung?« wurde drüben nochmals gefragt.

»Ja, ja, ich will das schreckliche Ding nur los sein, und was hat denn das für mich zu bedeuten, so etwas kann ich mir selbst alle Tage kaufen.«

»Der Handel ist giltig?« ließ Karlemann drüben signalisieren.

»Ist unter Zeugen abgeschlossen,« gab ich zurück.

Die Spanierin kümmerte sich nicht weiter darum, und Karlemann blieb gleich drüben, doch sein Gepäck und seinen Pudel vorläufig bei uns lassend. Er ließ jetzt die verschiedensten Segelmanöver ausführen, ich sah ihn selbst mit arbeiten.

Auf diese Weise war der Knirps tatsächlich Besitzer einer Jacht geworden, die seinen Verhältnissen auch völlig entsprach.

Allerdings hatte er sie erst noch zu bezahlen, aber ich hatte ja für ihn garantiert, was er noch nicht einmal wußte.

Und ich war gesichert. Der Junge hatte da einen Handel abgeschlossen, wie er im Schiffswesen wohl kaum je vorgekommen war und nie wieder vorkommen würde. Hunderttausend Dollar war diese Jacht mindestens wert, die Jacht allein, ohne jede Einrichtung und Ausstattung, das konnte auch ich taxieren. Denn das war eben ein Meisterstück von Jachtbau, das erkannte man doch gleich an den eleganten Formen und an allem, und wie wir sie nun manövrieren sahen – schnell und gelenkig wie eine Taucherente, wie eine auf die Beute schießende Möwe – – –

Die zwei Tage, die wir noch bis nach Monrovia hatten, waren sehr bitter für mich.

Die Tänzerin kokettierte in auffallendster, wenn nicht in unverschämtester Weise mit mir. Ich mußte gestehen, daß es ein bildschönes Weib war, alles Feuer, dabei graziös bis in die Fingerspitze. Nun wußte sie sich auch zu kleiden, und sie hatte in ihren Kisten und Koffern Garderobe in Ueberfülle mit, dazu Juwelen und anderen kostbaren Tand massenhaft.

Da machte mich stutzig, daß sie es so auf die 50 000 Dollar abgesehen hatte; denn was ich da zu sehen bekam, war viel, viel

mehr wert, ich mußte ihr wohl glauben, daß nur das eine Perlenhalsband, an dem aber ebensoviele Diamanten von Erbsengröße hingen, welches sie von einem französischen Herzog geschenkt bekommen haben wollte, allein eine Viertelmillion Dollar gekostet habe, und auch ihre sonstigen Besitzungen an Landgütern und Villen und Schlössern und Palästen, die sie mir an den Fingern erzählte, fast in aller Welt verteilt, lauter Geschenke von solchen reichen Gimpeln, die sich in die Tänzerin vernarrt hatten, kamen mir gar nicht so unwahrscheinlich vor. Doktor Selo brauchte mir gar nicht erst zu versichern, was für ein Weib diese spanische Tänzerin sei, einige Lebenserfahrung hatte ich doch auch schon.

Aus alledem aber mußte ich eben schließen, daß sie einen ganz ausgeprägten Geschäftssinn hatte, die gehörte nicht zu denen, welche das von den Gimpeln erbeutete Geld mit vollen Händen gleich wieder ausstreuen, und mit alledem ließ sich zusammenreimen, daß sie sich für die Jacht mit nur 50 000 Dollar begnügt hatte – aber auch gleich bar unter Garantie!

Denn wie der alte Vanderbilt gesagt hat: ich lasse die sicherste Spekulation fahren, die mir morgen eine Million einbringen kann, wenn ich schon heute dafür nur den zehnten Teil in die Tasche bekomme.

Blodwen war maßlos eifersüchtig, wenn sie sich auch nicht das geringste davon merken ließ. Sie hätte doch schon oft genug Gelegenheit gehabt, Eifersucht zu zeigen – damals, als sie immer allein in der römischen Villa war, während ich Tag und Nacht in London herumfuhr – niemals hatte sie irgendeine solche Frage gestellt.

Hier kam ihre grenzenlose Eifersucht zum Durchbruch, und sie hatte ja auch allen Grund dazu; denn dieses Weibsbild hatte es auf mich abgesehen, wie der Teufel auf jede sündhafte Seele und wie die Fatje Mine auf jeden Penny, und wenn sich Blodwen davon nichts merken lassen wollte, so sah ich nur um so mehr, wie sehr sie litt.

Aber ich konnte ihr ja nicht helfen. Ich zeigte bei jeder Gelegenheit, wie gleichgültig mir das Frauenzimmer war. Nur grob konnte ich nicht werden, dazu gab sie mir keinen Grund. Als sie sich zu mir auf die Kommandobrücke gesellen wollte, machte ich sie darauf aufmerksam, daß dieses Heiligtum von keinem Fremden betreten werden dürfte, und da versuchte sie das auch gar nicht mehr.

Aber sonst war sie immer in der aufdringlichsten Weise hinter mir her. Auch gab sie sich die möglichste Mühe, mich einmal allein zu sprechen, das war ja ganz ersichtlich, doch ist das an Bord nicht so leicht, ich brauche eben nur ein Kommando vorzuschützen, um sofort davoneilen zu können.

Es wäre vielleicht gar nicht nötig gewesen, auf diese Kokettiererei der Spanierin so ausführlich einzugehen, da sie ja ganz erfolglos blieb. Die Hauptsache war schließlich nur die, auf welche Weise der kleine Seezigeuner, der noch eine Hauptrolle spielen wird, zu einem Schiffe kam, das ganz seinem Ideal entsprach.

Im allgemeinen war uns sonst die Person der Spanierin nur hinderlich. Blodwen hielt sich ganz reserviert, ich mußte es dergleichen sein, so war eben, wie schon anfangs gesagt, das ganze harmonische Zusammensein gestört, und das machte sich sogar bei der Mannschaft geltend.

Nun, es waren ja bloß noch zwei Tage, dann waren wir die Kreolin wieder los.

Aber was für eine böse Geschichte daraus noch werden sollte, das ahnte ich damals noch nicht. Was am letzten Tage passierte, das war erst ein kleines Vorspiel dazu.

Endlich sprach sich Blodwen mir gegenüber einmal aus.

»Richard, ist das die vielgerühmte Freiheit, die du mir an Bord des eigenen Schiffes versprochen hast?« sagte sie klagend.

Ich wußte, was sie meinte, und erst so versteckt zu fragen, das ist eben nicht meine Sache.

Ja, du lieber Gott, was sollte ich aber dagegen tun?

»Ueber Bord werfen kannst du sie doch nicht wieder.«

»Wir hätten sie gar nicht an Bord nehmen sollen.«

»Ich gestehe, daß dies allerdings etwas voreilig gewesen ist. Sie hat uns getäuscht. Daraus, daß sie die Notflagge hißte und gleich mit ihren Sachen ins Boot ging, mußte ich doch einen ganz andern Grund annehmen, und nicht nur, daß es ihr auf der kleinen Jacht zu unbequem geworden war.«

»Wir können Sie aber doch auf ein anderes Schiff bringen.«

»Gewiß, das kannst du.«

»Tue es. Dort ist gleich ein Dampfer in Sicht.

Daß mir solch eine Ausweisung einer Person, die mir doch eigentlich gar nichts zuleide getan, höchst unangenehm war, läßt sich wohl denken.

Blodwen bemerkte mein Zögern.

»Wenn du wüßtest, Richard, wie unglücklich mich die Anwesenheit dieses Weibes macht!«

»Sie soll wenigstens nicht mehr an unseren Mahlzeiten teilnehmen.«

»Geht das?«

»Es muß eben gehen. Wir, die wir außerhalb der Welt getreten sind, haben doch gar keine Rücksicht mehr nötig, und in unserer eigenen Welt sind wir allmächtig. Es kommt nur auf unser Gewissen oder doch auf unsere Feinfühligkeit an, wie weit wir diese Allmacht ausnützen wollen. Wenn ich jetzt die Spanierin auffordere, sich in ihre Kabine zu begeben, und sie nicht wieder zu verlassen, ohne irgendwelche Angabe eines Grundes, so muß sie gehorchen, und tut sie es nicht, so lasse ich sie mit Gewalt hineinbringen, und dann schließe ich sie ein, behandle sie als Gefangene, und kein Gericht der Erde kann mich später etwa wegen Freiheitsberaubung zur Verantwortung ziehen. Das ist eben wieder so ein Unterschied zwischen Land und Schiff. Wenn irgendein Fürst – natürlich denke ich hier nur an einen europäischen – seinen Diener

wider dessen Willen einschließt, kann er wegen Freiheitsberaubung vor die Schranken des Gerichts zitiert werden, und er muß verurteilt werden, da helfen ihm Wappen und Krone gar nichts. Gleiches Recht für alle. Aber der Kapitän darf es, ist niemandem Rechenschaft schuldig. Wenigstens nicht für so etwas. In dieser Hinsicht steht der geringste Kapitän der elendesten Holzplanke himmelhoch über jedem König und Kaiser.«

Blodwen mußte etwas ganz Neues zu hören bekommen haben, was ihr wohlgefiel, sie bekam wieder einmal ganz große, strahlende Augen.

»Richard, würdest du . . . «

In diesem Augenblick erscholl draußen das Gelächter der Matrosen, Händeklatschen, und wir brauchten nur in die Tür zu treten, um zu sehen, was da vorging.

Die Matrosen hatten von Mast zu Mast ein Tau straffgespannt und trieben darauf Balancierkünste. Das hatten sie schon vorher getan. Jetzt aber produzierte sich darauf Senorita Mercedes Calioni als Seiltänzerin, und die jetzige Ballerina mußte früher wohl wirklich eine solche gewesen sein, und . . . sie trug auch ein dementsprechendes Kostüm, das sich in ihrer Garderobe befunden hatte: blaue Trikots, ein rotes Korsett und eine goldene Badehose.

Verzeihe der Leser, wenn ich für derartige Bekleidungsstücke, die zum Kostüm einer Artistin gehören, keine anderen Ausdrücke zu gebrauchen weiß. Ich hatte doch Pastor werden sollen, da brauchte ich so etwas nicht zu wissen, noch weniger vielleicht als Seemann.

Für mich war das bunte Leibchen, welche noch viel, viel mehr sehen ließ als nur die nackten Arme, ganz einfach ein Korsett – mit welchem Ausdruck ich doch immerhin schon einige Bildung verriet – und das glänzende Ding, was sie da mehr um die Hüften und um den Unterleib als um die Schenkel hatte, war für mich ebenso einfach eine Badehose kürzester Form.

Donner und Doria! Hatte die einen . . . ein Hinterteil! Und nun diese Beine, diese Schenkel! Und was man da sonst noch alles *in natura* bewundern konnte!

Ja, das war so etwas für meine Jungens, die hatten allen Grund, so zu staunen und wohl auch zu lachen. Und wie die nun auf dem straffgespannten Seile so herumhopste, sich immer so zwischen die Beine fallen ließ, um gleich wieder auf den Füßen zu stehen

...

Aber für Blodwen war das ganz und gar nichts. Dabei ist zu bedenken, wie schon einmal erwähnt, daß Blodwen noch nie in einem Theater, noch weniger in einem Zirkus gewesen war, also auch noch keinen Artisten und keine Artistin so mehr ganz als halbnackt gesehen hatte.

Erst dachte ich, Blodwen wäre zur Salzsäule erstarrt. Jedenfalls glaubte sie, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Dann aber fand sie Worte.

»Un–er–hört!!«

Die Seniorita sah uns, ließ sich nicht beirren, lächelte, warf wohl gewohnheitsmäßig Kußhändchen, hopste weiter auf dem Seile herum, bei jedem Sprunge mit den blauen Beinen in der Luft herumquirlend.

»Ich sah Ihre Leute sich im Balancieren üben,« konnte sie dabei noch ganz ruhig sagen, immer während ihrer Hopserei, »und ich bin nämlich früher Seiltänzerin gewesen – da habe ich mich schnell angezogen . . . «

»Angezogen?!« echote Blodwen. »Angezogen haben Sie sich?! So ein skandalöses Frauenzimmer!! Schämen Sie sich denn nur gar nicht?! Herunter von meinem Schiffe!!!«

Aha, jetzt ging's los! Jetzt kamen die beiden Katzen zusammen! Die Ballerina war heruntergesprungen.

»Was wollen Sie?«

»Herunter von meinem Schiffe, herunter, herunter, herunter!!!«

»Haben Sie denn überhaupt etwas zu befehlen?«

»Herunter von meinem Schiffe!!« konnte Blodwen nur noch schreien.

»Herr Kapitän, hat diese Dame hier an Bord Ihres Schiffes etwas zu befehlen?« wandte sich die Spanierin jetzt mit ihrem kokettesten Lächeln an mich.

O weh, war ich da in eine schlimme Situation gekommen! Doch ich wußte mir zu helfen, verlegen wurde ich auch nicht.

»Senorita, begeben Sie sich in Ihre Kabine, bitte.«

»Aber warum denn nur, ich . . . «

»Begeben Sie sich in Ihre Kabine!!« sagte ich jetzt in kurzem Tone.

»Und das für immer, Sie werden Ihre Kabine bis nach Monrovia nicht mehr verlassen!« setzte Blodwen noch hinzu.

»Das werden wir doch sehen,« schlug auch die Spanierin jetzt einen anderen Ton an. »Das ist . . . «

»Ich befehle Ihnen, sich sofort in Ihre Kabine zu begeben!« sagte ich nochmals. »Oder ich bin genötigt, Gewalt anwenden zu lassen.«

Da brach sie, sich schon zum Gehen wendend, in ein höhnisches Lachen aus.

»Hahaha, dieses Liebespärenchen! Das ist kostbar! Sie steht unter Kuratel und ihr Cicisbeo unter ihrem Pantoffel! Da möchte ich nur noch sehen, wenn die beiden . . . «

Zum Glück war sie schon unterwegs. Denn jetzt wurde auch mir alles egal, mir stieg das Blut in den Kopf.

Ich ging ihr nach, und als sie die Schiebetür zu hatte, in der außen der Schlüssel steckte, drehte ich diesen um und zog ihn ab.

Sie mußte es gehört haben, denn ehe ich noch etwas sagen konnte, wurde drinnen schon geklinkt und dann furchtbar gegen die Tür gedonnert.

So eine Niederträchtigkeit – Hilfe – Polizei – Mord und so weiter.

Blodwen stand neben mir, als ich sie in aller Gemütsruhe erst etwas austoben ließ, bis ihr Wüten in ein Schluchzen überging.

»Wenn Sie sich nicht vernünftig benehmen, müssen Sie diese Reise als Gefangene mitmachen.«

Ach Gott, ach Gott, nun aber ging es erst noch einmal richtig los. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz, drohte mit irdischen und himmlischen Richtern und Polizisten, mit Teufeln und Engeln und allen ihren Heiligen.

Mit einem Male aber ward sie wieder still, und als ich etwas die Tür öffnete, saß sie in ihrem Trikot ganz artig auf dem Sofachen.

»Bitte, Seniorita, seien Sie vernünftig, ich konnte nicht anders handeln, nachdem Sie meiner Aufforderung nicht nachkamen.«

»Nur immer zu, immer zu, Sie werden es schon bereuen, Sie werden es schon bereuen, hahaha,« war die Antwort nach gewisser Weiber Art, in der ich nicht so ganz unerfahren war . . . «

»Ich bitte Sie in Ihrem eigenen Interesse, Ihre Kabine nicht mehr zu verlassen, es sind bis nach Monrovia nur noch wenige Stunden.«

»Sie werden es schon bereuen. Sie werden es schon bereuen, eine Seniorita Calioni läßt sich so etwas nicht gefallen, passen Sie nur auf, hahaha.«

Ich schloß die Tür natürlich nicht wieder zu, gab dem Steward Anweisungen, der Dame es an nichts fehlen zu lassen, wir hatten bis nach Monrovia wirklich nur noch wenige Stunden, sie kam nicht wieder zum Vorschein, ging dann ganz vernünftig von Bord.

Aber, wie gesagt, ich sollte mit diesem Weibe später noch meine böse Last haben.

HÄUPTLING KIDIDIMO UND WIE KARLEMANN MIT IHM ›*snob*‹
MACHT.

Bevor ich unsere Ankunft in Monrovia schildere, will ich einiges über die freie Negerrepublik Liberia sagen.

Im Jahre 1816 entstand in Washington auf Anregung einiger Philantropen – doch warum die Namen dieser vorzüglichen Männer nicht nennen, die mehr getan haben als mancher berühmte Welteroberer, sie hießen Robert Caldwell und Henry Clay – entstand also der »Kolonisationsverein zur Ansiedlung freier Farbiger der Vereinigten Staaten von Nordamerika«. Hoch klinge das Lied von diesen braven Männern und Frauen!

Es handelte sich also darum, entlassene Negersklaven, oder solche, die sich freigekauft hatten, zurück nach ihrer Heimat zu befördern, wenn sie es wünschten, aber natürlich nicht wieder als Wilde, sondern als kultivierte Kolonisten.

Doch erst im Jahre 1821 ging eine Deputation nach Afrika, wo sie an der Pfefferküste von den dortigen Negerhäuptlingen einen Küstenstrich von achtzehn geographischen Meilen Länge und neun Meilen Breite erwarb.

Und nun ging das Fortschicken der sich meldenden freien Neger aus den Vereinigten Staaten los, alles auf Kosten dieser Gesellschaft, die auch weiter für die schwarzen Ansiedler sorgte. Und die schwarze Kolonie gedieh herrlich! Schon drei Jahre später hatte die Hauptstadt Monrovia, nach dem Unionspräsidenten Monroe so genannt, steinerne Häuser, drei Kirchen, zwei Schulen, ein Fort, eine Druckerei mit Zeitung noch vieles andere, sogar schon Droschken.

Die Kolonie wurde durch Landerwerb immer vergrößert, bis zu einer Küstenlänge von 28 Meilen, und im Jahre 1847 erklärte sie durch Vermittlung Nordamerikas ihre Unabhängigkeit als Republik, welche ein Jahr später von allen Kulturstaaten anerkannt wurde. Sehr hübsch ist es zu lesen, vielleicht einzig in der Weltgeschichte dastehend, wie damals alles der jungen, schwarzen Republik hilfreich beisprang. So schenkte ihr England den ersten Anfang der zukünftigen Kriegsflotte, nämlich einen Kutter mit vier Kanonen, Frankreich 5000 Gewehre, Preußen brachte durch Subskription 60 000 Taler auf.

Der Verfassung nach ist es eine Republik im idealsten Sinne der Kultur: unter anderem vollständige Vereins-, Preß- und Redefreiheit: jede Ortschaft über dreihundert Einwohner muß eigene Schule und Kirche haben (was bei uns noch lange nicht der Fall ist): kein stehendes Heer, sondern nur Miliz, zu der jeder waffenfähige Mann von 16–50 Jahren verpflichtet ist. Der Präsident wird jedesmal auf zwei Jahre gewählt, ihm zur Seite stehen sechs Senatoren. Bürger können nur Farbige werden, sonst vollständige Handelsfreiheit auch für Europäer, welche aber keinen Bodenbesitz erwerben dürfen.

So war es damals, so ist es noch heute, und während unsere weißen Kulturstaaten manchen Rückgang zu verzeichnen haben, von den unglücklichen Donauländern nahe der Hundetürkei gar nicht zu sprechen, hat sich diese Negerrepublik in aller Stille ständig vorwärts entwickelt.

Zu meiner Zeit betrug die Bevölkerung etwa 300 000 Köpfe, alles stand in schönster Blüte. Der damalige Präsident, schon zum vierten Male wiedergewählt, war Hesekeil Hilarion, ein Vollblutneger mit einem gar klugen Pfefferkopf. – –

Angesichts der lieblichen Küste, an der unter Palmen freundliche Landhäuser und Faktoreien lagen, kam ein schwarzer Lotse an Bord, der uns unter Dampf, da der Wind nicht günstig war, in den geräumigen, ausgezeichneten Hafen bugsierte, in dem ein Dutzend amerikanischer, englischer und französischer Handelsschiffe lagen, ferner die jetzt schon aus vier Schiffen bestehende Kriegsflotte von Liberia, freilich keine Panzer. Ihre Hauptaufgabe ist immer die Jagd auf Sklavenschiffe.

Natürlich war schon der schwarze Lotse höchlichst entzückt und ebenso geehrt, ein Schiff führen zu dürfen, welches im Schlepptau nicht weniger als vierhundert seiner Brüder und Schwestern hatte, einem Sklavenhändler abgejagt. Wirklich, eine solche Massenbefreiung war hier noch gar nicht vorgekommen.

Niemand hätte eben in solch einem großen Schiffe wie dem ›Helios‹ eine lebendige Ebenholzladung vermutet.

Nachdem ich ihm erzählt hatte, erfuhr ich von ihm, daß in Monrovia gerade der Aschantihäuptling Kididimo anwesend sei, als Bevollmächtigter seines Königs Aquassi Aquatuh, um mit der Republik Liberia einen politischen Handelsvertrag abzuschließen, der auch ganz besonders das gemeinsame Vorgehen gegen die Sklavenjäger betraf.

Es war in der zehnten Morgenstunde, die ansehnliche Stadt glich einem aufgestocherten Ameisenhaufen, als wir am Kai anlegten.

Das alte, holländische Schiff, das wir im Schlepptau hatten, mußte natürlich gleich die allgemeine, Aufmerksamkeit erregt haben, schon drängten sich am Kai die schwarzen und braunen und gelben Wollschädel zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden.

Zuerst kamen Polizisten und Sanitätsbeamte an Bord. Die Offiziere, mit denen ich ja nur zu tun hatte, waren sämtlich gebildete Männer, sprachen perfekt Englisch, und auch dadurch zeichneten sie sich vorteilhaft aus, daß sie ganz einfache Uniformen trugen, nach nordamerikanischem Muster, ohne Orden und Goldtressen und anderem Klimbim.

Wäre es eine spanische Kolonie gewesen, so wäre ich hier ganz anders empfangen worden, hinwiederum wäre ein jugendlicher Seeheld, der zum ersten Male nach der Pfefferküste kam, wohl äußerst enttäuscht gewesen. Denn mit ›nackt und im Fracke und Goldringe in der Nase und einen Papagei auf der Schulter‹ gab es hier eben nichts.

Ich war gespannt, was denn Karlemann zu diesen ›Wilden von der Pfefferküste‹ sagen würde. Vorläufig sahen wir seine Jacht noch draußen herumkreuzen.

In der Kajüte erzählte ich den Herren bei einer Flasche Champagner und den besten Delikatessen von meinem Abenteuer. Etwas kam das afrikanische Blut oder vielmehr der nordamerikanische Nigger doch zum Vorschein.

»Hehe, o Golly!!« erklang es in einem fort, und das eine schwarze Offizierchen fing in meiner Kajüte gleich Step zu tanzen an, spuckte in die Hände und klatschte sich dabei auf sein Hinterteil.

Dann ging es hinüber auf das holländische Schiff. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß sich Dr. Selo während der Fahrt zweimal hinüberbegeben hatte, um einige Verbände anzulegen. Sonst war alles bei bester Gesundheit, die Nigger hatten sich rund gefressen wie die Made im Käse – es war auch besonders viel holländischer Käse vorhanden – und ich merkte nur zu deutlich, wie ungern sie dieses Schlaraffenschiff verließen, um in der Freiheit wieder Hirse und dergleichen kauen zu müssen.

Ebenso interessierten sich meine Begleiter viel mehr für das holländische Schiff als für ihre befreiten Landsleute. Ich drängte zur schleunigen Rückkehr; denn ich selbst konnte es vor Gestank nicht mehr aushalten.

Wieder in meiner Kajüte, wurde das Protokoll aufgenommen.

Noch hiermit beschäftigt, erschien ein anderer schwarzer Offizier, dieser sehr reichlich dekoriert, wenn auch ohne Orden. Er stellte sich mir als der persönliche Adjutant des Präsidenten vor. Ob ich heute mittag dessen Gast sein könne.

Als hohe Ehre angenommen. Aber bitte hier – Lady Blodwen von Leytenstone. Na, selbstverständlich, die konnte auch mitkommen.

Die Schwarzen wurden eingeladen – ich hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern – dann mußte ihr bisheriges Schiff wegen seines gräßlichen Gestankes weiter hinaus auf Reede gebracht werden, noch ehe gesäubert wurde, und unterdessen hatte sich ganz unbemerkt die Senorita mit all ihrem Gepäck an Land begeben. Mir desto lieber!

Gegen Mittag, wieder angemeldet, kam eine Equipage, nichts zu wünschen übrig lassend, die mich und Blodwen zum Präsidenten abholte.

Das schwarze und braune Volk bildete auf den Straßen Spalier, wedelte mit Lappen und Sonnenschirmen und Hüten, schmiß uns mit Blumen und schrie ›hip, hip, hurra!‹ und noch lieber ›Yambo, yambo!‹«

Es waren recht ansehnliche Straßen, nicht etwa die Gassen eines Negerdorfes, manchmal sogar mit pompösen Schaufenstern, und die Villa, vor der die Equipage hielt, konnte recht gut Anspruch auf den Namen eines kleinen Palastes machen.

Nun wolle der Leser mir altem Seebären nicht zumuten, daß ich viel von Empfangskomplimenten schreibe. Ich bin, wer ich bin, und ich habe mir zeit meines Lebens verteufelt wenig daraus gemacht, ob der andere Schneeschipper oder der Fürst von Ixenhofen ist.

Kurz und gut, ich lernte in dem alten Knasterbart von Präsidenten einen ganz vernünftigen Mann kennen, in dessen Familie, aus einem ganzen Haufen von Kindern und Kindeskindern bestehend, ich mich wie zu Hause fühlte, und das Essen war auch sehr gut.

Ich mußte natürlich erzählen, Präsident Hilarion toastete auf mich, ein Offizier auf die Lady Blodwen, dann hielt ich eine Rede, daß ich dachte, alle diese schwarzen Herren und Damen wollten sich die Ohren abbeißen, und dann machte ich mit dem Präsidenten gleich ein Geschäft ab.

Die Zeit war nahe, da Blodwen von ihrem gerichtlichen Vormund ihre vierteljährliche Rente zu fordern hatte, was also auf einem unter englischer Flagge segelnden Schiffe geschehen und behördlich beglaubigt werden mußte, allerdings nur von einem Konsul oder Bürgermeister oder Dorfschulzen; aber ein echter, international anerkannter Präsident einer Republik war mir doch lieber.

Ich hatte den Präsidenten beim Rockknopf genommen, ihn zur Seite gezogen und ihm über meine Begleiterin einige Aufklärungen gegeben, und dann nahm ich ihn noch fester beim obersten Knopfe und sagte:

»Hören Sie, mein lieber Präsident Hesekiel Hilarion, können Sie das nicht gleich selber machen?«

Ich glaube, dieser Neger hatte viel mehr Lebenserfahrung, war im Salon viel gewandter als ich ungeschlachter Lümmel. Er lächelte so eigentümlich – so wie noch manch anderer mit weißer Haut über mich heimlich gelächelt hat.

Aber jawohl, herzlich gern – wenn ich erlaubte, würde er mich heute nachmittag an Bord besuchen.

»Da habe ich doch gar nichts zu erlauben, ich bitte Sie doch erst darum,« mußte ich feiner Bengel nun erst wieder sagen, und dabei zog ich eine Platte Kautabak aus der Tasche und biß ein herzhaftes Stück davon ab.

»Primen Sie auch, Herr Präsident?«

»O ja, ab und zu ... «

»Hier, beißen Sie sich ein Stück ab – echter Overwater, die Platte drei Shilling – oder nehmen Sie nur gleich die ganze Platte, ich habe einen halben Zentner mit. Ja, 's Rauchen könnt' ich lassen: aber 's Primen nicht. Ich muß sogar beim Schlafen immer einen mang die Kusen haben.«

Wir schieden als die besten Freunde. Sollten wir auch nicht! Wir hatten doch zusammen die Friedenspfeife geprint.

Gegen vier Uhr kam die ›Farewell‹ angesegelt, ohne Hilfe, und es waren die tüchtigsten Matrosen unter dem besten Kommando, das Dingelchen schwamm wie eine Ente an den Kai und lag im Nu mit gerefften Segeln an der ihr zugewiesenen Stelle fest.

Ich kam nicht dazu, mich hinzubegeben oder auch nur Karlemann zu sprechen; denn schon erschien wiederum ein Adjutant,

welcher die Ankunft des Präsidenten meldete, und zwar in Begleitung von Kididimo, Makosso von Aschanti, welcher mein Schiff zu besichtigen wünsche.

Mir kam es vor, als ob die um den Häuptling rechten Sums machten, schon an der Tafel des Präsidenten hatte ich es bemerkt, hatte aber den Häuptling selbst nicht zu sehen bekommen.

»Was für ein großes Tier ist denn das?« fragte ich den Adjutanten.

»O, das ist ein Makosso!«

»Ein Makosso?«

»Ein Fürst!«

»Ein Fürst von so einem Negerdorf?«

»O nein!«

Ich konnte mir so einen Negerfürsten nicht anders vorstellen, als bekleidet mit einem Schleppsäbel, Seestiefeln, Manschetten und Zylinder, dazu vielleicht noch mit einer Badehose. Ich war nämlich schon einmal in dieser Gegend gewesen, nur nicht gerade hier, und in derartigem Paradeanzuge hatte sich mir bereits einmal solch ein echter Negerkönig präsentiert.

Eben fuhr eine geschlossene Equipage vor, alles war zum Empfang der schwarzen Majestäten bereit, als noch Karlemann ankam, lustig pfeifend wie ein Bäckerjunge und dreckig wie ein Feuerrüpel.

Ich hatte keine Zeit mehr, ihn wegen seiner Jacht zu fragen; denn schon entleerte sich die Equipage ihres Inhaltes.

Alle Wetter, da hatte ich mich aber grimmig geirrt! Das war kein solch ewig besoffener Negerhäuptling mit Schleppsäbel und Zylinder, am rechten Fuße einen Reitstiefel, am linken einen abgelegten Filzpantoffel – das war ein ganz waschechter, noch nicht so greulich von einer halben Kultur beleckt, das war sogar jeder Zoll ein schwarzer König, wie ich ihn hier in Liberia gar nicht mehr zu sehen erwartet hätte.

Eine tiefschwarze, hohe, herkulisch gebaute Gestalt, das finstere Antlitz mit den kühnblickenden Augen erhielt durch eine weiße Tätowierung noch einen besonderen Anstrich von wildem Grimm, und seine ganze Bekleidung bestand nur aus einem kleinen Schurz, Sandalen, die aber oben in eine Art von Gamaschen übergingen, und aus einem prachtvollen Pantherfell, das ihm frei von den Schultern auf den Rücken herabfiel.

Wenn ich aber sagen wollte, daß seine Kleidung aus nichts weiter bestanden hätte, so wäre das unvollkommen. Denn zur Kleidung konnte man auch den Schmuck rechnen, mit dem er förmlich überladen war. Um den Hals schlang sich eine dicke, goldene Kette, eine Kette, an der man einen Ochsen spazieren führen konnte, und von dieser nun hing eine Unmenge von Geschmeide herab, auf Brust wie auf Rücken, bis auf die Knie, lauter Kettchen, Streifen und Schuppenbänder, und alles blitzend von den herrlichsten Diamanten und anderen kostbaren Edelsteinen.

Solch einen in allen Farben des Regenbogens schimmernden Schmuck trug er auch in dem hochfrisierten Haar, der im Gürtel steckende Dolch mit großen Diamanten übersät, der Stock in seiner Hand, wohl eine Art Zepter, schien ganz aus Diamanten zusammengesetzt zu sein, das Pantherfell war an den Rändern mit kleinen Goldschuppen besetzt, und in jede einzelne waren mehrere Diamanten gefaßt, außerdem nun noch eine Unzahl von Ringen, von Arm- und Fußspangen – Gold und Diamanten, wohin man nur blickte – und dabei ist bemerkenswert, daß im Aschanti-Reiche selbst überhaupt gar keine Diamanten gefunden werden, damals waren auch in Südafrika die Diamantenfelder noch gar nicht entdeckt worden – das hier waren alles brasilianische oder indische Diamanten, in Amsterdam geschliffen.

So bin ich dem Leser wohl erst eine Erklärung schuldig, wie dieser Negerhäuptling zu solchen Diamanten, überhaupt zu solcher Pracht kam, und ich führe hier gleich an, was ich erst später erfuhr.

Ja, das Reich der Aschantis ist eben groß, noch einmal so groß wie ganz Deutschland, Ackerbau und Viehzucht werden mit bestem Erfolge betrieben, gewinnbringende Jagd, auch auf Elefanten, auf Sklaven und Gold überall.

Jeder darf auf eigene Faust Gold graben oder waschen, muß aber an den Fürsten des betreffenden Gebietes einen bedeutenden Teil des Gewinnes abgeben, dieser beschäftigt selbst zahllose Sklaven, und da diese Häuptlinge das Gold doch nicht weiter ausgeben, sich höchstens anderen Schmuck dafür anschaffen, wie hier an den holländischen Diamanten ersichtlich, so haben sich in den Residenzen dieser Fürsten ungeheure Schätze von Gold angehäuft, im Kumassi, der Residenz des Fürsten, der ab und zu einen seiner Lehnmänner einen Kopf kürzer machen läßt, um sein Vermögen einzuziehen, sollen sie geradezu fabelhaft sein.

Wie kommt es nun, wird jetzt wohl mit Recht gefragt, daß man solch ein Negerreich, in welchem noch die größte Barbarei herrscht, in welchem z. B. alljährlich zu Ehren des Königs Tausende von Sklaven geschlachtet werden (verzehrt werden sie aber nicht!) unabhängig läßt? Oder wo bleibt da der afrikanische Cortez, welcher die Schatzkammer plündert? Sagen wir gleich: wo bleibt da England? Und es sind ja nicht diese gefüllten Schatzkammern allein, sondern das ganze Aschantiland ist ein Dorado, jeder Bach enthält Goldkörner, die Goldklumpen können mit dem Messer aus dem Tonboden gekratzt werden – warum wird denn da dieses zweite Kalifornien nicht von einer europäischen Macht annektiert? Wo bleibt da England?

Ja, die Sache hat eben einen bösen Haken! Gewiß, England ist mehrmals mit Waffengewalt eingedrungen, zuletzt erst vor zwei Jahren, d. h., im Jahre 1857.

Dreitausend Soldaten rückten in der günstigsten Jahreszeit gegen das nur 25 Meilen von der Küste entfernte Kumassi vor, und ... eine Woche später waren es keine 500 mehr, welche nach der

Küste zurückkehrten, auch schon dem Tode verfallen. Alle anderen lagen unbegraben im Urwalde, ein Fraß für die wilden Tiere, nicht von den Waffen der Aschantis hinweggerafft, sondern vom mordenden Sumpffieber.

Und wenn man Legionen von Soldaten hineinschickte – je mehr es sind, desto schneller geht es. Nur eine einzige Nacht im sumpfigen Urwalde, und am anderen Morgen liegen sie alle wie die matten Fliegen da, die Neger schneiden ihnen nur noch die Köpfe ab.

Nein, da ist nichts zu wollen. Es gibt reiche Länder auf der Erde, welche den Europäern für immer verschlossen sind, und dazu gehört das Reich der Aschantis.

Trotzdem hat ja England Nutzen genug davon. Es hat mit Aschanti einen Handelsvertrag abgeschlossen, es besitzt das Monopol, läßt keine andere europäische Macht mehr heran. Es lockt den Aschantis das Gold eben auf andere Weise ab.

Nun weiß man, woher dieser Aschantihäuptling sein Gold und die Diamanten hatte, und wie ein König war er gekommen, mit einem Gefolge von 46 Kriegern, und Dienern, und nicht etwa *per pedes apostolorum* auf der Landstraße, auch nicht zu Roß, sondern England hatte sich nicht nehmen lassen, die Gesandtschaft des Königs auf einer Korvette unter königlichen Ehren nach Monrovia zu bringen, und da hatte kein Salutschuß gefehlt! Denn in so etwas hat ja England nun etwas los, da darf es an nichts fehlen – wenn es etwas einbringt.

Nun, dies alles wußte ich vorläufig noch nicht, und ich hätte den schwarzen Fürsten, der jetzt ohne Gefolge, nur in Begleitung des Präsidenten kam, schließlich nicht anders empfangen.

Außerdem war dieser Kididimo noch so ziemlich echt. Eine Vorstellung gab es hier nicht, das merkte ich gleich. Ueberhaupt konnten wir ihn gar nicht verstehen, er sprach kein Englisch, nur seine Hottentottensprache.

Wir setzten uns in die Kajüte, wo ich hatte aufdecken lassen, präservierte Fleischsachen, Biskuits und dergleichen, Limonade, Champagner und Wein. Fürst Kididimo hielt es mit der Zuckerdose. Den Champagner spuckte der Kerl wieder aus.

Der Präsident erzählte mir einiges über Seine schwarze Herrlichkeit, wodurch ich allerdings schon einige andere Begriffe über ihn bekam, und dann erzählte er dem Häuptling, was für einen hohen Rang die Lady Leytenstone in ihrer Heimat einnehme.

Und was tat der schwarze Kerl nach dieser Vorstellung? Er steckte der Lady Blodwen von Leytenstone die Zunge heraus! Faktisch! So weit er sie aus seinem Halse herausrecken konnte und dabei auch noch das Maul sperrangelweit aufgerissen.

Aber das war nicht etwa eine in seiner Heimat gebräuchliche Höflichkeitsbezeugung – eine Unhöflichkeit hätte ich dem ernstesten Krieger gar nicht zugetraut – sondern das war nur die Vorbereitung zu etwas anderem.

Jetzt nahm er aus einem Beutelchen, das er am Gürtel trug, eine goldene Dose, öffnete sie, griff mit den Fingerspitzen hinein, wie man eine Prise nimmt – und es war auch wirklich Schnupftabak, nur steckte er diesen nicht direkt in die Nase, wohin Schnupftabak doch gehört, sondern . . . legte die Prise auf die Zunge. Nun wurde diese langsam in den Mund zurückgezogen, da hatte der Häuptling schon einen kleinen Schlauch in der Hand, das eine Ende nahm er in den Mund, das andere steckte er ins Nasenloch, und – puh! – der Schnupftabak war doch noch dorthin gelangt, wohin er gehört, der Häuptling hatte ihn sich in die Nase geblasen.

Und dieses Manöver ward aller fünf Minuten wiederholt, immer die Zunge herausgereckt und die Prise daraufgelegt und sich auf diese umständliche Weise ins Nasenloch geblasen, einmal ins linke, einmal ins rechte.

Und da soll unsereiner nun ernst bleiben! Ich konnte es, aber Blodwen mußte mächtig mit ihren Lachmuskeln kämpfen.

Mit einem Male saß auch Karlemann zwischen uns, ungewaschen wie er war, und langte mit seiner schmierigen Pfote gleich in die Zuckerdose und dann in den Biskuitkorb, und während er mit vollen Backen kaute, musterte er den Häuptling mit unverschämt dreisten Blicken.

»Wer ist denn der?« kam es nach einer Weile recht breit aus seinem kauenden Munde heraus.

Es wurde ihm gesagt.

Auf dem Tische lag das Zepter, jetzt sah ich, daß es ein Elfenbeinstock war, aber eben ganz mit Juwelen bedeckt, und es dauerte nicht lange, so hatte Karlemann ihn in seiner schmierigen Pfote.

»Ist das echt? Was hat denn der Spazierstock gekostet?«

Ich machte ihn mit gelinden Worten darauf aufmerksam, wen er vor sich habe, und daß er sich etwas anders benehmen möge, soweit man dies solch einem Zigeunerknaben erklären kann. Jedenfalls trug dies alles nicht dazu bei, unsere Lachlust zu dämpfen.

Die Unterhaltung stockte – wenn sie je in Fluß gekommen war. Makosso, also der Fürst, trank ab und zu einen Schluck Champagner, spuckte ihn aber stets wieder aus, benutzte den Champagner als Gurgelwasser. Sonst blies er sich Schnupftabak aus dem Munde ins Nasenloch.

»Kapitän Algots, wollen Sie nicht einmal Ihren Salto vorführen?« schlug ich vor.

»Kann ich machen.«

Vor dieser Antwort aber hatte mich ein ganz eigentümlicher, so verschmitzter Blick aus den schwarzen Zigeuneraugen getroffen, der ungefähr ausgedrückt hatte: »Na, mich brauchst du, nicht erst daran zu erinnern!«

Salto kam auf einen Pfiff seines Herrn herangewedelt. Schon beim Anblick des reizenden, schneeweißen Zwergpudels bemächtigte sich des schwarzen Häuptlings eine große Erregung, ich sah,

mit welcher Mühe er sie niederzukämpfen suchte. Er schien die Erhabenheit über Neugier und dergleichen mit einem Indianerhäuptling teilen zu wollen.

Karlemann hielt als erstes einen Stock hin – »Hopp!« – und Salto setzte darüber, zuerst in einfachem Sprunge.

»Hehehehe!!!«

Ich habe selten einen Menschen sich so plötzlich umwandeln sehen. Der ernste, finstere Negerfürst geriet ganz außer dem Häuschen, der Hund brauchte gar nichts anderes zu machen, schon das über den Stock springen genügte, so etwas schien der Häuptling eben noch nie gesehen zu haben, mochte es für etwas Uebernatürliches halten; denn trotz seines Jubels fürchtete er sich etwas vor dem Hündchen, besonders, als es dann Salto mortales zu schlagen und auf Vorder- und Hinterpfoten zu tanzen begann.

Dann redete er hastig auf den Präsidenten ein.

»Ob der Hund auch bei ihm über den Stock springt,« übersetzte dieser.

»Gewiß.«

Karlemann gab dem Häuptling den Rohrstock. Salto sprang, der Stock brauchte ihm nur vorgehalten zu werden. Dann nur ein Wort seines Herrn, der Pudel blickte den Häuptling an, dieser wurde aufgefordert, langsam in die Hände zu klatschen, er tat es, und jedesmal schlug der vierbeinige Artist ein Salto mortale.

Plötzlich ergriff Kididimo sein Zepter, hielt es Karlemann hin, in der anderen Hand den Rohrstock.

»Snob?«

Der Präsident sagte uns, was er wollte – er meinte *swap*, tauschen, es war so ziemlich sein einziges englisches Wort, das er kannte, und daraus machte er auch noch *snob*. Die Aschantis können überhaupt schwer das *w* aussprechen.

Und was mich betrifft, so war ich für einen Augenblick starr. Eine Ahnung ging in mir auf. Dieser Negerfürst bot für den Pudel seinen diamantstrotzenden Elfenbeinstab, dessen Wert ich gar

nicht zu taxieren wagte. Und ich blickte weiter in die Zukunft, ich blickte auf den zwölfjährigen Sohn des deutschen Schmiedemeisters . . .

Dieser hatte das Zepter genommen, betrachtete es bedächtig.

»Ob das wirklich alles echt ist?«

»Jawohl, ich kann es Ihnen versichern, ich verstehe mich auf Edelsteine,« sagte der mitanwesende Doktor Selo.

Aber Karlemann schien immer noch nicht recht zu trauen . . .

»Ich will doch einmal sehen . . . «

Er trat an die Wand, und . . . macht der Lausejunge über meinen größten Wandspiegel mit einem der Diamanten einen meterlangen Riß!

»Jawohl, Glas schneiden tut er!« sagte er freudestrahlend.

Blodwen war schon lange unruhig gewesen.

»Verkaufen Sie Ihren Hund doch nicht,« bat sie, flehte sie mehr, »Sie wissen doch, auch ich hätte Ihnen jede Summe . . . «

Allein dieses Gesicht des Jungen war es, was sie unterbrach.

»Verkaufen? Meinen Hund? Den Salto?«

»Na ja, er will Ihnen doch den Elfenbeinstab dafür geben, und Sie scheinen auch mit dem Tausche einverstanden zu sein.«

»Ich? Meinen Salto verkaufen? I wo! Ich denke, er will mir sein Ding für meinen Stock geben, er hat ihn mir doch hingehalten – snob?«

Himmelsapperlot! Diesmal konnte ich nicht an mich halten, ich brach in ein schallendes Lachen aus, und zum ersten Male merkte ich, daß auch Doktor Selo eines Lächelns fähig war, wenigstens drehte er so an seinem Schnurrbart herum.

Nein, gegen diesen zwölfjährigen Jungen war ja der alte Salomo der reine Waisenknabe! Wollte der das Geschäft auf diese Weise schieben! Und dabei gehörte der Rohrstock nicht einmal ihm!

Der Präsident setzte ihm auseinander, daß es sich natürlich um den Hund gehandelt hätte.

»Nee, meinen Hund verkaufe ich um keinen Preis,« meinte Karlemann kopfschüttelnd.

Der Häuptling mußte es verstanden haben.

»*Snob?*«

Und schon hatte er die goldene Kuhkette vom Halse genommen, an der noch einige Vermögen baumelten.

»*Snob?*«

»*Nix snob,*« wehrte der Junge mit der Bewegung eines alten ausgelerten Juden ab, »wenigstens *nix snob for Hind* meiniges. Aber wie wäre es denn hiermit?«

Und Karlemann brachte aus seiner Hosentasche eine Maus zum Vorschein, so eine zum Aufziehen, wie man sie auf dem Jahrmarkt für fünf Groschen bekommt, wenigstens im Anfang, zuletzt kostet sie nur noch einen Groschen – zog sie auf, und die graue Maus rannte frisch und lustig auf dem Tisch herum, geradeaus oder im Kreise herum, je nachdem der als Steuer dienende Schwanz gestellt wurde.

»Hehehehe!!!«

Na, dieser Jubel von dem schwarzen Häuptling! Nur mischte sich etwas Angst bei, als er das unheimliche Vieh angriff. Doch das dauerte nicht lange, und der Jubel ward erst recht groß, als er die Maus selbst aufziehen und laufen lassen konnte.

»*Snob?*« war es jetzt Karlemann, welcher fragte, und dabei nahm er die Maus wieder und griff mit der anderen Hand nach der goldenen Kuhkette mit allem, was daran baumelte und bummelte.

»*Snob!*« rief der Häuptling sofort, und während er selig vor Freude die Maus betrachtete, pflöpfte Karlemann ganz gemütlich die mächtige Halskette mit all den funkelnden Schildchen und Plättchen in seine linke Hosentasche.

»Na, und wie wäre es denn hiermit?« fuhr er gleich fort, und brachte aus seiner rechten Hosentasche so ein kleines Krokodil

aus Blech zum Vorschein, das, wenn man an einem Gummibändchen zog, selbsttätig lief, Stück für Stück einen Groschen, tausend Stück einen Taler, portofrei mit Verpackung.

»*Snob?*« fragte dabei der Bengel und griff auch schon nach dem heiligen Zepter.

Ich war noch von dem ersten Tausch ganz erstarrt. Wirklich, ich war förmlich erschrocken. So etwas ist doch auch keine Kleinigkeit. Da kann man doch nicht ruhig mit zusehen.

Ich hatte gar keine Zeit, erst den Präsidenten beiseite zu nehmen.

»Herr Präsident, das geht doch nicht!!«

Aber Mister Heseziel Hilarion hob nur die Schultern.

»Verhindern Sie die Tauscherei!!«

»Ja, geehrter Herr, was soll ich denn dagegen tun?«

»Treten Sie dazwischen, klären Sie den Häuptling auf!!«

»Den aufklären? Wie soll ich denn das anfangen?«

Und ich konnte es noch immer nicht begreifen. Versteht der Leser, weshalb nicht? Man muß wohl selbst Augenzeuge von solch einem ›Geschäft‹ sein, um meine Aufregung zu begreifen. Wir haben bei uns ja genau dasselbe. Wer ruhig zusieht, wie ein Jude einen harmlosen Bauern übers Ohr haut, das ist kein Ehrenmann.

»Wir können den Häuptling doch nicht so übervorteilen lassen!!«

»Wieso übervorteilen? Solche Tauschgeschäfte kommen im Innern Afrikas noch täglich an allen Stellen vor, auch hier an der Küste, es kommt nur darauf an, was angeboten wird, und dem Häuptling ist das Zeug genau so viel wert, wie er dafür bietet. Und gesetzt den Fall, er befände sich wirklich nur in einem augenblicklichen Rausche, glauben Sie denn, ich könnte diesem Aschanti-Fürsten abraten? Das dürfte ich gar nicht wagen, keine Andeutung davon! Ich werde mich hüten! Das ist ein Aschanti-Fürst . . . er weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen, was ich damit sagen will. Der läßt sich nichts einreden.«

Ja, in mir begann es zu dämmern. Außerdem war es nun schon zu spät, das Geschäft war gemacht, und Karlemann brachte aus seiner unerschöpflichen Hosentasche schon wieder etwas anderes zum Vorschein, so ein Männchen, in jeder Hand eine Schelle, und wenn man es auf den Bauch drückt, dann schlägt es die Schellen zusammen und quäkt dazu.

»*Snob?*«

Jawohl – *snob* – und diesmal kam das Pantherfell mit dem Goldsaum daran.

Kurz und gut, innerhalb einer halben Stunde hatte mein kleiner Karlemann den schwarzen Fürsten splitterfasernackt ausgezogen. Nur das winzige Schürzchen hatte Seine Majestät noch an, und wäre da etwas Wertvolles daran gewesen, dann hätte Karlemann ihm auch das noch ausgezogen. Sonst alles weg! Die Ringe hatte er ihm aus den Ohren herausgekaupelt. Und der Häuptling hatte für Zepter, Krone und Stern und allen übrigen Klimbim nichts weiter erhalten als ein halbes Dutzend kleiner Püppchen und dergleichen Spielzeug – oder genau sieben Stück – Stück für Stück einen Groschen.

Dann ging er. Selig!

Wir hörten noch draußen das Zappelmännchen quäken und tschintschin machen.

ICH BEKOMME DIE WAHRHEIT ZU HÖREN UND GLAUBE SIE NICHT.

»Na, Blodwen, was sagst du nun dazu?«

Wir befanden uns beide allein in der schon erleuchteten Kajüte.

»Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder!« entgegnete Blodwen in Ekstase.

Sie war viel aufgeregter als ich. Ich hatte mich schon vollkommen wieder beruhigt. Das vorhin war nur so eine Redensart gewesen.

Der Präsident hatte ganz recht gehabt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und der Häuptling, der den Wein doch immer

wieder ausgespukt, hatte für die Spielsachen wirklich nicht mehr bezahlt, als sie ihm wert waren.

Wann ist in Südafrika das Vorkommen von Diamanten entdeckt worden? Ich weiß es nicht genau. Damals jedenfalls hatte man noch keine Ahnung davon. Und einige Jahre später, also noch nach jener Zeit, sind nicht im Innern Afrikas, sondern ganz dicht an großen Städten noch ganz andere Geschäfte gemacht worden, da hat noch mancher Händler für ein Glas voll Schnaps dasselbe Glas von einem Kaffern mit Diamanten gefüllt bekommen!!

Hier lag freilich ein etwas anderer Fall vor, und doch schließlich mit jenem ganz vergleichbar.

Es war eben ein neues Ei des Kolumbus, welches der geriebene Junge da gelegt hatte. So viel mir bewußt, war noch kein anderer auf die Idee gekommen, den Eingeborenen Afrikas und anderer Länder solche sogenannte Nürnberger Spielsachen als Tauschartikel anzubieten.

Und das war bei dem Jungen nicht etwa so ein Zufall gewesen, er hatte also nicht nur so ein paar Spielsachen in der Tasche gehabt. Wie ich mich inzwischen bereits überzeugt, hatte er die ganzen Blechkisten, in denen ich erst Proviant vermutete, voll lauter solchen automatischen Spielsachen. Er hatte sie in Hamburg dutzendweise bei einem Engroshändler gekauft, und ich wußte auch schon, daß morgen oder vielleicht noch heute abend der Tauschhandel nun noch um dem Gefolge des Häuptlings beginnen sollte, und gab es doch auch in Monrovia reiche Schwarze genug, und selbst der Aermste konnte noch zur Genüge ausgeplündert werden, denn mochten die Eingewanderten solches Zeug schon von Amerika aus kennen, in Monrovia selbst gab es so etwas jedenfalls noch nicht.

Woher das kommt? Du lieber Gott! Als ich vor zehn Jahren zum ersten Male als Schiffsjunge nach England gekommen war, da wurden auf den Straßen schon die Bananen wie bei uns die

Aepfel verkauft, spottbillig, und in Deutschland bekam man überhaupt noch gar keine Banane zu sehen, und so ist es wohl noch heute, da ich dies als alter Mann in meinem Leuchtturm schreibe. Damals aber traf dies sogar noch bei den Apfelsinen zu.

Hierüber, wie für solch billiges Spielzeug derartige Kostbarkeiten hingegeben werden können, ist also kein Wort mehr zu verlieren, höchstens noch, daß der schwarze Fürst in dieser Hinsicht eben ganz einem Kinde glich, welches doch auch lieber mit einem Püppchen spielt als mit einem Steinchen, mögen diese auch noch so schillern und bunt sein.

Aber wie lange würde die Periode derartiger Tauschgeschäfte dauern? Höchstens vierzehn Tage. Ganz Monrovia hatte unterdessen schon erfahren, wie Kididimo ausgeplündert worden war, alle, nicht nur die Händler, waren in fieberhafte Aufregung versetzt worden, ähnlich dem Goldfieber Kaliforniens, und da waren genug spekulative Engländer und Yankees vorhanden, Monrovia war schon damals telegraphisch verbunden, es wurde bereits eifrigst gekabelt, nicht nach Nürnberg, sondern nach den nächsten Städten, wo man solche Spielsachen bei Händlern vermuten konnte – – kurz und gut, schon in vierzehn Tagen würden all diese afrikanischen Küsten mit derartigen Sachen überschwemmt sein, einige hundert Prozent, das genügt ja auch schon, bis diese unschuldigen Eingeborenen nicht viel mehr dafür bezahlen würden als an der Stätte der Fabrikation, und dann wollten sie selbst nichts mehr von dem Spielzeug wissen, würden es höchstens noch für ihre Kinder kaufen, Stück für Stück eine Kokosnuß.

So geht es immer und überall, das ist bei den modernen Verkehrseinrichtungen der Welt Lauf.

Dieser deutsche Zigeunerjunge aber hatte das Fett abgeschöpft, und so etwa vierzehn Tage konnte er auch noch weiter schöpfen.

Hierüber hatten wir uns unterhalten.

»Der Junge hat seinen Beruf verfehlt, der hätte Finanzminister werden sollen,« meinte ich.

»So? Ich glaube gerade, das dies die einzig richtige Laufbahn ist, die er ergriffen hat, oder auf die er vielmehr durch Neigung gedrängt worden ist, und ich möchte fast annehmen, daß er noch mehr solche Ueberraschungen in Bereitschaft hat.«

Da hatte nun wieder Blodwen recht. Es war ja auch von mir nur so ein Wort gewesen.

»Was wird er mit dem Schmuck anfangen?« fragte Blodwen. »Ich würde ihn gern kaufen.«

Ein schwarzer Bote kam, brachte an mich einen Brief von der Senorita Calioni, die in einem französischen Hotel abgestiegen war. In impertinentem Tone teilte sie mir mit, sie habe erfahren, daß der Käufer, der auf ihre Jacht hinübergewandert war, ja nur ein Junge sei, und sie fordere sofort ihre 50 000 Dollar von mir, der ich garantiert hätte.

Karlemann befand sich noch in seiner früheren Kabine bei seinen Sachen, er wurde geholt, und ganz von selbst begann er wegen des Verkaufes der Kleinodien. Hierbei war auch Doktor Selo zugegen.

»Mit einigem Rat kann ich Ihnen wohl dienen, soweit eine Abschätzung solcher Schmucksachen überhaupt möglich ist. Mein Onkel, bei dem ich erzogen wurde, war Juwelier, er hatte mich zu seinem Nachfolger bestimmt, ein Jahr habe ich in seinem Geschäft gelernt, und ich soll für Goldschmuck und Juwelen ein sehr guter Taxator gewesen sein.«

Es war ja eben nur eine ungefähre Schätzung möglich, von einem Liebhaber- und selbst Kunstwert mußte ganz abgesehen werden. Etwa wie im Leihhaus, und als Doktor Selo seinen geputzten Klemmer wieder auf die krumme Nase gesetzt hatte und die Kleinodien eingehend betrachtete, machte er mir auch ganz den Eindruck solch eines Leihhausjuden.

Den Elfenbeinstab allein schätzte er auf 75 000 Dollar, die Halskette mit allem Anhang auf 100 000, die Arm- und Fußspangen

und Ringe schätzte er summarisch ab, unter den Ringen sofort einen Diamanten als falsch erkennend.

»Daß darunter falsche Steine sein können, erschwert die Sache ungemein. Aber ... nun ... ich würde das Ganze, wenn ich kein besonderes Geschäft durch Wiederverkauf machen will, nur mit zehn Prozent rechnen, mit rund fünfmalhunderttausend Dollar beleihen.«

Und Doktor Selo nahm den Klemmer ab, um ihn noch einmal zu putzen.

Wieder beschlich mich ein fast ängstliches Gefühl. Ich dachte daran, was für eine Menge Geld es doch in der Welt gibt, was für ein ungeheueres Vermögen dieser nackte Negerhäuptling doch nur so als Putz mit sich herumgeschleppt hatte, und ich dachte daran, wie dieser zwölfjährige Sohn eines armen Dorfschmiedes mit einem Schläge plötzlich ein doppelter Millionär sein sollte, und nicht einmal durch die Gunst des Schicksals, nicht durch Lotteriespiel, sondern durch einen Trick, den er durch eigene Geisteskraft ausspekuliert und durch energievollen Wagemut glücklich ausgeführt hatte.

Und doch, kann so etwas nicht jeden Tag vorkommen? Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht ist es jedenfalls nicht.

Einige Jahre später ist ja etwas viel Tolleres passiert.

Ein armer, schwindsüchtiger Pastorssohn wird auf Kosten einer wohltätigen Gesellschaft nach Südafrika geschickt, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen – und ein halbes Jahr später ist er ein hundertfacher Millionär – und noch später nennt man den ehemaligen englischen Pastorssohn den ungekrönten König von Südafrika! Cecil Rhodes.

Ja, diese Pastoren! Ich halt's mit den Pastoren. Auch ich war ja von einem Ochsen so mittenmang ins Gold gejagt worden.

Jetzt aber durfte ich nicht träumen, mußte meine Sinne zusammennehmen. Es handelte sich um mehr als den vierten Teil unseres Schatzes, den wir hinzugeben hatten, denn die Zinsen

von Blodwens Vermögen . . . auch mir ist der Sperling in der Hand stets lieber als die Taube auf dem Dache gewesen.

»Hatte Ihr Onkel ein Leihamt?« fragte ich den Arzt.

»Ja, in Genua, das größte vielleicht von ganz Italien.«

Aha! Ich hatte also doch richtig gewittert, als er vorhin den Klemmer auf die krumme Nase gesetzt hatte.

»Und da kamen auch solch ungeheure Beleihungen auf Juwelen vor?«

»Gewiß, oft genug. Ganz in der Nähe sind Monte Carlo und Nizza, wo schon damals Spielhöllen in Menge existierten.«

»Da muß Ihr Onkel doch ein schwerreicher Mann gewesen sein.«

»Reich war er allerdings, aber zu so etwas hatte sein Kapital doch nicht gelangt. Er war in solchen Leihgeschäften nur der Vermittler der Lombard-Bank.«

»Und Sie sollten mit in dieses Geschäft kommen?«

»Ja! Aber mich trieb eine unwiderstehliche Neigung zum ärztlichen Beruf und noch unwiderstehlicher in die weite Welt hinaus.«

»Lebt Ihr Onkel noch?«

»Nein.«

»Beerbten Sie ihn?«

»Gar nichts bekam ich. Eben weil ich nicht seinem Wunsche entsprach, meine eigenen Wege ging, enterbte er mich.«

»Wußten Sie schon vorher, daß Sie leer ausgehen würden, ehe Sie sich seinem Wunsche widersetzen?«

»Gewiß. Es hatte böse Szenen genug gegeben. Ich verzichtete von vornherein.«

Da hielt ich meinem Schiffsarzt die Hand hin, und ich drückte sie ihm in hochachtungsvoller Anerkennung.

Ach, hätte ich schon ahnen können, wem ich damals die Hand so treuherzig drückte!!

»Ich würde den ganzen Schmuck gern zu diesem Preise kaufen,« sagte Blodwen; »wenn sich aber nun Herr Doktor Selo zu Algots Ungunsten sehr geirrt hätte?«

Das war wieder einmal ganz Blodwen gewesen!

»Ich bin mit 500 000 Dollar zufrieden,« erklärte Karlemann, »her damit!«

Wußte der, daß wir so viel Gold an Bord hatten? Es konnte möglich sein, obgleich es unseren Leuten, welche die Geldsäcke doch erst von der Bank abgeholt hatten, streng verboten war, darüber zu sprechen.

Aber ich vermutete mehr, daß der Junge trotz aller sonstigen Schlaueit gar nicht wußte, was für eine Summe das war, besonders nicht in Gold – ich hatte es bis vor einigen Wochen auch nicht gewußt.

Im übrigen will ich gleich hier bemerken, daß sich noch an demselben Tage ein holländischer Jude einfand, dessen Höchstgebot die taxierte Summe des Arztes nur wenig überstieg.

»Sie können das Geld auch sofort bekommen, mein kleiner Herr Kapitän, sogar in Gold.«

»Gold will ich auch nur haben, solche Papierwische nehme ich gar nicht an,« war die selbstbewußte Antwort.

»In englischen Goldstücken.«

»Sterlings? Jawohl, die sind mir gerade recht lieb.«

»Wissen Sie auch, wieviel das sind, 500 000 Dollar?«

»Das sind . . . 100 000 Pfund Sterling.«

»Und was dürften die wiegen?«

Nur eine kleine Pause der Ueberlegung.

»So ungefähr zwanzig Zentner.«

Alle Wetter, ich hatte mich in dem Jungen wiederum geirrt!

Noch ehe ich etwas sagen konnte, hatte Karlemann den schmutzigen Finger an seine schmierige Nase gelegt und blickte in einer Weise sinnend vor sich hin, daß jetzt unbedingt ein großer Gedanke kommen mußte, dem ich erwartungsvoll entgegensah.

»Hm. Wohin bringe ich denn nun das viele Gold? Ich habe schon immer daran gedacht, aber ... nicht daß es so schnell gehen würde, es kommt mir etwas zu unerwartet.«

»Nun, die Staatsbank von Liberia ist doch gut ... «

»Ist nicht,« unterbrach er mich. »Das Geld könnte wohl auf meinen Namen abgegeben werden, aber wenn ich einmal Geld brauche, da könnte es doch eine faule Sache sein, meine Unterschrift würde wohl nicht gelten, ich bin doch noch nicht mündig, und ... «

Weiß Gott, er hatte recht! Das wäre mir ja schließlich auch noch eingefallen, ich mußte nur staunen, wie dieser Junge so selbständig seine Unselbständigkeit erkannte. Anders kann ich mich kaum ausdrücken. Er wollte eben als Mann behandelt sein, weil er sich als Mann fühlte, und dazu gehörte auch die Erkenntnis, daß er in Wirklichkeit noch ein Kind war.

»Hm,« fuhr er fort, immer noch den Finger an der Nase. »Und dann hätte das auch noch einen anderen Haken.«

»Welchen?«

»Wenn die Maus und der Hampelmann nun kaputt gehen? Der Schwarze könnte mir doch noch auf den Leib rücken, und wenn ich nun das ganze Geld hier auf der Bank habe ... «

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte aus vollem Halse lachen. Also auch mit so etwas rechnete dieser Bengel schon!

»Am liebsten würde ich ja das ganze Geld mit auf den Knipperdolling nehmen.«

»Wohin?« fragte ich verwundert, nicht recht gehört zu haben glaubend.

»Auf den Knipperdolling.«

»Was ist denn das?«

»Nun, meine Jacht. Ach so, das wissen Sie noch nicht. Der Name ›Farewell‹ gefällt mir nämlich gar nicht, und da habe ich das Schiffchen ›Knipperdolling‹ getauft.«

Knipperdolling – na, einen seltsameren Schiffsnamen hätte man wohl kaum finden können! Selbst Doktor Selo mußte wieder einmal lachen.

»Wie sind Sie denn auf diesen Namen gekommen?«

»Nur so – der Name gefällt mir.«

»Wissen Sie denn, wer Knipperdolling gewesen ist?« lachte ich.

»Nee.«

»Das wissen Sie überhaupt gar nicht?«

»Nee.«

»Ja, wie sind Sie denn nur auf diesen Namen gekommen?«

Ich weiß nicht – ich habe den Namen einmal irgendwo gehört – ein Mensch hieß doch wohl so – und der Name gefällt mir.«

»Knipperdolling war ein Wiedertäufer, im 16. Jahrhundert.

Mehr konnte ich dem Jungen, der sicher noch nicht einmal etwas von den Wiedertäufern gehört hatte, hier ja nicht erzählen, und Karlemann hatte überhaupt nur eines herausgehört.

»Ein Wiedertäufer war er? Na ja, da paßt's ja gerade recht gut für mein Schiffchen.«

Wir mußten noch lange lachen. Karlemann und Knipperdolling – wahrhaftig, in gewissem Sinne paßten diese beiden Namen zusammen!

Karlemann ließ sich durch unser Lachen nicht stören. Er sann noch immer.

»Aber sehen Sie, die jetzige Mannschaft gefällt mir nicht recht – da muß ich erst meine eigene haben, der ich vertrauen kann – ich dachte schon, mir von Ihren Matrosen ein paar ... nein, wissen Sie was, ich schicke das ganze Geld lieber nach Hause, an meinen Vater – oder lieber an meine Mutter, der Vater könnt's versaufen – geht das?«

Unseren Ernst zurückfinden konnten wir bei solchen Worten natürlich nicht, und ich selbst in meiner lebhaften Phantasie malte mir schon aus, wie der arme Dorfschmied die zwei Millionen Mark bekam und sie schleunigst in Schnaps umsetzte.

»Gewiß, das geht.«

»Haben Sie denn so viel Geld bei sich? Aber keine solche Papierlappen, das sage ich gleich.«

Also er wußte noch nicht, daß wir so viel Gold an Bord hatten. Dann lag hier ein Rätsel vor. Und doch nicht. Sondern uns verband eine eigentümlich gemeinsame Charaktereigenschaft. Denn auch dieser Junge dachte doch sofort daran, das ganze Geld mit sich an Bord zu nehmen, er traute nur nicht recht der jetzigen Mannschaft.

Ich belehrte ihn, daß es beim Abschicken ja gar nicht darauf ankäme, ob Gold oder Papier, Karlemann sah alles ein, und sofort wurden Anstalten getroffen, um dieses Geschäft gleich zu erledigen, jetzt in der achten Abendstunde, wobei zu bedenken ist, daß in diesen heißen Gegenden die Geschäftsstunden bis um elf Uhr und bis um Mitternacht währen. Dagegen ist zu Mittag alles für drei bis vier Stunden geschlossen.

Wenn wir solch eine Zahlung vermutet, dann hätten wir uns nicht mit der goldenen Last zu schleppen brauchen. Nun, einmal herunter mußte das Gold doch sowieso wieder.

Die Staatsbank wurde benachrichtigt, und eine Viertelstunde später lieferte ich dort Goldsäcke im Werte von 500 000 Dollar ab – Liberia hat nordamerikanisches Geld – hiervon wurden 450 000 Dollar nach Ritnese auf den Schmiedemeister Moritz Algots angewiesen, oder vielmehr auf den Namen seiner Frau, welche auch sofort durch die Post benachrichtigt wurde – und als ich dies alles tat, da mußte ich mich wiederum mehrmals fragen, ob dies alles denn nicht nur ein sonderbarer Traum sei! Am deutlichsten kam mir der Gedanke an einen Traum, wenn ich diesen zwerghaften Jungen dabei ansah, der sich durchaus nicht waschen wollte.

So blieben noch 50 000 Dollar liegen, vorläufig auf meinen Namen, die ich sofort der Calioni anweisen wollte.

Um den unmündigen Jungen nicht als Aussteller fungieren zu lassen, wollte ich lieber gleich selbst hingehen. Karlemann war

mit allem einverstanden, wie ich das machen wollte, und ... es reizte mich überhaupt etwas, ich weiß selbst nicht, was es war, noch einmal die Tänzerin aufzusuchen. Nicht etwa, daß ich unlautere Hintergedanken dabei gehabt hätte – ganz im Gegenteil – ich wollte mich einer Versuchung aussetzen, um sie siegreich zu bestehen – so eine Art Gefühl des Raubtierbändigers, wenn er den Zwinger betritt – kurz, ich ging selbst hin, um ihr die Anweisung zu überbringen und die Quittung in Empfang zu nehmen.

Karlemann hatte keine Lust, mitzugehen, er sehnte sich nach seinem Schiff zurück, und ich mußte ihm versprechen, heute abend noch einmal zu ihm zu kommen.

Zehn Minuten später stand ich in dem französischen Hotel der Tänzerin gegenüber, die es sich für die Nacht schon recht bequem gemacht hatte.

Ich wünschte guten Abend. Sie richtete sich nvr etwas auf dem Sofa empor, auf dem sie gelegen hatte.

»Ich bringe Ihnen im Auftrage von Karl Algots das Geld für die Jacht – 50 000 Dollar – eine Anweisung auf die hiesige Staatsbank.«

»Bitte, nehmen Sie Platz.«

»Danke, ist nicht nötig. Sie brauchen hier nur diese Quittung auszufüllen.«

»Habe ich Ihnen etwas getan?«

»Mir? Nicht, daß ich wüßte!«

»Habe ich Sie beleidigt?«

»Bitte, Seniorita, wir wollen doch dieses Geschäft ... «

»Haben Sie vorhin meinen Brief erhalten?«

»Jawohl.«

»Er war recht unhöflich abgefaßt, nicht wahr?«

»Wenn Sie es hören wollen, allerdings.«

»Ich tat dies mit Absicht.«

»Wieso mit Absicht?«

»Es könnte doch sein, daß Ihre Gattin – Ihre Geliebte wollte ich sagen, diesen Brief in die Hände bekam, Sie scheinen ja in Gütergemeinschaft zu leben ...«

»Bitte, nehmen Sie hier diese Anweisung, und stellen Sie die Quittung aus.«

» ... und hätte ich mich zärtlicher oder nur höflicher Ausdrücke bedient, so hätte die Lady glauben können, ich wollte sie eifersüchtig machen.«

»Wollen Sie jetzt hier unterschreiben?«

»Herr Kapitän Jansen, können Sie die Wahrheit nicht vertrauen?«

»Das kann ich immer.«

»Nun denn: Sie sind ein schöner Mann, ein ganzer Mann, Sie gefallen mir ...«

»Ich empfehle mich, ich komme morgen wieder.«

» ... aber noch mehr muß ich Sie bemitleiden.«

Das allerdings war etwas, was meinen schon zur Türe gerichteten Schritt noch einmal stocken ließ.

»Sie bemitleiden mich?«

»Ich bedauere Sie unsäglich.«

»Weshalb?«

»Erst lassen Sie uns jetzt das Geschäft erledigen.«

Es war doch ein ganz raffiniertes Weib, und nun brauchte sie erst lange Zeit, um die Quittung auszustellen.

»Alles in Ordnung. Sie können das Geld heute noch von der Bank abholen. Ich empfehle mich.«

»Sie wollen also nicht hören, weshalb ich Sie so sehr bemitleide?«

In diesem Augenblick kam mir das braune Weib wie eine Hexe vor, wenn auch wie eine junge.

»Nun, und?«

»Ich habe inzwischen über Ihr beiderseitiges Verhältnis zu erfahren bekommen ...«

»Von wem?«

»Das lassen Sie meine Sache sein. Es ist hier jemand, der Sie sowohl als auch die Lady Leytenstone sehr gut kennt, von der ja auch ich schon genug zu hören und zu lesen bekommen habe. Erlauben Sie, daß ich erst einmal von Ihnen spreche.«

»Bitte.«

»Ihr Ideal ist, ein eigenes Schiff zu besitzen, auf dem Sie frei in der Welt umherfahren können, als selbständiger Kapitän. Nicht wahr?«

Das hatte sie sehr leicht an Bord meines eigenen Schiffes von Matrosen erlauschen können, ich hatte ja ehemalige Freunde darunter, mit denen ich mich früher über so etwas unterhalten hatte.

»So ist es,« bestätigte ich.

»Nun, Herr Kapitän – ich bin ein freies Weib, welches keine Fesseln kennt – lebe ganz meinen Neigungen – etwas emanzipiert – etwas exzentrisch – sogar etwas sehr – und ich bin reich – reicher als Sie denken – und Sie gefallen mir eben – – kurz und gut, ich will Ihnen Ihr Ideal verwirklichen.«

Ich konnte die schöne Sprecherin nur anstarren, doch begriff noch gar nicht, wohinaus das alles eigentlich wollte.

»Sie verstehen nicht, was ich beabsichtige?«

»Ganz und gar nicht.«

»Nun – wie gesagt – ich will eben Ihr Ideal verwirklichen – nennen Sie es meinetwegen eine Caprice von mir – ich will Ihnen so viel Geld geben daß Sie sich solch ein Schiff kaufen und es unterhalten können, ganz sorglos.«

Ich glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, behielt aber meine Besinnung, wollte etwas aushorchen.

»Dazu bedürfte ich ungefähr einer halben Million Dollar.«

»Na ja, sollen Sie haben – kann ich mir leisten.«

»Die würden Sie mir geben?« vergewisserte ich mich nochmals.

»Jawohl.«

»Leihweise?«

»Nein. Schenken. Wenn Sie einmal in der Lage sind, können Sie mir es ja zurückerstatten, oder nein, diese Summe irgendeiner wohltätigen Anstalt vermachen. Falls Sie nicht gern Geschenke annehmen. Und ich komme nicht etwa mit Ihnen – ich danke für diese Seefahrerei – einmal und nicht wieder. Nun, nehmen Sie das an? Ich bitte Sie sehr.«

Was für ein Glückspilz war ich doch! Es mit einem Male geworden. Früher war meine ganze Sehnsucht gewesen, daß ich einmal jemanden fand, der mir 50 000 Taler gepumpt hätte, und jetzt wurden mir die Millionen von allen Seiten nur so in die Taschen gepfropft.

So hätte ich denken können. Ich aber fuhr grimmig empor.

»Madam, wofür halten Sie mich eigentlich?!«

»Nun?« erklang es kalt zurück.

»Sie wagen mir solch ein Angebot zu machen?! Wie kommen Sie eigentlich dazu?«

»Bah,« sie machte eine verächtliche Bewegung. »Haben Sie denn nicht ganz genau dasselbe von der Lady Leytenstone angenommen?«

»Das ist etwas anderes, und . . . genug, genug . . .«

»Warten Sie doch noch einen Augenblick!« Ihre brennenden Augen wußten mich wirklich noch einmal auf die Stelle zu bannen. »Sie denken wohl, Sie haben Ihr Ideal schon erreicht, indem Sie jetzt Ihr eigenes Schiff besitzen, so daß mein Angebot gar nicht mehr nötig wäre?«

»Allerdings bin ich vollständig zufriedengestellt, ich bin glücklich, ich liebe Lady . . .«

»Hahahaha!!« brach sie jetzt plötzlich in ein schrilles Lachen aus. »Sie Narr, Sie blinder Maulwurf! Oder aber Sie betrügen sich selbst! Sie ein freier Mann? Wissen Sie, was Sie sind? Ein Hampelmann sind Sie, nämlich in der Hand eines launenhaften Weibes, das Sie nach seinen Launen tanzen läßt! Und ich sage Ihnen: ich kann jeden Menschen auf den ersten Blick beurteilen – und ich

irre mich nie – und Sie werden dieses Weib noch kennen lernen – hüten Sie sich! – aus dieses Weibes Augen blitzt eitel Grausamkeit, die nur auf Gelegenheit wartet, um zum Durchbruch zu kommen – diese Lady ist zweitausend Jahre zu spät geboren worden – die paßte in Neros Zeiten hinein – denn ich sage Ihnen: die ist fähig, nur aus grausamer Wollust Löwen und Tiger auf Menschen zu hetzen . . . «

Schmetternd flog die Tür zu. Ich hatte sie von draußen zugeworfen. Wie ich hinunter auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht.

Sapristi!!! Das heißt, es war aber ein drei Ellen langer Fluch, in dem ich mir Luft machen mußte.

Schade, jammerschade, daß das ein Weib und kein Mann gewesen war, der mir so etwas gesagt hatte, der hätte aber etwas zu hören oder vielmehr zu fühlen bekommen!!

Ich ein Hampelmann?! In Blodwens Händen eine Hampelpuppe?!

Die ganze bisherige Zeit flog schnell an meinem Geiste vorüber – ja, ich hatte manchmal nachgegeben – sollte ich auch nicht! – aber sonst . . .

Ach, es war ja überhaupt Unsinn, nur noch daran zu denken! Das war ja dieses miserable Frauenzimmer gar nicht wert!

Meine Blodwen so schlecht zu . . . nein, gar nicht mehr daran denken!

Und es gelang mir. In einer Kneipe bei der Unterhaltung mit einem fremden Kapitän fand ich mein seelisches Gleichgewicht vollkommen wieder.

Ich war ja eine viel zu gutmütige Natur, viel zu sorglos, in dieser Hinsicht auch viel zu leichtsinnig, um mir noch lange Gedanken darüber zu machen. Bald wäre ich imstande gewesen, selbst dieser Tänzerin alles wieder zu verzeihen, es hätte ihrerseits nur ein bittendes Wort bedurft, ich hätte sie nur in irgendeiner kleinen Not zu sehen brauchen. –

Erst später sollten mir die Augen aufgehen, um zu erkennen, wie furchtbar wahr diese mexikanische Tänzerin gesprochen hatte!

EIN GEHEIMNISVOLLER BESUCH, UND WIE ICH SELBST ZUM
SKLAVENHÄNDLER WERDE.

»Denke dir nur, Blodwen, was ich soeben bei der Mexikanerin erlebt habe!«

Mit diesen Worten trat ich vor Blodwen wieder hin – und wenn etwas meinen damaligen Charakter offenbarte, so geschah es hierdurch.

Ich erzählte – alles – mit Ausnahme von Blodwens vorgebllicher Grausamkeit, das verschwieg ich, ich hätte sie doch sonst grenzenlos gekränkt.

Blodwens Verhalten war ein ganz eigentümliches. Wenn sie in Schmähungen über jene Tänzerin ausgebrochen wäre, ich hätte mich nicht gewundert, hätte es für gerechtfertigt gefunden – denn sie gehörte zum Menschengeschlecht und stand auf keiner besonders hohen philosophischen und ethischen Stufe. Darin konnte ich äußerst gerecht denken.

Aber nichts dergleichen. Langsam nestelte sie ihre Taille auf und zog das Ledertäschchen heraus, das ich ihr von einem Matrosen hatte machen lassen.

»Hast du dir die geographische Ortsbestimmung aufgeschrieben, wo wir neulich das Gold versenkten?«

»Nein.«

»Du kannst die Zahlen auswendig?«

»Ja.«

»Sage sie mir!«

Ich sagte die Zahlen leise auf, sie stimmten mit denen überein, die auf dem Zettelchen standen, das sie dem Ledertäschchen entnommen hatte.

»Kannst du das für immer auswendig?«

»Für immer.«

Schnell hielt sie das Papier über die Petroleumlampe, sofort fing es Feuer, verbrannte.

»Was soll das?«

»Du kannst noch fragen?«

»Blodwen!«

»Was mein ist, soll dein sein, und ich will nichts von dir zu beanspruchen haben, als was du mir gutwillig gibst. Nach wie vor werden wir unser Geld überall im Meere verteilen, aber niemals mehr will ich wissen, wo es liegt. Und wenn du stirbst? Dieser Tag wird auch mein letzter gewesen sein.«

Ich schloß sie in meine Arme. Es war das Allereinfachste. So einfach, wie sie gesprochen hatte.

Dann hatte ich noch viel zu tun. Zunächst ließ ich mich nach dem etwas weiter draußen liegenden holländischen Schiffe rudern, in welchem die Hälfte meiner Leute heute fast den ganzen Tag gescheuert hatte.

Es war mit Reserveankern von unserem Schiffe versehen worden, ich prüfte diese, teilte eine Wache von vier Mann ab, welche während der Nacht abwechselnd wachen sollte, gab allen übrigen bis auf die notwendigste Wache für das eigene Schiff Urlaub, an Land zu gehen, und dann suchte ich Karlemanns ›Knipperdolling‹ auf.

Es war gegen zehn Uhr und an Deck der kleinen Jacht so lebendig wie noch in der ganzen, hellerleuchteten Stadt.

Einige Dutzend schwarzer Gestalten hatten sich eingefunden, im Gegensatz zu den Bewohnern der Stadt, die immer gern die neueste Mode mitmachen, mehr ganz als halbnackt, aber ich sah vielen Schmuck – kurz, Karlemann war schon wieder beim Kaupeln, hing den unschuldigen Söhnen der Wildnis seine Mäuse, Krokodilchen und Schellenmännchen auf, nahm ihnen dafür die Ringe aus Ohren, Nase und von allen anderen Körperteilen.

Wie das noch enden würde, war noch gar nicht vorauszusehen. Der zwölfjährige Junge würde bald dem alten Vanderbilt Konkurrenz machen können. Hatte ich aber das Heft in Händen, so würde ich dafür sorgen, daß er an Blodwen keine große Käuferin mehr für seine afrikanischen Schmucksachen fand. So vernünftig würde Blodwen wohl auch sein.

Ich sah einige Minuten zu, der Junge ließ sich gar nicht stören, dort stände der Kapitän, der hätte die Schlüssel, sollte mir unten alles zeigen.

Es war eine reizende Einrichtung, aber eben für Zwerge berechnet. Damastbettdecken, das feinste Silberzeug, alles auf den Namen der Calioni graviert – fürwahr, der Junge hatte einen Spottpreis dafür bezahlt.

Es war gut, daß ich mir die Miniaturjacht einmal besehen hatte, die Karlemann fernerhin als seine Heimat betrachten wollte, denn ich sollte nicht so bald wieder Gelegenheit dazu bekommen. Aber was dieser geniale Zigeunerknabe daraus zu machen imstande war, das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Nur so verdrecken lassen durfte er sie nicht wie sich selbst.

Der Jachtkapitän wollte mich aushorchen, wollte mir dann etwas von der Mexikanerin erzählen; aber der Mann gefiel mir überhaupt nicht, ich ließ mich nicht mit ihm ein.

Als ich an Bord meines Schiffes zurückkehrte, meldete mir die Deckwache, in der Kajüte warte auf mich ein Neger.

»In der Kajüte?« fragte ich verwundert, schon mehr bestürzt.

»Ja – das heißt – 's ist nur ein Neger, weil er schwarz ist,« sagte Wilm stockend, »eigentlich ist's ein ganz feiner Herr, er hat sogar eine Angströhre auf und Handschuhe an den Fingern.«

»Ja, wie kommt der denn aber in die Kajüte?!«

»Ich ließ ihn auch nicht an Bord, als er nach dem Kapitän fragte – er blieb auf dem Kai stehen – dann kam die Lady an Deck – und da sind die beiden ins Quasseln gekommen – und da hat die Lady

den Neger mit der Angströhre und mit den Handschuhen eben mit herein in die Kajüte genommen.«

Meine Bestürzung war begreiflich. Unbegreiflich war nur Blodwens Verhalten. Konnte ihr doch auch hier in einer ziemlich kultivierten Gegend Afrikas ebensogut wie in England von gewisser Seite aus nach dem Leben getrachtet werden. Und sie nahm einen fremden Mann mit sich in die Kajüte!

Hierbei halte ich die Bemerkung für notwendig, daß mir wegen des fremden Negers, der nach des Mattrosen Beschreibung ein tadelloser Gentleman sein sollte, aber nur bekleidet mit Zylinder und Handschuhen, nicht der leiseste mit Eifersucht verwandte Gedanke aufstieg.

»Sie ist allein mit ihm in der Kajüte?«

»Ich glaube wohl.«

»Wo ist der Schiffsarzt?«

»Vorhin saß er in seiner Kabine.«

Nun, ich brauchte nicht weiter zu forschen, ich hatte ja nur ein paar Schritte.

Noch an Deck traf ich mit Blodwen zusammen, die eben aus der Kajüte trat.

»Ich hörte deine Stimme, Richard.«

»Was für ein Neger ist das?«

»Er beehrte dich zu sprechen. Die Wache ließ ihn nicht an Deck, ich sah ihn stehen, er machte einen so netten Eindruck, fragte ihn, was er wünsche, die Antwort war die eines gebildeten Mannes – kurzum, ich konnte ihn nicht so draußen stehen lassen, eben gerade deshalb nicht, weil es ein Neger ist – ich nötigte ihn in die Kajüte.«

»Was will er denn von mir?«

»Das will er nur dir selbst mitteilen. Er ist ja erst vor zehn Minuten gekommen, wir haben uns nur etwas über Liberia unterhalten – ein ganz gebildeter Mann, trotz seiner schwarzen Haut.«

»Blodwen, Blodwen, und du, die sich wegen ihrer Sicherheit ganz auf ein Schiff zurückgezogen hat, du nimmst einen dir wildfremden Mann mit in die Kajüte?!«

»Ja, wenn ich nicht einmal auf meinem eigenen Schiffe frei handeln darf, wo bin ich denn sonst in Sicherheit?« war ihre stolze Gegenfrage, und ich verstand sie.

Schon in ihrer römischen Villa hatte sie trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch immer bewiesen, daß sie im Grunde genommen keine Furcht hatte, mindestens ihre hinterlistigen Feinde verachtete.

Ich betrat die Kajüte. Der schwarze Besuch erhob sich.

Es war ein tiefschwarzer Neger, mir nur wenig an Größe nachgebend, dabei herkulisch gebaut – ich taxierte ihn sofort für einen Zulu, der wohl der größte und schönstgebaute Repräsentant der afrikanischen Rasse ist, auch die größte Intelligenz und den ritterlichsten Charakter besitzt, was sich wiederum schon in den Gesichtszügen ausdrückt.

Und nun präsentierte sich mir hier auch noch ein wirklich tadelloser Gentleman im schwarzen Gehrockanzug, der seinen Zylinder in der Hand zu halten wußte, und auch nichts von allem dem buntschreienden Tand, mit dem sich sonst der Neger so gern herausstaffiert, wenn er einmal von der Kultur etwas beleckt worden ist und er Geld in die Tasche bekommen hat, wodurch er stets für den Europäer ein so lächerliches Zerrbild wird.

»Sie wünschen?«

»Habe ich die Ehre, Herrn Kapitän Richard Jansen aus Danzig zu sprechen?« lautete die Gegenfrage, im besten Englisch gegeben, mich aber auch gleich stutzig machend.

Was ging es den an, ob ich aus Danzig oder sonstwoher war? Das war überhaupt eine ganz ungebührliche oder doch ungewöhnliche Frage, wenigstens für einen Seemann. Denn bei einem Kapitän kommt es wohl darauf an, von welchem Schiffe er ist,

das setzt man gewöhnlich hinzu, aber das Woher, das hat doch gar nichts zu sagen.

Nun, dieser Neger mochte solch eine Routine nicht kennen.

»Bin ich. Ihr Name?«

»Ich habe mir den Namen Peter Steffens gegeben.«

»Was soll das heißen: Sie haben sich diesen Namen gegeben?«

fragte ich mißtrauisch.

»Nun, bei meiner Freilassung. Ich war früher Sklave.«

Ach so, jetzt verstand ich. Als Sklaven führen die Neger doch gewöhnlich biblische oder klassische Namen, Gideon, Simson, Jupiter und dergleichen. Werden sie freigelassen, können sie sich einen bürgerlichen Namen wählen, auf den ihr Freibrief registriert wird. Mit Vorliebe wählen sich die eiteln Neger dann immer möglichst pompöse Namen, solche von berühmten Männern, was ihnen aber auch versagt werden kann, damit nicht zu viele Irrtümer entstehen. Genau so ist es früher mit den österreichischen Juden gemacht worden, daher auch die vielen Blumennamen und andere ungewöhnliche.

Dieser hier war mit Peter Steffens einmal recht bescheiden gewesen.

»Was wünschen Sie also von mir, Mister Steffens?«

»Gestatten Herr Kapitän, daß ich Sie unter vier Augen spreche?«

»Wir sind ja unter vier Augen, und belauscht können wir hier nicht werden.«

Er wagte es nicht auszusprechen, nur seine Augen richteten sich nach Blodwen, welche hinter mir wieder eingetreten war.

»Diese Dame bleibt hier – vor dieser Dame habe ich kein Geheimnis.«

»Ich bitte Sie, Herr Kapitän . . . «

»Lady Leytenstone bleibt hier,« wiederholte ich, »und wenn Sie mir Ihr Geheimnis nicht in Gegenwart dieser Dame anvertrauen

können, so will ich es gar nicht wissen, und überhaupt bin ich kein Freund von solcher Geheimniskrämerei.«

»Handelt es sich denn um ein Geheimnis?« fragte Blodwen.

In der Tat, eigentlich hatte der Neger von so etwas noch gar nichts gesagt. Nur daß er mich so partout unter vier Augen sprechen wollte, hatte dies angedeutet.

»Nicht gerade ein Geheimnis . . . « entgegnete er jetzt zögernd, und Blodwen fiel ihm wieder ins Wort.

»Handelt es sich etwa um das holländische Wrack?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

Der Neger hatte sich aus seiner etwas verlegenen Stellung emporgerichtet, ein scharfer Blick, der aber nichts Stechendes an sich hatte, musterte Blodwen.

»So darf ich in Gegenwart dieser Dame ganz offen sprechen?«

»Ganz offen.«

»Nun denn, Herr Kapitän, ich habe ein großes Anliegen an Sie.«

»Nehmen Sie erst Platz, bitte!«

Ich hatte mich auf die Lehnbank gesetzt, welche um den Tisch herum lief, desgleichen Blodwen, der Neger aber folgte meiner Einladung nicht.

»Nein, Herr Kapitän, zu dem, was ich Ihnen vorzuschlagen habe, muß ich stehen.«

»Weswegen stehen? Sie sind doch nicht mein Sklave – nicht einmal mein Diener.«

»Aber ich möchte es werden, und nicht nur Ihr Diener, sondern Ihr Sklave. Herr Kapitän, wie hoch taxieren Sie meine Arbeitskraft als Kapital, das Sie für mich zahlen würden?«

Hoch hatte der junge Neger seine kraftvolle Figur mit den mächtigen Schultern aufgerichtet, blickte mich fest an.

Ich war etwas baff.

»Sie wollen sich mir wohl als Sklave verkaufen?«

Hierbei muß ich bemerken, daß es damals, da Amerika nur die Sklaveneinfuhr, nicht die Sklaverei, nicht einmal der Sklavenhandel direkt verboten war, noch oft genug vorkam, daß sich ein schon freigewordener Sklave zum zweiten Male verkaufte. Meist wollten sie dadurch eben Geld in die Finger bekommen, gewöhnlich um einen anderen aus der Sklaverei loszukaufen, den Vater, den Bruder, einen Freund, und die Chronik weiß da ja herrliche Episoden von Opfermut und treuer Freundschaft zu erzählen.

»Allerdings,« war seine Antwort.

Na, bei mir gab es so etwas natürlich nicht.

»Nein, mein guter Freund, bei mir sind Sie da gerade an den Unrechten gekommen. Ich verstehe Sie überhaupt nicht, wie Sie hier im Schutze der Flagge von Liberia so eine ungeheuerliche Forderung an mich stellen können.«

Aber der Mann blieb ungerührt.

»Herr Kapitän, glauben Sie nicht, daß es auch hier in Liberia genug Männer gibt, welche mich sofort als Sklaven kaufen, wenn ich mich ihnen anbiete? Dort unter den Mauern des Forts.«

Da hatte der Mann nun allerdings wieder recht. Jeder Spanier und Portugiese kaufte ihn sofort und wußte den Handel gleich rechtskräftig zu machen. Das ganze Verbot des Sklavenhandels war ja damals nur ein blutiger Hohn – nämlich auch nur durch Blutvergießen, durch Waffengewalt konnte er verhindert werden.

»Sie sind in Geldnot?«

»Ja.«

»Mit wieviel ist Ihnen geholfen?« fragte jetzt Blodwen.

Da aber bekam der Neger große Augen.

»Sie würden mir helfen?«

»Ja.«

»Ohne daß ich mich Ihnen als Sklave verkaufe?«

»Selbstverständlich! Daran ist bei uns überhaupt gar nicht zu denken. Wir sind doch alles andere als Sklavenhändler.«

»Auch wenn ich 10 000 Dollar forderte?«

»Wenn Sie mir den Grund angeben, würde ich sie Ihnen leihen – schenken. Sie gefallen mir.«

Das war offen gesprochen, wie nur Blodwen es konnte. Der Nigger aber schien wieder etwas von seiner sicheren Haltung zu verlieren.

»Dann muß ich gestehen, daß ich vorhin nicht die Wahrheit gesprochen habe,« murmelte er.

»Wieso nicht?«

»Ich brauche gar kein Geld.«

»Mann,« wurde ich jetzt ungeduldig, »nun sagen Sie endlich, was Sie eigentlich von uns wollen!«

»Mich Ihnen, Herr Kapitän Richard Jansen, als Sklaven verkaufen.«

»Das ist ja Unsinn – ich verstehe überhaupt gar nicht . . . «

»Sollen Sie vielleicht ein Gelübde erfüllen?« fiel mir Blodwen ins Wort.

Auf so eine romantische Idee konnte nun auch wieder bloß Blodwen kommen, und hätte ich sie gehabt, ich hätte sie nicht auszusprechen gewagt.

»Das ist es,« sagte da tiefatmend der Neger.

»Was? Ein Gelübde hätten Sie zu erfüllen?«

»Sie sagen es.«

»Das Gelübde, sich als Sklaven zu verkaufen?«

»Jawohl.«

»Und wer ist es denn, der solch eine Gewalt über Sie hat?«

»Verzeihen Sie – das allerdings muß mein Geheimnis bleiben.«

»Und nun will ich Ihnen etwas sagen: ich eigne mich nicht für solche Geheimniskrämerei, machen Sie, daß Sie hinaus . . . «

»Bitte, Richard, laß mich doch einmal fragen!« fiel mir Blodwen wieder ins Wort. »Also Sie sollen sich als Sklaven verkaufen?«

»Ja, Mylady.«

»Es handelt sich um ein Gelübde?«

»Jawohl.«

»Wer hat Ihnen dieses Gelübde auferlegt?«

»Eigentlich niemand – ich selbst.«

»Ah so, ich verstehe! Sie haben etwas zu sühnen?«

»So ist es, Mylady.«

»Was haben Sie zu sühnen?«

»Das darf ich nicht verraten.«

»Haben Sie einen Mord begangen?«

»Darüber darf ich nicht sprechen.«

Nein, wie ein Mörder sah dieser Neger mit den offenen Gesichtszügen nicht aus, wenigstens nicht wie ein gemeiner Mörder. Und im übrigen amüsierte ich mich, wie Blodwen gleich auf alles einzugehen wußte. So etwas Romantisches war ja auch ihr Fall, daher immer gleich ihr Entgegenkommen durch Fragen, gewissermaßen ein Wittern.

»Es ist also Ihr freier Entschluß, sich wieder als Sklave zu verkaufen?«

»Jawohl, aber auch mein felsenfester.«

»Weshalb kommen Sie gerade zu uns? Oder vielmehr zu Herrn Kapitän Jansen?«

»Ich habe den Herrn Kapitän heute mehrmals an Land gesehen – ich faßte sofort Zutrauen zu ihm – und ... an irgendeinen muß ich mich doch verkaufen ... «

»Sie kennen mich schon?« fragte ich wieder.

»Nein. Ich habe Sie hier zum ersten Male gesehen. Doch hörte ich über Sie und auch über Lady Leytenstone sprechen.«

»Von wem?«

»Von einigen Herren, die mir selbst unbekannt geblieben sind.«

»Wo war denn das?«

»Im Speisesaale des Henry-Hotels, in dem auch ich logiere – heute mittag war es.«

»Was sagten die Herren?«

»Sie unterhielten sich über Lady Blodwen von Leytenstone, über einen Erbschaftsprozess, den sie führt, wie sie so vielen Verfolgungen ausgesetzt sei, und wie sie sich deswegen wohl für immer auf eine Jacht zurückgezogen und sich unter den Schutz des Kapitäns dieser Jacht, namens Richard Jansen, gestellt habe. Viel mehr habe ich kaum gehört.«

Und ich konnte kaum eine größere Offenheit verlangen.

Gesetzt den Fall, dieser Neger wäre von unserer gegnerischen Seite bestochen worden, sich bei uns einzuschleichen, so hätte er doch nicht diese seine Kenntnisse uns offenbart.

Ebenso dachte Blodwen, das sah ich ihr gleich an.

Auch was für Herren das gewesen waren, konnte ich mir gleich erklären.

»Waren die Herren von Bord der ›Port Natal?‹«

»Ich glaube wohl, ich hörte sie davon sprechen.«

Der Dampfer ›Port Natal‹ kam von London, war nach uns abgefahren, hatte uns aber überholt. Bei unserer Abfahrt war doch natürlich viel über uns gesprochen worden, nachdem man nun erfahren, daß sich die tolle Lady Leytenstone bei mir an Bord befand, und nun begegnete man meiner Jacht hier, wir waren schon die Helden eines Abenteuers geworden.

Diesbezüglich wechselte ich mit Blodwen einige Worte, und sie stimmte mir bei.

»Nun wieder zu Ihnen. Weshalb bieten Sie sich gerade mir als Sklaven an?«

»Ja, bei einem muß ich es doch tun, wenn ich es, nun einmal will. Und . . . was ich heute über Sie gehört habe, daraus habe ich das größte Zutrauen zu Ihnen gefaßt.«

Für diese Schmeichelei war ich wenig empfänglich, bei mir trat jetzt wieder ein Mißtrauen hervor.

»Und,« fuhr der Neger in zögerndem Tone wieder fort, »was ich heute sonst noch hörte . . . auch ich hoffte auf dieser Jacht ein Asyl zu finden.«

»Ah, so stehen die Aktien! Da müssen Sie aber doch erst gestehen, was Sie auf dem Kerbholz haben.«

»Ich habe nichts verbochen,« war die Antwort mit ehrlichem Augenaufschlag.

»Sie sprachen aber doch selbst davon, daß es sich um eine Sühne handelte, wenn Sie sich als Sklaven verkaufen.«

»Das allerdings; aber ... eine Schuld habe ich nicht auf dem Gewissen.«

»Und trotzdem suchen Sie hier auf meinem Schiffe eine Freistatt? Mann, Sie sprechen für mich in Rätseln!«

»Aber durchaus nicht für mich,« sagte Blodwen. »Wenn jemand in ein Kloster geht, oder nur in die Einsamkeit, ebenfalls gewissermaßen zur Sühne, muß er deshalb denn unbedingt ein Verbrechen begangen haben? Und weshalb habe denn ich die Einsamkeit des Meeres aufgesucht? Richard, nimm den Mann an!«

Wenn Blodwen es wünschte, konnte ich ja überhaupt kaum noch etwas dagegen tun. Ich hätte ihn höchstens noch abweisen können, wenn ich für Blodwen eine Gefahr darin erblickte, und das war eben nicht der Fall.

»Nun erzählen Sie mir einmal, was Sie bisher gewesen sind, wie Sie hierher nach Monrovia gekommen sind und so weiter.«

»Wenn ein Herr einen neuen Sklaven kauft, so fragt er ihn nie nach seinem früheren Lebensschicksal, nicht, ob er Frau und Kinder hat, nach gar nichts – sondern er taxiert seine Knochen und Muskeln, danach bezahlt er ihn, und dann sucht er das angelegte Kapital möglichst auszunützen.«

Oho!! Das war eine kecke Sprache! Und doch, wenn der Mann nun einmal aus einem mir unbegreiflichen Grunde als Sklave behandelt sein wollte, dann hatte er ganz recht.

Ich beschloß, die Sache jetzt kurz zu machen.

»Also Sie wollen durchaus mein Sklave sein?«

»Ja, Herr.«

»Ohne daß ich Ihnen dafür etwas gebe?«

»Ich verlange nichts.«

»Als Sklave haben Sie auch sonst nichts weiter zu beanspruchen, kein Gehalt und dergleichen.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Gut, wenn Ihnen das so großes Vergnügen macht, will ich gern auf diese Spielerei eingehen. Denn für mich ist das nichts weiter als eine Spielerei.«

»Für mich ist es furchtbarer Ernst.«

»Und wie lange soll dieser furchtbare Ernst währen?«

»Zeit meines Lebens.«

»Sie wollen zeit Ihres Lebens mein Sklave bleiben?«

»Ja, Herr.«

»Nun werde ein anderer daraus klug! Na, meinetwegen. Also ich habe dich jetzt gekauft.«

»Ja, Herr.«

»Du bist jetzt mein Eigentum.«

»Ich werde treu wie ein Hund sein.«

Mir kam fast das Lachen an, wie ich den eleganten schwarzen Gentleman bei diesen Worten so vor mir stehen sah.

»Was kannst du?«

»Alles, was man von mir verlangt, und was ich noch nicht kann, lerne ich.«

Diese Antwort gefiel mir.

»Wie heißt du?«

»Goliath.«

Ich forschte nicht danach, wie er plötzlich auf diesen Namen kam.

»Denke nicht etwa, Goliath, daß ich dich mit einer Arbeit beschäftigen werde, wo du nur mit Glacéhandschuhen zuzugreifen brauchst.«

»Danach hat ein Sklave nicht zu fragen.«

»Kannst du Matrosenarbeit?«

»Ich werde sie lernen.«

»Wenn ich nicht mit dir zufrieden bin, verkaufe ich dich natürlich weiter.«

»Massa wird mich nicht verkaufen,« schlug der Neger jetzt einen anderen Ton an, und im Geiste sah ich vor mir statt des schwarzen Gentlemans einen Nigger im gestreiften Baumwollhemde vor mir stehen.

»Weshalb soll ich dich nicht wieder verkaufen? Kann ich das nicht halten wie ich will?«

»O, Massa wird mit mir zufrieden sein, sehr zufrieden – und Goliath wird treu und gelehrig wie ein Hund sein.«

»Gut,« mußte ich unwillkürlich lächeln, »wir werden ja sehen. Hast du Sachen?«

»Zwei Koffer voll.«

»Wo?«

»Im Henry-Hotel.«

»Hast du da noch etwas zu bezahlen?«

»Ist alles schon bezahlt.«

»So hole deine Sachen, dann tritt hier an. Aber nicht etwa im Frack mit Glacéhandschuhen – sondern im Arbeitszeug.«

»*Very well*, Massa.«

Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ der Neger die Kajüte.

Wir Zurückgebliebenen blickten uns an, lange Zeit sprachlos.

»Das ist höchst romantisch,« brach Blodwen endlich das Schweigen.

»Nein, das ist schon eher ein Märchen. Und doch möchte ich fast glauben, daß er wiederkommt.«

»Sicher kommt er wieder! Du mußt ihn aber noch fragen, was er früher gewesen ist, wo er früher als Sklave . . . «

»Nein, Blodwen, wenn das nun einmal Tatsache ist, daß er wirklich freiwillig mein Sklave sein will – mag der Teufel den Grund dazu wissen! – dann wollen wir auch einmal ganz auf seine Ideen eingehen, und er will wohl, daß seine Vergangenheit hinter

ihm begraben ist. Er ist eben ein Neger, kommt frisch mit der Sklavenkarawane, und ich habe ihn gekauft, damit basta. Nun könnte nur noch in Betracht kommen, daß er ein Spion ist.«

»Du meinst?!« fuhr Blodwen erregt auf.

»Diese Möglichkeit ist wenigstens in Betracht zu ziehen. Er braucht ja nicht gerade deinetwegen zu spionieren. Du verstehst mich. Vielleicht gehörte er mit zur Besatzung des holländischen Wracks. Dann aber ist meine Ansicht, daß es besser ist, einen Feind immer vor Augen zu haben, als ihn heimlich hinter sich zu wissen.«

Nach einer Viertelstunde kam Goliath zurück, zwei elegante Koffer tragend, er selbst aber in einen groben Arbeitsanzug gekleidet.

Wahrhaftig, ich war überrascht, daß er überhaupt wiederkam! In den letzten Minuten, da ich mit etwas anderem beschäftigt gewesen war, hätte ich das alles fast für einen Traum gehalten.

Doch nun war es auch zu nehmen, wie es einmal war. Es war kurz vor Mitternacht, meine Leute kamen nach und nach an Bord zurück.

»Hast du deine Rechnung an Land abgeschlossen, Goliath?«

»Ich habe nichts mehr an Land zu suchen, Massa.«

»Ich werde deinetwegen auch keine Unannehmlichkeiten haben?«

»Was für Unannehmlichkeiten?«

»Mit der Polizei.«

»Massa soll mich blutig schlagen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche, daß dem nicht so ist.«

»Gut. Du wirst heute nacht hier schlafen. Morgen sprechen wir weiter darüber, wie ich dich verwenden werde.«

Ich hatte die nächste Fremdenkabine geöffnet, der Neger trat mit seinen beiden Koffern ein.

»Bist du hungrig?«

»Nein, Massa.«

»So schließe ich dich jetzt ein.«

»Wie Massa will.«

Ich tat es, machte noch die Wache darauf aufmerksam, daß ich einen schwarzen Gast an Bord habe, teilte den Leuten sonst natürlich nichts weiter mit, dann suchte ich selbst meine Kabine auf.

DAS VERSCHWUNDENE WRACK, UND WIE ICH EINEN SCHÄDEL RASIERE.

Ich wurde von einem Matrosen geweckt. Für einen ganz gewissenhaften Leser sei bemerkt, daß ich meine eigene Kabine hatte, neben der Blodwens liegend. Bei einem Kapitän, der immer auf dem Posten sein muß, dessen Tür immer offen ist, weil jeden Augenblick jemand hereinstürzen kann, ist das wohl nicht anders möglich.

»Käpt'n, der Klabautermann will sterben!«

Ich war schon aus der Koje, in der ich wie gewöhnlich ziemlich angekleidet lag.

»Ist der Arzt bei ihm?«

»Den haben wir schon geholt.«

»Was fehlt ihm?«

»Das weiß der Doktor noch nicht – er will sterben.«

Als ich mich in der Foxel befand – also im Mannschaftslogis – wo der Klabautermann die beste Koje eingeräumt bekommen hatte, konnte ich nur konstatieren, daß der alte Holländer nur geträumt hatte, und ebenso alle Matrosen, die jetzt ängstlich an der Koje standen.

»Minajorka, Minajorka,« hatte der Alte im Traume kläglich gewünselt, ein Matrose hatte es vernommen, schnell alle seine Kameraden geweckt, und da der Klabautermann weiter winselte, wurde der Arzt geholt, dann sogar ich, obgleich Doktor Selo gleich gesagt hatte, daß ja gar nichts vorläge.

Jedenfalls aber zeigte dies doch, wie sehr die ganze Mannschaft den Klabaftermann abergläubisch verehrte. Weil er einmal im Schlafe gesprochen hatte, was er sonst nie tat, deshalb mußte er nun gleich krank sein – gleich dem Tode nahe.

Da er aber nun einmal wach war, winselte er auch weiter.

»Seid Ihr krank?« fragte Doktor Selo.

»Minajorka,« war die stereotype Antwort, so recht aus Herzensgrunde geseufzt, und ein anderes Wort hatten wir noch immer nicht aus seinem Munde zu hören bekommen.

»Fehlt Euch etwas?«

»Minajorka!«

»Habt Ihr Durst?«

»Minajorka!«

»Zeigt mal Eure Zunge!«

»Minajorka.«

»Ich kann durchaus nichts an ihm finden,« sagte Doktor Selo, nachdem er den Puls geprüft hatte. »Nicht das geringste Fieber.«

»Einfaltspinsel!« schalt ich die Matrosen. »Weil er einmal im Traume gesprochen hat, deshalb macht ihr das ganze Schiff rebellisch?!«

»Nee nee, er ist krank,« blieben aber die Matrosen bei ihrer Behauptung.

»Na, was soll ihm denn fehlen?«

»Er seufzt sein Minajorka ganz anders als sonst.«

»Minajorka, Minajorka!!« erklang es nochmals winselnd.

»Da – da – gleich zweimal hintereinander, das hat er noch niemals getan – der ist krank.«

Gegen solche Argumente war freilich schwer anzukämpfen. Die Matrosen mußten schon ein feines Ohr für diese Seufzerei bekommen haben, und nun gar gleich zweimal hintereinander . . . es war eben ihr Klabaftermann.

Schon wollte ich wieder gehen, warf noch einen Blick auf das ausgedörrte Männchen, als dieses plötzlich mit stieren Augen in seiner Koje in die Höhe fuhr und ...

»Minajorka!!« erklang es, aber diesmal nicht seufzend, sondern schreiend, und zwar mit einer Stimme, die einem durch Mark und Bein ging.

Ich kann nur sagen, daß auch ich wie alle umstehenden Matrosen und Heizer förmlich entsetzt zurückprallte. Wir hatten dieses Wort eben bisher so einige hundert Male nur seufzen hören, immer mit derselben schwermütigen Miene, und nun mit einem Male dieser wilde Klang, dazu auch das entsprechende Gesicht, alles total verändert ...

»Minajorka, Minajorka!!« zeterte der Alte noch einmal in schrillstem Tone, mit allen Zeichen des Entsetzens, seine Haare sträubten sich ...

Da erscholl draußen der Alarmpfeif der Wache. Schritte trampelten auf Deck, ich stürzte hinaus.

Wilm hatte wieder Wache, und der neben ihm Stehende war Bruno, der jetzt auf dem holländischen Wrack sein sollte, so wie die drei anderen Matrosen, die sich soeben über die Bordwand schlangen.

»Bei Gottes Tod, woher kommt ihr?« schrie ich.

»Der Holländer – der Holländer ...« stöhnte Bruno, nach Atem ringend.

»Wo ist das holländische Wrack?« schrie ich, den Matrosen bei den Schultern rüttelnd.

»Fort – weg – gestohlen!«

Ich wendete den Kopf – jawohl, dort leuchteten die farbigen Seitenlichter des englischen Seglers, dort die Toplaterne des französischen Dampfers, dazwischen sollten die ausgesteckten Signallichter des Wracks sein – aber sie waren eben nicht mehr da!

»Gestohlen?!«

»Wir sind überfallen worden – es war ein kleiner Dampfer – wir wurden gebunden – ins Boot geworfen – sie hatten Masken vorm Gesicht – nur den einen konnte ich zu Boden schlagen – einem habe ich mein Messer zwischen die Rippen gejagt – sie nahmen das Wrack ins Schlepptau . . . «

So klang es durcheinander. Ich hatte nur das Letztere gehört.

»Alle Hände an Deck! Die Heizer an die Feuer!! Werft Speckseiten hinein!!«

So schrie ich, und die Bootsmannspfeife schrillte, in der Take-lage wurde es lebendig, und der Schornstein begann Funken zu sprühen.

Verfolgung, das war das einzige, was es hier gab, und ganz auf sich selbst verlassen, nicht etwa erst die Polizei an Land alarmieren, weiter fehlte nichts, und schon begannen sich die Segel zu entfalten, und ich selbst stand am Steuer, um die Fahrt aus dem Hafen ohne Lotsen zu wagen.

Dann ließ ich mir den Bruno kommen, den ich für den intelligentesten hielt, und ließ mir mit einiger Ruhe alles ausführlich erzählen.

Vor kaum zehn Minuten war es passiert. Bruno und Hein hatten Wache. Lichter und alles in tadelloser Ordnung.

Da war es den beiden gewesen, als ob sich dem Wrack ein großes Fahrzeug näherte, ein Dampfer. In einiger Entfernung waren Funken aufgesprüht. Aber die mondlose, wolkenbedeckte Nacht war stockfinster, und hätten sie Lichter gesehen, dann hätten sie natürlich gleich gewußt, woran sie gewesen.

Als die beiden noch so spähten und lauschten, an einen Irrtum glaubend, waren plötzlich eine Menge dunkle Gestalten über die Bordwand gesprungen, erst im Scheine der Laternen des Wracks etwas erkenntlicher werdend – eben Matrosen, wie solche gekleidet, aber Masken oder Lappen vor dem Gesicht, dieses vielleicht auch nur mit Ruß geschwärzt.

Es war eben alles, alles viel zu schnell gegangen, als daß die beiden deutlich etwas unterscheiden konnten.

Ein Ueberfall durch Hafenspiraten. Das Messer heraus und die Hand zur Faust geballt. Bruno wollte einen gestochen, Hein einen niedergeschlagen haben. Sonst hatten sie nicht einmal Zeit, auch nur einen Schrei auszustoßen.

Im Nu waren sie überwältigt, von der Menge erdrückt, gebunden und geknebelt, und dann ebenso die beiden anderen, als diese auf das Getrampel hin schlaftrunken unter der Back hervorgestürzt kamen.

Sie wurden in das Boot hinabgebracht oder mehr geworfen, wenn auch nicht gerade rücksichtslos – in mein eigenes Boot, welches ich doch der Wache des auf Reede liegenden Wracks hatte lassen müssen, und da sahen die hilflosen Matrosen auch schon, immer nur im Scheine der Schiffslaternen, wie ein kleiner Dampfer dicht herankam, die Verbindung durch das Schlepptau wurde hergestellt, die beiden Ankertaue wurden einfach durchschnitten, eine mächtige Feuergarbe aus dem Schornstein, und fort ging es.

Der eine Matrose war sehr oberflächlich gebunden worden, vielleicht sogar mit Absicht, er konnte sich ohne besondere Schwierigkeit seiner Bande entledigen, er befreite die anderen, und nun, ohne Knebel im Munde, hätten sie um Hilfe schreien können.

Ich verdachte ihnen nicht, daß sie es nicht getan hatten. Den Dampfer hätten sie dadurch doch nicht aufhalten können, und bis zu dem englischen Segler und dem französischen Dampfer war es doch noch immer eine beträchtliche Entfernung, bis hierher in den Hafen zu uns war es nicht viel weiter, und so griffen sie zu den Rudern, um mir gleich direkt die Kunde zu bringen von dem Raube – von einem Diebstahl, wie er wohl selten geschehen ist. Denn gleich ein ganzes Schiff von der Reede zu stehlen, oder man kann auch gleich sagen, aus dem Hafen, denn das Wrack hatte ganz dicht vor dem Hafen gelegen, dazu gehört doch schon etwas.

Das war alles, was mir Bruno berichten konnte, während ich das bei dem flauen Winde nur langsam in Fahrt kommende Schiff steuerte. Außerlich war ich ganz ruhig, kalt teilten sich meine Blicke zwischen Kompaß und den Signalfeuern, welche die Hafeneinfahrt markierten, innerlich aber kochte bei mir noch eine furchtbare Aufregung, die man wohl begreifen kann.

»Geschwärzt hatten sie ihre Gesichter?«

»Nur manche. Andere trugen richtige schwarze Masken.«

»Oder waren es Neger?«

»Nee, Käpt'n, es waren Jan Maate wie wir.«

»Hörtest du sie nicht sprechen?«

»Das wohl, aber es war ein Kauderwelsch, was ich nicht verstand – ja und doch, zweimal hörte ich das Wort Minajorka, was der Klabaftermann immer sagt. Den haben sie doch nicht etwa gar auch gemaust?« setzte Bruno erschrocken hinzu.

In diesem Augenblick ertönte auf der Brücke das Klingelzeichen, daß der Dampf die nötige Spannung habe, das Kesselwasser war ja noch von heute früh ganz heiß gewesen – und ich signalisierte zurück, Volldampf voraus zu geben.

Die Schraube begann sich zu drehen, immer schneller und schneller, bis alle Planken zitterten, und da ward ich mir bewußt, was für ein Risiko das war, hier so allein ohne Lotsen aus dem mir unbekanntem Hafen zu steuern, die Nacht brauchte gar nicht so stockfinster zu sein.

Ein Hafen gehört eben immer mit zur Küste, mag er auch noch so offen sein, und die Küste ist dem Schiffer, wenn er sie nicht wie seine Tasche kennt, immer gefährlich, sogar bei Tage.

Heute früh, als uns der Lotse hereinbugsierte, da hatte ja alles ganz bequem ausgesehen, aber ich hatte doch auch einmal in die vor ihm liegende Peilkarte geblickt, die sich jeder Lotse selbst macht, da gab es Untiefen und Klippen genug, zumal hier, wo es sich um eine noch junge Negerrepublik handelte, die weder das

Geld noch die Tatkraft hatte, um jede Klippe gleich aus dem Wege zu schaffen.

Aber bestand die einzige Möglichkeit, den Dampfer mit dem Wrack zu bekommen, nicht darin, ihm sofort mit größter Schnelligkeit nachzujagen?

Hier handelte es sich um Minuten, um Sekunden.

Wiederum lag in meinen Händen das Leben von . . .

Während ich noch so fieberhaft grübelte, ob oder ob nicht, ob das Risiko nicht Tollheit sei, kam mit leichten Sätzen eine dunkle Gestalt die Treppe zur Brücke heraufgesprungen, und vor mir stand der fremde Neger, den ich in seine Kabine eingeschlossen hatte, allerdings den Schlüssel draußen stecken lassend. Massa, gebt mir das Steuer, ich kenne die Fahrt aus dem Hafen!«

Ich weiß nicht, in diesem Augenblick war mir, als ob es mir wie Schuppen von den Augen fiel – ich schob Bruno ans Steuerrad, um den Nigger vorn an der Brust zu packen.

»Du bist mit den Räubern im Bunde – nun willst du uns auch noch auflaufen lassen, gestehe es, Schurke!«

Ich wollte ihn schütteln – aber der schwarze Kerl ließ sich nicht schütteln, stand wie ein eingewurzelter Baumstamm – und da erwachte erst recht in mir der Grimm, jetzt hob ich ihn aus und schmetterte ihn gegen die Wand des Kartenhäuschens, daß Holz und Knochen krachten.

»Was, du schwarzer Hund, mir, mir willst du widerstehen? Gesteh, daß du mit den Räubern im Bunde bist!!«

Obgleich ich ihn so unsanft behandelt hatte, ihm vielleicht auch einige Rippen gebrochen haben konnte, blickte er mich mit seinen offenen, klugen Augen ganz lustig an.

»Bei Gott dem Allmächtigen, an den ich glaube,« sagte er feierlich, »ich weiß nichts von den Räubern und will nur Euer Bestes, Massa.«

Es war in einer Weise gesprochen, daß sich gleich mein Griff lockerte. Nur noch etwas Mißtrauen blieb.

»Woher weißt du denn überhaupt, daß das Wrack gestohlen worden ist?«

»Ich hörte in meiner Kabine durch die dünne Wand, wie jemand, wahrscheinlich ein Steuermann es einem anderen mitteilte, den er mit Doktor anredete.«

Das konnte allerdings sein, neben jener befand sich die des Arztes, der freundschaftlich mit dem ersten Steuermann verkehrte.

»Und der Steuermann,« fuhr der Neger fort, »drückte seine Besorgnis aus, daß der Kapitän nun gleich mit Volldampf dem Piraten nachjagen wolle, also doch zuerst zum Hafen hinaus, ohne die Einfahrt genau zu kennen, ohne einen Lotsen an Bord zu haben. Da donnerte ich gegen meine Tür, sie wurde geöffnet, ich eilte hierher.«

»Und du kennst hier die Ein- und Ausfahrt?«

»Ich kenne sie.«

»Wie kommt das?«

»Ich war früher selbst Lotse, habe oft genug Schiffe hier ein- und ausgeleitet.«

Wenn dem so war, dann war jetzt auch keine weitere Zeit zu Erklärungen.

»Gut, übernimm das Steuerrad, aber ich bleibe hier stehen, und sobald ich auch nur den Kiel knirschen höre, bist du ein toter Mann. Verstanden?«

Goliath griff in die Speichen, gab dem Schiffe gleich eine ganz andere Richtung, die ich niemals gewählt hätte, sie deuchte mir gerade die allergefährlichste, doch schon bald hatten wir die mit Riffen verbarrikadierte Hafeneinfahrt hinter uns, befanden uns in der offenen See.

Aber es nützte nichts, daß ich die ›Sturmbraut‹ mit Volldampf hin und her schießen und große Kreise beschreiben ließ, ab und zu eine Magnesiumrakete abfeuerte, welche das Meer weithin erleuchtete.

Ich hatte von vornherein nur mit einem Zufall gerechnet, daß wir den Dampfer mit dem Wrack noch erwischten, dieser Zufall war nicht eingetreten, und nun verringerte sich die Möglichkeit, daß wir den natürlich ohne Lichter fahrenden Dampfer noch erspähen würden, mit jeder Minute. Denn während wir immer hin und her kreuzten, fuhr der doch immer geradeaus.

»Sie sollen uns dennoch nicht entkommen,« sagte ich zu Blodwen. »Wir fahren zurück, ich benachrichtige sofort telegraphisch sämtliche Seemannsämter und Hafenbehörden. Dieses holländische Wrack an sich war schon etwas Rätselhaftes, aber es war unsere gute Prise – und nun wird es uns von einem geheimnisvollen Dampfer wieder aus den Zähnen gerückt, – – i, diesem Dampfer muß man jetzt doch mit Leichtigkeit auf die Spur kommen können! Einmal muß er doch irgendeinen Hafen anlaufen, außerdem werden alle nach Erhalt meiner Zirkulardepesche abgehenden Schiffe davon benachrichtigt – – nein, so ein ganzes Schiff kann heutzutage nicht mehr den gemeinsamen Nachforschungen entgehen.«

Ich sollte später noch darüber nachdenken, was ich da geschwätzt hatte! Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, also auch auf dem Wasser, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

»Du meinst,« fragte Blodwen, »das sei derselbe Dampfer gewesen, welcher auch schon das holländische Wrack geschleppt hat?«

»Na, das ist doch ganz sicher! Der Dampfer hat im Sturm den Holländer vom Schleppseil verloren, hat erfahren, daß das Wrack jetzt in Monrovia liegt, wollte das Rückkaufgeld oder die Prämie für Bergungsarbeiten ersparen, und da hat der Betreffende das Wrack lieber gleich gestohlen.«

»Richard, das klingt doch eigentlich etwas ungeheuerlich.«

Ja, das dachte ich selber. Meinem Steuermann oder sonst einem Seemann hätte ich solch eine Erklärung gar nicht zu geben

gewagt. Mir war konfus im Kopfe. Wir standen eben alle vor unlösba-rem Rätsel, und das Beste war, lieber gar nicht darüber zu sprechen, denn es konnten doch nur unsinnige Vermutungen werden.

»Es ist nur gut, daß sie nicht auch unsern Klabautermann gestohlen haben,« hörte ich einen Matrosen zum anderen sagen.

»Die dachten eben,« entgegnete der andere, »der wäre noch auf dem Wrack, und wenn sie ihn dort nicht finden, werden sie ihn schon noch von uns holen.«

»Die sollen nur kommen!« drohte der erste, und ich dachte dasselbe.

Zunächst aber mußte ich gestehen, daß mir da ein niederträchtiger Streich gespielt worden war, den ich nicht so bald verschmerzen würde. Ganz abgesehen von dem Prisengeld – das mußten wir ja doch noch bekommen – nein, daß mir überhaupt so etwas passieren mußte.

Ich konnte fast die Matrosen beneiden, welche an etwas Uebernatürliches glaubten, deshalb zwar auch gleich auf das Prisengeld verzichteten, sich so aber doch zu trösten wußten. Denn gegen übernatürliche Mächte kann der Mensch nun einmal nicht ankämpfen.

Es war gegen drei Uhr, finsterer denn zuvor, als wir zurückkehrten. Das Meerwasser phosphoreszierte am Heck, von der Schraube aufgewühlt, prachtvoll, und ab und zu tauchte auch der phosphoreszierende Schein eines Haifisches auf.

»Dort – sind das nicht eine ganze Menge?« sagte Blodwen an meiner Seite.

Dem war auch so. In einiger Entfernung huschten die leuchtenden Gestalten um ein Zentrum herum. Es mußte eine Beute sein, um die sich die Hyänen des Meeres stritten, nicht gleich mit einem Bissen wegzuschnappen, vielleicht ein toter Delphin oder dergleichen.

Da ... an mein Ohr war ein Ton gedrungen, im nächsten Augenblick stand unter meiner am Signalapparat liegenden Hand die Schiffsschraube, das Zittern und Rauschen hörte auf, eine plötzliche Totenstille herrschte über dem Wasser.

Und ich hatte mich nicht geirrt.

»Hilfee, Hilfeehehh, Mann über Bord!!!«

So erscholl aus weiter Entfernung ein schwaches Stimmchen, wenn auch wohl einem Manne angehörend und aus heiserer Kehle kommend, und zwar waren es deutsche Worte gewesen.

»Dort, dort, wo die Haifische spielen – er kämpft mit den Ungeheuern!!«

Schon arbeitete die Schraube wieder, die ›Sturmbräut‹ wendete, ich hielt direkt auf die Stelle zu. Ein Boot auszusetzen war gar nicht nötig, bei dieser ruhigen See konnten wir dicht heranfahren, wußten freilich im voraus, daß wir dadurch nicht die gefräßigen und überaus dreisten Ungeheuer von ihrem Opfer verjagen konnten.

Und da konnten wir auch schon das gräßliche Schauspiel erblicken. Ein Mann kämpfte mit den Wellen, noch mehr mit den ihn umschwärmenden Haifischen.

Es ist ja bekannt, daß der Haifisch, der den Rachen tief unten hat, sich erst auf den Rücken drehen muß, ehe er seine Beute fassen kann; nun ist der Hai auch mehr ein Aasjäger als ein richtiger Raubfisch, oder seine Beute, ein lebendiges Tier, muß doch schlafen oder sich sonst ruhig verhalten, jedenfalls geht der Haifisch nur ungern an ein sich heftig bewegendes Tier, und so ist der schwimmende Mensch fast immer gesichert, so lange er Arme und Beine heftig bewegen kann. Aber er braucht nur einmal die Beine lang ausgestreckt ruhen zu lassen, nur zwei Sekunden – schwubb, wird ein sich auf den Rücken gedrehter Hai das Bein erwischt haben.

Das wußte der Mann. Denn er war offenbar ein vorzüglicher Schwimmer, und ein solcher schwimmt doch entweder ruhig mit

langgestreckten Stößen, oder er läßt sich fast ohne Bewegung treiben, dieser hier aber arbeitete aufs angestrengteste mit allen Gliedern, umschwärmt von den gierigen Haifischen, die immer schon halb auf der Seite lagen.

Das hierdurch aufgeregte Meer phosphoreszierte stark, so daß wir dies alles deutlich beobachten konnten.

Wir waren dicht heran, hätten dem Schwimmer ein Seil zuwerfen, es ihm nur hinabzulassen brauchen, hätten ihn gleich heraufziehen können.

Ich hinderte die Matrosen daran, welche dies tun wollten.

Die meisten Menschen, die zwischen Haifische gefallen sind, werden noch nachträglich deren Opfer, wenn sie schon aus dem Wasser sind. So leicht läßt sich der Hai dasselbe eben nicht entgehen, er kann sich außerordentlich hoch schnellen, und wenn der Mann nun so am Seile hängt, befindet er sich ja gerade in der günstigsten Lage, der Haifisch schnellt ihm nach und packt ihn beim Beine, oder schon die Hacke genügt, gewöhnlich läßt der Entsetzte vor Schmerz noch das Tau los, und dann ist er natürlich geliefert. Außerdem genügt gewöhnlich schon das zugeworfene Seil, um den Schwimmer die Bewegungen vergessen zu lassen, er faßt zu – und der Hai faßt ebenfalls zu, und weg sind alle beide.

Ich hatte schon Vorkehrungen getroffen, keine Gewehre oder dergleichen, sondern einige Schinken und Speckseiten hatte ich auf den Bordrand legen lassen, dazwischen aber auch große Kohlenstücke, die wurden in einiger Entfernung von dem Schwimmer hinabgeworfen, sofort hatten die Haie heraus, daß es hier bessere Bissen gab, wenn auch kleinere – ähnlich mit dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache – sofort ließen sie von dem Schwimmer

ab und waren zur Stelle, verschluckten die großen Schinken wie Pillen und auch einmal ein paar Pfund Kohle, konnten so immer weiter fortgelockt werden und dann hatten wir den Mann ohne Gefahr schnell am Seil an Bord gebracht.

Die Fahrt wurde fortgesetzt. Keuchend war der tiefende Mann, wie ein Matrose angezogen, auf einen Boller niedergesunken.

»Himmelgottver . . . , da lernt man beten,« war sein erstes Wort. Es sollte also eigentlich ein Dankgebet sein, wurde aber durch einen schrecklichen Fluch eingeleitet.

Im übrigen schien er gar nicht so sehr erschöpft zu sein.

»Von welchem Schiffe seid Ihr?«

»Von – von . . . «

Der Mann schien den Namen seines Schiffes vergessen zu haben, was nach solch einem überstandenen Schreck ganz begreiflich war.

Da griff ihm einer meiner Matrosen hinten in den Nacken und schob etwas herum, was an einem schwarzen Bündchen hing, das er um den Hals trug, und als das Ding nun vorn war, zeigte es sich als eine schwarze Maske oder Larve.

»Eine Maske – der gehört mit zu dem Dampfer, der uns das holländische Wrack gestohlen hat – paßt auf unseren Klabaftermann auf!!«

So klang es bei meinen Matrosen durcheinander. Es war mir sehr unlieb, daß der Mann nun gleich wußte, wo er sich befand, oder daß wir nun schon wußten, wen wir vor uns hatten; doch daran war nun nichts mehr zu ändern.

Der Schreck des Mannes war denn auch ein furchtbarer. Ich dachte erst, er wolle wieder über Bord jumpen, lieber zu den Hai-fischen zurück, als hier bei uns bleiben, und ich hatte schon meine Hand bereit, um ihn beim Kragen zu fassen.

Aber es kam nicht so weit, er war nur von dem Boller aufgesprungen.

»Was?!« schrie er mit stieren Augen.

»Jawohl, guter Freund, wir kennen uns bereits, wenn auch nicht persönlich. Na, was für ein kleiner Dampfer ist das, der vorhin das holländische Wrack von der Reede von Monrovia geholt hat?«

Da kreuzte der Mann trotzig die Arme über der Brust.

»Ich weiß von nichts.«

»Du willst es mir nicht sagen?«

»Nein!«

Da packte ich den Kerl bei der Brust, hob ihn wie ein Kind auf, stellte ihn gegen den Mast, stieß ihn ein paarmal dagegen und bearbeitete dazu mit meinen schweren Stiefeln seine Schienbeine.

»Du – willst – mir – nicht – sagen, was für ein Schiff das ist?«

»Richard!!!« schrie Blodwen entsetzt.

Auch der Leser dürfte über dieses mein Verfahren empört sein. Ja, du lieber Gott! Ich erzähle hier doch keine feingesponnenen Geschichtchen, die man in einem Boudoir vorlesen kann, sondern ich erzähle, wie es auf einem Schiffe zugeht. Und ich war eben kein Pastor geworden, sondern Seemann, hatte immer nur auf Segelschiffen gefahren.

Und mir, dem Kapitän dieses Schiffes, wollte dieser Lump die Antwort verweigern?

Himmel Bomben . . . da findet der Mensch ja gar keine Worte! Ein Seemann wenigstens nicht.

Und eben deswegen muß ich noch ganz besonders betonen, daß bei mir durchaus nicht so etwas wie Gemütsroheit vorlag. Ich blieb dabei auch ganz ruhig, wie ich ihm die Schienbeine bearbeitete.

Und was die Entrüstung Blodwens anbetrifft, so wird der Leser später sehen, wie wir noch unsere Charakterrollen wechseln sollten.

»Richard, um Gottes willen, vergiß dich nicht so!!«

»Halt's Maul, ich weiß genau, was ich tue. Also – du – willst – mir – nicht – sagen, was für ein Schiff das ist?«

Der Mann war unter meinen Fußstritten zusammengebrochen; aber kein Schmerzenslaut war von seinen Lippen gekommen, und

nur um so trotziger, freilich auch mit einem furchtbaren Haß blickte er mich von unten auf an.

»Henkt mich, foltert mich, bratet mich – von mir erfahrt ihr Hunde nichts!!!« zischte er.

»Das wollen wir sehen. Na, da komm mal mit, mein Junge!«

Zunächst ließ ich ihm die Hände auf den Rücken binden, dann packte ich ihn beim Kragen, stellte ihn auf die Beine und schob ihn so nach der Kajüte.

»Bruno und ihr anderen drei, ihr kommt mit!«

In der Kajüte setzte ich ihn ganz anständig auf die Bank. Außer den vier Matrosen war noch Blodwen gefolgt, sonst natürlich kein anderer.

Es war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren – über sein Aeußeres ist sonst gar nichts weiter zu sagen. Ein Matrose mit arbeits-schwieligen Händen. Also keine Uniform, sondern grobes Arbeits-zeug, wie solches auch jene maskierten Männer getragen hatten. Hierbei bemerke ich, daß auch meine Leute nur eine Art von Uni-form trugen, wenn wir in einen Hafen einliefen, und sie waren immer schwer in die Uniform zu bekommen, hatten sie ja über-haupt nur so lange getragen, als wir in London gelegen hatten. Auch Karlemann hatte darüber oft genug seinen Spott ausgegos-sen, und ich selbst hatte durch das mehr kriegsmäßige Aussehen der Leute eigentlich nur Blodwen eine Freude machen wollen, ich selbst trug nie solch einen Klimbim.

»Nun einmal heraus mit der Sprache. Wer seid Ihr?«

Der Mann kniff nur die Lippen zusammen.

»Ihr wollt mir nicht antworten?«

»Nein!«

»Richard, ich bitte dich,« flehte Blodwen, »brauche nicht wie-der Gewalt!«

»Pshaw, dieser Mann weiß ganz genau, was er von mir zu er-warten hat. Doch sei ruhig, Blodwen, ich werde ihn nicht mehr prügeln, da ich nun weiß, daß es nichts hilft. Verstehst du? Es

freut mich sogar, daß es kein Waschlappen ist. Aber antworten soll er mir dennoch.«

»Ich werde nicht antworten.«

»Wollen sehen. Wenn ich Euch vernünftig behandeln will, wie Ihr eben gehört habt, werdet auch Ihr vernünftig sein.«

»Ich bin vernünftig.«

»Gehört Ihr zu dem Schiffe, welches das holländische Wrack von der Reede von Monrovia geschleppt hat?«

»Meinetwegen, das kann ich sagen – ja, ich gehöre zur Besatzung dieses Dampfers.«

»Hattet ihr das Wrack auch schon vorher im Schlepptau?«

»Ja.«

»Ihr verlor es vor drei Tagen?«

»Ja, vor drei oder vier Tagen, in einer Sturmnacht.«

Man sieht, ich war doch ganz vernünftig gewesen. Der Mann, der erst nicht antworten wollte, wurde jetzt ganz mittheilsam. Dazu hatte aber doch erst unbedingt gehört, ihm zu beweisen, daß ich nicht mit mir spaßen ließ.

Freilich hatte seine Mittheilsamkeit eine baldige Grenze.

»Was für ein Dampfer ist das nun?«

»Das sage ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe geschworen.«

»Was habt Ihr geschworen?«

»Nichts zu verraten.«

»Das heißt wohl mit anderen Worten: ein Schwur bindet Eure Zunge.«

»Jawohl, so ist es! Henkt mich, foltert mich, bratet mich – von mir erfahrt Ihr nichts!«

»Hört, Mann, das hättet Ihr Euch ersparen können, denn dasselbe habt Ihr mir schon vorhin gesagt. Gut, wenn Ihr einen Schwur abgelegt habt, dann müßt Ihr ihn auch halten, und wenn

man Euch auch tausendmal auf die teuflischste Weise das Leben nähme. Sonst seid Ihr kein Kerl. Versteht Ihr mich?«

Ich glaube, besser und schlauer hätte ich gar nicht sprechen können. Der feindselige Blick des Mannes wurde mit einem Male ganz vertrauensvoll. Wirklich, an mir war ein ausgezeichneter Pastor verloren gegangen.

»Nun müßt Ihr aber doch zugeben,« fuhr ich fort, »daß wir das Wrack ganz ehrlich als gute Prise gefunden hatten. Wie?«

»Eigentlich, ja,« meinte er zögernd.

»Gar nicht eigentlich, sondern das ist ein Faktum. Kennt Ihr die Verhältnisse, wie wir das Wrack fanden?«

»Ja.«

»Wie ich dem amerikanischen Schoner zuvorkam?«

»Ja.«

»Das ist Euch bekannt?«

»Jawohl.«

»Woher wißt Ihr denn das?«

»Weil Ihr doch sel . . . ich darf nichts verraten.«

Weil ihr es doch selbst erzählt habt, hatte er sagen wollen – nämlich in Monrovia. Die hatten ganz einfach in Monrovia spioniert. Nur solch ein kleiner Dampfer, wie Bruno ihn beschrieb, hatte gar nicht im Hafen gelegen, höchstens ganz kleine Küsten- und Hafendampfer, die wiederum nicht in Betracht kommen konnten.

»Dieses holländische Wrack gehörte doch vorläufig uns, nicht wahr?«

»Nicht so ganz.«

»Weshalb nicht?«

»Es war doch noch ein Mann darauf.«

»Ah, der Klabauteermann!« entfuhr es mir.

Der Matrose antwortete nicht, er grinste nur.

»Konnte da der Eigentümer des Holländers oder der Kapitän des Dampfers, der das Wrack schleppte, nicht zu mir kommen und

sagen: so und so, was willst du für die Bergungsarbeiten haben – konnte er das nicht, wenn er ein ehrlicher Mann war?«

»Wenn er aber nun kein Geld dazu hatte, das Wrack auszulösen?«

»Pshaw, Mann, macht mir doch nichts vor. Nein, er ist eben kein ehrlicher Mann, sondern ein Spitzbube – er hat mir das Wrack gestohlen.«

»Der hat das Stehlen nicht nötig,« grinste der Matrose wieder.

»Na, da seht, wie Ihr Euch widersprecht! Dann ist die Sache eben die, daß er sich mit mir gar nicht erst in Verbindung setzen wollte, weil mit diesem holländischen Wrack ein Geheimnis verbunden ist, das kein fremder Mensch erfahren darf.«

»So ist es,« nickte der andere, immer wieder grinsend.

»Was für eine Bewandnis hat es mit dem Klabaftermann?«

»Den werden wir euch auch noch bald genug ausspannen,« wurde wieder gegrinst.

Da aber gab es einen sogenannten Backs, nämlich von meiner Hand, und der Matrose lag unterm Tisch. Meine Leute holten ihn hervor und setzten ihn wieder auf die Bank.

Jetzt grinste er nicht mehr, wuterfüllt blickte er mich an.

»Das sollt Ihr mir büßen, das sollt Ihr mir büßen!« knirschte er.

»Ruhe, sonst gibt's auch noch auf Steuerbordseite einen Backs. Ihr seht, ich spreche mit Euch doch ganz ruhig und vernünftig, aber wenn Ihr mir so kommt, Euch auch noch rühmt, ein Schuft und Spitzbube zu sein, mich sozusagen veralbern wollt, dann gibt's Haue. Verstanden?«

»Wir sind keine Spitzbuben.«

»Na, habt Ihr nicht schon das Wrack richtig gestohlen?«

»Das ging nicht anders zu machen, und Eure Belohnung werdet Ihr schon bekommen.«

Aha, jetzt änderte sich die Sache etwas!

»Von wem?«

»Von dem, dem das alte Schiff gehörte.«

»Und wer ist das?«

»Fragt nicht so dumm.«

»Hört, Mann, wahrts Eure Zunge!« warnte ich im guten. »Nun aber laßt Euch eins sagen. Ich fahre jetzt nach Monrovia zurück und telegraphiere an alle Häfen der Welt, aufzupassen auf einen kleinen Dampfer, der einen mastlosen Holländer im Schlepptau hat ...«

»Hahahaha!!«

»Was habt Ihr da zu lachen?«

»Und Ihr denkt, auf diese Weise, durch solche Telegramme, wie Ihr sie nennt, wollt Ihr meinen Herrn bekommen?«

»Das wird sogar sehr schnell gehen. Unsichtbar machen könnt Ihr Euch doch nicht.«

»Ich selbst nicht.«

»Wer sonst?«

»Mein Herr – mein Kapitän – mit seinem ganzen Schiffe.«

»Da möchte ich einmal dabeisein, wenn er sich unsichtbar macht,« spottete ich.

»Habt Ihr denn noch nicht von dem ›fliegenden Holländer‹ gehört?«

Aha, also dahinaus wollte er! Bange machen wollte er uns! Auf den seemännischen Aberglauben spekulierte er!

Bei meinen Matrosen spekulierte er ja da nun allerdings ganz richtig. Bruno und die anderen blickten den Sprechenden schon mit ganz unsicheren Augen an. Da mußte ich doch gleich einen Riegel vorschieben.

»So so, Euer Kapitän ist also der ›fliegende Holländer?«

»Allerdings.«

»Und der fährt jetzt einen Dampfer.«

»Das kann er machen, wie er will.«

»Und Ihr gehört mit zu seiner ganzen Geistermannschaft.«

»Jawohl.«

»Ihr macht aber gar keinen so geisterhaften Eindruck.«

»Weil ich nicht mehr auf unserem Schiffe bin.«

»Na, diese Gelegenheit muß doch gleich benutzt werden, solange Ihr noch ein Mensch aus Fleisch und Blut seid. Da wollen wir erst einmal Eure Wäsche visitieren.«

Ich griff gleich zu, und weil mir nichts passierte, ich nur die Finger nicht verbrannte, faßten auch die Matrosen, denen nun sonst einmal der Aberglaube nicht auszutreiben ist, wenigstens nicht der an solche Seegespenster, wieder Mut und beteiligten sich ebenfalls an der Visitation.

Es kamen zum Vorschein ein Dolchmesser, eine Tabakspfeife, ein Schlagring, eine Büchse mit Kautabak – nichts weiter.

»Das alles ist gar nicht geisterhaft,« spottete ich.

»Freilich, auch wir können einmal über Bord stürzen, und dann sind wir Menschen, können sogar sterben, bis uns der Kapitän wieder an Bord geholt hat.«

»Wie macht er denn das?«

»Das werdet Ihr schon bald genug erfahren.«

»Hört, das mit dem ›fliegenden Holländer‹ ist Euch zu spät eingefallen, das hättet Ihr gleich vorbringen sollen. Wir wollen ihn weiter visitieren, zieht ihn ganz aus.«

In der Tat, auch der simpelste Matrose fand, daß der Mann erst später auf die Idee gekommen war, sich für einen Matrosen von dem Spukschiffe auszugeben, überhaupt die ganze Affäre mit dem Wrack mit dem ›fliegenden Holländer‹ in Verbindung zu bringen.

Diese Nachträglichkeit war ganz auffallend, auch der Leser wird es wohl gemerkt haben.

Wir zogen ihm die Kleider Stück für Stück aus. Blodwen stand jenseits des Tisches und konnte nur den Rücken bewundern.

In den Sachen wurde nichts gefunden. Am Körper einige Tätowierungen, wie fast jeder Matrose sie hat . . .

»Was hat denn der Kerl hier auf dem Kopfe?«

Wie Fritz, ein eigentlich etwas dämlicher Matrose, zwischen den dichten Haaren hindurch hatte entdecken können, daß der

Mann auf seinem Kopfe eine Tätowierung hatte, ist mir noch heute ein Rätsel. Es mochte ein Zufall sein, daß Fritz das Haar des Gefangenen dort gerade etwas geteilt und da einige blaue Linien gesehen hatte.

Auffällig aber war es, wie der Mann bei diesen Worten zusammengefahren war.

»Wo denn?« fragte ich.

»Hier auf dem Kopfe,« entgegnete Fritz, die dichten schwarzen Haare zur Seite streichend und hineinblasend.

»Wehe dem, der meinen Kopf berührt!!« schrie da der Mann, sich auch gleich wie ein Wurm krümmend.

»Na, was ist denn da zu wehen?«

»Und ich lasse mich nicht an den Kopf greifen, das ist mein – das ist mein ... «

»Was denn? Dein Geheimnis, wie?«

Schon hatten zwei Matrosen mit ihren Eisenfäusten zugepackt, er konnte den Kopf nicht rühren, und ich teilte die Haare.

Vorläufig erblickte ich an den freigelegten Stellen nur immer blaue Linien und Punkte.

»Das ist wohl der Stempel, den der ›fliegende Holländer‹ dir aufgedrückt hat?«

»Allerdings, dadurch gehöre ich zu ihm, und mir kann nichts geschehen,« war jetzt wieder die ganz gleichmütig gegebene Antwort.

»Warum du das mit dem ›fliegenden Holländer‹ nur erst immer hinterher sagst – das kannst du doch gleich tun. Na, diesen Stempel des ›fliegenden Holländers‹ muß ich mir doch näher betrachten. Bruno – oder du, Blodwen, bitte, hole mir doch einmal aus meiner Kabine die Schere ... «

Wieder versuchte der Mann emporzufahren.

»Wehe dem, der mein Haar abschneidet!!« heulte er.

» ... und das Rasiermesser mit Napf und Seife,« ergänzte ich.

Himmel, jetzt fing der Mann erst zu toben an. An den ›fliegenden Holländer‹ dachte er dabei nicht mehr, sondern drohte mit irdischen Rächern.

Aber es half ihm alles nichts, meine Burschen hielten seinen Kopf wie in Eisenklammern, und nachdem ich ihm erst die Haare kurz geschnitten hatte und immer noch nichts Deutliches sehen konnte, nur hier und da Striche und Punkte schimmern, seifte ich ihm den ganzen Kopf ein.

»Macht Euer Maul zu, oder ich fahre mit der Seifenquaste hinein!«

»Verdammt sollt Ihr sein, wenn Ihr's tut!«

»Na, ist Euer Kapitän wirklich der ›fliegende Holländer‹?«

»Unsinn!«

»Also ein Mensch wie ich und Ihr?«

»Natürlich, was denn sonst?«

»Nun, wer ist er sonst?«

»Das darf ich nicht verraten, ein furchtbarer Schwur bindet meine Zunge.«

»Treibt er vielleicht so ein bißchen Seeräuberei?«

»Er wird Euch schon zwischen seine Zangen kriegen.«

»Dann werde ich Euch doch vorher den Kopf rasieren.«

»Tut's und seid verdammt!«

»Also Ihr wollt nicht gestehen?«

»Nein.«

Da fing ich mit dem Rasiermesser an zu schaben, und weil ich nun einmal dabei war, machte ich auch gleich den ganzen Kopf blank.

Als er dann fein säuberlich gewaschen und abgetrocknet war, lag die Tätowierung deutlich da.

Es war ein Kreis mit zackiger Peripherie, mit vier Linien durchzogen, in der Mitte noch ein blauer Klecks.

Das war keine besonders auffallende, geheimnisvolle Tätowierung. Geheimnisvoll war nur, daß der Mann die Tätowierung auf dem Kopfe hatte, unter den Haaren.

Hatte mein ganzes Leben lang noch nicht vernommen, daß sich jemand auf der Schädeldecke tätowieren ließe, das ist bei keinem wilden Volksstamme Sitte, noch kein anderer Mensch ist auf den Gedanken gekommen, sich unter den Kopfhaaren tätowieren zu lassen wobei diese doch erst abrasiert werden müssen.

»Das ist wohl Euer geheimes Erkennungszeichen?«

»Das werdet Ihr schon noch zu Eurem eigenen Schaden erfahren.«

Ich ließ Doktor Selo und die beiden Steuerleute rufen, sie sollten einmal diese Tätowierung auf dem Schädel besichtigen.

»Das ist das geheime Zeichen einer Verbindung, die irgend etwas zu See betreibt, vielleicht einer großen Schmugglerbande, wenn nicht gar noch etwas Schlimmeres,« lautete das Urteil der weitherumgekommenen Steuerleute, wozu auch Doktor Selos Weisheit nichts hinzuzusetzen hatte.

Damit aber hatten sie mir nichts Neues erzählt, dasselbe Urteil hatte auch ich mir schon gebildet, selbst der simple Fritz war schon auf dieselbe Vermutung gekommen, wie er jetzt verkündete.

Ich wollte vielmehr wissen, ob diesen weitgereisten Männern schon einmal solch eine Tätowierung, ob nun auf dem Schädel oder sonstwo, oder diese an sich doch besondere Figur nur auf einem Blatt Papier, zu Gesicht gekommen sei.

Nein, das war eben nicht der Fall, so wenig wie mir.

Ich überlegte gerade, ob ich einmal die ganze Mannschaft hier durch die Kajüte passieren lassen sollte, wir waren noch weit ab vom Hafen, das konnte wachenweise geschehen, hinwiederum hätte ein Stück Papier mit der abgezeichneten Figur genügt – als ein Ruf der Ueberraschung ertönte.

Hinter dem Tisch stand wie ein schwarzer Schatten Goliath, dessen Eintreten ich gar nicht bemerkt hatte.

»Diese Tätowierung kenne ich!«

»Woher?«

»Aber nicht auf dem Kopf, sondern auf dem Rücken, und dann gingen durch den gezackten Kreis auch nur drei Linien, und in dem blauen Fleck daneben stand eine fünf, nicht wie hier eine ... eine ...« Goliath bog sich etwas über den Tisch, »ja, eine 108 ist das.«

»Was ist das?« fragte ich verwundert.

»Eine 108.«

»Wo denn?«

»In den blauen Fleck ist doch mit roter Farbe eine 108 eintätowiert.«

Ich beugte mich über den nackten Schädel – ja, ich sah in dem blauen Grunde etwas Rotes, aber ich mußte des Doktors Vergrößerungsglas zu Hilfe nehmen, ehe ich erkannte, daß es eine Zahl war, und zwar tatsächlich eine 108.

Doch zunächst staunte ich über etwas anderes.

»Mensch, mußt du aber Augen haben, daß du das von dort über'n Tisch erkennen kannst!!«

»Ja, ich habe auch ausgezeichnete Augen.«

»Nun, wo hast du diese Tätowierung schon einmal gesehen?«

Die Augen des Niggers wanderten über die anderen Anwesenden, ich verstand ihn sofort, und er hatte recht.

Es brauchte gar kein Geheimnis zu sein, welches er mir mitzuteilen hatte – wir befanden uns hier in der Kajüte, in welcher allein die Ohren des Kapitäns zu hören haben, und ich war gewillt, die strengste Schiffsroutine zu wahren.

Wenn ich sie zu einer Beratung zusammenrief, so war das etwas anderes, jetzt aber mußten sie ohne Rücksicht hinaus, auch die Matrosen, welche mir vorher behilflich gewesen waren, noch eher der Schiffsarzt – nur Blodwen blieb natürlich.

»Nun, was hast du mir zu erzählen?«

»Es ist dreizehn ... oder genau vierzehn Jahre her, wir fuhren nach Sydney ... «

»Wer wir? Ich will sonst gar nicht in die Geheimnisse deines früheren Lebens dringen, aber da möchte ich mehr Klarheit haben.«

»Die ›Teutonia‹ von Liverpool.«

»Ein Dampfer?«

Ja freilich, da hatte dieser Nigger recht.

»Wie alt warst du denn damals?« durfte ich ihn jetzt wieder unterbrechen, da er ja auch etwas über seine Vergangenheit sprach.

»Fünfzehn Jahre.«

»So, hatte dich gar nicht für so alt geschätzt. Nun, weiter?«

»Von Sydney nahmen wir Ladung nach San Francisco. Ungünstige Winde trieben uns tiefer zwischen die Koralleninseln hinein, als uns lieb war. Wir mußten Tag und Nacht loten. Wir befanden uns nahe der Elice-Gruppe ... ist Massa die bekannt?«

»Ja, die kenne ich.«

»Hatten den Vogelberg – den großen Vogelberg in Sicht. Kennt Massa den?«

Ich verneinte. Ich war überhaupt noch gar nicht in diesem Inselarchipel gewesen. Ueberall kann man doch nicht gewesen sein.

Vor allen Dingen aber machte mich das Benehmen unseres Gefangenen aufmerksam.

Warum war der Kerl bei dem Namen Vogelberg so zusammengezuckt, warum blickte er den Neger so ängstlich von der Seite an? Und das wiederholte sich nochmals und sogar in stärkerem Grade, als noch ›großer Vogelberg‹ hinzugesetzt wurde.

»Es ist eigentlich kein Berg, sondern eine ziemlich umfangreiche Insel, die mit himmelhohen Ufern jäh aus dem Meere emporsteigt, wie es dort noch mehrere solcher Inseln gibt.

»In der Nähe dieses Vogelberges trieb noch ein anderes Schiff, ein Dreimaster. Da sahen wir eine Leiche schwimmen, einen

Mann. Wir fischten ihn auf. Er mußte erst vor ganz kurzem ertrunken sein. Oder wohl nicht ertrunken, sondern der Kopf war ihm eingeschlagen. Dadurch hatte er seinen Tod gefunden. Es war ein schon älterer Mann, nur mit einer Hose bekleidet, und auf dem nackten Rücken hatte er mit blauer Farbe diese selbe Figur eintätowiert, aber also nur mit drei Linien durchzogen.

»Meine Augen waren damals vielleicht noch besser als jetzt, ich erkannte in dem blauen Fleck daneben eine winzige rote Fünf eingetragen. Mußte erst die anderen darauf aufmerksam machen. Wir dachten uns nichts weiter dabei. Eben irgendein geheimes Zeichen für irgend etwas, vielleicht schon bei der Geburt eintätowiert.

»Dann machte das andere Schiff uns auf sich aufmerksam, das unser Treiben wohl beobachtet hatte. Es signalisierte, ob wir einen toten Mann aufgefischt hätten. Jawohl. Er sei soeben erst drüben verunglückt, sie wollten die Leiche abholen.

»Ein Boot kam. Der Steuermann gab nähere Auskunft. Es sei ein alter Bootsmann, der auf der Rahe gearbeitet habe, heruntergestürzt sei, nach dem Aufschlagen auf die Bordwand ins Wasser. Sie hätten gerade das Meer nach seiner Leiche abgesucht. Der Mann war ziemlich dick, deshalb schwamm er nach seinem Tode.

»Wir lieferten die Leiche aus, das Boot ging zurück, eine Stunde später waren wir uns außer Sicht gekommen. Das ist alles, was ich darüber zu erzählen habe, und ich bin ganz ausführlich gewesen.«

»Ist dir an der Bootsbesatzung etwas Besonderes aufgefallen?« fragte ich.

»Gar nichts. Es waren lauter weiße Matrosen, sprachen Englisch.«

»Und das Schiff?«

»War ein vollgetakelter Dreimaster.«

»Auf den Namen kannst du dich wohl nicht mehr besinnen?«

»Doch. Die ›Reineclara‹ von Philadelphia. Das war auch am Heck zu lesen, so dicht waren wir zusammen.«

»Du hast ein ganz vorzügliches Gedächtnis, Goliath.«

»Das habe ich Gott sei Dank.«

»Und hast du nichts an dem Vogelberge bemerkt?«

»Gar nichts. Oben nisten ungeheure Scharen von Möwen.«

Ich versank in Nachdenken, d. h., ich stellte mich so, und beobachtete dabei unter den halbgeschlossenen Lidern hervor den Gebundenen.

»Hm,« brummte ich nach einer Weile, »über diesen großen Vogelberg gehen ganz merkwürdige Gerüchte.«

»Was denn für welche?« fragte Goliath ganz unschuldig.

Auf seine Meinung kam es mir nicht an, sondern auf die des unbekanntes Mannes, und der war wirklich in die von mir ihm gestellte Falle gegangen!

Er war bei meinen Worten abermals zusammengezuckt, ich merkte ganz deutlich, wie er jetzt hoch aufhorchte.

Was mich bewogen hatte, ihm diese Falle zu stellen, ist wohl begreiflich. Es war mir eben aufgefallen, daß schon vorhin das Wort ›Vogelberg‹ solch einen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte.

»Nun, Bursche, willst du nicht die Fortsetzung erzählen, was für eine Bewandnis es mit diesem Vogelberg hat?«

»*Damn'd*,« war seine einzige Antwort, und nachdem er mich wild angestiert hatte, schloß er die Augen.

»Nicht?«

»Ich weiß nicht, was Ihr wollt, ich kenne gar keinen Vogelberg, bin noch nie im Australischen Inselarchipel gewesen.«

»So so. Nun, vielleicht bringe ich dich noch zur Sprache.«

Ein Matrose meldete, daß die Lichter des Hafens wieder in Sicht kämen. Ob der schwarze Lotse wieder die Führung übernehmen wolle.

»Jawohl, das soll er. Woher aber kennst du diese Hafeneinfahrt so genau, Goliath?«

»Ich bin in dieser Gegend geboren, und schon als Kind habe ich mit in den Booten gerudert, nach den fremden Schiffen, als man hier noch von gar keinem Hafen sprechen konnte.«

Diese Erklärung mußte mich wohl befriedigen.

Der Unbekannte wurde in einem Raume untergebracht, von seinen Fesseln befreit, aber er sollte mein Gefangener bleiben, und die Mannschaft wurde instruiert, davon überhaupt gar nicht zu sprechen, diesen Gefangenen als ein Geheimnis zu betrachten, also auch, wie wir ihn aus dem Wasser gefischt hatten.

Hiermit schließen wir vorläufig Kapitän Jansens persönlichen Bericht.

Was in der Manuskripten-Kiste des Leuchtturms vorgefunden wurde, war ja durchaus nicht allein von Richard Jansens Hand niedergeschrieben. Es gab noch eine Menge anderer Tagebücher, der Leuchtturmwärter selbst hatte andere Erzählungen mit eingeflochten, die nicht allein sein eigenes Schicksal behandelten.

Es war eben ein großes Kunststück des englischen Bearbeiters gewesen, dies alles zu einem harmonischen Ganzen zusammenzuflechten.

Ueber die ›Sturmbraut‹ erwähnen wir jetzt nur noch, daß sie noch einmal nach Monrovia zurückkehrt. Kapitän Jansen gibt die erwähnte Zirkular-Depesche auf wegen des entführten holländischen Wracks. Diese Depesche wird von den großen Seemannsämtern nach sämtlichen Häfen der Erde weiterbefördert, sie kommt in die Schiffsnachrichten, jeder Kapitän muß davon Kenntnis nehmen.

Den Erfolg dieser Zirkular-Depesche kann Jansen hier natürlich nicht abwarten, darüber können Wochen, Monate vergehen, ja, vielleicht kommt auch gar nichts danach, was sich dann Jansen freilich gar nicht erklären könnte. So ganz spurlos kann doch kein Schiff aus der Welt verschwinden.

Richard schlägt vor, sofort nach dem Australischen Archipel zu segeln; denn er wittert hinter dem Vogelberg ein Geheimnis, wenn nicht die Lösung dieses Rätsels.

Nun ist aber Blodwens Geld nach Kapstadt beordert gewesen. Das hatten sie damals, als sie von dem Verschwinden des Wracks noch nichts ahnen konnten, als ihr Ziel gewählt.

Bis das Geld dorthingelangt, vergehen mindestens acht Wochen, welche nicht ausreichen, um inzwischen nach Australien zu segeln.

Nun könnte ja allerdings das Geld einstweilen in Kapstadt liegen bleiben, dort liegt es ganz sicher, die Zeit des Abholens tut nichts mehr zur Sache; aber Blodwen ist noch immer im Zweifel, ob man ihr die Rente wirklich nachschickt, sie ist in großen Sorgen – kurz, sie kann es nicht erwarten, will hierüber erst Gewißheit haben, muß sich aber doch noch acht Wochen gedulden.

So sticht die ›Sturmbräut‹ wieder in See, plan- und ziellos, nur um die acht Wochen hinzubringen.

Bevor wir nun erfahren, was für einen furchtbaren Schlag unsere Helden in Kapstadt erleben sollten, beschäftigen wir uns mit der zweiten Hauptperson unserer Erzählung.

DIE MANNSCHAFT DES ›KNIPPERDOLLING‹.

In den Hafen von Monrovia wurde ein Segelschiff bugsiert, an dessen Heck das Sternenbanner der Vereinigten Staaten flatterte.

Die Beobachter an Land wunderten sich, daß so viel Schiffsjungen an Bord waren. Denn die nordamerikanische Kauffahrt kennt sonst gar keine Schiffsjungen. In Amerika dient man ja überhaupt nicht von der Pike auf. Wenn ein Arbeiter denkt, bei der Seefahrt etwas verdienen zu können, so wird er eben Matrose, als Erwachsener kann er sich ja die nötigen Handgriffe und sonstigen Kenntnisse viel schneller aneignen. Da dies aber, wie schon früher erwähnt, doch seine Schwierigkeiten hat, gerade die Schwindelfreiheit usw. muß man von Jugend auf lernen, so findet

man auf amerikanischen Schiffen sehr selten Yankees, die Mannschaft rekrutiert sich fast ausschließlich aus deutschen, skandinavischen und englischen Matrosen. Deutsche haben bei der Seefahrt tatsächlich überall den Vorzug, es sind die pflichttreuesten Matrosen, und dann haben sie eben alle von der Pike auf gelernt, was bei den Engländern auch nicht immer der Fall ist, mehr schon bei Norwegern und Schweden, die aber wegen ihrer Trunksucht berüchtigt sind.

Hier nun zählte man nicht weniger als fünf Zungen an Bord, von denen einige noch nicht einmal das Prädikat ›halbwüchsig‹ verdienten. Zwei davon waren noch die reinen Kinder.

Hatte sich hier einmal ein amerikanischer Segler mit der Ausbildung von Schiffsjungen befaßt?

Nein, es sollte sich anders aufklären. Es fiel schon auf, daß die fünf Jungen, während die Matrosen bei der Einfahrt und dann beim Festmachen am Kai schwer zu arbeiten hatten, tatenlos umherstanden.

Kaum war das Laufbrett ausgeschoben, als schon die Expedition begann.

»Nun herunter mit euch blutigverdammten Stromern,« schrie ein Kerl, schon den Stiefel zum Tritt erhoben.

»Aber, Herr Steuermann,« flehte der eine, »geben Sie uns doch wenigstens . . . «

Der Stiefel schnellte vor, der eine schoß unfreiwillig über das Laufbrett, die anderen vier folgten schleunigst freiwillig nach.

Der Agent kam an Bord, beglückwünschte den Kapitän, in der Kajüte wurde mit dem unvermeidlichen Champagner angestoßen, mit dem ja auch jedes Schiff getauft wird, dann folgten Portwein, dann Whisky und andere immer gehaltvollere Spirituosen.

»Was für Kerlchen waren denn das?« fragte dann bei Gelegenheit der Agent.

Blinde Passagiere – im Englischen Stowaways genannt, Wegverstauer, nämlich die sich im Schiffsraum vor der Abfahrt heimlich verstaut hatten.

Dieser amerikanische Segler kam von Bremen, hatte dort für Monrovia Fracht genommen. Noch vor dem englischen Kanal waren die fünf Bürschchen aus ihrem Versteck, vom Hunger getrieben, hervorgekrochen.

Erst ein paar knallende Ohrfeigen, dann hatten sie arbeiten müssen. Scheuern, Messing putzen, Farbe waschen und dergleichen. In die Takelage waren sie gar nicht gekommen. Der Kapitän hier wußte keinen einzigen Namen von ihnen.

»Sind wohl von Berlin. Steward, noch eine Flasche! Also dreimalhunderttausend Dollar?«

Wenn solch ein Schiff mit voller Fracht sein Ziel glücklich erreicht hat, dann denkt man an etwas anderes als an solche Lausejungen.

Unterdessen standen die fünf Berliner Lausejungen zusammengedrängt wie eine Herde junger Schöpfe auf dem Boden der afrikanischen Pfefferküste. Zerlumpt, die Fetzen flatterten buchstäblich an ihnen herum, mit langen Haaren, seit drei Monaten ungewaschen. Nur der eine hatte noch einen Latschen am linken Fuße, den rechten hatte er an Bord unter dem Schutze des amerikanischen Sternenbanners zurückgelassen.

Wenn sie sich nebeneinanderstellten, waren es Orgelpfeifen. Der älteste mochte fünfzehn Jahre alt sein, der jüngste, der mit dem linken Latschen, noch nicht zehn.

Gesund und wohlgenährt sahen sie aus. Hunger konnten sie nicht gelitten haben. Und wenn man so den ganzen Tag scheuert und Farbe wäscht, sind auch die härtesten Erbsen und blauangelauferer Salzspeck die schmackhafteste Kost.

Neugierige gab es genug. Sie wurden angesprochen. Die Jungen mußten während der drei Monate auf dem amerikanischen

Schiffe doch einiges Englisch gelernt haben; aber sie verstanden den Jargon dieser Nigger nicht.

Ein Gentleman näherte sich ihnen, schwarz gekleidet, aber mit weißer Haut, statt des Zylinders oder Strohhutes einen breitrandigen Sombrero tragend – ein Mann, dem man den englischen Missionar schon von weitem ansah.

»Wer seid ihr denn?« fragte er ebenso erstaunt wie salbungsvoll.

Ein Durcheinander begann, jeder wollte sein Englisch zum besten geben. Kaum aber war das Wort Stowaways gefallen, als sich der Missionar schleunigst wandte und davonging.

Nein, auch die Nächstenliebe hat ihre Grenzen. Solche Stowaways unter seine Flügel zu nehmen, gleich fünf – nein, das ist von der christlichen Nächstenliebe denn doch etwas zu viel verlangt.

Die Jungen ahnten noch gar nicht, in welcher bedenklicher Lage sie sich befanden.

Das war damals vor fünfzig Jahren – und heute ist es noch nicht anders geworden. Es braucht gar nicht an der Pfefferküste zu sein.

Wenn heute ein zehnjähriger Junge seinen Eltern durchbrennt, er versteckt sich auf einem nach England gehenden Schiffe, kommt erst in London zum Vorschein, kommt ungesehen an Land – ehe sich die Behörden seiner annehmen, ihn zurückschicken, können Jahre vergehen, dann ist er schon naturalisiert.

Der Konsul seines Landes soll sich seiner annehmen? Hat sich etwas! Man soll es nur einmal probieren, soll einmal aufs Konsulat gehen! Wie man da hinausgefledert wird!

Ja, wenn die Eltern zu Hause reklamieren, dann ist das etwas anderes. Aber sonst – kein Teufel nimmt sich solch eines jugendlichen Ausreißers an – heute noch nicht. Und unsere Erzählung spielt vor fünfzig Jahren, noch dazu dort, wo der Pfeffer wächst.

Sie mußten sehen, daß sie Arbeit bekamen. Vielleicht erst in einer Speisewirtschaft, das ist immer das beste, Teller waschen,

Flaschen spülen und dergleichen – immer so Gelegenheitsarbeit gegen Knochenkost und Hundehütte, bis man Sprache und Verhältnisse kennt.

Da kam die Hafenstrasse entlang auch so ein Junge, aber ein ganz anderer! Der kleine, dicke Stöpsel war ins feinste blaue Tuch gekleidet, nach Seemannsschnitt, unten die Hosen trichterförmig; aber nicht etwa eine bebänderte Mütze, sondern einen steifen Hut, recht in den Nacken gerückt, die Hände in den Hosentaschen, daß die dicke, goldene Uhrkette zu sehen war, aus der kurzen, silberbeschlagenen Pfeife mächtige Dampfwolken lockend – so wandelte er breitbeinig einher, auch etwas schaukelnd – ein alter Seebär von Kapitän, wie er im Buche steht, nur in Miniaturausgabe.

Er blieb vor der Gruppe der Lausejungen stehen.

»Hallo, *who are you?*«

Nur wenige Worte, und Karlemann, der im Verkehr mit Schiffen schon früher ein recht gutes Englisch sprach, wiederholte seine Frage auf deutsch: Wer seid ihr denn?

Nun ging es besser. Aber immer noch ein Durcheinander.

Die Hände in den Hosentaschen, qualmend, betrachtete Karlemann die fünf Jungen überlegen von ... nicht von oben herab, sondern von unten herauf: denn der kurze Stöpsel war trotz seiner zwölf Jahre noch etwas kleiner als der Zehnjährige.

»Also Berliner Pflanzen?«

Kleinmütig bejahten die Jungen. Den betrachteten sie nicht etwa als ihresgleichen, das war etwas ganz anderes, das hatten sie sofort heraus.

»Schon in der Takelage gearbeitet?«

Farbe gewaschen und dergleichen.

»Hm. Ich könnte euch wohl gebrauchen. Wollt ihr an Bord meines Schiffes kommen?«

Immer respektvoller blickten die fünf zerlumpten Jungen auf den Liliputaner, der von ›seinem‹ Schiffe sprach. Sie mochten ihn

für den Sohn eines Kapitäns halten, und das genügte schon für sie.

»O ja. Aber – aber ...«

Es mochte ihnen doch etwas grauen.

»Ich bilde euch als Matrosen aus.«

»Aber es gibt doch nicht wieder Haue?« erklang es kläglich.

»Unsinn! Wenn's euch nicht paßt, könnt ihr wieder gehen. Nur eine Probezeit. Die Heuer ist im Monat dreißig Dollar. Wie die amerikanische. Einverstanden?«

Verständnislos glotzten die Jungen den Liliputaner an.

Dessen Pfeife war ausgegangen, oder der Tabak alle, bedächtigt klopfte er sie an der Stiefelsohle aus, steckte sie ein, brachte dafür eine Platte Kautabak aus der Westentasche zum Vorschein, brasilianischen Dulcissimo, schnitt sich mit dem Taschenmesser ein beträchtliches Stück davon ab, steckte es in den Mund, kaute wie ein Ochse.

Mit andachtvoller Bewunderung hatten die fünf Jungen dieses Manöver beobachtet.

Donner und Doria, war das ein Kerl!! Ja, wenn man der Sohn von einem Kapitän ist – und hier an der afrikanischen Pfefferküste.

»Jetzt geht erst mal in mein Hotel. Hotel zum blauen Mast, Schifferstraße 8 – gleich dort um die Ecke. Laßt euch zu essen geben. Was ihr wollt. Mit dem Trinken wartet ihr, bis ich komme. Bleibe nicht lange. Verstanden?«

»Wir haben aber kein Geld,« ward kläglich gesagt.

»Pshaw. Braucht nur meinen Namen zu nennen. Käpt'n Algots vom Knipperdolling. Verstanden?«

»Kapitän Al– Al ...«

»Käpt'n Algots vom Knipperdolling. Oder wartet mal!«

Karlemann piff, winkte, ein schwarzer Dienstmann kam gesprungen.

»Hier, führen Sie mal diese fünf Männer in mein Hotel – Sie wissen doch, wo ich wohne?«

»Natürlich, Herr Kapitän, Hotel zum blauen Mast.«

»Die Männer sollen dort essen – für meine Rechnung – können auch eine Flasche Rotwein trinken – aber alle zusammen nur eine. Verstanden?«

»*Very well*, Herr Kapitän.«

Der schwarze Dienstmann, welcher immer aufs ehrerbietigste gesprochen hatte, rückte mit den fünf ›Männern‹ ab.

Ja, der kleine Herr Kapitän vom Knipperdolling hatte sich schon einen geachteten Namen erworben!

Und Karlemann wandelte erst noch die Straße hinab, wollte wohl erst noch einmal nach seinem Schiffe.

Immer mehr beschleunigte er die Schritte, vergaß das Schaukeln dabei, nur den breitbeinigen Gang behielt er, der war bereits natürlich – und was war das, daß er auf einmal so blaß wurde? Bekam er einen Anfall von Tropenfieber?

Er bog in eine Seitengasse, in noch eine engere, menschenleere – scheu blickte sich der kleine Herr Kapitän um, ob jemand in der Nähe sei, er mußte ein böses Gewissen haben – und nun schnell in eine Ecke, sich gegen die Wand gebeugt, den Kopf vorgestreckt, und – erst spuckte er den Kautabak aus, echt brasilianischen Dulcissimo, und dann – chöööhh uaaahhh – das andere folgte von ganz allein nach, und dann steckte er noch einmal den Finger in den Hals, um eine neue Auflage folgen zu lassen.

Doch so furchtbar unwohl konnte er sich nicht fühlen. Eine richtige Krankheit konnte es jedenfalls nicht sein. Er hatte dabei sorgfältig darauf geachtet, sich die Stiefel nicht vollzuspucken.

Als er sich aufrichtete, machte er freilich ein recht klägliches Gesicht, blickte noch einmal hinter sich – nein, niemand hatte es gesehen – und dann schüttelte er schwermütig den Kopf, bis sich seine Gedanken auch in Worten Luft machten.

»Rauchen kann ich schon, soviel wie ich will – aber das Priemen, das Priemen – Gott, ist das eine Qual, ehe man das lernt!«

Er brachte die Platte wieder zum Vorschein, betrachtete schwermütig den schwarzen Tabak, mit gelben Blättern umwickelt, damit er sich feucht hält.

»Und doch, es muß sein – sonst bin ich kein wirklicher Seemann – und überhaupt Kinderei – jawohl, los, du oder ich!!«

Und heißhungrig wie ein Wolf biß er gleich in den Kautabak, wieder ein großes Stück hinter dem Gehege seiner Zähne verschwinden lassend.

Ha, das nennt man Energie! Wenn dieses Stückchen ein Pädagoge beobachtet hätte, und dieser Pädagoge war noch etwas mehr als nur so ein Schulmeisterlein, verstand auch etwas von psychologischer Philosophie – der hätte diesem Jungen gewiß eine Zukunft prophezeit, ohne daß er ihn sonst schon kannte.

Nachdem sich Karlemann die tränenden Augen und den nasen Mund getrocknet, setzte er seinen Weg fort, schon wieder mit Todesverachtung kauend, seinem Magen zum Trotz.

Der ›Knipperdolling‹ war sein Ziel. Fröhlich sprang der Zwergpudel an ihm empor, weniger fröhlich blickten die herumlungernenden Matrosen auf ihren kleinen Gebieter, vielmehr recht grimmig.

»He, wer hat denn Salto aus der Kajüte gelassen?« polterte Karlemann gleich los.

»Zum Teufel mit dem Vieh, wir sind keine Hundezüchter,« knurrte ein baumlangener Matrose, der zu dem niedlichen Schiffchen paßte wie die Faust aufs Auge.

»Was soll das heißen? Was ist das für ein Ton Eurem Kapitän gegenüber? Und warum ist denn das Messinggeländer nicht geputzt?«

»Verdamm Euch! Wir haben die Spielerei und Kujoniererei von dir Rotzjungen nun satt.«

So hatte sich der amerikanische Matrose ausgedrückt, so muß es hier unbedingt wiedergegeben werden, um den richtigen Ton zu treffen.

Inwieweit Karlemann diese Matrosen kujoniert hatte, davon weiß die Chronik nichts zu melden. Jedenfalls hatte die Mannschaft diese ganze Jacht in ihrer Winzigkeit satt.

»Du magst Geld haben, soviel du willst, uns paßt es hier nicht mehr . . . «

»Von dem Gelde ist hier gar keine Rede, das laßt nur meine Sache sein. Was wollt ihr? Abmustern?«

Nachdem Karlemann erkannt hatte, um was es sich handelte, war er ganz kalt geworden, zeigte, daß er Kautabak im Munde hatte.

»Jawohl, abmustern wollen wir, und das auf der Stelle.«

»Well, geht!«

»Wir haben noch die Heuer von zwei Monaten zu bekommen.«

»Sollt ihr haben. Geht nach dem Hotel zum blauen Mast, ich komme gleich nach.«

»Der Käpt'n geht auch.«

»Ist mir gerade recht.«

Die vier Matrosen packten sofort ihre Kleidersäcke und marschierten ab. Der Kapitän war nicht anwesend. Aber der Steuermann war noch da, ein junger, untersetzter Norweger mit freimütigen Zügen.

»Nun, Knut, wollt Ihr nicht auch gehen?«

»Habe keine Ursache, Käpt'n, mit Euerm Kommando unzufrieden zu sein.«

Schon aus diesen Worten ließ sich schließen, daß die anderen nur deshalb unzufrieden gewesen waren, weil sie sich eben von solch einem kleinen Jungen nicht kommandieren lassen wollten. Läßt sich schon kein Diener an Land von dem unmündigen Sohne seines Herrn gern befehlen, was gegen seine Ehre geht, wenn er eine solche hat, so noch weniger so ein Matrose, und vor dem

kleinen Wicht Respekt zu bekommen, dazu hatten diese hier noch keine Gelegenheit gehabt. Daß er plötzlich so viel Geld verdient hatte, das war doch einfach Glückssache, davon hatten sie nicht einmal Vorteil, und dazu kam vielleicht noch der Neid.

Dieser Norweger hier dachte anders, seine Figur, noch unter Mittelgröße, paßte eher zu der Jacht, deren Winzigkeit für normale Menschen auch wirklich manchmal eine Qual sein mußte.

Uebrigens nannte sich dieser Steuermann wohl nur einen Norweger, wahrscheinlich war er ein Lappe, das heißt ein Lappländer. Doch wenn ein in seinem Lande maßlos verachteter Lappe sich etwas höher schwingt, so gibt er sich stets für einen Norweger aus, was er schließlich ja auch ganz mit Recht kann.

»Gut, dann bleibt.«

»Ihr werdet wohl schwerlich hier andere Leute bekommen.«

»Weshalb nicht?«

»Dafür werden jetzt doch die Matrosen sorgen, besonders der Fred ist ein Stänker.«

»Laßt sie. Habe schon welche.«

»Woher?« fragte der Steuermann erstaunt.

»Werdet schon sehen. Müssen erst ausgebildet werden.«

Karlemann wollte in den engen Kajüteneingang kriechen, einfach eine kleine Luke, auf See durch verschiedene Sicherheitstüren verschlossen, wie noch später beschrieben werden soll.

»Aber, Käpt'n,« hielt Knut ihn noch einmal zurück, »das Trinkwasser, das wir hier eingenommen haben, ist nicht gut.«

»Was fehlt denn dem?«

»Das schmeckt bitter.«

»Ihr selbst habt die Tanks doch erst scheuern lassen!«

»Ja, aber das ist kein Süßwasser, sondern Bitterwasser.«

»Ich habe noch nichts geschmeckt.«

»Nicht? Na ich danke. Das ist das reine Bitterwasser, so ein Abführmittel.«

»Habt ihr denn schon die ... danach bekommen?«

»Das gerade noch nicht,« lachte der Steuermann, »aber . . .«

»Ach was, Einbildung!« knurrte Karlemann und verschwand unter Deck.

Als er nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein kam, hatte er schon wieder tränende Augen und einen nassen Mund, was viel vermuten ließ, und das eine Bollaage unten war groß genug, um den Kopf hindurchstecken zu können, und trotzdem biß er schon wieder ein herzhaftes Stück Kautabak ab.

»Aller Anfang ist schwer,« seufzte er; »aber gelernt ist gelernt, und Uebung macht den Meister. Stürmann, Ihr bleibt hier.«

»Ich gehe nicht von Bord.«

»Niemand darf das Deck betreten.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Wer es wagt, den schießt Ihr auf der Stelle nieder.«

»Ay ay, Kapt'n,« lachte der Steuermann.

»Da ist gar nichts zu lachen, sondern es ist mein blutiger Ernst.«
Diesmal nahm Karlemann den Pudel mit, aber an der Leine.

»Er könnte doch verschwinden, sie sind höllisch hinter dem dressierten Pudel her, und nicht nur der Aschantihäuptling.«

Zehn Minuten später betrat Karlemann das einem Engländer gehörende Hotel zum blauen Maste, in dem besonders Kapitäne verkehrten, die hier manchmal den Champagner in Strömen fließen ließen.

Der kleine Kapitän ward von den Kellnern wie ein Großfürst empfangen – wie ein großer Großfürst. Karlemann wohnte hier nicht gerade, wie gesagt, sondern er erledigte in diesem Hotel nur seine Geschäfte, deren er wirklich genug hatte, hatte dazu auch sein eigenes Zimmer für ständig gemietet, konnte deshalb schon von ›seinem‹ Hotel sprechen. Sonst schlief er immer an Bord seiner Jacht – und hatte sonstige Heimlichkeiten, welche sich vorläufig noch unserer Kenntnis entziehen.

»Sind meine Leute vom ›Knipperdolling‹ da?«

»Alle, auch der Herr Kapitän, nur der Steuermann fehlt noch.«

»Der kommt auch nicht. Wo sind sie?«

»Im kleinen Speisesaal.«

»Und sind fünf Jungen da?«

»Die Stowaways,« lächelte der Oberkellner, »jawohl, die sind in einem hinteren Zimmer untergebracht, sie lassen es sich noch schmecken.«

Karlemann begab sich zunächst in das kleine Speisezimmer, wo sich auch schon der Jachtkapitän eingefunden hatte, gleichfalls nicht gewillt, unter solch einem halbwüchsigen Herrn länger zu dienen.

Die Sache war schnell erledigt. Die fünf Seeleute hatten zusammen noch 340 Dollar zu fordern. Karlemann griff in die Brusttasche, zog ein Bündel Banknoten hervor, zahlte, wie man sagt, diese Lappalie mit einer Hand.

Ja, er hatte in den letzten Tagen mit seinen Mäusen und Hampelmännern noch genug verdient, hatte die Aschanti-Gesandtschaft, welche noch immer in Monrovia weilte, auch vollständig ausgeplündert. Dann hatte er ja auch von einheimischen, schon zivilisierten Negern genug bares Geld erhalten.

Zuletzt hatte der Schacher ein Ende genommen. Sein Vorrat war wohl erschöpft. Für die letzte Maus hatte er ›nur‹ zehn Dollar bekommen. Er mußte so ›billig‹ werden, weil die anderen weißen Händler den Niggern so lange vorgeredet hatten, daß sie ja furchtbar übers Ohr gehauen würden, daß sie einer Woche so eine Maus für ›nur‹ einen Dollar bekommen könnten, bis diese es glaubten und sich so lange noch gedulden wollten.

Da aber hatte sich Karlemanns Vorrat, wie gesagt, schon erschöpft – und das Fett hatte er auch schon abgeschöpft, und das gründlich und natürlich für immer.

In acht Tagen würde man vielleicht für die ersten Mäuse wirklich noch einen ganzen Dollar nehmen können, dann trat die Reaktion ein – Stück für Stück einen Groschen.

Aber wohin der kleine Schacherjude das Geld und besonders den kostbaren Schmuck brachte, das war für alle, die sich dafür interessierten – und wer hätte sich in Monrovia nicht dafür interessiert! – ein geheimnisvolles Rätsel.

Abgeschickt hatte er nichts wieder, keinen Schmuck verkauft, nichts auf die Bank gebracht. Die Vermutung lag ja sehr nahe, daß er alles eben auf seiner Jacht hatte – denn des Schmuckes war so viel, daß er den wohl kaum bei sich am Körper tragen konnte.

Dem widersprach aber der Charakter des kleinen Mannes, soweit man diesen bisher kennen gelernt hatte. Denn Kapitän Algots war trotz seines Knabenalters eine äußerst mißtrauische, vorsichtige Natur, und betreffs seiner Jacht war er nun geradezu wieder leichtsinnig, indem er z. B. keine Polizei an Deck aufgestellt hatte, was sehr oft Schiffe tun, sie in den Händen von ihm noch unbekanntem Matrosen ließ, und dabei blieb der kleine Mann auch oft genug Nachts aus, trieb sich wenigstens bei Nacht noch in der Stadt umher, war also auch persönlich sorglos, und dies wäre doch nicht der Fall gewesen, hätte er seine Schätze bei sich oder an Bord gehabt.

Dies war wenigstens sicher anzunehmen. Kurz, man grübelte darüber nach, wo er sein vieles Geld und die Wertsachen wohl aufbewahren könnte. –

Doch kehren wir wieder in das Hotel zum blauen Mast zurück.

Da es sich um eine Privatjacht handelte, waren keine weiteren Formalitäten nötig, welche sonst die Seebehörde bei einer Abmusterung fordert, und Karlemann begab sich in das Hinterzimmer.

Obleich die kleinen Stromer gar nicht so verhungert sein konnten, waren sie doch wie die Wölfe über die Beefsteaks und die anderen guten Sachen hergefallen, die man ihnen vorgesetzt hatte. Das war eben etwas anderes als die ewigen Erbsen mit anrühigem Salzspeck, und nur wer selbst einmal einige Monate steinharten Schiffszwieback mit dem Hammer zerschlagen und

mit den Zähnen zermalmt hat, der erst weiß frisches, gesäuertes Brot zu würdigen.

Karlemann forderte sie auf, ihren zehn- bis fünfzehnjährigen Lebenslauf zu erzählen. Es kann summarisch abgemacht werden.

Echte Berliner Kinder. Entweder stammten sie aus Kellerlöchern oder hatten das Licht der Welt am nächsten dem Himmel erblickt. Nur der eine war in der Bel-Etage geboren worden, hatte auch ›zeit seines Lebens‹ nur in den feinsten Häusern gelebt, denn seine Eltern waren berufsmäßige Trockenwohner.

Nachbarschaft in einem Stadtviertel, mehr noch Geistesverwandtschaft und gleiche Ideale hatten sie zusammengeführt. Nachdem sie die Theorie in Indianerschmökern studiert hatten, gingen sie zur Praxis über. Sie legten im Geiste ihre weiße Haut ab, wurden Rothäute.

Ihr Jagdgebiet war eine Gartenkolonie – so ein freies Terrain an einer Vorstadtbahn, mit winzigen Gärtchen, in jedem eine Laube, die im Sommer den armen Familien gleich als Wohnung dient.

Hier hatten sie . . . gespielt, wäre beinahe gesagt worden. Nein, es war ihnen furchtbarer Ernst. Hier hatten sie alles durchgemacht, was nur jemals die Phantasie eines Jugendschriftstellers erfand, hatten den Tomahawk ausgegraben und waren auf dem Bauche gerutscht, hatten einander skalpiert und dann wieder zusammen die Friedenspfeife geraucht.

Doch mag das genügen. Der Leser hat wahrscheinlich all das selbst durchgemacht, und hat er es nicht, so ist ihm so etwas ja gar nicht näher zu schildern.

Auch noch etwas reeller waren sie geworden, indem sie sogar Feuer angezündet und daran selbsterlegte Katzen und leider auch Karnickel gebraten hatten . . . wollte sagen Leoparden und Wapitihirsche, welche sie aus den Ställen der Kolonisten mausten.

Und dann genügte ihnen auch dies nicht mehr. Am Beratungsf Feuer wurde der Entschluß gefaßt, und nachdem der ›große Bär‹

gesprachen hatte, stimmten alle die anderen roten Krieger, darunter die edelsten Häuptlinge, mit einem ›Hugh‹ bei.

Auf nach Amerika! Nach dem wirklichen Amerika! Nur über das besondere Ziel waren sie sich noch nicht ganz einig. Die einen wollten sich zu den Sioux schlagen, die anderen zogen die Apachen vor.

Und sie brachen auf:

1. Emil Bolle, genannt der große Bär, fünfzehn Jahre, Eltern professionelle Trockenwohner, denen der Sohn bei diesem schwierigen Berufe hatte mithelfen müssen. Ausgerüstet mit einer Teschingpistole und einem Brotskalpiermesser.

2. Gottfried Klingelmann, genannt die züngelnde Schlange, dreizehn Jahre, Mutter Waschfrau, Vater unbekannt, gab's gar nicht. Ausgerüstet mit einer Türangel als Tomahawk, mit einem Kartoffelschalskalpiermesser und mit der allgemeinen Friedenspfeife.

3. Balduin Nauke, genannt Büffelstirn, dreizehn Jahre, Vater Schutzmann. Ausgerüstet mit des Vater dienstlichem Seitengewehr.

4. Heinrich Ehrich, genannt der schleichende Tod, elf Jahre. Mutter auf dem Markte mit Gemüse, Vater im Gefängnis mit Tütenkleben. Ausrüstung bestand aus einem Knüppel und sechs Schachteln Streichhölzern – *utan swafel ok phosphor*.

5. Fritz Neumann, genannt der kleine Igel, zehn Jahre alt. Mutter pensionierter Wachmeister, Vater, geprüfte Heb ... nein, Vater pensionierter Wachmeister, Mutter geprüfte Hebamme. Ausrüstung: des Vaters Kavalleriesäbel und eine ewige Rotznase.

So waren sie aufgebrochen aus ihren heimatlichen Jagdgebilden. Da man als ihr Ziel wohl Hamburg vermuten würde, wandten sie sich lieber nach Bremen.

Und es gelang. In vier Tagen oder vielmehr vier Nächten erreichten sie Bremen. Ebenso ungesehen verschwanden sie im Kielraum eines amerikanischen Seglers. Nur schade, daß dieses amerikanische Schiff nicht nach Amerika, sondern nach der afrikanischen Pfefferküste ging.

Alles Uebrige wissen wir.

Mit tiefstem Interesse hatte Karlemann zugehört, aber ohne eine Miene zu verziehen, hatte auch gar kluge, sachverständige Fragen gestellt.

»Well. Wollt ihr als Matrosen an Bord meiner Jacht kommen?«

Die Jungen wurden wieder etwas kleinlaut. Sie hatten die Nase noch gar zu voll und nun eben hier gekostet, wie herrlich es sich an Land leben läßt, und auf dem Schiffe immer steinharte Erbsen mit gesalzenem Fleisch und ungesalzener Haue, und die Matrosen hatten es auch nicht so leicht gehabt.

Im übrigen hatten sie noch keine Ahnung, was der Knirps wollte, hielten ihn noch immer für den Sohn eines Kapitäns, der für sein Schiff Arbeiter brauchte, so etwas von ›Seelenverkäufer‹ hatten sie doch auch schon gehört.

»Habt ihr Läuse?« war Karlemanns zweite Frage.

Unwillkürlich fuhren sich alle mit den Fingern in die langen Haare.

»Wir haben welche gehabt, aber wir sind abgeschrubbt und ausgebrannt worden,« lautete dann die einstimmige Antwort.

Natürlich, während der langen Heeresfahrt nach Bremen, wo sie irgendwo in Winkeln geschlafen, hatten sie sich solche Tierchen, mit dem spezifisch-wissenschaftlichen Namen ›Reichskäfer‹ genannt, aufgesackt, aber die Matrosen hatten sie schnell wieder davon befreit, mit Scheuerbürste, Seife, Sand und Soda.

Der in so etwas sicher die größte Erfahrung habende Karle-
mann traute dem Braten nicht recht, aber eben wegen dieser sei-
ner großen Erfahrung genügten ihm auch nur einige Griffe zwi-
schen Haare und Rocksäum, um zu konstatieren, daß sie tatsäch-
lich ›rein‹ waren.

»Da kommt mal mit, ich will euch gleich meinen ›Knipperdol-
ling‹ zeigen.«

Sie wanderten hin. Ja, als die Jungen nun das reizende Schiff-
chen sahen, die innere Einrichtung, wie ihnen gezeigt wurde, wo
sie schlafen würden, wo man kochte, wo der Proviant lag, und
was für Proviant! – und was ihnen dieser gewiefte deutsche Zigeu-
nerknabe nun sonst noch alles zu erzählen wußte, dieses Leben an
Bord, diese Abenteuer an Land, Jagden in allen Weltteilen, eige-
ne Inseln, auf denen sie als Robinsons hausen würden ... kurz
und gut, es wären ja keine Jungen gewesen, die für eine romanti-
sche Idee von zu Hause durchgebrannt, wenn sie nicht Feuer und
Flamme geworden wären.

Nur eins konnten sie kaum fassen.

»Und dieses Schiff gehört Ihnen?«

»Das gehört mir.«

»Ihnen ganz allein?«

»Mir ganz allein.«

Schließlich mußten sie es doch glauben, und sie lachten vor se-
ligem Staunen. Sie sollten ja mitmachen! Ihre kühnsten Jugend-
träume, die sie selbst für unmögliche Phantasie gehalten, sollten
sich verwirklichen.

Nun freilich verstand dieser deutsche Zigeunerjunge eben auch
zu erzählen, er selbst besaß ja eine glühende Phantasie.

Was er ihnen alles sagte, braucht hier nicht wiedergegeben zu
werden, da alles in reelle Tatsachen umgewandelt wurde.

Noch eine große taktische Schlaueit beging Karle-
mann.

»Knut – das ist hier nämlich mein Steuermann – erzählt doch einmal den Matrosen, wer ich eigentlich bin, was ich hier schon getan habe, was Ihr sonst von mir wißt.«

Versteht der Leser, was für eine Schlaueit hier zugrunde lag? Allein schon das Wort ›Matrosen‹ war nicht ohne Bedeutung gesprochen. Dieser Junge schien überhaupt kein einziges unnützes Wort zu sprechen.

Während Karlemann sich anderswo zu schaffen machte, nahm Knut die Jungen vor.

Dieser Steuermann war nämlich der einzige von der Jachtmannschaft gewesen, welcher sich um den neuen Besitzer mehr gekümmert hatte, hatte sich auch sonst von ihm erzählen lassen ... kurz, er war in demselben Maße ein Bewunderer von ihm geworden wie Richard Jansen, was dieser aber vielleicht gar nicht so sehr ausgedrückt hat.

Als Karlemann die kleine Kajüte, in die kaum sieben Menschen hineingingen, in der selbst der untergroße Steuermann nur gebückt stehen konnte, wieder betrat, blickten ihm fünf leuchtende Augenpaare mit enthusiastischer Bewunderung entgegen.

Ja, dann freilich – ein Junge, der so im Handumdrehen Millionen verdienen kann – der im offenen Boote nach Afrika fährt – gegen den waren die älteren Jungen doch Säuglinge zu nennen.

»Nun, wollt ihr hier bei mir bleiben?«

»Wir wollen, wir wollen!« erklang es enthusiastisch im Chore.

»Na, dann wollen wir daraufhin einen trinken, eine weitere Abmachung gibt es bei mir nicht.«

Karlemann nahm aus einem Wandschränkchen eine Flasche und ließ ein Likörgläschen die Reihe herumgehen, er selbst den Anfang machend.

Die Jungen, welche ja nach der Mahlzeit einen Schnaps vertragen konnten, schnitten rechte Gesichter, sagten aber nichts.

»Ihr auch ausnahmsweise einen, Steuermann?«

Der Kapitän war nämlich Abstinenzler gewesen, hatte nur solche Matrosen an Bord genommen. Aber der lappländische Steuermann hatte wohl nur wegen des guten Gehaltes aus dieser Not eine Tugend gemacht.

»Na ja, jetzt hat sich ja das Verhältnis geändert,« sagte er, trank das gereichte Glas aus, und dann schnitt auch er ein Gesicht und schüttelte sich.

»Was für Höllenzeug ist denn das? Das ist ja noch bitterer als Galle.«

»Aber gesund,« entgegnete Karlemann, nichts weiter, als er die Flasche zurücksetzte.

Die Jungen blieben gleich an Bord, wurden von dem Steuermann schon instruiert, während Karlemann Händler und Schneider zitierte, welche innerhalb zweier Tage für jeden verschiedene Anzüge zu liefern hatten, soweit diese nicht schon fertig zu kaufen waren, aber nicht für Knaben, sondern für kleine Männer.

Schnell hatte sich die Kunde verbreitet von dem, was der kleine Kapitän Algots wieder herausgesteckt hatte, und es gab ja in Monrovia nicht nur neugierige und alles anstaunende Neger, sondern auch gebildete Europäer genug, abgesehen von den Offizieren der im Hafen liegenden Schiffe, welche das Ganze noch mit anderen Augen betrachteten.

Also dieser tolle Junge wollte seine Jacht mit kindlichen Altersgenossen bemannen! Das war eine Idee, wie sie noch nicht einmal ein phantasievoller Jugendschriftsteller verwertet hatte.

Abgesehen aber nun davon, wie diese Jungen solch eine Jacht, welche in Wirklichkeit dennoch kein Spielzeug war, bedienen, beherrschen wollten, im Kampfe mit Sturm und Wogen, wovon mancher Kapitän erzählen konnte, was das gerade bei solch einer kleinen Jacht zu bedeuten hatte – wie dachte der Junge denn nur die gesetzlichen Formalitäten einhalten zu wollen?

Denn das unermeßliche Meer ist nicht etwa so ein Freigebiet, wie es sich vielleicht mancher vorstellt. Auch das Meer steht unter

Gesetzen, welche international sind. Man darf wohl so ein bißchen an der Küste herumgondeln, aber sonst – jedes Fahrzeug, jede Privatjacht muß unter Leitung eines staatlich konzessionierten Kapitäns stehen, welcher also alle die zahllosen Vorschriften kennt, unter denen das Meer befahren werden darf.

Gewiß, das Knabenschiff durfte hier im Hafen liegen. Aber die Hafenbehörde hatte eigentlich schon die Pflicht, die Festigkeit der Anker zu prüfen, einen Posten als Sicherheit zurückzulassen. In den Hafen herumfahren durfte es schon nicht, es konnte andere Schiffe gefährden. Und lief das Jungenschiff aus und einen anderen Hafen an, und an Bord befand sich nicht die vorschriftsmäßige Besatzung, so wurde es konfisziert und der Steuermann, der nicht einmal das Kapitänspatent besaß, noch besonders schwer bestraft, und auch jedes Kriegsschiff konnte es unterwegs mit Beschlagnahme belegen und ins Schlepptau nehmen.

Das alles war also nur eine Spielerei, welche sobald sie ernst genommen werden sollte, ein tragikomisches Ende nehmen mußte.

So wurde allgemein in fachmännischen Kreisen darüber gesprochen. Nur ein Mann dachte anders, ein alter Schiffsmakler, der selbst ein Menschenalter lang als Kapitän gefahren war.

»Meine Herren! Dieser deutsche Junge ist doch offenbar ein Genie. Und was ist ein Genie? Ein Genie schafft aus eigener Kraft etwas noch nie Dagewesenes, sich dabei über alle Schranken hinwegsetzend, mit allem Konventionellen und Traditionellen brechend, ohne sich um irgendwelches Gesetz zu kümmern – und dadurch bezwingt er die staunende Menge, für welche diese Gesetze nur geschaffen sind. Für ihn selbst aber entstehen neue Gesetze. Das ist das Genie. Dieser Junge wird euch Klugschnacker noch alle auslachen, der kommt überall durch, und alle die Hüter der Gesetze werden sich vor ihm beugen. Oder er wäre eben kein Genie.«

So sprach der alte Schiffsmakler, und er hatte schon oft recht behalten, daß man ihm auch jetzt nicht zu widersprechen wagte. Eine leise Ahnung sagte auch schon jedem, daß eben in der Praxis alles immer anders zugeht, als man es sich in der Theorie zurechtlegt, – – allerdings neu muß es sein, eben etwas Geniales!

Das köstlichste Beispiel liefert der erste Dampfer. Eine Akademie von Professoren hatte berechnet, um die ungeheuren Summen nicht unnütz zu verschwenden, daß ein Dampfer niemals genug Kohlen mitnehmen könne, um von England nach New-York zu fahren. Die wissenschaftliche Schrift erschien gedruckt und . . . zwei Tage später lichtete die ›Great Western‹ in Bristol die Anker und ließ sie vierzehn Tage später in New-York wieder fallen – und das Humoristische ist dabei, daß dieser Dampfer seine eigene Verurteilungsschrift, die erwiesene Unmöglichkeit seiner Existenz, in 10 000 Exemplaren dem amerikanischen Publikum gleich mitbrachte.

Und dasselbe gilt auch in bezug auf die Gesetze, die von Menschen gemacht sind.

»Unmöglich?« rief Napoleon seinem General Murat im Schlachtgewühl zu. »Sprechen Sie in meiner Gegenwart nie wieder dieses lächerliche Wort aus!«

Und Napoleon hat aller Welt bewiesen, aber nicht nur auf dem Papiere, daß es für ihn keine Unmöglichkeit gab. –

Die Hauptsache aber war doch, die kleine Jacht selbst zu beobachten.

Sie war mehr in die Mitte des Hafens verholt worden. Man sah die fünf Jungen in der Takelage exerzieren und sehr oft sich an einer Reckstange schwingen, welche Karlemann bereits wie auf der ›Sturmbräut‹ auch hier angebracht hatte.

An Land kam niemand wieder, nur Karlemann, der Proviant und anderes einkaufte.

Auch an Bord durfte niemand kommen. Jeder neugierige Besuch wurde abgewiesen. Dagegen wurde der Häuptling Kididimo,

der sich zweimal mit seinem schwarzen Dolmetscher übersetzen ließ, empfangen.

»Der will durchaus den weißen Pudel haben,« hieß es; »wer weiß, was der schon dafür geboten hat.«

Aber er bekam ihn nicht. Hinwiederum machte der Häuptling bei seiner Rückkehr immer ein vergnügtes Gesicht, konnte also doch nicht unzufrieden sein.

Oder erfreute ihn so die Turnerei? Besonders Karlemann mußte ihm drüben an Deck immer etwas vorturnen.

»Der hat mit dem Aschantihäuptling etwas Heimliches vor,« hieß es weiter, »wir werden schon noch erleben, wie der den wieder übers Ohr haut.«

Es war am vierten Tage, nachdem die Jungen an Bord gekommen waren, als sich Karlemann nach einem längeren Aufenthalte an Land wieder nach seiner Jacht rudern ließ.

Auch im Bootsrudern waren die kleinen Matrosen fleißig ausgebildet worden, doch benutzte Karlemann stets ein Mietsboot. Jedenfalls wollte er die Jungen vorläufig gar nicht wieder an Land lassen, daß sie nicht mehr mit anderen Menschen in Berührung kamen.

Beim Näherkommen erkannte man, daß an Deck der Jacht eine Kampfszene stattfand; man hörte Geschrei, die Jungen mußten sich bei den Haaren bekommen haben.

Als das Boot noch einen Meter weit von der Jacht entfernt war, stand Karlemann mit dem Sprunge einer Katze schon an Deck.

Richtig, es fand ein Zweikampf statt zwischen dem großen Bären und dem kleinen Igel. Der fünfzehnjährige Emil Bolle vertobte den bald zwei Kopf kleineren Fritz nach allen Regeln der Boxkunst, dieser verbiß sich in den überlegenen Gegner, nun aber schlug Emil von unten auf ihm immer ins Gesicht. Das Blut floß reichlich.

Die anderen drei standen als Zuschauer herum, doch schien es, als wären auch sie beteiligt gewesen, hatten die Kämpfenden

wahrscheinlich trennen wollen, und standen erst tatenlos da, als sie ihren Kapitän sich über die Bordwand schwingen sahen, während die Streitenden in ihrer Erregung ihn nicht bemerkten.

»Ruhe an Bord!!« donnerte Karlemann, soweit eine Kinderstimme donnern kann.

Doch die beiden ließen nicht voneinander ab.

»Wart – ick – will – dir – lernen!« heulte der große Bär, jedes Wort mit einem Faustschlag begleitend.

Da lagen beide plötzlich im Wasser. Karlemann hatte eine Messingstange des Geländers zurückgeschlagen, ein Schieben, ein kräftiger Stoß, und die beiden waren vom Deck verschwunden gewesen.

Prustend tauchten sie wieder auf. Beide Spreejungen konnten schwimmen. Sie blickten nach oben, suchten ein Tau.

Aber das, welches Karlemann soeben benutzt hatte, war von diesem schon eingeholt worden, und sie erblickten den kleinen Kapitän, wie er gleich einem Jupiter an Deck stand und mit dem ausgestreckten Arm nach dem Lande deutete.

Das Boot, mit dem er gekommen, hatte bereits den Rückweg angetreten.

»Schwimmt an Land!«

Die beiden schienen schon zu wissen, was ihnen bevorstand, sie machten im Wasser unsagbar klägliche Gesichter.

»Herr Kapitän . . .«, erklang es flehend.

»Schwimmt an Land! An Bord meines Schiffes kommt ihr mir nicht wieder. Ihr seid entlassen.«

»Der Emil fing an,« sprudelte Fritz jammernd hervor.

»Der Fritz hatte mir einen Eimer Wasser auf den Rücken gegossen,« winselte der große Bär.

»Ich tat's nicht mit Absicht,« verteidigte sich der kleine Igel.

»Nichts da,« erklang es von oben unerbittlich zurück. Ihr kennt die Bedingungen. Wer Streit anfängt fliegt über Bord, ob nun im Hafen oder mitten auf Meere. Schwimmt an Land oder ersauft.«

Da wandten sich die beiden, schwammen dem Lande zu. Sie mochten wissen, daß hier nichts mehr zu hoffen war.

Einige Sekunden blickte ihnen Karlemann nach, dann wandte er sich an die drei anderen, welche wie die geknickten Sünder dastanden.

»Seht ihr sie?«

»Ja, Herr Kapitän,« wurde gemurmelt.

»Da schwimmen sie nun hin. Wenn sie das Land betreten, sind sie wieder so wie damals, ohne Stiefel. Sind es nicht Narren? Unten haben sie die Kisten voll Sachen, aber sie bekommen nichts von mir, keinen Pfennig. Das habe ich mit euch ausgemacht. – Wie entstand der Streit?«

Wie Emil es schon gesagt hatte.

»Warum habt ihr sie nicht getrennt?«

Sie hatten es versucht, es war ihnen nicht gelungen.

»Ihr seid genau so schuld wie die anderen.«

Karlemann zog eine silberne Bootsmannspfeife hervor, ein tril-lernder Pfiff mit endigendem Signal, es erreichte noch das Ohr der Schwimmer, die sich schon gut hundert Meter entfernt hatten, sie blicken zurück, Karlemann winkte, und eiligst, mit ungeschwächter Kraft schwammen sie zurück.

»Diesmal will ich noch Gnade für Recht ergehen lassen, das nächstemal gibt es so etwas nicht mehr,« empfing er die triefenden Jungen. »Aber Strafe muß sein. Hein, hole die Pulle – aber die grüne.«

Es mußte ein schreckliches Wort gewesen sem, das der Kapitän da ausgesprochen hatte. Zusammen knickten sie nicht gerade, es waren doch Matrosen, die keine Angst zeigen durften, aber so einen kleinen Hexenschuß schienen sie doch alle zu bekommen! Die Wirkung dieser Worte war auch in ihren Gesichtern zu lesen, sie machten plötzlich alle schiefe Mäuler; der eine schüttelte sich schon.

Hein war unter Deck gegangen, kam mit einem Gläschen und einer dickbauchigen Flasche zurück, die zur Hälfte mit einer grünen Flüssigkeit angefüllt war.

»Nach Nummern angetreten!«

Sie traten an, zugleich der Größe nach, Karlemann füllte das Gäschen. Jeder der drei Zuschauer bekam eins zu trinken, Fritz mußte zwei, Emil als Haupttattentäter sogar drei hintereinander leeren.

Es mußte ein schreckliches Zeug sein. So mannhaft die Jungen sein wollten, so zogen sie doch furchtbare Grimassen, schüttelten sich, und Emil hatte sich schon beim zweiten Gläschen wie ein Wurm gekrümmt, für das dritte schien seine Kraft nicht mehr zu reichen.

»Trink!«

»Ich kann nicht mehr, Herr Kapitän,« ächzte der Gemarterte.

»Dann verläßt du sofort mein Schiff!«

Da leerte er auch noch das dritte Likörgläschen, und zu verwundern war, daß er dann nicht in krampfhaften Zuckungen hinstürzte.

Jetzt füllte Karlemann das Glas noch einmal und leerte es selbst, ohne eine Miene zu verziehen, mit anscheinendem Wohlbehagen.

»Aaahhh. Ich weiß gar nicht, was ihr wollt, das schmeckt doch delik特. Nun ja, etwas bitter: aber gesund. Wer jeden Tag so ein Gläschen trinkt, der kriegt niemals das Fieber und wird hundert Jahre alt.«

Wenn man nur gewußt hätte, was das eigentlich war. Hier lag unbedingt ein Geheimnis vor.

Ehe der ›Knipperdolling‹ nach der Mitte des Hafens verholt worden war, hatte der Kapitän die Wassertanks auspumpen, scheuern und mit frischem Wasser füllen lassen. Aber dies schmeckte auch wieder bitterlich, ogleich nicht so wie zuerst, da sich die frühere Mannschaft darüber beklagt hatte.

Zuerst hatte Karlemann die Schuld doch dem Steuermann zugeschoben, dieser habe die Tanks nicht ordentlich reinigen lassen. Unterdessen aber stellte sich heraus, daß hier etwas anderes vorliegen müsse.

Dieser deutsche Zigeunerknabe schien für das Bittere zu schwärmen. Er mußte etwas mitgebracht haben, irgendeinen Bitterstoff, den er nun auch partout seinen Leuten beibringen wollte.

Die Bitterkeit des Trinkwassers war also erträglich. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hatte, störte sie kaum noch den Geschmack des Kaffees, Tees und der in dem Wasser gekochten Speisen. Bitterer war schon der Schnaps, den die Jungen ab und zu nach getaner Arbeit erhielten, allerdings mäßig, täglich höchstes zwei. Das war eben ein Bitterer, etwas sehr bitter, aber doch noch recht schmackhaft.

Anders der grüne Inhalt der Flasche, die bereits unter dem Namen ›Giftpulle‹ bekannt und gefürchtet war. Wer von den Jungen sich in etwas vergangen hatte, bei der Arbeit oder im Verkehr untereinander oder sonstwie, wer nur seine Koje nicht ordentlich gemacht hatte, der mußte einen Schluck aus der Giftpulle nehmen, das war die einzige Strafe, die es an Bord gab, aber Karlemann teilte solche Strafen auch sehr reichlich aus.

Der grüne Inhalt dieser Flasche war kein Schnaps. Es schien sonst nur Wasser zu sein. Aber der Bitterstoff?

Die Vermutung lag nahe, daß es Chinin war, das beste oder einzige Mittel gegen Fieber, durch welches man diesem auch schon vorbeugen kann. Aber man nimmt Chinin auf die Dauer nicht ungestraft regelmäßig zu sich. Es schwächt außerordentlich den Magen, zerstört die ganze Verdauung. Und diese Jungen befanden sich bei bestem Appetit und sonstiger Gesundheit.

Der Steuermann hatte einmal gefragt, ob denn das Chinin sei. Und da hatte sich gezeigt, daß Karlemann überhaupt noch gar nichts von Chinin gehört hatte.

»Was ist es denn sonst?«

»Mein Geheimnis. Das wird nicht verraten. Ein Kraut, das für alles gut ist. Habe das Rezept von meiner Großmutter geerbt.«

Weiter ließ sich Karlemann nicht aus, und in der Stille seiner Kajüte ersetzte er den Inhalt der Giftpulle immer wieder und mischte dem höllischen Schnapse die grüne Galle bei.

Im übrigen war der lappländische Steuermann ein viel zu phlegmatischer Charakter, als daß er sich weiter darum gekümmert hätte. Aus der Giftpulle brauchte er nicht zu trinken, und der bittere Schnaps schmeckte ihm, an das Trinkwasser gewöhnte er sich schnell, dieser geniale Junge hatte eben immer seine Geheimnisse, er trank ja auch selber davon, also konnte es doch nichts schaden, und die fünf Jungen hatten einfach zu gehorchen.

»Wo ist der Steuermann?«

»Er schläft.«

»Weckt ihn! Wir gehen sofort in See.«

Das wirkte elektrisierend. Karlemann begab sich zunächst in die winzige Kajüte, mit raffiniertem Luxus eingerichtet. Durch die Mitte ging der Mast, früher mit Samt und Attrappen verkleidet gewesen. Das war entfernt worden, statt dessen lief jetzt um den Mast eine Stollage, in der Gewehre, Revolver, Entersäbel und andere Waffen standen und hingen, alles von Karlemann erst in Monrovia angeschafft. Auch um ein Schiffsgeschütz hatte er sich unter der Hand bemüht, aber keines aufreiben können, das ihm für seine Miniaturjacht gepaßt hätte.

An der Hinterwand, über dem Steuer, befand sich ein rundes Fenster, größer als sonst die sogenannten Bollaugen, durch die man nicht den Kopf stecken kann. Durch dieses Fenster konnte man es, und Karlemann tat es, blickte hinab, griff mit der Hand nach, tastete und zog durch das Bollauge einen dünnen Stahldraht, zog immer weiter, bis durch das Fenster ein schlauchähnlicher Beutel kam.

Karlemann öffnete ihn nicht erst, ließ nur das Wasser etwas ablaufen, dann verschloß er ihn in den kleinen Panzerschrank, in

dem die frühere Besitzerin einst ihr Geld und ihre Juwelen verwahrt hatte.

Dasselbe tat jetzt Karlemann mit seinen eigenen Schätzen. Also außer Bord, im Wasser hatte er das Geld und all die Schmucksachen, die er den Negern abgenommen, bisher aufbewahrt! Hatte den ganzen Sack nur an einem Stahldraht, der ja allerdings eine große Last trägt, hängen gehabt.

Man weiß nicht, ob das von dem Jungen ein bodenloser Leichtsinn oder eine ganze geniale Vorsichtsmaßregel gewesen war. Jeder hätte in einem Boote nach der Jacht rudern, den Draht abschneiden können. Aber eben erst auf so einen Gedanken kommen! Der dünne Draht war vielleicht kaum zu sehen gewesen, konnte noch unter Wasser an den Schiffsplanken befestigt gewesen sein.

Jedenfalls war Karlemann noch im Besitze seiner unversehrten Schätze, und jetzt sollte es ja in See gehen, wo nur noch die Elemente räubern konnten.

Auf der Seewarte beobachtete man, wie auf der kleinen Jacht die zwerghaften Matrosen unter einem lustigen Gesang taktmäßig um das Gangspill marschierten; die Anker wurden gehievt, dann entrollte sich ein Segel nach dem andern.

»Das Kinderschiff will in See stechen. Das müssen wir verhindern.«

Ja, sie sollten es einmal verhindern! Der schon in Fahrt befindlichen Jacht etwa eine der Kanonenschaluppen nachschicken, vorausgesetzt, daß eine solche unter Dampf lag?

Die kleine Jacht mit den unverhältnismäßig hohen Masten legte sich nach Backbord über, als wolle sie kentern, richtete sich wieder auf, und dann schoß sie wie eine weiße Möwe davon, bei diesem Winde auch nicht vom schnellsten Schnelldampfer einzuholen.

Zwei Tage und zwei Nächte wurde unter Leitung des speziell im Jachtdienst ausgebildeten Steuermanns exerziert, wurden alle

Manöver ausgeführt und immer wiederholt. In der dritten Nacht hörte das Ueben auf, der furchtbare Ernst trat an die kleinen Seefahrer heran, ein Nordsturm war zu überstehen.

Da lernte auch Karlemann zum ersten Male kennen, was der Dienst auf einer Jacht zu bedeuten hat. Jachtmatrosen sind eben die Elite der ganzen Seemannschaft. Es müssen halbe oder vielmehr ganze Akrobaten und Jongleure sein, außerdem echte Wasserratten, die sich am wohlsten in dem nassen Elemente fühlen, unempfindlich gegen Kälte und alles.

Die Jacht besaß auch eine geschlossene Bordwand, welche durch wenig Handgriffe aufgerichtet werden konnte. Dies aber geschah nur bei ganz mäßig bewegter See, um das Ueberkommen von Wellen zu verhindern. Ging die See höher, so war es besser, sie spülte gleich direkt über Deck, als daß sich das Wasser dort versackte und die ganze Jacht einer vollen Badewanne glich; denn da halfen doch keine Ausflußlöcher mehr, im nächsten Augenblick hatte sich die Wanne schon wieder vollgeschöpft.

Wie sich aber nun die kleine, schmale Rennjacht mit den ungeheuer hohen Masten bei sturmgepeitschter See gebärdete, das spottete jeder Beschreibung. Eben immer unter Wasser.

Die Segel aber müssen dennoch bedient werden. In der Takelage arbeiten, das geht noch, aber sich an Deck aufhalten, das ist die Kunst, wozu sich nur fünf Prozent von der ganzen Seemannschaft eignet, und die Hälfte davon verläßt bald wieder mit Grausen diesen Jachtdienst.

An ein freies Aufrechtstehen ist da überhaupt nicht zu denken. Es kann nur gekrochen werden. Aber Schnelligkeit, Fixigkeit ist die Hauptbedingung, die man von Jachtmatrosen fordert.

An der starken Stange des Geländers liefen Lederschlingen entlang, durch welche man den Ann streckte, um nicht fortgespült zu werden. Da aber die Laufstange doch an gewissen Stellen mit

dem eigentlichen Geländer verbunden war, über welche die Lederschlinge nicht hinweg konnte, so waren viele solcher Lederriemen vorhanden, auf jeder Seite sechzehn. Um sich also an Deck entlangbewegen zu können, mußte man immer aus einer Lederschlinge in die andere schlüpfen, und dies galt nicht nur für den einzelnen Mann, sondern die Matrosen müssen gelernt haben, sich gegenseitig auszuweichen, die Lederschlingen von Hand zu Hand gehen zu lassen, oder vielmehr von Arm zu Arm, und mit ebensolchen Lederschleifen sind die Masten und die Rahen und überhaupt alles versehen, und eben sich dieser bedienen zu können, das ist die Kunst, welche den Jachtmatrosen zum Akroaten macht. Denn nur ein einziger Fehlgriff, zwei sich begegnende Matrosen übergeben sich nicht rechtzeitig die Schlinge, sie nicht schnell genug über den Arm streifend – schwubb ist der Mann fort, sind alle beide verschwunden, auf Nimmerwiedersehen über Bord gewaschen!

Dieses Vertauschen der Lederschlingen, Handpferde genannt, war von den Jungen unter Leitung des Steuermanns im Hafен, wie während der zwei Tage auf See zur Genüge geübt worden. Die Jungen waren schon einigermaßen imstande, die Jacht zu bedienen.

Als aber nun freilich die Sturmnacht losbrach, da hörte alles auf. Sie befanden sich unten in ihrer Foxel, klammerten sich fest, dachten ans Ende der Welt. Warum, das ist gar nicht näher zu beschreiben. Es war eben furchtbar, wie das Schiffchen um sich schlug.

So befanden sich an Deck nur zwei Mann oder vielmehr nur ein einziger Mann und ein halbwüchsiger Junge.

Der Steuermann hatte rechtzeitig alle Segel festgemacht, kräftig dabei unterstützt von Karlemann, und wenn sich der phlegmatische Lappe einmal wundern konnte, so tat er es jetzt, als er diesen Jungen neben sich arbeiten sah. Er stellte einen ganzen Mann.

Nur das Sturmsegel stand noch am Mittelmast, unter diesem flog das Schiffchen wie ein Pfeil vor dem Sturme her durch die finstere Nacht.

Karlemann stand hinten am Steuerrad, oder vielmehr in Lederschleifen hängend. Neben ihm hielt sich der Steuermann, ihm noch immer Anweisungen gebend.

Da beugte sich der Steuermann vor und lauschte.

»Ich glaube, ein Klüversegel flattert.«

Auch Karlemann hatte schon ein Klatschen gehört, wenn er einmal aus dem Wogenschwalm auftauchte. Denn die Hälfte der Zeit standen die beiden unter Wasser.

Der Steuermann schalte sich aus seinen Lederriemen los, steckte den Arm durch die nächste Laufschnalle, arbeitete sich nach vorn.

Obgleich das Bugspriet, welches auch die Klüver enthält, nur zehn Meter vom Steuer entfernt war, war in dieser Finsternis doch nichts zu sehen.

Fünf Minuten vergingen – zehn Minuten – der Steuermann war noch nicht wieder zurück.

Das Klatschen hatte aufgehört, aber Knut war noch nicht wieder da.

Weitere zehn Minuten vergingen, der Steuermann hatte sich seinem jungen Kapitän noch nicht wieder beigesellt.

»Stürmann! Knut!«

Keine Antwort. In diesem Heulen und Pfeifen und Brausen nützten wohl auch keine menschlichen Worte.

Das Steuerrad war durch eine Vorrichtung festzusetzen. Karlemann tat es, glitt in den Handpferden nach vorn.

»Stürmann, wo steckt Ihr denn nur?«

Keine Antwort. Und zu sehen war von ihm auch nichts mehr.

Ein neuer Tag brach an. Furchtbar wütete noch das Meer, aber aus dem Sturme war ein ganz schwacher Wind geworden, freundlich lächelte die Tropensonne auf das Schiffchen herab, das da wie ein junger Ziegenbock auf den weißen Wogenkämme hüpfte.

Karlemann stand am Rad, ließ es spielen. Zu seinen Füßen lugte aus dem Deck ein Eisenknopf, auf den er jetzt mehrmals trat. Infolgedessen erscholl unten im Zwischendeck eine Glocke, welche die Wache an Deck rief.

Ob sie aber kommen würden? Ja, sie kamen. Seekrank waren sie nicht geworden, und als durch die Bollaugen die Morgensonne lachte, kein Sturm mehr wütete, hatten sie wieder Mut gefaßt.

Ein Junge nach dem andern kam zum Vorschein. Daß unter solchen Umständen, wenn sich die Jacht mehr unter als über Wasser befindet, eine besondere Vorrichtung vorhanden sein muß, um aus dem Zwischendeck an Deck und wieder zurück gelangen zu können, ist begreiflich. Würde nur eine gewöhnliche Luke mit Schiebetür vorhanden sein, so würde sich beim Oeffnen derselben doch das überstürzende Wasser ins Innere der Jacht ergießen, alles ruinieren, den Aufenthalt unten unmöglich machen.

Diese Einrichtung ist ebenso einfach wie sinnreich. Im Deck ist ein Kasten eingelassen, der sich auf und nieder schieben läßt, von außen sowohl wie von innen. Der Betreffende, der von Deck aus nach unten will, steigt in den hochgeschobenen Kasten, fährt nach unten, nimmt freilich eine große Portion Wasser mit, die bei seinem Einsteigen hineingedrungen ist, kann aber unten den Kasten verlassen, ohne daß dieses Wasser herausläuft. Ebenso wird er wieder nach oben befördert.

Ist unten noch ein Vorraum, in dem man sich erst der wasserdichten Oelsachen entledigt, so kann das Innere der Jacht ziemlich trocken gehalten werden.

Immerhin läßt sich begreifen, was für ein ungeeigneter Aufenthalt das für eine verwöhnte Dame ist. Auch die Betten sind immer naß, das läßt sich nicht vermeiden.

»An die Handpferde!!« schrie Karlemann jedem einzelnen Auftauchenden zu.

Sie waren alle fünf an Deck, hängten sich fest und blickten mit ängstlicher Scheu nach ihrem kleinen, am Rade festgebundenen Kapitän.

Himmel, wie sah der aus! Abgesehen davon, daß sein sonst so rundes Gesicht plötzlich ganz mager geworden zu sein schien, rannen auch ganze Bäche Blut daran herab, aus klaffenden Wunden an Stirn und anderen Kopfteilen kommend, und ebenso war das Rad mit Blut besudelt, aus seinen förmlich zerfetzten Händen kommend.

»Leute, nehmt die Mützen ab!«

Es geschah. Karlemann hatte keine mehr abzunehmen.

»Heute nacht gegen zwei Uhr ist unser Steuermann über Bord gewaschen worden.«

Stille herrschte. Scheu blickten sie alle nach der kleinen, blutigen Gestalt, die unentwegt nach dem Kompaß das Steuerruder regierte.

Wenn ihnen je zum Bewußtsein gekommen, wie himmelhoch überlegen ihnen dieser zwölfjährige Junge war, den sie Herr Kapitän anreden mußten, so war es in diesem Augenblick. Mit Scham dachten sie daran, wie sie sich unten festgeklammert hatten, während der Steuermann und vor allen Dingen ihr Kapitän für sie gearbeitet hatten, und wie er gearbeitet, das zeigten die Spuren an seinem Körper.

Aber kein Wort des Vorwurfs, des Hohnes, des leisen Spottes.

»Seid ihr jetzt imstande wieder an Deck zu arbeiten?«

»Jawohl, Herr Kapitän,« erklang es einstimmig, und plötzlich begannen aller Augen zu blitzen.

»Gottfried Klingelmann!«

»Hier, Herr Kapitän!« entgegnete der dreizehnjährige Junge.

»Ich ernenne dich zum Steuermann.«

Es war kein Neid dabei, wie die anderen auf den Auserwählten blickten, der einen ganz roten Kopf bekam. Sie wußten wohl, daß ihr Kapitän den Tauglichsten erkannt hatte.

»Ihr habt Gottfried fernerhin mit Steuermann und mit Ihr anzureden, verstanden?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Steuermann, übernehmt das Rad! Fritz, komm mit in die Kajüte, sollst mich verbinden.«

DIE LEUCHTTURMINSEL, UND WIE KARLEMANN EINE NEUE TRIEBKRAFT ERFINDET.

Am anderen Tage tauchte in östlicher Ferne eine Küste auf. Vorher zeigte sich noch ein hoher Punkt, und da es hier keine gebirgige Landzungen gab, konnte es sich nur um eine hohe Insel handeln.

Auf einem improvisierten Tische war eine Seekarte ausgebreitet, Karlemann berechnete nach der Sonne die geographische Lage des Ortes, wo sie sich gegenwärtig befanden, sich dabei Zeit nehmend, denn er weihte gleich seinen neuen Steuermann in die Geheimnisse des Sextanten ein.

Die Berechnung war gemacht, die Seekarte und das offizielle Handbuch wurden befragt.

»Famos! Wir sind gerade vor Legala, dem Haupthafen des Aschanti-Reiches oder Aschanta, wohin ich sowieso wollte. Dann ist das dort auch die Leuchtturmsinsel von Legala.«

Der kleine Kapitän erklärte seinen nur wenig größeren Leuten weiter, daß die Engländer und Holländer zwar an der Küste der Aschantis viele Forts errichtet hätten, daß aber der Haupthafen Legala durch Abmachung mit allen Mächten für Fremde gesperrt sei, oder man bedürfe zum Besuche der Erlaubnis von der Hauptstadt Kumasi aus.

Daß Karlemann in alledem so gut beschlagen war, kam daher, daß er eben diesen sonst gesperrten Hafen als sein Ziel gewählt

hatte, und er würde wohl die Erlaubnis zum Einlaufen haben, er hatte mit dem Aschantifürsten lange genug heimlich verhandelt.

Obgleich der Wind günstig war, dauerte es noch eine gute Stunde, bis man näher an die Leuchtturminsel herangekommen war, welche kaum fünfhundert Meter von der Küste entfernt liegt, direkt vor Legala.

Der Anblick dieses Eilandes ist ganz der von Helgoland, dem es auch an Größe gleicht: wie eine Kiste liegt es auf dem Wasser, nur die grün-rot-weißen Farben fehlen; alles zeigt ein eintöniges Schwarzgrau.

Jäh steigen die Felsen bis zu einer Höhe von dreißig Metern empor, auf der Ostseite, an deren Rande sich auch der kleine Leuchtturm erhebt, noch höher als auf der Westseite. Aber dieser vierkantige Bau ist nicht wie Helgoland von Sanddünen umgeben, sondern von Klippen und Riffen, zwischen denen die See fürchterlich brandet, himmelhoch spritzt das Wasser, und doch sind diese Riffe der beste Schutz für das Eiland selbst, es wird dadurch nicht wie Helgoland ausgewaschen, dicht an den Felsenmauern ist das Wasser ganz ruhig, die Riffe halten eben die Gründung des Ozeans ab.

Karlemann ließ die Segel reffen, und die Jungen arbeiteten in der Tatelage wie die Männer, wobei allerdings die Zierlichkeit von allem und jedem auf dieser Miniaturjacht in Betracht kommt. Immerhin, es klappte alles großartig, kein Seemannsauge hätte an den Manövern etwas auszusetzen gehabt.

So trieb die Jacht in ziemlicher Nähe an der Insel langsam vorbei. Karlemann hatte immer das Fernrohr vorm Auge.

Da kam aus der Tür des am Rande stehenden Leuchtturmes hastig ein weißgekleideter Mann gelaufen durch das Fernrohr als Neger erkenntlich.

Der Mann hatte mit wenigen Schritten den Rand des hohen Plateaus erreicht, dort blieb er stehen, winkte, ließ eine blaue Flagge flattern, in die ein Knoten geschlungen war.

Was sollte das? Der Leuchtturmwächter wußte doch nichts von dem Kinderschiff, glaubte, dort würde man sein Signal verstehen.

Nun, darin irrte er sich auch nicht. Allerdings war ein Zufall dabei.

Wie der Stenograph sogenannte Sigel hat, gebräuchliche Abkürzungen, so auch der Seemann in seiner Flaggensprache. Sie sind nicht offiziell, die Seeleute haben sie unter sich gemacht, sind so nach und nach entstanden, die Bücher, welche sie sämtlich anführen, sind eigentlich mehr Kuriositäten.

Der zwischen Seeleuten aufgewachsene Knabe, der sonst noch nicht viel von der Flaggensprache verstand, war aber nun gerade in solchen Sigeln bewandert.

Diese blaue Flagge mit dem Knoten bedeutete: Wir haben Fische. Wollt ihr welche?

Diese Frage hatten Schiffe auf der Elbe ja oft genug nach dem Lande signalisiert.

Karlemann hob den Arm und machte durch die Luft einen Strich nach unten: ja.

Daraufhin hob der Neger die geballte Faust und schlug sie gegen seine Brust – warten, ich komme selbst! – und er verschwand vom Rande des Plateaus.

Karlemann ließ die Segel völlig festmachen, bis die Jacht bei dem schwachen Wind fast still lag, und es dauerte gar nicht lange, so kam hinter einer Ecke ein kleines Boot hervorgerudert.

Der Neger, ein schon bejahrter Mann, nur mit Hemd und Hose bekleidet, kletterte das ausgeworfene Fallreep hinauf.

Beim Anblick der sechs halbwüchsigen Jungen machte er große Augen.

»Wo ist der Kapitän?«

»Der bin ich!« erklärte Karlemann mit Würde.

»Ich meine deinen Vater.«

»Den habe ich zu Hause gelassen. Diese Jacht ist der ›Knipperdolling‹, und ich, Karl Algots, bin ihr Eigentümer und Kapitän.«

Es dauerte ziemliche Zeit, bis der alte Neger, der sich dann als ein recht gebildeter Mann erwies, es glauben wollte. Zuletzt mußte er es wohl.

»Ist mir in meinem ganzen Leben doch so etwas noch nicht passiert!«

»Habt Ihr Fische?«

Der im Boot befindliche Korb mit Fischen wurde heraufbefördert.

»Was kosten sie?«

Der alte Mann war noch immer ganz fassungslos.

»Könnte ich mir den Leuchtturm und die ganze Insel einmal ansehen?«

»Wozu?«

»Weil sie mir gefällt. Vielleicht werde ich sie kaufen.«

Der Alte starrte den Jungen mit großen Augen an. Dann brach er in ein Gelächter aus.

»Na, was gibt's denn da zu lachen?«

»Weil das so komisch herauskam. Nein, diese Leuchtturminsel ist nicht zu kaufen. Wenn die zu kaufen wäre, hätten die Engländer schon längst ein Fort daraus gemacht.«

Anstatt noch eine Frage zu stellen, griff Karlemann in sein Hemd, zog einen an einer Lederschnur hängenden Ring hervor. Es war ein außerordentlich dicker Goldreif, der einen roten Stein trug, groß wie ein kleiner Pflasterstein, in den kunstvoll ein springender Löwe graviert war.

Vor acht Tagen noch hatte dieser Siegelring die Hand des Aschantifürsten geschmückt.

»Kennt Ihr den Ring?«

Wäre dieser Leuchtturmwächter ein gewöhnlicher Aschanti gewesen, so wäre er gleich auf die Knie gestürzt und hätte mit der Stirn den Boden berührt.

Das tat dieser hier nicht, doch war sein Staunen oder mehr schon Schreck groß genug.

»Der Saboje des Kididimo, des Makosso von Legala!!« rief er in hellem Staunen.

»Ja, das Würdezeichen des Fürsten, dem diese Insel gehört, unter dessen Oberhoheit auch Ihr steht.«

»Junge, wie kommst du . . . «

»Wat?!«

Dieses eine Wort genügte, der Alte verbesserte sich schnell und erschrocken.

»Herr, wie kommen Sie zu diesem Ringe?«

»Na, da ich selbst nach Legala will, werde ich ihn wohl nicht gestohlen haben. Ich habe ihn eben von Kididimo bekommen, um nach Legala hineingelassen zu werden, und daß dort alles gehorcht. Kididimo ist mein Freund. Werdet Ihr mir nun die Leuchtturminsel zeigen?«

Diese Erklärung, wie Karlemann zu dem Ringe gekommen war, entsprach allerdings nicht den Tatsachen, es konnte aber recht wohl noch hinterher etwas Wahres daraus geworden sein, der Häuptling hatte mit dem Jungen ja noch genug verhandelt.

Der Alte aber sah nur den Ring und hatte nur eines gehört.

»Selbstverständlich, selbstverständlich,« beeilte er sich, zu versichern, »und wenn der Zutritt auch verboten wäre, weil die Insel ein Geheimnis birgt, was ja aber gar nicht der Fall ist, so müßte ich sie Ihnen doch zeigen. Wollen Sie mein Boot benutzen?«

»Einen Hafen besitzt die Felseninsel wohl nicht?«

»Doch.«

»Wirklich einen Hafen?« fragte Karlemann nochmals, und es klang recht erfreut.

»Sogar einen ausgezeichneten Hafen.«

»In den diese Jacht einlaufen kann?«

»Sogar ein großes Schiff. Mehr als drei gehen freilich nicht hinein.«

»Dann bugsieren Sie mich hinein.«

Der Leuchtturmwächter verstand gar nichts von Schifffahrt. Nur ein Boot bedienen konnte er. Er gab die Richtung an, machte auf gefährliche Stellen aufmerksam, Karlemann ließ einige Segel setzen, langsam ging es um die Insel herum.

»In wessen Diensten stehen Sie?« fragte Karlemann einmal.

Der Alte, namens Daniel, gab die Erklärung. Weil Legala gesperrt war, mußte auf Wunsch des allmächtigen Aschantikönigs auch diese vorgelagerte Insel für jeden Fremden unantastbar sein, und hierzu hatte das noch allmächtigere England Amen gesagt. Nur hatte der Fürst von Legala, also jetzt Kididimo, die Verpflichtung übernehmen müssen, hier einen von den Engländern erbauten Leuchtturm zu unterhalten.

Der Alte erzählte gleich seinen Lebenslauf. Er war ein Aschanti, in früher Jugend als Sklave nach Nordamerika gekommen, zu einem guten Herrn, der seine Fähigkeiten erkannte, ihn zum Missionar ausbildete, oder mehr als Schulmeister, der unter seinen heidnischen Stammesgenossen dann wirken sollte. Hatte damit wenig Glück gehabt. Nun, aber einmal hier, blieb er auch, übernahm diese Stelle, wo er in philosophischer Ruhe lebte. Als Gehilfen hatte er noch einen jüngeren Neger. Von seinem pedantischen Schulmeistertone war ihm noch viel geblieben.

Um den Felsenberg herumgekommen, erblickte man auf der Ostseite den durch die Risse führenden Wasserweg, und man glaubte erst nicht anders, als hier läge ein Werk von Menschenhand vor.

Links und rechts spritzte das Wasser zwischen einzeln liegenden, spitzen Riffen empor, und in der Mitte eine ganz glatte Wasserstraße, etwa sechs Meter breit, begrenzt von zusammenhängenden, zwei Meter hohen Wällen, welche die stärkste Brandung abhielten.

Hineinsegeln konnte man freilich nicht. Es wurden zwei Taue ausgefahren, nach jedem Wall eins, und zwei der Jungen genügten, die Riffbarrieren als festen Weg benutzend, um das leichte Fahrzeug fortzuziehen.

Die Wasserstraße verengte sich nach hinten etwas, kurz vor der hohen Felswand, die hier einen tiefen Einschnitt zeigte, war sie nur noch vier Meter breit, dann befand sich die Jacht in einer Felsenschlucht, deren Wände glatt und senkrecht emporstiegen, das Schiffchen konnte mit angestemmtten Stangen fortgeschoben werden, und dann eröffnete sich vor den erstaunten Augen ein großartiges Naturgebilde.

Es war ein trichterförmiger Kessel, an der Basis, also unten an der Wasseroberfläche, ungefähr fünfundzwanzig Meter im Durchmesser, und ringsherum stiegen die dreißig Meter hohen Felswände schräg empor, aber nicht glatt, sondern terrassenförmig, in Absätzen immer Galerien bildend, und zwar zählte man deren vier. Die fünfte war dann der Rand des eigentlichen Plateaus, die erste lag zweiundeinenhalben Meter über dem Wasserspiegel.

»Ist das ausgemeißelt?« fragte Karlemann.

Nein, und jetzt nahm der Alte seinen Schulmeisterton an:

»Sie sehen hier den Krater eines ehemaligen Vulkans, und das Innere von Vulkanen zeigt sehr häufig solche Bildung von Galerien. Das hängt mit den periodischen Ausbrüchen zusammen, jeder unterirdische Ausbruch bildet solch einen Absatz oder eine Galerie. Trotzdem besteht dieser ganze Berg ausschließlich aus Muschelkalk, von der Härte drei. Ein feuerspeiender Berg aus weichem Muschelkalk, das werden Sie wohl noch nicht gehört haben nicht wahr?«

Und der Alte fuhr fort zu erklären, wie durch eine Eruption der Meeresboden gehoben worden war, so dieses Kalkplateau entstehen lassend, während die feurigen Lavamassen durchbrachen, sich dort durch die Schlucht ergossen und zu jenen Riffen und Barren erstarrten.

Karlemann hatte sehr aufmerksam zugehört.

»Kommen denn jetzt noch Erdbeben vor?«

»O nein, Erdbeben sind in dieser Gegend ganz unbekannt, das hat sich alles in prähistorischer Zeit abgespielt,« entgegnete der gebildete schwarze Schulmeister ohne Stiefel, gab der Jacht am Ende der Schlucht noch einen Stoß, daß sie bis nach einer Stelle des Kesselrandes fuhr, wo die unterste Galerie etwas niedriger war. Er mußte von dem Deck noch einige Fuß tief hinabspringen und schlang dann ein am Vorderteil der Jacht befestigtes Tau um einen großen, mit dem Boden verwachsenen Felsblock.

Dieser war die Anlegestelle auch für das Boot, hier lehnte eine lange Bambusleiter, welche bis zur nächsten Galerie reichte.

»Sie können mir unbesorgt direkt folgen, die Leiter trägt drei schwere Männer auf einmal,« sagte der Alte, als er den Aufstieg begann.

Karlemann hieß seine Jungen warten und folgte.

Es war nur diese einzige Leiter vorhanden, sie mußte also jedesmal wieder heraufgezogen und neu angesetzt werden, und so primitiv war es hier mit allem und jedem, die Bewohner des Leuchtturmes hatten auch gar nichts getan, um ihren Aufenthalt sich hier zu erleichtern.

»Gibt es hier keine Winde?« fragte Karlemann unterwegs.

»Nein.«

»Wie sind denn die Bausteine hinaufgeschafft worden?«

»Bausteine? Die sind oben aus dem Felsen herausgebrochen worden, wodurch eine Zisterne gebildet ist, in der wir das Regenwasser sammeln.«

»Und was Ihr sonst braucht, wie wird das hinausbefördert?«

»Nun, auf der Leiter, das muß auf dem Rückm getragen werden.«

Auch nicht ein einziges Eisen war in den Felsen getrieben, um etwa einen Strick anbinden zu können.

»Ha, wenn diese Felseninsel erst mir gehört, da soll es bald anders hier aussehen,« murmelte Karlemann, ungehört von dem Alten.

Sie hatten das Plateau erreicht. Es war eben ein flaches Plateau, etwa zweihundert Meter lang und ebenso breit. Nach Westen und nach der Mitte zu senkte es sich etwas, und eben dadurch mußte jeder tropische Regenguß alles fortspülen, sich bildendes Erdreich wie auch jedes Vogelnest.

Auf der nordöstlichen Seite stand der nur niedrige Leuchtturm, daneben befand sich ein tiefes Loch, in dem das Regenwasser gesammelt wurde.

Man hatte von hier aus eine herrliche Aussicht auf die afrikanische Küste, welche hier auch einen echt exotischen Charakter zeigte; der Urwald schien dicht bis an das Meer heranzutreten, und dort in einer Bucht lag auch die Hafenstadt Legala, freilich wohl mehr ein Hüttendorf, der Hafen nur von Negerbooten belebt, immerhin ein reizendes Bild.

Doch dem allen widmete Karlemann gar kein Interesse, ebensowenig dem Leuchtturm selbst. Er schritt das ganze Plateau ab, manchmal stehen bleibend und mit seinem Schiffsmesser in dem ziemlich weichen Stein kratzend, trat bis dicht an den Rand heran und blickte schwindelfrei in die furchtbare Tiefe hinab, wo es kochte und spritzte, nur nicht dicht an den Felsenmauern selbst.

»Alles wie für meine Zwecke geschaffen,« sagte er, als er zurückgekehrt war, »diese Felseninsel werde ich mir kaufen.

Der Alte machte ein ebenso ungläubiges wie niedergeschlagenes Gesicht.

»Herr, das ist wohl nicht angängig.«

»Warum nicht?«

»Weil – weil – auch die Engländer haben diese Insel schon immer gern haben wollen, aber das ist königliches Eigentum . . . «

»Ich weiß alles, was Ihr sagen wollt. Aber bei mir ist das etwas ganz anderes. Ihr seid wohl mehr um Eure Stellung besorgt. Nun,

wenn ich mit Euch zufrieden bin, könnt Ihr ja bleiben. Wieviel bekommt Ihr?»

»Im Jahre zwanzig Dollar, zehn Yard Leinwand . . .«

»Bah, da würdet Ihr Euch bei mir besser stehen. Es ist ganz windstill geworden. Schade! Ich wäre gern nach Legala gesegelt, um gleich alles in Ordnung zu bringen. Na, da will ich mir erst einmal die Galerien ansehen.«

Und der seltsame Junge, der diese sonst unantastbare Insel schon als sein Eigentum betrachtete, verließ das Plateau wieder, schritt eine der Galerien nach der anderen ab, immer rings um den Trichter marschierend, natürlich aber stets vor der Schlucht, welche die Einfahrt bildete, umkehren müssend, immer wieder einmal mit dem Messer in die Kalkwände krataend, immer dabei zufrieden mit dem Kopfe nickend.

Dann wurde er von einem merkwürdigen Anblick gefesselt. Das Wasser in der Kesselbucht war so klar, daß man schon von Bord aus den etwa zehn Meter tiefen Grund hatte deutlich erkennen können, und je höher man steht, desto durchsichtiger scheint bekanntlich das Wasser zu werden.

In der Bucht befand sich ein Haifisch von wenigstens neun Meter Länge, also eines der riesigsten Exemplare seines Geschlechts; denn der größte Menschenhai, der je gefangen worden ist, maß 10,2 Meter.

Der ›Knipperdolling‹ war schon oft von Haifischen umschwärmt worden, aber solch ein Ungetüm war noch nicht darunter gewesen. Es sah eben, besonders von hier oben, ganz merkwürdig aus, wie sich das Ungeheuer, fast so lang wie die Jacht, spielend leicht in der engen Bucht umherbewegte, sich auf den Rücken wälzte, wie ein Pfeil hin und her schoß.

»Das ist der Joe,« sagte der Alte, »eigentlich ist's ein Weibchen, das legt hier immer seine Eier ab, betrachtet diesen Wasserkessel als seine Heimat.«

»Kommen noch mehr Haifische hierherein?«

»O nein, der Joe duldet keinen anderen, er frißt seine eigenen Jungen auf, wenn die nicht bald machen, daß sie fortkommen. Deshalb haben wir ja auch keinen einzigen Fisch in der Bucht, und das ist sehr schade.«

»Warum fangt Ihr ihn denn da nicht weg?«

Ja, warum nicht? Warum hatte der Leuchtturmwärter denn nicht einmal ein Eisen in den Felsen geschlagen, an dem er sein Boot befestigen konnte, anstatt das Seil umständlich immer um einen großen Felsblock schlingen zu müssen?

Der ehemalige Schulmeister hätte lieber an so etwas denken sollen, anstatt so stolz auf seine kleine Bibliothek zu sein.

Eiligst kletterte Karlemann hinab, brachte aus dem Kabelgatt eine Drahtleine zum Vorschein, befestigte an dem Haken, der schon mehr einem kleinen Anker glich, ein großes Stück Salzspeck.

Die Miniaturjacht war mit allem ausgerüstet, was zu einem Schiffe gehört, also auch mit einer Haifischangel. Denn zum Fangen eines Hais bedarf es einer ganz besonderen Vorrichtung, da genügt nicht ein einfaches Seil mit einem großen Angelhaken.

Hat der Hai nämlich den Köder verschlungen, sitzt er fest am Haken, so beginnt er sich um sich selbst zu drehen, mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, und es gibt kein Tau und keine Stahltrasse, die er auf diese Weise nicht in kürzester Zeit abgewürgt hätte, noch ehe man ihm eine tödliche Kugel beibringen kann.

Die spezielle Haifischangel besitzt eine dementsprechende Vorrichtung. Es ist einfach ein Scharnier, das Seil, welches gar nicht aus Draht geflochten zu sein braucht, muß die Drehungen mitmachen können.

Zaghaft blickten die kleinen Matrosen auf ihren Kapitän, wie dieser seine Vorbereitungen traf, zaghaft auf das Ungeheuer, mit dem jener den Kampf aufnehmen wollte.

Es sah auch wirklich grauenhaft aus, besonders in dieser engen Umgebung, das furchtbare Ungeheuer, so lang wie das ganze

Schiff, wie es sich auf den Rücken wälzte und den gräßlichen, mit dreieckigen Zähnen gespickten Rachen zeigte, der einen erwachsenen Menschen bequem aufnehmen konnte, und wenn es mit seinem Schwanz gegen die Planken schlug, was es mit Vorliebe tat, wie um seine Verachtung gegen dieses Schiffchen auszudrücken, so erbebt alles vom Kiel bis zur Mastspitze.

»Kapitän, Sie wollen den Haifisch mit der Angel fangen?« fragte Gottfried, der Steuermann, schalkhaft.

»Sicher.«

»Er zieht uns mit hinab auf den Grund.«

»Ach, Unsinn, sechzig Tonnen Tragkraft sind nicht so leicht hinunterzuziehen.«

Wirklich, es war staunenswert, wie dieser Dorfjunge die Richtigkeit der Theorie nach erkannte; denn dem Augenschein nach schien es das hölzerne Schiffchen mit dem lebendigen Meerungeheuer gar nicht aufnehmen zu können.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Noch holte Karlemann aus der Kajüte eine gewaltige Donnerbüchse, die sich in seiner Hand wie eine langgezogene Kanone ausnahm.

Daß man sonst des Haifisches nicht mit Kugeln habhaft werden kann, ist begreiflich. Beim ersten Schuß, selbst wenn dieser tödlich war, geht er auf Nimmerwiedersehen davon. Höchstens ein Explosivgeschoß brachte ihn gleich zur Strecke, aber dann könnte vom ganzen Hai nicht mehr viel übrig bleiben. Und eine Harpune würde bei seinen rasenden Umdrehungen ebenfalls gleich abbrechen.

Erst wenn man ihn am Haken hat, kann man ihn erschießen oder harpunieren. Doch dann wird er noch lebendig an Deck geholt, die Matrosen kühlen an der verhaßten Hyäne des Meeres erst ihr Mütchen. Das konnte bei der kleinen Jacht natürlich nicht geschehen. Er mußte noch im Wasser getötet werden.

Erst ein ermunternder Leckerbissen von zehn Pfund Gewicht, der in dem Rachen wie eine Pille verschwand, dann fiel der Köder

mit dem Haken – schwubb, war auch der weg – und nun ging es los!!

Zu beschreiben ist das nicht. Ein weißer Gischt, in dem der Hai wie eine lange Trommel herumwirbelte, das Vorderteil der Jacht, wo das Seil befestigt war, senkte sich tief hinab, und – – es sollte alles ganz anders kommen.

Plötzlich befand sich die Jacht in voller Fahrt. Der Leuchtturmwärter, der das Seil um den Felsblock geschlungen, hatte den Knoten nicht ordentlich geschürzt, dieser hatte sich durch die enorme Zugkraft gelöst.

Und schon hatte die Jacht die Bucht durchquert, befand sich an der jenseitigen Felswand.

Wie betäubt standen die fünf Jungen da. In ihren Ohren hörten sie schon das Krachen der zersplitternden Planken.

Nur Karlemann verlor die Besinnung nicht. Im Nu hatte er die Donnerbüchse an die Wange gerissen, die Mündung auf den weißen Strudel gerichtet.

Aber er schoß nicht. Dank seiner Kaltblütigkeit erkannte er die ganze Lage, die gar nicht so gefährlich war, wenn jetzt danach gehandelt wurde.

Mit einem Satze stand er an der Bordwand.

»An die Korkfänder!!« brüllte er. »Gottes Tod über euch, an die Korkfänder!!«

Da kam auch in die Erstarrten wieder Leben. Sie sahen, daß sie die Bucht schon hinter sich hatten, sich bereits in der Wasserstraße befanden, durch die sie von dem als rückwärtsgehende Schiffsschraube wirkenden Hai geschleppt wurden.

Ohne einige tüchtige Püffe gegen die Felswände war es freilich dabei nicht abgegangen. Ein Glück war es gewesen, daß die Korkfänder, das sind große Kugeln aus elastischem Kork, mit Stricken umspinnen, schon vorher ausgegangen hatten.

Jetzt wurden sie von den Jungen bedient. Es wäre gar nicht mehr nötig gewesen. Der Hai hielt genau die Mitte der Fahrstraße ein, die Jacht folgte ihm willig nach, es konnte sogar schon gesteuert werden.

Und dann hatte man die Wasserstraße mit allen Barren und Riffen hinter sich, es ging in die offene See hinaus, direkt nach Osten. Mit unverminderter Schnelligkeit drehte sich der Hai, als ziehende Schraube wirkend. Den Umdrehungen konnte das Auge nicht folgen. Hätte er einmal nachgelassen, so hätte man nur auf das straffgespannte Tau zu schlagen brauchen, mit erneuter Wut hätte er sich gedreht, und das stundenlang. Die Lebensfähigkeit dieser Tiere ist ja fabelhaft.

Aber noch war solch eine Ermunterung nicht nötig, der Meeresgaul zog brav.

»Fritz, lang mir mal die Oelkanne her!«

Und bedächtig schmierte Karlemann das Scharnier.

»Loggen!!«

Es wurde geloggt, d. h. durch jene bekannte Vorrichtung, eine Leine mit einem im Wasser senkrecht stehenden Brettchen, nach der Sanduhr die Schnelligkeit der Fahrt bestimmt.

»Stopp!«

»Sechs.«

»Sechs Knoten. Na, das geht ja. Da bin ich ganz zufrieden. Wenn nur jeder Dampfer in der Stunde sechs Meilen machen könnte.«

Da rauschte es von Norden her schwerfällig heran – eine englische Panzerkorvette. Sie brachte den Aschantifürsten mit seinen Begleitern in die Heimat zurück.

Vorn drängten sich Offiziere, Mannschaften und die schwarzen Häuptlinge. Staunend sahen sie das Wunder.

Arion machte sich durch die süße Gewalt seiner Saiten einen Delphin dienstbar – – das hier war ein weit größeres Wunder!

Majestätisch stand auf dem Vorderteil seines Schiffchens der kleine Kapitän, die Arme über der Brust verschränkt.

Jetzt streckte er den rechten Arm aus, winkte mit der Hand etwas nach rechts.

»Mehr steuerbord,« erklang schallend seine Stimme im Kommandotone. »Drei Strich mehr steuerbord!«

Und die lebendige Schiffsschraube gehorchte. Der Hai wendete sich etwas nach Süden. Deutlich hatte man das dort drüben beobachten können.

Wenn Karlemann klug war, so wiederholte er solch ein Manöver nicht mehr, ließ es nicht wieder auf solch einen Zufall ankommen.

Und dieser deutsche Zigeunerknabe war gewiß klug.

Und er hatte Zeugen gehabt für das, was ihm sonst niemand geglaubt – – –



Hier verlassen wir unseren kleinen Helden und wenden uns wieder Richard Jansens persönlicher Erzählung zu.

Da er doch den Inhalt aller Manuskripte kannte, auch die von anderer Hand geschriebenen Berichte, finden, wenn er zum Beispiel mit Karlemann wieder zusammentrifft, die Leuchtturmsinsel besichtigt usw., natürlich keine Wiederholungen statt.

BITTERE OFFENKUNDIGKEITEN UND EIN SÜSSES GEHEIMNIS.

Auch die acht Wochen vergingen.

Ich hatte während dieser Zeit mit Blodwen meine schwere Not. Mir stand's manchmal bis zum Halse und noch weiter.

Seit wir in Monrovia den vom Präsidenten beglaubigten Brief abgeschickt hatten, verzehrte sie sich in Zweifel, ob ihr die vierteljährliche Rente, also zirka 30 000 Pfund Sterling, wirklich nach Kapstadt angewiesen würde, daß sie das Geld dort so ohne weiteres erheben könnte.

»Verlaß dich darauf, das Geld ist nicht da!!«

So jammerte sie Tag für Tag, sogar in der Nacht, jede Stunde bekam ich's zu hören. Denn sie fand gar keinen Schlaf mehr.

Vergebens bot ich ihr immer wieder meinen Kopf getrüffelt an, vergebens stimmte auch Doktor Selo mir bei, daß man ihr unter solchen Verhältnissen die Rente gar nicht vorenthalten könne.

Sie blieb beim Winseln, und ich wurde gallig.

»Zum Teufel, so laß doch das verdammte Geld schießen!«

»Was soll ich?«

»Na, wir haben doch genug, wir wollen arbeiten, das heißt, das Schiff arbeiten lassen, wir nehmen eigene Fracht . . . «

»Du meinst, ich soll alle Ansprüche an mein Vermögen aufgeben?«

»Na ja, warum denn nicht? Ehe ich mich mit solchen Ungewißheiten peinige . . . «

»Das Vermögen aufgeben, das ich von meinem Vater geerbt habe, das diese Hunde . . . «

Herrgott im Himmel, jetzt ging sie aber los! Mit Händen und Füßen zappelte sie. Ich machte immer schnell, daß ich hinauskam.

Einmal belauschte ich nach solch einer Szene das Gespräch zweier Matrosen.

»So ein giftiger Stachelrochen.«

»Schade um den Käpt'n.«

»Schade? Das ist ja gar kein Mann, so lang er auch ist.«

Ich hatte genug gehört.

Glaubt man aber etwa, ich wäre beschämt gewesen?

Weshalb?

Ja, mir stand die Geschichte bis an den Hals! Und die Flitterwochen waren vorbei.

Das ganze Gelumpe verdrossen hingeworfen und seiner Wege gehen, das kann jeder Hanswurst und jeder Waschlappen. Aber

bis zu einem bestimmten Ziele treu ausharren, das kann nicht jeder, das kann nur ein Mann.

Was konnte mich denn hindern, nach dem nächsten Hafen zu fahren und von Bord zu gehen? Eine neue Stelle bekam ich sofort wieder, jetzt sogar als Kapitän. Denn so weit war es schon mit mir. Mein Ideal verwirklichte sich hier doch nicht, so viel war mir unterdessen klar geworden.

Aber nein. Bis nach Kapstadt wenigstens mußte ich noch ausharren, das heißt, noch acht Wochen lang. Dann wollte ich mich mit ihr auseinandersetzen, kalt oder in Güte, ganz wie sie wollte, jedenfalls aber meinerseits nicht im Zorn. Dieser Entschluß stand fest bei mir.

Diese acht Wochen mußten hingebracht werden. Blodwen wollte gleich nach Kapstadt, nur einmal so nachfragen – weiter fehlte nichts. Dort wäre ihre Ungeduld erst recht nicht auszuhalten gewesen.

Ich wußte sie hinzuhalten, wir kreuzten hin und her, wiegten uns einmal durch einen Ausläufer der großen Fucus-Bank, wären bald darin stecken geblieben, über welche Seetang-Inseln ich noch später Seltsames zu berichten haben werde, und so ging die Zeit hin – die längsten Wochen meines Lebens.

Außerdem versenkten wir während dieser Zeit an fünf verschiedenen Stellen zusammen 250 000 Pfund Sterling, so daß wir jetzt nur noch zirka 40 000 Pfund an gemünztem Golde an Bord hatten.

Denn Blodwen hatte ihre erste Absicht, ihren Schatz über die ganze Erde zu verteilen, aufgegeben. Sie wurde eben von dem Gedanken gepeinigt, sie könne ihre Rente verlieren, und was dann, wenn nun einmal das Schiff mit dem ganzen Gelde unterging? Bei den Kanarischen Inseln war ihr der Gedanke gekommen, ihr mitgenommenes Geld, was sie schon für ihr letztes erachtete, lieber freiwillig und schnellstens auf dem Meeresgrunde zu bergen.

Immerhin war das Revier im Atlantischen Ozean ja groß genug, auf dem wir in je vierzig Schatullen die 250 000 Goldstücke verteilten, in fünf Portionen, wir hatten immer tagelang zu segeln, und so kam es auch, daß wir gar nicht mehr nach der Küste kamen, also auch keinen anderen Hafen anliefen.

Dann versenkte ich auf Blodwens Wunsch an zwei verschiedenen Stellen, tausend Meilen voneinander getrennt, in zwei Portionen auch noch den gesamten Schmuck, den sie von Karlemann für 100 000 Pfund gekauft hatte.

So, da lag das ganze glitzernde Gelumpe gut. Nachdem der Grund auf Festigkeit geprüft, nahmen wir uns gar nicht erst die Mühe, die Goldsachen einzupacken. Gleich hinuntergeschmissen. Das Seewasser griff ja die Edelsteine und das Gold nicht an. Höchstens Fische konnten sich die Ringe in die Nase hängen. Nur beim Hinablassen mußten wir aufpassen, daß keine Haifische in der Nähe waren. Die schnappen ja alles weg, was über Bord fällt, aber nicht mehr, wenn es einmal am Boden liegt.

Dieses Versenken von Blodwens Schätzen brachte für mich stets eine schwache Stunde mit sich.

Jedesmal wollte ich ihr die geographische Ortsbestimmung aufdrängen, daß sie dieselbe zu sich steckte, aber nie nahm sie es an.

Und bei solchen Gelegenheiten konnte sie immer so ganz anders sein.

»Was soll ich damit?« fragte sie dann.

»Du mußt doch wissen, wo dein Geld liegt.«

»Es ist nicht mein Geld, sondern das deine, oder doch unser Geld, und es ist ja genug, wenn du es weißt.«

»Und wenn ich nun einmal meinen Tod finde?«

»Es würde auch mein Tod sein.«

So sprach sie stets. Und wie sie mich nun dabei ansah!

Da wurde ich immer weich. Dann war sie auch so ganz anders.

Kann man mir verdenken, daß ich da weich wurde? Ich junger Mensch hatte ja ein so gutes Herz! Sie tat mir so leid – und Mitleid ist ja Liebe.

Ja, was half es denn alles – ich liebte sie noch immer so stark, wie je zuvor.

Ach, ich armer Kerl steckte in einer bösen Klemme!! –

Sonst habe ich über diese Zeit nichts weiter zu melden. Niemand wurde krank, der Klabautermann rauchte und der Mister Unbekannt ließ sich füttern, ohne ein Wort zu verraten. Als wir einmal dampften, steckte ich ihn vor die Kesselfeuer, wo er willig die furchtbar schwere Arbeit verrichtete. Dadurch brachte ich ihn nicht zum Sprechen. Nun gab es aber an Bord mehr Hände als Arbeit, und so ließ ich ihn wie einen Grandseigneur leben.

Am 6. September gingen wir auf der Reede von Kapstadt vor Anker. Da wir hoch vom Norden kamen, waren die ausgerechneten acht Wochen schon weit überschritten. Den letzten Tag hatte Blodwen in einer Art von Raserei verbracht, die mit Starrsucht abwechselte.

Auch in den Hafen wollte sie nicht, sondern durchaus weit draußen auf Reede liegen bleiben.

»Du gehst allein nach der südafrikanischen Bank. Aber kannst du mir nicht vom Hafen aus ein Zeichen geben, etwa eine Flagge hissen, die mir meldet, ob das Geld da ist oder nicht?«

Ich wußte nicht gleich, wie das zu machen sei.

»So lasse, wenn nicht, bei der Rückfahrt die Bootsflagge halbstock wehen, dann weiß ich, woran ich bin.«

Wie? Trauer sollte die Bootsflagge anzeigen. Da ahnte mir Böses.

»Blodwen, was hast du vor?«

»Was soll ich vorhaben?«

»Warum willst du auf Reede liegen bleiben?«

»Weil – weil – ich keinen fremden Menschen mehr sehen will.«

»Und warum soll ich die Trauerflagge zeigen? Modwen, du denkst doch nicht etwa an ... die Pulverkammer oder dergleichen?«

Da blickte sie mich mit großen Augen starr an.

»Um Gott, Richard, wessen hältst du mich für fähig?! Wegen dieses elenden Geldes soll ich unschuldige Menschenleben vernichten?«

»Und wie denkst du über das deine?«

»Wegen dieses elenden Geldes?« wiederholte sie.

Nun nannte sie es wieder ›elendes Geld‹. Sie war eben unberechenbar. Doch etwas konnte ich den Widerspruch begreifen. Die Ungewißheit war es, die sie so nervös machte, und dabei handelte es sich bei ihr nicht um das Geld, sondern um die Gewalt, die man ihr antun wollte.

Etwas beruhigt stieg ich in den achtriemigen Kutter und schoß dem Hafen zu.

Auf dem Wege zur Bank kam ich am Hafenamt vorbei. Schnell trat ich einmal ein, fragte nach Briefen für die ›Sturmbräut‹. Ja, eine ganze Menge, aber mit dem Postboote bereits unterwegs.

Schade! Dann war ich auf der Bank. Mit starkem Herzklopfen fragte ich nach der Geldsendung für Lady Blodwen Leytenstone.

Denn gar viel hing für mich von der Beantwortung dieser Frage ab

Mein Entschluß war felsenfest. So konnte es nicht weitergehen. Ich wollte nicht der Sklave eines launenhaften Weibes sein. Liebe hin, Liebe her – ich ging meiner Wege.

Nur eine Ausnahme gab es, die mich zum Bleiben zwang: wenn ihr die Rente nicht nachgeschickt wurde. Ja, dann mußte ich bei ihr bleiben, das war dann meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Dann war ich es, der ihr die Suppe eingebrockt hatte, dann mußte ich diese auch mit ihr zusammen auslöffeln – und eigentlich mit ihr zusammen auch meinen eigenen Kopf gepökelt und getrüffelt aufessen.

»Ja, für Lady Leytenstone liegen hier 31 455 Pfund Sterling in Gold.«

So sicher ich auch meiner Sache gewesen war, so hätte ich doch laut aufjauchzen mögen. Denn ich sah mich schon im Geiste mit hochgehißter Flagge zurückrudern, und nun diese Freude Blodwens, nun war doch, wie ich sie kannte, ihre schreckliche Ungewißheit ein für allemal vorbei . . .

Gleichzeitig aber gab es mir einen Stich durchs Herz, einen wirklichen, daß ich bald laut aufgeschrien hätte vor Schmerz.

Vorbei! Der Würfel war gefallen! Jetzt kam die Auseinandersetzung, im guten oder im bösen, wie sie wollte.

Das Geld konnte ich natürlich nicht so ohne weiteres erheben, da mußte Blodwen erst ihre Unterschrift an Bord in Gegenwart des englischen Konsuls oder sonst einer behördlichen Person geben.

Doch um die Sache abzukürzen, legitimierte ich mich gleich.

»Mister Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbraut‹? Das sind Sie selbst?«

»Jawohl.«

»Für Sie ist auch Geld deponiert, 10 000 Pfund Sterling.«

»Für mich?« staunte ich.

»Für Sie.«

»Von wem denn?«

»Namenlos. Unter Chiffre, gegen Ihre Unterschrift. Desgleichen hier dieser Brief.«

Ich quittierte und erbrach den Brief.

»Geehrter Herr! Verzeihen Sie, daß ich so gewalttätig vorgehen mußte, um wieder in Besitz des mir abhandengekommenen Wracks zu gelangen. Ich deponiere für Sie und Ihre Mannschaft 10 000 Pfund Sterling Prisengeld, welche Sie gegen Ihre Unterschrift abheben wollen. Dann bitte

ich Sie, den gefangenen Matrosen laufen zu lassen. Den Klabautermann, wie Ihre Leute ihn nennen, können Sie behalten. Er ist für mich wertlos. Dagegen etwas anderes ist für mich wertvoll. In der Kiste dieses sogenannten Klabautermanns werden Sie ein Pergamentpapier gefunden haben, bedeckt mit einer Geheimschrift. Wenn Sie dieses Dokument hier auf der Südafrikanischen Bank in Kapstadt deponieren, so löse ich dasselbe mit 50 000 Pfund Sterling ein, Ihnen gehörig. Geben Sie sich keine Mühe, Sie entziffern diese Geheimschrift nicht. Und wenn Sie es doch könnten, so würden Sie etwas für Sie absolut Wertloses zu lesen bekommen. Also wählen Sie: 50 000 Pfund Sterling oder – Gewalt! Sie werden vernünftig sein. Ich zeichne als ein noch lebender Mann, der aber nicht dieser Erde angehört.«

Wie ein Taumel überkam es mich plötzlich. Die Millionen fielen mir jetzt nur so in den Schoß. Und die mir hier angebotene Million war wirklich mein! Mein!! Jetzt endlich konnte ich mein Ideal verwirklichen!

Denn daß mein Ideal, das mir seit frühester Jugend vorschwebt, ganz anders ausgesehen hatte, als ich es seit drei Monaten auf der ›Sturmbräut‹ genoß, ist mir wohl begreiflich.

Wie ich übers Heiraten dachte, habe ich schon früher einmal erwähnt. Nun war ich ja allerdings mit Blodwen nicht verheiratet, aber im Grunde genommen war es doch ganz dasselbe. Kurz und gut, ich war ein gebundener Mann, der nicht so beliebig auf Abenteuer ausgehen durfte. Wenn ich gestehe, daß ich dabei, wenn ich mir so das angenehme Leben eines freien Kapitäns vorstellte, nicht am wenigsten immer an Frauenzimmer dachte, von denen man sich aus aller Welt immer die schönsten auswählt, sie einmal für eine Reise mit an Bord nimmt, was aber nicht unbedingt nötig

ist – wenn ich dies also gestehe, so stelle ich mir nur ein Zeugnis für meine Offenherzigkeit aus. Ein Philister und Mucker bin ich eben nie gewesen.

Und nun sollten alle diese Träume doch noch in Erfüllung gehen, die Mittel dazu waren mir gegeben!

Ich raffte mich aus meiner halben Betäubung empor. Die 10 000 Pfund erhob ich sofort, steckte das Bündel Banknoten in die Brusttasche.

Aber draußen, wieder im Sonnenschein, da kam die Ernüchterung. Ich hatte unterwegs einen harten Kampf durchzumachen.

So! Als ich bettelarm war, als ich ein Schiff suchte, da war mir Blodwen gut genug. Aber jetzt, da ich selbst Geld hatte, brauchte ich sie nicht mehr, da wollte ich ihr den Laufpaß geben. Pfui Deibel! Schäme dich, Richard!

Ja, hatte ich aber nicht sowieso gehen wollen, auch schon, als ich noch gar nicht wußte, daß ich plötzlich reich war?

Mag diese Andeutung genügen, um zu zeigen, was für ein Kampf in meinem Innern tobte. Und nun stand mir auch immer die schlanke Gestalt mit den trotzig-knabenhaften Zügen vor Augen. Denn . . . ich liebte sie ja doch noch!

Da faßte ich einen neuen Entschluß. Ich wollte ihr einen Vorschlag machen. Wir mußten arbeiten. Wie ich hierüber dachte, habe ich schon früher erwähnt. Ich konnte mir ein Leben ohne Arbeit nicht denken. Wir mußten Fracht nehmen. Die damit verbundenen Sorgen sind nur wohltätig. Das freilich merkt man erst hinterher, wenn sie überstanden sind. Die Abenteuer, nach denen ja auch ich mich sehnte, mußten von allein kommen. Ueberhaupt, wenn man Abenteuer aufsuchen will, erlebt man ja gar keine.

Diesen Vorschlag wollte ich ihr machen. Von ihrer Entscheidung würde es abhängen, ob wir weiter zusammenbleiben konnten oder nicht.

Es ging zurück. An der Bordwand lehnte Blodwen.

»Halli, hallo!!« sang sie mir jubelnd entgegen, winkte und lachte im ganzen Gesicht.

Und ich war schon übergücklich, sie wieder einmal so fröhlich zu sehen. Im Augenblick war alles andere vergessen.

»Siehst du, nun haben wir gar nichts mehr!« rief sie weiter herab, als das Boot noch nicht ganz heran war.

Ich verstand sie nicht.

»Gott sei dank, daß ich den schnöden Mammon endlich los bin.«

Mir ebenfalls unverständlich. Da mußte sich unterdessen an Bord etwas anderes abgespielt haben.

»Na, du bist mir ein netter Prophet,« fuhr sie fort, immer noch im ganzen Gesicht freudestrahlend. »Heute abend verspeise ich dein Denkerhaupt getrüffelt.«

»Weshalb denn? Das Geld ist doch da.«

»Welches Geld?«

»Na, dein Geld – 31 000 Pfund. Du kannst es noch heute erheben.«

»Was, dieses Geld wäre da?«

»Na, sonst hätte ich doch . . . «

Ich blickte erst einmal zurück. Da sehe ich hinter mir die Bootsflagge halbstock wehen! Sie war heruntergerutscht, keiner der Matrosen, die auch recht in finstere Gedanken versunken zu sein schienen, hatte mich darauf aufmerksam gemacht.

Ja, so hatte Blodwen aber doch glauben müssen ihre Rente wäre ihr eben nicht nachgeschickt worden! Und nun diese ungeheure Lustigkeit, die unmöglich erkünstelt sein konnte, keine Aehnlichkeit mit Galgenhumor hatte? Nun reime sich das jemand zusammen!

Ich befand mich an Deck.

»Hurra, Richard, ich werde steckbrieflich verfolgt!!« jubelte Blodwen und schwenkte einen blauen Wisch

»Was sagst du da?!«

»Hier, lies nur!«

Steckbrieflich verfolgt wurde sie nicht, das war Uebertreibung. Es war eine gerichtliche Vorladung, und zwar vom ... englischen Schwurgericht!

»Blodwen, was hast du denn verbochen?!« rief ich erschrocken.

Hätte sie nicht gleichzeitig einen Brief von ihrem ehemaligen vertrauten Diener David erhalten, sie hätte es selbst nicht gewußt.

Sie hatte vor einem halben Jahre einer Kammerzofe eine Vase an den Kopf geworfen. So etwas war ja bei Blodwen öfters vorgekommen. Das Mädchen wurde mit einem anständigen Schmerzensgeld entlassen, damit war die Sache wie gewöhnlich erledigt.

Jetzt sollte sich noch nachträglich eine Gehirnerschütterung herausgestellt haben, das Mädchen lag im Hospital, und es war noch nicht mündig, die Eltern hatten gegen Lady Leytenstone Strafantrag gestellt, die Zeugen waren schon vernommen worden – – schwere Körperverletzung, fertig war die Staatsanwaltsache!

»Das ist ja Unsinn, das ist nichts weiter als eine abgekartete Geschichte, man will mich eben zurück nach England haben,« lachte Blodwen in heiterstem Tone.

»Ja freilich, das schreibt ja auch hier David, er hat so etwas munkeln hören, das Weibsbild ist bestochen worden, freilich kann er nichts beweisen. Aber warum faßt du denn das humoristisch auf?«

»Na, warum denn nicht? Ich amüsiere mich über die Experimente, die dort drüben aufgestellt werden, um mir meine Rente nach dem Ausland vorzuenthalten. Diesmal habe ich sie noch bekommen, das nächstemal nicht. So denken wenigsten die. Die glauben doch nicht, daß ich mich wirklich stelle.«

»Blodwen, du willst dich dem Staatsanwalt stellen?« rief ich erschrocken.

»Na, warum denn nicht?« wiederholte sie lustig.

»Schlimm kann die Sache doch nicht werden, und ... «

Sie wurde ernst.

»Laß uns in die Kajüte gehen, Richard.«

Ich folgte ihr.

»So, hier sind wir ungestört. Und wenn ich nun nicht gehe?«

»So wird hinter dir ein Verhaftungsbefehl erlassen.«

»Und was weiter?«

»Handelt es sich um eine Polizeistrafe oder um ein anderes Gericht, so könnte die Sache zum Beispiel gleich hier abgemacht werden, also vor englischen Behörden. Aber wenn du vors Schwurgericht sollst, mußt du auch nach London.«

»Und die Verhaftung?«

»Die kann in jeder englischen Kolonie und in jedem englischen Hafen erfolgen.«

»Nicht an Bord des Schiffes?«

»Wenn die englische Flagge darauf weht, erst recht, dann sogar überall in der Welt. Das ist doch wieder die Geschichte mit dem englischen Boden, dagegen gäbe es ein sehr einfaches Mittel.«

»Welches?«

»Das Schiff wird einfach auf eine andere Nationalflagge umgeschrieben.«

»Geht denn das?«

»Natürlich! Das dauert nur eine Stunde – das heißt von hier aus, weil ich erst hinfahren muß – an Ort und Stelle dauert es nur fünf Minuten. Das kommt fortwährend vor. Bedenke doch nur, ein englisches Schiff sucht Ladung, endlich findet es einen Frachtherrn, der braucht das Schiff sofort, aber aus irgendeinem Grunde will er es unter deutscher Flagge segeln haben – schwubb, wird das Schiff umgeschrieben. Wenn es eine Viertelstunde später in See geht, muß schon die deutsche Flagge darauf wehen. Der ganze Seehandel ist doch auch so eine Art von Börsengeschäft, da sind von Minuten Millionen abhängig – Minuten, die man dem Konkurrenten zuvorkommen muß. Und das kostet nur ein paar Pfund.«

»Und das würdest du tun?«

»Na, warum denn nicht? Das ist doch ganz ehrenwert. Und ganz besonders, wenn es dich zu schützen gilt.«

»Und gesetzt nun den Fall, wir fahren unter dem Sternenbanner – dann kann ich von England aus nicht mehr verhaftet werden?«

»I Gott bewahre! Soll dann einmal ein englischer Beamter mein Schiff betreten! Und wenn's der Oberstaatsanwalt selber ist, oder der Prinz von Wales – der fliegt über Bord – und dann verklage ich ihn noch, daß er meiner Aufforderung, mein Schiff zu verlassen, nicht nachgekommen ist. Nur wegen Mordes wird ausgeliefert – aber wegen einfachen Totschlages auch noch nicht.«

Blodwen machte ein unbeschreibliches Gesicht.

»Na, wenn's so ist – dann gehe ich natürlich auch nicht nach England.«

»Wenn du dich aber nicht stellst, wird natürlich dein Vermögen gesperrt – also auch die Nutznießung, dir werden keine Zinsen mehr nachgeschickt.«

»Na, dann eben nicht!« erklang es heiter zurück.

Nun sollte ein Mensch aus diesem Frauenzimmer klug werden!

»Du wunderst dich,« fuhr sie schon von selbst fort, »daß ich das jetzt so gleichmütig auffasse? Verstehst du denn den gewaltigen Unterschied nicht? Bisher war ich deshalb so furchtbar erregt, weil man mir ohne Recht mein Vermögen und sogar die Zinsen vorenthalten wollte. Das war Vergewaltigung. Nun aber wäre es tatsächlich meine Pflicht, mich dem Gericht zu stellen, und tue ich das nicht, so sind die auch im Recht, mir mein Vermögen vorzuenthalten, das ganze Geld zu sperren. Da bin ich nun ganz ruhig darüber. Begreifst du den Unterschied nicht?«

Er mag nicht so leicht zu begreifen sein, aber ich konnte es. Sie hatte recht, und dennoch – es war einfach toll!

Acht Wochen jammert sie, stellt sich wie rasend, falls man ihr die eine Rente nicht nachschicken sollte, und jetzt verzichtet sie mit lachendem Munde einfach auf alles!

Nur noch einmal fuhr sie mit blitzendem Auge empor. Es war, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Aber denke nicht etwa, daß ich auf meine Ansprüche verzichte!«

»I Gott bewahre!«

»Das Erbe meines Vaters ist und bleibt mein Eigentum, das ich noch dereinst zurückfordern werde!!«

»Selbstverständlich!«

Nach dieser meiner Zustimmung, die auch aus ehrlichem Herzen kam, war sie wieder wie verwandelt. Und plötzlich sank sie vor mir, der ich auf einem Stuhle saß, auf die Knie nieder, umschlang meine Füße und blickte tränenden Auges zu mir empor.

»Um Gottes willen, Blodwen, was hast du?« rief ich erschrocken.

»Verzeihe mir, Richard, ach, verzeihe mir!« erklang es unter herzerreißendem Schluchzen.

»Aber was denn nur, Blodwen?« wurde ich immer bestürzter.

»Ich war immer so garstig gegen dich.«

»Aber, Blodwen ...« und jetzt fing ich junger Bengel auch gleich mit an zu flennen.

»Ja, ich war es. Aber ich war so furchtbar aufgeregt – nervös – und – und ...«

Sie zog meinen Kopf herab und flüsterte mir etwas ins Ohr – ein sogenanntes süßes Geheimnis.

Und ich?

Ich muß in diesem Augenblick einen furchtbar dämlichen Eindruck gemacht haben.

Denn so etwas war mir ja in meinem ganzen Leben noch nicht passiert. Das heißt passiert wohl schon – leicht möglich – besonders wohl da an der Ostküste dieses afrikanischen Erdteils mochte

ich etliche halbschwarze Kinder nackt mang die Brombeeren herumlaufen haben – vielleicht mehr noch an der Westküste Südamerikas – nicht minder in – in . . . na, lassen wir das ruhen. Wer soll sich denn auf so etwas, wenn's so viel ist, noch entsinnen können.

Aber so etwas mir ins Ohr gesagt, das hatte noch niemand, keine Schwarze, keine Rote, keine Gelbe, keine . . . Grüne, hätte ich beinahe gesagt – jedenfalls auch noch keine mit einer weißen Haut.

»Ja, dann freilich,« konnte ich nur murmeln, »ja, dann freilich – hm hm hm hm, wer hätte so etwas gedacht – auch nur geahnt – hm hm hm hm – ja, dann freilich – ja, dann freilich . . . «

Ich hätte vielleicht noch weiter gefreilicht.

»Freust du dich denn gar nicht?«

Da schnellte ich empor, daß gleich alle vier Stuhlbeine abbrachen, weil der Stuhl nämlich festgeschraubt war.

»Na und ob!!!« schrie ich. »Blodwen, soll ich mich oben auf dem Mastknopf auf den Kopf stellen? Verlang's – ich tu's.«

Einen anderen Ausdruck konnte ich meiner Freude wirklich nicht geben.

Na, und da soll nun ein Mensch noch länger Grimm oder auch nur Kälte im Herzen hegen! Ich wenigstens konnte es nicht.

EINE VERHAFTUNGSGESCHICHTE.

Aber meine Besinnung kehrte schnell genug zurück. Ich wußte, was auf dem Spiele stand.

Vor allen Dingen handelte es sich jetzt darum noch diese Rente zu ergattern, die 31 000 Pfund.

Diese hatten, vorschriftsmäßig, wie sie gefordert, auch abgeschickt werden müssen. Nun war ja Blodwen erst zur gerichtlichen Stellung aufgefordert worden, da war erst abzuwarten, ob sie kam oder nicht, erst in letzterem Falle, nach Ablauf einer gewissen Wartefrist, konnte ein Verhaftungsbefehl erlassen werden

– aber wie die ganzen Sachen nun standen – denen war doch alles zuzutrauen – kurz, zuerst mußte der englische Konsul oder eine ähnliche Person an Bord geschafft werden, um Blodwens Unterschrift zu beglaubigen, dann schnell dieses Geld erhoben und hierauf das Schiff umgeschrieben, eine andere Flagge hochgezogen.

Dies teilte ich schleunigst Blodwen mit, sie war mit allem einverstanden.

»Und dann nehmen wir eine Fracht, werden solide Handelsleute,« setzte sie freudig hinzu.

»Was?!« rief ich nicht minder freudig erstaunt.

»Na ja, du hast doch schon mehrmals davon gesprochen. Jawohl, das machen wir, da haben wir immer etwas zu tun, erleben können wir dabei doch noch genug, und Geld haben wir ja auch reichlich. O, das soll jetzt erst ein herrliches Leben werden. Jetzt arbeiten wir für unsere Kinder.«

»Blodwen, du bist ein einziges Mädel,« sagte ich und umarmelte sie.

Sofort wieder an Land! Doch war eins noch zu bedenken. Nämlich, daß ein Mensch mit dem Haftbefehl schon recht bald kommen konnte, während meiner Abwesenheit.

Dann mußte Blodwen einstweilen versteckt werden. Die Verhaftler mußten sich ihre Beute dann eben selber suchen, und das ist an Bord eines Schiffes nicht so leicht – das Suchen wohl, aber nicht das Finden.

Und das konnte Blodwen nicht so allein machen, da brauchte sie Führung. Also ich ließ meine beiden Offiziere kommen, vor allen Dingen auch den Bootsmann, der hier Hauptmacher war, sagte ihnen so und so.

»Am besten ist wohl, ihr versteckt sie im Kielraum zwischen die ...«

»Nee, nich im Kielraum,« unterbrach mich der krummbeinige Bootsmann.

»Wo denn sonst?«

»Ick weet man, ick weet man,« sagte der kleine Finne und sagte es mit entsprechender Handbewegung noch einige Male.

Mir hätte schon ein einziges ›ick weet man‹ genügt; denn auf dieses finnländische Krummbein konnte ich mich verlassen.

Ich zog noch eine andere Jacke an, weil mich die hier unter den Aermeln kniff, und wieder ins Boot.

Daß ich in jener Jacke 10 000 Pfund Sterling stecken hatte, daran dachte ich gar nicht. Ich hatte über das, was mir da Blodwen erzählt, die ganze Million absolut vergessen. Es dient dies auch mit zur Schilderung meines damaligen Charakters. Ein anderer Mensch hätte wohl doch nicht so leicht vergessen, daß er in der Jacke, die er in der Kajüte aufs Sofa geschleudert, 70 000 Taler stecken und auf der Bank noch eine Million liegen hatte.

Auch unterwegs sollte ich noch nicht gleich wieder daran denken.

Da kam mir ein großes Boot entgegen, alle Insassen bis auf einen uniformiert, am Heck die englische Polizeiflagge.

Aha, ahi! Da kamen sie schon! Der junge Laffe im Bratenrock mit der Angströhre war doch jedenfalls der Sheriff, so ein Referendarchen, das schon den Verhaftungsbefehl in der Tasche hatte.

Nun, sie sollten nur suchen. Aber die 31 000 Pfund waren nun auch schon belegt, das war mir ganz klar.

Der Zivilist war aufgestanden, machte eine Bewegung, das Boot wurde abgestoppt.

»Stopp!« wurde auch mir zugerufen.

Ich tat ihnen die Gefälligkeit nur, weil ich neugierig war.

Meine Jungen waren in den acht Wochen gut eingepult, bei mir funktionierte es tadellos, dort drüben aber war ein falsches Ruderkommando gegeben worden, das Boot schoß direkt auf mich zu, und hätte ich nicht meine Kaltblütigkeit behalten, und wären meine acht Jungen nicht so taktfest gewesen, wir hätten im nächsten Augenblick zwischen Trümmern im Wasser gelegen,

»Die Pest euch in den Magen!!« fluchte ich. »Was sind das für Haiduckenstreiche?«

»Pardon,« sagte der junge Mann im Bratenrock. »Sind Sie Kapitän Richard Jansen vom englischen Vollschiiff ›Sturmbraut‹?«

»Jawohl, der bin ich, und wer sind denn Sie?«

»Sheriff . . . «

Ich weiß seinen Namen nicht mehr.

»Na, und?«

»Befindet sich an Bord Ihres Schiffes eine Lady Blodwen von Leytenstone, englische Untertanin?«

»Jawohl, die befindet sich bei mir, als Passagier. Aber ob sie der englischen Regierung so untertän ist, weiß ich nicht, bezweifle ich.«

»Kommen Sie mit!«

»Was?«

»Drehen Sie um, begleiten Sie mich an Bord Ihres Schiffes zurück.«

Da lachte ich dem Kerlchen ins Gesicht, und ich sagte ihm auch, weshalb.

»Mann, lassen Sie sich doch nicht auslachen! Wie können Sie denn mir, den Sie also als Kapitän kennen, sagen, ich soll mit Ihnen umkehren?«

Der Bratenrock richtete sich auf.

»Im Namen des Gesetzes, ich befehle Ihnen . . . «

»Mann, machen Sie sich doch nicht gar zu lächerlich!« unterbrach ich ihn. »Oder haben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen mich? Mir ganz gleichgültig. Sie haben mir als aktiven, im Dienst befindlichen Kapitän auch tatsächlich nichts zu befehlen, sehen Sie nur einmal in den Seeinstruktionen nach, Paragraph 163. Ich bin als verantwortlicher Kapitän unantastbar. Sie aber oder den Bootsführer werde ich bei der Hafenbehörde wegen grober Fahrlässigkeit anzeigen. *Go ahead* – Ruder an!«

Ich sah noch, wie der Bootssteuerer in Wachtmeisteruniform sich etwas aufgerichtet hatte und dem Sheriff etwas zuflüsterte, der junge Mensch bekam einen ganz roten Kopf, dann schossen wir davon.

Ich war natürlich im Recht. Ich hätte diesen Vertreter des Gesetzes wegen seiner Unkenntnis der Paragraphen noch ganz anders behandeln sollen.

Das wäre ja noch schöner, wenn man einen Kapitän oder dessen Stellvertreter, der auf dem Wege von oder nach seinem Schiffe ist, anhalten könnte! Und wenn er als Raubmörder verhaftet werden soll – solange er im Dienst ist, darf er nicht aufgehalten werden. Das Schiff kann ja brennen, nur wenige Sekunden Verzögerung, es fliegt in die Luft, und mit ihm alle Menschen! Nein, so etwas gibt es nicht.

Mein nächster Weg war auf die Bank.

»Sie kommen wegen des Geldes der Lady

Leytenstone? Das ist behördlicherseits mit Beschlag belegt worden ...«

Ich wußte genug, hielt mich keine Sekunde länger auf.

Von hier nach dem Seeamt, und in weiteren fünf Minuten war aus einem englischen Schiff ein unter dem Sternenbanner der amerikanischen Union segelndes geworden. Nur mein Antrag, meine Schiffspapiere vorgezeigt, und es war geschehen. Und dann hinterher vierzehn Pfund Kosten.

Weshalb das so schnell geht, ist schon gesagt worden. Eben Spekulationsverhältnisse. Die neue Anmeldung hebt die vorige auf, weiter nichts. Nur einen Schiffsnamen umändern, das bringt Schwierigkeiten mit sich.

Nun schleunigst wieder zurück. Wie die meisten Schiffe, so hatte auch das meine sämtliche Nationalflaggen an Bord, doch kaufte ich unterwegs gleich noch den Quadratmeter mit Streifen und Sternen.

Am Fallreep lag das große Polizeiboot, aber ohne zurückgelassene Mannschaft. Denn es lag nicht auf, sondern unter Wasser, schwabbelte nur noch so. Die Backbordseite war eingedrückt, das Anlegen war nicht geglückt.

»Der Kutter wird sofort gehievt und eingeschwenkt,« sagte ich noch zu meinen Leuten, dann schnell das Fallreep hinauf.

Oben stand ein Matrose und grientete, als wolle er sich beide Ohren abbeißen.

»Was gibt's, Paul?«

»Ach du blauer Dunnerslag!« sagte der Mann, fingerschlenkernd.

Ich sah noch andere stehen, alle so grinsend, aber womöglich versteckt – nur die Polizisten, die herumlungerten oder herum-schnüffelten, lachten nicht, und ich konnte mir ungefähr vorstellen, wie es hier inzwischen zugegangen war.

Bei solchen Matrosen kamen diese uniformierten Spürhunde ja nun gerade an die Richtigen!

Ich gab dem zweiten Offizier die zu einer Wurst zusammengerollte Flagge mit den nötigen Instruktionen.

»Wo ist denn die Lady?« flüsterte ich.

»Ich weiß faktisch nicht, wohin der Bootsmann sie praktiziert hat.«

»Wie geht die Sucherei sonst?«

»Ach du grüner Dunnerslag!« fing jetzt auch der Steuermann zu grienten an, nur seinem ›Dunnerslag‹ eine andere Farbe gebend.

Wie gesagt, ich wußte mir alles zu erklären.

Dort stand ein Polizist, wie aus einem Teerfaß gezogen, und jetzt tauchte aus einer Luke der Polizeiwachtmeister auf, der reine Mehlsack, über und über mit Mehl gepudert, und der ihm folgende hatte noch besonders eine Pfütze Wasser über den Kopf bekommen, so daß er gleich in den Backofen hätte geschoben werden können.

»Wo sind sie denn jetzt?«

»Ich glaube, im Proviantraum.«

Ich hinab. Sie waren richtig unten, der erste Steuermann machte den Führer für den Herrn Sheriff, der Hauptmacher aber, der am eifrigsten mit suchte, war mein Bootsmann.

Soeben hatte er von einem großen Fasse den Deckel abgenommen.

»Hier is see, hier drin steckt see!« schrie er.

»Wo denn?« fragte der junge Mensch im Bratenrock, in die Finsternis des mächtigen Fasses blickend.

»Na da – na da – – see hädd sich wat zusammduckt. Griepen Se mal rin!«

Und der Herr Referendar griff denn wirklich hinein, gleich mit dem ganzen Arm, bis an die Achsel, zog ihn wieder heraus und ... das Faß war o an den Rand voll Sirup gewesen!

Wie der junge Mensch im Bratenfrack nun dastand, den Arm ausgestreckt, der durch den Sirup plötzlich ganz dick geworden war, die Finger gespreizt, und von jedem Finger lief eine lange Sirupsnudel herunter – es war ein Bild, das sich mit der Feder nicht wiedergeben läßt.

Das war nur das eine, was ich zu sehen bekam. Aber was die nun während der halben Stunde sonst alles mit dem aufgestellt hatten!

Sein ehemals hoher Zylinder glich einem zusammengeschobenen Teleskop, sein Bratenrock schillerte in allen möglichen Farben, und sogar die Stiefel waren ihm verbrannt, er lief nur noch in den Strümpfen, indem sie ihn unten im Heizraum auf eine glühendheiße Eisenplatte gelockt hatten, und nicht anders war es allen übrigen gegangen.

Der Sheriff erkannte mich in der Dunkelheit nicht; ich flüsterte dem Bootsmann zu, wo die Lady denn versteckt sei. Es sei alles in Ordnung, sie könne hervorkommen.

Oben an Deck sei sie. Ich hinauf, der Bootsmann wußte den Sheriff auch gleich nachzulotsen.

Jetzt erkannte er mich im Abendsonnenschein, in dem er eine noch traurigere Figur spielte.

»Herr Kapitän,« suchte er noch seine Würde zu wahren, »Sie selbst haben zugegeben, daß sich Lady Blodwen von Leytenstone an Bord Ihres Schiffes befindet.«

»Ich glaube so. Was soll's?«

»Ich muß die Dame sprechen, und sie hat sich versteckt.«

»Versteckt? Bootsmann, Steuermann, wissen Sie, wo sich Lady Leytenstone befindet?«

»Da liegt sie ja, der Herr Wachtmeister sitt ja up uf see,« grinste der Bootsmann und deutete auf ein zusammengerolltes Segel, das da ganz harmlos mitten auf Deck lag, und eben hatte sich der Wachtmeister draufgesetzt, um sich den Semmelteig von seinen Stiefeln zu wischen.

»Was, in dem Segel soll sie liegen?«

»Ja freilich, der Herr Wachtmeister muß nur upstahn, sonst kann see ja nich rut.«

Ich wollte es noch gar nicht recht glauben. Diese Dreistigkeit, die zu Suchende einfach in ein Segel zu rollen und gleich hier an Deck liegen zu lassen, ging doch etwas zu weit. Oder es war eben die alte Geschichte von der Höhle des Löwen, wo man am sichersten verborgen ist.

»Blodwen, komm hervor!«

Auf schnellte der Wachtmeister, wie von einer Tarantel gestochen.

»Das Segel lebt ja,« schrie er, erschrocken auf die große Wurst aus Segeltuch blickend.

Ja, es lebte, es rollte sich auseinander, Blodwen kam zum Vorschein, rieb sich wie schlaftrunken die Augen – »Ach, das war einmal gut geschlafen!« – aber ich sah, wie verräterisch es in ihrem Gesicht zuckte.

Der Sheriff aber trat sofort auf sie zu und legte ihr seine Sirups-pfote auf die vom Kleide etwas entblößte Schulter.

»Lady Blodwen von Leytenstone, ich verhafte Sie.«

Während Blodwen noch ein erstauntes Gesicht zu machen suchte, trat ich schnell dazwischen.

»Mit welchem Rechte?«

»Im Namen des Gesetzes.«

»Welches Gesetzes?«

»Des englischen.«

»Was haben wir mit dem englischen Gesetze tun?«

Etwas verblüfft blickte mich der Sheriff an. Meine Frage schien ihm doch gar zu dumm gestellt.

»Sie fahren doch unter englischer Flagge, das ist englischer Boden.«

»Bitte, blicken Sie dorthin!«

Der Sheriff folgte der Richtung meiner Hand, seine Augen wurden starr – dort am Heck wehte das amerikanische Sternenbanner.

»Wollen Sie nun gefälligst Ihre Hand von der Dame zurückziehen?«

Mit einiger Mühe gelang ihm das. Sie hatte sich auf Blodwens Schulter schon festgekleistert gehabt.

Nun schien er aber auch gleich zu wissen, was hier vorgegangen war.

»Sie haben die Nationalität Ihres Schiffes umschreiben lassen?«

»Allerdings.«

Ich hielt ihm das betreffende Schiffspapier unter die Nase.

Da sagte er gar nichts mehr, drehte sich um, murmelte nur etwas und blieb mit verschränkten Armen an der Bordwand stehen.

Aber hinter mir wurde etwas gesagt, von einem meiner Matrosen, im breitesten Platt:

»Worum hädd dör denn dee so voll Särup smärt?«

Es läßt sich schriftlich gar nicht sagen, wodurch in diesen einfachen Worten so eine Urkomik lag. Das muß man eben aus solch einer tabakwiederkauenden Matrosensnut hören, wie die das so breit herausbringt.

Die Wirkung war jedenfalls die, daß zunächst Blodwen in ein schallendes Gelächter ausbrach, in das wir alle mit einstimmten, sogar die englischen Polisten.

»Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen,« sagte dann, als wir uns etwas beruhigt hatten, der junge Referendar bitter. »Herr Wachtmeister, lassen Sie das Boot . . . ach so.«

Er preßte die Lippen zusammen und blickte finster auf das mit Wasser gefüllte Boot herab, welches nie wieder brauchbar gemacht werden konnte, und dann sah ich, was für einen Entschluß es ihn kostete, als er sich an mich wendete.

»Bitte, Herr Kapitän, Sie stellen mir wohl ein Boot zur Verfügung.«

»Ich? Tut mir leid. Ich gehe sofort in See.«

Und schon erschollen meine Kommandos, schon bewaffneten sich meine Leute mit Handspeichen und sprangen an das Gangspill, um die Anker emporzuwinden, schon schrillte die Bootsmannspfeife, welche die Rahengasten in die Takelage zum Segelsetzen schickte.

Der Referendar machte bei diesen nicht mißzuverstehenden Vorbereitungen keine schlechten Augen.

»Aber ich muß doch wieder von Bord!«

»Jawohl, ich bitte sehr darum, mein Schiff alsbald wieder zu verlassen, wenn Sie nicht mit nach New-York wollen.«

»Nach New-York in . . . ?«

»In Nordamerika, auf der anderen Seite der Erdkugel – jawohl, ein anderes New-York kenne ich nicht. – Hol an die Backbordbrassen – laß gehn Steuerbord!!!«

Und das laufende Gut schnarrte.

»Aber ich muß doch mit meinen Leuten wieder von Bord!!« fing der junge Mensch wieder an, jetzt schon etwas weinerlich.

»Ja, springen Sie doch über Bord und schwimmen Sie zurück.«

»Ich kann gar nicht schwimmen.«

»Tut mir leid, das hätten Sie lernen sollen.«

»Sie dürfen mich nicht so mitnehmen.«

»Ich werde Ihnen gleich zeigen, was ich alles darf. Los die Bram, los die Royal!!«

Die Segel entfalteteten sich, das Schiff kam in Fahrt.

»Signalisieren Sie doch, daß man mir ein Boot schickt – bitte, bester Herr Kapitän!« winselte der Gerichtsverhaftler.

»Das könnte ich wohl, hat aber keinen Zweck, bei diesem Winde holt mich kein Dampfer mehr ein.«

Ich gab ein Ruderkommando.

»Na, merken Sie denn nicht, wohin wir gehen?« wandte ich mich dann gutmütig an das geknickte Menschlein, als sich der Bug dorthin wendete, wo auf dem Tafelberge eine vom Abendsonnenscheine vergoldete Wolke lagerte. »Ich gehe im Hafen vor Anker.«

Mein Betragen war rüpelhaft gewesen, da gibt es nun gar keine Entschuldigung. Der Sheriff hatte nur seine Pflicht getan, hatte sich an Bord ganz anständig benommen, auch mir gegenüber, auch ich hätte ihn anständig behandeln sollen.

Aber ich befand mich damals noch in den gesunden Jahren, da man alles, was eine Polizei- oder Gerichtsuniform trägt, als eine Art Feind betrachtet, ungefähr so, wie die Elemente alles Werk von Menschenhand hassen. Ich sage mit Absicht ›gesund‹; denn auf mich hat ein Junge, der keine Aepfel stiehlt und badenden Mädchen nicht die Kleider wegnimmt, keine Haustürklingeln zieht und dergleichen, immer einen kränklichen Eindruck gemacht. Was mich betrifft, so machte es mir langen, vierundzwanzigjährigen Bengel, der schon Steuermann war, jetzt sogar schon Kapitän, immer noch ein Teufelsvergnügen, auf dem nächtlichen Heimweg alle Straßenlaternen auszudrehen.

Aber ich war ebenso gutmütig wie lasterhaft. Es fiel mir ja nicht im Traume ein, dem armen Menschen einen wirklichen Schabernack zu spielen, von dem er Schaden gehabt hätte, ihn auch nur

zu blamieren. Auch daß ich ihm jetzt noch kein Boot gab, sondern ihn an Bord mit in den Hafen nahm, hatte nur eine gute, versöhnende Absicht.

Schon wurden in der Kombüse für die zehn Hafenzwischenpolizisten zwei große Holzeimer voll Grog gebraut, sie kamen ins Zwischendeck, und als ich mich dann einmal hinabbegab, um noch jedem ein Goldstück in die Hand zu drücken, hatte der Wachtmeister, auch so ein alter Seebär, schon den ganzen Pferdeeimer am Munde.

Er erklärte mich für den ersten Gentleman der Welt – und nachdem er das gesagt hat, speit mich der Kerl von oben bis unten voll, mit einem halben Pferdeeimer Grog, einem halben Schinken und einer halben Platte kleingekautem Tabak.

Schwerer hatte ich es mit dem Referendar. Der fing jetzt zu trotzen an. Als dann aber Blodwen, die sich schnell umgezogen hatte, lächelnd auf ihn zutrat – »Aber, Herr Sheriff, das war eine Arbeit, den Sirup wieder abzuwaschen!« – da gab er klein bei, in der Kajüte knallten die Champagnerpfropfen, und als im Hafen schon längst die Anker gefallen waren, wollte er immer noch nicht wieder gehen, der junge Mensch saugte wie eine Biene, fraß ein ganzes Fäßchen Kaviar aus, bis er zuletzt den Tisch vollspie. Zwei Matrosen mußten ihn wie einen Sack unter die Arme nehmen und nach Hause tragen.

WIE MEIN SCHIFFSARZT UND NOCH MANCHES ANDERE FLÖTEN GEHT.

Es war gegen acht Uhr geworden, als wir wieder Ruhe an Bord hatten. Ich war noch so gut wie nüchtern, Blodwen war sehr mäßig, desgleichen Doktor Selo, der mit an der Zecherei teilgenommen hatte, aber in der Art ein Mucker war.

Jetzt erst fiel mir ein, was alledem vorangegangen war.

»Ja, Blodwen – deine 31 000 Pfund sind schon gesperrt gewesen.«

»So? Ich hab's mir gleich gedacht, als ich das Polizeiboot kommen sah.«

Also nicht die geringste Aufregung deswegen. Nachdem sie einmal Gewißheit hatte, war dies alles Lappalie für sie.

»Nun, wir haben ja zunächst noch 40 000 Pfund an Bord,« setzte sie hinzu, »damit muß sich doch schon etwas anfangen lassen.«

»Und ich – ich habe heute 10 000 Pfund einkassiert und noch extra eine Million oder doch 50 000 Pfund in sicherer Aussicht,« jubelte ich heraus.

Und ich erzählte. Ja, ich freute mich, einmal so viel Geld selbst zu besitzen, und Blodwen freute sich mit mir.

»Wo ist denn das Dokument?« wandte ich mich an Doktor Selo, den ich bisher gar nicht beachtet hatte. »Holen Sie's doch gleich einmal her.«

Was war das? Warum wurde der Kerl plötzlich so blaß?

Aber, wohlgemerkt, das kam mir nur so vor, ich beachtete es gar nicht weiter.

Er erhob sich auch sogleich.

»Sofort, Herr Kapitän,« sagte er und verließ die Kajüte.

Einstweilen erklärte ich Blodwen weiter, daß ich die 10 000 Pfund Sterling als Bergegeld ganz unter meine Leute zu verteilen gedachte, rangmäßig, mit den 50 000 würde ich in Schiffsfrachten spekulieren.

Wie ich das noch sagte, dachte ich an die 10 000 Pfund, die ich ja in Banknoten eingesteckt hatte, griff in die linke Brusttasche, wurde etwas verduzt, weil diese leer war, entsann mich aber auch gleich, daß ich ja die Jacke gewechselt hatte.

»Bernhard,« wandte ich mich an den Steward, der eben den Tisch abräumte, »wo ist meine Jacke, die ich dorthin gelegt hatte?«

»Die habe ich in des Herrn Kapitäns Kabine in den Kleiderschrank gehängt.«

»So, es ist gut,« sagte ich und begann mich mit Blodwen darüber zu unterhalten, was für eine Bewandnis es mit dem Dokument wohl haben könne, wer der geheimnisvolle Unbekannte sei usw.

An die 10 000 Pfund dachte ich also schon gar nicht mehr. Man muß die Bordverhältnisse kennen, um diese meine Sorglosigkeit zu begreifen, wozu nun auch noch mein ganzer Charakter kam.

»Hat denn Doktor Selo sich bemüht, das Dokument zu entziffern?« fragte Blodwen. »Er sagte doch, er verstünde sich auf solche Geheimschriften.«

»Nur einmal fragte ich ihn deswegen, da konnte er noch gar nichts sagen. Ja, wo bleibt der denn eigentlich?«

Denn fünf Minuten waren unterdessen schon vergangen, und wenn der Kapitän etwas befiehlt oder nur wünscht, so muß an Bord natürlich mit langen Beinen gesprungen werden, und wenn der erste Offizier gerade in der Badewanne sitzt, und der Kapitän will ihn sprechen, so gibt es nicht erst ein Abtrocknen, sondern der Badende hängt einfach den Bademantel um und erscheint mit eingeseiften Haaren.

Da der Steward nicht gerade in der Kajüte war, ging ich gleich selbst. Die Kabine des Arztes lag, wie alle anderen, außer unserer, in einem der beiden Korridore, welche die Kajüte seitwärts begrenzten.

Ich trat ein. Selo stand vor seinem Pult, wühlte zwischen den Papieren.

»Na, wo bleibt denn das Pergament?«

»Ich kann es gar nicht finden, ich hatte es doch hierherein . . . «

»Nicht finden? Was soll das heißen? Nun aber etwas holla, sonst können Sie mich auch einmal von einer anderen Seite . . . «

Trampelnde Schritte, schreiende Stimmen, und dann ein heftiger Ruck mit knirschenden Planken.

Ich stürzte nach oben. Ein neben uns liegendes Schiff hatte sich von den Ankern gelöst, war ins Treiben gekommen, hatte uns gerammt. Hatte nicht viel zu sagen, ging alles gut ab. Nur zuletzt blieben wir noch mit den Klüverbäumen hängen, verstrickten uns mit dem Tauwerk, eine Stunde hatten wir doch kräftig zu tun. Dann verging auch noch einige Zeit, bis alles klar war, daß ich wieder an den Schiffsarzt denken konnte.

»Wo ist Doktor Selo?«

»Ich habe ihn noch nicht wieder gesehen,« entgegneten der Steward wie Blodwen.

»Hole ihn!«

Des Schiffsarztes Kabine sei verschlossen. Beim Anklopfen keine Antwort, also sei Doktor Selo auch nicht darin.

»Ja, wo ist er denn sonst?«

Der Steward und Goliath, der auch so eine Art von Steward machte, suchten ihn – vergebens. Und das war bei einem Schiffsarzt auffällig. Ein Matrose kann sich wohl leicht im Schiffe verkümmeln, er braucht nur einen ihm befreundeten Heizer zwischen den Kohlen aufzusuchen, aber des Arztes Revier ist doch nur ein beschränktes.

Urlaub hatte ich meinen Leuten noch nicht gegeben, und daß sich etwa der Schiffsarzt im Hafen nach Belieben entfernen könne, davon war gar keine Rede, dazu mußte er doch auch ein Boot benutzen, und außerdem sollte er mir doch das Pergament bringen.

In diesem Augenblick erinnerte ich mich, wie der Doktor vorhin, als ich ihn nach dem Pergamente gefragt, die Farbe gewechselt hatte! Jetzt also fiel mir ein, daß dies tatsächlich geschehen war! Und da kam mir schon eine Ahnung!

Alle Mann antreten zur Musterung!!!

Die Bootsmannspfeife schrillte es in alle Luken hinein, und es gab keinen Platz im Schiffe, wo dieses Pfeifen nicht gehört worden wäre.

Alle waren vorhanden, nur der Schiffsarzt nicht.

Niemand hatte ihn gesehen.

Vielleicht befand er sich doch noch in seiner Kabine, zu der selbstverständlich ein zweiter Schlüssel vorhanden war.

Die Petroleumlampe war ausgedreht. Ich brannte sie an. Da stand mitten in der Kabine ein offener Koffer, alles durchwühlt, herausgerissen. Nun wurde mir meine Ahnung zur Gewißheit.

»Blodwen, der Kerl ist uns mit dem Pergament durch die Lappen gegangen, der will sich die Million selber verdienen!!«

»Kann er denn das?«

Hier halfen keine Erwägungen, auch nicht, auf welche Weise der Mann an Land gekommen war,

»Er hat gehört, daß ich für Deponierung des Pergaments 50 000 Pfund erhalten soll und er riskiert's, vielleicht hat er die Geheimschrift auch schon entziffert und weiß, wohin er sich zu wenden hat, und für eine Million kann man schon eine Viertelstunde schwimmen – jetzt sofort zur Polizei und alles alarmieren!!«

Ich befand mich in Hemdsärmeln. Also in meine Kajüte und in den Kleiderspmd gegriffen. Ich erwischte gerade die Jacke, die ich angehabt, als ich heute das erstmal an Land gewesen.

Da dachte ich an meine 10 000 Pfund, griff in die Brusttasche – leer!!

Jetzt durchzuckte mich doch ein gelinder Schreck. Ich wollte es nicht glauben – jawohl, das war die linke Tasche, und sie war wirklich leer. War das auch die betreffende Jacke? Gewiß; denn in der anderen Tasche befanden sich auch noch die Papiere, die ich damals gebraucht hatte.

Ein zweiter Schreck durchzuckte mich. Schnell noch einmal alles durchsucht – es nützte nichts, es wurde mir zur Gewißheit.

»Blodwen, der Spitzbube hat auch noch meine 10 000 Pfund mitgehen heißen!!«

Blodwen wollte es erst nicht glauben. Warum gerade Doktor Selo? Es gab doch noch andere Menschen an Bord.

Da kam sie aber bei mir schön an. Doch ich lachte sie nur aus.

Wenn die 10 000 Pfund gestohlen worden waren, dann doch nur von dem, der schon Ursache hatte, sich überhaupt von Bord zu entfernen. Und Selo hatte gehört, wie ich 10 000 Pfund bei mir gehabt, daß der Steward die Jacke in meinen Kleiderspind gehängt hatte usw., und meine Kabine war wie immer unverschlossen gewesen. Sollte ich auch auf den Gedanken gekommen sein, daß mich einer meiner Leute bestehlen könnte!

Also schnell ans Land gerudert, zur nächsten Polizeiwache gelaufen und die Geschichte gemeldet, das Signalement des Flüchtlings abgegeben usw. Auf der Polizei schien man schon etwas von der Behandlung zu wissen, die ich dem Sheriff und seinen Begleitern hatte zuteil werden lassen, den Ausgang hinwiederum schien man noch nicht zu kennen; denn man war nicht gerade freundlich gegen mich, und ich klärte nicht auf. Daß trotzdem sofort pflichtschuldigst alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um nach dem Flüchtling zu fahnden, war selbstverständlich.

Dann erkundigte ich mich nach der Adresse des Direktors der südafrikanischen Bank. Er war nicht zu Hause, hatte eine hochfeine Privatgesellschaft besucht.

Ich unverzagt hin, ließ den Direktor heraussufen. Ich war ganz gelassen, teilte ihm alles mit, und er war ein äußerst liebenswürdiger Herr. Daß er auch sonst sehr neugierig war, ist begreiflich. Ich mußte mit hinein in den Salon und weiter auspacken. Die Sensation war natürlich groß, nicht nur wegen des geheimen Dokumentes, auch der Klabautermann und alles andere kamen dran, und nur mit Mühe konnte ich mich nach einer Stunde losmachen. Besonders die Dämlichkeiten hatten mir arg zugesetzt.

Die Hauptsache also war, daß Doktor Selo und jeder andere festgenommen wurde, welcher auf der Bank nachfragte, ob er gegen Deponierung eines Dokumentes 50 000 Pfund Sterling erheben könne.

Ich begab mich noch einmal nach der Hauptwache, wo ich erfuhr, daß die polizeiliche Maschinerie schon im Gange sei. Vorläufig freilich hatte man noch keine Spur von meinem Schiffsarzte. Jedenfalls aber war alles bereits alarmiert. Hier kannte man ja auch schon das angenehme Ende der Verhaftungsaffäre, man war bedeutend freundlicher gegen mich, und noch mehr, als ich beim Abschied noch einige Goldfuchse spendierte und für Ergreifung des Durchbrenners eine vorläufige Prämie von 100 Pfund versprach.

So, ich hatte getan, was ich hatte tun können. Im übrigen griff mich die ganze Geschichte sehr wenig an. Um verlorenes Geld habe ich noch niemals geweint.

Gegen zehn war ich an Bord zurück. Die Steuerbordwache wollte Urlaub haben und bat um Vorschuß, den ich reichlich gab.

»Wo ist der fremde Matrose?« fragte ich dann den Bootsmann.

Er war von diesem, sobald wir die Küste in Sicht bekommen hatten, in eine Kabine eingeschlossen worden, was auch stets geschah, wenn uns nur anderes Schiff zu nahe kam, damit der Gefangene nicht einmal über Bord ging. Dafür sorgte der Bootsmann gewissenhaft, dem ich den Unbekannten speziell anvertraut hatte.

Ich betrat die Kabine, mußte den Gefangenen wecken, der den Schlaf des Gerechten schlief. Noch nicht einmal seinen Namen hatte er mir genannt, obgleich er sich sonst nicht störrisch zeigte. Das lag eben in meiner Behandlung, ich hatte ihn sonst ganz in Ruhe gelassen.

»Ich bringe Ihnen die Freiheit.«

»Na, endlich!«

»Ihr Kapitän bittet mich darum.«

»Mein Kapitän? Ich glaube nicht, daß der mit Ihnen gesprochen hat.«

»Gesprochen nicht, aber geschrieben.«

Ich erzählte den ganzen Fall ausführlich, wie mir jetzt vom Schiffsarzt das Dokument mit der Geheimschrift gestohlen worden war.

Wegen dieses Dokumentes wie wegen des Klabautermanns hatte ich ihn schon früher gefragt, er hatte von beiden nichts wissen wollen, und jetzt kam es mir vor, als wisse er tatsächlich nichts von dem Vorhandensein dieses Dokumentes.

»Das muß etwas sehr Wichtiges sein, daß Ihnen so viel Geld dafür gezahlt werden soll.«

»Sie wissen nicht, um was es sich handelt?«

»Keine Ahnung.«

»Wenn ich Sie jetzt freilasse, wohin werden Sie gehen?«

»Dorthin, wohin ich gehöre.«

»Ist es ein langer Weg?«

»Ja.«

»Zur See?«

»Hm – je nachdem – ist nicht unbedingt notwendig.«

»Hören Sie, Mann – ich frage das nicht, um Sie auszuforschen. Ihr Kapitän, wer es nun auch sei, hat freiwillig ein anständiges Bergegeld für das Wrack bezahlt, und ich bin ebenfalls ein anständiger Mensch, er hätte gar nicht nötig gehabt, mich zu bitten, Sie freizulassen. Also ich frage nur deshalb wegen Ihrer Reise, um zu hören, ob Sie Geld brauchen?«

»Nicht unbedingt.«

»Was soll das heißen? Sprechen Sie doch offen wie ich zu Ihnen. Sie meinen, Sie können die Reise abarbeiten?«

»Ja.«

»Sie wollen partout kein Geld von mir annehmen?«

»O – ja – recht gern,« erklang es jetzt zögernd.

»Wieviel brauchen Sie?«

»Na – drei – vier Pfund . . . «

Ich drückte ihm zwanzig einzelne Pfundstücke in die Hand.

»Reicht das?«

Er schien es erst gar nicht glauben zu wollen.

»Herr, Sie sind nobel!!« rief er dann.

»Sie werden Ihrem Kapitän erzählen, wie ich Sie behandelt habe.«

»Anständig – fein – hochfein! Und wegen der Tritte ans Schienbein – na – *nevermind* – wenn mir jemand die Auskunft verweigert, ich hätte ihn noch ganz anders traktiert.«

»Sie werden Ihrem Kapitän vor allen Dingen von dem Pergament erzählen, wie es mir mein Schiffsarzt gestohlen hat, daß es mir selbst am guten Willen nicht gefehlt hat.«

»Alles werde ich ihm erzählen, und wie Sie mich freilassen, obgleich Ihnen dieser Schuft doch sogar die 10 000 Pfund ausspannt hat.«

»Gut! Nun gehen Sie. An dem Klabautermann ist Ihrem Kapitän nichts gelegen?«

»Weiß nicht. Er hat's Ihnen ja geschrieben, daß Sie ihn behalten sollen, und ich werde mich hüten, mich mit dem verrückten Kerl zu schleppen.«

»So gehen Sie. Sie werden im Boot an Land gebracht.«

Der Mann, der angekleidet in der Koje gelegen hatte, zögerte noch.

»Kapitän, noch ein Wort! Sie müssen doch verdammt neugierig sein, wer dieser, mein Kapitän, der Ihnen das Wrack wieder aus den Zähnen rückte, eigentlich ist.«

»Ja, das bin ich.«

»Von mir erfahren Sie nichts.«

»Das habe ich nun schon erkannt.«

»Ich darf nicht, beim besten Willen nicht.«

»Nun, und was weiter?«

»Sie werden weiter nachforschen, wer das gewesen ist?«

»Das werde ich allerdings.«

»Kapitän – ich möchte dankbar sein – möchte Sie wenigstens warnen.«

»Wovor?«

»Eben vor solchen Nachforschungen.«

»Weswegen?«

»Seht – mein Kapitän ist eigentlich ein guter Mensch – aber auch ein merkwürdiger Mensch – der läßt sich nicht in seine Karte blicken – und wer es versucht, dem klopf er auf die Finger – läßt ihn auch gleich ganz verschwinden – und – er hat die Macht dazu – und niemand kann ihm etwas anhaben – und – Sie scheinen schon eine kleine Ahnung zu haben . . . «

»Weil ich ihn im polynesischen Archipel am großen Vogelberge zu suchen habe, was?«

Mit gleichen Füßen sprang der Mann vom Kojenrand, auf dem er gesessen hatte, herab.

»Nun ist's genug! Ich habe schon zu viel gesagt, indem ich Sie nur gewarnt habe. Wenn Sie wollen, so behalten Sie mich, aber sprechen tue ich nun nichts weiter.«

Ich begleitete ihn an Deck, sah ihn ins Boot steigen und in der Nacht verschwinden.

Nun war auch der noch weg. Aber ich hatte es für meine Pflicht gehalten, so zu handeln.



Am nächsten Tage sah ich mich an Land nach einer Fracht um, die ich für eigene Rechnung nehmen wollte.

Ich will hier durchaus nicht geschäftlich werden. Andeutungen genügen ja.

Ich kam mit einem Makler zusammen, der mir 1000 Tonnen Ballen Baumwolle vorschlug, welche im Hafenmagazin lagen und morgen wegen Zahlungsunfähigkeit des Eigentümers unter den Hammer kommen würden. Nicht einmal die Versicherungssumme hatte er aufbringen können. Wenn ich jetzt zugriffe, könnte ich sie vielleicht für 40 000 Pfund Sterling bekommen, die feinste, längste Baumwolle, zur Mischung mit Seide geeignet. Das beste

Absatzgebiet dafür sei jetzt Marseille, könnte 12 000 Pfund daran verdienen, mindestens.

Ueber diese Summe verfügte ich ja gerade noch, dann mußte ich von den noch vorhandenen 500 Tonnen Kohlen 400 löschen, um Laderaum zu bekommen, die mir hier in Kapstadt ebensoviel Pfund Sterling einbrachten.

Mir war etwas bänglich zumute, als ich von einem geöffneten Ballen die Baumwolle prüfen sollte. Was verstand ich junger, ungeleckter Seebär denn von Baumwolle! Und allen den Kerlen, die da die Fasern über den Fingernagel zogen und sie durch die Lupe betrachteten und mir ihre Güte priesen, war doch nicht zu trauen.

Dann aber traf ich einen alten, mir bekannten Kapitän, der etwas davon verstand, der zog die Fasern ebenfalls über den Dau-mennagel, und dann sagte er: jawohl, Richard, zugegriffen, so was bekommst du nicht gleich wieder!

Also, nun mal los! Ich einigte mich mit dem Konkursverwalter richtig auf rund 40 000 Pfund. Bei Barzahlung nicht weniger als 7 Prozent Diskont.

So gehörten die 1000 Ballen Baumwolle jetzt mir, und heute noch hatte ich die 36 700 Pfund Sterling zu zahlen. Na, die hatte ich ja sicher noch an Bord. Der Kerl staunte nicht schlecht, als ich sagte, er solle nur gleich mit Schaufel und Ledersäcken kommen!

Und drei Wochen später würde ich 15 000 Pfund daran verdient haben, 100 000 Taler, und das ist doch gewiß, wie Karle-mann sagte, ein hübscher Feng Geld.

Dann fand ich auch gleich noch einen anderen Makler, der mir für 400 Pfund Sterling ebensoviele Tonnen Kohlen abnahm. Als aber das Geschäft nun schon perfekt geworden, da bot mir der Kerl einen Dreimonatswechsel an, und dabei hatte ich, eigentlich mir ganz unbewußt, schon unterschrieben, daß ich die Kohlen auf meine Kosten an Land befördern müsse.

Aber was ich denn wolle, der Wechsel sei doch so gut wie bares Geld, ich könne ihn sofort bei jedem Bankier umsetzen ... na,

kurz und gut, man machte mich unschuldigen Jüngling, auf gut deutsch gesagt, mit schönen Redensarten besoffen, ich quittierte und steckte den Wechsel zusammengefaltet in die Westentasche.

Ich mußte ja noch mindestens 40 000 Pfund an Bord haben, der Ueberschuß reichte schon zur Versicherung der Baumwolle; denn anders wollte ich es doch lieber nicht machen, und vor meinen geistigen Augen sah ich immer den ganzen Meeresboden mit Gold und Diamanten bedeckt – mit meinem Gold und meinen Diamanten. Uns konnte doch gar nichts entgehen.

Während schon die Kohlen ausgeladen wurden und in die großen Boote hineinprasselten, zählten wir in Gegenwart des Maklers auf dem großen Tische in der Kajüte die 36 700 Goldstücke auf.

Herr du meine Güte, war das eine Arbeit! Zwei Kohlenzieher schleppten das Gold heran, drei Mann mußten immer auf dem großen Tische von den Goldstücken drei Quadratmeter große Karrees bilden. Der Makler, der das Gold immer in die Ledersäcke strich, hatte es am leichtesten.

Na, wenn ich daran zurückdenke! Wie das dabei zuging! Ich bin fest überzeugt, daß der Makler manches Goldstück ungezählt mit einstrich, ich konnte nicht einmal verhindern, daß die beiden Arbeiter, die er mitgebracht, manchmal ihre Pfoten in das noch ungezählte Gold steckten.

Aber egal, nur immer fort damit! Wir hatten ja noch genug von dem Zeug. Für mich wurden die Goldfüchse überhaupt immer mehr zu wertlosen Zahlmünzen.

Wenn meine Striche im Notizbuch stimmten, so waren schon 25 000 Stücke aufgezählt worden, und der Goldvorrat neigte sich in beängstigender Weise dem Ende zu.

»Blodwen, sind's denn auch wirklich noch 40 000 gewesen?«

»Nu sicher,« war ihre vergnügte Antwort.

»Mir kommt es aber doch fast vor, als ob ... als ob ...« ich hob schnüffelnd die Nase in die Luft, »als ob es hier recht brenzlich röche.«

»Du, Richard, ich merk's auch – das riecht hier recht – recht nach – nach – nach ...«

»Nach verbrennter Boomwoll,« ergänzte der Bootsmann.

»Feuer! Feueeer!!!« erscholl da auch schon der Ruf, und wir hätten gleich die Lampe auspusten können, so hell wurde es plötzlich in der Kajüte. »Die Hafenschuppen brennen!!«

Na, ich will mich kurz fassen. Hier bezahlte ich die Baumwolle, und drüben verbrannte sie. Unversichert.

»30 000,« sagte der Makler und schaufelte wieder ein Quadrat ein.

Ja, was sollte ich tun? Ich konnte doch dieses Feuer nicht ausspucken. Das ganze Magazin brannte.

Und wie ich mich noch so hinter den Ohren kratze, bekommt Blodwen plötzlich den Lachkrampf. Und nicht vor Aerger, kein nervöser. Nein, sie lachte aus Herzensgrunde, wie ich sie noch nie hatte lachen hören, sie wälzte sich auf dem Sofa. Und schließlich mußte ich selber mitlachen.

Aber bald wurde ich wieder ernst.

»30 000 Pfund,« sagte der Makler nochmals und hatte seine schmierigen Pfoten schon wieder zum Einkratzen bereit.

Und in dem Eisenkasten, den die Kohlenzieher immer hereinschleiften, befanden sich nur noch wenige Goldfuchse.

»Na, vorwärts, Jungen, heran mit einem neuen Kasten!«

»Is nix mehr da, Käpt'n.«

Ich bekam einen kleinen Hexenschuß. Aber es konnte ja gar nicht möglich sein.

»Auf der Steuerbordseite.«

»Der Kasten ist leer.«

»Unter der Koje auf Backbord steht auch noch einer.«

»Den haben wir zuerst leer gemacht.«

»Ach, Unsinn!«

»Weiß Gott, Käpt'n, is gar nix mehr da.«

Von dem Hexenschuß etwas kreuzlahm, begab ich mich in unsere Kabine, in welcher wir das letzte Geld aufbewahrt hatten, in langen, eisernen Kästen, die sich unter je einer Koje befanden, mit Kissen gepolstert.

Die Heizer hatten beide Kästen hervorgesoben – beide waren leer. Das war ein Faktum. Ein Verdacht gegen die beiden Leute konnte in mir gar nicht auftauchen, und daß ich so in die verödeten Geldkisten stierte, hatte auch keinen Zweck.

»Können wir uns denn wirklich so verzählt haben?« fragte da Blodwen, die mir gefolgt war.

»Verzählt? Bei dem Makler dürfte es ungefähr stimmen.«

»Ich meine so verzählt mit unseren 40 000 Pfund?«

»Ja, hattest du sie denn gezählt?«

»Ich nicht, du?«

»Nee, ich ooch nicht.«

»Aber es müssen doch noch 40 000 gewesen sein.«

»Woher weißt du das?«

»Ich denke nur so.«

Ja, ich dachte auch nur so. Das zeigt wohl zur Genüge, wie es bei uns zugging.

»Es können doch weniger gewesen sein,« meinte dann Blodwen kleinlaut, »wir haben manchmal hineingegriffen.«

Ja, das hatte ich allerdings getan, ohne jemals nachzuzählen. Aber gleich eine Differenz von 6000 Pfund . . .

»Müssen wir denn die Baumwolle wirklich bezahlen, wo doch nun sicher alles verbrennt?«

In dieser Beziehung hatte ich Lebenserfahrung genug, um ihr erklären zu können, daß wir hier unbedingt zu zahlen hatten, da half uns nun kein Schwanzwedeln und gar nichts.

»Halt,« rief da Blodwen, »ich habe ja hier noch ein Säckchen!«

Das Säckchen war ein ganz ansehnlicher Sack, fast tausend Goldstücke enthaltend, den sie unter einer Matratze zum Vorschein brachte.

Das war schon etwas, und nun kam uns zum Bewußtsein, daß wir noch längst nicht verloren waren, Blodwen visitierte ihren Schreibtisch und ich meinen Geldschrank und andere Schubladen, und so brachten wir noch 4000 Pfund zusammen, meist Papier, so daß uns jetzt nur noch rund tausend Pfund fehlten.

Dann untersuchten wir die Taschen unserer verschiedenen Kleider und verminderten das Defizit immer mehr; denn überall kam noch etwas zum Vorschein. Dann legte ich mich, von einer Ahnung erfüllt, auf den Bauch und kratzte unter den Kojen mit einem Besen, und als ich wirklich einige Goldfüchse zum Vorschein brachte, fing auch Blodwen unter den anderen Möbeln zu stochern an, zeitigte auch wirklich einiges Geld, und zwar meist Goldstücke, zutage, die sich bei unserem Hantieren mit dem schnöden Mammon dort unten verkrümelte hatten.

Richtig, es war eine ganz erkleckliche Anzahl von Goldfüchsen, welche auf diese Weise noch zum Vorschein kamen; aus einem Rockfutter schnitt ich noch zwei solcher roten Dinger und noch einen Schilling und zwei Pence extra heraus. Dann aber hatten sich unsere bisher unbewußten Kassen auch vollkommen erschöpft, nirgends mehr wollte sich etwas finden lassen, ich fingerete schon in den Westentaschen herum, von denen die rechte noch immer meinen silbernen Zahnstocher barg, während in der linken ...

»Ach, Blodwen, ich habe ja auch hier den Wechsel von 400 Pfund, der ist doch so gut wie bares Geld!!« rief ich vergnügt.

»Ja, wieviel fehlt denn überhaupt noch?«

Freilich, darauf kam es erst an.

Wir zählten gleich hier in unserem Fundbüro nach. 30 000 Pfund hatten schon auf dem Tische gelegen, und hier waren doch noch etwas über 4800 Pfund zusammengekommen, allerdings

weniger unter den Schränken hervorgekratzt. Da kamen ja Blodwens 4000 Pfund in Betracht und was ich auch in Papier gehabt hatte.

»Und dann lagen doch auch noch in dem Kasten ein ganzer Haufen Goldstücke!«

Wir gingen wieder in die Kajüte, zählten den letzten Rest auf – es war doch kein so großer Haufen.

Kurz und gut, wenn ich das zusammengekratzte Silbergeld nicht mitrechnete, so fehlten an der ganzen Summe von 36 700 Pfund gerade noch 214, und nun war ich ja fein raus, hatte mich mit allen Ehren aus der Affäre gezogen.

»Hier, mein Lieber, Sie haben wohl die Güte,« sagte ich und überreichte den zusammengeknitterten Wechsel dem Makler.

Aber dieser nahm ihn gar nicht, warf nur einen Blick darauf und schüttelte den Kopf.

»Ich nehme keinen Wechsel.«

»Weshalb nicht? Der ist doch so gut wie bares Geld.«

»Mag sein, aber es war bares Geld abgemacht – ich nehme keinen Wechsel.«

Wenn der Mann darauf bestand, war ihm nicht zu helfen. Aber nun mußte erst mir selbst geholfen werden.

Da kam mir ein genialer Gedanke. Weshalb sollte ich es nicht tun? Da brauchte ich mich doch gar nicht zu genieren. Die Leute kannten doch mich und meine oder vielmehr Blodwens Verhältnisse.

»Hört, Jungens,« sagte ich, »so und so, mir fehlen hier noch 214 Pfund, könnt ihr mir nicht einmal aushelfen?«

Erst als ich das gesagt, fiel mir ein, was für ein Verlangen ich da gestellt hatte. Bei mir war das Geld eben schon gar zu sehr im Werte gesunken. Erst das dämliche Gesicht des Bootsmanns, wie der mich anguckte, ließ mir zum Bewußtsein kommen, was ich da von diesen Matrosen forderte. Denn es waren ja nur die drei Matrosen anwesend, die das Geld zählen oder vielmehr in

Quadrate ordnen mußten, die beiden Kohlen- oder jetzt vielmehr Goldzieher und der Bootsmann als Kontrolleur. Auch Goliath hielt sich beschäftigungslos in der Kajüte auf.

»Twee – twee– tweehondertunvärtehn Pund?« stotterte der Bootsmann. »Ob wi dee hämm? Nee, Käpt'n dee hämmer nich.«

»Plötzlich fiel Blodwen wieder einmal um – nämlich aufs Sofa – weil sie vor Lachen nicht stehen konnte.

Aber ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen.

»Ich meine die Offiziere – und unter euren Kameraden kann doch vielleicht ein reicher Schlucker sein – fragt mal nach!«

»Vielleicht der Gustav, daß der noch een oder twee Schilling ...«

»Naus, fragt mal nach!«

Ungerührt wartete der Makler, ich hatte einen etwas roten Kopf bekommen, und Blodwen suchte ihr Lachen mit dem Taschentuch zu ersticken. Weshalb die eigentlich lachte, wußte ich in diesem Augenblick selbst nicht.

Als bald kam der Bootsmann wieder, seine fettige Pelzmütze, die er auch unterm Aequator trug, in der Hand, und in dieser, wie sich herausstellte, dreiundzwanzig Schilling und einige Pence, aber nur zwei Silberstücke darunter, sonst alles Kupfer, und nicht nur englisches, aus aller Herren Ländern, sogar messingnes aus China.

»Dat is al, wat ick uptrieven konnt, aber der tweete Maschinist is en riecher Swienegel ...«

Da kam der zweite Maschinist schon selbst. Er war ein kleiner Kapitalist, nein, ein großer, hatte bei sich an Bord fast zweihundert Pfund gehabt, hatte sich wegen meiner Verlegenheit auch gleich an die anderen Offiziere gewendet, auch sie hatten in allen Taschen zusammengesucht – nun waren es gerade noch neun Schilling, welche an der Summe von 36 700 Pfund Sterling fehlten.

Nun durfte ich aber auch nichts mehr hoffen, jetzt war das ganze Schiff rein ausgekehrt. Und der alte Makler beharrte auf seinen neun Schillingen wie der selige Shylock auf seinen Schein.

»Mann, seien Sie doch nicht so komisch, kommen Sie morgen wieder . . . «

»Ordnung muß sein.«

»Tut mir leid, machen Sie, was Sie wollen, ich habe nichts mehr.«

Da zog der Bootsmann seine silberne Zwiebel hervor, seine Taschenuhr, ein vorsündflutliches Ding.

»Ick häww schon oftens tehn Schilling dafür krägen . . . «

Ein neues Gelächter erscholl, aus Blodwens Munde kommend, und wie der Bootsmann so bescheiden mit seiner Zwiebel dastand, um meine Baumwolle damit zu bezahlen, die dort im Werte von Dreiviertelmillionen verbrannte, da mußte auch ich aus vollem Halse mit beistimmen.

Der Makler schien Lust zu haben, die Uhr wirklich zu nehmen, aber ich mischte mich schnell ein.

»Wollen Sie Zigarren dafür nehmen?«

»Jawohl, Zigarren – oder Schnaps.«

Ich holte eine Hundertkiste, die mich selbst dreißig Schilling gekostet hatte, der Makler steckte seine Nase hinein, brannte gleich eine an und erklärte sich zufrieden, er quittierte und verabschiedete sich mit seinen 36 691 Pfund Sterling und seiner Zigarrenkiste, bezahlt für die tausend Ballen Baumwolle, die dort in Flammen aufgingen, zu diesem ganzen Geschäfte geleuchtet hatten.

Und Blodwens Lachen hallte ihm nach, nicht minder das meine.

Am anderen Morgen ging ich nach der Bank. Was von den 1000 Ballen Baumwolle nicht verbrannt war, das glimmte noch. Da war

nichts mehr zu wollen. Es war ja noch viel, viel mehr verbrannt – nur mit dem einzigen Unterschied, daß die anderen alle versichert hatten.

Jetzt aber wollte ich erst den Wechsel versilbern.

Ich hatte doch auch noch die Kosten für das Ausladen der Kohlen zu bezahlen, fast fünfzehn Pfund.

»Nein,« lächelte der Bankbeamte, »dieser Wechsel ist ganz wertlos. Vielleicht gestern noch, aber heute nicht mehr. Mit dem Stück Papier können Sie sich nur gleich Ihre Pfeife anbrennen.«

Und ich hätte dem Kerl gleich in die grinsende Visage ...

Aber es war und blieb Tatsache. Der Händler war während der Nacht über die Schweiz gegangen. Meine Kohlen hatte er natürlich schon wieder verkauft.

Ich ging wieder an Bord.

»Blodwen, das ist eine nette Geschichte – soundso – jetzt sitzen wir ganz auf dem Trockenen.«

Zunächst bekam Blodwen wieder ihre Lachkrämpfe, und ich konnte mir nicht helfen, ich mußte immer mit einstimmen.

Dann versetzte ich auf dem Leihhause eine prachtvolle Diamantbrosche, bekam ohne weiteres 100 Pfund vorgestreckt – 1000 hatte sie wohl gekostet. Verloren waren wir also noch nicht, Blodwen hatte noch mehr solches glitzerndes Zeug in ihren Kästchen, aber sonst ...

Ich stand wieder an Deck meines Schiffes, hatte die Arme über der Brust verschränkt und stierte hinab ins Wasser, simulierte.

Doktor Selo futsch, meine Million futsch, das schöne Prisengeld futsch, die Rente futsch, die Baumwolle futsch, die Kohlen futsch ... eben alles futsch!

Na, *go ahead!*

ES GEHT NOCH VIEL MEHR FUTSCH.

»Blodwen, ich bitte dich, nun höre endlich auf mit deinem gräßlichen Lachen,« sagte ich ärgerlich, mußte aber immer wieder selbst mit einstimmen, und zwar aus vollem Herzen, es war kein Galgenhumor dabei.

Endlich konnten wir wieder ernst zusammen sprechen.

»Was nun?«

»Ich könnte dir vorschlagen, einen Teil unseres Schatzes vom Meeresgrunde zu heben und die Geschichte noch einmal zu probieren. Wir haben ja noch genug, und immer wird mir doch die Baumwolle nicht verbrennen. Aber nein, lieber nicht. Blodwen, ich bin ein tüchtiger Kapitän. Das sage ich ohne jede Renommée. Zwar habe ich mir direkt als Kapitän noch keinen Namen gemacht, aber wir haben unsere Verbindungen, ich brauchte nur zu irgendeiner Versicherungsgesellschaft zu gehen, sage, daß ich der und der bin, gebe ein paar Referenzen von Kapitänen auf, ich suche für mein Schiff Fracht – paß auf, wie die Handelsherren gelaufen kommen . . . «

»Nein, nur das nicht, Richard!« unterbrach mich Blodwen mit erhobenen Händen. »Arbeiten wollen wir – aber nur nicht für fremde Leute!«

Ich verstand sie sofort. Es war eben die Lady Blodwen von Leytenstone.

»Nein, Blodwen, das will ich auch nicht. Doch abgesehen davon, daß ich mich als Geschäftsmann blamiert habe – das war hauptsächlich Pech, *nevermind* – so passe ich auch in anderer Weise nicht zu selbständigen Geschäften. Ich muß gestehen, daß ich alle diese Geschäfte mit Unlust abschloß, ich war die ganzen Tage gedrückt, es ist ein Widerwillen, den ich gegen solche Schacher-geschäfte mit Handelsjuden habe, ich sehnte mich immer . . . «

»Ich verstehe, ich verstehe, Richard, du sprichst ja mir aus dem Herzen! Aber war es nicht immer dein Wunsch, ein eigenes Schiff

zu besitzen, und wolltest du es nicht mit eigener Ladung befrachten?«

»Nein, ich hätte Ladung angenommen. Doch laß dir noch einen anderen Vorschlag machen. Weißt du, was man unter chartern versteht?«

»Mieten.«

»Jawohl, ein Schiff mieten oder vermieten.«

»Wir wollen unser Schiff vermieten?« fragte sie erschrocken.

»Nein, aber einen sogenannten Charter-Kapitän engagieren. Das ist einfach ein Agent oder ein Sekretär, ein richtiger Kaufmann, der alles versteht, also ein Schiffsmakler, der aber immer mit an Bord ist, auch etwas von Seemannschaft verstehen muß, da ihm auch das Verstauen der Ladung überlassen bleibt, und der daher den Namen Charter-Kapitän führt.«

Ich erklärte ihr weiter, was ich beabsichtigte. Sie hatte mir aufmerksam zugehört. Recht niedergeschlagen saß sie da.

»Dazu muß das Schiff doch versichert werden.«

»Das ist nicht nötig. Im Gegenteil, ein unversichertes Schiff bekommt viel eher Fracht, weil man doch annimmt, daß man mit einem unversicherten Schiffe viel vorsichtiger umgeht.«

»Aber die Fracht muß versichert werden.«

»Ja, du lieber Gott, wenn man nicht wieder einmal eine halbe Million futsch gehen lassen will – freilich.«

Ganz erbärmlich blickte mich Blodwen von unten auf an.

»Richard, weißt du denn nur gar nicht, wie mir bei solchen Vorschlägen zumute ist?« fragte sie mit weinerlicher Stimme.

Verdammt, ja, ich wußte es! Und sie hatte recht! Wir paßten ja alle beide nicht zum Kaufmann. Und wenn ich so viel Geld gehabt hätte, wäre es mir auch niemals eingefallen, Schacher zu treiben. Es gibt doch noch andere nützliche Tätigkeit.

»Na, Blodwen, da will ich dir einen andere Vorschlag machen, der deine Zustimmung wohl finden wird. Mir ist es ja nur darum zu tun, daß wir nicht so ganz und gar planlos wie bisher in der

Welt herumkutschieren; denn das ist schrecklich, das halte ich auf die Dauer nicht mehr aus.«

»Nun, was für ein Vorschlag ist das?«

»Wir heben einfach unsern Schatz vom Meeresboden wieder ab, das sind noch immer sieben Millionen, darunter fünf in Bar, die legen wir wie jeder andere vernünftige Mensch verzinslich an, zu vier Prozent, oder, um todsicher zu gehen, zu drei Prozent in Staatspapieren, wir haben also noch immer jährlich allermindestens zehntausend Pfund zu verzehren, und damit kann man solch ein Schiff wie dieses noch immer fein unterhalten.«

»Und nun die Arbeit, ohne die du nicht leben kannst?«

»Wie gesagt, muß es denn immer gerade Schacher sein? Wenn ich's nicht nötig habe, tue ich's auch nicht. Wir können der Menschheit auch in anderer Weise nützliche Dienste leisten.«

Und ich zählte sie auf. Forschungsexpeditionen. Das brauchten nicht gerade wissenschaftliche zu sein. Vergangenes Jahr hatte ein englisches Kriegsschiff den Polynesischen Archipel untersucht und gleich auf drei Koralleninseln Niederlassungen von Weißen gefunden, die sich ganz selbständig entwickelt hatten. Es waren entweder Schiffbrüchige gewesen oder Missionare mit ihren Familien, die nun ein Robinsonleben führten, aber wie Robinson Crusoe durchaus keine Lust hatten, ihre Eilande mit allem, was sie darauf aus eigener Kraft geschaffen, wieder zu verlassen.

Reizend war die Schilderung der patriarchalischen Verhältnisse auf diesen Inseln gewesen. Immer wieder eine neue Robinsonade, jede Kolonie hatte sich immer wieder ganz anders entwickelt.

Das hatte Anregung zu einer literarischen Debatte gegeben, zahllose Briefe von Kapitänen liefen ein, auch sie konnten von solchen Robinsons erzählen, die sich mit Schwarz oder Braun vermischt und ein selbständiges Volk geliefert hatten – kurz, in der Welt gibt es so viele einsame Inseln mit Robinsons, wie wir uns

gar nicht träumen lassen, nicht einmal die phantastischen Jugendschriftsteller – und ein Geschichtsprofessor hatte darauf hingewiesen, daß es eine ernste Aufgabe sei, alle diese Inseln aufzustöbern, zu untersuchen, mit Forscheraugen die Entwicklung der Insulaner rückwärts zu verfolgen und zu beschreiben – das sei etwas ganz anderes, als die Weltgeschichte oder die Entwicklung der Menschheit aus Büchern zu studieren, die nur von Theorien diktiert sind ...

»Siehst du, Blodwen, das wäre so eine Aufgabe für uns! Wir können ja auch exakte Gelehrte an Bord nehmen, als Gäste, wir können sie besolden, wir geben Bücher heraus, und dann wird es dereinst heißen: die berühmte Forschungsreisende Lady Blodwen von Leytenstone ...«

Ich konnte nicht weiter sprechen, weil sie mir jubelnd um den Hals gefallen war.

Ja, das war so etwas für Blodwen! Ich Esel hätte überhaupt eher darauf kommen können. Dann hätte ich jetzt noch meine 37 000 Pfund Sterling gehabt, auch noch meine 400 Tonnen Kohlen, die wir gerade recht gut brauchen konnten ...

»Reichen die hundert Tonnen noch, um im Notfall zu dampfen?«

»Die reichen sogar noch, um alle sieben Stellen aufzusuchen und auch wieder hierherdampfen zu können, wenn das nötig wäre.«

»Und Proviant?«

»Noch massenhaft vorhanden. Auch Trinkwasser brauchen wir noch nicht einzunehmen.«

»Dann vorwärts, vorwärts!!« jubelte Blodwen mit lachendem Munde. »Gott, bin ich glücklich, daß die Baumwolle verbrannt ist – bin ich glücklich!!«

Es sollten denn auch sofort die Anker gelichtet werden. Ein ganz neues Leben war in uns alle gekommen; denn die Kunde von

unserem neuen Vorhaben hatte sich schnell durch die Offiziere, die ich einweihte, unter der ganzen Mannschaft verbreitet.

Hierdurch erfuhr ich auch etwas, was auf mich einen tiefen, einen gewaltigen Eindruck machte.

Ich hatte damals gesagt, die Bootsruderer hätten, als ich das erstemal an Land ruderte, recht finstere Gesichter gemacht. Jetzt erfuhr ich den Grund davon.

An Bord meines Schiffes war eine Rebellion ausgebrochen; allerdings keine strafbare. Auch meine Leute hatten das Verhalten Blodwens, obgleich sie nicht von ihr kujoniert worden waren, satt gehabt. Etwas dazu angetrieben, gestand mir der erste Offizier ganz offen, daß sie nicht mehr unter meinem Kommando fahren wollten, ihnen behagte dieses Weiberkommando nicht mehr, usw.

Das hatten sie mir sofort in Kapstadt vortragen, ihre Abmusterung verlangen wollen. Es hatte sich nur verzögert, weil einige darunter waren, die mich als Freunde nicht so ohne weiteres verlassen wollten, man wollte mir erst Vorstellungen machen, daß doch auch ich dieses Weiberschiff verlasse.

Da kam der Brand dazwischen, die Leute sahen, wie wir eins nach dem anderen verloren, sogar dieser gottverd . . . Schiffsarzt – einen Verräter, solch einen Halunken an Bord gehabt – und dann mußte ich meine eigenen Leute anpumpen – kurz und gut, wie ausgeblasen war alles – und nun kam ja auch noch dazu, daß sich Blodwen, obgleich in ihrer Hoffnung so furchtbar getäuscht, plötzlich von ihrer besten Seite zeigte.

Versteht der Leser, warum mich das so mächtig ergriff? Nicht allein, weil ich die Treue dieser Burschen erkannte. Sie waren ja schwankend geworden.

Aber das diente zu meiner eigenen Rechtfertigung. Alles, was ich mir vorgenommen, war plötzlich über den Haufen geworfen worden – und bei mehr als dreißig Männern, die durch nichts an dieses eigensinnige Weib gebunden waren, darunter rohe Patrone,

darunter Kerls von Stahl und Stein, die sonst auf nichts Rücksicht nahmen, ebenfalls!

Wenn also auf dreißig solche Männer der Zauber der Umwandlung gewirkt hatte, dann hatte wohl auch ich einzelner Mensch, dem dieses verlassene und verfolgte Weib so nahe ging, ihm unterliegen müssen.

Dies nur zu meiner Rechtfertigung.

Ich hatte noch etwas an Land zu tun. Was ich eigentlich vorhatte, sagte ich Blodwen gar nicht. Jetzt mußte das Schiff unbedingt versichert werden.

Die Versicherung eines Schiffes wird gewöhnlich von Fall zu Fall vorgenommen, d. h. für jede Reise. Und dann darf man natürlich keine Abstecher machen; denn passiert etwas, und man kann sich nicht verantworten, dann ist die Versicherung hinfällig.

Doch auch anders kann versichert werden, für eine bestimmte Zeit, auf Jahre hinaus, ganz gleichgültig, was man unternimmt. Es werden ja sogar die Schiffe für Nordpolexpeditionen versichert. Nur Kriegsschiffe und Kaper sind ausgeschlossen. Natürlich kostet das einen Haufen Geld zu höchsten Prozentsen.

So viel besaß ich nicht. Nicht daran zu denken. Doch das läßt sich anders arrangieren. Die Versicherungsprämie wird als Hypothek auf das Schiff, vorausgesetzt, daß dieses noch nicht zu hoch belastet ist, eingetragen, braucht nur noch verzinst zu werden.

Ueber Summen will ich hier gar nicht sprechen, denn aus alledem sollte nichts werden.

Ich begab mich zu einer ersten Versicherungsgesellschaft, trug mein Anliegen vor. Mit der gewohnten Schnelligkeit, die im Schiffswesen herrscht, konnte dies alles in einer halben Stunde geregelt sein.

Da bekam ich zu hören, wie es mit uns stand!

»Nicht wahr, an Bord der ›Sturmbräut‹ befindet sich die Lady von Leytenstone?« fragte der Direktor.«

»Jawohl,« stutzte ich.

»Bedaure, ich kann Ihr Schiff nicht versichern.«

»Weshalb denn nicht?«

»Weil . . . «

Der Direktor begnügte sich, die Achseln zu heben.

Also so stand es mit mir! Jetzt konnte ich in der ganzen Welt herumlaufen, nirgends mehr würde ich mein Schiff versichert bekommen. Denn diese Seeversicherungen sind doch international, arbeiten alle Hand in Hand. Und dadurch würde ich natürlich auch keine Fracht mehr bekommen – nicht deshalb, weil mein Schiff nicht versichert war – (daß dies gar nichts mit der Befrachtung zu tun hat, wurde schon früher gesagt) – sondern deshalb, weil der Kapitän, dessen Schiff man nicht für versicherungswürdig hält, doch natürlich auch von allen Maklern boykottiert wird.

Wem ich das zu verdanken hatte, war ja ganz klar. Das ging alles von London, von jenem Konsortium aus. Die Lady Blodwen sollte unmöglich gemacht werden. Ich brauchte sie nur von Bord zu jagen, dann war meine Ehre wiederhergestellt.

Na, daß ich nicht an so etwas dachte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich ärgerte mich überhaupt sehr wenig über diese ganze Geschichte. Im Gegenteil, als ich so wieder nach dem Hafen bummelte, überkam mich die vergnügteste Stimmung.

Recht so! So hatte es kommen müssen! Jetzt wurde *va banque* gespielt! Aber mit sieben Millionen! Und die wollen auf diese Weise doch erst vermöbelt sein, da konnten wir gut ein halbes Dutzend mal hintereinander Schiffbruch leiden, da konnten wir uns immer wieder ein neues kaufen, und immer noch tun, was uns beliebte.

Ha, die konnten doch nicht an uns tippen!!

Um Blodwen nicht erst aufzuregen, sagte ich ihr gar nichts davon, ich hatte ihr ja schon mein Vorhaben verschwiegen gehabt, und was kümmerte die sich überhaupt um Versicherung und dergleichen.

Sonst habe ich nur noch zu sagen, daß die Polizei von Doktor Selo noch keine Spur gefunden hatte, und ebensowenig war mir über Monrovia etwas gemeldet worden, daß in einem Hafen oder von einem Schiff auf offener See ein kleiner Dampfer beobachtet worden wäre, der ein holländisches Wrack geschleppt hätte.

Sehr traurig, sehr rätselhaft – aber im Grunde genommen mir alles äußerst schnuppe. – –

Mit vollen Segeln ging es in die See, um von sieben verschiedenen Stellen das ganze Geld und den versenkten Schmuck wieder zu heben. Es war eine ganz unnütze Arbeit, die wir uns gemacht hatten – immerhin, es war ein Ziel, das wir jetzt vor Augen hatten, das war an sich schon etwas wert.

Zu einer magnetelektrischen Maschine, wie ich beabsichtigt, um die Kassetten von Bord aus zu heben, war ich noch nicht gekommen, hatte dagegen zwei vollkommene Taucherapparate mit allem, was dazu gehört, gleich in London mitgenommen.

Die nächste Stelle, wo wir in vierzig Kassetten etwa 50 000 Pfund Sterling – wir hatten ja niemals gezählt, immer nur so hineingeschaufelt – versenkt hatten, lag ungefähr auf dem Kreuzungspunkte des südlichen Wendekreises und des zweiten Grades östlicher Länge, in drei Tagen bequem zu erreichen.

Bis dahin wurden viele Zukunftspläne geschmiedet.

Die Erforschung der Robinsoninseln trat etwas in den Hintergrund zurück. Da diese alle im polynesischen Archipel gefunden worden waren, dachten wir wieder an den Vogelberg und beschlossen, erst einmal diesen zu ergründen; denn ein Geheimnis war mit dem verbunden, der mußte mit jenem geheimnisvollen Kapitän zusammenhängen, das hatte damals der Schreck des unbekanntes Mannes gar zu deutlich verraten.

Außerdem kam Blodwen jetzt auf den Gedanken, sich selber auf so einer Insel als Robinson zu etablieren, dort eine Kolonie zu gründen.

Geht das? Gibt es noch unbewohnte Inseln, auf denen man sich ernähren kann, wo man auch in Ruhe gelassen wird?

Nu allemal! Die Welt sieht ja überhaupt ganz anders aus, als wie der Schulmeister den Jungen erzählt, damit sie nicht durchbrennen – – oder weil er's selber nicht anders weiß.

Kommt nur mal hin nach dem Stillen Ozean, in die Region dieser Inselgruppen! Ich war selber noch nicht dort gewesen, aber ich konnte es mir vorstellen, schon die Seekarten erzählten mir davon.

Wieviele solcher Inseln und Inselchen gibt es denn im Stillen Ozean?

Tausend? Oder zehntausend? Oder hunderttausend? Das kann vorläufig ein Mensch noch nicht einmal abschätzen! Man betrachte sich nur einmal die großen, speziellen Seekarten. Was für Punkte da zusammengequetscht sind! Und dann diese vielen Fragezeichen! Unbekannt, alles unbekannt! Da muß erst noch der Kolumbus kommen, hundert Kolumbusse!

Da nun die Möglichkeit gegeben war, baute Blodwen auf derselben auch gleich weiter, gründete auf der Insel ein Königreich, ein ganzes Inselreich, spickte es mit Kanonen, und so weiter.

Ich ließ sie phantasieren, phantasierte sogar mit. Mich freute es ja nur, daß sie wieder solche Tatkraft zeigte, wenn auch nur in der Phantasie.

Hierbei machte ich eine eigentümliche Beobachtung. Im Vollbesitz ihres Geldes hatte sie alles kaufen können, was auf der Welt nur käuflich ist. Aber da hatte ihr nichts Freude gemacht.

Jetzt rechnete sie in ihren Plänen schon immer mit viel Mühe und Arbeit, mit Mißlingen, mit Geldschwierigkeiten, die zu besiegen waren, wie alles am billigsten zu beschaffen, und darin war sie glücklich.

Es ist eben die alte Geschichte. Das sieht man ja schon beim kleinen Kinde. Kauft dem Kinde das kostbarste Spielzeug, Puppen mit seidenen Kleidern, mechanische Spielwerke, an denen man

nur zu leiern braucht, und sie führen ein ganzes Theater auf – es wird bald alles überdrüssig beiseite werfen. Aber gebt dem Jungen ein paar Bretter, Messer, Hammer usw., und er wird nie müde werden, sich eigenes Spielzeug herzustellen, und schneidet er sich einmal in den Finger und pocht sich auf den Nagel, das gehört mit zum Vergnügen.

Außerdem bereiteten wir uns während dieser drei Tage schon persönlich vor, um die Kassetten vom Meeresboden zu holen.

Es gab an Bord nur einen Mann, der schon getaucht hatte, ein Heizer, früher Werftschlosser, der war unser Instrukteur.

Gleich im Meere zu tauchen, das ging natürlich nicht während der Fahrt. Eine große mit Wasser gefüllte Tonne mußte einstweilen den Ozean vertreten. August, pump Luft, hieß es, und auch ich legte zum ersten Male in meinem Leben ein Taucherkostüm an, ließ mich gürteln und wappnen, die schweren Bleisohlen an die Füße, den Helm über den Kopf, und ich stieg in den Ozean – in das Heringsfaß wollt' ich sagen.

Nun, ich fühlte mich ganz mollig in der Tonne. Es war gerade ein recht heißer Tag. Nachdem ich so als Unterseetaucher in der Heringstonne fix und fertig ausgebildet war, ließ ich noch andere hineinklettern – ich besaß zwei verschiedene Kostüme, ein großes und eines für kleinere Personen – August pumpte immer brav Luft, und dann konnte sich auch Blodwen nicht enthalten, sich als gepanzerte Wassernixe zu versuchen.

»Aber das Pumpen nicht vergessen,« sagte sie, ehe man ihr den Helm aufschraubte, »ja nicht das Pump ...«

Da war sie sprachlos geworden, wenigstens hörte man sie nicht mehr, oder sie hätte sehr laut schreien müssen.

Nun, sie watschelte nach der Tonne hin, kam mit den Bleisohlen kaum die Leiter hinauf, und dann wollte sie gar nicht wieder heraus.

»Ich hatte mir das Tauchen viel schwerer vorgestellt,« sagte sie, als ihr der Helm wieder abgeschraubt worden war, »da ist doch gar nichts weiter dabei.«

Jawohl!

Dann muß ich noch eines besonderen Taucherlehrlings in der Heringstonne gedenken.

In jeder Gesellschaft gibt es einen Spaßvogel und einen Hansnarren. Das muß wohl in der Welt ein eisernes Gesetz sein. Der letztere war an Bord meines Schiffes Fritz, ein tüchtiger Matrose, zugleich von einer fabelhaften Handfertigkeit, der aus einem abgelegten Seestiefel sowohl ein paar elegante Handschuhe wie einen weichen Filzhut zu machen wußte – – sonst aber etwas sehr dämlich.

Die Tonne war mit Wasser gefüllt. Während sich Fritz vorbereitete, wurde schnell unten der Propfen herausgezogen, das ganze Wasser lief aus.

So, Fritz war gewappnet. Er steigt langsam die Leiter hinauf, taucht erst vorsichtig den einen Fuß Mein, hält sich am Rande fest, läßt sich langsam hineingleiten, fängt an, in dem vermeintlichen Wasser zu plätschern.

Tatsache! Er merkte nicht, daß er gar nicht im Wasser war. Er klabusterte immer so mit den Händen herum, als wolle er das Wasser bewegen; wir warfen Eisenstückchen hinein, die suchte er unten zusammen, wollte Holzspähne steigen lassen, schüttelte seinen kupfernen Nischel, daß die Spähne nicht stiegen, plätscherte wieder – dann gab er das Signal, ihn aufzuziehen.

Während man ihn langsam auskleidete, wurde hinter seinem Rücken schnell die Tonne wieder mit Wasser gefüllt.

»Das ist ja komisch,« meinte er dann, »wenn man in so einem Gummianzuge steckt und so einen Kopperhelm aufhat, da fühlt sich das Wasser ganz anders an, nicht einmal das Holz will dann schwimmen. Das kommt wahrscheinlich daher, weil man in dem Helme nicht hören tut.«

Na, wir lachten, daß unsere Schädel zu platzen drohten.

Aber uns sollte das Lachen bald vergehen.

Am dritten Tage erreichten wir die betreffende Stelle, die uns am nächsten lag. Die See war fast ruhig. Nach einer nochmaligen genauen Berechnung brauchte ich das Schiff nur noch wenig weiter zu dirigieren, dann ließ ich die Anker fallen, welche bei dreizehn Meter Tiefe Grund finden mußten und auch fanden.

Wir lagen genau über der Stelle, wo ich vor acht Tagen die letzten vierzig Kassetten versenkt hatte, oder noch ein ganz klein wenig seitwärts davon an, der in der Nähe des Mittelmastes über die Bordwand gleitende Taucher mußte direkt auf die Kassetten kommen, so genau konnte ich die Stelle bestimmen.

Ein Schiff war nicht in Sicht, jetzt brauchten wir auch keinen Beobachter zu fürchten. Ob meine Mannschaft etwas davon wußte, kann ich nicht sagen. Möglich war es, besonders nach diesen Vorbereitungen. Die Matrosen hatten in London doch die Goldsäcke von der Bank geholt, dann die Kassetten, dann konnten wir in Kapstadt nicht mehr bezahlen – – wenn sie beim Versenken noch nichts bemerkt, so mußten sie doch jetzt, nach den vorausgegangenen Tauchversuchen etwas ahnen.

Nun, mochten sie denken, was sie wollten! Ich als Kapitän konnte sie gar nicht so erzählend einweihen, hätte dazu die Vermittlung eines Offiziers gebraucht – ich tat es nicht, sie würden ja alles gleich selbst sehen.

»Klar zum Tauchen!«

Das Pumpwerk ward gebracht, alles, ich legte das Kostüm an.

»Richard, willst du nicht erst den Karl hinuntergehen lassen, der hat doch schon früher getaucht?« fragte Blodwen ängstlich.

»Und ich wohl nicht?« scherzte ich und schraubte den Helm fest.

Wenn es sich um eine wirkliche Gefahr gehandelt hätte, konnte ich doch erst recht nicht einen meiner Leute schicken.

Ich stieg das besonders starke Fallreep, eine Art von Strickleiter, aber mit hölzernen Sprossen, hinab, ließ mich ins Wasser gleiten, ich sank hinab.

Wenn ich leugnen wollte, daß mir etwas bänglich zumute war, so wäre ich ein Renommist. Nein, mein Herz klopfte ganz gewaltig. Und immer mehr begann es zu klopfen. Und immer düsterer ward es um mich herum, obgleich die am Gürtel befestigte Petroleumlampe mit Reflexspiegel brannte, die durch einen vom Helm ausgehenden Schlauch mit Luft gespeist wurde. Und das Blut stieg mir zu Kopf. Und dann begann es in den Ohren zu sausen und zu brausen.

Von diesem Ohrensausen hatte ich schon oft gehört, auch Karl hatte es geschildert, das sei das Allerschlimmste für den Anfänger, bis man sich daran gewöhnt habe. Dann merke man gar nichts mehr davon.

Na, vorläufig merkte ich noch genug davon. Ein scheußliches Sausen und Brausen in den Ohren! Und das ward immer schlimmer. Der ganze Niagara sang in meinen Ohren.

Ja, war ich denn noch nicht bald unten? Immer tiefer und tiefer ging es, immer furchtbarer ward das Ohrensausen, welches alles andere unangenehme Gefühl, durch den zunehmenden Druck erzeugt, vergessen ließ.

Donnerwetter, ich mußte doch wenigstens schon hundert Meter tief . . . na, ich wollte nicht übertreiben, tiefer als vierzig Meter ist überhaupt noch kein Taucher gekommen, bei fünfzig Meter ist einer einmal plattgedrückt worden, und die Lotung damals hatte doch nur dreizehn Meter Tiefe angegeben, das hatten vorhin auch die Ankerketten ange . . .

Da kam mir ein schrecklicher Gedanke.

Herrgott, wenn sich hier im Meeresboden ein Loch befand, und ich gerade in dieses . . .

Ein kalter Schauer rieselte mir den schweißbedeckten Rücken herab, und nun aber schleunigst an der Signalleine geruckt und Luft angesammelt, um dem Emporziehen nachzuhelfen.

Hinauf ging es seltsamerweise viel fixer als hinunter, und ich kann nur sagen, daß ich trotz meiner schweren Bleisohlen wie ein Wieselchen das Fallreep hinaufkletterte, um nur erst wieder den verdammten Helm vom Kopfe zu bekommen.

»Sie können doch noch nicht unten gewesen sein, Herr Kapitän?« sagte der das Pumpwerk und alles beobachtende Karl, der schon früher getaucht hatte.

»Nee,« entgegnete ich, tief die sonnige Lust einatmend, obgleich diese durchaus nicht besser war als die, welche mir zugepumpt worden, »nee, Grund habe ich nicht erreicht.«

»Drum!«

»Was drum? Wie tief bin ich denn gekommen?«

»Elf Meter.«

Erst wollte ich es gar nicht glauben. Dann mußte ich es wohl, auf eine größere Länge war die Leine gar nicht naß geworden.

Ich war nicht wenig verduzt, und auch etwas Scham beschlich mich.

»Sie haben wirklich noch gar nicht getaucht?« fragte da der Schlosser.

»Noch niemals.«

»Dann sollte man's kaum glauben.«

»Was nicht glauben?«

»Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der das ausgehalten hat, gleich beim ersten Male elf Meter zu tauchen. Die meisten haben schon bei drei Meter genug.«

Ja, der Mann hatte recht. Erst später, als ich mich mehr mit der Taucherei beschäftigte, andere darin ausbildete, erkannte ich, was ich damals geleistet hatte.

Soll man nur einmal beim ersten Male drei Meter tief tauchen! Im Taucherhelm ist das nämlich etwas ganz anderes, als so *in natura*, ohne Apparat. Da hat man auch nicht das schreckliche Ohrensausen. Ja, kommt nur hin! Umsonst bekommt doch ein mittelmäßiger Taucher nicht vierzig Mark die Stunde, für jede weitere Minute eine Mark und noch mehr. Schon der Rekrut in der Marine, der zum Taucher ausgebildet wird, erhält für die Minute zwanzig Pfennige, und da hat er noch nichts zu leisten, hat unten nur Steine aufzulesen – oder die Bibel zu lesen, wie es dort heißt. Berühmte Taucher, und da kann man wirklich von Weltberühmtheit sprechen, denn solch ein Mann wird doch von Amerika nach Australien geholt, um ein Wrack zu untersuchen – taucht nicht unter hundert Mark pro Stunde. Der Hamburger Taucher Flint, den ich noch kennen lernte, bekam für die Minute unter normalen Verhältnissen drei Mark. Natürlich weiß man, daß sich solche Männer unten nicht untätig hinsetzen. Davon ist ja überhaupt gar keine Rede, da macht jeder so schnell wie möglich, daß er wieder ans Licht der Sonne kommt.

Kurz, die aufrichtige Versicherung dieses gelernten Tauchers hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich kein Schwächling und Feigling gewesen war, und später sah ich das noch viel mehr ein.

»Lassen Sie mich zuerst hinuntergehen,« sagte er, »oder mit Ihnen, das Pumpwerk bedarf ja weiter keiner Aufsicht . . . «

Nein, da gab es aber bei mir nun nichts! Nur noch zwei Meter hatten bei mir gefehlt, hätte ich den Blendstrahl nach unten gesenkt, hätte ich den Boden, die Kassetten schon sehen müssen.

Vergebens beschwor Blodwen mich – ich ließ den Helm wieder festschrauben, zum zweiten Male ging es hinab.

Und ich erreichte den Boden. Und mit einem Male merkte ich gar nichts mehr von dem Ohrensausen. Nämlich deshalb nicht, weil ich auch nichts von Kassetten bemerkte.

An die Dunkelheit hatte ich mich nun schon gewöhnt, oder vielmehr war der Blendstrahl für mich jetzt schon sehr hell geworden. Auf fünf Meter Entfernung konnte ich in grünlichem Scheine alles deutlich erkennen.

Ich sah nebenan felsigen Grund, fast ganz glatt, nur mit einer Schicht kleiner Muscheln bedeckt – aber von Kassetten keine Spur, wie ich den Blendstrahl auch herumwandern ließ.

Wo lagen denn die? Ich hatte sie beim Versenken absichtlich etwas durch Werfen verstreut, daß sie nicht alle direkt auf einem Haufen zu liegen kommen sollten. Und wenn ich mich drehte, so konnte ich doch einen Kreis von zehn Meter Durchmesser überblicken, das ist doch schon ein ganz hübsches Terrain. Und meine geographische Berechnung, bis auf eine Zehntelsekunde gemacht, bestimmte nur wenige Quadratmeter!

Die einzige Möglichkeit, an die ich im Augenblick dachte, war die, daß hier unten eine Strömung herrschte, welche die Kassetten oder jetzt mich seitwärts getrieben hatte.

Doch nein, diesen Gedanken mußte ich gleich wieder verwerfen. Jetzt herrschte hier keine Strömung, das konnte ich doch beurteilen, ich brauchte ja nur eine Muschel aufzuheben und sinken zu lassen, und ich war fest überzeugt, daß auch damals hier unten keine Strömung gewesen war, und solch eine Kassette, fast dreißig Pfund wiegend, kann doch auch gar nicht so weit fortgetrieben werden.

Ich ging noch eine Weile hin und her, wie eine Ballerina bei jedem Schritte in die Höhe hüpfend, unter dem Schiff hinweg, leuchtete – nichts!

Dann gab ich das Zeichen zum Emporziehen. Ich war einfach ganz perplex, auch noch, als ich an Deck den Helm losschraubte.

Ich erzählte von meinem negativen Resultat. So bekam die Mannschaft gleich zu hören, um was es sich handelte.

»Du hast dich einfach damals in der Berechnung geirrt!« rief Blodwen sofort.

Das war ja auch die einfachste Lösung des Rätsels. Nur nicht für mich. Nur an das wollte ich nicht glauben.

Was die Richtigkeit der mathematischen Berechnung betraf, so konnte ich die ja gleich nachprüfen. Ich machte sie stets in einer besonderen Kladde.

Ich rechnete also nach – die Berechnung stimmte, sollte sie auch nicht! Ich hatte dieselbe Berechnung zweimal mit Prüfung gemacht, hatte es sich doch um eine Bestimmung gehandelt, wo sich der Punkt bei einer falschen Dezimalstelle um hunderte von Metern, um Meilen verschieben kann!

Nun aber konnte auch noch ein anderer Fehler vorliegen. Nämlich ein instrumentaler, aus Sextant oder Uhrzeit, daß ich also die Höhe der Sonne falsch bestimmt hätte.

Aber hätte ich genau denselben Fehler wirklich zweimal begehen sollen? Außerdem war das auch jetzt noch nachzurechnen. Es wäre doch schlimm, könnte der Astronom respektive der Seemann nicht jederzeit bestimmen, wo vor einigen Wochen zu einer gewissen Sekunde die Sonne am Himmel gestanden hat!

Um ganz sicher zu gehen, ließ ich gleichzeitig mit mir den ersten und zweiten Steuermann solch eine rückbezügliche Sonnenaufnahme machen, jeder einzeln für sich. Wer es nicht gekonnt, den hätte ich sofort zum Teufel gejagt.

Die Berechnung stimmte! Und auf die sekundale Richtigkeit meines Chronometers, den ich in Kapstadt nicht um die Zehntelsekunde hatte zu justieren brauchen, schwor ich – also hier auf diesem Punkte, auf den ich jetzt mit dem Finger deutete, hatte ich heute vor neun Tagen die vierzig Kassetten versenkt!!

Ich ging noch einmal hinunter, diesmal aber doch Karl mitnehmend. Dachte ich, er könnte mehr sehen als ich? Ja, ich begann an Wunder zu glauben, ich war ganz verstört.

»Dampf auf!!« war mein nächstes Kommando, als ich wieder oben war.

»Ja aber, Richard!« wollte Blodwen beginnen.

»Ich bitte dich, Blodwen, sprich gar nicht!! Ergehe dich nicht in Vermutungen!«

Und die nächsten zwei Tage habe ich tatsächlich kein Wort gesprochen – wenigstens nichts, was nicht das Schiff betraf.

Ich war eben vollständig perplex geworden, konnte mich gar nicht wieder erholen. Soll einmal ein Geschäftsmann sein Hauptbuch, das er im sicheren Verschuß bewahrt, eines Morgens aufschlagen, um er findet da ganz andere Zahlen eingetragen; am von seiner Hand geschrieben. Was würde der Mann sagen? Was würde er denken? Würde er nicht an seinem Verstande zweifeln?

Das ist ein Gleichnis. So war auch mir zumute. Wie betäubt! Sonne, steh still, Mond, bewege dich nicht – ich zweifelte an nichts mehr.

Glücklicherweise konnte sich Blodwen in meine Lage versetzen, sie verstand, sie nahm mir mein sonderbares, grillenhaftes Wesen nicht übel.

Am zweiten Tage machte ich eine neue Berechnung. Es stimmte, hier auf diesem Punkte hatte ich vor vierzehn Tagen die vorletzten vierzig Kassetten versenkt, in einer Tiefe von nur acht Metern, das eingefettete Lot hatte Pflanzenteile mit heraufgebracht.

Ich tauchte hinab, ebener Felsboden, mit Seemoos bewachsen, und sonst – wieder nichts! Keine Kassetten!

»Um Gottes willen, Richard,« flüsterte Blodwen mit ganz bleichem Gesicht, als ich es ihr mit kurzen Worten meldete, »wenn uns das Geld gestohlen . . . «

»Gestohlen? Von wem denn?« fuhr ich empor.

Weiter gedampft, dem dritten Punkte zu, an dem ich Kididimos Schmuck versenkt hatte, wenigstens die Hälfte davon.

Ich war dem Wahnsinn nahe. Weshalb, das kann ich nicht erklären. Das kann jemand nur mitfühlen.

Am anderen Tage warfen wir zum dritten Male Anker, ich hatte zweiundzwanzig Meter tief zu tauchen, und das Lot hatte damals sandigen Boden angezeigt, doch der Sand konnte nicht tief sein.

Ich schwebte hinab, tief, immer tiefer. Diesmal aber merkte ich nichts von Ohrensausen.

Den Blendstrahl nach unten gerichtet, sank ich – und da tauchte der weiße Boden auf – wieder nichts – kein Gold, kein Edelstein leuchtete mir entgegen, wohl aber ...

Himmel, was war denn das?! Ich traute meinen Augen nicht!

Vor mir war schon ein anderer Taucher hier gewesen! Scharf und deutlich hatte sich in den feinen Sand eine ovale Spur eingegraben – das war nichts anderes als die Bleisohle eines Tauchers!

Die Spur, welche so tief unter der Wasseroberfläche nicht wieder zerstört, nicht weggespült werden konnte, lief hin und her und kreuz und quer – der Besitzer dieser Bleisohlen hatte schon vor mir die Ketten und die Ringe des Aschantihäuptlings aufgesammelt – nur einen kleinen Fingerring hatte er übersehen – ich hob ihn auf, brachte ihn an das Helmfenster ...

Gerechter Gott, wie ward mir da, als ich diesen schmalen Goldreifen, in den ein blauer Saphir gefaßt war, näher betrachtete!

Mit der größten Schnelligkeit ward ich emporgezogen, dort oben glaubte man, mir sei ein Unglück zugestoßen, so hatte ich an der Signalleine gerissen,

»Na, endlich, diesmal hast du es gefunden!« sagte Blodwen, als ich den Helm losgeschraubt hatte.

Weshalb sie zu diesem Glauben kam? Weil ich im ganzen Gesichte lachte, vor strahlendem Jubel.

»Nein, ganz im Gegenteil – da unten ist wiederum nichts – nur dieser Ring – kennst du diesen Ring, Blodwen?«

Immer größer wurden Blodwens Augen, als sie den Ring betrachtete.

»Ja – wie ist mir denn – hat so einen Ring – so einen blauen Saphir – nicht Doktor Selo getragen?«

»Natürlich,« sagte ich vergnügt. »Doktor Selo hat gewußt – alles – auch hier ist er uns zuvorgekommen – hier in dem weichen Sande hat er seine Spuren hinterlassen – und unabsichtlich auch

seine Visitenkarte in Gestalt dieses Ringes, der ihm vom Finger gefallen ist.«

Versteht der geneigte Leser, weshalb ich plötzlich so vergnügt war? Und das war nicht etwa Galgenhumor. Nein, diese Lustigkeit war ungekünstelt.

Weil ich jetzt Gewißheit hatte! Ich hatte mich nicht verrechnet, die Sonne ging keine falsche Bahn, noch konnte man sich auf die ewigen Himmelsgestirne verlassen – und unter den Menschen hat es ja immer genug Schufte gegeben, da war also gar nichts weiter dabei, daß uns der Schiffsarzt betrogen hatte.

Als ich erkannte, daß ich einfach von einem Menschen bestohlen worden war, da war der fürchterliche Bann von mir genommen, da kam mein sonst so sorgloser Charakter wieder voll zum Durchbruch.

Lange konnte diese lustige Stimmung natürlich nicht anhalten. Als Blodwen von meiner Entdeckung hörte, als sie begriff, da schloß sie die Augen, ihre Füße konnten sie nicht mehr tragen, und ich selbst sagte einige Flüche her, von denen ich hier keinen einzigen wiederholen will.

O, was an diesem Tage an Bord meines Schiffes auf den krummnasigen Selo geflucht wurde, von der ganzen Mannschaft – der zehnte Teil dieser Last von Flüchen hätte genügt, um ihn tot zu quetschen.

Woher konnte Selo das Geheimnis erfahren haben? Nun, so unerklärlich war das nicht. Daß wir etwas Geheimes trieben, wenn wir das Schiff so manchmal vor Anker gehen ließen, das mußte jeder geahnt haben, und der Schiffsarzt konnte wohl fähig gewesen sein, die Berechnungen nachzumachen. Außerdem hatte ich zuerst die notierten Bestimmungen auf der Brust getragen, Blodwen bis zuletzt, wir waren sehr sorglose Naturen, hatten auch manchmal darüber gesprochen . . . überhaupt hatte das jetzt gar keinen Zweck, das Wie und Warum zu erwägen, sondern jetzt handelte es sich darum, noch zu retten, was noch zu retten war.

Es mußte angenommen werden, daß Selo einen Dampfer gemietet hatte – mit dem mir gestohlenen Gelde! – und daß er das Aufsuchen unserer unterseeischen Schatzkammern von Süden aus begonnen hatte. Und das war doch vor gar nicht so langer Zeit passiert. Vielleicht war er noch nicht bei der ersten Versenkungsstelle angelangt.

Also mit Volldampf voraus!! Nicht weniger als neun Tage haben wir ununterbrochen gedampft. Dann verschwand ich unter Wasser und . . . wieder nichts!

Ja, nun stand es faul. Dann hatte dieser saubere Schiffsarzt doch gewiß schon die ihm näherliegenden Geldschränke ausgeräumt, wenn er sogar hier schon gewesen war.

Ich hatte Lust, mich gar nicht mehr darum zu kümmern. Aber der Pflicht mußte doch genügt werden. Es handelte sich um Millionen, um unsere Existenz – wenigstens als freie Seefahrer. Und vielleicht konnte Selo ja doch eine Versenkungsstelle überspringen haben, und zuletzt hatten wir doch jedesmal rund 50 000 Pfund Sterling versenkt, das nennt man auch eine Million, und das ist doch gewiß, wie Karlemann sagte, ein hübscher Feng Geld.

Ja, Karlemann, Karlemann, du Knirps warst schlauer als wir! Es gab mir wirklich viel zu denken.

Kurz und gut, es waren noch fünf Stellen aufzusuchen, ich tat es, wozu wir gute zwei Wochen brauchten, unsere ganzen Kohlen verdampften – zwecklos!

So, nun waren wir fertig. Kein Geld, keine Kohlen, keinen Proviant, kein Trinkwasser, kein . . . ich weiß gar nicht mehr, was uns alles noch fehlte.

GEGENÜBER DEM NICHTS.

»So, Blodwen, nun weißt du, wie es mit uns steht. Mit der Freiherrlichkeit zur See ist es vorbei.«

Als ich das der Blodwen in der Kajüte ganz sachgemäß auseinandergesetzt habe, und ich fürchtete schon einen Ausbruch

der Verzweiflung, da kriegt dieses Teufelsweib wieder einen Lachkrampf. Und zwar einen ganz natürlichen. Faktisch, es war die herzlichste Heiterkeit, die aus diesem Lachen sprach, als hätte ich einen famosen Witz gemacht.

»Aber Blodwen, ich bitte dich, ist unsere Lage denn nicht furchtbar ernst? Die paar Groschen, die wir noch haben, schulden wir der Mannschaft – wir können jetzt nicht einmal einen Hafen anlaufen, das kostet Ankergeld, das Trinkwasser kostet Geld, heute mittag gibt's die letzten Linsen – ist das nicht furchtbar ernst?«

Endlich hatte sie sich beruhigt. Sie trocknete die Augen.

»Nein, im Gegenteil, das finde ich furchtbar heiter.«

Und da plötzlich war ich es, der in ein schallendes Gelächter ausbrach. Mich hatte es ja auch lange genug gekitzelt.

Mit meinen Augen betrachtet, war die ganze Geschichte ja auch wirklich heiter. Eigentümer eines Dampfers von 1000 Tonnen, alles aufs modernste, prachtvoll eingerichtet, ohne Schulden, d. h. ohne Hypothek, eine Versicherung gar nicht nötig habend, statt der vorschriftsmäßigen acht Matrosen gleich vierzehn an Bord, nur so aus Liebhaberei – und dabei keine Kohlen, kein Geld – die Feuerungsanlagen mußten schon jetzt so hungern wie wir es bald auch würden.

Wie sagen doch gleich die Handwerksburschen, wenn sie mit hungrigem Magen wandern müssen? Richtig, Kohldampf schieben. Das ist der technische Ausdruck. Auf uns paßte er noch viel besser. Wir schoben ebenfalls Kohldampf.

Und nochmals: mit meinen Augen betrachtet, war die Geschichte auch wirklich heiter. Mit meinen Augen! Es war doch nicht mein Geld gewesen, im Grunde genommen war es doch nicht mein Schiff – ich hatte doch niemals etwas gehabt, konnte daher auch gar nichts verlieren. Und ich maß immer noch einen Meter vierundneunzig Zentimeter, ich konnte immer noch eine Speisekarte vor- und rückwärts abessen, und das nötige Geld dazu konnte ich mir immer noch verdienen.

»Blodwen, jetzt müssen wir wirklich ernsthaft zusammen sprechen. Mit unserer Seefreiherrlichkeit ist es tatsächlich aus. Aber verloren sind wir deshalb noch lange nicht. Keine Ahnung davon. Wir müssen arbeiten . . . «

»Also müssen wir jetzt doch fremde Fracht nehmen,« unterbrach sie mich.

Au, davon hätte sie lieber nicht anfangen sollen! Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als sie auch noch hierin aufzuklären. Das arme Weib sollte eben den Kelch bis zum letzten Tropfen leeren.

Ganz ruhig hörte mir Blodwen zu, höchstens noch mit einem recht heiteren Zug um den Mund, und als ich fertig war, da merkte ich, daß mein Mitleid ganz unangebracht gewesen war.

»Was meinst du, Richard, wenn ich einmal ins Kitchen gehe?« fragte sie gemütlich, die Hände im Schoße gefaltet.

»Wohin?« staunte ich.

»Na, ins Kitchen.«

Achso, sie hatte dieses Wort auch schon aufgeschnappt – das Gefängnis wird nämlich von den deutschen Matrosen Kitchen genannt, wohl auch von Handwerksburschen, ist aber offenbar von englischsprechenden Matrosen erfunden.

»Was, du willst dich den englischen Gerichten stellen?!« rief ich aber erschrocken.

»Warum nicht? Schlimm kann es doch nicht werden. Ein paar Wochen bei Wasser und Brot, das ist manchmal der Gesundheit sehr zuträglich. – Doch im Ernst, Richard, glaubst du, daß man meine Rente wieder freigeben muß, wenn ich mich dem Gericht stelle, die mir diktierte Strafe verbüße?«

»Unbedingt,« mußte ich zugeben, »vielleicht und höchst wahrscheinlich kommst du als Lady ja auch nur mit einer Geldstrafe weg . . . «

»Laß das jetzt. Also du bist der Ueberzeugung, daß ich sofort wieder in den Besitz meiner Jahresrente von 120 000 Pfund Sterling gelangen kann?«

»Ja, der Ueberzeugung bin ich.«

»Na, da sind wir ja noch nicht verloren.«

»Davon ist doch auch gar keine Rede. Aber du mußt dennoch darauf gefaßt sein, ein paar Wochen brummen zu müssen, und bei deinem jetzigen Zustand . . . «

Sie unterbrach mich dadurch, daß sie sich vorneigte, mir die Hände auf die Schultern legte und mich mit ihren so seltsam großen, herrlichen blauen Augen fest anblickte.

»Richard, du bist ein wunderbarer Mann!«

»Ich, warum denn?« fragte ich naiv und erstaunt. »Weißt du denn nur gar nicht, was du sprichst?«

»Ich, nee. Was soll ich denn gesagt haben?«

Sie hätte es mir erklären können, ich würde es gar nicht verstanden haben. Und was das war?

Na, wer würde denn nicht gern ein paar Wochen brummen, wenn er dafür jährlich achtmalunderttausend Taler bekommt? Wer würde deshalb nicht gern seine Frau einmal einsperren lassen?

Aber solche Fragen tauchten mir harmlosem Jüngling damals gar nicht auf, und Blodwen ließ sich nicht weiter darauf ein. Nur ihr leuchtendes Auge sagte mir, daß ich etwas recht Nettes gesprochen haben müßte, mir aber ganz unbewußt.

»Nicht wahr, Richard, du würdest für mich arbeiten, für mich sorgen, falls wir dieses Schiff aufgeben müßten?«

»Na und ob!« rief ich begeistert. »Ich bekomme sofort eine Heuer als Kapitän, ich richte dich irgendwo behaglich ein, du kannst aber auch bei mir an Bord bleiben, oder wir verkaufen dieses Schiff, bleiben aber darauf, ich als Kapitän, da gibt es ja noch eine ganze Menge Auswege . . . «

»Zum Beispiel auch den, daß du das Anerbieten jener mexikanischen Tänzerin annimmst, die dir ja ebenfalls ein eigenes Schiff kaufen wollte, wie?«

Ich blickte sie starr an.

»Blodwen, was mutest du mir zu?« flüsterte ich dann. »Jetzt hast du mich gekränkt!«

»Das wollte ich nicht, aber mutest du mir nicht auch viel zu?«

»Was denn?«

»Also du gibst zu, daß ich mich sofort wieder in den Besitz einer Jahresrente von 120 000 Pfund setzen kann, aber ich soll das Mittel dazu scheuen, lieber soll ich einen allerdings höchst ehrbaren, aber doch auch sehr nüchternen Weg betreten, um mich durchs Leben zu schlagen. Siehst du die Unlogik nicht ein?«

Eigentlich nicht. Und doch, ein gewisses Gefühl sagte mir, daß sie recht hatte. Wenn ein Pastor seinem Amt und seiner Würde entsagt, weil er das, was er von der Kanzel predigen soll, nicht mit seinem Gewissen vereinen kann, so ist das heroisch. Aber wenn er nun nichts weiter weiß, als Steine zu klopfen, so ist er ein dummer Hund.

Ich sollte nicht erfahren, was Blodwen eigentlich vorhatte. Es wurde Land signalisiert, ich mußte an Deck.

Der Streifen, den wir da sahen, mußte die Goldküste sein, was dann die Berechnung auch betätigte, und zwar war es die des Aschanti-Reiches.

»In dem der Häuptling herrscht, dem Karlemann die goldenen Ringe aus Ohren und Nase gezogen hat,« ergänzte ich, zu Blodwen gewendet. »Was mag unser Karlemännchen jetzt machen?«

»Ja, Karlemann, Karlemann!« rief da plötzlich Blodwen ganz begeistert. »Sieh, das soll unser Vorbild sein! Wir haben Millionen im Handumdrehen verloren, der hat sie im Handumdrehen gewonnen.«

»Das hat Doktor Selo auch, das ist der Lauf der Welt. Dieses Rollen soll daher kommen, daß das Geld rund ist.«

»Können wir nicht dasselbe, was dieser kleine Junge konnte?«

»Hm, das ist nicht gleich so gesagt.«

»Handeln, Richard, immer handeln!«

»Ja, aber nicht mit Baumwolle.«

»Alle Schätze der Welt stehen uns zur Verfügung, wir müssen sie nur zu heben wissen.«

»Zunächst aber, wo liegen sie?«

Vorläufig wurde dieses Gespräch abgebrochen. Jetzt galt es, die Gedankenkraft auf andere Fragen zu lenken.

Einigen Proviant hatten wir noch, er reichte noch für eine Woche, aber das Trinkwasser ging stark zur Neige. Es war die höchste Zeit, daß wir die Küste aufsuchten.

Trinkwasser bekommt man ja in jedem Hafen, aber nicht umsonst. Der Kubikmeter kostet einen Groschen bis zu einer Mark und noch mehr, je nachdem die Wasserverhältnisse dort sind, und wie es an Bord gebracht werden kann.

Es braucht aber auch gar nichts zu kosten.

»Das beste ist wohl, um gar keine Unkosten zu haben, wir suchen eine Flußmündung auf, fahren vorsichtig hinein und pumpen unsere Tanks voll.«

»Bravo, bravo!« jubelte Blodwen plötzlich an -»Sieh, Richard, hättest du das nicht selbst gesagt, diesen Vorschlag hätte ich dir gleich gemacht.«

»Freilich kann es sich da nur um eine wenig bekannte Flußmündung handeln, ein Hafen darf noch nicht daran liegen, sonst kostet es gleich Ankergeld.«

»Gibt es denn an dieser Küste noch solche Flüsse?«

»O, massenhaft! Freilich ist die Einfahrt gefährlich, da muß viel gepeilt werden.«

»Du wünschst dir ja immer Arbeit.«

»Und dann müssen wir uns darauf gefaßt machen, in unserem Trinkwasser ab und zu einen Frosch oder ein kleines Krokodil zu finden.«

»Das Viehzeug wird gekocht und verspeist. Da haben wir gleich etwas zu essen. Und dann gehen wir ans Ufer, halten ein paar Tage große Treibjagd ab, und was wir erbeuten, wird getrocknet und geräuchert, da haben wir Proviant.«

Ich blickte Blodwen starr an. Und in diesem Augenblicke hatte ich etwas wie eine Vision. Ich sah mich, die ganze Mannschaft, mit bunten Lumpen bekleidet, an einem Feuer im Walde liegen – Zigeuner – dann aber waren wir in denselben Lumpen wieder an Bord des Schiffes – da war die Vision vorbei.

IN KARLEMANNS REICH.

Es war die Leuchtturminsel von Legala, die wir zunächst in Sicht bekamen.

Ich las darüber in meiner Handbibliothek nach. Unbewohnt, eben nur ein Leuchtturm darauf – na ja, das konnte man der wie ein Kasten auf dem Wasser liegenden Felsenklippe ja gleich ansehen, von dort war das Wasser nicht zu holen, welches ich jetzt am notwendigsten brauchte.

Gegenüber an der Küste lag die Hafenstadt Legala, für fremde Schiffe überhaupt gesperrt – konnte also ebenfalls nicht in Betracht kommen . . .

»Herr Kapitän, von dem Leuchtturm aus wird uns zusignaliert,« unterbrach der wachhabende Steuermann meine Studien, die ich in dem auf der Kommandobrücke befindlichen Kartenhäuschen machte.

Ich trat hinaus. Jawohl, auf dem Signalmast des Leuchtturms wurden Flaggen gehißt.

»Gilt denn das uns?«

»Wir werden ja direkt angerufen.«

Richtig, da war schon der Name meines Schiffes als Anruf, nur abgekürzt. Wie es sich gehört, wenn man sich einem Leuchtturm nähert – wenn es auch nicht gerade Pflicht ist – war ohne meinen besonderen Befehl unser Signalement gezeigt worden – ›Sturmbraut‹, jetzt nach New-York gehörend, Kapitän Richard Jansen – dort auf dem Leuchtturm wurde der Name ›Sturmbraut‹ abgekürzt wiederholt, falls noch andere Schiffe in Sicht waren, obgleich dies nicht der Fall war.

Ein bunte Flaggenreihe kletterte in die Höhe, das Signaltuch wurde befragt.

»Kommt näher heran!« wurde übersetzt.

Was wollten die von uns? Durch das Fernrohr, das ich jetzt benutzte, bemerkte ich noch etwas anderes.

In dem Handbuch stand direkt, daß diese Felseninsel nur einen Leuchtturm besitze, auf englisches Verlangen von dem Aschanti-Reiche mit zwei Wächtern unterhalten, sonst sei sie unbewohnt – und jetzt sah ich darauf, oder doch an den Rändern des hohen Plateaus, eine ganze Masse Menschen wimmeln, die klebten sogar an den scheinbar ganz glatten Felswänden, krabbelten dort auf und ab, gerade wie die Baumameisen.

Weshalb aber nun die Aufforderung, näher zu kommen?

»Weshalb?« ließ ich fragen.

Da kam als Antwort nur ein Name, doch sicherlich der des Anrufers: Kapitän Algots.

Karlemann! Uns ging es wie ein elektrischer Schlag durch alle Glieder. Eben hatten wir so lebhaft an ihn gedacht, und da mit einem Male, als wir uns einer unbewohnten Leuchtturminsel an der Goldküste nähern, paradiert an der Flaggenstange sein Name.

»Richard, das ist ein Zeichen des Himmels!« sagte Blodwen neben mir.

Ich blieb ihr die Antwort schuldig, wollte sie nicht verstehen – ich las rasch noch in einem Spezialbuch über diese Leuchtturminsel von Legala nach.

Die Engländer hatten sich schon mehrmals vergebens bemüht, diese Klippe zu bekommen, unantastbares Eigentum des Königs oder des Fürsten von Legala usw.

Was hatte Karlemann da auf dieser Leuchtturminsel zu suchen?

»Paß auf, Richard, ob dieser geriebene Junge sie nicht für seinen Pudel eingetauscht oder sie dem Kididimo, dem sie doch zu gehören scheint, sonstwie abgekaupt hat!«

Ich beschränkte mich darauf, die Insel durch das Fernrohr zu beobachten. Aber je näher ich kam, desto weniger Menschen konnte ich bemerken, im Gegensatz zu vorhin, aus dem einfachen Grunde, weil das Plateau beim Näherkommen doch immer weniger übersichtlich ward. Nur an der Felswand klebten noch Menschlein, dann erkannte ich, daß es ausschließlich nackte Neger waren, dann, daß sie an Stricken hingen oder auf Brettern saßen, dann war ich schon seitwärts, hatte diese menschenbedeckte Wand hinter mir.

Da kam von der anderen Seite hinter der Insel ein kleines Dampfboot hervor und hielt auf uns zu. An Deck stand ein Neger, wohl der einzige Matrose, der zur Bedienung des Dingelchens nötig war, ein zweiter Neger regierte das Rad und dort, das breitbeinige Kerlchen, die qualmende Pfeife im Munde – unser Karle-
mann!

»Ja, hat der denn jetzt blonde Haare bekommen?« wurde verwundert gefragt.

Natürlich, der hier hatte blonde Haare, das war überhaupt ein anderer. Jetzt wurde das schon mit bloßen Augen erkannt, aber auch so ein kleiner Wichtelmann, ein halbwüchsiger Junge, der noch auf der Schiefertafel zu schreiben hat, wenigstens auf dem Dorfe, wo Papier gespart wird.

Unser Staunen war nicht gering. Ich ließ nach und nach die Segel einziehen. Der kleine Dampfer erreichte uns. Mit heller Kinderstimme einige schneidige Kommandos, das Boot legte bei, der Knirps kletterte das herabgelassene Fallreep empor.

Wahrhaftig – ein Kapitän Algots in zweiter Ausgabe, von der Schiffermütze, Wolkenschieber genannt, an bis zu den Trichterhosen. Die Pfeife hatte er, wie sich's beim Betreten eines fremden Schiffes gehört, unten gelassen.

Er hatte mich gleich herausgefunden.

»Herr Richard Jansen, Kapitän von der ›Sturmbraut?‹« fragte er mich, die Hand am Wolkenschieber.

»Bin ich.«

Er salutierte nochmals.

»Kapitän Neumann – Fritz Neumann – Kapitän vom ›Gernegroß‹.«

Bei solch einer Vorstellung soll man nun ernsthaft bleiben! Dabei bedenke man unsere Stellung. Ich schätzte den Wicht auf höchstens zehn Jahre, was sich dann auch bestätigte, und ich blickte auf ihn herab wie der Chimborasso auf den Maulwurfshügel.

Aber wir hatten unseren Karlemann schon kennen gelernt, das war hier offenbar sein Stellvertreter, den er sich zugelegt hatte, da mußte auch der Ernst gewahrt werden. Wirklich dachte auch keiner meiner Leute ans Lachen, nicht einmal Blodwen.

»Freut mich,« sagte ich nach dieser Vorstellung.

»Ich komme als Stellvertreter des Herrn Kapitän Algots, den Sie ja kennen,« schrie der Junge denn auch richtig zu mir herauf.

»Jawohl, den Kapitän Algots kenne ich,« hauchte ich hinunter, um das Männchen nicht umzublasen.

»Er läßt Sie bitten, ihn zu besuchen.«

»Er befindet sich auf der Leuchtturminsel?«

»Jawohl, auf seiner Insel!«

»Die Insel gehört ihm?«

»Jawohl!«

»Wie ist er denn dazu gekommen?«

»Das ist nicht meine Sache, das wird Ihnen vielleicht Kapitän Algots selber sagen.«

So, ich hatte meinen Hieb weg. Das Bürschchon hatte recht, vorläufig verkehrten wir noch ganz dienstlich.

»Oder Ihr Schiff kann auch in den Hafen bugsiert werden,« fuhr Fritze gleich fort.

»In einen Hafen dieser Insel?«

»Jawohl, auf der Ostseite! Ich bin beauftragt, wenn Sie wollen, Ihr Schiff hineinzubugsieren.«

»Findet dieses Schiff auch Platz darin?« fragte ich mißtrauisch.

»Dreimal,« lautete die selbstbewußte Antwort, obgleich das nicht besonders für die Größe eines Hafens sprach.

Nun, ich traute, die Aufforderung kam ja von Karlemann, und den kannte ich.

Eine weitere Unterhaltung konnte jetzt nicht stattfinden. Für das große Schiff gab es noch viele Vorbereitungen zu treffen, und der kleine Vizekapitän – denn ein solcher war er nur, aber in der Anrede gibt es auch keinen Unterleutnant und keinen Vizeadmiral – war ganz Diensteifer.

Von der Seemannschaft verstand er nicht gerade viel, wenigstens nicht von einem großen Segler, sogar die gebräuchlichsten Ausdrücke fehlten ihm, das merkte ich gleich; aber sein Dampfboot, an dem ich dann wirklich den Namen ›Gernegroß‹ las, hatte er wie am Schnürchen, und beim Durchlotsen der ›Sturmbraut‹ erwies er mindestens große Umsicht.

Ich fuhr durch die Passage ja zum ersten Male, werde aber natürlich nichts wiederholen. Mir ist doch alles Vorausgegangene bekannt, ich schreibe dies jetzt ja fast dreißig Jahre später.

Glatt kamen wir durch. Vieles hatte sich geändert.

Vor allen Dingen, was zuerst in die Augen fallen mußte, war eine Brücke, welche hoch oben auf der ersten Galerie über die Einfahrt gespannt war, und wie ich dann merkte, besaß jede Galerie ihre Zugbrücke, so daß man jetzt überall die Galerien rundum beschreiten konnte, nicht mehr durch die die Einfahrt bildende Schlucht behindert war.

In dem Kesselhafen sah ich meinen lieben ›Knipperdolling‹ liegen, bei dessen Anblick mir förmlich das Herz lachte – weshalb, weiß ich selbst nicht, eben eine hübsche Erinnerung – ferner lagen da noch einige größere und kleinere Segel- und Ruderboote, ferner ein Dampfboot, wozu noch der ›Gernegroß‹ kam.

Wie es früher hier aussah, weiß der Leser. Auch ich habe das später erfahren. Also muß ich bemerken, daß jetzt überall praktische Anlegestellen eingerichtet waren, mit Stangen und Boller und allem, was dazugehört.

Ferner waren schon überall nach dem Wasser führende Treppen gemeißelt, an den Galerien lehnten solide Leitern.

Und nun eine Unmenge von Menschen, lauter Neger. Auf den Galerien kribbelte es nur so. Die einen frachteten ein großes Segelboot aus, die Ballen und Kisten wurden mit einer Winde, die ich hoch oben in der Luft vom Plateau aus gefährlich weit herausgereckt sah, emporgewunden und durch Schwenken des Balkens beliebig auf die einzelnen Galerien verteilt; die anderen waren mit einer Arbeit beschäftigt, die ich erst nicht recht beurteilen konnte, bis ich bemerkte, daß überall in die Felswände hineingemeißelt wurde, und es waren schon ganz ansehnliche Löcher entstanden, wenn nicht Tunnels; denn die Nigger gingen aufrecht aus und ein – wie tief, konnte ich ja noch nicht wissen.

Das Schiff war befestigt, es war nichts mehr zu besorgen.

»Du, Richard,« meinte da Blodwen, »riecht das hier nicht recht nach – nach – Löwen?«

Ich hatte keine so feine Nase. Außerdem war mir ein ›Löwengeruch‹ etwas ganz Neues. Ich vergaß dabei, daß Blodwen noch niemals in einer Menagerie gewesen war, wilde Tiere kannte sie nur von Bildern her, mit Ausnahme des Löwen, sie hatte selbst ja eine gezähmte Löwin gehabt. Also sie meinte, hier riecht es nach Menagerie, wie man sagt, nach Raubtieren. Aber ich verstand sie nicht gleich.

»Nach Löwen?« lachte ich. »Hier riecht's mir eher nach fettgetränkten Niggerlein.«

»Nein, hier riecht's nach Löwen.«

In diesem Augenblick erscholl ein donnerndes Gebrüll, so daß wir alle erschrocken zusammenfuhren. Wenn ein Löwe brüllt, fahre ich nicht gleich erschrocken zusammen; aber das war hier doch

etwas anderes, das mußte eine ganze Herde Löwen sein, die ein Konzert aufführten. Erst hatte es mit einem leisen, ganz kurzen Knurren angefangen, dann setzten plötzlich alle Instrumente ein, pfauchend und heulend und alles übertönend ein furchtbares, donnerndes Brüllen.

»Der hat sich hier Löwen zugelegt!«

»Das sieht unserem Karlemann auch ähnlich, und nahe genug der ersten Bezugsquelle ist er ja!«

Kapitän Fritz Neumann bat mich, mich nach oben zu begeben.

»Der Aufzug ist noch nicht fertig, Sie müßten die Leitern benutzen, und das hier geht doch viel fixer.«

Dabei zeigte er mir eine Art Gürtel und eine Leine, die er in der Hand hielt, und machte auch gleich eine Bewegung, als wolle er mir den Gurt um den Bauch legen.

Ich wußte erst gar nicht, was das Kerlchen eigentlich von mir wollte. Bis ich merkte, daß das Seilende, welches er in der einen Hand hielt, von oben kam, ich blickte also in die Höhe, und da sah ich, daß der Schwebebaum dort oben, von hier unten wie ein Zahnstocher aussehend, ganz herumgeschwenkt war, er ragte über mein Schiff, und von dort oben lief das Seil herab.

Da ging mir eine Ahnung auf.

»Ich soll wohl da oben hinaufgeleiert werden? An dem dünnen Stricke?« fragte ich mit einem förmlichen Schreck.

»Jawohl, wir alle . . . «

»Nu nee, nu nee!« rief ich aber abwehrend mit entsprechender Handbewegung.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, das Seil hält noch ganz andere Lasten, wir lassen uns doch alle hinaufwinden. Soll ich es Ihnen erst einmal vormachen lassen?«

Was sollte ich tun? Wenn es einmal hier so Usus war, dann durfte ich doch auch keine Angst haben, wie ein kleines Mädchen, das nicht in die Gondel will.

»Ist Kapitän Algots oben?«

»Der ist oben und erwartet Sie schon.«

»Kann er nicht herunterkommen?«

»Er hat jetzt keine Zeit, er trainiert.«

»Was tut er?«

»Er trainiert.«

»Was trainiert er denn?«

»Ich weiß nicht. Er erwartet Sie oben.«

»Na, da mal los!«

Ich ließ mir den Gurt von meinen eigenen Matrosen umlegen, nicht um den Bauch, sondern unter die Arme, der Steuermann erklärte Seil und Karabinerhaken für durchaus solid, mir war mein Kautabak, von dem ich fix noch einmal abbeißen wollte, an Deck gefallen, ich wollte mich bücken, um ihn aufzuheben, da – *go ahead!* – da zappelte ich schon in der Luft.

Es ging sehr fix. Aber was ich unterwegs alles zu sehen bekam! Das heißt nur ganz schnell, nur so wie Schattenbilder im Vorüberhuschen.

Auf der ersten Galerie waren nur Neger zu sehen, die an den Felswänden herumhämmerten.

Dann kam die Bel-Etage. In der war in der Wand ein Loch, ein großes, eine Höhle, stark vergittert, und hinter den Eisenstäben bemerkte ich ein halbes Dutzend – wenn das reichte – stattliche Löwen, die vorhin über unseren Köpfen das Konzert gemacht hatten.

Schrumm, ein ander Bild in der ersten Etage: drei oder vier Kühe, auch in so einer Höhle untergebracht.

Zweite Etage: eine ganze Masse nackter, afrikanischer Hunde.

Dritte Etage: was für Viehzeug da in so einer vergitterten Höhle untergebracht war, konnte ich bei der Schnelligkeit nicht unterscheiden. Vor allen Dingen sah ich lange Schwänze – vielleicht Krokodile oder Riesenschlangen.

Schrumm, an der vierten Etage vorbei: das Ding, was sich in dem Käfig befand, war ein kleiner Elefant gewesen, das hatte ich ganz deutlich gesehen.

Und dann konnte ich das ganze Plateau frei überblicken, der Schwebebaum wurde herumgeschwenkt, ich flatterte wie ein Schmetterling durch die Luft und ward fein säuberlich auf den Boden niedergesetzt.

Hier sah ich, was für eine solide Winde das war. Die allermodernste, alles aus Stahl und Eisen, in den Felsboden einzementiert, vielleicht hundert Zentner tragend.

Sie wurde von Negern mit der Hand bedient. Doch war hier auch ein weißer Mann, der erste, den ich hier zu sehen bekam, sehr elegant in ein Tropenkostüm gekleidet, entweder ein Deutscher oder ein Engländer. Außerdem hatte er noch einen kleinen Jungen bei sich, vielleicht sein Sohn – aber – ich traute nicht recht – der Bengel hatte auch schon solche lange Trichterhosen an – und, weiß Gott, da spuckte der Bengel gerade seinen Kautabak aus und versorgte seine nun einmal zum Kauen bestimmte Maschinerie mit einer neuen Ladung. Sogar brasilianischen Dulzissimo, den ich in Kapstadt nicht hatte bekommen können.

»Herr Kapitän Jansen werden von Herrn Kapitän Algots erwartet, er kann nicht selbst kommen,« sagte der Herr im Tropenkostüm, seinen Strohhut lüftend, und dann sich vorstellend; »Ingenieur Schimmel.«

»Stürmann Nauke,« setzte sofort der Wichtelmann hinzu, die Hand an seinen Wolkenschieber legend, und gleichzeitig spritzte er mir seinen Tabakssaft auf die Stiefel.

Wo hatte Karlemann nur diese kleine, deutsche Bagage herbekommen? Dort lief schon wieder so ein Trichtermännchen mit dem Wolkenschieber.

Nun, der Leser weiß es. Ich wußte es damals noch nicht, erfuhr es erst heute nach und nach, und so kann ich gleich verraten, daß die ›Berliner Lausejungen‹, wie sie ja schon oft genug genannt

wurden, und anders waren sie früher auch nicht zu bezeichnen, unterdessen sämtlich zu Steuerleuten und gar Kapitänen, wenn auch mit dem Vorsatz ›Vice‹, avanciert waren, und zwar wirklich infolge ihrer Verdienste. Ich sollte selbst noch kennen lernen, wie dieser kleine deutsche Karlemann zu erziehen verstand, wie er auch aus dem unfähigsten Menschen – und Tiere – etwas Tüchtiges zu machen wußte.

»Wo ist der Herr Kapitän?«

»Dort – ziemlich in der Mitte – gehen Sie nur geradeaus, Sie können ihn nicht verfehlen.«

Ich folgte der bezeichneten Richtung. Ich sah eine Menge Nigger, auch hier oben in dem Felsboden herumpuddelnd; viele Holzbaracken waren aufgeschlagen, Häuserchen aus lose zusammengesetzten Steinen aufgerichtet, aber gerade dort in der Mitte, wohin ich meine Schritte lenken sollte, war alles öde und leer.

Da hörte ich Peitschenknalle, immer lauter, je mehr ich mich der Mitte näherte, und dann auch die mir wohlbekanntere Stimme Karlemanns:

»He – hoppla – hoppla – ruhig – ruuuuhig! – so ist's schön, so ist's schön – links, rechts, links, rechts – taramtata, taramtata – ruuuuhig – hoch das Bein, hoch das Bein – hoppla ... «

So ging das weiter, und dazwischen immer einmal ein Peitschenknall.

Was machte denn der? Das klang ja fast gerade, als ob er ...

Da sah ich es schon. Ich stand vor einem großen, kreisrunden Loche, ganz scharf abgezirkelt, auch unten – man stelle sich einfach die Manege eines Zirkus vor, die Einfassung, innerhalb welcher die Pferde herumlaufen – genau dasselbe war hier, nur daß es keine erhöhte Einfassung gab, sondern die kreisrunde Manege war eben in den Felsen hineingearbeitet, und zwar tief, mindestens drei Meter tief – und es war auch wirklich eine Zirkusmanege – denn dort unten stand mein Karlemann, allerdings nicht mit

solchem Zirkusklimbim angetan, sondern in einem weißen Tropenanzug mit Seemannsschnitt, aber eine Peitsche in der Hand, und ... ließ einen riesigen Elefanten im spanischen Tritt exerzieren!

Na, ich stand da wie Lot's Frau, zur Salzsäule erstarrt. Nicht vor Schreck, sondern vor Ueberraschung. Denn ich hatte doch alles andere erwartet als hier oben plötzlich einen riesigen Elefanten zu finden, der unter des kleinen Karlemanns Anweisung und sanften Peitschenhieben, immer so mit den Beinen schlenkernd, im Kreise herumspazierte.

Und nun in dem an sich doch engen Trichter dieser ungeheure Dickhäuter und dazu das winzig kleine Menschlein, dieses Verhältnis, und nun zu sehen, wie der Riese der Schöpfung dem Zwerge so parierte – es war ein ganz unbeschreibliches Bild.

»Alle Wetter, was machen Sie denn unten?!«

Karlemann warf nur einen Blick zu mir herauf.

»Morning, Käpt'n. Kommen Sie lieber nicht runter, bleiben Sie oben, ich bin gleich fertig. Rrruuuhig, mein Tierchen – links, rechts – links, rechts – haaaalt – so, nun mache dein Kompliment

...

Der Elefant blieb stehen, warf dem menschlichen Zwerge einen verächtlichen Blick zu, wackelte mit den Ohren, dann hob er sein Hinterteil empor, immer höher, bis er auf den Vorderbeinen stand, die hinteren in die Luft gereckt.

»So war's brav, Sultan – hier – und nun verschwindibus ... «

Der in seine natürliche Stellung zurückgekehrte Elefant erhielt ein Stück Zucker, Karlemann öffnete eine unten eingelassene große Gittertür, der Elefant kroch hinein, Karlemann folgte ihm nach, die Tür ward wieder geschlossen, einsam und verlassen lag der seltsame Zirkus wieder da.

Gleich darauf hörte ich neben mir ein Geräusch. Als ich seitwärts blickte, gewahrte ich ein Brett, das nur so zufällig dazuliegen schien, jetzt aber erwies es sich als eine Falltür, sie ward zurückgeschlagen, Karlemann tauchte auf.

»Hallo, Käpt'n! Kommen Sie zufällig hierher?«

»Ganz zufällig. Aber nun sagen Sie mal in aller Welt . . . «

»Halt,« unterbrach er mich, nachdem wir uns die Hand geschüttelt hatten, »eins nach dem anderen. Sonst, könnten wir gar nicht fertig werden. Kommen Sie also zufällig hierher?«

»Ganz zufällig, wie ich schon sagte.«

»Ich hatte nämlich von Monrovia aus nach Kapstadt telegraphiert, wohin Sie doch wollten. Aber Sie waren schon fort, und Ihr nächstes Ziel wußte auch niemand. Davon haben Sie nichts erfahren?«

»Gar nichts. Ich bin vom letzten Sturm hierher verschlagen worden. Muß einen Hafen aufsuchen, brauche Trinkwasser.«

»Das können Sie freilich nicht von mir bekommen, wenigstens keinen größeren Vorrat. Wenn Sie in einem halben Jahre wiederkommen, ja – jetzt noch nicht. Ich habe unterdessen immer an Sie gedacht.«

»Weshalb? Und was hatten Sie mir nach Kapstadt telegraphiert?«

»Abwarten. Das läßt sich alles gar nicht so schnell erledigen. So wissen Sie noch gar nicht, was ich unterdessen alles getrieben habe?«

»Ich weiß gar nichts. Ich staune.«

Er begann zu erzählen, sofort, hier neben dem Zirkus stehend bleibend. Er faßte sich auch kurz genug, und alles bekam ich durchaus nicht zu erfahren.

Wie er gleich nach meiner Abreise die ursprüngliche Mannschaft seiner Jacht entlassen, wie er zu den fünf Berliner Pflanzen gekommen – das war mit wenigen Worten erledigt. Länger und mit sichtlichem Behagen verweilte er dann dabei, wie er den

Riesen-Haifisch geködert und ihn als rückwärtswirkende Schiffschraube benutzt hatte, wie er dabei von dem englischen Kriegsschiff beobachtet worden war, welches den Aschantihäuptling und die ganze Gesandtschaft zurückbrachte.

»Na, das hätten Sie sehen sollen! Nämlich was für einen Eindruck das machte! Und nicht nur auf die Nigger. Diese freilich lagen allesamt gleich auf den Knien und beteten mich an. Dann wick das Vieh zu sehr vom Kurse ab, da mußte ich es mit meiner Elefantenbüchse in die Luft sprengen – oder vielmehr ihn im Wasser zu Mus verrühren. Aber mein Ziel war doch erreicht – der Erfolg da. Seht, sagte ich, so mache ich mir jedes Tier zu Diensten, das einmal zwischen meine Finger kommt. Das hatte ich dem Kidi-dimo ja schon früher gesagt, er hatte ja auch schon genug Beweise, den Pudel und so weiter – auch eine Katze hatte ich ihm schon damals innerhalb einer Stunde dressiert, daß sie wenigstens über den Stock sprang – aber nun dieser Haifisch, der mein Schiff zog – na, ich sage Ihnen, wie ich in Legala, was die Residenz von Kidi-dimo ist, wenigstens die eine – wie ich da empfangen wurde – Sie machen sich keinen Begriff davon.«

Wenn das alles wirklich wahr war, was mir der Zigeunerjunge da erzählte, dann konnte ich mir das andere vorstellen.

Aber weshalb sollte er mir so etwas vorflunkern? Er hatte doch viele Zeugen, die ich befragen konnte. Also ich glaubte schon damals an die Wahrheit dieses Vorkommnisses.

»Wissen Sie, was ich mit dem Niggerfürsten damals ausgemacht hatte?«

»Nein.«

»Er wollte doch durchaus meinen Salto haben.«

»Ja, das weiß ich.«

»Den hat er nicht bekommen. Aber ich versprach ihm, jeden Hund und jedes andere Tier, das er mir bringen würde, ebenso zu dressieren – Regenwürmer und dergleichen natürlich ausgenommen – und dafür forderte ich selbstverständlich eine Belohnung.«

»Was für eine?«

»Sie wissen doch, daß Aschanti furchtbar reich an Gold ist. Gold überall. Aber wir Europäer dürfen darin nicht paddeln. Nun wollte ich mir dort drin im Lande ein hübsches Fleckchen geben lassen, als mein Eigentum, und das schlechteste Land hätte ich mir natürlich nicht ausgesucht. Ich hätte schon erfahren, wo das meiste Gold herauszukratzen ist. Kididimo war damit ganz einverstanden. Nebenbei bemerkt: auch meine Turnerei und die meiner Jungen hatten es dem Häuptling angetan, er war ganz närrisch, sie müßten seine Jungen auch turnen lernen, d. h., sein ganzes Volk, soweit es jung ist, oder doch die Söhne der außerwählten Krieger – kurz und gut, ich sollte so eine Art von Turnschule einrichten.«

»Und daraus ist nichts geworden?«

»Nee, wenigstens dort drüben an Land nicht. Wissen Sie, ich überlegte mir die Sache. Dort drüben herrscht fortwährend Fieber, höchstens nicht direkt an der Küste, aber dort gibt's gerade wieder gar kein Gold – na, und wenn der seine dressierten Tiere hatte, und wenn er mir die Kunstkniffe abgelauscht hatte, schwarze Turnlehrer hatte – na, da hätten die Kerls mich doch einfach einen Kopp kürzer gemacht, und mein Gold und so weiter hätten sie mir wieder weggenommen. Meinen Sie nicht?«

Da mußte ich ihm nun allerdings recht geben. Nur die Schlaueheit dieses Knirpses! Und wie der nun zu erzählen verstand, wie er alles so trocken herausbrachte! Es war gottvoll.

»Sehen Sie, da haben wir's. Auf der Fahrt nach Legala mußte ich natürlich hier vorbei – und gleich beim Anblick dieser Leuchturinsel mit den steilen Wänden kam mir der Gedanke – ich besichtigte sie, alles wie für meine Zwecke geschaffen – jawohl, wird gemacht! Na, jetzt ist die Seeburg meine. Seeburg habe ich die Insel getauft. Auch eine Flasche Champagner habe ich bei der Taufe darauf zerschmissen.«

»Man hat Ihnen diese Insel so ohne weiteres gegeben?«

»So ohne weiteres? Na ich danke, wenn man einen Haifisch vor sein Schiff spannen kann! Was meinen Sie wohl, ich bin dem König Aquassi Aquatuh vorgestellt worden. Oder der König vielmehr mir. Ich sollte nämlich nach seiner Residenz kommen, nach Kumassi, aber – nich in de Hand! – lieber nicht! Sie hätten mit mir Verschwindibus machen können. In Legala ist das nicht so leicht möglich. Es half alles nichts, der König mußte zu mir kommen. Er hat mir eine goldene Kette um den Hals gehängt, so groß wie – wie – na, ich knickte drunter zusammen, obgleich ich doch nicht gerade von Kuchen bin.«

»Und da ist Ihnen die Insel definitiv abgetreten worden?«

»Jawohl, denetief, wie Sie sagen.«

Ich mußte es wohl glauben. Was machten sich denn die Aschantis aus den Engländern.

»Sie können damit machen, was Sie wollen?«

»Warum denn nicht? Man kann doch mit seinem Eigentum machen, was man will. Erst verlangte der König von mir, ich sollte noch einmal einen Haifisch haschen und ihn vor mein Schiff spannen; das wußte ich ihm aber geschickt auszureden. Na, und das hier ist doch etwas anderes, als dort an Land so eine Station haben. Hier kommt auch kein Fieber vor, dazu ist die Luft schon viel zu rein, das weiß der alte Leuchtturmwärter ganz genau, und das habe ich in den zehn Wochen, wo ich nun schon hier bin, doch selbst gemerkt. Hier oben wird niemand krank.«

»Aber das Gold, auf das Sie reflektierten?«

»Das brauche ich jetzt nicht mehr aus der Erde zu paddeln, das bringen mir die Schwarzen gleich selber hierher, sogar schon zu Schmuck verarbeitet. Das hätte ich allerdings dort auch bekommen – aber hier kann man es mir nicht wieder wegnehmen, hier bin ich auch sonst gesichert – das ist der Unterschied.«

»Sie wollen Tiere dressieren, sich ganz darauf legen?«

»Jawohl. Die Häuptlinge und andere reiche Schwarze bringen mir Hunde, Katzen, auch Löwen, Panther, Rehe – ich dressiere

überhaupt alles. Bandwürmer und dergleichen natürlich nicht. Aber sogar eine Riesenschlange habe ich – wenn ich die vorn Bauch trete, sperrt sie's Maul auf, und trete ich ihr auf den Schwanz, klappt sie's wieder zu – sonst behält sie's stundenlang offen.«

Jetzt konnte ich mich einmal nicht mehr halten, jetzt sperrte auch ich einmal meinen Mund auf, um aus vollem Halse zu lachen.

»Na, was lachen Sie denn? O, die soll noch viel mehr lernen. Walzer tanzen muß das lange Luder noch. Und wenn Sie wüßten, was ich dafür bekomme, würden Sie nicht mehr lachen.«

»Nun, wieviel bekommen Sie denn für so eine Dressur?«

Da reckte sich Karlemann auf den Zehenspitzen empor, er schien mir auf die Schulter klopfen zu wollen, langte aber nur bis zum Bauch, auf dem pochte er herum.

»Geschäftsgeheimnis, lieber Freund, Geschäftsgeheimnis!« schmeizelte er dabei augenblinzeln.

»Jetzt aber,« fuhr er dann fort, als er sich wieder heruntergelassen hatte, »nehme ich statt Gold und dergleichen mit Vorliebe noch Sklaven.«

»Sklaven, wozu?«

»Na, sehen Sie nicht die Masse Nigger hierherum arbeiten?«

»Die sehe ich.«

»Das sind meine Sklaven. Das heißt nur auf ein Jahr. Zum Beispiel so ein nackter Hund, der Pfötchen geben kann, kostet fünf Sklaven. Nur kräftige Männer, ausgesuchte Ware. Die müssen hier arbeiten, müssen von ihrem Herrn während dieses Jahres auch mit Nahrung und mit allem versehen werden. Kann der Hund auf den Hinterbeinen tanzen, kostet es sieben Sklaven – auf den Vorderbeinen zehn – kann er aber gar Salto mortales schlagen, das kostet zwanzig Sklaven. Ueber'n Stock springen und Schönmachen gebe ich gratis zu.«

Dabei soll nun ein Mensch ernst bleiben!

»So habe ich meine Preise festgesetzt, für jedes Kunststück und für jedes Tier extra – am billigsten sind die Affen und Kakadus, am teuersten die Krokodile – die Ludersch wollen immer nur fressen und nischt machen – von dressierten Flöhen wollen diese dummen Niggers hier nichts wissen.«

»Hahahaha!!!« gröhlte ich.

Karlemann nahm es nicht übel, er lachte selber mit.

»Wieviel Neger haben Sie hier?« fragte ich dann, als ich wieder sprechen konnte.

»Sechshundert Stück. Mehr nehme ich auch nicht. Die sollen auch nur die Hauptarbeit machen, daß es hier etwas wohnlicher wird, dann lasse ich vielleicht nur noch hundert arbeiten.«

»Was müssen sie denn arbeiten?«

»Sie fragen noch? Na, hier aus diesem ganzen Felsen ein Haus machen, Tunnels bauen, Zimmer aushauen. Ei, das wird ein Haus, wie's kein zweites in der Welt gibt – bedenken Sie doch nur – 200 mal 300 Meter, fünf Etagen hoch – und kein Fleckchen bleibt unbenutzt.«

Da begann mir zu ahnen, was dieser Junge vorhatte, und ich sah im Geiste schon ein Werk fertig, wie es tatsächlich kein zweites in der Welt gibt – höchstens vergleichbar mit der Insel Elephantine bei Bombay.

»Wir wollen doch einmal hinuntergehen, ich will Ihnen die Pläne zeigen. Fertig ist freilich noch nichts, nur hier oben sind erst so ein paar Zimmer ausgehauen, die ich für mich und für mein Viehzeug brauche.«

Ich folgte nach in das finstere Loch, aus dem Karlemann vorhin gekommen, wir mußten zum Abstieg eine Leiter benutzen.

»Das ist alles nur für einstweilen,« entschuldigtes sich Karlemann. »Denn was sonst hier einmal gemeißelt wird, muß doch gleich tadellos sein, was einmal weggehauen ist, kann doch nicht so leicht wieder drangekleistert werden.«

Ich hatte den Boden erreicht, befand mich mit einem Schritte in völliger Finsternis, rannte beim zweiten Schritte mit dem Kopfe gegen die Decke.

»Geben Sie mir Ihre Hand. Ich habe kein Licht bei mir, aber es kommt gleich welches. Sie brauchen sich nur ein kleines bißchen zu bücken.«

Es war doch ein ziemlich langer Weg, den wir erst zurücklegten.

»So, hier bleiben Sie einen Augenblick stehen, es wird gleich Licht.«

Ich stand da in der Stockfinsternis. Aufrichten konnte ich mich hier. Aber, Himmel Herrgott, war hier ein Gestank! Wie in einem Affenkäfig!

Da hörte ich etwas schnubbern, ein heißer Luftzug streifte meine Hand, und mit einem Male legte sich mir eine Last auf die Schultern, daß ich fast zusammengeknickt wäre, und unter einem glühend heißen Atem röchelte mir eine Stimme ins Gesicht.

In diesem Augenblicke ward es hell, Karlemann stand neben mir, eine Laterne mit sehr hellem, weißem Lichte – und vor mir stand ein riesiger Löwe.

Und das beste war dabei, daß es sich hier durchaus nicht um ein schon völlig gezähmtes Exemplar handelte.

Karlemann schien, wie er uns beide so stehen sah, offenbar erschrocken zu sein.

Schnell setzte er die Laterne an den Boden, hatte dafür einen Revolver in der Hand.

»Bleiben Sie stehen – um Gottes Willen, ganz ruhig – ist das Luder schon wieder ausgewischt. Zurück, Simson, hierher, Simson – na, sei ein artiges Tierchen . . . «

Er packte das niedliche Tierchen bei der Mähne, es ließ auch von mir ab, dann aber schien sich der Löwe eines anderen zu besinnen, er fauchte den Jungen an und schlug nach ihm mit

der Tatze, und plötzlich entstand in dem niedrigen Gewölbe eine schreckliche Knallerei.

Karlemann traktierte den entsprungenen und unartigen Zögling mit Revolverschüssen, jedenfalls nur mit Platzpatronen, ich sah, wie er ihm direkt in den geöffneten Rachen hineinschoß, der Löwe wich denn auch zurück, immer fauchend und tatenerschlagend, Karlemann immer nach, bis das Tier in einer Ecks verschwand, ich hörte ein Gitter fallen.

Karlemann kam zurück, gleichmütig, als wäre nichts geschehen.

»Der ist nun schon zum dritten Male ausgebrochen. Ich weiß, woran's liegt, der Schlosser hat nur gerade keine Zeit. Ich habe ihn erst ein paar Tage, es ist ein ganz frisch gefangener, will noch nicht einmal recht Pfötchen geben. Erst gestern, wie er wieder einmal ausgebrochen ist, hat er einen Nigger kurz und klein zerrissen und ihn halb aufgefressen.«

»Na ich danke, bei Ihnen geht's ja gemütlich zu!«

»Ach ja, wir leben hier ganz hübsch. Oder Sie meinen wohl wegen des Niggers? Dem geschah ganz recht, der Kerl wollte hier unten spionieren, und wäre er in den anderen Raum gekommen, wäre er doch sowieso von den Pantheren zerrissen worden.«

Wir kamen in einen langen, hellen Gang. Durch die vielen kleinen Fensterchen, in die meterstarke Felswand gebrochen, sah ich unten das Meer branden – ein herrlicher Anblick.

»Sehen Sie,« sagte Karlemann, während wir den Korridor entlang schritten. »Diese Nigger will ich doch nicht etwa hier oben behalten. Es soll überhaupt niemand wissen, was ich hier treibe. So ist's auch dort oben mit dem Zirkus, wo ich dressiere. Hier unten gibt's noch keinen so großen Saal, und dort oben war gerade eine Zisterne, ich mußte sie nur noch etwas ausmeißeln lassen, dann war der Zirkus fertig. Und so tief muß der Kreis sein. Außerdem ist der Zutritt dort streng verboten. Niemand darf sich

dem Loche bis auf dreißig Schritte nähern. Wenn die Nigger nämlich wüßten, daß ich dort im Freien auch Löwen herumspazieren lasse, so würde kein einziger hierbleiben, sie würden vor Angst gleich den Felsen hinunterspringen.«

»Sie können den Zirkus doch mit einem hohen Gitter umgeben lassen.«

»Kommt alles noch, kommt alles noch. Hier, treten Sie ein!«

An der viereckigen Oeffnung waren schon Angeln eingelassen, um eine Tür einzuhängen, aber eine solche noch nicht vorhanden. Ich befand mich in einem Felsenzimmer, in dem ich mich staunend umsah.

Fast alles, was an Möbeln vorhanden, war aus dem Felsen herausgehauen oder vielmehr beim Aushauen des Raumes stehen gelassen worden. Schränke, für welche nur noch die Tür fehlte, Regale, Tische, Stühle, ein Schreibtisch sogar mit Zierraten, mit Schiebladen und mit allem, was dazu gehört – alles aus Stein, mit dem Felsen verwachsen. Die Schubkästen konnten natürlich nicht von Stein sein, die fehlten noch.

»Sehen Sie, so wird einmal das ganze Haus. Das ist hier das erste Zimmer, was so ziemlich fertig ist, meins. Es ist ein sogenanntes Studierzimmer. Sehen Sie, hier drin im Schreibtisch hebe ich schon meinen Kautabak auf. Fein, was? Und so soll nach und nach das ganze Haus werden – oder vielmehr die Burg – die Seeburg.«

Ich konnte nur staunen.

»Haben Sie das alles selber gemacht?«

»O nein. Das heißt, die Idee stammt von mir. Zuerst fing ich auch selber an zu meißeln oder stellte doch meine Jungen und dann die Nigger an. Aber das ging verdammt langsam. Dann trieb ich zwei Männer auf, die so etwas können. Der eine heißt Schimmel und ist der Ingenieur, der andere ist Architekt und Baumeister Herr Arndt, war lange bei den Engländern in den Kolonien, und

der hat in solchen Steinarbeiten was los. Es wurden gleich Bohrmaschinen angeschafft, auch viel gesprengt wird, dann hat Arndt so ein wässriges Zeug, das schmiert er auf den Stein, und nach einiger Zeit kann man ihn wie Butter schneiden. Da geht's fix. Ein paar Jahre wird's freilich dauern, ehe alles fertig ist, zumal wenn ich dann die meisten Nigger abschaffe. Aber ich habe ja Zeit. Sehen Sie, so wird's aussehen.«

Er hatte in seinem steinernen Schreibtische doch nicht nur Kautabak, sondern auch Papiere, brachte einige große Rollen zum Vorschein, die sich dann als Grund-, Auf- und Seitenrisse erwiesen, diese ganze Felseninsel darstellend, wie ein Ameisenhaufen ausgehöhlt – die saubersten Zeichnungen, in farbigen Tuschen ausgeführt.

»Ich finde mich selber nicht drin zurecht,« meinte Karlemann, »aber Arndt sagte, das wäre alles so, wie ich es ihm beschrieben und auch vorgemalt habe, und wenn ich den anderen, den Ingenieur Schimmel frage, wie ich das und jenes haben will, so braucht er nur aufs Papier zu blicken, dann kann er's beschreiben, und es stimmt immer ganz genau mit meinen Angaben überein.«

Nun, ein Steuermann hat auf der Schule im Fache Schiffbau auch zeichnen gelernt, ich fand mich darin zurecht, und je länger ich studierte, desto mehr wuchs mein Staunen, das sich bis zur ehrfürchtigen Bewunderung steigerte, nämlich vor dem, diesem erfinderischen Kopfe dies alles entsprang, und das war doch schließlich dieser zwölfjährige Junge, der Sohn eines Dorfschmiedes.

Den Grund meines ehrfürchtigen Staunens kann ich gar nicht so ohne weiteres angeben. Es lag weniger in der Unmasse von Gängen, Kammern und Treppen, also überhaupt in der Gewaltigkeit des Ganzen, als vielmehr in der symmetrischen Anordnung, wie eines immer ins andere griff. Für so etwas hatte ich ein feines Auge.

»Käpt'n Algots, Sie sind ein Genie!«

»Weiß ich,« war seine trockene Antwort.

»Da können aber doch ein paar tausend Menschen drin wohnen.«

»Sollen sie auch.«

»Was?«

»O, ich will meine Seeburg schon bevölkern. Aber nicht mit solchen lausigen Niggern.«

»Mit was für Leuten sonst?«

Karlemann hämmerte wieder einmal gegen meinen Bauch.

»Geheimnis, lieber Freund, Geheimnis!«

Wenn mir jemand etwas nicht sagen will, habe ich auch keine Neugierde mehr. Eine andere Frage fiel mir ein.

»Die von Ihnen beschäftigten Neger – oder Sklaven, wie Sie sie nennen . . . «

»Sind auch Sklaven. Die Aschantis wollen nur außerhalb ihres Landes keine Sklaverei mehr haben – diese schlaue Bande.«

»Die werden also von ihren Herren ernährt?«

»Jawohl, jede Woche kriege ich so und so viel Mehl, Schafe und sogar ganze Ochsen her.«

»Und das Trinkwasser? Ich vermute doch nicht, daß diese Felseninsel eine Quelle hat?«

»Hat sie auch nicht. Regenwasser. Wird in Zisternen aufgefangen.«

»Aber reicht denn das für 600 Menschen?«

»Wissen Sie, wieviel Regen hier jedes Jahr fällt?«

»Na, ein Meter Regenhöhe ist hier sicherlich.«

»Noch etwas mehr. Und kennen Sie die Größe der Insel oder des Plateaus?«

»Sie sagten es vorhin selbst – 200 mal 300.«

»Noch etwas mehr. Und nun rechnen Sie gefälligst aus, wobei ich bemerke, daß dort oben jeder Tropfen Regenwasser aufgefangen werden kann.«

Ich nahm denn auch Bleistift und Papier zur Hand, setzte pro Mann täglich zwanzig Liter Wasser an, und brachte zu meinem Staunen heraus, daß solch ein Terrain nicht nur für 600, sondern für 6000 Menschen genug Wasser lieferte. So kann man sich irren. Man muß aber nur einmal nachdenken, was ein Kubikmeter Wasser zu bedeuten hat. Das sind zehn Hektoliter.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen meine Menagerie.«

Wir durchschritten den Gang, welcher in der vierten Etage, so daß also das eigentliche Plateau die Decke bildete, gewissermaßen unter dem Dache, auf der Südseite entlang führte, durch ein ab und zu angebrachtes Fenster genügend hell erleuchtet.

In den zehn Wochen hatte von dem geplanten Werke natürlich noch nicht viel ausgeführt werden können. Immerhin, ich staunte, wie in dieser Zeit schon solch ein Gang geschaffen worden sein konnte, da hätten Meißel nicht viel genützt, die Ingenieure mußten tatsächlich ihre eigenen Mittel besitzen, um den Kalkstein so schnell zu bearbeiten.

Dieser Gang war also der Haupttunnel, der vorläufig geschaffen war, von ihm gingen auch schon viele Gewölbe ab, und in ihnen sah ich Tiere aller Art der afrikanischen Fauna untergebracht. Natürlich nicht sämtliche Vertreter. So vermißte ich, wenn ich mir ein afrikanisches Landschaftsbild vorstellte, unter anderem den Strauß, das Zebra, die Giraffe, das Nilpferd, das Rhinoceros und andere mehr.

»Kommt alles noch,« sagte Karlemann einmal auf meine diesbezügliche Erklärung, »man muß sie mir nur bringen.«

In einem besonderen Raume waren wenigstens fünfzig Affen der verschiedensten Art untergebracht, die Früchte verzehrten und sich sonst amüsierten, wie Affen es zu tun pflegen.

»Wissen Sie, was für ein Exemplar hier fehlt?«

So genau war ich in der Affenwelt nicht bewandert. Der mir bekannteste Affe Afrikas war der Pavian, und der war in verschiedenen Exemplaren vertreten.

»Nein. Welches?«

»Der Gorilla. Und den zu bekommen hat seine Schwierigkeit, obgleich er gerade hier in dieser Gegend zu Hause ist. Aber der Gorilla gilt den Aschantis und allen übrigen Negern als ein verwilderter Mensch, er ist ihnen heilig – nicht gerade heilig, vielleicht gerade das Gegenteil – kurz, sie wollen nichts mit ihm zu tun haben, werden niemals einen fangen oder erlegen. Wenn ich einen haben will, muß ich wohl selbst einmal ins Innere, in die Urwälder.«

»Sind denn diese Affen oder überhaupt alle diese Tiere, die ich hier sehe, schon dressiert?«

»Nicht alle – nur die wenigsten.«

»Aber Sie haben sie in der Dressur?«

»Auch durchaus nicht alle. Das würde mir etwas gar zu viel.«

»Algots, sprechen Sie einmal offen – was haben Sie hier eigentlich vor?«

»Geheimnis! Oder ahnen Sie nichts?«

»Sie wollen hier eine Tierhandlung gründen – von hier aus die zoologischen Gärten und Menagerien mit exotischen Tieren versehen.«

»Ja, so ungefähr.«

Hierzu bemerke ich, daß es damals noch keinen Hagenbeck gab, der jetzt überall in der Welt seine großartigen Stationen hat, wo er wilde und andere Tiere von den Eingeborenen eintauscht oder durch sein eigenes, geschultes Personal einfangen läßt.

Damals war es der Franzose Dechamps, der dieselbe Rolle spielte, aber nicht zu vergleichen mit Hagenbeck. Er hatte eine Station an der Ostküste Afrikas und in Indien, legte sich auch mehr aufs Handeln, dies überhaupt nur so nebenbei betreibend.

Wir standen vor dem großen Raume, in dem der riesige Elefant untergebracht war. Er war gerade beim Frühstück, packte das lose Heu, das ihm ein Schwarzer vorschüttete, mit dem Rüssel zu Ballen zusammen und schob sich diese in den Rachen.

»Der gehört dem König Aquassi. Ein Prachtexemplar, was?«

»Wie in aller Welt haben Sie den nur hierheraufgebracht?«

»Auch mit der Winde. Immer etagenweise, von Galerie zu Galerie. Eine schwere Arbeit war's freilich doch. Einmal riß der Gurt.«

»Und das hat sich der Elefant gefallen lassen?«

»Sein Wärter war bei ihm, dem er unbedingt vertraut und gehorcht. Er ist nämlich in der Gefangenschaft geboren, ist völlig zahm. Besondere Kunststückchen kann er freilich nicht machen, so etwas wissen diese Nigger den Tieren eben gar nicht beizubringen. Na, der König wird nicht schlecht staunen, wenn ich ihn nach vierzehn Tagen wieder abliefere.«

»Als ich mit der Winde emporgeleiert wurde, sah ich auch in den unteren Etage Tiere.«

»Das sind neue, zum Teil erst gestern gekommen, die müssen sich erst an die fremde Umgebung gewöhnen, ehe sie hierheraufkommen.«

»Außer vielen Löwen sah ich auch einen sehr kleinen Elefanten, wohl noch ganz jung.«

»Hier ist ein noch jüngerer.«

Es war ein reizendes Elefantenbaby, nicht größer als ein Kalb, aber natürlich viel massiger, mit einer Art von braunschwarzem Pelz bedeckt, wie Elefanten ihn in ihren Kinderjahren immer haben, aus dem Maule ragten schon die Spitzen der zukünftigen Stoßzähne hervor.

Liebkosend legte sich der kleine Rüssel um Karlemanns Hals, dann wurden auch gleich meine Taschen untersucht, die gefundene Tabakspfeife prompt in den Mund gesteckt, gerade wie auch menschliche Kinder es tun, alles gleich in den Mund.

»Der gehört mir,« sagte Karlemann, nachdem er mit einiger Schwierigkeit die hölzerne Pfeife, aber schon plattgedrückt, wieder abgenommen hatte. »Ich hörte, wie man ein Junges gefangen hatte, die Mutter war bei einer großen Jagd getötet worden, das Junge wollte nicht von ihr lassen – da wollte ich's haben, bekam

es billig. Wie alt es ist, weiß ich nicht. Vielleicht acht Wochen. Wiegt aber schon zwei Zentner. Fressen tut's noch nicht, es muß noch Milch bekommen.«

»Und woher bekommen Sie denn die Milch?«

»Na, einfach von Kühen. Wegen junger Tiere muß ich eine ganze Menge hier unterhalten, und die sind ja einfach zu füttern, mit Heu, welches mir die Aschantis regelmäßig liefern. Dieses Elefantenkindchen hier braucht alleine drei Kühe für sich, manchmal saugt's auch vier leer.«

»Es saugt an den Kühen?«

»Nein, so war das nicht gemeint. Es bekommt die Milch eingeflößt – früher – jetzt muß es schon selber die Flasche nehmen.«

Diese Erklärung hatte bei Karlemann offenbar einen besonderen Gedanken ausgelöst – er griff in die Brusttasche, brachte eine Flasche zum Vorschein, welche die bekannte Form der Schnapsflaschen hatte, auch richtig gefüllt mit Schnaps, der eine grüne Färbung hatte, und er setzte die Buttel an den Mund.

In diesem Augenblick kam mir zum Bewußtsein, daß dies doch eigentlich ein zwölfjähriger Junge war, der manchmal noch etwas anderes bekommen sollte als Schnaps. Und nun gleich so aus der Pulle zu trinken, die er immer bei sich trug? An Bord meines Schiffes hatte ich bei dem Jungen gar keine Vorliebe für Spirituosen bemerkt, und ... daß dem doch so war, das war eigentlich verdächtig.

Dann aber, als Karlemann die Pulle nach einigen kräftigen Schlucken absetzte, hatte ich zunächst einen anderen Gedanken.

»Na, da lassen Sie mich auch mal einen aus der Pulle nehmen.«

Doch zu meiner Verwunderung zog Karlemann die Flasche vor meiner schon ausgestreckten Hand zurück.

»Nein, das ist nichts für Sie – es wäre schade um Sie – aber hier ...«

Und zu meinem noch größeren Staunen hielt er die Flasche dem Elefantenkindlein hin, und dieses wickelte um die Pulle zierlich und geschickt die Rüsselspitze, hob sie, den Rachen aufgemacht, den Kopf etwas gehoben, und ... gluck gluck gluck – verschwunden war der grüne Schnaps im Maule und Magen des Zweimonatkindes.

»Nanu!« durfte ich wohl mit Recht staunen. »Sie geben dem jungen Tierchen Schnaps zu trinken? Sie wollen wohl, daß es so klein bleibt? Aber mich wundert nur, daß es das Zeug überhaupt trinkt!«

Es war ein fast mißtrauischer Blick, der mich von der Seite traf.

»Wer sagt Ihnen denn, daß es Schnaps ist?«

»Ach so! Es ist gar kein Schnaps?«

»Gott bewahre!«

»Was ist es denn sonst?«

Diesmal machte Karlemann wieder eines seiner verschmitzten Gesichter.

»Das ist mein Geheimnis. Meinetwegen: Medizin – ein stärkendes Mittel. Aber da fällt mir ein – ist es wirklich wahr, daß man klein bleibt, wenn man viel Schnaps trinkt?«

»Sie meinen, ob Schnaps das Wachstum hindert? Ach wo, das ist so ein alter Volksaberglaube. Gewiß, der Genuß wird das Wachstum wohl nicht gerade fördern, aber wie man so manchmal erzählen hört, die Eingabe von Schnaps oder überhaupt von Spirituosen solle das Wachstum ganz aufheben – das ist Unsinn. Das sagt man nur zu Kindern, um ihnen das Schnapstrinken zu verleiden.«

»Aber ich habe gehört, daß man Tieren Schnaps eingibt, um sie nicht mehr wachsen zu lassen, zum Beispiel jungen Pferden ... «

»Ach, Unsinn. Ich weiß schon, was Sie meinen. Da werden im Zirkus oder sonstwo kleine Pferdchen gezeigt, und da heißt es, die hätten immer Schnaps bekommen. Nein, so beeinflussen läßt sich die Natur nicht. Das ist ganz einfach eine besondere Rasse, die

Shettlandsponies zum Beispiel sind doch überhaupt außerordentlich klein, und nun allerdings kann man ja durch lange Züchtung immer kleinere Rassen erzielen. Aber nur nicht so, daß man mit einem Male das Wachsen ganz aufhören lassen kann.«

»So so, hm,« brummte Karlemann vor sich hin. »Wieder etwas gelernt. Ja, der Mensch lernt doch nie aus, so alt er auch wird. Also da ist das alles Unsinn mit dem Schnaps eingeben?«

»Hören Sie, Sie geben dem Elefanten doch nicht etwa wirklich Schnaps ein?! Daß er sich schon an den Genuß gewöhnt hat?«

»Ich sagte Ihnen doch schon, daß es nur ein Kräftigungsmittel ist.«

»Was ist es denn?«

»Ich weiß es selber nicht. Es schmeckt etwas bitter.«

»Na, woher haben Sie es denn?«

»Von den Aschantis. Ich soll eben dem jungen Elefanten immer davon eingeben.«

Der Leser weiß, daß mich der Junge belog, oder mir doch etwas verheimlichte.

O, wie sollte ich diesen Knirps noch kennen lernen, wie der es faustdick hinter den Ohren hatte! Wie konnte ich denn diesen ausgetragenen Jungen belehren? Dem war ich trotz meiner Länge doch nicht im entferntesten gewachsen!

WAS FÜR EINE UNGEHEUERLICHE BEHAUPTUNG KARLEMANN AUFSTELLT.

Was ich sonst noch zu sehen bekam, die Fleischerei, die Bäckerei, die Magazine und anderes, will ich überspringen.

Karlemann hatte mich wieder auf das Plateau geführt. Trotz der Mittagsglut gingen wir auf demselben immer hin und her, ganz zwecklos. Mein kleiner Begleiter war tief in Gedanken versunken. Ich merkte, daß er mir etwas eröffnen wollte und keinen Anfang fand.

»Wie sieht es denn jetzt mit den Nürnberger Spielsachen aus?« wollte ich ihm zu Hilfe kommen.

Er fuhr aus seinen Träumereien empor.

»Damit ist nichts mehr zu machen. Alles ist gleich überschwemmt worden. Jetzt kostet das Stück fünf Cent, und die Nigger wollen das nicht mehr bezahlen. Es geht ja alles gleich kaputt. Ja, was ich sagen wollte – ja, ich habe immer an Sie gedacht.«

»Das freut mich. Oder hatten Sie ein besonderes Interesse für mich?«

»Hm. Wie man's nimmt. Wie geht's Ihnen denn?«

»Danke.«

»Ich meine Ihr Schiff. Nichts passiert? Keine Havarie gehabt?«

»Gerade dem Schiffe geht's ganz gut.«

»Ist die Dame noch an Bord – Ihre Frau oder was sie sonst ist – ist die noch drauf?«

Ich verbiß mein Lächeln.

»Ja, die befindet sich noch an Bord.«

»Das ist Ihre Liebste, nicht wahr?«

Ich hielt es für das einfachste, dies zuzugeben.

»Die hat Geld, was?«

»Hatte sie.«

»Ich denke, sie hat erst in Kapstadt dreißigtausend Pfund bekommen, und so viel soll sie aller Vierteljahre erhalten?«

Nach einer kleinen Ueberlegung hielt ich es für das beste, Karlemann gleich in alles einzuweißen, wenigstens was unsere pekuniären Verhältnisse anbetraf. Ich sagte, wie die Lady von Leytenstone ihr sämtliches Geld verloren habe, welchen Verlust ich in Kapstadt gehabt, wie uns der Schiffsarzt bestohlen, daß wir nun nichts weiter besäßen als das Schiff, allerdings schuldenfrei, aber kaum imstande, dasselbe zu halten.

Ganz ruhig hatte Karlemann mich angehört. Hierbei bemerkte ich, daß ich vollkommen vergaß, an meiner Seite einen zwölfjährigen Jungen zu haben. Eher dachte ich, wenn ich einmal auf ihn

herabblickte, an einen Zwerg. Ich hatte einst die Bekanntschaft eines solchen gemacht, schon älter, mit einem Schnurrbart, und das war trotz seiner Kleinheit ein ganzer Mann gewesen, mit dem man sich unterhalten konnte.

»Das klingt ja fast unglaublich,« meinte Karlemann dann, als ich geschlossen.

»Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich Ihnen etwas vor-schwindele?«

»Nein, davon ist keine Rede. Hm. Daß Sie immer etwas Heimliches taten, wenn Sie die ganze

Mannschaft zur Uebung in die Boote schickten, das merkte ich ja auch. Haben Sie denn aber den Arzt in alles eingeweiht?«

Natürlich nicht, und auf welche Weise er zu den geographischen Ortsbestimmungen gekommen, war mir noch immer ein Rätsel.

»Sehen Sie, mir hat dieser Doktor Selo noch niemals gefallen,« sagte dann Karlemann. »Er trug einen Klemmer, und das sagte mir schon genug.«

»Na,« mußte ich denn doch lachen, »weil er einen Klemmer trug, brauchte er doch noch kein Spitzbube zu sein.«

»Nicht? Ich habe noch keinen ehrlichen Menschen gesehen, der einen Klemmer trägt.«

»Na, da behaupten Sie doch etwas zu viel.«

»Ganz und gar nicht. Unser Lehrer trug einen Klemmer, und wenn er uns zur Freiviertelstunde hinausschickte, und es hatte jemand sein Frühstück unter der Bank liegen lassen, dann wußte er ganz bestimmt, daß der Lehrer es gemaust hatte, und der Eisenjude, der meinen Vater um hundert Taler beschwindelte, trug ebenfalls einen Klemmer, und der . . . «

Karlemann führte noch drei andere Beispiele an, daß jeder Mensch, der einen Klemmer trägt, ein Spitzbube ist. Da allerdings kam der zwölfjährige Junge zum Vorschein. Doch man konnte ja auch annehmen, daß er nur Scherz mache.

»Also da haben Sie nun gar nichts mehr?«

»Nicht einmal mehr Kohlen – nicht einmal mehr Proviant und Trinkwasser.«

»Und deswegen kommen Sie hierher?«

»Wieso deswegen?«

»Na, um mich anzupumpen.«

Wie er das herausbrachte – man konnte es ihm wirklich nicht übelnehmen.

»Auf mein Ehrenwort, ich komme ganz zufällig hierher, wußte überhaupt gar nicht, daß Sie sich hier befinden – keine Ahnung hatte ich davon.«

»Gut, ich glaube Ihnen. Und was gedenken Sie nun zu tun?«

Ja, da wußte ich nicht, was ich ihm antworten sollte. Daß ich, solange sich die Lady an Bord befand, auch keine Fracht mehr bekam, hatte ich ihm schon erklärt, und es schien mir, als ob Karlemann sofort den Grund und alles begriffen hätte, obgleich dies doch gar nicht so leicht war, weil er keine Fragen stellte.

»Das einzige ist, wenn wir auf dem Schiffe selbst bleiben wollen, daß ich es zu verchartern suche.«

»Na, da gibt's doch noch andere Auswege.«

»Welche denn?« rief ich, nicht wenig überrascht.

»Die Hauptsache ist doch, daß man Ihnen das Schiff nicht wegnehmen kann, weil Sie keine Schulden drauf haben.«

»Was nützt das Schiff, wenn man darauf verhungert und verdurstet?«

»Das wäre dann Ihre eigene Schuld. Sie brauchen doch nicht zu hungern und zu dursten.«

»Bitte, geben Sie mit ein Rezept dafür.«

»Mein Gott, das ganze Meer wimmelt doch von Fischen, Sie brauchen Sie doch nur zu fangen, und Trinkwasser bekommen Sie auch umsonst, und an solchen einsamen Küsten finden Sie auch immer genug Treibholz, um die Fische zu kochen oder zu braten, und was Sie nicht aufessen können, wird getrocknet oder

eingesalzen, fertig ist die Geschichte. Wie kann man denn nur auf dem Meere Not leiden?«

Karlemann hatte in einem Tone gesprochen, als hätte er wirklich etwas für ihn ganz Unfaßbares gehört – so wie ein Zigeuner, der in einer wildreichen Gegend, und gäbe es darin auch nur genug Igel, verhungern sollte – ich aber, der doch auch schon einige Zeit zur See fuhr und Erfahrung hatte, dachte hierüber etwas anders.

»Mit dem Wasser und mit dem Brennholz mögen Sie recht haben. Aber in bezug auf die Fischerei irren Sie sich.«

»Wieso denn?«

»Haben Sie schon einmal geangelt?«

»Einmal? Oft genug! Mit der Angelei habe ich mir früher ein schönes Stück Geld verdient, besonders mit Karpfen, unser Müller hatte einen Karpfenteich, er zog sie sich selber, da habe ich in mancher Nacht . . . «

»Ich meine, ob Sie schon einmal auf offener See geangelt oder überhaupt gefischt haben.«

»Nee, das allerdings nicht.«

»Na, sehen Sie. Und wenn Sie auch von Ihrem Boote aus die Angel ausgeworfen hätten, so wäre das doch noch immer nicht das richtige gewesen, da befanden Sie sich noch immer nahe der Küste, wo sich die Fische schon zahlreicher aufhalten.«

Ich schilderte ihm weiter, was für eine Bewandtnis es mit der Fischerei im allgemeinen und mit der Angelei im besonderen auf offener See habe.

Es ist ja durchaus nicht der Fall, daß die Fische so planlos im Meere herumschwimmen. Vielmehr haben auch die Meeresbewohner ihre Heimatsstriche, die man Fischbänke nennt, wegen der Bodenbeschaffenheit wirkliche Weidegründe, auf denen sie Nahrung finden, und erst, wenn sich diese erschöpft, suchen die Fische in gemeinsamen Scharen andere Weidegründe auf, bis sich die alten nach einiger Zeit wieder ergänzt haben.

Die bekanntesten Fischbänke sind die von Neufundland und von den Lofoten. Natürlich gibt es noch eine ganze Menge andere, aber selbst in der fischreichen Nordsee können die Netze nicht so an beliebiger Stelle ausgeworfen werden, man muß wissen, wo sich die Fische aufhalten, sonst wird sich im Schleppnetz kein einziger befinden, und nun gar auf hoher See wird man die Angel vergebens auswerfen. Höchstens wird der Köder von einem Hai oder von einem anderen großen Raubfisch weggeschnappt.

»Es mögen ja noch genug Bänke existieren, auf denen es von Fischen wimmelt, und von denen wir noch gar nichts wissen, vielleicht mitten im offenen Meere, aber so, wie Sie sich das vorstellen, daß man einfach das Schleppnetz nachschleift und es von Zeit zu Zeit gefüllt wieder heraufholt, immer Angeln aushängen hat – nein, so ist die Sache nicht.«

Karlemann schaute mich mit einem langen Seitenblicke an.

»Ach, was Sie klug sind!«

»Na, wissen Sie es etwa besser?«

»Allerdings.«

»Sie wollen irgendwo auf hoher See die Angel auswerfen und immer einen Fisch dranhaben?«

»Allerdings.«

»Das machen Sie mir einmal vor.«

»Vielleicht haben wir bald die Gelegenheit dazu.«

Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Und ich dachte daran, daß dieser kleine Krösus, der jetzt wie ein ganzer Mann einige hundert Menschen beschäftigte, wie ein Zigeuner zur See gebettelt hatte. Schließlich war alles möglich.

»Und wir können doch nicht immer Fische fangen, um uns nur gerade zu ernähren.«

»Weshalb nicht?«

»Na – fragen Sie doch nicht so – zum Leben gehört doch noch etwas anderes.«

»Dann fangen Sie doch Walfische.«

Ich starrte den Sprecher an. Walfische! Dieses Wort wirkte auf mich wie ein Blitz – so erleuchtend fuhr es mir durch den Kopf.

Mein Gott, weshalb war ich selbst noch gar nicht darauf gekommen? Ich war noch auf keinem Walfischfänger gewesen, meines Wissens auch noch keiner meiner Leute, und wäre das der Fall gewesen, so hätte der Betreffende doch sicher schon diesen Vorschlag gemacht – und was man nicht kann, das lernt man, gehört hatte ich schon genug davon – ich konnte ja auch einen Harpunier engagieren – und ein Walfischjäger braucht nichts weiter als warme Kleidung und genügend Proviant – dies alles wollte ich mir schon noch verschaffen, Blodwen hatte ja noch genug reichen Schmuck – und wenn uns das Glück nicht ganz und gar verließ, wollten wir es schon zu etwas bringen . . .

»Walfische,« wiederholte ich langsam. »Kapitän, da bringen Sie mich auf einen Gedanken!«

»Es brauchen ja nicht gerade Walfische zu sein.«

»Was sonst?«

»Nun, das Meer birgt doch Schätze genug, man muß sie nur zu heben wissen.«

»Schätze?«

»Denken Sie nur an die zahllosen Wracks.«

»Deren Lage muß man aber erst kennen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu tief liegen.«

»Lagerstätten von Perlmutter und dergleichen.«

»Das sind alles utopische Schätze – Phantasien – da sind mir reelle Walfische lieber.«

Plötzlich blieb Karlemann stehen und blickte mich von unten auf an.

»Ich weiß einen Schatz im Meere.«

»Wo?«

»Ja, wo – so fragt man die Dummen aus,« entgegnete Karlemann ungeniert, was ich ihm nicht verübeln konnte. Aber ich war tatsächlich äußerst gespannt. Denn was dieser Junge sprach und

tat, das hatte doch alles Hand und Fuß, und wie er nun auch dies gesagt hatte!

»Tatsache, Sie wissen einen Schatz?«

»Ja.«

»Einen natürlichen oder einen von Menschenhand versenkten?«

»Sie wissen gleich den richtigen Unterschied zu machen. Es ist ein natürlicher, der sich mit der Zeit dort angesammelt hat.«

»Darf ich wenigstens erfahren, was es ist?«

Zunächst blieb mir Karlemann die Antwort schuldig.

»Gold?«

»Nein, kein Gold.«

»Edelsteine?«

»Ich – ich weiß es selber nicht,« kam es schließlich zögernd heraus.

Das war allerdings höchst seltsam. Und schließlich doch nicht. Man kann doch irgendwo einen Schatz vergraben wissen, ohne zu ahnen, woraus er besteht.

Da aber kam mir eine böse Vermutung. »Von wem haben Sie dies denn erfahren?«

»Das ... muß mein Geheimnis bleiben.«

»Hören Sie, das hat Ihnen wohl ein alter Matrose gesagt – oder es kann auch ein junger gewesen sein – er hat Ihnen von einem Schatze erzählt, den er an irgendeiner entlegenen Meeresküste oder irgendwo auf dem Meeresgrunde liegen weiß, ein gesunkenes Wrack oder etwas Aehnliches.«

Um zu verstehen, was ich meine, muß man einmal in eine Schifferkneipe gehen. Ich glaube, es gibt keinen einzigen alten Seemann, der nicht irgendwo seinen Schatz oder speziell sein Wrack weiß, welches nur der Hebung wartet. Und die jüngeren Matrosen machen mit. Das geht eben so von Mund zu Mund, einer vertraut es unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit –

meistenteils in einer besoffenen Stunde – seinem besten Freunde und ... glaubt selbst nicht daran.

Was mich anbetrifft, so wußte ich in der Südsee eine kleine Insel, die meterhoch mit Perlmutteruschalen bedeckt war, eine sehr kostbare Ware, die mich sofort zum vielfachen Millionär gemacht hätte – und zweitens war mir ganz genau die Lage der ›Ariadne‹ bekannt, ein spanisches Schiff, welches vor hundert oder fünfhundert Jahren – so genau kommt es dabei nicht darauf an – an der Küste von Yukatan gesunken war, ganz vollgepfropft mit Gold und Perlen und Edelsteinen, den alten Azteken abgenommen, und dabei war das Wrack in ganz bequemer Tiefe erreichbar.

Aber mir fiel es gar nicht im Traume ein, dorthin zu gehen, um mir meine Schätze abzuholen. Ich wollte immer andere hinschicken.

Nebenbei bemerkt: man findet eine ganz ähnliche Manie bei den deutschen Handwerksburschen, bei den deutschen Walzbrüdern, die überhaupt eine gewisse Aehnlichkeit mit Seeleuten haben, indem sie einmal in der ganzen Welt zu Hause sind, dann sprechen sie mit Stolz von so und so vielen Jahren Wanderzeit, usw. Und unter diesen Pennbrüdern findet man keinen einzigen, der nicht sein Patentchen hat, das er verkaufen will. Das heißt noch kein Patent, sondern seine Erfindung, die er patentieren lassen will, wozu er einen Dummen sucht. Es ist fast ganz genau dasselbe. Beim Seemann kommt nur noch mehr Humor, eine absichtliche Aufschneiderei hinzu.

Hierüber hatte ich meinem kleinen Gesellschafter noch keine Erklärung gegeben, wollte es erst tun, als er mich listig von der Seite anblickte.

»Sie denken wohl, ich glaube an solche Meeresschätze, an Wracks und dergleichen, wovon die alten Kapitäne immer anfangen, wenn der Grog steif genug gewesen ist?«

Dann kam ich also zu spät. Freilich, der Junge stammte ja auch aus Ritnese, der mußte so etwas wohl kennen.

»Woher haben Sie die Kunde sonst?«

»Habe durch Zufall etwas erfahren, aber auch ganz sicher . . .

Wieder blieb Karlemann stehen und blickte mich steif an.

»Glauben Sie, daß noch einmal ein Erdteil entdeckt werden könnte?«

»Ein ganzer Erdteil? Auf dieser Erde? Nee.«

»Und warum nicht?«

»Mein Gott, warum nicht! Weil eben die Erde schon durchaus erforscht ist. Oder . . . Sie meinen wohl die Nord- und Südpolarländer? Ja, die müssen erst noch erforscht werden.«

»Nein, ich meine einen noch unentdeckten Erdteil in recht bewohnbarer Gegend.«

»Im Meere? Ich meine einen ganzen Erdteil, der vom Meere umspült ist. Also nicht eine Gegend des inneren Asiens, Afrikas oder Australiens?«

»Ein ganzer Erdteil, der vom Meere umspült ist, in der gemäßigten Zone liegend. Könnte so einer nicht noch entdeckt werden, so wie Kolumbus Amerika entdeckt hat?«

»Na, Karlemännchen, nun hören Sie aber bald auf!« mußte ich jetzt lachen. »Ich habe Sie doch nun schon kennen gelernt. Sie haben in solchen Angelegenheiten doch den Verstand eines erwachsenen Menschen. Daß es noch viele kleine, unerforschte Inseln gibt, das glaube ich, besonders im Australischen Archipel . . . «

»Ich meine einen ganzen Erdteil, wenn auch nicht allzugroß, aber sicher so groß wie ganz Großbritannien, und wenn das ganz einsam im Weltmeer liegt, warum soll man es dann nicht als einen Erdteil für sich bezeichnen? Und wenn ich Ihnen nun sage, daß es noch solch einen unbekanntem Erdteil gibt?«

Und dabei blickte der Junge mich in einer Weise an, daß ich ganz baff wurde.

»Sie wollen mich wohl veralbern?«

»Durchaus nicht, und ebensowenig bin ich verrückt. Aber, Herr Kapitän – wenn ich Ihnen nun damals, als ich zuerst als Schiffbrüchiger an Bord Ihrer ›Sturmbraut‹ kam, alles erzählt hätte, was ich beabsichtigte, wie ich den Negern im Handumdrehen alles Gold abnehmen wolle, daß ich gleich zum reichen Manne würde, daß ich hier diese Leuchtturminsel, selbst für die Engländer unerreichbar, schon damals als mein Eigentum betrachtete, und so weiter und so weiter – wenn ich Ihnen von diesen meinen Plänen erzählt hätte – würden Sie mich nicht für einen Narren, für einen Wahnsinnigen gehalten haben? Würden Sie mich nicht mindestens verlacht haben?«

Er hatte recht, hundertmal recht!!

»Nein, Herr Kapitän Algots, ich zweifle an nichts mehr, was Sie mir sagen – ich darf gar nicht mehr zweifeln.«

»Und so sage ich Ihnen, daß es in der Welt noch einen unbekanntem Erdteil gibt, der erst noch entdeckt werden muß.«

»Unfaßbar – mir unfaßbar!« konnte ich trotz meiner vorigen Erklärung nur flüstern.

»Haben Sie nicht eine kleine Ahnung, wo der kleine Erdteil oder die riesig große Insel liegen könnte?«

Ich marschierte im Geiste schnell einmal um die ganze Erde herum, mehrmals, die verschiedensten Breitengrade einhaltend – nein, da die Polarregionen ja nicht in Betracht kommen sollten, wußte ich auf unserem Planeten keine Gegend, in der sich irgendeine Insel noch hätte verstecken können – und Karlemann sprach von einer Insel, so groß wie ganz Großbritannien, und wenn so etwas ganz isoliert liegt, kann man es ja auch wirklich einen eigenen Kontinent nennen, mit mehr Recht als Europa, welches doch nur ein ganz kleiner Teil von Asien ist, der Geographie nach beurteilt.

»Nein – das ist für mich ein unfaßbares Rätsel.«

»Desto besser. Wollen wir zusammen Kumpe machen?«

»Ob wir was zusammen machen wollen?« fragte ich verwundert.

»Na, Kumpe – Sie wissen doch – Kumpe – wollen wir?«

Da erinnerte ich mich, dieses Wort doch schon einmal gehört zu haben.

»Sie meinen Kompanie?«

»Jawohl – auf deutsch Kumpe. Wollen wir?«

»Inwiefern Kompanie oder Kumpe?«

»Na, wir wollen diesen Erdteil zusammen entdecken.«

Nun soll man aus so etwas klug werden! Ich fing doch wieder etwas zu zweifeln an.

»Wo soll denn der Erdteil liegen?«

»Westwärts. Geradeso wie auch Kolumbus westwärts fuhr, um Indien auf dem Seewege zu erreichen und dabei zufällig Amerika entdeckte.«

Der Junge besaß doch größere Kenntnisse, als ich manchmal annahm.

Und wie ich so Kolumbus auf seiner Fahrt nach Amerika verfolgte – nur so, weil man sich doch bei allem etwas denken muß – da plötzlich ging mir eine Ahnung auf.

»Diese große, noch unbekannte Insel soll doch nicht etwa in – in ... «

»Na, na?« ermunterte mich Karlemann, als ich die Vermutung gar nicht auszusprechen wagte.

» ... in der großen Fucusbank von Sargasso liegen?! «

»Erraten.«

Ja, dann freilich!

Ich will hier gleich anführen, was der Leser darüber wissen muß.

Der Fucus oder Seetang, auf portugiesisch *sargaço*, ist eine Wasserpflanze, die auf der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel überall im Meere vorkommt. Es ist die größte und längste Pflanze, welche es gibt, indem man schon solche von tausend Metern

Länge gemessen hat. Die lederartigen, aber hellgrünen Blätter schwimmen, durch eine besondere Art von Luftblasen gehalten, auf dem Wasser, die ganze Pflanze wächst nach unten, bis die Wurzel den Meeresboden erreicht.

Besonders häufig kommt der Fucus an der portugiesischen und an der schottischen Küste vor. Jeder Sturm wirft hier wie dort ungeheure Massen von Seetang an den Strand. In beiden Ländern wird er gesammelt und entweder gleich als Dünger ins Innere des Landes gefahren oder getrocknet und sofort an der Küste verbrannt. Die Asche heißt in Portugal Varec, in Schottland Kelp, aus ihr wird der größte Teil des im Handel vorkommenden Jods gewonnen, wie überhaupt alle Seepflanzen jodhaltig sind, der Seetang am allermeisten.

Dann gibt es mitten im Meere solche schwimmende Inseln von Seetang, Fucusbänke genannt, kleine und große, und die allergrößte ist die von Sargasso, zwischen Afrika und Amerika. Diese ganze Gegend des Atlantischen Ozeans wird als Sargassomeer bezeichnet.

Die Ausdehnung dieser Fucusbank geht vom 16. bis zum 38. nördlichen Breitengrade, das wäre eine Länge von etwa 300 geographischen Meilen, und ihre Breite beträgt durchschnittlich 160 geographische Meilen. Ihre Grenzen sind durch Meeresströmungen ziemlich scharf bestimmt, so daß alles, was darüber hinaus wuchert, abgerissen wird und eben an Küsten antreibt.

Kann der Leser sich vorstellen, was für eine grüne Wiese das ist, die dort auf offenem Meere seit Urzeiten schwimmt und bis ans Ende der Welt dort schwimmen wird?

50 000 geographische Quadratmeilen – fünfmal so groß wie Deutschland – und da ist nur die undurchdringliche Kernmasse gemeint, da sind nicht die unzähligen Ausläufer mitgerechnet, die ganze Masse, welche noch so daran herumschwabbelt. Sonst müßte man das Ganze mindestens 200 000 Quadratmeilen schätzen.

Kolumbus war der erste Mensch, der uns von dieser Fucusbank berichtete. Am 16. September 1492 erblickte er bei Sonnenaufgang eine grüne Wiese, die er nicht gut für Land halten konnte, sie war ja nicht über der Wasserfläche erhaben, sie schaukelte doch auch – dann erkannte er Seetang – willig teilte sich die schwimmende Wiese vor den Schiffen – es kamen immer mehr, immer größere solcher Wiesen, immer schwerer kamen die Schiffe vorwärts, aber nun konnten diese Segelfahrzeuge doch auch nicht wieder zurück, jetzt hieß es also durch!! – und in drei Tagen hatten sich die kühnen Schiffer denn auch glücklich aus der furchtbaren grünen Umschlingung befreit.

Wie den Leuten damals zumute gewesen ist, können wir heute gar nicht mehr nachfühlen. Kolumbus hatte auch außerordentliches Glück gehabt. Einmal hatte er einen starken Ostwind hinter sich, dann hatte er zufällig gerade eine wenig bewucherte Fahrstraße gefunden, welche noch heute von Dampfern und wohl auch einmal von einem wagemutigen Segelschiffkapitän benutzt wird.

Heute bedeutet diese ungeheure Fucusbank von Sargasso für die Schifffahrt kaum noch eine Gefahr, wenigstens keine größere als ein festes Land. Man kennt eben genau ihre Grenzen, welche, wie schon gesagt, durch Meeresströmungen scharf bestimmt sind, und so betrachtet man diese schwimmenden Inseln ganz einfach als festes Land, von dem man sich fernzuhalten hat, und ein Leuchtturm ist nicht nötig, weil schon hundert Meilen zuvor Seetang genug treibt, was man auch in finsterster Nacht bemerkt, und dann muß eben der Kurs geändert werden, um nicht näher an die wirklich gefährlich werdende Bank heranzukommen.

Es gibt genug Schiffe, welche dennoch hineingeraten sind, und deren Mannschaft erzählen kann, was sie durchgemacht hat. Schreckliches! Mehr und mehr häufen sich am Bug die grünen Stricke mit den breiten Blättern an, immer mehr hemmen sie die Fahrt, sie klettern empor, und wenn sie das Schiff fest haben, dann

wuchern sie auch an den Seiten empor, von hinten – und dann brütet die Sonne mit furchtbarer Macht auf der grünen, bei Windstille unbeweglichen Fläche, ein schwüler Dunst steigt empor, daraus wird ein faulender Gestank, atemversetzend, hirnbetäubend – – bis ein frischer Wind die Luft reinigt und das Schiff wieder manövrierfähig macht, es aus der grünen Umstrickung reißt.

So wissen viele Leute zu erzählen. Wenn der frische, erlösende Wind aber nun nicht kommt? Dann kann auch niemand davon erzählen. In grüner Umstrickung findet alles seinen Tod.

Wieviel Schiffe mögen in der Fucusbank von Sargasso spurlos verschwunden sein? Man weiß es nicht.

Doch da ist gar nichts so Schreckliches dabei. Es ist nur etwas Ungewohntes. Ebenso könnte man fragen: von wie vielen Schiffen, die nie wieder den Heimatshafen erreicht haben, weiß man nicht, an welcher Küste sie gescheitert sind? Es ist schließlich doch ganz genau dasselbe. Der vorsichtige Schiffer muß eben dieser Fucusbank genau so fern bleiben wie jeder Küste, an der er nichts zu suchen hat – – und schließlich findet das Schiff trotz aller Vorsicht seinen Untergang im offenen Meere bei Sonnenschein und ruhiger See, und es sinkt mit Mann und Maus hinab auf den Meeresgrund, und niemand weiß, wo es liegt, wo es geblieben ist. Seemannslos! – –

Ja, in dieser Fucusbank von Sargasso, in diesem Zentrum von 50 000 deutschen Quadratmeilen, das noch von keinem Schiffe durchkreuzt worden war, da konnte wohl noch eine mächtige Insel liegen, so groß wie Großbritannien, in seiner Einsamkeit mit Recht ein Kontinent für sich selbst zu nennen, und niemand hatte auch nur eine Ahnung davon – – bis auf diesen Jungen hier!

»Also in der Fucusbank von Sargasso?«

Karlemann nickte nur.

»Wo da? Können Sie mir die Lage näher bezeichnen?«

»Ich kann es, aber ... vorläufig werde ich das natürlich nicht tun.«

Das konnte ich ihm auch gar nicht übelnehmen.

»Woher haben Sie davon Kenntnis bekommen? Darf ich wenigstens das erfahren?«

»Nein, auch das nicht.«

»Und Sie wollen in dieses grüne Wirrsal eindringen?«

»Ja, das will ich, und dazu möchte ich mich mit Ihnen verbinden. Machen Sie mit? Halbpart, und es gibt dabei etwas zu verdienen.«

»Auf der Insel ist ein Schatz zu heben?«

»Wie ich sagte. Freilich kein gemünztes Geld, wohl nicht einmal Gold, sondern . . . ich weiß es nicht . . . Irgend etwas, woran man viel Geld verdienen kann – – ungezählte Millionen.«

»Und Sie wissen ganz, ganz bestimmt, daß sich dort wirklich ein Festland befindet, mag dieses nun noch so groß, oder noch so klein sein?«

»Ganz, ganz bestimmt.«

»Und da wissen Sie nicht einmal, worin die Reichtümer bestehen, die darauf zu finden sind? Wie soll ich mir das zusammenreimen?«

Karlemann zögerte lange, druckste auch so, bis er endlich sagte:

»Na, ich kann es ja gestehen. Eigentlich ist es ein Verrat, schon mehr Diebstahl, aber . . . na, das geht Sie überhaupt gar nichts an, das kann ich machen, wie ich will. Kurz, ich habe einmal das Gespräch zweier Männer belauscht.«

»Was für zwei Männer waren das? Kapitäne in Ihrer Heimat?«

»Hören Sie, Jansen, wenn Sie darüber noch weiter fragen, sage ich Ihnen überhaupt gar nichts mehr!«

Es mußte wirklich etwas ganz . . . Strafwürdiges vorliegen, will ich sagen, um nicht gleich an eine Nichtswürdigkeit zu denken, daß der Junge dies so geheimhalten wollte. Noch mehr merkte ich dies seinem ganzen Gebaren an.

»Sehen Sie,« fuhr er gleich fort, »ich kann die Sache auch allein machen, oder aber, wenn ich glaube, allein dazu nicht imstande zu sein, auch einen anderen finden. Es gibt doch noch andere Kapitäne, die sich auch vor dem Teufel nicht fürchten, zumal wenn es dabei etwas zu verdienen gibt. Was?«

»Verwegene Kapitäne gibt es noch genug,« stimmte ich bei.

»Aber ich habe Sie doch nun schon so ziemlich kennen gelernt, und . . . ich traue Ihnen wie keinem zweiten Menschen – und . . . Sie stellen auch nicht immer solche Fragen wie andere . . . und nun sollte ich mich geirrt haben?«

»Nein, Algots, das haben Sie nicht. Also ich werde nichts mehr fragen, als was ich unbedingt muß, sonst will ich nicht in Ihre Geheimnisse dringen. Also Sie haben das Gespräch zweier Männer belauscht – ob das nun Kapitäne in Europa oder Nigger in Afrika oder Südseeinsulaner waren, soll mir ganz gleichgültig sein. Und was nun weiter?«

»Der eine war schon nach jener Insel vorgedrungen, hatte dieselbe gefunden, sie wenigstens gesehen – konnte sie aber nicht betreten, weil ihm Trinkwasser und Kohlen ausgegangen waren, und er mußte den gerade einsetzenden günstigen Westwind benutzen, um wieder das Freie erreichen zu können. Das gelang ihm auch. Und er suchte einen anderen, der ihm Geld borgte, daß er eine neue Expedition ausrüsten konnte. Dieses Gespräch belauschte ich.«

»Aha, das ist wenigstens schon etwas Handgreifliches. Also, Algots, Sie vertrauen mir wirklich?«

»Unbedingt. Aber . . . es gibt eben solche Sachen, die man nicht verraten, nicht einmal andeuten darf, und das betrifft jene beiden Männer, die – die – nämlich mit mir verwandt waren.«

Da ging mir schon eine kleine Ahnung auf, weshalb diese Heimlichkeit, ich sollte es dann auch bestätigt finden. Doch jetzt sagte ich deswegen noch nichts.

»Na, wenn Sie mir so unbedingt vertrauen – dann sagen Sie mir doch gleich, wo sich diese Insel befindet. Es handelt sich ja um eine geographische Ortsbestimmung?«

»Allerdings.«

»Denn daß man in dem grünen Wirrsal nichts finden kann, wenn man nur so drin herumfährt, obgleich ich noch nicht einmal weiß, wie das zu machen ist, das kann ich begreifen.«

»Niemals werden Sie etwas finden. Oder es wäre ein Zufall, wie beim blinden Huhn mit der Perle.«

»Also schießen Sie los. Geben Sie die geographische Ortsbestimmung.«

Noch ein kurzes Zögern, dann schien sein Entschluß gefaßt zu sein.

»Aber Sie dürfen es keinem anderen Menschen verraten.«

»Niemandem.«

»Auch Ihrer Frau nicht – oder was sie sonst is.«

»Die gehört doch auch mit zu den Menschen,« mußte ich wieder lächeln.

»Auch nichts aufschreiben.«

»Nun hören Sie endlich auf oder ... suchen Sie sich einen anderen.«

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!«

»Auf mein Ehrenwort!«

»Das genügt!« sagte Karlemann, und dann deklamierte er schnell her: »21 Grad 36 Minuten 45 Sekunden nördliche Breite, 43 Grad 2 Minuten 17 Sekunden westlich von Greenwich.«

Er hatte sein tiefstes Geheimnis ganz vernehmlich aussprechen können, wir befanden uns völlig allein auf dem weiten Plateau, erleichtert atmete er jetzt auf, und ich zog sofort meinen Taschenatlas hervor, suchte nach, wobei ich bemerke, daß ich für solche geographischen Zahlen ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitze. Andere Zahlen, wie Geschichtsdaten, interessieren mich viel weniger, am allerwenigsten solche von Geldsummen.

»Das ist gerade die Mitte der Fucusbank – gerade das Zentrum jenes Teiles, welches alle Schiffe wie die gefährlichste Riffformation fliehen müssen.«

»Sie sagen es.«

»Das ist aber nur ein Punkt von wenigen Quadratmetern.«

»Von diesem Punkte hat Ferd ... festes, gebirgiges Land erblickt.«

Er hatte Ferdinand sagen wollen – der Mann mußte ihm sehr gut bekannt gewesen sein. Von Verwandten hatte er ja auch schon gesprochen.

»Und dann hat der Kapitän wieder umgedreht?«

»Es war kein Kapitän.«

»Na, dann etwas anderes! Seien Sie doch nicht so wortklauberisch. Dann ist der Mann also wieder umgekehrt?«

»Ja.«

»Wie konnte er da wissen, daß es sich um eine große Insel handelte, die man als einen ganzen Kontinent bezeichnen könnte?«

»Weil er einige Tage an der Küste entlanggefahren ist, ohne ein Ende abzusehen; aber wegen trüber Witterung war er nicht imstande, eine geographische Berechnung zu machen, bis an jenem Tage, da er wieder umkehren mußte.«

Ah so! Das war allerdings eine genügende Erklärung. Mein Mißtrauen mußte immer mehr schwinden, wenn auch noch genug Fragen offen blieben.

»Ein gebirgiges Land?«

»Wenigstens hügelig, obgleich diese Hügel vielleicht auch nur aus aufgehäuften Seetang bestehen konnten.«

»Konnte das überhaupt nicht nur aufgehäufter Seetang sein, der sich dort unverrückbar festgesetzt hat?«

»Nein, er sah auch felsigen Boden genug.«

»Und die Schätze, oder die wertvollen Naturalien, die sich des Abholens lohnen?«

»Weiß ich nicht.«

»Auch jener Mann nicht?«

»Doch! Jedenfalls! Ich konnte die Unterhaltung der beiden nur sehr abgerissen belauschen, und gerade das entging mir.«

»Gar keine Andeutung?«

»Millionen liegen dort aufgespeichert – ist das keine genügende Andeutung?«

»Hm, wie man's nimmt! Der Mann fand den Rückweg wieder?«

»Er erreichte glücklich wieder das offene Meer.«

»Es war ein größeres Schiff?«

»Jedenfalls ein großer Dampfer.«

»Dieser Mann glaubte sich doch wahrscheinlich im alleinigen Besitze des Geheimnisses.«

»So versicherte er.«

»Wo bleibt denn da die andere Besatzung, die doch auch dabei war?«

»Der Dampfer ging bald darauf mit Mann und Maus unter.«

»Nur der Kapitän kam mit dem Leben davon?«

»Es war nicht der Kapitän. Oder meinetwegen denn – nur er blieb am Leben, konnte sich retten.«

Jetzt bestätigte sich meine Ahnung. Offenbar lag ein Verbrechen vor. Zur Wahrung seines Geheimnisses hatte der Betreffende das ganze Schiff mit allem Lebendigen absichtlich untergehen lassen, nur sich selbst hatte er rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Und es waren Karlemanns Verwandte gewesen – daher diese sorgfältige Verschwiegenheit – vielleicht sogar einem Edelmut entstammend.

»Und jener Mann, lebt er noch?«

»Nein, er ist tot.«

»Und der, dem er es erzählt hat?«

»Ist gleichfalls tot.«

Ich mochte wiederum fast an ein Verbrechen glauben. Doch ich sagte nichts davon.

»Wie lange ist das nun schon her?«

»Als ich das hörte? Vier Jahre.«

»Und wann hatte der Mann die Expedition gemacht?«

»Im Jahre zuvor. Er war eben erst zurückgekommen.«

»Und die geographische Ortsbestimmung? Haben Sie die auch richtig gehört?«

»Ganz deutlich, sie wurde mehrmals wiederholt!«

»Können Sie sich da auch nicht geirrt haben? Sie als Sachkundiger wissen recht wohl, was da eine Zahl zu bedeuten hat.«

»Irrtum ganz ausgeschlossen. Oder ich will's Ihnen zu Ihrer Beruhigung nur sagen, die geographische Ortsbestimmung, von jenem Manne selbst geschrieben, befindet sich in meinen Händen.«

Eines Verbrechens hielt ich diesen Jungen nicht für fähig. Höchstens ein kleiner Diebstahl – es mochte ja ein Onkel gewesen sein, der Junge hatte gewußt, wo das Blatt nach dem Tode zu finden gewesen war, hatte es sich gleich angeeignet.

»Ja, wie hat der Dampfer da nun aber so weit vordringen können?«

»Das frage ich Sie.«

Der Junge konnte trotz aller sonstigen Offenheit manchmal einen recht lauernden Ausdruck annehmen.

»Hat der betreffende Mann davon nicht erzählt?«

»Das wahrscheinlich, aber ich habe nichts davon zu hören bekommen.«

»Der Dampfer muß doch dazu eine ganz besondere Vorrichtung gehabt haben, um die Wasserschlingpflanzen zu durchschnei . . . «

»Natürlich, wir bringen vorn große Messer an,« unterbrach mich Karlemann mit Hast, als wolle er nicht, daß ich ihm eine Idee wegnehme. »Halten Sie es dann für möglich, in der Fucusbank herumzufahren, ohne Gefahr, darin stecken zu bleiben?«

Ja, das hielt ich für möglich. Auf diese Weise hätte die bisher noch unbekannt Region der großen Fucusbank schon längst erforscht sein können – wenn irgend jemand Interesse daran gehabt

hätte. Aber wer vermutete denn etwas anderes als die ewig grüne Wiese, wer hatte schon an ein Geheimnis, an festes Land gedacht?

»Und außerdem,« fügte Karlemann meiner diesbezüglichen Erklärung bei, »konnte man erst nach Erfindung des Dampfers daran denken, der sich vom Winde unabhängig gemacht hat; denn sonst wäre so etwas doch gar zu gefährlich gewesen.«

Dem konnte ich nur beistimmen.

»Hat denn der betreffende Mann sonst nichts von Gefahren oder doch von Abenteuern erzählt?«

»Nicht daß ich wüßte. Ich habe wenigstens nichts davon gehört.«

Ich weiß nicht – in dieser Beziehung traute ich meinem kleinen Freunde nicht recht. Etwas Verstecktes hatte er doch immer an sich.

»Nun, wollen Sie sich auf die Entdeckungsfahrt machen?«

»Zu welchen Bedingungen?«

»Halbpart!«

»Sie meinen, was ich finde, das teilen wir zusammen?«

»Ja. Was die Expedition einbringt.«

»Und Sie wissen wahrhaftig nicht, was es dort geben kann?«

»Wahrhaftig nicht! Auf Ehre nicht!«

Diesmal glaubte ich ihm. Und mein Entschluß war schon längst gefaßt gewesen. In mir regte sich die Abenteuerlust. Nur eines war noch zu bedenken.

»Sie wissen doch, wie es mit mir, mit meinem Schiffe steht.«

»Sie meinen, Sie haben kein Geld.«

»Nicht einmal so viel, um mich für drei Wochen zu verproviantieren.«

»Well, ich zahle Ihnen jeden Vorschuß, den Sie wünschen. Oder einen anderen Vorschlag, um Ihrer Bescheidenheit zuvorzukommen.«

Wie dieser Junge nur sprechen konnte! Nein, das war kein Junge, sondern ein alter Zwerg!

»Welchen Vorschlag?«

»Ich will Ihr Schiff chartern, auf ein ganzes Jahr. Wieviel verlangen Sie pro Tonne und Tag?«

Ob der wußte, was das kostete?

»Sagen wir,« fuhr er fort, als ich noch überlegte, »pro Tonne einen halben Dollar. Ihr Schiff hat 1000 Tonnen, das sind pro Tag 500 Dollar, das sind für das Jahr rund 180 000 Dollar. Sind Sie damit zufrieden?«

O, wie genau dieserh albwüchsige Junge in allem und jedem Bescheid wußte! Ich hätte genau dieselbe Summe gefordert, das war und ist tatsächlich der Miet- oder Charterpreis für einen Dampfer, wenigstens im Durchschnitt. Je kleiner ein Dampfer, desto höher wird der Preis. Bei 1000 Tonnen traf fast genau zu.

Hierbei sieht man auch, was mit einem Schiffe zu verdienen ist. Für mein Schiff, welches 100 000 Dollar gekostet hatte, bekam ich pro Jahr fast die doppelte Miete. Freilich sind hiervon die Heuern – doch das ist ebenso Nebensache wie die Beköstigung der Leute – und Kohlen abzurechnen. Immerhin verzinst sich ein Schiff mit mindestens 100 Prozent. Nun aber kommt die Versicherung hinzu – die ist es, die alles wieder auffrißt, daß für Aktionäre auch nicht viel mehr als eine zehnpromzentige Dividende bleibt. Und ein Schiff muß doch versichert sein, das ist etwas anderes als ein Haus, von dem bei einem Feuer doch wenigstens der Grund und Boden stehen bleibt; aber wenn ein Schiff wegsackt, dann ist eben alles futsch! Oder man spielt *va banque*, und solche Spieler zur See gibt es ja allerdings auch genug. Aber ein gutes Ende hat wohl noch keiner genommen. Deren Vorsatz ist ja von vornherein, mit ihrem Schiffe auch ihr Leben zu verlieren – wie Spieler es eben machen. Und ich hätte es früher auch so gemacht, war noch jetzt bereit dazu.

»Ich zahle Ihnen,« fuhr Karlemann fort, »180 000 Dollar, in der Annahme, daß die ganze Expedition ein Jahr währt. Was Sie daran ersparen, gehört Ihnen. Diese Summe ziehe ich dann von Ihrer

Hälfte am Gewinn ab. Das ist wohl rechts und billig; denn ich bin der Urheber der ganzen Idee. Gesetzt aber den Fall, Sie finden auf der Insel gar nichts, was des Mitnehmens wert ist, dann trage ich die Kosten des ganzen Unternehmens allein, ich habe die 180 000 Dollar verspielt, ich verlange nichts von Ihnen, auch nicht, was von dieser Summe übrig geblieben ist. – Herr, kann ich Ihnen ein günstigeres Anerbieten machen? Und glauben Sie nun endlich, daß es sich um etwas Reelles handelt? Oder denken Sie, ich bin so einer, der 180 000 Dollar nur so zum Fenster hinauswirft?«

In der Tat, ich war wieder einmal baff! Ja, hier mußte wirklich etwas ganz Besonderes vorliegen.

»Abgemacht!« rief ich sofort.

»Ihre Hand her!«

Ich gab sie ihm.

»Etwas anderes gibt es nicht bei mir. Etwas Schriftliches braucht es nicht bei mir.«

Wenn jemand ebenso dachte, dann war ich es.

»Ich kann Sie doch nicht betrügen,« fügte Karlemann noch hinzu, »vielmehr muß ich es sein, der Ihnen unbedingt traut, und das tue ich.«

In der Tat, so war es. Wenn ich nun dort einige Berge Gold fand, wer sagte ihm da, daß ich die Berge nicht für mich behielt?

Ja aber, da war doch Karlemann selbst . . .

»Mir scheint fast, daß Sie selbst gar nicht mitgehen wollen?!«

»Will ich auch nicht.«

»Warum nicht?«

»Ja, mein lieber Jansen, was soll ich denn dabei tun? Sie sind doch selbst Mann genug, um so etwas durchzuführen, in dieser Hinsicht kann ich mich doch nicht mit Ihnen vergleichen, und ich habe hier noch genug zu tun, auch noch genug zu verdienen und . . . ich traue Ihnen eben. Was soll ich da die Expedition mitmachen?«

Wenn ich diesen Knaben-Charakter nicht schon erwogen hätte, so hätte ich abermals mißtrauisch werden können. Aber ich wurde es nicht, eben weil ich diesen Charakter begriff.

Denn im Grunde genommen war dieser deutsche Zigeunerknabe gar nicht so besonders abenteuerlich und romantisch veranlagt.

Ist denn etwa der Zigeuner, der Indianer romantisch und abenteuerlich veranlagt zu nennen? Nein, eigentlich nicht.

Der Zigeuner zieht unstedt umher, lebt lieber vom Stehlen als von ehrlicher Arbeit, weil dies in seiner innersten Natur liegt, und dasselbe gilt von der amerikanischen Rothaut, die von der Jagd lebt, und deren Lust der Schleichkrieg ist. Wollte man aber einen Zigeuner oder eine Rothaut abenteuerlich nennen, so trifft das gar nicht zu.

Der Junge, der Mann ist abenteuerlich veranlagt, der eine bequeme Heimat verläßt, um das Leben eines Zigeuners oder eines Indianers zu führen! Das ist ein gewaltiger Unterschied!

Nun allerdings hatte dieser deutsche Junge ja ebenfalls seine Heimat verlassen: aber doch nicht so aufs Geratewohl, sondern mit allem ausgerüstet, was zu seiner Verfügung stand, mit der wohlgeplanten Absicht, möglichst schnell viel Geld zu verdienen – und diese Pläne waren nur für andere abenteuerlich, nicht für ihn selbst! Ich hatte überhaupt schon erkannt, daß es diesem Jungen immer nur aufs Geldverdienen ankam, daß er sonst durchaus nicht auf Abenteuer ausging.

Kurz, in mir stieg deswegen kein Mißtrauen auf.

»Well, ich bin mit allem einverstanden, und ich werde tun, was nur ein Mann tun kann. Wie stellen Sie sich nun das mit den Messern vor?«

Das wurde ebenfalls sofort hier oben auf dem Plateau besprochen. Karlemann offenbarte mir seinen sicherlich wohlüberlegten Plan, der aber auch gar nicht anders hätte ausfallen können.

Es handelte sich also darum, am Bug des Schiffes eine Vorrichtung anzubringen, welche die hemmenden Wasserschlingpflanzen leicht durchschneidet. Das konnte nur ein Messer sein, das von Deck aus bis hinab an den Kielsteven reichte. Der Stahl mußte verzinkt werden, um dem ätzenden Seewasser besser widerstehen zu können, darüber vielleicht noch so ein Lack wie der von meinen Kassetten, verschiedene solcher Messer, die nach Bedarf ausgewechselt wurden, noch eine besondere Vorrichtung, um solche Messer leicht einzuschieben und wieder zu entfernen, also auszuwechseln.

Wir gingen die nächsten Häfen durch, wo dies alles in Werkstätten gefertigt werden konnte. Außer Kapstadt kam wohl nur noch Monrovia in Betracht.

»Wissen Sie was – fahren Sie gleich nach New-York. Dort finden Sie alles, was Sie brauchen, dort geht es am schnellsten, und New-York ist schließlich auch nicht viel weiter als Kapstadt.«

»Hm. Dann könnte ich auch gleich von Westen her in die Fucusbank eindringen, und das ist um so günstiger, weil doch meistens Westwind herrscht, da sparen wir Kohlen.«

»Das können Sie machen, aber erst müssen Sie noch einmal hierher kommen.«

»Weshalb?«

»Weil ... ich die ganze Vorrichtung erst noch einmal sehen möchte.«

Mir kam es fast vor, als hätte er noch einen anderen Grund. Er hatte hinter dem ›Weil‹ eine so verdächtige Pause gemacht. Doch das war mir schließlich ganz gleichgültig, ich stand jetzt gewissermaßen in Karlemanns Diensten.

»Aber jede Verzögerung kostet Ihr Geld.«

»Geld, lieber Jansen, spielt bei mir gar keine Rolle, vorausgesetzt, daß ich es doppelt oder lieber dreifach wiedergewinne. Sie müssen sich erst mit Trinkwasser versehen?«

»Auch mit Proviant und, wenn ich dampfen soll, auch mit Kohlen.«

»Dann nehmen Sie auch Kohlen ein, gleich als Ballast, wenn die hier an der afrikanischen Küste nicht gar zu teuer sind.«

»In New-York sind sie natürlich bedeutend billiger.«

»Wieviel beträgt der Unterschied?«

»Die Tonne mindestens einen halben Dollar.«

»Dann nehmen Sie die Kohlen lieber in New-York.«

Also doch immer sparsam! Ja, ich wußte recht wohl, daß dieser Junge knickrig sein konnte. Um so mehr aber wuchs mein Vertrauen zu seinem jetzigen Unternehmen. Für etwas Zweckloses gab der eben keinen Pfennig aus.

»Und wo verproviantieren Sie sich?«

Da ich doch sowieso an Monrovia vorüber mußte, schlug ich dieses vor.

»Gut, so gehen Sie erst nach Monrovia. Aber bleiben Sie zuvor noch einige Tage hier, wir werden noch vieles zu besprechen haben.«

»Und von wann an gilt der Charterungskontrakt?« fragte ich wohlweislich.

»Natürlich von heute an, von diesem Augenblicke ab. Was abgemacht ist, ist abgemacht. Sie erhaltend für den heutigen Tag schon 500 Dollar. Während Ihres Hierseins sind Sie und Ihre Leute natürlich meine Gäste. An Proviant ist hier kein Mangel.«

Das war mehr als nobel. In so etwas ließ sich der Junge nun nicht lumpen.

Daß er alle Ursache hatte, mich aufs Zuvorkommendste zu behandeln, sollte ich freilich erst später erfahren.

»Und inzwischen,« setzte er noch hinzu, »wird natürlich mit keinem Worte über unser Ziel gesprochen.«

»Auch gegen die Lady nicht?« fragte ich, unangenehm berührt, schon eine Verwicklung voraussehend.

»Gegen die?« war seine knabenhaft-geringschätzende Antwort. »Na, der dürfen Sie natürlich erst recht nichts sagen, wenn's auch Ihre Liebste ist. Ein Weib bleibt immer ein Weib.«

Ich schluckte alles, was in mir aufstieg, hinunter. Es war schließlich doch noch ein Knabe, der sich fühlte – ich empfand fast nur das Humoristische dabei.

»Sagen Sie der nur,« fuhr er fort, »ich hätte Ihr Schiff gemietet, zu einem geheimnisvollen Unternehmen, was dabei verdient wird, teilen wir. Sie wissen aber selbst noch nicht, was es ist – oder meinetwegen, es gelte irgendwo einen Schatz zu heben – passen Sie auf, wie verrückt die gleich ist, wie die gleich auf alles eingeht.«

»Meinen Sie?« fragte ich zweifelnd, auch in Wirklichkeit ganz anders denkend.

War ich nicht doch gleich etwas zu voreilig gewesen, die Zusage zu geben? Schließlich hatte doch auch Blodwen etwas mitzusprechen, und sie, welche durchaus keine fremde Fracht nehmen wollte, würde sie sich in die Dienste dieses Knaben stellen?

»Nu, was meinen Sie wohl!« versicherte aber Karlemann. »Wenn Sie da noch zweifeln, da kenne ich die Lady doch noch besser als Sie, wenn's auch Ihre Liebste ist. Ich kann doch nicht umsonst jedes Tier dressieren, und da muß man doch immer ganz genau wissen, was es will.«

Ob dieses Vergleiches mußte ich diesmal aus vollem Halse lachen.

Und der Junge sollte wirklich wiederum recht behalten!

Als ich dann Blodwen wiedersah, die nicht über die erste Galerie hinausgekommen war, wo sie noch immer vor dem Käfig mit den vielen Löwen stand, führte ich es so aus, wie Karlemann es mir angegeben hatte.

Also wir wollten ›Kumpe‹ machen. Irgend etwas Geheimnisvolles – was, wußte ich selbst noch nicht – wahrscheinlich einen Schatz heben.

Und Blodwen? Sie war gleich Feuer und Flamme. Größer war höchstens nur noch ihre Neugierde, der ich aber widerstand.

»Vortrefflich, ausgezeichnet!!« rief sie ein Mal über das andre fröhlich. »Jetzt werden wir auch solche Seezigeuner wie dieser Karlemann! Das ist's ja gerade, was ich wollte, diesen Vorschlag hätte ich dir selber gemacht!«

ICH WERDE VON KARLEMANN NOCH MEHR EINGEWEIFHT.

Völlige Windstille hielt uns sowieso auf der Felseninsel festgebannt.

Alles stand uns offen, und was Blodwen da zu sehen bekam, das trug nur dazu bei, ihr Verlangen zu steigern, sich mit diesem deutschen Zigeunerknaben zu verbinden, womöglich für immer.

Denn so etwas Abenteuerliches, Phantastisches war ja gerade nach ihrem Geschmack.

Ich stellte einmal eine Betrachtung an, mich daran erinnernd, damals den Ausdruck gebraucht zu haben, daß es mit unserer Freiherrlichkeit zur See nun vorbei sei.

Da also fiel mir Folgendes ein: wenn so einem Adligen das Geld ausgeht, so greift er in den seltensten Fällen zur ehrlichen Arbeit. Das war schon im grauesten Altertum und im Mittelalter so – wer sich nicht mehr schlicht und recht durch direkten Straßenraub ernähren konnte, den er von seiner heimatlichen Burg aus betrieb, der wurde zum heimatlosen Wegelagerer, oder er nahm teil an einem Kreuzzug oder stellte sich in andere Kriegsdienste – kurz, zum ehrlichen Gewerbe eigneten sie sich alle nicht. Immer mußte etwas Abenteuerliches dabeisein. Und heutzutage ist es ja fast noch genau so. Es soll durchaus nicht etwa gesagt werden, daß ein kassierter Edelmann ohne Land und Leute ein Hochstapler werden muß – häufig ist dies allerdings der Fall; denn vom Schuldenmacher bis zum Hochstapler ist doch kein weiter Schritt – aber einen nüchternen Beruf, der seinen Mann redlich nährt, ergreift so einer doch selten. Meist gehen sie ins Ausland, werden dort

Offiziere, treten also auch in fremde Kriegsdienste, wenn nicht in Spanien oder in der Hundetürkei, dann in Abessinien oder sonst bei einem schwarzen König, werden dort General oder Minister, oder sie werden Kunstreiter, Pferdebandiger . . . na kurz und gut, irgend etwas, was abseits der breiten Heeresstraße liegt.

Man muß nur in der Welt herumgekommen sein, um das beurteilen zu können. Dazu muß ich noch bemerken, daß dies gewöhnlich die tüchtigsten Kerls sind.

Nun, Blodwen war ja nicht nur durch Heirat adlig geworden. Sie hatte schon blaues Blut gehabt. Ihre Großmutter väterlicherseits war ja die Schwester der tollen Lady Hamilton gewesen. Lady Blodwen hatte selbst an Tollheit schon genug geleistet, sie hatte sich ganz auf See häuslich einrichten wollen, das Geld hatte sie dazu gehabt, und da dieses ausging und sie die See, das Schiff dennoch nicht verlassen wollte, da wurde sie eben so eine abenteuerliche Lady zur See, bereit, sich mit allem zu befassen, sich durchs Leben zu schlagen – nur nicht auf irgendwelche vernünftige Weise!

Uebrigens, muß ich hier gestehen, war ich ja ein ganz ähnlich veranlagter Charakter. Wohl wollte ich immer arbeiten, aber etwas Abenteuerliches mußte dabeisein, sonst behagte es mir wenig.

Und wie ich hieran dachte, mir der Gedanke an die Lady Hamilton durch den Kopf ging, da fiel mir auch gleich etwas anderes ein.

»Himmel, Blodwen, wir sind doch noch gar nicht so arm!«

»Weshalb nicht? Weißt du etwas?« fragte sie gespannt.

»Ich nicht, aber du.«

»Ich wüßte etwas?«

»Na, wir verfügen doch noch über Schätze! Weißt du, wir sprachen doch auch einmal über Lady Hamilton, du nanntest sie deine Großtante, aus meinem Munde wolltest du ihren Lebenslauf

hören, damit konnte ich dir dienen – ich erzählte, wie die Sibylle des Libanon oder Königin von Tadmor schließlich im größten Elend gestorben sei, und da sagtest du, so arm könnte sie doch wohl nicht gestorben sein, du hattest etwas erfahren . . . und da brachst du ab. Na, nun heraus mit der Sprache: wo hat die Königin von Tadmor ihre ungeheueren Schätze, die sie sich mit Hilfe von Geistern verschafft hat, versteckt? Auf, hin, daß wir die gleich heben! So ein paar Truhen mit Gold und Geisteredelsteinen kämen mir gerade recht gut zu passe.«

Blodwen aber machte nach meinen begeisternden Worten ein recht niedergeschlagenes Gesicht.

»Da machst du erst eine so spannende Einleitung . . . mir ist gar nichts bekannt.«

»Du sagtest es aber doch, machtest so eine Andeutung.«

»Ach, das ist ja nur so eine Vermutung. Meine Mutter erzählte mir einmal, ihre Schwiegermutter hätte von der Lady Hamilton aus Syrien einen Brief bekommen, so einen geheimnisvollen, sie sollte nach ihrem Tode da und dort nachgraben . . . «

»Schon gut, schon gut!« unterbrach ich sie lachend, und daß ich nur Scherz machte, war ja gleich meinen einleitenden Worte anzumerken gewesen.

Denn wenn Blodwen von solch einem Schatze gewußt hätte, da hätte sie doch schon vorher in unserer Geldnot daran gedacht!

»Aber, Blodwen, warum hast du denn damals mit so einem tief-sinnigen Gesichte solch eine Andeutung gemacht?«

»Ach Gott, um – um – um dir etwas zu imponieren,« gestand sie jetzt schamhaft ein.

»Aber deine Mutter hat dir wirklich von solch einem Briefe erzählt?«

»Gewiß, das hat sie. Nur nicht sie selbst, sondern meine Großmutter soll ihn von der Lady Hamilton bekommen haben, ein Testament, in dem meine Großmutter, Lady Hamiltons Schwester, zur Universalerbin aller Geisterschätze eingesetzt wurde. Aber

meine Großmutter soll ja ebenfalls stark übergeschnappt gewesen sein.«

»Hast du den Brief oder das Testament einmal gesehen?«

»Niemals.«

»Deine Mutter?«

»Auch nicht. Die hatte es wiederum nur von ihrer Schwiegermutter. Ach, das ist ja überhaupt alles Unsinn. Die Lady Hamilton ist wirklich in tiefster Armut gestorben; denn hätte die noch etwas gehabt, dann wäre sie doch auch bis zum letzten Atemzuge danach aufgetreten, die war doch immer so beschaffen.«

»Ich fragte nur deshalb, weil solch eine Handschrift einer immerhin berühmten Person doch als Rarität einen gewissen Wert hat.«

»Nun, wenn wir einmal nach New-York kommen, können wir ja nachsehen. Meine Großmutter hatte nämlich in New-York ein Haus, in dem sie immer gewohnt hat, ich habe sie beerbt, und sie ist erst nach jener unglücklichen Geschichte gestorben, so daß ich auch das freie Verfügungsrecht über diese Erbschaft habe. Bekommen habe ich freilich nicht viel, sie hatte sich schon vorher alles Besitzes entäußert, es ihrer Schwiegertochter, also meiner Mutter vermacht, sich nur eine Leibrente vorbehalten.«

»Und das Haus in New-York?«

»Das ebenfalls. Es ist nur ein kleines baufälliges Häuschen in der Lostreet. In diesem hatte sie die ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verbracht, deshalb wollte sie auch drin sterben. Dieses Haus ist mein Eigentum, ich habe es verschließen lassen, es muß alles noch so sein wie bei ihrem Tode. Da können wir, wenn du dich für so etwas interessierst, ja einmal nachsehen.«

Wenn es mit dem Geisterschatze nichts war, dann hatten wir hierdurch doch wenigstens entdeckt, daß Blodwen auf dem teuren Grund und Boden von New-York noch ein Haus besaß, und wenn wir noch mehr solcher Entdeckungen machten, wozu ich

nur ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen brauchte, dann brachten wir auf diese Weise vielleicht noch ein ansehnliches Vermögen zusammen.

Ich hatte also zu Blodwen nur gesagt, daß ich von Karlemann für ein Jahr engagiert worden wäre, als sein Kompagnon, er wolle mich irgendwohin schicken, auf eine ganz abenteuerliche Fahrt, bei der eine schwere Menge Geld zu verdienen sei – aber wie und wo, das wolle mir der kleine Geheimniskrämer noch nicht mitteilen. Jedenfalls etwas ganz, ganz Geheimnisvolles!

Dasselbe sagte ich der vor dem Hauptmast versammelten Mannschaft. Solch eine Erklärung hatte ich als Kapitän ja eigentlich gar nicht nötig, die Leute waren für eine sogenannte wilde Reise gemustert worden, das heißt, für eine Reise ohne bestimmtes Ziel, auf ein Jahr.

Aber zwischen uns lag doch ein etwas anderes Verhältnis vor. Ich hatte ja meine besten Freunde zusammengesucht und von diesen mir wieder wackere Männer empfehlen lassen, um für das verfolgte Weib einen sicheren Schutz zu haben, und das hatte ich ihnen damals ebenfalls gesagt, weil doch sonst das Bewachen einer verfolgten Unschuld nicht Sache von Matrosen und Heizern ist, außerdem charterte Karlemann selbst das Schiff auf ein Jahr, so daß der Kontrakt der Leute unterdessen ablaufen mußte – kurz, ich hielt es diesmal für angebracht, vor der angetretenen Mannschaft einen Speech zu halten.

»So und so,« sagte ich, »ich habe in Kapitän Algots Auftrag eine abenteuerliche Expedition zu machen, zu der ich ganze Männer brauche. Um was es sich eigentlich handelt, weiß ich selbst noch nicht, jedenfalls ist es etwas ganz Abenteuerliches, und ich denke doch, ihr laßt mich nicht im Stich. Karlemann versichert mir, daß ich schweres Geld dabei verdienen soll, und daß dann auch ihr daran beteiligt seid, das wißt ihr doch von mir.«

Nun, das letzte wäre gar nicht nötig gewesen. Für alle diese Matrosen und Heizer galt genau dasselbe, was ich von Blodwen

gesagt, und die hatte des angedeuteten Verdienstes auch mit keiner weiteren Frage erwähnt.

Denn ich hatte ja meine Leute ausgesucht, die meisten waren intime Freunde von mir gewesen, mit denen ich schon als Matrose gefahren war, manches Abenteuer zu Wasser und zu Lande bestanden, manches Renkontre mit der Polizei ausgefochten hatte, und diese meine ehemaligen Freunde hatten wieder andere gehabt, die ich selbst nicht kannte, und so war denn eine nette abenteuerliche Gesellschaft zusammengekommen, jederzeit bereit, mit mir einen Einfall in eine südamerikanische Republik zu wagen, um mich dort als König auszurufen, wenn ich ihnen das nur etwas plausibel machen konnte – bereit zu jedem anderen tollen Streich.

Dasselbe galt sogar von den Offizieren, also von den beiden Steuerleuten und den beiden Ingenieuren. Die beiden ersteren hatte ich lange Zeit persönlich gekannt – tüchtige Kerls, aber zu jedem Abenteuer bereit – auch den zweiten Maschinisten hatte ich schon gekannt, der war sogar mein Jugendgespieler gewesen, wir hatten zusammen die Obstgärten und noch anderes unsicher gemacht, und der war noch heute zu allem fähig, obgleich er – was man aber oft vereint findet – sonst ein ganz solider, sparsamer Mensch war – hatte er mir doch auch in Kapstadt mit zweihundert Pfund ausgeholfen – und dieser hatte mir den ersten Maschinisten als einen verwandten Charakter zugeführt, der trotz seiner schon weißen Haare immer noch behauptete, daß Dummheiten nur dazu in der Welt seien, um ausgefressen zu werden.

Also ein allgemeines, jubelndes Beistimmen.

»Der Klabautermann geht doch mit?«

Natürlich, so lange sie den an Bord hatten, gingen sie ja überhaupt nicht vom Schiff. Und hatte er uns denn nicht bisher immer Glück gebracht? Wir hatten schon zwei fürchterliche Stürme überstanden, wir hatten anderes Schwere schon durchgemacht, und

noch keine Rahe war uns gebrochen, auch noch kein menschlicher Arm, kein Finger.

Ist das etwa kein Glück? Daß ich viel Geld verloren hatte, daß uns die Baumwolle verbrannte – – bah, was bedeutet denn alles das, wenn man noch Hartbrot hat und gesunde Zähne und einen gesunden Magen, um es zu verarbeiten – was geht denn überhaupt über gesunde Knochen und fröhlichen Lebensmut?!

Und mein Unglück, auch wie mich der Schiffsarzt so schmähschlich betrogen, das alles trug ja nur um so mehr bei, jeden dieser wackeren Männer mit ehernen Ketten an mich zu fesseln. Wer in der Foxel geäußert hätte, er habe die Geschichte jetzt satt, wolle das Schiff verlassen, der wäre wohl sofort gelyncht worden. Aber so etwas fiel ja eben niemandem ein.

Und was ich ihnen nun jetzt offenbart hatte! Mich mit Karle-
mann verbinden, mit diesem gottverd . . . Lausejungen!

Das heißt nämlich, sie alle blickten natürlich zu dem Knirps mit ungeheurer Hochachtung empor, sie waren dabeigewesen, wie er dem Kididimo alles abgekaupelt hatte, schon vorher, diese Fahrt im offenen Boote um ganz Europa herum, und nun hier diese Insel, eigentlich unantastbar, jetzt sein Eigentum, und was man nun darauf alles zu sehen bekam . . . na, kurz und gut: wenn Käpt'n Karle-
mann mit uns ist, dann muß es uns diesmal glücken!! Mit dem hauen wir doch die ganze Welt übers Ohr.

Die absolute Windstille hielt vier Tage an, und wir hatten überhaupt gar keine Möglichkeit, mit unserem Schiff die Insel wieder zu verlassen. Wohl war ein genügender Kohlenvorrat für die drei kleinen Dampfboote vorhanden – ein dritter, alles Karle-
manns Eigentum, befand sich nämlich zurzeit in Legala – doch der genügte bei weitem nicht, unser Schiff von tausend Tonnen bis nach dem nächsten Kohlenhafen zu befördern, an Monrovia gar nicht zu denken, und wir selbst hatten nur so viel an Bord gehabt, um noch eine Woche lang unser Essen kochen zu können.

Wir waren während dieser Zeit Karlemanns Gäste, alles stand uns offen, und meine Leute sowie Blodwen amüsierten sich über die Menagerie vortrefflich.

Wir durften zuschauen, wie der kleine Kerl in dem tiefen Zirkus ein Tier nach dem andern vornahm und es seine täglichen Exerzitionen durchführen ließ, Elefanten und Löwen und Panther und Hunde und Katzen und Hirsche und anderes Viehzeug, und manchem mochte wohl das Herz stocken, wenn wir so dicht an dem Rande des Zirkus standen und dort unten wurde so ein mächtiger Löwe mit Peitschenhieben traktiert, weil er nicht auf Kommando ›schön‹ machen wollte, und diese Höhe von drei Metern war doch für solch einen Löwen gar nichts, mit einem Satze wäre er mitten unter uns gewesen, und die waren noch nicht so ganz zahm wie die Pudel, Karlemann hatte noch manchem Tatzenschlage auszuweichen, manchmal sah es aus, als würde sich solch ein furchtbares Raubtier im nächsten Augenblick auf ihn stürzen, ihn zerfleischen.

Ich machte Karlemann einmal Vorwürfe deshalb. Das sei doch ein großer Leichtsinn. So ein Löwe oder Panther könnte doch einmal herauspringen, könnte unter den friedlichen Negern furchtbares Unheil anrichten, von ihm selbst und uns, die er zum Zuschauen direkt einlud, gar nicht zu sprechen.

Aber Karlemann lächelte schlau.

»Nee, da springt keener.«

»Weshalb denn nicht?«

»Zuerst haben sie es getan – oder doch probiert – aber das habe ich den Viechern sofort verleidet und das ein für allemal.«

»Wie haben Sie denn das gemacht?«

»Ja, mein lieber Kapitän, so fragt man die Dummen aus,« lautete wiederum seine augenblinzelnde Antwort. »Das wird nicht verraten, das ist Geschäftsgeheimnis – da müssen wir schon noch mehr Kumpe gemacht haben.«

»Wie? Sie haben es also fertig gebracht, den, Tieren ein für allemal abzugewöhnen, daß sie auf den Rand des Plateaus springen?«

»Ganz und gar unmöglich. Die getrauen sich nicht einmal, dort unten die Wand zu berühren, als wäre es glühendes Eisen.«

Rätselhaft, wie der Junge das gemacht hatte! Vielleicht wirklich mit Feuer, hatte den Rand früher mit glühenden Eisenplatten belegen lassen. Doch dies waren alles nur Vermutungen.

»Aber die Tiere sind doch noch gar nicht richtig gezähmt.«

»Zahm wie die Lämmer.«

»Na, ich danke! Sie haben sich doch fortwährend vor Tatzen schlägen zu hüten.«

»I, mein lieber Jansen, das ist doch alles Dressur.«

»Was, wenn der Löwe oder Panther nach Ihnen mit der Tatze schlägt, das ist ihm sozusagen künstlich beigebracht?!«

»Natürlich.«

»Und wenn der Löwe faucht und brüllt und Miene macht, auf Sie zu springen?«

»Alles Dressur. Macht er alles auf Kommando. Na ja, wenn ich sie einmal einem Publikum vorführen will, dürfen sie doch nicht wie die wirklichen Schafe sein, sie müssen doch noch ein bißchen wilde sein, daß die Weiber kreischen; andernfalls, mein lieber Jansen, würde ich mich hüten, hier unten mit so einem wilden Vieh allein zu sein, ich würde Ihnen und Ihren Matrosen doch nicht sagen, daß sie sich so dicht heranstellen können – wenn ich nicht meiner Sache so sicher wäre. Alles künstliche Dressur!«

Ich war wieder einmal sprachlos vor Staunen. Und was ich dachte, hörte ich dann von meinen Leuten sagen, die das ebenfalls mit angehört hatten.

»Es ist wirklich ein Teufelskerl! Der Junge hat zwar noch keine Haare unter der Nase, aber desto mehr schon auf den Zähnen – der spielt nicht nur mit Menschen, sondern der ist imstande, noch des Herrgotts ganze Schöpfung umzukrempeln.«

Ja, das schien wahrhaftig so!

Also wir bekamen nur die Tiere zu sehen, welche schon vollständig dressiert waren. Aber wie er das machte, das wußten wir noch immer nicht. Dazu hatte er in der vierten Galerie zwei besondere Räume, auch so als Manege eingerichtet, hier nahm er die Tiere in den ersten Dressuren vor, aber unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Diese beiden Räume besaßen schon Türen, und sie waren immer verschlossen, wenn wir dahinter Peitschenknalle und wohl auch Revolverschüsse hörten.

In der ersten Zeit hatte Blodwen mehrmals versucht, Karlemann zu bewegen, ihr doch schon zu sagen, wohin er uns denn schicken wolle, um was es sich handle, was für ein Geheimnis das sei.

Der zwölfjährige Junge hatte ihr immer mit einer Geschicklichkeit auszuweichen gewußt, die dem ältesten europäischen Diplomaten Ehre gemacht hätte. Dann aber konnte er auch kurz werden, und ich selbst bat Blodwen, doch von solchen neugierigen Versuchen abzustehen, und sie hatte Einsicht gehabt.

Sie konnte überhaupt schon froh sein, daß sie Karlemanns Insel nur betreten durfte und hier geduldet wurde; denn dieser Junge war doch offenbar ein geschworener Weiberfeind – was in bezug auf Mädchen so viele Jungen sind, und fast immer werden gerade das dann die tüchtigsten Männer – der wollte sich doch seine Seeburg nicht von ›Frunslüt verswienegekn‹ lassen.

Aber er hatte doch schon die Gastfreundschaft der Lady genossen, sie war doch auch ›meine ›Liebste‹, und so zeigte er genug Takt, um ihr im allgemeinen höflich entgegenzukommen.

Als wir nun wieder einmal auf die Tierdressur zu sprechen kamen, als eine ganze Bande solcher nackter afrikanischer Hunde auf einen Händeklatsch sich gleichzeitig in der Luft überschlug, da konnte sich Blodwen nicht mehr bezähmen.

»Ach, bitte, bitte, mein liebstes Karlemännchen, verraten Sie mir doch, wie Sie das machen, daß so ein Hund einen Salto mortale schlägt,« schmeichelte sie.

In der Tat, das hätte auch ich zu gern gewußt. Mir war ganz unbegreiflich, wie man das einem Hunde beibringen kann.

Und Karlemann hatte gerade seinen galanten Tag.

»Na, weil Sie der Schatz von meinem Freunde sind – und wir wollen doch auch Kumpe machen – und später vielleicht noch mehr, als Sie jetzt denken – da kommen Sie mal mit.«

Er führte uns in einen unter der Decke ausgemeißelten Raum, den wir ja außer zu den Dressierstunden sonst auch betreten durften. Der Raum war rund ausgemeißelt, an den Wänden waren einige Haken und Ringe und Ketten einzementiert, sonst nichts weiter.

Karlemann entfernte sich noch einmal, kam mit einem afrikanischen Hunde zurück. Man dürfte solche afrikanische Hunde schon in zoologischen Gärten gesehen haben. Sie sind so groß wie ein Schakal, oder wie ein Wolfshund, und das Charakteristische an ihnen ist, daß ihr helles Fell mit so kurzen Haaren besetzt ist, daß sie ganz nackt aussehen – oder sie haben überhaupt gar keine Haare, wie der chinesische, der aber viel kleiner ist.

Es ist die einzige Hunderasse, die im tropischen Afrika aushält, hier überhaupt heimisch ist. Denn sonst geht jeder andere Hund in diesen Gegenden Afrikas bald zugrunde. Hauptsächlich stirbt er an einem Eingeweidewurm, der gerade im Innern dieses afrikanischen Hundes, arabisch Ranir genannt, sein Dasein fristet und von diesem ausgezeichnet vertragen wird, wohl mit zu seinen Lebensbedingungen gehört. Ebenso ist es ja auch mit den Pferden. Im Innern Afrikas geht jedes europäische Pferd in Bälde zugrunde, ebenfalls an Würmern, erzeugt durch die Tsetsefliege, der nur das Zebra, das man ebenfalls als afrikanisches Pferd bezeichnen kann, widersteht, und dann eine besondere, einheimische Rasse.

Benutzt wird der Ranir von den Negern nur zur Bewachung des Dorfes, führt aber ein halb wildes Leben, ist zu gar nichts abzurichten, am wenigsten zur Jagd.

»Er kann schon verschiedene Kunststückchen, über den Stock springen und anderes, auch schon apportieren, aber Saltos schlagen noch nicht. Passen Sie auf, wie ich das mache.«

Ein Neger brachte zwei lange Gurte aus Segeltuch. Diese wurden hüben und drüben an der Wand befestigt, übereinander, und der Hund selbst zwischen den beiden straffgespannen Gurten, so daß er auf den Beinen stand, sich aber sonst nicht bewegen konnte. Die Gurte selbst waren an beiden Seiten in Scharnieren drehbar.

»Hoppla!« rief Karlemann, klatschte dabei in die Hände, der Neger drehte schnell die Gurte herum, und ganz unfreiwillig mußte der Hund einen Salto mortale rückwärts schlagen, wofür er ein Stück Zucker bekam.

Hoppla – wieder herum – und so immer weiter, und dazwischen immer Lob und Zucker.

Jetzt war es mir begreiflich. Einfach genug – wenn man es weiß! Zuletzt würde der Hund nur noch ein Händeklatschen zu hören brauchen, und sofort würde er sich rückwärts überschlagen, und dann konnte ihm auch das Ueberschlagen nach vorwärts beigebracht werden.

»Und so einfach ist alles.«

»Wie lange brauchen Sie dazu, ehe das der Hund von allein macht?«

»Je nachdem. Dieser hier drei Tage lang täglich eine halbe Stunde, und er wird es kapiert haben, das Entweder – Oder: Zucker oder Prügel. Ein kluger Pudel begreift es in der ersten Viertelstunde, überschlägt sich dann sofort allein. Nach vorwärts ist viel schwerer.«

Ich habe dann gesehen, wie Karlemann einer gewöhnlichen Hauskatze, die man überall in der Welt findet, also auch in den

Hütten der ansässigen Neger, innerhalb einer halben Stunde lehrte, über den Stock zu springen.

Er nahm ein halbjähriges Kätzchen, von dem er versicherte, es zum ersten Male in der Hand zu haben. Er bückte sich, nahm die Katze zwischen die Beine, hielt sie fest und warf ein Stückchen Fleisch vor sie hin.

Die Katze, offenbar etwas verhungert, wollte gleich drauf zu, doch schnell hielt Karlemann, sie loslassend, vor sie die Hände hin, etwas hoch, sie wollte unten durch, das wurde durch Tieferhalten der Hände verhindert – schließlich sprang sie drüber, fraß das Fleisch.

Dieses Experiment wurde mehrmals wiederholt – vielleicht nach dem zwölften Male sprang die Katze sofort, in der Erwartung, hinter den Händen ein Stück Fleisch zu finden, und obgleich das nicht der Fall war, bekam sie doch sofort ihre Prämie.

Daß Katzen über die vorgehaltenen Hände springen, ist wohl nichts Neues, und so wird es ihnen gelehrt.

Daraufhin nahm Karlemann ein Brett, warf ein Stück Fleisch darüber – die Katze sprang über das Brett, und das zweitemal sprang sie von selbst, ohne das Fleisch gesehen zu haben, erhielt es natürlich hinterher.

Dann kamen wieder die Hände daran, das Untendurchkriechen ward ihr immer verwehrt, aber ohne Anwendung von Gewaltmitteln, und bald sprang die Katze immer höher, zuletzt auch über einen vorgehaltenen Stock – und noch war keine halbe Stunde verflossen, als Karlemann, aufrecht stehend, einen Stock hinhielt, gar nicht direkt vor die Katze – aber diese dachte beim Anblick des Stockes sofort an den Leckerbissen, sprang darüber und bekam ihn auch.

Dann weiter wurden sechs offene Kisten hingestellt, in jede ein Stückchen Fleisch hineingelegt, und die Katze sprang aus einer Kiste in die andere.

Nun war es allerdings seltsam, daß die Katze nicht kletterte, nicht auf den Rand der Kistenwand, sondern frei hinübersprang. Da war aber die Dressur mit den Brettern und dem Stocke vorausgegangen. Und wieder eine halbe Stunde später wurden zehn kleine Barrieren aufgestellt – hoppla! – und die Katze sprang schlankweg über die zehn Barrieren, eine nach der anderen nehmend, nämlich in der Erwartung, hinter jeder ein Stückchen Fleisch zu finden, und ein solches auch nach der zehnten Barriere aus der Hand des Meisters empfangend.

Wer nicht glaubt, daß das zu machen geht, probiere es selbst. Es ist überaus einfach – wenn man es weiß!

»Größere Tiere, die ich in der Manege des Zirkus vorführen will, kann ich aber hier nicht dressieren.«

»Weshalb nicht?«

»Weil der Raum zu klein ist. Es ist eben keine richtige Manege. Wissen Sie denn nicht, um was es sich hierbei handelt?«

Ich mußte verneinen.

»Nun, wie groß ist denn oben die eingemeißelte Manege im Durchmesser?«

»Vielleicht dreizehn Meter.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich taxiere so.«

»Dann haben Sie ein gutes Augenmaß. Aber nicht nur ungefähr, sondern ganz genau dreizehn Meter ist sie, und das muß sie sein, wenn ich denke, die Tiere einmal im Zirkus zu zeigen. Und wissen Sie nicht, warum der Durchmesser der Manege genau dreizehn Meter sein muß?«

Nein, das wußte ich nicht. Karlemann gab mir die Erklärung.

Alle Zirkusmanegen, ob nun in Rußland oder in Spanien oder in Amerika oder in Australien, haben genau denselben Durchmesser, den von dreizehn Metern. Das ist eine internationale Abmachung, deren Ursprung gar nicht mehr zu verfolgen ist.

Weshalb das so ist? Weil doch auch die Kunstreiter international sind, sie gehen von einem Zirkus in den anderen, von einem Lande ins andere, und ändert sich der Umfang der Manege etwas, in der die Pferde doch in schräger Stellung im Kreise herumlaufen, so kann das Pferd die gewohnten Kunststückchen nicht mehr ausführen, es wird unsicher, versagt gänzlich, der auf dem Rücken stehende Artist, selbst kann nicht mehr tanzen, nicht mehr springen, kommt in die größte Gefahr. Denn um die Manege zu umkreisen, bedarf es so und so vieler Galoppsprünge, und die Manege braucht nur einen, nur einen halben Zentimeter weiter oder enger zu sein, dann paßt die gewisse Anzahl von Galoppsprüngen, auf welche das Pferd wie auch der Künstler nun einmal geeicht sind, nicht mehr hinein, die Schrägstellung wird eine andere, die Aufstellung der Barrieren muß verändert werden – die ganze Vorstellung wird in Frage gestellt, und dasselbe gilt von allen Tieren, welche im Kreise herumzulaufen haben. Man muß nur bei einer Probe beobachten, wie die Artisten vorher die Manege abzirkeln, wie sie sich mit Blaustift ihre geheimen Zeichen machen – ganz genau an dieser Stelle ist die Barriere anzusetzen, an dieser hat das Pferd zu springen, an jener er selbst, und kommt er in einen anderen Zirkus, dessen Manege einen anderen Durchmesser hätte, so würde eben die ganze Dressur versagen und der Reiter selbst nicht mehr fähig sein, seine halsbrecherischen Kunststückchen auszuführen.

Es war sehr lehrreich, was ich da zu hören bekam. Dabei vergaß ich ganz die Frage, woher der Junge dies alles wußte, und ob er denn beabsichtige, mit seinen Tieren in Zirkussen aufzutreten.

O, ich sollte noch manches erfahren, was dieser Junge alles vorhatte, einiges ebenso praktisch wie anderes wieder maßlos phantastisch.

Ich hatte gesagt, daß sich die tiefliegende Manege in der Mitte des Plateaus befand. Das war nicht so ganz der Fall. Sie befand sich etwas mehr nach der westlichen Seite. Direkt in der Mitte des

Plateaus erhob sich ein kleiner Turm, d. h. nur etwa einen Meter hoch, darüber war eine Winde angebracht, ich sah dort Neger arbeiten.

Als ich hinging, entdeckte ich, daß es nichts weiter war als ein ummauerter Brunnenschacht von etwa zwei Metern Durchmesser und mindestens schon zwanzig Meter Tiefe. Das erkannte ich nur aus der Länge der Seile, an welchem die Eimer heraufgezogen wurden, gefüllt mit Steinschutt, der von den Negern fortgetragen und einfach ins Meer geworfen wurde. Wenn die dort unten meißelten, so war das schon gar nicht mehr zu hören, man mußte sich denn direkt darüberbeugen.

»Soll das ein Brunnen werden?« fragte ich die Schwarzen verwundert.

Diese grinsten, sie verstanden kein Englisch.

Da kam Karlemann. Ich stellte dieselbe Frage an ihn.

»Glauben Sie, daß man hier zuletzt noch auf Wasser kommt?« war seine Gegenfrage.

Das bezweifelte ich sehr. In diesem Felsen, der sich aus dem Meere erhob – nein, das glaubte ich nicht, obgleich alles möglich ist. Aus dem Mädchenfelsen, der in der Nähe von Konstantinopel mitten im Meere steht, bricht ja auch frisches Wasser hervor, es gibt sogar süße Quellen mitten im Meere, das Salzwasser wird von dem frischen, welches leichter ist, verdrängt.

»Nun, ich probier's. Ich habe ja genug Sklaven, es kostet mich ja nichts. Ist es wahr, daß das Innere der Erde Feuer ist?

Ich bejahte, gab etwas von meinen geognostischen Kenntnissen zum besten, verbesserte das Feuer in Gesteinsmassen, die sich in flüssigem Zustande befinden.

Aufmerksam hatte mir Karlemann zugehört.

»Dann muß es wohl so sein,« meinte er nun sinnend, »früher dachte ich immer, der Lehrer wolle uns etwas vorflunkern, daß wir nicht gar so tiefe Löcher in die Erde machten.«

»O, nein,« lachte ich, und jetzt kam das naive Kind doch einmal zum Durchbruch, »so schnell geht das nicht, was meinen Sie wohl!«

»Na, wie tief muß man denn da graben?«

»Die feste Erdrinde wird auf mindestens 100 Kilometer geschätzt.«

»Hm, das ist ein bißchen viel. Es wird jeden Tag 30 Zentimeter herausgemeißelt, das sind im Jahre 100 Meter – und 100 000 Meter sagen Sie? – da hätte ich ja hier tausend Jahre meißeln zu lassen, ehe ich an das Feuer komme. Nee, das erlebe ich nicht.«

Was, der Junge wollte wohl gar von hier bis an den Mittelpunkt der Erde dringen?!

»Und Sie vergessen wohl ganz, daß die Wärme dabei auch immer zunimmt.«

»Um wieviel?«

»Man schätzt, bei je 100 Metern immer um einen Grad. Das geht aber erst von einer gewissen Tiefe an.«

»Na was meinen Sie, wie tief kann ein Mensch dringen?«

»Ich kenne Bohrlöcher und Schächte von tausend Metern. Sagen wir, nach 100 Metern soll die Normaltemperatur, welche ungefähr 12 Grad beträgt, überschritten sein. Bei 100 Metern immer einen Grad Zunahme. Na, tiefer als 3000 Meter wird man wohl niemals dringen können, das wären dann schon 42 Grad, das ist wohl die höchste Temperatur, die ein Mensch aushalten kann, die z. B. auch in den Kesselräumen der Dampfer vorkommt.«

»Hm. 3000 Meter? Da müßte ich dreißig Jahre lang meißeln lassen, und das könnte ich erleben. Na, wir wollen mal sehen, was schließlich herauskommt.«

Sollte man über so ein Vorhaben lachen oder staunen? War das ein phantastisches Beginnen oder ein geniales Unternehmen? Ich zog es vor, diesen Jungen zu bewundern.

Wegen der tropischen Regengüsse, wie ich einen solchen während dieser Zeit erlebte, war der Schacht ummauert, damit kein

Wasser hinabfloß. Für kritische Leser muß ich deshalb erwähnen, daß der tiefe Zirkus mit Absicht nicht ummauert war. Bei dem Regenguß floß eine gewaltige Wassermenge hinein, welche dann durch den Tunnel weitergeleitet wurde, um gleich die unteren Räume, in denen die Tiere untergebracht waren, zu säubern, und was nicht gebraucht wurde, konnte noch immer, in eine besondere Zisterne geleitet, als reines Trinkwasser verwendet werden, wozu das Plateau immer in peinlichster Sauberkeit gehalten wurde. So war hier alles und jedes auf das praktischste eingerichtet, auch gar nichts schien vergessen worden zu sein.

Als ich einmal in den unteren Räumen herumstöberte, die schon ausgemeißelt worden waren, entdeckte ich einige gewaltige Kisten, die eine war geplatzt, und ich erkannte nichts anderes als ein gezogenes Geschützrohr modernster Konstruktion.

Was hatte der Junge vor? Wollte er diese Insel in eine wirkliche Seeburg verwandeln, sie mit Kanonen bespicken, hier ein neues Gibraltar schaffen? Zuzutrauen war dem ja alles, und ich hatte längst verlernt, über seine Phantasterei zu lächeln.

Am Abend des vierten Tages machte sich ein leichter Westwind auf, der immer stärker zu werden versprach.

»Morgen früh oder schon diese Nacht segeln Sie,« sagte Karle-
mann. »Die Hauptsache ist nun wohl das Geld. Wieviel brauchen Sie?«

Das war schwer zu berechnen.

»Wenn ich Ihnen die Hälfte des ausgemachten Chartergeldes sofort gebe – oder sagen wir rund 100 000 Dollar – sind Sie damit zufrieden?«

Ob ich damit zufrieden war!

»Gehen Sie in das Zimmer mit dem Schreibtisch, ich bringe das Geld gleich.«

Als ich in dem Steinzimmer saß, das von einer Petroleumlampe erhellt wurde, kam es mir noch einmal voll und ganz zum Bewußtsein, daß es ein zwölfjähriger Junge war, der mir jetzt 100 000 Dollar aufzählen wollte!

Und wo bewahrte er sein ganzes Geld wohl auf? Ich hatte unterdessen jeden einzelnen Raum durchforscht, und, wie gesagt, es hatte uns alles offengestanden. Mir kam es kaum glaubhaft vor, daß er seine Schätze hier irgendwo verstecken sollte, oder ... da hatte er eben auch wieder sein Geheimnis.

Sehr bald kam Karlemann zurück, schüttete auf die Steinplatte des Schreibtisches einen Ledersack aus, der 5000 Dollar in Gold enthielt, zählte 95 000 Dollar in großem und kleinerem amerikanischen Papiergeld auf.

»Stimmt es?«

Während des Zählens bemerkte ich zwischen den Goldstücken einige Wassertropfen, auch ein Hundertdollarschein war ganz naß, aber nur der eine, und trotzdem kam mir gleich eine Vermutung.

»Sie heben Ihr Geld wohl auch in Salzwasser auf?« fragte ich.

»Auch?« wiederholte er mit Betonung, und es lag einiger Spott dann. »Wenn ich es tue, dann können Sie sicher sein, daß es mir nicht gestohlen wird.«

Ich mußte diese Pille wohl hinterschlucken.

»Ja, es stimmt. Wollen Sie Quittung?«

»Brauche ich nicht – wenigstens nicht von Ihnen. Nun lassen Sie uns noch einmal alles besprechen.«

Auf Papier wurden Zeichnungen entworfen, wie wir uns das mit den Messern dachten.

»Also Sie verproviantieren sich in Monrovia und nehmen dort so viel Kohlen ein, um mit deren Hilfe, wenn es sein muß, nach New-York zu kommen. In New-York nehmen Sie als Ballast 600 Tonnen Kohlen ein.«

Das war alles schon besprochen worden, schon wiederholt.

»Mir ist unterdessen noch vieles andere eingefallen,« fuhr Karlemann fort. »Sie hatten mir gesagt, daß Sie Salzwasser destillieren könnten.«

»Ja, das kann ich natürlich, solch eine Vorrichtung ist doch auf jedem Dampfer vorhanden.«

»Ach so, das ist etwas anderes. Sonst hätte ich Ihnen geraten, in New-York einen Destillierapparat zu kaufen. Ich habe so ein Ding schon einmal gesehen. Dann ist das ja nicht nötig. Wenn Ihnen aber nun die Kohlen ausgehen sollten?«

Diesmal nahm ich den lauernden Ausdruck in seinen sonst so offenen Zügen ganz deutlich wahr.

»Wenn ich unterdessen die Insel erreicht habe, bin ich ganz sicher geborgen.«

»Weshalb?«

»Dort haben sich doch unbedingt große Massen von Seetang aufgehäuft, das Zeug ist trocken, kann verfeuert werden, auch unter dem Destillierapparat, der eine sehr große Heizfläche hat.«

»Ach so, dann wäre diese Frage ja gelöst,« sagte Karlemann, und der lauernde Ausdruck wich.

Als ob er das nicht schon selbst gewußt hätte! Dieser Junge stellte sich absichtlich naiv, um mich zu prüfen! Es war kaum glaublich, und doch war es so!

»Nun, darüber können wir ja noch später sprechen, denn Sie kommen unbedingt noch einmal hierher.«

»Natürlich, wenn Sie es wollen – jetzt haben Sie mir zu befehlen.«

»Da können Sie mir aus New-York gleich verschiedenes mitbringen, was hier nicht zu haben ist.«

»Sprechen Sie Ihre Wünsche aus,« sagte ich und nahm Bleistift und Notizbuch zur Hand.

Aber Karlemann hatte es nicht so eilig. Er stand auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und begann, breitbeinig in dem Raume auf und ab zu wandern.

»Wissen Sie, wenn Sie nun einmal nach Amerika kommen, können Sie mir auch gleich ein paar Indianersch mitbringen, was?«

Ich hatte ein »Wozu denn?« auf den Lippen, unterdrückte es aber noch rechtzeitig. Jetzt war das hier mein Vorgesetzter.

»Indianer,« schrieb und sagte ich kaltblütig. »Wieviel?«

»Na, warten Sie erst mal. Sie sind schon in Amerika gewesen?«

»Schon mehrmals.«

»In Nordamerika, meine ich.«

»Auch.«

»Im Innern?«

»Das allerdings nicht.«

»Haben Sie schon Indianer gesehen?«

»Massenhaft.«

»Echte, meine ich. Solche, die noch halbnackt herumlaufen, höchstens mit solchen Lederhosen – Leggings heißen ja die Dinger wohl – und dann mit Tomahawk und Skalpiermesser, die aber auch noch wirklich Skalpe absäbeln. Haben Sie solche gesehen?«

»Jawohl, auch das. Abgesehen davon, daß ich solche ausgestellt gesehen habe – und zwar ganz waschechte – war ich auch dabei, wie der Präsident der Vereinigten Staaten eine große Menge Siouxhäuptlinge empfang.«

»Na ja, dann ist es ja gut. Daß es noch echte Indianer genug gibt, weiß ich selber. Können Sie mir nicht so ein paar Kerls verschaffen?«

»O, das ließe sich schon machen.«

»Dazu müssen Sie aber wohl erst ins Innere reisen?«

»Hm, das kommt darauf an . . . «

»Sind denn sonst auch in den Städten oder gar gleich in New-York echte Indianer zu finden?«

»In New-York gerade nicht – höchstens auf Ausstellungen, in Schaubuden, die dann aber natürlich auch schon etwas von der Kultur beleckt sind – aber in weiter entfernten Städtchen – auch auf den kleinen Eisenbahnstationen treiben sich immer Rothäute

herum, freilich nicht gerade sehr edle Erscheinungen, sie betteln um Tabak und mehr noch um Geld für Whisky . . . «

»Na, sehen Sie nur, wo Sie sie herbekommen. Ganz so echt brauchen sie ja nicht zu sein. Wenn es nur wirkliche Indianer sind, mit so einer kupferroten Haut. Und ihre Sprache müssen sie noch sprechen. Jawohl, das müssen sie unbedingt. Und wenn die Kerls keinen Tomahawk und kein Skalpiermesser mehr haben, dann besorgen Sie solche – die müssen aber echt sein – und Friedenspfeife und Federschmuck und den ganzen Klimbim, der dazu gehört – und dann rasieren Sie ihnen das Haar ab und lassen nur in der Mitte ein Büschel stehen, da machen wir eine echte Skalplocke daraus . . . wissen Sie, was ich meine?«

»Jawohl, ich verstehe,« lächelte ich.

»Und unterwegs lassen Sie die Kerls mit dem Tomahawk und mit dem Messer nach einem Ziele schmeißen, sie müssen sich üben – und – und – wissen Sie, was ein Lasso ist?«

»Natürlich, ich habe früher doch selber Indianers gespielt.«

»Gespielt habe ich niemals, aber doch solche dumme Geschichten gelesen . . . also auch einen Lasso müssen die Kerls haben – und da müssen sie sich unterwegs üben – Zeit genug haben sie doch während der Fahrt dazu. Wissen Sie, was ich will?«

»Jawohl, Käpt'n. Ich soll Ihnen bei meinem Wiedereintreffen hier echte Indianer, echte rote Krieger abliefern, die direkt aus dem Wigwam, von der Kriegsfährte kommen – ganz gleichgültig, was und wo sie bisher gewesen sind.«

Karlemann trat auf mich zu und schlug mir auf die Schulter, was er konnte, weil ich auf einer niedrigen Steinbank saß.

»Jansen, Sie sind ein Mordskerl! Sie reden ja wie ein Buch – Sie hätten wirklich einen guten Pastor abgegeben.«

Dann nahm er seine Wanderung wieder auf. Ich blickte ihm sinnend nach. Mehr als dieses Lob hatte etwas anderes auf mich Eindruck gemacht.

Ich habe niemals gespielt, hatte er gesagt.

Es hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Er hatte sich selbst charakterisiert.

»Ja,« fing er dann wieder an, »und vielleicht noch so ein rotes Frauenzimmer dazu – eine – eine – wie heißen diese Weiber doch gleich bei den Indianersch?«

»Squaw.«

»Jawohl, eine Squaw. Nicht wahr, die sollen manchmal recht hübsch sein?«

»Ich habe sogar Schönheiten darunter gesehen.«

»Dann so eine Schönheit. Und jung. Schreiben Sie auf; jung und schön. Haben Sie geschrieben?«

»Ich habe.«

»Aber vor allen Dingen recht kupferrot, und das muß echt sein. Daß Sie sie mir nicht etwa anpinseln!«

»Gott bewahre.«

»Wenn Sie ein Kind hat, schadet's nicht. Wie alt, ist egal. Womöglich Säugling. Aber kupferrot. Nicht wahr, diese Frauenzimmer werden immer, wenn sie alt werden, furchtbar häßlich?«

»Es werden immer ausgedörrte Hexen.«

»Hm. Na, dann kommt mir's nicht drauf an. Dann bringen Sie mir auch eine alte mit. Aber es muß eine furchtbar alte, ausgedörrte Hexe sein.«

»Wird alles besorgt, Käpt'n.«

»Und dann müssen sie solche Perlschnüren haben, die sie sich in die Haare flechten, und gestickte Stiebeln oder sonstige Lat-schen ... «

»Mokassins.«

»Jawohl, echte Mokassins. Woher Sie die bekommen, ist mir egal. Und dann müssen sie auch solche bunte Röcke haben und – und ... «

»Mein Gott, ich bin doch nicht so schwer von Begriffen – Sie wollen eben eine echte Indianerfamilie haben.«

»Richtig, richtig, eine echte Indianerfamilie mit Bogen und Skalpiermesser und Fitschepfeilen und was sonst noch dazu gehört. Und da können Sie auch gleich noch ein ganzes Zelt – oder Wigwam heißt es wohl – so ein buntbemaltes Wigwam mitbringen, und dann vielleicht noch ein – ein . . . «

»Ich will Ihnen einmal etwas sagen, Algots.«

Ich hatte es wohl in einem besonderen Tone gesagt, daß er so herumfuhr.

»Na?«

»Sie wollen so ein Jahrmarktsbudiker werden und als erstes dem geehrten Publikum eine echte Indianertruppe aus dem Wilden Westen Nordamerikas vorführen. Stimmt's nicht?«

Karlemann machte ein recht verdutztes, wenn nicht mißtrauisches Gesicht.

»Woher wissen Sie das?«

»Na,« lachte ich, »so bin ich doch nicht auf den Kopf gefallen, und Sie sagten doch selbst, an mir wäre ein Pastor verloren gegangen, und ein solcher muß auch die schwierigsten Bibelstellen auslegen können. Also stimmt's?«

»Ja.«

»Dann weiß ich auch alles, was ich Ihnen zu besorgen habe.«

»Alles?«

»Eben so eine echte Indianertruppe.«

»Und wo soll ich die ausstellen? Hier etwa, auf dieser Insel?«

In der Tat, daran hatte ich noch gar nicht gedacht. In diesem Augenblick aber hatte ich eine sonderbare Idee.

»Sie wollen doch nicht etwa – etwa . . . «

»Na, was?«

»Ich denke an die grünen Wagen, mit den Fensterchen und mit dem rauchenden Schornstein, in dem die fahrenden Zigeuner wohnen.«

»Ja, aber mein Wagen soll schwimmen.«

Da hatte ich wieder einmal eine Vision. Ich will sie jetzt nicht schildern, da ich sie später als Wirklichkeit beschreiben werde.

Karlemann trat wieder auf mich zu, um mir die Hand auf die Schulter zu legen.

»Jansen, wollen wir Kumpe machen? Ich glaube, wir beide passen zusammen. Wenn wir auch ganz anders sind. Aber gerade deshalb passen wir zusammen. Was der eine nicht kann, kann der andere. Und ich sage Ihnen: wir schmeißen einen Haufen Geld zusammen.«

Mit einem Male mußte ich hellauflachen, und dann ergriff ich seine Hand und schüttelte sie.

»Top, ich mache mit!«

»Wissen Sie auch wirklich schon, was ich vorhabe?«

»Sie wollen ein Schausteller zur See werden.«

»Das ist's! Die Menagerie liefere ich selber, das andere liefern Sie mir.«

»Meinen Sie, daß sich das rentiert?«

»Das lassen Sie meine Sorge sein. Meine Kalkulation ist fertig, und es wird sich großartig rentieren. Aber ich kann nicht von hier fort, deshalb müssen Sie mir das andere Material besorgen.«

»Zunächst eine echte Indianertruppe aus dem Wilden Westen.«

»Nicht nur das können Sie mir aus Amerika besorgen. Da gibt es noch anderes zu denken, was in Amerika alles zu haben ist.«

Und Karlemann fing an den Fingern herzuzählen.

»Ein oder zwei Klapperschlangen – ein oder zwei Büffel – ein oder zwei amerikanische Bären – ein oder zwei ... «

»Ich verstehe, ich verstehe! Eben alles, was es sonst noch in Amerika gibt.«

»Ja, und womöglich immer ein Weibchen und ein Männchen, damit ich eigene Zucht anlegen kann. Dann aber auch noch Menschen.«

»Was für Menschen?«

»Na, fragen Sie nicht so dumm. Alles, was Sie sehen, und Sie denken, das wird man anstaunen, nicht nur in Europa, in Deutschland, sondern auch in Hinterindien oder in Honolulu, das kaufen Sie. Als da sind: Riesen – Zwerge – oder so einen Fettwanst – oder einen Kerl mit zwei Koppen – einen anderen mit sechs und womöglich noch mehr Fingern an jeder Hand – überhaupt Mißgeburten. Verstanden?«

»Ich verstehe, ich verstehe!!« rief ich abermals, und jetzt wurde ich ganz Feuer und Flamme.

Aber es half alles nichts, dieser deutsche Zigeunerknabe wußte mich immer zu überbieten.

»Und immer praktisch, mein lieber Jansen, immer praktisch. Man muß stets versuchen, wenn man einmal mit der Fliegenklatsche zuschlägt, mindestens zwei Fliegen totzuschlagen. Je mehr, desto besser. Ein Riese von vier Meter Länge ist ja schon etwas sehr Schönes – aber ich will lieber einen Riesen von nur drei und einen halben Meter Länge haben, wenn der noch einen Wasserkopp und vielleicht gar drei Augen hat – aber schon drei Meter genügen, wenn der Kerl außer dem Wasserkopp und den drei Augen noch einen mächtigen Buckel hat ... na, was gibt's denn da zu lachen?«

Soll da der Mensch nicht lachen! Und wie dieses Kerlchen das alles nur hervorbrachte!

»Ueberhaupt alles zusammen zu verbinden suchen. Gesetzt den Fall, unser Buchdrucker ... ja, daß ich es nicht vergesse – eine Buchdruckerei können Sie mir auch gleich noch aus New-York mitbringen.«

»Was? Eine Buchdruckerei? Wozu denn die?« staunte ich.

»Fragen Sie doch nicht immer so dumm. Wir müssen doch ... «

»Ach so,« fiel ich ihm schnell ins Wort, »um die Programme zu drucken.«

»Natürlich. Das müssen wir doch alles selber machen, wenn wir auf unserem Schiffe irgendwo an einer Küste sind und die nackten

Wilden zusammentrommeln. – Sehen Sie, Trommeln nicht vergessen!!«

»Trommeln, Pauken und Posaunen – wird besorgt. O, jetzt weiß ich schon, was Sie wollen. Also eine Buchdruckerei! Sie meinen eine Buchdruckmaschine, wo man wenigstens Programme drucken kann.«

»Jawohl. Aber auch große Zettel mit Bildern drauf.«

»Wird alles besorgt, da kann man sich ja orientieren. Was wollten Sie nun von dem Buchdrucker sagen?«

»Ach so, ja – also immer mehreres zusammen, zu verbinden suchen. So einen Buchdrucker oder – oder – Setzer heißt so ein Kerl wohl – den kriegen sie natürlich überall. Aber der erste beste genügt mir nicht, wenn er sonst auch noch so tüchtig ist. Der Buchdrucker muß noch etwas anderes können – zum Beispiel – zum Beispiel – er muß zugleich auch so ein Schlangenmensch sein, der sich mit der großen Zehe in der Nase bobeln kann . . . «

Himmeldonnerwetter! Verzeihe man mir diesen Fluch und jenen Ausdruck Karlemanns. Aber ich muß ihn wiederholen!

Wie der Buchdrucker am Setzkasten steht, und! zugleich hebt er das Bein und . . . wie ich mir das bei meiner lebhaften Einbildungskraft alles gleich vorstellen konnte!

Die steinernen Wände hallten wider von meinem dröhnenden Lachen.

»Na, was gibt's denn dabei nur zu feixen?!«

»Nee, Karlemännchen, nehmen Sie's mir nicht übel – aber ich kann nicht anders!«

Endlich hatte ich mich wieder beruhigt, und da fuhr der Junge auch gleich fort:

»Und weil ich vorhin von der Harmonika sprach – ja, ich brauche an Bord natürlich auch eine Kap – Kap – Kap . . . «

» . . . pelle,« kam ich ihm zu Hilfe, »eine Kapelle, meinen Sie?«

»Jawohl, eine Kapelle. Also am liebsten wäre mir, wenn die Indianer auch gleich etwas spielen könnten, Klavier oder Violine oder sonst etwas . . . «

»Und der Mann mit den zwei Köpfen spielt mit dem einen Munde die Flöte, mit dem anderen die Posaune.«

»Richtig, richtig!« zollte mir Karlemann Beifall.

»Und so müssen auch alle anderen . . . «

»Ueberhaupt musikalische Mißgeburten!« Jetzt sagte Karlemann nicht mehr, ich solle mich doch nicht so dumm stellen, jetzt war ich im Fahrwasser, jetzt konnte auch ich Vorschläge machen, meinen Kompagnon an phantastischen Ideen sogar manchmal überbieten.

»Kaufen Sie nur, immer kaufen Sie alles, wovon Sie meinen, daß es überall Aufsehen erregen wird, wofür man Entree zahlt, in Deutschland sowohl wie auf Honolulu.«

»Aber Menschen kann man nicht kaufen.«

»Ach, Sie wissen doch, was ich meine.«

»Nun, was soll ich denn den Leuten bieten?«

»Natürlich so wenig wie möglich,« war die prompte Antwort. »Einen halben, höchstens einen Dollar pro Tag. Doch das muß ich ganz Ihnen überlassen. Es handelt sich ja auch nur um die Reise hierher, dann werde ich schon selber mit den Kerlen verhandeln.«

»Aber,« warf ich ein, »wenn Sie dann mit ihnen weite Reisen machen, von Hafen zu Hafen, um dort Vorstellungen zu geben, von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil – während dieser langen Reisen müssen Sie doch immer diese vielen Menschen beköstigen und bezahlen, das kostet Sie doch viel Geld.«

»Nun, da müssen sie eben unterwegs arbeiten.«

»Solche Mißgeburten?« fragte ich zweifelnd.

»Weshalb nicht? Natürlich nicht in der Takelage. O, ich werde sie schon zu beschäftigen wissen.«

Karlemann hatte es wieder mit seinem schlauesten Augenblinzeln gesagt. Ja, der schien nicht nur Tiere dressieren zu können.

»Natürlich,« setzte er gleich hinzu, »davon dürfen Sie ihnen nichts sagen, wenn Sie sie engagieren. Versprechen Sie ihnen die beste Kost, was Sie natürlich auch einhalten müssen, meinetwegen geben Sie ihnen auch drei Dollar pro Tag, machen Sie das sogar schriftlich mit ihnen aus – – wenn ich sie erst hier habe, mache ich ja doch mit ihnen, was ich will.«

So besprachen wir die Sache noch eine halbe Stunde, was ich da zu hören bekam, das machte, daß ich mich vor diesem zwölfjährigen Jungen fast zu fürchten begann.

Dann war diese Angelegenheit erledigt, ich begab mich an Bord, um sofort in See zu stechen.

Da mir nicht verboten war, hierüber zu sprechen, teilte ich dies alles Blodwen mit, welche wieder einmal einen Lachkrampf bekam, dann aber Feuer und Flamme für dieses Unternehmen war, an dem wir uns ja beteiligen sollten, und das so ganz ihrem phantastischen Geschmacke entsprach.

WIE ICH MISSGEBURTEN UND ANDERES SAMMLE.

Mit günstigem Winde, der sich nach Süden drehte, kamen wir nach Monrovia, wo ich reichlich Proviant und hundert Tonnen Kohlen einnahm. Als Ballast diente Seewasser, wozu die ›Sturmbrat‹ eingerichtet war, denn nicht jedes Schiff kann die unteren Räume einfach voll Wasser laufen lassen.

Dann ging es unter günstigem Südwind westwärts nach New-York.

Unterwegs weihte ich meine Mannschaft nach und nach ein, um was es sich handelte, was Karlemann aus uns machen wollte: einen schwimmenden Zirkus, oder sagen wir gleich: ein Zigeunerschiff – und unter meinen Leuten war kein einziger, der nicht, nachdem er sein Staunen überwunden, dieser tollen Idee mit hellem Jubel Beifall gezollt hätte.

Ich bekam manchmal Proben zu hören, in der Foxel, an Deck bei der Arbeit, auf Nachtwache, im Heiz- und Maschinenraum,

wie sich das meine Jungen vorstellten, was für Pläne sie schon spannen – was alles zu schildern mir unmöglich ist, und wir haben ja dann auch alles in der Praxis ausgeführt.

Hierbei muß ich immer wieder bemerken, daß es eben eine ganz besondere Schiffsbesatzung war, die ich damals in London zusammengetrommelt hatte, und dabei ist es gar nicht so merkwürdig, daß fast die Hälfte der Matrosen jugendliche Ausreißer gewesen waren, aus dem Binnenlande und aus besseren Familien stammend, die eben durch ihre Abenteuerlust in die weite Welt, zur See getrieben worden waren.

Deswegen muß ich auch noch eine andere Bemerkung einschalten.

Man möchte annehmen, daß ein Binnenländer keinen so tüchtigen Matrosen abgibt als ein an der Waterkant geborener Junge, der aus einer Seemannsfamilie stammt, dessen Element das Meer ist.

Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, und das ist ja auch einfach genug.

Der Sohn der Küste, dessen Vater, Großvater und Ururururgroßvater schon Seemann gewesen sind, wird von vornherein wieder zu demselben Berufe bestimmt, es gibt gar keinen anderen für ihn, ganz gleichgültig, ob er sich hierfür eignet oder nicht.

Er wird eingekleidet, als Schiffsjunge untergebracht, und nun arbeitet er sich so weiter bis zum Matrosen empor, bar jeden Ideals, ihm ganz gleichgültig, ob es nach China geht, oder ob er sein ganzes Leben lang in der Ostsee herumfährt – wenn die Heuer nur angemessen ist, das Salzfleisch nicht gar so sehr stinkt – wenn er nur immer genügend Tabak für seine Pip hat und sich an Land allemal tüchtig besaufen kann. Dann, wenn er so weit ist, heiratet er seine Deern, aber immer in seiner Heimat, der er stets treu bleibt, er fährt weiter als Matrose, muß jetzt nur immer das Geld zu Hause abliefern – und das geht so weiter, bis er einmal

hinabschaukelt auf den Meeresgrund, oder bis er zum Krüppel geschlagen wird, als solcher weiß er dann in der Heimat am Strande auch noch sein Dasein zu fristen.

Gewiß, es gibt die tüchtigsten Kerls unter diesen geborenen Seeleuten, daran ist kein Zweifel. Aber das Ideal, welches sich jeder Knabe von einem Seemanne macht, bilden sie lange nicht – und auch nicht für den Kapitän, der für sein Schiff natürlich immer die exquisiteste Mannschaft anmustern möchte.

Ganz anders der Junge aus dem Binnenlande, der das Meer noch niemals gesehen hat, das Seeleben nur aus möglichen und unmöglichen Erzählungen, nur aus Jugendschriften kennt.

Diese haben ihm, wie Eltern und Erzieher sagen, den Kopf verdreht. *Nevermind* – er will zur See, in die Welt hinaus, Abenteuer bestehen, auf Palmen klettern und Affen fangen.

Und er weiß, was dazu gehört – eben aus Jugendschriften. Ist dieser Junge kein guter Turner, ist ihm ein Vogelnest zu hoch, kriecht er im Winter hinter den Ofen – dann fällt ihm so eine Idee ja überhaupt gar nicht ein.

Also, um sich vorzubereiten, turmt und klettert er, trotz Hitze und Kälte, verschmägt im Winter Handschuhe und Ohrenklappen – ich spreche aus eigener Erfahrung – und außerdem weiß er auch aus seinen Schmökern, daß er als Schiffsjunge schmäbliche Prügel bekommt, und setzt er nun dennoch seinen Entschluß durch, so ist die geeignetste Voraussetzung gegeben, daß er sich zum Seemann eignet.

Nun aber kommt noch etwas anderes in Betracht, vielleicht die Hauptsache.

Entweder geht er mit Erlaubnis der Eltern zur See, oder er brennt bei Nacht und Nebel durch. Greift er zuvor einmal in des Vaters Kasse, so hat das dieser selbst verschuldet. Der Mensch ist frei, und das gilt sogar von Kindern, man muß die Sache nur von der richtigen Seite betrachten.

Aber sehr häufig kommt es vor, daß der Junge gleich bei der ersten Reise von der christlichen Seefahrt die Nase vollbekommt, er merkt, daß er den Strapazen nicht gewachsen ist, er mag sich nicht prügeln lassen – dann kehrt er als reumütiger Sohn zurück, er ist für immer geheilt – und die Seemannschaft ist befreit von einem Menschen, der sich nicht zum Schiffsdienst eignet, während es solche von der Waterkant genug gibt. Denn bei solch einem Jungen, der eben aus einer Seemannsfamilie stammt, ist es ganz ausgeschlossen, daß er diesen Beruf verläßt, oder er würde zu Hause totgeprügelt werden, er muß eben dabei bleiben, ob er dazu taugt oder nicht.

Jenes erstere gilt auch für die Tunichtgute, welche aus dem Binnenlande zur See geschickt werden. Kein Gedanke daran! Die bleiben niemals dabei, sie reißen aus, gehen zurück, schließlich muß man sie doch wieder aufnehmen, steckt sie in eine Besserungsanstalt, und so ist es durchaus nicht wahr, daß sich die binnenländischen Matrosen aus den verworfensten Elementen zusammensetzen, welche das Land abgeschoben hat. Ganz im Gegenteil!

Kurzum – ich habe Hunderte von Matrosen unter mir gehabt, und stets habe ich Binnenländer bevorzugt, und das gilt von jedem anderen Kapitän. An Gewandtheit, Schnelligkeit, Intelligenz usw. usw. können die sogenannten geborenen Matrosen, die Küstenbewohner, denen aus dem Binnenlande niemals das Wasser reichen. Vor allen Dingen ist es immer die fröhliche Tatkraft, der abenteuerliche Unternehmungsgeist, der jenen gänzlich fehlt, und das ist eine Quelle, der alles andere entspringt, was zu einem fixen, niemals verzagenden Matrosen gehört.

Am deutlichsten sieht man das ja in der Kriegsmarine. Was für ein Unterschied zwischen dem bedächtigen, plumpen Handelsmatrosen, dem Küstenbewohner, der seiner Dienstzeit genügt, und dem gewandten, frischen Zwölfjährigen, der in Kiel als Kaiserlicher Schiffsjunge angefangen hat! Und daß ein Schiffers- oder

Fischerssohn als Marine-Schiffsjunge eintritt, wo er lange Zeit gar nichts verdient, das ist wohl ganz ausgeschlossen.

Schließlich möchte ich noch eins erwähnen, was auch diesen Unterschied recht charakterisiert.

Es ist wohl bekannt, daß die meisten Matrosen nicht schwimmen können. Sie sagen, es habe keinen Zweck, wenn das Schiff untergeht, müßten sie doch sowieso ersaufen, weshalb sollten sie sich da, wenn sie des Schwimmens kundig sind, noch stundenlang herumquälen.

Das ist natürlich Unsinn, eine faule Ausrede. Wenn sie nun im Hafen über Bord fallen und niemand bemerkt es, der ihnen gleich ein Tau zuwirft?

Nein, diese Küstenbewohner sind ganz einfach samt und sonders wasserscheu. Als Kinder höchstens bis an den Leib ins Wasser, nur ja nicht mit dem Kopfe untergetaucht! Es ist ja gar nicht wahr, daß diese Küstenbewohner das Meer lieben. Im Gegenteil, es hat ihnen Vater und andere Verwandte geraubt, das Meer ist ihnen vielmehr ein feindliches Element, mit dem sie, der Not gehorchend, kämpfen müssen ums tägliche Brot, und sie fühlen sich nur so lange sicher, wie die Planken unter ihren Füßen halten.

Ganz anders der Matrose vom Binnenlande. Daß sich der von Kind an zum guten Schwimmer ausbildet, ist doch ganz selbstverständlich.

Genug davon. Ich hatte die tüchtigsten Matrosen an Bord, zur Hälfte Binnenländer, welche noch für alles Romantische schwärmten, und dasselbe galt von den Plattdeutschen von der Waterkant, weil ich mir eben die Ausnahmen zusammengeholt hatte. Hätte einmal einer bei mir nicht sollen schwimmen können! Dann wurde er einfach bei der nächsten Gelegenheit an die Kreuzleine genommen.

Wir passierten einen nördlichen Ausläufer der großen Fucusbank. Mochte sich der Seetang auch am Bug aufhäufen, hier war er noch zu spärlich, als daß er uns hätte hindern können, der Wind brauchte gar nicht so günstig zu sein. Die Wasserpflanzen hier waren abgerissen worden, sie schwammen, waren also nicht mit dem Boden verwachsen, konnten daher leicht mit einer Stange von Zeit zu Zeit entfernt werden.

Aber dort im Süden, wo sich unübersehbar die grüne Wiese ausbreitete, wie würde es uns dort ergehen?

War es nicht meine Pflicht, den Leuten zu sagen, was ich vorhatte, welche Gefahren ihrer dort warteten?

Ich hatte Karlemann mein Ehrenwort gegeben, nichts zu verraten, aber ...

Nun, das konnte ich mir ja noch auf der Rückfahrt überlegen, das eigentliche Geheimnis brauchte deswegen nicht verraten zu werden.

Ohne Unfall erreichten wir in drei Wochen New-York. Die Zeichnungen für die Messervorrichtung hatte ich unterdessen gemacht, nach allen Maßen, und die erste Werft, an die ich mich wandte, erbot sich, die Sache auszuführen, billiger, als ich gedacht hatte.

Dabei hatte ich darauf Rücksicht genommen, daß nichts unter Wasser anzubringen war, mit Ausnahme zweier Schrauben, so daß die ›Sturmbraut‹ deswegen nicht ins Trockendock mußte. Wenn das Schiff vom Ballast befreit war, konnte ein Taucher alles besorgen, und die Messer, sechs Meter lang, würden bei aller Festigkeit dennoch bis an das Ende des Kiels hinabreichen.

Nach amerikanischer Manier hatte der Auftragnehmer keine einzige Frage getan, wozu ich denn diese Schneidvorrichtung brauche. Meinen Leuten war ich deswegen keine Rechenschaft schuldig, und Blodwen deutete ich jetzt nur an, daß es sich um

eine Durchquerung der Fucusbank handle, ohne sonst etwas Näheres über Karlemanns Plan wissen zu wollen, was ihre Neugier natürlich nur steigerte.

Das Wasser wurde ausgepumpt, die Arbeiten an dem wie ein hohles Ei schwimmenden Schiffe begannen sofort, und ich machte mich auf die Suche nach Rothäuten und Mißgeburten, woran sich die ganze beurlaubte Mannschaft beteiligte, allein, auf eigene Faust oder in kleinen Trupps, wie die Freundschaft es ergab.

Das Glück war mir günstig. Zuerst hatte ich mich erkundigt, ob in New-York zufällig gerade eine Indianertruppe gastiere. Denn für ein New-Yorker Kind ist und war schon damals ein echter Indianer eben solch eine schauenswerte Seltenheit wie für uns, die an der Küste gelegenen Städte, aber auch die im Innern, wurden schon damals ab und zu von Entrepreneurs besucht, welche eine Truppe ›wilder‹ Indianer mitbrachten, dem schaulustigen Publikum das Leben im wilden Westen vorführend, wie es dann später der bekannte Kolonel Cody, genannt Buffalo Bill, im großen betrieb, durch seinen Unternehmungsgeist alle Konkurrenz aus dem Felde schlagend.

Sonst aber gibt es noch heute alte, in Amerika geborene Leute genug, welche noch niemals eine echte Rothaut im vollen Feder schmuck gesehen haben, da sind eben gar weite Reisen nötig.

Nein, solch eine Truppe gastierte zur Zeit nicht hier.

»Gehen Sie doch einmal nach der Castle-Avenue,« sagte mir jemand, »da sind ein paar Feuerfresser und wilde Männer, vielleicht ist ein ›Redman‹ dazwischen.«

Die Castle-Avenue ist für New-York dasselbe, was für Hamburg der Spielbudenplatz ist. Eine Schaubude neben der anderen, mit Kraftmeiern, Riesendamen, Feuerfressern, Fischweibern usw.

Es war gegen Abend, als ich mit Blodwen dorthin schlenderte. Ich hatte ihr davon erzählt, das war ihr etwas ganz Neues, sie wollte sich amüsieren, war zu jeder Torheit bereit.

Wir waren noch längst nicht hin, da sitzt an einer belebten Ecke ein schmieriger Kerl, pfeift den Yankeedoodle mit Begleitung. Wie das zu verstehen ist, kann ich nicht weiter beschreiben. Kurz, er brachte zwischen den gespitzten Lippen immer zwei verschiedene Töne gleichzeitig hervor, und am besten war das dann zu merken, als er gleichzeitig zwei verschiedene Melodien piff, einen Marsch und einen Walzer, durchaus unabhängig voneinander, und dennoch klang es ganz harmonisch.

Wie der Kerl das fertig brachte, habe ich nie begreifen können. Ich glaube, den einen Pfeifton brachte er hinten im Gaumen hervor.

Für mich aber war damals mit die Hauptsache, daß ich sofort einen Indianer erkannte. Das rotbraune, bartlose Gesicht mit den melancholischen Zügen, welche an die eines alten Weibes erinnerten, obgleich er noch ziemlich jung war, das schwarze, straffe Haar – es war gar nicht nötig, daß er sich durch gestickte Mokassins und durch eine bunte Decke als roter Sohn des großen Geistes herausstaffiert hatte, übrigens furchtbar zerlumpt.

Derartige Herren des Landes und Söhne des großen Geistes sieht man ja nun allerdings noch heute überall in den Straßen der größeren Städte Amerikas. Es sind durchweg Bettler, Streichholzverkäufer und dergleichen, immer besoffen, bis sie wegen Diebstahls für einige Zeit im Gefängnis freie Kost und Station finden.

Aber der hier konnte ganz besonders pfeifen, und wenn ich ihm die Skalplocke zurechtstutzte und ihn sonst etwas herausstaffierte, hatte ich ja hier gleich, was ich suchte, was mein Kompagnon verlangte.

Ich ließ in die Büchse zwischen die wenigen Kupfermünzen einen Silberdollar gleiten, und der Sohn des großen Geistes folgte mir auf meinen Wink in die nächste Kneipe, wo er zunächst ein Bierglas voll Gin, das ist Wachholderschnaps, hinuntergoß, als wäre es ein Finkennäpfchen voll.

So und so, ob er mit auf mein Schiff wolle.

Wozu denn?

Na, ich hatte natürlich meine liebe Last, dem Kerl das begreiflich zu machen, zumal er jede Minute ein großes Glas Gin leerte und daher immer bezechter wurde.

Uebrigens hielt ich mich gar nicht lange bei einer Erklärung auf, ich vergewisserte mich nur, daß er hier in New-York keine Frau, keinen Anhang habe, auch sonst nichts zurücklasse, dann filtrierte ich ihm noch eine Flasche Schnaps ein, und als er so weit war, wie ich ihn haben wollte, nahm ich den Sohn des großen Geistes unter den Arm, packte ihn in eine Droschke und fuhr mit ihm nach meinem Schiffe, wo er in Verwahrsam genommen wurde.

So, dieser rote Kunstpfeifer kam mir nicht wieder aus den Fingern, der gehörte jetzt mir, den hatte ich mir richtig, wie Karlemann gesagt, gekauft. Ich bin ja sonst ein Gegner vom Menschenhandel und Menschenraub, aber . . . es gibt Ausnahmen, bei diesem Indianer konnte ich nicht anders handeln, und bei seinem Verschwinden von der Erdoberfläche krächte ja auch kein Hahn.

Auch Blodwen war in der Droschke mitgefahren, die der schlafende Kunstpfeifer mit einer Alkoholatmosphäre und mit noch etwas ganz anderem erfüllte, und leider muß ich sagen, daß ihr dieses Abenteuerchen ausgezeichnet gefiel – nämlich deshalb leider, weil ich dann doch lieber alleine losgegangen wäre.

Doch dazu sollte ich gar nicht kommen.

Ich hatte den roten Kunstpfeifer von der Wache eben in einer Kammer unterbringen lassen, wo er seinen Mordsrausch ausschlafen konnte, als johlend ein Trupp meiner Jungen ankam, zwischen sich einen Chinesen im Nationalkostüm schleppend – einen Menschen, wie ich überhaupt noch keinen gesehen hatte.

Es war nämlich ein Riese – ein Riese, der aufrecht in keiner Kabine stehen konnte. Die Messung dann ergab zwei Meter sechs- unddreißig Zentimeter. Man messe sich das aus, um einen Begriff davon zu bekommen. Und dabei dürr wie ein Bandwurm.

Ich hatte Mühe, aus den Matrosen herauszubekommen, woher sie den Chinesen hätten, der stammte doch offenbar aus einer Schaubude. Die ganze Bande war nämlich besoffen, sie hatten mit dem schlitzäugigen Riesen erst herumgezecht.

Schließlich erfuhr ich, daß der Riese allerdings auf der Castle-Avenue engagiert gewesen wäre, bis vorhin; er habe einen Streit mit seinem Herrn gehabt, dieser habe ihn hinausgeworfen, und das ginge nur von Tag zu Tag, pro Tag bei freier Station einen Dollar, also könne Ra-lu-sin jetzt auch machen, was er wolle, und er wolle mit uns gehen, alles sei in Ordnung.

»Ja aber,« fing ich an, »lang genug ist ja der Riese, indes ich habe euch doch klar gemacht, daß die Länge nicht genügt, es muß alles doppelt ... «

Weiter kam ich nicht.

Auf dem Kajütentisch standen resp. lagen ein Tintenfaß, eine Schreibmappe, ein volles Bierglas, eine halbvolle Bierflasche und eine Papierschere – der Chinese greift danach, nach allem zugleich, und plötzlich fliegen Tintenfaß, Schreibmappe, Bierglas, Bierflasche und Papierschere in der Luft herum, der Kerl jongliert damit, Tinte und Bier spritzen nur so herum – und dann liegt der Kerl plötzlich auf dem Rücken, unter seinem buntseidenen Rocke kommen ein paar nackte, spindeldürre Beine zum Vorschein, so lang wie die Ruderstangen, und nun jongliert er Tintenfaß usw. zwischen seinen Beinen hindurch, mit denen er in der Luft herumquirlt, und dann nimmt er die Füße mit zu Hilfe, kann mit den nackten Zehen wie mit Fingern greifen – und dann steht er wieder auf den Beinen, nimmt schnell den heißen Zylinder von der Lampe, beißt hinein, daß es nur so knirscht und ... frißt der lange Kerl den ganzen Lampenzylinder auf! Wahrhaftig, als wär's eine saure Gurke – nur daß es dabei knirschte.

»Un dat Petroleum kann he ok utsupen,« versicherten mir noch meine Matrosen, »un ok den brennenden Docht kann he upfräten.«

Na, kann der Mensch von einem chinesischen Riesen mehr verlangen? Ich verzieh ihm Tintenflecke und alles, er war engagiert – rin mit ihm in die Kammer, wo er ebenfalls seinen Rausch ausschlafen konnte.

Noch bin ich mit dieser zweiten Unterbringung nicht ganz fertig, da naht schon wieder eine johlende Matrosenbande, wieder schleppt sie in der Mitte etwas mit sich, eine ungeheure Kugel – ein langer Regenmantel fällt, und ... vor mir steht eine Unmasse von Fleisch, angetan mit einem ganz kurzen, flitterbesetzten Röckchen, das nicht einmal bis an die Knie geht – und was nun für Knie! – und diese Waden! – und diese Beine! – nee, diese Beine! – die eines ausgewachsenen Elefanten waren Streichhölzer dagegen! – und nun dieser Leib, dieser Busen ...

O, Fatje Mine, Fatje Mine, was für ein schlankes Persönchen warst du gegen diese Riesendame, die sich mir da vorstellte!!

Und nun auf dieser Körperfülle von ziemlich vier Zentner Gewicht ein Mops Gesicht mit winzigen Augen und einem noch winzigeren Näslein!

Schade, daß sich so etwas nicht beschreiben läßt! Und zeichnen kann ich nicht.

»Die Laura, die Laura!« erscholl es jubelnd im Chor.

»Wo habt ihr denn die her?«

Bei der war es nicht so harmlos abgegangen. Ihr Mann war früher Schneider gewesen, seit einiger Zeit stellte er seine schwächere Hälfte aus, in der Castle-Avenue; meine bezechten Jungen hatten sich an sie heran gemacht, hatten ihr vorgeschwärmt – ja wohl, die war mit allem einverstanden, die wollte mitkommen – aber ihr Ehegatte wollte nicht – da hatte der Schneider Haue bekommen – meine Jungen hatten die ganze Bude demoliert – Laura hatte, bezechet wie sie war, selbst mitgeholfen, und ... nun kam der Ehemann von Schneider schon selbst, um seine bessere Hälfte wiederzuholen, brachte gleich Polizei mit.

Himmel, war das ein Spektakel in der Kajüte. Was alles gebrüllt wurde, weiß ich nicht. Ich glaube, das kleine, dünne Schneiderlein wollte mich hauen.

»Nee, un ich geh äm niche!« schrie Laura, die wie ihr Schneiderlein Deutsch sprach. »Ich bleiwe bei dich, mei Blondchen . . . «

Und plötzlich setzt sich dieses Frauenzimmer mit ihren vier Zentnern auf meinen Schoß und krabbelt mir am Kinn. Zum Glück krachte der Stuhl zusammen. Sonst wären sicher meine Beine abgekracht. Denn auf eine Tragkraft von vier Zentnern waren die denn doch nicht geeicht.

Wir wälzten uns beide am Boden. Sie hätte mir beinahe den Brustkasten eingedrückt.

»He jub!!« schrien die Matrosen, hatten Handspeichen untergeschoben und wälzten sie von mir runter und bekamen sie so wieder in die Höhe.

Ich blickte, wie ich mich emporrichtete, etwas scheu nach Blodwen. Aber die lachte, daß ihr die Augen übergingen, und das auch noch und erst recht, als mir das besoffene Weibsbild schon wieder am Halse hing und mich ihr Blondchen nannte, ihren Herzallerliebsten usw.

Ich hatte ganz die Fassung verloren. Ich habe dem Schneider eine Entschädigung gegeben, für seine Frau, daß er sie mir abtrat, für seine Bude, für alles. Aber wieviel, das weiß ich nicht, wußte es auch damals nicht. Ob ich ihm hundert Dollar gab oder tausend – keine Ahnung.

Als wieder Ruhe wurde im Schiff, war Laura schon auf dem Sofa eingeschlafen. Sechs Matrosen packten sie, je zwei an einem Beine und je einer unter den Achseln, so schleppten sie das Ungetüm keuchend hinaus. Dort, wo auf dem Sofa ihre Schultern gelegen, waren zwei große Fettflecke auf den Polstern, und . . .

Und da kam schon wieder eine gröhlende Bande angerückt, diesmal aus Heizern bestehend. Dann benahmen sie sich aber ganz manierlich, ebenso wie der rothaarige Kerl, den sie zwischen

sich führten – oder ich will lieber Herr sagen; denn er war ganz anständig angezogen, benahm sich auch anständig, nur daß er, wie die Heizer, etwas schief geladen hatte.

Sie hatten ein Plakat gelesen, heute abend eine Gesellschaft der Typographia, zu irgendeinem wohltätigen Zwecke, die meisten Heizer sind Schlosser, sie hatten gewußt, daß Typographen so Buchdrucker und Setzer sind, gleich hatten sie sich meines Auftrags erinnert, ich hatte sie doch instruiert, sie hatten Billetts genommen, hatten Bekanntschaft gemacht ... nun brachten sie gleich einen mit, der bereit war, für billiges Geld uns ein paarmal um die ganze Erde zu begleiten. Konnte setzen und drucken und alles.

»Ja, das ist ja alles recht schön und gut,« sagte ich; »aber kann er denn auch mit der großen Zehe sich in der Nase ... «

»Nee, das kann er nicht; aber mit dem Bauche bellen kann er.«

Und kaum hatten das die Heizer gesagt, als aus allen Ecken der Kajüte ein Hundegebell erscholl, von großen und kleinen Kötern, dröhnend und quietschend, sie knurrten und bissen sich – ich blickte nach dem Rothaarigen, denn daß es sich um Bauchreden handelte, hatte ich ja schon gehört; aber ich sah dessen Mund sich nicht im mindesten bewegen, was beim Bauchredner doch sonst immer etwas der Fall ist, bei dem nicht, keine Muskel zuckte in seinem sommersprossigen Gesicht – und dadurch wurde ich fast irre, ich glaubte einen Augenblick wirklich an Hunde, ein solcher mußte doch unbedingt unter dem Kajütentisch sein, wo er mich ankläffte, ich bückte mich, um darunter zu blicken – und dann stimmte ich mit ein in das allgemeine Gelächter.

Paddy – seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht mehr, aber da er ein Irländer war, konnte er natürlich nicht anders als Paddy heißen – Paddy war ein Amateur-Bauchredner, hatte sich als solcher heute abend in dem geselligen Verein produziert, nicht nur im Hundebellen, er konnte auch sprechen, durch Unterhaltung verschiedener Personen die verblüffendsten Tricks erzielen,

aber seine Hauptforce war doch das Nachahmen von Tierstimmen, besonders von Papageien, Affen, Hunden und Katzen, alles gleichzeitig durcheinander, wovon er jetzt sofort eine Probe gab, indem sich zu den Hundestimmen auch Katzenmiaun und Affengeschnatter und alles mögliche gesellte, auch menschliche Stimmen, welche auf die Hunde schimpften, alte Jungfern, die ängstlich ihre Katzen lockten – die ganze Kajüte schien belebt zu sein, und da bellte auch an Deck ein riesiger Köter im Brustton.

Paddy war von Profession Buchdrucker, konnte aber auch setzen und alles andere, was dazu gehört, und er war mit Freuden bereit, uns zu begleiten, ganz egal wohin, wenn es nur hinaus in die Welt ging, und bei freier Station war er mit wöchentlich sieben Dollar mehr als zufrieden. –

Es ist dies nur ein einziger Tag, nur ein Abend, von dem ich eine ausführliche Probe gegeben habe.

Und so ging es während acht Tagen weiter, bis wir wieder absegelten.

Ich brauchte mich um nichts mehr zu kümmern, meine Leute besorgten alles, ich hatte ihnen nur immer abzunehmen, was sie heranschleppten, und sie gingen mit einem Feuereifer daran – mit einem Feuer, das wirklich gefährlich wurde. Denn nachdem ihr Eifer einmal entfesselt, ließ er sich gar nicht wieder eindämmen, da half weder Drohen noch Bitten.

An einem einzigen Tage mußte ich fünfmal auf die Polizei gehen, um als verantwortlicher Kapitän Strafe zu zahlen, um mich mit einem Geschädigten durch klingende Münze wieder zu söhnen.

Das sagt genug, wie meine Jungen es trieben. Sie hatten eben den Auftrag bekommen, Mißgeburten und andere Raritäten herbeizuschaffen, die man ausstellen könnte, und sie entledigten sich ihres Auftrags, ihnen ganz egal, wo und wie sie dieses Material bekamen.

So will ich nur im besonderen erwähnen, daß zwei Matrosen auf den zusammengefalteten Händen einen Mann getragen brachten, der einen langen Mantel anhatte.

»Wer ist denn das?«

»Der kann mit dem Maule schreiben und malen.«

Ich verstand noch gar nicht, was die eigentlich meinten.

»Warum tragt ihr ihn denn?«

»Nu weil 'r nich gehen kann.«

»Warum kann er denn nicht gehen?«

»Nu weil 'r keene Beene hat.«

Erst dann merkte ich, daß der ganze Mann nur aus Rumpf und Kopf bestand, weder Arme noch Beine, er bediente sich zur Verrichtung der meisten Geschäfte des Mundes, konnte mit der zwischen den Zähnen gehaltenen Feder sehr schön schreiben und recht hübsch zeichnen, wußte sich aber auch sonst mit dem Munde zu helfen, trank jedes Glas und jede Tasse fein säuberlich aus, nahm den Hut mit den Zähnen, warf ihn in die Luft und hatte ihn auf dem Kopfe.

Gleich darauf wurde eine Frau gebracht, die ebenfalls keine Arme, aber doch wenigstens noch Beine und Füße hatte, mit denen sie stricken, sticken, flicken und sogar Violine spielen konnte.

Woher meine Jungen die menschlichen Raritäten bekamen, darnach erkundigte ich mich gar nicht mehr. Ich ging einfach zur Polizei und bezahlte die Strafe. Eine Entführung lag fast immer vor, doch wußte ich mich stets mit dem Geschädigten zu einigen, mußte dabei natürlich immer tief in die Kasse greifen.

Dabei zeigte sich wiederum, wie wenig ich Geschäftsmann war. Ein Aufschreiben gab es nicht, hatte ja keine Zeit dazu, immer rin in den Geldschrank! Na, ich hatte es ja auch dazu, die sechshundert Tonnen Kohlen und alles war schon bezahlt, Proviant genug für drei Monate, und die Hauptsache war doch, daß Karlemann dann zufrieden mit mir war.

Und es kam weiter: ein vierjähriger Junge, der schon zwei Zentner wog und ausgezeichnet Posaune blasen konnte, wobei seine Wampe unterm Kinn wie ein Luftballon anschwell, seine mitkommende Mama war Schlangendame und konnte wenigstens den Leierkasten drehen. Ein Kalb mit fünf Beinen. Ein Mann, der seine Zunge einen Viertelmeter weit aus dem Munde herausziehen konnte und außerdem noch als Gratiszugabe einen mächtigen Ast hatte. Eine Gans mit zwei Köpfen. Als zweiter Sohn des großen Geistes wurde ein Indianer gefunden, der ein ausgezeichneter Taschendieb ... wollte sagen Taschenspieler war, er wurde abgefangen, als er gerade aus dem Gefängnis kam, wo er gesteckt hatte, weil er in einer öffentlichen Straßenvorstellung ohne Zuschauer eine Taschenuhr samt Kette hatte verschwinden lassen, frei aus dem Handgelenk heraus. Drei Baribalbären, die tanzen konnten; vom amerikanischen Grislybären bekam ich nur ein einziges Exemplar, und für das mußte erst ein Gitter gefertigt werden, mit dem Vieh war nicht zu spaßen. Da keine echte rote Squaw aufzutreiben war, wurde wenigstens eine Kreolin engagiert, auch so kupferbraun, die ihren Bauch wie ein Karussell im Kreise drehen konnte. Amerikanische Schlangen und andere Tiere in schwerer Menge.

Auch die »Buchdruckerei« war zu besorgen. Mit der sollte ich noch etwas erleben, die sollte mich wieder etwas kosten!

Ich sprach mit Paddy als Fachmann darüber, er wollte so ein Tretmaschinchchen mit allem, was dazu gehört, besorgen.

Kostenpunkt?

»Na, für hundert Dollar ist da schon etwas recht Hübsches zu haben, Marke Liliput, das genügt wohl für solche Zwecke, mit Typen und allem.«

Gut, ich gab ihm die hundert Dollar. Mein Paddy trabt ab und ... kommt nicht wieder! Doch, aber erst nach drei Tagen – und ohne Buchdruckerei. Er war unter die Räuber gefallen – d. h., hatte die hundert Dollar bis zum letzten Cent versoffen.

Reumütig gestand er es mir, erbot sich, drei bis zehn Jahre für mich umsonst zu arbeiten.

Was sollte ich tun? Ich verzieh ihm. Es gefiel mir ja schon, daß er überhaupt wiedergekommen war, das hätte er gar nicht nötig gehabt, und dann konnte ich doch nicht dieses Ideal von einem Buchdrucker und Setzer, der mit dem Bauche bellen konnte, wieder fortlassen.

Kurz, ich gab ihm nochmals hundert Dollar, schickte aber zur Vorsicht einen meiner Matrosen mit.

Die beiden rücken ab und ... kommen ebenfalls nicht wieder! Oder doch erst am anderen Tage – wiederum ohne Maschine! Sie sind zerknirscht wie die jungen Hunde. Haben die beiden schon wieder die ganze Buchdruckerei versoffen!

Eigentlich hätte ich das meinem Alfred gar nicht zugetraut, es war sonst ein ganz solider, zuverlässiger Mann – aber eben ein unglückseliger Zufall – er hatte einen früheren Schiffskameraden getroffen – und so etwas wußte ja nun gerade ich zu würdigen, also auch mild zu beurteilen – und überhaupt sind Matrosen dazu da, um Schiff und Takelage zu bedienen und nicht, um Buchdruckereien einzukaufen – oder man muß sich zu so etwas seine besondere Ordonnanz erziehen – kurzum, eine Buchdruckerei mußte ich doch mitbringen, also immer noch einmal eine Hundertdollarnote herausgerückt und den sachverständigen Buchdrucker und Bauchbeller fortgeschickt, diesmal aber mit einer Eskorte von sechs handfesten Matrosen, denen ich zuerst den Eid der Nüchternheit abgenommen hatte, wenigstens bis zur Rückkehr von dieser gefährlichen Reise.

Und da brachten sie denn auch glücklich die Buchdruckerei angeschleppt, ein kleines Maschinchen, wie eine Nähmaschine, und eine Zigarrenkiste voll Typen.

»Und wo ist denn das Papier für die Programme?« fragte ich. Denn das hatten sie auch gleich mitbringen sollen, und ich dachte mindestens an so einen Ballen.

»Hier,« sagte Alfred und zeigte triumphierend ein Pappschächtelchen mit hundert Bogen Briefpapier.

Zu mehr hatte es nicht gelangt. Also immer noch einmal ringegriffen in den feuerfesten und diebessicheren Panzerschrank mit drei Sicherheitsschlössern.

Ach, ich kann ja gar nicht schildern, wie es während dieser acht Tage an Bord meines Schiffes zuging!

Ich wußte ja auch gar nicht, mit was für Raritäten mich meine braven Jungen versorgt hatten, so ganz unter der Hand, ohne daß sie mir etwas davon gesagt hatten!

Wie ich einmal spät in der Nacht in meine Koje steigen will, da liegt schon ein anderer drin, zuerst nur erkenntlich an zwei ungeheueren Sporen, die unter der blauen Gardine hervorgucken.

Ich schlage den Vorhang zurück – es ist ein langer Kerl, ganz in Leder gehüllt, schmierig, an dem mit Patronen gespickten Gürtel zwei riesige Revolver.

Mit Mühe kriege ich den schnarchenden Kerl wach.

»He, guter Freund, wer bist du denn?«

»Ach, häng dich!« ist seine erste Begrüßung.

»Wie kommst du denn hierherein?«

»Gottverd . . . «

Das waren die ersten beiden Silben von hundert anderen mit ähnlich schönem Inhalt, meiner Person und aller Welt geltend, weil ich ihn im Schlafe gestört hatte.

Vielleicht wären auch noch mehr Silben gefolgt, aber etwa bei der hundertsten packte ich ihn beim bespornten Stiefel und zog ihn aus meiner Koje; das wollte sich das Kerlchen nicht gefallen lassen, ich glaube sogar, er wollte nach dem Revolver greifen, wofür es von mir zuerst ein paar sogenannte Kopfnüsse gab.

Da war er mit einem Satze auf den Beinen, wollte mich packen, oder hatte mich auch schon; aber ich hatte ihn ebenfalls und noch fester, wir walzten ein paarmal ohne Musikbegleitung durch die

enge Kabine, dann hob ich ihn aus und setzte ihn mit seinem lederen Hosenboden in das gefüllte Waschbecken, hob ihn wieder herunter und legte ihn fein säuberlich aufs Sofa, verwalkte ihn noch ein bißchen, und dann endlich war er zum Sprechen bereit, nachdem ich ihm noch höflich versichert, daß ich hier Kapitän und Herr sei.

»Ich bin doch der Revolver-Jim!«

»Was, Revolver-Jim?«

»Na, der Cowboy, der Pferdebändiger.«

Es stellte sich heraus, daß es ein Champion-Pferdebändiger war, täglich zwanzig Pferde zureiten konnte, und meine Jungen hatten ihn als solchen für unser Welt-Tournee engagiert.

Heiliger Himmel! An Bord meines Schiffes ein Pferdebändiger! Sollte wilde Pferde zureiten!

Nach der ersten Prügelei konnten wir uns ganz gut unterhalten, und da stellte sich weiter heraus, daß er auch ein gottbegnadeter Kunstschütze sei.

Na, das war etwas anderes, da konnte ich ihn schon eher gebrauchen.

»Ihr glaubt nicht, daß ich mit dem Revolver niemals mein Ziel verfehle . . . «

Ich stand eben an der Wand, zündete mir gerade eine Zigarre an, hatte sie noch zwischen den Fingern, da . . .

Puff puff puff – ich kriege einen Schlag zwischen die Hand und gleichzeitig an die Füße – hat mir der Kerl die Zigarre aus den Fingern und von beiden Stiefeln die Hacken abgeschossen!!

»Mein Herr, Sie sind engagiert,« sagte ich, als ich mit heilen Fingern nach einer anderen Zigarre griff.

Einmal, immer noch im Hafen von New-York, vielleicht am dritten Tage, will ich nachsehen, ob die Klapper- und anderen Schlangen mit Fressen versehen sind.

Dieses reptilische Ungeziefer wurde in einer großen Tonne aufbewahrt, die mit einem Drahtgeflecht zugedeckt war, in der Segelkammer stehend. Gefüttert wurden sie mit Ratten und Mäusen, die nicht erst von auswärts bezogen zu werden brauchten. Wenn sie nicht schon in London im Unterrock der ›Sturmbräute‹ heimisch geworden, so hatten wir sie in Kapstadt bekommen. Von diesen menschentreuen Tierchen ist ja kein Schiff frei.

Ich blicke hinein, kann natürlich nichts sehen, weil es im Innern des hohen Fasses finster ist; aber da hängt an der Wand eine Laterne, ich zünde sie an, sende den Blendstrahl durch das Drahtgeflecht – richtig, da sitzen dort unten zwei große Ratten und etliche Mäuse, aber ... keine einzige Schlange, nicht einmal eine Klapper davon.

»Nanu!« denke ich. »Haben die Ratten etwa die Schlangen aufgefressen?«

Mit einem Male aber überkommt mich eine schreckliche Ahnung. Ich schiele schon nach den zusammengerollten Segeln, hebe schon die Beine. Doch Ausreißen gibt's bei mir nicht so leicht, zumal wenn ich die langen Seestiebel anhabe.

»Aujust!!«

August hatte nämlich außer der Taucherpumpe im speziellen auch die Schlangen unter sich.

Weil August nicht gleich kommt, lasse ich die Bootsmannspfeife mit meinem eigenen Signal ertönen, und der erste, der dem Rufe Folge leistet, ist der dämliche Fritze.

»Wat jibt's, Käpt'n?«

»Wohin sind denn hier die Schlangen?«

»Wat for Schlangen, Käpt'n?«

»Na, die Schlangen, die hier untergebracht sind!«

»Hier sin keene Schlangen drin, Käpt'n, nur Ratzen und Mūs.«

Kurz und gut, ich habe gerade den richtigen Mann erwischt, der mir beichten kann. Wie alle anderen, machte auch dieser Matrose Jagd auf Ratten und Mäuse, hatte Fallen aufgestellt, hatte

vorhin zwei Ratten und fünf Mäuse abliefern wollen, er wußte, daß die Jagdbeute in dieses Faß gesteckt werden sollte – und als er hier hereingekommen war, hatte das Faß umgekippt am Boden gelegen, der Drahtdeckel abgefallen.

Fritz hatte sich weiter keine Gedanken gemacht, hatte das Faß wieder aufgerichtet, seine beiden Ratten und fünf Mäuse hineingetan, den Drahtdeckel aufgesetzt, und er war selbstzufrieden seiner Wege gegangen.

Ich fragte nicht erst, ob er denn gar nicht gewußt, daß da Schlangen drin gewesen, ich forschte nicht nach dem eigentlichen Sünder – sondern ich jetzt schleunigst trotz meiner langen Seestiefel hinaus zur Segelkammer, Fritz mit mir gerissen, denn schon sah ich dort aus einem zusammengerollten Segel wirklich den züngelnden Kopf einer Schlange zum Vorschein kommen, und dort ragte auch so ein klapperähnliches Instrument hervor, aber keine Kinderklapper, ich fühlte die Viecher schon in meinen Hosenbeinen hochkriechen, obgleich diese in den Stiefeln steckten, und das Schlimmste war, daß die Tür zur Segelkammer offen gestanden hatte!

Eine nette Geschichte! Jetzt konnten sich die im ganzen Schiffe verbreitet haben! Und darunter die Kupferschlange, die giftigste von Amerika, die den unfehlbaren Tod innerhalb einer Minute herbeiführt! Oder es konnten auch mehrere Exemplare dieser Spezies sein. Ich wußte nicht einmal, wieviel Schlangen es zusammen waren.

In diesem Augenblick, als ich die Tür hinter mir zuschmetterte, kam mir ein Geschichtchen in die Erinnerung, das ich selbst miterlebt habe.

Vor sechs Jahren fuhr ich als Matrose auf einem Segler von Singapur nach Batavia. Es war ein großes Segelschiff, welches speziell Passagiere zwischen diesen beiden Häfen hin und her beförderte. Da fuhr ein Engländer mit, der hatte zwei Brillenschlangen bei

sich, zeigte sie unterwegs im wohlgesicherten Käfig den anderen Passagieren.

Als aber in Batavia das Gepäck revidiert wird, fehlt die eine Brillenschlange, ist und bleibt verschwunden!

Dieses Schiff, die ›Ahawaya‹ von Singapur, unter englischer Flagge, hat niemals wieder eine Besatzung bekommen! ›Da steckt noch eine Kobra drin,‹ hieß es, und . . . es war verpestet! Die Reederei tat alles, um des Reptils habhaft zu werden. Sie ließ Schlangenbeschwörer aus allen Teilen der Welt kommen, bezahlte Tausende und Abertausende dafür – nützte alles nichts, die Schlange kam nicht zum Vorschein – das Schiff wurde unter luftdichtem Verschuß ausgeschwefelt, und da endlich fand man in einem Loche den schon ausgedörrten Leib der Schlange – nützte ebenfalls nichts, das sollte nicht diejenige sein, welche, die sei von der Reederei nur untergeschoben worden . . . kurz und gut, so hat das noch fast neue Schiff zwei ganze Jahre untätig auf der Reede von Batavia gelegen, durch die entkommene Brillenschlange mit einem Fluche beladen, bis es einmal gerammt wurde und in den Wellen versank, samt seinem Fluche. – – –

Ich alarmierte das ganze Schiff. So und so. Der Schreck der Leute war nicht geringer als der meine.

»Wieviel Schlangen waren es denn?«

Nicht einmal das konnte einer angeben!

Eine ganze Masse. Ein ganzer Knäuel.

»Wer hat sie denn eigentlich an Bord gebracht?«

Die Leute antworteten mir nicht mehr.

»Der Schlangengriepier!« fingen sie zu schreien an. »Wo ist der Schlangengriepier?!«

Was wollten die mit einem ›Schlangengriepier?«

Da kommt phlegmatisch ein schlanker, rotbrauner Bursche anspaziert, in dem ich sofort einen Indianer erkenne, auch so kostümiert, spaziert ebenso phlegmatisch in die Segelkammer hinein, ich beobachte ihn durch die offengebliebene Tür, er kauert sich

hin, zieht aus dem Gürtel eine Flöte und bläst hinein, es ist aber keine Flöte, sondern nur so eine Art von Kinderfiede, es kommt nur ein einziger kläglicher Ton heraus – doch das genügt. Eine Schlange nach der anderen kriecht aus den Segeln hervor, der Indianer packt eine nach der anderen am Halse und wirft sie in das Faß ...

»*One – two – three – four ...*,« zählt er dabei und so fort, bis neun Schlangen aller Art dabei zum Vorschein bringend.

»*Well*,« sagt er dann, als er den Deckel auf das Faß setzt. »Neun Stück, keine fehlt. Wie ist das passiert?«

Ich hörte die Erklärung nicht. Ich staunte nur ob der Versicherung, daß sich dieser Indianer bereits seit sechs Tagen an Bord befand, und zwar waren diese Schlangen sein Eigentum. Er war ein indianischer professioneller Schlangenbeschwörer und Gaukler, der sich auf der Straße produzierte, was ihm aber in New-York verboten worden war. Gern war er der Aufforderung meiner Matrosen gefolgt, wollte mit uns gehen.

Versteht der Leser, was ich hiermit sagen will? Ich hatte schon einen dritten Indianer an Bord, bereits seit sechs Tagen, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Es ging eben in dieser Zeit an Bord alles drunter und drüber, und so bemerkte ich auch erst auf offener See, als sich nach und nach alles zu lichten begann, daß mich meine Jungen mit viel mehr zwei- und vierbeinigen Mißgeburten und anderen Raritäten versehen hatten, als ich zurzeit wußte.

Außerdem hatte ich eine tüchtige Lehre empfangen. Der indische Gaukler, dessen erstaunliche Künste ich noch später kennen lernen sollte, hatte eigentlich keinen Grund, so phlegmatisch zu sein, er hatte seinen Schlangen nicht etwa die Giftzähne ausgebrochen, er selbst wurde dann später an Bord meines Schiffes ein Opfer eines Schlangenbisses, trotz all seiner Kunst.

Ich trug Sorge, daß so etwas nicht wieder vorkommen konnte. Die Schlangen wurden jetzt in sicherstem Gewahrsam genommen

– ich konnte aber nicht hindern, daß noch am selben Tage einer der

beiden Büffel, die ich für billiges Geld erworben, der Stier, seine Freiheit gewann und eine Stunde lang Herr an Deck war, bis sich der Cowboy so weit ernüchtert hatte, um ihn mit dem Lasso zu fangen, das heißt, ihn in eine Schlinge zu locken, wonach er sich wieder beruhigt abführen ließ.

Und solche Szenen kamen an Bord des Zigeunerschiffes täglich, stündlich vor, auch während der langen Rückreise. Denn ein Zigeunerschiff durfte ich das meine wohl schon mit Recht nennen.

Auch noch etwas anderes trug dazu bei, daß alles außer Rand und Band war.

Ich hatte unter meinen Jungen keinen einzigen Trunkenbold. An Land mochten sie über den Strang hauen, und das mit der Buchdruckerei, das sind eben Matrosenzicken, Matrosen sind, wie schon gesagt, nicht dazu da, um Buchdruckereien zu kaufen – an Bord waren meine Jungen durchaus nüchtern, ich konnte sie ruhig am offenen Spiritusfasse Wache halten lassen.

Das änderte sich jetzt etwas, und daran war nur diese ganze Zigeunerwirtschaft schuld.

Alle diese Mißgeburten und Artisten waren, soweit sie zwei Beine und keine Flügel hatten, in bezechtem Zustande an Bord gekommen. Das war begreiflich genug. Es waren Matrosen, die auf der Suche gewesen, die das Geschäft abgeschlossen hatten, sie hatten sich zur Verlockung von vornherein der Whiskybottel bedient. Daher war sich hinterher auch niemand darüber klar, was für einen Gehalt man eigentlich ausgemacht hatte.

Nun aber, als die Leutchen aus ihrem Rausche erwachten, als sie sich auf einem Schiffe sahen, das nach der Pfefferküste gehen sollte, und dann noch viel weiter, wo noch etwas ganz anderes als Pfeffer wächst, da wurde den meisten der Handel leid, oder sie konnten sich überhaupt auf nichts mehr entsinnen – kurz, sie

wollten wieder an Land, sprachen von Freiheitsberaubung und dergleichen.

Besonders die vierzentrige Riesendame schrie Zeter und Mordio, sie wollte zu ihrem Schneiderlein zurück, besonders auch der Cowboy erwies sich renitent und mehr oder weniger alle anderen. Sie wollten eben vom Schiff, wollten von der ganzen Reise nichts mehr wissen.

Was war da zu machen? Einen schriftlichen Kontrakt hatte ich nicht. Der hätte bei so etwas doch auch gar nichts genützt. Aber ebensowenig fiel mir ein, auch nur ein einziges dieser kostbaren Objekte, mit denen ich bei Karlemann alle Ehre einzulegen gedachte, wieder laufen zu lassen, und direkt einschließen wollte ich sie auch nicht, ich bin eben nicht so für Menschenraub, und ich hätte sie auch binden und knebeln müssen, sonst wäre ja das ganze Schiff ein einziges Zetergeschrei geworden.

Nun, der Mund wurde ihnen dennoch geschlossen – nur in anderer Weise. Nämlich mit Whisky, Punsch und anderen angenehmen Getränken. Denn da war ja unter dieser Bande nun kein einziger, der nicht wenigstens zum Abschied noch ein Gläschen angenommen hätte, und dann noch eins, und dann ein drittes – und jedes liebe Vieh hat doch vier Beine – nein, unser Wunderkalb hatte fünf – und Fliegen haben sechs ... und dann lagen sie selber wie die Fliegen da, und wenn sie wieder wach wurden, ging die Geschichte von vorne an und so *in infinitum*.

Es war ein Zechgelage ohne Ende, und da half doch alles nichts, da mußten meine Jungen immer mitmachen, wenigstens die Hälfte von ihnen, während die andere noch nicht nüchtern war.

Ach, was hat während dieser acht Tage mein Zwischendeck für Szenen gesehen! Wenn die vierzentrige Riesendame, die immer noch ihr kurzes Röckchen trug, sich während dieser acht Tage überhaupt noch gar nicht gewaschen hatte, mit meinem krummbeinigen Bootsmann zusammen Ballett tanzte!

O Gott, o Gott!!

Ach, war ich froh, dankte ich meinem Schöpfer, als wir in der Nacht des neunten Tages die Anker lichteten!

Mit Volldampf ging es hinaus in die See! Unten hatte ich noch einmal eine Punscherrine anfahren lassen, die aus einem ganzen Fasse bestand, als Schöpfkelle diente ein Stiefel, und als das Zittern der Planken begann, da hatte ich schon dafür gesorgt, daß niemand mehr etwas davon merkte.

Die vierzentrige Laura hatte auf ihren Elefantenbeinen einen achtzigpfündigen Häring von Leichtmatrosen und gröhlte mit ihm zusammen ein Liebesduett, die armlose Dame fand mit ihrem Fuße nicht mehr den Weg zum Mund, goß sich den Punsch immer über den Kopf, und so war alles total bezechet.

Und mein Leiden sollte noch nicht zu Ende sein.

Wie ich auf der Kommandobrücke stehe, das Nachtglas vorm Auge, wird mir plötzlich die Mütze vom Kopfe gerissen, und wie ich aufblicke, hängt da über nur ein großer Affe an einem Wickelschwanz, schwenkt meine Mütze, außerdem hat er am Beine noch einen Seestiefel – ich habe keine Zeit, mich um das Vieh und meine Mütze weiter zu kümmern, ich gehe ins Kartenhaus, will messen – Herrgott, ich pralle doch zurück, sitzt da auf der Karte ein haariges Ungeheuer von Spinne, wie ich noch keine gesehen habe, glotzt mich mit mächtigen Augen an – zuerst hielt ich es gar nicht für eine Spinne.

»Kruzifix,« ruft da der Matrose, der eben den Mann am Ruder ablösen will, reißt seine Mütze vom Kopfe, guckt hinein und wühlt sich in den Haaren, »Kruzifix, dat ist ja mien Kreizspinn!«

Ich hatte gar nichts von einer Vogelspinne gewußt – und der Matrose, der keine Zeit hat, packt das haarige Ungeheuer mit verwegener Hand, setzt sich die Spinne auf den Kopf, schnell die Mütze wieder darüber, und er übernimmt das Steuerrad – unter der Mütze die große Vogelspinne!

Eine tolle Geschichte! Wirklich, wir waren alle toll geworden!

AUF DER RÜCKFAHRT. – EINIGES ÜBER GOLIATH UND HANS.

Die Situation begann sich für mich zu klären. Wenn ich Papier und Bleistift zur Hand nahm, so erkannte ich, daß ich nichts vergessen hatte, weder einen buntbemalten Wigwam noch Tomahawk noch Friedenspfeife noch sonst etwas.

Mein Kompagnon würde mit mir zufrieden sein. Ueberzählte ich die Häupter meiner Lieben, so waren es sechzehn Menschen, welche ich Karlemann zuführte, und jeder war ein Unikum in seiner Art, welches der spätere Humbugkönig Barnum sofort engagiert hätte.

Man erlasse mir alle weitere Beschreibung derjenigen Mißgeburten und Artisten, die ich noch nicht angeführt habe, und alle die mitgenommenen Tiere aufzuzählen ist überhaupt unmöglich; denn da war z. B. ein großer Käfig vorhanden, in dem es wie fliegende Diamanten durcheinanderschwirrte – feuersprühende Kolibris, die in ihrer Rastlosigkeit also überhaupt nicht zu zählen waren.

Man sieht, es würde immer Neues hinzukommen – und dann aber sieht man auch, welche Intelligenz und welchen Eifer meine Jungen gezeigt, wie sie die ihnen gegebene Aufgabe begriffen hatten; denn das hatten sie alles ohne mein Zutun herbeigeschafft – Amerika sollte gezeigt, auf diesem Schiffe vereint werden! – denn ich, wie gesagt, hatte mich um alles dies ja gar nicht kümmern können, und das hatten die wackeren Burschen fertig gebracht, obgleich sie immer etwas chloroformiert gewesen waren.

Auch Blodwen gebührte das höchste Lob. Mit einem Worte: sie war ganz die Frau Ausstellerin – meinetwegen auch die Frau Zigeunerin.

Daß sie gleich anfangs Interesse für diese ganze tolle Geschichte gehabt, darüber hatte ich mich ja nicht gewundert, mir nur die Frage gestellt: Wie lange wird das währen? Wann wird sie die Nase über dieses Gesindel rümpfen? Und – wann wird wegen der weiblichen Mitglieder ihre Eifersucht zum Durchbruch kommen?

Nichts von alledem! Ich hatte ihr unrecht getan. Denn wenn das noch eintreten sollte, dann wäre es bald Zeit gewesen.

Nein, Blodwen blieb bei der Stange. Und was sie, als sie mir in dem allgemeinen Durcheinander aus den Augen gekommen, geleistet hatte, das erkannte ich erst jetzt.

Während des ersten Tages der Rückreise stellte ich mir oft die bange Frage, ob für unsere vierbeinigen Gäste denn auch das geeignete Futter vorhanden sei.

Ich selbst hatte mich eigentlich nur um die Raubtiere gesorgt, hatte deswegen einige Rinder und Schafe an Bord genommen, nach der Fleischmenge ausgerechnet, daß es für die Raubtiere gut einen Monat langte und auch für uns ab und zu einen frischen Braten abgab.

An alles kann der Mensch doch nicht denken. Fast hätte ich für die Tiere, welche verfüttert werden sollten, das eigene Futter vergessen. Erst Blodwen machte mich darauf aufmerksam, und es wurden genügend Heu und Rüben eingenommen.

Die Affen waren ja leicht zu versorgen, aber nun die verschiedenartigen Vögel . . . meine Sorge war grundlos, Blodwen war es gewesen, die an alles und jedes gedacht hatte, für Körnerfresser wie für Insektenfresser, und sie hatte wirklich etwas geleistet. Es war eben alles vorhanden, was gebraucht wurde, und das war allein ihr Werk gewesen, ganz in der Stille ausgeführt. Hieran erkannte ich einmal, daß sie ein wirkliches Weib war. Eigentlich nämlich hätte ich ihr das gar nicht zugetraut. Kurz, ich hatte ihr unrecht getan, und offen, wie ich damals nun einmal war, gestand ich ihr dieses doch nur gedachte Unrecht gleich ein, was nur dazu beitrug, unser gutes Verhältnis zu befestigen.

Blodwen nahm sich des kleineren Getieres auch weiter an, fütterte es eigenhändig, dabei unterstützt von Goliath.

Von diesem habe ich bisher gar nichts gesagt, weil über ihn wirklich auch gar nichts zu berichten ist.

Er spielte an Bord die Rolle eines Hausdieners, war das Faktotum. Wenn der Steward zu viel zu tun hatte, half er ihm Messer putzen, er scheuerte die Korridore, arbeitete, wenn Not an Mann war, auch mit in der Takelage.

Habe ich noch nichts von ihm berichtet, so unterhielt ich mich doch mit Blodwen über ihn.

Das war kein gewöhnlicher Nigger!! Der war nicht nur Plantagenarbeiter gewesen!

Je mehr wir ihn beobachteten, desto mehr wurde dieser Neger für uns ein Rätsel.

Er schien alles zu können, und alles tadellos. Als er uns aus dem Hafen von Monrovia lotste, hatte er sich als Seemann offenbart. Bei Gelegenheit überzeugte ich mich, daß er auch mit Sextant und Logarithmentafel umzugehen wußte. Also Steuermann. In seiner frühesten Jugend wollte er ja auch als Steward gefahren sein, und das zeigte sich beim Servieren, wie der gewandteste Oberkellner.

Was war dabei Merkwürdiges? Er hatte eben als Steward begonnen, war Matrose, dann Steuermann geworden. Es gibt ja auch schwarze Kapitäne genug.

Doch nein, so einfach war das nicht. Das Rätsel lag in seinem Charakter. Wenn einer etwas gelernt hat, so will er es doch auch verwerten, will danach beschäftigt sein, und nun vor allen Dingen so ein Neger!

Aber wozu jemand sich selbst macht, danach wird er von der Welt behandelt. Bernhard, der Steward, betrachtete ihn als seinen Untergebenen, den er die schmutzigsten Arbeiten verrichten ließ. Der Bootsmann ließ ihn kalfatern, d. h., die Fugen im Deck mit Teer verschmieren. Und wurden mitten in der Nacht alle Mann an Deck gepfiffen, so erschien auch Goliath, als erster aus der Koje springend, obgleich er es gar nicht nötig hatte, überhaupt gar keine Wache ging, also den ganzen Tag auf den Beinen war.

Dabei immer tiefernt, nicht gerade liebenswürdig, aber bescheiden, zuvorkommend, stumm. Und ob er nun kalfaterte oder

den Korridor scheuerte oder Messer putzte – alles tadellos, in der Takelage der tüchtigste, unerschrockenste Matrose, und wenn wir ihn brauchten, und er hatte soeben erst mit Teer geschmiert, so brachte er es fertig, in der nächsten Minute mit sauberen Händen und sauberem Gewande zu erscheinen – ernst und stumm mit den aufmerksamen Augen eines Hundes unseres Winkes harrend.

»Was ist nur mit dem?« fragte Blodwen oftmals. »Der ist einstmals etwas ganz anderes gewesen.«

»In der Tat,« entgegnete ich dann, »der hat sich selbst besiegt, und wer das kann, dem gehört die ganze Welt. Aber lassen wir ihn gewähren. Er will durchaus die Rolle eines willenlosen Sklaven spielen. Gut, er soll es haben. Drängen wir ihn nicht. Vielleicht kommt er selbst noch zu uns. So lange aber soll er das bleiben, was er sein will. Bevorzugen wir ihn nicht.«

Aber wir beobachteten ihn unausgesetzt, und wir entdeckten immer Ueberraschenderes an ihm, dieser Neger ward uns immer geheimnisvoller.

Er sprach das beste Englisch mit allen Feinheiten. Zufällig entdeckte Blodwen, daß er ebenso das Französische beherrschte. Unser Staunen war groß, aber ebenso, wie er gar kein Hehl daraus machte, also seine Kenntnisse nicht verbarg, doch sie auch grundlos nicht verriet, so stellten wir auch unserer Abmachung gemäß deswegen keine Frage.

Eben ein sehr gebildeter Sklave, den wir da gekauft oder sozusagen vom Himmel geschenkt bekommen hatten – damit basta!

Dann zeigte sich, daß er ebenso ausgezeichnet das Spanische beherrschte. Die kreolische Bauchtänzerin sprach nämlich nur Spanisch, dabei hatte es sich herausgestellt.

Ich hätte einmal fragen können: wieviel Sprachen sprichst du eigentlich? Aber nein, ich wollte konsequent bleiben.

Jetzt war er hauptsächlich Blodwen behilflich, Vogelfutter zu quetschen, überhaupt die kleineren Tiere zu füttern, womit auch den ganzen Tag genug zu tun war.

Die großen Raubtiere wurden gemeinschaftlich von den Matrosen versorgt, das machte denen ja das größte Vergnügen, selbst das Füttern der Kühe und Schafe. Es wurde hier an Bord einmal etwas Landwirtschaft getrieben, das war ihnen etwas Neues. Ich mußte nur darauf achten, daß sie dem Viehzeug nicht zu große Portionen zusteckten, das wollte überhaupt zu den Hauptmahlzeiten gar nicht mehr fressen, denn jeder Matrose und Heizer steckte im Vorbeigehen doch eine Handvoll Heu oder eine Rübe zu. Am meisten Spaß machte natürlich das Füttern der Bären und der beiden Leoparden, zweier Prachtexemplare.

Dieses an sich harmlose Vergnügen sollte eine böse Störung erfahren. Ich hatte vergebens zur Vorsicht gemahnt – es war am zweiten Tage nach der Abreise, als das Leopardenmännchen meinen Bootsmann zwischen den Klauen hatte, ihn an das Gitter heranziehend, ihm Arm und Brust zerfleischend. Nur mit Mühe konnte ihm sein Opfer entzogen werden, der Bootsmann selbst, unerschrocken bis zuletzt, hatte ihm die Daumen auf die Augen gesetzt, hätte sie dem Leoparden bald eingedrückt.

Zum ersten Male sollte ich die Rolle des Arztes spielen. Mir war schrecklich zumute. Ich hatte schon Blut genug fließen sehen, Wunden – aber doch noch nicht eine solch entsetzlich zerfleischte Brust, und nun sollte ich die Fleischlappen und Hautfetzen abschneiden, und nun war es mein armer Bootsmann, dieser brave, biedere, treuherzige Kerl, den ich samt seiner krummen Beine gar eng in mein Herz eingeschlossen hatte, und wie er nun so wimmernd dalag ...

»Massa, soll ich ihn operieren und verbinden?« Erstaunt blickte ich in Goliaths schwarzes, ernstes Gesicht.

»Was, das verstehst du?!«

»Ich habe einige ärztliche Kenntnisse.«

Hier war keine Zeit zu verlieren, ich gab ihm das Messer – und schon wie er es anfaßte – ganz anders als ich – und wie er schnitt, wie er die antiseptische Watte auflegte, den Verband umwickelte

... das war ein professioneller Arzt, oder ich ließ mich doch gleich hängen!!

Es war geschehen. Enoch – dies ist der Name des finnischen Bootsmannes – war unterdessen bewußtlos geworden.

»Wird er es überstehen?« flüsterte Blodwen, die Handreichungen getan hatte, was ich ihr gar nicht zugetraut hätte.

»Nach menschlichem Ermessen ja. Es ist nur äußerlich. Die Wunden müssen aufs peinlichste sauber gehalten werden, sonst brechen sie später immer wieder auf. Wenn er das Wundfieber übersteht, ist er gerettet.«

Zunächst, um nichts zu vergessen, muß ich erwähnen, daß Blodwen, nachdem sie diese Worte gehört hatte, die volle Waschsüssel fallen ließ und sich in die Pfüze hineinlegte. Die Ohnmacht hatte sie erst nachträglich gepackt.

Nachdem auch die versorgt war, hatte ich es wieder mit Goliath zu tun.

»Woher hast du diese ärztlichen Kenntnisse?«

Er sei lange Zeit Diener bei einem Arzt gewesen – und da ich merkte, wie er wiederum auszuweichen versuchte, keinen Namen nennen wollte, ließ ich mir diese Auskunft genügen.

Sonst also blieb ich meinem Vorsatze treu, nur in anderer Hinsicht mußte sich das Verhältnis ändern.

»Goliath, das geht nicht mehr, daß du Kartoffeln schälst und die Korridore scheuerst und bei der Deckarbeit zum Kalfatern und dergleichen verwendet wirst. Der Bootsmann muß ersetzt werden. Kannst du seine Stelle ausfüllen?«

»O, Massa, ich bin nur ... «

»Ob du die Stelle des Bootsmanns ausfüllen kannst oder nicht, frage ich.«

»Ich kann es.«

»So bist du von heute an Bootsmann, nach amerikanischer Heuer vierzig Dollar monatlich.«

Die Mannschaft wurde benachrichtigt, und ich habe nie einen besseren Bootsmann gehabt.

Nun muß ich noch eines besonderen Falles Erwähnung tun, der, für mich selbst damals ganz unbedeutend, später noch eine große Folge haben sollte.

Jetzt hatte Blodwen beim Füttern ihrer Vögel und anderen Tiere keinen Assistenten mehr, und es zeigte sich bald, daß hierzu ein ganzer Mann nötig war, also nicht, daß etwa der Steward ihr so manchmal dabei half. Blodwen selbst sagte das mir, ich solle ihr hierzu einen Matrosen zur Verfügung stellen.

Wie ich so noch darüber nachdachte, wen ich dazu kommandieren sollte, dabei erwägend, daß zum Körnerquetschen nicht jeder passe, die meisten könnten sich wohl für solch eine Ehre bedanken, das war doch Weiberbeschäftigung, kam Hans auf mich zutreten.

»Herr Kapitän!«

»Nun, was gibt's, mein Junge?«

»Die Lady braucht doch einen Mann, der ihr hilft, und – und – und – da dachte ich – dachte ich . . . «

»Was, du willst wohl gar Goliaths Posten übernehmen?«

»Ja, wenn Herr Kapitän erlauben,« platzte Hans heraus.

Ich wunderte mich nicht wenig, ob dieser seltsamen Neigung. Ich hatte den siebzehnjährigen Menschen auf Empfehlung eines anderen als Leichtmatrosen gemustert, der einzige, der sich an Bord befand, und obgleich er seine letzte Reise noch als Schiffsjunge gemacht hatte, war er doch ein so tüchtiger Kerl, daß ich ihn nach den ersten drei Monaten zum Vollmatrosen ernannt hatte.

Doch wie es an Bord so ist, während dieser einen Reise bleibt der Avancierte für seine Kameraden noch immer der Leichtmatrose, wird ja auch tatsächlich als solcher verwendet, muß hauptsächlich die Royal bedienen, die oberste Rahe, und dann hatte ich schon früher erwähnt, daß er allgemein ›der Page‹ genannt wurde.

Da hatte Hans ja nun allerdings auch einen ganz treffenden Spitznamen bekommen. Das war auch weniger eine spottende Ironie, als ich anfangs vermutet hatte.

Der Junge, der Sohn eines kleinen Beamten aus dem Binnenlande, unten aus dem Brandenburgischen, hatte tatsächlich etwas Ritterliches an sich. Es war eine schlanke, famos gewachsene Gestalt, die durch schwere Arbeit noch nicht verdorben worden war, er hielt viel auf sein Aeußeres, putzte sich sogar gern, auch bei der Arbeit, d. h., kam fast nach jeder Freiwache mit frischwaschener Kleidung an Deck, trug gern eine bunte Schärpe und dergleichen, und auch an Land wollte er immer den Kavalier spielen, steckte wohl den Seemann heraus, machte aber eher den Eindruck eines Kadetten, selbst sein etwas breitbeiniger, schaukelnder Gang war dann immer noch wahrhaft elegant zu nennen.

Ich wußte alles dies zu würdigen, ich hatte den Burschen mit den hübschen, ehrlichen Zügen tatsächlich in mein Herz geschlossen, obgleich er mir sonst noch nicht durch irgend etwas Besonderes nahegetreten war.

Zu meiner Hochachtung als Vorgesetzter gehörte natürlich, daß er auch in der Takelage und sonst bei der Schiffsarbeit seinen ganzen Mann stand, und das war eben bei Hans der Fall, und infolgedessen stand er auch bei seinen älteren Kameraden in Achtung, und wiederum infolgedessen konnte der Spitzname ›Page‹ auch kein spöttischer sein.

Nein, die Matrosen hatten ganz richtig herausgeföhlt. Das war noch kein ganzer Ritter, sondern erst ein halber, ein zukünftiger – und nun eben dieses hübsche, schlanke, adrette Kerlchen, das zum Zweikampf wegen irgendeiner Meinungsverschiedenheit, wie es nun einmal an Bord zugeht, unverzagt auch dem herkulischsten Matrosen gegenübertrat, sich von ihm verboxen ließ, dann ihm aber die Hand schüttelte und nichts von Nachtragen wußte – – jawohl, das war eben bei uns an Bord der ritterliche Page, einen besseren Namen hätte er gar nicht bekommen können.

Und nun meldete sich dieses fixe Kerlchen, das in der Takelage stets der erste sein mußte und es auch wirklich war, zu solch einem Frauendienste! Allerdings ganz einem Pagen entsprechend, aber ... ich hatte schon daran gedacht, daß hierfür überhaupt kein Matrose in Betracht kommen könne, so ein Seebär war fähig, mir gleich den ganzen Bettel vor die Füße zu werfen, da mußte ich einen Mann wohl zwischen den Heizern und Kohlenziehern suchen, die weniger empfindlich im Punkte ihrer Seemannsehre sind – und am allerletzten hätte ich Hans so etwas anzubieten gewagt.

»Du machst wohl nur Spaß, Hans?«

»Nein, Herr Kapitän, wenn ich darf – ich dachte – – die Lady wird nicht so leicht einen bekommen ... «

Na, wenn er wollte, mir war's ganz recht. Dann wurde er eben wirklich ein Page, so ein Frauenlakai – dann würde er aber noch manches von seinen Kameraden zu hören bekommen.

Also Hans kam achterraus, half Blodwen mit, die Körner zerquetschen, reinigte die Vogelbauer und flöhte Affen.

Im übrigen hatte ich damals den Kopf viel zu sehr voll anderer Gedanken, um mich weiter groß darum zu kümmern.

Daß der Junge einen so roten Kopf bekommen hatte, als er stotternd mit seinem Vorliegen herausrückte, das schrieb ich eben dem Umstande zu, weil er sich selbst bewußt war, daß solche Arbeit nicht recht zur Seemannschaft passe. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich – – basta!

Nach alledem, was ich hier angeführt habe, brauchte ich wohl kaum noch zu sagen, daß mir nicht der geringste Gedanke aufstieg, der irgendwelche Aehnlichkeit mit Eifersucht hatte. So etwas fiel mir ja gar nicht im Traume ein.

Nun, ich sollte erst später erkennen, was für eine Bewandnis dies alles hatte.

Ueber meine sechzehn menschlichen Mißgeburten und Raritäten habe ich nur wenig zu sagen.

Wir hatten die erste Zeit nach der Abfahrt schweres Wetter gehabt, sie waren samt und sonders seekrank geworden, mindestens vier Tage lang, und dann war es gegangen, wie es immer geht.

Nach Ueberstehen der Krankheit fühlt sich jeder Mensch wie neugeboren, da kommt plötzlich ein Appetit, von dem man vorher noch gar nichts gewußt hat, und da sagt auch die zarteste Dame, und mag die See auch noch so brüllen und das Schiff auch noch so schlingern und stampfen: ›Ach wenn es doch immer so bliebe! Könnte ich doch immer so auf einem Schiffe leben, nur immer essen, essen, essen!!‹

Das war also auch bei meinen Passagieren der Fall, besonders zarte Damen waren nicht einmal darunter, dazu nun die vorhergegangene endlose Zecherei, ein dementsprechender Kater, der ebenfalls erst überstanden sein wollte, ich sorgte unterwegs für immer neue kleine Festlichkeiten – – kurz, wir bekamen nach achtzehntägiger, ausgezeichnete Fahrt schon die Leuchtturminsel von Legala in Sicht, und diese Leutchen hatten noch nicht einmal richtig die Frage aufgeworfen, was sie eigentlich an Bord oder wohin sie sollten, und meine Ahnung, daß Karlemann sie zu behandeln wisse, wenn der sie erst einmal zwischen seinen Fingern hatte, sollte sich denn auch später bestätigen.

WAS DOKTOR SELO HINTERLASSEN HAT.

Aber so weit sind wir noch nicht.

Es war am elften Tage, als wir im Sargassomeer wieder die erste schwimmende Seetangwiese passierten.

Ich hatte während der ganzen Reise für die Maschine noch keine einzige Schaufel Kohlen verbraucht, es war auch jetzt noch nicht nötig, der Wind hätte gar nicht so günstig zu sein brauchen. Ein am Bug mit einer Stange postierter Mann genügte, das Schiff von Zeit zu Zeit von dem sich aufhäufenden Seetang zu befreien.

Für meine sechzehn Passagiere war der Anblick dieser sich un-absehbar erstreckenden Wiese nun wieder so etwas, was alles andere vergessen ließ, der Cowboy, ein schrecklich unwissender Mensch, spähte schon nach Rindern und Pferden, für welche dieses vermeintliche Land, ob es nun schwämme oder nicht, doch den herrlichsten Weidegrund abgäbe, so äußerte jeder seine Ansicht, und demselben Zauber, den dieses frische Grün ausübt, das da auf dem Meere schwimmt, verfällt ja auch jeder Seemann immer von neuem, mag er die Fucusbank noch so oft gesehen haben.

Auch die neben mir stehende Blodwen erging sich in Entzücken über den Anblick, und da fiel ihr eine Frage ein, die eigentlich schon längst sehr nahe gelegen hätte.

Es war überhaupt verschiedenes vergessen worden, was nicht gerade mit unserer Pflicht zusammenhing. Vom ersten Tage an, nachdem ich die sechs Messer in Auftrag gegeben hatte, waren wir doch ausschließlich mit dem Auftreiben von menschlichen und tierischen Mißgeburten und anderen Schauobjekten beschäftigt gewesen, und da hatte sich eben an Bord ein solch tolles Leben entwickelt, wie ich zum Teil ausführlich geschildert habe, und die Folge davon war, daß Blodwen und ich total unsere Absicht vergessen hatten, das Haus der alten Großmutter in der Lostreet zu besichtigen, nach jenem Briefe der Lady Stanhope zu forschen.

Nevermind – das hatte für mich nur ein historisches Interesse gehabt, ich glaubte nicht an solche Geisterschätze, so wenig wie an mein Goldwrack und an meine Perlmutterinsel, obgleich ich selbst bei Gelegenheit allen Ernstes davon erzählen konnte. Das sind eben solche Seemannsmärlein, entsprechend dem Jägerlatein, ohne welches ein echter Jünger des heiligen Nimrod doch nicht denkbar ist.

Nun aber war auch das ganze weitere Leben an Bord dazu angetan, noch mehr zu vergessen. Ich glaube kaum, daß einer meiner Leute noch an die Vorrichtung mit den Messern gedacht hat,

was für einen Zweck die eigentlich hatte, das mußte ich aus Blodwens Person schließen, die trotz aller weiblichen Neugier, von der sie über eine gute Portion verfügte, diese Messer noch mit keiner Frage wieder erwähnt hatte.

Beim Anblick dieser grünen Wiese aber kam es ihr in die Erinnerung.

»Du, Richard,« sagte sie plötzlich, »wozu haben wir eigentlich die riesigen Messer machen lassen müssen? Die wären doch eigentlich wie geschaffen dazu, um dieses grüne Zeug zu durchschneiden.«

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Jetzt war die Gelegenheit gegeben.

Ich ließ das Schiff etwas aus dem Wind gehen, daß es sich mit dem Schnabel nach Süden richtete, dorthin, wohin mit Absicht wohl noch kein Schiff den Kurs genommen hat, wollte nicht die ganze Besatzung Selbstmord begehen, rief alle Mann vor dem Mast zusammen.

So und so, erklärte ich kurz, das ist ein Ausläufer der großen Fucusbank von Sargasso, die ihr doch alle kennt, mindestens schon von ihr gehört habt – ich bin von dem kleinen Kapitän Algots beauftragt, sie zu durchqueren, mitten durch das Zentrum hindurch – erst gehen wir noch einmal nach der Goldküste. – Wer von euch macht dann diese Expedition mit?

Es war begreiflich, daß keiner der Leute zunächst eine Antwort wußte. Die Sache kam ihnen zu überraschend. Denn obgleich ich ihnen gar nichts hiervon gesagt hatte, waren sie doch von allein zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß wir ein Schaustellerschiff begründen wollten, um uns schlicht und recht durchs Leben zu schlagen, was so ihren Beifall gefunden hatte. Und nun fing ich plötzlich von solch einer abenteuerlichen Expedition an.

Es war ganz gut, daß Blodwen am wenigsten auf den Mund geschlagen war, gleich die Sprecherin für alle machte.

»Karlemann will dich durch diese schwimmende Grasbank schicken?«

»Ay, durch die Fucusbank, auf einem genau vorgeschriebenen Wege.«

»Und das sagst du mir erst jetzt?!« erklang es etwas pikiert.

»Ay, erst jetzt,« gab ich so gleichmütig wie vorhin zurück. »Karlemann hat mich beauftragt, erst auf der Rückfahrt beim Anblick der Fucusbank davon zu sprechen.«

Das stimmte zwar nicht ganz, aber das konnte ich doch machen wie ich wollte. Eigentlich sollte ich ja gar nicht darüber sprechen. Daß ich für gewöhnlich mein gegebenes Wort nicht brach, darf der Leser mir wohl glauben. Doch es gibt eben Ausnahmen – ich habe ja schon früher zur Genüge erklärt, was mich dazu bewog, meine Leute schon vorher wenigstens in etwas einzuweißen, um was es sich handelte. Man kann der Mannschaft nicht vorflunkern, man wolle eine Vergnügungsfahrt nach Norwegen machen, und dann geht es direkt nach dem Nordpol. Kurz, ich handelte nach bestem Gewissen.

Und bei Blodwen erwachte die Neugier, die alles andere vergessen ließ.

»Und aus was für einem Grunde? Was gibt's denn da drin zu finden?«

»Das weiß vorläufig nur Gott und Karlemann, so weit hat er mich selbst noch nicht eingeweiht,« sagte ich wiederum nicht ganz der Wahrheit gemäß, und dann fuhr ich mit schallender Stimme fort:

»Leute – ich habe oder werde eine geographische Ortsbestimmung bekommen, mitten im Zentrum der großen Fucusbank gelegen, das noch keine Schiffsbesatzung lebendig, das wohl überhaupt noch kein Schiff erreicht hat. Dort drinnen gibt es ein Geheimnis zu entdecken, ein Rätsel zu lösen – welches, weiß ich selbst noch nicht. Vielleicht werden wir Schätze finden – vielleicht

auch nicht – vielleicht nur den Tod. Um durch den festgewachsenen Fucus zu kommen, habe ich jene Schwerter oder Messer anfertigen lassen, deren Gebrauchsfähigkeit ich dann gleich prüfen lassen werde. Wißt ihr, weiß ein jeder von euch, was diese grüne Wiese zu bedeuten hat, die jetzt so harmlos um uns herumschwimmt? Ich gebe euch eine halbe Stunde Bedenkzeit, geht jetzt einmal in die Foxel, lest in den Nachschlage- und in den Spezialbüchern nach, was für eine Bewandnis es mit dieser Fucusbank von Sargasso hat, wie jedes Schiff unrettbar verloren ist, um das sich einmal der lederartige Seetang gestrickt hat – lest nach, wie dort das Wasser bei Windstille fault, was für pestilenzialische Dünste ihm entsteigen – es werden auch Männer unter euch sein, die davon erzählen können, ob nun Selbsterlebtes oder Gehörtes – ob Wahres oder Erfundenes – hört sie an und erwägt, berätet euch – dann gebt mir Antwort, ob ihr bereit seid, mich in diesen grünen Tod zu begleiten. Geht in die Foxel und lest nach!«

Ich hatte gesprochen. Aber die Leute standen wie die Mauern, keiner rührte sich.

»Geht in die Foxel und lest in der Bibliothek nach!« wiederholte ich.

Keiner ging.

»Wat schalln wi?« nahm da endlich einer der Matrosen das Wort, wer es war, ist gleichgültig, er sprach die Meinung aller aus. »Wat schalln wi denn da irst in dee Bükers leehsen? Wenn der Käpten geiht, geihn wi ok, un wenn ok dee Düwel drin stecken deit.«

Es gibt solch kleine Situationen, die sich gar nicht weiter beschreiben lassen. Da kann es einem plötzlich so siedendheiß zum Herzen emporsteigen. Mir wenigstens.

Kurzum, die Angelegenheiten war schon erledigt, niemand brauchte erst in ›dee Bükers nachtoleehsen‹. Ich mußte den Leuten erst klarmachen, daß wir zuvor noch einmal nach Karlemanns

Leuchtturminsel gingen, durfte aber nicht wagen, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich die Sache bis dahin ja also immer noch überlegen könnten. Das hätten sie grimmig übergenommen.

Aber die Versuche mit den Messern wurden sofort gemacht.

Jedes derselben war sechs Meter lang, dabei etwas gebogen, so daß es sich der Krümmung des Schiffsbugs genau anschmiegte, zwanzig Zentimeter breit, hinten beträchtlich stark, vorn von außerordentlicher Schärfe, der Stahl verzinkt und mit einem Lacküberzug versehen.

Es konnte bequem von einem einzigen Manne eingelassen und wieder herausgehoben werden, diese sägende Bewegung war überhaupt vorgesehen gewesen, ebenso seitliche Drehungen.

Ich ließ wieder etwas in den Wind drehen, nur ein schwacher Hauch traf die Segel, vorn hatte sich der Seetang, der sich wie Leder anfühlte und auch dessen Zähigkeit besaß, schon ganz beträchtlich angehäuft, aber er wurde bei der ersten Bewegung zerschnitten, wie die Butter vom Rasiermesser.

Nun allerdings war dieser Fucus hier ja schon nicht mehr mit dem Meeresboden verwachsen. Aber um so stichhaltiger war doch eigentlich diese Probe hier mit dem lose treibenden Tang. Wenn die Japaner eines ihrer berühmten Schwerter prüfen, so werfen sie eine Gurke in fließendes Wasser, halten die Klinge ruhig entgegen, und die treibende Gurke muß von ihr glatt durchgeschnitten werden. Das ist doch jedenfalls eine andere Prüfung, als wenn man auf eine Gurke mit aller Macht draufhaut.

Kurz, ich war mir jetzt sofort klar, daß die Fucusbank, und mochte der Tang im Zentrum noch so dicht zusammenstehen, einem Schiffe, das diese Vorrichtung besaß, überhaupt keinen Widerstand mehr bieten könne. Vor meinen Augen schwand hiermit eigentlich jegliche Gefahr.

Was hinderte mich noch, die abenteuerliche Fahrt durch die schwimmenden Meereswiesen sofort anzutreten, da wir doch

auch mit Kohlen und allem reichlich verschen waren? Nichts weiter, als das Karlemann gegebene Versprechen, zuerst noch einmal

...

»Massa,« trat da Goliath an mich heran.

Auch als Bootsmann redete er mich nie Kapitän an, sondern blieb nach wie vor bei dem bei Niggern und besonders Sklaven beliebten »Massa«, und ich ließ den Kauz gewähren.

»Was gibt's, Bootsmann?«

»Ich habe in des Schiffsarztes Kabine etwas gefunden.«

Goliath hatte nämlich mit Uebernahme der Unteroffiziersrolle Dr. Selos frühere Kabine bezogen.

»Etwas gefunden?!« wiederholte ich, schon von einer ganz undefinierbaren Ahnung erfüllt.

»Mir fällt vorhin, als ich etwas nähen will, die Nadel herunter, sie verkrümelt sich in einer Spalte, wo zwei Eisenplatten nicht dicht zusammengenietet sind, ich will sie mit einer anderen Nadel hervorholen – da kommt dieses Papier zum Vorschein.«

Er gibt mir den kleinen Streifen Papier. Ich sehe ihn mit Zahlenreihen bedeckt, mit Bleistift geschrieben, die nichts anderes als geographische Ortsangaben sein können – das ist doch sofort ersichtlich, wenn auch Worte und selbst Buchstaben fehlen, meistens ist es doch eine dreifache Angabe, die der Minuten und Sekunden übersteigt nicht die Zahl sechzig – ich denke im Augenblick daran, das könnten meine eigenen Bestimmungen sein, wo ich Geld und Schmuck versenkt hatte, und Doktor Selos mir wohlbekannte Zahlenschrift erkenne ich sofort – aber nein, es sind viel mehr als neun, die bei mir in Betracht kommen, außerdem eben andere, die meinen habe ich ja immer im Kopfe – ich lese die Reihen herunter – die geographischen Bestimmungen erstrecken sich über die ganze Erde, der Seemann hat, wie der Geograph, doch immer den Erdglobus, mit Breitengraden und Meridianen überzogen, vor den Augen – und da – da – wie wird mir da ...

»24 Grad 34 Minuten 59 Sekunden nördliche Breite, 43 Grad 41 Minuten 3 Sekunden westliche Länge.«

So lese ich eine Reihe ab!!

Und wie lautete Karlemanns Bestimmung für den Punkt, von dem aus jener Mann mitten in der Fucusbank das Festland erblickt haben wollte?

21 Grad 36 Minuten 45 Sekunden nördliche Breite, 43 Grad 2 Minuten 17 Sekunden westliche Länge von Greenwich.

Und da zuckte es mir durch den Kopf, da brauchte von gar keiner Ahnung oder göttlichen Eingabe die Rede zu sein.

Der Schiffsarzt hat das in Hieroglyphen geschriebene Dokument zu entziffern gewußt! Es enthielt diese geographischen Ortsbestimmungen! Er hat es erst mit Bleistift übersetzt, hat diesen Zettel in einer Spalte seiner Kabine verborgen, oder aber – viel wahrscheinlicher – dieser Zettel ist ihm heruntergefallen, hat sich in jener Spalte verkrümelt, Doktor Selo hat ihn nicht wiederfinden können!

Und gerade diese eine Bestimmung? Sie wich nur in Minuten und Sekunden von der Karlemanns ab, der Unterschied war gerade unter dieser Breite ein ganz beträchtlicher – aber immerhin, auch sie gab einen Punkt an, der fast mitten im Zentrum der großen Fucusbank lag!

Wie kam diese Uebereinstimmung zustande? Wer hatte die Geheimschrift geschrieben? Ganz gleichgültig! Jener Unbekannte, nenne man ihn meinetwegen den Herrn vom Vogelberge, kannte dasselbe Geheimnis wie Karlemann! Auch er hatte das in der schwimmenden Wiese gelegene Festland gesehen und diesen Gesichtspunkt bestimmt, oder der Punkt konnte ja auch schon auf dem Lande selbst liegen, konnte vielleicht ein noch größeres Geheimnis bergen!

Ich verbarg meine Aufregung vor der Mannschaft, wußte Blodwen erst zu beschwichtigen – dann in der Kajüte weihte ich sie in alles ein, um nicht immer Ausreden haben zu müssen. Denn vor

Karlemann hatte ich jetzt überhaupt eigentlich gar kein Geheimnis mehr zu wahren, jetzt war das mein eigenes geworden, mit dem ich machen konnte, was ich wollte.

Soweit Blodwen etwas davon verstand, stimmte sie mir in allem bei.

Und nun die anderen Bestimmungen, die auf dem Zettel standen?

Es waren im ganzen achtundzwanzig, zum Teil in Zehntelsekunden gegeben, die genaueste, die man bis heute noch machen kann, wodurch selbst auf dem Aequator ein Punkt von nur wenig Quadratmetern Umfang begrenzt wird.

Sie verteilten sich, wie ich jetzt gleich an der Hand von großen Seekarten nachwies, über die ganze Erde, und zwar ausschließlich im Wasser liegend. Am meisten kam der australische Inselarchipel in Betracht, und da konnte es wohl einmal, vorkommen, daß solch ein angegebener Punkt auch einmal direkt auf einer der zahllosen Koralleninseln lag, in so großem Maßstabe ist doch auch die genaueste Seekarte nicht gezeichnet.

»Kommt da auch der große Vogelberg in Betracht?« fragte Blodwen, ein Zeichen, wie schnell sie sich in alles fand.

Ich prüfte – nein, dessen Lage war hier nicht angegeben.

»Aber hier – hier . . . « flüsterte ich.

»Was ist da?«

»Hier ist ein geographischer Punkt in Zehntelsekunden angegeben, und von diesem befinden wir uns keine zwei Stunden entfernt.«

»Und was soll da versenkt liegen?«

»Ja, wie kann ich das wissen? Da heißt es eben sofort hin und untersuchen, und von dem, was wir dort finden, können wir vielleicht Schlüsse auf alle übrigen Punkte machen.«

»Auch dieser unbekannt Mann, jener geheimnisvolle Kapitän, der uns das Wrack wieder entführte, wird seine Schatzkammern auf dem Grunde des Meeres haben!«

Was halfen solche Phantastereien? Ich phantasierte ja etwas mit, meine Erregung war nicht gering, vor allen Dingen aber ließ ich doch Dampf aufmachen, um nordwärts dem Winde entgegenfahren zu können.

Nach noch nicht zwei Stunden lagen wir an Ort und Stelle. Aber die erste Enttäuschung war die, daß das hundertmetrige Lot noch keinen Grund ergab, wir fanden mit einer längeren Leine erst bei etwa hundertzwanzig Meter Grund, so weit reichten unsere Ankerketten nicht, solche gab es überhaupt gar nicht, und da konnte auch kein Taucher hinab.

Nun lagen wir da, trieben etwas ab, mußten immer unsere Lage korrigieren, um an Ort und Stelle zu bleiben, blickten in das balkenlose Wasser hinab, ich fummelte noch etwas mit dem Lot herum, das eingefettete Blei brachte Sand und Muscheln herauf – nichts weiter.

»Jener Kapitän besitzt einen Apparat oder sonst etwas, mit dem er dennoch in solche Tiefen tauchen kann,« flüsterte Blodwen.

Möglich, warum nicht, aber – für uns doch schließlich nur eine Phantasterei, die uns nichts einbrachte.

»Oder er zieht's mit einem Magneten heraus, wie wir es vorhatten. Ach, Richard, warum hast du noch immer keine magnetische Maschine angeschafft?«

Diese kindlichen Vorwürfe ließen mich ganz kalt.

»Kannst du denn nur gar nicht fühlen, was da unten liegen mag?«

Ja, hat sich was fühlen, mit einer hundertzwanzig Meter langen Lotleine, die so im Wasser herumschwabbelt!

»Oder ist nicht noch ein anderer Punkt in der Nähe, den wir daraufhin untersuchen können?«

In der Tat, das war ein ausführbarerer Vorschlag – und wahrhaftig, ich hatte nur etwas von meinem direkten Kurse abzuweichen, um morgen etwa auf dem elften Breitengrade und zweiunddreißigsten Meridian abermals solch eine bis zur Zehntelsekunde angegebene Stelle zu passieren.

Wir kamen an. Die Berechnung stimmte. Aber die Anker brauchten wiederum nicht erst ausgeworfen zu werden, wenn hier die Tiefe auch nur sechsundsiebzig Meter betrug – also doch immerhin schon unerreichbar für den modernsten Tauchapparat.

»Hier liegen gewiß Schiffe, die untergegangen sind,« mußte Blodwen immer wieder bemerken, »mit reichen Schätzen; jener geheimnisvolle Kapitän weiß die Stelle ihres Untergangs, hier hat er die Quelle seiner unerschöpflichen Geldmittel.«

»Ich bitte dich, Blodwen, laß doch diese Phantasien. Was für einen Zweck hat das alles? Für uns ist das eben unerreichbar.«

»Ja, für dich – aber nicht für Doktor Selo, der gewiß schon hier und auch auf dem Meeresboden gewesen ist.«

»Dann suche ihn auf und laß dir von ihm das Rezept dazu mitteilen – und auch gleich seine ständige Adresse, damit ich ihn einmal besuchen kann – warmes Abendbrot bringe ich gleich selber mit.« –

Nein, in solche Meerestiefen wird der Mensch niemals dringen. Die Oberfläche der Erde besteht zu einem Drittel aus festem Lande, zu zwei Dritteln ist sie mit Wasser bedeckt, und was dieses verbirgt, das wird der Mensch niemals bis in alle Ewigkeit . . .

Doch nein! Halt an, halt an!!!

Will ich armer Wicht wagen, die Endlichkeit des Geistes, den Gott seinem Ebenbilde eingeblasen hat, mit meinem schwachen Verstande zu ermessen?

Gerade jetzt, da ich dies als alter Mann schreibe, ertönt über meinem Leuchtturm ein trompetenähnlicher Ton, ich trete hinaus, ich blicke empor, und da sehe ich über mir zu meinem Staunen,

zu meinem Schrecken ein ungeheueres Etwas, einen riesigen Vogel; aber das muß wohl Menschenwerk sein, es wird von großen Schraubenrädern getrieben . . .

Das erste Luftschiff! Ich habe davon schon gelesen, es abgebildet gesehen, und dennoch ist mein Staunen jetzt grenzenlos, und dieses paart sich mit Schreck und mit Ehrfurcht.

O, Menschengeist, der du schon beginnst, dem befiederten Segler der Lüfte die unermesslichen Höhen der Atmosphäre streitig zu machen, was soll denn dir noch widerstehen können? Wie soll da mein schwacher Verstand einen Maßstab anlegen, was unmöglich ist und was nicht?

Wohl hatte mir jener Unbekannte geschrieben, falls wir die Hieroglyphen wirklich enträtseln könnten, so würden wir doch nur für uns ganz Wertloses entdecken.

Ja, das stimmte! Für uns waren diese Meerestiefen verschlossen.

Aber konnte jener Mann nicht irgendein Mittel besitzen, um da hinabzugelangen – oder, wenn nicht in einem Taucherkostüm, konnte er sonst nicht etwas besitzen, um das, was dort unten lag, ans Tageslicht zu heben?

Ja, wäre dies nicht der Fall, hätte er mir sonst wohl 50 000 Pfund Sterling geboten, um wieder in Besitz der Geheimschrift zu kommen, die er selbst noch nicht enträtselt, deren Inhalt er nur ungefähr kannte – hätte er dies sonst getan?

Jedenfalls gab dies alles viel, viel zu denken.

WIEDER AUF DER LEUCHTTURMINSEL. – DER FISCHMENSCH.

Es war gegen Mitternacht, als wir das Leuchtfeuer von Legala in Sicht bekamen, wir meldeten unsere Ankunft durch farbige Signallichter, segelten dabei immer näher heran, und gegen zwei Uhr befand sich Karlemann, von einem Dampfboot gebracht, bei mir an Bord.

Wir schüttelten uns die Hände – glückliche Fahrt gehabt – und dann saßen wir zusammen in der Kajüte, ich stattete Bericht ab.

Meine Passagiere lagen ja im tiefsten Schläfe, und außerdem schien Karlemann sie mit Absicht noch gar nicht sehen zu wollen, er hätte doch wenigstens die Tiere betrachten können; übrigens hielt ich ihn für rücksichtslos – oder meinetwegen für energisch genug, um alles gleich aus der Koje zu jagen – nein, von mir wollte er zunächst Bericht haben.

Schon hierbei ging es humoristisch genug zu, d. h., für einen unparteiischen Zuhörer. Für diesen Jungen war alles tiefer Ernst.

Ich zählte auf, fing, wie es in meinem Notizbuche stand, mit dem Manne ohne Arme und Beine an.

»Ohne Beine? Worauf läuft der denn?«

»Nun, der kann eben gar nicht laufen, das ist nur ein hilfloser Rumpf. Ist das nicht sehenswert genug?«

»Hm,« brummte Karlemann nachdenklich, »hätten Sie nicht dafür sorgen können, daß der Kerl wenigstens Arme hatte, daß er auf den Händen laufen konnte? Das hätte vielleicht noch mehr Effekt gemacht.«

»Dann müssen Sie ihm Arme und Hände ankleben.«

»Hm! Wollen sehen, was sich machen läßt. Na nu weiter!«

Als zweites kam Laura dran, die Riesendame.

»Wie schwer?«

»Vier Zentner.«

»Hat die Beine?«

»Na und was für welche!!«

Und so ging das zwischen uns weiter.

Noch ehe Karlemann irgend etwas selbst gesehen hatte, schüttelte er mir die Hand und erklärte seine äußerste Zufriedenheit mit allem, einen besseren und intelligenteren Kompagnon als mich hätte er gar nicht finden können.

Nun konnte er mich ja allerdings fragen, was er wollte, ich hatte nichts vergessen, weder den Wigwam, noch das echte Skalpiermesser, noch sonst etwas, und daß ich statt der jungen, schönen Indianerin eine Kreolin mitbrachte, die aber sogar mit dem Bauche tanzen konnte, das hatte eben in den Verhältnissen gelegen, ich hatte alle mir gegebenen Aufgaben glücklich gelöst, und daß der Buchdrucker nun gar mit dem Bauche bellen konnte, daß ich einen perfekten Bauchredner mitgebracht hatte, darüber war Karlemännchen einfach entzückt.

Er wollte mich deshalb umarmen, da ich aber gerade stand, reichten seine Arme nur um meinen Unterleib.

In diesem Augenblicke fiel mir etwas ein, machte ich eine Entdeckung.

»Sagen Sie mal, Karlemann – wir kennen uns doch nun seit bald einem halben Jahre – wachsen Sie denn nur eigentlich gar nicht?«

»Das kann ich doch machen, wie ich will!« war seine trotzig Antwort.

»Na na,« lachte ich, »das kann der Mensch für gewöhnlich eben nicht machen, wie er will.«

Jetzt hätte für mich eine Vermutung doch sehr nahe gelegen, ich hätte an die Schnapskur des Elefanten denken sollen, oder was das grüne Zeug nun sonst war, eine Ahnung hätte in mir aufsteigen sollen – allein der Junge stellte gleich weitere Fragen, ob ich auch Musikinstrumente für eine Kapelle mitgebracht hätte usw., was ich alles bejahen konnte, und so dachte ich eben nicht mehr daran.

Unterdessen waren wir um die Insel herumgekommen, bei Fackelschein wurden wir durchgeschleift – nein, nicht bei Fackelschein, wenn man unter Fackeln mit Pech getränkte Holzstücke versteht.

Ich bekam etwas mir ganz Unbekanntes zu sehen. Die Neger, welche leuchteten, hielten in den Händen Röhren, oben mit einer

Kugel daran, und unten kam eine große Flamme wie mit Heftigkeit unter einem zischenden Geräusch heraus.

Heute sind diese Blaselichter etwas Allbekanntes, man sieht sie überall, besonders auf Jahrmärkten, die Schaubudenbesitzer bedienen sich ihrer zur Beleuchtung, es ist wohl Naphta oder solch ein ähnliches Zeug, welches in der Kugel durch Erwärmung vergast wird – damals aber war das noch etwas ganz Neues, ich wenigstens hatte so etwas noch nicht gesehen, und ich bekam wieder einmal zu merken, wie dieser deutsche Zigeunerjunge schon vorgearbeitet hatte, sich alle modernen Erfindungen zunutze machend.

Dann aber mußte ich meinem Kompagnon gestehen, daß ich in einem wenigstens meine Pflicht total vernachlässigt hatte. Ich hätte doch zum Beispiel die mitgebrachten Indianer, die nicht mehr so ganz echt waren, schon unterwegs wieder mehr zu echten Rothäuten ausbilden sollen, daß sie wieder mit Tomahawk und Lasso umzugehen wußten, ich hätte vielleicht aus der ganzen zweibeinigen Gesellschaft eine Musikkapelle machen sollen, hatte deswegen ja auch alle Arten Blasinstrumente mitgenommen – allein, das war aus den angeführten Gründen nicht möglich gewesen, ich hatte immer genug zu tun gehabt, meine Passagiere über das Ziel und die ganze Reise hinwegzutäuschen – kurz und gut, die waren noch immer nicht bei voller Besinnung, wußten immer noch nicht, was sie eigentlich sollten.

Karlemann hatte mir aufmerksam zugehört und er nickte zufrieden.

»Gut, daß Sie mir das sagen. Alles ganz vortrefflich. Das war Ihrerseits auch gar nicht nötig. Wenn ich sie nur erst einmal hier habe.«

»Es gibt rabiate Gesellen dabei, vor allen Dingen der Cowboy, ein Revolverheld, der mußte immer beschwichtigt werden . . . «

»O, wenn ich sie nur erst hier habe, die will ich bald zahm haben.«

»Auch die Riesendame ist nicht zu verachten, die leidet manchmal an ...«

»Lassen Sie mich die nur erst hier haben,« wiederholte Karlemann zum dritten Male, und ich glaubte bereits an seine Dressierkunst auch Menschen gegenüber.

Eben als wir die Schlucht passierten, in den eigentlichen Hafen einliefen, brach der helle Tag mit jener Plötzlichkeit an, welche in diesen Gegenden, die keine Dämmerung kennen, eigentümlich ist, und zu meinem Staunen sah ich in dem engen Kesselhafen noch einen zweiten Dampfer liegen, fast ebenso groß wie meine ›Sturmbraut‹, so daß wir kaum noch Platz hatten, mindestens mit der größten Vorsicht uns so durchquetschen mußten.

An Deck des vollgetakelten Dampfers sah ich buntherausstaffierte Matrosen, wahrscheinlich Spaniolen oder Mexikaner oder dergleichen, lauter wilde, verwegene Gesichter, so eine richtige Zigeunerbande, und ich muß gestehen, daß mich etwas wie Eifersucht beschlich.

»Sie haben wohl noch mit einem anderen Kapitän Kumpe ge ...«

Das Wort erstarb mir im Munde.

Ich hatte dabei die Takelage des Dampfers gemustert, um seine Nationalität zu erkennen, mochte er auch unter irgendwelcher fremden Flagge segeln, hatte gerade nach der mittelsten Topspitze geblickt, dabei mußte mein Auge auch die dritte Galerie streifen, und da sehe ich auf dieser, also in einer Höhe von etwa mindestens sechzehn Metern eine dunkle Gestalt stehen, mehr braun als schwarz, doch das kann ich alles gar nicht deutlich unterscheiden – denn in diesem Augenblick, als ich ihn gewahre, schießt der Kerl in weitem Bogen hinab in die Tiefe, mit dem Kopfe voran, die Hände vorgehalten – und ich schreie wirklich vor Schreck laut auf; denn ich denke nicht anders, als er muß im nächsten Moment mit zerschmettertem Kopfe an Deck meines Schiffes liegen oder auch auf dem des anderen Dampfers; denn wir lagen ganz

dicht zusammen, zwischen unseren Bordwänden war kaum ein Zwischenraum von einem Meter ... aber nein, eben durch diese Spalte schießt der Kerl in gewaltigem Bogen hindurch, er muß das Wasser erreicht haben, aber ich höre gar keinen so lauten Schall, nur ein ganz leises Aufschlagen – schnell blicke ich über die Bordwand – richtig, dort unten kräuselt sich das Meer, aber nur ganz gering, der braune Mann ist verschwunden ...

Ich bin einfach sprachlos vor Staunen.

Man muß sich nur solch eine Höhe von mindestens sechzehn Metern vorstellen, und die Galerien waren doch nicht etwa übereinander, jede war wenigstens zwei Meter breit – was für ein Sprung dazu gehört! – und nun gerade in diese schmale Spalte hinein, gebildet von den beiden Dampfern, nur eine Idee falsche Berechnung, und der Kopf war in Trümmern, oder auch nur das Bein, nur die Hacke brauchte die Bordwand zu streifen, jedesmal mußte es Knochensplitter geben ...

»Um Himmels willen, was war denn das?!« rief ich, immer noch tödlich erschrocken ob solch einer Verwegenheit.

»Das war Hatschigagok, oder wie der Kerl heißt, der nimmt sein Morgenbad,« entgegnete Karlemann phlegmatisch.

Er war ausnahmsweise so gefällig, mir weitere Mitteilungen zu machen, aber doch immer noch verschweigend, wie er eigentlich zu dem Manne gekommen war.

Es war ein mexikanischer Indianer, der früher im Golf von Mexiko nach Perlen getaucht hatte. Den Namen Hatschigagok oder Fischmensch führte er mit Recht – besonders wenn man ihn im Wasser beobachtete, glaubte man eher einen Fisch, denn einen Menschen zu sehen.

»Er kann tagelang im Wasser zubringen, oder überhaupt immer, sein ganzes Leben lang, braucht das Land gar nicht zu betreten.«

»Das ist wohl nicht gut möglich.«

»Warum denn nicht?«

»Ich will nicht leugnen, daß es möglich sei, daß ein Mensch tagelang im Wasser aushalten kann, wenn durch die Kälte des Wassers seine Blutwärme nicht zu sehr vermindert wird, aber sein ganzes Leben lang, daß er des Landes überhaupt nicht bedarf – das ist wohl etwas zu viel behauptet.«

»Warum denn?« wiederholte Karlemann in seiner faulen Weise.

»Das kann nur ein Fisch.«

»Der Wal und der Seehund sind auch keine Fische und leben dennoch ganz im Meer.«

»Aber das ist ein Mensch.«

»Jedoch ein Mensch, der so etwas eben kann.«

»Na, wovon sollte er sich denn dann ernähren?«

»Von Fischen.«

»Die er mit den Händen fängt?« spottete ich.

»Jawohl.«

»Und gleich roh auffrißt?«

»Gleich roh. Sie glauben's nicht? Sie können ja zusehen, wie er sich Fische fängt. Läßt sich nur ein einziger Fisch im Hafen sehen, den hat er sofort, der Fisch kann ausreißen – dieser Fischmensch ist schneller, er kriegt ihn doch noch beim Schwanz – und dann frißt er ihn. Was wollen Sie denn? Der ist von New-Orleans, oder von der Halbinsel, die dort ins Meer springt, quer durchs Meer bis nach Florida geschwommen, nach Kap Sable, so gegen 600 Seemeilen. Hat dazu vierzehn Tage gebraucht, hat täglich seine elf deutschen Meilen geschwommen, hat dazwischen natürlich immer einmal geschlafen. Dazu legt er sich einfach auf den Rücken, schlägt die Beine übereinander, die Arme als Kopfkissen unter den Schädel, und so schnarcht er. Wegen Trinkwasser? Der braucht niemals zu trinken. Das Fleisch der Fische genügt ihm. Wie das möglich ist, begreif' ich selber nicht, aber 's ist nun einmal so. Und wegen der Haifische? Dem tut keiner was. Ingenieur Schimmel meint, er hätte eine ganz eigentümliche Hautausdünstung,

überhaupt schon eine eigentümliche Haut, die schwitzt etwas aus, daß kein Wasser daran hält.«

Wenn jetzt nicht, so mußte ich später daran glauben, als ich diesen Wundermenschen näher kennen lernte.

Er war eben ein Fischmensch, mehr ist kaum zu sagen. Sein Aeußeres war ganz normal, auch der Brustkasten, obgleich er fast zehn Minuten unter Wasser aushalten konnte. Nur seine Hände waren merkwürdig. Man konnte an Flossen oder eher an Schwimmhäute denken. Die Hände waren nämlich sehr groß und noch breiter, die Finger dagegen außerordentlich kurz, fast verkrüppelt.

Hierbei will ich gleich noch etwas anderes erwähnen, was ich aber auch erst später erfuhr.

Schillers Ballade ›Der Taucher‹ ist allgemein bekannt. Wie zu allen seinen Balladen hat Schiller auch zu dieser ein Vorbild, eine Anregung gehabt.

Anno dazumal, so geht in Sizilien noch heute die Sage, lebte ein Schwammtaucher, der sich auf dem Lande durchaus nicht wohl fühlen konnte, der sich immer mehr gänzlich ins Meer zurückzog. Bei Sonnenschein und beim furchtbarsten Wogengang trieb er sich darin umher, fing sich Fische, die er roh verschlang, er brauchte kein Trinkwasser – und so weiter, alles wie bei dem hier, und er soll auch richtige Schwimmhäute zwischen den Fingern gehabt haben.

Der König von Sizilien hörte von diesem menschlichen Wunder, beorderte es zu sich oder ging selbst an die Küste. Der Fischmensch mußte sich produzieren. Der König ergötzte sich, und als ihm die einfachen Kunststückchen nicht mehr genügten, verlangte er, der Fischmensch solle in den fürchterlichen Strudel tauchen, der an der Ostküste Siziliens erzeugt wird, dort, wohin die alten Griechen ihre alles verschluckende Charybdis verlegten, der auch Odysseus nur durch eine List entgehen konnte.

Der König warf irgend etwas Kostbares hinein, vielleicht einen Beutel mit Gold, der Fischmensch tauchte hinab in den kochenden Strudel, brachte das Gold als sein Eigentum wieder herauf – der König warf noch mehr hinein – und zum zweiten Male ist der Taucher nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Nach dieser Sage hat Schiller seinen ›Taucher‹ gedichtet.

Als ich dann nach Sizilien kam, habe ich davon aus vieler Munde erzählen hören, und ich glaube nicht, daß es sich hier nur um eine Sage handelt. Wenn man auch nicht mehr die Zeit angeben konnte, so war die Erinnerung an jenen Fischmenschen noch gar zu lebendig, es wurde auch gesagt, er habe nicht direkt Schwimmhäute oder gar Flossen gehabt, sondern nur sehr breite Hände mit ganz merkwürdig kurzen Fingern – alles wie hier bei unserem Hatschigagok – und, nun kommt vielleicht das Merkwürdigste, jener Sizilianer sei ein schrecklich fauler Mensch gewesen, das heißt nämlich, obgleich er doch zum Schwammtauchen am geschafftesten war, am meisten Geld hätte verdienen können, so zog er doch vor, zwecklos draußen im Meere herumzuschwimmen, lieber rohe Fische zu fressen, anstatt sich delikate Polenta zu verdienen – und das traf ganz genau auch bei unserem Hatschigagok zu!!

»Wie sind Sie denn zu dem gekommen?«

»Gott, das südamerikanische Schiff dort hat ihn mitgebracht – er war als Matrose darauf – aber der Kerl hält nirgends aus – zum Perlentauchen war er zu faul – dann hat ihn einmal ein Yankee engagiert, aber auch produzieren wollte er sich nicht – oder er hält eben nirgends aus – immer wieder hinaus ins Meer, so planlos herumschwimmen, das gefällt ihm am besten. Na, jetzt ist er bei mir, und bei mir wird er schon bleiben.«

So sprach Karlemann, und der wußte sicher nichts von jenem sizilianischen Taucher, so wenig wie ich damals.

Vor allen Dingen aber hörte ich jetzt heraus, wie mir der Junge ausweichen wollte, er wollte mir nichts weiter von diesem Dampfer mitteilen, und ich bin der letzte, der seine Nase in Dinge

steckt, die ihn nichts weiter angehen. Doch ich fühlte mich deswegen auch nicht gekränkt, meine erst aufsteigende Eifersucht war schnell wieder besiegt.

»Na, dann mal raus aus der Koje mit den Mißgeburten!!«

Sie wurden geweckt, sie traten an. Oder vielmehr erst wollten sie Frühstück haben, und wie sie sahen, wo sie sich befanden, wurden sie entweder ganz kopfscheu oder rabiat – was sie hier eigentlich sollten, wieviel Gehalt sie denn bekämen – die meisten wollten wieder einmal nach New-York zurück, die vierzentnerige Laura schrie schon wieder nach ihrem Schneiderlein.

Da bekam ich eine kleine Probe davon, wie Karlemann meine Passagiere hier ›dressieren‹ würde.

Er hatte einige seiner schwarzen Leute zu sich beordert, stämmige Burschen, und als der Cowboy wieder rabiat wurde, sich nicht an das Seil der Winde binden lassen wollte, nur einen Griff nach seinem Revolver machte, da bedurfte es seitens Karlemanns nur eines Augenwinkes, und der Cowboy bekam von einem Neger mit einem Gummischlauch eins über den Kopf, daß er wie ein Sack niederstürzte, und dann schwebte er schon in der Luft, immer noch bewußtlos.

»Verstanden? Aus diesem Tone pfeift's hier bei mir! Was ihr bekommt? Einen Hundedreck, ihr gottverd . . . Hinauf mit euch!!«

Himmelbombenelement! So donnerte dieser Wicht sie an, sogar meine vierzentnerige Riesendame.

Ich war baff – und jene auch!

Als es noch einmal zu einem kleinen Tumulte kommen wollte, schlugen die Nigger schon wieder auf Karlemanns Wink mit der Karbatsche drein.

Was dachte der Junge denn eigentlich über Menschenrecht und dergleichen? Ich wenigstens wußte nicht mehr, was ich von alledem denken sollte.

Dann sah ich auch meine vierzentnerige Laura wie eine Riesenblutwurst in der Luft baumeln, sie schaukelte empor – ich sollte sie nicht so bald wieder sehen.

»Na, mein lieber Jansen, wie sieht's mit Geld und mit Proviant aus?«

Mit diesen Worten wandte sich Karlemann wieder an mich.

Ich sollte gar nicht auf das Plateau kommen. Hier unten an Bord meines Schiffes zahlte er mir den Rest von 80 000 Dollar aus, außerdem versah er mich noch mit fünfzig Tonnen Salzfleisch und mit noch mehr Hartbrot, ebenso ergänzte er unseren Wasservorrat, aus einer Höhlung brauchte nur ein Rohr über unsere Tanks geschoben zu werden, und das Regenwasser braucht ja nur mit etwas Kochsalz versetzt zu werden, um ihm den faden Geschmack zu nehmen.

Die Messervorrichtung hatte Karlemann unterdessen schon eingehend besichtigt.

»Sie glauben, so in die Mitte der Fucusbank vordringen zu können?«

»Ich zweifle nicht daran.«

»Haben Sie sich alles reiflich überlegt?«

»Ich glaube, alles.«

»Auf wie lange Zeit machen Sie sich gefaßt?«

»Das kann ich freilich nicht sagen. Und Sie wissen wirklich nicht, was dort zu finden ist?«

Ein Festland, eine große Insel – mehr wollte Karlemann nicht wissen. Ich traute ihm nicht recht. Und ich sagte ihm nichts, daß auch mir schon die gleiche Bestimmung in die Hände gekommen war, an Bord meines Schiffes, also mein gutes Eigentum.

»Halbpart, nicht wahr?«

Ich bejahte.

»Und wenn Ihnen das Trinkwasser ausgeht?«

»Ich werde mir zu helfen wissen. Jetzt beginnt ja die Regenperiode.«

»Ja, und an Fischen wird dort kein Mangel sein.«

Das stimmte. Diese Fucusbank ist der Aufenthaltsort von zahllosem Seegetier aller Art.

»Es wird ihnen dort nur schwer beizukommen sein,« sagte ich.

»Den Fischen? Zwischen den dichten Schlingpflanzen?«

»Gerade wegen dieser Schlingpflanzen. Sonst würden ja auch die Fischer solche Fucusbänke aufsuchen, es gibt deren doch auch kleinere nahe den Küsten. Aber die Fischer bevorzugen gerade offene Stellen im Meere, allerdings Untiefen.«

»Dann kann ich Ihnen hierzu noch ein Mittel geben, um Sie und Ihre Mannschaft vor dem Hungertode zu schützen.«

Er reichte mir ein kleines Säckchen.

»Es enthält ein gelbes Pulver – machen Sie es jetzt nicht erst auf, es stiebt sehr und beißt fürchterlich in der Nase, Sie lassen einen Teig backen, vielleicht zehn Pfund, aus gewöhnlichem Mehl, und mischen hiervon nur einen Teelöffel bei – oder zerbröckeln einfach Hartbrot und mischen etwas von diesem gelben Pulver bei – diese Masse packen Sie dann in einen alten Sack, oder, wenn er aus festem Segeltuch ist, so machen Sie ein paar kleine Löcher hinein, beschweren ihn mit Steinen, und wo Sie Fische fangen wollen, da versenken Sie den Sack. Und sobald Sie an dieser Stelle, gleichgültig wie tief, die Angel mit einem Köder auswerfen, werden Sie einen Fisch dran haben, und ziehen Sie das Schleppnetz über diese Stelle weg, wird es ganz voll Fische sein.«

Ich starrte den Jungen mit großen Augen an. Ja freilich, der hatte ja nicht nur gewilddiebt, und niemals Feldhasen, nur Waldhasen, sondern er hatte auch in des Müllers Karpfenteich bei nächtlicherweile gefischt.

Sollte er sich aber diesmal nicht irren? Wie die Flußangler, so wollen auch die Hochseefischer immer solche Lockköder für die Fische haben, gewöhnlich die absurdesten – nur schade, daß diese

Mittel niemals wirken, die Fischer glauben es selbst nicht, nur die Neulinge werden immer so angeschmiert.

»Was ist das?«

»Mein Geheimnis. Es ist überall zu haben und billig genug. Mit dieser Portion reichen Sie aber jahrelang. Wie gesagt, ein Teelöffel voll genügt, und die Stelle, wo das Zeug versenkt ist, übt noch nach Jahren eine Anziehungskraft aus.«

»Haben Sie selbst es schon probiert?«

»Oft genug.«

»Auch hier?

»Auch hier. Es kommt natürlich darauf an, wie tief die Stelle ist. Ziemlich an der Oberfläche fängt man nur Makrelen und dergleichen. Will man Schellfische haben, die sich in der Tiefe aufhalten, muß man den Köder auch an einer tiefen Stelle versenken.«

»Und das soll wirklich die Fische anziehen?« zweifelte ich noch immer,

»Wenn, ich Ihnen sage! Wie der Baldrian die Katzen. Es übt übrigens auch eine ganz ähnliche Wirkung aus. Wundern Sie sich nicht, oder seien Sie nicht besorgt, wenn die Fische, besonders die im Netz gefangenen, wie besoffen sind. Sie sind es auch wirklich. Gerade wie die Katzen durch den Baldrian, sie wälzen sich immer auf dem Rücken.«

»Und sie sind nicht vergiftet?«

»Eben nicht! Sie können sie ganz sorglos essen.«

Wieder hatte ich etwas mir ganz Neues gehört. Der Junge zeigte sich mir immer wieder von einer anderen Seite, kramte ein Geheimnis nach dem anderen aus, von der die Menschheit noch gar nichts wußte.

»Wissen Sie denn nicht,« fuhr er fort, »daß jedes Tier auf der Erde sein Lockmittel hat, oder wie man es nun sonst nennen mag, hinter dem es her ist wie der Teufel hinter jeder Seele, und durch welches man es daher auch anlocken und in einen Taumel versetzen kann?«

Nein, das wußte ich noch nicht, das glaubte ich auch nicht so ohne weiteres.

»Na, auch der Mensch hat doch so ein Reizmittel.«

»Welches?«

»Fragen Sie doch nicht so! Das ist doch einfach der Schnaps, der Alkohol, und es gibt doch keinen Völkerstamm auf der Erde, der sich nicht sein berauschendes Getränk selbst herstellen kann.«

Da hatte Karlemann allerdings recht.

»Und für die Katzenarten ist es der Baldrian, und für die Hirsche und Rehe ein gewisser Pilz, und für die Fische ist es das hier. Nun kommt es freilich darauf an, auch zu wissen, was es ist, womit man jede einzelne Tierart anlockt, und wer das kann, der ist Herr über alle Tiere.«

»Und Sie wissen alle?«

»I Gott bewahre!« lachte Karlemann. »Ich kenne nur ein paar solche Kniffe – und das hier ist das Lockmittel für alle Fische.«

Ich war entlassen. Noch am Nachmittage stach ich wieder in See, dem geheimnisvollen Ziele entgegen, das noch nie ein Mensch erreicht haben sollte.

Hier verlassen wir vorläufig unseres Helden persönliche Erzählung und wenden uns einer anderen Episode zu.

IM GOTTESASYL.

Wir wollen den Namen des kleinen deutschen Hafenstädtchens, das aber zugleich Hauptstadt eines großen Bezirkes ist, nicht weiter nennen.

In der mond hellen Winternacht schritt ein Gendarm durch den Forst, der sich meilenweit um diese Stadt erstreckt.

Da sah er neben der Landstraße im Schnee etwas Dunkles liegen – anscheinend einen Menschen.

»Hallo! Wer liegt da?«

»Ich!« war die prompte Antwort, von einer Kinderstimme gegeben.

»Was machst du da?«

»Nischt!« wurde ebenso prompt erwidert.

»Wer bist du?«

»Karl tu ich heißen.«

»Bist du von B . . . heim?« fragte der Gendarm, an einen Jungen aus der Stadt denkend, der sich hierher verirrt hatte und vor Kälte umgefallen war, obgleich die Antworten recht unverfroren klangen.

»Aus B . . . heim? Nee, kenne ich gar nicht.«

»Na, wie kommst du denn hierher?«

»Zu Fuß, von dorthier.«

Und der Junge, der gar nicht ans Aufstehen dachte, machte wohl eine Armbewegung nach Süden hin.

»Ja, was machst du denn hier?«

»Ich habe mich hier hingelegt.«

»Wozu denn?«

»Ich wollte schlafen.«

»Wo sind denn deine Eltern?«

»Habe niemals Eltern gehabt.«

»Wo wohnst du denn?«

»Ich wohne gar nicht.«

»Wo wohnt denn dein Vater – wo wohnte er früher, als er noch lebte?«

»Habe nie nich einen Vater gehabt,« erklang es unverzagt zurück.

»Oder deine Mutter?«

»Habe nie nich eine Mutter gehabt.«

»Wo bist du denn geboren?«

»Bin nie nich geboren.«

Nun ging aber auch dem braven Gendarm die Geduld aus.

»Steh auf!«

Nicht eben schnell gehorchte der Junge, schalte sich langsam aus einer durchlöcherten Decke, dann sah der Gendarm im unsicheren Lichte der letzten Mondsichel eben einen halbwüchsigen Jungen vor sich stehen, wohl zerlumpt angezogen, eine Pelzkappe über den Ohren.

»Wo hast du denn die letzte Nacht geschlafen?«

»Im Schnee.«

»Frierst du denn gar nicht?« erklang es etwas mitleidiger.

»Nee.«

»Wie hieß denn die letzte Stadt, das letzte Dorf, wo du warst?«

»Ich weeiß nich.«

»Von dort unten kamst du?«

»Jawohl.«

»Hattest du keine Begleiter?«

»Ei ja.«

»Wen denn?«

»Nu, meinen Onkel und meine Tante und den Gottlieb und den Franz.«

»Und wo sind die denn jetzt?«

»Ich weeiß nich.«

»Was machten die denn?«

»Kesselflicken taten sie.«

Endlich war das große Wort heraus! Der Gendarm hatte es schon geahnt. Er war erst heute früh einer Kesselflickerfamilie begegnet, freilich gestern auch einer, vorgestern ebenfalls einer.

Man wolle bedenken, daß unsere Erzählung zu einer Zeit spielt, da es in Deutschland noch ganz spärlich Eisenbahnen gab.

Da zogen solche Kesselflicker, die aber nebenbei auch noch alles andere machten, Ratten und Mäuse fingen, Pudel schoren, kranke Kühe und Menschen heilten und dergleichen mehr, noch massenhaft im Lande umher. Man rechnete sie zu den Zigeunern, obgleich es durchaus keine zu sein brauchten.

Der Gendarm brummte ärgerlich etwas in den Bart. Wenn es jetzt nicht gelang, die Eltern oder sonstigen Kumpane ausfindig zu machen, dann hatte den Bengel wieder die Stadtgemeinde auf den Hals, denn er war noch im Stadtbezirk gefunden worden, was ganz ungerechtfertigterweise wieder dem Gendarmen zum Vorwurf gemacht werden würde.

»Wie alt bist du denn?«

»Zwölf Jahre.«

Auch das noch! Dann konnte er noch nicht einmal in die Lehre gegeben werden, das geschah damals oder doch in jener Gegend erst mit dem vollendeten dreizehnten Jahre, vorher mußte solch ein Findling in einer Anstalt untergebracht werden.

»Woher weißt du denn, daß du zwölf Jahre bist?«

»Das sagte doch immer mein Onkel, wenn er vom Gendarmen nach mir gefragt wurde.«

Dann war daran nicht einmal viel zu ändern!

»Komm mal mit!«

»Wohin denn?«

»Halt's Maul!« pfiff es jetzt aus einem anderen Tone.

Der Junge hing sich seine durchlöchernte Decke um und trabte neben dem Gendarmen her.

Nach einer halben Stunde erreichten sie die Stadt, in der noch volles Leben herrschte. War es doch auch erst acht Uhr, was man im Dezember aber schon Nacht nennen kann.

Es ging auf die Hauptpolizeiwache, der Leutnant selbst nahm den Jungen ins Gebet, brachte aber mit seiner Weisheit auch nichts weiter aus ihm heraus, es blieb bei dem, was wir schon gehört haben.

»Habe nie nich einen Vater, nie nich eine Mutter gehabt,« und so weiter.

Der Junge wußte absolut nichts von sich, war dabei erschreckend dumm, hatte nicht einmal die Namen der letzten Städte und Dörfer behalten. Nun ja, daß er selbst Karl hieß und die

richtigen Kinder von Onkel und Tante Gottlieb und Franz – das war aber auch so ziemlich die einzige Wissenschaft, in der er perfekt war.

»Es ist ein Zigeunerjunge.«

»Seine Begleiter waren Kesselflicker.«

»Na ja, eben Zigeuner.«

»Ein Kesselflicker braucht nicht immer ein Zigeuner zu sein,« belehrte der Polizeileutnant seine Untergebenen, »und der Junge hier hat unverkennbar den kaukasischen Typus.«

»Ich habe keinen Typus, ich habe Hunger,« sagte der kleine Kaukasier mit weinerlicher Stimme.

Gut, er kam einstweilen in die Arrestzelle und wurde mit Kommißbrot gefüttert.

Eine halbe Stunde später meldete der Schließer, sein kleiner Arrestant sei gebadet worden, er sei ein gesunder, sehr kräftiger Junge, habe Läuse und habe zwei und ein halbes Kommißbrot aufgegessen oder vielmehr aufgefressen.

Nach drei Tagen hatte man durch Verschreiben von zwanzig neuen Gänsekielen und einer Flasche Tinte für zwei gute Groschen konstatiert, daß des fremden Jungen Eltern oder bisherige Begleiter auf amtlichem Wege nicht hatten ermittelt werden können, und als dies geschehen war, wurde der Junge wieder vorgeführt, und es fing von Amts wegen von vorne an.

»Wie heißt du?«

»Karl.«

»Wie heißt dein Vater?«

»Habe nie nich einen Vater gehabt.«

»Und deine Mutter?«

»Habe nie nich eine Mutter gehabt.«

»Gut! Schreiber, protokollieren Sie! Name Karl, hat keinen Vater und keine Mutter gehabt.«

Schließlich aber mußte auch dieses Verhör einmal ein Ende nehmen. Doch das waren erst die allgemeinen Personalien gewesen. Jetzt fing man mit den intimen Angelegenheiten an.

»Welche Schule hast du besucht?«

Der Junge begnügte sich, sein Maul aufzusperren.

»Vielleicht ist er überhaupt niemals nich in einer Schule gewesen,« wagte sich ein Ratsdiener zu bemerken.

»Auch möglich. Hast du eine Schule besucht?«

»Nee.«

»Kannst du lesen?«

»Nee.«

»Kannst du schreiben?«

»Nee.«

»Du kannst weder lesen noch schreiben?«

»Ich kann nur Kessel flicken und Ratten fangen und blaue Milch wieder weiß machen.«

»Gut! Dann schreibe deinen Namen hierher unter das Protokoll!«

Na, drei Kreuze konnte der Junge wenigstens malen, und dann kam er in das Gottesasyl.

Wenn gesagt wird, daß in dieser deutschen Hafenstadt, jetzt eine ganz bedeutende, das Armen-Hospital noch heute Kurhaus und die Waisenanstalt Gottesasyl genannt wird, so dürfte mancher Leser wissen, was für eine Stadt das ist, die wir hier Beheim nennen wollen.

Also in das Gottesasyl wurde der aufgelesene Junge gebracht. Aber in diesem war damals wenig von Gott zu spüren, wenigstens nicht von dem Gotte der Liebe des neuen Testaments, eher hauste darin der des alten Testaments: der Gott der Rache mit der Zuchtrute.

Zweiundvierzig Zöglinge befanden sich zurzeit in dem alten, dicht an der Küste gelegenen Gebäude, welches einst eine Seefestung gewesen war, und das waren durchaus nicht alle Waisenkneben, deren Eltern man einst gekannt, sondern es war auch eben solch aufgelesenes Chor, welches damals die Landstraße noch viel mehr bevölkerte als jetzt, Findlinge, dann aber auch professionelle Tauchenichtse, welche der Magistrat den noch lebenden Eltern abgenommen hatte – kurz und gut: mehr Zwangserziehungsanstalt als Waisenhaus, haftete damals doch – für uns jetzt freilich ganz unbegreiflich – an einer mittellosen Weise ein gewisser Makel, nämlich insofern, als kein bemittelter Verwandter da war, der sich der Waise annahm, oder dies nicht tun wollte – und danach war die ganze Erziehung beschaffen, welche diese armen Jungen von ihrem sechsten bis zum dreizehnten Jahre laut Landesgesetz erhalten mußten, bis sie zu einem Meister in die Lehre gegeben wurden.

Sie verdienten sich ihr täglich Brot schon redlich.

Vom Frühjahr bis zum Herbst mußten sie den ganzen lieben langen Tag auf dem Felde arbeiten, das mit zu dem Gottesasyle gehörte, sie bauten sich ihr eigenes Brot, im Winter wurden sie mit Zerfasern von Schiffstauen beschäftigt, und in der Zeit, welche eigentlich zur Erholung dienen sollte, wurden ihnen von drei Lehrern einige dürftige Elementarkenntnisse eingepaukt.

Diese drei Lehrer, welche aber von Beruf Gärtner oder Bauern oder Schuster oder sonst etwas waren, standen unter einem Direktor. Es ist von diesen vier braven Männern nichts weiter zu melden, als daß drei von ihnen rote Nasen hatten. Der vierte hatte deshalb keine, weil er überhaupt keine Nase besaß. Sie war ihm abgebissen worden. Vielleicht aus Rache, vielleicht aus Liebe. Wenn sie nicht ihren täglichen Rausch ausschließen, dann spielten sie Karten, und in der wenigen Freizeit, die ihnen zwischen diesen beiden Hauptbeschäftigungen noch blieb, verprügelten sie

ihre Pflegebefohlenen und rissen ihnen die Haare aus, was sie dann ›Unterricht geben‹ nannten.

Das ganze Waisenhaus bestand aus drei nicht allzu großen Räumen – denn in dem ehemaligen Fort war kein anderer mehr bewohnbar, oder er hätte erst renoviert werden müssen, damit man nicht bei jedem Schritt durch die Diele eine Etage tiefer stürzte. In dem einen, vielleicht dem kleinsten, schliefen die zweiundvierzig Zöglinge auf fünfzehn Strohsäcken, im zweiten bekamen sie Prüg . . . wollte sagen Schulunterricht, und im dritten schliefen Lehrer und Direktor, und zwar hatten sie sich das größte Zimmer ausgesucht, weil dieses einen Ofen besaß.

Diese ganze Wirtschaft kam daher, weil die Bürger der Stadt eben sehr zufrieden mit ihr waren. Das kostete sie nämlich keinen Pfennig, im Gegenteil, sie sparten noch viele Groschen dabei, indem die vier Lehrer eigentlich Stadtpensionäre waren, welche diesen Posten aber einer festen Pension vorgezogen hatten, und sie konnten sich auch wirklich recht gut ernähren. So ging das Jahr für Jahr hin, ohne daß sich die Behörde irgendwie darum gekümmert hätte, bis sie einen dreizehn Jahre alt gewordenen Jungen dem Gottesasyl abnehmen mußten, um ihn in einer Lehre unterzubringen. Dann war der Junge aber gewöhnlich viel älter, die Lehrer wollten die Arbeitskraft doch möglichst lange ausnützen, nachdem sie ihn von schwachen Kindesbeinen an aufgefüttert hatten.

Es war am vierten Tage in der zehnten Morgenstunde, als ein Ratsdiener den neuen Findling in die Schulstube brachte, wo von zwei Lehrern gerade Unterricht erteilt ward, daß die Haare nur so herumflogen.

So viel Tinte zuerst wegen des Findlings geflossen war, so bündig ging es hier zu.

»Hier ein neuer,« sagte der Ratsdiener, »ist ein Zigeunerjunge, heißt Karl, zwölf Jahre.«

Und der Mann des Gesetzes ging wieder von dannen.

Die beiden Lehrer unterzogen den Jungen einer Besichtigung.

»Was hast du sonst noch mitgebracht?«

Außer seinen zerlumpten Kleidern nichts weiter als die durchlöchernte Decke, die er zusammengerollt unter dem Arme trug.

Backs – für diese strafwürdige Dürftigkeit gab's erst einmal eins an den Kopf.

Da schoß aus des Jungen schwarzen Augen ein Feuerstrom hervor, er duckte sich wie ein Panther zusammen, der sich auf die erspähte Beute stürzen will – aber er sprang nicht, er hatte sich wohl nur zusammengeduckt, um einer zweiten Mauschelle zu entgehen, die er dann aber auch hinnahm, ganz geduldig.

»Es ist ein kräftiger Junge, den können wir gut gebrauchen,« schmunzelte die andere Rotnase, so der Kollegin einen Zaum anlegend.

Der neue Schüler bekam einen Griffel und ein Stück Schieferplatte, mußte sich auf eine der Kisten setzen, die hinter langen Tafeln standen, und mußte wie die anderen die Worte nachmalen, welche mit Kreide vorn auf die große Wandtafel geschrieben waren:

»Am Nordpol ist es sehr kalt, am Südpol ist es sehr heiß.«

Denn der Schreibunterricht wurde gleich mit der Geographiestunde verbunden, und wie diese Geographie, so war auch die Schreibung beschaffen, die dort auf der Wandtafel stand, und wenn der Schüler auch zum ersten Male den Griffel in die Hand bekam, er mußte es eben nachmalen, von einer vorherigen Einweihung in die Kunst der Haar- und Grundstriche gar keine Rede, und schließlich geht auch das, so hat schon mancher schreiben gelernt, und wer es schlecht nachmalte, der mußte Haare lassen, und wer seine Sache ganz ausgezeichnet machte, der bekam zur Belohnung nur eins ins Genick.

Sonst wollen wir uns nicht weiter damit befassen, wie es Anno dazumal in diesem ›Gottesasyle‹ zuging. Wir geben nur das wieder, was für die Folge unserer Erzählung unbedingt notwendig ist.

Der neue Zögling malte leidlich nach, schippte Schnee, faserte Taue auf, schlief mit vier anderen ohne Decke auf einem Strohsack, bekam wenig zu essen und destomehr Prügel.

So ging alles seinen alten Lauf. Aber niemand ahnte, die guten Bürger von Beheim nicht und vielleicht noch weniger die vier Herren Lehrer, was für eine Verschwörung in dem Gottesasyl angezettelt worden war, was für eine gewaltige Revolution bevorstand.

Schnell hatten des neuen Zöglings schwarze, funkelnde Augen Umschau gehalten, hatten jeden einzelnen der Kameraden gemustert.

Es war ein Zufall, daß keiner unter acht Jahren war. Es war eben in letzter Zeit kein jüngerer hereingekommen. Die ältesten durften also das dreizehnte Lebensjahr nicht überschritten haben, und bei zweifelhaften Geburtsfällen mußte man da eben nach der Größe rechnen. Im Grunde genommen waren es lauter gesunde, kräftige Bengels, trotz der kärglichen Kost. Dafür aber hatten sie immer tüchtige Arbeit, meist im Freien, oder doch in der ungeheizten Stube. Denn wenn es nach dem reichlichen und nach dem kärglichen Essen ginge, dann müßten die Millionärskinder ja immer vor Kraft und Gesundheit strotzen, während die Bauernjungen bleich und hohlwangig herumschlichen, und gewöhnlich ist es doch umgekehrt.

Aber gedrückt waren sie. Und das ist begreiflich. Hier wurden nicht solche Streiche ausgeführt wie im Mädchenpensionat Bumsfidel – wie sie wenigstens auf der Theaterbühne aus- und aufgeführt werden. Aller Uebermut war den armen Jungen schon längst durch den Stock ausgeprügelt worden. Im Sommer kam es manchmal vor, daß einer floh – was half es? – der Gendarm brachte ihn doch bald wieder, und dann gab es ungesalzene Suppe mit anderem Salz, und bei solch strengem Winter dachte niemand an

so etwas. Müde und gebrochen suchte jeder am Abend sein hartes Lager auf, und es war nur gut, daß im Winter die Nacht so lang war, fast sechzehn Stunden lang, weil das Licht gespart wurde.

Da mit einem Male sollte sich das ändern. Hier in der Schlafstube wurde nächtlicherweile ein zweiter Schulunterricht abgehalten.

Eines Abends, der also schon um fünf begann, schliefen die vier Magister drüben wie gewöhnlich im Fuselrausch, den sie sich regelmäßig beim Kartenspiele im letzten Dämmerlicht holten, auch die dreiundvierzig Jungen hatten sich zähneklappernd nach ihren Strohsäcken getastet.

Da mit einem Male flammte in dem finsternen Raume ein Licht auf. Schon dieses Licht war für die Knaben eine überirdische Erscheinung. Es war eine Oelfunsel, welche der Kesselflickerneffe in der Hand hatte, der erst seit zwei oder drei Tagen hier war.

»Jungens, soll ich euch etwas vorlesen?«

Keine Antwort. Eben schon das Licht war eine überirdische Erscheinung. Denn woher konnte der die Oellampe bekommen haben? Und jetzt brachte er gar noch ein Buch aus der Tasche zum Vorschein. Ein Buch, ein wirkliches Buch!

»Soll ich vorlesen?«

Keine Antwort. Es ging eben über ihre Begriffe.

»Nun hört mir zu!«

Und der Junge, der erst vor drei Tagen den Griffel in die Hand bekommen hatte, der erst beim Alphabet war, begann mit klarer, lauter Stimme vorzulesen, unbekümmert um die strengen Lehrer, welche dicht nebenan schliefen.

Und was war es, das er vorlas?

Das nach der Bibel weitestverbreitete Buch auf der Erde, übersetzt in sämtliche Sprachen, das alte und doch ewig junge, welches noch mit Freuden gelesen werden wird, wenn die preisgekrönten Romane unserer heutigen Dichter und Schriftsteller schon längst vergessen sein werden: Defoes ›Robinson Crusoe‹.

Und mit offenem Munde und strahlenden Augen lauschten die Knaben, sie bekamen ja etwas zu hören, wovon sie bisher noch nicht einmal etwas geahnt hatten, und erst als in der dritten Morgenstunde der erste Ruf des früherwachten Hahnes erscholl, klappte der kleine Vorleser sein abgegriffenes Buch zu.

»Für heute genug! Morgen lese ich euch weiter vor.«

Und die zweiundvierzig legten sich hin, ihre Träume hatten einen neuen Stoff bekommen – sie träumten von einer einsamen Insel, von Palmen und Pisangs und Bananen, und sie wären auf dieser einsamen Insel freie Menschen.

Am nächsten Morgen glaubten sie erst recht, sie hätten dies alles nur geträumt. Deshalb sprach keiner zum anderen davon, noch weniger dachte jemand daran, es den Lehrern zu verraten – aber mit scheuer Ehrfurcht blickten sie alle auf den neuen Kameraden, der sich so bescheiden benahm. Denn das wußte wenigstens jeder, daß dieser der Hexenmeister war, der ihnen solch schöne Träume erzeugt hatte.

Und der Abend kam wieder. Wieder schnarchten drüben die Lehrer, und wieder flammte das rätselhafte Oellämpchen auf.

Und wie den Jungen langsam zur Erkenntnis kam, daß dies gestern abend doch nicht nur ein Traum gewesen sei, da gesellte sich diesmal der freudigen Erwartung auch etwas Furcht bei.

»Na, soll ich euch weiter vorlesen, was Robinson noch alles tat?«

»Aber die Herren Lehrer, wenn die erwachen, wenn die das merken, nur das Licht!« wurde scheu geflüstert.

»Ohne Sorge,« entgegnete Karl mit lauter Stimme, »in den ihren Schnaps habe ich Opium gemischt, die erwachen vor morgen früh nicht, und wenn das ganze Haus abbrennt.«

Was wußten diese Jungen von Opium? Doch ihnen genügte, daß dieser kleine Kesselflicker hier ihnen solch eine Versicherung gab, und Robinsons Schicksale wurden weiter verfolgt, und so noch drei Nächte lang, bis das Buch zu Ende war.

»Heute nacht,« sagte Karl am vierten Abend, »muß ich mir erst ein neues Buch holen, auch das Oel und das Opium wird alle, ich muß mir erst neues besorgen.«

Und er verschwand. Wohin er ging, war in der Finsternis ja nicht zu sehen, und diese Jungen wußten nicht, daß ihr neuer Kamerad sie schon früher, ehe er ihnen vorgelesen, jede Nacht verlassen hatte, seinen Weg ganz einfach durch ein offenes Parterrefenster nehmend.

Am anderen Morgen, als sie erwachten, war er wieder da.

»Wo bist du denn gewesen?« wurde ihm zugeflüstert.

»Willst du din Snut halten!!« herrschte Karl den Neugierigen an.

Am Abend schnarchten die Lehrer mit verdoppelter Macht.

»Wo ich gewesen bin, wollt ihr wissen?« erklang es da im Finstern. »In meinem Königreiche bin ich gewesen, auf meinem Schiffe.«

Und die Stimme in der Finsternis fuhr fort zu sprechen, wohl vier Stunden lang, und der Leser kann nicht verlangen, daß dies alles wiedergegeben werden soll.

Wozu auch? Der Leser weiß ja schon längst, wer dieser Kesselflickerjunge ist, und dann kann er sich auch vorstellen, was er erzählt hat.

Kurz und gut, er schilderte den Jungen, wohin er sie bringen könne, wenn sie ihm folgen wollten, und dieser kleine Mann verstand ja nun mit glühenden Farben auszumalen.

»Wollt ihr mit mir kommen?«

»Ja, ach ja!!« erklang es.

Da flammte die Oelfunsel wieder auf, sie beleuchtete vor Erregung glühende Gesichter und ebensolche Augen.

»Wer lieber hierbleiben will, der hebe die Hand hoch.«

Niemand tat es, aber Karl hob die seine hoch, mit der Oelampe, er brachte sie ans Fenster, beschrieb von oben nach unten einen Strich und dann von links nach rechts, so ein Kreuz bildend.

Dann lauschte er.

Und da ein dröhnender Pfiff!

Das war der große Dampfer, der seit einigen Tagen im Hafen lag und als ein Wundertier von alt und jung angestaunt wurde, dem aber auch geflucht wurde, besonders in Matrosenkneipen. Gab es doch alte Seebären genug, welche behaupteten, daß diese Dampfpeife gewissermaßen das Sterbeglöcklein für die ganze Seemannschaft, mindestens für alle Segelschiffe bedeute.

Nun, es sei gleich einmal hier bemerkt, daß sich damals diese Unglückspropheten geirrt haben. Wohl hat der Dampfer der Segelschiffahrt kolossalen Abbruch getan, aber diese hat sich schnell wieder erholt, jetzt, da es in der Welt noch immer achtmal so viel Segelschiffe – keine Fahrzeuge oder gar Kähne – gibt als Dampfer, werden schon wieder ebensoviele Segler gebaut wie Dampfer, und wenn es auf der Erde kein Stückchen Kohle mehr gibt, werden die Schiffe noch immer mit stolz geschwellten Segeln die Ozeane durchfurchen, denn die kostenlose Kraft des Windes läßt sich einfach durch nichts ersetzen.

Aber damals wurde jeder Dampfer, der in einen kleineren Hafen kam, wie der mordende Tod angestarrt oder doch als das größte Wunder angestaunt, und das auch mit Recht.

Und nun behauptete dieser Kesselflickerjunge, dieser ganze Dampfer gehöre ihm, er gehorche seinem Winke, und auch sie sollten mit drauf.

War das ein Märchen? Oder eine Lüge? Oder ...

Da wieder ein Pfiff, aber ein viel leiserer.

»Meine Dampfpinasse ist da, um mich abzuholen. Wollt ihr mit?«

Nun gab es keinen Zweifel mehr.

»Wir wollen mit.«

Und zweiundvierzig Jungen unter Führung des einen schlichen hinab.

In dem Zimmer, wo die Lehrer schliefen, durch welches sie mußten, war Karl an dem Bett des einen stehen, geblieben, hatte die geballte Faust erhoben, wie um jenem die rote Nase einzutreiben.

Doch er schlug nicht. Festen Schrittes ging er weiter, die anderen schlichen ihm auf den Zehenspitzen nach. Mitzunehmen hatten sie absolut nichts gehabt.

Sie brauchten nicht durch das Fenster. Der kleine Führer hatte etwas in der Hand, steckte es ins Schloß, etwas Probieren, und das Schloß und die Tür waren offen. Er war ja Kesselflicker, der wohl auch davon etwas versteht. Oder vielleicht war er auch der Sohn eines Schlossers oder Schmiedes.

Nur wenige Schritte, dann standen sie an der sandigen Küste, an der das Meer leise rollte, und da waren die schwachen Umrisse eines großen Bootes zu erkennen, und jetzt sprühten einige Funken auf.

»Nun durchs Wasser, nur einige Schritte – mir nach!«

Starke Hände von erwachsenen Männern halfen den Zögernden nach, sie wurden in drei Boote verteilt, welche die Dampfpinasse zu schleppen hatte.

Fort ging es, nicht erst seitwärts nach dem Hafen, sondern gleich hinaus in die offene See.

Die Pinasse gab einen schrillen Pfiff, und da flammte vor ihnen eine Reihe Lichter auf, wie nur ein großes Segelschiff sie zeigt, wenn es sich auch mit Passagieren befaßt und deren Kabinen erleuchtet.

Das hier aber war der große Raddampfer, der bisher im Hafen gelegen, diesen heute abend verlassen hatte.

Die Boote wurden wie die Pinasse mit Haken befestigt, um gleich samt allem menschlichem Inhalt in die Höhe befördert zu werden.

»Kapitän Algots?« rief da eine Stimme herab.

»Natürlich bin ich mit,« entgegnete der kleine Anführer der Ausreißerbande.

»Wieviel bringen Sie?«

»Alle zweiundvierzig.«

»Sie sind ein Teufelskerl!«

Es war ein noch junger Mann in Kapitänsuniform, dem jetzt Karlemann die Hand schüttelte. Schon aus jenen Worten konnte geschlossen werden, daß Karlemann nicht der eigentliche Besitzer dieses Dampfers war, sonst hätte ihn jener doch nicht Teufelskerl genannt. Wahrscheinlich hatte ihn Karlemann nur gechartert, denn sonst trat er dennoch ganz als Herr auf.

»Hier, Steuermann, leiten Sie diese kleinen Schäfchen an.«

Die Jungen bedurften auch sehr der Führung, zumal an Deck nur ganz schwaches Licht war.

Karlemanns erster Gang war nach der Kombüse – also nach der Küche. Hier überzeugte er sich, daß reichlich für zweiundvierzig verhungerte Wölfe Speck und Erbsen gekocht wurden, dann begab er sich in eine Kabine im Zwischendeck, wo ein Schreiber bei einer Petroleumlampe eifrig die Feder über das Papier gleiten ließ.

»Ist die Vereidigungsformel fertig?«

»Hier, Herr Kapitän.«

Karlemann nahm das lange Schreiben und las es.

Ja, das Schriftstück begann mit einer Vereidigungsformel, dann folgten die Paragraphen, welche eben zu beschwören waren.

Ich schwöre bei . . .

Ja, bei was sollten diese acht- bis zwölfjährigen Bengel schwören? Bei dem Gott, von dem sie soviel wie gar nichts wußten? Bei ihren Eltern, die sie nie gekannt hatten?

» . . . und jede Kaldaune soll mir einzeln aus dem Bauche gezogen werden, wenn ich eines dieser Versprechen . . . «

Das ist nur eine der Eidesformeln, welche da zu lesen waren. Es war eben Karlemann, der das aufgesetzt hatte.

»Niemand etwas verraten, hm. Sich niemals besaufen, hm. Mich niemals bemausen, hm ... Da fehlt aber doch gerade die Hauptsache!!«

»Welche?«

»Na, daß keiner von den Kerlen heiraten tut!!«

Wir schließen hiermit diese Episode aus Karlemanns Leben, wie dieser deutsche Zigeunerknabe auch einmal in Deutschland eine Gastrolle gegeben hat, es dem Leser überlassend, sich selbst auszumalen, wie die erwachenden Lehrer das ganze Gottesasyl leer finden. Wir wenden uns wieder unserem Haupthelden zu.

IN DEN ARMEN DES GRÜNEN TODES.

Der Weg nach dem unbekanntem, geheimnisvollen Lande stand mir offen – der Weg dazu, noch nicht dieses Land selbst! – nur noch ein Hindernis war zu bedenken, und darüber konnte ich nur mit Blodwen sprechen.

Ich tat es. Zuerst verstand sie mich nicht, obgleich ich doch schon deutlich genug geworden zu sein glaubte, deswegen schon ganz rot geworden war. Ich war in so etwas ein kurioser Kauz. Ich konnte fluchen und schwören, mit jedem Mädels machte ich kurzen Prozeß, aber ... gerade bei so etwas haperte es immer mit den Worten, da wurde ich rot, und ich glaube, das gereichte mir nur zur Ehre. Wer in meiner Gegenwart mit so etwas Unsinn machte oder gar darüber spottete, dem verbot ich es, und ließ er nicht ab davon, dann fuhr ich mit ihm längs.

»Was willst du nur?« fragte sie erstaunt, nachdem ich schon einige Zeit herumgestottert hatte.

»Na, du weißt doch.«

»Was denn nur?«

»Na ja – siehst du – das ist doch eben so – das ist doch nun einmal nicht zu ändern – und – wir sind doch alle einmal geboren worden – ich auch – du auch ... «

Sie blickte mich etwas ängstlich von der Seite an.

»Richard, du bist doch nicht etwa – etwa – schon voll des süßen Weines, sintemal es erst die zehnte Stunde ist?«

Da endlich war für mich das erlösende Wort gesprochen.

»Nee, das bin ich nicht – aber weil du gerade selber davon anfängst – von wegen des süßen Weines – oder des süßen Geheimnisses – na, du weißt doch ... «

Herrgott, kann so ein Frauenzimmer manchmal schwer von Begriffen sein! Aber jetzt hatte sie doch endlich kapiert, was ich eigentlich meinte. Und da fing sie auch noch zu lachen an!

»Na, da gibt's doch gar nischt zu lachen dabei,« versuchte ich mich jetzt ärgerlich zu stellen, »das ist doch eine furchtbar ernste Geschichte – und – und – ich selber hab's zwar noch nicht durchgemacht, aber – aber ... «

Jetzt kam auch ich wieder in den Unsinn hinein!

»Also kurz und gut,« raffte ich mich dann wieder zusammen, »ich verstehe von so etwas nischt – ich bin Seemann – und – und – ich habe zwar Pastor werden sollen – aber – aber – ich weiß nicht, wie lange so eine Geschichte noch dauert – und – und – mir steht es ja ganz frei, erst noch einen anderen Hafen anzulaufen, ich bringe dich hin, wohin du willst, meinetwegen nach Peking, wo du die Geschichte ruhig abwarten kannst ... «

Nun war es völlig heraus, ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Und dieses Frauenzimmer lachte noch immer.

Dann aber wurde sie ernst.

»Du meinst, ich soll dich verlassen? Du willst mich irgendwo an Land bringen? Du willst die abenteuerliche Fahrt allein machen?«

»Ja – das heißt nicht allein, sondern mit meinen Jungen. Aber dich bringe ich irgendwohin, wo – wo du – Herrgott, du weißt doch, was ich meine!«

»Ja, ich weiß es. Wie lange wird diese Fahrt dauern?«

»Ich bin Karlemann noch auf elf Monate verpflichtet, und im schlimmsten Falle muß ich auch so lange aushalten.«

»Ich komme mit dir.«

Sie hatte diese vier Worte in einem Tone gesprochen, die mehr sagten als hundert andere, da gab es keinen Widerspruch mehr. Und ich war nur froh, diese Angelegenheit endlich erledigt zu haben – wenn die wollte, war es ja gut, da hat der Mann doch überhaupt gar nichts dreinzureden, da wird auch der größte Kriegsheld zum armseligen Duckmäuser, und an so etwas, wie aus irgendeinem Hafen erst so eine Frau zu holen, wenn's auch eine Schwarze war, die dergleichen überhaupt ganz ausgezeichnet verstehen sollen, dachte ich in diesem Augenblick gar nicht. Was wußte ich ungeschlachter Seebär denn von so etwas – wenn ich auch hatte Pastor werden sollen.

»Wenn du denkst, dann ist es ja gut – und wir sind doch genug Mann – vierundsechzig Hände, die schaffen schon etwas – und da ist der Fritze, der kann alles, wenn er auch etwas dämlich ist – und überhaupt, an Bord gibt's kein Unmöglich – und wenn auch alles bricht und reißt, da wird alles wieder geflickt . . . «

So stotterte ich noch, dann machte ich, daß ich schnellstens auf die Kommandobrücke kam, erst dort oben in meiner erhabenen Höhe wieder aufatmend, herzlich froh, diese delikate Geschichte endlich hinter mir zu haben.

Und nun nordwestwärts ahoi!! Der Südwind wurde nach besten Kräften ausgenutzt. Galt es doch auch, so viel wie möglich Kohlen zu sparen; sie bedeuteten für uns indirekt Trinkwasser, falls wir später destillieren mußten.

Am sechsten Tage, ziemlich auf dem 20. Breitengrade, kam die Fucusbank in Sicht, und nun gleich hinein mit voller Kraft in das grüne, zähe Gewinde, an einer Stelle, wo es freilich wohl noch

kein Schiff gewagt hatte – mit Ausnahme jener einzelnen Menschen, die noch außer uns das Geheimnis kannten, von denen Karlemann es erst erfahren hatte.

Wegen des direkten Westwindes mußte jetzt unter Dampf gefahren werden, und zwar zunächst ohne Messervorrichtung. Ich wollte erst einmal prüfen, wie weit man so unter normalen Verhältnissen kommen könnte.

Weit wurde das nicht. Zuerst häufte sich der Seetang am Bug auf, doch er konnte zunächst noch mit einer Stange abgestoßen werden. Das war also nicht anders als auf jenen Strecken, wo jedes Schiff auf diesen Fahrten die Fucusbank durchkreuzen muß – doch das sind eben nur Ausläufer, und auch hier an der äußersten Grenze war es nur schwimmender Seetang, der sich losgerissen hatte.

Ich zog einige grüne Schlingpflanzen an Deck und maß sie in ihrer ganzen Länge. Zweihundertsiebzig – sogar etwas über dreihundert Meter lange Seile! Das will gewiß etwas heißen! Der Fucus ist eben die längste Pflanze, welche es auf der Erde gibt. Man will schon welche über tausend Meter Länge gemessen haben, was ich aber zu bezweifeln wage. Die Verhältnisse seines Wachstums, wie lange der Seetang braucht, um solche Länge zu erreichen, das ist noch völlig unbekannt. Man weiß noch nicht einmal, ob er sich vom Meeresgrunde aus entwickelt, oder ob er nach unten treibt, bis seine Wurzeln festen Boden finden.

So waren wir kaum eine Stunde gefahren, als der sich häufende Seetang sich nicht mehr entfernen ließ. Man mußte ihn mit der Stange immer hoch heben und zur Seite werfen, das ging jetzt nicht mehr, er leistete Widerstand – hier reichten die Wurzeln eben schon bis auf den Meeresgrund, wo sie festen Halt hatten. Das Gewinde auszureißen, war ganz unmöglich, es gelang mir nicht einmal mit einer einzigen Pflanze, und als ich sie um die Winde legte, riß die Schlingpflanze selbst. Die Elemente, Sturm

und Strömung, vermögen eben mehr als schwache Menschenkräfte.

Daß wir hier in eine andere Region der Meerwiese kamen, war auch gleich äußerlich zu sehen. Bisher hatte das grüne Zeug wirklich nur auf dem Wasser geschwommen, sich nur mit wenigen hellgrünen Trieben über dasselbe erhebend. Hier war die Erhebung der frischen Triebe eine viel bedeutendere, an manchen Stellen standen die lederartigen Blätter einen halben Meter über dem Wasser.

Das machte eben, daß die Pflanzen hier noch im Boden wurzelten. Die Tiefe konnte ich nicht messen, das Lot versagte, es erreichte in dem Gewirr den Grund gar nicht, und es gelang mir nicht, eine Pflanze mit der Wurzel auszureißen.

Ebensowenig konnte man noch loggen. Das Logbrett blieb hängen, verstrickte sich, die Leine riß.

Jedenfalls kamen wir immer langsamer vorwärts. Und das ging gar rasch. Schon nach fünf Minuten, nachdem der Seetang nicht mehr entfernt werden konnte, blieb der Dampfer, obgleich die Schraube noch immer arbeitete, ganz einfach stehen, und der Seetang hatte sich vorn so aufgehäuft, daß der Berg bereits das Deck überragte.

So, nun konnte man sich in aller Gemütlichkeit einmal vorstellen, in welcher Lage man sich befand, wenn so etwas einmal im Ernstfalle eintrat, wenn ein Segelschiff zufällig in die Fucusbank geriet und eingeschlossen wurde.

Alle Bedingungen zu dieser Vorstellung waren gegeben. Wir waren bereits so tief eingedrungen, daß vom freien Wasser nichts mehr zu sehen war. So weit das Auge reichte, nichts als eine grüne Wiese. Vollständige Windstille. Glühende Sonnenhitze, unter welcher das grüne Zeug schon einen ganz unangenehmen Duft ausströmte.

Ich hatte die Maschine abgestellt, was man gleich daran merkte, daß die Planken nicht mehr zitterten.

»Na, Jungens, was meint ihr – wenn wir jetzt hier festsäßen – so bis in alle Ewigkeit?«

Ich sah den Leuten an, was sie dachten. Diesen handfesten, unerschrockenen Männern, die sich sonst vor Gott und Teufel nicht fürchteten, weder vor Brandung noch vor Felsenriffen zurückbeben, sondern kaltblütig die Gefahr erwogen und dann daran gingen, sie zu besiegen – ihnen allen war plötzlich ganz unheimlich zumute. Und mit mir war ganz genau derselbe Fall.

Was es eigentlich war, was so furchtbar aufs Gemüt schlug, kann ich nicht weiter schildern. Eben diese Totenstille – wirklich die Stille des Todes, von dessen grünen Armen man sich umschlungen sah – das Bewußtsein, um was es sich hier handelte – vielleicht auch der faulende Dunst, der Geruch der Verwesung.

»Kiek, wie das grüne Zeug schon heraufklettert, um uns noch ganz einzuspinnen.«

So flüsterte ein Matrose, auf den das Deck überragenden grünen, nassen Berg deutend.

Wahrhaftig! Ich wollte es erst gar nicht glauben, und doch war es so!

Aus diesem Berge ragten frische Triebe hervor, durch hellere Färbung abstechend. Da war nichts weiter dabei, solche sah man auch auf dem Wasser – aber gar kein Zweifel, diese Triebe wurden immer größer, sie wuchsen zusehends, sie schlangen sich um den Klüverbaum und um jedes Tau!

Man brauchte nur fünf Minuten solch einen Trieb im Auge zu behalten, um mit Gewißheit konstatieren zu können, daß dem tatsächlich so war!

Ich beobachtete einen fingerlangen Trieb, der mit seiner Spitze ein Tau berührte, und nach genau fünf Minuten hatte er sich einmal um das Tau herumgelegt, und nach weiteren zehn Minuten hatte der Trieb, jetzt schon mindestens dreißig Zentimeter lang, das Tau bereits viermal umschlungen.

Wie war das möglich? Konnte eine Pflanze wirklich so schnell wachsen? Ein solch rasches Wachstum kennt nicht einmal der Pilz, auch kein Bovist.

Wuchsen denn auch die im Wasser befindlichen Schlingpflanzen so ungeheuer schnell? Ich beobachtete – nein, ich konnte dies nicht konstatieren, und ich hatte später ja noch genügend Zeit, solche Beobachtungen anzustellen.

Nein, für gewöhnlich wuchs dieser Seetang nicht so ungeheuer rasch. Aber sobald er aus seiner normalen schwimmenden Lage gebracht wurde, daß er sich emporhäufte, so suchte er sich an alles zu klammern. Doch schien das weniger ein direktes Wachsen zu sein, vielmehr dehnte sich die ganze Pflanze aus, gummiartig, wozu sie nach der Beschaffenheit ihres Zellengewebes ja auch ganz geeignet war. Dann allerdings mochte der überschüssige Saft in die so ausgedehnten Zellen schleunigst nachströmen, und so fand dann schließlich doch noch ein ungewöhnlich rasches Wachsen statt.

Wir staunten noch dieses Wunder an, wie der Seetang unser ganzes Schiff zu umschlingen begann. Mit sichtbarer Schnelligkeit. Nun fehlte bloß noch, daß wir das Gras auch wachsen hören konnten.

»Richard, wenn jetzt die Maschine versagt!« flüsterte da Blodwen neben mir.

Ich kann nur sagen, daß mich ein gelinder Schreck durchzuckte.

»Torheit,« lachte ich dann, »weshalb sollte denn jetzt gerade etwas an der Maschine brechen?«

»Und warum soll das nicht gerade jetzt geschehen können?«

»Freilich, ein Gegengrund ist nicht vorhanden. Aber einen so bösen Streich wird uns der Himmel doch nicht spielen.«

»Und wenn es nun doch einmal geschähe?«

»Blodwen, du kennst doch die alte Geschichte von dem Mann, der das Wenn und Aber erdacht hat. Wir alle haben schon vorher gewußt, auf was für eine Fahrt wir uns begeben.«

»Ja, wie kommen wir denn jetzt frei, wenn sich der Seetang schon nicht mehr entfernen läßt?«

»Einfach dadurch, daß ich den Dampfer rückwärts gehen lasse. Umwunden hat uns der Tang doch noch lange nicht, die paar dünnen Pflänzchen haben doch gar nichts zu bedeuten, und der Berg ist doch nur vor uns angehäuft, wir gehen einfach vor ihm zurück, dann umfahren wir ihn – natürlich mit schon eingesetztem Messer.«

Ich ging auf die Kommandobrücke. Dieselbe besaß noch keinen solchen elektrischen Apparat, wie er jetzt allgemein auf Dampfern üblich ist, durch welchen man die einzelnen Kommandos in den Maschinenraum hinabklingelt.

Hier war noch ein Sprachrohr vorhanden, außerdem aber noch eine einfache elektrische Klingel, welche eben damals ihren Siegeszug um die Welt hielt. Das Klingeln machte nur das Maschinenpersonal aufmerksam, daß jetzt durch das Sprachrohr ein Kommando erfolgen würde.

Also ich klingelte und rief hinab: »Halbe Kraft rückwärts!«

Im nächsten Augenblick mußte sich das bekannte Geräusch hören lassen, die Schiffsplanken würden zu zittern beginnen.

Beides geschah nicht.

Ich klingelte nochmals – »Halbe Kraft rückwärts!«

Nichts wollte sich ändern in dieser Stille des Todes. Nur mein Herz begann mit einem Male stark zu klopfen.

»Ist jemand am Sprachrohr?« rief ich hinab.

»Ja, der erste Maschinist,« erklang es zurück.

»Na, was ist denn da los?«

»Herr Kapitän, die Maschine gehorcht nicht dem Hebeldruck.«

Es war geschehen! Blodwen hatte es gleichsam geahnt. Zum ersten Male versagte die Maschine!

Ich hinab in den Maschinenraum. Das ganze Personal war bei der Arbeit, den Fehler zu suchen. Ein Bruch oder dergleichen war nicht zu bemerken.

Die Versicherung der Ingenieure, daß es nichts von Bedeutung sein könnte, beruhigte mich wenig. Gerade hier unten befahl mich ein neuer Schrecken, ich dachte an die Schraube, an die wuchernden, alles umstrickenden Schlingpflanzen . . .

Ich wieder hinauf, beugte mich über Bord.

Wahrhaftig, von allen Seiten begannen schon die frischen Triebe an den glatten Schiffswänden emporzuklettern, sichtbar wachsend! Die Schraube war nicht zu sehen. Aber da hing hinten ein Seil herab, und an diesem waren die Schlingpflanzen schon bis zur Höhe des Decks emporgeklettert.

Also gar kein Zweifel, jetzt waren auch schon die Schraubenflügel so umstrickt, und wenn das nun immer so weiter ging, würde die Maschinenkraft dann noch ausreichen, die grüne Umstrickung wieder zu zerreißen?

Eine halbe Stunde verging. Ich kann nicht schildern, was ich während derselben alles durchgemacht habe.

Da ein Dröhnen, ein Ruck, wir drangen noch etwas tiefer in den schon aufgehäuften Berg hinein, und dann klingelte es auf der Kommandobrücke, vom Maschinenraum aus.

»Der Fehler ist gefunden und beseitigt – an der Kuppelung hatte sich eine Schraube gelöst.«

»Alles funktioniert wieder?«

»Ich glaube.«

»Halbe Kraft rückwärts!«

Glatt ging das Schiff zurück, vor seinem Bug klatschte der aufgehäuften Berg ins Wasser zurück, die frischen Triebe konnten seine Last nicht tragen, sie rissen, wir waren frei.

Selten habe ich so erleichtert aufgeatmet wie damals! Wie ich dann später konstatierte, umwucherten die Schlingpflanzen überhaupt nichts, was sich unter Wasser befand, also auch nicht die

Flügel der Schiffsschraube. Es ist eben eine Eigentümlichkeit des Seetangs, nur alles außerhalb des Wassers Befindliche umspinnen zu wollen.

Jedenfalls hatte ich eine Lektion erhalten, unnötigerweise nicht wieder solche Experimente anzustellen, es war wie ein Wink des Himmels gewesen, und nun wurde schleunigst das Messer eingefügt – Vollkraft voraus, und wir durchschnitten die grünen Stränge wie Spinnenfäden.

Aber die dunkle, beängstigende Frage blieb fortan dennoch in mir bestehen und wohl in jedem meiner Leute: Was dann, wenn die Maschine noch einmal versagt und der Fehler nicht gefunden werden kann, wenn etwas bricht?

Bisher war diese Frage gar nicht so nahe an uns herangetreten.

Nun, es schien alles gut gehen zu wollen. Am zweiten Tage traten tropische Regengüsse ein, die uns die Hitze nicht so fühlen ließen, auch schlugen sie die Dünste nieder, welche die Luft manchmal unatembarm machten.

Mit dem aufgefangenen Regenwasser wurde jedes leere Faß und jedes andere Gefäß gefüllt, wie auch schon immer der kondensierte Abstoßdampf als Trinkwasser verwendet worden war.

Nach diesem Regenwetter kam Ostwind, der die Maschine ganz überflüssig machte.

Am vierten Tage, nur noch zweihundert Seemeilen von unserem Ziele entfernt, hatten wir einen wunderschönen Anblick.

Vor uns erhob sich mitten aus der grünen Ebene ein Hügel von derselben Farbe, kegelförmig ansteigend, aber mit drei Spitzen.

»Das sieht gerade aus wie ein Schiff, wie ein Dreimaster, der von dem grünen Zeuge eingesponnen ist,« meinte der zweite Steuermann.

Das hatte auch ich mir schon gedacht und wohl jeder andere. Daß unter dem grünen Ueberzuge ein dreimastiges Schiff steckte, war zu deutlich erkennbar.

In dieser Fucusbank mochten ja schon zahllose Schiffe verschwunden sein, noch zahllose andere mochten ebenso umstrickt darin liegen, doch wir brauchten uns nicht zu wundern, noch keines gesehen zu haben. Es handelte sich eben um ein Gebiet von mindestens 200 000 geographischen Quadratmeilen, da ist es doch ein außergewöhnlicher Zufall, wenn man einmal solch eine grüne Schiffsmine zu Gesicht bekommt.

Dieses Schiff zu besichtigen, war bei mir natürlich sofort beschlossen. Wenn ich mit meinen Offizieren etwas noch besprach, so war es nur das, wie dieses Fahrzeug so weit in das undurchdringliche Gewirr hatte vordringen können.

War es vielleicht mit einer ähnlichen Schneidevorrichtung versehen gewesen? Doch es hatte gar keinen Zweck, sich darüber in Vermutungen zu ergehen.

Also den Kurs etwas geändert und darauf zugehalten!

Wir waren kaum noch hundert Meter davon entfernt, immer noch nichts weiter als einen grünen Hügel mit drei Kegelspitzen sehend, als ich plötzlich ein eigentümliches Geräusch vernahm, wie aus dem Innern meines Schiffes kommend, dann ruckte es auch manchmal . . .

Mit einem Satze stand ich am Sprachrohr und donnerte hinab, volle Kraft rückwärts zu geben.

Wir waren auf Grund geraten. Daß es ein ganz anderes Geräusch war, daß das Knirschen auf Sand oder Felsen fehlte, war begreiflich. Hier schusselte der Kiel eben über den am Grunde wachsenden Seetang hinweg. Aber das war deutlich zu bemerken gewesen, daß sich das Schiff auch schon etwas auf die Seite legte, und da war die höchste Eile geboten gewesen, aus dieser gefährlichen Nähe zu kommen.

Das Schiff gehorchte sofort, wir waren wieder frei.

Doch was nun? Deswegen gleich auf die interessante Besichtigung jenes Schiffes verzichten?

Als ich die Wassertiefe mit einer langen Stange maß, auch immer noch Grund findend, hatte ich eine Idee.

Sollte ich es nicht einmal mit einem Boote versuchen? An Gebrauch der Ruder war wohl nicht zu denken, aber sollte sich nicht ein Boot mit Stangen fortschieben lassen? Wenn ich ein solches betrachtete, es mit der Bauart eines Schiffes verglich, so kam ich zu der Ueberzeugung, daß ein Boot, mit der Stechstange getrieben, ganz leicht durch und über diese Schlingpflanzen schusseln müsse.

Gedacht, getan! Eine Jolle wurde ausgesetzt, ich ging mit drei Matrosen hinein, ich selbst bediente die Stechstange – und wirklich, ganz leicht schusselte das Boot über die sonst so verderblichen Schlingpflanzen hinweg.

Der Unterschied zwischen einem Boote und einem Schiffe ist wohl jedem begreiflich, da brauche ich nicht erst fachmännisch zu werden.

Die Hauptsache ist die, daß beim Schiffe der vordere Teil des unteren Kiels immer etwas hervorragt, dadurch wird der Seetang gewissermaßen wie mit einer Gabel gefaßt und an sich schon etwas in die Höhe gehoben, dann kommt noch hinzu, daß das durch Wind oder Maschinenkraft getriebene Schiff sich immer etwas hebt und senkt, so dem Seetang noch besser Gelegenheit gebend, sich vorn aufhäufen zu können.

Dies alles fällt bei einem Boote weg, welches ja auch ganz anders gebaut ist. Natürlich ist es ganz ausgeschlossen, nun in Booten die Fucusbank befahren zu wollen. Solche Untiefen, wo man die Stange benutzen kann, sind doch nur Ausnahmen, und die Riemen kann man eben unmöglich benutzen, die hängen sofort voll Schlingpflanzen, und beim Segeln taucht auch ein Boot immer tief mit der Schnauze ins Wasser, hebt sich wieder, hätte also ebenfalls bald alles voll Seetang hängen.

Anders wäre es schon, ein großes Schiff vorn ganz flach zu bauen, mit einer schiefen Fläche, da könnte man vielleicht über die

Schlingpflanzen hinwegschusseln, das schräge Brett kann ja auch von Zeit zu Zeit entfernt und von dem Seetang befreit werden.

Doch lassen wir jetzt solche Erwägungen. Wir konnten nur das benutzen, was uns zu Gebote stand.

Also mein Boot befand sich in voller Fahrt.

»Richard, nimm doch auch mich mit!« rief da Blodwen mir nach.

Gut, ich kehrte noch einmal um. Es war nur erst ein Versuch gewesen.

Blodwen stieg ein. Bis sie saß, waren einige Minuten vergangen, und da bemerkten wir, daß die Schlingpflanzen unterdessen ihre Arbeit getan hatten.

Die frischen Triebe hatten sich emporgereckt, hatten sich besonders bereits um die Rudergabeln gewickelt, aber auch sonst um alles, was sie nur erreichen konnten. Selbst den einen Matrosen, der ruhig gesessen, hatten sie bereits festgenommen, nämlich hinten an seinem im Gürtel steckenden Scheidemesser.

Allerdings konnte das kein dauerhafter Halt sein. Mit Leichtigkeit konnten wir die zarten Triebe noch losreißen, sonst half das Messer nach, wir waren wieder frei.

Immerhin, wir hatten wiederum gesehen, was für ein Teufelszeug das war! Kaum drei Minuten hatten genügt, um das Boot und uns selbst zu umwickeln. Wahrhaftig, ein einziger Tag, eine einzige Nacht, die man regungslos auf dem Wasser liegend verbrachte, mußte genügen, um rettungslos eingewickelt zu werden – der grüne Tod hatte seine Arbeit getan.

Wir fuhren ab. Es ging vortrefflich. Das Boot mit seinem flachen Steven schusselte nur so über die Wiese dahin. Als ich aber einmal mit der Stange keinen Grund mehr fand, war es auch gleich vorbei. Ein einziger Schlag mit dem Riemen genügte, um ihn unbrauchbar zu machen, sofort war er haufenweise mit Seetang bedeckt, der sich auch gleich darauf festklammerte.

Doch war das nur eine kleine Stelle gewesen. Das Boot befand sich noch etwas in Fahrt, als meine Stange schon wieder Grund fand, und dann lagen wir längsseit des grünen Berges.

Auch nicht das geringste von einer Schiffswand war mehr zu sehen. Ich stieß mit der Stange hinein und fand erst ganz hinten einen festen Widerstand.

Ich verwandelte mich in eine Riesenspinne; so kletterte ich, das Messer zwischen den Zähnen, in dem grünen Gewebe empor. Als ich die Höhe erreichte, wo ich die Bordwand vermuten konnte, begann ich zu schneiden und zu sägen.

»Richard, laß dich nicht einspinnen!!« erklang es ängstlich unter mir.

Wahrhaftig, ich hatte solch einen grünen Strick schon wie eine Schlange am Beine, er hielt mich fest.

Doch ich darf die Gefahr nicht übertreiben. Daß dieses grüne Seil mich etwa festhalten konnte, davon war keine Rede. Ein Schnitt, und ich war frei.

Immerhin, man sieht, wie diese Schlingpflanzen energisch vorgehen. Und wenn man nun kein Messer zur Hand hatte?

Nun, wir besaßen Messer. Ich hatte förmlich einen Tunnel geschnitten, in dem ich mich gegen zwei Meter tief befand, als ich eine Holzplanke erreichte. Noch einen Fuß höher, und ich fühlte die Bordwand.

Man sollte meinen, besonders nach dieser zwei Meter dicken Schicht, die ich erst durchschneiden mußte, auch innen sei alles mit einem grünen Wirrwarr ausgefüllt gewesen. Aber dies war nicht der Fall, und nach allem, was ich von dem Wachsen dieses Seetangs außerhalb des Wassers schon beobachtet, hatte ich für meinen Teil das auch gar nicht vermutet.

Die ersten Seetangpflanzen kletterten eben an dem stillliegenden Schiffe empor. Diese dienten wieder den nächsten Trieben als Stützpunkt, und so ging das weiter, so entstand die dicke Schicht. Aber etwa wie die Schlingbohnen, die ihre Klettertriebe suchend

weit hinausschicken, wuchs dieser Fucus nicht; wo er nichts sofort fassen konnte, da kam er als Wasserpflanze auch nicht fort, und so war über dem Deck hier auch ein ganz freier Raum.

Sehen konnte ich freilich zunächst nichts davon, ich griff zuerst nur in diesen freien Raum hinein. Sonst herrschte eine undurchdringliche Finsternis, dieses grüne Gewebe ließ auch nicht den geringsten Lichtstrahl hindurch, und die Fensteröffnung, die ich geschnitten, füllte mein eigener Leib fast völlig aus.

So kroch ich zurück und forderte die Petroleumlampe, mit welcher jedes Boot ausgerüstet sein muß. Dann beorderte ich, daß die drei Matrosen zurückbleiben und das Boot immer hin und her bewegen und die grünen Fesseln immer gleich losschneiden sollten, während mir Blodwen gleich folgte.

Dann befanden wir beide uns innerhalb der grünen Umhüllung an Deck. Die Laterne beleuchtete eine Umgebung, welche gleich das hohe Alter dieses Schiffes erkennen ließ.

Die Wanten waren noch vorhanden, auch alles andere Tauwerk, doch alles total morsch, nur von den grünen Schlingpflanzen noch gehalten, welche ihre Nahrung aus dem Wasser nahmen.

Doch das war es nicht, woraus ich ein Schiff aus einem früheren Jahrhundert erkannte. Das lag eben im ganzen Bau, in der Anordnung der Deckplanken, wie die Böller eingelassen waren usw. usw., was eben nur das Auge des Seemanns erkennt, der auf der Steuermannsschule auch etwas von der Geschichte des Schiffbaus studiert hat, wozu dann noch praktische Erfahrung kommt.

Scheu deutete Blodwen auf ein menschliches Skelett, welches dort an der Bordwand lag, bar jeden Kleidungsstückes. Nun, wir sollten noch mehr solcher menschlichen Skelette entdecken.

Im übrigen will ich alles kurz zusammenfassen, was wir fanden, und was wir nicht fanden.

Es war ein dreimastiger Segler, den ich für aus dem 17. Jahrhundert stammend schätzte. Doch das konnte ich nur aus der Bauart beurteilen.

Kein gemalter Name, kein Papier war mehr vorhanden. Dabei mochten mehr noch als die modernde Feuchtigkeit Ratten und Mäuse aufgeräumt haben, deren zahllosen Skelette wir dann besonders in den unteren Räumen fanden. Weshalb sie zuletzt nicht auch die Wanten und die übrige Takelage aufgefressen hatten, ehe sie des Hungers sterben mußten, weiß ich nicht. Höchst wahrscheinlich war das Tauwerk von dem Seetang bald mit dem diesem eigentümlichen Saft durchtränkt worden, der stark jodhaltig sein mochte, wodurch dieser letzte Fraß für das Nagetier ungenießbar wurde.

Sonst hatten die Ratten das ganze Schiff radikal ausgefressen – ratzenkahl, wie man dieses Fremdwort treffend verdeutscht hat.

Gegenstände aus Metall waren natürlich verschont geblieben, aber da waren herzlich wenig vorhanden.

Im Zwischendeck stand hinter der geschlossenen Stückpforte eine alte Kanone aus Bronze, mit gesprungenem Rohr. Am Schlußstück stand eingätzt: Liverpool, 1652.

Daraus hätte man schließen dürfen, daß es ein englisches Schiff war, und auch meine Ansicht über das hohe Alter bestätigte sich.

Von einem Leck oder dergleichen fand ich nichts. Zur Zeit, als dieses Schiff von dem grünen Tode in die Arme genommen worden war, mußte es völlig intakt gewesen sein, war es schließlich noch jetzt. Es saß eben auf Grund fest, sonst hätte die grüne Last es hinabgezogen, und somit erkannten wir, daß man innerhalb der Fucusbank überhaupt kein Schiff mehr finden würde, das einmal umspinnen worden war. Diese zwei Meter dicke Schicht, bis zu den Mastspitzen hinaufreichend, mußte so ungeheuer schwer sein, um auch das größte Schiff in das feuchte Element hinabzuziehen, und je größer das Schiff, desto größer wurde ja auch die Last. Hier hatte eben nur die Untiefe das Sinken verhindert.

Sollte sich denn innerhalb von zwei Jahrhunderten keine dickere Schicht bilden, als nur eine solche von zwei Metern? Ich hatte doch schon zur Genüge beobachtet, mit welcher fabelhafter Geschwindigkeit der Fucus wächst, wenn er außerhalb des Wassers einmal einen festen Halt hat.

Nun, der liebe Gott will nicht, daß Bäume in den Himmel wachsen, und das gilt auch von allem anderem, was da wächst und sich sonst ausbreitet. Jede Wüste wandert. Immer weiter rückt der Flugsand vor, alljährlich um viele Meter, und auf dem Papier kann man sich ausrechnen, welcher Zeit es bedarf, um die ganze Erde in eine Wüste zu verwandeln. Das würde gar nicht so lange dauern.

Da aber hat die Natur Grenzen bestimmt, für das menschliche Auge ganz unsichtbare, welche der Sand eben nicht überschreiten darf. Bis hierher und nicht weiter! Ebenso ist es mit der indischen Dschungel, welche gleichfalls mit Schnelligkeit wandert, und mit noch vielem anderen. Aber überall bestimmt die Natur eine Grenze. Bis hierher kommt der Wald, hier gedeiht nur Prärie gras – basta!

Also gar kein Zweifel, auch die Stärke dieses grünen Fucusgewebes, das sich um ein festsetzendes Schiff ausbreitete, hatte ihre gewisse Grenze. Anderenfalls hätte sich ja um dieses Schiff ein Berg bilden müssen, welcher mit der Zeit die ganze Fucusbank, das ganze Sargassomeer ausfüllte!

Was das umwachsene Fucuskraut bewog, nicht mehr an der grünen Wand emporzuklettern, konnte mein menschlicher Verstand natürlich nicht erfassen. Oder kletterte die Nachbarschaft dennoch immer empor – was ich dann später auch wirklich erkannte – so ging das Abrüstungsgeschäft eben von innen vor sich, wenn wir davon auch nichts gewahrten.

Doch wir hielten deswegen jetzt gar keine Umschau. Unsere Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt, als mit der Lösung von solch naturwissenschaftlichen Problemen.

Wir befanden uns noch immer in dem Zwischendeck mit der einen Kanone und blickten uns mit gar scheuen Augen um. Die menschlichen Skelette, der schwüle, modernde Dunst, das unsichere Licht – unsere scheuen Blicke waren begreiflich.

»Weißt du, Richard, woran ich denke?« flüsterte Blodwen.

»An unser holländisches Wrack.«

Ich hatte ihre Gedanken nur deshalb erraten können, weil ich im Augenblick wirklich an ebendasselbe gedacht hatte.

»Und weißt du, Blodwen, was ich fast glauben möchte?«

»Nun?«

»Daß hier schon vor uns jemand gewesen ist und ausgeräumt hat.«

»Und daß auch jenes holländische Wrack einst hier in grüner Umstrickung gelegen hat und davon befreit worden ist.«

Ganz meine Ansicht! Jawohl, auch jenes Wrack hatte einst hier so gelegen!

»Woran erkennst du, daß hier jener geheimnisvolle Kapitän gewesen ist?« fuhr Blodwen im Flüstertone weiter fort.

»Daß es derselbe Mann gewesen, ist ja nicht unbedingt nötig, aber – aber . . . wo sind denn die anderen Kanonen?«

An jeder Vordseite hätten nämlich vier Geschütze stehen sollen. Alle die Ringe waren im Deck eingelassen, an denen sie befestigt gewesen, auch sonstige Spuren waren zu bemerken, daß sie wirklich hier gestanden hatten.

Und hätte dieses Schiff etwa nur ein einziges Geschütz an Bord gehabt, auf Backbordseite stehend, eines mit einem gesprungenen Lauf? Wegen der acht Kanonen brauchte es noch kein Kriegsschiff gewesen zu sein, damals mußte wegen Seeräubern noch jedes Handelsschiff mehrere Kanonen mit sich führen, wie ja schließlich auch heute noch, nur daß man sie nicht so offen aufstellt.

»Die Kanonen sind entführt worden, daran ist gar kein Zweifel. Nur das hier mit dem gesprungenen Rohre hat man zurückgelassen.«

»Sind denn noch die Boote vorhanden?« fragte Blodwen.

Ich hatte vorhin ein solches in den Davits an Deck unter grüner Umhüllung gesehen. Wenn die Besatzung versucht hatte, ihre Rettung vor der grünen Umstrickung in Booten zu bewerkstelligen, so war ihnen das eben nicht gelungen, sie hatten das Boot wieder hochgezogen und eingeschwungen. Oder sie brauchten ja auch nicht gerade dieses benutzt zu haben.

»Mit was mag das Schiff denn befrachtet gewesen sein?«

Wir hielten weitere Umschau, ohne etwas zu finden. Ja, einige Fässer und dergleichen. Als ich eines, welches noch verschlossen war, aufschlug, fand ich es leer. Wahrscheinlich hatte es Salzfleisch enthalten. Aber innerhalb von 200 Jahren war alles zu einigen unerkennbaren Brocken zusammengetrocknet, da hilft auch das dichteste Faß nichts, auch keine zugelötete Blechbüchse.

Was sonst offen dagelegen, hatten eben Ratten und Mäuse gefressen – und was deren Zähnen widerstanden, war von menschlichen Händen ausgeladen worden.

Wir besichtigten Kajüte und Kabinen, in denen einst Kapitän und Offiziere gehaust hatten. Mehrere Türen mußten verschlossen gewesen sein, sie waren aufgesprengt worden – wieder ein sicheres Zeichen, daß jemand noch nachträglich hier gewesen war, nachdem schon der grüne Tod seine Ernte gehalten hatte.

Kein Möbel, gar nichts! Wohl aber konnte man noch sehen, wo einst ein Teppich gelegen, wo ein Bild an der Wand gehangen hatte.

Sollten die Ratten wirklich all das aufgenagt haben? Nein. Die Tiere hatten doch auch bald aus Mangel an Wasser krepieren müssen, als sie noch ihren Hunger hätten stillen können.

Hier war eben von Menschen ausgeräumt worden.

»Richard!!« erklang es da angstvoll.

Blodwen deutete vor sich auf den Boden, und ich erkannte alles sofort.

Ein Stück zusammengeknülltes Zeitungspapier war es, das ihr solchen Schreck eingeflößt hatte, und das mit Recht.

Ich hob es auf, fühlte noch etwas darin, wickelte es aus und ... es war ein Stückchen Speckschwarte. Allerdings schon ganz ausgetrocknet, aber sicher nicht schon zweihundert Jahre alt. Außerdem erkannte ich eine englische Zeitung, ein politischer Artikel trug am Kopfe das Datum des sechzehnten Februars. Aus dem Inhalt erkannte ich sofort, daß es sich nur um dasselbe Jahr handeln konnte, welches wir noch immer schrieben. Also am Anfange dieses Jahres hatte dieses Schiff Besuch von lebendigen Menschen erhalten.

Zum Ueberfluß entdeckte ich dann noch auf dem Boden Brotkrümel. Ein Matrose hatte hier gegessen.

Ich habe über unseren Aufenthalt auf diesem Schiffe nichts mehr zu sagen. Sonst fanden wir nichts Neues, wir verließen es wieder.

An Deck forschte ich noch einmal danach, auf welche Weise unsere Vorgänger hier eingedrungen waren. Denn auch sie hatten sich doch erst durchschneiden müssen.

Ich fand nichts, keine Oeffnung, nicht einmal eine hellere Stelle in dem undurchdringlichen Gewirr von Schlingpflanzen.

War irgendwo eine große Oeffnung gewesen, so hatten zehn Monate eben genügt, um alles wieder zuwachsen zu lassen, so dick wie zuerst, bis die Natur aus irgendeinem Grunde kein weiteres Zunehmen der Stärke gestattete.

Wir krochen durch unsere Oeffnung zurück, ich mußte schon wieder tüchtig schneiden, und ich atmete tief auf, als mich wieder die warme Sonne begrüßte, als ich dort mein Schiff und unten unser Boot liegen sah.

Ein Matrose schob es immer hin und her, die beiden anderen rissen und schnitten beständig die jungen Triebe ab, welche das Boot in ihre Umklammerung nehmen wollten. Diese Gier der Pflanzen, den Gegenstand in ihre Umschlingung zu nehmen, hatte

wirklich etwas Unheimliches an sich, man dachte gar nicht mehr an Pflanzen, es wurden lebendige Schlangen daraus.

Wir kletterten hinab, und nach zehn Minuten befanden wir uns wieder an Bord. Die Schraube begann zu arbeiten, sofort durchschnitt das haarscharfe Messer die Schlingpflanzen, die sich schon an dem Stahl emporgerrankt hatten – wir setzten unsere Fahrt nach Westen ungehindert fort.

SCHWIMMENDES GOLD.

Am nächsten Tage gewahrten wir einige Vögel, welche von Norden nach Süden strichen, und ihre Scharen nahmen immer mehr dazu.

Wenn wir nichts von Land gewußt hätten, brauchten wir diese Vögel noch nicht als Verkünder von Land zu betrachten, aber wir hatten eben schon eine Ahnung, und noch am Abend desselben Tages konnte ich mit Sicherheit konstatieren, daß diese Vögel wirklich ein nahes Zentrum hatten, von dem sie sich entfernten, und dem sie wieder zuflogen, und nun konnte auch jeder Matrose beurteilen, daß vor uns festes Land liegen mußte.

Und wieder am nächsten Tage, in der zweiten Mittagsstunde, sahen wir vor uns in weiter, weiter Ferne etwas Mächtiges aufsteigen, wie ein dunkles Wolkengebilde am blauen Firmament, was aber der Seemann sehr wohl zu unterscheiden weiß.

Denn gerade bei den nebligen Wolken fehlen die schattenhaften, unbestimmten Umrisse, welche immer das Land kennzeichnen, von der Ausdünstung herrührend.

Land!!!

Niemand hatte es gerufen. Wir alle hatten es zugleich gesehen, wie durch Zauberei hob sich das zackige Gebilde plötzlich vom blauen Himmel ab, und ein jeder hatte schon längst angestrengt danach ausgespäht.

Denn ich hatte meine Leute unterdessen schon eingeweiht, was ich hier finden sollte – Land – nur daß ich selbst noch nicht wußte, was wieder auf diesem Lande zu finden sei.

Es war ein feierlicher Moment, als wir es nun plötzlich vor uns liegen sahen. Ein jungfräuliches Eiland, vielleicht ein ganzer Erdteil, noch von keinem menschlichen Fuße betreten!

Für mich und Blodwen mußte diese hehre Empfindung etwas beschränkt werden. War nicht mit Sicherheit anzunehmen, daß auch schon jener geheimnisvolle Unbekannte mit seiner Mannschaft dieses Land betreten hatte?

Doch diese Empfindung war nur ganz gering. Auch in Amerika waren vor Kolumbus schon andere Europäer genug gewesen, vor allen Dingen Isländer, und in prähistorischer Zeit wahrscheinlich auch Chinesen. Und Kolumbus' Ruhm ist dadurch nicht geschmälert worden, wie er selbst ja auch gar keinen neuen Erdteil zu entdecken gehofft hatte, sondern er glaubte ja, er habe von Westen her das schon längst bekannte Indien erreicht.

Meinen Leuten hatte ich übrigens von meiner Entdeckung im Innern des umsponnenen Schiffes noch gar nichts gesagt, nichts von Doktor Selos Hinterlassenschaft, auch den Offizieren nicht, da hatte ich mich einmal in das Schweigen des unnahbaren Kapitäns gehüllt, und so konnten sich diese erst recht dem Gedanken hingeben, hier die ersten Menschen zu sein, welche dieses jungfräuliche Land im grünen Sargassomeer nun zu Gesicht bekamen.

Also auch gebirgig war dieses Land! Denn das dort war ein ganz stattliches Gebirge.

Aber heute sollten wir es nicht mehr erreichen. Die Nacht brach an, und ich schätzte das Gebirge noch immer gute fünfzig Seemeilen von uns entfernt.

Nun aber war guter Rat teuer. Es war doch sehr zweifelhaft, ob dieses Gebirge bis dicht an die Küste herantrat. Diese konnte vielleicht viele Meilen weit ganz flach sein, und wir befanden uns schon in ihrer dichten Nähe.

Auf Karlemanns geographische Ortsbestimmung konnte ich jetzt gar nichts mehr geben, ebensowenig auf die von Doktor Selo niedergeschriebene. Von diesen Punkten waren wir noch immer weiter entfernt, und ich wußte ja gar nicht, was für Bogen die Küste sonst beschrieb, wohin sie sich eigentlich ausdehnte.

So durfte ich in der mondlosen Nacht nicht wagen, weiter westwärts zu gehen. Ich ließ also während der ganzen Nacht den Dampfer langsam vor- und rückwärts fahren, um mich nicht einspinnen zu lassen, und setzte erst mit Anbruch des Morgens den Weg fort.

Immer deutlicher trat das Gebirge hervor, dann aber konnten wir auch schon unterscheiden, wie sich darunter hügeliges und zuletzt flaches Land fortsetzte, und ich ließ bereits die Peilstange gebrauchen.

Es war in der neunten Morgenstunde, als wir sagen konnten, daß wir jetzt das Land direkt vor uns hatten.

Eine Küste mit vielen Ausbuchtungen zog sich vor uns entlang, sich gleichsam wie ein Wall aus der grünen Wiese emporhebend, von einer mehr grauen Färbung.

Das war einfach losgerissener Seetang, der sich hier längs der Küste angehäuft hatte, der schon vertrocknet war.

Für uns war nun die Hauptsache, wo wir landen konnten, und dann gab es noch etwas Besonderes zu bedenken.

Einen Landungspunkt würden wir schon finden, und wenn wir nicht dicht herankommen konnten, so mußten wir uns eben in Booten an Land begeben.

Was würde dann aber unterdessen aus dem Dampfer werden? Wir wußten ja, sobald er still lag, begannen sich die jungen Triebe des Seetangs emporzuranken, ihn in ihre Umarmung nehmend. Dann also durfte der Dampfer mindestens niemals still liegen, mußte immer in Bewegung gehalten werden.

»Aber es ist doch merkwürdig,« meinte Blodwen, »daß der aufgehäufte Seetang dort den jungen Trieben gar nicht als Anhaltepunkt dient, denn die Wälle sind doch offenbar schon alt, vom letzten Sturm aufgetürmt, deshalb sehen sie so grau aus.«

Blodwen sprach dasselbe aus, was ich schon früher auseinandergesetzt habe. Hier hatte die Natur der Kletterei auf irgendeine Weise eben Schranken gesetzt. Denn würde der Wall den Schlingpflanzen als Stützpunkt gedient haben, so müßte sich diese Insel doch nach allen Seiten ins Endlose ausbreiten. Dann war es nicht anders zu erklären, als daß der frische Seetang den schon vertrockneten als Halt verschmähte. Wenn aber nun immer wieder frische Triebe kamen, mußte denn da überhaupt ein ausgetrockneter Fucuswall entstehen?

Doch vergebliches Mühen, mit unserem schwachen Menschengeniste das Walten der Natur verstehen zu wollen.

Dann machte ich noch eine andere eigentümliche Entdeckung. Dort mehr nach rechts wurde der Fucuswall offenbar von Felsen unterbrochen, welche bis dicht an die Küste herantraten.

Gewiß, das war eine hohe Felsformation, ziemlich bizarr, aus schwarzem Gestein bestehend. Warum hatte sich nun an diesem kein Fucus emporgerankt, wo die spitzen Steine den Schlingpflanzen doch vortreffliche Anhaltepunkte hätten geben müssen? Durch das Fernrohr hätte ich schon die einzelnen, hellgrünen Pflanzen unterscheiden können, und auch nicht das geringste war davon zu merken.

Da machte der Matrose, den ich als Ausguck auf die oberste Rahe des vordersten Mastes postiert hatte – den vielberühmten Mastkorb gab es schon damals nicht mehr, erst die modernen Passagierdampfer haben ihn in allerletzter Zeit wieder eingeführt – durch ein lautes Hallo auf sich aufmerksam.

Ich schwenkte ein Tuch, zum Zeichen, daß ich auf seine Mitteilung warte.

»Dicht an der Küste ist ganz freies Fahrwasser!« schrie er herab.

Ich enterte hinauf. Schon von der Marsrahe konnte ich dieselbe Wahrnehmung machen.

Ja, längs des Walles, mit dem die ganze Insel umsäumt schien, glänzte ein breiter Wasserstreifen, scharf begrenzt von der Fucuswiese, und der Matrose ließ sich durch die Entfernung täuschen, das war nicht nur dicht an der Küste, sondern die Breite dieses freien Fahrwassers betrug mindestens eine Seemeile. Wir waren doch noch ziemlich weit entfernt.

Was ich sonst hinter dem Grenzwalde erblickte, war grünes Land, prärieartig, etwas hügelig, ab und zu mit Bäumen bestanden, weiter hinten wohl ein ganzer Wald, im Hintergrund das schon früher gesehene Gebirge.

Von einer Insel darf ich jetzt gar nicht mehr sprechen; denn eine jenseitige Küste war nicht zu erblicken, obgleich das Gebirge sich nicht endlos hinzog, sondern mehr mit einem isolierten Berge zu vergleichen war, der sich aus dem Hügellande erhob.

Ich glitt wieder an Deck und bestimmte sofort die Richtung nach einem Landungspunkte, den ich ebenfalls oben erspäht hatte. Ob wir mit dem Dampfer so nahe heranfahren konnten, das war freilich erst abzuwarten.

Noch eine halbe Stunde unter emsigem Peilen mit der Stange, ohne daß Grund zu erreichen war, dann hörte die grüne Fucusbank plötzlich wie abgeschnitten auf. Auch nicht ein einziges Pflänzchen trieb auf der Wasserfläche, die uns noch in einer Breite von mindestens tausend Metern von der Küste trennte.

Woher kam diese scharfe Grenze? Nun, das ließ sich schon erklären. In der Nähe der Küste war der Meeresboden eben von einer Beschaffenheit, welche dem Fucus nicht zusagte, sein Wachstum hinderte.

Das hundertmetrige Lot fand noch keinen Grund. Wir dampften in das offene Wasser hinein, dasselbe wie einen alten, lieben

Bekannten begrüßend. Wahrhaftig, wir hatten uns auch lange genug nach seinem Anblicke geseht, wir hatten das Gefühl, wie wenn man in klarem Wasser ein erquickendes Bad nimmt.

Bis gegen dreihundert Meter dampfte ich noch an die Küste heran, ohne Grund zu finden, dann aber hielt ich es für geratener, die weitere Peilung doch lieber vom Boote aus zu machen. Denn wenn wir hier auf Grund gerieten, dann saßen wir vielleicht für immer fest.

So ließ ich die Jolle aussetzen, um jene Bucht auszukundschaften, die ich schon von der Rahe aus erspäht hatte.

Von einem Tierleben hatte ich bisher noch nichts bemerkt. Auch die Vögel, die wir zuerst so massenhaft gesehen, schienen verschwunden zu sein. Nachträglich zu erwähnen habe ich nur noch, daß wir schon immer zwischen dem Seetang zahlreiche Muscheln, Schnecken, Mollusken, Spinnen und andere Wassertiere niederer Art beobachtet hatten, und diese grüne, schwimmende Wiese mußte ja auch für diese das geeignetste Revier abgeben. Von Fischen dagegen war in dem grünen Brei niemals etwas zu bemerken gewesen.

Hier nun, am Rande der Fucusbank, beobachtete ich zahllose kleine und große Fische, welche zwischen den senkrecht stehenden Halmen hin und her schossen, und ich sollte alsbald noch etwas ganz anderes zu sehen bekommen.

Das Boot, außer mir mit vier Matrosen und dem zweiten Steuermann besetzt, wozu dann noch Blodwen kam, welche gern als erste dieses Land betreten wollte, hatte sich erst wenige Ruderschläge von dem stillliegenden Dampfer entfernt, als das bisher ganz glatte Wasser in heftige Bewegung geriet, und pustend und spritzend kam aus der Bucht, die ich mir als Ziel ausersehen hatte, eine aroße Herde Walfische heraus.

Es waren Potwale, die größte Sorte, in allen Meeren verbreitet, außerdem wohl der einzige Wal, der verwundet absichtlich das

Boot und sogar ein großes Schiff angreift, diesem durch Schwanzschläge auch wirklich gefährlich werdend.

Und nun kam diese ganze Herde riesenhafter Wale, deren Zahl gar nicht schätzbar war, dazwischen auch viele Junge, direkt auf uns zu, im Nu waren wir mitten zwischen ihnen.

Da darf man ruhig gestehen, daß einem das Herz in die Hosen rutscht, deshalb braucht man kein Feigling zu sein. Uebrigens befanden wir uns schon in anderer Weise in direkter Gefahr. Wenn schon der große Dampfer ganz tüchtig zu schlingern begann, so erst recht unsere Nußschale von Boot, das sich im Nu mit Wasser füllte.

Doch die Wale kümmerten sich sonst gar nicht um uns, wir waren nur so zufällig in ihren Weg gekommen, sie tauchten unter dem Schiffe hinweg und waren verschwunden, während wir eiligst daran gingen, unser Boot leer zu schöpfen.

Es waren nicht die einzigen Wale gewesen, die wir hier erblicken sollten. Waren die Tiere durch die Fucusbank auf diese Region hier beschränkt? Dadurch, daß sie uns nicht weiter beachtet hatten, konnten wir darauf noch nicht schließen. Der Wal ist ja an sich ein ganz harmloses Tier, außerdem ein sehr dummes.

Jedenfalls aber hatten sie hier ein Gewässer, wo sie sich ungehindert von den Nachstellungen des Menschen, des fürchterlichsten Raubtieres der Erde, vermehren konnten, und außerdem hatten sie hier die besten Weidegründe.

Denn der Wal lebt bekanntlich nicht von Fischen, nicht einmal von den kleinsten, verschluckt er solche, so geschieht dies nur zufällig. Sonst bilden sein Futter ausschließlich Mollusken und andere Weichtiere, jedenfalls sind seine Hauptnahrung überhaupt mikroskopische Lebewesen, indem das eingeschlürfte Wasser, das er wieder ausspritzt, erst durch ein ganz feines Filter gehen muß, so daß alles andere zurückbleibt, was dann verschluckt wird, und an solch kleinen Lebewesen, die nicht gerade Infusorien zu sein

brauchen, konnte ja nun hier an der Grenze der Fucusbank kein Mangel sein.

Wir ruderten in die geräumige Bucht ein. Ihre Küsten wurden also von Felsen gebildet, die aber ein dichtes Heranfahen und Landen gestatteten, ebenso wie die Wälle von faulendem Fucus, der sich ebenfalls hier angehäuft hatte.

Auf Felsvorsprüngen lagen einige Seehunde und Seelöwen – allerdings eine etwas andere Art wie die der arktischen und antarktischen Zone – welche uns neugierig anblickten, sonst aber ruhig liegen blieben – ein Zeichen, daß sie den Menschen noch nicht kennen gelernt hatten, wenigstens noch nicht von Robbenschlägern verfolgt worden waren. Als wir freilich näher kamen, ergriffen sie die Flucht, und das tut ja jedes Tier vor dem zweibeinigen Ebenbilde Gottes.

Ich hatte konstatiert, daß der Dampfer bis dicht an das Land heranfahren konnte. Die Felsen fielen steil in das Meer hinab. Günstiger also hätten wir es gar nicht finden können.

Und dann kam der feierliche Moment, da wir dieses jungfräuliche Land betraten. Ich ließ Blodwen den Vortritt. Zuerst aber mußten wir über den Wall von Seetang hinweg, der eben keinen angenehmen Geruch ausatmete, wenn er auch erträglich war, dann ging es über Felsformation hinweg, auch zwischen Felsen hindurch, und dann berührte Blodwens Fuß grasigen Boden.

»Einen Namen, Richard!« flüsterte sie.

»Blodwenia sollst du heißen!« rief ich sofort, dabei aber den Gedanken zurückdrängen müßend, daß wahrscheinlich schon vor uns jemand diesem Lande einen Namen gegeben hatte.

Immerhin, es war ein der übrigen Welt noch unbekanntes Festland, wie groß oder wie klein es nun auch sein mochte – wir kannten seinen Namen noch nicht, deshalb hatten wir ein Recht, dieses Land zu taufen, und so manche Insel führt ja ebenfalls zwei und noch mehr Namen.

Im übrigen hatte ich keinen anderen Anblick, als den ich schon von der Rahe aus gehabt. Prärie, oder richtiger afrikanische Steppe, hier und da ein Baum, der einen recht dürftigen Eindruck machte – ich verstehe von Botanik sehr wenig, ich hielt sie für Lebensbäume, die Blätter waren so halb Laub, halb Nadeln, im Hintergrunde immer noch der Berg, – und kein einziges lebendes Wesen.

»Ui je,« erklang da hinter mir der Ruf eines Matrosen, »was für ein großes Stück Bernstein – ganz weißer Bernstein!«

Ich drehte mich schnell um. Hein, ein Ostfrieze, stand auf dem grauen Wall und hielt das kopfgroße Stück einer weißen Masse in der Hand, und in diesem Augenblick zuckte es durch mein Hirn: Bernstein ist es, was sich hier im Laufe der Jahrtausende angesammelt hat!!

Nun, dann konnten wir uns gratulieren. Bernstein ist ein gar kostbares Material, zumal wenn er sich in solch mächtigen Stücken vorfindet.

Aber gibt es denn solch weißen Bernstein?

Dann hatte ich das Stück selbst in der Hand und . . .

»Ambra!« rief ich. »Bei Gott, es ist Ambra!!«

»Und hier ist ja noch ein Stück – und hier – und hier – na, nu kiek mal hier!!«

Die Matrosen brauchten in dem losen Seetang nur etwas zu wühlen, überall kam solches weißes Zeug zum Vorschein, in kopfgroßen Stücken, zuletzt hoben zwei Matrosen einen Klumpen hoch, vielleicht einen Viertelmeter im Durchmesser. Und immer wieder, wo man mit dem Fuße den Seetang zur Seite räumte, kamen solche Stücke zum Vorschein.

Die Matrosen fingen schon an zu jubeln. Denn die wußten bereits, was Ambra zu bedeuten hat. Ich selbst mußte erst meine furchtbare Erregung niederkämpfen, ehe ich Blodwen eine Erklärung geben konnte.

Seit uralten Zeiten haben Schiffer auf dem Meere ab und zu weiße Stücke schwimmen sehen, von der Größe einer Erbse bis zu ganz gewaltigem Umfange. Kleine Stückchen kommen nie allein vor – dann würde man sie auf bewegter und selbst auf ruhiger See wohl schwerlich entdecken – sondern dann sind immer viele beisammen, man spricht sogar von einem milchigen Brei, der aber in allen Farben schillert, sich dadurch verrät, und jedenfalls ballt sich diese milchige oder richtiger ölige Masse bald zusammen, auch noch die kleinen Stücke kleben zusammen, bis sie ein großes Ganzes bilden.

Von unendlichem Jubel wird das Schiffsvolk erfüllt, welches diese Masse entdeckt und auffischen kann.

Es ist Ambra.

Was ist Ambra?

Ja, du lieber Gott – das weiß man heute noch nicht. Denn wenn in jedem Jahrzehnt jeder Gelehrte eine neue Theorie aufstellt, was Ambra ist, so gibt man doch zu, es nicht zu wissen.

Dem Aeußeren nach ist es eine Art von Harz, am besten vergleichbar mit Bernstein, nur daß es weiß aussieht. Es läßt sich auch wie Harz kauen, schmeckt sehr aromatisch, riecht beim Erhitzen und Verbrennen noch aromatischer.

Die Hauptsache ist, daß Ambra stets viel kostbarer als Gold gewesen ist. Damals, zu meiner Zeit, wurde rohe Ambra von jedem Händler, der sich auf so etwas einließ – das tut aber wohl jeder, denn dabei ist dann noch schweres Geld zu verdienen – das Pfund zum festen Satze von 112 Pfund Sterling oder 800 Taler angekauft. Da ein Pfund gediegenes Gold etwa 1000 Mark kostet, so ist Ambra also mehr als doppelt so viel wert – wobei freilich zu bedenken ist, daß es zwanzigmal leichter als Gold ist. Immerhin, es wird mit der mehr als doppelten Menge Goldes aufgewogen, und da es immer seltener gefunden wird, wird es auch immer kostbarer.

Denn Ambra ist seit undenklichen Zeiten für den ganzen Orient bis ins innerste China hinein ein unersetzbares Material gewesen. Bis heute noch gilt sie als ein Mittel, das Leben zu verlängern, überhaupt als kosmetisches Mittel, wird gekaut, geschnupft, geraucht, in zahllosen Elixieren innerlich und äußerlich angewendet, es gibt im ganzen Orient keine Medizin, in der nicht Ambra die Hauptrolle spielt.

Wer die Bedeutung des Moschus für unsere Parfümfabrikation kennt, für den möchte man Ambra mit Moschus vergleichen. Denn ohne Moschus ist keine Parfümfabrikation möglich. Besser aber noch könnte man die Notwendigkeit der Ambra für den Orient mit der unserer Seife vergleichen.

Die Größe des Handels mit Ambra läßt sich gar nicht taxieren. Denn am meisten wird doch in den chinesischen Gewässern gefischt, dann weiter oben und unten im Norden und Süden, das ist ja überhaupt nur so ein Gelegenheitsgeschäft, und so viel weiß man, daß die Ambra immer seltener auf dem Meere schwimmend angetroffen wird, weswegen ihr Preis also immer mehr steigt.

Auf alle Fälle, so viel hat man nun doch herausbekommen, ist die Ambra ein Produkt des Walfisches, speziell des Potwales. Man hat in der Harnblase dieses Seesäugetieres eine ölige Flüssigkeit und wohl auch Stückchen gefunden, welche Aehnlichkeit mit der Ambra haben. Deshalb hat man die Ambra für einen krankhaften Blasenstein des Potwales gehalten, dessen er sich von Zeit zu Zeit entledigt.

Das richtigste wird wohl sein, daß der Walfisch die Ambra zur Zeit des Begattungstriebes erzeugt und während der Paarung von sich gibt. Und daher auch diese Unmenge von Ambra hier! Seit ungezählten Jahrhunderten hatten die Wale in dieser Region ungestört ihrem Fortpflanzungsgeschäft nachgehen können, diese Küste war von jeher der Sammelpunkt der verliebten Männchen,

hier gaben sie sich mit den schöneren Hälften Rendezvous; daher hatte sich seit ungezählten Jahrhunderten die kostbare Ambra hier so angehäuft.

Ich war noch immer äußerst erregt, während ich Blodwen dies erklärte.

»Ich zweifle nicht, daß diese Ambra hier einfach unerschöpflich ist – da, man braucht ja nur mit dem Fuße den Seetang oberflächlich fortzustoßen – da schon wieder ein mächtiges Stück – und je tiefer man gräbt, desto mehr wird man finden. Wir werden schiffsladungsweise ausführen können. Und weißt du, Blodwen, was das bedeutet?«

»Daß wir wieder reich geworden sind,« entgegnete sie ohne besondere Freude.

»Und wie! Ich will in meinem Schiffe nur Platz haben für dreihundert Tonnen, wobei ich Raumtonnen meine, oder nach Wassergewicht berechnet. Die Tonne hat zwanzig Zentner oder zweitausend Pfund, für das Pfund rohe Ambra bekomme ich überall mindestens hundert Pfund Sterling – Blodwen, das sind allein schon sechzig Millionen Pfund Sterling, was ich an dieser einen Fahrt verdienen kann!!«

Blodwen blickte mich mit großen Augen an. Sie rechnete offenbar nach, und stimmen mußte das.

»Das hätten wir mit Karlemann zu teilen,« sagte er dann.

»Na, wenn man so viel hat, da kommt es nicht drauf an,« lachte ich, »da bleiben für uns immer noch dreißig Millionen Pfund Sterling – das ist ein hübscher Feng Geld, sagt Karlemann.«

»Und der Bedarf an Ambra wäre wirklich so groß? Das könnte man mit einem Male verkaufen?«

»Na, mit einem Male will ich nicht gerade sagen. Aber jedenfalls haben nur hier eine unerschöpfliche Goldquelle. Ein paar Millionen können wir sicher jedes Jahr ausgeben.«

»Und der andere Mann, der ebenfalls schon um dieses Festland weiß?«

Das war ein kleiner bitterer Tropfen in meine Freude.

»Der bezieht seine Geldmittel sicher ebenfalls von hier,« entgegnete ich dann, »mit dem müssen wir dann eben Kompanie machen, daß wir nicht gegenseitig konkurrieren, den Preis für die Ambra nicht zum Sinken bringen.«

Zunächst aber wurde ich wieder der Kapitän. Ich ließ die »Sturmbräut« herandampfen, sie wurde dicht am Ufer an den Felsen vertaut.

Als die Leute hörten und sahen, um was es sich handelte, wurden sie ebenfalls von einer Art Taumel erfaßt. Denn diese Seeleute wußten durchweg, was Ambra zu bedeuten hat, und daß ich nicht etwa phantasierte, das bewies, daß auch der nüchternste Kopf, wie z. B. der des zweiten Ingenieurs, ganz genau dieselbe Berechnung anstellte wie ich.

Nein, daß wir uns jetzt zu den reichsten Menschen der Welt zählen konnten, daß wir hier wenigstens eine unerschöpfliche Goldquelle besaßen, das war und blieb eine reelle Tatsache.

Sofort wurde mit dem Ausgraben der Ambra begonnen. Dazu brauchte ich die Leute ja nicht erst anzustellen, jeder wollte erst einmal sehen, ob denn wirklich überall solche zu finden sei. Und der Traum zerrann nicht. So weit sich die Matrosen und Heizer auch zerstreuten, wo sie in dem graugrünen Seetang auch gruben, überall brachten sie kleine und große Stücke zum Vorschein, und je tiefer sie kamen, desto größer wurden die Stücke, einfach aus dem Grunde, weil die klebrige Ambra sich immer zu vereinigen sucht, und in den tieferen Schichten stand sie nun auch schon unter einem Drucke.

Ab und zu ward auch weiter drinnen auf dem Lande ein Stück gefunden, welches aber nur durch irgendeinen Zufall dorthingelangt sein konnte, vielleicht von einer Woge aufs Land geschleudert.

Zunächst war noch genug Raum vorhanden, um die gefundene Ambra gleich im Schiffe unterzubringen, schon so eine enge

Kabine faßt doch gewaltig viel, wenn sie ausgefüllt werden soll, und ich dachte zuerst daran, dieses jungfräuliche Land weiter zu untersuchen.

Wirklich, dies reizte mich mehr noch, als der Anblick der Ambra, die sich bald in Gold verwandeln sollte, und mehr noch vielleicht schien Blodwen so zu denken.

Wir aßen Mittag und waren fertig zur Expedition. Der Berg sollte unser erstes Ziel sein, von seinem Gipfel wollten wir Umschau halten. Galt es doch auch die Wasserfrage zu lösen.

Als Träger für Proviant und Wasserschläuche dienten vier Matrosen, den ersten Maschinisten nahm ich mit, weil er etwas von Geologie verstehen wollte, und wir marschierten ab, alle wohlbewaffnet, Blodwen im kurzgeschürzten Kleide.

Ich habe über diese Expedition eigentlich gar nichts zu melden. Hügelige Steppe, ab und zu ein trostloser, kaum schattenspendender Baum, nichts weiter. Tiere schienen gänzlich zu fehlen. Insekten, wie Fliegen, Bienen, Hummeln und dergleichen, ja – aber keine solchen Tiere, die man essen kann. Auch von Vögeln war gar nichts mehr zu sehen.

»Das sieht nicht gerade aus, als ob die Wasserverhältnisse besonders günstig wären,« meinte ich.

»Und ich glaube,« setzte der Ingenieur hinzu, »in der heißen Jahreszeit stirbt hier selbst die ganze Pflanzenwelt ab; denn das sind solche Bäume, die zu ihrer Existenz nur der Feuchtigkeit der Luft bedürfen.«

Zunächst also wollten wir dort den isolierten Berg erklimmen. Dann aber und nicht nur nebensächlich kam die geographische Ortsbestimmung in Betracht, welche wir auf Doktor Selos hinterlassenem Papier gefunden hatten. Denn diese bezog sich auf einen Punkt, der schon auf dieser Insel lag, mochte sie auch noch so klein sein, daran war nun kein Zweifel. Jedenfalls, das konnten wir schon ungefähr berechnen, lag er noch hinter jenem Berge,

und umsonst war dieser Punkt doch wohl nicht bestimmt worden, da war sicher etwas Besonderes zu finden.

Bis zu dem Berge, d. h. ehe nur der Aufstieg begann, war es noch eine bedeutende Strecke, die wir unterschätzt hatten. Bis auf den Abend konnten wir uns gefaßt machen.

Beobachtungen waren also kaum anzustellen. Ich forderte meine Leute auf, nur Obacht zu geben, ob sie Spuren entdeckten, daß schon Menschen vor uns hier gewesen seien. Es wurde nicht das geringste davon bemerkt.

Immer hügeliger wurde die Gegend, die Bäume traten näher zusammen, bis ein Wald daraus wurde.

Der Anbruch der Dunkelheit gebot uns, Halt zu machen. Wir suchten Aeste zusammen, bemerkten sofort, daß diese beim Brennen entsetzlich stanken, wärmten unser mitgenommenes Abendbrot, ich teilte Wachen ab, und bald lag ich selbst neben Blodwen in Morpheus' Armen, träumte von Ambrabergen, die sich aber nicht in Gold, sondern bei meiner Berührung immer in ganz ordinäre Misthaufen verwandelten, welche die Freude jedes Bauern erweckt hätten, nur die meine nicht.

Beim ersten Sonnenstrahl waren wir wieder auf den Beinen, die Wanderung wurde fortgesetzt.

Der Wald trat zurück, vor uns erhob sich ein sonnenverbranntes Gestein, das wir auf gut Glück zu erklimmen begannen.

Nach einiger Zeit kam wieder Wald, welcher fast bis zum Gipfel anhielt, so daß wir bis zuletzt fast gar nichts vom Meere zu sehen bekamen.

Es war gegen Mittag, als die Bäume wieder aufhörten, wir hatten den Gipfel erreicht, hatten freie Umschau.

Das heißt, das will ich hier gleich bemerken, wenn man so einen fremden Berg besteigt, kann man natürlich nicht wissen, ob das auch gerade der Gipfel ist, den man erreicht hat. Da gibt man doch immer nur acht, daß man aufsteigt, nicht abwärts, oder

doch mehr aufwärts als abwärts, und wir hatten manche Schlucht mühsam zu umgehen gehabt.

Kurz, wir befanden uns auf einer freien Stelle, von welcher wir nach allen Seiten Umschau halten konnten, und zwar war überall das Meer oder vielmehr eine grüne Wiese zu erblicken – eben die Fucusbank.

Nein, da hatte Karlemann übertrieben, als er von einem ganzen Erdteil sprach, mindestens so groß wie Großbritannien. Ich schätzte den Durchmesser dieser ziemlich kreisrunden Insel auf höchstens acht geographische Meilen.

Doch was heißt das, ein ›ganzer Erdteil? Mit welchem Rechte bezeichnen wir denn Europa als einen selbständigen Erdteil? Hierüber habe ich schon früher gesprochen. Uebrigens war ja gar nicht gesagt, daß es in der Fucusbank nicht noch ein weit größeres Festland gab, von dem dies hier im Verhältnis nur eine kleine Insel war.

Anderes Land war von hier aus nicht zu erblicken. Vier geographische Meilen, die ich nach jeder Seite überschauen konnte, indem dieser Berg, ziemlich in der Mitte der Insel lag, sind doch schon eine beträchtliche Entfernung. Wäre der Unterschied zwischen der hellgrünen Farbe des Seetangs und der grauen Steppe nicht so auffallend gewesen, ich hätte die Grenzen des Landes überhaupt nicht unterscheiden können. So erkannte ich auch erst nach längerem Beobachten durch das Fernrohr den freien Wasserstreifen, der sich im grünen Grunde wie ein Silberfaden um die ganze Insel herumzog, obgleich er doch mindestens einen Kilometer breit war. Daß ich da etwa auch noch mein Schiff hätte erkennen können, daran war bei solch einer weiten Entfernung natürlich nicht zu denken.

Unser nächstes Ziel war der geographisch angegebene Punkt aus Doktor Selos Hinterlassenschaft, von dem wir höchstens noch eine halbe Meile entfernt waren. Um ihn zu erreichen, mußten

wir, wie gleich zu erkennen war, noch tüchtig über Berg und Tal klettern.

Ein erfreulicher Anblick erwartete uns, als wir die nächste Bergspitze erklommen hatten. Unter uns flatterten ungeheure Scharen von Vögeln, zum größten Teil wohl Möwen. Hier in der Nähe hatte uns bisher der Gebirgskamm ihren Anblick entzogen.

Ich will mich kurz fassen. Die halbe Meile gestaltete sich für uns Seeleute zu einer fürchterlichen Tour. Schluchten hinab- und wieder hinaufklettern, mit Geröll bedeckte schräge Stellen überwinden – für einen Gemsjäger mochte das ja Spaß sein, für einen Bergfex, der jede Sommerferien mit dem Kraxelstock in die Alpen macht, immer noch eine Lust – wir aber waren Seeleute, nur gewohnt, das glatte Deck unter den Füßen zu haben, und das Klettern in den Wanten und in der Takelage ist denn doch etwas ganz anderes.

Zudem hatten wir wirklich auszustehen. Mehr als die Hälfte des mitgenommenen Wassers durften wir doch unter keinen Umständen verbrauchen, so lange wir nicht wenigstens ein Gerinnsel gefunden hatten, und danach sah es in dieser schrecklichen Einöde, wo kaum noch ein Grashalm gedieh, gar nicht aus. So mußten wir bereits seit heute früh mit jedem Schlucke geizen, und dabei brannte die Sonne fürchterlich, und der Schluck Wasser, der manchmal verteilt wurde, war eine warme Tunke.

Außerdem hatten wir schon längst anstatt der Stiefel nur noch Lederfetzen an den Füßen, die spitzen Steine stachen uns direkt in die nackten Sohlen.

Doch Mut! Wenn nicht alles trügte, so mußte sich dort unten das Ziel befinden. Wenn meine letzte Sonnenberechnung ergab, daß wir kaum noch hundert Meter davon entfernt waren.

Vor uns ging eine ziemlich schräge Fläche hinab, auch wieder mit solch verteufeltem Geröll bedeckt, und dort unten war auch eine ganz andere Felsbildung, so grottenähnlich, die gleich etwas Besonderes vermuten ließ.

Außerdem wimmelte es dort unten von Möwen und anderen Seevögeln, welche sich doch sonst nicht gern in enge Tiefen begeben. Ich ahnte gleich etwas, doch wollte ich es laut lieber nicht zu hoffen wagen, und so mochten auch die anderen denken. Hier klebten auch überall Vogelnester an den Wänden, die unteren in erreichbarer Höhe, auch zwischen Spalten im Boden waren sie geklemmt, alle mit Eiern gefüllt, an denen wir uns hätten delectieren können, wenn irgendwie Appetit vorhanden gewesen wäre.

Also hinab diesen letzten Weg!

Wir haben kaum, mehr auf dem Rücken liegend, die ersten Schritte gemacht, da knickt Blodwen mit einem leisen Schrei zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Sie hatte sich den rechten Fuß verrenkt oder verstaucht, das Gelenk schwoll gleich ganz unförmlich an.

»Laßt mich einstweilen hier liegen, ihr müßt ja gleich am Ziele sein,« bat sie.

Daran war nicht zu denken. Blodwen hatte sich während des zweitägigen Marsches wie ein ganzer Mann oder meinetwegen auch wie ein tüchtiges Weib benommen. Kein Seufzer war über ihre Lippen gekommen.

Weshalb sie hier liegen lassen? Zurücktragen mußten wir sie doch nun sowieso, da konnte sie auch erst dort hinab, und ich dachte, dort unten Wasser zu finden. Jetzt wurde das doch ausgesprochen.

Hans, der sich gleich zu der Expedition freiwillig gemeldet hatte, war der erste, der Rat wußte, wie die Verletzte zu transportieren sei. Als ich Blodwen einmal auf meinen Arm genommen hatte, mußte ihr Fuß doch mit meinem Körper in Berührung kommen, und da hatte sie schmerzlich gestöhnt.

Hans gab einem anderen, gleichgroßen Matrosen die Hand, auf diese von zwei Armen gebildete Bahre ward Blodwen gesetzt, so ging es hinab, die Lastträger von uns anderen vorn und hinten unterstützt, daß sie nicht strauchelten.

Und wie sollte das nun auf dem Rückweg werden? Wir wollten lieber noch gar nicht daran denken. Jedenfalls durfte Blodwen nicht der geringste Vorwurf gemacht werden, das hätte auch jedem von uns passieren können.

An einer flacheren Stelle wurde sie einmal abgesetzt. Als sie die Arme um meinen Hals schlang, ging es ihr einmal recht nahe.

»Richard, mir ist recht elend zumute,« flüsterte sie mit weinerlicher Stimme.

Armes Weib! Wir konnten ihr ja nicht einmal den Fuß mit Wasser kühlen. Das warme Zeug, das wir noch in den Schläuchen hatten, nützte nichts.

Weiter ging es hinab, kreischend flohen die Möwen davon, und dann konnten wir aufjubeln.

Aus einer Grotte sprang in dickem Strahle eine klare Quelle hervor und ergoß sich in ein selbstausgehöhlttes Bassin, daraus abfließend und bald wieder in einer Bodenspalte verschwindend.

Ringsherum war wohl alles sehr von den Vögeln verunreinigt, aber das ziemlich große Bassin war durch den ständigen Zufluß ganz klar. Es war ein herrliches, kaltes Wasser, vergessen war mit einem Male alles.

Eine geographische Berechnung konnte ich nicht mehr machen, wir standen schon im Sonnenschatten, ich mußte erst die nächtlichen Gestirne abwarten, aber gar kein Zweifel, das hier war der angegebene Punkt.

Nichts weiter als eine Quelle? Nun, in der Wüste ist Wasser manchmal kostbarer als Gold, und da war es schon wert, diese Quelle, vielleicht die einzige auf der sechzig Quadratmeilen großen Insel, durch eine geographische Ortsbestimmung festzunageln.

Doch für wen mochte das besonderes Interesse haben?

Das war für uns jetzt ganz gleichgültig.

SCHRECKEN UND JAMMER.

In der Abenddämmerung hatten wir uns in dem Bassin gebadet. Es war eine herrliche Plätscherei gewesen.

Dann flammte ein Feuer auf, in den beiden mitgenommenen Kesselchen wurden Eier gekocht.

Blodwen saß mit naß eingepacktem Fuße neben mir, jetzt sprachen wir von dem Rückmarsche, aber hier angesichts des plätschernden Wassers war gar nichts mehr dabei.

»Es sind ja höchstens zwei Tage, statt des schon verzehrten Proviantes nehmen wir jetzt Wasser . . . «

»Still, Richard!!« unterbrach mich da Blodwen mit erhobenem Finger.

Ich lauschte, wie sie, konnte nichts hören, blickte sie an, und da erkannte ich in dem unsicheren Feuerschein, wie leidend Blodwen plötzlich aussah, außerdem so blaß, obgleich sie doch heiße Tage genug hinter sich hatte, daher sonst auch eine gesunde, sonnenverbrannte Farbe besaß.

»Ich höre nichts. Was hast du denn . . . «

»Da – da – jawohl – ich täusche mich nicht!«

Bei Gott, jetzt hörte ich es auch – ein Heulen! Und jetzt ein heiseres Bellen!

»Das ist Achilles! Er ist mir auf der Spur gefolgt!« rief Blodwen, und sie sollte recht behalten.

Hierzu bemerke ich, daß wir die beiden Bullenbeißer noch immer an Bord hatten, und die Mannschaft hatte nun schon so ziemlich Freundschaft mit ihnen gemacht. Die fünf Jungen, welche während der ersten Tage an Bord geboren worden, waren bald eingegangen, weil die Mutter, welche aber auf den männlichen Namen Achilles hörte oder vielmehr gewöhnlich nicht hörte, zu wenig Milch gehabt hatte.

Man konnte Blodwen nicht verdenken, daß sie die beiden Köter so in ihr Herz geschlossen hatte. Ihrer Herrin wenigstens waren

sie ungemein anhänglich, sie kannten eben keinen anderen Menschen als Blodwen, wir anderen waren in ihren Augen schließlich immer noch Nullen, auch ich hätte nicht wagen dürfen, in Gegenwart eines der riesigen Tiere Blodwen nur so einen scherzhaften Schlag auf die Schulter zu geben.

Und nun war einer von Bord geschlüpft und hatte die zwei Tage lange Spur bis hierher verfolgt?

Es mußte wohl sein, es war ein Hundegeheul gewesen, und Blodwen konnte sogar die Stimme ihrer beiden Lieblinge unterscheiden.

Und da kam es auch schon die schräge Fläche herabgepoltert, in Begleitung von rollenden Steinen, dann sah ich in dem unsicheren Lichte, das von unserem Feuer ausging, eine riesige Bulldogge herabgeschossen kommen, ein unfreiwilliger Saltomortale, und er war zwischen uns – ein Schnappen mit dem keuchenden Maule, aus dem die rote Zunge weit heraushing, nach der Herrin Gesicht, eine flüchtige Begrüßung, so eine Art Kuß im Vorbeistreifen, und Achilles hatte sich in das Bassin gestürzt und leckte und schleckte und schluckte.

»Das arme Tier. Wie lange mag er's wohl ohne Wasser bis hierher ... da kommt auch Diomedes!«

Jawohl, ein neues Poltern, wieder kam in großen Sprüngen eine Gestalt an, aber ...

Wir trauten unseren Augen nicht. Und dann durchzuckte uns alle ein furchtbarer Schreck.

Kein Hund war es, sondern eine menschliche Gestalt!

Goliath!! Goliath, nur mit einer zerfetzten Hose bekleidet, der nackte Oberkörper in Schweiß gebadet, wie aus dem Wasser gezogen, furchtbar keuchend, und hinter sich eine Blutspur ziehend!

»Goliath, um Gottes willen ... «

Er schnappte, er griff in die Luft, seine blutunterlaufenen Augen rollten umher – und dann sprang er nach dem Bassin, wollte

wohl bloß niederknien, konnte sich nicht halten, stürzte ins Wasser und trank mit vollen Zügen, trank, trank.

»Goliath, sprich, was ist geschehen?!«

Da hob er den triefenden Mund, hob die Arme empor.

»Die ›Sturmbräut‹ ist gesunken!!« schrie er mit röchelnder Stimme, und dann beugte er sich wieder hinab, um weiter zu trinken.

Es ist eigentümlich. Manchmal können einem Stunden wie Minuten vergehen, und manchmal werden Sekunden zu Ewigkeiten.

Die ›Sturmbräut‹ gesunken! Jetzt ist es mir, als hätte ich damals eine Stunde gebraucht, um überhaupt erst zu verstehen, was damit eigentlich gemeint sei, und als hätte der nackte Neger eine Stunde so bis an die Brust im Wasser gestanden, immer trinkend, trinkend.

Mit einer Stunde war da natürlich nichts. Vielleicht war ich nur fünf Sekunden so wie gelähmt.

»Die ›Sturmbräut‹ gesunken!?!« schrie ich dann.

Mit einem Male stand Goliath wieder am Rande des Bassins, mit etwas weniger keuchender Brust, und neben ihm schüttelte sich Achilles.

»Gesunken,« wiederholte Goliaths tiefe Stimme, »rettungslos gesunken.«

»Wann?«

»Heute vormittag in der elften Stunde.«

»Dort in der Bucht?«

»Ja.«

»Durch was?«

»Unerklärlich. Ich selbst war an Bord – in meiner Kabine – da ein Stoß, gar nicht so heftig – aber sofort begann der Dampfer zu sinken – in fünf Minuten war er weggesackt, in eine für uns unerreichbare Tiefe. Die Mastspitze ist noch drei Meter unter Wasser.«

Ich stierte den schwarzen Unglücksraben noch immer wie ein Gespenst an, wollte es gar nicht glauben.

»Es – ist – nicht – möglich! Wodurch soll er denn gesunken sein? Ein Leck?«

»Es ist nur anzunehmen, daß ein Walfisch hart gerammt hat. Es trieben sich gerade Walfische in der Bucht herum.«

»Was, ein Walfisch soll solch einen eisernen Dampfer leck rammen?!«

»Er kann eine Eisenplatte eingedrückt haben, deren Nieten nicht mehr ganz fest waren. Massa, Massa, die ›Sturmbräut‹ ist gesunken!!«

Der letzte Ton hatte mich belehrt, daß es jetzt keine Zeit war, nach Ursachen zu forschen. Erst jetzt sprang ich empor.

»Und meine Jungen?«

»Alle sind gerettet!«

»Gelobt sei Gott!«

»Aber sie sind dem Tode verfallen – denn sonst konnte nichts mehr an Land geschafft werden – jetzt stehen sie dort an der Küste ohne Proviant und ohne Wasser und warten auf Eure Rückkehr!!«

Fast heulend war dies aus des Negers Munde gekommen, und plötzlich wußte ich, wie es mit denen dort stand!

Blitzschnell jagten mir Zahlen durch das Hirn.

Heute früh um elf war es geschehen, jetzt war es sieben Uhr – also schon acht Stunden vergangen – am ersten Tage waren wir sieben Stunden marschiert, allerdings sehr langsam – heute mindestens zehn Stunden Kletterweg – macht zusammen siebzehn Stunden – ich wollte im Eilmarsch nur die Hälfte gelten lassen: neun, nur acht Stunden – so weit waren wir voneinander getrennt – nun kamen aber noch die schon vergangenen acht Stunden hinzu – und dann mußten die an der Küste Wartenden doch auch erst benachrichtigt werden, hierherzumarschieren – und so lange in dieser Sonnenglut, ohne Wasser . . .

»Auf, die Wasserschläuche gefüllt und nach der Küste gerannt, was uns unsere Füße tragen, oder wir finden unsere Kameraden nur noch als ausgetrocknete Leichen wieder!!!«

So schrie ich, und wie jeder verstand, daß hier mit jeder einzelnen Sekunde gegeizt werden mußte, das zeigte am besten, wie die vier Matrosen mit den Wasserschläuchen sofort ans Bassin sprangen, alles andere gleich stehen und liegen lassend.

»Heute früh um elf, sagst du?« wandte ich mich noch einmal an Goliath.

»Ja.«

»Wie kannst du da schon hier sein?«

»Ich bin unaufhaltsam gerannt, so schnell wie Achilles – wie der Hund, meine ich.«

Ja freilich, dieser athletische Neger besaß auch die Schenkel eines Hirsches, er konnte sich recht wohl mit dem göttlichen Achilles vergleichen, der ja besonders auch wegen seiner Schnellfüßigkeit berühmt war.

Dann aber hatte ich auch die Zeit vorhin viel zu niedrig taxiert, wenn ich nur mit acht oder neun Stunden gerechnet hatte, da schon dieser Neger sieben gebraucht, hinter dem Hunde her.

»Einen Wassersack!« sagte Goliath, immer noch mit heiserer Stimme. »Ich laufe sofort zurück, hole sie, daß sie schon entgegenkommen.«

Allerdings, das wäre vortrefflich gewesen.

»Das hältst du nicht aus.«

Ein trotziges Lächeln trat auf den pechschwarzen Zügen hervor.

»Ich nicht?«

»Findest du den Weg bei Nacht?«

»Ich finde ihn.«

»Sonst nimm den Hund mit, er führt dich die Spur zurück.«

»Und Ihr?«

Er hatte recht. Wir gebrauchten die Spürnase des Hundes jedenfalls nötiger als dieser Neger, der mir jetzt ganz wie ein wilder Zulu vorkam, der nichts weiter kennt als Krieg und Jagd und aus jeder Fährte zu bestimmen weiß, wie alt das betreffende Tier ist.

Nun aber waren auch Worte genug verschwendet gewesen. Goliath hing sich einen gefüllten Wassersack auf den Rücken, und mit leichten Sätzen, als wäre er noch ganz frisch, sprang er schon die Böschung hinauf, war in der Nacht verschwunden.

Auch wir hatten schon jeder einen der ziemlich gewichtigen Wassersäcke auf dem Rücken. Dazu kamen noch drei leer gewordene Proviantsäcke, die ebenfalls wasserdicht waren.

Da fiel mein Blick auf Blodwen.

Mein Gott, wie hatte ich das nur vergessen können?

»Bei der Lady muß natürlich jemand bleiben!«

Schon machte Hans eine Bewegung, als wolle er sich der beiden Säcke wieder entledigen, aber er tat es nicht, bekam einen ganz roten Kopf.

Er sollte auch nicht dazu kommen.

»Auf keinen Fall bleibt jemand bei mir,« sagte Blodwen, und dabei beharrte sie, da war an gar keinen Widerstand zu denken.

Die Gründe, welche sie anführte, waren ja allerdings auch stichhaltig.

Einmal kam es jetzt darauf an, den uns Entgegenkommenden soviel wie möglich Wasser zuzuführen, denn das würde nicht lange dauern, dann mußten sie dem Verschmachtungstode nahe sein. Und zweitens mußten sie das Wasser eben so schnell wie möglich bekommen, vielleicht handelte es sich nur um einen einzigen Becher, der konnte schon ein Menschenleben retten, und blieb einer zurück, so hätte ein anderer drei Wasserschläuche tragen müssen, und das war eine große Last, der kam dann nicht mit uns fort ... kurz und gut, hier handelte es sich um Leben und Tod von sechsundzwanzig Menschen, und eine Gefahr für die zurückbleibende Blodwen gab es hier ja nicht.

So trug ich sie schnell noch unter einen Felsvorsprung, falls es regnen sollte, wonach der Himmel nämlich fast aussah, was den Schiffbrüchigen ja nun allerdings ausgezeichnet zupasse kommen würde, ein anderer trug schon die noch brennenden Aeste herbei,

die anderen sammelten Holz, einen Revolver und Patronen hatte sie selbst, ich ließ noch mein Gewehr zurück, und nun fort, fort!!

Was für einen Marsch wir in dieser stockfinsternen Nacht gemacht haben, kann ich gar nicht schildern. Es war ein fortwährendes Straucheln und Stürzen.

Ein Glück nur, daß der Hund, den ich am Halsband hielt, meiner Aufforderung gehorchte und Goliaths Spur willig rückwärts verfolgte. Für diesen Neger hatten die beiden bissigen Köter überhaupt eine gewisse Neigung gewonnen. Ferner ein Glück, daß der Bullenbeißer eine ziemlich feine Nase besaß, und daß er mich nicht mehr direkt biß. Schlagen oder nur unfreundlich ansprechen hätte ich ihn freilich nicht dürfen.

Nein, war das ein Marsch in dieser stockfinsternen Nacht! Noch heute wundert mich, daß ich damals nicht sämtliche Knochen brach. Immer auf den blutigen Knien und auf der einen blutigen Hand, die andere am Halse des Hundes, und der riesige Köter schleifte mich wie ein Kind über die spitzen Steine weg.

Dabei hatte mich Beyer auch noch hinten gepackt, und der lag wohl auch mehr auf dem Bauche als er auf den Füßen stand, und so mochte es allen anderen gehen, die sich so Hand in Hand fortbewegten.

Mehrmals stürzte ich auch wirklich, verlor gleich den Boden unter den Füßen, schlug mit dem Kopfe auf, die hinter mir Gehenden auf mich drauf. Aber alles *nevermind!*

»Aufgepaßt auf die Wassersäcke!!«

»*Allright*, Käpten!«

Das war unsere einzige Sorge.

Endlich, endlich brach die Morgendämmerung an. Wir konnten uns betrachten. Na, wie wir aussahen, das ist gar nicht zu schildern. Am Körper nur noch ein paar Fetzen, und sonst alles eine blutige Schmiere, der ganze Körper schon mit Grind bedeckt. Ingenieur Beyer hatte überhaupt keine Hose mehr, nicht mehr eine Andeutung davon, der schon ältliche Knabe paradierte mit seinen

nackten Storchbeinen, und dabei versicherte er, daß er auch Unterhosen angehabt hätte. Und das Hemd war ihm bis zur Brust abgerissen.

Das sagt mehr als alles andere, was für ein Marsch das gewesen war!

Aber die Hauptsache war doch, daß wir sonst noch intakt waren, noch marschieren konnten – und mehr noch, daß die Wassersäcke unverletzt waren. Noch keiner hatte einen Schluck davon genommen.

Jetzt, da es hell wurde, lag vor uns die freie Ebene, zwischen den Hügeln hindurch bequem zu begehen. Dafür aber begann die Sonne wieder zu brennen. Aus dem Regen war nichts geworden.

Wir marschierten unverdrossen in der Sonnenglut weiter, und wenn jemand seinen Durst unbedingt löschen mußte, so tat er es offenbar mit einer gewissen Scham, weil er dabei an seine Kameraden dachte.

Da, es war in der Mittagsstunde, vielleicht noch drei Stunden von der Küste entfernt, brach Achilles in ein röchelndes Heulen aus, es wurde beantwortet, noch röchelnder, hinter einem Hügel brach Diomedes hervor, dem man gleich an dem klappernden Felle ansah, wie es mit ihm stand, und dann kamen die ersten des Zuges, von Goliath geführt.

Auch ihnen sah man an, was sie schon ausgestanden hatten, nur daß sie nicht wie die Hunde die Zunge heraushängen ließen.

Auch den Klabaftermann hatten sie schnell, von dem sinkenden Schiff heruntergebracht; der Bootsmann, der seit einiger Zeit wieder völlig hergestellt war und sich mit dem zweiten Bootsmann, Goliath, ganz gut vertrug, hatte ihn sich auf den Buckel geschnallt. Ich unterdrückte jetzt und später jede Bemerkung, daß dieser heilige Klabaftermann ja doch nicht das Schiff vor dem Untergang hatte bewahren können, und die Matrosen, wie ich dann hörte, legten sich das einfach so aus, daß sie ohne den Klabaftermann eben noch einen ganz anderen Untergang erlebt hätten.

Denn was untergehen muß, philosophierte mir dann der Bootsmann vor, das muß eben untergehen, und die Hauptsache ist nur, daß man dabei selbst mit heiler Haut davonkommt – und da hatte er ja auch ganz recht.

Zunächst wurden natürlich die Wasserschläuche geöffnet. Ich will nicht gerade von einem Tropfen auf den heißen Stein sprechen, jeder Mann bekam eine tüchtige Portion – aber zu einer zweiten langte es nicht, und jeder hätte gern mehr getrunken.

Ich hatte zuerst die Absicht, mich allein nach der Bucht zu begeben, die Unglücksstelle zu besichtigen. Das gesunkene Schiff sollte in dem klaren Wasser deutlich zu erkennen sein.

Aber wir waren von der Bucht noch gut drei Stunden entfernt, und ich ohne einen Tropfen Wasser hin und dann die Weitermarschierenden wieder einholen? Die hatten ja allerdings auch kein Wasser mehr – und eben deswegen gab ich meine Absicht auf, wir hatten noch längst nicht den Tod des Verschmachtens hinter uns.

Vorwärts, den Bergen zu! Unterwegs ließ ich mir von den Steuerleuten und wer sonst noch ausführlich erzählen konnte, Bericht erstatten. Aber ich bekam nichts anderes zu hören, als was mir schon Goliath mitgeteilt hatte, so kurz sich dieser damals auch gefaßt.

Ueber die Hälfte der Mannschaft war an Land gewesen, mit Ausgraben von Ambra beschäftigt, mit der sie schon ein gut Teil des Zwischendecks gefüllt hatten, als sie plötzlich das Schiff sich senken sahen, bis es ganz verschwunden war – und wer nicht gerade hingesehen hatte, durch das Schreien der an Bord Befindlichen nicht aufmerksam gemacht worden war, der hatte überhaupt nichts davon bemerkt. Es sollte nicht einmal fünf Minuten gedauert haben.

Und die an Bord Befindlichen konnten auch nichts weiter sagen, als daß sie eine starke Erschütterung verspürt hatten, von einem heftigen Stoß kaum zu sprechen, nur ein Ruck – und zusehends sank das Schiff. Auch nicht das geringste war zu retten

gewesen, kein Kleidersack, von Schiffspapieren, wozu der erste Steuermann, dem ich die Schlüssel übergeben, erst den Panzerschrank hätte öffnen müssen, gar nicht zu sprechen.

Die Schuld schoben sämtliche auf die Walfische, welche sich, heftig spielend, wahrscheinlich der Liebe nachgehend, in der Bucht aufgehalten hatten, und dann weiter, daß sich eine Platte gelockert hatte, wenn sie sonst auch noch wasserdicht gewesen war. Diese große Platte war von einem Walfisch eingedrückt worden, daher das so furchtbar schnelle Sinken, das Wasser war in mächtigem Strome eingedrungen.

Ein Glück war gewesen, daß sich niemand im Heiz- und Maschinenraum aufgehalten hatte, er hätte schwerlich Zeit gehabt, sich nach oben zu retten.

»Jungens,« sagte ich, »die Hauptsache ist, daß wir alle noch mit heilen Knochen beieinander sind.«

»Un dat jeder sien Piep un Tobak un Rietstück hädd,« entgegnete ein Matrose schmunzelnd, und wie auf Kommando zeigte mir jeder seine Pfeife und mehr oder weniger Tabak und wohl auch solchen zum Kauen und außerdem Streichhölzer. Eine Stunde zuvor hatte der Steuermann nämlich Tabak und Streichhölzer verteilt, für eine Woche.

Für eine Woche? Würde da der Tabak ausreichen?

Ich hatte unterwegs Zeit, unsere Lage zu überlegen. Ja, heile Knochen hatten wir noch, aber sonst . . . es sah verdammt trostlos aus!

Unser Aufenthalt konnte nur dort an der Quelle sein. Eier hatten wir ja zu essen – vorläufig! und schließlich ist auch das tranige Möwenfleisch zu verdauen.

Das schlimmste war, daß wir gar keine Umschau halten konnten. Ja, wir konnten wohl immer eine Wache auf einen Berggipfel postieren, aber von dort war auch mit dem besten Fernrohr kein nahendes Schiff zu erspähen, und Posten an der Küste konnten wieder kaum mit Wasser versehen werden, abgesehen davon,

daß es sich um eine Küstenlänge von zirka dreißig geographischen Meilen handelte.

Und nach was für einem Schiffe sollte denn hier in der Fucusbank ausgespäht werden?

Karlemann! Das war unsere einzige Hoffnung, daß, wenn wir nicht zurückkamen, er sich selbst auf die Suche machen würde.

Aber hatten wir für die Expedition nicht ein ganzes Jahr angesetzt? Ich hatte mit ihm deswegen überhaupt gar nichts ausgemacht.

O, o, das sah böse, böse für uns aus!

Durch eigene Kraft forthelfen? Ein Fahrzeug bauen? Bäume gab es ja genug, schließlich mußte man auch mit Messer und Feuer und ohne Nägel fertig werden, wir wollten schon einen Kahn zusammenflicken – aber um uns herum war die verdammte schwimmende Graswiese, deren zärtliche Anhänglichkeit wir doch schon zur Genüge kennen gelernt hatten.

Es begann zu regnen. So angenehm das auch für uns war, so ermahnte mich dies doch, nicht nach der Taube zu greifen, wenn man einen Sperling in der Hand hält.

»Um Gottes willen, Jungens, schont und sichert eure Streichhölzer!«

Mit diesem Regen war nicht viel anzufangen, in den ausgebreiteten Oeljacken, die einige Matrosen getragen hatten, wollte sich nichts ansammeln. Er hörte auch bald wieder auf, die Sonne kam von neuem hervor – wir litten ganz schmachvollen Durst.

Ich hätte ja gern einmal geruht, ich selbst war ja todmüde, aber ich dachte an Blodwen.

Vorwärts, vorwärts! Bald gab es ja Wasser und Eier und Fleisch genug, dann konnten wir vielleicht wochenlang schlafen, gleich bis ins späte Alter in den Tod hinüber, konnten einander hier begraben. –

Am Abend, schon zwischen den Bergen, schleppten wir uns nur noch so hin. Und mit Anbruch der Nacht kam es endlich, was

schon lange in der Atmosphäre gelegen hatte: Orkan und Wolkenbruch.

Es war schauderschaft schön. Gewiß, dieses Heulen und Pfeifen und Blitzen und Donnern und Prasseln von hühnereiergroßen Regentropfen – das war alles ganz imposant.

Aber so etwas muß man sich lieber auf einem Gemälde oder im Theater ansehen, wenn hinter den Kulissen der Donner mit der großen Pauke markiert wird, und der Regisseur bläst mit Kolophonium ellenlange Blitze.

Für uns, die wir alle auf einem Klumpen zusammengeballt dalagen, war dies weniger imposant, noch weniger schön. Und ich dachte an Blodwen.

Am nächsten Morgen brannte natürlich kein einziges Schwefelhölzchen mehr. Aber dafür brauchten wir auch keinen Durst mehr zu leiden. Wenn wir nicht die gelbe Brühe trinken wollten, die überall herabrieselte, brauchten wir uns nur gegenseitig die nassen Kleider auszunutschen. Das heißt vorausgesetzt, wer noch Kleider hatte! Bei mir war nur wenig noch auszunutschen, bei Herrn Beyer überhaupt nichts mehr, der hatte sich aus seinem letzten halben Hemdchen einen Turban gemacht, hatte es sich zum Schutze seiner Glatze um den Kopf gewickelt.

Ich weiß nicht – gerade bei solchen Gelegenheiten, wenn es mir einmal recht schlecht geht, kann ich lustig werden. Wirklich, da sehe ich alles mit humoristischen Augen an. Ich suche mit Absicht Komik, finde sie, und so weiß ich mich immer zu trösten, werde wieder lustig.

Nur damals wollte es mir nicht recht gelingen. Ich dachte an Blodwen.

Und es goß noch immer in Strömen. Am Mittag hatte ich an der Quelle zu sein gehofft, aber der Weg war so schlüpfrig, daß wir nur wie Schnecken vorwärts kamen.

So brach schon wieder die Dämmerung herein, ehe ich mich als erster des Zuges der Quells näherte. Und jetzt quatschte es wieder mit Macht vom Himmel herab, wenn auch ohne Sturm.

»Blodwen!!«

Ein leises Wimmern.

Mein Herzschlag setzte plötzlich aus.

Da lag sie. Am Rande des Wasserbassins. Der Regen prasselte auf sie herab.

»Blodwen, um Gottes willen, was machst du da?«

Da bewegte sie sich etwas.

»Richard, ach, mein Richard!« wimmerte sie mit schwacher Stimme.

Gelobt sei Gott, sie lebte wenigstens noch!

Ich stand neben ihr, beugte mich zu ihr herab.

»Aber Blodwen, was liegst du hier? Warum bist du nicht in der ...«

Das Wort erstarb mir.

Warum hatte sie denn ihre Brust ganz entblößt?

Und was hatte sie denn da an der Brust für ein kleines Bündel, das sie mit beiden Händen festhielt?

Und das kleine Bündelchen bewegte sich, und jetzt ein piep-sendes Stimmchen ...

Da ging mir die Erkenntnis auf!

Und ich griff in die Luft, um mich an etwas zu halten, und da ich nichts fand, taumelte ich.

O, Jammer, o, grenzenloser Jammer!!

Die stolze Blodwen – die Lady von Leytenstone – die Erbin von Millionen und Abermillionen und noch Besitzerin derselben – aufgewachsen in einer Frauenkemenate, vor jedem Luftzug beschützt – hier in, Sturm und Wolkenbruch, auf der nackten Erde liegend, ohne jede menschliche Hilfe – so hatte sie einem Kinde, meinem Kinde das Leben geschenkt!

DER STERN VON BETHLEHEM.

Erlasse mir der Leser jede Schilderung, jede Erwägung, was da vorangegangen war, wie das geschehen, wie das unerfahrene Weib fertig geworden.

Mit ihrer letzten Kraft hatte sie sich nach dem Bassin geschleppt, in der Nacht, im Wolkenbruch, hier hatte sie stundenlang gelitten, hier hatte sich der Fluch des Paradieses an ihr erfüllt – dann war sie mit ihrem verrenkten Fuße nicht fähig gewesen, sich zurückzuschleppen – hier hatte sie im strömenden Regen die ganze Nacht und auch noch den ganzen Tag verbracht, das Kind an der Brust . . . genug!

Der Fluch des Paradieses! Dieses stolze Weib hier hatte ihn bis zur letzten Neige auskosten müssen, die Wölfin beneidend, die sich doch wenigstens noch im Schnee zu betten weiß!

Genug!

Es war ein Mädchen.

Es konnte nur ein Siebenmonatskind sein. Es war lebensfähig und blieb am Leben, obgleich wir ihm anfangs nur Eier einflößen konnten. Denn eine Woche rang die Mutter, mein Weib, mit dem Tode. Dann erholte sie sich wieder. Auch sie sollte am Leben bleiben. Und dann konnte sie es selbst stillen.

Auch wir sollten unser Leben fristen können.

Aber ach, was habe ich in diesen vier Wochen durchgemacht. Und jeder meiner Jungen hat mit mir gelitten – nicht körperlich, sondern seelisch. Aber das äußert sich auch körperlich, im Gesicht. Ich bin in diesen vier Wochen um vier Jahre gealtert, obgleich wir uns täglich mit kräftiger Nahrung sättigen konnten.

Ueber unsere Lebensweise habe ich wenig zu erzählen.

Nach dem Trocknen zeigten sich einige Streichhölzer noch gebrauchsfähig. An Holz war hier kein Mangel, es wurde ein beständiges Feuer unterhalten, und sonst wurden eben Baumstämme von weiterher geschleift, die zerschnittenen Stücke am Feuer schon vorher getrocknet.

Ja, mit den Messern fällten und zersägten wir die Baumstämme, die stärksten. Wir hatten ja Zeit dazu.

Dann dienten als Feuerungsmaterial auch die vielen Holzspäne, welche beim Schiffbau abfielen. Denn wir bauten emsig an einem Boote, ohne noch zu wissen, wie wir es in dem grünen Wiesenmeere dereinst verwenden könnten.

Aber so untätig herumzulungern, als Seeleute, auf einer Insel, wo es Bäume gab, das wäre doch schmachvoll gewesen.

Auf der höchsten Bergspitze war ständig ein mit Wasser versehener Matrose postiert – zwecklos. Bei dieser Entfernung war ja auch nicht das größte Schiff zu sehen. Dennoch, wir taten, was wir tun konnten.

Unmöglich aber war, Wachen an der Küste zu postieren, einmal wegen deren Länge, dann wegen der Wasserfrage.

Wie sollte das enden? Durften wir auf Karlemann hoffen? Wir wußten es nicht, dachten nicht daran, sprachen wenigstens nicht darüber. Wir arbeiteten am Boote und vollbrachten da mit Holzpflocken anstatt Nägeln eine kleine Kunstleistung.

An Nahrung war also kein Mangel. Die uns nächsten Vögel wurden allerdings scheu, aber da gab es noch viele Tausende von anderen Nestern, wenn diese auch schwerer zu erreichen waren oder einen weiteren Weg erforderten. Als die Möwen zu legen aufhörten, machten sich andere Seevögel ans Brutgeschäft, und war ihr Fleisch völlig ungenießbar, weil mit den Zähnen nicht zu zerreißen, so gab es doch eine kräftige Bouillon. Aber das läßt sich alles machen, da wurde es einfach mit Messern zu Ragout zerhackt, und schmeckte es tranig, so versicherten wir gegenseitig, daß Walfischtran noch viel, viel traniger schmecke.

Ich machte mich einmal mit Goliath auf den Weg nach der Bucht, jeder mit einem Wassersack behangen.

Ja, da lag die ›Sturmbraut‹, handgreiflich. Boote, Wasserfässer – alles in tadelloser Ordnung. Aber durch Tauchen hätte ich höchstens die Mastspitze erreichen können. An Deck wäre auch kein professioneller Perlentaucher gekommen.

Ja, hätten wir unsere Taucherkostüme hier gehabt. Aber die lagen wohlgeborgen dort unten. –

Es war in der dritten Woche. So genau kann ich das ja nicht bestimmen, wir waren ganz aus dem Kalender gekommen. Da hörte ich eines Nachts im Traume einen Schuß fallen.

Darob erwachte ich. Und es war kein Traum gewesen, oder auch die anderen Schläfer hätten so träumen müssen.

»Die Wache hat einen Signalschuß abgegeben!«

Ich Hals über Kopf in der Stockfinsternis hinauf.

Hierbei muß ich bemerken, daß die Quelle nicht etwa im Tale lag. Man könnte auf diese Vermutung kommen, weil ich erzählt habe, wir hätten zu ihrer Erreichung erst tief hinabklettern müssen.

Das war aber nur eine Schlucht gewesen, welche schon auf dem Gebirgskamm lag. Wie hoch wir uns befanden, kann ich nicht sagen, ich hatte kein Barometer bei mir. Tausend Meter mindestens. Und so war der Berggipfel, auf dem die Wache postierte, gar nicht mehr so hoch, in einer Viertelstunde hatte man ihn erklimmen, wobei noch die vielen Umwege in Betracht zu ziehen sind, so daß man einen Schuß aus dem Revolver, mit dem der Posten ausgestattet war, noch recht gut hören konnte.

Ich kannte den Weg auch im Finstern, holte mir nur einmal ein blutiges Knie, und ich war auf der freien Höhe.

Und da – und da – ich war von dem Matrosen noch entfernt, er hatte mir noch nichts zugerufen – da sah ich es schon allein – da sehe ich in weiter, weiter, nordwestlicher Ferne aus dem Meere majestätisch eine grüne Leuchtkugel zum nächtlichen Himmel emporsteigen – und nach einer Weile folgt eine gelbe – und dann

eine weiße – und dann gleichzeitig zwei blaue – und dann wieder eine rote ...

Karlemann!! Er kommt, er sucht uns!

Ja, hatten wir denn aber Karlemann von Westen zu erwarten? Es hätte ja sein können, daß er schon die ganze Insel umfahren

...

»Käpt'n, seid Ihr hier?« rief mich jetzt der Posten an.

»Hier!«

»Die signalisieren!«

»Das merke ich!«

»Die signalisieren mit einem anderen Schiffe. Dort – dort – jetzt fangen die wieder an!«

Bei Gott! Dort, wohin ich blickte, setzten die Leuchtkugeln aus, dafür aber stieg weiter südlich davon, viel weiter, vielleicht, wenn ich irgendwie schätzen durfte, zehn Seemeilen davon entfernt, eine rote Rakete zum Himmel empor, platzte, und wie ein Stern blieb am Firmament eine Leuchtkugel schweben.

Es war das Antwortzeichen gewesen. Hier signalisierten zwei Schiffe.

Das Antwortzeichen! So klügelte ich nüchtern aus. Dieser einfache Matrose wußte mich sonst so phantastischen Gesellen diesmal zu übertreffen.

»Heute ist Weihnachten,« sagte er, als die weiße Leuchtkugel noch immer am finsternen Himmel schwebte, minutenlang.

»Weihnachten?« wiederholte ich erstaunt.

»Ja, ich habe es mir vorhin ausgezählt – ich hatte eine Marke – am dritten ist das Mädél geboren, und heute ist es gerade drei Wochen alt – heute ist heiliger Abend.«

Er hatte es mit etwas zitternder Stimme gesagt, und mir stieg es plötzlich siedendheiß zum Herzen empor.

Ich Narr hielt es für Schwäche, wollte es von mir schütteln.

»Aber Karlemann kann das nicht sein,« sagte ich.

»Nein, das ist der Stern von Bethlehem.«

Da weinte ich leise.

Und es war einer der rohesten Matrosen gewesen, der dies gesagt.

Doch vorbei! Gewiß, für uns war es der Stern von Bethlehem, der Stern des Heils, uns mit stummer Sprache Rettung zuflüsternd.

Er war endlich verloschen. Und kein neues Signal wollte kommen, hier nicht und dort nicht.

»Haben sie schon vorher signalisiert?«

»Als ich schoß, ging die dritte Leuchtkugel empor, und dann kamen noch viele nach, bis ich Euch bemerkte.«

»Dort im Norden?«

»Nein, erst fing's im Süden an, wo jetzt zuletzt die weiße Kugel kam.«

»Auch mit farbigen Kugeln?«

»Ja. Ich zählte neun Kugeln. Aber die Reihenfolge kann ich nicht mehr sagen.«

»Und dann?«

»Dann antwortete der Norden mit dreizehn Kugeln. Da wart Ihr schon oben. Und jetzt hat der Süden wohl das Schlußzeichen gegeben – nein, doch nicht!!«

Das Leuchtkugelspiel fing auf beiden Seiten noch einmal an, dann zwei weiße Doppelzeichen, und dann kam nichts mehr, obgleich ich noch über eine Stunde wartete.

Ich hatte die farbigen Leuchtsignale ziemlich gut im Kopfe, hatte aber kein Wort bilden können. Dann war es also eine Geheimsprache.

»Wie weit schätzt du die Entfernung?« fragte ich den Matrosen, einen ausgewitterten Seebären, der sich auf so etwas verstand.

»Käpt'n, das ist schwer zu sagen. Die beiden Stationen sind mindestens zehn Meilen auseinander.«

»Und von hier entfernt?«

»Die nördliche mindestens dreißig, die andere mag etwas näher sein.«

Genau so hatte auch ich geschätzt.

Ich hieß den Matrosen gut aufpassen und begab mich wieder hinab. Obgleich der Untergang des Schiffes den Musterkontrakt aufhebt – allerdings noch nicht in den Rettungsbooten – herrschte bei uns noch eine stramme Disziplin, wozu meinerseits kein Wort nötig gewesen war. Das mag mancher selbstverständlich finden, ist es aber doch nicht. Gesetzlich war ich gar nicht mehr der allmächtige Kapitän.

Indes ein anderer Gedanke war bei meinen Jungen gar nicht aufgestiegen, auch nicht bei den Offizieren, und so hatten sie ruhig gewartet, bis ich zurückkam.

Denn es wäre doch sehr verzeihlich gewesen, wenn alle, sobald der Posten den Signalschuß abgegeben, den Berg hinaufgestürmt wären, um zu sehen, was es gäbe.

Nichts von alledem. Ich hatte niemanden zum Mitgehen aufgefordert, und sie warteten – allerdings innerlich wohl nicht so ruhig.

Ich teilte das Erlebte mit lauter Stimme mit, war bereit, eines jeden Meinung zu hören.

»Das sind Schiffe.«

»Es kann auch noch eine andere Insel geben, vielleicht gar bewohnt.«

Vermutungen, nichts weiter. Sie hatten keinen Zweck. Eher konnte ich mich mit Blodwen im geheimen darüber unterhalten. Die Leute brauchten nichts davon zu wissen, daß ich hier schon einen Vorgänger vermutete, der ab und zu dieser Ambrain-sel einen Besuch abstattete, wenn wir auch noch keine Spur davon bemerkt hatten.

»Richard, da wir nun einmal darüber sprechen – mir ist schon manchmal ein Verdacht aufgestiegen.«

»Welcher?«

»Du sagtest doch damals, als wir die geographisch bestimmten Punkte aufsuchten, wo wir etwas versenkt vermuteten, aber keinen Grund fanden – dieser rätselhafte Mann könnte vielleicht imstande sein, dort hinabzutauchen.«

»Nun, und?«

»Könnte ein Taucher nicht unser Schiff angebohrt haben, um uns untergehen zu lassen oder uns hier auf dieser Insel gefangen-zuhalten, auf daß der Wissener dieses Geheimnisses keine Mitwisser hat, oder daß wir den Schatz doch nicht ausbeuten können?«

Sie sprach aus, woran auch ich schon gedacht hatte!

Das wäre aber furchtbar für uns, dann wäre das kein Stern des Heils gewesen, er wäre von unseren Feinden ausgegangen!

Doch das waren ganz leere Vermutungen, auf die ich mich niemals einlasse.

Immerhin, es war doch besser, die Leute lieber nicht in alles einzuweißen, eben aus diesen Gründen, welche nur die Hoffnung vernichten konnten, und wer noch Hoffnung hat, geht nicht zu-schanden.

Wichtiger war die Beratung, ob ein Feuer oben auf dem Berge und während des Tages eine Flagge Zweck habe.

Für ein an der Küste vorüberfahrendes Fahrzeug sicher nicht. Von der Küste aus konnte man kein Feuer mehr erkennen, das hier auf dem in der Mitte der Insel liegenden Berge brannte, wenigstens nicht solch ein Feuer, wie wir es zu nähren vermochten, und wenn wir auch ganze Baumstämme hineinwarfen.

Raketen, das ist etwas ganz anderes, das ist eine besondere Brandmischung. Schon damals hatte man etwas Aehnliches wie das heutige Magnesium, es wurde Leuthocin genannt, der Hauptbestandteil war übrigens ebenfalls Magnesium, welches damals nur noch sehr teuer war.

Aber wenn die Insel nun doch schon bekannt war und einmal betreten wurde?

Ja, wir hatten etwas versäumt. Von jetzt an sollte bei Nacht auf der Bergspitze ein großes Feuer unterhalten werden, bei Tage eine Flagge oben wehen, außerdem immer noch ein Offizier oben sein.

So geschah es. Zwecklos! Bis zur übernächsten Nacht! Da bekamen wir wenigstens wiederum etwas zu sehen.

Ich selbst hatte gerade die Offizierswache übernommen, als ich abermals eine blendendweiße Leuchtkugel aufsteigen sah.

Gleich beim ersten Male hatte ich mir die Richtungen mittels des Kompasses äußerst genau gemerkt, auch durch gedachte Linien und andere Hilfsmittel markiert – Sterne waren damals nicht zu sehen gewesen – und so wußte ich jetzt ganz bestimmt, daß die Leuchtkugel diesmal noch südlicher aufstieg.

Und da kam nördlich das weiße Gegenzeichen, und das stieg genau von derselben Stelle auf, wo ich damals zuerst das bunte Leuchtkugelspiel beobachtet hatte.

Aus der Verrückung des einen Punktes und dem Stehenbleiben des anderen auf ein Schiff und auf festes Land zu schließen, wäre allerdings voreilig gewesen.

Genug, wiederum begann zwischen den beiden Signalstationen das farbige Leuchtkugelspiel. Sehr interessant anzusehen, sehr tröstlich für uns, in diesem sonst so toten Wiesenmeere noch andere Menschen zu wissen, welche sogar schon mit Leuchtfeuern signalisieren konnten – im übrigen aber ganz nutzlos für uns.

Dies war das zweitemal gewesen, und ein drittes Mal sollten wir nichts von dieser nächtlichen Signalisiererei gewahren.

Wir bauten mit Emsigkeit an unserem Boote. Solange dies nicht fertig war, hatte es gar keinen Zweck, über einen Befreiungsversuch zu sprechen.

WIR WERDEN ENTDECKT.

Jener Matrose hatte mich wieder in den Kalender hineingebracht. So wußte ich, daß es Ende der vierten Woche unseres Insellebens oder der einunddreißigste Dezember war, als ich eines schönen Morgens Vogelnester nach Eiern absuchte.

Ich hatte es auf eine besondere Art von Möwen abgesehen, welche die schmackhaftesten Eier liefern, dafür aber ihre Nester an schwer zugängliche Stellen kleben, das heißt, mehr die freie Luft lieben.

Doch lebensgefährlich war meine Kletterei durchaus nicht. Nur unangenehm. Nämlich deshalb, weil meine Haut auch gar nichts mehr vor den spitzen Steinen schützte, welche auf dieser gesegneten Insel reichlich wuchsen.

Denn schon seit zwei Wochen bestand mein ganzer Anzug aus einer defekten Bauchbinde. Und ich war der Kapitän! Das sagt wohl genug, wie es mit unserer Garderobe aussah. Wir gingen alle noch viel tiefer dekolletiert als die Hofdamen. Sagen wir gleich: wie Adam. Nur daß Adam ein Feigenblatt anhatte, meine Jungen ein Stück Holz vorzogen. Von wegen Blodwens. Und eine Grasflechterei wäre doch gleich wieder in die Brüche gegangen.

Dieser Kleiderschwund kam eben durch die ständige Suche nach Eiern und durch die verdammten spitzigen Steine, die sich in jedes Fetzenchen, das noch auf dem Körper flatterte, verliebten.

Wir hatten ja im Kleiderschrank noch ein paar gute Sonntaglumpen hängen, aber die sollten eben für bessere Zeiten aufgehoben werden, wenn wir wieder in die Gesellschaft eingeführt wurden.

Dann war doch auch das Kind zu versehen gewesen, mit solchen Dingen, welche immer naß sind, wenn sie nicht auf der Leine hängen. Auch Kleidchen hatten geliefert werden müssen, und Blodwen selbst hatte mit ihrer eigenen Garderobe nicht viel aus helfen können, weil ihr Unterrock schon als Flagge dort droben auf dem Berge wehte.

Die ersten beiden warmen Kleidchen hatte der Koch geliefert. Dieser besaß nämlich ein Paar unverschämt dicke Waden, und der Mann der Kombüse trug trotz seines warmen Aufenthaltsorts auch unterm Aequator immer die dicksten Wollstrümpfe.

Nun brauchte von diesen Strümpfen bloß unten die Socke abgeschnitten zu werden, und die Erstlingskleider waren fertig, unser Kindchen brauchte nur hineingesackt zu werden. Der linke Strumpf war für Alltags, der rechte Strumpf war das Sonntagskleid.

Aber dabei blieb es nicht. Der Segelmacher schneiderte für unser Kindchen aus einem Hosenboden, einem Jackenärmel und einem Westenrückenstück ein perfektes Kleidchen zurecht, besetzt mit Bändchen und Schleifchen, deren Ursprung mir ein Rätsel geblieben ist, und der dämliche Fritze lieferte unserem Kindchen aus Lederfetzen ein Paar Schuhchen, die er in jedem Schaufenster hätte ausstellen können.

Für kritische Leser und mehr noch Leserinnen sei hierzu bemerkt, daß unser Kindchen nach englischen Sitten aufgebracht wurde, und in England weiß man nichts von Wickelbett oder Steckkissen oder dergleichen. Das Wurm kriegt sofort ein Tragkleid und Stiebeln. Tatsache, das ist nicht etwa Scherz. Freilich wird so ein englischer Säugling, wie ich erst später erfuhr, fest gewickelt, was wir vergaßen, weil wir eben nichts davon wußten.

Nun, unser Kindchen bekam deswegen noch keinen Buckel.

Der Leser dürfte es schon herausgehört haben, unser Kindchen. Einen Namen hat das Mädel niemals bekommen. Es war und blieb Unserkindchen. Und wenn man das in ein Wort schreibt, so ist das schließlich doch ebenfalls ein Name,

Was mich anbetrifft, so konnte ich mich niemals recht als Vater fühlen. Ich hatte immer eine Heidenangst, wenn ich das gebrechliche Dingelchen einmal anfassen mußte. Das überließ ich lieber

den anderen. Es war ja auch ›unser Kindchen‹. Wirklich, ich glaube nicht, daß ich mich jemals zum Familienvater geeignet hätte. Deshalb war ich ja auch nicht Pastor geworden.

Im übrigen war es ein sehr hübsches Mädchen, trotz der frühen Geburt ganz stramm. Und klug! Matrose Pieplack war der einzige, der noch mit einer Teerjacke einherstolztierte – freilich ohne Hosen – und als Pieplack unser Kindchen zum ersten Male auf seinen nackten Knien reiten ließ, da hatte unser Kindchen sofort weg, was eine Tasche zu bedeuten hat, gleich hatte es das Händchen in der Tasche, und seitdem gab es sich beständig Mühe, auch bei den anderen Taschen zu finden, was bei unserer Garderobe nun freilich schwierig war.

Schließlich hier gleich noch ein Wort über Blodwen.

Sie ging natürlich ganz in der Pflege ihres Kindes auf. Natürlich? Nun, es soll Mütter genug geben, bei denen dies nicht so natürlich ist. Und ich hatte mir die Lady von Leytenstone nie als Mutter vorstellen können, ja, ich hatte gleich direkt zu zweifeln gewagt, daß Blodwen sich viel um ihr Kind kümmern würde.

Ich hatte ihr schweres Unrecht getan. Sie war die treueste, aufmerksamste Mutter. Ja, das war sie, aber ...

Die treueste, die aufmerksamste Mutter, sagte ich. Aber auch die zärtlichste?

Man konnte nicht das Gegenteil merken; was ist denn mehr zu verlangen, als daß eine Mutter Tag und Nacht um ihr Kind besorgt ist? Aber ...

Ich kann mich nicht ausdrücken. Es war ein Unterschied dabei. Es fehlte doch etwas. Mit lachenden Augen blickte sie das Kind nie an, nur immer mit tiefersten, oder mit traurigen, oder mit feuersprühenden, und das war keine Liebe, die daraus sprühte.

Blodwen hatte sich überhaupt recht verändert. Sie war wortkarg geworden, auch gegen mich. Sie beschäftigte sich eben nur noch mit dem Kind. Sie selbst nannte es Darling – Liebling.

Einmal beobachtete ich sie zufällig, wie sie oben auf dem Berge stand.

Das Kind auf dem linken Arm, streckte sie den rechten gegen Norden aus und schüttelte die geballte Faust, und dazu hatte sie schon längere Zeit etwas gemurmelt.

»... mögen dich tausend Flüche ...«

Mehr hörte ich nicht. Ich zog mich gleich wieder zurück. Ich wußte ja, woran sie dachte. Sie konnte es eben nicht vergessen.

Ich ließ sie in Ruhe.

Aber bekömmlich konnte solche Milch nicht gerade sein. Und doch gedieh unser Kindchen.

Ja, wo war ich stehen geblieben? Wie ich, angetan mit meiner Bauchbinde, an der Felswand klebe und Vogelnester ausnehme.

Ich habe in meinem Beutelchen, das früher zu Augusts Hemd gehörte, schon ein Dutzend Eier – da muß ich daran denken, daß ich auf einem Felsgrat stehe, und wenn der auch breit genug ist, so daß man keine Gamsenfüße zu besitzen braucht, so darf man darauf doch auch keine Bocksprünge ausführen.

Da sehe ich aus meiner luftigen Höhe unter mir in einem Tale sich zwei Menschlein bewegen, und sie sind mir nahe genug, daß ich erkennen kann, wie die beiden vollständige Anzüge tragen, sogar Hüte auf den Köpfen.

Dann konnten das natürlich auch nicht zwei von meinen Leuten sein. Denn sonst war es doch noch zu weit, um etwas näher unterscheiden zu können.

Alle Wetter, wie mir der Anblick dieser beiden nach allen Regeln der Schneiderkunst gekleideten Menschlein in die Knochen fuhr!

Schnell hinab! Mein Kriegsplan war sofort entworfen. Diese Fremdlinge mußte ich zuerst allein sprechen. Und ich wußte sie abzufangen. Durch das Eiersammeln auf Bergeshöhen hatte ich

doch immer einen allgemeinen Ueberblick bekommen, kannte jedes Tal und jede Schlucht.

In zehn Minuten war ich unten, wo ich frei ausschreiten konnte, nun um ein paar Felsen herum, und ich wußte bestimmt: durch diese hohle Gasse muß er kommen!

Ich hatte von einem entworfenen Kriegsplan gesprochen. Wirklich, ich dachte an eine eventuelle Begegnung mit Feinden. Aber mir erst einen Revolver zu holen und ihn in meine Bauchbinde zu stecken – welche, nebenbei bemerkt, um schamhafte Leserinnen nicht zu verletzen, genügend lang war – daran dachte ich nicht. Meine ganze Bewaffnung bestand in dem Säckchen mit dem Dutzend Eiern – und in der Faust, welche sie trug. Sonst aber rechnete ich auch noch mit anderen Angriffsweisen, z. B., mit der Ueberraschung. Doch ich konnte mich ja auch irren – hoffentlich.

Hinter einem Felsen geduckt, spähte ich mit der Nasenspitze hervor. Richtig, da kamen sie schon anpromeniert. Der eine war ein Germane, der andere offenbar ein Indier. Beide trugen weiße Tropenkostüme, der Germane nach Seemannsschnitt, der Indier hatte im Gegensatz dazu recht enge Hosen an, welche die Indier seit alters her geliebt haben.

Jeder hatte einen Bergstock und über der Schulter ein Seilbündel, an der Seite Korbflasche und Proviantbeutel, Waffen sah ich nicht. Doch viel geklettert konnten sie noch nicht haben, das merkte man an ihren noch tadellosen Anzügen und Stiefeletten, hatten es auch noch nicht nötig gehabt; denn von der Seite, von wo sie kamen, führte bis hierher ein ganz bequemer Aufstieg.

Am meisten erkannte ich aus ihrem ganzen Benehmen, wie sie sich so mit behaglichen Spaziergängergesichtern umsahen, daß sie von unserer Anwesenheit hier nichts ahnten.

»Wir können doch nicht mehr weit von der Quelle entfernt sein, Kapitän Simmer?« sagte jetzt der Indier, sich des Englischen bedienend.

»Ich werde gleich einmal eine Bestimmung machen. Es ist schon lange her, daß ich die Quelle besuchte, ich kenne mich doch nicht mehr recht aus.«

»Nicht wahr, es war Kapitän Berkins, welcher inzwischen manchmal hierherfahren mußte, um Ambra zu holen?«

»Kapitän Berkins,« bestätigte der andere.

Hallo, ich hatte schon recht viel zu hören bekommen!

Nun aber mußte ich hervortreten, sonst sahen sie mich in meinem Versteck.

»*Good morning, gentlemen!*«

Ach, du großer Schreck! Erst zwei Statuen, dann ein Zurückprallen, dann griff der Kapitän in seine Rocktasche und brachte eine silberne Streichholzschachtel zum Vorschein, hatte sich offenbar vergriffen – Feuer wollte er mir vielleicht geben, nur anderes – also er ließ die Streichholzschachtel wieder verschwinden und brachte dafür ein Etui heraus, das offenbar eine Tabakspfeife barg – war auch hiermit noch nicht zufrieden, steckte die Piep wieder ein und hatte jetzt endlich den gesuchten Revolver gefunden, ein niedliches Dingelchen.

Das war natürlich schneller gegangen, als ich hier erzähle. Nur drei Griffe. Aber hübsch hatte es doch ausgesehen.

»Lassen Sie mal ruhig stecken,« sagte ich gutmütig, »ich tu' Ihnen nichts.«

Der Kapitän hatte sich wieder zusammengerafft.

»Wer sind Sie?« fragte er, und das war allerdings von einem kolossal mißtrauischen Blicke begleitet, obgleich der Mann sonst ganz offene, sympathische Züge hatte.

»Ein Mann,« entgegnete ich, »von dessen Besitztümern nach seinem Schiffbruche nichts weiter übriggeblieben ist als diese Bauchbinde, wegen deren Abgetragenheit ich um Entschuldigung bitte.«

Doch die beiden hatten nur eines herausgehört.

»Schiffbruch haben Sie gelitten?!«

»Yes. Perfectly.«

»Wo?«

»An dieser Insel, auf der ich Sie zu begrüßen die Ehre habe.«

»Mann, wie kommen Sie hierher?«

»Eben auf meinem Schiffe, welches jetzt an der Ostküste dieser Insel in mir unerreichbarer Wassertiefe liegt.«

»Was für ein Schiff war das?«

»Die ›Sturmbraut‹ von New-York – zuerst von London.«

Herr du Gott, machte die Nennung dieses Schiffsnamens auf die beiden einen Eindruck! Sie gerieten ganz aus dem Häuschen.

»Sie sind – Sie sind – doch nicht – der Kapitän der ›Sturmbraut?«

»Yes, bin ich.«

»Kapitän Richard Jansen?«

»Bin ich.«

Der Blonde machte einen Schritt mit ausgestreckten Händen, als wollte er mich umarmeln, blieb aber noch vorher stehen, hob dafür die Arme in die Luft.

»Wunder, o, Wunder über Wunder – hier müssen wir ihn finden!! – Mahmud, das ist der Mann, das ist der Kapitän, um den sich seit einiger Zeit unser ganzes Interesse dreht!«

Der Indier, Mahmud angeredet, blieb ziemlich ruhig, betrachtete mich nur mit seinen brennenden Augen.

»Wissen Sie,« wandte sich der Blonde wieder an mich, »daß Sie in aller Welt gesucht werden?«

»Nee. Von wem denn?«

»Von uns.«

»Ja, wer sind Sie denn?«

Es war fast, als ob der Blonde in Verlegenheit käme.

»Das ... darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Nanu! Welcher ehrliche Mensch muß seinen Namen verschweigen?«

»Meinen Namen? Kapitän Simmer.«

»Den habe ich schon vorhin aus dem Munde Ihres Begleiters gehört. Und Sie suchen mich schon lange in aller Welt? Ich kenne Sie nicht.«

Wieder raffte er sich gleichsam auf.

»Nicht ich suche Sie, sondern . . . ich handele in einem Auftrage.«

»In wessen Auftrage?«

»Haben Sie nicht damals, als Sie von Monrovia aus dem entführten Wrack nachjagten, einen Matrosen aus dem Wasser gefischt?«

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen!

»Ja.«

»Er machte Ihnen einige Andeutungen, nicht wahr?«

»Sehr spärliche. Dann erhielt ich in Kapstadt mich einen Brief, in dem sich der Schreiber, der mir für das Wrack und für . . . «

»Richtig, richtig, das ist der beste Anknüpfungspunkt!« fiel mir der blonde Kapitän lebhaft ins Wort. »Der Schreiber dieses Briefes, der sich als einen Mann bezeichnete, welcher zwar noch lebt, sonst aber nicht mehr der Welt angehört – der ist mein Herr, dem ich diene, und in dessen Auftrage werden Sie seit einiger Zeit in aller Welt gesucht.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Darüber darf ich nicht sprechen.«

Das konnte ich begreifen. Sonst hätte mir doch auch schon jener Matrose erzählen können.

»Aber darf ich wenigstens fragen, weswegen er mich sucht?«

»Um Sie in seine Dienste zu nehmen.«

»In seine Dienste? Ich bin ein freier Kapitän, überhaupt ein freier Mensch.«

Der andere mußte gleich etwas herausgehört haben.

»Um sich mit Ihnen zu verbinden,« lenkte er schnell ein.

Das war etwas anderes. Also ich sollte wieder einmal ›Kumpen‹ machen.

Uebrigens war das ja Unsinn von mir gewesen. Ich war nur so ein Starrkopf. Ich war doch überhaupt ein Mensch, der von jeher für andere gearbeitet hatte und noch ferner dazu bereit war. Aber ich war eben keine Landratte, sondern Seemann. Ich wollte nichts von ›Dienst‹ und von ›dienen‹ hören. Bei mir dienten nur Dienstmädchen, Hausknechte und dergleichen. Hätte jener von ›Heuer‹ oder ›mustern‹ gesprochen, da hätte ich keine solche protzige Bemerkung gemacht.

»Und Sie sind der einzige Ueberlebende Ihres Schiffes?«

»O nee. Wir alle leben noch und sind kreuzfidel.«

»Wie,« rief da Simmer, wie ich ihn nun gleich nennen will, in heller Freude, »Ihre ganze Mannschaft ist gerettet?!«

»Bis auf die letzte Hand.«

»Vortrefflich, vortrefflich!« jubelte der Kapitän immer mehr auf. »Und die Dame, die Sie an Bord hatten – die Lady Blodwen von Leytenstone?«

»Die ist unterdessen Mutter geworden.«

»Was?!«

»Ein Kind hat sie gekriegt – von mir,« erklärte ich, etwas voreilig – aber ich war damals nun einmal so.

»Und sie ist im Wochenbett gestorben?« erklang es betrübt zurück.

»Ganz im Gegenteil. Die ist so fidel wie unser Kindchen. Nur mit dem Wochenbett war's mau.«

»Und sie ist hier auf dieser Insel?«

»Nu natürlich. Wir sind alle beieinander und nutschen Eier aus.«

»Dann ist ja alles gut, dann ist ja alles gut!!« ertönte es jetzt mit einem Jubel, wie nur ein Mensch jubeln kann. »Die Lady von Leytenstone war uns ja mit die Hauptsache!!«

»Aber erlauben Sie mal gütigst – warum interessieren Sie sich denn eigentlich so für meine Lieb ... für diese englische Dame?«

»Nun, mein Herr will diesem unglücklichen Weibe, dem man die Heimat genommen, eine ihrer würdige Freistatt gewähren!«

Da wurde mir plötzlich – ich weiß selbst nicht warum, dies alles kam eben so herzlich heraus – mein eigenes Herz ganz weit und ganz heiß, ich sagte nur ein Wort – ›Top!!‹ – und ich schlug in die Hand, die jener so zufällig offen hingehalten hatte.

»Wo sind die Leute?«

»Gar nicht weit von hier. Unser Lagerplatz ist an der Quelle, wohin doch auch Sie wollen.«

»Woher wissen Sie das?« staunte der andere, jetzt aber ohne das geringste Mißtrauen.

»Ich hörte Sie vorhin mit Ihrem Begleiter darüber sprechen – nur die letzten Worte.«

»Ach so! Ja, und wie kommen Sie eigentlich . . . doch darüber wollen wir uns später aussprechen. Kapitän Richard Jansen, zunächst habe ich Ihr Ehrenwort zu fordern.«

Er hatte sein Wesen geändert, ernst blickte er mich an, hielt mir schon die Hand hin.

»Worüber?«

»Daß Sie absolutes Stillschweigen bewahren.«

»Worüber Stillschweigen?« mußte ich doch immer wieder fragen.

»Ueber – über – daß Sie nicht – daß Sie zu keinem Menschen über – über . . . «

»Ich weiß, ich weiß,« kam ich dem Stockenden zu Hilfe, »ich weiß, weswegen Sie mein Ehrenwort fordern – hier haben Sie es.«

Unsere Hände kamen noch einmal zum Drucke zusammen.

Ich selbst konnte eigentlich gar nicht sagen, woraufhin ich denn mein Ehrenwort gab. Auch Simmer hatte es nicht mit Worten ausdrücken können. Das lag eben im Gefühl, gewissermaßen in der Luft.

»Mein Herr hat mir befohlen, Ihrem Ehrenwort unbedingt zu trauen.«

»Nu natürlich, dieser Befehl wäre gar nicht nötig gewesen.«

»Nein, denn Ihnen braucht man nur ins Auge zu sehen, nur Ihren Händedruck zu fühlen, um nicht daran zweifeln zu können.«

»Und ein Herr,« entgegnete ich, »dem ein Mann wie Sie dient, den will auch ich gern meinen Herrn nennen, der wird nie etwas Unbilliges von mir verlangen.«

Man wird gestehen müssen, daß wir beide uns da ganz schneidige Komplimente sagten, aber das waren keine leeren Phrasen, sondern aus offenstem Herzen kommend.

Was mich betrifft, so hatte ich wegen meiner Fähigkeiten ja Pastor werden sollen – in diesem jetzt ganz patent gekleideten Kapitän aber lernte ich noch einen tüchtigen Seebären kennen, der auch lieber aus der Pulle als aus einem Gläschen trank und mit rabiaten Matrosen umzuspringen wußte, daß es nur so seine Art hatte. Ich meine also: das war nicht etwa sonst so ein geschneigelter Zieraffe, der sich immer gedrechselte Redensarten ausklügelte.

Kurz, hier auf dieser einsamen Insel im Sargassomeere hatten sich zwei wackere Männer getroffen – das darf ich wohl sagen, obgleich ich selber mit dabei war.

Wir gingen langsam unseres Weges, der Quelle zu.

»Sie leiden mit Ihrer Mannschaft keine Not?«

»Nein. Bis auf Kleidung und Tabak, der bei uns nun einmal zu den unersetzlichen Lebensbedingungen gehört. Und dann die Lady – und das Kind . . . «

»Natürlich. Es muß fürchterlich sein. Nun, ich bin mit meiner Jacht hier, die Lady kann sofort darauf untergebracht werden, alle Ihre Leute können sofort hinmarschieren.«

»Und wohin geht die Jacht?«

»Dorthin, wo mein Herr sein Domizil aufgeschlagen hat . . . bitte!«

Ich hatte verstanden. Dann allerdings würde ich noch weiter fragen.

»Und wo ist Ihr Schiff gescheitert?«

Ich gab für den Seemann eine geographische Ortsbestimmung.

»Aber es ist nicht gescheitert, nur gesunken, liegt sonst scheinbar ganz unbeschädigt auf dem Meeresgrunde.«

»Auf welche Weise ist es denn gesunken?«

Ich teilte ihm unsere Vermutungen mit.

»Seltsam! Doch es könnte sein. Ich habe schon einmal von einem ganz ähnlichen Falle erzählen hören, allerdings nicht hier passiert, obgleich hier die engere Heimat von zahlreichen Wal-fischen ist. Ich möchte das gesunkene Schiff einmal besichtigen. Vielleicht ist eine Hebung möglich. Wollen wir beide uns hinbegeben, während Sihdi Mahmud, mein Begleiter hier, Ihre Mannschaft und die Dame nach meiner Jacht bringt?«

»Selbstverständlich werde ich mitkommen.«

»Da können wir uns unterwegs auch aussprechen – soweit ich darf.«

Wir hatten die Grottenformation mit der Quelle erreicht. Das Staunen meiner Leute beim Anblick der beiden fremden Männer läßt sich eher denken als beschreiben.

Kapitän Simmer sagte der Lady einige Artigkeiten, die aber gar nicht so geschickt ausfielen, wie vorhin seine offenen Worte gegen mich, der Indier erwies ihr Ehrfurcht in seiner morgenländischen Weise, und ich teilte unterdessen meinen Leuten mit, daß wir gerettet seien, an der Küste läge eine Jacht, sie sollten diesem Indier folgen.

Mehr brauchte ich ihnen nicht zu sagen. Vor Blodwen bangte mir etwas. Da aber hatte schon Kapitän Simmer vorgearbeitet.

»Ich bin bereit,« sagte sie gerade, als ich mich ihr näherte, sie hatte unser Kindchen im Arm, und sie war reisefertig. Ein-zupacken war ja nichts.

Nur unser schon ziemlich fertiges Boot, dessen Konstruktion Kapitän Simmer mit allem Rechte bewunderte, mußten wir zu-rücklassen – vielleicht für die nächsten Schiffbrüchigen.

Gleichgültig hatte Blodwen es gesagt, mit finsterem Gesicht.

Ich wagte gar nicht mehr, zu ihr zu sprechen. Seit der Geburt des Kindes war etwas zwischen uns getreten. Vielleicht eben dieses Kind? Ich konnte es nicht ändern und – offen gestanden! – mir ging es nicht einmal besonders zu Herzen.

Den Indier an der Spitze marschierte der Zug ab, Blodwen und der Klabautermann in der Mitte, der westlichen Küste zu, wo die Jacht liegen sollte.

OFFENBARUNGEN.

Mit zwei kleinen Wasserschläuchen beladen, waren wir beide nach der anderen Richtung aufgebrochen, um noch einmal das gesunkene Schiff zu besichtigen.

»Bitte, erzählen Sie mir ganz offen, wie und weshalb Sie nach dieser Insel gekommen sind,« hatte Simmer gesagt, und ich war der Aufforderung nachgekommen.

So habe ich nichts weiter darüber zu berichten, als was ich mitteilte. Der Leser weiß alles. Es war so ziemlich der Inhalt der bisherigen Erzählung – Kleinigkeiten natürlich ausgenommen. Vor allen Dingen hatte ich über Karlemann und über Doktor Selo berichtet, wie ich also auf doppelte Weise zu der Kenntnis dieser Insel im Sargassomeer gekommen war.

Höchst selten einmal unterbrach mich Simmer.

»Woher hatte denn dieser Junge die Kenntnis bekommen?«

Das war einmal so eine Zwischenfrage.

Nun, dann erzählte ich eben wieder.

Wir hielten unter einem Baume Nachtlager, ein Feuerchen mit trockenen Aesten nährend und wir selbst hartgekochte Eier verzehrend, als mein Bericht total erschöpft war. Simmer kannte jetzt so ziemlich meinen ganzen Lebenslauf.

»Hm. Ich werde hierüber meinem Herrn Bericht erstatten.«

»Das können Sie tun. Und darf ich nun erfahren, wer dieser Ihr Herr ist?«

»Ich habe Ihr Ehrenwort.«

»Das haben Sie.«

»Sollte das Verhältnis nicht zustande kommen, so werden Sie zu keinem Menschen von dem sprechen, was ich Ihnen jetzt berichte.«

»Das ist es eben, weswegen ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben habe. Aber meine Leute, haben die noch nichts erfahren?«

»Woher denn? Die würden auch ganz vergeblich fragen. Die gingen doch ganz einfach mit.«

»Und die Lady?«

»Von der gilt genau dasselbe.«

»So habe ich nichts mehr zu sagen.«

»Dann will ich Sie etwas fragen: haben Sie von Ghasna Dschalip Subuktadscha gehört, dem Maharadscha von Radschputana?«

Mir war es, als ob ich diesen zungenbrechenden Namen vor einigen Jahren gehört oder gelesen hatte. Doch ich durfte verneinen.

»Ein indischer Fürst, nicht wahr?«

»Ein Großfürst, ja.«

Und Simmer gab mir nähere Aufklärung über diesen Mann.

Nach Niederwerfung des großen indischen Aufstandes im Jahre 1858 hatte England noch mehrere, bisher selbständige Provinzen oder Fürstentümer annektiert, darunter auch das Großfürstentum Radschputana. Wer sich für dessen Lage interessiert, mag auf der Karte nachsehen.

Der damalige Maharadscha von Radschputana war Ghasna Dschalip. Den anderen Namen wollen wir weglassen, der ist schon zu schwer zu schreiben.

In gewissem Sinne ist England immer nobel. Besonders wenn es muß. Alle diese abgesetzten Fürsten behielten dem Anscheine nach ihre sämtlichen Rechte, und anstatt der bisherigen Einkünfte, welche nun England selber einsteckte, erhielten sie eine Apapage, die für denjenigen schauderhaft hoch klingt, der nicht weiß, was England hierbei verdient.

So ein kleiner indischer Fürst erhält von England eine höhere Apanage, als es seinem eigenen Könige gibt.

Dem Maharadscha von Radschputana um den Bart zu gehen, hatte England den allermeisten Grund.

Bekanntlich gab es früher auch Könige von Indien, nämlich eingeborene Könige, und diese standen wieder unter einem Großkönig oder Kaiser. Der letzte derselben war Dschalip, ein gewaltiger Kriegsheld. Doch das war schon vor Jahrhunderten.

Nun aber hat das Geschlecht derselben, Radschputen genannt, immer Anspruch auf den Titel eines indischen Kaisers gemacht, und nachdem ganz Indien von England unterworfen ist, sind die Indier wenigstens darin einig geworden, daß sie hoffen, ein Radschpute, also der Maharadscha von Radschputana, würde noch einmal Kaiser und die Fremdherrschaft wieder abschütteln.

»Außerdem,« fuhr Simmer fort, »ist dieser Radschpute immer zugleich Mahabrahmane, der Oberste aller Oberbrahmanen, der indische Papst, und Sie können sich also denken, was für eine Rolle der da in Indien spielt, wenn sein Land auch gar nicht so reich ist.«

»Nun, Maharadscha Ghasna hat ohne Kampf entsagt – der ist viel zu klug, es gegen England aufnehmen zu wollen, wie es die anderen dummen Luder getan haben – hat die ihm gebotene Apanage dankend akzeptiert – wieviel Millionen Rupien er jährlich bekommt, weiß ich gar nicht – aber . . . in seiner geknechteten Heimat konnte er nicht mehr bleiben. Der Maharadscha von Radschputana ist seit vorigem Jahre verschwunden.«

»Verschwunden? Wohin?«

»Dorthin, wohin wir uns dann begeben. Er hat sich eine neue Heimat gegründet.«

»Und wo ist diese seine neue Heimat?« wurde ich jetzt einmal beharrlich.

»Ueberall und nirgends.«

Jetzt wurde es wieder geheimnisvoll – und ich satirisch.

»Ist er nach dem Monde ausgewandert?«

»Nein,« lachte Simmer, »auf der Erde ist er noch. Na, ich kann es Ihnen ja sagen. Mich wundert nur, daß Sie nicht selbst draufkommen . . . «

»Der lebt wohl auch ganz auf einem Schiffe?«

»Sie haben es erraten. Und wissen Sie, auf was für einem Schiffe?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Aber von der ›Great Eastern‹ haben Sie doch gehört?«

Ja, von der hatte ich schon genug gehört und gelesen. Da muß ich aber erst einiges einschalten.

Es ist alles schon einmal dagewesen! Auch unsere modernsten Riesendampfer haben vor mehr denn vierzig Jahren schon einmal ein Vorbild gehabt.

Im Jahre 1860 wurde in England die ›Great Eastern‹ gebaut oder vielmehr fertig abgeliefert, ein Dampfer, der damals zu den Weltwundern gerechnet wurde, und das mit Recht.

Die Länge vom Stern bis zum Steven betrug 681 Fuß oder rund 230 Meter, die mittlere Breite fünfundzwanzig die Höhe vom Kiel bis zum Deck achtzehn Meter. Man suche sich ein Bild zu machen!

Der Dampfer war vollständig aus dreiviertelzölligen Eisenplatten konstruiert, und zwar mit doppelten Wandungen in einem Zwischenraum von zwei Fuß zehn Zoll, das Innere war in zweiundzwanzig wasserdichte Abteilungen geteilt. Bei einem eigenen Gewicht von 8000 Tonnen konnte er 30 000 Tonnen tragen, war eingerichtet zur Aufnahme von 4000 Passagieren.

Kann man denn von einem unserer modernsten Riesendampfer mehr verlangen? Und man muß nur die ausführlichen Beschreibungen lesen, mit was allem die ›Great Eastern‹ ausgestattet gewesen ist!

Mit der Maschinerie freilich haperte es etwas – das heißt nach unseren heutigen Begriffen. Als Triebkraft dienten sowohl zwei

Schauflerräder, als eine Propellerschraube, letztere von vierundzwanzig Fuß oder sieben Metern Durchmesser, zu deren Gesamtantrieb acht Maschinen von zusammen 2500 Pferdekräften dienten.

Das ist nun freilich etwas wenig. Heute wird ein solcher Koloß mit zehnmal soviel Pferdekräften ausgestattet. Aber das waren eben frühere Verhältnisse. Ueber sechs Knoten in der Stunde hat es die ›Great Eastern‹ nie gebracht, und damit war man damals zufrieden.

Trotzdem bewährte sie sich ausgezeichnet. Aber sie wurde vom Unglück verfolgt, lief mehrmals auf; der große Koloß konnte stets nur mit großer Mühe wieder flott gemacht werden, man verlor das Zutrauen. Die größten Dienste leistete sie beim Legen des ersten transatlantischen Kabels. Ohne die ›Great Eastern‹ wäre das damals gar nicht möglich gewesen.

Dann erlitt sie im Hafen von New-York eine schwere Havarie, man gab sie auf, sie blieb dort liegen, diente einige Jahre als schwimmendes Vergnügungsetablissement.

Ihr ferneres Schicksal ist mir unbekannt. Ich bin dann der Welt ganz entfremdet worden, wie der Leser noch erfahren wird.

Aber, wohlverstanden, die ›Great Eastern‹ wurde erst im Jahre 1860 fertig zur Probefahrt abgeliefert, vielleicht im Juni, und heute schreiben wir noch den 31. Dezember 1859!

Damals berichteten nur die Zeitungen über sie, von den Fortschritten im Bau dieses Ungetüms, immer die größten Zweifel in seine einstige Gebrauchsfähigkeit setzend.

Dies alles dürfte dem belesenen Publikum so ziemlich bekannt sein. Oder ist das gar nicht so sehr der Fall?

Dann darf man sich nicht wundern, daß noch weniger bekannt ist, wie auch schon diese ›Great Eastern‹ eine Vorgängerin gehabt hat, mit ganz demselben Namen. Die Welt vergißt eben schnell.

Dieselbe Schiffswerft hatte bereits im Jahre 1858, also ein Jahr vor meiner damaligen Zeit, solch einen Riesendampfer gebaut

und abgeliefert, von ganz denselben Dimensionen, das war also die ursprüngliche ›Great Eastern‹ gewesen – aber die bestellende Schiffskompanie hatte die Abnahme des Dampfers verweigert.

Er sollte verbaut gewesen sein. Tatsächlich betrug die Tragkraft trotz derselben Dimensionen nur 26 000 Tonnen, da mußte irgendein kolossaler Irrtum untergelaufen sein, und die 2500 Pferdekräfte entwickelten sogar nur fünf Knoten Geschwindigkeit.

Die Maschinen wurden wieder herausgenommen, die ganze innere Einrichtung – dies alles wurde für die neue ›Great Eastern‹ verwendet. Ueber den Verbleib des so ausgeweideten ersten Riesendampfers ist man ganz im unklaren geblieben. Eine Schiffsreederei kaufte ihn wohl, verschacherte ihn aber gleich wieder weiter, dann erstand ihn wohl ein Eisenhändler – ins alte Eisen!

In Aktion ist er wenigstens nie getreten. Es wurde damals viel darüber von den Zeitungen phantasiert. Ich hatte einmal gelesen, die chinesische Regierung hätte ihn gekauft, als Flußwohnung für Fischer, weil doch in China in den bevölkerten Distrikten überhaupt viele Menschen ganz auf dem Wasser wohnen – ich hielt es für ein Märchen, für eine Zeitungssente. Für solche phantastische Unternehmungen hat das konservative China doch niemals Sinn gehabt.

Außerdem richtete sich damals die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf den drohenden Konflikt zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten, der zum Bürgerkrieg führte – da hatte man kein Interesse für solch einen alten, ausrangierten Kasten, der doch einen lebendigen Nachfolger bekommen hatte. –

»Nun, diese verpfuschte ›Great Eastern‹ ist jetzt Eigentum dieses Radschputenfürsten.«

»Was Sie nicht sagen!« rief ich erstaunt. »Auf der fährt er jetzt in der Welt umher?«

»Nicht so ganz. Vorläufig liegt er in der Fucusbank mit ihr fest.«

»Eingesponnen?«

»Nein, das nicht.«

»Hat er denn Maschinen?«

»Alles. Aber die geeignete Mannschaft fehlt ihm, ein führender Kapitän, und ... dazu hat Maharadscha Ghasna Sie und Ihre Leute erkoren.«

Ich war ob dieser Erklärung so überrascht, daß ich gar nicht an die Frage dachte, wie denn der Riesenkoloß dorthingekommen sei, woher er die Maschinen habe usw. usw.

»Mich?!«

»Ja.«

»Ja, wie komme ich dazu?«

»Sie sind lange genug beobachtet worden.«

»Von wem denn?«

»Mein Gott, die Zeitungen berichteten doch genug über die ganze Affäre mit der englischen Lady, dabei spielten Sie doch auch eine große Rolle, so erwachte das Interesse für Sie, und dann hat dieser Radschpute in jedem Hafen seine Spione – aus Gründen, die Sie später erfahren werden – an Bord befinden sich sogar genug Leute, auch Kapitäne und Steuerleute die Sie persönlich kennen – kurz und gut, Sie sind zum Kapitän ausersehen worden. Der Maharadscha wünscht es eben. Um das zu begreifen, dazu müssen Sie erst zu uns an Bord kommen, das geht ja bei uns ganz eigentümlich zu. Dieser Oberbrahmane ist so eine Art von Herrgott, den ich manchmal selber für allwissend halten möchte. Jedenfalls ein großartiger Kerl! Und ich sage Ihnen: das ist etwas für Sie! – Nun, werden Sie die Führung der ›Indianarwa‹ übernehmen?«

»Indianarwa heißt der Dampfer jetzt?«

»Ja. Die Freiheit von Indien. Der ins Exil gegangene Fürst hat sich ein neues, sein eigenes Indien geschaffen. Oder sagen wir: auf diesem Riesendampfer, eine ganze Welt für sich, will er die indische Freiheit wahren. Also auch der verfolgten Lady will er auf seinem schwimmenden Königreiche ein Asyl bieten.«

Simmer erzählte mir am Lagerfeuer viel davon, wie es auf diesem Riesendampfer zuing, jetzt schon, und was dieser unermeßlich reiche Maharadscha noch alles vorhabe.

Ich lauschte wie ein Mäuschen und sperrte, mit Respekt zu sagen, vor Staunen Maul und Nase auf.

Aber was ich jetzt zu hören bekam, davon will ich hier nicht das geringste wiedergeben. Sonst würde ich mich später in der Beschreibung ja wiederholen.

Und außerdem sollte, als ich dann selbst sah und erlebte, alles in den Schatten gestellt werden, was ich hier zu hören bekommen hatte.

Ich hatte dann einen fieberhaften Traum, Simmer hatte mir den Kopf ganz verwirrt, ich träumte mit einer glühenden Phantasie – und selbst dies, was mir der Traumgott vorgaukelte, sollte durch die Wirklichkeit noch immer übertroffen werden! –

Am anderen Morgen beim ersten Sonnenstrahl wurde die Wanderung fortgesetzt.

»Hören Sie auf, hören Sie auf,« hatte ich gesagt, als Simmer wieder von seinem indischen Schiffe anfangen wollte, »ich muß selber hin, muß selber sehen – Ihre Märchen will ich nicht mehr anhören.«

Simmer verstand mich, wie ich das meinte, und wir sprachen von etwas anderem.

Stoff war ja genug vorhanden.

»Also Sie wissen, wie ich damals den Mann aufgefischt habe?«

»Ich weiß alles.«

»Wie ich ihm den Kopf rasierte?«

»Und wie Sie die sonderbare Tätowierung auf der Kopfhaut sahen.«

»Was hat die zu bedeuten?«

»Ja, Kapitän, da fragen Sie mich zu viel!« lachte Simmer.

»Aber Ihnen ist es bekannt?«

»Gewiß.«

»Wissen Sie, wie mein schwarzer Diener Goliath von dem großen Vogelberge im polynesischen Archipel anfang ...«

» ... und wie sich Ned verschnappte oder doch durch seinen Schreck verriet. Er hat alles erzählt.«

»Ist dieser Vogelberg bewohnt?«

»Ja. Sie können es erfahren, ich habe Ihr Ehrenwort.«

»Ist dieser Mann im Vogelberge identisch mit dem Maharadscha?«

»Nein, wohl aber steht er zu diesem in einem abhängigen Verhältnis. Ich will Ihnen etwas sagen, Kapitän: es existiert in der Welt eine geheime Verbrüderung von Seeleuten. Aber ehe ich Ihnen darüber etwas Näheres mitteilen kann, müssen Sie selbst dazugehören – und dann brauchen Sie wieder mich nicht.«

»Und der Zweck dieser geheimen Verbrüderung?«

»Ist ebenso sittlich wie der der Freimaurer. Bitte, lassen Sie sich das genügen.«

Betreffs dessen war mir nun allerdings der Mund verschlossen, aber andere Fragen waren noch erlaubt.

»Der Maharadscha bezieht von hier Ambra?«

»Manchmal, obgleich er es nicht nötig hätte, er hat andere kolossale Einkünfte. Er ist wahrscheinlich der reichste Mann der Welt. Er verbraucht das Ambra wohl nur für sich selbst.«

»Woher hat dieser Indier denn von dieser Insel im westlichen Sargassomeere Kenntnis bekommen?«

»Das weiß ich wahrhaftig nicht. Oder aber – ich sagte es Ihnen schon vorhin – ich möchte diesen Maharadscha fast für allwissend halten.«

»Nanu,« lachte ich, »glauben Sie an so etwas, daß ein Mensch allwissend sein kann?«

»Ich will nicht gerade allwissend sagen, aber ... Herr, halten Sie mich für einen phantastischen Träumer? Sehe ich so aus?«

Nein, danach sah dieser Mann mit den intelligenten, offenen und dennoch energischen Zügen gar nicht aus.

»Kommen Sie an Bord! Sie werden Dinge erleben, die Sie nicht begreifen können.«

Ich wollte meinem neuen Freunde eine kleine Falle stellen.

»Also der Maharadscha hat mich schon seit langer Zeit gesucht?«

»So ist es. Seitdem Sie als der Beschützer der Lady von Leytenstone von sich reden machten, hat er sein Augenmerk auf Sie gerichtet.«

»Und er wußte mich nicht zu finden?«

»Sie waren ja plötzlich mit Ihrem Schiffe verschwunden.«

»Nun, wenn dieser Oberoberbrahmane allwissend ist – oder so ziemlich, mehr weiß, als andere Menschen – wußte er denn da nicht, daß ich hier auf dieser Insel Schiffbruch erlitten hatte, daß ich mit meiner Mannschaft hier festgenagelt saß?«

Simmer blieb plötzlich stehen und blickte mich starr an.

»Ja, Mann, wer sagt Ihnen denn, daß er das nicht gewußt hat? Warum schickte er mich denn mit einem Male hierher, mit dem Auftrage, nachzusehen, ob an der Quelle noch alles in Ordnung sei? Von Ihrem Schiffbruche, daß ich Sie hier finden würde, davon sagte er mir natürlich nichts, das geht ja bei uns überhaupt alles so geheimnisvoll zu, das geht auch alles durch dritte und vierte Hand, der Maharadscha selbst spricht überhaupt nie, der ist eine versteinerte Statue. – Ja, Mann, habe ich Sie hier denn nicht gefunden?«

Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte. Mir kam es fast vor, als wenn ich in meine eigene Falle gegangen wäre.

»Für was halten Sie das?« fragte dann einmal mein Begleiter, mit seinem Arm einen Kreis beschreibend, als wolle er die ganze Insel umfassen.

»Nun, für was soll ich das halten? Für eine Insel.«

»Für festes Land?«

»Was, das sollte kein festes Land sein?!« stutzte ich schon.

»Nein. Dort der Berg wohl, aber nicht alles andere hier. Das ist nur angeschwemmter Fucus, der sich oben in Humus verwandelt hat. Auch alle diese Hügel. Graben Sie nach – im Innern finden Sie nichts weiter als vermoderten Seetang. Daß Bäume darauf gewachsen sind, das ist nur ein Zeichen, daß diese angeschwemmte Bank schon seit langen Jahren nicht gestört worden ist. Und das geht nicht etwa bis auf den Meeresgrund. Hier unter uns ist Wasser, in gar nicht so tiefer Schicht, dieses ganze vermeintliche Festland wird noch immer von den Wurzeln des Seetangs gehalten.«

Ich bekam etwas zu hören, was ich mir auch nicht hätte träumen lassen.

»Aber an der Küste sind doch auch Felsen, z. B. gerade dort, wo mein Schiff gesunken ist.«

»Das ist einfach eine Riffformation, noch zu dem kahlen Berge dort gehörend. Diese Insel kann einmal vollkommen wieder verschwinden. Dazu ist nur ein außergewöhnlicher Sturm nötig, der hier allerdings selten vorkommt, oder die Wogen werden von dem vorgelagerten Seetang abgehalten. Und glauben Sie, daß man diese Insel auch künstlich mit all ihren Ambraschätzen vernichten kann?«

»Künstlich vernichten?«

»Ja. Man braucht nur die trockene Jahreszeit abzuwarten. Dann brennt alles wie Zunder, auch das brennbare Ambra wird verschwinden. Wer weiß, wie viele solcher Revolutionen schon im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende durch Blitzzündungen vorgekommen sind. Ich glaube sogar, der Maharadscha besitzt noch ein anderes Mittel, um diese Insel verschwinden zu lassen, denn seitdem er sie kennt, wird er niemals zugeben, daß diese Unmasse von Ambra hier abgeholt wird, wodurch zahllose Existenzen vernichtet werden.«

Unter solchen Gesprächen verging uns die Zeit, bis wir das gesunkene Schiff erreicht hatten.

»Das wird sich heben lassen,« meinte Simmer nach der Besichtigung, »wir haben an Bord der ›Indianarwa‹ die tüchtigsten Ingenieure und alle Hilfsmittel, um so etwas zu bewerkstelligen.«

Bei diesen Worten fiel mir etwas ein, was ich noch vergessen hatte.

»Sie wissen doch, wie ich das alte holländische Wrack fand, und wie es mir wieder entführt wurde.«

»Ich weiß alles.«

»Woher stammte das eigentlich?«

»Hier aus der Fucusbank. Es war auf einer Untiefe eingesponnen worden, vielleicht vor 200 Jahren.«

»Warum war es damals verlassen worden?«

»Herr, so genau bin ich allerdings nicht in alles eingeweiht. Es wurde wohl vom Schlepptau verloren.«

»Und was für eine Bewandtnis hat es mit dem alten Holländer, den meine Leute für den leibhaftigen Klabaوترmann halten? Sie haben ihn ja vorhin gesehen.«

»Auch das weiß ich nicht. Aber da Sie an alledem selbst beteiligt sind, werden Sie, wenn Sie erst einer der Unsrigen sind, schon von kompetenter Seite Auskunft erhalten.«

»Gut. Aber nun etwas anderes. Wissen Sie etwas von einem Dokument, das mir von meinem Schiffsarzte entwendet worden ist?«

»Ja, das weiß ich, und auch, daß man von unserer Seite aus alle Hunde hinter diesem Doktor Selo gehetzt hat.«

»Ist man seiner schon habhaft?«

»Weiß ich nicht. Ich glaube kaum. Aber der entgeht uns nicht, und daß er von seinem Diebstahl, falls er die Geheimschrift zu entziffern gewußt, keinen Vorteil hat, dafür ist eben schon gesorgt. – Ja, Herr Kapitän, wie haben Sie es eigentlich ermöglicht, mit diesem Schiffe durch den festgewachsenen Seetang zu kommen?«

Ich merkte deutlich, wie Simmer nicht mehr gefragt zu werden wünschte über Sachen, die ihm nichts angingen, und ich gab nach.

DER STALL DES AUGIAS.

Noch an demselben Tage traten wir den Rückweg an, den wir wegen des Wassers über die hochgelegene Quelle nehmen mußten, um noch einmal unsere Schläuche zu füllen.

Dann hatten wir auf dieser Seite, nach Westen, nur noch fünf Stunden zu marschieren, dann war der grüngraue Wall erreicht, der die ganze Insel rings umsäumte, und wie ich ihn erstiegen, lag vor mir an einer Felsformation ein Fahrzeug.

Ich wußte gar nicht, was ich daraus machen sollte. Zuerst dachte ich an so eine Art von Elbkahn, nur schlanker gebaut war es. Bis ich erkannte, daß die ganze Takelage, aus zwei Masten bestehend, niedergelegt war, und diese Masten waren für solch eine schlanke Jacht, die für Renn- oder Sportzwecke erbaut zu sein schien, außerordentlich kurz.

»Sie wundern sich? Sie haben solch einen Schiffstyp noch nie gesehen?« sagte denn auch Simmer gleich. »Das Fahrzeug ist extra zur Durchquerung der Fucusbank gebaut. Außerdem irritieren Sie auch nur die umgelegten Masten. Draußen auf offenem Meere mit geschwellten Segeln ist es eine ganz gewöhnliche Privatjacht, deren Besitzer sich nicht auf allzu hohe Masten hat einlassen wollen.«

An Deck befanden sich einige meiner Leute und zwei Indier. Im übrigen fasse ich alles kurz zusammen.

Raum war in dem niedrigen Zwischendeck gerade genug vorhanden, um alle meine Leute aufzunehmen, daß sie sich wenigstens bequem nebeneinander ausstrecken konnten.

»Es ist nur eine Fahrt von sechs Stunden,« sagte Simmer, »die Leute können sich meistens an Deck aufhalten.«

Simmer hatte Blodwen seine eigene Kabine angewiesen, zwerghaft klein, eine Kajüte gab es überhaupt nicht, ich selbst brauchte keine Unterkunft. Dann wurden von einigen Indiern, die aus einer Luke auftauchten, an die Leute Decken aus Kokosbast verteilt, in die sie wenigstens ihre nackten Glieder einhüllen konnten. Simmer trat ans Sprachrohr, ein mir unverständliches Kommando, und das Fahrzeug setzte sich in Bewegung.

Ich weiß nicht – ich war ganz kopfscheu geworden. Das war alles so schnell gegangen, und nun schusselte das doch ganz stattliche Fahrzeug, mindestens zwanzig Meter lang, über den Seetang nur so hin.

Ja, wie kam denn das eigentlich alles?

Warum der Seetang diesem Fahrzeug nicht hinderlich sein konnte, das hatte ich sofort heraus. Hier war jene schräge Fläche angewendet, an die ich schon selbst gedacht hatte, welche vielleicht noch praktischer war als die schneidende Messervorrichtung.

Es war vorn eben ein großes Brett angebracht, es schien unter dem Schiff hinwegzugehen, da konnte sich kein Seetang festsetzen, und das ganze große Fahrzeug schusselte mit einer Leichtigkeit über die grüne Wiese hin, wie so eine polierte Holzplatte über die spiegelglatte Eisfläche.

Ich war erstaunt. Daß eine schiefe Fläche solch einen Erfolg haben könnte, hätte ich nimmer geglaubt. Dagegen war ja meine Messervorrichtung ein ganz plumpes Mittel.

Da aber konnte auch nur eines hier in Betracht kommen.

»Dieses Fahrzeug ist doch nicht auf Kiel gebaut,« wandte ich mich an Simmer, welcher hinten das kleine Steuerrad bediente.

»Nein, es ist ganz flach – flach wie ein Flußkahn. Es ist eben nur zum Befahren der Fucusbank bestimmt. Kommen wir einmal auf offene See, und ist diese nur etwas unruhig, so muß ein Kiel-schwert angebracht werden, sonst würden wir sofort kentern.«

Ja, aber wodurch wurde die Jacht denn eigentlich vorwärtsgetrieben? Ich stellte noch keine Frage, sondern schaute mich um.

Wenn ein Fahrzeug durch Maschinenkraft getrieben wird, so muß mit Kohlen geheizt werden, und dazu gehört ein Schornstein.

Das mag jetzt nicht unbedingt nötig sein, aber damals wußte man noch nichts von Petroleummotoren und dergleichen. Damals kannte man nur Kohle, oder meinetwegen auch, wie auf den Mississippi dampfern, Holz; aber unbedingt gehörte ein Schornstein dazu, sonst brannte das Feuer unter dem Kessel nicht.

Und hier? Von Schornstein gar keine Spur. Das Deck war überhaupt ganz glatt. Ein winziges Boot, das war alles.

Plötzlich lauschte ich. Was für ein eigentümliches Summen war das, das an meine Ohren klang? So eine schwermütige Melodie, zugleich aber doch faszinierend, taktmäßig – und das Summen schien wie aus dem Innern der Jacht zu kommen.

»So,« sagte Simmer, das Steuerrad einem halbnackten Indier übergebend, »nun wollen Sie wohl erst einmal das Innere der Galeerenjacht besichtigen.«

»Wie nennen Sie dieses Fahrzeug? Eine Galeerenjacht?«

»Ja, es ist eine Galeere. Nur daß die Menschen nicht, wie in früheren Zeiten, Riemen oder Ruder hin und her bewegen.«

Ich folgte ihm durch das niedrige Zwischendeck, in dem ich nicht aufrecht stehen konnte, in den untersten Raum hinab, so niedrig, daß ich kaum gebückt stehen konnte.

Hier saßen auf Bänken zwei Dutzend Indier, auf jeder Seite zwölf, bewegten sich im Rudertakt hin und her, dazu mit leiser Stimme ein Lied singend, jeder hatte auch scheinbar einen Rudergriff in der Hand, aber das war kein eigentliches Ruder, nur ein Griff, eine kurze Stange, die mit einer langen Zahnradwelle verbunden war, welche durch das ganze Schiff lief.

Eine technische Beschreibung, wie die Ruderbewegung in eine rotierende übertragen wurde, sei mir erlassen. Das würde so kompliziert werden, wie es in Wirklichkeit einfach war.

Ich staunte nicht schlecht. So etwas hatte ich eben noch nie gesehen. Sonst aber war mir alles gleich klar. Die Ruderer trieben eine Schiffsschraube, regelrecht hinten angebracht.

»Wir haben noch mehrere solche Galeerenjachten,« meinte Simmer.

»Wessen geniale Erfindung ist denn das?«

»Mata, Sahib,« entgegnete Simmer.

»Was sagen Sie da?«

»Weiß nicht, Herr. An dieses Hindustanische ›mata‹ müssen Sie sich noch gewöhnen, das werden Sie noch oft genug zu hören bekommen.«

Da sollte Simmer allerdings recht haben. Außerdem schien es mir schon jetzt, als sei auch dieser germanische Kapitän bereits etwas von dem indischen Phlegma, das wohl erschrecken kann, sich aber über nichts wundert, angesteckt worden.

Er konnte mir auch später wirklich nicht sagen, wer diese Erfindung eigentlich ausgegrübelt hatte. Diese Galeerenjachten waren schon dagewesen, als er in den Dienst des Maharadschas trat, und damit basta. Wenn sie einmal da waren, dann war es ja gut.

Ich betrachtete die Rudernden, lauter prachtvoll gewachsene, athletische Burschen, und das kam nun alles so zum Ausdruck, wie sie sich mit ihren nackten, braunen Körpern auf den Bänken hin und her bewegten, und dazu der leise, melancholische, und dennoch faszinierende Gesang – es machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, vor mir stieg die alte Römerzeit auf, ich sah die Galeere, von nubischen Sklaven bemannt. Nur die Fesseln fehlten.

Und doch, indische Verhältnisse . . .

»Das sind doch keine Sklaven?« fragte ich Simmer leise.

»Wie man's nimmt. Leibeigene des Maharadschas sind es jedenfalls, ohne freien Willen. Doch beruhigen Sie sich, die leiden keine

Not, sind auch äußerst zufrieden mit ihrem Schicksal. Sehen Sie nur, wie die sich ins Zeug legen, die brauchen keinen Taktschläger.«

Wir begaben uns wieder nach oben. Ueber die Fahrt selbst habe ich sonst nichts weiter zu sagen.

Blodwen verließ ihre Kabine nicht, meine Leute lungerten an Deck herum, manchmal löste einer zum Spaß einen braunen Ruderer ab, auch ich tat es einmal.

Unser Essen bestand während dieser sechs Stunden nur aus Hartbrot, Datteln und Feigen. Diese Indier waren Vegetarier. Sonst lebten sie meistens von Reis, den zu kochen hier aber die Gelegenheit fehlte.

Bemerkt sei, daß in alten Zeiten, von den Phöniziern an bis zu den Römern, welche schon nach Großbritannien fuhren, aber auch um Afrika herum, der Schiffsproviand ausschließlich aus getrockneten Datteln und Feigen bestanden hat. Etwas anderes verstand man gar nicht zu konservieren, und Feuerungsmaterial mitzuführen, um Hülsenfrüchte zu kochen, daran dachte man nicht, das hätte auch seine Schwierigkeiten gehabt, da hätte man doch eine Unmenge von Holz mitführen müssen. Damals kannte man noch nicht einmal das Brot. Das Mehl wurde als Mus genossen. Die Kunst der Brotbäckerei soll zuerst im Jahre 170 vor Christi Geburt in Athen ausgeübt worden sein, allerdings aus Aegypten kommend.

Also nur getrocknete Datteln und Feigen. Und das werden damals auch tüchtige Seeleute gewesen sein, die Mark in den Knochen hatten, ganz abgesehen von den Galeerenknechten, welche die zwanzig Meter langen Riemen bewältigen mußten. – –

Es war in der vierten Nachmittagsstunde, als vor uns die Insel lag, von welcher mir Simmer nun unterdessen schon zur Genüge erzählt hatte.

Auch sie hatte in der Mitte einen Berg, alles übrige scheinbare Land war nur eine Ansammlung von Seetang, der sich in der obersten Schicht in Humus verwandelt hatte.

Wie der Berg viel kleiner war als jener, auf dem wir gehaust, so auch die ganze Insel, etwa sieben geographische Quadratmeilen umfassend.

Wie mir Simmer erzählte, war sie vor anderthalb Jahren abgebrannt worden, und nun hatte sie einen Ackerboden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Drei und vier Ernten im Jahre, wobei natürlich das Klima zu bedenken ist. Heute schrieben wir den ersten Januar und konnten noch im Freien schlafen – ohne Kleider, freilich immer mit einer Gänsehaut.

Und das wurde benutzt. Diese schwimmende Insel wurde bebaut. Selbst Reis konnte in Masse erzeugt werden, indem der Wasserreichtum dieses Inselberges die für den Reisbau unumgänglich notwendigen Ueberschwemmungen zuließ, und am meisten waren es denn auch Chinesen, welche ich ernten und düngen und mit primitiven Pflügen die weiche Erde ritzen sah.

Der Maharadscha hätte sich und alle Menschen, die er hier zusammengebracht, unabhängig von aller Welt ernähren können, wenn er gewollt.

Doch was interessierte mich dies alles jetzt? Ich sah nur den ungeheuren Eisenkasten, aufgetakelt und mit zwei Schornsteinen, der dort in der geräumigen Bucht auf dem Wasser schwamm. Daneben lag ein anderer Dampfer, mindestens so groß wie meine ›Sturmbrant‹, und es sah nicht anders aus, als ob ein kleines Beiboot neben meiner ›Sturmbrant‹ gelegen hätte.

Eine ganz gewaltige Aufregung packte mich. Der Grund hierzu ist nicht so leicht zu erklären.

Von der größten Spannung dürfte wohl jeder befallen sein, der zum ersten Male ein Kriegsschiff oder solch einen modernen, riesigen Salondampfer betritt, um ihn zu besichtigen, und sein Herz

wird ihm auch weiter schlagen, wenn er die ungeheuren Maschinen sieht, wenn er aus einem Luxussaal in den anderen, durch die zahllosen Räume geführt wird.

Hat der Betreffende nur einigermaßen Phantasie, so wird er dabei träumen, er sieht, daß er sich tatsächlich in einer eigenen, ihm ganz fremden Welt befindet, von der ihm bisher auch der Traumgott nichts vorgegaukelt hat – und so werden sich seiner eben ganz eigentümliche Empfindungen bemächtigen.

Nun, ich war Seemann. Aber man schrieb damals den ersten Januar 1860. Und ich hatte bisher von dem Bau der ›Great Eastern‹ immer nur erst gelesen, Fabelhaftes – und ich besaß eine gute Dosis Phantasie – und nochmals: ich war Seemann!

Versteht der Leser, woher meine gewaltige Aufregung beim Anblick des mächtigen Eisenkolosses, der damals das achte Weltwunder genannt wurde?

Man könnte zum Vergleich, auch aus damaligen Zeiten, einen kleinen Dorfschlosser heranziehen, der aber in seinem Werkstätten schon ab und zu eine kleine Maschine herstellt, etwa für den landwirtschaftlichen Betrieb, oder solche doch zur Not repariert – es ist eben ein fähiger Kopf, der ohne Schule etwas gelernt hat – und dieser kleine Schlosser weiß, daß er hier nicht am richtigen Platze ist, er könnte etwas ganz anderes leisten – und er erschwingt das Reisegeld, um einmal nach Chemnitz zu fahren, um sich dort die damals unvergleichliche Hartmannsche Maschinenfabrik mit Tausenden von Arbeitern anzusehen – oder er ist gar entdeckt worden, er hat die Aufforderung erhalten, hinzukommen, er soll in dem Riesenwerke die Stelle eines Werkmeisters bekommen, mit dreihundert Arbeitern unter sich – und nun kommt er hin und sieht die ungeheure Fabrikanlage, ein ganzes Stadtviertel, er sieht die zahllosen Schlote rauchen, so etwas ist ihm noch nie im Traume erschienen, und nun soll er mit einem Male als Vorgesetzter darin mitwirken . . .

Das ist ein Gegenbeispiel. Versteht der Leser nun? Ich hielt solch ein ausführliches Gleichnis für nötig, damit man mir wirklich glaubt, daß ich beim Anblick dieses Riesendampfers von einer kolossalen Aufregung befallen wurde.

Sechszwanzigtausend Tonnen!! Zweitausendfünfhundert Pferdekräfte. Eingerichtet für viertausend Passagiere!!!

Mensch, versuche die Götter nicht!! Ich hatte davon ja schon genug gelesen, aber hier, wo der Riese handgreiflich vor mir lag, dieser Koloß von mehr als zweihundert Meter Länge, wie ein vieretagiges Haus aus dem Wasser ragend, da legte es sich mir auf die Brust, ich bekam wirklich gar keine Luft mehr.

Und dann stieg ich eine Falltreppe hinauf. Und da plötzlich hatte ich meine Ruhe wieder. Ich war Kapitän – wenn nicht von diesem Riesendampfer – *nevermind*, ich war Seemann, Kapitän, und ob der Schwimmer in einem Teiche oder im Ozean schwimmt, ob unter ihm eine Tiefe von zwei oder zweitausend Metern – ihm ganz gleichgültig, er ist in seinem Element, das er beherrscht – er schwimmt.

Das messingene Treppengeländer war blitzblank geputzt. Bravo!

So denkt eben der Seemann, der Kapitän. Denn was soll man von einem Schiffe halten, in dessen Messingteilen sich die Sonne nicht spiegelt?

Ich war zufrieden. Wenn dies ein Seemann liest, wird er mich sofort verstehen, es braucht nur ein Matrose, nur ein Schiffsjunge mit einer Reise zu sein.

Aber wie ward mir, als ich an Deck stand! Ich wurde wieder ganz verwirrt.

Daß es an Deck von Menschen wimmelte, hatte ich schon von unten gemerkt. Jetzt, mit einem Male mitten drin, verlor ich ganz die Besinnung – genau so, als wenn ich ungeschlachter Seebär plötzlich auf das Parkett eines glänzenden Hofballes versetzt worden wäre.

Das war ein Gewimmel von phantastischen Gestalten, von braunen Männern und braunen Weibern und braunen Kindern, das flatterte um mich herum von buntseidenen Tüchern und Turbanen und Gott weiß was, und das stank nach Moschus und nach anderem Teufelszeug . . .

Ich war fertig. Mit dem selbstbewußten Kapitän war es schon wieder vorbei.

Ich stand da wie der Ochse am Berge und glotzte hinein in das bunte Durcheinander. Maskerade im Elbschlößchen in St. Pauli.

»Ich glaube, die kochen hier gleich an Deck Kaffee,« sagte hinter mir einer meiner Leute, wohl ein Steuermann.

Ja, ich sah es auch. Da an Deck brannte ein Holzfeuerchen, darüber hing ein Kesselchen – gleich direkt an Deck brannte das Feuer, in die Holzplanken war schon ein anständiges schwarzes Loch hineingekohlt.

Heiliger Klabautermann!! Na, kann man denn nun verstehen, wie mir da zumute ward? Ich glaube, so ein alter pensionierter Major oder ein alter Knasterbart von Wachtmeister kann mich verstehen, wenn er sich vorstellt, die ganze Kompagnie träte zum Appell mit ungeputzten Stiefeln an.

Ich wurde immer kopfscheuer, ich stierte jetzt nur noch das Brandloch an Deck an, das Feuerchen, an dem ein Dutzend brauner, mehr oder weniger nackter Weiber kauerten.

»Das ist ja das reine Zigeunerlager,« sagte Beyer.

Jawohl, da hatte er das richtige Wort gefunden.

Aber an Bord eines Schiffes, an Deck – – Himmel, brich ein, Sonne, verlösche . . .

»Der Sahib und seine Begleiter möchten mir folgen.«

Wer das zu mir gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Ich war ganz chloroformiert. Aber ich folgte.

Ich hatte mich doch in eine Decke gehüllt, aber unterwegs war ich mit einem Male nackt, bis auf meine Bauchbinde. Die Decke

hatte sich irgendwo festgehakt, sie war mir von den Schultern geglitten, und ich merkte es gar nicht, spazierte so in meiner Bauchbinde hinter dem führenden Indier her – wäre so auch immer weiterspaziert, hätte mir nicht einer meiner Matrosen die Decke wieder über die Schultern gehängt.

Uebrigens hatte das hier gar nichts zu sagen. Hier liefen die Männer haufenweise herum, die nicht einmal so eine schöne Bauchbinde hatten, wie ich, nur eine kleine Andeutung von einem Schurze, und den nicht einmal!! Dort stand ein brauner Kerl, der war überhaupt ganz splitterfasernackt, so wie man geboren wird, er drängte sich zwischen eingemummte Weiber, und niemand kümmerte sich um ihn – und nicht etwa alle Frauen waren so eingemummt – dort spazierten ein paar braune Jungfrauen herum, die hatten auch kaum so ein kleines Feigenblättchen an – und wahrhaftig, dort stand eine holdselige Maid aus Schokolade, bei der fehlte sogar dieses Feigenblättchen.

»Du, Wilm,« sagte einer hinter mir, »dat is 'n Karnickelstall, hier blievn wi.«

Ich stolperte weiter – stolperte nämlich deshalb, weil an Deck überall menschliche Beine herumlagen, männliche und weibliche, behoste und unbehoste, und da lag auch noch vieles andere herum, über das man stolpern konnte. Einmal hätte ich bald einen Säugling totgetreten.

Es ging Treppen hinab, durch Korridore, wieder Treppen hinab, immer tiefer. Aber von alledem weiß ich nichts mehr. Ich war chloroformiert. Auch das Bewußtsein war mir ganz geschwunden, mich im Innern eines Schiffes zu befinden. Ich hatte einmal die Londoner Börse besichtigt, und die Erinnerung an dieses Labyrinth tauchte mir jetzt immer auf.

Und dann war ich in einem großen Saale. Und da kam mir plötzlich das Selbstbewußtsein zurück. Denn mehr als das, was ich im ersten Augenblick sah, flüsterte mir eine innere Stimme

zu: Richard, halte die Ohren steif, jetzt kommt's drauf an! – und da war ich eben plötzlich wieder der Kapitän Richard Jansen.

Ei, hier war's fein! Pikfein! Auf einem Passagierdampfer war ich noch nicht gefahren, hatte aber schon ein paar besichtigt, und wenn sich die damaligen Passagierdampfer, was ihre Einrichtung betrifft, auch nicht im entferntesten mit den heutigen Luxusdampfern vergleichen konnten, so suchte man doch schon damals den Passagieren möglichsten Komfort zu bieten, die einzelnen Reedereien machten sich da schon Konkurrenz.

Also auch ich hatte schon etwas von Kajütenluxus gesehen, aber so etwas wie hier noch nicht. Ueberhaupt war es ganz anders.

Alles orientalisches. Teppiche und Decken und Polster und Kissen – aber nun alles Seide und Samt und Atlas, und dann alles strotzend von Silber, Gold und Edelsteinen.

Faktisch, auf so ein Kissen, wie hier neben mir lag, durfte man sich nicht ohne Hosen setzen, sonst wurde der fleischigste Teil des Körpers gemustert, als hätte man sich auf Erbsen gesetzt. Das Muster bestand aus lauter erbsengroßen Edelsteinen. Ob die echt waren? Nu sicher! Von so einem indischen Maharadscha hatte ich doch schon gehört, in Bombay und Kalkutta, auch selbst schon etwas von indischer Pracht gesehen, wenn so die Radschas auf Elefanten und Rossen ihre Umzüge hielten.

Und dann dort die mächtige Wasserpfeife – Himmeldonnerwetter, so ein Gefunkel von Diamanten! Nee, da waren mir ein ausgesessener Großvaterstuhl und meine Kalkpiep doch lieber.

Und so alles Gold und Silber und Elfenbein und Edelgestein, wohin man nur blickte.

Dann aber fesselte mich die menschliche Gruppe, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildete. Denn da waren noch eine Unmenge von weißen und schwarzen, braunen und roten und gelben Männern und Weibern, die so in dem Saale herumlungerten.

Ich dachte lebhaft an Blodwen, oder vielmehr an die römische Villa, wo sich vor einem Throne mein Leben plötzlich so ändern sollte.

Das hier war nämlich auch wieder so ein Thron, der in der Mitte des Saales stand, aber alles mit Edelsteinen gespickt, daß man von dem Golde fast gar nichts sah, und in der Mitte dieses Steinhauens saßen drei Personen.

In der Mitte saß der Maharadscha. Das sagte man mir nicht, sondern das wußte ich gleich allein. Wer sich auf solch einen funkelnden Steinhauens setzen kann, das kann nur so ein indischer Nabob sein.

Alle Wetter, der imponierte mir! Es war ein schöner Mann, das tiefbraune Gesicht ernst, edel, und nun dazu ein mächtiger, langer, schwarzer Vollbart.

Die übrige Beschreibung seines Aussehens erlasse man mir. Ich kann Physiognomien und überhaupt die Aeüßerlichkeiten von Menschen nur schwer beschreiben. Das ist mir nicht gegeben. Oder ich muß reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Kurz, dieses Männchen imponierte mir wirklich. Nein, dieser Mann!! Jeder Zoll wahrhafte Majestät! Wenn ich den als meinen Herrn annahm, und er befahl mir, meine Hand oder meinen Kopf auf den Henkersblock zu legen – ich tat's, denn dann mußte das irgendeinen triftigen Grund haben, irgendeiner großen, guten Sache zum Nutzen sein.

Ich glaube, besser kann ich mich nicht ausdrücken.

Auf dem Kopfe hatte er einen mächtigen Turban mit ein paar Pfauenfedern, und eingewickelt war er in eine ganze Masse von goldstrotzenden Lumpen. Und auch alles wieder solche blitzende Steine.

Nun aber das, was zu beiden Seiten neben ihm saß! Für diese beiden Personen weiblichen Geschlechtes interessierte ich mich nämlich zunächst am allermeisten. Warum nicht? Verheiratet war ich ja noch nicht.

Und die waren auch wirklich des Anguckens wert.

Da war zunächst die Linke – von mir aus gerechnet. Ein prachtvolles Weibsbild! Eine majestätische Juno! Aber aus schwarzbrauner Schokolade. Wenigstens dem Gesichte nach. An den Händen hatte sie so viele Ringe, daß gar nichts davon zu sehen war. Sogar auf dem Handrücken hatte sie solche funkelnde Pflaster. Und ein stolzes Gesicht! Aber hübsch! Oder meinetwegen auch schön. Sogar sehr schön, wunderbar, herrlich, entzückend schön! Ich schätzte sie auf mindestens 150 Pfund – ohne die ganze bunte und goldene Kladderasche, in die sie eingemummelt war.

Das war ganz sicher die allererste Lieblingsfrau des Maharadschas von Radschputana. Mit der hätte ich einmal tanzen mögen. Ich liebe solche dralle Frauenzimmer – das heißt mit Abwechslung.

Und nun die Zweite, die rechte.

Die war gerade das ganze Gegenteil von der da. Schlank, aber doch sonst appetitlich rund am ganzen Körper, was ich nämlich beurteilen konnte, weil sie zwar angezogen war, aber nur mit so einer Art von ganz durchsichtigem Hemde. Faktisch – eigentlich hatte sie eine ganze Menge Zeug an, lauter solches Gewebe, in das sie eingewickelt war, dreifach oder vierfach, aber das Zeug war wie geschmeidiges Glas, und hätte sie irgendwo am Körper ein Leberfleckchen gehabt, ich hätte es sehen können. Natürlich nur vorn, sie drehte mir doch das Gesicht zu.

Und dieses Gesicht war einfach reizend, lieblich – oder, um mich einmal ganz poetisch auszudrücken; feenhaft. Sie hatte so etwas Holdseliges an sich, und so blickte sie mich auch gleich von vornherein an. Ich glaube sogar, sie lächelte mich an.

Vor allen Dingen aber hatte sie eine weiße Haut, und zwar am ganzen Körper, was ich vollständig beurteilen konnte, und trotzdem mußte ich sie den Gesichtszügen nach für eine Indierin halten.

Wirklich eine schneeweiße Haut! Und den ganzen Körper konnte sie sich doch nicht gepudert haben. Und warum soll es denn nicht auch Indierinnen mit weißer Haut geben? In Zentralafrika, gerade im heißesten Strich, gibt es eine weiße Negerrasse, ich hatte schon solche gesehen. Krauses, wolliges Haar, aber die Haut wie bei einem Norddeutschen im Winter, nicht einmal gebräunt. Und nicht etwa Kakerlaken.

Hinter diesen dreien standen noch ein paar Schokoladenmädchen und wedelten mit Fächern aus bunten Federn – alles so, wie es in Tausendundeiner Nacht sein muß und wie man auf Zigarrenkistendeckeln abgebildet sieht.

Ferner saß noch auf den Thronstufen, zu Füßen des Maharadschas, ein Unikum von einem Kerl. Ich habe eigentlich nichts weiter von ihm zu erwähnen, als daß es ein lebendiger Totenschädel war. Von Gesicht gar keine Spur, alles nur Knochen, mit einer gelbbraunen, schrumpfligen Haut überzogen. Auch die Nase fehlte, das war nur so ein zersplitterter Knochen – keine Ohren, keine Haare – – kurz und gut, ein perfekter Totenschädel, den man soeben aus der Erde gepaddelt hat. Nur daß darin ein paar lebendige Augen ganz unheimlich glühten. Von seinem Körper konnte ich nichts sehen, auch er war ganz in bunte Decken eingewickelt – nur eine Hand guckte hervor, und nach dieser mußte auch der ganze übrige Kerl nur aus Haut und Knochen bestehen, und das ist nicht nur so gemeint, wenn man mit Haut und Knochen einmal einen recht mageren Menschen bezeichnen will. Hier war offenbar kein Quentchen Fleisch vorhanden.

Mein Arm wurde berührt, der Kuli, der mich schon hierhergeführt, winkte mir, ich solle ihm folgen. Dann ergriff er auch meine Hand.

Um nun einmal zu sehen, ob ich auch unter wirklichen Menschen war, nicht nur unter Geschöpfen aus einem Märchen, nahm ich diese braune Hand etwas fester als eigentlich nötig war zwischen meine Tatze.

Der Indier stieß ein Wort hervor, welches ins Deutsche übersetzt, jedenfalls ›Autsch‹ bedeutete, riß seine Hand schnell aus der meinen – so, es war ein Mensch, nun folgte ich ihm willig.

Ich hatte überhaupt schon bemerkt, daß ich nur einen Schritt näher auf den Thron zutreten sollte. Ich sollte vorgestellt werden.

So geschah es denn auch. Doch erst kam noch etwas dazwischen.

Wie ich diesen Schritt tun wollte, trat mir jemand – natürlich war's wieder der dämliche Fritze, der dann aber die Schuld auf Pieplack schob – trat der mir von hinten auf meine Decke, welche infolgedessen abermals von meinen Schultern glitt, und wie ich mich schnell bücke, rutscht mir auch noch meine Bauchbinde herunter.

Na, ich konnte mir nicht helfen. Ich konnte mich nur, die treulose Bauchbinde aufhebend, wieder in meine Decke hüllen.

Uebrigens hatte das hier gar nichts zu sagen. Die Fächerwedler dort oben waren doch auch ziemlich ganz nackt, und die Lieblingsfrau an der rechten Seite eigentlich noch viel nackter. Und die lächelte mich nach wie vor holdselig an, während die Dicke an der anderen Seite keine Miene verzogen hatte, so wenig wie die anderen.

So stand ich vor dem Thron. Die holdselige Fee lächelte mich an, und der Maharadscha blickte über meinen Kopf hinweg ins Leere. Und dabei schien es bleiben zu wollen.

Simmer hatte es mir schon gesagt: dieser Maharadscha spräche kein Wort, er sei eine steinerne Statue. Das merkte ich jetzt. So etwas Regungsloses habe ich selten gesehen. Wenn so lebende Bilder gestellt werden, merke ich immer gleich, daß das Menschen sind. Das heißt, ich kann mich nicht in die Vorstellung hineintäuschen, dies seien Statuen; sie können sich noch so sehr mit Kreide beschmiert haben. Ich sehe die Brust gehen, ich sehe immer etwas zucken – ich fühle förmlich aus der weitesten Entfernung die Lebenswärme. Anderen mag es auch so gehen.

Diesen Maharadscha hier aber hätte ich, je länger ich ihn betrachtete, um so eher für eine wirkliche Statue gehalten. Nicht aus Stein, eher aus Holz geschnitzt. Wie er so dasaß, beide Hände auf den Knien, so abgezirkelt, kerzengeradeaus blickend – wirklich, ich dachte einige Augenblicke, es sei doch nur eine Statue.

Da senkte er langsam den Kopf, richtete ihn wieder auf – und mein Indier führte mich wieder einige Schritte seitwärts.

Dann kamen die anderen daran. Es war eine Defiliercour. Jeder meiner Leute mußte vor den Thron, ein langsames Nicken, und er konnte beiseite treten. Er war in Gnaden angenommen. Ob der Maharadscha auch einmal den Kopf schütteln konnte, wußte ich nicht.

Sonst kein einziges Wort. Der Bootsmann brachte den alten Holländer angeschleppt, ein Nicken, fertig!

Wir waren durch. Nur Blodwen mit dem Kinde fehlte noch. Aber sie sollte überhaupt nicht kommen.

Mein Führer winkte mir, ich folgte ihm. Es ging wieder Treppen hinauf und durch Korridore, in denen es von braunen Männern und Weibern wimmelte, und unterwegs merkte ich, daß meine Leute nicht mehr hinter mir waren.

»Wo sind meine Matrosen und die andern?« fragte ich den Führer, ihn einmal am Rockzipfel haltend.

»Mata, Sahib – weiß nicht, Herr.«

»Wohin bringt Ihr mich?«

»Mata, Sahib.«

Wußte der nicht einmal, wohin er mich führen wollte!

Aber ich ahnte schon etwas. Der spanische Kreole hat so eine verdammte Redensart, mit der er einen totmachen kann – *Quien sabe?* – Wer weiß es? – Hier schien etwas Aehnliches vorzuliegen.

Er kannte sein Ziel doch. Es war eine große Kabine – ein Zimmer, hätte ich bald gesagt, denn mir schwand das Bewußtsein wieder, mich auf einem Schiffe zu befinden – in der eine Menge

gelber, brauner und schwarzer Burschen längs der Wände auf Kissen kauerten, neben sich Papier und Rohrhalter zum Schreiben – das taten sie aber nicht, sondern sie rauchten sämtlich lange Pfeifen oder sogen den Qualm aus Papierröllchen – jetzt Zigaretten genannt, die damals aber in Deutschland noch ganz unbekannt waren – und hiermit waren sie so beschäftigt, daß sie höchstens noch Zeit hatten, ihre Fingernägel zu betrachten oder sich einmal an der Fußsohle zu kratzen.

Dann aber war noch ein anderer Mann vorhanden – ein holländischer General! Faktisch, das gelbe, zusammengeschrumpelte Männchen, das mir gleich von vornherein einen recht wehmütigen Eindruck machte, trug die große Generalsuniform der holländischen Fremdenlegion – ich war in Batavia gewesen, daher kannte ich das – goldstrotzend, der Dreimaster mit silbernen Klunkern, die Brust voll funkelnder Orden, und dazu einen Schlepssäbel – wenn er ihn aufrecht stellte, mußte er ihm bis an die Brust gehen.

Der hatte mich offenbar erwartet. Denn er rückte noch an dem Dreimaster herum und zog sich noch schnell weiße Handschuhe an, und das ging sehr fix, denn sie waren ihm viel zu groß.

Er klappte die Hacken zusammen, an denen er sogar ganz gewaltige Sporen hatte, und legte den baumelnden Zeigefinger an den Klunkerhut.

»Radscha Ridschar Dschanschan?«

»Bin ich.«

Denn meinen Namen hatte ich herausgehört, so pfiffig war ich.

»Hoble boble radschadadschaquatscha dschai dschai dschai.«

Nein, so pfiffig war ich nicht, um dies verstehen zu können.

»Ich spreche weder Hindustanisch noch Sanskrit noch Malaisisch.«

»Parlez-vous français?«

»Nee. Speak english?«

»Yes.«

Er sprach's nicht gut, aber jedenfalls besser, als wenn ich mit meinem bißchen Französisch losgelegt hätte.

Wir gingen in eine kleine Kabine hinüber, die außer vielen Kissen einige Schränke besaß.

Ich merkte mehr und mehr, daß dieses Generälchen überaus nervös war. Sein Gesicht zuckte wie seine Finger, und wenn er nicht mit diesen in der Luft herumzappelte, drehte er sich Zigaretten, mit einer fabelhaften Fixigkeit, pumpte sich die Lunge voll Rauch und warf die halbe Papierrolle weg, und während er den Qualm wieder von sich pustete, aus Mund, Nase und sogar aus den Ohren, drehte er sich schon wieder eine neue.

Er war schon so weit fertig, daß er nicht einmal einen zusammenhängenden Gedanken aussprechen konnte.

»Endlich bin ich ... den Göttern sei Dank, daß Sie gekommen sind, um hier ... ich bin hier ... ich war früher in der holländischen Fremdenlegion, habe es bis zum ... Administrator – Sie verstehen, ich habe hier alles unter ... bitte ...«

Er hatte wieder eine Portion feingeschnittenen gelben Tabak auf ein Seidenblättchen gelegt, reckte die Zunge weit zum Halse heraus, fuhr mit der Rolle über den Fleischlappen, klebte sie zu, bot sie mir an.

Ich dankte. Der Kerl hatte obendrein die galoppierende Schwindsucht.

»Ja, das Zigarettenrauchen ist sehr ... aber hier ist es sehr gesund wegen des Jods ... ich weiß hier weder aus noch ... nehmen Sie doch Platz und ... endlich sind Sie ...«

Man verlange nicht, daß ich unser Gespräch ausführlich wiedergebe. Ich dachte an Karlemann und wurde gewissermaßen zum Raubtierbändiger. So brachte ich nach und nach heraus, was ich eigentlich sollte.

Ordnung schaffen! Diesen Riesenkasten wieder flott machen. Denn hier herrschte eine heillose Wirtschaft, daß der Dampfer,

obgleich sonst alles intakt war, Kohlen und alles vorhanden, nicht wieder von hier weg konnte.

Wie das zu verstehen ist, wird man bald erkennen.

Die Hauptsache war: man hatte die Zügel aus der Hand verloren, und keine Faust war da, die sie wieder packen konnte. Das Staatsschiff war führerlos, es gehorchte nicht mehr dem Ruder, es stand überhaupt kein Mann am Ruder.

»Wie ist denn dieser mächtige Dampfer überhaupt hierhergekommen?«

Ein Kapitän Sawade hatte ihn vor einem halben Jahre hierherbugsiert, damals war noch eine weiße, geschulte Mannschaft an Bord gewesen, die wieder gegangen war, auf einem anderen Schiffe ihren Untergang gefunden hatte.

Um diese Auskunft zu erlangen, war mindestens eine Viertelstunde nötig gewesen. Der Administrator in Generalsuniform – er war wohl bei der Fremdenlegion Bureauschreiber gewesen, dann hatte er sich hier gleich selbst zum General ernannt, die Dekorationen waren Jahrmarktsorden, allerdings alles echt – dieses Männchen also fing dazwischen immer wieder von seinen Zigaretten an, von Sonne, Mond und Sternen und anderem Teufelskram.

Wo da das Schiff früher gelegen hatte – solche weitzurückgreifende Fragen durfte ich natürlich gar nicht wagen.

»Kam denn der Koloß durch den Seetang? Besaß er eine Vorrichtung?«

Nach einer weiteren Viertelstunde hatte ich heraus, daß der Kapitän Sawade mitten durch die Fucusbank einen schmalen Weg gekannt hatte, nur mit treibendem Fucus gefüllt, der den Dampfer nicht gehindert hatte.

»Ist dieser Weg immer offen?«

»Mata, Sahib Kapitän. Ich weiß nur, daß ... sehen Sie, ich rauche den Tag mindestens sechzig ... nicht wahr, heute beginnen die Christen das Jahr achtzehnhundertundsech ... wo habe ich

doch meine Zünd ... wir sind auch mit Zündnadelgewehr ... da muß ich Ihnen einen famosen Spaß erzählen ... «

Und weil er von seiner Zündholzschachtel auf Zündnadelgewehre gekommen war, dachte er nun weiter daran, daß heute eine seiner Frauen eine Nadel verschluckt haben sollte, verirrte sich dabei nach Java zu einer Tigerjagd und dann wieder zu Pariser Stiefeletten, und so konnte das immer weitergehen, wenn ich das Männchen nicht gewissermaßen beim Kragen nahm und es in diese Kabine zurückbrachte.

Himmelbombenelement noch einmal! Mit dem sollte man nun fertig werden! Der sollte mich in alles einweihen! Dabei aber war er nicht etwa wahnsinnig. Er mußte nur richtig behandelt werden, und das gelang mir immer mehr.

Also auch das brachte ich heraus; dieser offene Weg existierte wohl noch, aber niemand an Bord kannte ihn mehr, ich sollte ihn finden oder sonstwie das Schiff, die Freiheit von Indien, in wirkliche Freiheit bringen.

Aber nicht etwa, daß dies meine einzige Aufgabe war. Nicht etwa, daß nur deshalb das Schiff hier festlag. O, das sollte alles noch viel besser kommen.

»Also ich soll hier als Kapitän das Oberkommando übernehmen?«

Das war es!

»Gibt es hier an Bord noch andere europäische Seeleute?«

»Mata, Sahib.«

»Zum Teufel, Sie müssen doch wissen, ob hier noch andere Europäer drauf sind.«

Nein, er wußte es faktisch nicht. Dieser Herr Administrator, der über alles Buch zu führen hatte, konnte mir nicht einmal angeben, ob sich an Bord zweitausend oder viertausend Menschen befänden.

»Alles voll, alles voll,« sagte er, mit den Händen Kreise in der Luft beschreibend und seine vollgepumpte Lunge auspustend,

»voll wie meine ... der arabische Hakim sagt, ich hätte die Schwind ... da muß ich Ihnen erzählen, wie mich neulich der Portugar beschwind ... wo habe ich denn nur ...«

»Da war aber doch ein Kapitän Simmer, der mich abholte.«

»Dschimmer? Dschimmer? Kenne ich nicht. Aber kennen Sie das Kunststück, wie man ...«

Dann, als ich ihn fest gepackt hatte, mußte er zugeben, daß einige europäische Kapitäne und Matrosen vorhanden wären, aber wo zur Zeit – ›mata, Sahib‹.

Es gab noch andere kleine Schiffe, Galeerenjachten, die seien zum Teil mit europäischer Besatzung bemannt, die kämen manchmal her, brächten Proviant und was man sonst brauche, die bekämen auch Befehle, wo sie hinzufahren hätten ...

»Von wem bekommen Sie solche Befehle?«

»Von Seiner Herrlichkeit dem Maharadscha Ghasna Dschalip Subuktadscha,« deklamierte der General geläufig und verbeugte sich dabei.

»Der gibt direkt Befehle?«

»Nein, durch Toghluk.«

»Wer ist denn das, Toghluk?«

Nach tausend oder hundert Fragen erfuhr ich, daß dies der Totenschädel auf den Thronstufen war, und jetzt wurde die Sache mysteriös.

An Bord dieses Schiffes wohnte der allwissende und allmächtige Brahma selbst, da Brahma aber doch ein wesenloser Geist ist, hatte er sich in dem Mahbramanen Ghasna, der zugleich Maharadscha von Radschputana war, verkörpert, mindestens besaß dieser Brahmas Augen, so daß er alles sehen konnte, was in der Welt passierte, sogar im Stockdustern, und seine ausführende Hand war Rala Toghluk, ein heiliger Fakir, der noch viel mehr konnte als Brotessen.

So, nun wußte ich es. Mir wurde die Geschichte nach und nach langweilig. Außerdem wurde es dunkel. Und noch mehr, außerdem wurde ich langsam hungrig.

»Also ich bin hier Kapitän mit unumschränkter Vollmacht, nicht wahr?«

»Ja, das sind Sie.«

Es war der erste zusammenhängende Satz gewesen.

»Wer ernennt mich dazu?«

»Der Maharadscha Ghasna.«

Die Dunkelheit wirkte auf die Nerven dieses Männchens offenbar beruhigend, er konnte mit einem Male präzise Antworten geben.

»Kann ich da nicht etwas Schriftliches bekommen?«

»Die Urkunde ist schon ausgefertigt.«

Und der Herr Administrator begann denn auch gleich in einem Aktenschränke zu wühlen. Das hatte freilich wieder einige Schwierigkeit, er fand das Schriftstück nicht gleich und erzählte inzwischen von Zigaretten, Hosenträgern und anderen schönen Dingen, die insofern zusammengehören, als sie vom Aether des Weltalls eingeschlossen werden, also gewissermaßen in ein und derselben Schatulle liegen.

Dann aber hatte er es gefunden. Als er das Schriftstück auseinanderfaltete, war es ein Viereck von gut anderthalb Meter Durchmesser, kaum in den ausgestreckten Armen zu halten.

Als ich es hatte, fühlte es sich wie Seidenpapier an, schien aber zäh zu sein. Wahrscheinlich war es chinesisches Reispapier.

In der Dämmerung kam es mir vor, als ob Ameisen darauf herumkröchen.

»Was für eine Schrift ist das?«

»Hindustanisch. Hier wird nur Hindustanisch gesprochen.«

»Und das ist das Dokument, welches mich als Kapitän dieses Schiffes beglaubigt?«

»Ja, mit unumschränkter Vollmacht. Jeder, dem Sie diese Urkunde, vom Maharadscha selbst unterzeichnet und gesiegelt, vorzeigen, muß sich zu Boden werfen und Ihnen die Füße küssen.«

Das war es nun nicht, was ich hier verlangte. Außerdem stellte ich mir im Geiste vor, wie ich bei jeder Gelegenheit diesen mächtigen Bogen aus der Tasche zog, ihn hundertmal auseinanderfaltete und ihn dem Betreffenden, der mir irgendeinen kleinen Handgriff tun sollte, erst mit ausgestreckten Händen unter die Nase hielt. Ich habe nun einmal solche Einfälle.

»Lesen Sie mir das Ding einmal vor.«

Der Herr General brachte seine Nase auf das mit kleinen Ameisen bedeckte Papier.

»Ich kann die Schrift nicht mehr erkennen, es ist schon zu dunkel.«

»So machen Sie doch Licht.«

Der General wollte mit Streichhölzchen anfangen.

»Gibt es hier denn keine Lampe?«

Nein, im ganzen Schiffe nicht. Wenn jemand eine Kerze hatte, so war das nur Zufall. Hier wurde mit den Hühnern zu Bett gegangen.

Das heißt, Schiffslampen mußten wohl vorhanden sein, auch eine ganze Menge Fässer Petroleum, aber . . . »mata, Sahib« – Aufenthaltsort unbekannt.

»Wo bekommt man denn hier etwas zu essen? Ich habe mächtigen Hunger.«

»So essen Sie.«

»Ja, wo denn?«

Mensch, bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber. Diener gab's haufenweise, aber keinen Steward, hier mußte jeder sehen, wo er blieb. In der Küche wurde gekocht, da konnte man sich Essen holen.

Wie das eigentlich alles gemacht wurde, wer z. B. den Koch anstellte, woher dieser den Proviant bezog, oder was daraus wurde,

wenn der Koch einmal erkrankte, das blieb mir vorläufig noch ein Geheimnis, welches mir auch dieser Administrator nicht aufklären konnte.

Nun, später fand ich, daß dies alles überaus einfach war, der Administrator hätte mir nur ein einziges Wort zu sagen brauchen: Gütergemeinschaft.

Aber daß es so etwas auch an Bord eines Schiffes geben könnte, daran dachte ich damals nicht.

Jetzt fragte ich noch, woher ich Kleider bekommen könne. Der General wollte mir seine Garderobe zur Verfügung stellen, nicht daran denkend, daß mir seine Hosen nur bis an die Knie gingen.

Ich verzichtete. Ich hatte genug. Ich verließ die Kabine. Ich würde mir zu helfen wissen. Jetzt sollten die sofort kennen lernen, was ein Kapitän mit unumschränkter Vollmacht zu bedeuten hat. –

Bevor ich schildere, wie es mir an demselben Abend noch weiter erging, will ich hier erst etwas einschalten.

Der Leser dürfte mit Recht fragen: wo bleibt denn das Fabelhafte, was mir der Kapitän von diesem indischen Riesenschiffe erzählt hatte, dem ich mit solch glühendem Entzücken gelauscht, daß es meine Phantasie selbst im Traume verwirrt hatte?

Ja, auch ich war grenzenlos enttäuscht. Aber ich befand mich ja kaum erst zwei Stunden an Bord, ich konnte mir ja noch gar kein Bild machen, und später sollte ich erkennen, daß mir Kapitän Simmer doch nichts vorgeflunkert hatte. Ich sollte an Bord dieses Schiffes noch Märchenhaftes genug erleben.

Was man sonst von mir hier verlangte, das war mir schnell genug klar. Es galt, den Stall des Augias zu reinigen.

Was das bedeutet, ist wohl bekannt. Sonst soll es noch einmal gesagt werden.

Herkules war zur Sühne einer Schuld verpflichtet, zwölf Arbeiten zu verrichten, welche ihm sein Stiefbruder Eurystheus auferlegen würde.

Als siebente Arbeit bekam er den Auftrag, den Stall des Königs Augias zu reinigen, in dem seit vielen Jahren dreitausend Rinder gestanden hatten, ohne einmal gereinigt worden zu sein, und infolgedessen hatte sich der Mist derartig aufgehäuft, daß eine Reinigung außerhalb der Menschenmöglichkeit zu liegen schien. Schon viele hatten sich an die Arbeit gemacht, aber die dreitausend Rinder waren immer fixer gewesen als die Leute mit den Mistgabeln, es kam nur immer mehr hinzu.

Nun also erhielt Herkules den Auftrag, diesen Stall innerhalb eines einzigen Tages zu reinigen.

Bei dieser Arbeit zeigte sich der Göttersohn mehr als pfiffiger Ingenieur denn als Held – er leitete einfach das Wasser zweier Ströme durch den Stall und schwemmte auf diese Weise den ganzen Mist innerhalb eines Tages fort. Die Heldenarbeit mag nur darin bestanden haben, die beiden Ströme erst abzuleiten, wobei Herkules sicherlich tüchtig mit der Schaufel geschafft haben muß.

Wirklich, für mich lag hier eine ähnliche Aufgabe vor. Ich sollte Ordnung an Bord dieses Riesenschiffes bringen, auf und in dem vollkommene Anarchie herrschte – wenn auch im mildesten Sinne dieses Wortes.

War ich denn hierzu überhaupt befähigt?

Auch der Leser wird schon empfunden haben, daß ich mich bisher, seitdem ich mich Kapitän nannte, nicht besonders mit Ruhm bedeckt hatte. Zumal bei jeder geschäftlichen Angelegenheit hatte ich Fiasko gemacht. Ständig war ich von vorn und von hinten übers Ohr gehauen worden. Kurz und gut, ich eignete mich durchaus nicht zum Geschäftsmann, da war ich naiv und hilflos wie ein kleines Kind, und was man hier von mir verlangte, das hatte doch verzweifelte Aehnlichkeit mit einem geschäftlichen oder organisatorischen Unternehmen.

Eignete ich mich also hierzu wirklich, daß die Wahl des Maharadschas – für mich ebenfalls noch ganz rätselhaft – auf mich gefallen war?

Nun, ich will hier gleich vorausschicken, daß ich diese Aufgabe glänzend gelöst habe. Ja, ich habe diesen neuen Stall des Augias gereinigt, und das in kürzester Zeit. Ich habe vollbracht, was schon manch anderem mißlungen war. Denn wie ich später erfuhr, hatte ich schon drei Vorgänger gehabt, ebenfalls Kapitäne, welche Ordnung in diese heillose Verwirrung hatten bringen sollen. Aber alle drei hatten bald die Mistgabel verzweifelt hingeworfen.

Ja, in mir hatte der Maharadscha den rechten Mann gefunden. Denn hier wurden keine geschäftlichen Fähigkeiten, kein Finanzgenie gebraucht, sondern ein Mann, der meine urwüchsige Natur besaß, der genau so auftrat, wie ich es dann tat, was ich nun des weiteren schildern werde.

DIE FREIHEIT VON INDIEN.

Ich hatte also schnell die Kabine verlassen, hatte auf dem Korridor schon einige Schritte getan, ehe ich mir bewußt wurde, daß ich hier ja ganz fremd war, und hier herrschte schon eine Stockfinsternis.

Das zusammengefaltete Dokument hatte ich zwischen Leib und Bauchbinde geschoben, sonst hatte ich absolut nichts bei mir. Ich hatte ja aus dem Schiffbruch verschiedene Gegenstände gerettet, die ich eben damals bei mir gehabt – Messer, Bootsmannspfeife und dergleichen, auch meinen silbernen Zahnstocher nicht zu vergessen – aber diese Sachen hatte ich dann, als die Kleider durch die spitzen Steine immer weniger wurden, in den gemeinsamen Sack getan, der alle unsere Habseligkeiten barg, weil wir sie eben wegen Mangels an Taschen nicht mehr bei uns tragen konnten.

So fehlten mir jetzt vor allen Dingen Streichhölzer, um erst einmal das ›Wo bin‹ zu erkennen.

Ich machte die paar Schritte, die ich schon gegangen, ohne sie gezählt zu haben, zurück, fand einen Türgriff, schob die Tür auf und blickte in den Raum, in dem es jetzt ebenfalls vollständig

finster geworden war, in dem ich aber mit Sicherheit den kleinen General vermutete.

»Geben Sie mir doch eine Portion Streichhölzer, und dann müssen Sie doch wenigstens eine Kerze haben, sonst kommen Sie mit, ich muß unbedingt Licht haben.«

Keine Antwort.

»He, Herr Administrator, Herr General!!«

Keine Antwort.

»Schlafen Sie schon?«

Ich hörte nämlich bereits ein leises Schnarchen.

»He, Herr General, Sie müssen noch einmal auf, da hilft nun alles nichts!«

Ich tat einige Schritte hinein, wollte mich nach der Koje tasten, die ich vorhin gesehen – da stolperte ich über ein Bein, das auf dem Boden lag.

Na ja, es war ja ebenfalls ein Indier gewesen, oder doch ein Mischling, jedenfalls verschmähte er so ein europäisches Schiffsbett, hatte sich an den Boden auf Teppiche gelegt.

Ich bückte mich und hatte ein nacktes Bein in der Hand. Der Herr General hatte sich schon ausgehost.

Ohne daran zu denken, daß dies doch eigentlich recht fix gegangen war, packte ich erst das Bein und schüttelte es, dann griff ich weiter und bekam die nackte Schulter.

»Heh, Herr Administrator, geben Sie mir noch ein paar ... «

»Radschadadaschdadschdascha,« erklang es.

Da fühlte ich einen langen Bart. Nein, das war mein Generalchen nicht. Zugleich trat ich noch auf ein anderes Paar Beine, was ebenfalls ein radschadadscha erzeugte, wohl etwas verstimmt hervorgestoßen, aber nicht zornig, und wie ich weiter tastete, bekam ich ein unbekleidetes Frauenzimmer zwischen die Hände, das hatte ich sofort durchs Gefühl heraus, und nun begann es bei mir zu dämmern, daß ich in eine andere Kabine geraten war.

Gleichgültig, die mußten doch auch Streichhölzer haben, hier rauchte ja alles. Aber mein Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Die Männlein und Weiblein, mit denen wohl die ganze Kabine vollgepfropft war, wurden wach, ich forderte Streichhölzer auf englisch, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und holländisch – das Streichholz ist doch so ein Bedarfsartikel, welches der Seemann, der mit vielen Nationen in Berührung kommt, in allen Sprachen kennt – allein vergebens, diese Menschen verstanden mich nicht, die sprachen alle nur Hindustanisch – und was Streichholz auf Hindustanisch heißt, das wußte ich nun freilich nicht.

Kurz und gut, ich wurde mit den Leutchen nicht fertig, bekam kein Streichholz und kein anderes Licht – ich tastete mich über nackte Beine hinweg wieder zur Tür.

Mit dieser Gesellschaft war sonst wirklich gar nichts anzufangen. Nicht die geringste Aufregung, daß sich ein Fremder zwischen sie verirrt hatte. Kein Uebelnehmen, kein zorniges Wort, wenn ich so auf Beine und Zehen trat. Höchstens ein kleiner Schmerzensruf, der Fuß wurde zurückgezogen – aber nicht einmal ein Aufstehen gab's.

Ich war wieder draußen. Da mußte es wohl die nächste Kabine gewesen sein, wo ich den Administrator verlassen hatte, mit dem ich mich wenigstens verständigen konnte. Aber hier genau dasselbe. Wiederum nichts als unbedeckte Beine, die sich, wenn ich weitertastete, in unbedeckte Oberkörper fortsetzten, Männern und Weibern angehörend, und immer nur ein ›Mata, Sahib‹ oder ein sonstiges Gequatsche.

Ich abermals hinaus. Nun aber war es mir klar, daß ich die Kabine des Administrators schon hinter mir hatte. Ich war zu weit gegangen. Noch zwei Versuche machte ich, sie zu finden, geriet immer in vollbesetzte Kabinen, trat auf Beinen herum, erhielt unverständliche Antworten, nur kein Streichholz.

Jetzt gab ich die Hoffnung auf, den Administrator noch zu finden. Ich tastete den endlosen Korridor entlang, nach einem Lichtschein spähend. Auch hier ab und zu zwei unbekleidete Beine, quer über dem Korridor liegend.

»*Speak english? Parlez-vous français? Parla italiano?*« examinierte ich jedesmal, nachdem ich den Schläfer wach bekommen hatte.

»Radschadadschaquatsch.«

Und dabei blieb es. Keinem einzigen konnte ich mich verständlich machen. Und wegen des Nachtwandlers niemals die geringste Aufregung. Ich brauchte nur einen Schritt weiter gemacht zu haben, so hörte ich es hinter mir schon wieder schnarchen.

Dann kam ich an eine nach unten führende Treppe, stieg sie hinab, in der Hoffnung, in dieser Region ein Licht oder einen mich verstehenden Menschen zu finden.

Nichts war es! Auf diesem Korridore genau dasselbe! Ab und zu unbekleidete Beine und die freundliche Versicherung, daß man mich nicht verstände. Dagegen waren hier die Kabinen, die ich untersuchte, leer.

Himmelbombenelement! Wie lange irrte ich denn nun schon so umher? Außerdem hatte ich unterdessen meine Decke wieder einmal verloren, hatte mir auch gar keine Mühe gegeben, sie wiederzufinden.

Doch ungehalten wurde ich nicht. Im Gegenteil, mir hätte dieses nächtliche Abenteuer rechten Spaß gemacht, so etwas hatte ich denn doch noch nicht erlebt, wenn ... mich nicht schon seit einiger Zeit etwas Menschliches gequält hätte.

Nach diesem Orte suchte ich jetzt. Ich fand ihn nicht. Das wäre ja auch ein großer Zufall gewesen. Ich fühlte Teppiche, Polster, andere Gegenstände – nur den einfachen Sitz nicht, den ich suchte. Und dann kam auch keine Treppe mehr, auf der ich hätte wenigstens das Deck erreichen können.

Himmel Herrgott!! Was nun tun? Bei mir wurde es nach und nach die höchste Zeit. Ich bekam eine wahre Todesangst.

Na, weshalb sich denn da zu Tode ängstigen.

In solch einer verzweifelten Lage soll sogar bei jeder Hofdame der Anstand aufhören. Ich hatte gerade einen Smyrnateppich unter meinen nackten Füßen, und ich hatte keine Zeit mehr, erst eine andere Bodenart aufzusuchen.

Also los! Und als ich aufstand, hatte ich auch meine Kapitänsurkunde zurückgelassen. Jetzt war mir alles schnuppe. Und die Urkunde war gerade so hübsch weich gewesen.

So, da lag die ganze Geschichte. Und die Wanderung im Finstern wurde fortgesetzt, jetzt in größter Seelenruhe, und jetzt konnte ich lachen.

Wo mochten meine Jungen stecken? Die zu finden, durfte ich nicht hoffen. In diesem riesigen Schiffe hätte wohl auch schwerlich eine Bootsmannspfeife etwas genützt.

Da stieß mein Kopf an etwas, und es gab einen Ton von sich. Eine Glocke, eine außerordentlich große. Am Klöppel hing ein Riemen.

Sollte ich? Jawohl! War doch gespannt, was für einen Erfolg das hatte. Und ich fing an zu bimmeln. Die Glocke hatte einen ganz mächtigen Klang. Und ich läutete aus Leibeskräften, mit Zwischenpausen ein paar Minuten lang.

Nicht der geringste Erfolg. Kein einziger Mensch kam, weder mit noch ohne Licht.

Was die hier eigentlich dachten, das mochte ich auch wissen. Erhaben über alles, was um sie her vorging. Schon nach wenigen Schritten stolperte ich wieder über ein Paar Beine. Der Kerl war wach, hatte aber gar nicht daran gedacht, wegen der Bimmelei aufzustehen. Ich glaube, das Schiff hätte brennen können.

Und daß dem wirklich so war, daß wirklich das ganze Schiff hätte brennen können, ohne daß hier irgendwie die Seelenruhe

gestört worden wäre, das sollte ich später in einer fürchterlichen Situation noch als Tatsache erfahren.

Nun aber hatte ich dieses Nachtwandeln satt. Meine langen Beine sehnten sich nach Ruhe. Hier der Korridor hatte Holzbohlen, das war nichts – in der nächsten Kabine, in der ich wieder Teppiche und Polster fand, wollte ich meine müden Glieder ausstrecken.

Aber gerade jetzt wollte auf dem Korridor keine Tür mehr kommen, wie ich auch die Wand entlangastete.

Endlich doch! Es war eine sehr große, hohe Tür, die ich aufschob. Gleich schlug mir ein Parfümdunst entgegen, den ich nicht leiden mag. Doch der Teppich, den ich unter meinen nackten Füßen fühlte, war sehr mollig.

Also hier geblieben! Aber gleich neben der Tür brauchte ich mich nicht hinzulegen. Ich tat einige Schritte hinein, verlor an einer Ecke die Fühlung mit der Wand, warf beim Tasten einige Gegenstände um, deren Ursprung oder Beschaffenheit ich nicht erraten konnte, ging weiter – plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen.

Es waren zwei Stufen, die ich hinabstolperte, und so etwas ist im Finstern bekanntlich sehr unangenehm, man weiß nicht, ob man nur zwei Stufen oder zwei Etagen hinabfallen wird – und in meinem begreiflichen Schreck verlor ich nun völlig die Balance und schlug der Länge nach auf etwas Weiches.

Gott sei getrommelt und gepfiffen, daß du so schnell gelandet bist, dachte ich, und dann konstatierte ich, daß das weiche Polster, auf das ich der Länge nach gefallen, ein Frauenleib war, nicht ganz nackt, aber doch so ziemlich.

Wie ich noch so dachte, was nun tun, ob hier eine Entschuldigung angebracht wäre, mich vor allen Dingen noch dem fröhlichen Bewußtsein hingebend, dank dieses menschlichen Polsters nichts gebrochen zu haben – da umschlangen mich plötzlich zwei dicke, nackte Arme, die gleich meinen Kopf herabzogen.

»Radschadaschaquatscha.«

So wurde mir mit heißem Atem ins Ohr geflüstert.

Himmeldonnerwetter!! Was sollte ich tun?

Na, ich will's kurz machen. Ich blieb gleich hier liegen. Die ganze Nacht.

Es war ein strammes Frauenzimmer, das mich nicht mehr aus den Armen ließ. Ich dachte einmal an Blodwen . . . aber nur sehr flüchtig.

Gott, ich war doch nicht verheiratet, und überhaupt, was hätte ich denn machen sollen? Ich konnte doch nicht um Hilfe schreien.

Das Weibsbild war verliebt bis über die Ohren. Merkwürdigerweise wußte sie, wer ich war. Sie nannte mich mehrmals ›Sahib Kapitana‹. Von ihrer sonstigen Quatscherei, die sie mir oft ins Ohr flüsterte, verstand ich nichts. Jedenfalls war's ein prachtvolles Weib. Und dann mußte es etwas Vornehmes sein. Sie hatte eine Unmenge von Ringen auf den Fingern.

Herrgott, dachte ich einmal, das wird doch nicht etwa gar . . .

Da schlief ich ein.

Als ich erwachte, drang durch die Bollaugen schon der Tag herein. Zuerst wußte ich gar nicht, wo ich war. Ich hielt alles für einen kuriosen Traum.

Wie ich mich so mit halbgeöffneten, schlaftrunkenen Augen umschaute, sah ich eine sehr geräumige Kabine, prachtvoll eingerichtet, aber nach orientalischer Art, also statt der Möbel mit Polstern und Kissen, dabei alles strotzend von Goldstickereien – dann wurde ich gewahr, daß ich ziemlich tief lag, auch nur auf so einem Teppichbett – und was hatte denn der dicke, braunschwarze Arm zu bedeuten, der da quer über meiner Brust lag?

Da kam langsam die Erinnerung, ich wendete den Kopf zur Seite – jawohl, da lag sie noch an meiner Seite, so ziemlich in paradiesischer Unschuld, ich konnte ihr Gesicht sehen, und . . . weiß Gott, die erste Lieblingsfrau, die auf dem Throne rechts neben dem Maharadscha gesessen hatte!!

Was ich in diesem Augenblicke gedacht habe, kann ich gar nicht schildern. Ich sollte auch gleich etwas anderes zu denken bekommen.

Da höre ich neben mir, auf der anderen Seite, ein Murmeln, ich drehe den Kopf dorthin, schon von einer bösen Ahnung erfüllt, und ... da kniet neben dem Teppichbette, nur zwei Schritte von mir entfernt, der Maharadscha in höchst eigener Person auf dem Boden, das Gesicht gegen das Bollaage gewendet, verbeugt sich immer – verrichtet sein Morgengebet!

Na, was daraus noch werden sollte, darauf war ich doch wirklich gespannt. Hatte der mich denn noch gar nicht gesehen? Doch unbedingt! Ja, aber ...

Ich dachte überhaupt gar nichts mehr. Mir blieben Herzschlag und Denkfähigkeit und alles stehen.

Wenn der jetzt fertig ist mit Beten und steht auf und sieht dich hier neben seiner Lieblingsfrau ... du kannst ja gar nicht dafür, aber ... Ehebruch, Mord, Folterqualen ... sollst du ihn zuerst niederschlagen oder läßt du ihm den Vorrang ... und dabei glotze ich den Maharadscha, der schon in vollständigem Ornat ist, immer an.

Er ist noch nicht fertig, murmelt noch immer seine Sprüche, da wird das Weib neben mir lebendig, sie ist erwacht – ›radschadadschaquatscha, Sahib Kapitana‹ sagte sie zu mir im zärtlichsten Tone und drückt mich an ihr Herz – und wie ich noch überlege, ob ich jetzt aufspringen und das Weite suchen oder dem da eins über den Kopf geben oder mir eine Decke über die Nase ziehen soll, daß er mich vielleicht nicht sieht, da erhebt sich der Maharadscha, baut sich vor unserem Bett auf, und während sich seine Lieblingsfrau gar nicht in ihren Gunstbezeugungen stören läßt, macht der vor mir eine höfliche Verbeugung, mit der Hand auf dem Herzen, murmelt etwas, jedenfalls wünscht er mir einen gesegneten Morgen, wendet sich und verläßt mit majestätischem Schritte die Kabine.

Ich starrte ihm nach. In meinem Kopfe drehte sich noch immer alles. Ich konnte es nicht fassen. Das braune Weib belehrte mich, daß es noch immer neben mir lag.

Aber da gab es nun nichts. Aufklärung konnte die mir doch nicht geben, wir verstanden ja einander nicht – nur in der Sprache, die alle Welt versteht – und damit war mir jetzt nicht mehr gedient, ein ganz undefinierbares Gefühl packte mich plötzlich, ich sprang auf und floh davon wie weiland . . . wie der keusche Joseph vor Potiphars Weib, hätte ich beinahe gesagt.

Nein, diesen Vergleich durfte ich nun freilich nicht herbeiziehen. Nicht einmal meinen Mantel konnte ich in ihren Händen zurücklassen, ich hatte ja gar keinen mitgebracht. Aber ich floh.

Auf dem Korridor strömten wieder Menschen hin und her, lauter braune und schwarze und gelbe, ganz verschieden angezogen, nur nicht in europäischer Tracht, manchmal auch gar nicht angezogen.

Deshalb fiel auch meine lange Wenigkeit nicht im geringsten auf. Und doch, es war merkwürdig, daß man mich blonden Jüngling mit dem schneeweißen Körperteint so wenig beachtete.

Nun, mein Entschluß war gefaßt. Ich hatte mich wiedergefunden. Und wenn ich auch meine seidenweiche Vollmachtsurkunde zu anderen Zwecken benutzt hatte – ich fühlte mich als der Kapitän, der über alle diese Leute und über dieses ganze Schiff gesetzt worden.

Das erste war, daß ich einen Kerl anhielt, der in einen prachtvollen roten Mantel gehüllt war.

»Sprechen Sie Deutsch, Englisch, Französisch? Nee? Tut mir leid, dann geben Sie mir mal Ihren Mantel her.«

Schon hatte ich dem Mephisto den roten Mantel von den Schultern genommen – ich weiß nicht, was er dabei dachte, er schien etwas fassungslos zu sein – als ich eine mir jetzt viel interessantere Gestalt erblickte.

Es war ein Gelber, der an mir vorübergehen wollte, wahrscheinlich ein Araber, baumlang und ... vollständig modern nach europäischen Begriffen gekleidet, in einen dunkelblauen Jackettanzug, nur ein rotes Fes tragend.

Es war der erste europäische Anzug, den ich hier erblickte, und der kam mir gerade recht zu passe, zumal er meine Größe besaß.

Ich trat ihm in den Weg, fragte diesmal nicht erst, ob er Deutsch oder Englisch oder Französisch könne, sondern ich griff gleich zu, streifte ihm zunächst die Jacke ab.

Der Mann war sichtlich erschrocken. Sollte er auch nicht!

»Aber, mein Herr,« fing er auf englisch an, »was wollen Sie denn von ... «

»Ihre Weste will ich haben,« sagte ich und begann ihm diese abzuknöpfen.

»Ich bin – ich habe ... «

»Sie sind mein Mann, den ich jetzt brauche, weil Sie gerade die richtige Länge haben,« sagte ich und streifte ihm die Hosenträger über die Schultern. »So, nun ziehen Sie mal Ihre Hosen aus.«

»Aber, Herr Kapitän, ich bin ... «

»Sie wissen also, wer ich bin? Dann her mit der Hose!«

Und weil er mir zu langsam war, stellte ich ihm ein Bein, und als er auf dem Boden saß, zog ich ihm erst die Stiefel aus und dann die Hose und dann das Oberhemd.

Er trug noch Unterhosen, die wollte ich ihm großmütig lassen, ebenso wie die Strümpfe. Von zweiterhand Strümpfen bin ich kein Freund.

Er hatte die Sprache verloren, glotzte mich an, wie ich jetzt Hosen, Stiefel, Hemd, Weste und Jacke anzog. Kragen und Schlips brauchte ich nicht, die konnte er sich dann wieder umbinden.

»Sehen Sie, geehrter Herr,« sagte ich während dieser Beschäftigung, »ich bin es überdrüssig, hier als Kapitän im Adamskostüm herumzulaufen, und daß hier Gütergemeinschaft herrscht, das habe ich nun schon heraus, also nehme ich mir die Freiheit ... «

»Aber Sie brauchen doch nur nach dem Garderobenraum zu gehen, da können Sie sich alles aussuchen . . . «

»Wenn Sie den Garderobenraum kennen, so gehen doch lieber Sie hin, ich bin mit Ihren Sachen gerade recht zufrieden, sitzt alles wie angegossen. Doch da wir uns verständigen können, werden Sie mir jetzt gleich als Führer dienen . . . «

»Ich bin in den Harem des Maharadschas befohlen,« stieß der Entkleidete hervor, sprang schnell auf und rannte davon, und nachlaufen konnte ich nicht, weil ich noch mit meiner Hose beschäftigt war.

Wie ich später erfuhr, war es der arabische Arzt gewesen, den ich ausgezogen hatte. Und das merkte ich sofort, daß es hier absolut kein Uebelnehmen gab. Der Mann war nur überrascht gewesen, daß ihm jemand so ohne Weiteres die Hosen auszog, nichts weiter. An der Weste baumelte noch eine goldene Kette, daran eine goldene Uhr – es hat sehr lange gedauert, ehe sie Effendi Abdallah von mir zurückerbat, in aller Bescheidenheit, und hätte ich nein gesagt, so wäre die Uhr mein Eigentum gewesen. Hier herrschte perfekte Gütergemeinschaft, die freilich nur zwischen solchen Indiern möglich war, welche absolut nichts von Egoismus und dergleichen wußten.

Nun aber war ich wiederum allein. Kein Mensch konnte mich verstehen. Doch jetzt, in ordentlichen Sachen, wieder feste Leder-sohlen unter den Füßen, fühlte ich mich ganz bedeutend sicherer.

Um meine Lebensfröhlichkeit völlig wiederzugewinnen, fehlte jetzt nur noch eines – und da kam dieses auch schon anmarschiert, nämlich eine Reihe von Männern, Weibern und Kindern – doch die waren Nebensache, Hauptsache hingegen, daß sie alle Holz- oder auch Porzellannöpfe trugen, aus denen es gar lieblich duftete.

Sie hatten sich ihr Frühstück geholt, bestehend aus Reis mit Curry. Curry ist ein pfefferartiges Gewürz, aus einer Wurzel hergestellt, und der Indier will alles mit Currypulver angerührt haben, auch wirklich ausgezeichnet schmeckend. Nur gehört dazu

eigentlich noch in Würfel geschnittenes Hammelfleisch – und siehe da, nicht alle waren hier Vegetarier, da schwammen wirklich schon die Hammelfleischwürfel in dem rotbraunen Reis.

Diejenigen, welche solche Schüsseln trugen, ließ ich nicht an mir vorbeigehen, nur der Löffel fehlte, doch ich wußte mir zu helfen, ohne wie die Indier und Araber mit den Fingern essen zu müssen, ein Weib hatte ein Näpfchen mit Zucker, dieses Näpfchen diente mir als Löffel, und schmunzelnd sahen mir die Beraubten zu, wie ich vier solcher ansehnlichen Schüsseln leerte.

So, nun fühlte ich mich wieder als Mensch.

Diejenigen, deren Schüsseln ich geleert, gingen wieder zurück, und ich folgte ihnen, in der Aussicht, wenn nicht an Deck, so doch nach einer Küche zu gelangen, wodurch sich meine Kenntnis des Schiffes doch wenigstens in etwas erweiterte.

So war es denn auch. Erst hatte ich noch zwei Treppen hinaufzusteigen. Ueberall wurde von braunen Männern gereinigt, gefegt, geputzt. Also ein Arbeitsplan herrschte dennoch hier. Nur wer diesen entwarf, wer hier anstellte, das war mir noch ein Rätsel. Verständigen konnte ich mich mit keinem einzigen.

Die Quelle, wo die Schüsseln gefüllt wurden, befand sich im Zwischendeck, deren es allerdings mehrere gab. Doch so ausführlich will ich nicht werden.

Es war eine regelrechte Küche, in dem vier braune Köche hantierten, aus großen Töpfen die Näpfe der Vorübergehenden mit Schöpflöffeln füllten. Es ging ganz ruhig zu, jeder trat hinten an und wartete geduldig, bis er an die Reihe kam. Kein Stoßen, kein Schieben, noch weniger eine Spur von Zank. Nichts weiter als ein fröhliches Schwatzen. Gefeuert wurde mit Steinkohlen.

Alles blickte nach mir, neugierig, aber ohne Scheu, vielmehr wurde gelacht, und der eine braune Koch winkte mir kollegial zu, heranzukommen.

»Du Kapitän?« grinste er vergnügt, sich eines gebrochenen Englisch bedienend.

»Woher weiß du das?«

»Fango uns erzählt.«

»Wer ist Fango?«

»Fango Teppiche poch poch machen.«

Nun, dieser Teppichausklopfer schien nicht die richtige Person zu sein, an welche ich mich zu wenden hatte.

»Wer hat dich hier angestellt?

»Angestellt?«

Der Koch verstand mich gar nicht.

»Wer ist hier der erste Koch, wer der zweite, der dritte, der vierte?«

»Nix zweiter und dritter und vierter Koch – wir alle erster Koch.«

Ich will gleich sagen, was für ein Verhältnis hier herrschte; mir ging schon jetzt eine Ahnung davon auf.

Hier herrschte vollkommener Anarchismus. Aber im edelsten, im idealsten Sinne gemeint. Denn eigentlich hat der Anarchismus ja gar nichts mit der Bombenwerferei zu tun. Doch da man dies mit dem Worte Anarchismus nun einmal immer verbindet, so wollen wir dieses Wort lieber nicht gebrauchen und dafür sagen: hier herrschte die idealste Gütergemeinschaft und Arbeitsteilung – einer für alle und alle für einen.

Solch ein idealer Zustand war freilich nur unter diesem indischen Völkchen möglich, und dann hatte das auch seine bedeutenden Schattenseiten.

Dieses Riesenschiff war vor einem Jahre nach einem kleinen, fast unbekanntem indischen Inselhafen gekommen, hatte hier die in Europa angefertigte Maschinerie und die ganze übrige Einrichtung erhalten – doch über die Einzelheiten konnte ich niemals etwas Richtiges erfahren, zuletzt wurde ich auch so, daß ich alles nahm, wie es nun einmal war – der Maharadscha war mit seinem ganzen damaligen Hofstaat an Bord gekommen, der Kapitän Sawade, der mir ebenfalls immer eine mysteriöse Figur blieb, hatte

die ›Freiheit von Indien‹ hierhergebracht, und nun hatte auf dem festgefahrenen Schiffe alles seinen alten Lauf genommen.

Dieser Koch hier hatte schon im Palaste des Maharadschas die Bedientenküche unter sich gehabt. Und schon am Hofe dieses Maharadschas hatte solch ein ideales Arbeitsleben geherrscht.

Ging einmal ein Koch durch Tod oder aus einem anderen Grunde ab, so kam von selbst ein anderer Mann, dem es Vergnügen machte, für die anderen das Essen zu bereiten, und so war das hier bei allem und jedem, jede Aufsicht, jede Anstellung fehlte, und dennoch wickelte sich das ganze Leben aufs beste ohne jeden Zank und Streit ab.

Freilich hatte das auch seine Schattenseiten. Dazu kam überhaupt das ganze indische Dienstbotenwesen in Betracht.

Bekanntlich sind in jedem indischen Hause, welches etwas gelten will, eine ganze Menge von dienstbaren Geistern angestellt, bei denen die Arbeitsteilung mit lächerlicher Akkuratess durchgeführt ist.

Wenn ich in solch einem indischen Hause zu Gaste bin, liege ich auf dem Diwan, ein Diener fächelt mir Kühlung zu, ich will Feuer für meine Zigarre haben, sage es dem Diener, er soll mir dort das Feuerzeug geben – fällt dem Kerl gar nicht ein, der hat nichts weiter zu tun als mit dem Fächer zu wedeln – da aber mein Wunsch dennoch erfüllt werden soll, so läuft er hinaus und sucht im ganzen Hause den Mustapha, denn dessen Amt, ist es, mir Feuer zu geben – und wenn es auch eine halbe Stunde dauert, bis er den Mustapha gefunden hat – so lange muß ich eben warten, wenn ich zu faul oder wie der Indier zu stolz bin, mir dort das Feuerzeug selbst zu holen – und wenn ich wissen will, wieviel Grad Wärme heute sind, so ist da wieder ein besonderer Diener angestellt, welcher das Thermometer unter sich hat, und in sehr großen Häusern hat so ein brauner Kerl überhaupt nichts weiter zu tun, als das Thermometer zu beobachten und auf Befragen die Zahl der Grade abzulesen.

Das ist tatsächlich so. Jeder, der in Indien gewesen ist, wird dasselbe erzählen.

Hier war es insofern etwas anders, als jeder gern dem andern half. Aber im Grunde genommen doch genau dasselbe.

Da hatten z. B. zwei braune Männer täglich das Messinggeländer einer Treppe zu putzen, der eine das linke, der andere das rechte. Eines Tages kam der Linke nicht mehr, hatte eine andere Anstellung erhalten, war sonstwie verschwunden. Der andere putzte jeden Tag sein rechtes Geländer auf's gewissenhafteste – aber um das linke kümmerte er sich nicht, das konnte erblinden und verrosten. Bis ein neuer erschien, der sich wieder des linken Geländers annahm.

Aber ob dies der Mann freiwillig tat, oder ob er da von irgend jemandem den Befehl dazu erhielt, das sollte mir noch lange ein Geheimnis bleiben.

»Woher bekommst du den Proviant, den du kochst?«

»Den bringt mir Rahal.«

»Und die Kohlen?«

»Die bringt mir jeden Abend Nilikan.«

»Wo ist dieser Nilikan jetzt?«

»Mata, Sahib.«

»Was machen die beiden sonst?«

»Mata, Sahib.«

Da war es immer die alte Geschichte. Keiner wußte vom andern etwas.

»Du essen willst?« schmunzelte der Koch, mir einen Napf haltend. »Deine Diener auch schon Essen von mir.«

»Wie, meine Leute waren schon hier und haben sich Essen geholt?«

»Ja, Sahib, viel, viel Essen.«

Na, endlich doch eine Kunde, daß sich meine Leute noch an Bord befanden! Aber wieviel und wer es gewesen, daß konnte ich

durch Beschreibung nicht herausbringen, hatte ja auch gar keinen Zweck.

»Nix essen wollen?« schmunzelte der braune Koch, mir noch immer die Schüssel vorhaltend, und jetzt griff er mit den Fingern in den dicken Reis, formte eine Kugel und wollte sie mir in den Mund schieben, der ich nur ausweichen konnte, indem ich schnell einen Schritt zurücktrat.

Na, warte, du sollst noch kennen lernen, was ein Kapitän zu bedeuten hat!

»Hallo, Käpt'n!« erklang es da nicht weit von mir.

Ich hätte in dem Türkenkostüm bald meinen Bootsmann nicht erkannt, obgleich der Kaftan die krummen Beine nicht ganz verbergen konnte.

Endlich eine verwandte Seele!

»Wo sind die anderen?«

»Mata, Sahib,« war die vergnügte Antwort.

»Höre,« sagte ich und hob die Faust, mußte aber dabei doch lachen, »wenn du jetzt auch mit dieser nichtswürdigen Antwort anfängst, dann . . . Wo sind die anderen, die Offiziere?«

Er wußte es wirklich nicht. Er hatte sie ebenfalls schon gestern abend verloren.

»Wo hast du geschlafen?«

»Habe gar nicht geschlafen, Käpt'n.«

Dabei aber zwinkerte der Kerl so verdächtig mit den Augen.

»Was soll das heißen? Wo bist du denn die ganze Nacht gewesen?«

»Bei einer Japanerin – o, eine lütte seute Deern, Käpt'n.«

Und der krummbeinige Bootsmann schnalzte mit der Zunge, schnalzte mit den Fingern und verdrehte die Augen.

Ich konnte ihm keine Vorwürfe machen.

»Du hast überhaupt heute keinen gesehen?«

»Ja, den Moritz – ich guckte in eine Kabine – aber der hatte eine Schwarze – da war ich überflüssig – da bin ich gleich wieder gegangen.«

»Hast du die Lady gesehen?«

Nein, von Blodwen wußte der Bootsmann erst recht nichts.

»Wir wollen an Deck gehen.«

Diesen Weg wußten wir bald zu finden. Unterwegs kamen wir noch an einer anderen Küche vorbei, in der offenbar nur Kaffee gebraut wurde.

Dann befanden wir uns an Deck, auch schon wieder mit Menschen gefüllt, die meistens Toilette machten, sich wuschen, Männlein und Weiblein in paradiesischer Unschuld.

Da sah ich zwischen den halb und ganz nackten Gestalten einen Menschen spazieren, der einen grau und schwarz gewürfelten Anzug an hatte, und unter der Mütze quollen blonde Haare hervor.

Wieder jemand, an den ich mich halten konnte. Aber wie er sich herumdrehte, war es Mahlsdorf, mein erster Steuermann.

»Was machen Sie denn hier?«

»Ich suche Sie und unsere Leute.«

Auch Mahlsdorf hatte alle Fühlung verloren.

»Weiß der Teufel, wie man sich aber auch hier verkrümmeln kann!« sagte er.

»Wie haben Sie denn die Nacht verlebt?«

»Fein!« war die prompte Antwort. Dann aber kratzte er sich wie verlegen hinter den Ohren.

»Wissen Sie, Herr Kapitän – als ich fünfzehn Jahre alt war – ich ging noch zur Schule, ins Gymnasium, bin erst später zur See gegangen – da kratzte ich einmal von zu Hause aus. Hatte eine Dummheit gemacht. Und da geriet ich zwischen so eine Zigeunerbande, bin ein paar Wochen mit ihr herumgezogen, bis man mich aufstöberte und zurücktransportierte. Aber hübsch

war's doch gewesen, damals zwischen den Zigeunern und zwischen diesen braunen Mädeln und Frauen. Aber da gibt's ja überhaupt gar keinen Unterschied. Na, was ich da alles erlebt habe. Und ich war erst fünfzehn Jahre alt. Und – wissen Sie, Herr Kapitän – ich muß immer daran denken – das hier ist nämlich auch so ein Zigeunerlager. Nur auf dem Wasser.«

Ja, da hatte der Steuermann recht. Das war ein richtiges Zigeunerlager. Nur zur See. Seezigeuner. Aber sonst stimmte alles. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – Gütergemeinschaft und ... Weibergemeinschaft. Und das alles in der holdseligsten Unschuld. Wie im Paradiese!

»Woher haben Sie denn diesen famosen Anzug, auf dem man Schach spielen kann?«

Mahlsdorf hatte das Garderobelager entdeckt! Das war schon etwas. Wenn jeder so etwas fand, dann wollten wir im Laufe einiger Jahre hier schon zurechtkommen.

»Alles vollgepfropft von Wäsche und Kostümen, freilich mehr für Indier und Türken, nur ein paar europäische Anzüge waren da, ich fand den hier am passendsten.«

»Und wo ist dieses Garderobelager?«

Der Steuermann kratzte sich wieder hinterm Ohre.

»Kapitän – wenn ich offen sein soll – tief, tief unten im Schiff – aber wieder hinfinden könnte ich mich nicht. Dieser Bienenstock ist mir gar zu riesenhaft.«

Also da war es wieder nichts mit meiner Hoffnung gewesen.

»Jetzt,« sagte ich, »müssen wir erst einmal eine feste Position gewinnen, und das kann nur die Kommandobrücke sein.«

Diese befand sich ziemlich weit vorn – das mußte ja auch auf dem über 200 Meter langen Schiffe sein – war ein mächtiges Ding, ein ganzes Gerüst mit vielen Etagen, obendrauf das Kartenhaus war dementsprechend groß, so eine ansehnliche Villa, und dann noch eine ganze Menge Nebengebäude – wenn sich ein Seemann so ausdrücken darf.

Schon von unten bemerkte ich eine Menge brauner Menschen dort oben. Richtig, selbst auf der Kommandobrücke wurde ein gemütlicher Kaffeeklatsch abgehalten, und Weiblein waren nicht minder zahlreich vorhanden als Männlein und Kinderlein.

Dann aber bemerkte ich gleich, daß hier alles blitzblank war, und da lagen ja auch noch die Putzlappen und was sonst noch dazu gehört.

Der Steuermann hatte wohl vor, die ganze braune Gesellschaft hinabzujagen, aber ich wehrte ihm. Wir konnten sie vielleicht doch noch ganz gut gebrauchen. Denn ich kannte die indischen Verhältnisse schon einigermaßen, war ja auch schon auf einem indischen Passagierschiffe gefahren, zwischen Singapur und Batavia, und da hatte die Kommandobrücke und jeder andere Teil des Schiffes ebenfalls seine speziellen eingeborenen Arbeiter gehabt, und ich hatte dieses System ganz vortrefflich gefunden.

Nix Englisch, nix Französisch, nix Deitsch. Und die Kaffeetrinker ließen sich gar nicht stören. Sie hatten ihre Pflicht getan, und damit basta. Nun, ich ließ sie in Ruhe.

Dieser Riesendampfer hatte für den Maschinenapparat schon so einen elektrischen Signalapparat, von dem uns auf der Steuermannsschule ein Modell erklärt worden war. Drehen ließ sich der Hebel, aber es klingelte nicht, und auch die elektrische Klingel am Sprachrohr versagte. Sonst aber war alles in tadelloser Ordnung. Im Kartenhaus lagen die Seekarten vorschriftsmäßig in den Regalen, in dem Instrumentenschrank war alles blitzblank.

Die Besichtigung der anderen Häuserchen ergab, daß diese zur Aufnahme von Offizieren und wohl auch für den Kapitän bestimmt waren, eine hübsche Kajüte war vorhanden, hier war auch alles noch mit europäischen Möbeln ausgestattet.

»Es ist von vornherein damit gerechnet worden, daß der Dampfer von europäischer Mannschaft bedient wird,« meinte der Steuermann, eigentlich ganz überflüssig. Oder hat man schon einmal ein Schiff gesehen, welches den Ozean befährt und eine andere

als europäische Besatzungen hat? Abgesehen von nordamerikanischer. Die Japaner machten damals von sich noch nicht reden, und auch die Türken konnten ohne geschulte Mannschaft aus dem Abendland nicht auskommen.

In einem besonderen Häuschen erkannte ich, daß hier der spezielle Feuerwerksraum war, in dem die Raketen und die anderen Lichtmittel aufbewahrt werden, und da fiel mir und wohl auch den anderen sofort ein, daß dieses Schiff doch nicht so ohne alle jede seemännische Aufsicht sein könnte; denn wir hatten ja bei Nacht regelrecht mit Raketen signalisieren sehen, und die nördliche Station konnte nur hier gewesen sein.

In dem Feuerwerksraum war ein alter Indier, der Raketenhüllen putzte. Er sprach leidlich Englisch.

»Weißt du, wer ich bin?«

»Der neue Kapitän.«

Das mußte doch schon bekannt gegeben sein. Von Achtung war freilich keine Spur zu merken. Doch das war Indisch.

»Ist euch gesagt worden, daß ihr mir zu gehorchen habt?«

»Ja, Sahib.«

»Wer hat euch das befohlen?«

Der Alte schien beim besten Willen keine Antwort geben zu können.«

»Wird hier manchmal mit Raketen signalisiert?«

»Ja, Sahib.«

»Mit wem?«

»Mata, Sahib.«

»Mit Schiffen?«

»Mata, Sahib.«

»Kommt dann immer ein Schiff?«

»Manchmal, manchmal auch nicht.«

»Und wer feuert dann die Raketen hier ab?«

»Radscha Dschraf Adschel.«

»Wer ist denn das?«

»Wer Radscha Madadscha.«

So wenigstens ungefähr klang es. Was aber nun wieder das bedeutete, Radschamadadscha, das konnte ich nicht erfahren. Ja, doch: der hier über alles zu befehlen hat.

»Ich denke, das ist der Maharadscha selbst, der hier nur zu befehlen hat.«

»O nein, Sahib. Der Maharadscha ist Gott selbst – er ist der Gedanke – Toghluk ist das sprechende Wort – und der Maradschadadscha ist die Tat.«

Dies alles klang mir gar nicht so sinnlos. Gedanke, Wort, Tat – wenn ich den Mann der Tat nur selbst kennen gelernt hätte!

»Ist das der Administrator?«

Durch Beschreibung der Generalsuniform konnte ich dem Alten klar machen, wen ich meinte.

»O nein, Sahib, der zahlt nur Geld, wenn etwas zu bezahlen ist, und schreibt.«

»Da kommt Goliath,« riefen der Steuermann und Enoch.

Er hatte uns schon gesehen, kam herauf.

»Hast du die Lady gesehen, Goliath?« war meine erste Frage.

Nein, auch Goliath hatte sie noch nicht gesehen.

»Goliath, kannst du Hindustanisch?«

»Ja, Massa.«

Ich war etwas verduzt. Diese Bejahung hatte ich nicht erwartet.

»Dann frage einmal diesen alten Burschen, wer hier manchmal des Nachts mit farbigen Lichtern signalisiert, und übersetze es mir dann.«

Goliath machte den Dolmetscher, und ich merkte gleich, daß er sich mit dem Indier perfekt verständigen konnte. Dieser Neger schien eben alles zu können.

Wiederum hörte ich mehrmals den zungenbrechenden Namen Radscha Dschraf Adschel, wozu jetzt noch immer der Beiname zschum Dscheine kam.

»Es ist der Geschäftsführer des Maharadscha,« wandte sich Go-liath dann an mich, »welcher hier den Titel Madadscha führt, und sein Name ist Graf Axel zum Steine, oder vom Steine.«

Wie Schuppen fiel es mir von . . . den Ohren! Dschraf Adschel dschum Dscheine – Graf Axel zum und vom Steine – und war es mir doch, als hätte ich von einem Manne dieses Namens schon einmal gehört oder gelesen, ein deutscher oder ein schwedischer Abenteurer, der sich dem Mystizismus ergeben hatte, so eine Art von Cagliostro.

Doch genau konnte ich mich nicht mehr erinnern, sollte auch nicht zum Weiterfragen kommen.

»Sahib Kapitana!«

Es war ein Indier, der mich anredete, außer durch sein luxuriöses, goldstrotzendes Kostüm auch sonst sich von den anderen Indiern unterscheidend, die sich an Deck herumtrieben.

»Suchen Sie mich?«

»Graf Axel vom Steine, der erste Minister Seiner Majestät des Maharadscha, bittet den Herrn Kapitän Richard Jansen um eine Unterredung,« meldete der Indier in tadellosem Englisch.

»Ich soll zu ihm kommen?«

»Er läßt Sie bitten, ich soll Sie führen.«

»Sofort!«

Ich sah gerade einige Matrosen und Heizer kommen, auch Beyer war darunter, und so gab ich dem ersten Steuermann noch einige Verhaltensmaßregeln, die Matrosen sollten ausgeschickt werden, um die noch fehlenden zu suchen, sich immer wieder hier auf der Kommandobrücke zusammenfinden, und ich folgte dem Führer.

Endlich also sollte ich an die richtige Quelle kommen!

Der Leser dürfte sich wundern, daß ich von diesem Graf Axel noch gar nichts gehört, wo mir Kapitän Simmer doch während zweier Tage so viel von diesem indischen Schiffe erzählt hatte.

Aber ich habe auch gesagt, daß er von einer geheimen Gesellschaft gesprochen, deren Mitglied ich erst werden müsse, ehe ich in alles eingeweiht werden könne. So hatte mir Simmer eigentlich nur immer erzählt, wie man sich auf diesem indischen Riesendampfer ninüsieren könne, von den täglichen Festlichkeiten und dergleichen, von der paradiesischen Unschuld, die hier herrsche, von der Pracht und dem Luxus usw., alle internen Angelegenheiten dagegen hatte er niemals berührt, z. B. auch keinen Namen genannt, und ich wußte noch nicht einmal, ob sich sonst noch ein anderer Europäer an Bord befinde.

Jetzt also kam ich jedenfalls an die richtige Quelle. Ein deutscher oder schwedischer Abenteurer, der sich zum Minister des Maharadscha aufgeschwungen hatte, jedenfalls dessen rechte Hand. Der Kerl in Generalsuniform, der sich Administrator genannt hatte, war doch nur ein Harlekin gewesen, wer weiß, durch welchen Zufall ich zuerst zu diesem geführt worden war.

Dann muß man bedenken, daß ich spät abends an Bord gekommen war, in der Nacht erlosch hier jedes Leben, diese Zeit war also für mich gar nicht in Betracht gekommen, und jetzt war noch immer frühe Morgenstunde, so daß ich sagen konnte, ich hätte soeben erst das Deck dieses Schiffes betreten.

Es waren mir schon in den Gängen und auch an Deck mehrmals Gesichter aufgefallen, die ich für europäische hielt. Jetzt sah ich wieder solch eine Physiognomie, die ich unbedingt für eine irländische hielt, da konnte mich weder Turban noch Kaftan irre machen, ganz abgesehen von rotblondem Haar und heller Haut.

»Na, Sie sind doch kein Indier,« redete ich ihn jovial an.

»Radschadadschaquatscha.«

Der Kerl hatte sein Englisch verlernt oder wollte mich nicht verstehen. Natürlich bemühte ich mich nicht weiter.

»Gibt es hier noch mehr Europäer an Bord?« fragte ich meinen Führer.

»Mata, Sahib.«

Er hatte recht. Mit solchen Fragen hatte ich mich nicht an einen Diener zu wenden, der mich zu seinem Herrn führte.

Ein dichter Menschenknäuel, die ganze Breite des Schiffes füllend, sperrte unseren Weg. Es mochte da irgend etwas los sein.

Mein Führer blieb stehen und blickte sich zögernd um.

»Können Herr Kapitän hier auf der Bordwand balancieren?« fragte er mich. »Wir kommen sonst nicht durch.«

Ja, auf der Bordwand balancieren konnte ich, und wir taten es. Dabei bemerkte ich, daß in der Mitte der Menschenmenge ein Gaukler seine Vorstellung gab.

Ich schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, ich dachte an etwas anderes.

Was, weil hier so ein nackter Jahrmarktskerl seine Faxen machte, deshalb mußte der Kapitän auf die Bordwand klettern, um das hochverehrliche Publikum nicht zu stören?

Na wartet! Jetzt war ich nur noch nicht Kapitän. Unterdessen hatte ich nämlich meinen Beschluß gefaßt.

Durch den Kajüteneingang ging es einige Treppen hinab – ich bemerkte, daß es hier schon Aufzüge gab, allerdings keine elektrischen; sie funktionierten aber nicht – durch einige Korridore, auf denen es wieder von Indiern und Türken und Arabern wimmelte, auch von Frauen, die aber hier keine Kinder auf den Armen trugen, und dann befand ich mich in einem Raume, wo ich mir wieder ins Bewußtsein rufen mußte, daß dies eine Schiffskabine war und nicht das Laboratorium eines Alchimisten aus den früheren Jahrhunderten in irgendeinem verwunschenen Hause.

Denn ein solches Laboratorium war dieses, angefüllt mit Retorten und Phiolen und allem anderen Krimskrams, der zu so etwas gehört, mit wunderlichen Maschinen, mit Holz- und Eisengerippen, mit Blasebälgen, und da brannte auch das Feuer, in dem wahrscheinlich der Stein des Weisen destilliert werden sollte. Der

Rauch des Feuers wurde durch ein Rohr zum Bollauge hinausgeleitet, doch war noch Qualm genug in dem Raume, und außerdem stank es darin wie in einer Apotheke – oder so, wie es eben in solch einem alchimistischen Heiligtums stinken muß – nach atemversetzenden Giften aller Art.

An dem Feuer, über dem ein eiserner Destillierkolben hing, der sich in einen endlosen gläsernen Apparat mit Retorten und Flaschen fortsetzte, hantierte ein Mann mit dem Blasebalg.

Es war ein schon älterer Mann mit langem, grauem Barte – ein Alchimist, wie er im Buche steht. Also dazu gehörte zunächst der lange, schwarze Kaftan, zwar nicht mit schauderhaften Zauberformeln bedeckt, aber Säuren hatten doch schon genug abenteuerliche Figuren hineingefressen, statt der hohen chaldäischen Mütze wenigstens ein phantastisches Großvaterkäppchen, und nun das Gesicht des Alten selbst mit der Habichtsnase und den faltigen, asketischen Zügen erst recht das eines Wunderdoktors.

Außerdem war noch eine zweite Person anwesend: das Wort des Maharadscha, personifiziert in einem Totenschädel mit dem dazu nötigen Untergerüst, nur aus Knochen und Haut bestehend – Toghluk, der Fakir.

Er kauerte auf einem Bündel Pergamente und glotzte mich mit seinen so seltsam glühenden Augen an. Jetzt war er nicht so dicht in Teppiche gewickelt, trug nur ein dünnes, durchscheinendes Gewand, und ich sah das vollendetste menschliche Skelett, an dem jeder Knochen zu erkennen war, sogar am Brustkasten. Wirklich nichts weiter als Knochen mit einem dünnen Hautüberzug – sagen wir: ein Hautsack voll Knochen.

Der Kuli hatte hinter mir wieder die Tür zugeschoben, der alte Alchimist pustete noch ein paarmal mit dem Blasebalge, dann legte er ihn hin und wandte sich mir zu, und es waren gar scharfe, kluge Augen, die mich musterten.

»Kapitän Richard Jansen?«

»Bin ich.«

»Haben Sie schon von mir gehört?«

»Ich weiß ja noch gar nicht, wer Sie sind, wie Sie heißen.«

Diese Entgegnung mußte den beiden etwas unerwartet kommen. Doch sie hatten sich wohl äußerst in der Gewalt. Nur ihre Augen änderten sich etwas, und auch die nachfolgende Pause sprach davon.

»Graf Axel vom Steine.«

»Angenehm.«

»Sie befinden sich in meinem Allerheiligsten.«

»So.«

Ganz offenbar schien den beiden meine Ausdrucksweise nicht recht zu gefallen. Aber sollte ich etwa bei jedem Wort, das der alte Knasterbart da sagte, einen Bückling machen?

»Sie dürfen es betreten, weil Sie jetzt einer der Unsrigen sind.«

»Einer der Ihrigen? Wie soll ich das verstehen?«

Abermals eine unangenehme Ueberraschung.

»Nun, haben Sie Kapitän Simmer nicht Ihr Ehrenwort gegeben?«

»Ja – daraufhin, daß ich nichts verraten werde von dem, was ich hier erlebe, zu sehen und zu hören bekomme.«

Das schien die beiden wieder etwas zu befriedigen.

»Daß Sie einer der Unsrigen sein wollen,« setzte der Graf aber hinzu.

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Sie haben zugesagt, hier die Stelle eines Kapitäns anzunehmen.«

»Doch nicht so ohne weiteres.«

»Nicht?!«

»Nein. So schnell geht das denn doch nicht. Ich habe wohl zugesagt, aber . . . da muß ich erst die Bedingungen hören. Das ist doch ganz selbstverständlich, selbst wenn ich dies nicht ausdrücklich gesagt haben sollte. Ich bin doch kein Mann, der sich so blindlings mit Haut und Haaren verkauft.«

»Der Administrator hat Ihnen doch die schon ausgefüllte Vollmacht gegeben, Sie haben dieselbe angenommen.«

»Mit dem Wisch habe ich etwas anderes gemacht, und nun will ich Ihnen etwas sagen: ja, ich bin bereit, die Führung dieses Dampfers zu übernehmen; aber nur unter gewissen Bedingungen – oder eben zu denjenigen, unter welchen man überhaupt die Rolle eines Kapitäns spielt, wobei ganz gleichgültig ist, wie klein oder wie groß das Schiff ist. Vor allen Dingen will ich also auch als Kapitän behandelt sein . . . «

Und auf diese Weise sprach ich noch weiter, was ich hier nicht ausführlich wiedergeben will. Kurz, ich hatte bald den Spieß herumgedreht und das Heft in der Hand.

Denn wie die beiden Zauberkünstler mich hier hatten behandeln wollen, das lag ja ganz klar auf der Hand. Wie so einen Dienstboten, der engagiert werden sollte, der so nebenbei in der Küche seine Instruktionen erhielt, während der Küchenmeister noch den Blasebalg handhabte.

Daß ich mir dies aber nicht gefallen lassen wollte, das hatten die beiden nun schnell heraus, und sie gaben nach. Es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig; denn ich wäre bald genug wieder meine Wege gegangen, was ich ihnen auch sagte.

»Einer Ihrer Leute, der ja wohl auch den Rang eines Kapitäns einnimmt, hat mich und die Besatzung meines gesunkenen Schiffes auf einer Insel gefunden – nicht so ganz hilflos; denn wir hätten uns auf dieser Insel bis an unser Lebensende ernähren können und hatten auch schon Mittel und Wege gefunden, die Insel wieder zu verlassen, durch eigene Kraft. Daß uns Kapitän Simer gleich in seiner Jacht mitnahm, dafür sind wir ihm dankbar – und ich gab ihm mein Ehrenwort, alles zu verschweigen, was ich hier auf diesem Schiffe, wovon er mir schon erzählte, sehen und erleben würde. Ja, ich wäre auch bereit, hier die Stelle eines

führenden Kapitäns anzunehmen; aber, wie gesagt, das muß alles in seiner regelrechten Weise vor sich gehen, wobei mir ganz gleichgültig ist, unter welcher Flagge dieses Schiff segelt.«

Das war nur ein kleiner Teil von alledem, was ich sprach, und die erste Folge davon war, daß unsere Unterhaltung in einem anderen Raume stattfand, welcher schon eher den Namen einer Kajüte verdiente, wenn auch immer noch nach orientalischer Art ausgestattet, und auch eine weitere Andeutung meinerseits wurde jetzt sofort verstanden, indem man mir ein regelrechtes Frühstück vorsetzte, bei dem ich nichts weiter vermißte als Wein oder Bier, welche Getränke durch Limonadenkram ersetzt wurden. Doch das mußte ich mir gefallen lassen, ich befand mich eben auf einem indischen Schiffe,

Jetzt wurden wir schnell handelseinig.

Nein, ich war nicht bereit, mit in die Geheimverbindung einzutreten, wodurch ich mich und meine Leute mit Haut und Haaren für alle Zeiten verpflichtete, ganz gleichgültig, ob wir auf den Schädel eine Tätowierung bekamen oder nicht.

»Sie haben mein Ehrenwort, und ich garantiere für die Verschwiegenheit jedes einzelnen meiner Leute, und damit basta.«

»Gut, so bin ich im Namen des Maharadschas hiermit einverstanden,« sagte hierauf der Stellvertreter.

»So sagen Sie mir, was ich tun soll.«

»Diesen Dampfer in den Hafen von Bombay bringen.«

Endlich eine präzise Erklärung, was man eigentlich von mir forderte!

»Was Sie dazu brauchen,« fuhr der Graf gleich fort, »um die ›Indianarwa‹ manövrierfähig zu machen, ist alles vorhanden. Proviant genug, Trinkwasser können wir in jeder Menge von der Insel erhalten, die Bunker sind noch voll Kohlen, die Maschinen sind in tadelloser Ordnung.«

»Wahrhaftig!« rief ich mit zweifelndem Staunen.

»Gewiß. Unten im Maschinenraum ist noch Signor Pavacci, ein italienischer Ingenieur, der einige Dutzend Indier unter sich hat, welche er fortwährend putzen läßt, und er versichert, mit diesen Indiern als Heizern und Kohlenziehern die Fahrt sofort antreten zu können, d. h., die Maschinen spielen zu lassen. Alles sei in tadelloser Ordnung.«

Wiederum starrte ich den Sprecher fassungslos an. Hier lag offenbar ein Rätsel vor, dessen Eigentümlichkeit ich noch nicht einmal begriff.

»Und die Maschinen sind immer so aktionsfähig gewesen?«

»Immer – seit einem halben Jahre und noch länger – seitdem die ›Indianarwa‹ hier liegt.«

»Ich denke, der Dampfer ist hier festgebannt.«

»Ist er auch.«

»Ja, weshalb denn da in aller Welt, wenn sonst alles in Ordnung ist?!«

»Einfach aus dem Grunde, weil uns die nötigste Deckmannschaft fehlt. Wir wären kaum imstande, die Anker wieder zu lichten, welche Kapitän Sawade damals hier hat fallen lassen, von allen anderen Arbeiten, welche zur Steuerung solch eines Riesendampfers über den Ozean doch nötig sind, gar nicht zu sprechen.«

»Sie meinen also, diesem Schiffe fehlen geschulte Deckoffiziere und Matrosen.«

»Das ist es. Deshalb liegen wir wie gefesselt hier.«

»Ich habe aber doch auf den kleineren Schiffen, welche neben der ›Indianarwa‹ liegen, schon europäische Matrosen gesehen.«

»Diese dürfen aber die ›Indianarwa‹ nicht betreten.«

»Weshalb denn nicht?«

»Sie verstehen das nicht?«

»Durchaus nicht.«

Da schenkte mir der alte Graf reinen Wein ein. Ich bekam etwas ganz Seltsames zu hören. Und doch – nun verstand ich das große Rätsel, das mit diesem Schiffe verbunden war.

Nachdem jener Kapitän Sawade es mit seiner Mannschaft hierhergebracht, es dann aber, wohl in einem besonderen Auftrage, wieder verlassen hatte, bei welcher Zwischenreise er mit seinen Leuten den Untergang gefunden, waren schon zu wiederholten Malen europäische Seeleute an Bord genommen worden, Kapitän, Offiziere und Matrosen, um das Schiff wieder aus der Fucusbank herauszubringen.

Niemals war das gelungen. Weshalb nicht? Nach spätestens einer Woche, noch ehe die eigentliche Reise hatte angetreten werden können, da ja doch noch viele Vorbereitungen getroffen werden mußten, waren diese Leute regelmäßig total versumpft, entnervt gewesen, der Kapitän und die Offiziere hatten die Nacht über ihre Leute stets schon vollkommen verloren gehabt, diese waren in den indischen Kemenaten des Zwischendecks auf Nimmerwiedersehen verschwunden gewesen – und die Kapitäne und Offiziere überhaupt immer selber mit, später oder schon vorher – wiederum hatte der Riesendampfer führerlos wie ein hilfloses Wrack dagelegen.

Fürwahr, es dauerte doch einige Zeit, ehe ich dies begreifen konnte. Dies klang ja fast unglaublich. Aber dieser alte Graf sprach viel freier, als ich es hier tun kann, und so mußte ich es wohl zuletzt glauben.

»Aus diesen ehemaligen Europäern sind jetzt Indier geworden, die Sie höchstens noch durch die Hautfarbe unterscheiden können.«

»Ja, zum Donner noch einmal,« fand ich endlich Worte, »ist denn nur wirklich jeder Kapitän so ein Schwächling gewesen?«

»Wie ich Ihnen erzähle.«

»Konnte denn da der Maharadscha nicht selbst einmal tatkräftig eingreifen?«

»Tatkräftig? Gewiß, auch wir sind tatkräftig; aber in ganz anderer Weise, als Sie das verstehen. Lernen Sie nur erst die Verhältnisse kennen. Der Maharadscha hat hier ein Reich geschaffen,

in dem vollkommene Duldsamkeit herrscht. Allerdings ist jeder Ungehorsam ausgeschlossen, jeder weiß von allein, was er zu tun hat; aber hier herrscht nur die Liebe, ein gewaltsames Vorgehen gibt es hier nicht, und . . . ich glaube doch, nun verstehen Sie, weshalb wir auch gegen die fremden Matrosen so ohnmächtig sind.«

Ja, ich verstand, mußte verstehen, so schwer es mir auch ward.

»Und bei Ihnen,« fuhr der Graf fort, »wissen wir, daß Sie Ihre Mannschaft derartig in Zucht haben, daß so etwas nicht zu fürchten ist, und außerdem auch, daß Sie die Ihnen gegebene Gewalt nicht mißbrauchen.«

»Wieso mißbrauchen?«

»Daß Sie sich nicht etwa zum Herrn dieses Schiffes aufwerfen.«

»Woher verdiene ich denn solch ein Vertrauen? Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Doch, die ›Sturmbräut‹ ist von uns lange genug beobachtet worden, Sie und Ihre ganze Mannschaft, und wir wissen, daß wir Ihnen unbedingt vertrauen können.«

Es war Schmeichelhaftes genug, was ich zu hören bekam, so wenig ich mir auch alles zusammenreimen konnte, und was für Instruktionen ich sonst noch von dem Manne, den ich jetzt definitiv als meinen Vorgesetzten betrachtete, erhielt, brauche ich hier nicht wiederzugeben, da der Leser dies dadurch erfährt, wie ich alles ausführte.

Erwähnen will ich nur, daß wegen der Unbestimmtheit der ganzen Fahrt die Heuer tageweise geregelt werden sollte, und zwar erhielt ich selbst pro Tag zwanzig Dollar, dementsprechend hoch waren auch die Heuern meiner Leute dem Range nach angesetzt.

Daß wir alle nötigen Sachen sofort erhielten, dafür würde der Radadscha, wie er sich selbst nannte, was ungefähr Sekretär bedeutete, selbst sorgen, desgleichen, daß wir regelmäßig mit Essen versehen würden.

»Sie sind mit alledem einverstanden, Herr Kapitän?«

»Mehr als das. Nur noch eins macht mich schwankend, diesen Posten anzunehmen.«

»Was für ein Hindernis wäre das?«

»Ich bin eigentlich schon einem anderen verpflichtet, und ich weiß noch gar nicht, wie ich jetzt dieses Verhältnis lösen soll . . . «

»Sie meinen Ihren jungen Freund, den Kapitän Algots?«

»Ja. Woher aber wissen Sie . . . «

»Sie haben doch schon Kapitän Simmer darüber berichtet und dieser mir.«

»Ja, wie soll ich nun mit diesem fertig werden? Kapitän Algots wird sogar bald meine Spur verfolgen, wenn ich zu lange . . . «

»Ohne Sorge,« fiel mir der Graf abermals ins Wort, »Kapitän Simmer ist bereits unterwegs nach der Goldküste, um Ihren jungen Freund auf seiner Leuchtturminsel aufzusuchen, er wird mit ihm alles arrangieren.«

»Und wenn das dem Kapitän Simmer nun nicht gelingt?«

»Verlassen Sie sich darauf, es wird ihm gelingen – wir bringen alles fertig.«

Ich blickte den Sprecher an, und dieser mochte meine Gedanken lesen, was in diesem Falle auch nicht allzu schwierig war.

»Sie meinen, ich hätte zu viel gesagt, weil wir ja nicht einmal imstande sind, uns durch eigene Kraft von hier fortzuhelfen? Wie kann ich da behaupten, daß wir alles fertig brächten – mit anderen Worten: daß uns nichts unmöglich wäre?«

»In der Tat . . . «

»Nun, haben wir Sie nicht zu finden gewußt, den wir für fähig halten, uns hier fortzubringen? Befinden Sie sich jetzt nicht an Bord? Haben Sie nicht Ihre Zusagen gegeben?«

Ich hätte wiederum nichts anderes als ein ›In der Tat‹ sagen können – aber ich schwieg, ich dachte in diesem Augenblick nur nach, ob dieses faltige Gesicht mit den asketischen Zügen eines Weltentsagers wohl eines Lächelns oder sonst einer Bewegung fähig sei.

Da neigte er seinen Kopf, ich war entlassen – und er war jetzt mein Vorgesetzter, ich hatte ihn als solchen anerkannt – ich verließ die Kajüte.

WO IST BLODWEN?

Es war mir äußerst wirr im Kopfe. Doch was ich zu tun hatte, wußte ich jetzt genau. Es war einfach genug. Mein Gebiet sollte das Deck sein, auf dem ich von der Kommandobrücke durch meine Leute ausschließlich zu herrschen hatte. In den unteren Räumen hatte ich nichts zu suchen, wenn mir dieselben auch durchaus nicht verschlossen waren, da es ein solches Verboten hier überhaupt nicht gab. Hier war alles erlaubt, absolut alles, ohne jede geringste Ausnahme – freilich war so etwas eben nur in solch einem indischen Idealstaate möglich, der auf dem Wasser lag, daß nicht die schwersten Ausschreitungen vorkamen – und wer sich dem fügte, der mußte eben zum Indier werden, wenn er das noch nicht war – und daß dieser Fall nicht auch bei meinen Leuten eintrat, dafür hatte ich zu sorgen.

So mußte mein nächstes Ziel wieder die Kommandobrücke sein. Hoffentlich hatten sich dort unterdessen alle meine anderen Jungen eingefunden.

In dem unentwirrbaren Labyrinth von Gängen verirrte ich mich abermals gründlich. Menschen waren genug da, die ich fragen konnte, wo sich eine an Deck führende Treppe befände, aber entweder verstand man mich überhaupt nicht, oder ich erhielt zur Antwort das stereotype ›mata, Sahib Kapitän‹.

Dieses Phlegma, wo man doch schon wußte, wer ich sei, wurde mir immer unerklärlicher.

Nun, ich würde meinen Weg schon allein finden.

Vorher aber, als ich das Ende eines Korridors erreichte, geriet ich in einen Raum, in dem mich noch eine große Ueberraschung erwartete – eine seltene Sehenswürdigkeit.

Früher war das offenbar eine große Kajüte für die Passagiere gewesen, ein Salon, sehr hoch, durch Oberlicht erhellt. Jetzt war das Ganze dadurch bedeutend niedriger geworden, daß man hier ein Wasserbassin angelegt hatte, den ganzen Raum einnehmend, aus Marmorplatten, und da die Tiefe des Bassins etwa anderthalb Meter betrug, so mußten die Ränder doch um so viel über den früheren Boden erhöht worden sein, wie denn auch gleich von der Tür aus die offenstehenden Stufen hinaufführten.

Ich war grenzenlos überrascht, hier in einem Schiffe ein vollkommenes Schwimmbassin zu finden, mit Wasser gefüllt! So ein gedecktes Schwimmbassin mit gewärmten Wasser hatte man damals ja überhaupt noch gar nicht. Vielleicht in türkischen Bädern oder indischen Palästen – ich aber hatte so etwas eben noch nicht gesehen. Und nun gar im Innern eines Schiffes! Auch die ursprünglich geplante ›Great Eastern‹ hatte so etwas nicht gehabt, das wußte ich bestimmt!

Und nun diese Pracht, dieser Glanz, dieser Marmor, zum Teil mit Mosaik! Diese Tier- und Götterfiguren in allen möglichen Gestalten, die aus ihren geöffneten Mäulern rauschendes Wasser in das Bassin spien!

Und dann diese Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte!

Auf den ziemlich breiten Marmorrändern hockten Indier herum, alte und noch mehr junge, alle höchst kostbar gekleidet, rauchten und naschten von den silbernen und wohl sogar goldenen Tellern, welche von Dienern und Dienerinnen herumgebracht wurden, und . . . ergötzten sich an dem spielenden Treiben von mindestens einem halben Hundert junger Mädchen, welche da ganz munter im Evakostüm im Wasser herumplätscherten, vor Vergnügen kreischend!

Na, ich dachte natürlich zuerst, ich wäre hier plötzlich in ein Märchenreich versetzt worden. Ich hatte ja schon etwas an Deck zu sehen bekommen, in den Korridoren, auf dem Throne, dann

mein nächtliches Abenteuer – – das hier aber war doch immer noch etwas ganz anderes!

»Ist etwas gefällig, Herr Kapitän?« sagte da ein junger Hindu, der neben mir kauerte, und reichte mir lächelnd eine goldene Schale mit überzuckerten Früchten.

Ich glaube, ich habe etwas genommen. Im übrigen aber muß ich gestehen, daß mir keuschen Jüngling, der ich trotz alledem damals noch immer war, ganz blau und grün vor den Augen wurde. Denn es waren wirklich reizende Mädels, die ich da zu sehen bekam, alle wie gedrechselt, auch gar nicht so braun, mehr gelb, und nun dieses nackende Gliederspiel . . .

»Die baden sich hier wohl?« stotterte ich.

»Ja, unsere Bajaderen – wir haben fünfzig mit.«

»Und – und – da darf man hier so zugucken?«

»Warum denn nicht?« lautete die sichtlich erstaunte Gegenfrage.

Ja, warum auch nicht? Die plätschernden Mädels genierten sich vor mir so wenig wie gestern die Lieblingsfrau in ihrem Glasgewande auf dem Königsthron.

Dann tauchte in mir auch sofort eine andere Frage auf.

»Woher kommt denn dieses viele warme Wasser?«

In diesem Augenblick sah ich nicht weit von mir meinen Pieplack stehen, den durchtriebensten Schlingel von Matrosen, den ich je an Bord gehabt, und der verzog sein breites Maul soeben zu einem vergnügten Grinsen und wandte sich, schon die Hände an seiner Jacke, als wolle er sie ausziehen, in seinem schönsten Platt an so einen herumlungernenden Indier.

»He jü, da kann man sick wohl mit dee Deerns baden, wat?«

Das gab mir die Besinnung wieder. Alles, was mir der Graf erzählt, fiel mir wie ein Blitz ein, meine Verantwortung – und ich schnell hin, packte den Schlingel beim Kripse und zog ihn mit hinaus.

Glücklich erreichte ich mit meinem Begleiter das Deck und die Kommandobrücke. Unterdessen hatten sich hier oben wirklich auch alle anderen eingefunden, ich brachte den letzten mit.

Zuerst nahm ich die Steuerleute und die beiden Ingenieure vor, dann hielt ich vor der versammelten Mannschaft eine kleine Rede.

Ihr steht jetzt eigentlich nicht mehr in meinen Diensten, aber wollt ihr euch zu den und den Bedingungen wieder unter mein Kommando stellen, das mir hier angeboten wird?

»Jawohl, Käpten!« erklang es einstimmig und recht vergnügt.

Gut – aber so und so – hier muß rein Schiff gemacht werden – so und so ist es schon anderen europäischen Mannschaften ergangen – alle versumpft – davon kann bei uns natürlich keine Rede sein – – also ihr habt in den unteren Räumen, überhaupt zwischen diesem braunen Gesindel absolut nichts mehr zu suchen, euer Aufenthalt ist ausschließlich das Deck – – einverstanden?

Nachdem sie einmal A gesagt hatten, mußten sie natürlich auch B sagen – so schwer ihnen das auch fallen mochte. Denn eine kleine Enttäuschung war es ja doch für alle.

Schließlich waren sie indes alle so vernünftig, um die Gefahr einzusehen, die ihnen drohte, und ich hatte mir kein Blatt vor den Mund genommen, als ich ihnen alles geschildert.

»Na, Urlaub wird es schon auch geben,« setzte ich noch tröstend hinzu, und der neue Pakt war wieder geschlossen, ebenso ohne jede schriftliche Abmachung, wie ich so etwas stets gemacht hatte. Denn das mit dem Administrator war ja doch nur eine Harlekinade gewesen.

Unsere erste Aufgabe mußte darin bestehen, das Deck von Menschen zu säubern, daß wir uns darauf frei bewegen konnten. Mit Güte und freundlichem Zureden war hier nichts zu erreichen, das sahen wir gleich ein. Die Leutchen verstanden ja überhaupt gar nicht, was wir eigentlich von ihnen verlangten, wenn es Goliath einigen auch noch so deutlich verdolmetschte, und es allen

mitzuteilen, das war ja gar nicht möglich, denn das ging hier eben genau wie in einem Ameisenbau zu.

Ich schickte die beiden Ingenieure und sämtliche Heizer fort, den Maschinenraum aufzusuchen, unterdessen hatten wir anderen auf der Kommandobrücke zu tun, und es dauerte gar nicht lange, bis der Signalapparat klingelte, die elektrische Batterie mußte mit leichter Mühe wieder in Funktion gebracht worden sein, und ich konnte mich mit Beyer durch das Sprachrohr unterhalten.

»Die Maschinen sind in tadelloser Ordnung,« meldete er.

»Dann stellen Sie die Dampfmaschine an!« kommandierte ich.

Zehn Minuten später flohen die braunen Männlein und Weiblein kreischend vor dem dicken Wasserstrahle davon, der sich mit Macht über das Deck ergoß. Natürlich operierte ich diesmal nicht mit heißem Wasser. Es war einfach Seewasser, wir wuschen das Deck. Aber es half. Nur durften wir keine große Rücksicht üben, auch das gemütlichste Kaffeekränzchen wurde von meinen Jungen mit fortgescheuert. –

Ich überspringe acht Tage. Wir waren Herren des Decks. Schließlich hatten all diese Indier begriffen, was wir wollten, und sie hatten sich gefügt.

Ungefähr die hintere Hälfte des Decks blieb ihnen eingeräumt, daß sie sich an frischer Luft bewegen konnten; aber wer sich auf die vordere Hälfte verirrt, und er verstand die Aufforderung nicht, der wurde mit sanfter Gewalt oder besser mit einem Kübel Wasser entfernt, und bald war so etwas eben gar nicht mehr nötig. Sie brauchten diesen Teil ja auch nicht zu betreten; denn die Haupteingänge zum Innern des Schiffes lagen hinten.

Wir hatten während dieser acht Tage alle Hände voll zu tun gehabt. Denn mochten die Maschinen auch in Ordnung, mochten Kohlen und alles vorhanden sein, so war bei solch einem Riesendampfer doch nicht daran zu denken, ihn so ohne weiteres die Fahrt antreten zu lassen, ehe man seine Beschaffenheit nicht bis

ins aller kleinste kannte, und schließlich gilt das auch von jedem anderen Schiffe, mag es noch so klein sein. Untersucht man doch selbst erst das kleinste Boot, ehe man sich ihm anvertraut, ob das Steuerruder in Ordnung ist, daß es sich nicht aushaken kann, usw. usw.

Was wir nun hier alles zu untersuchen hatten, ehe wir wagen durften, die vier Anker zu lichten, davon kann ich kaum eine Andeutung machen.

Wenn nun eine Ankerkette brach, waren denn Reserve-Anker und -Ketten vorhanden? Wo befanden sie sich? Wo war die Segelkammer, in der man die Korkfänder gewöhnlich aufbewahrt? Durfte man noch dem Chronometer trauen? Mußte das Schiff nicht erst ausbalanciert werden?

So gab es viele Hunderte von Fragen, welche zu beantworten waren, und jede einzelne setzte unsere Arme und Beine in Bewegung.

Die kolossale Schwierigkeit lag besonders auch darin, daß kein Plan des Schiffes existierte. Vorhanden war alles, was wir brauchten, nur mußten wir jedes einzelne mit eigenem Spürsinn aufsuchen. Denn niemand konnte uns dabei führen – ›mata, Sahib‹.

Auch Graf Axel ließ sich nicht sehen, und ich glaubte auch nicht, daß er mir irgendwie hätte helfen können.

Zuerst hatten, wenn ich nicht irre, neben dem Riesendampfer fünf größere Fahrzeuge gelegen, jedenfalls lauter solche Galeerenjachten. Während der ersten Nacht waren davon zwei verschwunden, am vierten Tage fuhr die dritte ab.

Wer hatte ihr dazu den Auftrag gegeben? Ich wußte es nicht.

So lagen neben der ›Indianarwa‹ jetzt noch zwei solcher Galeerenjachten. Ich sah an ihren Decks außer Indiern manchmal auch Europäer, außer dem Kapitän doch sicher Matrosen, aber es war, als wäre der schmale Wasserraum, der uns trennte, eine meterdicke Mauer, oder richtiger, da wir von hoch oben auf

sie herabblickten, als wären die dort unten gleich den Erdensöhnen von den himmlischen Heerscharen getrennt. Eine Verbindung zwischen uns existierte absolut nicht.

Es kam ja einmal vor, daß wir sie anrufen mußten – ein ausgefahrenes Tau hatte sich etwa an solch einem Fahrzeug verfangen – die Leute dort unten, ob Indier oder Weiße, machten es frei – aber sonst kein Wort, nicht einmal ein Blick zu uns herauf.

Ja, hier herrschte irgendein Geheimnis vor. Es war mehr zu fühlen als zu sehen.

Einmal aber bekam ich doch etwas zu sehen.

Als ich einmal an der Bordwand lehnte und auf solch eine Jacht hinabblickte, stand gerade unter mir ein Matrose mit einem Strohkopf, das Haar ganz kurz geschnitten, die Sonne schien darauf, und da sah ich ganz deutlich zwischen den hellen Haaren auf der Kopfhaut jene Tätowierung, welche damals auch der aufgefishete Matrose auf seinem Schädel gehabt hatte.

Als der Kerl dann dort unten einige Indier und auch andere Europäer kommandierte, merkte ich, daß es der Kapitän, mindestens ein Offizier dieser Jacht war.

Also auch hier diese Tätowierung! Ob auch Simmer eine solche auf dem Kopfe gehabt? Ganz sicher!

»Seien Sie erst einer der Unsrigen, dann werden Sie alles erfahren.«

So hatte er damals gesagt.

Aber ich hatte keine Lust, mir das Haar scheren und meine Kopfhaut tätowieren zu lassen. Nein, wenn ich das Geheimnis ergründen wollte, dann . . . auf andere Weise, durch eigene Kraft.

Uebrigens plagte mich die Neugier sehr wenig. Ich beobachtete nur, soweit meine Zeit das zuließ.

Und dennoch, ich kann gar nicht schildern, wie eigentümlich hier alles zuging.

Wir wurden aufs beste gepflegt. Es waren acht männliche Indier, vierzehn weibliche und neun Kinder gewesen, die ich damals

auf der langausgedehnten Kommandobrücke, ein ganzes Reich für sich, vorgefunden hatte, und ich hatte sie also darauf gelassen, denn diese große, gemeinsame Familie betrachtete das Reich der Kommandobrücke nicht nur als Herberge, sondern als wirkliche Heimat, welche sie pflegten, gewissermaßen schmückten. Das heißt, sie waren den ganzen Tag über am Putzen und Scheuern.

Es mochte sein, daß ihnen diese Arbeit dereinst zugeteilt worden war, vielleicht von dem mysteriösen Kapitän Sawade, aber das war jetzt gar nicht mehr von ihnen zu ergründen, das war ihnen schon längst in Fleisch und Blut übergegangen, oder man konnte es auch mit einer Art von Kultus vergleichen – in dieser Hinsicht war es eine Familie von Tempeldienern, welche Heiligtum und Hof und Garten pflegten – alles echt indisch.

Ich ließ die Leutchen also gewähren, war durchaus zufrieden mit ihnen. Des Nachts suchten sie irgendeinen Winkel auf, wo sie sich in Decken wickelten, am Morgen verwischten sie die Spuren ihres Nachtlagers – wiederum alles ganz wie in Indien, wo ja auch der Bureaudiener mit Frau und Kindern im Bureau schläft.

Gleich am ersten Tage, nach meiner Unterredung mit dem Grafen, hatten sich einige von ihnen entfernt und waren mit großen Packen zurückgekommen, welche europäische Kleider enthalten hatten, meist Arbeitszeug, für Matrosen bestimmt.

»Woher habt ihr die?« ließ ich durch Goliath fragen.

Eben aus der Garderobekammer.

»Wer hat euch den Auftrag gegeben, uns diese zu holen?«

Da aber fingen die braunen Leute etwas zu quatschen an, was auch Goliath nicht verstand. Sie hätten den Auftrag vom Rada-scha bekommen, also von jenem Grafen, aber auf welche Weise, das war aus ihnen nicht herauszubringen, da verloren sie sich in die Mystik.

Dann brachten sie uns auch Schüsseln mit Speisen, wir konnten *Table d'hôte* speisen, wenigstens zehn Gänge, freilich etwas eintönig, die meisten Gerichte bestanden aus Reis, Fisch und Hammelfleisch, aber eben auf zehnerlei Weise zubereitet, und zwar alles delikates, und so wurden wir von ihnen jetzt regelmäßig fünfmal am Tage mit solchen Schüsseln versehen, ferner mit Kaffee und Tee, desgleichen brachten sie große Pakete Tabak – kurz alles, was unser Herz nur begehrte, soweit es nicht Ankerketten, Taue und dergleichen, was mit dem Schiffe zusammenhing, betraf.

Immer wieder hätten wir fragen mögen: Woher bekommt ihr das? Wer hat euch beauftragt, so für uns zu sorgen?

Aber fragt man denn so den aufwartenden Diener, wenn man in einem fremden Hause zu Gaste ist?

Denn in diesem Verhältnisse befanden wir uns, das mußten wir immer vor Augen haben, dann brauchten wir uns über nichts mehr zu wundern.

Wir waren eben die Handwerker, welche dieses schwimmende, etwas baufällig gewordene Haus wieder in Ordnung zu bringen hatten und dafür außer unserem Gehalt auch volle Beköstigung erhielten. Was hatten wir uns da sonst die Köpfe zu zerbrechen?

Wie dieses schwimmende Haus verproviantiert wurde, sahen wir ja täglich. Auf der Insel wurde emsig gebaut, Landwirtschaft getrieben. Wir sahen mächtige Herden von Schafen weiden – aber nur solche, Rindfleisch wird ja von den Indiern verschmäht – täglich wurden Schafe an Bord getrieben und im Innern des Schiffes geschlachtet, lange Züge von Kulis brachten Säcke mit Reis und Korn. Ihren Weg brauchten sie nicht über Deck zu nehmen, sie verschwanden gleich in einer Seitenpforte, in die ein Brett hineinführte.

Wieviele Arbeiter sich auf der Insel befanden, konnten wir nicht erfahren, und schon am zweiten Tage, nachdem wir unser Verhältnis richtig aufgefaßt hatten, kümmerten wir uns um so etwas ja auch gar nicht mehr.

Nun, einige tausend waren es sicher, ihre Hütten lagen zerstreut in einzelnen Gehöften, am meisten schienen sie dort an dem Berge angesiedelt zu sein, und dann kam ich auch zu der Ueberzeugung, daß das Schiffsvolk von dem Landvolk durchaus getrennt war.

Die anderen Lebensmittel, wie Kaffee, Tee, Zucker, Tabak und dergleichen, wurden eben durch solche Galeerenjachten herbeigeschafft, diese Fahrzeuge signalisierten, wenn sie bei Nacht kamen, ihre Ankunft vorher, die Gegensignale besorgte Graf Axel, der aber sonst wohl von Seemannschaft weiter nichts verstehen mochte, und war jetzt nur nicht gerade die Zeit, daß solch ein Proviantschiff kam.

Jedenfalls war alles, was man zum behaglichen Leben brauchte, in Hülle und Fülle vorhanden.

Aber zwischen Handwerkern und Hausbewohnern bestand eine strenge Scheidewand. Doch das lag wohl nur an dem Handwerksmeister, an mir.

Die Indier allerdings mischten sich in unser Treiben an Deck, soweit dieses von der Kommandobrücke beherrscht wurde, durchaus nicht mehr. Wir sahen sie auf dem anderen Teile des Decks nach wie vor ihrem gemüthlichen Treiben nachgehen, wir hörten aus offenen Luken und anderen Zugängen Flötentöne und Gesang, dort unten sollte ja, wie Simmer mir schon erzählt hatte, ein Fest das andere ablösen, aber eine Einladung dazu erhielt ich nicht.

Doch das lag, wie schon gesagt, nur an mir. Eigentlich hätte jeder von uns, auch der geringste Matrose, dort unten ständig Zutritt gehabt. Uns sollte ja alles offen stehen, ein Verbot gab es hier überhaupt nicht. Aber ich machte keinen Gebrauch davon, und meine Leute hielt ich davon zurück.

Ja, ich gab der Freiwache jeden Abend zwei Stunden Urlaub, da mochten sie sich auf dem Hinterdeck zwischen dem braunen, nackten Gesindel herumtreiben, wie sie sich da amüsierten, das

kümmerte mich nicht, aber den Zutritt zu den unteren Räumen, wo das eigentliche indische, üppige Leben herrschte, hatte ich ihnen streng verboten, und ich wußte, daß mir jeder einzelne gehorchte, da brauchte ich keine Spione nachzuschicken.

Ich selbst hielt mich davon fern. Auf dem Wege zum Maschinenraum kam ich ja mehrmals durch die unteren Korridore, da bekam ich vielerlei Interessantes zu sehen, aber ... ich wußte selbst nicht recht, was mich eigentlich so davon abhielt ... ich blieb eben immer separiert, wurde niemals einheimischer Gast.

Es war einfach der Gedanke an Blodwen.

Ja, wo war eigentlich Blodwen mit ihrem Kinde?

»Mata, Sahib Kapitän.«

Das war die regelmäßige Antwort, die ich erhielt, wo ich anfragte, ganz gleichgültig, an wen ich mich wandte, ob es der einfachste Kuli oder ein gold- und diamantenstrotzender Hindu war.

Das heißt, von diesen letzteren erhielt ich höflichere, ausführliche Auskünfte. Aber der Inhalt war doch immer der gleiche. Sie wußten eben nicht, wo sich die weiße Lady mit ihrem Kinde aufhalte.

»O, die ist hier gut aufgehoben, die ist sicher in einem Harem bei Hindufrauen!«

»In welchem Harem?«

»Ja, das allerdings kann ich Ihnen nicht sagen, Sahib Kapitän.«

»Wieviele Harems gibt es denn hier?«

»Nun, jeder Große hat seinen eigenen Harem.«

»Und wieviele sogenannte Große oder Radschas gibt es denn hier?«

»Das ... kann ich auch nicht bestimmt sagen.«

So war es immer dasselbe. So geht es eben in einem anarchistischen Staate zu – bei aller Gemütlichkeit.

Dann schickte ich Goliath aus, mit dem Befehl, nicht eher wiederzukommen, als bis er mir sagen könnte, wo sich Blodwen befinde.

Goliath ging und . . . kam nicht wieder! Jetzt war auch der verschwunden! Auch er konnte es eben nicht erfahren, und er hatte meinen Befehl wörtlich genommen, obgleich ich das doch natürlich gar nicht so gemeint hatte.

Erst zwei Tage später erwischte ich ihn zufällig auf einem Korridor.

»Ich kann es nicht erfahren, Massa.«

Und ich wollte gar nicht erst hören, wo er während der zwei Tage und zwei Nächte überall herumgekrochen war, ich war ja nur froh, daß ich wenigstens Goliath wieder hatte, den ich als Dolmetscher gar nicht vermissen konnte.

DER LETZTE TAG.

So waren also acht Tage vergangen. Wir wären bereit gewesen, abzufahren, wenn . . . zum Beispiel der Seetang nicht gewesen wäre, wenn wir eben nicht in der Fucusbank gelegen hätten.

Denn zunächst fehlte uns noch die Vorrichtung, um durch oder über den Seetang zu kommen, und das so schnell anzubringen, dazu war ich mit meinen Leuten nicht imstande.

Aber das war nur das eine Beispiel dessen, was uns alles noch fehlte, um die Anker zu lichten.

Zunächst fehlte mir auch noch die Order, abzufahren. Denn dieser Radadscha, oder wie der Kerl sich nannte, ließ nichts mehr von sich sehen und hören. Und nun fiel es mir auch gar nicht mehr ein, nach ihm zu fragen. Ich hatte überhaupt schon etwas von dieser phlegmatischen Bummelei in mein Blut aufgenommen, wenn ich dadurch auch nichts an meiner Tatkraft verlor.

Und wo in aller Welt war denn nur Blodwen mit dem Kinde, auf das ich doch auch einigen Anspruch zu machen hatte?

Und dann hatte doch auch mein Schiff wieder gehoben werden sollen!

Ueber alles dies sprach ich mit dem ersten Steuermann am Abend des achten Tages, und als diese letzte Frage berührt wurde, wegen der gesunkenen ›Sturmbraut‹, da lachte ich hell auf, und wohl auch etwas wild.

»Die hier wären die rechten, dieses gesunkene Schiff zu heben!« lachte ich also spöttisch. »Dieses lumpige Zigeunergesindel hier, das nicht einmal etwas von Lampen weiß, sondern einfach, sobald es dunkel wird, unter die Decke kriecht!«

»Aber hat Kapitän Simmer nicht gesagt, es sei ihnen ein leichtes, das gesunkene Schiff wieder zu heben?«

»Wen, ihnen?« fragte ich gereizt, wie ich nun einmal gestimmt war.

»Nun, er konnte wohl niemanden anders damit gemeint haben als die Leute von diesem indischen Schiffe hier . . . «

»Hahahaha,« unterbrach ich ihn lachend, »diese Seezigeuner hier, das wären gerade die rechten, solch eine Ingenieurarbeit zu verrichten, wie ein gesunkenes Schiff zu heb . . . «

Mit dem Lachen erstarb mir das Wort im Munde. Denn plötzlich stand der alte Alchimist vor mir, Graf Axel.

Es war nicht nur sein unvermutetes Erscheinen, das mich so bestürzt machte – ich sah ihn ja zum allerersten Male wieder, und nun gar auf der Kommandobrücke hätte ich ihn am allerwenigsten erwartet – aber er sah auch so geisterhaft aus, dieses totenblasse Gesicht mit den schmerzverzerrten und dennoch versteinerten Zügen – und jetzt hatte er auch wirklich solch ein Magierkostüm mit bunten Figuren an – und dann erst bemerkte ich, daß dieses grünlichweiße Licht von einer Laterne ausging, die er in der Hand trug – und schon diese Laterne war ja zu den Raritäten zu zählen.

Allerdings hatten wir ja unterdessen die nötigen Schiffslampen gefunden, auch das massenhaft vorhandene Petroleum – und das war auch wieder so eine zeitraubende Arbeit gewesen! – aber nun

eine Lampe in der Hand eines anderen ... kurz und gut, dies alles zusammen wirkte auf mich hier nach Art einer Geistererscheinung, daß ich zuerst ganz baff war.

Und wie der Kerl mich nun ankiekte! Mit richtigen Geisteraugen. Und dabei so höhnisch! Und hinter ihm grinste auch der Totenschädel des Fakirs, der keine Laterne brauchte, dessen glühende Augen leuchteten schon genug.

Auch noch ein paar andere Indier standen hinter ihm, lauter solche phantastische Gestalten, dem Geisterreiche entstiegen, sie trugen verschiedene Gegenstände ... doch zunächst war ich noch viel zu verwirrt, um etwas deutlicher unterscheiden zu können.

»Du zweifelst?«

Der alte Graf hatte die beiden Worte an mich gerichtet. Ich wußte keine Antwort, hatte ihn überhaupt nicht verstanden. Ich betrachtete mir nur immer den Schlafrock mit den vielen bunten Figuren, Ungeheuer und dergleichen darstellend, und dann wieder dieses ausgemergelte und doch so eiserne Gesicht, und dabei dachte ich: Gott, wie sieht der blaß aus! Was will der eigentlich hier? Wie kommt der bei Nacht auf die Kommandobrücke? Und woher hat der die Laterne?

»Du zweifelst?« wiederholte er, und jetzt hatte ich ihn verstanden.

Der hatte uns belauscht. Gut, dann sollte er es zu hören bekommen. Wer lauscht, hört immer seine eigene Schande. Und von Bangigkeit gab's bei mir natürlich nichts. Das war ja nur so eine blitzähnliche Empfindung gewesen.

»Daß ihr imstande seid, mein gesunkenes Schiff zu heben? Ja, daran zweifle ich allerdings ganz bedeutend.«

»Und warum zweifelst du daran?«

»Warum? Nach alledem, was ich hier kennen gelernt habe, habe ich wohl einen Grund dazu.«

»So blicke dorthin!«

Er deutete mit ausgestrecktem Arm nach Osten, und ich blickte in die finstere Nacht hinaus.

»Was siehst du?«

»Nichts als Nacht und einige Sterne,« entgegnete ich, und mir ward nur etwas humoristisch zumute.

»Kennst du die heilige Zahl?«

»Nee.«

»Auch ihr Christen habt doch eine heilige Zahl.«

»Hm. Das ist wohl die drei. Oder wohl auch die sieben.«

»Bei uns Brahmisten ist es die zehn. So zähle bis zehn und blicke dorthin nach Osten.«

»Soll ich langsam oder schnell zählen?«

»Wie du willst.«

Ich tat ihm den Gefallen, fing sekundenweise zu zählen an.

» ... sechs – sieben ... was will der Kerl eigentlich nur? ... acht ... der kann mir doch nicht bange machen ... neun – zehn ... «

Und ich hatte diese Zahl noch nicht ganz ausgesprochen, da stieg in weiter, weiter, östlicher Ferne vom Meere aus zum nächtlichen Himmel ein weißer Stern empor – wie damals, als der Matrose vom Stern von Bethlehem gesprochen hatte – eine Rakete entfaltetete sich zur weißen Leuchtkugel, welche einige Zeit schweben blieb, bis sie verlöschte.

Ja, ich gestehe, ich war etwas baff. Wie hatte es dieser Hokus-pokusmacher einrichten können, daß die Rakete gerade emporstieg, als ich bis zehn gezählt hatte? Die Entfernung mußte doch eine ganz bedeutende sein, da konnte ein schnell gegebenes, geheimes Signal wohl nicht in Betracht kommen.

»Hast du gesehen?«

»Es ist ein Schiff, welches seine Ankunft signalisiert.«

»Was für ein Schiff?«

»Wohl wieder solch eine Galeerenjacht, die euch Proviant bringt.«

»Mitnichten. Es ist deine ›Sturmbräut‹.«

Ganz ruhig hatte er es gesagt, ich aber glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

»Was?!« schrie ich. »Mein Schiff wäre das, welches dort die Rakete abgeschossen hat?«

»Dein Schiff.«

»Welches zwanzig Meter unter Wasser auf dem Meeresboden liegt?!«

»Nicht mehr. Morgen früh wirst du es hier neben der ›Indiarwa‹ liegen sehen, es ist unterdessen gehoben worden, und du ... wirst es morgen mit deinen Leuten besteigen und uns wieder verlassen.«

Sprach's und wandelte, von seinen Begleitern gefolgt, an mir vorüber, dem Raketenhause zu. Und ich konnte ihm nur nachstarren, bis ich die Sprache wiedergefunden hatte.

»Mahlsdorf, haben Sie's gehört?« wandte ich mich an den Steuermann.

»Was sagte der?«

»Das sollte die ›Sturmbräut‹ sein, die dort die Rakete abgefeuert hat.«

»Also habe ich doch recht gehört. Und morgen soll sie hier liegen, nicht wahr?«

»So sagte er.«

»Und das glauben Sie, Mahlsdorf?«

»Wir werden ja sehen, ob's wahr wird. Da, jetzt signalisiert er ebenfalls mit Raketen!«

Wir schlichen uns näher, obgleich wir das Schleichen doch gar nicht nötig hatten.

Wirklich, der alte Graf feuerte bunte Raketen ab, benahm sich ganz geschickt dabei, und dann stiegen auch dort in östlicher Ferne farbige Leuchtkugeln auf, bis auf beiden Seiten das weiße Schlußzeichen gegeben wurde.

Vor der offenen Tür des Raketenhäuschens war ein Tisch aufgeschlagen worden, und auf diesem breiteten jetzt die Indier mehrere Karten oder andere Pläne aus, legten blitzende Messinginstrumente darauf, halb wie Fernrohre aussehend, zum Teil aber auch ganz anders; kuriose Dinger waren dabei, das eine glich einem durchlöcherten Globus, und sie begannen nach dem Himmel zu kicken und in dem Globus herumzustochern und auf den Karten mit Zirkeln zu messen und Linien zu ziehen, dabei manchmal zusammen sprechend, was wir nur leider nicht verstanden.

»Die treiben Astrologie,« flüsterte mir der Steuermann zu.

Das hatte ich mir auch schon gedacht. Astrologie? Ich hatte noch nie an solchen Mumpitz geglaubt. Doch ich beobachtete.

Wir standen beide etwas im Finstern, mußten aber von den anderen gesehen worden können, was sie jedoch nicht störte.

Dann schien die Geschichte fertig zu sein. Instrumente und Karten wurden wieder zusammengepackt. Der alte Graf trat auf mich zu.

»Weißt du, was wir jetzt gemacht haben?«

Das heißt, er sprach Englisch, und die englische Sprache kennt kein »du«. Ich muß aber dieses gebrauchen, um die Art zu kennzeichnen, wie er jetzt zu mir sprach – so würdevoll, so herablassend – er machte mir jetzt überhaupt einen ganz anderen Eindruck, als vor acht Tagen, als ich ihn zum ersten Male in seinem Laboratorium sah, obgleich er sich da doch auch für so einen Geheimniskrämer hatte ausgeben wollen. Jetzt aber imponierte er mir wirklich.

»Weißt du, was wir jetzt getrieben haben?« wiederholte er, als ich nicht gleich antwortete.

»Das nennt man wohl Astrologie?«

»Ja, wir haben deinem Schiffe das Horoskop gestellt, das zukünftige Schicksal deines Schiffes bestimmt. – Du glaubst nicht an so etwas?«

»Nein,« antwortete ich ganz offen.

Es war mir, als ob ein spöttisches Zucken über sein Gesicht ging.

»Du nanntest uns, die wir dieses Schiff bewohnen, vorhin Seezigeuner.«

Ja, das hatte ich allerdings getan, und das war sehr voreilig von mir gewesen; denn die allergrößten Seezigeuner waren wir ja selbst. Aber dieses Wort war nun einmal neu entstanden – Doktor Selo hatte es damals erfunden – es wurde jetzt öfters gebraucht; die Seemannssprache war durch ein neues Wort bereichert worden.

»Du nanntest uns vorhin Seezigeuner, nicht wahr?«

»Ich gestehe es, aber das sollte keine Beleidigung sein, sondern ...«

»Wir wissen hier überhaupt nichts von Beleidigungen,« fiel er mir ins Wort. »Nur wer uns vernichten will, dem kommen wir zuvor. Du kennst doch auch die richtigen Zigeuner?«

»Natürlich kenne ich die.«

»Woher stammen sie?«

»Darüber ist schon viel gestritten worden. Wohl aus Aegypten.«

»Nein, ihre Urheimat ist Indien. Was treiben diese braunen, heimatlosen Gesellen?«

»Sie flicken Kessel, stehlen Pferde, sagen aus der Hand wahr ...«

»Glaubst du, daß solch ein Zigeuner oder ein Zigeunerweib die Vergangenheit und die Zukunft aus den Handlinien ersehen kann?«

»Nein, an so etwas glaube ich nicht.«

»Zeige mir deine Hand!«

Ich hielt ihm meine Rechte hin; er ergriff sie. Wirklich, mir ward etwas unheimlich zumute – schon wie er sie ergriff, die innere Handfläche spannte, sich mit seiner Hakennase darüberbeugte – und nun überhaupt das ganze Gebaren dieses alten, ausgemergelten Kerls in dem Magierkostüm.

»Du bist in deinen Kinderjahren, vielleicht im zehnten bis zwölften, einmal in großer Lebensgefahr gewesen.«

Ich starrte den Sprecher an. Weshalb ich so bestürzt war, wird man gleich hören.

»Und zwar,« fuhr er fort, »war es Wasser, was dein Leben bedrohte.«

»Herr, woher wissen Sie das? Wie können Sie das wissen?« vermochte ich nur hervorzustoßen.

Denn es stimmte. In meinem elften Jahre war ich einmal beim Schlittschuhfahren eingebrochen, war unters Eis gekommen, war unter unsäglichen Schwierigkeiten von einem älteren Kameraden, der bei mir gewesen, wieder hervorgeholt worden.

Weshalb ich da zu staunen brauchte? Konnte dieser Hokuspuskumacher nicht genaue Auskünfte über mich eingezogen haben, schon früher in der bestimmten Absicht, mich später einmal an sich zu fesseln?

Nein, so einfach war das eben nicht! Mich machte so leicht keine Kartenlegerin dumm. Hier lag etwas ganz anderes vor.

Es war damals niemand anders bei mir gewesen, als jener Schulkamerad namens Emil Wünsche, und niemand hatte gewußt, daß wir Schlittschuh gefahren und eingebrochen waren, sonst hätten wir beide zu Hause jämmerliche Prügel bekommen – so schwiegen wir – und Emil Wünsche starb zwei Monate später am Typhus – und hätte er es noch nachträglich ausgeplaudert, vielleicht im Todesfieber, so hätte doch auch ich etwas davon erfahren müssen – in unserem Kuhdorfe brach doch niemand ins Eis ein, ohne daß dies tagelang das Gespräch gebildet hätte – und ich selbst halte niemals, auch später, bis zum heutigen Tage nicht, darüber gesprochen, der Tod meines Gespielen, der sich jene Krankheit offenbar durch mich zugezogen, hatte mir immer etwas auf dem Gewissen gelegen – kurz und gut, außer Gott und mir konnte unmöglich jemand etwas von dieser Affäre wissen.

Und dieser Mann hatte wenigstens aus meiner Hand gelesen, daß ich zwischen meinem zehnten und zwölften Jahre in einer großen Gefahr geschwebt, die Wasser mir gebracht hatte!

»Wie können Sie davon wissen?« stieß ich hervor.

Da hatte er sich schon zum Gehen gewandt, aber er winkte mir, und ich folgte der ganzen Gesellschaft.

Es ging über Deck, durch einen Kajüteneingang in die Korridore hinab, nur von dem grünlichen Scheine der Laterne erleuchtet, welche jetzt ein anderer trug, die übrigen verloren sich nach und nach, nur der Graf und der Laternenträger schritten mir noch voran; ich folgte ihnen in eine geräumige Kabine.

»Warten Sie hier noch einen Augenblick!«

Die beiden verschwanden hinter einem Vorhang. Nur wenige Minuten brauchte ich im Finstern zu stehen.

»Treten Sie hier ein!« hieß es dann.

Der Vorhang war wieder zurückgeschlagen worden, helles Licht flutete mir entgegen. Dies hier war eine mit europäischen Möbeln ausgestattete Kajüte, die erste, die ich im Innern des Schiffes zu sehen bekam, und drei Petroleumlampen sorgten für Licht.

Nur der Graf befand sich darin; er hatte sein groteskes Kostüm mit einem schwarzen Anzuge vertauscht, in dem er sich in jeder Gesellschaft hätte sehen lassen können, und hiermit war er auch sonst ein ganz anderer, wieder ein gewöhnlicher Mensch geworden, wenn auch das eiserne, asketische Gesicht blieb.

»Nehmen Sie Platz, Herr Kapitän!«

Wir saßen einander gegenüber.

»Erwarten Sie keine Fortsetzung von dem, was Sie soeben von mir auf der Kommandobrücke zu hören bekamen. Nicht wage der Mensch den Schleier der Zukunft zu lüften, und unglücklich der, der diese Gabe besitzt.«

Feierlich hatte er es gesagt, ich blickte ihn an. Ja, unglücklich sah dieser Mann aus, wie vom schwersten Seelenschmerz geplagt – erst jetzt fiel es mir auf.

»Ich spreche jetzt ganz geschäftsmäßig zu Ihnen,« fuhr er gleich fort, sich auch solch eines geschäftsmäßigen Tones bedienend. »Ich will mich ganz kurz fassen. Wir wollten also diese Gegend, wo wir unfreiwillig festgebannt lagen, verlassen, der Maharadscha hatte Sie und Ihre Mannschaft dazu ausersehen, uns von hier fortzubringen. Der Maharadscha ist äußerst zufrieden mit Ihnen. Sie haben mit Ihrer Mannschaft etwas fertig gebracht, was Ihnen so leicht keiner nachmacht. Sie selbst bei Ihrer Bescheidenheit – bitte, unterbrechen Sie mich nicht – erkennen die Größe Ihrer tatkräftigen Leistungen wahrscheinlich gar nicht an. Auch die nötige Vorrichtung würden Sie treffen, daß wir durch die Fucusbank kommen, Sie würden dieses Schiff, wie ursprünglich geplant, sicher nach Bombay führen. Aber für uns selbst ist etwas dazwischengekommen. Wir dürfen noch nicht wagen, unser Versteck hier zu verlassen, um wieder hinauszutreten in die Welt.

»Maharadscha Ghasna beabsichtigte, Sie und Ihre auserwählte Mannschaft für immer an sich und an dieses Schiff zu fesseln. Aber auch hierzu ist die Zeit noch nicht gekommen, die Sterne wollen es noch nicht – oder lassen wir die Sterne ganz aus dem Spiele, Sie glauben doch nicht daran, und wohl Ihnen, daß Sie es nicht tun – also mit anderen Worten: Sie könnten ja einstweilen hierbleiben, doch wir haben Sie beobachtet und zur Genüge erkannt, daß solch ein tatenloser Aufenthalt auf diesem Schiffe nichts für Sie und Ihre Mannschaft ist. Sie müssen wieder selbständig werden.

»Ihr Schiff, die ›Sturmbraut‹, ist tatsächlich wieder gehoben worden. Gleich am nächsten Tage, nachdem Sie hier angekommen waren, wurde diese Arbeit in Angriff genommen, und Sie unterschätzten uns, wenn Sie glaubten, wir hätten nicht die geeigneten Kräfte dazu. Nach allem, was Sie hier schon beobachtet, hätten Sie aber wissen können, daß hier alles in der Stille vorgenommen wird. Doch davon ganz abgesehen.

»Morgen steht Ihnen Ihr Schiff wieder zur Verfügung. Wir hatten für Ihre Dienste ein tägliches Honorar, oder, wie Sie es nennen, eine Heuer verabredet. Das war natürlich nur *pro forma*. Sie wollten eben so behandelt sein, wie wir es taten. Sie müssen diesen Radschputenfürsten erst näher kennen lernen. Er ist gewohnt, ihm geleistete Dienste auch fürstlich zu bezahlen. Zunächst gibt er Ihnen das Schiff zurück. Die Hebung ist vollständig gelungen; die eingedrückte Platte ist wieder eingenetet worden, und da die Luken geschlossen gewesen, ist im Innern kaum ein nennenswerter Schaden entstanden. Mit Kohlen und Proviant waren Sie ja noch genügend versehen. Nur die schon eingenommene Ambra ist wieder entfernt worden. Den Grund dazu wissen Sie wohl, nicht wahr?«

»Das Geheimnis der Ambrainsel soll nicht verraten werden.«

»Ja, und da ist es besser, wenn überhaupt keine größere Menge Ambra auf dem Markte feilgeboten wird, das könnte gleich Aufmerksamkeit erregen. Nun haben wir bereits Ihr Ehrenwort . . . «

»Dann ist darüber auch kein Wort mehr zu verlieren,« fiel ich ein.

»Doch! Zu holen ist hier allerdings nichts mehr, der Maharadscha wird noch heute diese Ambrainsel vernichten lassen, also auch Sie könnten nichts mehr davon holen. Aber Sie müssen entschädigt werden. Anders tut es dieser Radschputenfürst nicht. Maharadscha Ghasna bietet Ihnen eine jährliche Leibrente von 100 000 Pfund Sterling. Sind Sie damit zufrieden?«

Ich konnte weder bejahen noch verneinen, ich war sprachlos. Eine herrliche Perspektive eröffnete sich vor meinen Augen.

»Sind Sie damit zufrieden?« wiederholte der Graf. »Sie können diese Summe alljährlich erheben oder auch ratenweise, ganz wie Sie wollen, irgendwo in der Welt, wo und wann Sie bestimmen, und bei uns brauchen Sie keine Sorge zu haben, daß man Ihnen

das Geld vorenthalten kann, wie es etwa der Lady von Leytenstone ergangen ist. Wie wir dies arrangieren, werden Sie noch erfahren. Also einverstanden?«

Na und ob! Ich schlug in die dargebotene Hand ein.

»Und was für eine Verpflichtung habe ich dagegen?«

»Nicht die geringste. Sie sollen gänzlich frei sein. Der Maharadscha, den Sie eben noch näher kennen lernen müssen, will es: Sie sollen absolut frei sein! Nur eine Bitte habe ich in seinem Namen noch auszusprechen.«

»Sprechen Sie!«

»Wenn der Maharadscha Sie ruft, daß er Ihre Hilfe braucht – werden Sie kommen?«

»Na, sicherlich!« rief ich in meiner alten Weise, und ich schlug nochmals in die Hand ein.

Dann stand Graf Axel auf, ich mußte wohl seinem Beispiel folgen.

»So haben wir nichts mehr zu besprechen. Vielleicht sehen wir uns auch gar nicht wieder. Sie werden morgen von dem Administrator ein versiegeltes Schreiben bekommen, das Sie erst in einer gewissen Entfernung von diesem Schiffe, wenn Sie sich schon auf dem Ihren befinden, erbrechen dürfen, daraus werden Sie alles ersehen, auch betreffs des Geldes.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll . . . «

»Keine Ursache, und . . . Sie müssen eben diesen edlen Radschputen noch kennen lernen.«

»Das hoffe ich, und ebenso, ihm noch dienstbar sein zu dürfen. Dann aber habe ich noch eine für mich brennende Frage.«

»Bitte.«

»Wo hat sich denn nur immer die Lady von Leytenstone aufgehalten, von der ich doch sicher annehme, daß auch sie von alledem in Kenntnis gesetzt worden und mit allem einverstanden ist?«

»Die Lady von Leytenstone?«

Das hatte schon so merkwürdig geklungen, daß ich gleich dachte: die wird doch nicht etwa hier bleiben und mich allein fahren lassen wollen?

»Der Lady,« fuhr dann der Graf fort, »ist von dem Maharadscha gleichfalls eine fürstliche Apanage ausgesetzt worden, so daß sie vorläufig von ihren Widersachern unabhängig ist.«

»Sie bleibt also hier an Bord?« stieß ich hervor, denn der Atem stand mir etwas still.

»Hier an Bord? Ja, das war ihr allerdings angeboten worden, aber sie lehnte leider ab.«

»Also auch sie verläßt dieses Schiff – natürlich, sie kommt doch wieder mit mir.«

»Nein, sie hat uns bereits verlassen.«

Was in diesem Augenblick in mir vorging, kann ich gar nicht schildern.

»Sie hat – dieses Schiff – bereits – verlassen?«

»Jawohl. Gleich am andern Tage. Oder in der Nacht. Eine unserer Jachten hat die Lady und ihr Kind nach New-York gebracht, wohin sie sich zu begeben wünschte.«

WIEDER AUF DER ›STURMBRAUT‹.

Wie ich an Deck und auf die Kommandobrücke gekommen bin, weiß ich nicht mehr.

Ich muß die Offiziere in unser zukünftiges Schicksal eingeweiht haben, wie wir dieses Schiff wieder verlassen würden, wie unsere ›Sturmbraut‹ wieder gehoben sei, und so weiter und so weiter – aber auf dies alles konnte ich mich später gar nicht mehr recht besinnen. Ich muß dies alles ganz gedankenlos gesprochen haben.

Ja, meine Gedanken waren auch mit etwas anderem beschäftigt.

Den ganzen Rest der Nacht habe ich im Kartenhause verbracht, auf einem Klappstuhl sitzend, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände.

So habe ich gesonnen und gesonnen. Und manchmal habe ich geweint, bitterlich geweint.

Sie hatte mich verlassen! Ohne Abschied war sie von mir gegangen!

Es soll im menschlichen Leben einen elendiglichen Zustand geben, den man für gewöhnlich Katzenjammer nennt. Von dergleichen wußte ich nichts. Ich habe schon sechs Punschterrinen allein ausgetrunken und bin am anderen Morgen mit klarem Kopfe erwacht.

Und was für meine körperliche, das gilt auch für meine geistige oder richtiger seelische Konstitution. Ich hatte in meinem Seemannsleben schon gar viel durchgemacht. Meine schlimmste Fahrt war einmal um Kap Horn herum, zur Winterszeit, ohne im Besitze von Seestiefeln zu sein. Aber auch im Hagelwetter und Schneesturm, statt Zehen Eiszäpfchen an den Füßen – für mich lachte immer die Sonne.

Dann soll es ja auch noch eine Menge anderes Leid in der Welt geben, Liebesweh und dergleichen. Ich aber hatte von alledem noch nichts gewußt.

Ja, einmal – damals, als ich in der römischen Villa zunächst die Rolle eines Hausmeisters spielte, wo ich es für besser hielt, zwischen mich und das rothaarige Weib mit den trotzigem Zügen tausend Meilen Salzwasser zu bringen.

Doch was war das gewesen gegen den jetzigen Schmerz, der mein Herz zerfraß?

»Sie hat mich verlassen! Ohne Abschied ist sie von mir gegangen!«

So schluchzte ich unausgesetzt.

Ach, ich habe in diesen Stunden viel, gar viel durchgemacht!

Dann fing ich an über das Warum nachzugrübeln.

Hatte ich ihr gegenüber nicht immer meine Pflicht erfüllt? War ich gegen all ihre Launen nicht immer nachgiebig gewesen? War ich ihr untreu geworden?

Da fiel mir jene erste Nacht an Bord dieses indischen Schiffes ein.

Hatte sie davon erfahren? ...

Ich kann nicht alles schildern, was ich mir zurechtgrübelte.

Zuletzt packte mich etwas wie Trotz.

War ich denn etwa mit ihr verheiratet gewesen? Hatte ich ihr denn auch nur so etwas wie Treue gelobt? War ich nicht ein freier Mann?

Als ich noch so dasaß im Finstern, den Kopf in die Fäuste gestemmt, leckte mir plötzlich eine heiße Zunge über's Gesicht, gleichzeitig schnubberte mir eine kalte Nase mit heißem Atem in das linke Ohr.

Es waren die beiden Hunde, die mich aufgesucht. Wohl zum ersten Male bezeugten mir die beiden Köter, mit denen ich sonst nie auf einem guten Fuße gestanden hatte, solch eine Zärtlichkeit.

Merkwürdig, was für Kleinigkeiten es manchmal sind, die den Menschen gleich auf andere Gedanken bringen, alles gleich in ganz anderem Lichte erscheinen lassen.

Ich umschlang die Köter und zog sie an meine Brust.

»Also auch euch beide hat sie im Stich gelassen! Ja, dann freilich – ja, dann freilich ... «

In diesem ›ja, dann freilich‹ liegt wohl alles ausgedrückt, für was ich auch damals keine Worte fand.

Und als ich das noch so sagte, die beiden winselnden Köter liebkosend streichelnd, da plötzlich flammte es im Osten blutigerot auf, und wie eine Feuerwoge kam der neue Tag über die grüne Wiesenfläche herangerückt – und als ich noch so denke, daß dies wirklich ein neuer Tag für mein ganzes Leben bedeutet, da sehe ich ein stolzes Segelschiff mit geschwellter Leinwand herangerauscht kommen, der Seetang kann ihm kein Hindernis bieten, ein am Bug angebrachtes Messer durchschneidet die grünen Seile ... es ist mein Schiff, die ›Sturmbraut!‹

Da sprang ich auf, da überkam mich eine Erkenntnis, und wie von einem Alp befreit, breitete ich beide Arme aus, und so jauchzte ich der Sonne und meinem Schiffe entgegen:

»Frei!!! Endlich wieder ein freier Mann!!!«

Ja, in diesem Augenblick überkam mich die Erkenntnis, daß ich bisher in den Banden eines launenhaften Weibes gelegen hatte, für das ich nicht einmal mehr besondere Liebe empfand. Ja, in diesem Augenblicke ward mir alles klar, das muß ich gestehen. Und als zärtlicher Vater hatte ich mich eben nie fühlen können.

Hinter mir versammelten sich meine Matrosen. Sie erkannten die ›Sturmbraut‹. War ihr Staunen nicht so grenzenlos, so kam das eben daher, weil ich schon die Offiziere in alles eingeweiht hatte; diese hatten den Leuten gesagt, was uns bevorstände, wie unser Schiff wieder flottgemacht worden sei.

Ich rief den wachhabenden Ingenieur im Maschinenraum ans Sprachrohr und befahl ihm, mit unseren Heizern alles im Stiche zu lassen und heraufzukommen, und dann blickten wir mit gespannter Erwartung dem schnell näherkommenden Schiffe entgegen.

An Deck befand sich eine große Anzahl von Menschen, in der Takelage arbeiteten Matrosen. So nahe war die ›Sturmbraut‹ schon, daß wir erkennen konnten, daß es ausschließlich kleine, breitschultrige Männer waren. Sie bedienten mein Schiff nach allen Regeln der Kunst, meine eigenen Jungen hätten nicht fixer arbeiten können, im Nu rollten sich die Segel zusammen, mich überkam fast etwas wie Eifersucht.

Und dann war das letzte Segel fest, dicht neben dem Riesendampfer lag der stattliche Segler, jetzt freilich einem Zwerge gleichend, und wie Katzen kletterten die kleinen Kerle mit den gelben, schlitzäugigen Gesichtern an den Planken hinauf und schlangen die Taue um die Böller.

Es waren ausschließlich Japaner oder Japanesen, wie man damals sagte, das erkannte ich nun sofort.

Hierbei sei bemerkt, daß die Japaner damals noch ganz außerhalb aller kulturellen Interessen standen. Japan war ein kleines Inselreich, so halb zu China gehörend. Man warf überhaupt Chinesen und Japaner in einen Topf. Auch für die Seemannschaft kamen die Japaner gar nicht in Betracht.

Ich für mein Teil – und das galt damals für alle Seeleute – konnte mir unmöglich einen japanischen Matrosen in der Takelage vorstellen, noch weniger etwa solch einen schlitzäugigen Mongolen auf der Kommandobrücke eines modernen Schiffes, und nun war ich schon erstaunt, daß diese Japaner hier keine solchen heimatlichen Schlafröcke trugen, sondern regelrechte Arbeitsanzüge, und dann erst recht wurde ich verblüfft, als ich sah, was für fixe Matrosen das sogar waren, welche dem schlitzäugigen Kapitän auf meiner eigenen Kommandobrücke auf jeden Pfiff gehorchten.

Doch sonst ging es jetzt zu wie immer auf diesem indischen Schiffe, wo sich niemand um den anderen kümmerte.

Ich befand mich schon an Deck meines Schiffes, die Planken küssen mögend. Meine Jungen folgten mir alsbald nach, aber wir wurden nicht im geringsten beachtet.

An Deck waren außer einer Unmenge von Fässern auch viele Maschinenteile aufgestapelt, offenbar einem riesigen Pumpwerk angehörend, welches auseinandergeschraubt worden war, und schon begannen die kleinen Japaner, die Fässer und die einzelnen Maschinenteile mit Handwinden emporzuleiern.

Wie? Hatten etwa gar diese Japaner die Hebung meines Schiffes bewerkstelligt? Aber ich sah doch ausschließlich mongolische Gesichter, nicht ein einziger Europäer war dazwischen. Und verstehen diese asiatischen Japaner denn etwa auch etwas von der Ingenieurkunst? Das wäre doch lachhaft.

Da trat auf mich zu solch ein Kerlchen mit lange herabhängendem Schnurrbart, ein Wicht von fünf Fuß Größe, aber mit fast meterbreiten Schultern, ganz adrett in ein weißes Tropenkostüm

gekleidet, nach allen Regeln der Schneiderkunst, und grinsend zeigte er mir sein prachtvolles Gebiß.

»Kapitän?«

»Der bin ich.«

»*Allright, allright,*« grinste er mit Fingerbewegungen.

»Haben Sie das gesunkene Schiff gehoben?«

»Nix Englisch.«

»Sie sind doch nicht etwa gar Ingenieur?«

»Yes, Chef-Ingenieur.«

Ein schriller Pfiff, und ich konnte dem gelben Männchen nachstaunen.

Die letzten Fässer wurden nach oben befördert, nicht gewunden, sondern von nervigen Armen gleich emporgeschleudert – es waren die Fässer, mit welchen man durch Auspumpen das Schiff gehoben hatte – das Deck leerte sich von den Japanern, dagegen bevölkerte es sich mit meinen Leuten.

Ich öffnete den Kajüteneingang, stieg hinab, eilte aus einer Kabine in die andere, besichtigte alle Räume – ich merkte überhaupt gar nicht, daß das Schiff fünf Wochen unter Wasser gelegen hatte.

Dabei ist zu bedenken, daß ja alle Schiffstüren hermetisch abschließen, unsere hier waren mit Gummileisten versehen, und da brauchte gar nicht erst geschraubt zu werden, sobald sie geschlossen, waren sie auch wasserdicht, und ein Glück war es, daß zur Zeit der Katastrophe alle Türen geschlossen gewesen oder daß die Matrosen bei ihrer Flucht alle Türen hinter sich zugeschmettert hatten.

Ach, mit welchem Jubel begrüßte ich jeden einzelnen Raum, in den ich blickte! Nur, als ich die erste von Blodwens drei Kabinen öffnete, durchzuckte ein gelinder Schmerz meine Brust, doch sofort war das wieder vorüber, die anderen beiden konnte ich mit prüfenden Augen besichtigen.

Als ich wieder an Deck war, hielten schon meine Leute wieder ihren Einzug unter der Back die gleichfalls durch Türen abgeschlossen werden konnte, und da saß ja auch schon wieder unser Klabaubermann auf seiner alten Stelle auf der Kleiderkiste und rauchte aus seiner langen Kalkpfeife.

Aber wenn auch alles geschlossen gewesen, durch den Schornstein mußte doch Wasser in den Heizraum gedrungen sein, diesen ganz ausfüllend. Nun, das war eben von diesen famosen Japanern unterdessen alles wieder beseitigt worden, sie hatten sogar gedampft, die Kessel zeigten noch eine hohe Spannung.

Ich stand auf der Kommandobrücke. Es war, als ob die letzten zehn Tage ganz aus meiner Erinnerung gestrichen wären, auch der Riesendampfer, neben dem wir lagen, existierte nicht mehr für mich. Das war jetzt einfach das Hindernis, von dem wir uns freimachen mußten.

»Auf die Stationen, klar zum Manöver!!!«

Die Bootsmannspfeifen schrillten. Die Heizer verschwanden, die Matrosen rannten.

»Maschine!« rief ich ins Sprachrohr hinein, nachdem ich auf den elektrischen Knopf gedrückt hatte, und ich selbst hörte es klingeln.

»Ay, ay,« antwortete mir Beyers Stimme durch das Sprachrohr.

Wirklich, jeder einzelne mußte von derselben Empfindung be-seelt sein, daß es jetzt unbedingt sofort weggehen müsse.

Und ich gab Kommando nach Kommando. Die Taue wurden gelöst, die Schraube begann zu arbeiten, um das Schiff erst einmal abzusetzen, dann entfaltete sich ein Segel nach dem anderen, und von dem frischen Südwind gefaßt, zog die ›Sturmbräut‹ mit mindestens acht Knoten Fahrt durch die grüne Wiese eine Ackerfurche, nur daß sich diese gleich wieder schloß.

»Herr Kapitän, wie weit dehnen wir die Probefahrt aus?« fragte der neben mir auf der Kommandobrücke stehende Mahlsdorf.

Ich blickte zurück. Der Riesendampfer war schon recht klein geworden. Aber die Menschen darauf waren auch ohne Fernrohr noch deutlich zu erkennen, also auch, daß unsere plötzliche Abfahrt dort nicht das geringste Aufsehen erregte. Ein buntes Gewimmel wie sonst, ich glaubte, kein einziger blickte uns auch nur nach.

Zuerst hatte ich mich überlegend hinter den Ohren gekratzt.

Ja freilich, ich mußte doch Abschied nehmen, mindestens von dem Grafen, dann wollte mich doch auch noch einmal der Administrator ...

Da stampfte ich plötzlich mit dem Fuße auf, doch es war wie ein überschäumender Jubel.

»Zum Teufel, vorwärts!! Hier gibt's ja überhaupt so etwas wie ein Begrüßen und Abschiednehmen gar nicht. Man hat uns das Schiff wieder zur Verfügung gestellt, und damit basta, und wir haben es ja auch verdient. Ostwärts ahoi!!«

»Aber der Administrator sollte Ihnen doch noch Anweisungen geben, wegen der jährlichen 10 000 Pfund Sterling ... «

»Woher wissen Sie denn das?« fragte ich erstaunt.

»Sie haben mir doch gestern abend alles ausführlich erzählt,« entgegnete der erste Steuermann nicht minder erstaunt.

Ach so! Ja, das konnte sein. Mir kam das alles wie ein Traum vor. Und ich sprach es auch aus.

»Vorwärts, vorwärts!! Es ist ja alles nur ein kurioser Traum, den wir hinter uns lassen. Nicht anders als ein abscheulicher Traum soll dieses ganze Schiff fernerhin in meiner Erinnerung existieren.«

Und es ging weiter ostwärts mit geschwellten Segeln, bis auch der Riesendampfer außer Sicht kam. Nur der Berg erhob sich noch.

Was machte ich mir in diesem Augenblicke aus den 10 000 Pfund! Das war ja überhaupt nur ein Traum. Aber, daß ich mein

Schiff wiederhatte, das war kein Traum! Und jetzt war ich wirklich ein freier Mann, dem die ganze Welt offen stand! Ich wollte mich schon durchschlagen! Und für's erste mußte ich in meinem Geldschrank doch auch noch fast 80 000 Dollar haben. Allerdings gehörten die eigentlich Karlemann, bei dem saß ich nun überhaupt tief in Schulden; aber mit Karlemännchen wollte ich schon fertig werden . . .

Zunächst dachte ich an die 80 000 Dollar, und da durchzuckte mich ein gelinder Schreck.

Wir waren doch gleich so von Deck zu Deck gesprungen, mitzunehmen hatten wir ja allerdings nichts gehabt, wenigstens nichts, auf das wir Anspruch als auf unser Eigentum hätten machen können, und die uns zur Verfügung gestellte Wäsche und Kleidung, die wir nicht auf dem Leibe getragen, hatten wir einfach zurückgelassen.

Aber wir hatten doch Verschiedenes aus dem Schiffbruch gerettet gehabt, was an den spitzen Steinen nicht in Fetzen gehen konnte – ich will nur mein Schlüsselbund und meine Uhr erwähnen, und so hatte doch jeder etwas bei sich gehabt.

Wie früher geschildert, waren diese Gegenstände in einen Beutel getan worden, als deren Hüter dann Goliath angestellt worden war. Meine Uhr und anderes hatte ich mir unterdessen wieder angeeignet, aber um das Schlüsselbund hatte ich mich, als belanglos für das gesunkene Schiff, vorläufig nicht mehr gekümmert.

»He, Goliath!«

»Massa!«

»Wo sind die Sachen, die du aufheben solltest?«

»Die habe ich schon verteilt, hier sind die Ihren.«

Prachtvoller Kerl! Aber auch den Tod über ihn, hätte er den Beutel vergessen gehabt! Dann hätten wir unbedingt wieder umkehren müssen, wenn der Panzerschrank nicht anders aufzubringen war.

Ich erhielt außer meinen anderen Kleinodien, um die ich mich noch nicht wieder gekümmert, auch das umfangreiche Schlüsselbund, begab mich in meine Kabine hinab, schloß den Panzerschrank auf.

Die Schiffspapiere waren in Ordnung. Das war ja auch ganz selbstverständlich, da hätte ich gar nicht erst nachzusehen brauchen.

Ich zog einige Kassetten auf, die mit Gold- und Silberstücken gefüllt waren, dann die Kassette für Papiergeld ... was für ein Paketchen war denn das? Konnte mich doch gar nicht entsinnen, ich hatte doch die amerikanischen Noten ganz offen ...

Ich packte es aus – – starrte die englischen Hundertpfundnoten an, von deren Existenz mir gar nichts bekannt war – zählte nach – hundert Stück!

Nun freilich ging mir eine Ahnung auf! Das war meine erste Leibrente von 10 000 Pfund!

Ja aber, wie war denn das Geld in den Panzerschrank gekommen, für dessen Sicherheitsschlösser die Fabrik jegliche Garantie übernommen hatte? Waren die Japaner solche Hexenmeister gewesen, bei denen keine Garantie etwas nützte? Aber der alte Graf hatte mir dieses Geld doch erst gestern nacht versprochen, und die Japaner hatten das Schiff sofort verlassen.

Doch mir ganz schnuppe! In dieser Hinsicht bin ich nun gar kein grübelnder Kopf.

Ich suchte gleich auch noch nach der Anweisung, welche mir der Administrator hatte geben sollen, daß ich die Leibrente jährlich abheben konnte, wie oder wo ich wollte.

Doch außer dem englischen Gelde fand ich nichts.

»Nun,« sagte ich mir vergnügt, »wenn mir der Maharadscha jedes Jahr 10 000 Pfund Sterling in meinen verschlossenen Geldschrank hineinhext, dann will ich schon zufrieden sein, und für diese Hexerei brauche ich mich nicht einmal besonders zu bedanken.«

So sagte ich mir damals.

Ich unschuldiger Jüngling ahnte nicht, wie mich ein Mächtiger dadurch in seine Banden schlagen wollte, daß er mir unverdientes Geld in die Tasche schmuggelte.

KARLEMANNS NEUE PLÄNE.

Wir hatten die grüne Fucusbank hinter uns, vor uns lag wieder das offene Meer.

Ach, war ich glücklich bei seinem Anblick! Ich war überhaupt glücklich. Tag und Nacht konnte ich pfeifen und trällern.

Denn den Kummer, den mir Blodwen verursacht, hatte ich schon längst überwunden. Was Kummer! Wahrhaftig, es hatte doch nicht die echte Liebe sein können! Und sie hatte es ja nicht anders gewollt – meinetwegen – und nun war sie in New-York gewiß gut versorgt. Der Graf hatte ja von einer fürstlichen Apanage gesprochen, die ihr der Maharadscha gewähren wolle. Mochte sie mit dem vielen Gelde neue Torheiten begehen!

Auch ich ging mit neuen Plänen um. Was nun? Doch sicher Fracht nehmen. Jetzt würde man sie mir nicht mehr verweigern. Sonst ging es einfach auf den Robbenschlag oder Walfischfang.

Zunächst aber natürlich nach Karlemanns Leuchtturminsel! Mit dem mußte ich mich erst auseinandersetzen. War ich doch auch äußerst gespannt. Der Graf hatte ja gesagt, daß Kapitän Simmer bereits hingesegelt sei, um meinen Kompagnon zu verständigen.

Und nach siebenwöchiger Abwesenheit tauchte sie wieder auf, die Leuchtturminsel, wie eine hohe Schachtel auf dem Wasser liegend.

Aber ob Karlemann auch noch darauf sein würde? Seine Tiere und menschlichen Raritäten mußten doch nun bald so weit sein, um mit ihnen die Kunstreise antreten zu können, und ich dachte lebhaft an das mexikanische Schiff, welches damals im Hafen gelegen hatte. Dieser schlaue Junge, der sich niemals in die Karten blicken ließ, schien eben noch andere Kompagnons zu haben.

Da, noch ehe ich Schiffsname und Nationalität hatte zeigen lassen, ging an dem Maste des Leuchtturms eine grüne Flagge mit einem Knoten hoch – das einfache Begrüßungszeichen der Seeleute – und nun wußte ich auch ganz bestimmt, daß Karlemann anwesend war.

Diesmal kam mir kein Dampfboot entgegen, aber als ich um die Insel herumgefahren war, sah ich ihn schon am äußersten Rande der Barriere stehen, lustig seine Mütze schwenkend, und als ich die ›Sturmbraut‹ mit Vierteldampf hineindirigierte, hatte er sich am ersten ausgeworfenen Tau an Deck geschwungen.

»Na, da sind Sie ja wieder!« waren seine ersten Worte, und mit Herzlichkeit wurde meine Hand geschüttelt.

»Mein Ziel habe ich erreicht.«

»Ich weiß es.«

»Sie wissen alles?«

»Alles. Vorgestern war hier eine Jacht, dessen Kapitän sich Simmer nannte, der hat mir alles erzählt. Dieses indische Schiff muß ich noch kennen lernen. Sonst aber weiß ich auch, daß Ihre Zunge gebunden worden ist. Nur eins möchte ich gern noch wissen ...«

Der Junge warf aus seinen schwarzen, pfißigen Augen einen schnellen Blick um sich. Wir standen allein, die Matrosen hatten unter dem Kommando des ersten Steuermanns alle Hände voll zu tun, doch die Hauptarbeit taten ja jetzt die Neger auf den Barrieren, welche das Schiff an Tauen hereinschleppten.

»Für wieviel haben Sie sich die Zunge binden lassen?« flüsterte mir Karlemann jetzt vertraulich zu.

»Für 10 000 Pfund.«

Ein erstaunter Blick traf mich.

»Aber Sie meinen doch wenigstens jährlich!« meinte er dann.

»Jawohl, ich soll jährlich 10 000 Pfund Sterling erhalten, dafür, daß ich die Ambrinsel nicht ausbeute und sonstiges Schweigen

beobachte über alles, was ich zu sehen und zu hören bekommen habe.«

Wieder war es ein halb pfiffiger, halb spöttischer Blick der mich traf.

»Jährlich, na, das läßt sich wenigstens hören. Ueber's Ohr haben Sie sich freilich noch genug hauen lassen. Mir wollte der bevollmächtigte Kapitän nämlich auch mit so einer jährlichen Leibrente kommen – mit 10 000 Pfund durfte er da nun freilich gar nicht erst anfangen, ich hätte ihn doch gleich kopfüber den Felsen hinabgeworfen – hier, pinkpink – ein für allemal, oder morgen sind mindestens hundert Schiffe auf dem Wege nach der Ambrainsel – hier, bare Asche her – und nicht zu knapp – man ist doch nicht umsonst so ein indischer Heiducke, der die braune Butter mit Suppenlöffeln ißt – na, was meinen Sie wohl, was sich Herr Kapitän Karl Algots als Abfindungssumme hat bar auszahlen lassen – oder was er doch schon so gut wie bar in der Tasche hat?«

Und listig blinzelte mich der Knirps von der Seite und mehr noch von unten an, und mir kam wieder einmal zum Bewußtsein, wie hundert- oder tausendfach mir dieser zwerghafte Schlingel überlegen war, wie der wieder einmal das Fett abgeschöpft hatte, wie sich der jetzt über meine armselige Leibrente von 10 000 Pfund belustigte, für die ich doch überhaupt gar keine Garantie hatte.

Aber da war nun nichts mehr zu machen. So etwas wie Neid kannte ich überhaupt nicht, wenigstens nicht in Geldsachen.

»Na, wieviel haben Sie denn bekommen?«

Karlemann tippte mir mit der Fingerspitze auf den Bauch.

»Ja, so fragt man die Dummen aus.«

Er war noch ganz genau derselbe. Ob sich so etwas aber auch ein anderer gefallen ließ?

»Doch Scherz beiseite,« fuhr er gleich fort. »Ich darf überhaupt nicht darüber sprechen. Ich habe Sie vorhin nur einmal ausgeholt. Seien Sie vorsichtiger. *Nevermind*. Na, wie geht's denn sonst?«

Wir haben niemals wieder über diese ganze Affäre gesprochen. Karlemann wollte nicht – und dieser Junge konnte jeden Menschen wie am Gängelbände leiten, ohne daß der Betreffende es eigentlich merkte. Anders kann ich mich nicht ausdrücken. Es war eben ein Wunderkind ganz besonderer Art.

»Alles wohl an Bord,« entgegnete ich auf seine letzte Frage.

»Was macht Ihre Liebste, die Lady Dingsda?«

Alles wußte er doch nicht. Kapitän Simmer schien eben sofort abgeschickt worden zu sein, mochte aber schon berichtet haben, daß die Hebung meines gesunkenen Schiffes in Angriff genommen würde.

»Die Lady Leytenstone? Die – die – die ist nach New-York gereist,« würgte ich heraus.

»Sie haben sich wohl von ihr getrennt?«

»Ja.«

»Na, da gratuliere ich.«

Und fertig war die Geschichte – wenigstens für Karlemann! Nur ein Bedenken stieg ihm noch auf.

»Haben Sie sich auch geschäftlich von ihr losgesagt?«

»Ich denke.«

»Offen heraus mit der Sprache! Sind Sie ihr Geld schuldig?«

»Nein.«

»Wirklich nichts?«

»Gar nichts.«

»Und das Geld, was Sie so verpulvert haben?«

»Das war gemeinsame Angelegenheit. Ich bin ihr faktisch nichts schuldig.«

»Und wem gehört dieses Schiff?«

»Hm. Schließlich gehört auch das mir. Es ist rechtlich auf meinen Namen geschrieben.«

»Na, sonst wird sie eben ausgezahlt,« lenkte Karlemann jetzt gemächlich ein. »Ich hab's ja jetzt dazu. Die Hauptsache ist, daß

ich Sie wiederhabe. Mit Kapitän Tarras, mit diesem mexikanischen Schweinehund, bin ich nämlich mächtig hineingefallen – hm, mächtig bin ich da hineingefallen,« setzte er sinnend hinzu.

»Wieso?«

»Lassen wir das. Ich hab's aber auch dem Schweinigel mächtig gegeben – wenn die von dem Wasser trinken, das sie hier zuletzt einnahmen – da kriegen sie noch etwas ganz anderes als nur die Cholera ... lassen wir das. Bin froh, daß ich Sie wiederhabe, jetzt halte ich allein zu Ihnen, und wir beide wollen schon Geld zusammenwachsen – hm.«

Unterdessen hatten wir das schmale Tor passiert. In dem Kesselhafen lagen noch immer Fahrzeuge und kleine Dampfboote, nur eben jenes mexikanische Schiff fehlte, und auf den Galerien kratzten noch immer zahllose Neger an den Felswänden herum, welche aber auch schon viele Tunnellöcher aufwiesen.

Vor allen Dingen aber wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Haus gefesselt, welches da im Wasser schwamm.

Es war ein Haus, anders läßt es sich nicht bezeichnen, aus Brettern gezimmert, mit Türen und Fenstern – ich wurde lebhaft an eine Arche Noah erinnert. Mehrere Neger zimmerten noch auf dem Dache herum, strichen die Fensterläden grün an, waren sonst beschäftigt.

»Was für eine Arche Noah ist denn das?«

»Ganz richtig, eine Arche Noah. Da sollen Tiere hinein. Aber auch zum Wohnen eingerichtet. So eine richtige Zirkusbude, so ein Wagen, nur daß der hier nicht fährt, sondern schwimmt.«

»Aha, da sollen die dressierten Tiere ... «

»Nee nee,« fiel er mir gleich ins Wort, »das, was Sie denken, dazu ist die Arche nicht bestimmt. Ich erzähle es Ihnen später. Kommen Sie, wir wollen hinaufgehen.«

Wir traten auf der ersten Galerie in eine geräumige Grotte, in welcher sich eine aufwärtsführende Treppe zeigte. Es sei die erste, welche fertiggestellt sei, bis nach oben aufs Plateau führend,

erklärte Karlemann. Später würde auch ein Aufzug angebracht, aber so weit wäre man noch nicht.

Wir erstiegen die Treppe, welche hin und wieder von Fenstern erleuchtet wurde, wie sich auch Gänge abzweigten oder Korridore, und es war nicht gesagt, daß diese sich immer in gleicher Höhe mit den Galerien befanden. Ueberall arbeiteten noch Neger, meißelten und bohrten; ein dumpfer Knall sagte mir, daß auch gesprengt wurde.

Dieser Knabe setzte durch, was er sich vorgenommen, er schuf eine wirkliche Seeburg.

»Was machen denn meine Mißgeburten?« fragte ich einmal unterwegs.

»Die machen Zigarren.«

»Was machen sie?« staunte ich.

»Zigarren. Sie werden schon sehen. Na ja, irgend etwas müssen sie doch machen, ich kann die Ludersch doch nicht nur so füttern.«

Wir kamen in den letzten und obersten Gang, dessen Decke also das Plateau bildete und der sich jetzt um die ganze Felseninsel herumzog, aus einer offenen Tür schlug mir ein starker Geruch von Tabaksblättern entgegen, und da sah ich in dem geräumigen Saale richtig meine mir wohlbekannten Mißgeburten sitzen, samt und sonders mit Anfertigen von Zigarren beschäftigt.

Da saß meine dicke Laura und sortierte Deckblätter, der chinesische Riese feuchtete gerade einen Haufen von Blättern mit der Gießkanne an, und alle anderen wickelten oder waren mit den anderen Arbeiten beschäftigt, die zur Zigarrenfabrikation gehören.

Nur einige vermißte ich so beim ersten Ueberblick, z. B. den Cowboy und den einen Indianer, es mochten noch mehr fehlen, so genau hatte ich sie gar nicht mehr alle in der Erinnerung. Aber auch das armlose Frauenzimmer war in der Zigarrenfabrikation tätig, die hatte die Beine auf den Tisch gelegt und wickelte mit den

beweglichen Zehen schneller als ihre Nachbarin, die kreolische Bauchtänzerin, mit den Fingern.

Mein Staunen läßt sich denken. Ich hatte doch alles andere erwartet, als diese Leute, doch lauter solch faules Gesindel, hier bei der Zigarrenfabrikation beschäftigt zu finden.

Und nun überhaupt dieses Rätsel, das hier vorlag!

Wir waren unbemerkt eingetreten, blieben auch längere Zeit unbemerkt, und so konnte ich beobachten, mit welcher Emsigkeit hier gearbeitet wurde, und dabei unter heiterem Geschwätz mit fröhlichen Gesichtern.

War das nicht bei solch einem fahrenden Volke, aus lauter Tagelöhnen bestehend, die ihr Geld nur dadurch verdienen, daß sie sich angaffen ließen, ein wirkliches Rätsel? Ich hatte sie doch selbst an Bord gehabt, hatte ihren nichtsnutzigen Charakter zur Genüge kennen gelernt.

Und nun hier heiter und emsig bei der Arbeit!

Da sah man mich, einer machte den anderen aufmerksam, man lachte und winkte mir zu, freute sich, mich wiederzusehen. Aber in der Arbeit ließ sich dadurch niemand stören.

Ich ging auf das Riesenweib zu, das im ganzen Gesichte lachte.

»Nun, Madam Laura, wie geht's?«

»O, sehr gut, vortrefflich! Wir erzählen uns immer von Ihnen, daß Sie uns hierhergebracht haben. Wir leben hier wie der liebe Gott in Frankreich.«

Und sie zählte auf, ohne dabei ihre Finger ruhen zu lassen, was sie hier täglich zu jeder Mahlzeit zu essen bekämen.

Und viel war das nicht etwa. Durramus und immer wieder Durramus – das ist Hirse, die in dieser Gegend Afrikas die Hauptnahrung bildet – und durchaus nicht jeden Tag ein Stückchen Fleisch.

Und die Riesendame, deren Appetit und ziemlich verwöhnten Gaumen ich kennen gelernt, leckte beim Aufzählen dieser täglichen Gerichte mit der Zunge über den Mund.

Und als ich zu einigen anderen trat, hörte ich immer dasselbe. Alle überaus zufrieden mit ihrer Beschäftigung, mit dem ganzen Leben hier. Und wenn es nun erst auf die Reise ginge!

Ich muß gestehen, daß mich eine Art von Grauen überkam, ohne richtig den Grund hierfür zu erkennen. Jedenfalls war hierbei etwas Unnatürliches.

»Nun sagen Sie mal bloß, wie haben Sie denn das angefangen?« wandte ich mich an Karlemann, als wir wieder draußen waren.

»Was denn?«

»Sie wissen doch genau, was ich meine. Daß sich diese Tagediebe so zufrieden fühlen.«

»Dressur!« war seine lakonische Antwort.

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Durch diese Antwort wuchs nur die Größe des Rätsels und Geheimnisses.

»Aber,« fuhr Karlemann fort, »das ist nicht meine eigene Dressur – hier,« er hielt einen uns entgegenkommenden Neger an, »das ist der Menschenbändiger. Mister Belzebub. Eigentlich heißt er anders, aber es klingt ungefähr so, und da habe ich ihn Belzebub genannt.«

Grinsend zeigte mir der Neger seine gewaltigen Eckzähne. Er war gar keine so kräftige Gestalt, hatte aber etwas überaus Brutales an sich, wie er so vor mir stand, die baumwollenen Hemdärmel hochgekrempelt und die Faust, die eine gewichtige Peitsche hielt, in die Hüfte gestemmt. Und nun auf dem schwächlichen Körper dieser Stierkopf, dieser Raubtierblick, diese Zähne, dieses Grinsen – ich habe selten etwas so Widerwärtiges gesehen.

Ja, das war ein richtiger Belzebub. Mehr noch. Wenn ich als Jäger diesem Kerl im Walde begegnet wäre, ich hätte ihn ohne jeden besonderen Grund gleich als wildes Tier niedergeschossen.

»Wohin willst du, Belzebub?«

»Meine lieben Tierchen füttern, Massa,« grinste das Scheusal.

»Marsch, weiter!«

»Um Gottes willen,« sagte ich, als jener verschwunden war, »dieser Mensch ist es, der meine früheren Schutzbefohlenen so fügsam gemacht hat, daß sie sich hier so wohlfühlen?

»Jawohl. Aber Sie denken wohl, mit der Peitsche? Gott bewahre! Da hätten wir wohl auf die Dauer nicht viel ausrichten können.«

»Ja, wie in aller Welt hat der das aber sonst fertig gebracht?

»Geheimnis, lieber Freund. Ich weiß es überhaupt selber nicht. Wissen Sie, das ist ein Ukangara, so ein Zauberer und Regenmacher bei den Schwarzen. Die verstehen allerhand Hexenkünste. Faktisch, die wissen manchmal mehr, als wir uns träumen lassen. Aber eigentlich habe ich den erst entdeckt. Der wußte bisher seine Fähigkeiten gar nicht richtig zu gebrauchen. Da sah ich ihn einmal, wie er ... doch das ist meine Sache. Kurz, ich habe ihn engagiert, und wenn hier jemand einmal aufsässig wird, da braucht ihn nur Belzebub eine Viertelstunde vorzunehmen – aber nicht etwa mit der Knute, keine Spur, in aller Freundlichkeit – und der wildeste Wolf wird wie ein Lämmchen. Aber das ist nun wieder das Merkwürdige dabei: nur mit Menschen wird er fertig, bei Tieren versagt seine Kunst. Als Raubtierbändiger kann ich ihn gar nicht gebrauchen.«

Ich konnte mir dazu denken, was ich wollte. Karlemann hatte eben wieder sein Geheimnis.

»Haben Sie das Fischpulver angewendet?« fragte er dann, als wir weiterschritten.

»Nein, ich hatte keine Gelegenheit ... ach,« eine Idee kam mir plötzlich, »der hat wohl auch so ein Lockmittel für Menschen, das er ihnen etwa unter das Essen mischt, weil die alle so zufrieden damit sind?«

»Möglich. Ich weiß es nicht. Kommen Sie hierherein.«

Was ich zu sehen bekam, ließ mich alles andere vergessen.

Es war ein sehr geräumiger Saal, dessen viele Fenster nach der Seeseite gingen, auch außergewöhnlich hoch – wir hatten erst einige Stufen hinabsteigen müssen – eine Turnhalle, versehen mit den modernsten Turngeräten aller Art, an denen in fröhlichem Wettstreit, aber dennoch in geordneten Riegen, sich halbwüchsige Jungen übten.

Wieviele es waren, konnte ich so nicht schätzen. Es wimmelte alles. Vielleicht hundert. Schwarze sowohl wie weiße, letztere in der Mehrzahl. Und diese letzteren waren dem Gesichtsausdruck nach unverkennbar deutscher Abstammung.

Meine Verblüffung läßt sich denken. Wir befanden uns doch an der afrikanischen Goldküste, im Innern einer Felseninsel, von der die Handbücher nichts weiter als ›wasserlos‹ zu melden wußten.

»Karlemann, das sind doch lauter deutsche Bengels!?!«

»Nur die weißen. Jawohl. Einundvierzig Stück. Dazu kommen noch die früheren, die Sie schon kennen, die jetzt vorturnen und überhaupt das Ganze leiten.«

»Woher haben Sie denn diese Jungen bekommen?«

»Die habe ich mir selber geholt.«

»Woher denn?«

»Nu, aus Deutschland.«

»Aus Deutschland?« konnte ich nur wiederholen.

»Jawohl. Das sind die Zöglinge des Gottesasyls von Beheim – ich habe sie sämtlich ausgespannt – nur einer ist draufgegangen – schon an Bord – hat sich totgefallen. Sie wissen noch nicht, daß ich unterdessen oben in Deutschland gewesen bin? Ach so, woher sollen Sie denn das wissen.«

»Sie waren unterdessen in Deutschland?!«

»Jawohl. Ich bin erst seit vier Tagen wieder hier. Kommen Sie, ich erzähle Ihnen alles!« –

Es war Mittagszeit, und in einem behaglich eingerichteten Felsenzimmer, bei einem saftigen Beefsteak mit Ei, welches auch

meine Leute vorgesetzt bekamen, erzählte mir Karlemann seine Abenteuer als Zögling des Waisenhauses von Beheim.

»Ich habe die Jungen schon an Bord während der ganzen Reise tüchtig vorgenommen, um etwas aus ihnen zu machen, und hier wird nun das Exerzieren fortgesetzt.«

»Karlemann, was haben Sie eigentlich vor?«

»Etwas zu schaffen, was die Welt noch nicht gesehen hat.«

Diese Antwort mußte mir genügen. Das läßt sich ja auch gar nicht weiter erklären.

»Wollen Sie aus den Jungen Seeleute für Ihre Schiffe machen?«

»Je nachdem. Wie sie sich eignen. Ein starke Besatzung muß immer auf der Seeburg bleiben.«

»Und diese Jungen sollen immer so klein bleiben, auch wenn sie alte Männer werden – so wie Sie, nicht wahr?«

Er blickte mich mit einer schnellen Kopfbewegung an.

»Wie meinen Sie?«

»Na, nun machen Sie mir nichts mehr vor. Sie besitzen das Rezept, um das Wachstum zu verhindern. So unmöglich mir das auch früher dünkte – jetzt muß ich den Tatsachen glauben. Ich hatte mir nämlich ein Maß markiert, und Sie sind während der sieben Wochen nicht im mindesten gewachsen.«

»Meinetwegen denn, ja.«

»Sie kennen solch ein Mittel?«

»Ja.«

»Die grüne Flüssigkeit?«

»Ja.«

»Was für ein wunderbares Mittel ist das, von dem die Welt noch gar nichts weiß?«

»Das Rezept stammt aus Großmutter's Handkörbchen, und mehr sage ich nicht, sonst wird es entwertet, so wie die Ambra nichts mehr kosten würde, wenn man sie von dort schiffsladungsweise holen würde, und so schlau wie jener Maharadscha bin ich auch.«

Es war immer dasselbe. Er ließ sich nicht in die Karten blicken.

»Und was für schwarze Bengels sind das?« wandte ich mich so einem anderen Thema zu.

»Bengels? Oho! Die meisten sind Prinzen. Mindestens Söhne der angesehensten Krieger des Aschantireiches. Auch Seine Königliche Hoheit Aquassi Hara ist dabei, der jüngste Sohn des Königs Aquassi Aquatuh, und einen anderen bekomme ich noch.«

»Zur Erziehung?«

»Natürlich! Zu was denn sonst? Das heißt, ich soll ihnen die Turnerei beibringen, die dem König und allen anderen dieser schwarzen Geister bei mir so imponiert hat.«

»Und dafür werden Sie bezahlt?«

»Na, aber anders, als so wie bei uns, wenn jemand ein Mädchenpensionat hat, wo die Frauenzimmer kochen und solchen Krempel lernen sollen. Das kostet bei mir alles schwere Pinkepinke. Und alles muß einzeln bezahlt werden. Schon allein der einfache Bauchaufschwung wird mit Gold aufgewogen.«

Wie man einen Bauchaufschwung mit Gold aufwiegen kann, war mir schwer erklärlich. Jedenfalls wußte dieser deutsche Zigeunerknabe wieder einmal gehörig zu schröpfen.

»Ja, sehen Sie, und jetzt will ich einen Ausflug ins Innere des Landes machen, in die Urwälder und Steppen, um selber neue Tiere zu fangen, die ich mir für meine späteren Ausstellungszwecke wieder zähme und dressiere. Denn was ich bisher geliefert bekam, das dressierte ich doch immer auf Bestellung, mußte es wieder abliefern, verstehen Sie?«

»Sie hatten aber doch auch einige Tiere, die Ihnen gehörten, zum Beispiel den kleinen Elefanten.«

»Ja, den, und einige wenige Affen und Schakale, aber zum Beispiel keinen einzigen Löwen. Die waren alle Privateigentum. Denn einen Löwen fangen, das geht denn doch nicht so wie's Fliegenhaschen, auch hier hat ein gefangener Löwe einen ganz ansehnlichen Wert, nur Häuptlinge können sich so etwas leisten. Dann

gibt es Tiere, welche diese Nigger überhaupt nicht fangen wollen, weil sie ihnen heilig sind, oder weil sie eine Scheu davor haben, zum Beispiel das Nilpferd, oder wohl richtiger Flußpferd, dann das Rhinoceros – diese armseligen Nigger sind ja gar nicht imstande, solch ein Vieh zu fangen – beim Elefanten ist das etwas ganz anderes, der ist ja viel harmloser – und dann vor allen Dingen gilt das vom Gorilla, und solch ein paar Waldmenschen muß ich unbedingt haben. Also da will ich mich selber auf die Beine machen, und Sie begleiten mich, was?«

Und ob ich bei so etwas war!

»Die Jahreszeit ist jetzt gerade die denkbar günstigste,« fuhr Karlemann fort, »kurz nach der Regenzeit die gesündeste – obgleich ich überhaupt mit dem Fieber fertig werde – aber vor allen Dingen haben jetzt die Flüsse am meisten Wasser. Denn etwa so den ganzen Tag im Busch herumkriechen, auf einem Baume in der vierten Etage zu schlafen, dazu hat Karl Algots keine Lust. Nur immer so gemütlich wie möglich. Sie wissen doch, daß der Hauptstrom des Aschantireiches, an dem auch Kumassi liegt, hier Legala ja auch, der Lomate ist. Für selbst kleine Schiffe ist er freilich nicht befahrbar, man kann keine Meile weit hinaufkommen, das heißt mit einem Seefahrzeug, das einen Kiel hat. Aber mit einem richtigen Flußdampfer, ganz flach gebaut, mit einem Meter Tiefgang, soll man bis fast zur Quelle gelangen können, die noch weit hinterm Gebirge liegt. So heißt es wenigstens. Der Lomate ist ja noch von gar keinem Europäer befahren worden, er ist schon immer gesperrt gewesen. Bei mir ist das etwas anderes. Und ich brauche nur einen kräftigen Dampfer zum Schleppen, verstehen Sie ...«

»Ah, dazu die Arche! Die wollen Sie von dem kleinen Dampfer schleppen lassen.«

»Nicht nur diese eine, sondern noch drei andere. Eine für uns zum Wohnen, eine für unsere Begleitmannschaft, eine für die gefangenen Tiere und eine für den Proviant und fürs Futter, oder

wie ich das sonst anordne. Vielleicht werden es auch noch mehr. Das spielt keine Rolle. Ich habe hier nur ein Muster machen lassen – Sie haben's unten liegen sehen – sonst werden in Monrovia die Bretter geschnitten, die jeden Tag kommen müssen, und die brauchen dann nur zusammengesteckt zu werden.«

Die Idee packte mich immer mehr. Das war wieder so etwas Romantisches, wovon ich schon als Kind geträumt hatte. Na ja, das war eben Karlemann.

»Und wegen der Sicherheit?«

»Na, Sicherheit! Aber Sie haben recht. Ich habe auch schon daran gedacht und alles erwogen. Ich habe mit dem König Aquatuh bereits deswegen verhandelt. Es ist ihm ganz recht, es ehrt ihn sehr, wenn ich sein Land bereise; sämtliche Häuptlinge haben schon wegen meines Schutzes Anweisung erhalten, und der König freut sich sehr, mich in seiner Residenz begrüßen und bewirten zu können. Aber der Teufel traue diesem fetten Schweine! Einen Hängebauch nämlich hat dieser Kerl – na, Sie werden sehen. Nun habe ich ja alle die jungen Prinzen bei mir, die bleiben auf der Seeburg, und meine Jungen bekommen ihre Instruktionen. Und trotzdem, ich habe schon etwas munkeln hören – es ist doch besser, wenn Sie mit der Hälfte Ihrer Leute mit mir kommen.«

»Selbstverständlich bin ich dabei! Sie haben schon etwas bemerkt, daß man Feindseligkeiten gegen Sie im Schilde führt?«

»Hm. Lassen wir das. Ich spreche nicht gern von etwas, was ich nicht ganz bestimmt weiß. Jedenfalls, das ist doch ganz offenbar, wenn ich das so gemacht hätte, wie ich erst wollte, dann wäre ich schon längst noch einen ganzen Kopf kleiner als ich schon bin.«

»Sie meinen, wenn Sie im Aschantireiche solch eine Station angelegt hätten.«

»Jawohl, wo ich die Tiere dressieren und die schwarzen Jungen ausbilden sollte. Sobald ich hiermit fertig geworden, und sobald mir die Nigger meine Kniffe abgelauscht hätten, wäre ich doch ganz sicher einen Kopf kürzer gemacht worden, man hätte mir

alles, was ich verdient, wieder abgenommen. Denn, mein lieber Jansen, das können Sie mir glauben,« Karlemann mußte von seinem steinernen Stuhle aufstehen, um mir schmunzelnd auf die Schulter klopfen zu können, »ich habe dieser schwarzen Bande schon bannig viel von ihren Goldsachen abgeluxt.«

Wenn das Karlemann selber sagte, der den ganzen Goldschmuck Kididimos doch nur so als Kleinigkeit betrachtet hatte, dann allerdings mußte es sich um bedeutende Schätze handeln.

»Na,« fuhr er fort, »wir wollen schon mit ihnen fertig werden, und zwar im guten. Ich möchte es mit den Aschantis nicht verderben. Wenn ich auch selber nicht mein ganzes Leben hier bleiben werde – nich in de Hand – so soll die Seeburg doch mein fester Wohnsitz sein, wo ich alles zusammenstapele, was ich in aller Welt sammeln werde. Deshalb will ich mit den Aschantis doch lieber gute Nachbarschaft halten. Und wissen Sie, was ich deshalb tun werde?«

»Nun?«

»Diplomatie, mein Lieber, Diplomatie!« schmunzelte Karlemännchen.

»Und was für einen diplomatischen Schachzug haben Sie vor, wenn ich fragen darf?«

»Sie wissen doch, wie ich für gewöhnlich über die Frauenzimmer denke?«

»O ja, das habe ich so ziemlich erkannt.«

»Jedes Frauenzimmer ist meiner Ansicht nach auf der Welt ein ganz unnötiges Möbel.«

»Nun, und?«

»Aber es gibt Ausnahmen.«

»Hören Sie Karlemännchen, Sie wollen doch nicht etwa heiraten?«

Da nickte der Dreikäsehoch gravitatisch.

»Erraten! Ich werde die älteste Tochter des Aschantikönigs heiraten – oder vielleicht auch seine einzige Schwester, weil die nämlich auch ein Wort mitzureden hat – oder, da Sie doch wissen, daß ich immer gern mindestens zwei Fliegen mit einem Schlage klat-sche, werde ich wahrscheinlich gleich alle beide heiraten.«

DIE EXPEDITION INS INNERE.

Ich überspringe die Zeit, welche wir noch auf der Felseninsel verbrachten, emsig damit beschäftigt, weitere solche Flußfahrzeuge herzustellen.

Die Bretter dazu waren also in Monrovia nach Karlemanns Angaben gefertigt worden, sie waren schon gefalzt, brauchten nur noch zusammengefügt zu werden, aber mit der vorgeschriebenen Numerierung haperte es, und so ging es bei uns so zu, als wenn in einem großen Hause für die Winterszeit die schlecht nummerierten Doppelfenster angebracht werden, oder aber, besser noch konnte man unsere Arbeit mit so einem Geduldspiel vergleichen, wenn Kinder ein aus lauter einzelnen Stücken bestehendes Bauwerk zusammensetzen, und es will nicht passen – und dieser Vergleich ist auch insofern besser, weil wir uns nichts verdrießen ließen, stets herrschte fröhlicher Mut, und an humoristischen Zwischenfällen fehlte es ja auch nicht.

Erwähnen will ich nur noch, ohne sonst eine ausführliche Beschreibung zu geben, daß diese Häuser auf hohlen oder vielmehr durchbohrten Baumstämmen ruhten, welche an den Enden zugepfropft waren und so eine außerordentliche Tragkraft hatten, und Karlemann hatte weder geteerte Dachpappe noch die innere Einrichtung noch sonst irgend etwas vergessen. Er mußte dies alles vor schon langer Zeit gar sorgfältig durchdacht haben, daß alles so klappte – bis auf die unregelmäßige Numerierung der einzelnen Planken.

Nach etwa zwei Wochen waren die Jahrmarktsbuden fertig, nicht nur vier, sondern deren fünf.

Doch nur zwei davon glichen wirklich solchen Zigeunerwagen mit Fensterchen und Schornsteinen, und Karlemann hatte es nicht einmal an dem grünen Anstrich fehlen lassen. In dem ersten würden wir wohnen, die Leiter der Expedition, mein erster Steuermann und andere, die eben zur Elite gehörten. Das zweite schwimmende Haus diente der Begleitmannschaft als Aufenthalt, und zwar bestand diese jetzt fast ausschließlich aus Leuten meines Schiffes, Matrosen und Heizern.

Nur wenige Schwarze kamen noch hinzu, die aber mehr zur Bedienung des ›Herrenhauses‹ verwendet wurden. Oder sie waren in den anderen drei Archen untergebracht, welche später als Ställe dienen sollten, jetzt noch mit Material aller Art vollgepfropft waren, die letzte mit Kohlen.

Wäre ich nicht rechtzeitig gekommen, so hätte Karlemann von Erwachsenen nur Neger mitnehmen können. Meine Matrosen waren ihm lieber, und so beschränkte er sich auf wenige Neger, denen er unbeschränktes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte.

Auch auf der Seeburg selbst trat eine große Umwälzung ein. Karlemann hatte von den ursprünglichen sechshundert Negern zuletzt überhaupt nur noch zweihundert mit Bohrarbeiten beschäftigt, die anderen hatte er schon deshalb entlassen müssen, weil er gar kein Anrecht mehr auf ihre Frondienste besaß, es waren doch Sklaven von Häuptlingen gewesen, die sie dem Tierdressur nur geliehen hatten, und Karlemann hatte fast alle Tiere, die man ihm zur Dressur übergeben, schon abgeliefert, der Kontrakt war eben erloschen gewesen.

Es waren also nur noch etwa zweihundert, welche er zur Zeit meiner Ankunft beschäftigte, teils weil der Kontrakt noch weiterlief, teils weil die Frondienste der Sklaven als Entgelt für die Erziehung der Häuptlingssöhne gezahlt wurde. (Doch das wohl nur zum kleinsten Teil, sonst nahm Karlemann sicher bares, wenn auch ungemünztes Gold dafür; das waren eben solche Sachen, in

die ich nicht eingeweiht wurde, ich hatte ja überhaupt keine Zeit, auch kein Interesse, mich um so etwas zu kümmern.)

Jetzt also wurde auch noch unter diesen zweihundert Sklaven tüchtig aufgeräumt, die kleinen Dampfer und der ›Knipperdolling‹ brachten sie massenhaft nach Legala zurück. Es mochten vielleicht nur noch fünfzig Neger sein, welche auf der Felsenburg zurückblieben, um unter des Ingenieurs und des Baumeisters Anleitung weiter zu bohren und zu meißeln.

Und dann gewährte ich verschiedene Anordnungen, welche mich stutzig machten. So z. B. wurde ich zufällig einmal Zeuge, wie ein Dutzend solcher halbwüchsigen Bengels unter Karlemanns Aufsicht in einer Felsenkammer Bomben und Granaten auftürmten.

»Sie setzen Ihre Seeburg wohl in Kriegsbereitschaft?« fragte ich.

»Allerdings,« entgegnete er ernst. »Und Sie denken wohl, diese kleinen Jungen spielen nur so zum Spaß mit den Granaten? Sie sollten nur sehen, wie die mit den Kanonen dort umgehen können! Die habe ich während der Reise von Deutschland bis hierher unter einem alten Artilleristen von der Marine nicht schlecht am Geschütz exerzieren lassen.«

»Ja, aber fürchten Sie denn hier etwas?«

Karlemann blieb mir die Antwort schuldig, er zuckte in seiner Weise nur die Schultern und stellte seine Jungen weiter an.

Es war Anfang Februar, hier nach einer langen Regenzeit wieder einmal Frühling, als alles zum Aufbruch fertig war.

Auf der untersten Galerie standen alle Mitglieder der Expedition angetreten. Außer Karlemann und mir kamen mein erster Steuermann und mein erster Maschinist in Betracht, welcher letzterer den kräftigen Schleppdampfer führen sollte, der auch von meinen eigenen Heizern bedient wurde.

Unter der übrigen Besatzung der ›Sturmbräut‹ hatte ich genau die Hälfte ausgewählt. Die tüchtigsten kann ich nicht sagen,

denn es waren überhaupt lauter tüchtige Burschen. Weil der Segelmacher zugleich auch gelernter Zimmermann war, nahm ich aus leichtbegreiflichen Gründen auch diesen mit, ferner den Koch, während dessen Gehilfe, der sogenannte Kochsmaat, an Bord zurückblieb; als unsere spezielle Aufwartung kam der Steward mit, und da ich jetzt zwei Bootsleute besaß, begleitete uns natürlich Goliath.

Von Karlemanns Leuten kamen noch vierzehn mit, lauter Schwarze, welche aus jenen Gegenden, die wir durchreisen wollten, stammten, zum größten Teil früher auch Jäger gewesen waren, und ferner Jim, der Cowboy, wie auch Hatschigagok, der Fischmensch, welcher letzterer hier einmal ausgehalten hatte. Daß uns diese beiden recht nützlich sein würden, konnte ich mir schon vorstellen.

Womit wir sonst ausgerüstet wären, wußte ich nicht. Das hatte Karlemann schon alles vor meiner Ankunft mit langer Hand vorbereitet, es war alles wohlverpackt, und es waren eine Unmasse von Kisten und Fässern und Segelpacken, die in den hinteren Fahrzeugen verfrachtet wurden. Jedenfalls hatte dieser intelligente Junge nichts vergessen!

An einem der letzten Tage aber hatte Karlemann an mich noch ein Verlangen gestellt, welches mich zuerst etwas irritiert hatte.

Von seinen kleinen Untertanen kam kein einziger mit, und ich hatte schon gemerkt, oder das war ja auch allbekannt, daß nach Karlemann auf der Seeburg der Höchstkommmandierende Fritz Neumann war, früher genannt der kleine Igel, der jüngste von jenen Berliner Pflanzen, zehn oder elf Jahre alt.

Weshalb Karlemann gerade dieses kindliche Bürschchen zu seiner rechten Hand auserwählt, war mir, wenn ich so beobachtete, eigentlich immer unverständlich. An diesem Dreikäsehoch war auch gar nichts, was imponieren konnte.

»Ich weiß es besser, der hat am wenigsten Gewissen,« hatte mir Karlemann einmal gesagt, nicht recht verständlich.

Und nun verlangte Karlemann, daß sich auch meine zurückbleibenden Leute unter das Kommando dieses zehn- oder elfjährigen Knirpses, der noch in die fünfte Klasse gehörte, wo man noch nicht einmal mit Tinte schreibt, stellen sollten.

Ich erhob Widerspruch. Nein, das ließen sich meine Leute nicht gefallen. Doch es ging besser, als ich gedacht. Meinen alten Seebären machte es eben Spaß, sich von diesem Dreikäsehoch kommandieren zu lassen, das war so ein Jux.

Es war ein herrlicher Morgen, die See glatt wie ein Spiegel, als uns der Dampfer, der schon früher bei schönem Wetter hierhergekommen war, hinausschleppte. Die See hätte auch nicht den leichtesten Wogenschlag haben dürfen, darauf waren unsere Zigeunerhäuschen nicht eingerichtet, sie wären gekentert, und auch der ganz flache Dampfer vertrug keinen starken Puff von der Seite.

Nun waren wir im offenen Meere. Ich erstieg die Treppe, welche auf das flache Dach hinaufführte, das auch mit einem Zelte überspannt werden konnte.

Ach, war das ein Anblick! Er ist mir unvergeßlich. Es ist ja immer nur der erste Anblick, der so fesselt, bald wird einem alles zur Gewohnheit.

Unser Herrenzigeunerschiff bildete die Spitze, d. h., hinter dem Dampfer, und nun die anderen schwimmenden Karren, wie sie in regelmäßigem Abstand hinter uns herschwammen auf der spiegelglatten Fläche – diese grünen Häuserchen mit den Fensterchen und den Essen, aus denen schon Rauch aufwirbelte – es war einfach reizend!

Dieser deutsche Zigeunerknabe war doch nicht nur so auf den Erwerb erpicht, er hatte noch wirkliche Romantik im Leibe!

Wie ich schon sagte, hatten nur die ersten beiden Häuserchen, weil zum Wohnen bestimmt, richtige Fenster, aber Karlemann hatte auch an die anderen, als Proviant- und Gepäckfahrzeuge dienend, später als Ställe, wenigstens Fenster und hier und da eine

Tür malen lassen, auch einen Schornstein darauf markiert, nur so als Spielerei, als Zierde.

Ich weiß nicht, was mich bei diesem Anblick packte – die holdesten Träume meiner Kinderzeit verwirklichten sich – und ich war ja noch immer so jung, so jung – ich war noch immer bereit, jede Robinsonade mitzumachen, mitzuspielen . . . ach, es war herrlich!

Und dann blickte ich unter mich. Wieder dasselbe! Auf der vorderen Plattform stand Karlemann. Wir alle waren jagdmäßig gekleidet und ausgerüstet, mit hohen Stiefeln und Sombrero, die Lodenanzüge sollten jeder Strapaze gewachsen sein, ich hatte solche Jagdkostüme für mich und wenigstens für die Offiziere von vornherein an Bord gehabt, die besten Jagdflinten und alles, was dazu gehört – Karlemann hatte sich ein derartiges Jagdkostüm jetzt, wie er mir erzählte, aus Deutschland mitgebracht, hatte es sich wohl erst anfertigen lassen müssen – natürlich, für solch einen Wichtelmann gab es so etwas doch nicht fertig zu kaufen – und wie dieses Kerlchen nun aussah!!

Die enganliegenden Stiefel, die ihn etwas x-beinig machten, gingen ihm bis an den Bauch – und nun der Oberkörper ein ganzes Waffenarsenal von Dolchen, Pistolen und Patronen – und nun ein Schlapphut – ein Hut, wie ich noch gar keinen gesehen hatte – mit solch einer ungeheuer breiten Krempe! Das Kerlchen sah einfach aus wie ein Pilz, wie ein riesiger Champignon.

Und dieser possierliche Champignon nun stützte sich, die Beine gekreuzt, auf eine mächtige Donnerbüchse, und in dieser imponierenden Positur stand Karlemännchen unbeweglich auf der Plattform.

Was hatte der eigentlich? Wollte der immer so als lebendiges Waffenarsenal einherwandeln, sich etwa auch so ins Bett legen? Das sieht ja einem Sonntagsjäger ähnlich, auch einem afrikanischen, aber dieser Junge war doch eigentlich über solchen Larifari erhaben, da kannte ich ihn doch schon zu gut.

Auch wir anderen Blaßgesichter trugen ja unsere Jagdkostüme, aber wir dachten doch nicht daran, immer mit unseren Schießprügeln zu paradieren, machten es uns sonst vielmehr so bequem wie möglich.

»Oder so?« sagte Karlemann jetzt, spreizte die Beine, stützte sich nur mit der einen Hand auf die Donnerbüchse und legte die andere beschattend über die Augen, spähte in die Ferne.

»Oder lieber so?«

Und er wechselte abermals die Positur, hob die Elefantenbüchse, legte sie an, kniete auch einmal nieder.

Aha, ich begann etwas zu merken! Karlemann stand nicht umsonst so auf der Plattform, ich hatte nur die Vorbereitungen nicht beobachtet, befand mich schon längere Zeit auf dem Dache.

Aber hatte denn Karlemann auch einen Photographen mitgenommen? Das konnte dann doch nur ein Schwarzer sein. Und die Photographie war damals eine noch sehr schwierige Kunst, da gab es noch keine solche Knipser.

Ich begab mich hinab. Es war tatsächlich ein Neger, der im Innern der Kajüte am Fenster saß und Karlemanns Stellungen studierte; aber nicht um ihn zu photographieren, sondern um ihn zu malen.

Faktisch, ein nackter Nigger, der zwischen seinen kulbigen Fingern den Bleistift hielt und mit kecken Strichen skizzierte, und zwar, so viel ich davon verstand, ganz ausgezeichnet, ganz naturgetreu, und da hatte er auch schon einen reichhaltigen Farbkasten vor sich, um die Skizze dann zu kolorieren.

Ja, der eine kann's, und der andere lernt's nie und dann noch mangelhaft. Dieser schwarze Sklave, bisher als Erdarbeiter beschäftigt, der erst auf der Seeburg einen Bleistift zu sehen bekommen hatte, konnte nach der Natur skizzieren, hatte sofort, als er zum ersten Male die Materialien dazu bekommen, in Wasserfarben und Oel gemalt!

Karlemann hatte ihn »entdeckt«. Das wurde dann unser Kunstmaler, der so die Jahrmarkts- und Reklamebilder fertigte. Freilich, ich muß es gestehen, sie waren auch danach. Von Perspektive und dergleichen gar keine Ahnung. Nur immer so bunt wie möglich, das war die Hauptsache. Immerhin, das muß ich ebenfalls sagen, die Kunstleistungen dieses Niggers übertrafen doch noch die schrecklichen Gebilde, welche in Deutschland meist die Wände der reisenden Menagerien und anderer Schaubuden schmücken. Etwas mehr Natur wußte dieser Nigger doch noch hineinzulegen.

Wie er aber jetzt mit flüchtigen Strichen die verschiedenen Posen des lebendigen Waffenarsenals festhielt – ich war grenzenlos erstaunt. Da hatte der schwarze Kerl wirklich etwas los! Und von Feinheiten verstand ich ja nichts, nicht einmal von den größten.

»Ich lasse mich verewigen,« rief mir Karlemann zu, als er sah, daß ich dazugekommen war. »Die bei mir zu Hause müssen doch wissen, was für ein gewaltiger Kerl ich bin. Oder so?«

Der Champignonpilz stemmte das rechte Bein zurück, hob die Elefantbüchse, und – ich glaube gar nicht, daß er es mit Absicht tat – ein Knall, aber schon mehr ein Kanonenschuß, ein Feuerstrom, und ... der Champignonpilz war samt den hohen Reitstiefeln und sämtlichen Dolchen und Pistolen von der Plattform verschwunden! Nur die rauchende Donnerbüchse lag noch da.

Ich wußte eigentlich gar nicht recht, was da vor sich gegangen war. Mir kam das wie eine Vision vor, wie so ein Kunststück in der Zauberbude.

Passen Sie auf, meine geehrten Herrschaften, jetzt lasse ich einen lebendigen Menschen verschwinden, ich brauche nur mit dieser Pistole zu schießen ... puff!!! und weg ist der Kerl.

Aber mir kam die Erkenntnis, was hier geschehen war, schnell genug. Ich hörte noch nachträglich in meinem Ohr den klatschenden Fall ins Wasser, dort zogen sich noch Kreise, und die ganze Arche war durch den Rückstoß der gewaltigen Donnerbüchse ins Schwanken gekommen.

»Um Gottes willen, der ist ins Wasser geschleudert worden!!!«

Jawohl, anders war es auch nicht! Diese Plattform besaß keine Barriere, Karlemann hatte den Rückstoß nicht aushalten können, war ins Wasser gepurzelt.

Wohl stoppte der Dampfer, auf dem dies ebenfalls bemerkt worden war, sofort, da aber hatten wir die Unglücksstelle schon weit hinter uns, das vorletzte Fahrzeug mochte sich gerade dort befinden.

Man kann ja so etwas nicht beschreiben, wie da jede Sekunde ihre Bedeutung hat.

Wir blickten zurück nach jener Stelle.

Jetzt hätte er schon wieder auftauchen können.

Wie lange blieb er denn unter Wasser? Er konnte doch sonst so gut schwimmen.

Himmel, wenn der unter das flache Fahrzeug kam!

Und die schweren Stiefel – vor allen Dingen aber das viele Eisen, das er am Körper trug ...

Wie wir noch so dastehen und grübeln, freilich mit Gedankenschnelle, es handelte sich ja nur um Sekunden, springt aus dem Fenster des zweiten Fahrzeugs eine braune Gestalt, verschwindet im Wasser, jetzt werden wir lebendig – »stopp, stopp, Stangen her, Seile her – Ruhe, es war der Fischmensch, der wird ihn schon kriegen!« – da taucht auch schon wieder Hatschigagoks rotbraunes Gesicht auf, gleich daneben erscheint das Ungetüm von Hut, wie ein Pilz aus dem Wasser wachsend, und dann erscheint auch Karlemanns spuckender Mund.

In der nächsten Minute war er wieder bei uns auf der Plattform.

»Du, das malst du aber nicht mit,« war sein erstes Wort, als er sich ausgespuckt hatte.

Das ist hier viel harmloser erzählt worden, als es in Wirklichkeit war. Eine halbe Minute war Karlemann mindestens unter Wasser gewesen, und da half ihm seine Schwimmkunst nichts, die Last

der Waffen war zu groß, er war tatsächlich immer tiefer getrudelt, und wäre Hatschigagok nicht gewesen, hätte er es nicht bemerkt, wäre nicht sofort nachgesprungen – die Laufbahn dieses deutschen Zigeunerknaben hätte hier ein Ende gehabt, da hätten wir mit Stangen und Angelhaken nichts mehr ausrichten können.

Unvergeßlich dabei aber ist mir nur das, wie die ungesicherte Donnerbüchse losging und Karlemännchen mit seinen langen Stiefeln und mit dem ungeheuren Schlapphut plötzlich wie durch Zauberei von der Plattform verschwunden war.

Schon in einer Stunde erreichten wir Legala, oder fuhren vielmehr in die Mündung des breiten Stromes ein, auf dessen rechter Seite die ansehnliche Hüttenstadt liegt.

Ueber die Einzelheiten unserer Expedition hatte ich mit Karlemann eigentlich noch gar nicht gesprochen. Wir wollten wilde Tiere fangen und auch einmal dem König in seiner Residenz Kumassi einen Besuch abstatten – mehr wußte ich nicht, und mir war es ganz recht, daß mich Karlemann nicht mehr einweihte, mich nicht zu Rate zog, so hatte ich auch keine Verantwortung.

In der Hüttenstadt brach beim Anblick der fünf schwimmenden Häuser ein großes Hallo aus, alles rannte und schrie und winkte, Karlemann aber rief dem Dampfer zu, sich möglichst in der Mitte des Stromes zu halten, sonst diene ein hier geborener Neger als Lotse, und bald hatten wir Legala hinter uns.

Jetzt wurde Karlemann doch mittheilsam.

»Meine Reise ist sorgfältig vorbereitet,« wandte er sich an mich, nachdem er auf einem Tische eine Karte von Westafrika ausgebreitet hatte, die freilich an den meisten Stellen nur weiße Flecke zeigte. »Ich habe vom König Aquassi Aquatuh die Erlaubnis, sein Land zu bereisen, wie und wo ich will, kann jagen oder sonst etwas tun, und jeder Häuptling ist verpflichtet, mir Beistand zu leisten. Wie der freilich jeden einzelnen benachrichtigt haben will, das ist mir selber nicht klar. Jedenfalls kann ich ganz als Herrscher auftreten, und so habe ich auch Kididimos Einladung, ihn

erst einmal in seiner Residenz aufzusuchen, ausgeschlagen. Das würde doch immer ein paar Tage dauern, und so viel Zeit habe ich nicht zu verlieren. Mir ganz egal, ob er das übel nimmt oder nicht. Ich brauche ihm ja auch nur eine Groschentrompete zu schenken, dann ist alles wieder gut.

»Sie sehen hier die Grenzen des Aschantireiches angegeben. Nur an der Küste sind Dörfer und Negerstädte eingetragen, die Flußmündungen, nicht weit hinter der Küste werden sie punktiert, bis sie ganz aufhören – das ist eben alles noch unbekannt.

»Doch ich habe bei hier geborenen Negern genaue Erkundigungen eingezogen, habe selber welche mit, die Bescheid wissen – von denen kann man schon etwas mehr erfahren.

»Hier sehen Sie die Hauptstadt Kumassi liegen, bis hierher ist auch noch der Lamote, auch Dah genannt, an dem es liegt, eingetragen. Dieser Strom aber hat zahllose Nebenflüsse; ohne sicheren Führer, wie der alte Sulumo einer ist, könnte man sich da gar nicht zurechtfinden.

»Kumassi ist von der Küste in direkter Linie zwanzig deutsche Meilen entfernt, die wir bei den vielen Krümmungen, welche der Fluß macht, bei täglich vierzehnstündiger Fahrt in drei Tagen zurücklegen werden. Dann fünfzehn Meilen weiter hinter Kumassi sehen Sie hier Strichelchen eingezeichnet. Das stimmt, hier ist ein Gebirge, von den Aschantis Gaban genannt. Und die Aschantis wissen natürlich noch mehr davon zu erzählen als der Kerl, der diese Karte gemacht hat.

»Es ist nur ein ganz niedriges Gebirge, nur ein Hügelzug, von vielen Flüssen durchbrochen, bis auf einen sehr hohen Berg, der aber wohl selbst ein Gebirge für sich bildet, von den Aschantis Gabanbetel genannt.

»Dieser Gabanbetel ist unser Ziel. Dort gibt es noch Gorillas die schwere Menge. Oder ich darf nicht ›noch‹ sagen, dort ist eben ihre Heimat. Denn daß der Gorilla nur in Gebirgswäldern haust, in

den flachen Gegenden gar nicht vorkommt, das wissen Sie doch, nicht wahr?«

Nein, das wußte ich noch nicht, und ich glaube, Karlemännchen war auch noch nicht lange im Besitze solcher Weisheiten. Der Gorilla war ja damals überhaupt noch ein ganz fabelhaftes Wesen, lebendig war noch keiner nach Europa gekommen, es existierten nur in Museen einige wenige ausgestopfte Exemplare, und es gab noch immer Leute genug, Gelehrte, welche diesen Waldmenschen in das Reich der Fabel verwiesen, die ausgestopften Tiere für künstliche Erzeugnisse erklärten.

»Kann man denn so weit auf dem Lamote fahren?« fragte ich.

»Ja, zu Wasser kann man hinkommen, um den ganzen Berg herum, aber ob das noch der Lamote ist, das weiß kein Aschanti mehr zu sagen. Diese ganze Gegend hierherum ist überhaupt unbekannt, auch für die Aschantis.«

»Warum denn?«

»Nu, eben wegen der Gorillas. Das sind für diese Neger doch nicht nur besonders große Affen, sondern schreckliche Ungeheuer, verwilderte Menschen, wenn nicht gar böse Zauberer, die da ihr Wesen treiben. Sie müssen nur die Verhältnisse bedenken. Das Aschantireich ist größer als Deutschland und hat kaum drei Millionen Einwohner, und hier wird doch nicht mit der Postkutsche herumgereist – kurz, von den drei Millionen Niggerlein haben vielleicht nur zehn, oder meinetwegen hundert, einmal einen Gorilla gesehen, jeder hat nun noch einige Zoll an der Größe hinzugemacht, und so sind ganz fürchterliche Ungeheuer daraus entstanden, man erzählt sich Sagen von ihnen, unter anderem auch, daß sich diese Waldmenschen auf Bäumen ganz richtige Wohnungen mit Stuben bauen, auf dem Gabanbetel sogar steinerne Häuser aus übereinandergetürmten Felsblöcken, die sie erst vierkantig beißen – jawohl, nur mit ihren Zähnen.

»Kurz, hier ist die engere Heimat des Gorillas, auf den ich es speziell abgesehen habe. So ein paar Kerle muß ich lebendig haben, die sollen mir ein schönes Stück Geld einbringen. Und daß es dort auch von Getier aller anderen Art wimmelt, das ist doch ganz selbstverständlich.

»Nun soll, wie Sulumo versichert, dort am Fuße dieses Berges auch ein großer See sein, mit Inseln drin, und wenn das alles stimmt, dann sind die günstigsten Bedingungen gegeben, dann lassen wir uns auf solch einer Insel häuslich nieder – durch die Nähe des hohen Berges muß es dort auch ziemlich gesund sein, und von dortaus betreiben wir unser Jagdgeschäft, bis wir genügend Tiere gefangen haben.«

»War Sulumo schon selbst dort?«

»Nee.«

»Woher weiß er da das alles?«

»Nur vom Hörensagen.«

»Und wenn an alledem nichts Wahres ist?«

»Dann schneide ich dem Kerl den Kopf ab,« sagte Karlemann, als er die Karte zusammenfaltete. »Aber es stimmt schon, die Gerüchte darüber sind gar zu übereinstimmend.«

»Und der Besuch in Kumassi?«

»Den machen wir auf dem Rückwege. Erst's Geschäft, dann's Vergnügen.« –

Links und rechts flache Ufer, bebaut mit Baumwolle, Durra und Kürbissen, welche eine Hauptnahrung der Aschantis bilden, dazwischen ab und zu ein Hüttendorf – die Fahrt war langweilig. Abwechslung brachte nur hin und wieder ein Kahn oder eine ganze Flotille von Kähnen, welche Bodenerzeugnisse, Elfenbein, Häute und wohl auch Sklaven stromabwärts nach Legala brachten.

Dabei hatte es von der Felseninsel ausgesehen, als ob der Urwald bis dicht an die Küste reiche, wenigstens gleich hinter Legala begänne.

Nun, die angebaute Küstenstrecke sollte auch schmal genug sein. Früh gegen acht Uhr waren wir in die Mündung eingedrungen, und um elf kamen wir in die Region des Urwaldes.

Ich habe über die fünf Tage währende Fahrt fast gar nichts zu sagen. Bäume, nichts als riesenhafte Bäume, welche zu beiden Seiten noch im Wasser standen, so daß man von Flußufern gar nicht sprechen konnte. Es war gegenwärtig, nach der Regenzeit, eben alles versumpft. In den beiden heißesten Zeiten – in dieser Gegend am Aequator gibt es zwei Sommer und zwei Winter – fällt das Wasser ganz bedeutend, doch versicherten die hier geborenen Neger, daß der Strom für solche flachgehende Fahrzeuge schwer schiffbar sei.

Affen, Papageien und andere Vögel massenhaft, aber von vierfüßigem Wilde gar keine Spur. Einmal erblickten wir ein Krokodil, das bei unserem Anblick floh, nichts weiter.

Anders, als wir bei Sonnenuntergang mitten im Flusse die hölzernen, nur beschwerten Anker ausgeworfen hatten und die Nacht anbrach.

Da wurde es im Walde lebendig, Tierstimmen aller Art wurden laut, das Heulen des Leoparden, hier Tiger genannt, ließ sie verstummen, und dessen Heulen brach wieder wie erschrocken ab, als sich der König der Tiere, der Löwe, donnernd anmeldete.

Am zweiten Tage passierten wir die Region einer Steppe; hier war der etwa dreihundert Meter breite Fluß besser eingedämmt, und oftmals erblickten wir an den Ufern Antilopen der verschiedensten Art, in weiter Ferne sahen wir sogar eine Herde Zebras, und zwischen ihnen, wie gewöhnlich, Strauße. Denn Zebras und Strauße halten mit Vorliebe zusammen, man sagt, die langhalsigen Vögel seien die Wächter, wofür die Zebras sie mit Hufen und Zähnen gegen Schakale und Hyänen verteidigen, obgleich diese Zusammengehörigkeit durchaus nicht immer zu treffen ist.

Und so ging es weiter. Abwechselnd Urwald und Steppe, der Uebergang von Buschholz gebildet. In den Steppen mehrte sich

der Wildreichtum, wir erblickten große Herden von Elefanten, im Strome tauchten gleich Inseln die Rücken von Flußpferden auf.

Doch Karlemann wollte nichts von Jagd wissen. Es sei denn, ein Flußpferd habe ein Junges bei sich, darauf sollten wir achten. Aber wir erblickten keine Familie.

Auch von Ansiedlungen war nichts mehr zu bemerken. Das machte, daß wir den Lomate bereits verlassen hatten, dessen Ufer allein bebaut sind. Sonst drängt sich die ganze Bevölkerung im nördlichen, gebirgigen Teile des Landes zusammen.

Wir befanden uns schon seit dem zweiten Tage auf einem Nebenflusse, der wohl mit dem Hauptstrom ziemlich parallel lief. Die fünf oder sechs Neger, deren Führung in dem Wasserlabyrinth – denn mindestens aller Stunden kam wieder die Mündung eines Nebenflusses – unentbehrlich war, hielten oft große Beratungen ab, bei denen es sehr stürmisch zugeht, aber die Hauptsache war, daß sie sich in ihrem Kauderwelsch, welches wir nicht verstanden, stets einigten.

Wir legten täglich in vierzehn Stunden mindestens sechzehn geographische Meilen zurück. Der Dampfer selbst war für sechs Tage mit Steinkohlen versehen – etwas anderes hatte er ja nicht zu tragen, und bei dieser langsamen Fahrt ohne besondere Strömung war der Verbrauch an Kohlen nur ein geringer – das gleiche Quantum Kohlen führten wir außerdem in dem fünften Fahrzeug mit.

Karlemann hatte für den inneren Menschen auf's Beste gesorgt, und die Einrichtung der Kajüte ließ nichts an Bequemlichkeit zu wünschen übrig. So vertrieben wir uns, nachdem uns Wald und Steppe nichts Neues mehr boten, die Zeit zwischen den Mahlzeiten rauchend und plaudernd; nur des Nachts hatten wir unter der feuchten Hitze zu leiden, und waren die offenen Fenster auch mit Gaze verhüllt, jede Oeffnung noch so sorgfältig verstopft, einige der draußen in Myriaden herumschwärmenden Moskitos wußten doch den Zugang zu finden, und dann war die Qual groß.

Kein einziger erkrankte, keine Spur von Fieber zeigte sich. Zu regelmäßigen Zeiten ward jedem eine Dosis Chinin verabreicht.

Dennoch muß ich meine Behauptung aufrecht halten, daß es einer europäischen Armee unmöglich ist, in feindlicher Absicht ins Innere dieses Landes vorzudringen. Auch die Engländer haben es einmal auf dem Wasserwege versucht. Bei vielen Menschen kann aber doch nicht so für Bequemlichkeit und Reinlichkeit gesorgt werden. Das Fieber bricht immer aus. Die Malaria steckt epidemisch andere an, und dann würden die Eingeborenen den Fluß mit Ketten sperren oder sonstige Hindernisse anbringen. Jeder Baum bietet den günstigsten Hinterhalt, dabei können die Angegriffenen wegen der sumpfigen Ufer nicht einmal landen – kurz, sie befinden sich vollkommen in den Händen der Feinde, denen sich die Malaria als furchtbarer Verbündeter beigesellt.

Am dritten Tage verkündeten uns die Führer, daß wir uns östlich von Kumassi befänden, eine Tagereise davon entfernt, noch an demselben Tage entstand zwischen den Lotsen an einer Spaltung des Stromes ein heftiger Streit, welcher Wasserweg einzuschlagen sei, bis sie sich schließlich doch einigten, und am nächsten Tage, dem vierten der Reise, standen sie gar vor drei Flußmündungen, welche fast an einer Stelle zusammentrafen, und diesmal gerieten sich die choleraschen Neger fast in die Haare.

Es blieb nichts anderes übrig, der Dampfer mußte stoppen.

»Was gibt es?« fragte Karlemann.

Es war ja einfach genug. Zwischen den sechs Negern hatten sich drei Parteien gebildet, die jeden der drei Wasserwege als denjenigen bezeichneten, welcher nach dem isolierten Berge führe.

Jeder brachte seine Gründe dafür, daß seine Angabe die richtige sei, und das war nun freilich schwer zu verstehen. Karlemann beherrschte noch nicht die Sprache der Aschantis, abgesehen davon, daß alle in ihrer lebhaften Weise gleichzeitig sprachen.

Und sie konnten durhaus nicht einig werden. Sulumo, dessen Rat bisher ausschlaggebend gewesen, hatte diesmal fünf andere

Meinungen gegen sich, er bezeichnete ganz allein den schmalsten Fluß als denjenigen, den wir verfolgen müßten.

Karlemann wog sinnend eine Nilpferdpeitsche in der Hand, und ich ahnte schon, zu was für einem Mittel er greifen würde.

Doch es sollte anders kommen, etwas ganz Ueberraschendes.

Wenn sich die Lotsen so stritten, war stets mein Goliath ein aufmerksamer Zuhörer, und nachdem wir zufällig herausbekommen hatten, daß er auch die Sprache der Aschantis verstand – freiwillig gesagt hatte es dieser seltsame Kauz nicht – diente er auch als Dolmetscher; denn mit dem Englisch aller anderen war es sehr schlecht bestellt.

»Gut,« sagte Karlemann, »ich höre auf die Mehrzahl, auf euch drei. Aber habt ihr euch geirrt, müssen wir umkehren – betrachtet euch diese Nilpferdpeitsche. Ihr kennt mich. Volldampf voraus!«

»Halt, Massa!« ließ sich da Goliath vernehmen.

»Was ist es?«

»Dieser linke Nebenfluß ist es, den wir einschlagen müssen.«

Unser Staunen läßt sich denken – wenigstens das meine. Dieser deutsche Zigeunerknabe schien über Staunen und andere Gemütsbewegungen erhaben zu sein.

»Woher willst du denn das wissen?« fragte aber natürlich auch er.

»Ich bin selbst schon am Gabanbetel und an jenem See gewesen.«

»Und hast als Weg auch hier diese Flüsse benutzt?«

»Ja, von Legala aus.«

»Und das sagst du erst jetzt?«

»Bisher haben die Lotsen ja immer richtig geführt. Was sollte ich mich da einmischen?«

Diese Auskunft schien Karlemann vollkommen zu befriedigen.

»Also diesen Fluß hier müssen wir einschlagen?«

»Weißt du das auch ganz bestimmt?«

»Ganz bestimmt.«

»Und er führt direkt nach dem Berge und nach jenem See?«

»Ganz direkt. Er kommt aus dem See, hat bis dahin auch keinen einzigen weiteren Zufluß.«

»Na, wenn du es so genau weißt, dann ist es ja gut. Also vorwärts! Und ihr,« er drohte mit der Peitsche den drei Negern, die einen anderen Fluß hatten einschlagen wollen, »wir sprechen uns noch, und dasselbe gilt auch von dir, Sulumo. Doch erst steht abzuwarten, ob Goliath wirklich recht hat.«

Für Karlemann war die Sache vorläufig erledigt, nicht für mich.

»Du bist schon an jenem See gewesen, Goliath?«

»Ja, Massa.«

»Weshalb? Wie kamst du hin? Mensch, sei doch etwas mitteil-samer, dir muß man ja jedes Wort aus dem Halse ziehen!«

Goliath erzählte. Vor drei Jahren wollte er mit einem Engländer dort gewesen sein, der ganz allein, oder eben nur mit Goliath, in einem Boote hinaufgerudert war, ebenfalls aus dem Grunde, um den Gorilla in seiner Freiheit kennen zu lernen.

Ich mußte immer noch fragen, aus diesem Menschen war durchaus nichts herauszubringen.

»Wie hieß denn der Engländer?«

»Mr. Clary Davids.«

»Und wie kamst du in seine Gesellschaft?«

»Er hatte mich als seinen Diener engagiert.«

»Hattest du diesen Weg denn schon einmal gemacht?«

»Nein.«

»Na, wie denn sonst? Wie habt ihr denn den See gefunden?«

»Wir haben ihn gesucht. Mr. Davids hatte von den Erzählungen gehört, daß der Gabanbetel, das ist der Berg des Wahnsinns, die engere Heimat des Gorillas sein soll, und da ein Hinkommen zu Fuß doch unmöglich ist, benutzten wir ein Boot und haben so lange gesucht, bis wir unser Ziel erreichten, mußten freilich zahllose Male umkehren, weil wir uns verfahren hatten.«

Zunächst hatte ich nur eines gehört.

»Wie? Gabanbetel heißt der Berg des Wahnsinns?«

»Jawohl. Gaban heißt Berg, betel ist in der Sprache der Aschantis der Wahnsinn, wahnsinnig.«

»Und weshalb heißt dieser Berg so?«

»Weil die Gorillas für verwilderte, in der Einsamkeit wahnsinnig gewordene Menschen gehalten werden, oder auch für wahnsinnige Dämonen.«

»Aha! Habt ihr denn Gorillas gesehen?«

»Genug.«

»Auch welche erlegt?«

»Gleich die erste Herde, die wir erblickten, griff uns an. Mr. Davids wurde von ihnen getötet, ich entkam mit genauer Not.«

Goliath, geistig aufgespornt, erzählte uns – auch Karlemann hörte zu – diese Jagdgeschichte genauer. Ich brauche sie hier nicht wiederzugeben. Auch sonst konnte er uns über das Leben des Gorillas erzählen, soweit er hatte beobachten können, berichtete viele Fabeln, welche man sich damals über diesen noch so gut wie unbekanntem, größten aller Menschenaffen machte, bestätigte aber gerade das als Tatsache, was man damals am meisten für Fabel hielt, daß sich der Gorilla nämlich wirklich zwischen den hohen Zweigen eines Baumes aus Aesten und Laub ein regelrechtes Nest zum Schlafen baut.

»Und wie sieht es dort sonst aus?« übernahm jetzt Karlemann das Examen.

»Ein sehr hohes Gebirge; am Fuße desselben liegt ein See, vielleicht eine Quadratmeile groß, aus dem dieser Fluß kommt.«

Heute kann man diesen Berg und See auf der Karte finden, damals fehlte er noch.

»Sind Inseln darin?«

»Mehrere.«

»Große?«

»Wohl ganz verschiedene. Wir waren nur auf einer, nahe dem Ufer ... «

»Wie weit vom Ufer entfernt?« wollte Karlemann das aber genauer wissen.

»Vielleicht tausend Meter.«

»Und wie groß war diese Insel?«

»Sie war langgestreckt, vielleicht hundert Meter breit und tausend lang. Da kann man sich aber sehr irren.«

»Diese Schätzung genügt mir. War sie mit etwas bewachsen?«

»Sie war äußerst fruchtbar. Es herrschte auf ihr dieselbe üppige Vegetation, wie an den Seeufern, von Bäumen war vor allen Dingen der Affenbrotbaum in riesigen Exemplaren vorhanden.«

»Und Tiere?«

»Wir sahen auf dieser Insel einige Schlangen, darunter eine Riesenschlange von wenigstens fünfundzwanzig Fuß Länge. Antilopen flüchteten sich vor uns ins Wasser, schwammen dem Ufer zu. Affen, welche ja nur in der äußersten Not ins Wasser gehen, waren nicht auf dieser Insel.«

»Und drüben auf dem Festlande gab es viele Gorillas?«

»Wie gesagt, wir erblickten nur einen einzigen Trupp; wir hatten kaum das Land betreten, und Mr. Davids fiel den wütenden Tieren zum Opfer.«

»Ist dort alles waldig?«

»Nur die Westseite des Tees, wo sich das Gebirge erhebt.«

»Und die anderen Ufer?«

»Waren flach und mit Gras bedeckt, bis auf die Südseite, wo sich ebenfalls noch Wald erhob.«

»War viel Jagdwild vorhanden?«

»Wir erblickten Zebras, Elefanten und Rhinozerosse und alle Tiere, auf deren Fang Sie es abgesehen haben.«

»Und Strauße?«

»Auch solche sahen wir durch das Fernrohr auf der Steppe äsen.«

»Und Flußpferde?«

»Der See scheint von ihnen zahlreich belebt zu sein.«

Karlemann war befriedigt. Und meine romantische Phantasie war durch diese Schilderung mächtig angeregt worden. Das mußte ja das reine Dorado eines Jägers sein!

»Und wie bist du zurückgekommen?«

»Ich bin gleich am anderen Tage wieder aufgebrochen im Boot. Die Leiche des unglücklichen Engländers konnte ich den Riesenaffen nicht entreißen, und wäre das Wasser nicht in der Nähe gewesen, auch mich hätte ihre Wut erreicht.«

»Hast du über den Tod dieses Engländers jemandem berichtet?«

»Ja, dem englischen Konsul in Georgetown.«

Ich konnte diesem Neger nichts widerlegen. Merkwürdig war nur sein Verhalten, wie er niemals von selbst anfangt, es sei denn in der letzten Sekunde, wenn Not am Mann war. Eigentlich aber handelte er da ja ganz korrekt; jedenfalls war er so angenehmer, als ein Mensch, der sich immer hervordrängen will. Dann aber war auch der Zufall merkwürdig, daß gerade Goliath schon dort gewesen war, ebenso wie er die Einfahrt von Monrovia gekannt hatte.

Doch es blieb mir nichts anderes, als eben einen Zufall gelten zu lassen.

Und Goliath hatte recht. Noch am Abend desselben Tages, als der Urwald wieder von buschiger Prärie unterbrochen wurde, tauchte vor uns aus den Wolken ein mächtiger Gebirgszug auf, er rückte näher, und am nächsten Tage, nachdem es wieder durch Urwald gegangen war, dessen Bäume aber schon seitwärts auf schrägem Grund emporstiegen, lag vor uns der Spiegel eines großen Sees.

Es war ein herrlicher Anblick. Als wir etwas weiter hineingedampft waren, konnten wir auch alles übersehen.

Im Westen stieg, dicht am Ufer des Sees beginnend, das Gebirge empor, die Gipfel sich in den Wolken verlierend, alles mit dunklem Urwald bedeckt, dort oben aber lag sicher ewiger

Schnee, es schimmerte so weiß; die anderen Seiten des Sees, außer hinter uns, mit Steppe umsäumt, welche jetzt im buntesten Blumenschmuck prangte, und nun gleich vor uns eine kleine Insel, die sich wie ein Paradies aus dem Wasser erhob, und solcher Inseln tauchten im Hintergrunde noch mehrere auf, einige jedenfalls von beträchtlicher Größe.

»Sind diese Inseln von Menschen bewohnt, Goliath?« fragte Karlemann.

»Schwerlich. Diese Gegend wird von den Aschantis wie die Hölle gemieden – es ist ja das Gebiet der wahnsinnigen Dämonen, die auch jeden Menschen, der sich hierherwagt, irrsinnig machen.«

»Aber du und der Engländer, ihr seid nicht verrückt geworden, was?«

Karlemann konnte manchmal überaus naiv fragen. Manchmal war er überhaupt doch noch ein richtiges Kind. Und dann, glaube ich, huldigte er auch verschiedenem Aberglauben. Ja, ich irrte mich wohl nicht, – er fürchtete sich sogar etwas vor Gespenstern. Eben ein richtiger Zigeunerjunge!

»Nein, wir wurden nicht wahnsinnig,« entgegnete Goliath ernsthaft.

»Wie lange wart ihr hier?«

»Nur drei Tage, dann fand Mister Davids seinen Tod, und ich fuhr am anderen Tage ab.«

»Hm, das ist allerdings nicht lange,« meinte Karlemann sinnend, »da hat man noch nicht viel Erfahrung. Ist das dort oben Schnee?«

»Wir waren nicht oben, aber ich vermute es.«

»Nicht wahr, Jansen,« wandte sich Karlemann an mich, »es wäre doch möglich, daß das dort oben Schnee ist, obgleich wir unterm Aequator sind?«

»O ja, das ist sehr wohl möglich. Auch, der Chimborasso ist mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, und er liegt ganz direkt auf dem

Aequator. Der ewige Schnee beginnt hier wohl in einer Höhe von 18 000 Fuß.«

»Donner und Doria, da möchte ich hier wohnen bleiben!!« rief da Karlemann mit ungewöhnlicher Begeisterung. »Jansen, dahinauf eine Drahtseilbahn bauen – wenn's einem hier unten im Paradiese zu heiß wird, fährt man dorthinauf in den Winter – und dazwischen ist der Frühling und Herbst – was?!«

O ja, das konnte ich mir lebhaft vorstellen, so etwas wäre mein Fall auch gewesen. Nur das mit der Drahtseilbahn war wohl leichter gedacht als ausgeführt. Doch warum nicht?

»Weiß Gott, wenn ich mit dem König Quasseltopp gut übereinkomme, mich vielleicht mit ihm verschwägere, dann mache ich hier . . . «

Karlemann brach ab und stürzte in die Kajüte, um mit seiner Elefantenbüchse wieder herauszukommen, sie schon entsichernd.

Ich dachte erst, er hätte das Krokodil auf dem Kieker, das uns da aus dem Wasser verwundert anglotzte, und zum Krokodilschießen hätten wir doch schon Gelegenheit genug gehabt – da, als ich der Richtung seiner Augen folgte, und jetzt auch von anderen darauf aufmerksam gemacht, sah auch ich das gewaltige Flußpferd, welches seitwärts von der dritten Arche schwamm, und neben ihm plätscherte munter ein Junges.

Aber weder Karlemann noch ein anderer sollte zum Schuß kommen. Ich bekam etwas zu sehen, wovon ich zwar schon gelesen, was ich aber immer für eine Fabel gehalten hatte.

Die Mutter schien schon Bekanntschaft mit Menschen gemacht zu haben, jedenfalls witterte sie Gefahr, und da sperrte das riesige Tier den Rachen auf, nahm das Junge, mindestens von der Größe eines vierwöchentlichen Kalbes, dabei aber kugelrund, einfach in den Rachen, tauchte damit unter und ward nicht mehr gesehen.

Ich hatte schon öfters gelesen und gehört, daß Nilpferde ihre Jungen auf diese Weise in Sicherheit bringen, sie in den Rachen

nehmend. Aber man muß selbst solch ein Ungeheuer haben gähnen sehen, um so etwas glauben zu können. Diese Flußpferde können ihren weitaufgeschlitzten Rachen fabelhaft aufreißen.

»Na, wenn das nicht, dann ein anderes,« sagte Karlemann, die Donnerbüchse wieder absetzend, nachdem er noch einige Zeit gewartet hatte, ohne daß das Tier wieder aufgetaucht wäre.

Mich wunderte nur, daß dieser Junge den Mut hatte, nochmals diese mächtige, Sprengkugeln schießende Elefantenbüchse abdrücken zu wollen. Aber er war sich der Gefahr oder der Lektion auch wohl bewußt gewesen, er hatte sich diesmal mit dem Fuße gegen die Kabinenwand gestemmt.

Dann hob er die schwere Büchse wieder.

»Ich muß sie doch einmal probieren,« murmelte er, auf den Kopf des Krokodils zielend, welches uns noch immer anglotzte. Oder es mochte ein anderes sein, wir befanden uns ja noch in Fahrt.

Der Schuß donnerte unter einem mächtigen Feuerstrom – vorbei geschossen! – ich hatte die kleine Granate weit hinter dem Krokodil auf die Wasserfläche schlagen sehen, das Reptil blieb ruhig liegen – Karlemann jedoch war zum zweiten Male von der Plattform verschwunden! Es war nämlich die Tür gewesen, gegen die er sich gestemmt hatte, und obgleich diese zugeklinkt gewesen – Karlemann war einfach durchgebrochen, d. h., der Klinkenriegel war durch das Holz gebrochen, und Karlemännchen, mit Vehemenz durch die aufknallende Tür fliegend, lag drinnen in der Kajüte auf dem Sofa, diesmal das rauchende Donnerrohr noch in der Hand.

Daß wir lachten, war selbstverständlich. Am komischsten aber war das dumme Gesicht, mit dem er uns anblickte und dann um sich sah.

»Wie komme ich denn hierherein aufs gute Sofa?«

Des Lachens war kein Ende.

Die nächste Insel war unser Ziel, dieselbe, auf welcher auch der Engländer mit Goliath damals kampiert hatte. Gepeilt brauchte nicht zu werden, wir bedurften ja nur eines Meters Fahrwasser, und so weit war das klare Wasser durchsichtig.

Als wir näher herankamen, floh ein Rudel Antilopen davon, die wir später auch durchs Wasser dem Festland zuschwimmen sahen, wobei eine vor unseren Augen verschwand, sicher von einem Krokodil erfaßt. Die sonst so furchtsamen Tiere mußten an das Zahlen dieses Tributs schon gewöhnt sein, daß sie doch immer wieder nach den Inseln schwammen.

Uns war es sehr leid, daß die Antilopen vor uns die Flucht ergriffen. Wir hatten unterwegs Fleisch genug gehabt, aber ausschließlich konserviertes, Karlemann hatte sich durchaus nicht durch eine Jagd wollen aufhalten lassen, immer auf das Ziel vertröstet, und frisches Fleisch ist doch etwas anderes.

Nun, wir sollten auch noch in dieser Nacht Wildbret im Ueberfluß bekommen.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, als wir den Dampfer an einem riesigen Baobab befestigten, um hier die Nacht zu verbringen, vielleicht ganz hier liegen zu bleiben.

Wegen wilder Tiere konnten wir ganz sorglos sein. Selbst der feigste Nigger versicherte uns, daß wir nichts zu fürchten brauchten. Für die Raubtiere, deren Gebrüll wir bald hören sollten, gab es hier ja massenhaft Wild, und der Mensch ist die allerletzte Beute, auf die der Tiger oder Löwe seine begehrliehen Blicke richtet, wenn er seinen Hunger durch irgend etwas anderes stillen kann. Etwas anderes ist es, wenn der Jaguar, Panther oder Tiger einmal Menschenblut geleckt hat – beim Löwen ist das schon viel weniger der Fall, und dann wird hier auch nicht von Notwehr und Mutterliebe gesprochen – aber das sind doch nur Ausnahmen, da kommt auch nur der einzelne Mensch in Betracht, wie in Indien

der durch die Dschungeln eilende Briefbote – sonst aus der Mitte des Lagers heraus einen Menschen zu holen, das fällt keinem einzigen Raubtiere ein.

Aber eine große Ueberraschung sollten wir doch noch erleben, das erste Jagdabenteuer, das uns die erste, eine überaus kostbare Beute brachte.

»Na, da wollen wir mal ans Land gehen,« sagte Karlemann.

Ich merkte gleich, daß er ein bißchen Angst hatte, er wollte einem anderen den Vorrang lassen.

»Na, bitte,« wandte er sich denn auch an mich mit einer einladenden Handbewegung, obgleich solche Höflichkeit doch sonst gar nicht sein Fall war.

»Aber wollen Sie diesen jungfräulichen Boden nicht zuerst betreten?« wehrte auch ich ab.

»Jung ... wat? Hören Sie, Sie fürchten sich wohl gar vor Schlangen? Goliath, gibt es hier denn überhaupt Schlangen?«

»O ja, ich habe damals mehrere gesehen!«

»Giftige?«

»Ja, es waren lauter giftige, mit Ausnahme von der ... «

Da hob Goliath plötzlich den Kopf, ich sah, wie er die Luft in die Nase zog, und da fiel auch mir etwas auf.

Wir hatten den Wind bisher im Rücken gehabt, jetzt kam ein Luftstoß von der Seite, und gleichzeitig wurde die Atmosphäre von einem widerwärtigen Geruch erfüllt.

Und auch die anderen Neger, soweit sie Kinder der Wildnis waren, merkten es sofort, zeigten den größten Schreck.

»Aliganga, Aliganga!!« schrien sie.

»Ja, hier in der Nähe ist eine Boa Konstriktor, eine Riesenschlange!« erklärte Goliath.

Ich hatte jetzt natürlich keine Zeit, mich über die lateinischen Kenntnisse meines schwarzen Dieners zu wundern.

»Was, eine Riesenschlange? Wo?« flüsterte Karlemann, gleich ganz jagdeifrig werdend, trat aber auch gleich so merkwürdig mit

den Beinen herum, zog seinen heruntergerutschten Schaftstiefel in die Höhe. »Kann so ein Luder durch einen Schaftstiefel beißen?«

Weiß der Deibel, was für einen Begriff sich Karlemann von einer Riesenschlange machte!

»Ja, das ist eine Riesenschlange,« sagte Goliath, noch immer schnüffelnd.

»Die haschen wir,« echote Karlemann.

»Sie muß hier ganz in der Nähe sein.«

»Dann haschen wir sie!« flüsterte Karlemann mit feuerroten Backen. »Der Käfig ist da, der ist schnell zusammengebaut. Wie tut man denn so eine Riesenschlange fangen?«

Darüber schien sich der kleine Schlangenhascher also doch noch nicht im klaren zu sein. Er hätte den indianischen Schlangenbändiger mitnehmen sollen, ich hatte schon mehrmals daran gedacht.

Und Goliath schnüffelte noch immer.

»Sie liegt in der Verdauung.«

»In was liegt sie?«

»Sie hat gefressen, ist satt, verdaut – es riecht schon verwest – aber nur im ersten Stadium.«

»Wenn sie satt ist, dann beißt sie wohl nicht?«

Der Knirps war immer humoristisch, ohne es sein zu wollen.

»Dann ist sie ganz apathisch – ganz hilflos – die verschluckte Beute braucht gar nicht so groß gewesen zu sein. Wenn die Boa verdaut, vermag sie sich kaum zu rühren.«

Und Goliath, nur eine Hakenstange mit Spitze ergreifend, sprang ans Ufer, drang ins Gebüsch, und Karlemann, einen kürzeren Stock nehmend, ihm sofort nach.

Ich hatte dem Dreikäsehoch also unrecht getan, er fürchtete sich nicht vor Schlangen. Oder doch? Jedenfalls spazierte er mit seinen hohen Stiefeln wie ein Storch im Salat durch das Gras,

und den Stock benutzte er dazu, immer vor sich auf den Boden zu schlagen, eben um Schlangen aufzuscheuchen.

Ich ihnen nach, und nun schlossen sich auch noch andere an.

Und da sahen wir sie auch schon liegen! Ein riesiges Tier, mindestens sechs Meter lang, soweit man das bei ihrer halbzusammengerollten Lage beurteilen konnte, so stark wie ein Manneschenkel – oder, da es auch sehr dünne Männerschenkel gibt, wenigstens einen Fuß im Durchmesser, und die Mitte des Leibes ganz unförmlich aufgeschwollen, wie ein Sack. Sie hatte erst vor kurzem ein größeres Tier verschlungen, wahrscheinlich eine Antilope. Man konnte ganz deutlich die Stelle sehen, wo sich die Hörner befanden, welche förmlich aus dem Leibe der Schlange hervortraten. Allerdings nur kurze Hörner. Wie die afrikanischen und indischen Riesenschlangen mit gehörnten Tieren fertig werden, mit Hirschen, Säbelantilopen und dergleichen, ob sie solche Tiere eben wegen des Geweihs vielleicht verschmähen, das weiß man heute noch nicht. Denn daß sie dieses Geweih etwa erst entfernen, abbrechen, davon ist keine Rede. Das Gehörn geht unverdaut, aber durch die enorm kräftige Magensäure stark angegriffen, wieder ab, und es ist doch leicht möglich, daß diese Würgenschlangen auch das größte und spitzeste Geweih ungestraft in den Magen befördern, nachdem sie es durch Umwindungen gehörig zusammengeknickt haben, denn gebrochen muß alles sein.

Regungslos lag das riesige Reptil da. Die ganze Umgebung war mit jenem Schleim bedeckt, mit dem die Schlange erst die Beute überzieht, ehe sie diese verschluckt, oder hinunterwürgt, wozu sie manchmal Tage braucht, wie Wochen zu der Verdauung. Und hat jede Schlange schon einen unangenehmen Geruch, so entströmt ihrem Rachen dann ein pestilenzartiger Gestank.

Mit starrem Blicke betrachtete sie uns. Ab und zu kam die gespaltene Zunge zum Vorschein. Sonst verriet nur eine leichte Bewegung, ein leises Zittern der Schwanzspitze ihre Erregung bei unserem Anblick. Der übrige Körper war keiner Bewegung fähig,

die ganze Lebenskraft hatte sich auf die Arbeit der Verdauung geworfen.

Ich für mein Teil hätte nicht gleich gewußt, wie man sich dieses Ungeheuers bemächtigen solle. Karlemann war es, der sofort kaltblütig die Anordnungen traf, die Ausführung dann allerdings einem Neger überlassend.

Stricke wurden besorgt, und mit einem solchen zunächst der Kopf vielfach umwunden, um den Rachen zu fesseln.

Obgleich weder die indische Python, noch die afrikanische Boa, noch die amerikanische Riesenschlange Giftzähne besitzen, werden sie doch immer von den Eingeborenen als giftig bezeichnet, und das auch gar nicht so ohne Grund. Sie sprechen sogar von einem giftigen, tödlichen Atem, und ich glaube recht gern, daß es schon genügt, wenn solch ein Reptil, das der Verdauung obliegt, einen anhaucht, um gleich die Besinnung zu verlieren, und jeder Fleischriß, den ihre Zähne verursachen, wird eine tödliche Blutvergiftung nach sich ziehen. Das ist es ja auch, was die von Raubtierpranken geschlagenen Wunden so furchtbar macht, daß sie so schwer heilen, immer wieder aufbrechen – Blutvergiftung, erzeugt durch die Zersetzungsprodukte, die an den Krallen immer haften.

Es sah fürchterlich aus, wie der Neger hinten auf dem Nacken des Ungeheuers kniete und immer den Strick unter dem Kopf durchschob. Da wäre mir ein offener Zweikampf mit einem Löwen lieber gewesen.

Doch es gelang, und der Schwarze verstand Knoten zu schürzen. Dann wurden an verschiedenen Teilen des Körpers andere Seile angebracht, mit sogenannten Zugschlingen, welche nicht gleiten können, weil sie sich beim Gleiten nur immer fester zusammenziehen, und Karlemanns schwarze Gehilfen spannten sich vor.

Unterdessen hatten andere Neger, die schon alles kannten, die vierte Arche etwas ausgeräumt und darin aus engen Eisenstäben

einen Käfig von etwa vier Meter Länge, zwei Meter Breite und einem Meter Höhe zusammenschraubt, schon bestimmt zur Aufnahme solcher Reptilien.

Die Ueberführung gelang, wenn auch mit großen Schwierigkeiten. Nach einer Stunde, als mit jäher Plötzlichkeit die finstere Nacht anbrach, lag die Boa sicher in dem Käfig, etwas zusammengekrümmt, wie ja stets ihre natürliche Lage ist.

Es war ein gar kostbares Objekt, das wir da als erste Beute gefangen hatten! Ich habe gesagt, daß Karlemann schon auf seiner Seeburg zwei Riesenschlangen gehabt hatte – gewiß, Häuptlinge hatten sie ihm gebracht, mit dem Verlangen, der kleine Hexenmeister sollte auch diesen Reptilien Kunststückchen beibringen. Inwieweit ihm das gelungen war, weiß ich nicht. Er hatte ja behauptet, wenn er sie auf den Bauch trete, sperrten sie den Rachen auf, und bei einem Tritt auf den Schwanz klappten sie ihn wieder zu. Das war wohl nur ein Witz gewesen.

Die eine Riesenschlange hatte er wieder zurückgeben müssen, die andere hatte er behalten – aber was für Zwerge waren das gegen diese hier gewesen! Erst hier in dem engen Käfig, in der engen Umgebung der Arche erkannten wir, was für ein mächtiges Ungeheuer das war, mit sechs Metern hatten wir sie noch bei weitem unterschätzt. Goliath und andere Neger, welche mit Riesenschlangen Erfahrung haben wollten, versicherten, noch nie solch ein Monstrum gesehen zu haben – von mir gar nicht zu sprechen. Die größte Riesenschlange hatte ich in einer Jahrmarktsbude gesehen, und die hatte sich so eine geschminkte Dame um den Leib wickeln können. Das hätte man einmal mit dieser versuchen sollen! Unter deren Last brach der stärkste Ochse zusammen!

Und Goliath, als Repräsentant aller schwarzen Sachverständigen, konnte uns noch eine andere, aufregende Erklärung abgeben.

Nach der schillernden Zeichnung war es ein Tier männlichen Geschlechts. Nun geht die afrikanische Boa allerdings sehr gern

ins Wasser, sie brauchte also nur einmal einen Jagdausflug nach dieser Insel gemacht zu haben; aber Goliath behauptete, daß die Riesenschlange, welche er vor drei Jahren hier gesehen hatte, ein Weibchen gewesen war, und daraus konnte man schließen, daß hier die engere Heimat eines Riesenschlangenpaares war, denn die Boa kehrt, wie wohl jede Schlange, immer wieder in denselben Schlupfwinkel zurück, und so durften wir damit rechnen, hier auch noch das Weibchen zu finden.

In den Archen brannten die Lampen, im Ofen kochte das Essen, nach Karlemanns Anordnung wiederum aus Präserven bereitet.

Die gefräßigen Neger hockten nicht wie sonst vor dem Ofen, auf die dampfenden Terrinen lauernd – sie verlangten nach frischem Fleisch, griffen nach den Gewehren.

Ich wollte mich der nächtlichen Jagdexpedition anschließen, desgleichen Mahlsdorf, mehrere Matrosen baten mich darum – da aber erbot sich Goliath, uns zu führen, ohne Gesellschaft der anderen Schwarzen.

Ich will mich nicht bei Einzelheiten aufhalten, waren wir doch während der ganzen Zeit, die wir hier lagen, Tag und Nacht auf der Jagd.

Wir gingen. Karlemann verzichtete. Auch er hat dann ja ständig der Jagd obgelegen, aber ich glaube, ohne jedes Interesse. Es war eben ein ganz eigentümlicher Junge. Scheinbar durch und durch abenteuerlich veranlagt, im Grunde genommen aber doch bar jeder Romantik. Wie ich das meine, habe ich schon früher einmal ausführlich gesagt. Diese Neger hier gingen doch auch nicht aus Abenteuerlust auf den nächtlichen Anstand, sondern um frisches Fleisch zu bekommen, und Karlemann wiederum sagte: wenn ihr geht, dann kann ich ja hierbleiben; bringt nur recht viel Beute mit.

Im Dickicht verborgen, beobachteten wir bei Mondlicht das Ufer, wo es mit Schilf bewachsen war, welche Stelle Goliath als

einen geeigneten Tränkplatz bezeichnet hatte. Und sie kamen, Antilopen aller Art, mächtige und zwerghaft kleine, ohne Hörner und mit mächtigen Säbeln auf der Stirn.

Wir acht Mann schossen alle gleichzeitig, auf Verabredung jeder auf ein anderes Tier, ich auf ein Gnu, welches im Feuer zusammenbrach, wie auch noch vier andere auf der Strecke blieben.

Es war schade, wir konnten nicht einmal alles nach der Arche schleifen, und das Dutzend Neger hatte erst recht gewildert.

Mir hatte es keine Freude gemacht. Nur die erste Erwartung war spannend gewesen. Ich habe mich niemals wieder an einer derartigen Jagd beteiligt, oder vielmehr an ›Herbeischaffung von Fleisch‹. In solch einer überaus wildreichen Gegend, wo die Tiere den Menschen und seine Feuerwaffe noch gar nicht kennen, gibt es eben keine Jagd, kein edles Waidwerk, sondern nur ein Abschießen, nur ein Abschlachten.

Auch sonst habe ich nicht viel über die ganze Zeit zu erzählen, in der wir ausschließlich dem Fange der verschiedensten Tiere oblagen. Wohl waren wir rastlos damit beschäftigt, aber eben deswegen kann ich doch nicht jeden einzelnen Fall erzählen. Nur absonderliche Ausnahmen.

Wir blieben an dieser Insel, deren Größe Goliath mit seiner Angabe bedeutend unterschätzt hatte, liegen, ohne sie selbst viel zu betreten. Nur einige Neger mußten immer Holz fällen und spalten, um bei der Zubereitung der Speisen Kohlen zu sparen.

Alle Zeit war dem Fang von Tieren gewidmet, und zwei der Neger waren gar geschickte Fallensteller, welche nur von Goliath übertroffen wurden, während Karlemann immer neue, originelle Ideen dazu heraussteckte, und was dazu gebraucht wurde, war alles in dem Gepäck vorhanden.

Wir begannen in der Steppe, wohin uns der Dampfer brachte, dessen Kessel jetzt nur noch mit Holz geheizt wurde.

Einem der schwarzen Schützen gelang es, sich an eine Zebraherde heranzuschleichen, und es war eine rossige Stute, welche er durch einen Schenkelschuß fluchtunfähig machte.

Wir hatten mit dem sonst noch lebenskräftigen Tiere einen schweren Kampf zu bestehen, dann wurde es angepflockt, ringsherum eine Fallgrube gegraben, so daß die Stute wie auf einer Säule stand, wir hörten sie die ganze Nacht ängstlich wiehern, und schon am anderen Tage fanden wir in der Grube nicht weniger als fünf junge Hengste.

Mit dem Zureiten des einen probierte Jim der Cowboy vergebens seine Kunst, so außerordentlich diese auch sein mochte. Heute gibt es gezähmte Zebras, zugefahren und sogar zugeritten, damals war das ein Problem, welches als unlösbar galt. Es gibt eben solche Ansichten, die sich manchmal ändern. Ich erinnere nur daran, daß bis vor wenigen Jahren auch Tiger und Eisbären als unzähmbar galten, und man kann sich wohl denken, was für Mühe schon früher Tierbändiger sich gegeben haben, auch Königstiger und Eisbären dem Publikum im Käfig mit Kunststücken vorzuführen, sie hätten doch dafür Berge Goldes geerntet. Vergebens, Tiger und Eisbären spotteten aller Bemühungen, ihre Wildheit ließ sich nicht beseitigen.

So ist es aber nun einmal in der Welt. Immer das Ei des Kolumbus. Da kommt ein bisher ganz unbekannter Dompteur und führt dressierte Tiger und Eisbären vor. Man hat seine Kniffe und Mittel bald heraus, und dann ist es eine alte Sache.

Karlemann hatte des Cowboys todesgefährliche Kämpfe mit dem beißenden und sich wälzenden Zebra aufmerksam beobachtet, bis eben der Pferdebändiger mit zwei abgebissenen Zehen seine Bemühungen als aussichtslos aufgab.

»In vier Wochen will ich das Zebra wie ein Lamm reiten,« sagte Karlemann.

»Können Sie reiten?« fragte ich.

»Ich? Nee.«

Er hatte überhaupt noch auf gar keinem Pferde gesessen, auch noch auf keinem Lamm. Und er wollte so ein Zebra gefügig machen!

Nun, ich sollte es erleben.

Vorläufig aber ging er noch nicht daran, die Zebras wurden in ihrem schwimmenden Stalle untergebracht.

Wir fingen in Gruben und Schlingen Löwen, Leoparden und anderes Raubzeug, auch Strauße. Wie wir diese Fallen aufbauten und die Schlingen anlegten, will ich hier gar nicht schildern. Ich will keine ausführliche Jagderzählung schreiben, dafür gibt es andere Bücher. Erwähnen will ich nur, daß über die großen Raubtiere stets große Netze geworfen wurden, in welche sie sich von selbst verstrickten; dann kam noch Segeltuch darüber, bis so ein Löwe wie ein Sack herausgezogen und an Stangen davongetragen wurde. Erst im Käfig wurde er davon befreit, und machte dann so ein majestätischer König der Tiere immer ein recht dummes Gesicht.

Dies alles ging immer ohne jede Gefahr ab, nur eine Ungeschicklichkeit hätte uns verderblich werden können, was aber eben nicht geschah.

Dann wurde auf der Insel die weibliche, etwas kleinere Boa aufgestöbert. Ein Neger, über ihren Anblick erschrocken, schoß nach ihr, der Schrotschuß traf den Kopf, und nur kurz sollten die freilich fürchterlichen Windungen gewesen sein, dann war sie tot.

Karlemann, nachdem er dem voreiligen Schützen genug Grobheiten gesagt hatte, wollte wenigstens ihre Haut mitnehmen, und die Nigger lechzten nach einem Schlangenbraten, den auch ich dann ganz vortrefflich fand.

Beim Oeffnen des Leibes kamen zu unserer Ueberraschung nicht weniger als neunzehn kleine Schlangen zum Vorschein, etwa dreißig Zentimeter lang.

Daher die Behauptung der Neger und Indianer, wie auch der Eingeborenen Indiens, daß die Riesenschlangen, aber auch noch

viele andere Schlangenarten, lebendige Junge zur Welt brächten. Davon ist natürlich keine Rede. Die Jungen entwickeln sich aus Eiern, die Riesenschlange legt diese Eier auch ab, läßt sie durch die Sonne ausbrüten – doch ist dies nicht immer und wohl sogar selten der Fall. Meistenteils kriechen die Jungen im Innern des Leibes aus den Eiern. Das ist eben eine Natureigentümlichkeit vieler Schlangen, die auch bei unseren einheimischen vorkommt, auch bei Eidechsen.

Die Jungen wurden in warme Decken gepackt, gingen aber bald sämtlich zugrunde.

Und dann ging es in den Urwald hinüber, um Gorillas habhaft zu werden, tot oder lieber lebendig.

Schon oft hatten wir, besonders des Morgens, ein trommelähnliches Getön gehört, drüben aus dem Walde kommend, und wir glaubten den Versicherungen der Eingeborenen, daß dies von Gorillas herrührte. Denn jeder Reisende, der mit solchen in Berührung gekommen, hatte schon von diesem Trommeln erzählt.

Der Gorilla schlägt sich, wenn er zornig ist, mit den Fäusten gegen die Brust, aber es ist kaum glaubhaft, daß allein der Brustkasten wie eine Trommel wirkt, es ist gar zu weit vernehmbar, vielmehr wird er auch gleichzeitig einen dumpfen, aber lauten Ton ausstoßen, und nur durch das trommelartige Schlagen auf die Brust dabei wird er so abgerissen, ebenso etwa wie wenn wir singen und schlagen zugleich immer gegen die Kehle.

Eines Morgens befestigten wir unseren Dampfer an dem waldigen Ufer des Sees unter den überhängenden Zweigen eines mächtigen Baobabs.

Wir wußten, was uns bevorstand. Die ganze Atmosphäre, die uns entgegenschlug, sagte es uns.

Urwald, jungfräulicher Urwald – es klingt so schön, es reizt die Phantasie so an, nicht nur die des abenteuerlustigen Knaben.

Ja, kommt nur hin! Ich habe die Urwälder aller Erdteile besucht – und ich habe sie alle fürchten, hassen gelernt.

Unter den riesigen Bäumen eine ewige Dämmerung, dem schwarzen, feuchten Boden entsteigt eine modrige, schwüle Luft, kein grünes Blatt, kein Unterholz, nichts als ungeheure Wurzeln, über die man mit Lebensgefahr klettern muß, überzogen mit feuchten, klebrigen Pilzen und anderen schmierigen Schleimen, außer zahllosen Moskiten und anderen giftigen Fliegen kein lebendiges Tier – das ist der Urwald Afrikas und Amerikas in der äquatorialen Zone!

Oben in den Zweigen, ja, da treiben die Schlingpflanzen die prächtigsten Blüten, auf denen sich riesige Falter, in herrlichster Farbenpracht prangend, schaukeln, da wimmelt es von schnatternden Affen und Papageien und hundert Arten anderer Tiere – aber unten am Boden ist die Region des leibhaftigen, düsteren Todes.

Nur der indische Urwald ist etwas heiterer, er hat mehr Unterholz, das freilich auch Raubgesindel aller Art und Schlangen zum Versteck dient. Besonders der Urwald auf den malaiischen Inseln ist auch am Boden grün und farbenprächtig. Und dann die nordischen Urwälder Amerikas und Asiens, Canadas und Sibiriens, die sind allerdings herrlich, im Sommer wie im eisigsten Winter. Dort könnte auch ich als Jäger leben.

Aber in solch einem afrikanischen Urwalde oder im heißen Amerika, in Brasilien – allein, würde ich gleich am ersten Tage vor Melancholie wahnsinnig werden, und in der ersten Nacht hätte sich überhaupt jeder Europäer das tödlichste Fieber geholt.

Nein, geht mir weg mit euren tropischen Urwäldern – sie mögen noch so jungfräulich sein! Ich lobe mir einen großmütterlichen Eichenwald und Nadelforst mit Kind und Kindeskindern. –

Ich mache es ganz kurz.

Drei Stunden turnten wir über die Wurzeln, dabei immer bergauf steigend, ohne die Spur eines Gorillas zu entdecken.

Aber ihr Trommeln hörten wir mehrmals. Dort oben, so hundert Meter über dem Boden, waren welche.

Sollte der Gorilla nicht auch ungereizt jeden Menschen, den er erblickt, angreifen?

Nun, es sollte nur einer herunterkommen! Ich war gerade in der richtigen Laune, mit einem anzubändeln. Diese Kletterei, dieses Stolpern, diese verdammten Moskiten – ich weiß nicht, ich war schrecklich erregt. Ich hatte auch solchen Blutandrang nach dem Kopfe. Ohne Zweifel, diese feuchte, schwüle Atmosphäre des Urwaldes macht auch den gesündesten Menschen nervös, wenige Stunden genügen.

Wir schossen mehrmals hinauf. Affengekreisch, es trommelte – aber kein Gorilla wollte herunterkommen.

»Wo habt ihr denn damals die Gorillas gesehen?« fragte ich Goliath.

»Auf einer Waldblöße, zwischen gestürzten Baumriesen. Die Stelle befindet sich aber noch viel weiter bergauf ...«

Goliath brach plötzlich ab und lauschte.

»Das war ein Schuß!«

Wir lauschten.

»Da noch ein Schuß – noch einer!«

Jetzt wollten es auch unsere schwarzen Jäger vernehmen – wir Weißen hörten noch nichts. Aber wir feuerten unsere Gewehre ab, und bald hörten auch wir zwei Schüsse fallen.

Von einer Ahnung erfüllt, daß den Zurückgebliebenen etwas zugestoßen war, jedenfalls mit Sicherheit annehmen könnend, daß einer vom Boote uns suchte und durch Schüsse signalisierte, kehrten wir im Eilmarsch zurück, soweit das diese verdammten Wurzeln gestatteten.

Ich bemerke, daß Mahlsdorf und Beyer mich begleitet hatten, eine Jagd auf Gorillas hatten sich die beiden doch nicht entgehen lassen wollen, dann hatten noch drei Matrosen und ein Heizer die Expedition mitgemacht, ferner sechs Neger.

Auf dem Dampfer waren zwei Matrosen und ein Heizer, sowie vier Eingeborene zurückgeblieben; der Rest hatte die fünf Archen

bewachen müssen. Dies hier hatte ja nur erst einmal eine Kundenschaftstour sein sollen.

Da sahen wir ihn gelaufen und geklettert kommen, einen Neger, keuchend, triefend vor Schweiß.

»Massa, die Kabetels haben uns überfallen!« schrie er schon von weitem.

Kabetels ist ein Name der Aschantis für die Gorillas – wahnsinnige Dämonen.

Unser Schreck läßt sich denken. Als der Schwarze etwas zu Atem gekommen war, erzählte er.

Wir waren kaum eine Stunde fort gewesen; die Mannschaft war mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt oder hatte rauchend herumgelungert, als plötzlich über ihnen in den Zweigen des Baobabs ein Trommeln erscholl, und gleichzeitig kam es von oben herabgesaut, riesige, haarige Gestalten – Gorillas!

Der eine Neger war schon gepackt, erwürgt, an der Bordwand zerschmettert, ehe die anderen nur wußten, um was es sich handelte – es war eben lähmendes Entsetzen – dann freilich kam ihnen die Erkenntnis – jeder suchte sich zu retten, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, daß hier ein Widerstand nichts genützt hätte; wahrscheinlich hatten sie nicht einmal irgendwelche Waffe zur Hand gehabt.

Seine beiden noch lebenden schwarzen Genossen hatte Palamo, hier unser Gewährsmann, über Bord springen sehen; denn ins Wasser folgt kein Gorilla und kein anderer Affe nach – aber er hatte auch gesehen, wie der eine Springer sofort von einem Krokodil in Empfang genommen worden war, und da lugten noch mehrere aus dem Wasser – hier und dort der Tod – so zog Palamo vor, sein Heil am Lande zu suchen, obgleich er sicher erwartete, von den Gorillas verfolgt zu werden, die ihn auch sicher eingeholt hätten.

Das geschah aber eben nicht, und der gewandte Fährtsensucher hatte uns zu finden gewußt.

»Und meine Matrosen?« schrie ich.

Ueber deren Schicksal konnte Palamo nichts sagen; er war eben Hals über Kopf davongestürzt, ohne noch einmal zurückzublicken. Auch die Zahl der Gorillas vermochte er nicht anzugeben. Vielleicht ein halbes Dutzend.

Zwei Stunden waren wir unterwegs gewesen, ohne uns einmal aufgehalten zu haben – nach noch nicht einer Stunde sahen wir zwischen den Baumriesen wieder den Spiegel des Sees schimmern.

Der neben mir hertrabende Goliath begann von einem Kriegsplan, mit welchen Vorsichtsmaßregeln wir uns dem Dampfer zu nähern hätten, falls die Gorillas noch drauf wären – ich wollte von nichts wissen.

An meinem ganzen Körper war kein trockener Faden; jeder Nerv in mir zitterte.

»Meine Jungen! Meine Jungen!« heulte ich.

»Massa, ich muß Euch aber doch warnen – so ein Gorilla fällt niemals auf den ersten Schuß – und einmal an den Menschen herangekommen, ist dieser rettungslos verloren – nur ein Biß, nur ein Griff . . .

Ich hörte nichts.

»Meine Jungen! Meine Jungen!«

Da lag der Dampfer vor mir. Und wahrhaftig, da trieben sich auch noch unförmlichmenschliche, schwarze Gestalten darauf herum. Es war mir, als wenn zwei damit beschäftigt wären, die Tür der etwas tiefer liegenden Kajüte zu öffnen. Sie rissen und drückten und hämmerten mit den Fäusten –

Da hatten sie uns erblickt, und fünf Stück waren es, die auf uns losstürmten.

Es waren die ersten Gorillas, die ich erblickte. Ja, ihr Anblick war entsetzlich!

Schon mancher Leser mag einen gefangenen Gorilla gesehen haben – aber was ist das gegen einen in wilder Freiheit, im Bewußtsein seiner unbändigen Kraft befindlichen! Eine melancholische Ruine, ein Häufchen Unglück, man lacht über seine traurige Komik.

Nun aber hier! Sie waren nicht allzugroß. Die spätere Messung ergab im Durchschnitt fünf und einen halben Fuß. Das ist die mittlere Größe des Menschen.

Nun aber diese Schultern! Von Achsel zu Achsel gemessen mindestens drei Fuß und sogar einen Meter. Und dann diese Arme! Wie Männerschenkel – und nun überhaupt die schwarzbraunen, haarigen Ungeheuer, wie sie auf uns losgestürmt kamen!

Ihr rascher Lauf war ein ganz eigentümlicher. Sie rannten auf allen vieren, dann richteten sie sich auf, liefen wie ein Mensch, sich dabei mit den Fäusten dröhnend gegen die Brust schlagend, fielen wieder auf die Hände, richteten sich dann wieder auf, und so kamen sie äußerst rasch vorwärts.

Hinter mir fiel nur ein einziger Schuß. Goliath hatte ihn abgefeuert. Und ich konnte dann begreifen, warum sonst niemand das Gewehr angelegt hatte, weder Mahlsdorf noch Beyer, noch einer meiner Matrosen, von den Negern gar nicht zu sprechen.

Der Gorilla ist wohl das einzige Tier, das überhaupt keinen Feind hat. Er braucht niemanden zu fürchten. Wenn der Löwe einen Gorilla sieht, klemmt er den Schwanz zwischen die Beine und verduftet schnell.

Löwen, Tiger, Krokodile – alle anderen Raubtiere werden immer seltener, der Mensch mit seiner Feuerwaffe räumt unter ihnen auf. Aber welcher Sportsmann kann sich denn rühmen, schon einen Gorilla erlegt zu haben? Und man bedenke, was für ein Ereignis das ist, wenn ein zoologischer Garten einmal einen gefangenen Gorilla ausstellen kann!

Ein Glück ist es nur, daß sich diese ungeheuren Menschenaffen so spärlich vermehren, auch so vielen Krankheiten ausgesetzt

sind. Nicht der Mensch, sondern die Natur hat sie auf den Aussterbeetat gestellt.

Kurz, der Anblick dieser auf uns losstürmenden Ungeheuer läßt sich gar nicht beschreiben. Und wenn mein treuester Freund mich im Stiche gelassen – ich hätte ihm verziehen.

Auf Goliaths Schuß hin stürzte einer – doch gleich war er wieder auf den Füßen, ein Wutgebrüll – und dann war überhaupt keine Zeit mehr zum Schießen.

Der erste stand aufgerichtet vor mir, streckte die riesig langen Arme nach mir aus; ich hatte die zollangen Nägel schon vor der Nase.

Aber ich ließ es nicht so weit kommen.

»Himmelhund!!!«

Ich glaube, das war es wohl, was ich gerufen hatte. Weshalb ich plötzlich in so furchtbare Wut geriet, weiß ich selbst nicht. Es war eben um meine Jungen.

Und dann hatte das Luder von meinem Seestiefel einen Tritt in den Bauch weg – einen Tritt, der sich gewaschen hatte – jeder Mensch wäre davon auf der Stelle tot gewesen – und auch dieser Gorilla fiel wie ein Sack um, wälzte sich auf dem Rücken und hielt sich wimmernd wie ein Mensch den Bauch.

Dann war ein zweiter vor mir, der hatte schon meinen Arm gepackt; seine Nägel gruben sich schon ins Fleisch – da schlug ich ihm mit der Faust in die schwarze, haarige Visage, auf die Stulpnase, daß das Blut nur so herumspritzte, und auch dieser Gorilla sackte zusammen – und nun war ich einmal im Hauen drin – mein Gewehr hatte ich überhaupt schon längst fallen lassen – und ich schlug auf alles los, was schwarz und haarig war – und ein dritter Gorilla spie unter meinem Faustschlag Backzähne, daß es nur so eine Lust war – und dem vierten schlug ich zur Abwechslung sämtliche Vorderzähne ein – der fünfte bekam wieder einen Tritt, der ihn wimmernd zu Boden legte – und den sechsten ...

Nein, da war keiner mehr da. Ich hätte beinahe meinem Goliath einen in die Visage gegeben, weil die auch so schwarz war. Ich war nun einmal ins Hauen gekommen.

Fünf Gorillas lagen am Boden, teils auf dem Bauche, teils auf dem Rücken, blutend, wimmernd und spuckend.

Da raffte sich der eine unter einem Wutgebrüll wieder auf, blutüberströmt – es war der, dem ich die Vorderzähne eingetrieben – ich glaube, er hatte es gar nicht mehr auf uns abgesehen, wollte lieber in den Wald – aber ich ließ ihn keinen Schritt weit kommen, und weil er die riesigen Hände vor das Gesicht gelegt hatte, schlug ich ihn seitwärts gegen die Schläfe, es klang, als ob ein irdener Topf zerspränge, der Gorilla lag wie ein geprellter Frosch am Boden, sagte keinen Mucks mehr, und ich wußte gleich, daß er tot war. Wie sich dann herausstellte, hatte ich ihm das Schläfenbein eingeschmettert, die Splitter waren ihm ins Gehirn gedrungen, ich hatte die weiche Masse sogar an der Faust, und so etwas hält auch kein Gorilla aus.

Noch ein anderer war von seinem Tode überzeugt.

»Nicht tothaun, nicht gleich alles tothaun!!« schrie Karlemann, und es klang fast weinerlich.

In diesem Augenblicke sah ich, der ich ja nur an das Schicksal meiner braven Jungen dachte, noch etwas, ehe ich meinen unterbrochenen Lauf fortsetzte. Denn dies alles hatte ja nur fünf Sekunden gedauert – zwei Fußstritte und drei Faustschläge.

Der eine Gorilla, entweder der, dem ich die Nase eingetrieben, oder der, dessen Backzähne ich hatte aus dem Maule exerzieren lassen, wollte sich ebenfalls wieder aufraffen, war auch schon wieder auf den Beinen – da packte Karlemännchen blitzschnell von hinten die haarigen Füße, ein Ruck, und der Gorilla lag schon wieder auf dem Bauche, und gleichzeitig stürzten sich Goliath und Mahlsdorf auf seinen Rücken, schon Stricke und Lederriemen in Bereitschaft haltend.

Die ganze Situation war eigentlich gar nicht so lächerlich, und ich hatte nur immer die zerfleischten Leichen meiner Jungen vor den Augen – aber wie dieser Dreikäsehoch sich bückte und dem haarigen Ungeheuer so blitzschnell die Beine unterm Leibe weg-zog – ich mußte beim Weiterrennen einmal aus vollem Halse lachen!

Dem Himmel sei Dank, da standen sie alle drei an Deck, Pieplack, Fritz und Gustav – und auch noch ein Neger – doch nein, schwarz war wohl der Kerl, aber sonst . . .

Da erkannte ich es. Es war ein junger Gorilla, ein Knäblein, etwa ein Meter groß, aber schon mit den Armen und Muskeln eines Athleten und mit einem fürchterlichen Gebiß. Nur weil er auf einer Kiste hockte, war er mir zuerst wie ein erwachsener Neger vorgekommen. Die drei Matrosen hatten ihn schon an Händen und Füßen gebunden, und weil er noch beißen wollte, applizierte ihm Meister Pieplack soeben eine Maulschelle.

Von dem Ueberfall selbst konnten die drei nichts weiter erzählen als Palamo. Auch sie hatten den einen Neger im Rachen des Krokodils verschwinden sehen, und so hatten sie es vorgezogen, in die Kajüte zu flüchten und die Tür hinter sich zuzuschmettern und zu verriegeln.

Ein Glück, daß Tür und Schloß so fest waren, die Ungeheuer hatten ihr möglichstes getan, sie aufzusprengen – ein Glück auch, daß sie dabei die Klinke abgewürgt hatten, so fanden sie keine Handhabe mehr, und daß sie die Tür nicht eindrücken konnten, dafür sorgten die Matrosen, die sich nicht schlecht verbarrikadiert hatten. Ein Glück ferner, daß die Gorillas kein Stemmeisen oder Handspeiche oder dergleichen angewandt hatten.

Der Gorilla soll sich manchmal, wenn er auf den Menschen oder gegen einen sonstigen Feind losgeht, eines Knüttels, eines Astes bedienen, ihn als Keule benutzend. So wird erzählt. Ob dies wahr ist, kann ich nicht sagen. Als sie auf uns loskamen, hatten sie nichts dergleichen.

Ein Unglück aber war es, daß die Matrosen keine Schußwaffe bei sich hatten und eine solche auch nicht in der Kajüte vorhanden war. Diese eigentliche Kajüte war nämlich immer etwas feucht, so wurde alles, was gegen Feuchtigkeit zu schützen war, in einem kleinen Raume neben dem Kessel aufbewahrt. Sonst hätten die Matrosen durch die Tür mit dem Messer ein Loch gebohrt – was sie übrigens auch getan, um beobachten zu können, nur ein kleineres – und dann hätten auch sie ein Wort mitgesprochen.

Doch schließlich ganz gut, daß es nicht dazu gekommen. Von Karlemann hätten sie dafür sicher keinen Dank geerntet.

Dann hörten sie uns kommen, es war ja auch ein Schuß gefallen, sie sahen durch das Guckloch, wie die Gorillas zum Angriff übergingen, und nun ließ es sie nicht mehr in ihrer Festung, sie kamen hervor, auf die Gefahr hin, daß doch ein Gorilla zurückgeblieben wäre, gegen den sie es dann mit den Messern aufgenommen hätten.

Doch nur noch das Junge war vorhanden, welches sich mit einer Matratze amüsierte, sie emsiglich kleinzupfte.

Seine Ueberwältigung war nicht allzu schwierig. Der halbwüchsige Bengel war sich seiner Kraft noch nicht recht bewußt, es hatte nur einen Biß in die Hand gegeben, sonst reagierte er noch auf Maulschellen, und den Matrosenfäusten hatte er eben nicht widerstehen können.

Ich will gleich noch hinzufügen, daß der zweite Neger glücklich unsere Insel schwimmend erreicht hatte. In einem Gewässer, welches Krokodile beherbergt, wenn auch massenhaft, braucht eben nicht jeder Schwimmer diesen durchaus zum Opfer zu fallen.

So hatte der ganze Konflikt nur zweien unserer schwarzen Diener das Leben gekostet. Die Gorillas hatten an Deck des Dampfers böses gehaust, besonders den Schlafraum der Matrosen und Neger hatten sie ausgeräumt und alles kurz und klein gerissen, was nur zu zerreißen ging, im ganzen genommen aber war der Schaden doch nicht groß. Den Proviant hatten sie nicht zu finden gewußt.

Und dann lag da die schrecklich zerrissene Leiche des Negers, an der die Gorillas ihren ersten Unmut ausgelassen hatten. Als ich mich um sie bekümmern wollte, waren die einzelnen Gliedmaßen, wie der ganze Körper schon verschwunden – schon im Magen der Krokodile. Karlemann, dieser Gemütsmensch, hatte alles einfach über Bord werfen lassen.

Der eine Gorilla war schon tot, ein anderer, den ich mit einem Fußtritt beehrt, verschied bald. Ich glaubte einen Menschen sterben zu sehen. Mehr überhaupt als der Körperbau war das Gesicht dieser Ungeheuer menschenähnlich, besonders die Augen.

Ein Neger holte von Bord noch mehr Stricke, und als ich hinkam, sah ich nur noch unförmliche Taubündel, und meine Matrosen verstanden Knoten zu schürzen. Um den einen, dem ich die Nase eingetrieben – das Nasenbein war wirklich zerschmettert – hatten sie noch einen Kampf zu bestehen gehabt, doch um seine Füße war schon eine Schlinge gelegt gewesen, sie hatten ihn immer wieder zum Sturz bringen können, und schließlich hatten sie ihn doch überwältigen können. Aber ohne diese Schlinge wäre es abermals zum mörderischen Kampfe gekommen, und ich möchte fast nicht zweifeln, denn alle behaupteten es, insbesondere auch Goliath, daß dieser halbblinde Gorilla doch noch Sieger geblieben wäre.

So muß ich auch noch etwas anderes erwähnen, so schwer es mir auch wird; denn der Leser wird wohl schon gemerkt haben, daß ich sonst nicht gern meine Person hervorhebe.

Aber wie mich diese Neger anstauten, das kann ich gar nicht schildern! Sie zollten mir fernerhin wahrhaft göttliche Ehren. Und nicht nur die, die dabei gewesen, wie ich die fünf Gorillas vertobakte, sondern mein Ruf hat sich mit Schnelligkeit über das ganze Aschantireich verbreitet.

Sala lu kabetel – der Herr der Dämonen – das war fernerhin mein Name. Dann aber Sala lu Himmelhunde.

Tatsächlich, ich habe den Gorillas für jene Gegend einen neuen Namen gegeben.

Ich hatte doch ›Himmelhund!« gebrüllt, ich gebrauchte noch mehrmals dieses Wort, es war mir überhaupt geläufig, wenn ich zornig wurde – du Himmelhund! – die Aschantis sprachen fernerhin nur noch von Himmelhunden, wenn sie die Gorillas meinten.

Ma assi alu – er selbst hat es gesagt – nämlich ich. Mein Wort hatte eben Bedeutung gewonnen.

»Massa, Ihr wißt nicht, was Ihr getan habt,« sagte Goliath dann zu mir.

Doch genug davon. Ich war ja nur froh, daß ich meine braven Jungen noch am Leben fand.

Die drei Gorillas wurden an Bord geschleppt, um erst in einer Arche wieder aus ihrer Umhüllung ausgepackt zu werden, dann sich schon in Käfigen befindend, bei deren Konstruktion Karle-
mann mit der Achtmännerkraft solch eines Ungeheuers gerechnet hatte. Diese Eisenstäbe vermochte auch kein Gorilla auseinanderzubiegen.

Als wir zurückkamen, erwartete uns eine freudige Ueberraschung.

Jim, der Cowboy, hatte unterdessen ein Flußpferd geschossen, es durch eine Kugel ins Auge augenblicklich getötet, und die säugende Mutter hatte ein Kalb bei sich gehabt, welches sich schon wohlverwahrt in einer der Archen befand.

WAS ICH IN KUMASSI ERFAHRE.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt am Gabanbetel traten wir die Rückreise an.

Unsere Jagdbeute an lebendigen Tieren bestand aus drei Löwen, zwei Leoparden, fünf Zebras, vier Gorillas, zwei Straußen, einem kleinen Flußpferd, einer Riesenschlange, die ihre Antilope

nun glücklich verdaut hatte, aus einem Gnu, das ist eine riesenhafte Antilope, und ich weiß nicht, was für kleineres Getier wir sonst noch alles an Bord hatten.

Mein Interesse war überhaupt schon längst erlahmt. Ich bereute seit dem dritten Tage, an dieser Expedition teilgenommen zu haben. Ich bin nicht fürs Land geschaffen.

An Bord träume ich oft von grünen Triften und schattigen Bäumen – aber eine Stunde, nicht länger, dann sehne ich mich wieder nach der weiten See, und je mehr sie tobt und brüllt, mir desto lieber.

Ja, auch hier war ich noch immer der Seezigeuner, der ich nun einmal geworden. Wir lagen ja den ganzen Tag auf dem Wasser. Aber das war ein männlicher See, ein süßer, und ich schmachtete nach der See, die trotz aller Weiblichkeit gewöhnlich sehr herb ist, wie auch ihr Wasser bitter schmeckt.

Und da wir nun einmal bei der Weiblichkeit sind – ich dachte auch an Blodwen. Was machte sie jetzt wohl?

Ja, jetzt erst merkte ich, daß sie mir doch nicht so gleichgültig geworden war.

Und merkwürdig, der junge Gorilla war es, der mich immer an mein Kind denken ließ, jetzt erst sehnsüchtige Vaterliebe in mir erweckte!

Es ist zu dumm, das zu sagen, und doch – so war es, und ich bin eine zu offene Natur, um etwas zu verheimlichen.

Dieser junge Gorilla war ein reizender Kobold, so zutraulich, so neckisch – trotz seiner ansehnlichen Zähne mußte er doch noch sehr jung sein, nur wenig über das Säuglingsalter hinaus, die scheinbar kraftstrotzenden Glieder waren mehr die dicken eines menschlichen Babys, so Wurstbeine und Wurstarne – er war auch noch hilfsbedürftig wie ein Kind, und wenn sich dieses Affenbaby nun so grunzend an mich schmiegte, meine Taschen untersuchte, mir ins Ohr schnatterte – nochmals: es ist zu dumm, und doch war

es so – dieser Affe weckte in mir den sehnsüchtigen, schwermütigen Gedanken, daß ›unser Kindchen‹ ja das meine war, dessen Aufenthalt ich jetzt nicht einmal kannte.

Und ich glaube, auch meine Jungen hatten ähnliche Gedanken. Ich hörte manchmal von ›unserem Kindchen‹ flüstern. Doch das verstummte stets in meiner Gegenwart.

Die Rückreise dauerte deshalb viel länger, weil wir für unsere Gefangenen Fleisch zu beschaffen und Futter zu schneiden hatten. Wohl suchten wir möglichst des Abends, wenn die Archen ankerten, auf die Jagd zu gehen; aber das war nicht immer zu machen, wenn wir uns gerade im Urwald befanden. Wir mußten es immer so einrichten, des Abends am Ufer Steppe zu haben, und dann war da nicht immer gerade ein Tränkplatz, und das gab lange Verzögerungen.

Auf der Rückfahrt erblickten wir auch einmal ein Rhinoceros, ein Nashorn, sogar ein doppeltgenashorntes, aber es war in dem Sumpf, in dem es alsbald verschwand, für uns nicht erreichbar.

So mußten wir auf ein Rhinoceros, auf das es Karlemann hauptsächlich mit abgesehen, da durch die Eingeborenen keines zu bekommen war, ganz verzichten. Um Elefanten dagegen hatten wir uns gar nicht gekümmert, Elefanten sind an den Küsten Afrikas immer zu haben, der Preis eines stattlichen Männchens, wenn man da überhaupt nach Gelde rechnen darf, schwankt zwischen fünfzig und hundert Talern, die Stoßzähne freilich, wenn sie nicht abgesägt werden sollen, müssen extra nach Taxe bezahlt werden.

»Ich hätte das Nashorn so gern zugeritten, gerade weil es zwei Hörner auf der Nase hat,« hörte ich Karlemann dem im Sumpfe verschwindenden Ungeheuer nachmurmeln. »Na, so ein Rhinoceros! Geht das Vieh in den dreckigen Sumpf und frißt Schlamm! Bei mir hätte es das Tierchen doch viel besser gehabt.«

Aber nicht direkt nach der Küste ging es, sondern unser nächstes Ziel sollte Kumassi sein, um dem König unsere versprochene Aufwartung zu machen.

Na, das mußte nun auch noch überstanden werden. Ich konnte mit meinen Jungen doch nicht zu Fuß durch den Urwald marschieren, mußte mich fügen. Und schließlich war ich ja auch etwas gespannt, ich kam auf andere Gedanken.

Statt am zweiten Tage, erreichten wir wegen der Jagdverzögerungen den Kreuzungspunkt, wo ein Fluß nach der Hauptstadt führte, erst am vierten Tage.

Bald hörte der Urwald auf, wir sahen in der Steppe schon schwarze Jäger, dann kam bebautes Land, durch welches wir stundenlang fuhren, wenn von einer allgemeinen Kultur auch keine Rede war. Immer wieder ein großes Stück Wildnis dazwischen, um kleine Dörfer hohe Pallisaden, nur wegen der wilden Tiere errichtet.

Dann aber kamen ununterbrochen Felder, immer wieder am meisten Durra und mehr noch Kürbisse, an denen ich nie Geschmack finden konnte, und am Nachmittage sahen wir vor uns auf der Ebene zwei hohe Gebäude aufsteigen, auch die vielen Kähne verrieten, daß wir uns der Stadt näherten.

Ueberall, wo wir erblickt wurden, war großes Hallo, man wünschte uns zu sprechen, wollte uns besuchen. Doch wir ließen uns auf nichts ein.

Mit einem Male aber hörte diese Zudringlichkeit auf. Jedenfalls hatten Läufer unsere Ankunft gemeldet, wir waren diejenigen, welche – Gäste des Königs, die vom ganzen Volke danach behandelt werden mußten.

Dann kam ein großes Boot, von wenigstens vierzig Schwarzen gerudert, so ein afrikanisches Kriegsschiff, und darin denn auch einige Häuptlinge oder Würdenträger, welche sogar in Panzern steckten und unter dem Eisen nicht schlecht braten mochten.

Die konnten wir nicht zurückweisen. Es waren Abgesandte des Königs, die uns schon willkommen hießen, auch bei uns an Bord blieben.

Aber als sie die Gorillas erblickten, da lagen die gepanzerten Helden gleich auf dem Rücken. Faktisch, der eine wenigstens sackte vor Schreck gleich zusammen, und die anderen waren auch nicht weit entfernt vom Umfallen.

Dann wurden mit unseren schwarzen Dienern lange Gespräche geführt, und die mochten nicht schlecht aufschneiden, und wie die nun erzählten, was wir Bläßgesichter freilich nicht verstanden, wie der eine Erzähler immer in der Kajüte herumhopste und mit den Füßen ausschlug und in die Luft boxte, sich wie ein Quirl im Kreise drehend – jedenfalls war ich es, auf den sich schnell die allgemeine Ehrfurcht lenkte.

Der eine wollte dann immer etwas von mir, ich verstand den Kerl nicht, bis Goliath es mir erklärte: ein Haarbüschel wünsche er von mir, als Talisman – oder poetischer ausgedrückt: eine Locke von mir, eine Heldenlocke – ich ließ ihn abschneiden nach Belieben, dann schnitten sich auch die anderen ab, ich hatte es auch gerade sehr nötig, und meine Heldenlocken wurden feierlichst unter den Panzern geborgen.

Kurz darauf kam Karlemann angestürzt, der dieser Szene nicht beigewohnt hatte.

»Mensch, Mensch, Mensch!!!« brüllte der Knirps mich an.

»Na, was denn?«

»Sie haben sich von den Häuptlingen Haare als Talismane abschneiden lassen?!«

»Jawohl, ich habe einige Haare lassen müssen.«

»Und das umsonst?«

»Sollte ich sie etwa verschachern?«

»Mensch, Sie sind ja dümmer als damals das doppeltgenas-hornte Rhinzeros!!«

»Nun lassen Sie diese Schimpfereien, oder auch ich kann einmal ungemütlich werden.«

»Sie? Sie? Sie ungemütlich? Und Sie fragen auch noch? Sie hätten diesen Häuptlingen für Ihre Haare doch den ganzen Goldschmuck aus Ohren und Nasen klauben müssen, hätten sich selbst mit Gold aufwiegen lassen müssen. Ich will sehen, was sich noch machen läßt . . . «

Ich hielt ihn mit Gewalt zurück, machte ihm begreiflich, daß solch ein nachträgliches Geschäft nicht seine Sache sei, daß ich mir so eine Einmischung ein für allemal verbäte, bis er schließlich nachgeben mußte. Aber ich mußte mir gefallen lassen, daß der Dreikäsehoch mich noch einmal ein gutes, dummes Luder nannte.

Ja, ich war ein gutes, dummes Luder und sollte es immer bleiben. Wenigstens in allen Geschäftssachen. Sonst sollte meine fernere Laufbahn ja bald genug eine blutige werden.

Nicht lange darauf, wir näherten uns schon den engeren Stadtmauern, erschien Karlemann wieder, und zwar – ich traute meinen Augen nicht – im schwarzen Frackanzug mit Zylinder und Lackschuhen, alles saß wirklich tadellos, im Knopfloch so eine rote Blume, wie sie manchmal auf dem Wasser schwamm, und soeben knöpfte er seine weißen Glacéhandschuhe zu.

»O du Knollonje haben Sie wohl nicht zufällig bei sich? Ich stinke nämlich so unverschämt nach Raubtier.«

Ich blieb die Antwort schuldig, mußte das Frackmännchen nur immer anstaunen.

»Nun sagen Sie mal bloß . . . «

»Na, was denn?«

»Im Frack und Zylinder wollen Sie sich dem König präsentieren?«

»Na, dachten Sie etwa im roten Jagdhemd mit Jagdstiefeln? Das können Sie machen, aber Karl Algots nicht. Haben Sie etwa Frack und Lackstiebeln mit? Nee. Sehen Sie, da wird Herr Kapitän Algots wieder einmal ganz alleine glänzen, wird alle anderen

ausstechen, und er wird diesem schwarzen König beibringen, was europäische Kultur heißt.«

Nur eine kleine Ahnung ging mir auf, was Karlemann hiermit meinte. Wahrhaftig, dieser Junge mochte wiederum recht haben!

»Außerdem,« fuhr er fort, immer noch mit seinen Handschuhen beschäftigt, »Sie wissen doch, daß ich des Königs älteste Tochter heiraten will – es soll zwar ein alter Fettsack mit einem Hängebauch sein, aber das gilt ja gerade als Schönheit bei diesen Schwarzen, und eine Schönheit will ich natürlich haben – wenn nicht die Tochter, dann die Schwester, die auch so ein fettes Mastschwein sein soll – oder vielleicht gleich alle beide – sehen Sie, das habe ich mir alles schon in Deutschland überlegt gehabt, d. h., als ich jetzt zuletzt dort war, und während ich im Gottesasyl Schneeschippte, wurde für mich dieser Frackanzug gefertigt, nach Maß, hat mich dreizehn Taler elf Silbergroschen gekostet, neunzehn Silbergroschen habe ich nämlich abgehandelt – und der eine Taler war auch falsch – und der Zylinder mußte auch erst gemacht werden, so einen kleinen gab es nicht – wenigstens nicht zum Zusammenklappen – das ist nämlich ein sogenannter Chapeau klapp – so etwas haben Sie jedenfalls auch noch nicht gesehen – passen Sie auf – schrumm, da ist's nur noch eine schwarze Platte, auf die man sich getrost setzen kann – und nun puffe ich nur hinein – knacks – nun ist es wieder eine richtige Angströhre ... «

Wie ich mich über das Kerlchen amüsierte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

»Na, was feixen Sie denn?«

»Hören Sie, Sie wollen wirklich so eine Schwarze heiraten?!«

»Na, warum denn nicht? Aber nicht nur so 'ne Schwarze, eine Prinzessin muß es mindestens sein – jawohl, ich will auch einmal eine Prinzessin haben – und da ich eine weiße aus Europa doch nicht bekommen kann, nehme ich eine schwarze aus Afrika – ich kann sie ja weiß anpinseln – und wenn sie mir dann doch nicht passen sollte, dann verkoof ich se eefach ... «

Unser Gespräch wurde leider dadurch unterbrochen, daß wir soeben das Stadttor passierten.

Kumassi hat 80 bis 100 000 Einwohner. Volkszählungen gibt es ja dort nicht. Ueber eine geographische Meile im Umfang. Es sind nur Lehmhütten, bloß die Vornehmeren haben stattlichere Wohnungen, aber auch nur aus Lehm mit Stroh und Bambus zusammengekleistert.

Anders die eigentliche Residenz des Königs.

In der Mitte der Stadt umfließt der Lomate, der hier noch immer sehr breit ist, ein gewaltiges Plateau aus Granit, und aus Granitquadern sind die beiden umfangreichen, dreistöckigen Gebäude aufgeführt, welche sich auf diesem Plateau erheben.

Die großen Granitblöcke von fast einem Meter im Durchmesser sind ohne Kitt übereinandergesetzt, aber auch ohne jede Fuge, und ich vermute fast, daß dies noch das Werk eines früheren, ausgestorbenen Volkes ist, welches auf einer ganz anderen Kulturstufe gestanden hat, denn die heutigen Aschantis sind ja zu so etwas gar nicht imstande, wie es zum Beispiel auch in Abessinien der Fall ist, und sprechen die Aschantis auch von sagenhaften Königen, ebenso wie die Abessinier, welche diese mächtigen Bauwerke ausgeführt haben.

In dem einen Palaste – denn Paläste sind es wirklich, wenn auch jede architektonische Schönheit fehlt – wohnt der König mit seinen ersten Würdenträgern, Weibern und der Dienerschaft. Wie es darin zugeht, hat noch niemand erzählen können, und auch ich sollte es nicht erfahren. Nur von den Goldschätzen wissen alle Besucher zu berichten, das einfachste Hausgerät ist von purem Golde, und wie der König und die übrigen Häuptlinge zu diesem kommen, habe ich ja schon erzählt, und der König ist immer Erbe der Häuptlinge.

Der zweite Palast, der mehr als tausend Räume enthalten soll, ist ausschließlich zur Aufnahme von Gästen bestimmt, von fremden Gesandtschaften und dergleichen.

Anmutend auf Gäste muß es wirken, daß diese beiden Paläste mit Pallisaden umgeben sind, aus einzelnen spitzen Brettern bestehend, und von jeder Spitze grinst ein Menschenschädel herab. Ueberhaupt überall Menschenschädel, wohin man auch blickte, und auch draußen die Stadtmauern waren damit gepflastert, und dahinter eine meilenlange Pallisade wiederum mit Totenschädeln gespickt. Hunderttausende von solchen Schädeln!

Doch die Aschantis sind keine Menschenfresser. Das sind einfach Siegestrophäen, die Köpfe der im Kriege getöteten Feinde, welche mitgebracht und ausgehangen werden, und da kann sich in ein paar hundert Jahren schon eine gute Portion ansammeln.

Weniger harmlos ist es, daß bei einer Feierlichkeit, wie zum Geburtstag des Königs, noch mehr bei seinem Regierungsantritt, gleich einmal so zehntausend Sklaven geschlachtet werden, und so bei jeder anderen Gelegenheit – also niemals des Fleisches wegen, es ist eigentlich auch kein religiöser Akt – sondern der schönen Köpfe wegen, aus Prunksucht.

Ich sollte nicht einmal in dem Fremdenpalast Umschau halten können.

Auf die Anweisung des führenden Häuptlings hatte unser Dampfboot mit den nachschleppenden Archen an der Granitmauer beigelegt, zu welcher roh behauene Stufen der ganzen Breite nach hinaufführten.

Es lagen noch eine Masse Kahne daran, kleine und sehr große, zum Teil vorn mit geschnitzten Figuren, mit Gold ausgelegt, aber im allgemeinen alles recht plump und roh.

Ferner aber lag da noch eine Dampfpinasse, schon mehr eine kleine Jacht, auch mit Beibooten, und wenn auch keine europäische Mannschaft darauf war, nur einige mit Waffen bespickte Schwarze stolzierten darauf herum, so herrschte darauf doch eine Ordnung, daß wir nur einen Europäer vermuten konnten, der mit seiner Jacht hierhergekommen war.

Zum Ueberfluß blähte jetzt auch noch ein Windstoß die schlaff herabhängende Flagge, welche die französischen Farben zeigte.

In diesem Augenblick, als uns zum Bewußtsein kam, daß wir nicht die einzigen weißen Gäste sein konnten, trat aus dem gewaltigen Portal ein Mann heraus, in ein weißes Tropenkostüm gekleidet, und gleich an dem zugestutzten Barte erkannte ich den Franzosen.

Er hatte ein Schlüsselbund in der Hand, einen Schlüssel schon so steckfertig – wir lagen nämlich ganz dicht vor diesem Portale – da erblickte er den Dampfer und die Archen, und sein Schritt, nach der Jacht gelenkt, stockte.

»Verflucht und zugenäht,« knurrte Karlemann, »ist schon so ein Lausewenzel da – hat es vielleicht gar auf meine Braut abgesehen! Na, warte, du sollst mich kennen lernen!«

Der Herr änderte seine Richtung, stieg zu uns herab. Höflich zog er den Hut vor uns, die wir auf der Plattform der ersten Arche standen.

»Pardon – Monsieur Kapitän Algots?«

»Ja, so heiße ich.«

»Verzeihen Sie, daß ich mir gleich die Freiheit nehme – Sie sind angemeldet worden, werden erwartet – aber es berührt so überaus wohltuend, wieder einmal ein weißes Gesicht sehen zu können.«

Es war ein feiner Mann, dessen Liebenswürdigkeit nicht nur in Worten bestand, und auch Karlemann ließ sich gefangennehmen, daß er wenigstens nicht gleich grob wurde. Dann war er ja auch Diplomat genug, um jenen erst aushorchen zu wollen.

»Bitte, treten Sie näher.«

»Alfons de Lamanque.«

»Kapitän Jansen,« stellte auch ich mich vor.

Des Franzosen Stutzen war auffallend.

»Doch nicht Kapitän Richard Jansen?«

»Jawohl.«

»Von der ›Sturmbraut‹?«

»Auch das.«

Jetzt schien der Franzose etwas verlegen zu werden.

»Pardon – ich dachte nämlich . . . doch ich muß mein Staunen wohl rechtfertigen. Sie hatten doch früher Ihre Herrlichkeit die Lady von Leytenstone an Bord Ihres Schiffes als Gast.«

»Allerdings.«

Ich weiß nicht – – mein Herzschlag setzte plötzlich mehrmals aus, obgleich doch gar kein Grund dazu vorhanden war. Es war eben eine Ahnung, welche es in gewissen Fällen sicher gibt.

»Nun, was ist mit Blodwen – mit der Lady?« fragte ich, als jener nicht weiter wollte.

»O, ich dachte nur . . . «

»Was dachten Sie? Bitte, sprechen Sie!«

»Sie wissen doch sicher . . . «

»Ich weiß gar nichts, ich stecke seit vier Wochen im Innern von Afrika.«

»Auch nicht, daß sich Lady Leytenstone seit vier Wochen in London befindet?«

»In London? Ich dachte in New-York.«

»Sie hat Schiffbruch erlitten.«

»Schiffbruch?« wiederholte ich mechanisch.

»Jawohl, sie ist gerettet worden, von dem englischen Schiffe, welches das Boot auffischte, nach London gebracht worden, und – und . . . «

»Mann, sprechen Sie, Sie verheimlichen mir etwas!« rief ich jetzt.

»Sie befindet sich in einem Irrenhause.«

Was waren mir jetzt die Häuptlinge und Würdenträger, die uns einluden, ihnen zu folgen! Ich hörte sie nicht, sah sie nicht, und als der eine meinen Arm berührte, flog er gegen die Wand.

In der Kajüte erzählte mir Monsieur Lamanque, was er erst vor acht Tagen in den Zeitungen gelesen hatte. Nähere Daten konnte er nicht angeben.

Eine englische Lustjacht hatte auf offenem Meere, in der Nähe der Azoren, ein Boot mit Schiffbrüchigen aufgefischt, darunter auch ein Weib – die Lady Leytenstone, mit ihrem Kinde.

Was für ein Schiff es gewesen, das untergegangen war, auf dem sie sich befunden, konnte der Franzose nicht angeben. Es seien auch mehrere Indier darin gewesen.

Das genügte mir, ich wußte Bescheid. Die Galeerenjacht oder ein sonstiges Schiff, mit welchem Blodwen von der ›Indianarwa‹ aus nach New-York gebracht werden sollte.

»Ja, sie wollte nach New-York, sie beschwor den Besitzer der Jacht, sie nach New-York zu bringen, oder sonstwohin, nur nicht nach London, nicht nach England ... nicht wahr, die Lady stand unter einer Anklage?«

»Wegen einer Körperverletzung, nicht der Rede wert. Nun, und?«

»Aber ... kennen Sie einen englischen Baronet Ralph?«

Ich habe schon früher gesagt, daß ich meine Gründe habe, die Namen derjenigen, welche damals mit Blodwen den Erbschaftsprozesse führten, zu verschweigen. – So will ich nur Lord Ralph sagen, auch die anderen nur bei ihren Vornamen nennen, selbst wenn dies später bei einer Konversation nicht passen sollte.

Und ich fuhr von meinem Sitze empor.

»Was? Der Besitzer dieser Jacht war doch nicht etwa Lord Ralph?!«

»Jawohl, es soll ja der Lady größter Feind sein, und außerdem befand sich an Bord noch die Geliebte des Baronets – die zeitweilige – eine bekannte Tänzerin ... «

»Doch nicht etwa Mercedes Coliani?!«

»Jawohl, eben die, und die soll noch ganz besonders darauf bestanden haben, daß die Jacht nach London ginge.«

Da hob ich die Hände zum Himmel empor.

»Auch die noch – auch noch die Coliani – o, unglückseliger Zufall!!«

»Nun, Lady Blodwen wird nicht lange gebeten haben, und wohl nur des Kindes wegen . . . ja, wohl wegen ihres Kindes . . . «

»Jawohl, es war mein Kind, und nur wegen dieses Kindes ist die Mutter nicht über Bord gesprungen, ich verstehe schon. Und da hat sich die Lady eben mit Stolz in ihr Schicksal gefügt.«

»So wird es gewesen sein. In London wurde sie sofort verhaftet, aber zur Anklage kam es gar nicht – verschiedene Psychiater erklärten sie für geisteskrank – für unheilbar irrsinnig – sie ist in der bekannten Klinik des Doktor Sullivan untergebracht worden.«

Eine eiserne Ruhe war plötzlich über mich gekommen.

»Für immer?«

»Sie ist für unheilbar erklärt worden – natürlich,« zuckte der Franzose mit den Achseln, mich dabei von unten auf beobachtend, und da brauchte von keinem falschen Blicke die Rede zu sein. Der wußte doch schon, daß es nur mein Kind sein konnte, und so hätte mich auch jeder andere beobachtet.

»Und das Kind?«

»Das ist ihr natürlich genommen worden.«

»Wohin ist es gekommen?«

»Das kann ich wirklich nicht sagen.«

»Und wo befindet sich diese ›berühmte‹ Irrenanstalt? Bei London?«

»Bei London.«

»Das genügt. Eine Privatanstalt, nicht wahr?«

»Jawohl. Wo nur Unglückliche aus den besten Familien untergebracht werden.«

»So so. Das genügt mir noch mehr.«

In diesem Augenblick trat Karlemann ein.

»Na, endlich fertig? Wir werden . . . «

»Erst muß ich Sie sprechen.«

Ich zog ihn trotz seines Widerstrebens in einen Nebenraum.

»Lady Blodwen befindet sich in einer Londoner Irrenanstalt.«

»Ach nee! Sie ist von selber neingegangen? Freiwillig?«

Ich weiß nicht – ich mußte dem Kerlchen ins Gesicht lachen – soweit das bei unserer Körperverschiedenheit möglich war. Ueberhaupt hatte sich meiner plötzlich wirklich etwas wie eine wilde Lustigkeit bemächtigt.

»Wie sie das indische Schiff ohne Abschied verlassen hat, um sich nach New-York zu begeben, das wissen Sie doch.«

»Das haben Sie mir ja selber erzählt. Wieviel wollte ihr denn der indische Dingsda jährlich zahlen?«

Immer derselbe, immer derselbe! Ich reagierte nicht darauf.

»Sie hat Schiffbruch erlitten.«

»Ach nee! War das Schiff versichert?«

»Sie wurde von einer englischen Jacht aufgefischt, die sie nach London gebracht hat, dort ist sie für wahnsinnig erklärt worden, man hat sie als unheilbar in einem Irrenhause untergebracht.«

»Das geht natürlich von den hübschen Verwandten aus, die ihr Geld haben wollen,« zeigte jetzt der Junge aber doch seinen hellen Verstand.

»Natürlich. Und wissen Sie, was ich nun tue?«

»Na? Aber machen Sie fix, ich hab's eilig, meine zukünftige Frau wartet schon auf mich. Nee, faktisch, wir müssen vor'n König.«

»Ich fahre sofort zurück und mit der ›Sturmbräut‹ nach London.«

»Nu nee, das machen Sie mal nicht!!« stellte sich Karlemann erschrocken, oder er war's wirklich.

»Sie zweifeln? Denken Sie, ich lasse Blodwen lange im Irrenhaus?«

»Hm!« Karlemann drehte dort, wo er in sechs, bis zehn Jahren einen Schnurrbart erwarten konnte, wenn das grüne Gift nicht auch dessen Wachstum verhinderte. »Hm, ich kann Sie begreifen

– schließlich würde ich's auch so machen, wenn meine Frau so eingespunn't wäre – oder ich müßte einen guten Feng Geld dabei verdienen. Na, da wünsche ich Ihnen glückliche Reise. Wie steht's denn eigentlich mit meinen achtzigtausend Dollar, die Sie doch noch an Bord haben müssen?«

Wir hatten darüber faktisch noch nicht gesprochen.

»Die stehen Ihnen zur Verfügung – nur eine Kleinigkeit mag daran fehlen.«

»Hat Ihnen der Maha–Maha–Maharadscha–dingsda deswegen nichts gesagt?«

»Kein Wort.«

»Na, da will ich's Ihnen nur sagen. Da sehen Sie, daß ich gar nicht so bin. Denn ich könnte Sie doch jetzt mächtig übers Ohr hauen. Alles, was ich Ihnen gegeben, was Sie mir eigentlich schulden, ist schon beglichen.«

Ja, es war ein edelmütiger Gauner, dieser deutsche Zigeunerknabe. Man erinnere sich nur, wie er erzählte, daß unter dem Gelde, mit dem er seinen Frackanzug bezahlte, ein falscher Taler gewesen war.

Doch ich dachte jetzt an alles andere, als an so etwas.

»Meine Leute begleiten mich natürlich.«

»Weshalb?« fragte er unmutig.

»Das können Sie sich doch denken.«

»Na ja – ich weiß schon – so im guten wird das nicht gehen – aber wir haben doch eigentlich einen Kontrakt gemacht, ich könnte Sie verklagen – na ja, meinetwegen, Sie kommen doch wieder. Nur den Goliath könnten Sie mir lassen.«

»Alle kommen mit.«

»Meinetwegen auch das.«

»Geben Sie mir Ihren Dampfer, daß ich so schnell wie möglich nach der Küste komme.«

»Meinen Dampfer?«

Karlemann steckte die Hände in die Hosentaschen und begann auf und ab zu wandern.

»Nee, heernse – heernse, meinen Dampfer, nee, das geht nicht ...«

Da kam der Franzose herein. Die Tür war noch halb offen gewesen.

»Verzeihen Sie – ich habe alles gehört, ohne Willen, Sie sprachen sehr laut – kann ich Ihnen mit einem großen Ruderboot dienen? Mein Kutter, den ich schleppte, steht Ihnen zur Verfügung.«

Das war ein Wort gewesen!! Jedes moderne Ruderboot war schneller als dieser Flußdampfer.

»Ich nehme es an!« rief ich, jenem die Hand schüttelnd, und ich sah durch das Kajütenfenster den großen Kutter neben der Jacht liegen. »Sind die Riemen darin?«

»Sechzehn Riemen.«

»Sonst alles in Ordnung?«

»Vollkommen seefähig ausgerüstet.«

»Dann leben Sie wohl, Algots. Wir sehen uns doch noch einmal wieder.«

»Was? Sie wollen schon fort?!«

»Auf der Stelle.«

»Und der König ... «

»Mag König bleiben. Grüßen Sie Ihre Frau von mir – oder alle beide.«

IM VERDACHTE DES MORDES.

Dreiundzwanzig Tage später ließ ich mich in der Privatnervenklinik des Doktor Sullivan, bei Woodford gelegen, anmelden.

Ja, ich hatte die einzelnen Tage gezählt! Die lange Fahrt, zu welcher der Dampfer, wenn er während der Nacht still lag, drei Tage brauchte, hatten meine Jungen in sechsundzwanzig Stunden zurückgelegt, und dann hatten wir auf der ›Sturmbräut‹ die Sicherheitsventile belastet.

»Ihre Karte?« fragte der Portier.

Was Karte! Ich kannte so was nicht wie Visitenkarten. Vielleicht ein altes Briefkuvert, ja.

Ich nannte meinen Namen.

Aha, der Portier kannte mich!! Der machte gleich ein so bestürztes Gesicht!

»Haben Sie hier einen Verwandten in Pension, den Sie zu sehen wünschen?«

Nervenklinik, Pension – wie zart das alles ausgedrückt war!

»Ich möchte Herrn Doktor Sullivan sprechen, bitte.«

Es war Empfangszeit, und ein Diener geleitete mich in dem hochvornehmen Hause eine Treppe hinauf und in ein Zimmer.

Hier saß ich eine gute Viertelstunde, hatte Zeit zum Grübeln.

Aber ich habe nicht viel vorzuschicken. Blodwen war eben für verrückt erklärt und hier eingesperrt worden. An dem Gutachten einer ganzen Masse bekannter Psychiater, wie solche Kerle genannt werden, war nicht mehr zu rütteln. Und das Kind war in so ein Stift gebracht worden, wo man uneheliche Kinder abgibt, aber etwas Pikfeines, nur für hochgeborene uneheliche Kinder, und nicht etwa für Kirchturmwärterkinder, das kostete dort schweres Geld. Dafür aber auch absolute Diskretion Ehrensache.

Nun, ich dachte, daß das Mädchel dort doch eigentlich ganz gut aufgehoben wäre. Ich hatte Erkundigungen eingezogen – die barmherzigen Schwestern dort hatten den besten Ruf. Also nichts von wegen so Engelmacherei.

Ich wollte dann hingehen. Jetzt aber hatte ich es zunächst mit diesem Irrenarzt zu tun.

Und dann war noch etwas anderes, was ich erst jetzt nachträglich erwähne, weil ich die Hauptsituation, die mich doch am meisten beschäftigte, zum Handeln anspornte, nicht unterbrechen wollte.

Ich hatte den Tod eines Matrosen zu beklagen, und gerade desjenigen, den ich vielleicht am allermeisten in mein Herz geschlossen hatte.

Der arme Hans war nicht mehr! Das war das erste gewesen, was man mir mitgeteilt, als ich wieder die ›Sturmbraut‹ betreten hatte, um sie klar zum Manöver zu machen.

Ich war erst zwei Tage mit Karlemann fortgewesen, als Hans am Morgen fehlte. Und er war und blieb verschwunden. Er hatte in der Nacht angeln wollen, von der Barriere aus – und kein Zweifel, er mußte abgeglitten sein – Seegang war nicht gewesen – war die Beute eines Haifisches geworden.

Oder ... Selbstmord? Der zurückgebliebene zweite Steueremann sprach mir gegenüber diesen Verdacht offen aus, und viele der Leute dachten ähnlich, und ... ich konnte diesen Verdacht nicht so ohne weiteres zurückweisen.

Ja, der Page war in letzter Zeit, etwa seitdem wir die Fucusbank wieder verlassen, ein recht anderer geworden. Zwar immer noch fix und adrett, aber man sah ihm die Schwermut gleich am Gesicht, noch mehr in den Augen an.

Die Kameraden hatten ihn oft damit gehänselt, er habe wohl an Bord der ›Indianarwa‹ eine schokoladenfarbene Liebe zurückgelassen, nach der er sich nun in Sehnsucht verzehre. Und der Junge magerte auch wirklich ganz bedenklich ab.

Jetzt sollte er nach der ›Indianarwa‹ zurückgeschwommen sein. So witzelten die Matrosen, trotz aller Trauer für den Kameraden, den sie alle so liebgehabt. Es waren eben Matrosen.

Ich verbot ihnen derartige Redensarten energisch, trug den abgegangenen Matrosen ins Loggbuch, natürlich als ›verunglückt‹ ein. Seine Kleiderkiste und den Zeugsack, beides verschlossen, nahm ich in meine Kabine, um in einem geeigneten Hafen Recherchen anzustellen, an wen ich sie auszuliefern hätte, was erst noch zu geschehen hatte.

Erst heute früh war ich im Westindia-Dock, dem größten Hafen Londons, eingelaufen, hatte mit der Seebehörde zu tun gehabt, dann Erkundigungen über Blodwen und Kind, und nun war ich hier in der Irren . . . nein, in der Privatnervenklinik des Herrn Doktor Allen Sullivan.

Endlich ging eine Tür auf, und der schwarzbärtige Herr mit der goldenen Brille, hinter der die Augen wie Dolche stachen, war gewiß er selber, der sah gleich so aus wie ein Verbrech . . . wie so ein Privatnervenklinikbesitzer, wollte ich sagen.

Außerdem hatte ich sofort das Bewußtsein, daß ein fremder Besuch sonst hier nicht so empfangen würde, der mußte zum Herrn Doktor kommen, dieser kam doch nicht zu ihm, aber mit mir wurde eine Ausnahme gemacht, eben weil ich derjenige war, welcher.

»Mr. Jansen?«

»Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut‹.«

»Sehr angenehm. Doktor Sullivan. Was verschafft mir die Ehre Ihres werten Besuches? Bitte, behalten Sie doch Platz.«

Ich hatte ihm wirklich die Ehre gegeben, mich zu erheben. Er war so äußerst höflich, förmlich, um mich dann um so leichter hinausschmeißen zu können, und diesen Spaß wollte ich ihm nicht verderben.

Er hatte mir gegenüber Platz genommen.

»Womit kann ich dienen? Haben Sie einen Verwandten in Behandlung zu geben?«

Eigentlich hätte der Kerl gleich eine Ohrfeige verdient – ›Ohrpfeifen und Nackfeigen‹, wie mein zweiter Steuermann mit Vorliebe sagte.

»Nein, aber Sie haben doch schon jemanden, der mir nahe steht, in Pension.«

»Wie?« stellte sich der Kerl erstaunt.

»Lady Blodwen von Leytenstone.«

Jetzt gab er die Verstellung auf.

»Ach, richtig!« schnalzte er mit den Fingern. »Mr. Richard Jansen, Kapitän von der ›Sturmbräut‹. Hm hm hm hm hm!«

Und die Dolchblicke durchbohrten mich.

»Wie befindet sich die Lady?«

»Hm hm hm hm hm! Ein sehr schlimmer Fall!« Und er hielt mir einen langen Vortrag über temporären und permanenten Irrsinn. Das sind die beiden einzigen Fremdwörter, die ich davon behalten habe. Sonst war es eine solche Unmenge von gelehrtem Kram mit lateinischen Namen, daß man ein Schiff von 500 Tonnen hätte damit befrachten können. Etwas Lateinisch konnte ich ja, aber ich hatte Pastor werden sollen und kein Narrenarzt.

»Das alles fehlt der armen Lady?« fragte ich dann, als er damit fertig war.

»Es ist . . . «

Es war ein meterlanges Wort und endete auf *licta*.

»Wie äußert sich denn ihr Wahnsinn?«

Schwermut, Halluzinationen, Tobsucht und Gott weiß was.

»Da sitzt sie also in einer Gummizelle?«

O nein, so schlimm wäre es nicht.

»Da kann ich sie wohl einmal sehen?«

»Das ist unmöglich, Herr Kapitän!«

»Weshalb?«

»Die Lady ist menschengleich, der Anblick jedes Menschen regt sie hochgradig auf, sie wird durch ein Kabinett bedient, und . . . gerade Sie dürfte sie am allerwenigsten erblicken.«

»Weshalb gerade mich am allerwenigsten?«

»Nun – nun . . . es ist wohl ganz gut, wenn wir gleich einmal darüber sprechen, ganz offen . . . die Lady hat doch ein natürliches Kind . . . von Ihnen.«

»Ein natürliches Kind?« wiederholte ich erstaunt; denn ich hörte diesen Ausdruck wirklich zum ersten Male.

»Ein – ein – außerhalb der Ehe geborenes Kind.«

»Ein uneheliches Kind – ja, natürlich ist dieses Kind von mir.«

Der Arzt schien überlegen lächeln zu wollen, wußte es aber zu verbergen.

Kurz und gut, unser ganzes Verhältnis und besonders dieses Kind sollte schuld sein an Blodwens ganzem ... licta. Jetzt also wollte man mir die Schuld in die Schuhe schieben.

Ich hätte gleich wieder gehen können, hatte mir ja nur einmal diesen Privatnervenklinikbesitzer ansehen wollen, von dem ich heute früh nur das Beste hatte erzählen hören, kein Verdacht daran, daß der einen Geistesnormalen aufgenommen hätte – und dann hatte ich mir auch so ein bißchen das Haus ansehen wollen.

Er wußte mich noch etwas zurückzuhalten, forschte mich, den er jedenfalls für sehr dämlich hielt, aus, aus welchen Gründen ich mit der ›Sturmbräut‹ hierhergekommen sei – nun, einfach um Ladung zu nehmen, schon bestellte – wie ich mit der Lady zusammen gelebt habe, das zu wissen, sei für ihre Behandlung höchst wertvoll, und so weiter.

»Ach, kann ich sie denn nicht einmal sehen?« legte ich mich dann aufs Bitten.

»Wirklich, geehrter Herr, es geht nicht, so leid es mir tut.«

»Nur einmal durchs Guckloch. Wenn Sie wüßten, Herr Doktor, wie wir beide ... «

Ich wischte mir die Augenwinkel aus, und er ließ sich erweichen.

Ich war furchtbar erregt, als ich eine zweite Treppe emporstieg. Ich sollte sie wiedersehen – im Irrenhause!

Vor etwa einem Jahre ... o, Blodwen, Blodwen!

Es war ein behaglich, sogar luxuriös eingerichtetes Zimmer, in das ich blickte.

Und da saß sie, in einem eleganten Morgenrock, den Arm auf den Tisch gestützt und den Kopf in die Hand – so blickte sie vor sich hin. Sie sah mager und bleich aus.

Einen Augenblick hatte ich Lust, die Tür einzudrücken, um Blodwen auf meinen Arm zu nehmen und mit ihr davonzugehen.

Es wäre natürlich eine Narrheit gewesen, die mir schlecht bekommen mußte.

Und doch, ach, hätte ich es getan! Schlimmer wäre es auch nicht gekommen.

Erschrocken trat ich zurück – sie hatte den Kopf gehoben und nach der Tür geblickt. Doch es war nur Einbildung von mir gewesen, daß sie mich gesehen haben könnte.

Jetzt verabschiedete ich mich schnell.

Was ich beabsichtigte, ist wohl klar: Blodwen aus dem Irrenhause zu befreien. Daß ich da nichts im Guten erreichen könnte, wenn ich auch Himmel und Hölle in Bewegung setzte, Millionen geopfert hätte – vorausgesetzt, daß ich solche besessen – das war mir ebenso klar. So viel Lebenserfahrung hatte ich doch schon, um an der Gerechtigkeit dieser Welt zu zweifeln. Macht geht vor Recht; hier handelte es sich um hundert Millionen, und ich hatte diesen Doktor Sullivan gesehen, und ich hielt ihn für fähig, einen Menschen so langsam unter die Erde zu bringen.

Beyer, dieser Mann mit grauen Haaren, hatte gemeint, ich solle wegen Blodwens Geistesbeschaffenheit andere Sachverständige zu Rate ziehen, ausländische. Ich hatte ihn einfach ausgelacht. Nein, da wußte ich das besser. Und wenn dieser Irrenarzt seiner Pflegebefohlenen nun schnell noch ein Mittelchen beibrachte, um sie wirklich wahnsinnig zu machen? Ich hatte solche Geschichten gelesen, und ich zweifelte nicht, daß es so etwas gebe.

Nun glaube der Leser aber nicht, daß ich eine gewaltsame Entführung vorgehabt hätte, in das Irrenhaus einbrechen, Blodwen auf den Arm nehmen und sie auf mein Schiff bringen, und wenn es auch über Leichen gegangen wäre.

Das wäre ja ritterlich, sehr romantisch gewesen, aber ... ich will hier keine phantastischen Räubergeschichten erzählen.

Hätte ich so etwas vorgehabt, so wäre es doch sehr unklug von mir gewesen, mit meinem Schiffe gleich direkt nach London zu gehen, dann hätte ich dies alles ganz anders vorbereiten müssen.

Nein, damals war ich trotz aller Abenteuerlust immer noch ein durchaus solider Charakter, und ich wollte meinen ehrlichen Namen wahren.

Eine Entführung mußte freilich stattfinden, nur wollte ich jeden Verdacht möglichst von mir ablenken, mindestens sollte man mir dann nichts nachweisen können.

Mein nächster Weg war in das Kinderasyl. Die alte Dame mit dem weißen Häubchen war sehr freundlich, aber verweigerte mir auch nur den Anblick meines Kindes.

»Da müssen Sie erst den behördlich beglaubigten Beweis bringen, daß es wirklich Ihr Kind ist, dann müssen wir Ihnen dasselbe sogar ausliefern.«

Einen behördlich beglaubigten Beweis? Wie sollte ich den erbringen?

Ich sah gleich ein, daß hier nichts zu machen war, so gern ich auch Mutter und Kind an Bord meines Schiffes gleich wieder vereint hätte.

Dann schickte ich den Segelmacher aus, Hugo Hasse, ein noch junger, sehr intelligenter Mensch, ein Rheinländer, der jetzt seines Vaters Fabrik hätte haben können, der aber das lustige Leben zur See vorgezogen hatte und sich nicht wieder davon trennen konnte. Warum er es nicht weiter gebracht hatte, wußte ich nicht – vielleicht ganz klug, daß er die bequeme Stellung eines Segelmachers der verantwortlichen eines Steuermanns vorzog. Er hatte auch einige Zeit in Amerika auf einer Schiffswerft gearbeitet, war zugleich ein perfekter Schiffszimmermann.

Ein lustiger Bruder, der jeden unter den Tisch trank, ohne selbst die Besinnung zu verlieren, mit allen Hunden gehetzt – ich hielt ihn für den geeignetsten Mann. Ihn schickte ich ab. Wie er Blodwens Befreiung in Szene setzen oder doch vorbereiten sollte, wird gleich erzählt werden.

Inzwischen sah ich mich nach einer Fracht um. Es wäre ja gar nicht nötig gewesen, ich hätte Ballast nehmen können, aber ich

wollte nicht nur als solider Handelskapitän erscheinen, sondern es auch wirklich sein. Mit der ernsten Arbeit sollte endlich einmal Anfang gemacht werden.

Ich entschied mich für Kohlen. Kohlen wird man überall sofort los, Kohlen sind in England am billigsten, und mit dem Kohlengeschäft hat noch jedes Schiff eine anständige Existenz gefristet.

300 Tonnen hatte ich überhaupt noch an Bord, ich nahm für eigene Rechnung nochmals 300 Tonnen ein, versicherte Schiff und Ladung auf unbestimmtes Ziel für sechs Wochen, ohne daß mir jetzt die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt worden wäre, selbst im ungünstigsten Falle würde ich in diesen sechs Wochen an den Kohlen 200 Pfund Sterling verdienen, nach Abzug sämtlicher Kosten, es konnte aber auch das doppelte sein, und dann hatte ich noch immer bare 20 000 Pfund in Händen.

Meine einzige Vorsicht war die, daß ich diese nicht bei einer Bank deponierte, sondern nach wie vor an Bord behielt.

Die Kohlen polterten aus den Kippwagen in den Laderaum, am Abend war das Schiff schon wieder gesäubert.

Die Nacht brach an. Rastlos schritt ich in der Kajüte auf und ab. Jetzt kam es darauf an, ob dem Segelmacher seine Mission geglückt war oder nicht!

Doch warum schon jetzt, schon heute? Ach, ich konnte mich auf einige Tage bangen Wartens gefaßt machen, und Blodwen mußte unterdessen ...

»Sie kommen,« meldete da der Steward flüsternd.

»Er bringt ihn mit?«

»Er hat einen fremden Mann bei sich.«

Zunächst nahm ich Hasse allein vor. Es war ihm geglückt. Er hatte in einer Kneipe von Woodford die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der schon seit langen Jahren in Sullivans Irrenanstalt als Wärter angestellt war.

Hasse hatte sich herangemacht, war langsam mit Andeutungen herausgerückt, und der sonst ganz solide Mann hatte der Versuchung nicht widerstehen können, irgendeine Summe zu nennen, gegen welche er einem Pensionär zur Freiheit verhelfen wolle.

»Wieviel fordert er?«

»Tausend Pfund.«

»Nicht mehr?«

»Das bedeutet für diesen Mann ein großes Vermögen.«

»Und er hält es für möglich?«

»Ganz leicht.«

»Wann kann es ausgeführt werden?«

»Schon morgen nacht.«

»Und die Garantie?«

»Er selbst will die Lady hier abliefern.«

»Du hast ihm schon gesagt, daß es sich um die Lady handelt?«

»Ja, ich traute ihm.«

»Habt ihr zusammen gezecht? Ist er betrunken?«

»Durchaus nicht, er ist ein ganz solider Mann, der selbst empört ist, daß dieser Schuft von Irrenarzt ganz normale Menschen als Verrückte behandelt und sich dafür bezahlen läßt.«

Eine Idee zuckte mir durch den Kopf. Doch zunächst ließ ich den Mann eintreten. Er machte auf mich einen sehr guten, bescheidenen Eindruck.

Er wiederholte was mir der Segelmacher schon gesagt hatte.

Meine Idee war die gewesen, ob ich diesen Mann nicht als Zeugen benutzen könne, um gegen den Irrenarzt auf gesetzmäßige Weise vorzugehen, doch der Wärter, deswegen befragt, hatte für Doktor Sullivans Handlungsweise viel mildere Ausdrücke als Hasse, und da sei auch nichts zu beweisen, dieser Mann sei viel zu schlau, stände mit den Behörden auf viel zu gutem Fuße, habe den ganzen Adel hinter sich, auch sonst die öffentliche Meinung – kurz, da sei gar nichts zu machen, und solche Andeutungen habe er, der Wärter, wohl dem Manne gegenüber gemacht, der ihm

solch ein heimliches Geschäft angeboten, aber in der Öffentlichkeit so etwas zu sagen, würde er sich hüten.

Also dann eine Entführung!

»Und es wird Ihnen gelingen?«

»Ohne jede Schwierigkeit.«

»Ist es denn wirklich so leicht, aus der Irrenanstalt jemanden zu entführen? Sollte Doktor Sullivan nicht jegliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen haben, eben weil er ein böses Gewissen hat?«

»Ja, das ist es gerade. Sehen Sie, Herr Kapitän, einem Fremden würde es niemals gelingen, einen Pensionär herauszubringen; denn des Nachts sind im Parke wachsame, bissige Hunde, und dann sind elektrische Läutewerke da und alles mögliche andere, und auch für einen innen Angestellten scheint es unmöglich, jemandem zur Freiheit zu verhelfen. Aber so ist es eben in der Welt – jedes Register hat ein Loch – es ist ein nur ganz kleiner Kniff nötig, um die ganzen Vorsichtsmaßnahmen nutzlos zu machen.«

Er schilderte mir den Kniff – es klang so kompliziert, wie es in Wirklichkeit einfach sein mochte – vor allen Dingen handelte es sich um eine Abstellung sämtlicher Läutewerke, wozu nur eine Tapetenwand durchbrochen zu werden brauche, und dann ein Nagel zwischen die Kupferdrähte – was ich alles wegen Mangel an Ortskenntnis natürlich nicht verstehen konnte.

»Dann kann ich jede Tür geräuschlos öffnen, der Portier bekommt einen Schlaftrunk, die Hunde kennen mich, und so wird die Entführung erst am anderen Morgen in der sechsten Stunde bemerkt werden.«

Der Mann schien seiner Sache ganz sicher zu sein. Mir kam es vor, als habe er sich schon längst mit dem Gedanken getragen, einen Pensionär zu entführen, oder doch mit dem Plane, wie man das könnte, ohne es wirklich zu beabsichtigen. Es gibt ja solche Fälle. Ein Kassierer kommt zufällig darauf, wie man die Bank um eine große Summe betrügen kann, ohne dabei gefaßt zu werden,

er spinnt den Plan weiter aus, ohne daran zu denken, ihn wirklich auszuführen – bis einmal die Versuchung kommt.

In England und Amerika werden sogar solche Ideen honoriert, aufgekauft, gewissermaßen patentiert, um sich gegen späteren Schaden zu schützen, und es gibt ehemalige Verbrecher und Spitzbuben genug, aber auch ehrliche Menschen, die sich auf dieses seltsame Geschäft, solche Gaunertricks auszugrübeln, ganz gelegt haben, um sie dann gegen Honorar mitzuteilen.

»Ihr bringt die Lady selbst an Bord?«

»Ja.«

»Wann?«

»Spätestens um Mitternacht. Nun aber etwas anderes: Ist die Lady schon eingeweiht?«

»Nein.«

»Und wenn sie nun gar nicht entfliehen will?«

Das war eine heikle Frage. Wirklich, bei Blodwen konnte auch das in Betracht kommen!

»Ist sie denn tatsächlich irrsinnig?« fragte ich zunächst.

»Ich halte sie nicht dafür. Doch Irrsinn ist ja ein ganz unbestimmter Begriff. Wir haben viele in Pension, welche Sie für ganz normal halten würden, und dennoch leiden sie an einer fixen Idee, sind unheilbar wahnsinnig. Soweit ich die Lady beobachtet habe, ist sie sehr schwermütig. Nun, ich werde sie im Laufe des morgenden Tages fragen, ob sie mit ihrer Entführung einverstanden ist.«

Da war ich schon einer Antwort enthoben.

»Und wenn sie nun nicht will?«

»Ja, dann kann ich natürlich nichts machen,« entgegnete der Wärter – sein Name war Elyson – achselzuckend. »Doch sie wird schon wollen. Ich glaube sogar, sie hat schon mehrere Befreiungsversuche gemacht. Wie wollen Sie die Dame dann von hier fortbringen?«

Ich weihte den vernünftigen Mann in meine Pläne ein. Sie waren einfach genug.

Ich hätte schon vorher absegeln können, mich gleich ins offene Wasser, vielleicht auch gleich außerhalb der englischen Gewässer legend, wo ich unter amerikanischer Flagge absolut geschützt war. Dann hätte ich aber doch ein Boot zurücklassen müssen, entweder von meinen eigenen Leuten benannt, welche Blodwen stromabwärts brachten – ich selbst brauchte ja dann gar nicht da-beizusein – oder ich hätte noch andere ins Vertrauen ziehen müssen, etwa Fischer.

Kein Zweifel, ich hätte solche gefunden. Aber besser nicht! Das Einfache ist gewöhnlich das Sicherste. Einmal ungesehen an Bord gebracht, wollte ich Blodwen verstecken, daß auch keine Hundespürnase sie auffand. Denn ich hatte während dieses Tages an alles und jedes gedacht.

Die Kohlen waren nicht nur so in den Raum gepoltert, die Trimmer hatten da unten aus Kohlen ein Versteck aufgebaut, einen förmlichen Dachsbau, dessen offene Zugänge ebenso leicht wieder verschüttet werden konnten, ohne den Hohlraum selbst zu gefährden, es brauchte nur eine einzige Kohle gelöst zu werden, und man mußte nur etwas Branntwein sprengen, dann versagte auch die beste Hundense; dieses Mittel kannte ich, auch ohne Karlemann, und sollte sie dennoch im Schiffe vermutet werden, sollte man gerichtlicherseits sämtliche Kohlen ausladen, so konnte Blodwen inzwischen mit Leichtigkeit wieder herausgeschmuggelt werden.

Kurz, mein Plan war absolut sicher, Elyson sprach seinen Beifall aus.

»Wohin segeln Sie?«

Ich hatte Rio de Janeiro im Auge, wo nach den letzten Depeschen die Kohlen sehr hoch standen.

»Das paßt vortrefflich, ich wollte sowieso immer gern nach Brasilien auswandern.«

»Sie selbst kommen mit?«

»Gewiß. Ich habe mich dann hier unmöglich gemacht; denn daß ich der Entführer gewesen bin, das wird man sofort heraushaben, und Sie haben hiermit auch die beste Garantie für meine Ehrlichkeit.«

Der Mann sprach wie ein Buch!

»Also tausend Pfund?«

»Sofort, wenn Sie die Lady hier an Bord ausliefern, zahle ich sie Ihnen aus.«

»Wann können Sie abfahren?«

»Vier Minuten nach Mitternacht setzt auf der Themse die Flut ein.«

»So erwarten Sie mich zwischen elf und halb zwölf Uhr.«

»Sie werden die Dame auch ungesehen an Bord bringen können?«

»Herr Kapitän, für mich handelt es sich um tausend Pfund und um mehr noch. Ich kenne auch genau hier die Hafenverhältnisse – es wird mir ganz bestimmt gelingen.«

Wir hatten nichts mehr zu besprechen, der Mann, der nur bis Mitternacht Urlaub hatte, ging. –

O, das war ein qualvoller Tag! Wie entsetzlich langsam die Stunden hinschlichen!

Und wie würde meine Begegnung mit Blodwen ausfallen? Hatte sie mich nicht ohne Abschied verlassen? Ach, dieses Grübeln, dieses Ausmalen!

Wenn ich nur wenigstens das Kind an Bord gehabt hätte! Doch das war schließlich das wenigste! Einmal wieder in Freiheit, etwa in Amerika, sollte man ihr das Kind nicht lange vorenthalten können, und dann, von ihrem Zeugnis unterstützt, welches durch amerikanische Aerzte wieder gültig gemacht wurde, hatte auch ich ein Wörtchen mitzusprechen.

Ich ließ Kesselstein klopfen, es gab noch andere Arbeiten, und ein vollbefrachtetes Schiff kann ja noch tagelang im Hafen liegen,

ohne Argwohn zu erregen, jede Reise muß sorgfältig vorbereitet werden. Auch einen Anker hatte ich in die Schmiede gegeben.

Endlich, endlich brach der Abend an, und zum nächtlichen Himmel sprühte der Schornstein, gegen zehn Uhr hatten wir volle Dampfspannung. Einen Lotsen brauchte ich nicht, auf der Themse konnte ich meine eigene Fahrt machen.

Elf Uhr. Jetzt hatte auch ich volle Dampfspannung, und das Gleiche galt von meinen Jungen, die in alles eingeweiht waren.

Gott, wie schlich doch der Zeiger der Uhr so entsetzlich langsam!

Halb zwölf! Nun hätte sie schon dasein müssen!

Dreiviertel zwölf! Jetzt hätte ich bald selbst ins Irrenhaus gehen können.

Ein Uhr, zwei Uhr – ich war wie niedergeschmettert; ich gab immer noch eine Stunde zu – vergebens!

Mißglückt! Nun war erst abzuwarten, ob Elyson überhaupt etwas ausgeführt hatte und dabei erwischt worden war. Oder war er ein Schuft, der mich verraten hatte?

Unter solchen Grübeleien fand mich der Morgen, wie ich rastlos auf Deck auf und ab wanderte.

»He, Herr Kapitän!« rief mir da der Kapitän des benachbarten Schiffes zu, der seine Morgenpfeife rauchte und dazu in der Zeitung las. »Haben Sie schon gelesen, das Allerneuste?«

»Was?«

»Heute nacht haben sie . . . «

Ich hörte nichts mehr, ich sah dort nur die Uniformen kommen, direkt auf mein Schiff zu.

Sie betraten das Laufbrett, befanden sich an Deck.

»Mr. Richard Jansen?«

»Ja.«

»Kapitän dieses Schiffes?«

»Ja.«

»Auch Eigentümer desselben?«

»Ja. Herr, was wollen Sie von mir?!«

Da brachte der Mann – seine Uniform war mir fremd – aus dem Rockärmel ein schwarzes Stäbchen zum Vorschein – mit dem er meine Schulter berührte.

»Im Namen der Königin, Sie sind verhaftet!«

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte mich – dort wehte doch das amerikanische Sternenbanner. Wie konnte mich der englische Beamte so ohne weiteres verhaften? Nur eine Ausnahme gibt es, das wußte ich, deshalb mein furchtbarer Schreck: vor meinen Augen sah ich rauchendes, rotes Blut.

Aber äußerlich blieb ich ruhig.

»Das ist wohl ein Irrtum. Sie befinden sich hier auf durch Flagge geschützten Boden der Vereinigten Staaten von Nordamerika.«

»Ich verhafte Sie als des Mordes verdächtig!«

Es war ausgesprochen. Nun, ich konnte ruhig bleiben, mein Gewissen war frei.

»Es ist ein Irrtum.«

»Die Verhaftung ist gültig!« sagte ein Herr in Zivil und faltete ein Papier auseinander, es mir hinhaltend.

Ich warf nur einen Blick darauf. Meine Verhaftung war schon bei der amerikanischen Gesandtschaft ausgewirkt worden. Da war nichts mehr zu machen.

»Wen soll ich denn ermordet haben?«

»Das ist nicht meine Sache, das wird die Anklage ergeben.«

»Ich füge mich.«

»Hol nieder die Flagge!!« kommandierte jetzt ein anderer. »Dieses Schiff ist mit Beschlagnahme belegt. Niemand darf es verlassen! Herr Kapitän, reden Sie Ihren Leuten zu!«

Meine Jungen hatten sich herbeigedrängt, schon die Hand am Messergriff. Es waren eben Matrosen.

Ich befahl ihnen, sich zu fügen, alles andere wäre doch heller Wahnsinn, und daß ich nichts verbrochen hätte, am allerwenigsten einen Mord, das wüßten sie doch selbst, hier liege einfach

ein Irrtum vor – und ich stieg mit zwei Kriminalbeamten in einen geschlossenen Wagen, am allerbesten wissend, daß hier kein Irrtum vorlag, wenn ich auch niemals an einen Mord gedacht hätte.

Wie ich meinen Kopf zermartert habe, in diesem Wagen und dann in der Haftzelle, darüber will ich hier schweigen.

Noch an demselben Tage kam ich, wie es auch sein muß, vor den Untersuchungsrichter. Immer noch ganz ahnungslos.

Meine Personalien waren festgestellt.

»Kennen Sie eine Lady Blodwen von Leytenstone?«

»Ja.«

»In welchem Verhältnis standen Sie zu ihr?«

»Sie befand sich als Passagier an Bord meines Schiffes.«

»Sind Sie verheiratet mit ihr?«

»Nein.«

»Haben Sie intimen Umgang mit ihr gehabt?«

»Ja.«

»Ist diesem Verhältnis ein Kind entsprungen?«

»Ja.«

»Wo sind Sie in dieser Nacht gewesen?«

»Immer an Bord meines Schiffes.«

»Auch zwischen elf und zwölf Uhr?«

»Ja.«

»Können Sie das beweisen?«

»Ja.«

»Womit?«

»Die ganze Besatzung wird es bezeugen.«

»Können Sie dafür sonst noch einen anderweitigen Zeugen bringen, der nicht unter Ihrem Kommando steht?«

Nein, das konnte ich allerdings nicht.

»Kennen Sie einen Mann namens Fred Elyson?«

O weh! Jetzt ging die Geschichte los. Aber Mord, Mord?!

»Ja, den kenne ich.«

»Er ist Wärter in der Privatnervenklinik des Doktors Sullivan bei Woodford.«

»So sagte er mir wenigstens.«

»Gestehen Sie, diesen Fred Elyson durch Versprechen von Geld angestiftet zu haben, daß er die Lady von Leytenstone, welche sich als Irrsinnige in der genannten Anstalt befindet, entführen soll?«

»Ja, ich gestehe es.«

Denn nun war doch alles egal. Nur der rote Blutschein wollte nicht von meinen Augen weichen.

»Entführen mit List oder mit Gewalt?«

»Halt! Nur durch List! Nicht mit Gewalt! Gegen letzteres protestiere ich entschieden.«

»Wie sollte die Entführung geschehen?«

Ich erzählte offen, soweit ich das konnte, da mir Elysons ganzer Plan ja selbst unklar gewesen war. Aber der Untersuchungsrichter schien zu verstehen.

»Wissen Sie, was sich heute nacht in der genannten Irrenanstalt zugetragen hat?«

»Nein.«

»Sie haben noch nichts darüber gelesen, nichts gehört?«

»Absolut noch gar nichts.«

»So hören Sie!«

Er las mir ein polizeiliches Protokoll vor. Ich mache es ganz kurz.

Heute morgen um sechs Uhr, als das eigentliche Leben in der Anstalt erwachte, hatte der Portier die drei Hunde, welche sich sonst um diese Zeit immer meldeten, vermißt, hatte sie gesucht, alle drei tot im Parke aufgefunden. Die sofortige Untersuchung hatte im Magen Fleischreste ergeben, vergiftet mit Strychnin.

Und da sah der Portier auch alles weitere. Die Gitterstäbe eines Fensters in der zweiten Etage, welches zu den beiden Zimmern der Lady von Leytenstone gehörte, waren zum Teil entfernt

worden, eine nähere Untersuchung ergab, daß man sie durchsägt hatte.

Die Lady war verschwunden. Dafür aber lag in ihrem Zimmer ihr Wärter, der ein Zimmer weiter immer zu ihrer Verfügung stand – tot. Er mußte einen furchtbaren Schlag über den Kopf bekommen haben, wahrscheinlich mit einem Gummischlauch, der den Schädel zwar nicht zertrümmert, trotzdem aber den sofortigen Tod herbeigeführt hatte. Gehirnerschütterung der schwersten Art, der Schädel war auseinandergesprengt. Das ist ja eben die Wirkung des sich anschmiegenden Gummischlauches.

Die Lady hatte sich nicht selbst befreit. Unter dem Fenster, an dem auch noch eine Strickleiter hing, waren außer den Abdrücken von Damenstiefeletten die eines mittelgroßen Männerfußes. Die Spur führte nach der Mauer, ging aber bald verloren und konnte, da es geregnet hatte, auch nicht von Hunden verfolgt werden.

Der Verdacht der Täterschaft richtete sich gegen den Wärter Elyson. Sein verstörtes Wesen fiel noch vor Entdeckung der Tat seinen Kameraden auf, und als ihn die Kriminalbeamten ins Gebet nahmen, war er geständig.

Mit der Entführung, die mit einem Morde geendet, hatte er allerdings nichts zu tun. Aber auch er hatte beabsichtigt, die Lady zu befreien, so, wie er mir geschildert, wurde nun also auch an mir zum Verräter – was ich ihm allerdings nicht sehr verübeln konnte, der Mann hatte jetzt um seinen Kopf zu kämpfen.

Er hatte also an jenem Abend zunächst dem Portier in die Kaffeekanne, die immer auf dem Ofen stand, einen Schlaftrunk geschüttet, dann, nachdem schon alles schlafen gegangen, hatte er die Drähte der Läutewerke durchschnitten, und hierauf war er nach dem Zimmer der Lady geschlichen. Mit ihr vorher sprechen hatte er nicht können, er selbst hielt auch für ausgeschlossen, daß sie sich weigern könne, die Irrenanstalt zu verlassen.

Es war nachts gegen elf Uhr gewesen, als er mittels eines Nachschlüssels behutsam das Zimmer öffnete. Und da war die Lady

schon durch das zersägte Fenster geflohen gewesen, da hatte der Wärter schon entseelt am Boden gelegen.

Was sollte der entsetzte Elyson tun? Ein anderer war ihm zuvorgekommen. Aber würde sich der Verdacht nun nicht auf ihn lenken? Wenn er jetzt Lärm schlug – was hatte er hier zu suchen gehabt? Konnte man ihn nicht überführen, den Portier betäubt zu haben?

Kurz, es war gar nicht so dumm gewesen, daß sich Elyson wieder zurückgeschlichen und ins Bett gelegt hatte. Daß der Portier die Kaffeekanne umgeworfen hatte, ohne einen Schluck zu trinken, konnte er nicht wissen.

Elyson war aber doch nicht der Mann danach, so etwas zu verheimlichen, am anderen Morgen verriet er sich gleich durch sein verstörtes Benehmen.

Nun war aber erst zu beweisen, daß dem wirklich alles so war. Vorläufig stand Elyson unter dem Verdachte des Mordes, mindestens der Mittäterschaft, der Begünstigung, und dasselbe galt von mir.

Ja, wer aber war der eigentliche Befreier, der den tödlichen Hieb geführt, dem die Stiefelspur im Garten angehörte?

»Können Sie darüber eine Angabe machen?«

»Nein.«

»Haben Sie einen Verdacht? Bedenken Sie, es handelt sich um Sie selbst!«

»Ich weiß von nichts.«

»Der Mörder hat in dem Zimmer der Lady etwas verloren. Kennen Sie diese Tabakspfeife?«

Der Untersuchungsrichter hielt sie mir vor – und wie ward mir da zumute, als ich diese silberbeschlagene Tabakspfeife sah, der Kopf aus Meerschaum, ein Niggerschädel, dem das rechte Ohr abgeschlagen war, auch die Nase etwas lädiert – wie ward mir da zumute!!

»Kennen Sie diese Pfeife?«

»Nein.«

Ich dachte, ich wäre abwechselnd rot und blaß geworden, hätte den Mohrenschädel wie ein Gespenst angestiert, aber ich muß mich, unbewußt, wunderbar beherrscht haben, denn der Untersuchungsrichter glaubte mir. Daß er dies wirklich tat, war ganz offenbar, diese Pfeife wurde mir auch nie wieder vorgelegt.

IN FREIHEIT.

Ich saß wieder in der Haftzelle.

O, wie war mir noch immer zumute!

Hans! Hans, der Totgegläubte!

Denn ihm und keinem anderen gehörte diese Pfeife, oder ich ließ mich doch sofort hängen!

Der patente Junge mußte immer etwas Besonderes haben, wie oft hatte ich ihn aus diesem Mohrenschädel rauchen sehen, und ich war dabeigewesen, wie er sich mit einem anderen Matrosen geboxt hatte, weil dieser dem Leichtmatrosen die Pfeife aus den Zähnen geschlagen, wobei das rechte Ohr flöten gegangen und auch die Nase lädiert worden war, ich selbst hatte den Schiedsrichter gespielt, hatte den Uebeltäter zu einem Taler Schadenersatz verurteilt, was Hans aber nicht annahm, und dann hatte ich ihn weiter aus derselben Pfeife rauchen sehen.

Hans der Entführer Blodwens, Hans zum Mörder geworden!

Doch konnte nicht unterdessen ein anderer Besitzer der Pfeife geworden sein?

Nein, ganz ausgeschlossen! Weshalb, das kann ich gar nicht sagen.

Ja aber, wie kam Hans hierher?

Schließlich sehr leicht zu beantworten. Er hatte damals von der Seeburg aus in der Nacht die Lichter eines vorübersegelnden Schiffes gesehen, war hingeschwommen, er sollte in der letzten Zeit ja immer so ein sonderbares Wesen gezeigt haben, daß die meisten sogar an Selbstmord glaubten.

Ja aber, wie . . .

Doch dieses Grübeln war ja ganz zwecklos.

Hans, der Befreier Blodwens, dabei zum Mörder geworden!!

Das stand bei mir fest, und damit basta!

Ich hatte zunächst um meine eigene Freiheit zu kämpfen, vielleicht um mein Leben.

Um mein Leben? Ich dachte nur an die Freiheit. Lieber tot, als nur acht Tage in diesem engen Raume sitzen! Es war mir eine fürchterliche Qual. Und hier konnte ich nicht so durch Tür und Mauer brechen, wie damals in Colombo.

Am nächsten Tage ward ich mit Elyson konfrontiert. Es kam nichts Neues hinzu.

Doch das merkte ich ganz deutlich, daß der Untersuchungsrichter von meiner Unschuld überzeugt war. Aber wenn ich gehofft, gleich freizukommen, hatte ich mich natürlich grimmig geirrt. Ich war trostlos, als ich zurückgeführt werden sollte in diese schreckliche Zelle, die ich mit meinen langen Beinen immer mit drei Schritten durchmessen hatte, in die die Sonne nicht hineinschien, wo ich nicht atmen konnte. Tatsächlich, es war immer, als wenn ich ersticken müßte!

»Kann ich nicht gegen Kautio n auf freien Fuß gesetzt werden?«

»Reichen Sie ein Gesuch ein mit Angabe dessen, was Sie sonst versäumen.«

Ich tat es. Als selbständiger Kapitän, dessen Schiff vollbefrachtet tot dalag, erwuchs mir ja Schaden genug.

Noch an demselben Tage kamen zwei Herren zu mir.

Ob ich zehntausend Pfund Sterling Bürgschaft stellen könne.

Gewiß!

Gut, dann würde ich auf freien Fuß gesetzt werden, unter der Bedingung, mich in London aufzuhalten, immer unter angegebener Adresse, so daß ich jede Stunde zu belangen sei, und das ein Vierteljahr lang, vorausgesetzt, daß ich nicht schon früher abgeurteilt resp. freigesprochen würde. Doch diese Bedingungen würden

mir erst morgen gestellt werden, von Amts wegen, ich könne nur schon heute dafür sorgen, daß das Geld morgen gleich zur Stelle sei.

Wer war froher als ich! Endlich aus dieser fürchterlichen Zelle heraus wieder ins Sonnenlicht, wo jetzt gerade der herrlichste Frühling war!

Da erfuhr ich erst jetzt, daß auch mein Segelmacher Hasse wegen Mordverdacht verhaftet sei. Das hatte ja überhaupt sehr nahe gelegen, ich war nur nicht mit ihm konfrontiert worden, hatte gar nichts davon zu erfahren bekommen.

Ob ich auch für diesen zehntausend Pfund Sterling Kautions stellen könne.

Zwanzigtausend Pfund zusammen? So viel hatte ich gerade noch in meiner Kasse. Höchstens noch ein paar Dreier Ueberschuß.

Aber bei mir ja ganz selbstverständlich, daß ich sofort zusagte! Ich konnte den armen Kerl doch meinetwegen nicht sitzen lassen! Zehn Millionen – wenn ich sie gehabt hätte.

»An wen soll ich schreiben?«

»Ja, das müssen Sie doch wissen.«

»Das Geld befindet sich in meiner Kabine im Panzerschrank, aber die Schlüssel sind mir abgenommen worden.«

»Weisen Sie an, wem die Schlüssel ausgehändigt werden sollen.«

»Meinem ersten Steuermann.«

»So schreiben Sie das. Die Form ist dabei ganz gleichgültig.«

»Kann er denn überhaupt noch auf dem Schiffe verfügen?«

»Ihr Schiff ist wieder freigegeben worden.«

»Was Sie sagen!« fuhr ich freudig empor, und gleich blitzte ein Gedanke in mir auf. »Und meine Jungen – die Mannschaft?«

»Die befinden sich auf freiem Fuße.«

Ich wollte nach dem ›Warum‹ fragen, da aber gab mir der eine der Herren zu verstehen, daß sie hier streng bei der Sache zu bleiben hätten, derentwegen sie mich aufgesucht hätten.

»Die Justizbehörde hält sich wegen des Mordfalles nur an Sie und an Ihren Segelmacher, mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.«

Ich schrieb für Mahlsdorf die Vollmacht aus, mich schon wieder auf hoher See sehend. Die 20 000 Pfund? Bah, ich war mit Wonne bereit, die zu opfern, wenn ich nur erst wieder heraus war aus diesem verfluchten Loche. Ich hatte das Geld ja auch erst geschenkt bekommen, mochte es fliegen. Nur frei, frei!!!

Am anderen Tage wurde ich wieder vorgeführt, die Bedingungen wurden mir vorgelesen, unter welchen ich auf freien Fuß gesetzt würde, dann kam auch Hasse daran, dem ich lustig zublinzelte, wir mußten unterschreiben, und da war auch schon Mahlsdorf, welcher die 20 000 Pfund hinzählte. Das amerikanische Geld hatte er umgewechselt.

»Kann ich denn auch auf mein Schiff?«

»Ja, Sie dürfen auch darauf wohnen, solange es in einem Londoner Hafen liegt, müssen aber gewärtig sein, jede Minute von Bord geholt zu werden.«

»Aber sonst kann ich darüber verfügen?«

»Gewiß, es ist doch Ihr freies Eigentum.«

»Es auf Reise schicken?«

»Warum nicht? Nur Sie selbst dürfen natürlich nicht an Bord sein. Sie dürfen ja nicht die Reichsgrenzen Londons überschreiten, und dasselbe gilt von Ihrem Komplizen.«

Ich war entlassen, desgleichen Hasse.

Gott, wie habe ich die Luft dieses sonnigen Frühlingsmorgens eingeschlürft! War das eine Wollust!! Und dann die drei handgroßen Beefsteaks und die nachfolgenden beiden Hammelkoteletts waren auch nicht schlecht. Ich hätte mich im Untersuchungsgefängnis selbst beköstigen können, aber ich hatte jeglichen Appetit verloren gehabt.

Dann begab ich mich an Bord der ›Sturmbraut‹, von meinen Jungen enthusiastisch begrüßt. Das erste war, daß ich Mahlsdorf vornahm.

»Haben Sie von der Tabakspfeife gehört, welche der Mörder in Blodwens Zimmer zurückgelassen hat?«

»Nein.«

Ich erzählte. Der Steuermann war einfach sprachlos. Dann zweifelte er, ich müsse mich unbedingt geirrt haben.

Ich ließ den Segelmacher kommen.

»Ist dir eine Tabakspfeife vorgelegt . . . «

Es genügte, ich sah es dem Manne gleich an.

»Auch Ihnen?«

»Ja. Hast du sie erkannt?«

Hasse warf einen scheuen Blick nach dem Steuermann, doch ich forderte ihn auf, zu sprechen. Er hatte nur ein Wort.

»Hans!«

Mahlsdorf aber wollte es immer noch nicht glauben.

Da gab mir eine Einflüsterung ein, doch einmal den Kleidersack und die Kiste zu öffnen.

Und was wurde gefunden, als ich darin herumstöberte? Zunächst eine Photographie Blodwens. Und dann Papiere mit Gedichten – Gedichte, wie nur ein verliebter Jüngling sie macht – und alle waren an Blodwen gerichtet.

Uebrigens ganz nett gemacht. Doch ich kann jetzt kein einziges mehr wiedergeben.

Das allerdings hätte auch ich nicht unter des Pagen Sachen zu finden erwartet! Ich war baff.

Nur das muß ich auch gleich sagen, daß in mir nicht die geringste Eifersucht aufstieg. Viel eher das tiefste Mitleid mit dem braven Jungen.

Liebe – mein Gott, wer kann dafür! Ich fühlte mit. Jetzt aber fiel mir auch ein, wie er damals bei Blodwen als Vogelfütterer die wirkliche Rolle eines Pagen übernommen hatte, wie er errötete, wie er gestammelt, andere kleine Züge fielen mir ein – – und anstatt Eifersucht stiegen mir nur Tränen auf.

»So ein infamer Schlingel!« sagte Mahlsdorf entrüstet.

Da hörte er mich leise schluchzen, und er war still, und auch er tippte sich mit den Fingerspitzen in die Augenwinkel,

»Hast du gesagt, wem die Pfeife gehört, als sie dir vorgelegt wurde?« wandte ich mich an den Segelmacher, der mit anwesend war.

»Nein.«

»Hast du dich nicht sonst verraten?«

»Mein Schreck war groß, aber ich wußte mich zu beherrschen, und ich glaube nicht, daß der Untersuchungsrichter etwas gemerkt hat, er legte die Pfeife gleich weg.«

»Und hast du schon zu den anderen davon gesprochen?«

»Zu keinem einzigen. Ich wollte erst Sie einmal darüber fragen.«

»Brav so! Und es wird auch nicht darüber gesprochen, die Sache bleibt unter uns, auch das hier mit der Photographie und den Gedichten.«

Ich packte die Sachen wieder zusammen.

»Ja, aber wie ist Hans nur hierhergekommen?« fing dann der Steuermann wieder an.

Eine Erklärung war ja leicht zu finden, und sie konnte recht wohl den Tatsachen entsprechen.

Hans hatte also in der Nacht die Lichter eines vorübersegelnden Schiffes gesehen, und seine Sehnsucht nach der heimlichen

Liebe war zu groß gewesen, er hatte sich ins Meer gestürzt, und es war ihm geglückt, das Schiff zu erreichen.

Von Blodwens Schiffbruch und Ueberführung nach London konnte er nichts wissen, nach der Seeburg war keine Zeitung, kein Fremder gekommen.

Wohl aber hatte Hans auf diesem Schiffe von alledem erfahren können, oder aber, das Schiff war eben nach England gegangen.

Er hatte, wahrscheinlich ohne von unserem Hiersein zu wissen, Blodwen befreit. Freilich, das Wie und ob er sich schon vorher mit Blodwen verständigt hatte, das konnten wir nicht wissen. Jedenfalls war er darüber zum Mörder geworden.

Na, wir hier nahmen diese Sache gar nicht so tragisch.

Dann besprach ich gleich in Gegenwart des Segelmachers mit Mahlsdorf weiter, was nun werden sollte.

Die zwanzigtausend Pfund fahren lassen. Ich hatte keine Lust, mich hier noch ein Vierteljahr aufzuhalten und mich am Ende gar noch einmal einstecken zu lassen. Denn etwas würde man mir schon anhängen, das war ganz sicher.

Hasse erschrak über die Höhe der Summe, wenigstens er wollte hierbleiben, durch eine eventuelle Gefängnis- oder sonetwegen auch Zuchthausstrafe zehntausend Pfund verdienen helfen, aber da gab es natürlich nichts bei mir. Der robuste Mensch wäre ja hinter Kerkermauern ebenso schnell wie ich eingegangen.

Ich rief alle Leute im Zwischendeck zusammen und hielt ihnen eine kleine Rede, schilderte, worauf es ankam. Ich mußte einen anderen Kapitän besorgen, würde die rechte Wahl schon treffen, welcher mein Schiff mit seiner Fracht nach Rio de Janeiro führen sollte. Das mußte öffentlich verkündet werden.

Unterdessen hielten wir, ich und der Segelmacher – hier muß sich der Kapitän zuerst nennen – uns vorschriftsmäßig in London auf – natürlich nur so lange, bis sich die ›Sturmbräut‹ außerhalb der englischen Gewässer befand.

Wie wir dann an Bord kamen, das war noch auszumachen. Erst einen geeigneten Kapitän gefunden.

»Einverstanden?«

Na und ob! Ich glaube sogar, das machte den Jungen Spaß. Mir nämlich auch.

Und wegen der Moneten? Nun, ich hatte in meinem diebes-sicheren Panzerschrank und in meiner feuerfesten Hosentasche genau noch zwei Pfund sechs Schilling und sieben Pence. Rund sechzehn Taler.

Aber ich hatte der Mannschaft bei unserer Ankunft in London erst ihre dreimonatliche Heuer ausgezahlt, und als ob sie geahnt hätten, daß ihr Kapitän sie wieder einmal anpumpen würde, hatten meine Jungen sehr sparsam gelebt.

Ja, wir wurden diese Pumperei nun so langsam gewöhnt.

Als wir zusammengeschossen hatten, da zeigte sich, daß wir noch immer bare zweihundertachtundsechzig Pfund und einige Schilling besaßen, das reichte übermäßig für's Ankergeld, und als wir dann noch einige andere Ausgaben bestritten, auch noch einigen Proviant und vor allen Dingen Tabak angeschafft hatten, da waren, umgerechnet in deutsches Geld, in der Schiffs-kasse immer noch bare zwei Taler und acht Silbergroschen! Und das war richtiges, bares Geld, nicht nur solche schmutzige Papierlappen, aus denen die zwanzigtausend Pfund Sterling bestanden hatten!!

Menschenherz, was verlangst du denn mehr?

Sind etwa zwei Taler acht Silbergroschen noch nicht genug?

»Go ahead!«

Na, wir waren schon richtige Zigeuner geworden!

SCHON WIEDER 'RIN.

Außerdem aber war da noch das schuldenfreie Schiff, jetzt hoch versichert, so daß ich sofort eine Hypothek hätte aufnehmen

können, wonach ich es dann selbstverständlich immer wieder versichern mußte, und dann war ja da auch noch die ebenfalls gut-versicherte Kohlenladung, an der ich innerhalb von vier Wochen mindestens zweihundert Pfund verdient haben würde.

Dafür freilich hatte ich vor, zwanzigtausend Pfund flöten gehen zu lassen, aber ... Zigeuner haben eben ihre besondere Rechnungsart, Land- und Seezigeuner, und bei mir stimmte die Rechnung, und wer das nicht versteht, der eignet sich eben weder zum Land- noch zum Seezigeuner.

Zunächst galt es also, einen geeigneten Kapitän zu finden. Ich brauchte nicht lange zu suchen, er lief mir zwischen die Beine.

Siegfried Mops. Eigentlich hieß er allerdings Siegfried Schulze. Aber er hatte ein Mops Gesicht, einen kurzen, untersetzten Mopsleib, die dazu gehörigen Mopsbeine, und außerdem war er ein fideler Mops. Daß seine Eltern diesen Knaben Siegfried getauft hatten, war eigentlich unverantwortlich von ihnen.

Ich war unter ihm als Matrose gefahren, damals war er noch erster Steuermann gewesen, ich wußte aber, daß er bereits ein Schiff als Kapitän geführt hatte.

Ich stolperte also über ihn weg.

»Hallo, Mops! Was krauchst du mir hier zwischen den Beinen herum?«

»Hallo, Richard! Na, daß du hier bist, weiß ich schon, habe dich gesucht – du bist ja unterdessen ein netter Racker geworden, sogar schon totgeschlagen hast du einen.«

Ja, ich war eine Berühmtheit geworden. Auf der Straße blieb immer gleich alles stehen, um mir nachzusehen, und kaum war bekannt, daß ich mich auf freiem Fuße befand, als ich auch schon Einladungen die schwere Menge erhielt, meistens auf solchem nach Moschus stinkenden Papier, von Damenhand geschrieben. Aber ich reagierte nicht, hatte anderes im Kopfe.

Mops war erst vor zwei Tagen abgemustert worden.

»So und so – willst du die Führung meines Schiffes übernehmen?«

Na und ob Mops da mitmachte! Ich hatte ihn gleich in alles eingeweiht, und er war zu allem bereit.

Das war im Hinterzimmer einer besseren Kneipe ausgemacht worden, die Zeche machte vier Schilling, und ich hatte nur drei bei mir, Mops überhaupt keinen Penny! Alles wieder verjuxt. Und ich hatte den Kerl erst anpumpen wollen! Verjuxt dieser Himmelhund mit solchen geschminkten Frauenzimmern innerhalb zweier Tage sechzig Pfund Sterling, wo er doch ganz gut hätte wissen können, daß ich ihn anpumpen wollte!

Doch jetzt hatte das alles nichts zu sagen. Jetzt war in London für uns fette Zeit, jeden Tag, jede Stunde wurde abgemustert und ausgezahlt, man mußte nur aufpassen, daß man nicht eine halbe Stunde zu spät kam.

Mops, der Bescheid wußte, ging, mich als Pfand zurücklassend, und als er zurückkam, brachte er nicht nur den fehlenden Schilling mit – was übrigens auch gar nicht gelangt hätte; denn ich hatte unterdessen schon wieder etliche Buttels Baß Ale und Schnäpse vertilgt – sondern gleich eine Zehnpfundnote, und die hatte ich auch sehr nötig; denn ich mußte doch während der nächsten Tage in London leben, der Segelmacher ebenfalls, und die Schiffskasse durfte nicht mehr allzu sehr angegriffen werden.

An Bord meines Schiffes wurde das übrige mit den Steuerleuten verabredet.

Also erst einmal nach Amsterdam, nicht in den Hafen, sondern, um das Ankergeld zu sparen, nur auf Reede, und sobald wie möglich kamen wir Zuchthauskandidaten nach, natürlich nicht als Passagiere. Wohl vielleicht auf einem Passagierdampfer, aber vornehm in den Kohlen mittenmang. Denn meine Länge von zwei Metern war durch keine Maske zu verkleinern, ich wäre bei der Kontrollierung durch die Polizei bei der Abfahrt doch sofort erkannt und festgenommen worden.

Solch ein baldigst nach Amsterdam gehendes Schiff war erst noch zu suchen, wir hatten uns mit der Mannschaft zu verständigen, daß wir in den Kohlen verstaubt wurden. Aber das war ja Kleinigkeit. Ich glaube, es gibt gar keinen christlichen Seemann, dem es nicht ein Teufelsvergnügen macht, der Polizei ein Opfer aus den Klauen zu rücken.

Nur auf meinem eigenen Schiffe wollte ich das nicht probieren. Ich konnte doch scharf beobachtet werden, und . . . lieber nicht. Das ganze Schiff hätte wiederum auf dem Spiele gestanden.

Die ›Sturmbraut‹ dampfte ab, die Themse hinunter. Vergnügt blickte ich nach. Auf Wiedersehen auf freier See!

So, nun noch etwas durch die City promeniert, um mich in meiner ganzen Größe bewundern zu lassen, daß die nicht etwa dachten, ich wäre so einer, der einfach zwanzigtausend Pfund oder für meine Person doch wenigstens zehntausend so pfeifen läßt.

Unterdessen war der viel weniger auffällige Hasse unten am Hafen, hielt schon Umschau nach dem elegantesten Kasten mit den weichsten Kohlen, die am wenigsten abfärbten, und wenn alles gut ging, rutschten wir schon heute nacht der ›Sturmbraut‹ nach.

Ach, wie sollte ich mich irren! Was für einen Streich sollte mir mein grenzenloser Leichtsinn, oder wie man es nun sonst nennen mag, noch spielen!

Schließlich ganz gut, daß alles so kam, das wird der Leser noch später erfahren – aber erst sollte ich doch noch eine böse Leidenszeit durchzumachen haben.

Als ich so durch die Regentstreet schlenderte, behaglich meinen silbernen Zahnstocher im Munde, sehe ich da vor einem großen Schaufenster mit Möbeln einen Herrn und eine Dame stehen – die beiden gehörten offenbar zusammen, und . . . ich erkenne die mexikanische Tänzerin, die Coliani!

Ich bin schon dicht hinter ihnen.

»Sieh nur, Ralph, diese herrliche Garnitur,« sagt in diesem Augenblick die Tänzerin zu ihrem Galan, einem schwächtigen Herrn mit blondem Stutzbart, blaß, wenn auch etwas von der Sonne gebräunt.

Ich weiß nicht, was mir da plötzlich durch den Kopf schoß. Ich habe manchmal ein so eigentümliches Gefühl. Ich werde wie besinnungslos, wie chloroformiert. Ich weiß nicht, was ich tue. Es sind Impulshandlungen, für die ich gar nicht verantwortlich zu machen wäre. Dabei ist merkwürdig, daß ich dann äußerlich immer ganz bedachtsam werde, ganz ruhig, während in mir alles siedet.

Und da schoß mir alles blitzschnell durch den Kopf, eine ganze Reihe von Gedankenbildern, ich sah Blodwen im offenen Boote, wie sie von der Jacht aufgefischt wird, wie sie mit ihrem Kinde im Arm vor dem Jachtbesitzer und vor der mexikanischen Tänzerin auf den Knien liegt – und die Stereoskopbilder schlossen damit, wie der Wärter ermordet auf dem Boden liegt. Von mir selbst, wie ich in der Zelle sitze, gar nicht zu sprechen.

Also ich nehme bedachtsam meinen Zahnstocher aus dem Munde, klappe ihn zusammen, stecke ihn bedachtsam in die Westentasche, und so trete ich ganz gelassen seitwärts vor den Herrn hin, ziehe höflich den Hut.

»Habe ich die Ehre, mit Herrn Baronet Ralph von – – zu sprechen?«

Der Gefragte sieht mich groß an, dann lüftet er seinen Zylinder.

»Jawohl, das ist mein Name – und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Sie haben das Vergnügen, den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut‹ kennen zu lernen, und ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ein großer Schuft sind – da ... und da ... und nehmen Sie das noch ... und das ... und das ...«

Und ich tachtelte ihn ab, links und rechts, damit er nicht aus der Balance kam.

Die Coliani hatte erst wie erstarrt dagestanden, mich wie ein Gespenst anstierend, dann stieß sie einen gellenden Schrei aus und schlug mit ihrem Sonnenschirmchen auf mich ein.

Das ließ ich mir natürlich nicht gefallen, jetzt nahm ich mir auch die vor, sie hatte es ja auch reichlich verdient, aber die Tänzerin konnte ich trotz ihrer Ballerinenbeine nicht in der Balance halten, ich mauschelte sie seitwärts, und mit Vehemenz fuhr sie durch die große Glasscheibe und kam zwischen Scherben gerade auf den Damenstuhl der bewunderten Garnitur zu sitzen.

Wie es weiter zuging, wußte ich nicht recht. Ich war plötzlich von einer großen Menschenmenge umringt, ein paar hingen sich an meine Arme, die ich wie die jungen Hunde abschüttelte, dann knallte ein Schuß, dann sah ich, daß es merkwürdigerweise der Baronet war, den das Publikum verhaute, weil er nämlich mit dem Revolver geschossen hatte, glücklicherweise war der Schuß über die Dächer gegangen, und dann erkannte ich, daß es zwei oder drei Konstabler waren, die sich mit mir beschäftigten, und da gab ich gutmütig das Schütteln auf.

Aber richtig kam ich erst wieder zur Besinnung, als ich in einer mit weißen Kacheln verkleideten Zelle saß. Die Londoner Polizei hat nämlich höchst feine Arrestzellen. Die Kacheln sollen auch wegen der Wanzen und anderen Tierchen höchst praktisch sein.

Zuerst war es mir ganz behaglich zumute, ich atmete trotz der Enge der Zelle erleichtert auf.

Bald aber schlug meine Stimmung um.

Himmelherrgott noch einmal, Richard, was hast du getan?! Du hast in England auf offener Straße ein Frauenzimmer geschlagen, sogar eine sogenannte Dame – in dem Lande, über welches eine Königin gebietet!!

Ja, jetzt erkannte ich, daß ich ein rechter Esel gewesen war! Aber soll man da nicht aus der Menschenhaut und in die eines Esels fahren, wenn man die Halunken endlich sieht, die man zu sehen sich schon lange gewünscht hat?

Ich will es kurz machen. Es ging auch äußerst schnell.

Ein halbes Jahr ›*hard labor*‹. Und ›*hard labor*‹ ist Zuchthaus. Wenn auch nicht ganz gleichbedeutend mit dem unsrigen. In England gibt es überhaupt keine im Prinzip entehrende Strafe. Aber die härteste ist es doch – es ist Zuchthaus.

Jawohl, in England gibt es Zuchthaus, wenn man auf der Straße eine Dame backpfeift. Schon wenn man sie küßt, sogar halb und halb mit ihrem Einverständnis, und sie zeigt einen hinterher an – schon dafür kann's unter Umständen einige Wochen Zuchthaus geben!

Aber nun gar hauen – sie sogar durch ein Schaufenster expedieren – ein halbes Jahr Zuchthaus!

Ein Glück nur, daß sie sich dabei nicht den geringsten Schnitt weggeholt hatte. Diese Tänzerin schien das zu verstehen, so durch eine Glasscheibe zu fahren. Sonst hätte ich mich gleich auf einige Jahre gefaßt machen können.

Ein Glück? Nun für mich genügte das halbe Jahr gerade.

IN DER TRETMÜHLE UND EINIGE TODESBETRACHTUNGEN.

»*Second part – turn to!!!*«

Wer von uns zehn Sträflingen sich nicht schnell genug von der Pritsche erhob, bekam die Peitsche zu schmecken.

Denn damals gab es, wie zum Teil heute noch, in den englischen Strafanstalten schmachvolle Wische. In deutschen soll es nicht viel besser sein, aber diese kennen zu lernen habe ich nicht das Vergnügen gehabt.

Es war ein großes, hölzernes Rad, sechs Meter im Durchmesser und ebenso breit, aus welchem zehn Männer sprangen, ihre graue Arbeitskleidung mit blauen Pfeilspitzen gemustert, dabei von Schweiß tiefend naß.

Statt ihrer sprangen wir in das noch drehende Rad hinein, dessen Innenseite mit hohen Querleisten wie mit Stufen benagelt war, und wie auf solchen begannen wir auch aufwärts zu steigen,

ohne vom Fleck zu kommen, weil sich das Rad unter uns fort-drehte, und dieses setzte wieder ein im Nebenraume befindliches Stampfwerk in Bewegung, das Kalkstein zerkleinerte.

Es war die Tretmühle von Portland, in die ich gekommen, unser Schweiß lieferte den Kitt für den Portlandzement.

Ja, in wenigen Minuten rann auch uns der Schweiß in Strömen vom Leibe, keuchend rang die Lunge nach Atem, manchmal wischte sich einer den Mund, in der Hoffnung, an seiner Hand Blut zu sehen, denn dann konnte er sich wenigstens im Lazarett bis zu seinem Tode ausruhen, später weiter draußen auf dem Friedhof.

Von früh um sechs bis abend sechs abwechselnd dreißig Minuten treten und dreißig Minuten Ruhe. Diese lange Zwischenpause nach kurzer Arbeitsfrist zeigt vielleicht am deutlichsten, was die Tretmühle zu bedeuten hat. Es gab auch solche, welche noch eine schwere Eisenkugel nachpoltern mußten, sehr angenehm für den Nachbar. Besser schienen die daran zu sein, welche mit den Händen an eine Eisenstange angeschlossen waren, welche quer durch das Rad lief, die konnten sich etwas stützen. Aber dieser Vorteil war nicht so groß, dafür hatten die ein viel schwereres Rad zu treten.

Und wenn man nun einmal nicht trat, alle zusammen nicht, dann blieb die Karre stehen? O nein, in Schwung blieb das Rad ja doch, und hob man die Füße nicht schnell genug, so schlugen die Querleisten immer gegen die Schienbeine, danach waren die Stufen gleich eingerichtet, und sackte man vor Schmerz zusammen, so kam man unter die eisenbeschlagenen Sohlen der anderen. Nein, lieber nicht!

Doch so humoristisch war mir damals nicht zumute, wie ich dies jetzt schreibe.

Zwei Wochen waren seit der zerbrochenen Fensterscheibe vergangen. Acht Tage wieder in Untersuchungshaft, und heute war

mein siebenter Tag in der Tretmühle. Von diesen war ich den ersten Tag ein mechanischer Automat gewesen, der überhaupt gar nichts dachte, zwei Tage lang ein gelähmter Krüppel, der aufgepeitscht werden mußte – jetzt die letzten Tage ging es wieder ganz gut, die Gelenkschmerzen waren überstanden.

»Mensch, der du hier eintrittst, laß alle Hoffnung draußen!«

So soll wohl über einigen russischen Gefängnissen stehen, welche für Lebenszeit eingerichtet sind.

Das galt auch für mich. Auch ich hatte schon alle Hoffnung draußen gelassen. Ein halbes Jahr lang hier so treten, in dieser dunstigen, mit feinem Sandstaub geschwängerten Atmosphäre? Aushalten würde ich es wohl, daran zweifelte ich nicht, meine Konstitution war danach – aber ich hatte keine Lust dazu, kein Gedanke daran.

Daß ich noch nicht wieder vor dem Richter stand, um wegen Mordes diesmal zum Tode verurteilt zu werden, daran war nur der Umstand schuld, daß dieser Wächter, der uns Zwanzig unter sich hatte, mir zu leid tat. Ich hatte ein wertvolleres Leben auf den Kieker.

Gleich am ersten Tage war ein Herr zu uns in die Bude gekommen, hatte uns zwanzig Mann besichtigt. Der Sklaventreiber hatte ihn mit Herr Direktor angeredet.

Ich hatte gerade Pause, lag wie zerschlagen auf der Pritsche.

»Auf, auf!!«

Wir mußten uns in Parade stellen.

Der Direktor sah erst den Tretern zu, nahm dem Wächter die Peitsche aus der Hand und schlug unter die Keuchenden, nur so zum Zeitvertreib, übte sich, den hintersten Mann zu treffen, wobei er durch das ganze Rad schlagen mußte, handhabte auch wirklich die Peitsche mit Virtuosität.

Dann musterte er uns.

»Wo ist der neue?«

»Nummer 122.«

Diese Zahl prangte bei mir an Brust und Rücken.

»So, das ist der Halunke – pftsch.«

Der Herr Direktor spuckte mir ins Gesicht, schlug mich mehrmals ins Gesicht, spuckte noch einmal recht kräftig hinein – und dann ging der Herr Direktor wieder.

Ich war an diesem ersten Tage noch viel zu sehr niedergeschmettert, um mir bei alledem etwas denken zu können. Ich hatte mich, steif dastehend, ruhig schlagen und anspucken lassen.

Aber in der Nacht wurde es mir schrecklich klar. Warte, komm du nur wieder!

So streng das Sprechen auch verboten war – die beiden Sprecher wurden sofort zusammengekettet, was die Qual verdreifachte – wurde doch ab und zu geflüstert, und ich hörte zufällig, daß der Herr Direktor aller acht Tage seine Visite abstattete, regelmäßig jeden Sonnabend früh.

Jut! Sechs Tage konnte ich noch warten. Denn der Wächter war mir zu schade. Das war überhaupt gar kein so fürchterlicher Unhold. Er gebrauchte die Peitsche nur mäßig.

Aber viel länger als sechs Tage durfte es auch nicht dauern, bis ich mich zum Mörder machte.

Denn ich hatte schon etwas erkannt. Es war doch eigentlich merkwürdig, daß sich zwanzig kräftige Männer so von einem einzigen Menschen schlagen ließen, und wir waren ganz allein zusammen in dem abgeschlossenen Raume. An ein Ausbrechen war hier freilich nicht zu denken, aber die Wut, die Wut!! Die mußte doch einmal bei einem hervorbrechen!

Nein, eben nicht! Die waren schon sämtlich geistig und seelisch gebrochen, es waren Tiere, mehr noch, blödsinnige Menschen, die überhaupt keinen eigenen Willen mehr hatten, sich deshalb ruhig prügeln ließen, als müßte das so sein.

Und ich wußte bestimmt, daß ich in wenigen Tagen ebenso sein würde. Körperlich rüstig, aber innerlich vollständig gebrochen, so wie diese dort.

Nun, vorläufig war das noch nicht der Fall. Kaltblütig erwog ich alles. Ich war sogar noch edelmütig dabei.

Dieser Wächter war also gar nicht so sehr brutal, das verriet schon sein Gesicht. Dieses sah vielmehr recht vergrämt aus. Der arme Mann hatte gewiß einen Haufen Kinder zu Hause. Es ist ja nicht gerade hübsch, sich als Sklaventreiber herzugeben, aber schließlich muß auch ein Henker sein, und ... der Herr Direktor war mir eben lieber.

Denn der hatte so ein recht abgelebtes Gesicht, dem sah die viehische Brutalität aus den Augen – in der Gesellschaft, in welcher dieser hochgestellte Beamte verkehrte, hatte das vielleicht nichts zu sagen, ich habe sogar gehört, auch selbst genug davon erfahren, daß es gewisse und manchmal gerade zartbesaitete Damen gibt, welche viehische Brutalität an Männern lieben – und zweitens bekam die Familie dieses hohen Beamten nach seinem Tode doch eine gute Pension, für die war gesorgt.

Also mache dich bereit, mein Direktorchen, morgen früh klebt dein Gehirn dort an der Wand!

Nein, ich hatte keine Lust, mich hier zum Automaten machen zu lassen.

Endlich läutete die Abendglocke. So, das war das letztmal gewesen. Als Mörder mußte ich in Untersuchungshaft kommen. Vorher würde es freilich noch einmal die Karbatsche setzen, aber das mußte eben mitgenommen werden. Dann hatte ich alles Leiden hinter mir, man hat es in der Untersuchungshaft gar nicht so schlecht, und dann stieg ich gemütlich das Treppchen hinauf, bekam eine Schlinge um den Hals, das Fallbrett klappte herunter, und weg war ich.

Gewaschen wurde noch gemeinsam. Dann kam jeder in sein Zellchen, wo schon sein Abendbrot bereitstand, wie immer aus Hafergrütze mit Sirup und aus einem Topf mit Kakao bestehend.

Man sieht, man lebt im englischen Zuchthause gar nicht so schlecht. Fleisch gibt es jeden Mittag, Sonntags sogar hinterher

Pudding. Auch die Seegrasmattatze ist gar nicht schlecht. Wenn nur die verdammte Tretmühle nicht wäre! Dann hielte man es schon aus. Und für meine Person noch etwas mehr frische Luft und Sonnenschein!

Für diejenigen, die es interessiert, sei noch bemerkt, daß in den englischen Strafanstalten der Kakao zusammen mit großen Rindsknochen gekocht wird, es schwimmt immer obendrauf fettes Mark, das man erst verrühren muß, und wer nicht glaubt, daß das schmeckt, mag es nur probieren. Es schmeckt sogar köstlich, und obgleich ich sonst kein Freund von Fett bin, habe ich mir später den Kakao immer so mit Rinderknochen kochen lassen.

Jetzt aber konnte mich dieser Kakao mit Rindermark nicht länger in der Tretmühle halten. Ich schmachtete nach des Herrn Direktors Gehirn.

Ich aß mit Appetit, dann streckte ich mich auf der Seegrasmattatze aus, dachte an dies und jenes, an Blodwen, an meine Jungen, an Karlemann – dachte auch etwas an die Unsterblichkeit der Maikäfer und insbesondere auch an meinen eigenen Tod.

Und wie ich so grübelte, mir so vorstellte, wie das sein muß, wenn man mit einem Male tot ist, da begann ich mich etwas vor dem Tode zu fürchten.

Das gestehe ich ganz offen. Aber ich hatte Furcht vor etwas ganz Besonderem.

Der Tod des Hängens tritt wohl niemals durch Ersticken ein, sondern immer durch Bruch der Wirbelsäule am Halse. Die Halswirbel tragen die Last des Körpers nicht. Deshalb zur Erleichterung des Todes das Fallbrett.

Aber wenn die Halswirbel nun nicht brechen wollen? Der Fall soll vorgekommen sein. Ein englischer Fischer ist ganz gewiß einmal die vier oder fünf Meter heruntergestürzt, und als er unten hing, zappelte er noch lustig.

Was war zu machen? Sich an die Beine hängen durfte man hier nicht, das ließ die Zeremonie nicht zu; also der Delinquent mußte

noch einmal das Treppchen hinauf, nochmals klappte das Fallbrett herab, und nun war er glücklich mausetot.

So etwas muß doch höchst fatal sein, für den Henker, für das Publikum, und am allermeisten wohl für den Delinquenten. Und ich besaß einen sogenannten Stiernacken. Ich konnte mit den Zähnen einen respektablen Tisch hochheben, und wenn ich so gebückt dastand, da konnte man dranhängen, was man wollte, das blieb hängen und rührte mich nicht. Es hatte niemals ausgedient, um meinen Kopf herunterzubekommen, und wenn's auch ein kleiner Möbelwagen war.

Ja, und wenn ich nun also von dem Fallbrett . . .

Unter solchen Gedanken schlief ich ein. Und die Hängerei ging im Traume immer weiter. Ich war nicht tot zu kriegen. Zuletzt kamen meine Jungen, banden an jeden meiner Füße ein Tau und fingen taktmäßig an zu ziehen – »höhh jubbb!! höhhhh jubbb!!« – und der Bootsmann pfiff den Takt dazu.

Aber mein Genick wollte nicht brechen.

»Pult, Jungens, pult!!« schrie ich, ohne daß mich die Schlinge im mindesten genierte. »Höhh jubbb!! höhh jubbb!!«

Und weil es so immer noch nicht ging, brachten sie eine Winde angeschleppt, die wurde erst eingeschmiert, und als Fettopf diente ein Totenschädel, der noch die Physiognomie des Herrn Direktors trug . . .

DER KOMMODORE.

Da wachte ich auf. In meinen Traum hatte sich ein Lichtschein gemengt, der nicht hineingehörte. Es hätte denn das ewige Himmelslicht sein müssen – aber es war eine ganz einfache Laterne, in die ich blinzelte. Und die gehörte doch wieder nicht in meine Zelle.

Dann sah ich einen Mann, der diese Laterne in der Hand trug, und da richtete ich mich auf.

»Ich bin bereit,« sagte ich und tastete nach meinen Stiefeln.

»Wozu bereit?« fragte eine sonore Stimme.

»Fragen Sie nicht so dumm. Zu meinem letzten Gang. Hauptsache ist, daß der Herr Direktor tot ist. Und dann bitte ich, mich recht kräftig fallen zu . . . «

»Sie träumen wohl noch?!« erklang es in heiterem Tone.

Ja, da kam mir zum Bewußtsein, daß ich nur vorausgeträumt hatte. Der Herr Direktor hatte vorläufig sein Gehirn noch. Aber ich erschrak nicht, weil ich mich etwa verplappert hatte – das war alles gleich wieder vergessen.

Jedenfalls wußte ich jetzt, daß ich mich noch in meiner bisherigen Zelle befand und morgen wieder in die Treitmühle mußte, morgen aber war auch der große Tag – wenn er nicht schon heute war.

Nun einmal auf der Pritsche sitzend, einen der gefundenen Nägelschuhe in der Hand, betrachtete ich mir den Laternenträger. Zum ersten Male kam des Nachts jemand in meine Zelle, bisher hatte noch keine Revision stattgefunden.

Es war ein schon älterer Mann mit leichtergrauten Haaren, das glattrasierte Gesicht über und über von Runzeln durchzogen, mit tausend Fältchen übersät, und trotzdem war dieses Gesicht noch das eines Jünglings, und das machten die hellblauen Augen, welche noch von Lebensfeuer sprühten.

Anders kann ich es nicht beschreiben. Jedenfalls ein Gesicht, welches man nie wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen, ein unter hundertausenden auffallendes Gesicht.

Auffallend war auch die Hand, welche die Laterne trug. Ueberaus fein und zart, und dennoch wie aus Stein gemeißelt, ebenso wieder gar nicht zu dem Gesicht mit den tausend Fältchen des vorgerückten Alters passend.

Wenn man in einer Zelle der Portländer Treitmühlenanstalt sitzt, man grübelt einen Mord aus und bereitet sich auf sein letztes Stündlein vor, und man kann all dies noch beobachten, macht

sich Gedanken darüber, dann muß wohl wirklich etwas Besonderes daran sein.

Dabei übersah ich auch ganz, daß er keine Uniform, sondern einen modernen, dunklen Straßenanzug trug, neu, aus feinem Stoff. Das konstatierte ich erst hinterher.

Als ich fertig mit meinen Betrachtungen war – was ja nur wenige Sekunden gedauert hatte – erwartete ich, daß der Besucher meine Zelle revidieren würde, wie es auch im Untersuchungsgefängnis manchmal geschehen war.

Aber der Mann blieb stehen, ließ das Licht in mein Gesicht fallen.

»Herr Kapitän Richard Jansen!«

Ich zuckte nicht schlecht zusammen. Zum ersten Male hörte ich hier meinen Namen! Sonst gab es hier doch nur Nummern. Und nun auch noch ein ›Mister‹ vorgesetzt!

Eine Ahnung überkam mich gleich. Der besuchte mich zu einem ganz besonderen Zwecke! Und nun diese Stimme! Kräftig und voll und tief, schmeichelte sie sich doch wie süße Musik ins Herz hinein.

»Um Sie ist es schade!«

Da verließ mich die Ahnung. Die Erkenntnis kam.

»Ach, der Anstaltsgeistliche!« sagte ich unmutig.

Ja, aber, kommt der denn so mitten in der Nacht? Denn die Sonne ging schon um fünf auf, und das konnte ich auch durch das hochangebrachte, schwervergitterte Fenster immer bemerken.

Da zuckte es in den tausend Falten und Fältchen wie verhaltenes Lachen.

»Nein, ich bin eher alles andere als ein Geistlicher.«

»Wer sind Sie sonst?«

»Ein Seezigeuner wie Sie.«

Ich starrte den Sprecher verständnislos an.

»Oder,« fuhr er fort »wenn Sie das lieber hören: ich bin ein Mann, der die Macht hat, Sie aus dieser Zelle hinaus in die Freiheit zu führen.«

Ja, das hörte ich nun allerdings lieber, ich sprang auf, und ich hatte nur noch die Besinnung, meine Stimme vorsichtig zu dämpfen.

»Sie können mir zur Freiheit verhelfen?!«

»Wenn Sie wollen, ja.«

»Und ob ich will!«

»Unter Bedingungen.«

Ach, erst Bedingungen! Aber was konnte das Schlimmes sein? Jetzt war ich überhaupt zu so manchem bereit.

»Sprechen Sie,« flüsterte ich.

»Sie brauchen nicht so leise zu reden,« entgegnete der Fremde, der seine volle Stimme auch durchaus nicht dämpfte.

Ich kannte die Vorsichtsmaßregeln dieser Anstalt nicht, aber dieser Mann mußte sich doch sehr sicher fühlen, daß er hier so gemütlich sprach.

»Nennen Sie die Bedingungen!«

Er antwortete nicht gleich, er betrachtete mich, und wieder zuckte es so merkwürdig in den tausend Fältchen, als kämpfe er mit einem Lachen, und die Augen sprühten im Jugendfeuer des Uebermuts.

»Um Sie ist es doch wirklich schade,« wiederholte er dann wie zuerst. »Da wollen Sie nun durchaus immer mit Baumwolle und Kohlen handeln, und alles verwandelt sich in Ihrer Hand in Zunder und Pech. Haben Sie denn noch nicht endlich bemerkt, daß Sie sich zu solcher Schacherei gar nicht eignen? Sie werden doch allüberall von jedem Kinde übers Ohr gehauen. Ist Ihnen denn das noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen?«

Da soll nun ein Mensch etwas dazu sagen!

»Nun, was soll ich denn sonst tun?«

»Dorthin gehen, wohin Sie gehören.«

»Und wohin gehöre ich?«

»Dorthin, wo die Kanonen brüllen oder doch mindestens Kugeln pfeifen – wo Mann gegen Mann losschlägt – dorthin gehören Sie.«

Ach, das war ebenfalls Musik, die da in mein Ohr klang!

»So bringen Sie mich dorthin – ja, dort werde ich meinen Mann stellen. Ich weiß, was Sie meinen. Bringen Sie mich dorthin – nur fort von hier!«

»Unter Bedingungen.«

»Sind Sie der Teufel? Setzen Sie den Kontrakt auf, geben Sie eine Feder her – ich will ihn ungelesen mit meinem Blute unterschreiben.«

Und schon hielt ich meinen Arm hin, um mir eine Ader ritzen zu lassen, schob den Hemdärmel zurück. Ich war wirklich in eine märchenhafte Stimmung versetzt worden, und das ist begreiflich.

Der Fremde trat näher, betastete mit seiner feinen und doch so kräftigen Hand meinen Arm.

»Was für einen Arm haben Sie?! Und Sie schachern mit Baumwolle und Kohlen!«

Ich war mit einem Male wie beschämt. Ja, ich schämte mich plötzlich, bisher immer ein solider Handelskapitän gewesen zu sein.

»Geben Sie meinem Leben eine andere Bahn!«

»Unter Bedingungen!« wiederholte er zum dritten Male.

»Zum Teufel – wenn Sie der nicht selbst sind – so nennen Sie doch die Bedingungen!«

»Daß Sie mich an Bord Ihres Schiffes nehmen, für ständig.«

An Bord meines Schiffes – wie lieblich das in meinen Ohren klang!

»Warum nicht?«

»Daß Sie mich niemals fragen, wer ich bin.«

»Sie sind mein rettender Engel, das genügt mir.«

»Und drittens, oder das sollte das erste sein, denn das schließt alles andere ein: daß Sie mir fernerhin gehorchen.«

Ein klein wenig stutzte ich doch. Aber was soll man tun, wenn man die Wahl zwischen der Freiheit und der Treitmühle hat, in deren Hintergrunde man schon den Galgen sieht? Und mehr als ein Mörder kann man doch nicht werden.

Aber ich blickte den Mann an – nein, der war keiner Schurkelei fähig – ich kann gar nicht sagen, was für eine Sympathie von diesem Manne auf mich ausströmte.

»Ich werde Ihnen gehorchen.«

»Unbedingt gehorchen?«

»Unbedingt!«

»Und wenn ich zu Ihnen sage: sieh diesen Menschen, töte ihn – Sie werden ihn ermorden?«

»Ich werde ihn mit Vergnügen totschiessen – denn dann ist das ein Schuft, von dem die Welt befreit sein muß.«

»Und dieser bedingungslose Gehorsam gilt für Ihr ganzes Leben!«

»Solange ich lebe.«

»Abgemacht!«

»Abgemacht!«

Und wie ich in die dargebotene Hand einschlug!

In diesem Augenblick zuckte mir ein Gedanke durch den Kopf.

»Ah, ich weiß – ich ahne es – Sie sind von dem indischen Maharadscha abgesandt . . . «

Schnell einen Schritt zurücktretend, machte er plötzlich ein so abweisendes Gesicht, daß ich erschrocken verstummte.

»Sie haben ja Ihr Wort schon gebrochen – Sie fragen ja, wer ich bin!«

»Verzeihung, es wird nicht wieder vorkommen,« konnte ich nur sagen.

Gleich war es wieder das alte Gesicht, erfüllt von überlegenem, aber gutmütigem Spott, die Augen sprühend von Geist.

»Sie sollen mir unbedingt gehorchen.«

»Ich bin bereit, es zu tun.«

»So befehle ich Ihnen als erstes, mich nie zu fragen, wer ich bin, was ich tue, wohin ich gehe.«

»Das habe ich Ihnen ja schon gelobt.«

»Gut. Aber es wird Ihnen schwer fallen, denn Sie werden unter meiner Führung Rätselhaftes genug erleben.«

»Meine Zunge wird gebunden sein.«

»Und ich will es Ihnen leicht machen, indem ich unser Verhältnis fortsetze, zwischen uns eine Schranke errichte. Sind Sie Soldat gewesen?«

»Nein.«

»Sonst würde ich mich eine Charge über Sie stellen. Doch auch wenn Sie Kapitän sind, kann ich Ihr Vorgesetzter sein. Wissen Sie, was ein Kommodore ist?«

Und ob ich als Seemann das wußte!

Heute hat das Wort Kommodore einen speziellen Begriff bekommen. Das Kommando über eine Kriegsflotte, über ein Geschwader oder überhaupt über mehrere zusammengesetzte Schiffe führt doch ein Admiral, welcher auch im Range desselben steht, als kommandierender Admiral, Vizeadmiral oder Konteradmiral.

Es kann aber vorkommen, daß kein rangmäßiger Admiral vorhanden ist, oder er findet in der Schlacht oder auch im Frieden durch Krankheit seinen Tod, während das Geschwader unterwegs ist. Dann muß ein anderer das Gesamtkommando übernehmen, ein Kapitän zur See, also im Range eines Obersten stehend, oder ein Kapitänleutnant, oder nur ein Leutnant – ja, man kann sich den Fall vorstellen, daß einmal ein einfacher Unteroffizier der letzte ist, dessen Befehl das ganze Geschwader zusammenhalten muß.

Ein Admiral wird er dadurch nicht, er führt den Namen Kommodore, hat seine besondere Flagge.

Damals hatte man das auch schon, verstand unter einem Kommodore aber noch etwas anderes.

Man kann sich denken, daß auch dem Kapitän eines einzelnen Schiffes einmal ein Vorgesetzter beigegeben wird, vielleicht von der Landarmee, oder ein Berater, oder etwa ein Botschafter, oder auch nur ein Kurier mit geheimen Depeschen. In die eigentliche Führung des Schiffes hat er nicht mit hineinzusprechen; aber er kann befehlen: das Schiff soll da und dorthin gehen, von diesem Hafen nach jenem, er kann mitten in der Fahrt den Kurs ändern, da muß ihm der Kapitän gehorchen.

So etwas ist auch heute noch möglich, aber für ein einzelnes Schiff gibt es bei solch einem Manne nicht mehr den Namen Kommodore. Damals jedoch maßen sich sogar Charterkapitäne diesen Titel an, das Schiff begleitende Agenten von der Reederei, welche nur die Fracht unter sich haben, weil diese ja auch wirklich über das Schiff bestimmen können, ohne mit der Führung etwas zu tun zu haben, sie können das Schiff unterwegs verkaufen, und der eigentliche Kapitän ist doch noch zur Weiterfahrt verpflichtet, also der Name Kommodore wurde so verdreht, wie wir jetzt doch auch General-Agenten haben, Leutnants und Generale von der Heilsarmee und dergleichen.

Aber bei kaufmännischen Sachen war schon damals das Wort Kommodore eine lächerliche Anmaßung, lächerliche Titelsucht. Der Kommodore war ein militärischer Vorgesetzter des Kapitäns, von diesem durch eine unüberbrückbare Schranke getrennt, wie der Kapitän von seinen Offizieren und diese von der übrigen Mannschaft. Wenn der Kommodore den Kapitän anspricht, hat dieser stramm zu stehen.

»Well, Sie sollen mein Kommodore sein.«

»Abgemacht! So ziehen Sie jetzt diese Sachen hier an.«

Er schob mir mit dem Fuße ein Bündel zu, das ich noch gar nicht bemerkt hatte.

Da erst kam mir wieder zum Bewußtsein, daß ich mich ja in einer Sträflingszelle von Portland befand. Wir hatten uns hier so gemütlich unterhalten, mit lauter Stimme, daß mir dies zuletzt wirklich ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war.

Wer war dieser Mann, daß er so etwas wagen durfte? Wie gelangte er hierherein? Wie konnte er mich befreien? An einen hohen Beamten, der meinetwegen fahnenflüchtig werden wollte, konnte ich schwer glauben. Aber sollte denn der indische . . .

Halt! Ich hatte ihm versprochen, nicht über seine Person zu fragen, er war mein Kommodore, und kann der Soldat etwa seinen Vorgesetzten fragen: ›Hören Sie, mein Gutester, wer sind Sie denn eigentlich?‹ – Und wie ich mein Herz immer auf der Zunge hatte, so hatte ich auch meine Gedanken in der Gewalt.

Ich riß die Sträflingskleider, die ich beim Schlafengehen nie ausgezogen, vom Leibe, packte das schwarze Bündel aus, fand einen dunkelblauen Seemannsanzug darin und . . . erkannte in ihm meinen eigenen! Den besten, den ich für gewöhnlich an Land trug, ohne Abzeichen, mit einem weichen Filzhut, auch meine Stiefeletten, mein Unterzeug – alles aus meinem Garderobeschrank!

Ja, da freilich war es schwer, die Zunge zu beherrschen, noch mehr seine Gedanken!

Der Fremde beleuchtete unterdessen die Mauer aus Quadersteinen. Es war hier und da etwas drangeschrieben, eingeritzt – ich hatte den Verewigungen früherer Insassen meiner Zelle noch keine Beachtung geschenkt, hatte zu viel mit mir selbst zu tun gehabt.

Auch der Fremde schien nichts Besonderes zu finden, er richtete das Wort dabei wieder an mich.

»Sie werden einen sehr gütigen Vorgesetzten an mir haben,« sagte er, während er den Lichtstrahl an der Wand hin und her fahren ließ. »Nehmen Sie das mit dem Vorgesetzten überhaupt

nicht wörtlich. Sie sollen ein freier Mann sein und bleiben, besonders auf Ihrem Schiffe unbeschränkt schalten und walten dürfen. Das ist es ja eben, was ich will. Ihre Freiheit will ich Ihnen sichern. Sie sollen ein freier Seezigeuner sein, dem die ganze Welt gehört. Aber Sie dürfen nicht viel Geld in die Finger bekommen. Das wird immer Ihr Unglück sein. Sie sind eben ein Zigeuner. Hängen Sie sich die Goldstücke doch an die Ohren. Oder lassen Sie sich aus ihnen eine Uhrkette machen. Ja, eine Kette – mit der Sie Ihr ganzes Schiff umspannen. Lassen Sie Ihr ganzes Schiff inwendig mit Gold aufplastern. Aber es nur nicht in der Tasche tragen – verstehen Sie, wie ich das meine?«

Ach, wie gut dieser Mann meinen Charakter erkannt hatte!

»Zu Befehl, Herr Kommodore!«

»Ja, lassen Sie mich Ihren Kommodore bleiben, wenn ich im Grunde genommen auch nur Ihr Berater sein will, um Ihre fernere Unabhängigkeit zu wahren. Unser eigentliches Verhältnis werden Sie schnell genug erkennen, wenn wir zusammen an Bord leben – zusammen, und dennoch jeder für sich selbst, als existiere einer für den anderen gar nicht.«

Der Mann sprach wie ein Buch! Wer war er nur, warum nahm er solch wohlwollenden Anteil an mir?

Wieder wußte ich meinen Gedanken Daumschrauben anzulegen.

Nur als ich jetzt in meine Hose schlüpfte, für die ich sonst nicht so leicht einen Ersatz bekommen hätte, die Kleidung jedes anderen normalen Menschen war für mich ja nur ein Badekostüm, da entschlüpfte mir ein Ausruf.

»Meine eigenen Sachen! Aus meinem Garderobenschrank!«

»Ich bin schon an Bord Ihres Schiffes gewesen, längere Zeit – habe sie von dort mitgebracht.«

Ich schwieg. Kapitän und Steuermann! So hatte ich mir doch früher immer gesagt, als ich anfangs zu Blodwen in ein abhängiges Verhältnis getreten war. Jetzt hieß es: Kapitän und Kommodore! Maul gehalten und Hände an die Hosennaht!

»Sie können mich ruhig fragen,« sagte da dieser einzige Mensch; »denn Ihnen brennen doch gewiß viele Fragen auf der Zunge. So ist das ja gar nicht gemeint. Nur über meine eigenen Verhältnisse nicht, auch nicht, weshalb ich mich Ihnen nähere, wie ich selbst Ihr Schiff gefunden habe, wie ich hierherkomme – alles nicht, was mich selbst betrifft. Aber sonst können Sie ruhig fragen.«

»Wie geht es meinen Jungen?«

Der Lichtstrahl traf wieder mein Gesicht, und ich sah wieder die tausend Fältchen, und diese Augen, wie sie so warm strahlten.

»Herr Kapitän, diese Ihre erste Frage gereicht Ihnen zur Ehre.«

»Wieso?«

»Fragen Sie nicht so! Oder Sie wissen es wirklich nicht? Dann gereicht das Ihnen um so mehr zur Ehre. Dann kann ich es Ihnen aber auch nicht erklären. Sie würden es gar nicht verstehen. Meine Jungen – wie Sie das sagen können! So würde die Löwin sprechen, wenn sie es könnte. Es ist alles wohl an Bord.«

Na, dann war mir auch alles andere schnuppe. Nur eins mußte ich noch wissen:

»Ich hatte doch auch den Segelmacher . . . «

»Ich weiß alles. Ich selbst habe ihn von London nach Amsterdam an Bord Ihres Schiffes gebracht.«

»Ich bin fertig.«

Der Unbekannte, der er mir ja noch immer war und auch bleiben sollte, zog seine Taschenuhr – eine silberne, sehr starke, der man den kostbaren Chronometer gleich ansah, statt an einer Kette an einem Lederriemen befestigt.

»Und es ist gerade Zeit. Ein Uhr. Haben Sie alles?«

»Ich habe nichts zurückzulassen als die Erinnerung, hier meinen Wohltäter kennen gelernt zu haben, dem ich ewig dankbar sein werde, für den ich durchs Feuer gehen werde – doch auch diese Erinnerung nehme ich ja mit.«

Wieder zuckte es in den tausend Fältchen so eigentümlich.

»Sie haben eine gewähltere Ausdrucksweise, als man sonst bei Seeleuten findet.«

»Ja, ich hatte eigentlich auch Pastor werden sollen.«

Da merkte ich, daß er auch wirklich lachen konnte, er lachte herzlich und ganz ungeniert, als wären wir irgendwo, nur nicht in einer Zuchthauszelle, aus der ich befreit werden sollte.

»Und die Sträflingskleidung?«

»Die bleibt hier.«

»Ich hätte sie gern mitgenommen – als Andenken – schon wegen der schönen blauen Pfeile, die draufgemalt sind.«

»So nehmen Sie sie mit,« lachte er wiederum.

Es klang wie das fröhliche Lachen eines Kindes, wieder so sehr kontrastierend mit diesem faltigen Gesicht.

»Nun kommen Sie!«

Er blies die Laterne aus, es herrschte Stockfinsternis, meine Hand wurde ergriffen, die schwere Tür meiner Zelle öffnete sich.

Draußen der Korridor war durch Oellampen erleuchtet. Wir schritten ihn entlang, er meine Hand in der seinen haltend. Da er seinen Schritt gar nicht dämpfte, hatte auch ich es nicht nötig.

Da hörte ich ein lautes Schnarchen, und als wir um eine Ecke bogen, sah ich einen Mann auf dem nackten Boden liegen, einen Wärter, das Schlüsselbund noch in der Hand, fest schlafend.

Also ich wurde wirklich mit Gewalt befreit! Mindestens war denen, die uns hinderlich sein konnten, ein Schlafmittel beigebracht worden. Das sagte mir schon die unnatürliche Lage des Schläfers, der sonst aber ganz gesund schnarchte.

Ich hätte an einen höheren Beamten dieser Strafanstalt geglaubt, der seine Macht zu meiner Befreiung gebrauchte. Das

konnte ja noch immer sein, aber . . . nein, jetzt glaubte ich es nicht mehr. Und hatte er nicht gesagt, er selbst sei so ein Seezigeuner?

Wir kamen in einen anderen Teil des großen Hauses, passierten noch einen anderen schlafenden Wächter, dann hörten die Lampen auf, es wurde finster, ich ließ mich von der Hand meines Führers leiten, und sein Schritt stockte niemals.

Dann eine Treppe hinab, eine quietschende Tür, noch eine Treppe, immer tiefer ging es, und dann ohne Unterbrechung geradeaus.

»So, nun sind wir in Sicherheit. Ich hätte noch andere Sträflinge mitnehmen können, aber ich kenne keinen einzigen, der dessen wert wäre. Mag jeder Baumfrevler in der Tretmühle darüber nachdenken, was es bedeutet, jungen Bäumchen das Leben zu nehmen – und anderen Menschen ihre Freude oder die Frucht ihrer Mühen.«

Es waren die einzigen Worte, welche der Unbekannte während unseres unterirdischen Marsches, der eine halbe Stunde währte, sprach.

Ja, wie war das nur möglich, aus dieser Strafanstalt so einfach durch einen unterirdischen Gang zu entkommen?

Portland ist eine Insel im Kanal La Manche, zur Grafschaft Dorset gehörend, eine geographische Meile lang und eine halbe breit. Die dreitausend Bewohner sind ausschließlich mit der Herstellung des berühmten Zementes beschäftigt, brechen den Kalkstein und brennen ihn. Die Zuchthaussträflinge der in der Mitte der Insel stehenden Anstalt liefern in der Tretmühle die maschinelle Arbeitskraft – unpraktisch, Kohlen wären viel billiger – aber Zuchthaus muß nun einmal sein, die Tretmühle war in England von jeher die schwerste Strafe, hier ist eben solch ein Zuchthaus errichtet worden.

Man kann aber Portland auch als eine Halbinsel bezeichnen, denn es hängt mit dem Festlande durch einen vier Stunden langen Dünenstreifen zusammen, der sich im Laufe der Jahrhunderte

gebildet hat, aus festem Kies bestehend, nur ausnahmsweise bei einer Hochflut überschwemmt werdend.

Auf ihm führen Schienen entlang, auf denen der Zement in Wagen fortgeschafft wird, welche damals aber noch von Pferden gezogen wurden.

Auch ich war vor acht Tagen mit noch einem anderen Leidensgefährten in einem Wagen, der zugleich Lebensmittel mitbrachte, hierhergeschafft worden, in einer geschlossenen Zelle, von der aus ich gar nichts hatte sehen können. Hätte ich dann nicht von meinen Kameraden in der Tretmühle erfahren, daß ich mich auf Portland befand, ich würde es gar nicht gewußt haben. Höchstens der feine Kalkstaub, der immer die Luft erfüllte, konnte es mir verraten.

Und hier von Portland, das zugleich stark befestigt ist, war die Entführung eines Sträflings möglich?! Vorgekommen war so etwas jedenfalls noch nicht. Auch dieser unterirdische Tunnel konnte dann doch gar nicht bekannt sein. Denn unter der Erde befanden wir uns sicher.

Da, diese frische Luft, etwas salzig – Seeluft! Ach, mit welchem Entzücken sog ich sie ein!

Und da, auch ein Lichtschimmer, wenigstens etwas mehr Helligkeit, Sternenlicht, und jetzt hörte ich auch die Brandung rollen!

Wir hatten den Ausgang des Tunnels erreicht. Unter uns brandete das Meer. Doch wenn ich vorhin von einem Lichtschein gesprochen, so hatten wir uns eben in Stockfinsternis befunden, aber einmal im Freien, war auch da nichts zu sehen. Es war eine sehr finstere Nacht, ohne Mond, nur wenige Sterne kamen manchmal hinter den Wolken hervor.

Aber es war das Meer! Und ich war wieder ein freier Mann! Nochmals kostete ich das ganze Entzücken aus.

Da sollte ich zufällig noch eine merkwürdige Entdeckung machen.

Ich konnte nicht einmal sehen, wo ich stand, wie weit ich vom Meere entfernt war.

»Bleiben Sie einen Augenblick hier stehen, der Felsgrat ist sehr schmal, Sie könnten stürzen,« sagte mein Führer, dicht an mir vorübergehend, und um ihm Platz zu machen, trat ich wenigstens einen Schritt zurück und . . . stieß mit dem Rücken gegen die Felswand!

Was daran merkwürdig ist? Weil ich soeben aus dieser Felswand herausgekommen war! Das wußte ich ganz bestimmt! Ich hatte die Richtung nicht verändert, hatte zuletzt noch mit der Hand die Ecke gefühlt, wo der Tunnel mündete, hatte nur einen halben Schritt hinausgemacht – und nun war hinter mir plötzlich eine rauhe Felswand.

Kein Zweifel, hier war eine geheime Tür! Doch mir war der Mund verschlossen; denn das hatte mit den Geheimnissen des Fremden zu tun, mit dem ich ja noch Rätselhaftes genug erleben sollte, wie er selbst gesagt hatte.

Uebrigens war meine Neugier gar nicht so groß, jetzt nicht und niemals. Daß vor mir die offene See lag, das war mir die Hauptsache.

Der Kommodore, als den ich ihn wirklich betrachtete, war nur wenig vor mir vorausgetreten, er beugte sich herab, ein leiser Pfiff, der unten erwidert wurde.

»*Allright*. Hier, Herr Kapitän, ist eine Strickleiter, wir müssen einige Meter hinabklettern, seien Sie vorsichtig. Lassen Sie mich vor.«

Er kniete nieder, drehte sich um und verschwand von dem Grate, und auch diese Bewegungen schon hatten von noch jugendlicher Rüstigkeit gezeugt. Denn es sieht doch ganz anders aus, wenn ein junger Mann oder ein Greis niederkniet und sich so über einen Grat hinabläßt.

»So, jetzt können Sie kommen!« erklang es dann herauf.

In der nächsten Minute war auch ich unten, befand mich in einem Boote, mit sechs Ruderern bemannt, deren Aeußeres ich in der Dunkelheit nicht weiter unterscheiden konnte; dagegen gewahrte ich noch, wie mein Retter die Strickleiter herabfallen ließ, wobei sie sich also oben von selbst ablösen mußte, was ja leicht möglich ist, wenn ein Zugseil mit besonderer Vorrichtung vorhanden ist.

Wir hatten große Schwierigkeiten, aus dem stillen Wasser, das durch Riffe geschützt wurde, über diese herauszukommen, denn die See war ziemlich grob, die Brandung vor den Riffen stark.

Aber es gelang, obgleich ich fast gar nichts sehen konnte. Der Kommodore saß am Steuer und befahl, wo wir mit Hakenstangen abzusetzen hatten, und entweder mußte er diese Riffornation wie seine Hosentasche kennen, oder er mußte im Finstern sehen können; denn immer fand die Stange dort einen festen Halt, wo er hindeutete.

Dann noch ein gewaltiger Kampf mit der rollenden Brandung selbst, und wir waren frei. Die Ruderer holten durch, wir tanzten über die Wogen, jetzt außerhalb jeder Gefahr.

Schweigend wurde gerudert. Ich saß seitwärts von dem Unbekannten. Der englische Kanal war wie immer von zahlreichen Lichtern belebt, ist es doch die befahrenste Wasserstraße der Welt, und jetzt wurden hinter uns auch die Lichter des Forts sichtbar.

Hätte man schon etwas von meiner Flucht geahnt, dann wäre es dort ganz anders zugegangen, da hätten schon die Kanonen signalisiert.

»Wissen Sie, was für Ruderer das sind?« brach da endlich der Unbekannte das Schweigen.

»Nein.«

»Sie werden es auch niemals erfahren.«

Aha, ich hatte einmal eine kleine Lektion bekommen, oder doch eine Erinnerung, daß hier keine Frage gestattet war. Es wäre bei mir wirklich nicht nötig gewesen.

Eine Viertelstunde mochten wir gerudert sein, schon manchmal segelnden und dampfenden Schiffen ausweichen müssend, als ich zwei farbige Feuer beobachtete, die mich in Unruhe versetzten.

Der Seemann spricht nicht von Lichtern, sondern von Feuern. Lichter sind aus Talg oder Stearin oder sonst etwas, oder auch eine Petroleumlampe gibt Licht, aber der Schein, den man als Beobachter sieht, heißt in der Seemannssprache Feuer. Man brennt Lichter und sieht Feuer.

Jedes Schiff führt an der Backbordseite ein rotes, an Steuerbord ein grünes Licht, der Dampfer noch am vordersten Mast in der Höhe der Bram ein weißes, die Toplaterne. Wenn wir dampften, mußte auch die ›Sturmbraut‹ die letztere führen.

Wie will man aus der Ferne nach den Feuern beurteilen, was für ein Schiff das ist, welches diese farbigen Lichter führt? Links rot, rechts grün – es ist doch immer dasselbe. Höchstens die Breite könnte man beurteilen.

Und doch, wenn man ein ganzes Jahr lang auf der Kommando-
brücke gestanden und die Lichter des Nachts als Feuer betrachtet, sie auch oft genug aus weiterer Entfernung gesehen hat – man macht doch einen Unterschied dabei! Oder war es nur eine Ahnung, daß dies meine ›Sturmbraut‹ sein müsse?

Und die Ahnung oder wohl richtiger mein Unterscheidungsvermögen hatte mich nicht betrogen, auf diese Feuer hielten wir zu, während wir den anderen bisher immer möglichst ausgewichen waren.

»Ihre ›Sturmbraut!‹« sagte der Fremde.

O, dieses Gefühl!! Ich streckte die Arme aus, als wolle ich sie umarmen.

Die Schiffsglocke glaste mit vier Schlägen die Hälfte der ersten Nachtwache aus, zwei Uhr, als ich mich an Deck schwang.

»Der Käpten – der Käpten ist wieder da!!«

Ich glaube, ich habe geweint, als ich denen, die mich umdrängten, die Hand schüttelte, und ich glaube sogar, da war jemand,

der von hinten heimlich meinen Rock küßte. Ich will annehmen, daß es die beiden Hunde waren, obgleich die mich viel lebhafter begrüßten, mich bald über den Haufen warfen.

Dann sah ich den Fremden.

»Ich erwarte Sie in Ihrer Kajüte,« sagte er, und es war mir, als ob er das ›Ihre‹ betont habe.

Ich wollte ihm sofort nachfolgen. Doch wo war das Boot? Schon verschwunden.

»Wo ist Kapitän Schulze?«

»Schon in Amsterdam von Bord gegangen,« wurde mir erwidert.

Hier war kein Ort zur Erklärung.

»Wer ist nur dieser Fremde?« fragte mich da Mahlsdorf.

»Was fällt Ihnen ein, diese Frage an mich zu stellen?« fuhr ich den an, der sich mir schon als so treuer Freund erwiesen.

Doch da war keine Spur von Uebelnehmen, so was gibt's ja gar nicht an Bord des Schiffes. Der erste Offizier hatte sich gerade ein Stück Kautabak abschneiden wollen und ließ sich dadurch nicht unterbrechen.

»Na, Gottlob, daß er wieder da ist!« hörte ich ihn dann sagen, als ich schon der Kajüte zuschritt.

In dieser saß bereits mein Retter. Im hellen Schein der großen Lampe machte er mir keinen anderen Eindruck als bei seiner kleinen Laterne. Es blieb das faltige Gesicht mit den jugendlichen Augen, so überaus sympathisch. Höchstens habe ich noch hinzuzufügen, daß er eine mittelgroße, schlanke, elegante Gestalt war, ebensolch einen jugendlichen Eindruck machte, wie er sich auch kleidete, jetzt und immer, alles mit ausgesuchter Sorgfalt, wie auch seine Hände gepflegt waren, ohne stutzerhaft zu werden, und daß er beim Sprechen die prachtvollsten Zähne zeigte.

»Herr Kapitän.«

»Herr Kommodore?«

»Tischkoff ist mein Name.«

Also wohl ein Russe oder Pole. Am Akzent war nichts zu merken. Er sprach das beste Englisch vollkommen dialektfrei.

»Bitte, setzen Sie sich.«

»Es ziemt sich nicht, in Gegenwart eines Vorgesetzten . . . «

Ein Wink nötigte mich, meine Haltung aufzugeben. Ich setzte mich.

»Sie übertreiben es. Mit kurzen Worten will ich Ihnen unsere Stellung zueinander schildern. Ich habe mir bereits eine Kabine eingerichtet, die vierte auf Backbordseite. Mehr beanspruche ich von Ihrem Schiffe nicht. Verstehen Sie? Absolut nichts weiter! Höchstens, daß ich auf Deck promenierte. Der Steward bringt mir das Essen auf meine Kabine, säubert sie jeden Morgen – absolut nichts weiter. Ich bin ganz bedürfnislos. Mein Bedürfnis ist nur, nicht gestört zu werden. Und wenn das Schiff untergeht, und ich komme nicht von selbst aus meiner Kabine – daß niemand an meine Türe klopft. Nicht wahr, Herr Kapitän?«

»Wie Sie wünschen, Herr Tischkoff.«

»Ich glaube sogar, Sie sind der Mann, der mich versteht, Herr Kapitän. Wenn ich schlafe, und das Schiff geht unter, so würde ich schon rechtzeitig erwachen, durch einen Stoß, durch Lärmen, nicht wahr? Ist mein Schlaf aber so tief, daß ich nichts davon merke, dann . . . will ich gern in den Tod hinüberschlummern. Verstehen Sie mich?«

Ja, ich verstand. Er sprach aus meiner Seele. So hätte auch ich dereinst mit meinem Schiffe auf den Meeresgrund hinabschaukeln mögen.

»Mein einziges Bedürfnis ist,« fuhr er wiederholend fort, »daß sich niemand um mich kümmert. An Bord gibt es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. So gibt es auch keine Morgenbegrüßung, wir wünschen uns nicht Gutenacht. Wir gehen aneinander vorüber, als sähen wir uns nicht. Und wenn ich tagelang nicht zum Vorschein komme – niemand wird sich um mich kümmern.

Ist meine Tür innen verschlossen, kann mir auch der Steward kein Essen bringen. Nicht wahr, Herr Kapitän?«

»Und wenn Sie nun krank geworden sind?« fragte ich, noch ohne an ein Geheimnis zu denken.

»Ich werde nicht krank.«

Oho!! Das klang doch etwas vermessen.

»Brauchen Sie aber Rat, dann werde ich immer zur Stelle sein,« fuhr er schnell fort. »Beabsichtigen Sie immer noch, nach Rio de Janeiro zu gehen?«

»Wenn Sie nicht anders befehlen . . . «

»Ich habe Ihnen nichts zu befehlen. Sie sollen frei sein. Das ›unbedingt gehorchen‹ war anders gemeint. Sie werden es noch verstehen lernen. Sie wollten in Rio Ihre Kohlen verkaufen. Segeln Sie hin. Die Kohlenpreise sind noch immer hoch. Und Sie müssen wohl auch bald ins Trockendock.«

Ja, die ›Sturmbraut‹ hatte ein Abklopfen sehr nötig. Die angesetzten Muscheln beeinträchtigten die Schnelligkeit schon ganz bemerkbar.

»So gehen Sie nach Rio. Bedürfen Sie Geld – ich stehe zu Ihrer Verfügung. In Rio aber wird sich Ihnen ein lukratives Geschäft bieten, das auch mehr nach Ihrem Geschmacke ist.«

»Was für eins?«

»Herr!«

Er hatte es freundlich wie immer gesagt – aber ich war gewarnt, an mein Wort zu denken. Kapitän und Kommodore!

Ja, aber – woher wollte der wissen, daß sich mir in Rio de Janeiro ein lukratives Geschäft biete, das mehr nach meinem Geschmacke war?

Nun, dort konnte ja etwas los sein. Ich hatte seit langer Zeit nichts mehr von der Welt zu hören bekommen.

»Verstehen Sie jetzt, wie ich unser Verhältnis wünsche?«

»Ja.«

»Vollkommen?«

»Ich glaube.«

»Also gesetzt den Fall, Sie wünschen einmal Gesellschaft an Bord zu nehmen, im Hafen oder für eine ganze Reise, Herren oder Damen – wenn Sie sich meinetwegen genieren, so würden Sie mich in meiner Ruhe stören, eben dadurch, daß Sie Rücksicht auf mich nehmen. Nur das kann ich nicht vertragen. Sonst vermag ich Ohr und Auge gegen alles zu verschließen. Im übrigen bin auch ich einmal Kapitän gewesen, und ich habe das freie Leben zu genießen gewußt.«

Lächelnd hatte er es gesagt, aber keine Spur von frechem Zynismus oder dergleichen. Er hatte etwas von der Heiterkeit und Unbefangenheit eines Kindes an sich.

»Und schließlich noch eins. Es handelt sich um Fred Elyson.«

Ja, an den armen Kerl hatte ich oft genug gedacht. Den hatte ich ja auf dem Gewissen. Aber bei der Erschöpfung meiner Kasse hatte ich ihm nicht helfen können, falls dies möglich gewesen wäre.

»Was ist mit ihm?« fragte ich leise.

»Von seiner Unschuld an dem Morde war man von vornher- ein überzeugt. Wie die Sache einmal lag, mußte er dennoch in Untersuchungshaft bleiben, bis der Fall geklärt ist. Um auf freien Fuß gesetzt zu werden, wurden dreitausend Pfund Bürgschaft verlangt. Bei dem armen Teufel war man billiger als bei dem Besitzer eines kostbaren Schiffes und dem, der mit ihm direkt verbündet war. Nun, ich habe diese Kautions für Elyson hinterlegt, habe ihn dann auch mit einigen Geldmitteln ausgerüstet, zur weiteren Flucht verholfen. Er befindet sich bereits in New-York. Darüber brauchen Sie sich also keinen Kummer mehr zu machen.«

Tischkoff erhob sich.

»Gute Nacht, Herr Kapitän. Es ist dies das einzige Mal, daß ich dies zu Ihnen gesagt haben werde.«

Eine leichte Verbeugung, und er wandte sich der Türe zu. Auch ich war aufgestanden.

»Mister Tischkoff – mein Kommodore!!«

Er wandte sich noch einmal um. Und er mußte mir die furchtbare Bewegung ansehen, die plötzlich bei mir ausbrach.

»Bitte?« erklang es freundlich.

»Nicht wissen darf ich, wer der Mann ist, der auf mein Haupt feurige Kohlen sammelt, der Edelmut auf Edelmut . . . «

»Edelmut?« wurde ich unterbrochen, und es hatte unsäglich bitter geklungen.

Und plötzlich erschrak ich furchtbar. Wohl war sein Gesicht immer ein altes, und doch kein altes – aber jetzt welkte dieses Gesicht wirklich ab, ich glaubte plötzlich die fahlen Züge eines Toten zu sehen, und ebenso schien die ganze Gestalt zusammenzusinken.

»Sie wollen wissen, wer ich bin?« erklang es mit hohler Stimme, die gar keine Aehnlichkeit mit der sonstigen mehr hatte. »Nun denn: ich hatte Ihnen schon gesagt, daß auch ich ein Seezigeuner sei. Dies trifft nicht ganz zu, ich habe mich auch genug zu Land in allen Weltteilen herumgetrieben, bin rastlos gewandert – immer gewandert. Und wer ist der vollendetste aller heimatlosen Zigeuner gewesen?«

Ich blieb die Antwort schuldig. Ich starrte nur immer dieses fahle Leichenantlitz mit den erloschenen Augen an.

»Wenn auch die Zigeuner semitischen Ursprungs sind,« nahm dann die hohle Grabesstimme wieder das Wort, »so ist es wohl der ewige Jude gewesen. Der ewige Jude ist nur die Figur eines Märchens. Ich war am Anfange dieses Jahrhunderts noch ein unschuldig Kind. Ich blieb es nicht – und – es gibt dennoch Menschen, welche nicht leben und nicht sterben können – ein Fluch lastet auf ihnen, den sie abbüßen müssen – ich gehöre zu ihnen – rastlos wie der ewige Jude muß ich wandern, wandern, immer wandern, immer wandern, wandern, man . . . «

Das letzte ›wandern‹ verklang mir ungehört. Vielleicht sagte er es noch mehrmals, vielleicht die ganze Nacht hindurch. Er hatte sich zuletzt umgedreht und war zur Tür hinausgewandert.

WAS MIR MAHLSDORF ERZÄHLT.

Ich war viel zu gesund, um etwas lange nachzuempfinden. Nur über sein Aussehen zuletzt war ich etwas erschrocken gewesen. Aber er wollte ja gar nicht krank werden können. Wie ich sonst darüber dachte, oder wie ich auffaßte, was mir da offenbart worden war, habe ich schon mit der Schilderung seines Abtretens anzudeuten versucht.

»Also der ewige Jude! Oder doch so etwas Aehnliches in anderer Ausgabe. Na, wenn man so einen alten, ewigen Juden zum Berater hat, da muß man doch fein heraus sein; denn der hat doch genügende Lebenserfahrungen, der weiß etwas mehr als andere Menschen.«

Schrumm, meine Betrachtungen darüber waren zu Ende.

»Steward!!«

»Herr Kapitän?«

»Ich möchte essen – nein, speisen. Ich hoffe, der Koch ist noch auf.«

»Ach, Herr Kapitän – von uns ist doch niemand zur Koje gekommen! Und Schmutje wartet schon in der Pantry, was der Herr Kapitän befiehlt.«

Jeder Schiffskoch heißt Schmutje, als Name ausgesprochen. Nicht der Schmutje, sondern unter Umständen Herr Schmutje. Woher dieser Name kommt, ist nicht mehr zu ergründen. Die Pantry ist der Raum des Stewards, sein Königreich, wo er allein herrscht, wo in seefesten Reihen das Porzellan steht, wo der Steward anrichtet, wo er mit dem Koch wichtige Beratungen abzuhalten pflegt – und wo die beiden heimlich aus der Buttel trinken.

Schmutje erschien mit weißer Schürze und weißer Ballonmütze, durch seine Leibesfülle für unsere Schiffskost Reklame machend. Wenn der Kerl an Land ging, vorn über den Schmerbauch die blankgeputzte Messingkette gespannt, sah er wie ein doppelter Millionär aus.

»Schmutje, weißt du, wo dein Kapitän gewesen ist?«

»Ach, Herr Kapitaaaaaiin!« erklang es bedauernd.

»In der Tretmühle. Und da habe ich Hunger bekommen. Ich möchte essen – nein, speisen. Was gibt es zu speisen?«

»Ich habe noch ein ganzes Viertel Ochsen dahängen, ganz frisch, zart wie Butter, mit Lende,« schmunzelte Schmutje, den man nur anzublicken brauchte, um Appetit zu bekommen.

»Sind Knochen dabei?«

»Knochen?«

»Knochen, Knochen, dicke Knochen!«

»Ja, das Bein steckt doch noch drin.«

»Dann wirst du diesen Knochen herausschälen, wirst diesen Knochen in Stücke hacken, so daß das Mark drin bleibt, und dann wirst du aus diesem Markknochen Kakao kochen – das heißt nicht aus diesem Markknochen allein, sondern mit Kakao zusammen. Ich werde von jetzt an jeden Abend Kakao trinken, mit Markknochen gekocht, meine gewöhnliche Kanne voll. Woher du die Markknochen immer bekommst, ist deine Sache. Schneide sie dir aus den Rippen. Das flüssige Mark muß oben auf dem Kakao schwimmen. Verstanden?«

Schmutje sperrte sein Maul auf.

»Na, was gibt's da den Rachen aufzuklappen?«

»Herr Kapitän machen wohl nur Spaß. Schokolade mit Rindsmark?«

»Mensch, was wagst du?! Ich Spaß machen?! Ich bin nicht umsonst in der Tretmühle gewesen. Ich werde dich einmal hinschicken, damit du etwas lernst. Wiege die Knochen ab, damit ich

dann über die Menge mein Gutachten abgeben kann. Zunächst aber von dieser Lende etliche Steaks. Sind Eier da?«

»Jawohl, Herr Kapitän.«

»Dann etliche Spiegeleier dazu. Und, Steward, etliche Buttels Chateau Lafitte. Und jetzt zuerst die lange Zigarrenkiste her.«

Ach, schmeckte so eine Zigarre wieder köstlich! Und dieses Rotweinchen! Und nun der Gedanke an das noch Kommende! Es ist doch gar nicht so ohne, wenn man einmal eine Woche in der Tretmühle trampelt. Außerdem gesund! Ich hatte kurz vorher immer an Verstopfung gelitten. Keine Spur mehr davon.

»Steward, kennst du den Namen des Fremden, mit dem ich an Bord kam?«

»Mr. Tischkoff.«

»Ist er schon vorher an Bord gewesen?«

»Ach, Herr Kapitän . . . «

»Na, heraus mit der Sprache! Antworte mir! Ja oder nein!«

»Ja.«

»Ich will von dir nur wissen, ob er dir schon gesagt hat, wie er von dir bedient sein will, wegen des Essens – nichts weiter. Alles andere erfahre ich von anderer Seite.«

»Früh um sechs Tee mit Biskuit, um acht zwei weichgekochte Eier oder was sonst zu haben ist, punkt zwölf Mittag, was es gibt, um vier Kaffee mit Biskuit, um sieben kaltes Abendbrot. Wir sollen nicht die geringsten Umstände machen, und klopfen dürfen wir erst recht nicht, und wenn auch das Schiff unterginge. Seine Kabine soll ich aufräumen, wenn er einmal an Deck spazieren geht.«

Also solche Instruktionen hatte Tischkoff schon gegeben. Dann war ich dessen enthoben. Sonst hatte ich über den geheimnisvollen Gast einen anderen zu befragen, als diesen Steward.

»Was geht Wache?«

»Backbord.«

»Der erste Steuermann!«

Mahlsdorf kam. Da er von der Freiwache war, durfte ich ihm in der Kajüte ein Glas Wein anbieten. Dann durfte er auch zusehen, wie ich mir die Lendenbeefsteaks und alle die anderen schönen Sachen zu Gemüte zog. Faktisch, das durfte er. Denn sonst muß der Kapitän allein in der Kajüte oder in seiner Kabine essen, wie der japanische Mikado, kein profanes Auge darf ihn dabei beobachten. Das ist unumstößliche Schiffsroutine. Nur angesagte Gesellschaft mit Gästen kann auch die Offiziere an des Kapitäns Tafel bringen. Die Kriegsmarine hat das erst von der Handelsflotte übernommen. Das Schiff ist von jeher ein Staat für sich mit absoluter Monarchie gewesen, und schon die alten Phönizier haben gewußt, daß dies so sein muß.

Und von der Gepflogenheit der Flibustier und Bukkanier, unter welchen Seeräubern für gewöhnlich der weitestgehende Anarchismus herrschte, werde ich noch später zu erzählen Gelegenheit haben – da ich bald selbst ein Flibustier werden sollte.

Mahlsdorf erzählte.

Die ›Sturmbräut‹ lag auf der Reede von Amsterdam, ein Tag, zwei Tage, drei Tage – und ich kam nicht nach. Dann lasen sie es in der Zeitung. Der Schreck läßt sich denken.

»Ein Frauenzimmer geschlagen? Eine Dame? Das gibt *hard labour!*«

»Wir befreien den Käpten, und wenn wir ganz London in die Luft sprengen müßten!!«

Mahlsdorf gestand, daß Wagner, der zweite Steuermann, vernünftiger gewesen war, als er. Auch Mops hatte Pulver und Dolch vorgeschlagen.

So ging das nicht. Irgend etwas mußte freilich geschehen. Aber wie und was?

Als die ganze Mannschaft noch beriet, sich aber immer in unmöglichen Plänen zu meiner Befreiung ergehend, war in einem Boote ein Fremder an Bord gekommen, Mr. Tischkoff.

Zuerst eine lange Besprechung mit dem Kapitän.

»Vertraut dem Herrn, er wird's wohlmachen,« hatte dann Mops zu der versammelten Mannschaft gesagt, den Herrn Tischkoff meinend. »Mahlsdorf, übernehmen Sie das Kommando für mich, ich habe die Cholera bekommen. Adjüs.«

Sprach's, packte seine Sachen, ging mit ihnen in das Boot, welches den Fremden gebracht, und ward nicht mehr gesehen.

»Nanu,« unterbrach ich den Erzähler, »hat er Euch denn sonst nichts gesagt?«

»Er hat mir Logbuch und alles ordnungsmäßig übergeben; er ist wegen plötzlicher Erkrankung von Bord gegangen. Es steht eingetragen.«

»Hat er von dem Fremden einen Auftrag erhalten?«

»Ich weiß nicht. Er schied sehr vergnügt.«

»Ist Kapitän Schulze an meiner Befreiung beteiligt gewesen?«

»Ich weiß nicht.«

Wenn jemand nicht ganz genaue Auskunft geben kann, dann liebe ich die knappe Antwort: ›Ich weiß nicht.‹ Die Sache war für mich erledigt.

»Nun, und weiter?«

»Mr. Tischkoff hielt uns eine kleine Ansprache. Wir sollten ihm vertrauen, er würde unseren Kapitän befreien, ihn wieder an Bord bringen. Mehr sagte er nicht. Kurz und bündig! Aber wie dieser Mann mit wenigen Worten sprechen kann – wunderbar! Schon diese Stimme! Ueberhaupt ein ganz außergewöhnlicher Mensch! Wenn der ... «

»Bleiben Sie bei der Sache!«

»Wir versprachen ihm Vertrauen. Er ließ sich von uns an Land setzen, ließ das Boot warten, ging in die Stadt, Lastträger brachten eine Menge Gepäck mit, und in Tischkoffs Begleitung war ... der Segelmacher!«

»Was erzählt der?«

»Noch an demselben Tage, da Sie wieder ins Kitchen kamen, war er, wie er so verzweifelt am Hafen herumirrte, weil er alles

schon erfahren hatte, von einem fremden Manne angesprochen worden. Aber das war nicht Tischkoff – ein anderer. War wie ein Arbeiter gekleidet. Segelmacher Hasse von der ›Sturmbraut‹? – Ja. – Ihr Kapitän, sitzt wieder im Kittchen, hat eine Frau geschlagen, wird *hard labour* kriegen. – Ich weiß es. – Er wird so bald wie möglich befreit, Sie müssen sofort nach Amsterdam auf Ihr Schiff.

»Hasse vertraute. Der Mann war Kohlenzieher auf einem kleinen Passagierdampfer, hatte wohl erst als solcher angemustert, verstaute Hasse zwischen den Kohlen.

»In Amsterdam wurde er zuerst zu einem Heuerbaas geführt; hier blieb er drei Tage, alles war bezahlt, dann holte Tischkoff ihn ab, nahm ihn mit sich; so kam er wieder an Bord.«

Ich erfuhr den Namen und die Adresse dieses Heuerbaases, doch er spielt weiter keine Rolle, habe auch nie über diesen Mann weitere Erkundigungen eingezogen. Das durfte ich gar nicht, er stand mit meinem Kommodore in Verbindung.

Daß ich wissen wollte, wie sonst alles zugegangen war, das war etwas anderes.

»Und weiter?«

»Jetzt blieb auch Tischkoff an Bord, besah sich die Kabinen, suchte sich eine aus und richtete sich darin ein. Er scheint ein Gelehrter zu sein, er hat eine Unmenge von Büchern . . . «

»Ich will jetzt nichts über die Person dieses Mannes wissen.«

»Zwei Tage blieben wir noch auf der Amsterdamer Reede liegen. Aber das muß ich doch sagen, daß sich der Fremde immer eingeschlossen hielt, gar nicht aus seiner Kabine zum Vorschein kam. Denn wir wurden doch mißtrauisch. Wir kannten den Mann doch gar nicht. Schließlich verlor ich die Geduld, pochte an der Tür, trotz seines strengen Verbotes, und als er nicht antwortete, drohte ich, die Tür zu sprengen. Endlich machte er auf. Er sah fürchterlich blaß aus, war aber ganz freundlich. Ob wir ihm denn nicht vertrauen wollten? Ob wir denn glaubten, der Kapitän, den

Sie angestellt, hätte uns sonst verlassen, wenn nicht alles Hand und Fuß hätte?

»Da hatte er ja nun recht. Und nun überhaupt, wie der Mann spricht. Ich muß doch immer wieder davon anfangen. Ich war beschämt, bat um Entschuldigung. So etwas würde nie wieder vorkommen.

»Dann gingen wir in den Hafen, blieben hier immer noch zwei Tage liegen. Tischkoff fuhr mehrmals an Land. Da lasen wir's in der Zeitung, daß Sie richtig in die Tretmühle gekommen. Von Portland. Nun sei's aber auch Zeit, sagte Tischkoff.

»Er bezahlte das Ankergeld, hat auch sonst immer für uns gesorgt. Täglich kam der Fleischer. Alles immer schon bezahlt.

»Wir lichteten die Anker. Er ist ganz sicher ein Seemann, man sieht's gleich, wenn er nur ins Boot steigt – und dann ist der doch sicher Kapitän gewesen. Aber er sprach mir nie ins Kommando.

»Als Kurs gab er Portland Bill an. Aber wir waren noch keine Stunde unterwegs, als ich wieder umkehren mußte, nach Amsterdam zurück. Er wollte an Land gebracht werden, wollte mit einem anderen Dampfer nach England übersetzen, ich solle ganz langsam auf Portland Bill zuhalten, er gab mir die Stelle an, wo ich heute nacht liegen solle, wo er Sie an Bord bringen würde.«

»Welche Stelle?« fragte ich.

Mahlsdorf gab die geographische Ortsbestimmung – eben die, wo heute nacht die ›Sturmbräut‹ auf mich gewartet hatte. So ganz genau käme es dabei nicht darauf an, Tischkoff wisse das Schiff schon zu finden.

»Welche Zeit wollte er mit mir kommen?«

»So gegen zwei – wie Sie auch richtig kamen.« Ich konnte nur den Kopf schütteln. »Ja, ich schüttelte damals auch den Kopf,« fuhr der Steuermann fort. »Immer diese Einschließerei – nur er selbst ist unentschlossen – bestimmt ein Ziel und dreht gleich wieder um – so ein Schiff ist kein Kinderwagen – – aber in anderer Hinsicht doch wieder so bestimmt – – kurz, ich gehorchte.

Nun, und wahrhaftig, vorhin, zur bestimmten Stunde, kam er und brachte Sie mit. Mehr habe ich nicht zu erzählen.«

Jetzt wäre es an mir gewesen, etwas über mich zu erzählen, über die Tretmühle, und wie ich befreit wurde, der Steuermann, die ganze Mannschaft brannte doch auch darauf, etwas zu erfahren, wie ihr Käpten im Sträflingskittel gestrampelt hatte – aber das hatte noch Zeit, jetzt wollte ich doch erst über den geheimnisvollen Fremden etwas mehr wissen, und das brauchte keine verbotene Neugier zu sein, er war auch mein Gast, dessen Eigentümlichkeiten ich wissen mußte, um ihn danach zu behandeln.

»Er hat die vierte Kabine auf Backbordseite genommen, die er ganz mit Büchern vollgepfropft. Da sitzt er Tag und Nacht drin. Der Steward darf, wenn er das Essen bringt, nicht anklopfen, sondern muß gleich die Tür aufklinken und zurückzuziehen versuchen, und geht das nicht, ist die Tür verschlossen, so muß er eben wieder umkehren. Darüber hat Mr. Tischkoff genaue Instruktion gegeben. Einmal hat er, als er bei uns noch an Bord war, zwei Tage lang sich eingeschlossen gehabt, also auch nichts gegessen, und dann aß er zum Frühstück doch nur ein einziges Ei. Der scheint gar nichts zu brauchen, und dennoch ist er kräftig und sieht ganz gesund aus.«

»Benutzt er die Kajüte?«

»Ist niemals hineingekommen. Er geht nur manchmal an Deck spazieren. Und dann nimmt er hin und wieder ein Bad.«

Ich bemerkte, daß ich nichts anderes erfahren würde, als was mir Tischkoff nicht selbst schon gesagt hatte.

»Ist sonst alles in Ordnung?« sprang ich auf ein anderes Thema über.

»Ja, Kapitän, das wollte ich schon sagen – wir sind etwas luvgerig geworden.«

Bei diesem oft vorkommenden Fehler, daß sich das Schiff immer dem Winde zudrehen will, mußte der Bootsmann zu Rate

gezogen werden, das hängt gewöhnlich mit einem Verschieben der Ladung zusammen.

Enoch wurde zitiert. Vorher aber erschien der Koch, um mir den Kakao zu bringen. Schmutje hielt das Präsentierbrett gleich mit einem Gesicht von sich ab, als wolle er sagen: sauf du das Zeug, mich verschone damit.

Ich nahm von der bauchigen Kanne den Deckel ab und fand richtig die mir wohlbekannteste Fettschicht. Der Steward mußte mir einen Quirl bringen, ich verrührte das Fett mit dem Kakao, schenkte mir in die Tasse ein, kostete.

»Ah, köstlich! Steuermann, das habe ich in der Tretmühle gelernt – oder vielmehr im Zuchthaus – Kakao mit Rindermark zusammen gekocht. Du hast's auch gerade gut getroffen, Schmutje, also nicht mehr und nicht weniger. Na, was machst du denn für ein Gesicht?«

»Schokolade und Rindermark!« sagte Schmutje verächtlich.

»Du glaubst nicht, daß das schmeckt? Hier, koste mal!«

Ich goß etwas in die Untertasse und hielt sie ihm hin. Das hatte Schmutje nicht erwartet. Er machte ein wahrhaft entsetztes Gesicht. Aber seinem Kapitän den Trank abzuschlagen, das wagte er nicht.

Er nahm also die Untertasse, näherte sie seinen gespitzten Lippen.

»Nee nee, einen tüchtigen Schuck mußt du mindestens nehmen!«

Auch hierin war der Koch gehorsam, er nahm also einen tüchtigen Schluck, setzte mit aufgeblähten Backen die Untertasse schnell wieder hin, drehte sich um und rannte zur Tür hinaus, was ihn seine Bratwurstbeinchen trugen.

Im nächsten Augenblick kam der Bootsmann mit seinen krummen Beinen hereinmarschiert.

»Mensch, wie siehst du denn aus?!«

Der Bootsmann hatte nämlich im Gesicht eine braune Sauce, die ihm aus dem Bart tropfte, und erst jetzt legte er die Hände vors Gesicht und begann die braune Sauce noch weiter zu verschmieren.

»Schmutje hadd mi in de Frät spien,« sagte er mit weinerlicher Stimme, »aber – aber – aber ...« er hörte auf zu reiben, seine Zunge kam zum Vorschein, er leckte sich über den Schnauzbart, dann wischte er mit der Hand und leckte die Finger ab, ... aber dat Tüg smeckt ganz got.«

Na, hatte ich nicht gesagt, daß Kakao mit Rindermark etwas Delikates ist?

EIN RÄTSELHAFTER VORFALL.

Wir hatten Kurs auf Rio de Janeiro genommen.

Mir war äußerst behaglich zumute. Wenn ich es nicht bestimmt wußte, so fühlte ich doch, daß mein Leben als selbständiger Kapitän jetzt gesichert war.

War vielleicht dieser geheimnisvolle Unbekannte derjenige, der mir die von dem Maharadscha zugesicherte Leibrente von 10 000 Pfund immer so langsam zufließen lassen sollte? Möglich, aber ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber.

Ich ließ meine Jungen nach getaner Arbeit, die während der Fahrt unter normalen Verhältnissen ja gar nicht so schlimm ist, besonders nicht bei einem neuen Schiff, wo noch nicht viel zu flicken ist, wie früher an Deck und im Zwischendeck, das ich freigehalten, exerzieren und turnen, es wurde gesprungen und geschwungen, geschossen und gefochten, Bootsmanöver und Wettturnen, ich setzte Prämien aus, freilich erst *à conto*, und es war eitel Freude und Lust.

Ja, es war wirklich anders, als da Blodwen noch an Bord gewesen. Ich hatte mich über ihren Verlust schon wieder getröstet, zum zweiten Male.

Eine Frau paßt eben nicht zwischen das Schiffsvolk. Wenigstens darf sie nicht mitmachen. Meine Jungen hatten sich in Blodwens Gegenwart doch stets etwas beengt gefühlt. Nicht etwa, daß es jetzt roher zugegangen wäre – daß ich weder im Gebaren noch in Worten zynische Gemeinheiten duldete, habe ich schon wiederholt gesagt, da war ich empfindlich wie ein junges Mädchen, und auf so etwas verfallen ja auch nur degenerierte, überfressene Müßiggänger – aber . . . eine Frau paßt eben nicht zwischen Schiffsvolk, ich kann es nur wiederholen.

Und wenn ich selbst mitgemacht hatte, wenn ich dann meinen Jungen zuschaute, dann fühlte ich mich so überaus glücklich.

Jetzt glaubte ich mein Ideal erreicht zu haben. Vor mir lag die Zukunft im sonnigsten Lichte.

Tischkoff hatte nur da etwas angedeutet, was ich von selbst getan, schon früher, wenn ich hätte so handeln können, wie ich wollte, als unbeschränkter Kapitän.

Ich liebe gebildete, geistvolle Gesellschaft. Ich lasse mich gern belehren. Mir kann ein Physiker, ein Astronom, ein sonstiger Philosoph von den entferntesten Dingen stundenlang erzählen, von den Urweltsnebeln, von Protoplasmakörperchen, von dem letzten Ende aller Dinge – oder von der Entwicklung des Welthandels – oder wie ein Seestiefel entsteht, vom argentinischen Büffel bis zum deutschen Schuster – – ich werde nicht müde, zuzuhören. Und dann bewirte ich auch so gern Gäste, suche ihnen so gern freudige Ueberraschungen zu machen. Es ist meine eigene Freude.

Was aber kann sich da so ein freier Kapitän nicht alles leisten! Ich brauchte nicht zu annoncieren, solche Gäste finden sich von allein ein, der Zufall läßt sie einem auf der Straße zwischen die Beine laufen. Und was für eine Freude kann man da etwa einem armen, jungen Studenten, der sich auf sein Examen einfuchst, bereiten!

Komm mit mir, mach eine Reise mit, deine Bücher nimmst du mit an Bord. Du hast alles, was dein Herz begehrt. Natürlich kostet es dich nichts. Nur ab und zu ein Plauderstündchen. Und im fremden Hafen bezahle ich ebenfalls alles.

Das kommt ja an Bord eines Schiffes alles gar nicht drauf an!

Oder ein Schauspieler, ein Sänger! Eine Erholungsreise! Diese Ruhe, diese Luft – wie der seine Stimme ausbilden kann! So eine Segelpartie von nur drei Monaten wird auf viele Jahre hinaus Wunder wirken, da müssen auch die schwächsten Nerven stählerne Drähte werden.

Ich hatte Sinn für Poesie und Kunst. Ich hatte mir auch als Matrose für jede Reise immer einige gute Bücher mitgenommen. Ich konnte noch mit Vergnügen im Ovid lesen – in der deutschen Uebersetzung, für die Ursprache reichten meine Kenntnisse nicht mehr aus – damit ich nicht etwa für einen Gelehrten gehalten werde – ich ging noch immer so gern mit Odysseus auf Irrfahrten, machte in Walhalla die Zechgelage der germanischen Helden mit, und ich wußte aus Erfahrung, daß ein Schauspieler so etwas ganz anders vorlesen kann, wie unsereiner, es braucht gar kein berühmter von der Hofbühne zu sein.

Und dann Maler! Auch die träumende und die rollende See und die darüber lagernden Wolkengebilde bieten unerschöpflichen Stoff für den Künstler, zumal in fremden Landen! Und ich hätte die Gemälde gern gekauft, mindestens Kopien. Ich hätte für den Künstler Reklame gemacht, hätte auch einem bisher ganz unbekanntem Maler schnell einen Namen geschaffen. Faktisch, das verstand ich, auch ohne Karlemann. Eine Gemäldeausstellung auf dem Schiff, auf meinem Zigeunerschiffe! Und da kamen die Kunstliebhaber aller Weltteile in Betracht!

Mit solchen Gedanken hatte ich mich schon früher getragen, wenn ich von meinem eigenen Schiffe geträumt. Solange Blodwen an Bord war, wäre damit natürlich nichts gewesen. Ja, vielleicht acht Tage lang, dann war es vorbei. Blodwen hatte für so

etwas kein Interesse. Auch viel zu herrisch. Und dann vor allen Dingen viel zu eifersüchtig. Selbst auf solche Gesellschaft aus meinem eigenen Geschlecht. Sie hatte mich eben immer ganz allein haben wollen. Das hatte ich schon bei Doktor Selo gemerkt. Keine zehn Minuten hatte ich mich mit diesem gebildeten Schufte unterhalten können, da hatte sie uns auseinanderzubringen gewußt. Außerdem war er mein Schiffsarzt gewesen, mein Untergebener – das war etwas anderes.

Weiter, um nichts zu vergessen: das ewig Weibliche! Ja, auch Damen hätte ich gern an Bord meines Schiffes als Gäste gehabt. Immer mal eine andere oder auch gleich ein paar; wenn sie langweilig wurden, wurden sie wieder abgesetzt.

Dabei ist von grober Sinnlichkeit keine Rede. Irgendein Frauenzimmer hätte ich niemals mitgenommen, nur weil es eine hübsche Larve besaß. Auch nicht so eine wie die Coliani, die nichts weiter als schwadronieren und kokettieren und auf dem Seile die Beine heben konnte. Nein, für so etwas war ich nicht zu haben.

Aber sonst eine gediegene weibliche Gesellschaft. Es brauchten gar keine Künstlerinnen zu sein. Triefaugen durften sie natürlich nicht haben.

Ja, ich sehnte mich oft nach weiblicher Gesellschaft. Frauen hatten einen großen Einfluß auf mich, ganz ideal gemeint. Ich fühlte ihre Nähe, ich plauderte so gern mit ihnen.

An Land hatte ich niemals Gelegenheit dazu gehabt. Da war ich regelmäßig versumpft – und überhaupt, ich war doch nur Matrose gewesen, meine Region war der Tanzsaal gewesen, dreimal rum einen Groschen, das Tingeltangel – wie sollte ich denn in andere Kreise kommen? Auch als Steuermann war ich so, ich wäre noch als abhängiger Kapitän so geblieben. An Land war ich ja überhaupt ein ganz anderer. An Bord meines eigenen Schiffes mußte ich die Gesellschaft haben, da kam mein richtiger Charakter zum Durchbruch.

Nur einmal hatte ich Gelegenheit gehabt, mit gebildeten Damen so angenehm zu verkehren. Vor fünf Jahren. Wir hatten ein neues Schiff nach Christiania gebracht, erhielten das Geld zur Rückreise. Ich benutzte es wirklich dazu, legte zu, fuhr nach Bremerhaven vornehm erster Kajüte.

Da war eine deutsche Operngesellschaft mit Kapelle darauf gewesen, viele Schauspielerinnen und Sängerinnen, und ich bald mittenmang. Und an Bord war ich zu Hause, auf den Deckplanken fühlte ich mich sicher. Sie wollten mir nicht glauben, daß ich nur Matrose sei, trotz meiner schwieligen Pfoten – meine Papiere mußte ich zeigen.

Ach, taten mir diese wenigen Tage wohl! Musiziert, gesungen, geplaudert, dazu eine kleine Liebschaft – es war die schönste Zeit meines Lebens gewesen.

Das konnte ich jetzt immer haben. Auch die kleine Liebschaft. Denn was mitzunehmen war, wurde natürlich mitgenommen. Daraus braucht man doch gar kein Hehl zu machen, das kann alles noch in allen Ehren geschehen. So eine wie die Coliani aber nicht. Und nur nicht binden!

So malte ich mir die Zukunft im rosigsten Lichte aus. Gleich in Rio de Janeiro sollte es losgehen.

Ja, der Mensch denkt und . . . der Kommodore lenkt. – –

Störend konnte der Unbekannte, der er ja trotz Nennung seines Namens immer noch war, nicht in meine Ideale eingreifen. Unser Verhältnis war genau dasjenige, wie er es im voraus geschildert.

Wir existierten nicht füreinander. Wenn schönes Wetter war und die See nicht zu sehr überdammte, promenierte er früh zwischen sieben und acht und noch einmal abends zu derselben Stunde an Deck, sonst bekam ich ihn gar nicht zu sehen.

Die Arme über der Brust verschränkt, den Kopf etwas geneigt, so wandelte er zwischen Fock- und Besanmast mit regelmäßigen Seemannsschritten hin und her, um beim achten Glockenschlag wieder zu verschwinden.

Kein Gruß, kein einziges Wort, für nichts Interesse, empfindungslos. Wir köderten in seiner Anwesenheit auf Deck einen Haifisch, wir machten eine Bootsjagd auf Schweinsfische – nicht einen einzigen Blick dafür.

Einmal prasselte eine gebrochene Rahstenge von oben herab, schlug mit Donnergelotter auf Deck, dicht hinter dem spazierenden Tischkoff.

Ich hatte es kommen sehen, schrie laut auf vor Schreck, sah ihn schon zerschmettert daliegen.

Nein, dicht hinter ihm ging die Gefahr vorüber, und Tischkoff, den ich also im Auge gehabt, dicht neben ihm stehend, hatte auch nicht mit einer Wimper gezuckt, von einem Wenden des Kopfes, was da hinter ihm so gedonnert habe, gar nicht zu sprechen.

Ruhig setzte er seinen Weg fort, dann nur auf die andere Seite gehend, um nicht über die Trümmer steigen zu müssen.

Wenn das Schiff nicht allzusehr schlingerte, nahm er nach dem Morgenspaziergang ein Wannenbad. Neben dem Badezimmer war die Toilette, und das waren die einzigen Räume, welche er vom Schiffe sonst noch benutzte.

Manchmal begegnete ich ihm auf diesem Wege – kein Wort, kein Blick. Ich war wie jeder andere Luft für ihn. Und ich instruierte Offiziere und Leute, daß auch für sie Mr. Tischkoff Luft sein müsse. Wen ich dabei ertappte, daß er nur nach ihm blickte, der bekam Strafwache. Doch meine Jungen waren vernünftig.

Dabei keine Spur von finsterer Schweigsamkeit. Es mußten heitere Gedanken sein, in die er immer so tief versunken war. Er lächelte stets so vor sich hin, so überlegen spöttisch, aber doch gutmütig, und dann zuckte es manchmal in den tausend Fältchen, als wolle er in ein herzliches Lachen ausbrechen, was allerdings niemals geschah.

Ich blickte zufällig einmal in seine Kabine, als der Steward gerade die Tür aufschob, um ihm das Essen hineinzubringen.

Wie schon Mahlsdorf gesagt, war die ganze Kabine mit Büchern vollgepfropft, auf Bretter, die er sich gleich am Anfang von Matrosen hatte anbringen lassen, sicher aufgebaut. Es waren lauter recht große, alt aussehende Bände, wohl in Schweinsleder gebunden. Mehr sah ich nicht, auch ihn selbst nicht. Und den Steward fragte ich nicht.

Er hatte viel Garderobe mit. Ich konstatierte wenigstens zehn Anzüge, die er abwechselnd trug, und jeden mußte der Steward nach dem Ablegen sofort ausklopfen und bürsten. Und nur moderne, elegante Anzüge, die feinste Wäsche, welche zu waschen und zu plätten Fritzens Lust war, und das halbe Dutzend eleganter Stiefeletten mußte immer spiegelblank dastehen.

Nein, ich fragte den Steward nicht, was denn der rätselhafte Gast sonst immer in seiner Kabine triebe, aber daß sonst immer aufs gewissenhafteste für ihn gesorgt wurde, das war meine Sache, und als ich einmal bemerkte, daß sich in meines Kommodores Stiefeln die Sonne weniger deutlich spiegelte, mußte der Steward zur Strafe die beiden Bulldoggen flöhen und durfte nicht eher ruhen, als bis er mir in einer Pappschachtel fünfzig totgeknickte Flöhe abgeliefert hatte.

Wenn das Wetter schlecht war, ein Spazierengehen an Deck nicht gut möglich, kam er gar nicht zum Vorschein, tagelang nicht, nahm dann auch kein Bad.

Einmal hatten wir prächtiges Wetter, und Tischkoff blieb dennoch in seiner Kabine. Und das diesmal gleich vier Tage lang! Er hatte seine Periode. Unverrichteter Sache mußte der Steward mit dem Essen wieder umkehren, die Tür war verschlossen.

Mir wurde himmelangst, so wie damals dem verantwortlichen Steuermanne. Vier Tage ohne Essen! Ich verhungerte schon an demselben Tage!

Oftmals lauschte ich an der Tür. Nichts zu hören. Im Schlüsselloch steckte innen der Schlüssel.

Endlich am Abend des vierten Tages, als der Steward wie gewöhnlich mit dem Abendbrot kam und die Tür zu öffnen versuchte – und ich hielt strengstens darauf, daß dies regelmäßig geschah, ein Einschlafen gab es deshalb nicht bei mir – ließ sich die Tür auch öffnen.

Diesmal mußte ich den Steward, als er wieder herauskam, doch vornehmen. Von Neugierde brauchte deshalb keine Rede zu sein.

»Was tat er?«

»Er saß wie gewöhnlich da und las. Herr Kapitän, das sind aber keine gewöhnlichen Buchstaben, die in den Büchern stehen, das sind ganz kuriose Krakelfüße, überhaupt nicht gedruckt, sondern geschrieben . . . «

»Das will ich gar nicht wissen!« herrschte ich den vorlauten Kellnerfritzen an. »Antworte, was du gefragt wirst! Wie sah er aus?«

»Geradeso wie sonst.«

»Nicht abgemagert?«

»Gar nicht.«

»Nicht blaß, nicht elend?«

»Der sieht ganz gesund aus, so wie sonst.«

Als die Teller dann wieder herausgeholt wurden, zeigte sich, daß er von den kalten Sachen wie immer nur etwa den vierten Teil gegessen hatte. Er war überhaupt sehr mäßig, Wein und Spirituosen trank er gar nicht, und das lange Fasten hatte seinen Appetit nicht verstärkt.

Kann ein Mensch so lange schlafen? Kann er so lange alle tierischen Körperfunktionen unterdrücken? Hierüber unterhielt ich mich doch einmal mit Mahlsdorf, auch der zweite Ingenieur, ein sehr gebildeter Mann, war dabei.

Denn hier lag auch noch ein anderes, sehr großes Rätsel vor. Es ist schon angedeutet worden. Der alte Herr war vier Tage lang

eingeschlossen gewesen und hatte in seiner Kabine keine Gelegenheit, und dann hatte er es durchaus nicht eilig, machte erst ruhig seinen Spaziergang.

So gingen wieder acht Tage hin. Ich hätte ihn so gern einmal angesprochen. Ob er, der sogar für Elyson gesorgt hatte, weil dieser in einer Beziehung zu mir gestanden, nicht auch wußte, wo sich Blodwen befand, wie überhaupt die ganze Befreiung aus dem Irrenhause vor sich gegangen war?

Ob Blodwen, dieses maßlos herrschsüchtige Weib, wohl ihr Kind so einfach unter fremder Obhut gelassen hatte?

Ich glaubte bestimmt, daß Tischkoff hierüber etwas wußte. Aber ich beherrschte mich, ließ ihn für mich nicht existieren.

Da sollte sich ein ganz rätselhafter Fall ereignen.

Tischkoff hatte nach einem Morgenspaziergang wieder ein Bad genommen. Das dauerte immer höchstens eine halbe Stunde.

Der Steward hatte diesmal ganz recht, wenn er es für seine Pflicht hielt, mich darauf aufmerksam zu machen, daß sich Mr. Tischkoff schon seit einer Stunde im Bade befände.

Er war trotz seiner Rüstigkeit dennoch ein alter Herr, und an das Ewigeleben und Nichtkrankwerdenkönnen glaubte ich nicht.

Ich lauschte. Kein Plätschern, nichts. Ich klopfte leise, stärker – keine Antwort.

Noch eine Viertelstunde wartete ich, dann ließ ich von einem Heizer, der gelernter Schlosser war, die Tür mit einem Dietrich öffnen.

Tischkoff hatte gesagt, er wolle in seiner Kabine absolut ungestört bleiben, aber von der Badestube hatte er nichts gesagt, die Badestube war auch Gemeingut – kurz, ich hielt es für meine Pflicht, hätte mich schon entschuldigen wollen.

Tischkoff lag, in den Bademantel gehüllt, auf dem Sofa, und ... ich erschrak mächtig! Das waren wieder die fahlen Züge einer Leiche! Ich hatte ja sein Gesicht schon einmal so gesehen, aber

damals war er wenigstens noch gewandert, während er jetzt regungslos dalag.

»Mr. Tischkoff!«

Keine Antwort, keine Bewegung.

Ich trat leise näher. Da sah ich die Augen – weit geöffnet, aber erloschen! Ich faßte ihn an, wollte seine Hand heben – kalt und starr! Die Todesstarre!

Jetzt rief ich Mahlsdorf, auch den zweiten Ingenieur, dachte auch gleich an Goliaths ärztliche Kenntnisse.

Die konnten nichts daran ändern. Der alte Mann war einfach tot.

Zur weiteren Untersuchung schlugen wir den Bademantel zurück. Und da sahen wir es!

Der weiße Körper war der eines kräftigen Jünglings, auf den man den Kopf eines alten Mannes gesetzt hatte, sich nur durch die Augen verratend – und dieser weiße Körper war über und über, vom Hals an bis zu den Fußsohlen und Handgelenken, mit blauen Tätowierungen bedeckt.

Wollte ich alle die Bilder beschreiben, die wir da erblickten, so müßte ich ein dickes Buch anlegen, und wer weiß, ob ich jemals in meinem Leben fertig geworden wäre. Denn man brauchte nur zu suchen, so fand man immer und immer wieder eine neue Zeichnung, und ganz offenbar waren hier auch sogenannte Vexierbilder angebracht, die Linien einer Person oder sonst eines Gegenstandes dienten teilweise auch als Umriß für eine andere Figur.

Ich hatte schon wiederholt Personen gesehen, die am ganzen Körper mit allen möglichen und unmöglichen Tätowierungen bedeckt waren, unter anderen auch eine Dame, in einer Schaubude ausgestellt, von der die Reklame sagte, in chinesischer Gefangenschaft hätten Priester zehn Jahre lang ihren Körper mit Stichneteln bearbeitet.

Das war höchst kunstvoll gewesen, ja – aber so etwas wie hier hatte ich denn doch noch nicht gesehen, nicht für möglich gehalten!

Ich weiß gar nicht recht, wo ich mit einer nur ungefähren Beschreibung beginnen soll. Auch hier schienen Chinesen oder Indier den Stichel geführt zu haben. Jedenfalls Buddhisten. Auf der Brust präsentierte sich in etwa Spannengröße ein Priester, der auf einem Altar ein Feuer entfachte, während ein anderer segnend die Hände darüberhielt. Schon das Kostüm dieser Priester, dieser Faltenwurf war eine bewunderungswürdige Kunstleistung, und nun jeder Finger, jeder Gesichtszug mit natürlicher Treue gezeichnet.

Stellte man sich aber auf die Seite, betrachtete das Bild so, dann gehörte der Rock des einen Priesters zu einer Kuh, deren Euter zwei kleine Menschenkinder als Milchflasche benutzten – jedenfalls ein indisches Symbol, denn die Kuh ist den Indiern ein heiliges Tier, nur deshalb wird kein Rindfleisch gegessen, und nicht, wie man oft sagen hört, aus Abscheu – und von der linken Seite aus betrachtet, verwandelte sich die Kuh wieder in ein Schiff, das Altarfeuer gab als Gallionsfigur ein Weib ab, die Arabesken auf den Priesterröcken bildeten die Köpfe der Ruderer und die Ruderstangen.

Und so war es allüberall, vom Hals an bis noch auf die Fußsohlen.

Aber das sollte alles noch in den Schatten gestellt werden von dem, was wir weiter entdeckten.

Die Striche der größeren Figuren waren ziemlich stark, schienen aus lauter Punkten zu bestehen, was wohl daher kam, daß die Linien doch durch die Hautporen unterbrochen wurden.

Da beugte sich Goliath herab, brachte sein Auge näher an die Figuren.

»Seht, Massa,« sagte er, auf solch eine Linie deutend, »auch das sind wieder Figuren, ganze Bilder sogar.«

Ich wußte erst gar nicht, was er meinte. Dann wunderte ich mich etwas, wie Goliath dazu kam, immer eine Lupe in seiner Tasche zu tragen.

Wie groß aber ward mein Staunen, als ich durch die Lupe solch eine starke Linie betrachtete. Ja, jetzt, da ich es einmal wußte, konnte ich es auch schon mit bloßen Augen erkennen, durch die Lupe war es aber doch viel deutlicher, ich benutzte sie.

Auch jeder dieser Punkte, an manchen Stellen fünf Millimeter im Durchmesser, war eine Tätowierung für sich, Menschen- und Tierköpfe darstellend, ganze Menschen und Tiere, ja sogar ganze Szenen.

Und als ich dann die dünneren Linien mit der Lupe untersuchte, da fand ich, daß sogar diese in den einzelnen Punkten aus lauter solchen einzelnen, für sich selbständigen Tätowierungen bestanden!!

Wie war solch eine mikroskopische Tätowierung auf der weichen, dehnbaren, nachgiebigen Haut nur möglich?!

Es war und blieb für uns ein Rätsel. Chinesische Geduld, chinesisches Geheimnis!

Da winkte mir Goliath und deutete auf den Kopf, wo er die Haare zur Seite geteilt hatte.

Schon von einer Ahnung erfüllt, trat ich hin – richtig, durch die graumelierten Haare war auf der Kopfhaut wieder jene Tätowierung zu erblicken, der gezackte Kreis, dieser hier nur mit drei Strichen durchzogen, in der Mitte der Klecks, in diesem wieder ein roter Punkt.

»Nummer eins,« flüsterte Goliath.

Ich brauchte nicht die Lupe zu Hilfe zu nehmen, um in dem roten Zeichen eine Eins zu erkennen.

Hatten wir hier jenen geheimnisvollen Kapitän vor uns, den jener aufgefischte Matrose seinen Meister genannt, dem wir einstweilen den Namen ›der Herr des Vogelbergs‹ gegeben hatten?

Es war schon genug, zu wissen, daß auch dieser jener geheimnisvollen Sekte angehörte, die meist aus Seeleuten bestand und sich über die ganze Erde erstrecken sollte. Und er führte die Nummer eins!

Nun war aber auch klar, daß er wirklich zu dem indischen Fürsten in Beziehung stand!

Da hatte Mahlsdorf einen Gedanken, auf den wir auch schon hätten kommen können.

»Diese Tätowierung unter den Haaren ist ja sehr geschickt verborgen und kann dennoch von einem Eingeweihten immer kontrolliert werden, wenn man aber eine Glatze bekommt?«

»Dann wird die Tätowierung wieder ausgestochen,« entgegnete Goliath. »Die Indier verstehen das, eine Tätowierung wieder absolut verschwinden zu lassen, das weiß ich bestimmt; auch jener Mann, den wir am Vogelberge auffischten, war ein Kahlkopf, und er hatte auch diese Tätowierung auf dem Rücken.«

Dadurch wurden wir veranlaßt, ihn einmal herumzudrehen. Der Körper war steif wie ein Brett, die Todesstarre eine perfekte.

Und eine neue Bestürzung erfaßte uns. Auch auf der Rückseite waren der Körper wie die Gliedmaßen über und über mit solchen Figuren und ganzen Szenen bedeckt, aber auf dem Rücken waren sie nicht mehr erkenntlich. Hier reihte sich Narbe an Narbe, blutrote Streifen, welche über den ganzen Rücken liefen, so tief, daß man den Finger hineinlegen konnte.

»Der ist mit der Knute karbatscht worden,« flüsterte der zweite Ingenieur scheu.

Er schloß aus dem Namen Tischkoff auf russische Verhältnisse. Nahe lag ja diese Vermutung, aber als Behauptung war sie vorzeitig. Es gibt Menschen, die sich freiwillig peitschen lassen, sich selbst kasteien, Mönche, ich dachte auch gleich an indische Fakire.

Der asketische Togluk mit seinem Totenschädel – Graf Axel als Astrolog und Alchimist – dieser Mann hier – das paßte so alles in einen Topf.

Jedenfalls mußte der Rücken einst auf schreckliche Weise zerfleischt worden sein.

Und jetzt war der Mann tot! Ueber all dem, was wir zu schauen bekommen, hätten wir bald die Hauptsache vergessen.

Tot? Ja, kein Herzschlag mehr. Der vor den Mund gehaltene Spiegel trübte sich nicht, die Glieder kalt und starr, das Auge gebrochen. Bei den vielen Tätowierungen hätte man nicht auf die blauen Totenflecke prüfen können.

Doch es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um hier an etwas anderes zu denken. Mahlsdorf fing zuerst davon an, sprach die Gedanken aller aus.

»Das ist nur Starrkrampf oder Scheintod, und wenn er sich so lange in seiner Kabine einschließt, dann befindet er sich immer in diesem Zustande, daher auch das Aufhören aller Körperfunktionen, der Körper verbraucht nichts und scheidet nichts aus.«

Gewiß, so war es!

Ich verpflichtete die Anwesenden zum Stillschweigen, auch den Steward, falls dieser etwas gemerkt hatte, wickelte den Körper wieder in den Mantel ein, ließ die Tür verschließen, begab mich in die Kajüte.

Ich war doch mächtig ergriffen. Scheintot! Ich hatte schon viel darüber gelesen und gehört, hatte es aber fast nicht glauben können, hätte es lieber leugnen mögen. Aus Egoismus! So wie tot daliegen, vielleicht alles hören und sogar sehen könnend, aber unfähig, sich zu regen – es muß doch entsetzlich sein! Und wenn das nun tagelang andauert, und man wird begraben, erwacht im Sarge unter der Erde? Pfui Deiwel!

Wenn wir nun nicht gewußt hätten, daß der Unbekannte wahrscheinlich auch in seiner Kabine manchmal solche Anfälle hatte, aus welcher Ursache er eben unsichtbar blieb?

Morgen, vielleicht schon heute, hätten wir ihn in Segeltuch genäht, auf ein Brett genagelt, ein Säckchen Kohlen darangehängt und ihn so dem Meere überliefert.

Na, wenn man dann wieder zu sich kommt, braucht man wenigstens nicht lange noch nach Luft zu ringen, im Wasser geht's schnell, in einer halben Minute ist es vorbei.

Wasser, Feuer, Erde, ich halte es mit den beiden ersten Elementen.

So grübelte ich, während ich die Kajüte durchmaß. Es hatte mich angegriffen.

Ja, und solch ein scheinototer Zustand kam bei diesem Manne öfters ...

»Auf ein Wort, Herr Kapitän!«

Diese Stimme ... daß ich furchtbar erschrocken war, wie ich herumfuhr, kann man mir nicht verübeln.

Höchstens fünf Minuten bin ich wieder in der Kajüte – vor fünf Minuten habe ich ihn als Toten verlassen – und jetzt steht mein Kommodore vor mir, frisch und munter wie ein Fisch, in dem faltigen, aber sonst ganz gesunden Gesicht wie immer das gutmütige Lächeln, im eleganten Anzuge mit hohem Stehkragen und Krawatte, gestiefelt, das Haar schon wieder sorgfältig gekämmt und gebürstet ...

Er mußte sich sofort, nachdem wir die Badezelle verlassen, erhoben haben. Die Schnelligkeit des Anziehens war bei einem Seemann nicht überraschend.

»Sie haben mich in einem Zustande gesehen, in den ich öfters falle,« fuhr er schnell fort, ohne die geringste Verlegenheit, freundlich wie immer. »Er hat mich einmal im Bade überrascht, es war meine eigene Schuld. Sie werden nicht darüber sprechen, nicht wahr?«

Na, der schien ja so einen zeitweiligen Scheintod durchaus nicht als Unglück zu empfinden. Dann konnte auch ich mich beruhigen.

»Nur der erste Steuermann, der zweite Ingenieur und mein schwarzer Bootsmann waren zugegen, ich instruierte sie bereits, und die sind absolut zuverlässig.«

»Ja, ich hörte es, ich danke Ihnen. Und ich weiß daß dies auch von Ihrer ganzen übrigen Mannschaft gilt. So ist die Sache erledigt. Was können Sie mir über den alten Holländer mitteilen, den Ihre Leute den Klabautermann nennen?«

Findet der Mensch Worte! So ein plötzlicher Uebergang! Ist tot gewesen, wird wieder lebendig, sagt vergnügt, daß so etwas öfters bei ihm vorkommt – und dann fängt er sofort von dem Klabautermann an, dem er bisher noch keinen einzigen Blick geschenkt hat!

Ich wollte damit beginnen, wie wir zu dem alten Holländer gekommen, wurde aber gleich unterbrochen.

»Pardon, dies alles ist mir bekannt. Ich meine, wie er sich hier an Bord benimmt.«

»Er schläft des Nachts in einer Kojen der Foxel, und den ganzen Tag über sitzt er unter der Back auf einer angelaschten Kleiderkiste, auf der er schon an Bord des holländischen Wracks gesessen hat, und raucht aus einer langen Kalkpfeife.«

Mehr glaubte ich beim besten Willen von dem Klabautermann nicht sagen zu können. Tischkoff mußte mir durch einige Fragen zu Hilfe kommen.

»Spricht er?«

»Nein. Oder doch – nur ein einziges Wort: Minajorka. Das seufzt er bei jeder Gelegenheit, wenn er mit seinem Feuersteine Funken schlägt, und wenn man ihn irgend etwas fragt.«

»Minajorka!« wiederholte Tischkoff, dabei wohlgefällig nickend. Aha, der wußte etwas mehr davon, was dieser Name zu bedeuten hatte!

»Sonst spricht er nichts weiter?«

»Gar nichts.«

»Ist schon einmal versucht worden, Ihnen diesen Mann zu entführen?«

»Niemals.«

»Halten Sie ihn für irrsinnig?«

»Nur für geistesschwach – eine Folge des hohen Alters.«

»Kann er allein essen?«

»Ja, wenn man ihm das Essen in die Hand gibt.«

»Bedarf er sonst der Pflege?«

»Gar nicht.«

»Gestatten Sie, daß ich den Mann mit in meine Kabine nehme, um ihn Tag und Nacht beobachten zu können?«

Es kam mir überraschend – aber natürlich sagte ich sofort zu.

»Ich danke Ihnen. In meiner Kabine sind ja zwei Kojen, ich habe nichts weiter nötig, nur muß der Steward mir jetzt auch des Mynheers Essen bringen. Ihre Leute, die so an dem Klabautermann hängen, können beruhigt sein, ich werde ihn wie mein Kind behandeln – oder mit aller Ehrfurcht, die man diesem guten Seegeiste, der sich ja auch schon bei Ihrem Schiffe bewährt hat, schuldig ist.«

Eine leichte Verbeugung, und er wollte die Kajüte verlassen.

Schon während dieses kurzen Gespräches hatte ich meinen Entschluß gefaßt – das Eis war einmal aufgebrochen, das mußte benutzt werden.

»Herr Kommodore!«

»Bitte?« wandte er sich wieder um.

»Gestatten Sie mir eine Frage – nur eine einzige!« sagte ich mit etwas flehender Stimme.

»Aber warum denn nicht? Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung, wenn wir uns begegnen oder sonst sehen. Nur in meiner Kabine bitte ich mich nicht zu stören.«

»Wissen Sie etwas von Blodwen – von der Lady Leytenstone?«

»Sie ist in Begleitung von Hans Schomburg, Ihres desertierten Matrosen, glücklich nach New-York entkommen, nachdem die beiden auch noch versucht haben, das Kind zu entführen, was aber mißglückt ist.«

Eine furchtbare Spannung bemächtigte sich meiner.

»Und?« hauchte ich atemlos.

»In New-York ist sie von Kapazitäten für geistig normal erklärt worden.«

»Und?« konnte ich nur wiederholen.

»Sie fordert ihr Kind und ihr Vermögen zurück.«

»Und?«

»Mehr weiß ich nicht.«

Ich hatte kein ›Und?‹ mehr. Ich war in Träume versunken.

»Wünschen Sie sonst noch etwas zu wissen?«

»Das genügt – vorläufig,« murmelte ich.

Da verließ er die Kajüte.

Ich blieb noch lange in Träume versunken zurück. Was ich zu hören bekommen hatte, war eigentlich alles ganz logisch. Aber Hans, Hans! Ich hatte es ja gewußt, und doch fand ich es jetzt wieder unfasßbar.

Darüber vergaß ich ganz, woher denn Tischkoff dies alles schon wissen könne. Denn damals war nach New-York noch kein transatlantisches Kabel gelegt, und hätte ich mir die Zeitdauer ausgerechnet, wie lange ein Brief hin und her braucht, hätte ich mir alles andere ausgerechnet, so hätte ich erkennen müssen, daß hier ein Rätsel der Zeit vorlag. Doch daran dachte ich jetzt nicht, auch später nicht.

Dann raffte ich mich auf, nahm meine Leute vor, sagte ihnen, Mr. Tischkoff wünsche den Klabautermann in seine Kabine zu nehmen, wolle ihn wahrscheinlich zum Sprechen zu bringen suchen – niemand habe einen Grund, deshalb ein saures Gesicht zu machen.

Ich hätte gar nicht nötig gehabt, so zu sprechen. Aber ich bin ein Mensch, der nicht nur jede andere Religion achtet, und sei es auch Fetischismus, sondern der in gewisser Hinsicht auch nicht über Aberglauben spottet. Der Glaube an den Klabautermann hat noch keinen Schaden gebracht. Und wenn ein Kranker, dem alle

Aerzte nicht helfen können, es einmal mit Sympathie versucht, so habe ich ebenfalls nichts dagegen.

Meine Jungen waren noch vernünftiger, als ich geglaubt. Es war ja mein Retter, der den Wunsch geäußert, den Klabautermann immer in seiner Nähe zu haben. Und auch sonst hatten meine Jungen die größte Hochachtung vor Mr. Tischkoff, er hätte gar nicht mein Retter zu sein brauchen, alles Vorangegangene wäre nicht nötig gewesen.

Das machte schon seine Schweigsamkeit, die Regelmäßigkeit seiner Handlungen. Man stellesich an Bord des Schiffes einen Kajütengast vor, der mit jedem Matrosen ein Gespräch anzuknüpfen sucht, neugierig fragt, schwadroniert, hin und her hopst. Man wird seiner bald überdrüssig, bald will kein Matrose mehr etwas von ihm wissen.

Jede schweigsame Regelmäßigkeit imponiert stets, selbst wenn finsterer Stolz dabei wäre. Majestätisch sind alle Sonnen und Fixsterne, deren scheinbaren Lauf am Firmament man auf Jahrtausende hinaus mit absoluter Gewißheit berechnen kann. Kometen sind schon unsichere Kantonisten, man weiß doch nicht so bestimmt, ob sie wirklich wiederkommen – von den Meteoriten gar nicht zu sprechen. Und was von ewigen Sternen gilt, gilt auch von Menschen. Schon der einsame Spaziergänger, der täglich zur bestimmten Minute an einem alleinstehenden Hause vorübergeht, ruft alles an die Fenster, man kennt ihn nicht, aber man erwartet ihn, man vermißt ihn, man spricht über sein Wohlergehen, man richtet nach ihm die Uhren.

In feierlicher Prozession ward der Klabautermann auf seiner Kleiderkiste nach Tischkoffs Kajüte getragen und ... ward nicht mehr gesehen.

Der Steward brachte jetzt auch für ihn das Essen und konnte nur erzählen, daß der Klabautermann nach wie vor rauchend auf seiner Kleiderkiste säße. Bewegung und mehr frische Luft, als

das offene Bollaage lieferte, brauchte der alte Mann nicht. Was Tischkoff sonst mit ihm trieb, wußten wir nicht.

Die Bruchstelle in dem Eis, das bisher zwischen mir und meinem Kommodore gestanden, war wieder zugefroren. Er machte seine gewöhnlichen Spaziergänge an Deck, und wir waren wieder Luft füreinander. Aber es war ein warmes Eis. Wir befanden uns ja nahe dem Aequator.

DER KRIEG IM FRIEDEN.

Wenige Tage nach diesem Vorfall mußten wir uns direkt auf dem Aequator befinden. Nach der letzten Bestimmung, die ich kurz vor Mitternacht nach den Sternen gemacht, waren wir von ihm nur noch vierzehn Seemeilen entfernt gewesen, dann umzog sich der Himmel; ohne Gestirne ist keine geographische Ortsbestimmung möglich, und auch ein Loggen gab es nicht, weil wir von einer Strömung getragen wurden, deren Schnelligkeit ich nicht kannte.

Der Wind flaute immer mehr ab, dann begann die See zu dampfen; ein undurchdringlicher Nebel entstand, der in dieser Zone wohl selten ist, aber doch hin und wieder auftritt, und zur Zeit des Sonnenaufgangs herrschte eine sonst hier ganz unbekanntes Dämmerung, bei völliger Windstille.

Die Chancen waren gut. Ich wußte bestimmt, daß, sobald die Sonne ihre Wärmekraft entwickelte, ein Nordostwind einsetzen würde, während wir seit einigen Tagen immer Südwest gehabt hatten, dem ich entgegengedampft war.

Das kann man sich nach den Windtabellen berechnen – wunderbarerweise für diese Aequatorialzone der Passate und Monsune von Immanuel Kant aufgestellt, der nie aus den Mauern seiner Heimatstadt Königsberg herausgekommen ist, alles Hinzugekommene ist nur Verbesserung – das hat der erfahrene Seemann auch schon in der Nase, wie der Delphin, der immer dorthin schwimmt, von wo der nächste Wind kommen wird, und setzt dieser ein,

dann ändert er seine Richtung abermals dorthin, von wo er den nächsten Wind erwartet, mit untrüglicher Sicherheit – und so hatten mir schon gestern Delphine dasselbe erzählt.

Richtig, achtzehn Minuten nach sechs, da rollte der Nebel wie eine Wolke dem Südwesten zu, der Wind, der ihn treibt, versucht noch rasch aus der gefügigen Nebelmasse möglichst viel phantastische Figuren zu bilden, unter anderen sehe ich auch ganz deutlich einen zweimastigen Schoner . . .

Doch nein, das ist kein Nebelgebilde, das ist wirklich ein Schiff. Aber man hat seine Mühe, es von einem Nebelgebilde zu unterscheiden – und wie ich noch so hinblicke und simuliere, daß das nach den schlanken Formen eine Jacht sein kann, als zweimastiger Schoner getakelt, da steigt dort drüben in dem grauen Nebel, der dieses Schiff noch immer wie ein Flor umgibt, während wir schon im hellen Sonnenschein liegen, eine blaue, dunklere Rauchwolke auf – und da sehe ich von dort einen Vogel geflogen kommen, aber ganz unheimlich schnell – und da trifft mich, der ich auf der Kommandobrücke stehe, nach einem vorausgehenden Sausen ein Luftdruck, dann dröhnt in meinen Ohren ein brüllender Knall, und gleichzeitig ist hinter mir die Schornsteinkette gerissen, nur so weit von mir entfernt, daß ich sie mit der Hand erreichen kann.

Hallo!! Die beschießen uns mit Kanonen!! Die erste Kugel oder Granate hatte unsere Schornsteinkette durchschnitten – einen Meter voraus, und sie hätte meinen Kopf mitgenommen.

Sie hatte das letztere auch wirklich. Ich hatte meinen Kopf verloren.

Ja, du lieber Gott, wenn man so mit seinem Schiffe im tiefsten Frieden daliegt, man freut sich, daß man lebt – und da schickt einem ein anderes Schiff in dem Augenblick, da man es sieht, als Morgengruß eine Kanonenkugel zu – was soll man denn davon denken? Da muß man ja ganz kopscheu werden!

Entweder träume ich, oder das sind Räuber, dachte ich, und dann brüllte ich:

»Hiß die Flagge!!!«

Alle an Deck befindlichen Leute hatten es gemerkt, der Kanonenschuß war doch auch nicht zu überhören gewesen, jetzt nach der ersten Lähmung schrien sie und zeigten nach dem Schornstein – und dann stürzten die Flaggengäste davon.

Gleichzeitig mit unserem Sternenbanner ging auch drüben genau dasselbe hoch, also ebenfalls ein Nordamerikaner – dann wurden weiter am Besanmast die bunten Lappen gehißt – ›Sturmbräut, New-York‹, sagte mein Schiff – ›Yankee III., New-York‹, wurde drüben gemeldet.

Auch noch ein Landsmann von mir! Sogar aus derselben Heimatstadt! Nur daß mein Schiff nicht direkt in New-York geboren war. Aber deshalb brauchte der mich doch nicht gleich mit Granaten zu bombardieren, dafür konnte ich doch nichts.

Ich kam nicht dazu, auch meinen Namen als den des Kapitäns zu melden, wie es sich gehört, denn schon vorher kletterten drüben wieder die bunten Lappen in die Höhe, die aber auch nicht den Namen des Schiffsführers sagten.

»Verzeihung, Verwechslung,« übersetzte ich, ohne viel das internationale Flaggenbuch befragen zu müssen.

Eine nette Verwechslung! Ja, auf wen hatte es denn der Schoner sonst abgesehen? Jetzt war doch gar kein Krieg? Ueberdies zeigte der Schoner auch nur die einfache Handelsflagge.

Drüben ging die Flaggenreihe herunter und eine neue hoch.

»Schaden angerichtet?«

»Schornsteinkette zerschossen,« ließ ich zurücksignalisieren.

»Wieviel Schadenersatz?«

Oho, mit den drei Talern, welche diese Kette kostete, sollte das nicht abgetan sein, auch nicht mit tausend Pfund Reugeld! Die sollten mir erst hier an Bord meines Schiffes Rede und Antwort stehen, unter Umständen mich kniefällig um Verzeihung bitten!

Aber es sollte nicht dazu kommen – oder doch in ganz anderer Weise.

Jetzt ließ ich erst meinen Namen melden, zur Einleitung des Weiteren – da aber sahen wir aus der Nebelwand, die noch im Süden stand, vom streichenden Winde scharf begrenzt, ein zweites Schiff auftauchen, eine Brigg, aber auch mit schlanken Jachtformen, und auch die vom Schoner hatten sie sofort erblickt, und da gab es kein Signalisieren mehr, die letzten Flaggen wurden heruntergerissen, und die Matrosen flogen die Wanten hinauf, die Segel entrollten sich – und ebenso ging es auf der Brigg zu, die eben in den Wind kam – und jetzt zeigte sie die englische Handelsflagge, nichts weiter – und nun die beiden Jachten aufeinander los – als sie eine Entfernung von etwa tausend Metern zwischen sich hatten, gingen beide über Stag, wendeten elegant wie die Ballerinen – so segelten sie in diesem Abstand aneinander vorüber, und nun ...

Bruch!!! sagte zuerst die zuletztgekommene Brigg, legte sich auf die Seite, als wolle sie kentern, und es waren wenigstens sechs Feuerschlünde, die gegen den Schoner losspien.

Aber das ließ sich dieser nicht gefallen – der sagte noch etwas ganz anderes – bruch bruch bruch!!! – und das waren mindestens zehn Kanonen, mit denen er antwortete – und nun wieder schnell gewendet oder vielmehr gehalst, mit dem Winde, wodurch sie sich näher kamen, und im Vorbeisegeln wieder eine volle Breitseite abgegeben, beide gleichzeitig!

Ich zweifelte einfach an meinem Verstand. Das ging nämlich so fix. Eins, zwei, drei, war die regelrechte Seeschlacht fertig, die erste, die ich in meinem Leben zu sehen bekam. Immer fröhlich mit der Handelsflagge.

Wieder gewendet, wieder gehalst, Pulverdampf und donnern-de Breitseiten und einzelne Kanonenschüsse, dazwischen ab und zu ein gellendes hip hip hip hurra!!! – und die zerfetzten Segel

flatterten davon, und die Stengen knickten, und die Masten brachen.

Sonst läßt sich so etwas nicht weiter schildern. Ich starrte mit weitaufgerissenen Augen hin.

»Die dudlieren sich,« hörte ich den dämlichen Fritz sagen. Ja, da hatte er wohl einmal das Richtige getroffen.

»Hip hip hip hurra!!!« heulte es da abermals gellend, »hip hip hip ... hurra for Old England!!«

Sie hatten recht, um den Amerikaner war es geschehen. Ich hatte es schon vorher bemerkt. Die ganze Takelage weggeschossen, nur noch einen einzigen halben Mast habend, hatte der Schoner schon seit einiger Zeit bedenklich geschaukelt, dann wurde sein Sinken sichtbar, die Mannschaft hatte das Feuern bereits eingestellt, die schon ausgeschwungenen Boote, in die sie sprangen, brauchten gar nicht mehr herabgelassen zu werden, sie befanden sich schon ganz nahe der Wasserfläche.

Da noch einmal ein Schuß aus einem Deckgeschütz – ich sah ganz deutlich den Mann, der ihn abgefeuert, auch er sprang in das nächste Boot – und da sackte der Schoner in die Tiefe hinab, begleitet von dem Triumphgeheul der Engländer.

Ohne die Boote zu zählen, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Brigg zu, die ich die letzte Zeit aus dem Auge gelassen hatte. Auch sie war arg mitgenommen. Wenigstens die Hälfte der Takelage ...

Mehr konnte ich nicht konstatieren. Eine mächtige Rauchwolke, eine Feuergarbe, ein donnerndes Krachen, wir empfanden einen starken Luftdruck, aber einen ganz anderen, als da vorhin die Kugel an mir vorbeigesaust, einige in sorgloser Stellung dastehende Leute wurden gleich zu Boden geschleudert, ich drehte mich noch nachträglich nach der Seite, schützend die Hände vors Gesicht schlagend – und als ich im nächsten Moment wieder hinblickte, war von der englischen Brigg nichts mehr zu sehen.

Der letzte Schuß hatte auch ihr den Rest gegeben. Direkt in die Pulverkammer konnte die Kugel wohl nicht eingeschlagen sein, im Moment die Explosion erzeugend, denn eine halbe Minute war wenigstens noch vergangen. Aber schuld gewesen war diese letzte Kugel oder Granate, das war ganz offenbar.

Da plautzte es noch einmal, in meiner dichten Nähe, und vor mir auf der Kommandobrücke lag ein menschliches Bein, am Knie abgerissen, bekleidet mit Strumpf und Schnürschuh. Die dazugehörige Hose hatte das Bein dort drüben zurückgelassen.

Dieses halbe Bein war der letzte Rest von der eleganten Brigg. Wenigstens für meine Augen. Wir waren zu weit entfernt, um mit den bloßen Augen Trümmer und Menschenköpfe zu entdecken, und ich hatte keine Zeit mehr, nach dem Fernrohr zu greifen.

Nur einen Blick auf das blutige Bein, und ich wußte, was ich zu tun hatte.

»Halbe Kraft voraus!!« kommandierte ich durch das Sprachrohr, und in diesem Augenblick dachte ich, der ich früher gegen jeden Dampfer immer einen Widerwillen gehabt, an die armen Heizer und Kohlenzieher, welche auch in ihrem Revier ganz sicher die donnernden Kanonenschüsse gehört hatten und nun gar nicht wußten, was da oben eigentlich los war.

Denn daß sonst alle meine Jungen an der Bordwand standen, das ist doch selbstverständlich, und kein Heizer von der Freiwache dachte daran, nach unten zu gehen und seinen Kameraden etwas davon zu erzählen.

Und Tischkoff? Ich blickte mich doch einmal nach ihm um. Nein, der hatte für Kanonenschüsse und dergleichen kein Interesse. Oder der war vielleicht wieder einmal ein bißchen tot.

Sonst habe ich nachträglich nur noch zu erwähnen, daß sich die beiden Schiffe offenbar vorgesehen hatten, nicht uns in die Schußlinie zu bekommen. Sie hatten ausschließlich immer zwischen Süden und Norden geschossen, und wir kamen von Osten.

Der zuerst durch die Schüsse gesunkene amerikanische Schooner hatte, wie ich jetzt zählte, vier Boote ausgesetzt, alle ziemlich dicht mit Menschen gefüllt. Das eine Boot fischte noch auf, es mochten doch einige ins Wasser gestürzt sein, die anderen drei strebten schon der Stelle zu, wo die englische Brigg in die Luft gegangen war, und das war auch mein erstes Ziel, um zu retten, was noch zu retten war, und ich kam noch eher hin als die Boote.

Planken, Splitter und dazwischen schwimmende Menschen, von denen sehr viele das Wasser ihrer Umgebung mit Blut röteten, und manche sanken noch vor unseren Augen unter, um vorläufig nicht wieder aufzutauchen.

Kurz vor der Unglücksstelle ließ ich stoppen und vier Boote aussetzen. Denn da gab es sicher viele, die nicht mehr imstande waren, ein zugeworfenes Seil zu erfassen.

Ich selbst ging mit in eine Jolle, übergab aber, um das Ganze immer im Auge behalten und kommandieren zu können, das Steuer dem Bootsmann.

Wir fischten alles Lebendige auf, was wir packen konnten. O, das sah aber böß aus! Manche starben uns unter den Händen, und da gab es Menschen ohne Finger, Hände, Arme und Beine die schwere Menge. Doch viele waren auch ganz unverletzt, nur mit verbrannten Haaren und pulvergeschwärtzten Gesichtern, einige aber schienen wieder gar nichts abbekommen zu haben.

Einen sehr starken Mann bekamen zwei Matrosen nicht gleich ins Boot, wie sie auch am Hosenbund zogen.

»Faß die Been, faß die Been!!« schrie der Bootsmann.

Jawohl, der hatte gut kommandieren – der Mann hatte keine Beine mehr.

Wie er sich noch, so schrecklich verstümmelt, hatte auf dem Wasser halten können, war mir ein Rätsel. Mir selbst war so etwas noch nicht passiert, ich hatte keine Erfahrung.

Dann erwischte ich einen Mann, vor dessen Gesicht auf dem Wasser zwei blonde Bartkoteletten schwammen und seitwärts ein

Ohr, nur noch an einem Faden hängend. Als ich ihn heraus hatte, zeigte sich ein Sportkostüm mit Kniehosen.

»*Thank you very much*, bedankte er sich, als er im Boote saß, und griff . . . nicht nach seinem herabhängenden Ohre, nicht nach der blutenden Stelle, wohin dieses Ohr eigentlich gehörte – sondern er griff in die Brusttasche, brachte ein Etui zum Vorschein, öffnete zwei Klappen, die wohl wasserdicht abschlossen, nahm eine Zigarre, knipste die Spitze bedachtsam mit den langen Fingernägeln ab und wandte sich an einen meiner Matrosen.

»Haben Sie etwas Feuer bei sich?«

Doch ich hatte keine Zeit, den kuriosen Kauz weiter zu beobachten.

Ich hatte gerade einen schnauzbärtigen Kerl im Auge, der sich an eine Planke geklammert, und jetzt verlor er die Besinnung, er ließ die Planke fahren . . .

»Dort, dort – streich steuerbord!« schrie ich dem Bootsmann zu, auf den Mann deutend.

Die Ruderer gehorchten nicht, das Kommando blieb aus. Ich blickte nach Enoch.

Was hatte der Kerl plötzlich? Das gesunde, etwas versoffene Gesicht des krummbeinigen Finnländers war plötzlich fahl geworden, bis in die sonst rote Nasenspitze hinein, mit weit hervorquellenden Augen stierte er nach dem schnauzbärtigen Manne, auf den ich deutete.

Da wurde ich durch ein anderes Boot von selbst dorthingedrängt, kam in die dichte Nähe des Besinnungslosen, der aber durch eine Welle mit dem halben Oberleib auf die Planke gehoben worden war, ich bog mich über die Bootswand, packte zu . . .

»Halt, Käpt'n halt!!« schrie da plötzlich Enoch, ganz außer sich. »Lat see swimmen, Käpt'n lat see swimmen!!«

Ich wußte nicht, was der Kerl wollte, er mußte plötzlich verrückt geworden sein. Das war doch keine ›see‹, keine ›sie‹, das war doch ein Mann.

Ich hatte ihn halb im Boote.

»Smeet see wedder rin, Käpt'n, smeet see wedder rin!!« heulte da Enoch abermals. »Dat is dr Düwel, dr Düwel – smeet see wedder rin!!!«

Ich hatte den Mann ins Boot geholt.

Nanu, was war denn das? Der trug ja einen Frauenrock. Und – und – auf dem Kopfe ein sogenannter Kauz, so einen zusammengerollten Haarzopf. Nicht gerade allzu üppig, vielmehr recht dürftig. Aber immerhin . . .

I natürlich, das war doch ein Weibsbild, wenn sie auch einen ganz stattlichen Schnauzbart hatte!

»Smeet see wedder rin, Käpt'n, lat see versupen!!« fing da mein Bootsmann abermals zu heulen an. »Dee hädd nich nur Haar unner de Näs, dee hädd'n Düwel in de Lief, dee verstinkert unse ganze Schipp – smeet see wedder rin, Käpt'n!!«

Ich hatte jetzt anderes zu tun, als auf so etwas zu achten, sprang gleich darauf auch in ein anderes Boot.

OLD ENGLAND II. UND YANKEE III.

Die Geretteten wurden an Deck der ›Sturmbraut‹ gebracht. Auch die vier Boote des amerikanischen Schoners hatten brav mitgeholfen. Aber auch sie hatten Verwundete genug, welche das Fallreep nicht benutzen konnten, sondern mit Schlingen unter den Armen emporgezogen werden mußten.

Das allgemeine Durcheinander kann nicht geschildert werden. Ich behielt, was ich an Verletzungen auch zu sehen bekam, einen kalten Kopf. Wenn ich vor etwas bangte, so war es nur das, daß ich dann wahrscheinlich als Chirurg auftreten mußte.

Doch bald war ich meiner Sorge enthoben. Ich bemerkte einen Mann, der schon anordnete, wie die Matrosen den und jenen Verletzten beim Tragen anzufassen hätten.

»Schiffsarzt?«

»Yes.«

Mehr Worte wurden jetzt nicht gewechselt. Es galt, die Verletzten im Zwischendeck unterzubringen, das schnell als Lazarett eingerichtet wurde.

Sonst konstatierte ich noch, daß die meisten der geretteten Leute Novascotiamen waren, und zwar sowohl die englische Brigg wie der amerikanische Schoner mußte mit solchen bemannt gewesen sein, wenn auch noch andere typische Gesichter wie deutsche und skandinavische darunter waren.

Das merkte ich gleich an dem englischen Dialekt, den sie samt und sonders sprachen, und nicht minder an ihrer unglaublichen Roheit.

Denn die Schiffer von Novascotia – das ist die große Halbinsel von Englisch-Nordamerika, also Kanada, die Hauptstadt ist Halifax – sind das roheste Pack von der ganzen Welt. Es sind tüchtige Seeleute, verwegene Teufel, aber auch den harmlosesten ihre Flüche kann ich hier nicht einmal andeuten, diese Redensarten, mit denen sie alles belegen, sogar jedes Stück Brot, sind selbst für einen anderen Matrosen haarsträubend, und Mord und Totschlag sind auf jedem Novascotiaman an der Tagesordnung, und der deutsche oder englische oder skandinavische Matrose, der einmal auf solch einem Novascotiaman gefahren, ist diesem verfallen, kann nicht wieder davon lassen – es geht ihm wie dem Sünder, dem Spieler, dem Trunkenbold, er ist dem Teufel verfallen – jetzt nennt auch er sich mit Stolz einen Novascotiaman und wird als solcher von den anderen Seeleuten ebenso verachtet wie bewundert.

Novascotiaschiffe, fast ausschließlich Segler, darunter vier- und fünfmastige, fahren fast nur nach China, um Tee zu holen, und was die Novascotiamatrosen sonst noch unter den übrigen see-fahrenden Nationen – denn Novascotia führt als englische Kolonie eine eigene Handelsflagge, auch schon ganz seltsam – für eine eigentümliche Rolle spielen, das werde ich noch später zu schildern haben.

Ich war fest überzeugt, daß die Rettungsmannschaft in den vier Booten des amerikanischen Schoners manchen nicht aufgenommen hatten, weil er schon zu sehr verstümmelt war – der stirbt ja sowieso, was sollen wir uns erst mit dem herumplacken, laßt ihn ersaufen – ihr Mitleid war höchstens so weit gegangen, daß sie dem Betreffenden noch eins mit der Ruderstange über den Kopf gegeben hatten.

Im Boote selbst hatte ich nichts davon bemerkt, es war mir entgangen, aber hier noch wurde ich es gewahr.

Mit zwei Schlingen wurde ein Mann heraufbefördert, dem beide Arme fehlten; jedenfalls waren sie abgequetscht worden, die Stumpfe bluteten gar nicht, und der Mann war bei Besinnung.

»Was willst du denn mit dem Krüppel, Ned?« rief ein brutal aussehender Kerl. »Der macht's ja doch nicht lange mehr – über Bord mit ihm!«

Er packte den Armlosen, im nächsten Augenblick hätte dieser wieder im Wasser gelegen, wenn ich jenem nicht in die Arme gefallen wäre.

Der Kerl stierte mich wild an.

»Was willst du Hundesohn von mir?!« brüllte er mich an. »Hand weg, oder ...«

Der Hundesohn hatte schon genügt, meine Faust sauste ihm in den Nacken, er klappte zusammen.

Ringsherum ein Wutgebrüll, überall erhobene Fäuste, schon gezückte Messer, um die Züchtigung des Kameraden zu rächen.

Das war aber nun gerade so mein Fall. Ich erschrecke sehr leicht über etwas, was nicht gleich in meinen Kopf gehen will, weil ich es nur ganz anders vorgestellt habe, nur bei so etwas nicht.

»Hände nieder, ihr Himmelhunde!!!« donnerte ich. »Ich bin der Kapitän des Schiffes!!!«

Bei diesen Worte aber ließ ich es nicht allein bleiben, gleichzeitig hatte ich mir den längsten Lümmel ausgesucht, einen herkulisch gebauten Kerl, der mit erhobenem Messer dastand, meine Faust fuhr ihm zwischen die Augen, er stürzte wie ein gefällter Stier zu Boden.

Das hatte gewirkt. Die Hände sanken herab, überall scheue oder erschrockene Gesichter.

»Der Kapitän – warum hat er's nicht gleich gesagt?« wurde scheu geflüstert.

Ja, allein die Erklärung, daß ich der Kapitän sei, hatte gewirkt, mehr noch als mein Faustschlag. Denn nirgends ist die Mannszucht so furchtbar streng, wie auf den Novascotiaschiffen, kein Seegericht verurteilt so furchtbar hart wie das von Halifax.

Aber schließlich war meine Kraftprobe dennoch nötig gewesen. Denn dem Kapitän, der nur immer drohende Worte hat, sonst sich aber als Waschlappen erweist, wird ja doch auf der Nase gespielt.

Dann ließ ich mir schnell meine Jacke mit den Rangabzeichen kommen, mit dem Revolver darin, diesen zeigte ich und erklärte, daß jeder ein toter Mann sei, der hier aus einem noch lebenden oder schon toten Menschen Haifischfutter mache oder sonst irgendwelche Ausschreitungen begehe.

Daß sie bereits im Boote verschiedene Kameraden und selbst noch lebende Krüppel hier über Bord geworfen hatten, erfuhr ich jetzt von meinen Leuten, das sagten mir auch selbst die sich immer mehr einstellenden Haifische, deren Umgebung von Blut gerötet war.

Ein Glück war gewesen, daß zur Zeit der Katastrophe keine Haifische die beiden Schiffe umschwärmt hatten, die Hyänen des Meeres hatten erst nachträglich die leckere Beute gewittert.

Mein Abzeichen und mein Auftreten taten ihre Schuldigkeit, es kamen keine weiteren Brutalitäten vor, und das gotteslästerliche, unbeschreibliche Fluchen – das ›unbeschreiblich‹ soll also noch eine Verstärkung des ›gotteslästerlich‹ sein, meine Feder würde sich

sträuben, nur einen einzigen dieser Flüche wiederzugeben, obgleich ich selbst genug fluchte – das also überhörte ich, es waren eben Novascotiamen, und vom Teufel kann man nicht verlangen, daß er das Vaterunser betet.

Aus dem allgemeinen Durcheinander kann ich sonst nur einige Figuren und Szenen hervorheben.

Ich sah wieder den Mann mit den Bartkoteletten und den Kniehosen. Er hatte schon den Kopf verbunden, und so stand er da, die Zigarre im Munde, und betrachtete tiefsinnig ein menschliches Ohr, welches er in der Hand hielt, sein eigenes Ohr – eine ganz merkwürdige Stellung, die an sich schon etwas Humoristisches hatte, wie der so bedächtigt sein eigenes Ohr betrachtete, dabei gemütlich seine Zigarre rauchend.

»Doktor!«

Der Mann, den ich schon als Schiffsarzt erkannt, blieb auf seinem hastigen Wege stehen.

»Mr. Brown?«

»Gibt es nicht ein Mittel, um so ein Ohr zu konservieren – für immer?«

»In Spiritus, ja.«

»In Spiritus? Hm. Nee. Anders. Ich möchte mir mein Ohr gern an die Uhrkette hängen . . . «

Mehr hörte ich nicht. Ich hatte anderes zu tun, mußte überall sein.

Gedanken fuhren mir ja deshalb genug durch den Kopf.

Der mit Brown Angeredete war jedenfalls der Besitzer der englischen Brigg, und zwar wohl schwerlich gleichzeitig der Kapitän, sonst hätte ihn der Schiffsarzt doch wahrscheinlich auch so genannt.

Die Kapitäne und Offiziere waren nicht zu erkennen, alles ging ja in Hemdärmeln, wenn nicht die ganzen Sachen zerfetzt und verbrannt waren, und die Offiziere mochten wohl den Tod gefunden haben.

Dann sah ich einen anderen über Deck spazieren, bei dem war noch zu erkennen, daß er noch vor kurzem ein weißes, elegantes Tropenkostüm getragen, und auch den hielt ich für keinen Seemann, das glattrasierte Gesicht mit der etwas schiefen Nase war das eines englischen Jockeys.

Er trug den rechten Arm in der Binde, und jetzt bückte er sich, hob mit der linken Hand etwas auf.

Es war das halbe abgeschlagene Bein, welches mir auf der Kommandobrücke vor die Füße gefallen war. Auf irgendeine Weise war es von dort oben herunter auf Deck gekommen.

Er hob das Bein in die Höhe.

»Hört, Leute, wem gehört dieses Bein? Wer hat dieses Bein verloren?«

Ich kann gar nicht sagen, worin die überwältigende Komik lag, trotz allen Blutes. Aber es wird wohl verstanden werden. Ja, gerade dieses Blut gehörte dazu. Es gibt eben blutige Witze, und sie können wirklich gut sein. Obgleich der Mann jedenfalls gar keinen Witz machen wollte.

Er fragte also nach dem Besitzer dieses Beines, so etwa, als wenn man ein Portemonnaie gefunden hat und fragt, wer es verloren – so stand der Kerl da und hob das Bein hoch, sich dabei fragend umblickend – und außerdem nun, um die Komik noch zu verstärken, sprach der Kerl durch die schiefe Nase, wie ich noch keinen Menschen durch die Nase habe sprechen hören. Das läßt sich schriftlich nur leider nicht wiedergeben.

»Will's niemand haben?« mauschelte er weiter durch die Nase. »Gehört's niemandem? Na . . .«

Er warf das Bein über Bord und schlenderte weiter.

Vorstellungen gab es jetzt natürlich nicht. Jetzt hatten die Hände zu tun, und ich mußte das Ganze leiten, wurde auch von niemandem gestört.

Dann aber passierte eine Szene, die ich doch länger beobachten mußte, und sie war es auch wirklich wert.

Da war zunächst das Weibsbild, das ich aus dem Wasser gezogen. Es war auch noch bewußtlos an Deck gehievt worden, lag noch immer bewußtlos da, ich konnte es zur Genüge betrachten.

Ja, es war wirklich ein Bild, dieses Weib. Haare unter der Nase und auf der Nase und Haarbüschel überall im Gesicht, auf großen Leberflecken vegetierend. Es waren rote Borsten, an den Spitzen so etwas gräulich angehaucht, wie wenn der kalte Herbstwind über die gelben Stoppeln gegangen ist.

Und Knochen hat die im Leibe! Und diese Gelenke, diese Taten! Herr du mein Gott, wenn die einen vom stärkeren Geschlechts mit ihrer Liebe beglückte, und die haute einmal zu!

Der rot und blau gestreifte Rock hatte sich in die Höhe geschoben, und es zeigte sich, daß sie nicht nur mächtige Seestiefel trug, sondern auch richtige Männerhosen, in den Stiefeln steckend.

Ich hatte gerade eine Pause benutzt, um sie mir zu betrachten, als sie die Augen aufschlug.

»Herre Jasus!!« schnarrte es aus ihrem schnurrbärtigen Munde heraus.

Schon diese zwei Worte sagten mir, daß es eine unverfälschte Irländerin sei, eine ganz waschechte Tochter des heiligen Patricks.

Nun kann ich hier aber nicht Englisch schreiben, noch weniger jenes Englische wiedergeben, welches die Irländer sprechen, vermischt mit alten, irischen Ausdrücken. Es kann nur ein schwacher Versuch sein.

Sie sprang mit gleichen Füßen auf, griff sich schnell einmal an den Haarkauz, und dann schlug sie die knöchigen Hände darüber zusammen.

»Herre Jasus, hat sich schon wieder kaput gegangen das scheene Schiff, ist sich in die Luft geflogen . . . «

Da erblickte sie einen Mann am Boden liegen, einen Neger, der schon seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Der Brustkasten war ihm eingedrückt.

Sie stieß einen wilden Schrei aus, raffte ihre Röcke bis zum Leib hoch und stürzte auf den Schwarzen zu, warf sich über ihn.

»Ist sich tot, ist sich wirklich tot!« jammerte sie, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, aber in ihrer Weise, sie kitzelte den Neger am Halse und noch an anderen Körperteilen. »Kille kille kille – ist sich Kalolisle wirklich ratzentot – ui ui ui ui – kann sich Kalolisle keinen scheenen Whisky mehr trinken, muß sich arme Hullogan scheenen Whisky alleine trinken – muß sich arme Hullogan alleine besaufen . . . «

Ich kann gar nicht wiedergeben, was sie alles schwadronierte, noch weniger, wie sie das hervorbrachte und sich dabei benahm.

Sie hatte aus der Tasche ihrer Unterhose eine große Flasche zum Vorschein gebracht, halb gefüllt, setzte die Pulle dem Toten vor den Mund, und weil der Tote nicht schlucken wollte, machte sie ihm den Mund auf und trichterte ihm den Schnaps ein, ihm dabei die Nase zuhaltend, immer jammernd und schwadronierend, immer einmal ein ›Herre Jasus‹ dazwischen, dann trank sie selber, dann rieb sie dem Toten Brust und andere Körperteile mit Schnaps ein, dazwischen immer einmal schnell selbst einen Schluck nehmend.

Die umstehenden fremden Matrosen sahen zu, und denen schienen das etwas Alltägliches zu sein, sie verzogen dabei keine Miene, machten keine Witze – und ich wußte nicht, ob ich mich davor entsetzen oder darüber lachen sollte. Meine Jungen taten das letztere, und ich konnte es ihnen auch nicht verübeln.

Doch es läßt sich eben gar nicht wiedergeben, wie sich diese haarige Megäre benahm und ausdrückte.

Ich wandte mich ab. Der Arzt verlangte leere, große Fässer. Wozu, wußte ich nicht. Er brauchte mehr Bahren, wie ich heraushörte, hielt dafür leere Fässer am geeignetsten, um darin gefährlich Verletzte, besonders solche mit aufgerissenen Leibern, zu transportieren, und jetzt verstand ich ungefähr, wie er das meinte.

Fässer herbeizuschaffen, das war Sache des Bootsmannes. Er hatte die Leute anzustellen.

Ich hatte ihn schon längst vermißt. Ich hatte ihn aus dem Boote an Deck klettern sehen, aber dann nicht mehr. Goliath, der ja auch der zweite Bootsmann war, vertrat seine Stelle, aber ich vermißte eben den ersten.

»Wo ist der Bootsmann? Wo ist Enoch?!«

Matrosen brachten leere Fässer angerollt. Der Arzt ließ einen Boden einschlagen, ein schrecklich Verstümmelter, dem die Eingeweide aus dem Leibe quollen, wurde in das Faß gepackt, so daß nur Kopf, Hände und Füße oben heraussahen, mit dem Leibe bildete er in dem Fasse einen ganz engen Winkel. So wurde er nach dem Lazarett getragen, auch später mußte er noch in dem Fasse in dieser unnatürlichen Lage bleiben, nur wurde dann das Faß mehr ausgepolstert.

So hat jeder Arzt seine eigenen Kniffe, die ihn die Erfahrung gelehrt, und diese Praxis hier hat sich bewährt, die schreckliche Bauchwunde des Mannes, der sich nicht rühren konnte, heilte überraschend schnell, und da dann auch der untere Deckel ausgeschlagen wurde, konnte der Arzt seinen Patienten immer vorn und hinten besichtigen, ohne ihn aus seiner Lage bringen zu müssen.

Es war noch ein anderer mit solch aufgerissenem Leibe da, der Arzt hatte nur zwei Fässer haben wollen, oder vielleicht auch mehrere, um auswählen zu können, meine Jungen aber brachten natürlich alle Fässer angeschleppt, die sie im Proviantraum leer fanden, und da sie sahen, daß der Arzt den Deckel einschlug, präparierten sie hilfsbereit sämtliche Fässer so, auch das kleinste Senffäßchen, in das nicht einmal ein Karnickel ging. Die wußten ja gar nicht, um was es sich handelte.

Ich aber vermißte noch immer den krummbeinigen Bootsmann.

»Zum Donner, wo ist denn Enoch nur?!«

Einige Matrosen, mich in so etwas kennend, hatten sich schon speziell auf die Suche nach den krummen Beinen gemacht.

Der Bootsmann sei im ganzen Schiffe nicht zu finden, lautete dann ihr Bescheid.

Jetzt wurde ich wild, auch ich konnte fluchen, freilich kindlich harmlos gegen die Novascotiemen.

Hätte ich ihn nicht schon wieder an Deck gesehen, dann hätte ich geglaubt, er sei noch im Boote verunglückt. Aber davon hätte auch ein oder der andere Matrose etwas wissen müssen, und auch diese hatten ihn schon gesehen.

Da wurde wieder ein großes Faß herbeigerollt, der Deckel eingeschlagen, der Matrose blickte hinein und . . .

»Da steckt ja der Bootsmann drin?!« erklang es in grenzenlosem Staunen.

Ich wollte es nicht glauben, es kam doch auch niemand zum Vorschein, ich blickte hinein – wahrhaftig, da kauert dort unten mein Bootsmann, die krummen Beine wie ein Türke in die Höhe gezogen.

»Nanu, was soll denn das bedeuten, Enoch?!«

Aber Enoch blieb zusammengekauert.

»Ach, Käpten, Käpten, is see tut?« erklang es in kläglichstem Tone.

Auf mich war unterdessen so viel eingestürmt, daß ich die vorige Szene, wie der Bootsmann schon beim ersten Anblick des schnauzbärtigen Weibes solches Entsetzen gezeigt, ganz vergessen hatte, auch seine mir rätselhaften Worte, das Frauenzimmer schwimmen zu lassen oder dann wieder über Bord zu werfen.

»Nun aber mal heraus mit dir!! Bist du denn verrückt geworden? Dann an die frische Luft! Heraus aus dem Fasse!!«

Solchem Befehle, im dazu gehörigen Tone gesprochen, wagte der Bootsmann nicht mehr zu trotzen, er erhob sich, freilich mit einem unsäglich ängstlichen Gesicht, und als er aufrecht stand, konnte der kleine krummbeinige Mann mit dem Kopfe eben über

den Rand des Fasses blicken. Er legte die Arme auf ihn, um herauszuklettern – es sollte nicht dazu kommen.

Das Weibsbild war unterdessen wie ein Flederwisch immer über Deck gefegt, hatte überall helfen wollen, hatte aber immer etwas Wichtigeres gesehen, und so kam sie niemals zur Ruhe.

Jetzt wollte sie auch die Faßdeckel mit einschlagen helfen, kam herangefledert – da sah sie den herausblickenden Kopf des Bootsmannes, und erstarrt stand sie da.

»Enoch Sture!!«

Doch die Erstarrung hielt nicht lange an. Dann fuhr sie auf das Faß los.

»Also hier bist du – hat sich die ganzen zwanzig Jahre im Fasse versteckt – i du Lausbub du, du Satansbraten – hat sich alles gemaust, was sich arme Hullogan ehrlich verdient hat sich – hundertvierzehn Pfund vier Schilling six Pence – schwer verdient sich in zwanzig Jahren – i du Lausbub, du Haderlump – will sich doch herauskriegen aus seinem Fasse . . . «

Und sie ging tatsächlich vor. Der Bootsmann wartete das natürlich nicht ab, er hatte sich wieder in seinem Fasse zusammgeduckt. Und Madam Hullogan – ein echt irischer Mädchenname – besaß wohl für eine Frau normale Größe, konnte aber doch nicht recht in das Faß blicken, noch weniger mit den Armen bis auf den Boden reichen – im Nu hatte sie eine Handspeiche von der Bordwand geholt, stieß damit immer in das Faß, immer schimpfend und schwadronierend, aber die Handspeiche reichte auch noch nicht.

Doch Madam Hullogan wußte Rat.

»I du krummbeiniges Teufelsvieh – wird sich Hullogan dich doch kriegen . . . «

Mit diesen Worten hatte sie schnell das Faß umgekippt und kroch sofort hinein, um des Mannes habhaft zu werden, der ihr, soweit das bisher herauszuhören gewesen war, eine Summe Geld entwendet hatte, mehr als hundert Pfund.

Aber sei es, daß Enoch das Faß in Vorahnung schon vorher präpariert hatte, oder daß ihm die Todesangst Riesenkräfte verlieh, und Bärenkräfte besaß dieser Finnländer überhaupt schon – kurz, auch der andere Deckel sprang von innen auf. Enoch schlüpfte heraus.

Einen angsterfüllten Blick um sich – eng im Kreise standen die lachenden Matrosen, da war so leicht kein Durchkommen – und jetzt erschien in der hinteren Oeffnung auch schon wieder das schimpfende Weib – mein Enoch also schnell um das Faß herum und wieder zur anderen Seite hinein – das Weib blickte sich um, sah den Entwischten nicht – doch, schon wieder drin im Fasse – also Madam Hullogan, immer aus Leibeskräften schimpfend, ebenfalls schnell herum, wieder ins Faß und ihm nachgekrochen – und mein Bootsmann schnell wieder heraus und abermals von der anderen Seite ins Faß gekrochen, dabei wohl aufpassend, daß sie nicht etwa einmal von vorne kam, und so ging dieses Karussellspiel noch eine Zeitlang weiter, genau so, wie mich damals der Stier um den Baum herumgejagt hatte.

Die Umstehenden brüllten vor Lachen. Und ich mit.

Es sah auch gar zu possierlich aus, wie die beiden immer durch das Faß krochen, und nun dieses haarige Weib, was für Ausdrücke das hatte, wenn es so beim Durchkriechen immer die Seestiefel und die grauen Männerhosen zeigte, die aber hinten ganz bedeutend aufgeplatzt waren – und erst der krummbeinige Bootsmann, mit was für einem Gesicht der immer hinter sich blickte, wie der aufpaßte, daß sie nicht einmal von vorn kam – wie so ein Affe, der verfolgt wird – es war zum Totlachen!

Dann erspähte der Bootsmann in der Menschenwand eine Lücke; schnellstens verschwand er hindurch, und seine Kameraden schlossen die Lücke wieder.

Ich hatte keine Zeit, mich weiter darum zu kümmern, meine Jungen würden mit dem schimpfenden, pfauchenden und kratzenden, wohl auch boxenden Weibe schon fertig werden.

Dagegen will ich hier gleich die Geschichte meines Bootmanns einfügen, wie ich sie dann, als wieder Ruhe im Schiff war, von ihm zu hören bekam.

Die Geschichte ist etwas pikant – ich werde mich so zart wie möglich ausdrücken. Aber auch sehr lehrreich ist sie, zumal für junge Eheleute, oder solche, die es werden wollen. Die Geschichte zeigt, wie jedes Ehepaar es zu einem Vermögen bringen kann, ohne Arbeit – oder diese Arbeit bereitet doch Vergnügen – nur darf es der Ehemann dann nicht so machen, wie mein Enoch.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß mein Bootsmann schon verheiratet gewesen war, es eigentlich immer noch war. Der erste Offizier hatte mir den bereits ältlichen Herrn, sich den Fünzigern nähernd, zugeführt, und Mahlsdorf hatte auch noch nichts von seinen früheren Lebensverhältnissen gewußt.

Also die Geschichte ist folgende:

Enoch Sture war in jungen Jahren als Matrose nach einem kleinen, irländischen Hafen gekommen, hatte sich in die Tochter eines Kapitäns verliebt, der so ein kleines Hafenfahrzeug fuhr – kein richtiger Kapitän, nur ein besserer Arbeiter – und der rote Flaum auf den Lippen der Geliebten hatte es ihm angetan, daß daraus eine Heirat wurde. Enoch kam auf den Kutter seines Schwiegervaters, hatte eine ganz hübsche Stelle, kam gemütlich jeden Abend nach Hause, sogar des Mittags.

Frau Hullogan mußte schon als Mädchen sehr praktisch gewesen sein.

»Siehst du, Enoch,« hatte sie gesagt, als das verlobte Paar am Hochzeitstage noch einmal das mächtige Ehebett besichtigte, »hier an der Wand über dem Bett nagele ich einen Kasten an, oben mit einem Schlitz, das ist unsere Sparbüchse, und da steckst du jede Nacht einen Sixpence hinein, oder auch mehrere, damit unsere Kinder reiche Eltern kriegen, oder damit wir doch in unseren alten Tagen einmal etwas zu leben haben.«

Gut, wurde gemacht. Also Meister Enoch steckte jedesmal einen Sixpence in die Sparbüchse, ein Fünfgroschenstück, manche Nacht auch mehrere, zumal im Anfang. Da war das Hineinstecken leicht. Nach und nach aber ging das Stecken langsamer, das heißt, der Ehemann wollte nicht mehr jede Nacht ein Fünfgroschenstück in die über dem Bett hängende Sparbüchse stecken. Doch Frau Hullogan ließ nicht nach. Sie war überhaupt arbeitssam, sparsam, sogar geizig. Und dann war es doch auch wegen der Kinder, an denen es nicht fehlte. Allerdings starben diese immer gleich – dann ging es eben für das eigene Alter. Kurz, Frau Hullogan sorgte dafür, daß ihr Mann immer steckte – Fünfgroschenstücke in die Sparbüchse.

Und so ging das fast zwanzig Jahre lang fort. Meister Enoch mußte immer in die Sparbüchse stecken, ob er wollte oder nicht. Frau Hullogan hatte unterdessen Bärenknochen bekommen und nicht nur Haare unter der Nase, sie setzte ihren Willen durch.

Zwanzig Jahre! Da kommt schon etwas zusammen, mit solchen Fünfgroschenstücken. Nun, sie hatte es ja selbst gesagt – hundert- undvierzehn Pfund Sterling, vier Schilling und six Pence waren es gewesen, die sie sich auf diese Weise zusammengespart hatten. Das sind 4560 Sixpencer. Also im Durchschnitt jährlich zweihundertzweiundzwanzig und ein halbes ... Fünfgroschenstück.

Die Büchse wurde ab und zu geöffnet, aber nichts herausgenommen, nur das Silbergeld immer eingewechselt; denn Frau Hullogans Büchse wurde im Laufe jeden Jahres so voll, daß nichts mehr hineinging. Und die Sparbüchse wurde im Laufe der Jahre durch die vielen Goldstücke mächtig schwer, selbst ein größerer Nagel mußte eingeschlagen werden, und Enoch steckte noch immer Fünfgroschenstücke hinein.

Eines Abends kam der treue Ehegatte nicht nach Hause, die ganze Nacht nicht. Niemals wieder.

Bei der Arbeit war er nicht verunglückt.

»Der ist sich durchgebrannt,« sagte Frau Hullogan in prophetischer Ahnung.

Es vergingen Tage. Nun lag Frau Hullogan immer allein im Bett und äugelte nach ihrer Sparbüchse und rechnete sich aus, daß, wenn das so weitergegangen wäre, in hundert Jahren zweiundzwanzigtausendachthundertundfünfzig Fünfgroschenstücke hätten darin sein müssen.

Eigentlich schade!

So vergingen sogar acht Tage, ohne daß Enoch wiedergekommen wäre, als es Frau Hullogan einfiel, doch einmal die Sparkasse zu schütteln, um sich am Klange des Goldes zu erfreuen.

Himmelbombenelement noch einmal!!!

Will sich da gar nichts klingen!

Ist sich die Sparbüchse ganz leicht!

Ist sich gar nichts mehr drin!

Und nun war es ja ganz klar.

»Ist sich dieser Lausbub mit meinem sauer verdienten Gelde durchgebrannt!!«

Frau Hullogan rannte von Haus zu Haus und erzählte ihr Unglück, noch näher schildernd, auf welche Weise sie diese Fünfgroschenstücke so schwer verdient hatte.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. In diesem Falle brauchte es Frau Hullogan erst recht nicht. Sie hatte nur von einhundertvierzehn Pfund vier Schilling six Pence gesprochen, die sie sich auf diese Weise verdient und zusammengespart – natürlich wurden in dem Fischernest alle Bleistifte in Bewegung gesetzt, um diese Summe in einzelne Sixpence umzurechnen, das Resultat wurde mit Kohle an Frau Hullogans Hauswand gemalt – und noch ganz andere Sachen dazu. – –

Ich greife also vor. Enoch erzählte mir dies erst später, und er schilderte, was für ein Geizteufel dieses haarige Weib gewesen sei, wie sie ihn schon vom ersten Jahre an tyrannisiert hätte, wie er

schon immer und immer entschlossen gewesen wäre, ohne Abschied davonzugehen, was nur immer ihre Wachsamkeit verhindert hätte.

Ja, ich glaubte ihm. Ich hatte meine größte Mühe, ernst zu bleiben.

»Aber das war doch nicht nett von dir, Enoch, daß du auch ihr Geld mitnahmst.«

»Ehr Geld? Dat war mien Geld!« verteidigte sich der kleine Krummbein entrüstet. »Ick häww dee größte Arbeit dabie ton, dat war mien suer verdeentes Geld!«

Ja, es war wirklich schwer, dabei ernst zu bleiben.

Außerdem sei das ja nur eine besondere Sparkasse gewesen, sie mußte noch vieles andere Geld gehabt haben; sie hatte dem armen Kerl ja jeden Penny abgenommen.

Enoch war dann wieder vier Jahre als Matrose und Bootsmann gefahren, bis er zu mir kam.

Frau Hullogan Sture hatte sich nicht viel auf die Polizei verlassen, sie hatte ihren Mann selber gesucht, nach ihrer Weise, es war doch nur so ein kleines Fischernest gewesen; auch sie war dann zur See gegangen, als Stewardess, oder wie man das nun sonst nennen mag, hatte auf einer Jacht so eine Stelle als Wirtschafterin bekommen, hatte die Wäsche und dergleichen unter sich gehabt – nicht immer auf demselben Schiffe, sie hatte es öfters wechseln müssen, aber immer unter ein und demselben Jachtbesitzer, wie wir gleich erfahren werden.

Die Verletzten waren geborgen, befanden sich unter den Händen des Arztes; die übrigen Matrosen wurden von meinen Jungen versorgt, die Steuerleute, soweit sie noch lebten oder noch gehen konnten, waren Gäste der Offiziersmesse, und an meiner Mittagstafel in der Kajüte nahmen drei Personen teil, Kapitän Sykomore von dem zusammengeschossenen amerikanischen Schoner, der ehemalige Besitzer desselben, Mr. Grant Fairfax, das war der mit der krummen Nase und dem geschienten Arme, und schließlich

Mr. Ulysses Brown mit den Bartkoteletten und mit dem abgerissenen Ohre, das er sich gern an die Uhrkette hängen wollte.

Der Kapitän der englischen Brigg war bei der Explosion spurlos in der Luft verschwunden, so brauchen wir auch gar nicht seinen Namen zu wissen.

Ich war entschlossen, meinen Gästen die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ließen sie sich das nicht gefallen, wozu ich sie freilich auch nicht zwingen konnte, so saßen sie hier bei mir zum ersten und zum letzten Male an der Kajütentafel, dann wurde jedem eine Kabine angewiesen, sie wurden als Fremde behandelt, wurden in Rio de Janeiro an Land gesetzt, aber nicht eher, als bis sie ihre Zeche bezahlt hatten, und das tüchtig.

Denn auch Schiffbrüchige werden nicht etwa umsonst an Bord genommen, das kostet sogar schweres Geld; Wohnung und Verpflegung werden zu teuren Schiffspreisen berechnet, beim Dampfer kommen die Kohlen hinzu – also schließlich wie bei der Eisenbahn, wie beim Passagierdampfer – dann wird jede Minute, die man sich bei der Bergung aufgehalten, auf die Rechnung gesetzt, und das muß alles die Reederei des gesunkenen oder im Stiche gelassenen Schiffes bezahlen. Wo natürlich nichts zu haben ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Doch meine drei Gäste waren mittheilsam – dann sollte es ihnen auch nichts kosten.

Da hatten sich die Richtigen zusammengefunden, und wenn sie auch einander Seeschlachten lieferten, nur zum Zeitvertreib – die paßten zusammen.

Als ersten führe ich den siegreichen Engländer an, der erst nachträglich in die Luft geflogen war, den mit den Bartkoteletten und dem abgerissenen Ohre, Mr. Ulysses Brown.

Brown ist ein sehr gewöhnlicher Name, Ulysses schon weniger, und dieser paßte auch für den Engländer, der von jeher ein auf der See herumirrender Odysseus – Ulysses ist Lateinisch, Odysseus Griechisch – gewesen war.

Also ein Jachtsportsman. Abenteuerte mit seinem Schiffe in der ganzen Welt herum, seit seinem achtzehnten Jahre, und jetzt war er vierunddreißig.

Woher nahm er dazu die Moneten? Der Mann hatte eine ganz merkwürdige Geldquelle, Goldquelle, Millionenquelle.

Kann man sich noch auf den Namen Professor Migargé entsinnen? So vom Anfang der siebziger Jahre an bis wieder Anfang der achtziger. Da war dieser Name in jeder deutschen illustrierten Zeitung zu lesen, nämlich hinten im Annoncentheile. Es war dabei immer ein Männerkopf abgebildet, mit mächtigem Schnurrbart und zeitweilig wohl auch mit großem Vollbart. Dann waren es manchmal auch zwei Köpfe, mit denselben Gesichtern, aber der eine Kopf hatte eine Glatze und der andere keine mehr. So sah ich früher aus, und jetzt gedeiht auf meinem Schädel dieser Schopf. Heil dem Professor Migargé!

Verstanden? Professor Migargé war in Deutschland der erste Haarkünstler – aber kein einfacher Friseur, auch kein Bürstenbinder – sondern er konnte nicht nur Gras, sondern auch Haare wachsen lassen, unter der Nase, auf dem Kopfe – überall, wo er wollte – das heißt, wo man mit seinem Haarwasser einschmierte.

Professor Migargé war der erste in Deutschland, der mit solchem Haarschwindel anfing, und er hat in etwa zehn Jahren viele Millionen verdient, zusammengesammelt von den Talern bartloser Jünglinge und mondscheinsüchtiger älterer oder auch jüngerer Herren, welche eben gern auf dem haarlosen Kopfe einen Schnurrbart haben wollten.

Heute hat Professor Migargé ungezählte Nachfolger, welche alle auf die reflektieren, die in der Welt niemals alle werden, und auch die sollen sich sehr gut dabei stehen.

Aber schon Professor Migargé war nur ein Nachahmer gewesen.

Da war schon lange vor ihm das Browning-Water. Ein wunderbares Elixier. Wenn man täglich einen alten Tisch damit einschmierte, wuchsen aus der Tischplatte Haare.

O, ich kannte dieses Browning-Water auch schon. Man konnte jede englische oder amerikanische oder spanische oder französische oder italienische Zeitung in die Hand nehmen, und nicht nur eine illustrierte – Browning-Water, Browning-Water, Browning-Water. Auch in Hansen seiner Kiste hatte ich einige solche leere Buttels gefunden, die Buttels drei Schilling.

Nur in Deutschland hat sich dieses welterlösende Mittel nicht recht eingeführt. Da ist ihm eben Professor Migargé zuvorgekommen.

Aber sonst beherrschte das Browning-Haarwasser und Bartwuchserzeugungsmittel die ganze unter Kultur stehende Erde und sämtliche benachbarte Dörfer.

Na, und mein Gast hier mit dem abgerissenen Ohre, Mr. Ulysses Brown, das war derjenige, welcher. Nicht gerade der direkte Beglückter der Menschheit – sein Vater hatte es schon erfunden.

Jetzt war es Aktiengesellschaft, aber wohl auch nur so dem Scheine nach, jedenfalls hatte Mr. Ulysses hier die meisten Aktien. Er selbst wollte sich nicht mehr um das Geschäft kümmern, war nur noch stiller Teilhaber.

Wie viele Millionen er jährlich bezog . . . ich weiß es nicht. So weit ging die Dreistigkeit meiner Fragen nicht. Jedenfalls so viel, um sich in einem einzigen Jahre vier ansehnliche Schiffe kaufen zu können, welche er zusammenschießen ließ oder auf andere Weise zu verlieren suchte.

Dann erfuhr ich auch noch, daß diese Aktiengesellschaft jährlich die runde Summe von hunderttausend Pfund Sterling oder zwei Millionen Mark ausgab.

Ich wollte es nicht glauben, er rechnete es mir vor, und da sperrte ich, mit Respekt zu sagen. Maul und Nase auf.

Allein für englische Zeitungen wurden wöchentlich tausend Pfund zur Reklame ausgegeben. Ich rechnete alle die vielen englischen Zeitungen nach, ich sah eine, las den Zeilenpreis für die Annoncen, und da konnte ich nicht mehr zweifeln. Nun noch französische, spanische und italienische Zeitungen – ja, die Rechnung stimmte.

»Hilft denn dieses Wasser wirklich?« fragte ich naiv.

Mr. Ulysses nahm bedachtsam mit der linken gesunden Hand die Zigarre aus dem Munde und blies den Rauch von sich.

»I wo! Keine Spur! Alles der pure Schwindel!«

Diese Offenheit war lobenswert.

»Was ist es denn eigentlich?«

»Na, Wasser, Wasser, reines Wasserleitungswasser. Es kommt noch ein bißchen Farbe und auch Odeur hinein – aber mehr als einen halben Penny darf so eine Pulle nicht kosten.«

»Und Sie verkaufen sie mit drei Schilling?«

»Die halbe. Die ganze kostet fünfe. Geehrter Herr, was wollen Sie? Abgesehen von unseren Kosten – wir bekommen das Wasserleitungswasser auch nicht umsonst, und dann die vielen Reklamen, die Unterhaltung der Filialen und so weiter und so weiter – ist das nicht ganz ehrlich verdient? Bedenken Sie doch, welche Freude wir solch einem Jüngling machen, wenn er sich unser Browning-Wasser mit dem Pinsel unter die Nase schmieren darf – schon diese freudige Hoffnung, wenn er sich unser Wasser nur bestellt, wenn er es in seiner Verpackung zugeschickt erhält – bedenken Sie, wenn der Postmann kommt – wenn er es öffnet – wenn er die Buttel mit dem Leitungswasser in der Hand hält – stellen Sie sich den Jüngling vor, wie er schon an seinem zukünftigen Schnurrbarte dreht – oder stellen Sie sich den älteren Herrn vor, wenn er sich seine Glatze einsalbt – wie er sich schon den zu den späteren Haaren gehörenden Kamm kauft – immer Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung – und mit ungebrochener, freudiger

Hoffnung bestellen sie sich die zweite, die dritte, die vierte Flasche – und so immer weiter – wachsen tut natürlich nichts, aber die Hoffnung bleibt – ja, geehrter Herr Kapitän, wenn wir so vielen Menschen solch eine ewigbleibende Hoffnung einflößen, gepaart mit freudigem Entzücken über den späteren Erfolg – sollen wir uns das nicht bezahlen lassen?«

Ich konnte nicht widersprechen. Nur etwas baff war ich.

»Außerdem,« fuhr Mr. Ulysses in seiner phlegmatischen Weise fort, »bedenken Sie auch, welche Mühe es macht, dieses verdiente Geld wieder durchzubringen. Das ist nämlich gar nicht so einfach. Wenn man es nicht so ins Meer werfen will. Das tue ich aber nicht, sondern ich beschäftige jedes Jahr viele hundert Werftarbeiter, welche mir meine Schiffe bauen, ich beschäftige Kanongießler und Tauspinner und hundert andere, sie alle hätten mit ihren Familien kein Brot, wenn da andererseits nicht Leute wären, welche gern einen Schnurrbart oder wieder Haare auf dem Kopfe hätten – und wie die mit Leitungswasser pinseln, so können andere, vielleicht jenseits des Ozeans, sich mit fleißiger Arbeit ernähren – o nein, diese Taler für das Browning-Wasser sind durchaus nicht weggeworfen – Haare gibt's allerdings nicht dafür, hier aber freudige Hoffnung und dort Brot – ich bin nur der Vermittler, der Ausgleicher, der Zauberkünstler, welcher das runde Geld rollen läßt.«

So sprach Mr. Ulysses Brown, der Erfinder des Wasserleitungswassers, von dem die halbe Buttler einen Taler kostet. Ich habe einmal in einer schlaflosen Nacht ernstlich darüber nachgedacht. In der Tat, eigentlich ist es ganz gleichgültig, womit man Geld verdient, nur direkt geschädigt darf niemand werden, daß er davon nicht direkte Schmerzen empfindet – seelische oder körperliche – und dann darf man das Geld nicht im Kasten lassen, es muß rollen, wieder unter die Leute kommen.

So, das war Ulysses Brown gewesen. Nun kommt der andere daran, der Amerikaner mit dem gebrochenen Arme und mit der

schiefen Nase, und wenn er in Eifer geriet, stotterte er auch etwas durch diese schiefe Nase, Mr. Grant Fairfax.

Der bezog seine Moneten aus einem viel solideren Geschäft, sogar aus einem sehr harmlosen. Der machte Puppenkleider. – NN-pupupupuppennnkleider. Faktisch, Puppenkleider. Die Bälge bezog er aus Deutschland, die Kleider dazu machte Mr. Grant Fairfax, der nebenbei zum Zeitvertreib mit Kanonen ein Schiff in den Grund schoß oder es in die Luft sprengte. Das heißt, die Puppenkleider machte er nicht selber, sondern er ließ sie machen, so von einem halben tausend Hände, oder Händepaare, in einer fünfstöckigen Fabrik, in New-York stehend.

Die Puppenkleidermacherei ist gar kein so schlechtes Geschäft, wie ich mich dann belehren ließ. Und wenn eine Puppe oder nur das Puppenkostüm hundert Dollar kostet – und ich habe später in New-York, als ich mich einmal darum kümmerte, solche wirklich ausgestellt gesehen! – es findet seinen Abnehmer. Wenn so ein junges Ehepaar mit einer Milliarde oder sogar nur mit einigen lumpigen Millionen ein Kindchen bekommt, da ist doch keine Wurst zu teuer, und was das Töchterchen der Mrs. Dingsda hat, das kann sich die Mrs. Dingskirchen natürlich auch leisten, und so geht das immer weiter – und Mr. Grant Fairfax kann dafür mit Kanonen schießen.

O, Fairfax Söhne, eine alte, solide Firma! Außerdem auch noch anderes Geld in schwerer Menge vorhanden! Der Alte war tot, der eine Sohn besorgte das Geschäft, der zweite, Mr. Grant hier, war nur stiller Teilhaber, war sonst von Beruf Jachtsportsman.

Mr. Ulysses Brown und Mr. Grant Fairfax waren schon seit langem Freunde gewesen. Gleiche Neigung. Hatten schon mehrmals zusammen die Welt umsegelt. Da war der Streit zwischen ihnen ausgebrochen, dessentwegen sie sich, wie Fritz gesagt, ›dubliert‹ hatten.

Aber doch eigentlich kein Duell. Das heißt kein Zweikampf wegen einer Beleidigung, wegen einer sonstigen Ehrensache. Oder doch, wie man's nimmt.

Mr. Fairfaxens Jacht hatte immer die Takelage eines zweimastigen Schoners gehabt, Mr. Brown bevorzugte die einer Brigg.

Die Brigg ist ein zweimastiges Fahrzeug; der erste Mast hat volle Rahentakelung, der letzte hat keine Rahen, führt nur ein einziges großes Segel, das Besan, das von Deck aus herumgeschwenkt wird, und das gilt bei dem Schoner von allen Masten, die also gar keine Rahentakelage haben.

Jeder rühmte natürlich seine Jacht. Doch welche den Vorzug hatte, das war schwer zu entscheiden. An Schnelligkeit gaben beide einander nichts nach, beim Wettsegeln gewann einmal die Brigg, einmal der Schoner.

»Ja, aber im Kreuzen ist der Schoner Ihrer Brigg weit überlegen, wir schwenken die Besane viel schneller herum,« sagte der Amerikaner.

»Ganz im Gegenteil, die Brigg kommt viel schneller in den Wind,« verteidigte der Engländer seinen Schiffstyp.

Es wurde nach der nötigen Wette ausprobiert. Aber wer am schnellsten wenden oder halsen konnte, das war noch schwieriger zu ersehen, so oft man auch um Bojen oder um ganze Inseln herumsegelte.

»In der Seeschlacht, beim Rammen, da würde sich die Ueberlegenheit der Brigg zeigen,« hatte einmal ein Sachverständiger geäußert, der auf Seite des Engländers stand.

Seeschlacht! Das Wort war gefallen!

Die beiden Goldsöhne hatten ja das Leben schon so sehr genossen, daß ihre Nerven auch durch gar nichts mehr gekitzelt wurden.

Also einen Zweikampf zur See, Schiff gegen Schiff. Welches das andere durch Rammen zum Sinken brachte, das war das bessere.

Schnell ließ jeder noch eine neue Jacht bauen, mit gleicher Tonnenzahl, von gleicher Größe, nur daß der Engländer seine Jacht wie gewöhnlich als Brigg, der Amerikaner als Schoner takteln ließ.

Nachdem sie die Mannschaft genügend einexerziert hatten, begaben sie sich auf den Rendezvous-Platz, damals weiter im Norden, und nun fuhren der Haarwuchsmittelfabrikant und der Puppenkleidermacher gegeneinander los.

Mehrschrittweise fuhren sie daneben. Beim fünften oder sechsten Male aber gab's doch einen Krach, der amerikanische Puppenkleiderschneider war dem englischen Haarwasseronkel ins Hinterteil gefahren. Doch dieser kam wieder frei, und ehe er sank, hatte er noch so viel Kraft, dem Puppenkleidermacher zwischen die Rippen zu rennen, daß dieser auf der Stelle sank, langsam gefolgt von dem Gegner.

Die Boote waren schon klar gemacht gewesen, nur einen Tag Fahrt, und sie hatten das Festland erreicht.

Wer hatte gesiegt? Keiner. Also denselben Vers nochmal! Jetzt hatten die beiden Goldsöhne schon Geschmack an dem gefährlichen Spielchen gefunden. Außerdem kam nun auch die nationale Ehre mit in Betracht.

Die englische Brigg hatte den Namen ›Oldengland‹ geführt, der amerikanische Schoner war auf den Namen ›Yankee‹ getauft gewesen, und nun also wurde in verbesserter Auflage die ›Oldengland II‹ und der ›Yankee II‹ gebaut.

Also zum zweiten Male wie die wilden Eber aufeinander los! Diesmal ging's besser. Nur wenige Hin- und Herfahrten, elegantes Begegnen und Ausweichen wie beim Konter, dann schnitt ›Oldengland II‹ den ›Yankee II‹ mitten durch, daß auch gleich ein Steuermann halbiert wurde, vier andere Matrosen ertranken und der Puppenkleidermacher ein Bein brach.

»Mister Brown, Sie haben allerdings gesiegt,« sagte der Amerikaner, als er auf dem Streckbett im Gipsverbande lag, »aber in

einer modernen Seeschlacht kommen ja zwei Schiffe gar nicht so nahe zusammen, daß sie die Entscheidung durch Rammen herbeiführen, da sprechen nur die Kanonen, und bei einem Artilleriekampf würde Ihre Brigg unbedingt den kürzeren ziehen, mein Schoner wendet schneller, er kann mehr Breitseiten abgeben.«

»Wetten, daß nicht?«

»Ich nehme die Wette an.«

Gut, wurde wieder gemacht. Während Mister Fairfax noch im Gipsverbande lag, ließ er schon den ›Yankee III‹ bauen.

Diesmal ging's also mit Kanonen los. Die beiden fanden immer mehr Geschmack an der Seekriegspielerei.

Ich hatte der Seeschlacht beigewohnt, hatte das Resultat gesehen.

›Yankee III‹ war hinuntergegangen, ›Oldengland II‹ hinauf. Mister Grant Fairfax hatte diesmal einen gebrochenen Arm, der Haarwasseronkel konnte sich sein linkes Ohr an die Uhrkette hängen.

Schon aber sprachen die beiden Kerle von ›Oldengland III‹ und von ›Yankee IV‹, und diesmal sollte es ein Schleichkampf werden, so immer zwischen Inseln hindurch, heimlich, bei Nacht, einer mußte den anderen überraschen, vielleicht im australischen Archipel.

Wie lange das so fortgehen würde? Bis einer von den beiden einmal tot war. Und dann suchte sich der Ueberlebende einen anderen, der mit ihm weiterspielte.

Nun darf der Leser fragen: Ja, hatten denn die beiden gar keine Angst, dabei ihr Leben zu verlieren? Wenn man so viel Geld hat, da kann man sich das Leben doch wahrhaftig angenehmer machen!

Nein, mein geehrtes Publikum, das nennt man Sport! Wenn ein Herrenreiter beim Wettrennen sein eigenes Pferd steuert, so ist das ganz und gar nichts anderes. Der weiß doch auch genau, daß

er dabei das Genick und noch sämtliche andere Gliedmaßen brechen kann, und den Preis hat er meistens auch gar nicht nötig, er tut's also nicht um Gewinn, vielleicht nicht einmal um die Ehre, er weiß schon, daß er nicht gewinnt, er will nur einmal sehen, wie sein Pferd läuft, er weiß schon, daß es nicht über die große Hecke kommen und daß es dort irgendeinen Bruch geben wird – und trotzdem steigt so ein Sportsman oder Kavallerieoffizier frisch und fröhlich in den Sattel.

Ist das nicht schließlich genau dasselbe?

Anders schon die Frage, ob sich da Menschen als Matrosen finden, welche bereit sind, sich totschießen zu lassen.

Doch wer die Verhältnisse kennt, der findet auch das ganz selbstverständlich. Menschen so viel, wie man haben will. Natürlich sind diese Matrosen etwas teurer als unter gewöhnlichen Verhältnissen.

Man bedenke doch nur: die südamerikanischen Republiken führen ja fortwährend Krieg untereinander, und alle diese Soldaten sind wirkliche Söldlinge, und die gehen doch nicht für Gott und Vaterland in den Kampf, sondern eben für täglich fünf Groschen, dafür sind sie bereit, sich totschießen zu lassen, von den Strapazen gar nicht zu sprechen.

Was zu Lande, das gibt es natürlich auch zur See.

Wenn ich jetzt zu meinen Jungen sagte: hört, so und so, wir wollen einen Einfall in Nicaragua machen, einen Krieg auf eigene Faust, ich habe Verbündete – meine Jungen wären doch auch sofort mit Feuer dabei gewesen!

Nur daß es nicht so viel Seeleute wie Landratten gibt. Eine ganze Schiffsbesatzung, von der kein einziger ein Spielverderber ist, ist nur schwer zusammenzutrommeln. Ich hatte mir meine Mannschaft doch auch erst mühsam zusammengelesen.

Aber es gibt ein Land, wo alles sofort zu haben ist. Wer irgendeinen politischen Putsch vorhat, wobei Schiffe die Hauptrolle

spielen sollen, wer sich als Küstenschmuggler oder sogar als Seeräuber etablieren will, wer irgendein wagehalsiges Unternehmen beabsichtigt, welches außerhalb der breiten Wasserstraße liegt, wobei Blut fließt, aber auch Geld zu verdienen ist, der braucht nur nach Halifax zu gehen und dort die Werbetrommel rühren zu lassen. Die Novascotiemen sind die modernen Landsknechte zur See, und das ist, wie schon erwähnt, die eigentümliche Rolle, welche sie unter den anderen seefahrenden Nationen einnehmen.

Die englische Brigg, wie der amerikanische Schoner waren mit solchen bemannt gewesen, und wenn auch schwarze und andere Rassen darunter, sie gehörten doch alle zur Sippe der Novascotiafahrer, sie erhielten eine sehr hohe Heuer, für die siegende Mannschaft waren Prämien ausgesetzt, und dafür waren sie bereit, sich totschießen, zermalmen oder in die Luft sprengen zu lassen, und daß die noch lebenden Krüppel von den Kameraden über Bord geworfen wurden, das war vorherige, gegenseitige Abmachung, eigentlich hätte ich mich da gar nicht einmischen dürfen. Denn der Krüppel hatte nun sowieso die Gelegenheit verloren, die ihm ausgezahlte Heuer an Land in einem Tage zu verprassen, zu welchem Zwecke er überhaupt erst angemustert hatte – also lieber gleich tot!

Von der moralischen Seite dieser zwecklosen Opferung von Material und Menschen wollen wir gar nicht erst sprechen. Die meisten Kriege sind auch nur persönliche Auseinandersetzungen, Zweikämpfe der Oberhäupter der sich abschlachtenden Völker gewesen. Und es ist gefährlich, da noch weiter zu grübeln. Sonst müßte man ja bei jeder Tasse Kaffee und Tee, die man trinkt, und bei der man liest, daß wieder ein großes Schiff, welches mit Kaffee und Tee befrachtet war, mit Mann und Maus untergegangen ist, daran denken, daß man ebenfalls seinen Teil zu dem Tode vieler braver Seeleute beigetragen hat.

Nein, nur nicht schwächlich! Nur ein schwächlicher Träumer kann daran glauben, daß der Krieg einmal in der Welt, auf dieser Erde aufhören wird. Krieg muß sein, das ist ein eisernes Naturgesetz! Und ob sich zwei Männer boxen, im Streite oder um zu prüfen, wer der Stärkere und Gewandtere ist – oder ob sich zwei Schiffe mit Kanonen beschießen, um zu entscheiden, welches Schiff schneller wenden kann – oder ob sich aus Rauflust zwei Ritterburgen befehlen – oder ob sich zwei germanische Völkerstämme, Sachsen und Preußen, Schlachten liefern – oder ob ganze Nationen gegeneinander zum Vernichtungskampfe losgehen – – es ist alles – im Grunde genommen!!! – ganz genau dasselbe!

Wir Menschlein lassen uns nur immer durch die Größe, durch die Dimensionen beeinflussen. Aber versetzen wir uns auf einen Stern, betrachten wir durch ein Riesentelescop den Ameisenhaufen, Erde genannt. Die winzigen Ameisen balgen sich etwas herum.

KOHLENÜBERNAHME MIT MUSIK, IRISCH STEPP, DER KARBUNKEL VON LIBERIA UND JAHRMARKT ZUR SEE.

Sechs Tage verlief die Weiterfahrt ohne Zwischenfall.

Wirklich, es war eine angenehme Gesellschaft, die ich mit den beiden Sportsmen da an Bord bekommen hatte. So ganz anders, als ich sie mir je gewünscht hätte.

Keine Gelehrten, keine Künstler – jeder andere hatte sie wahrscheinlich überaus langweilig gefunden. Nicht einmal von den ferneren Ländern und von ihren zahllosen Abenteuern konnten die beiden Weltreisenden etwas erzählen. Das war ihnen ja alles schon zu fade geworden, gar nicht mehr der Rede wert. Sie rauchten gelangweilt ihre Zigarren.

Aber man mußte sie nur zu nehmen wissen! Und ich verstand so etwas. Dann entpuppten sich die beiden als Philosophen ganz besonderer Art.

Ja, Völkerkriege und Ameisen, darüber unterhielten wir uns während der sechs Tage lang, und noch über tausend andere Dinge, von denen man aber nichts in Büchern zu lesen bekommt, oder es sind eben solche Bücher, welche der Vergessenheit anheimgefallen sind, wenn sie nicht schon früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sind – heutzutage auf dem Scheiterhaufen der öffentlichen Meinung, entfacht und geschürt von der bezahlten Universitätsphilosophie.

Diese beiden langweiligen, verrückten Kerls hatten einen allumfassenden Blick in die Ferne – ich habe ihnen stundenlang auf einem Sitz zuhören können.

Eine ausführlichere Probe von der Philosophie des Engländers habe ich schon gegeben, wie er den Schwindel mit seinem Haarwasser verteidigte – alles verrückt, aber originell, versteckt geistreich, ironisch, sich selbst und alle Welt verspottend – und nun diese köstliche Vortragsweise, so faul mit der Zigarre im Munde hingesezt – es waren köstliche Stunden und Tage!

Da hatte ich gleich wieder Kameraden gefunden: Seezigeuner. Ich hatte dieses Wort einmal gebraucht.

»*Well*, Seezigeuner,« sagten beide wie aus einem Munde. »Bilden wir eine Gemeinschaft von Seezigeunern, wie eine solche auch unter diesem Landgesindel besteht. Auch diese Zigeuner sollen ja einen König haben, der über ein unsichtbares, aber auf dieser Erde liegendes Reich herrscht, in dem das Pferdestehlen ein ehrenvoller Beruf ist. Machen wir uns unsere eigenen Gesetze, jeder soll auf seinem Schiffe unumschränkt freier Herr sein, mit freiem Willen, und dennoch können wir unter dem Befehl eines Königs stehen, der am besten Pferde stehlen . . . «

Leider wurde diese Unterhaltung unterbrochen. Oder auch nicht leider. Dafür sollte später meine Ueberraschung eine um so größere sein.

Es war dies am sechsten Tage nach jener Seeschlacht gewesen, nahe dem südlichen Wendekreis, nur noch dreihundert Seemeilen oder vierzig Stunden von Rio entfernt.

Es war gegen Mittag, das elektrische Klingelzeichen rief mich auf die Kommandobrücke.

Außer einigen anderen Fahrzeugen war auch ein brasilianisches Kriegsschiff in Sicht, welches uns, die wir gerade unter Dampf fuhren, anfragte, ob wir Kohlen abzugeben hätten.

»Ja.«

»Wieviel Tonnen?«

»Vierhundert,« ließ ich ohne Besinnen zurücksignalisieren.

»Preis?«

Na, ich selbst hatte in London nur neun Schilling für die Tonne bezahlt, die Versicherung schon inbegriffen – zuletzt hatten die Kohlen in Rio auf vierzehn gestanden, höher würden sie auch nicht kommen – wenn ich auf See sechzehn verlangte, von einem Kriegsschiff, das nötig Kohlen brauchte, so war das ein ganz außergewöhnlicher Verdienst.

Ich hatte mich schon hinab zum Signalmast begeben, wies die Signalgäste an, die Zahl 16 zu hissen.

»Dreißig,« sagte da hinter mir eine wohl lautende Stimme.

Es war Mister Tischkoff. Ueber ihn habe ich sonst nichts weiter zu erwähnen gehabt. Hätte ich den beiden Sportsmen nicht von selbst gesagt, als der alte Herr seinen gewöhnlichen Spaziergang an Deck gemacht, er ginge als Passagier mit, die beiden hätten nicht gefragt, dazu waren sie viel zu faul.

»Dreißig Schilling pro Tonne soll ich fordern?« staunte ich.

»Ja.«

»Das ist doch . . . «

»Hissen Sie! Wenn jetzt ein anderes Kohlenschiff oder nur ein Dampfer mit überschüssiger Kohle kommt, haben Sie das Geschäft verloren.«

Ich gehorchte. Er war mein Kommodore. Und ich hatte wohl schon etwas Schamröte auf den Wangen.

Drüben blieb man einige Zeit die Antwort schuldig, und ich frohlockte schon – zu meinem eigenen Nachteil.

Dann kletterten zwei Flaggen empor.

»Zu viel.«

Ich hatte es erwartet – ich möchte fast sagen: gehofft.

»Zeigen Sie nochmals die Dreißig, Sie bleiben bei Ihrer Forderung,« sagte Tischkoff.

Meinetwegen, ich wollte ihm den Willen tun – ich ließ die Flagge, welche die Zahl dreißig ausdrückte, etwas herabziehen und gleich wieder hissen.

Jetzt hatten die dort drüben es eilig.

»Angenommen. Dampfen Sie heran.«

Jetzt aber kam mir doch zum Bewußtsein, was für einen Fang ich da gemacht hatte! Dieser famose Kommodore!

»Ich hätte nur sechzehn Schilling gefordert,« gestand ich offen, nachdem ich die nötigen Kommandos gegeben hatte.

»Wissen Sie denn nicht, daß in Brasilien Revolution herrscht? Bürgerkrieg, auch zur See, die Kriegsflotte hat sich in zwei Parteien gespalten, und das Kriegsschiff dort braucht Kohlen, um den eigenen Kameraden zu entgehen.«

Ja, ich wußte es. Wann ist es in Brasilien oder in einem anderen dieser südamerikanischen Staaten überhaupt jemals ruhig gewesen?

Aber ich habe mich nie um Politik gekümmert, hatte kein Interesse dafür – ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied – mein Schiff war mein eigenes Königreich, und wer das angriff, war mein Feind – basta!

So sagte ich es auch dem Kommodore, erwartete einen Tadel.

»Ganz recht,« nickte dieser aber zustimmend, »bleiben Sie nur bei dieser Anschauung, und für das andere bin ja ich eben da.«

Famos! Solch einen Berater ließ ich mir erst recht gefallen!

»Hat er gefragt, wieviel Tonnen Sie abgeben können? Da war ich noch nicht an Deck.«

»Ja. Ich habe vierhundert geantwortet.«

»Weshalb nur vierhundert? Sie haben doch sechshundert.«

Allerdings. Dabei waren meine Bunkers zum eigenen Verbrauch noch halb gefüllt, wir hatten viel gesegelt.

Weshalb ich nur vierhundert angegeben, konnte ich selbst nicht sagen. Ich hatte doch als Ausladeort Rio im Auge, das hatte mir im Kopfe gesteckt.

»Nun, darüber können Sie ja persönlich verhandeln. Aber natürlich Barzahlung, keine Anweisung, auch kein Papiergeld – nur gemünztes oder geeichtes Gold oder Silber.«

Und wenn die nun nicht so viel bares Geld an Bord haben; hatte ich auf der Zunge. Doch wir waren schon zu nahe, um noch einmal zu signalisieren, das konnte nun gleich mündlich abgemacht werden. Uebrigens spielen tausend Pfund, die ich noch nicht einmal zu fordern hatte, für ein Schiff, das in jedem Hafen so viele Ausgaben hat und alles bar bezahlen muß, gar keine Rolle. Tausend Pfund hat jeder hölzerne Kasten an Bord. Kann er einmal nicht bezahlen, braucht er Geld, so wird er beliehen – wenn er nicht schon zu sehr belastet ist, was man sofort aus dem Schiffsjournal, dem Heiligtume des Schiffes, ersieht. Und nun erst ein Kriegsschiff, welches nicht versichert und beliehen wird!

(Ueber die eigentümlichen Geldverhältnisse in bezug auf Kriegsschiffe machte der Schreiber dieses eine Erfahrung. Ein kleines Kanonenboot, nur vierzig Mann Besatzung, bekam die Order, von Wilhelmshaven eine Uebungsfahrt nach Husum zu machen, nur einen Tag Fahrt. Der Zahlmeister ging in Begleitung zweier Matrosen nach der Post, gab am Schalter ein versiegeltes Schreiben ab, erhielt dafür zwei Fäßchen, Sardinenfäßchen, aber die Schultern drückend. Jedes Fäßchen enthielt zwanzigtausend Mark in Gold. Die beiden Matrosen trugen sie an Bord, nur vom

Zahlmeister begleitet, fort ging es. In Husum wurde dem Kanonenboot zusignalisiert: mit voller Kraft zurück nach Wilhelmshaven! Es war eben eine Probefahrt, die Leistungsfähigkeit wurde geprüft. In Wilhelmshaven wurden die beiden Fäßchen mit den vierzigtausend Mark sofort wieder auf die Post gebracht, zurück nach Berlin. Das geht also alles anders zu, als wie sich der Laie das wohl sonst vorstellt. In den Kriegshäfen selbst scheint es gar kein Geld zu geben. Jede Löhnung, alles, kommt vom Marineschatzamt in Berlin, einfach durch die Post, an den Kapitän gerichtet wie an einen Privatmann. Das sind Verhältnisse, in welche das Publikum gar keinen Einblick bekommt. Und also schon für diese zwei Tage, wo es doch nur den Besuch eines deutschen Hafens galt, wurden von so einem kleinen Kanonenboote vierzigtausend Mark mitgenommen.) – – –

Es war ein für damalige Verhältnisse sehr großes Kriegsschiff, wenigstens fünftausend Tonnen, stark gepanzert, einen sehr adretten Eindruck machend. Aber ich erkannte gleich aus gewissen Anzeichen, daß es ein alter, hölzerner Kasten war, dem man nur die Panzerplatten aufgeklebt hatte. Die Geschütze waren gedeckt. Und dann natürlich noch Schaufelräder. Mein Schraubenschiff wurde überall noch als ein Wunder angestaunt, von sogenannten Sachverständigen mit überlegenem Spott – man hatte zu der Propellerschraube noch kein Zutrauen.

Die ›Santa Cruz‹ pfiß auf dem letzten Loche. Das heißt, es wurde schon mit dem letzten zusammengekratzten Kohlendreck gefeuert, das verriet der qualmende Schornstein. Und segeln konnte sie nicht, es herrschte absolute Windstille.

Dann lagen wir Seite an Seite. Ich glaube, der brasilianische Korvettenkapitän hatte seine prachtvolle Uniform erst meinetwegen angelegt, oder er legte sich auch so zur Koje, und trotz aller goldenen Troddeln und Klunkern wollte er noch handeln, obgleich er doch schon zugesagt hatte.

Doch es dauerte nicht lange, dann wollte er alle sechshundert Tonnen haben zum geforderten Preise.

Gut, du kannst sie haben, aber erst Geld her.

»Wir sind in Kriegsbereitschaft, können jeden Augenblick ein feindliches Schiff erwarten, und wenn nun inzwischen nicht alle Kohlen übernommen sind?«

»Ja, soll etwa jeder Kohlensack erst auf die Briefwage gelegt werden, wofür Sie mir allemal dreißig Schilling in die Hand drücken?« entgegnete ich meinerseits, und ich wurde mit dem Brasilianer ganz gut auf spanisch fertig.

Er merkte, daß mit mir nichts anzufangen war, vor jeder Insultation schützte mich ja das Sternenbanner, und ich merkte, wie eilig er es hatte. Dem saß eben jemand auf den Fersen, und dem Dampf war die Puste ausgegangen.

Dann fing er richtig mit Papiergeld an, brachte ein paar ganz zerfetzte Lappen zum Vorschein, bis er mir schließlich auf den Kajütentisch viertausend und einige Milreis in Gold aufzählte, und mehr als zwei Drittel davon war reiner Verdienst.

Es machte mir ein Heidenvergnügen, als ich das Gold in meinem Panzerschranke verpackte, in dem sich meine letzten drei Taler langweilten. Mit solcher Wollust hatte ich noch nie in meine Hosentasche gegriffen, um das Schlüsselbund herauszuziehen. Ich rechnete nicht nur mit zwei Drittel Verdienst, sondern diese sechstausend Taler hatte ich jetzt eben ergattert, und da hatte ich ja auch ganz recht, und überhaupt, das war doch eigentlich das erste Geld, welches ich mit meinem Schiffe wirklich verdient hatte.

Und wieviel hatte ich schon verpulvert und verbuttert? Na, denken wir gar nicht daran. Uebrigens ließen mich die verschwundenen Millionen auch ganz kalt. Das hier war mein redlich verdientes Geld, und ich freute mich dessen; was kümmerte mich der vergangene Reichtum?

So ist eben der Mensch ... besonders, wenn dieser Mensch ein Zigeuner ist.

Ob ich dem Mr. Tischkoff Provision zahlen mußte oder ihm etwas anbieten sollte?

Ach, Unsinn, der hatte ja ... ja, richtig, ich sollte mir ja von meinen zukünftigen Goldstücken eine Uhrkette machen lassen. Hm, das gäbe eine lange Uhrkette. Aber vielleicht eine ... na, ich würde schon sehen, wie ich diesen schnöden Mammon wieder glücklich an den Mann brachte – nein, zur Ausschmückung meines Schiffes verwenden konnte.

Nun aber los! Sechshundert Tonnen wollen von Bord zu Bord gebracht sein. Die Vorbereitungen wurden unterdessen dazu schon getroffen. Meine Jungen brauchten nicht zu helfen, das war gleich ausgemacht worden. Der Kriegsdampfer hatte zweihundertsechzig Mann Besatzung, das waren mehr Hände, als dabei beschäftigt werden konnten.

Wegen der Schaufelräder konnten wir nicht so ganz dicht zusammenliegen. Brücken wurden geschlagen, die Luken auf, und die Uebernahme begann.

Ich hatte zwei Winden, der dort drüben fünf, jeder Kasten faßte zwei Zentner Kohlen – das förderte etwas zutage, und außerdem wurde auch noch gekarrt.

Und nun ging es los. Jetzt verwandelte sich mein Schiff wirklich in einen kribbelnden Ameisenhaufen. Drüben brauchten ja nur wenige Leute an den Dampfwinden zu stehen, welche die langen Arme, über beide Decks reichend, immer hin und her schwenken ließen, hinunter fielen die Kohlen von allein, aber das Einschaufeln, das war die Hauptarbeit, und die Kohlen mußten doch zugefahren werden, von immer weiter her, wenn da auch durch Veränderung der Schiffslage etwas nachgeholfen werden konnte, und dann waren noch neun Brücken vorhanden, auf denen gekarrt wurde.

Der erste Kasten polterte in den ausgenommenen Leib des Kriegsschiffes hinein, und fünf Minuten später war die ganze Atmosphäre ein einziger Kohlenstaub.

Ich hatte Anordnung gegeben, alle Türen zu verschließen, nur wenige Matrosen brauchten an Deck zu bleiben, natürlich auch der wachhabende Offizier, sonst konnten meine Jungen in der Foxel oder im abgeschlossenen Zwischendeck ihren Neigungen nachgehen oder ein Schläfchen machen, ich selbst wollte mich eben in die Kajüte zurückbegeben, als ich dort drüben in der schwarznebligen Atmosphäre bunte Uniformen auftauchen sah, also an Deck des Kriegsschiffes, und wie ich noch so denke, ob denn das lauter Offiziere sind, die sich da im Kreise aufstellen – alles, was sonst Hände hat, muß doch in grauer Leinwand an die Arbeit – da . . . tschin bum bum tschin tschin!! Ein schmetternder Marsch!

Die Musikkapelle des Kriegsschiffes, anderthalb Dutzend Mann, mit Pfeifen und Trompeten, Flöten und Posaunen und alles, was dazu gehört, nicht zu vergessen die große Pauke mit Becken – oder wie das Tschintschinding heißt.

Daß Kriegsschiffe die Kohlen stets unter Musikbegleitung übernehmen, um den Leuten bei der schweren Arbeit wenigstens ein bißchen Vergnügen zu machen, überhaupt, um Leben in die Knochen zu bringen, das wußte auch ich schon. Ich hatte oft genug englische und andere Kriegsschiffe im Hafen Kohlen einnehmen sehen, fast immer in der Nacht, immer unter voller Musik, und wenn die Morgensonne das Schiff besichtigt, muß dieses schon wieder wie geleckt sein.

Aber daß auch dieses brasilianische Kriegsschiff hier, welches doch gewiß nach einem Feinde ausspähte, auf offener See die Kohlen unter voller Militärmusik übernehmen würde, hätte ich nicht erwartet.

Nun, der Erfolg oder die Wirkung war augenblicklich zu sehen. Es ist wunderbar, was so ein schmetternder Marsch macht! Alles

kam sofort in Takt, die Karrenschieber marschierten im Tritt, die Winde wurde taktmäßig gedreht, unten wurden die Kohlen nach dem Takte eingeschippt, und alles hatte gleich eine ganz andere Haltung bekommen.

Die braunen Matrosen und Heizer von dem brasilianischen Kriegsschiff, meist Kreolen, hatten nichts zu lachen, sieben volle Stunden dauerte die Kohlenübernahme, und es schien die höchste Not am Mann zu sein, nur sehr spärliche Ruhepausen wurden den einzelnen Abteilungen gewährt, immer nur dem vierten Teil der ganzen Mannschaft, ab und zu wurde ein Trunk moussierender Pulque verabreicht, ich sah gar viele zusammenbrechenn, denn es waren lauter schlanke, schwächliche, zartgebaute Gestalten, viele noch sehr jung, fast Kinder waren darunter, aber sie schafften wie die Männer. Ich hätte das diesen Kreolen wirklich nicht zugetraut.

Ich glaube, die Hauptsache machte die Musik. Denn musikalisch ist dieses braune Gesindel ja bis auf die Knochen. Vom Marschieren wollen sie nicht viel wissen, aber vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen tanzen, das können sie. Und bei der Abteilung braucht nur eine Querpfefe zu sein, dann können sie auch vierundzwanzig Stunden marschieren.

Hier sah ich es. Einer und der andere klappte zusammen – da ein neuer Marsch, ein Walzer oder nur ein Volkslied – – und wie elektrisiert erhob sich der Mann wieder, mit neuer Kraft wurde die Karre oder die Schippe in die Hand genommen.

Aber ich glaube – ich glaube: die härteste Arbeit bei dieser Kohlenübernahme hatten doch die Musikanten! Es war ein brennend-heißer Tag, und sieben Stunden lang haben die geblasen und gedudelt! Sie hätten sich doch zur Hälfte immer ablösen können – nein, da hätten Instrumente gefehlt. Der brasilianische Korvettenkapitän mit den vielen Klunkern hielt doch auf Manneszucht! Das schien doch ein tüchtiger Kerl zu sein! Auch alle Offiziere mußten in voller Uniform immer an Deck sein, durften es sich nicht bequem machen, hatten immer etwas zu tun.

Nur wenn die allgemeine Ruhepause war, aller Stunden zehn Minuten, durften auch die achtzehn Musiker einmal aufhören, sich auch hinsetzen, sich den triefenden Schweiß abwischen. Und dann ging's von neuem los: tschinterretätä!

Wirklich, diese Musikanten hatten es vielleicht schwerer als die Kohlenschipper und Karrer. Am meisten tat mir der Posaunenbläser leid, der etwas korpulente Mann war rot wie ein Krebs, wie ein gekochter, er dampfte auch wirklich, und was er manchmal aus der Posaune goß, konnte die Sonne trotz aller Glut nicht so schnell austrocknen, und das war doch richtig sein eigenes Lebenswasser, man möchte es sein Blut nennen, und diese angesammelte Spucke floß mit der Schweißpütze zusammen, die sich an seinen Plattfüßen bildete.

Aber ich muß jetzt beim Anfang bleiben, als die Geschichte losging.

Meine Jungen waren schon von Deck verschwunden, hatten die Türen hinter sich zugemacht, da ... tschin bum schneddredengdengdeng!!

Natürlich kamen meine Jungen gleich alle wieder zum Vorschein.

Eine Weile gaben sie sich dem allgemeinen Eindruck der Musik hin.

»Du, August, da können wir tanzen,« hörte ich sagen.

Ich wußte noch nicht recht, ob ich ein Tanzen nicht sofort verbieten sollte. Jene Kreolen die furchtbar schwere Arbeit, meine Jungen dazu tanzen – es paßte mir nicht recht.

Wie ich noch so denke, kommt Madam Hullogan über Deck gefledert, immer noch mit blau und rot gestreiftem Wollrock und mit Seestiefeln.

Ich hatte sie in der letzten Zeit aus den Augen verloren. Der Bootsmann hatte mir seine Geschichte erzählt, am Abend desselben Tages, hatte mich darauf, als ich dann in meiner Koje lag, dem Tode nahe gebracht, nämlich vor Lachen – dann hatte ich von

dem Verhältnis des Ehepaares gar nichts weiter bemerkt. Höchstens sah ich Madam Hullogan mit hochgerafftem Rocke einmal über Deck fledern, der Bootsmann ging nach wie vor seiner Arbeit nach – die beiden schienen sich wieder geeinigt zu haben.

Möglich, oder sehr wahrscheinlich, daß sie mit in seiner Kabine schlief. Vielleicht hatten sie schon wieder eine Sparbüchse angebracht.

Doch einmal hat sich der Kapitän überhaupt nicht darum zu kümmern, was die Leute in der Foxel treiben, das geht gegen die Schiffsroutine – General und Mannschaftsstube – dann widmete ich die ganze freie Zeit meinen Gästen, mit neuen Klagen, mich etwa um Hilfe anflehend, kam mir der Bootsmann nicht – – ich hatte mich also gar nicht mehr um die beiden gekümmert.

Nun, nach den ersten Klängen des faszinierenden Marsches, der aber auch einige Aehnlichkeit mit einem Galopp hatte, sah ich Madam Hullogan wieder über Deck gefledert kommen – dort stand ihr Herzallerliebster, der Bootsmann – auf den zu, ihm mit beiden Händen auf die Schultern geschlagen, dann die Hände in die Hüften gestemmt – – wie eine angestochene Sau gequiekt: ui ui ui – – und nun ging es los, irisch Stepp.

Es ist der Nationaltanz der Irländer, oder doch der beliebteste. Er hat einige Aehnlichkeit mit unserem Konter, es geht so immer hin und her, oder noch viel mehr mit dem französischen Cancan, wer die Beine am höchsten schmeißen kann, ist der beste Tänzer – und dann drehen sich Herr und Dame herum und schmeißen sich wieder gegenseitig mit den Beinen – und dann kloppen sie einander auf die Schulter – – ui ui ui, wird gejauchzt, und die Beine werden von der anderen Seiten in die Luft geworfen – – und so geht das immer weiter, immer gekloppt und mit den Händen in den Hüften die Beine so hoch wie möglich geworfen und gedreht und gequiekt.

Na, ich habe gelacht, daß mir die Tränen über die Backen liefen. Ich hatte schon viel irisch Stepp tanzen sehen, meist auf der

Straße, nach der Drehorgel, von Dutzenden von besoffenen Frauenzimmern – aber so doch noch nicht, wie ihn hier Madam Hullo-gan aufführte.

Wie die die Hände mit dem aufgerafften Rock in die Hüften stemmte – so kokett Kopf und Oberkörper zurückgeneigt – und wie sie nun die Beine warf und hin und her balancierte – mit den großen Seestiefeln – und schnell den Partner auf die Schultern geklopft – – ui ui ui – – und dann herumgeschwenkt und dann schnell den Rock wieder hoch und wieder die Seestiefeln mächtig geschlenkert – und dann diese haarige Visage mit der nach dem Himmel visierenden Nase . . . es war ein Bild, wert, daß man sich totlachte.

Aber auch mein Bootsmann war nicht übel.

Der hatte, bei den ersten Klängen des faszinierenden Marsches früherer Zeiten gedenkend, da seine Tänzerin noch ein zartes Mägdlein gewesen, sich selbst wieder jung fühlend, anfangs mitgemacht, hatte seine krummen Beine geschlenkert, hatte sich gedreht, geklopft und gequiekt, oder wie ein Eber gegrunt.

Das heißt, anfangs hatte er freiwillig mitgemacht. Dann aber mochte er gewahr werden, daß dieses gestiefelte Ungeheuer mit der haariggefleckten Visage und dem Dragonerschnauzbart doch nicht mehr jenes zarte Mägdlein war, die Jahre waren unterdessen vergangen, und er hatte seine Hopserei eingestellt.

Nun ist das aber bei dem irischen Stepp gar nicht so leicht, das Einstellen des Tanzes, wenn es die Partnerin nicht will. Einmal wird der Tänzer von ihr immer bei dem Klopfen an den Schultern gefaßt und blitzschnell herumgedreht, und dann hat dieser irische Tanz die Unannehmlichkeit, daß einem die Tänzerin gegen die Schienbeine tritt, wenn man nicht schnell genug die eigenen Beine zur Seite wirft. Das ist nämlich die Hauptkunst bei diesem schönen Tanze, die Dame versucht den Herrn gegen die Schienbeine zu treten, und dem muß man ausweichen. Also entweder

hopsen, oder es gibt Fußtritte gegen die Schienbeine. Und Madam Hullogan hatte schwere Stiefel an.

Mein Bootsmann hatte also keine Luft mehr, mit seinen Säbelbeinen in der Luft herumzuquirlen.

Bruch, hatte das säumige Bein seinen Fußtritt weg.

»Aber meine liebste Hullo . . . autsch!!«

Tschinteretätä, spielte die Musik, und Madam Hullogan jauchzte ui ui ui, und mein Bootsmann schrie autsch autsch autsch – und wollte er keine Fußtritte haben, mußte er hopsen.

Der erste Marsch war zu Ende; die nächste Melodie kam mir recht bekannt vor, das mußte doch etwas Deutsches sein . . . ach ja: August laß den Affen los, laß ihn los, laß ihn los . . . und mein Bootsmann hopste auch den noch herunter.

Na, ich will es kurz machen. Sieben volle Stunden währte die Kohlenübernahme, sieben volle Stunden hat die Musik dazu gespielt, und sieben volle Stunden hat mein armer Bootsmann hopsen müssen.

Doch nein, nicht volle Stunden. Jede Stunde wurden ja zehn Minuten Pause gehalten. Bei der ersten war ich zugegen. Da sank Enoch schweißstriefend auf einen Boller nieder. Aber sofort, als die ersten Klänge eines neuen Marsches erschollen, wurde er wieder aufgerüttelt, hochgezogen – – »Aber meine beste Hullogan, wir können doch nicht schon wieder . . . < – – jawohl, Madam Hullogan konnte schon wieder, und mein armer Bootsmann mußte seine Säbelbeine schwingen, sonst gab's Tritte vor die Schienbeine.

Wie die anderen Pausen verliefen, weiß ich nicht. Jedenfalls tanzten die beiden, als halb acht Uhr die letzten Kästen mit Kohlen gefüllt wurden, noch immer, die Irländerin war einfach nicht tot zu machen, sie warf die Seestiefel mit ungeschwächter Kraft, drehte sich um und quiekte und kokettierte – und auch mein Bootsmann hatte in seinen Türkenbeinen eine unverwüstliche Kraft, das mußte man ihm lassen.

Nur dieses Gesicht, welches er beim fröhlichen Tanzen machte! So verbissen, so verzweifelt!

Ich glaube, seine Säbelbeine sind in den sieben Stunden noch etwas geschweifter geworden. Er kam mir dann etwas kleiner vor.

Die Offiziere des Kriegsschiffes hatten unausgesetzt mit Fernrohren die See abgespäht. Ich habe keinen gefragt, wen sie auf ihren Fersen fürchteten.

Gegen sieben Uhr begann es zu dunkeln, die Arbeiter im Raum erhielten Lampen, den an Deck Karrenden genügte das Sternenlicht, und bald mußte der Mond kommen, und die Musikanten mußten weiterspielen.

Da, als sich im Kohlenraume der erste Grund zeigte, bemächtigte sich der auslugenden Offiziere eine große Erregung.

Auf dem dunklen Meere, aber vom Sternenlichte doch etwas erleuchtet, zeigten sich die bunten Feuer von verschiedenen Schiffen, welche uns hin und wieder passierten, auch ihre Umrisse waren noch zu erkennen, und jetzt tauchten die eines großen Schiffes auf, welches die Toplaterne des Dampfers führte.

Auf der Kommandobrücke der ›Santa Cruz‹ also herrschte beim Anblick dieses Dampfers eine große Erregung, alle Nachtgläser waren dorthin gerichtet, eine flüsternde Beratung wurde abgehalten, dann schickte man einige Raketen zum Himmel empor, und sie wurden von dem näherkommenden Schiffe beantwortet.

Auch das war ein Kriegsschiff, das konnte ich jetzt schon aus der ganzen Bauart erkennen.

Die antwortenden Raketen hatten die fieberhafte Spannung der brasilianischen Offiziere in freudige Erleichterung umgewandelt, es war kein Feind, sondern ein Freund, der dort kam, sofort ward ein Boot ausgesetzt, in welches nach einigem Signalisieren

mit farbigen Lichtern der Kapitän selbst stieg und sich davonrudern ließ, jenem Schiffe zu. Das kleine Boot selbst konnte ich bald nicht mehr sehen, dazu war es doch zu finster.

Immer näher kam das andere Kriegsschiff, auf dem sich jetzt wahrscheinlich schon der Kapitän von diesem hier befand, und eine Viertelstunde später lag der ›Fernando‹, ebenfalls eine stattliche, gepanzerte Korvette, auf der anderen Seite der ›Santa Cruz‹, Bord an Bord mit dieser.

Daß sich die beiden Kriegsschiffe hier auf offener See so küßten, mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Ja, das war auch der Fall. Der Kapitän der ›Santa Cruz‹ verkündete etwas, was ich nicht verstand, lauter Jubel brach aus; die Offiziere der beiden Schiffe fielen sich in die Arme und küßten sich ebenfalls.

Die Partei, der sie angehörten, hatte eben gesiegt – wieder einmal gesiegt, morgen schon war es vielleicht wieder anders – auch den Matrosen wurde es verkündet, ein General Larosa wurde als Sieger gefeiert, die Musik mußte die brasilianische Nationalhymne spielen, die Offiziere stießen mit Champagner an, die Leute bekamen Branntwein und Pulque – dann aber wurde die Kohlenübernahme unter Musikbegleitung fortgesetzt, nur daß jetzt nicht mehr so getrieben wurde, man ließ sich Zeit, alles war viel sorgloser geworden.

Der ›Fernando‹ blieb neben der ›Santa Cruz‹ liegen, mit ihr fest verbunden, weil die letztere dem anderen Schiffe jetzt einige große Geschütze abgab, ebenfalls eine sehr schwere, zeitraubende Arbeit.

Der Mond war aufgegangen. Noch immer polterten die Kohlen, jetzt aber zu Ende gehend; noch immer spielte die Musik, noch immer tanzten Madam Hullogan und mein Bootsmann, und drüben klangen die Champagnergläser.

Die in Sicht kommenden Segler und Dampfer, sobald sie die zwei zusammenliegenden Kriegsschiffe erkannt hatten, die jetzt

stolz Wimpel und Lichter zeigten, hielten sich sorgsam von dieser bewaffneten Macht entfernt.

Da machte mich Mahlsdorf auf ein Schiff aufmerksam, welches sich uns offenbar mit Absicht näherte. Es führte die Toplaterne des Dampfers, auch sahen wir manchmal Funken aufsprühen.

»Was für ein Paddeltrog ist das nur?« meinte Mahlsdorf. »Ich habe ihn schon längere Zeit beobachtet, das Ding scheint ja ebenso breit wie lang zu sein.«

Auch mir war schon aufgefallen, wie außerordentlich weit die Nordlichter voneinander abstanden.

Das Schiff kam in den Mondschein, es näherte sich uns immer mehr, allerdings sehr langsam, hielt direkt auf uns zu; bald war alles deutlich zu erkennen.

»Ja, das ist auch wirklich der ›Paddeltrog!‹« rief ich, nachdem ich nochmals durch das Nachtfernrohr geprüft hatte, und die Zurufe einiger Matrosen stimmten mir bei: »Der Paddelkasten! Der elektrische Funke!«

Der ›Paddeltrog‹ war einst eine Berühmtheit gewesen. Sein ursprünglicher Name war ›Elektric‹, woraus man auch aus Spott ›Der elektrische Funke‹ gemacht hatte.

England hatte ihn zum Legen seiner ersten unterseeischen Kabel bauen lassen. Nicht für das transatlantische, das kam damals noch gar nicht in Betracht, dazu wurde später, wie schon erwähnt, die ›Great Eastern‹ verwendet, aber da gab es doch schon andere unterseeische Kabel. Von Dover nach Calais, von Karikal in Vorderindien nach Ceylon, längs der persischen Küste hatte man die Telegraphenverbindung unter Wasser hergestellt, desgleichen auch meist an der afrikanischen Küste.

Zu diesem Zwecke also war der ›Elektric‹ gebaut worden, um so ein langes, zusammengerolltes, ungeheuer schweres Kabel aufnehmen und während der Fahrt abwickeln zu können, wozu wieder eine Menge ganz eigentümlicher Maschinerien nötig waren.

Auch die Ansichten waren eigentümlich, die man damals hatte, wie solch ein Schiff beschaffen sein müsse, um diese Arbeit bewerkstelligen zu können. Heute ist ein Kabelleger ein ganz gewöhnliches Schiff. Es fehlte damals eben noch jede Erfahrung.

So entstand ein wunderbares Monstrum von Schiff, ein riesenhafter Backtrog, etwa achtzig Meter lang und im Mittel nicht weniger als dreißig Meter breit, nach den Enden sich auch nur wenig verschmälernd, oval, wegen der Küsten mit nur ganz kurzem Kiel, durch seine Dimensionen an sich ja schon gar nicht tiefgehend – eben ein richtiger Backtrog.

Er bekam eine Maschine, Schaufelräder – und wenn er seine ganze Schnelligkeit entwickelte, so legte der elektrische Funke in der Stunde drei Seemeilen zurück. Das ist die ›Schnelligkeit‹ eines gemütlichen Spaziergängers.

Auch segeln konnte er mit seinen zwei Masten – dann ging es aber selbst beim besten Winde noch langsamer.

Diejenigen, welche nicht wissen, was Ironie ist, sagten nicht der elektrische Funke, sondern nannten ihn einfach den ›Paddeltrog‹; dieser Name wurde bald allgemein, und wo das Schiff erschien, erregte es unter den Seeleuten ungeheure Heiterkeit.

Doch sonst bewährte es sich ganz gut, bestand jeden Seegang, hatte ja auch die Fahrt nach Indien gemacht, eben um das Kabel vom Festland nach Ceylon zu legen – aber fragt mich nur nicht, wieviel hundert Tage es gebraucht hat, um dorthin zu gelangen.

Dann machte man mit dem Kabellegen mehr Erfahrung; solch ein unförmliches Ding war ja gar nicht nötig, der elektrische Funke wurde ausrangiert. Wo er geblieben war, wußte ich nicht.

Na, da war er wieder! Kein Zweifel, das war er! Ich hatte ihn schon zweimal bewundert, im Hafen, als auch, wie er einmal über den Ozean troddelte, wie so ein dicker Rentier.

Jetzt hißte er am Heck die Flagge, im hellen Mondschein deutlich erkenntlich.

»Das Sternenbanner!« riefen die Matrosen.

Ja, es schien so, die roten Streifen an der Ecke – aber als sich die Flagge in dem leichten Winde voll entfaltetete, zeigte sich, daß im blauen Felde nur ein einziger Stern war.

»Die Flagge von Liberia!« erklang es im Chore der flaggenkundigen Matrosen.

Richtig, von Liberia. Ja, hatte denn diese Negerrepublik, die bisher in der Seefahrt noch gar nichts von sich reden gemacht, auch schon solche große Kasten? Na ja, es war eben der berühmte ›Paddeltrog‹, den sie sich zugelegt.

Immer auf uns zusteuern, gingen jetzt am Vordermaste, auch so ein unförmliches Ding, andere Flaggen hoch, welche die Namen des Schiffes und des Kapitäns melden würden.

Mahlsdorf hatte das Flaggenbuch.

»K – a – r – b,« buchstabierte er.

»Karboll heißt der Paddeltrog jetzt,« bemerkte ein Witzbold.

Aber es sollte noch viel besser kommen.

» – u – n – k . . . Karbunkel von . . . Liberia – der Karbunkel von Liberia.«

»Was?« staunte ich. »Karbunkel? Vielleicht Karfunkel, wenn auch das schon ein seltsamer Name ist. Doch richtig, in dem gebirgigen Teile Liberias sollen ja Rubine gefunden werden, früher auch Karfunkel genannt.«

»Nein, es ist ein b, kein f – Karbunkel,« verteidigte sich Mahlsdorf.

Dann war das eben ein Versehen der Flaggen Gäste, und es wurde dort drüben auch nicht bemerkt, der Name blieb stehen.

Der ›Karbunkel von Liberia‹ – meine Matrosen lachten wie die Besessenen.

»Kapitän,« buchstabierte Mahlsdorf weiter. »Al . . . Algots – Kapitän Algots – jawohl, er ist es!«

Ach, war das ein Jubel unter meinen Leuten! Karlemann kam – hatte sich den ehemaligen Paddeltrog zugelegt, den er jetzt den ›Karbunkel von Liberia‹ genannt hatte.

Denn bei diesem Namen würde es nun bleiben, da half nun alles nichts. Der ›Karbunkel von Liberia!‹

Und jetzt sah ich ihn auch auf der niedrigen Kommandobrücke stehen; er hatte die ›Sturmbraut‹ natürlich schon erkannt, winkte fröhlich.

Mir ging eine Ahnung auf . . .

Doch zunächst wünschte mich Kapitän Casas zu sprechen, der von der ›Santa Cruz‹. Er hatte noch keinen Fuß auf die Planken meines Schiffes gesetzt, was ich begreiflich fand. So ein Kommandant eines Kriegsschiffes ist ja erst recht ein Monarch. Es war ein Offizier, der mich aufgesucht, der Korvettenkapitän ließ mich sehr höflich bitten.

Auch ich brauchte mein Schiff nicht zu verlassen, er stand schon an der Bordwand.

»Darf ich fragen, was für ein Schiff das ist? Sie scheinen es doch zu kennen.«

»Es ist der Karfunkel von Liberia!‹: der Kapitän ist mein Freund – ein sehr kleiner Freund.«

Ich sah dem Brasilianer gleich an, daß er sich nicht weiter dafür interessierte, daß ihm etwas anderes am Herzen lag.

»Er scheint hier beilegen zu wollen.«

»Jedenfalls.«

»Nun, wir bleiben hier die ganze Nacht zusammen liegen, die ›Santa Cruz‹ und der ›Fernando‹. Senor Capitano, ich möchte Ihnen gern eine Eröffnung machen.«

»Bitte.«

»Es könnte aber auch sein, daß nichts daraus wird.«

»Wie Sie wollen.«

»Ich muß es erst mit dem Kommandanten des ›Fernando‹ besprechen – es kann sich überhaupt erst morgen früh entscheiden . . . Würden Sie so lange hier liegen bleiben?«

»Warum nicht?«

»Wieviel Wartegeld fordern Sie für die Stunde?«

»Nichts.«

»O, das können wir doch nicht verlangen . . . «

»Ich habe nichts zu versäumen.«

»Dann vorläufig tausend Dank. Hoffentlich kommen wir überein. Sie werden es nicht bereuen.«

Der Kapitän grüßte sehr höflich und ging.

Ich ahnte, daß man die ›Sturmbraut‹ als Kriegsschiff chartern wolle. Mit der brasilianischen Flotte sah es ja sehr faul aus, das Kaiserreich Brasilien lag sich wohl auch mit der Republik Argentinien in den Haaren, oder es sollte doch bald losgehen, und Argentinien hatte eine weit größere Kriegsflotte.

Nun, ich wäre wahrscheinlich dazu bereit gewesen. Doch was ich noch nicht habe, regt mich nicht auf, und vor allen Dingen interessierte ich mich für meinen Karlemann.

Mächtig pustend, war der ›Paddeltrog‹ herangekommen, die Schaufelräder befanden sich in Ausbuchtungen, so konnte er dicht neben der ›Sturmbraut‹ anlegen. So, nun war das vierblättrige Kleeblatt fertig; wir vier Schiffe bildeten ein festes Ganzes.

Es waren ausschließlich schwarze Matrosen, die auf mein Deck sprangen, um die Taue um die Böller zu legen, unterstützt von meinen Jungen.

Karlemann rief noch etwas ins Sprachrohr hinein, dann sprang er herab, mir entgegen, der ich mich schon drüben befand.

Wir schüttelten uns die Hände, wobei ich immer etwas in die Kniebeuge gehen mußte.

»Na, Karlemännchen, was machen Sie denn? Wie kommen Sie zu diesem ›Paddeltrog‹ und überhaupt hierher?«

In diesem Augenblick verstummte drüben die Musik, die Kapelle konnte abtreten, die letzten Kohlen waren übergenommen.

»Was ist denn hier los?« fragte Karlemann, ohne meine Fragen beantwortet zu haben.

»Kohlenübernahme mit Musik.«

»Das sind doch zwei brasilianische Kriegsschiffe?«

»Jawohl, und dem einen habe ich sechshundert Tonnen Kohlen verkauft.«

»Bleiben die hier noch länger liegen?«

»Die ganze Nacht, Seite an Seite, hier an dieser Stelle.«

»Wieviel Mann Besatzung?«

»Nun, jeder Kasten hat mindestens zweihundertfünfzig Mann.«

»Fünfhundert? das wäre ja famos, da lohnte sich eine Vorstellung. Wie heißt der Kapitän?«

»Sie sind jetzt so weit, um Vorstellungen geben zu können?«

»Das werden Sie schon sehen. Sie sind mir überhaupt ein netter Kumpan! Macht immer Kumpe mit mir, und dabei geht er seine eigenen Wege. Nun sollen Sie aber auch abwarten. Jetzt muß ich erst den Kapitän sprechen . . . «

»Hören Sie,« hielt ich ihn noch einmal zurück, als er schon hinüber wollte, »die ganze Mannschaft hat sieben Stunden lang Kohlen geschippt, wenigstens die von der ›Santa Cruz‹ . . . «

»Und die andere nicht?«

»Das weiß ich nicht.«

Karlemann war schon hinüber, auf das erste Kriegsschiff, hatte auch gleich den Kapitän erwischt, der sich zu dem Jungen herabbeugte, und jetzt legte er ihm auch wohlmeinend die Hand auf den Kopf.

Ob sich das Kapitän Karl Algots lange gefallen ließ? Die beiden verschwanden. Jedenfalls würde der Brasilianer nicht schlecht staunen.

Ich besichtigte unterdessen den ›Paddeltrog‹. Abgesehen von der enormen Breite war nichts Interessantes daran. Wenigstens nicht an Deck. Lauter schwarze Matrosen.

Ich wollte eine Tür öffnen, die wahrscheinlich zur Kajüte führte. Da wurde ich hinten am Rocke festgehalten.

»Hö hö hö hö, Master, nix hier, nix hier,« sagte ein Schwarzer mit entsprechender Handbewegung.

Wenn der Eintritt verboten war, konnte ich nichts dagegen tun, diese Leute taten ihre Pflicht, wenn sie mich zurückhielten.

Da kam Karlemann schon wieder, in Begleitung beider Kapitäne. Ohne mich zu beachten, führte er sie dorthinein, wo ich die Kajüte vermutete.

Ich durfte nicht folgen, Karlemann war im Geschäft, und aufdringlich bin ich nicht.

Es gab noch anderes zu besichtigen, ich blickte in den oben offenen Maschinenraum hinab, sah mich weiter um – und da sah ich etwas, was mein höchstes Staunen erregte.

Rettungsgürtel, Eimer und andere Gegenstände trugen wie gewöhnlich den Schiffsnamen, und da war nicht Karfunkel zu lesen, sondern wirklich der ›Karbunkel von Liberia!‹

Es half alles nichts, ich konnte hinblicken, wohin ich wollte, überall Karbunkel, Karbunkel, Karbunkel.

»Was, ›Karbunkel‹ heißt dieses Schiff?« wandte ich mich an einen Neger.

»Yes, Sir, der ›Karbunkel von Liberia«,« war die ernste Antwort.

Unterdessen mochten zehn Minuten vergangen sein, die beiden Kommandanten kamen schon wieder aus der Kajüte zurück.

»Das ist ja wirklich staunenswert!« hörte ich den einen sagen.

»Ja, so etwas habe ich nicht in New-York und nicht in Paris zu sehen bekommen,« entgegnete der andere, »solch ein reichhaltiges Material!«

»Und wir haben kaum einen Einblick gewonnen, dazu braucht man Stunden.«

»Die Mannschaft soll es zu sehen bekommen, das hält sie auch wach.«

Die beiden Kapitäne waren an mir vorüber, ohne mich bemerkt zu haben.

»Na, was machen Sie denn, Sie alter Zuchthausbruder?«

Karlemann war wieder aufgetaucht. Ich nahm ihm diese Bezeichnung durchaus nicht übel.

»Sie wissen?«

»Alles. Es hat ja in allen Zeitungen gestanden. Im Zuchthaus – so so – na, Sie können es ja noch weit bringen.«

»Wenn Sie alles wissen, dann ist meine Person ja erledigt. Nun kommt die Ihre dran. Und vor allen Dingen: wie sind Sie zu diesem ›Paddeltrog‹ gekommen?«

»Gekauft!« war seine lakonische Antwort.

»Das ist doch der frühere ›Elektric‹, der Kabelleger.«

»Stimmt!«

»Wo hat der bisher immer gelegen?«

»In Newcastle. Ich habe ihn etwas ausflicken und mir kommen lassen. Ein famoses Schiff, ganz geeignet für meine Zwecke.«

»Und Sie haben ihn Karbunkel genannt?«

»Yes – ›Karbunkel von Liberia‹.«

»Wirklich Karbunkel?« mußte ich mich noch einmal vergewissern.

»Na ja doch – Sie sehen doch den Namen hier überall drange-malt.«

»Warum haben Sie Ihr Schiff denn gerade Karbunkel getauft?«

»Na, irgendeinen Namen muß es doch haben – und ist ›Karbun-
kel von Liberia‹ kein schöner Name?«

»Wissen Sie denn gar nicht, was ein Karbunkel ist?«

»Ein Edelstein – ein schöner roter – wie man ihn am Ringe hat.«

»Nee, das ist ein Karfunkel – und Karbunkel ist ein Geschwür,
das man am Halse oder sonstwo am Körper hat.«

Karlemann machte gleich ein furchtbar beleidigtes Gesicht.

»Was?« fragte er zunächst noch ruhig. »Was sagten Sie?«

»Der Karbunkel ist ein ekelhaftes Geschwür, das man am Halse
oder sonstwo am Körper hat,« wiederholte ich prompt.

Jetzt aber wurde Karlemännchen böse.

»Hören Sie,« brüllte er mich an, »wenn Sie mein Schiff noch
einmal ein ekelhaftes Geschwür nennen, das man am Halse oder

sonstwo am Körper hat, dann haue ich Ihnen eine runter!! Verstanden? Mein Schiff ist ein Edelstein, verstanden?!«

»Nee nee, Karlemännchen, das hilft Ihnen alles nichts, der Karbunkel ist ein Schwär.«

Jetzt holte Karlemännchen wirklich mit der Hand aus.

»Ich haue Ihnen eine hinein und auch eine wieder heraus!!«

»Sie? Sie?« lachte ich von oben herunter. »Wie wollen Sie denn das machen? Sie Knirps langen doch gar nicht herauf.«

»Mir ganz egal – dann klettere ich auf einen Stuhl – oder hole mir eine Bockleiter!«

Mit einem Male aber fing er selber an zu lachen, und dann war er doch wieder etwas verdrießlich, als er sich hinter dem Ohre kratzte.

»Ich weiß schon, weiß schon. Sie haben ganz recht. Wissen Sie – in Liberia werden doch solche rote Edelsteine gefunden – Rubine oder Karfunkel heißen die Dinger – ich dachte aber immer, es hieße Karbunkel – nach solch einem roten Edelsteine wollte ich mein Schiff nennen – aber ich war eben im Irrtum – und da ist Karbunkel draus geworden – und niemand machte mich darauf aufmerksam – erst hinterher erfuhr ich's – aber da war's schon zu spät, das Schiff war schon auf den Namen registriert.

»Na,« fuhr er fort, sich aus seiner verdrießlichen Stellung emporrichtend, »jedenfalls ist der ›Karbunkel von Liberia‹ ein ganz auffallender Name, und das ist die Hauptsache – auffallen muß es! – und dann klingt's schließlich noch immer besser als das Geschwür von Liberia, was, ha?«

Karlemann war und blieb doch immer derselbe!

»Und unter der Flagge von Liberia segeln Sie?«

»Jawohl. Warum nicht? Da bin ich geschützt wie vielleicht unter keiner anderen Flagge. Und auffallend, auffallend, das ist die Hauptsache. Der ›Karbunkel von Liberia‹ – Donnerwetter, was ist denn das?! Und alles schwarz, lauter schwarze Matrosen, auch der Kapitän ist ein Schwarzer. Das gehört alles mit dazu.«

»Sie fahren das Schiff nicht selbst?«

»Nee, geht ja gar nicht, ich bin doch noch ein Lausejunge, bin noch nicht einmal konfirmiert. Und außerdem bin ich jetzt Zirkusdirektor. Und nun machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, ich habe jetzt bannig viel fix zu tun. Es gibt gleich eine Vorstellung. Sie sollen auch ein Freibillett kriegen.«

Er ließ mich stehen, und ich begab mich wieder auf mein Schiff hinüber, von wo ich ja ebenfalls alles beobachten konnte.

Ich will auch gleich meine Vermutungen äußern. Ich glaubte, Karlemann hätte seine ganze vier- und zweibeinige Menagerie im Zwischendeck untergebracht, dort würde man auch alles besichtigen, so im Vorbeidefilieren, den chinesischen Riesen, das vierzenterige Riesenweib, die Dame ohne Arme, das fünfbeinige Kalb und so weiter und so weiter. Dann ferner, dachte ich mir, würde sich Karlemann auch in einem Raubtierkäfig als Dompteur produzieren, alles im Zwischendeck. Denn an Deck selbst war ja gar keine Vorrichtung, gar keine Gelegenheit dazu.

Aber alle meine Erwartungen sollten bei weitem übertroffen werden. Doch ich will nicht vorgreifen.

Zunächst quollen aus einer Luke Neger hervor, welche sich, wie mir erst schien, mit langen Brettern prügeln oder sich mit diesen warfen, bis ich bemerkte, daß sie sich diese langen Bretter zuwarfen, immer Hand aus Hand, und aus den Brettern kamen Beine zum Vorschein, es waren Bänke, und im Nu entstand auf dem Deck des breiten Paddeltrogs ein hohes Gerüst, aus lauter Bänken bestehend, nur in der Mitte einen Kreis freilassend.

Was, hier wurde doch ein Zirkus gebaut! Gewiß, das innen war die Manege. Und mit welcher fabelhafter Geschwindigkeit das ging! Und wie ich dann gleich bemerkte, waren die Sitzbänke nicht nur so lose übereinandergesetzt, sondern überall Klammern und Oesen, und alles paßte, das Ganze bekam einen festen Halt, das Schiff hätte schon tüchtig schlingern können.

Ein vollständiger Zirkus! Nur an Deck, im Freien. Aber ich zweifelte nicht, daß das Ganze auch überdacht werden konnte, so etwas ist ja auf einem Schiffe eine Kleinigkeit. Die Bänke hatten sogar Nummern, jeder Platz war numeriert, die untersten Reihen hatten auch Lehnen.

Ein richtiges Amphitheater. Nur nicht rund, sondern oval, so wie das ganze Schiff gebaut war. Achthundert Sitzplätze schätzte ich mindestens, und das Ganze konnte nach hinten und vorn noch bedeutend vergrößert werden.

Also hier in diesem umringten Kreise sollten die Mißgeburten und ausländischen Tiere vorgeführt werden! Ich begriff nur noch nicht recht, wie sie da immer hineingelangen sollten, die Sitzreihen waren alle dicht geschlossen, und eine Luke hatte ich vorhin dort nicht bemerkt, und etwa einen Elefanten konnte Karlemann doch überhaupt nicht so einfach durch eine Luke befördern.

Dann war es eigentlich auch noch keine Manege, wenn man darunter so einen eingefaßten Kreis versteht, der Rand wie gewöhnlich mit rotem Tuch beschlagen, innen Sägespäne oder Lohe gestreut, zuerst hübsch geharkt – das Ganze sah überhaupt noch recht nüchtern aus. Ringsherum der Bankaufbau, in der Mitte das freie Deck, weiter nichts.

Ein Neger brachte mir Billetts, Freibilletts, gleich vierzig Stück, für alle meine Leute und was sonst noch dranbaumele.

Karlemann war nobel gewesen. Sonst hätte ihn auch der Teufel holen sollen, hätte er von mir etwa Eintrittsgeld verlangt!

»Die grünen Billetts sind für die Herrschaften, die roten für die Mannschaft,« erklärte der Neger, der noch mehrere Pakete bei sich hatte.

Jedes Billett hatte eine Nummer, auch die Bezeichnung links oder rechts – oder vielmehr backbord oder steuerbord – alles schiffsmäßig.

»Druckt ihr die Billetts selbst?«

»Alles, alles selbst,« grinste der Neger.

»Habt ihr da nicht auch Programms?«

»Nix Programms, Massa.«

»Die bekommt man wohl noch nachher?«

»Nix Programms heute.«

»Ihr gebt heute wohl die erste Vorstellung?«

»Die allererste. Bisher nur immer Proben gehabt.«

»Und nicht einmal Programms? Und warum hast du als Billetteur denn nicht einmal eine Livree mit Silbertrödeln?«

Der Neger verstand mich gar nicht. Er hatte nämlich nichts weiter als eine schmutzige Leinwandhose an.

Das sah Karlemann doch eigentlich gar nicht ähnlich. Oder kehrte er mit Absicht das Zerlumpte, das Zigeunerhafte heraus?

O, ich sollte diesen gerissenen Jungen nochmals kennen lernen, wie das Fehlen von Programms und Livree alles seine bestimmte Absicht hatte! Dieser deutsche Zigeunerknabe war ein Held der Ueberraschungen!

»Für wen sind die anderen Billets?«

»Für die Matrosen von den Kriegsschiffen.«

»Wieviele?«

»O, mehr als fünfhundert.«

»Die dürfen alle der Vorstellung beiwohnen?«

»Alle. Nur ein paar nicht, die Wache halten müssen.«

Die Kommandanten waren plötzlich recht sorglos geworden.

»Und jeder bezahlt selbst?« mußte ich doch noch weiterforschen.

»Nein, Kapitän bezahlen für alle. Fünfhundert Schilling, jeder Platz einen Schilling. Nur Offiziere bezahlen mehr.«

»Geh, halte dich nicht weiter auf.«

Wenn der Kanonenschuß fallen würde, sollte man sich auf die Plätze begeben. So stand auf jedem Billett. Aber auch das heutige Datum war daraufgedruckt, also mußten sie doch soeben erst fertig geworden sein, und in meiner lebhaften Phantasie stellte ich mir gleich den Setzer vor, wie er vor dem Setzkasten stand, die

Typen zusammenreihete und sich dabei mit den Zehen in der Nase ... nein, wie er dazu mit dem Bauche bellte.

Alle weitere Angaben fehlten auf dem Billett. Ich hätte doch wenigstens etwas von Zigeunerschiff, große Gala-Vorstellung und dergleichen daraufgesetzt.

Der Kanonenschuß fiel. Ich hielt's eher für einen Feuerwerksbölller.

Ein Offizier bat mich um die Erlaubnis, daß die brasilianischen Mannschaften das Deck meines Schiffes passieren dürften. Selbstverständlich! Anders konnten sie ja gar nicht hinüber. Oder sie hätten alle erst in die Boote gehen müssen.

Die fünfhundert Mann oder mehr noch marschierten in geschlossener Reihe hinüber, schon nach den Nummern geordnet, und so saß alsbald jeder auf seinem Platze, sauber und satt, und in Erwartung der Dinge war alle Müdigkeit der Kohlenschipper vergessen.

Dann begab auch ich mich mit meinen Jungen hinüber, nur einige Wachen zurücklassend, die aber von der hohen Kommandobrücke aus ebenfalls zusehen konnten. Auch Mr. Fairfax und Mr. Brown schlossen sich mir an, ihre Leute mitnehmend, soweit diese gesund waren, nur Tischkoff ließ sich nicht sehen. Wir nahmen, wie die fremden Offiziere, auf der untersten Reihe Platz.

Viele jener Blaselichter, die ich schon erwähnt, an Holzstangen angebracht, verbreiteten genügende Helligkeit, und auf der Kommandobrücke saß die Kapelle, aus wohl zehn Mann bestehend, lauter Neger, und ich erkannte Matrosen von vorhin wieder. Also musikalische Matrosen! Meine Mißgeburten schien er nicht als Musikanten verwenden zu wollen, wie er ursprünglich geplant, es schien mir überhaupt alles viel größer und großartiger geworden zu sein, als Karlemann mir damals offenbart hatte.

So ist's eben: es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken – und wenn Karlemann körperlich nicht mehr wuchs, so doch mit seinem Spekulationsgeiste.

Als ich mich so umschaute, schwand bei mir ganz das Bewußtsein, mich auf einem Schiffe zu befinden. Ich fühlte mich in einen richtigen Zirkus versetzt. Nur die einfachen, uneingefaßten Deckplanken statt der Manege störten mich etwas in dieser Empfindung.

Da eine Pause in der Musik, ein neuer Marsch, und plötzlich entstand in der Mitte des freien Raumes ein großes Loch, ein Rundteil senkte sich hinab, etwa von zwei Meter Durchmesser – wieder ein jähes Abbrechen der Musik, ein schmetternder Tusch, die Versenkung hob sich wieder, und auf dem Rundteil stand Karlemann, als Bereiter, oder wie der Kerl heißt, eben als Zirkusdirektor, mit hohen, blankgewichsten Schaftstiefeln, daran fünf Zoll lange Silbersporen, mit roter Schnürenjacke, die lange, elegante Peitsche in der Hand.

Es sah allerliebste aus, das Kerlchen, wie es sich jetzt dem Publikum vorstellte, wie es sich verneigte – da konnte jeder erwachsene Zirkusdirektor etwas lernen.

Daß man da entweder einen halbwüchsigen Jungen oder einen Zwerg vor sich hatte, war sofort zu erkennen, auch ohne Hintergrund, und nun dieses Kostüm – das war so etwas für die brasilianischen Matrosen, von denen wohl die wenigsten schon in einem Zirkus gewesen waren; aber was das Händeklatschen zu bedeuten hatte, das wußten sie alle, und sie geizten nicht mit ihrem Applaus, der vorläufig nur diesem kleinen Männchen im Reitkostüm galt.

Da mit einem Male versank Karlemann abermals in der Tiefe, aber nicht nur mit dem in der Mitte befindlichen Rundteil, sondern diesmal senkte sich der freie Kreis von mindestens vierzehn Metern Durchmesser hinab, wir blickten dicht vor unsern Füßen direkt in die schwarze Tiefe.

Eine Ahnung überkam mich. Nicht umsonst hatte Karlemann sich dieses alte Kabelschiff als schwimmenden Zirkus angeschafft. Einmal die außergewöhnliche Breite, und dann hatte dieses Schiff

die Vorrichtung besessen, das ganze zusammengerollte, mächtige Kabel heraufzubefördern, auf einem Aufzuge liegend . . .

Ich konnte nicht weiter darüber nachdenken.

Wieder ein faszinierender Galopp, und plötzlich liegt vor uns die richtige Zirkusmanege, die sich aus der Tiefe gehoben, die Barriere mit rotem Samt ausgeschlagen, innen mit Lohe bestreut – und da . . . jagt auch schon unter Hoppla und Peitschenknallen im Kreise ein prächtiger Schimmel, und auf seinem Rücken tanzt beinewerfend ein Frauenzimmer, so eine Kunstreiterin!

Na, ich war wieder einmal baff! Hatte der auch Pferde mit! Mit meiner letzten Besinnung mußte ich nur noch sagen, daß ich mich wirklich auf hoher See, auf einem Schiffe befand!

Und nun diese Plötzlichkeit! Dieser Verwandlungszauber! Die ganze Manege hob sich aus der Tiefe, und da war auch schon der prächtig geschmückte Schimmel in voller Karriere, hopste schon das Frauenzimmer mit ihren Trikots und im goldenen Flitterröckchen darauf herum, knallte schon Karlemann als Bereiter mit der Peitsche, dem Pferde nachgehend, es beobachtend, und . . . machte auch schon der riesige Chinese als weißangeschmierter Clown seine Späße und Faxen!

Alles mit dem größten Raffinement ausgetüfelt! Jetzt erst sah man, wie winzig klein dieser Bereiter im roten Schnürenrock war, schon im Gegensatze zu dem starken, großen Rosse, nun aber erst neben dem Chinesen!! Nicht umsonst hatte Karlemann gerade diesen als Clown ausgebildet, ließ ihn gleich im Anfang immer hinter sich hermarschieren.

Na, und alles übrige Publikum war erstarrt. Die Hände, welche zusammengeschlagen werden sollten, blieben in der Luft stehen, wie der Mund offen. So etwas hatten diese kreolischen Matrosen doch noch nicht gesehen! Und nun der Zwerg als Rittmeister, der endlos lange Chinese – die wußten doch gar nicht, wohin sie die Blicke lenken sollten!

»Großartig, das hätte ich nicht erwartet!« sagte Mr. Brown an meiner Seite, Mr. Fairfax stimmte ihm bei, und wenn die das sagten, dann war es auch wirklich etwas. Auf einem Schiffe, auf offener See, muß man nur immer bedenken.

Aber auch sonst machte die Kunstreiterin ihre Sache ganz vorzüglich. Es war eine Weiße, hübsch, graziös bis in die Fingerspitzen.

Erst hatte ich geglaubt, es wäre die Coliani. Aber sie war es nicht. Das war nur eine Ideenverbindung zwischen Schiff, Trikots und Fleisch gewesen.

Wieder senkte sich das innere Rundteil hinab – dasjenige, in welchem im Zirkus immer die Diener marschierten, welches auch durch einen weißen Kreis markiert ist, der übrige, mit Lohe bestreute Teil blieb oben, also auch Pferd und Kunstreiterin wie Karlemann und der Chinese – und diesmal brachte es eine Menge livrierter und betreßter Diener mit herauf, lauter Neger, welche sich sofort mit Barrieren in der Manege verteilten.

Auf diese Weise wurde alles herauf- und wieder hinabbefördert, es war eine doppelte Versenkung, eine kleine und eine große, und die letztere, durch welche die ganze Manege versenkt ward, wurde nur bei größeren Tieren und sonstigem ganzen Szenenwechsel in Anspruch angenommen.

Alles ungemein ingeniös ausgedacht, und war auch schon alles auf diesem alten Kabelschiffe dazu eingerichtet, so war es doch schon ingeniös genug, nur auf die Idee zu kommen, den alten Kabelleger zu so etwas zu benutzen.

Sprung über Tücher, wobei die die Tücher haltenden schwarzen Clowns es nicht an Witzen fehlen ließen, zum Teil auch Spanisch sprechend – dann sprang die Kunstreiterin durch Reifen, dann durch solche, welche mit Papier bespannt waren, zuletzt in Brand gesetzt wurden – das Staunen der brasilianischen Matrosen ist gar nicht zu beschreiben, sie vergaßen das Applaudieren.

Jetzt versank die ganze Manege, mit Pferd und Karlemann und allen übrigen Personen, dafür aber blieb das Rundteil stehen, wie eine Säule, auf dieser stand noch die Kunstreiterin, ihre graziösen Knixe machend, nach allen weiten Kußhändchen werfend – da kam die ganze Manege schon wieder herauf, aber ohne Pferd und anderen Personen, und plötzlich wirbelte das pompöse Frauenzimmer radschlagend durch die ganze Manege, um dann noch einmal mit Kußhändchen zu danken.

Und da war der Bann gelöst, da brach der Tumult los, ein Händeklatschen und ein Trampeln, daß ich für das Gerüst, für das ganze Schiff fürchtete.

Ich sah, wie einer der Novascotialeute in die Hosentasche griff, er hatte die ganze Hand voll Silber und Gold, er wußte nicht recht, ob er sollte oder nicht, er schien sich zu genieren, das war doch ein so feines Frauenzimmer, nicht so eine gewöhnliche wie im Tingeltangel; zögernd steckte er das Geld wieder ein . . . aber hätte der Mann jetzt mit Geld zu werfen begonnen, wie es in Amerika unter solchen Leuten üblich ist – von allen den fünfhundert Matrosen hätte eine Minute später kein einziger mehr noch einen Milreis in der Tasche gehabt, und ich wußte, daß die brasilianischen Matrosen vorhin erst Löhnung gefaßt hatten, auch für das Kohlenziehen hatte jeder noch einen halben Dollar extra erhalten. Denn Brasilien hat richtige Söldlinge, und sie werden gar nicht so schlecht bezahlt.

So kam es nicht zum Geldwerfen. Niemand wagte, den Anfang zu machen. Es lag noch immer nur an mir, ich hätte nur anzufangen brauchen, sofort wäre auf die Kunstreiterin von allen Seiten ein Silberregen herabgeprasselt, vermischt mit Kupfer, aber auch mit Goldstücken.

Ich tat es nicht. Mochten die Leute ihr Geld in der Tasche behalten. Denn ich ahnte schon, daß diese Kunstreiterin von dem Gelde verdammt wenig abbekommen hätte, das würde doch sicher alles Karlemann für sich in Anspruch nehmen.

Die Kunstreiterin verschwand durch die kleine Personenversenkung, jetzt begannen die Matrosen ihre Meinungen auszutauschen, natürlich herrschte nur eine einzige, und da ... hörte ich denn nur recht?

»Biiiiier gefällig? Belegte Brötchen!« sang es in dem allgemeinen Summen.

Das heißt, es wurde spanisch gerufen, aber ich beherrschte Spanisch schon so weit, daß ich darin auch denken konnte, also nicht zu übersetzen brauchte, und wenn man Sprachen vollständig beherrscht, kann es vorkommen, daß man nach einer Unterhaltung kurz hinterher nicht mehr weiß, ob man, wie in meinem Falle, mit dem anderen Deutsch oder Englisch oder Spanisch gesprochen hat.

Schwarze Diener gingen mit Brotschnitten, mit Schinken und harter Wurst belegt, mit Selterswasser, Limonade, Bier, Wein, Likören und Zigarren herum.

Nun war der Zirkus fertig, es fehlte auch gar nichts mehr!

Bier? Damals hatte sich der Gerstentrank noch nicht so alle Welt erobert wie heute, da jedes Land seine eigene Brauerei hat, da deutsches Exportbier allüberallhin versandt wird.

Ich nahm ein Gläschen. Die trübe Tunke sah mir recht verdächtig aus. Pfui Deiwel, war das ein sauersüßer Suff! Und das Gläschen einen halben Dollar!

Dementsprechend waren auch die Preise aller übrigen Getränke. Das billigste war das Selterswasser, das kleine Fläschchen fünf Groschen, ebensoviel ein durchsichtiges Stückchen Brot mit einer kleinen Schinkenscheibe. Und die Zigarren wurden nur drei stückweise abgegeben, Kostenpunkt eine Mark. Karlemann nahm Seepreise.

Aber die brasilianischen Matrosen griffen freudig in die Tasche, in der doch die Löhnung brannte, alles kaute und trank, dann qualmte alles, und als ich einen Ueberschlag machte, waren in

fünf Minuten allermindestens dreihundert Taler ausgegeben worden, und da waren die dreißig Novascotiamen noch gar nicht dabei, welche die Likorgläschen, Stück eine Mark, nur immer so hintergossen, und da verdiente Karlemann doch allermindestens das Zehnfache daran.

Der eine Novascotiaman fragte, ob er nicht gleich eine ganze Kiste Zigarren bekommen könne – jawohl, und mir schien fast, als ob der Mann mit seiner Frage nur anderen zuvorgekommen, jeder der dreißig Mann nahm eine Kiste, und en gros waren die Zigarren, ganz gewöhnliches Kraut, sogar noch teurer als im einzelnen, die Kiste zehn Dollar – das waren also schon wieder dreihundert Dollar oder vierhundert Taler, ganz nach unten abgerundet, welche allein diesen wenigen Novascotiamen aus der Tasche genommen wurden!!

Ja, solche Zirkusse und Schaubuden machen nicht umsonst die ungeheuer beschwerlichen Reisen per Achse in die wildesten Wildnisse Amerikas hinein! Nur ein einziger Abend mit einem Publikum, das aus Cowboys und Goldgräbern besteht, und so ein Unternehmer kann ein reicher Mann sein!

Alles, was diese Leute in monate-, unter Umständen jahrelanger schwerer Arbeit unter Gefahr ihres Lebens verdient haben, werfen sie einer Tingeltängelsängerin an den Kopf, der Vaquero schneidet seine Goldknöpfe ab – immer weg damit, solche fünf Minuten kommen nicht wieder, es wird ja alles wieder verdient, und morgen sind wir vielleicht tot! Na, nun noch ein Kußhändchen – so ein blutigverdammtes Blitzmädel – da hast du meinen ganzen Sack mit Goldstaub!

So geht's im fernen Westen Amerikas zu. Seeleute sind schon etwas verwöhnter. Und dann ist ja im Hafen die Konkurrenz, da sind ja immer gleich hunderte, wenn nicht tausende, und jeder will dem armen Matrosen die so schwerverdiente Heuer aus der Tasche luchschen. Es kommt nur darauf an, wer ihn zuerst in seine Klauen bekommt.

Dieser schwimmende Zirkus hier, das war aber einmal etwas ganz Neues!! Da hatte Karlemann wieder einmal den Vogel abgeschossen. – –

Als zweite Nummer führte Karlemann einen riesigen Elefanten vor, denselben, den ich auf der Leuchtturminsel hatte exerzieren sehen.

Ich will mich nicht in Einzelheiten ergehen. Nach der Musik marschieren, auf einer großen Trommel balancieren, Harmonika blasen, den Leierkasten drehen und dergleichen.

Das bekam man schließlich in jedem anderen Zirkus, in jeder Menagerie zu sehen. Aber Karlemann gab diese Vorstellung nicht für uns, sondern für die brasilianischen Matrosen, und unter diesen waren vielleicht keine zehn, die einen Elefanten nur auf einem Bilde gesehen hatten.

Die Kerls waren beim Anblick des riesigen Dickhäuters mit den gewaltigen Stoßzähnen, der noch vorn einen langen Schwanz hatte, einfach starr! Sie entsetzten sich! Die zu unterst Sitzenden wollten die Flucht ergreifen!

Aber auch die Verwöhnteren bekamen doch verschiedenes Neues, Sensationelles zu sehen. So zum Beispiel schon, wie der Elefant seinen Dresseur mit dem Rüssel umschlang und ihn in die Höhe hob, das hatte ich noch nie gesehen, und zuletzt sogar schleuderte er ihn hoch in die Luft und fing ihn mit dem Rüssel wieder auf!! Ein ganz gefährliches Spiel!

Und nun vor allen Dingen der Unterschied zwischen dem ungeheuren Elefanten und dem winzigen Menschlein! Das war es ja eben, was so gewaltig wirkte!

Das Pendant dazu wären der chinesische Riese und der Zwergelafant gewesen. Aber den bekamen wir gar nicht zu sehen, wenigstens nicht vorgeführt. Karlemann zeigte diesen brasilianischen Matrosen ja nicht den zehnten Teil von dem, was er auf seinem Repertoire hatte. Das wäre überhaupt gar nicht möglich gewesen.

Später, als der ›Karbunkel von Liberia‹ im Hafen lag, gab er ununterbrochen von früh acht bis Mitternacht Vorstellungen, jede währte zwei Stunden, aber man konnte gleich den ganzen Tag sitzen bleiben, keine einzige Nummer wiederholte sich.

Es war auch schon genug, was wir von diesem großen Elefanten zu sehen bekamen, besonders eben, wie er zuletzt mit seinem Herrn und Meister Fangeball spielte, wobei sich Karlemann zugleich als Akrobat produzierte, indem er sich immer in der Luft überschlug.

»Großartig, großartig!!« sagten auch meine beiden sonst so phlegmatischen Sportsmen in einem fort. »Der Junge sollte sich von Howards Zirkus engagieren lassen, tausend Dollar den Abend!«

Dieser Zirkusdirektor war für Amerika das, was damals der deutsche Renz und der holländische oder belgische Kuiper für den europäischen Kontinent waren.

Sich engagieren lassen? Ha, hatten die von meinem Karlemann, von diesem deutschen Zigeunerknaben eine Ahnung!

Als drittes kam eine Nummer, welche ich die afrikanische Post genannt hätte, welchen Namen sie später auf dem Programm auch wirklich führte.

Als die ganze Manege wieder in die Höhe ging, tauchte zunächst der lange Hals einer Giraffe auf, der ein Zebra folgte, gesattelt und gezäumt, geritten von Karlemann in schmucker Postillonuniform.

Der Junge, der früher noch nie auf einem Pferde, noch auf keinem Ziegenbock gesessen, hatte es fertig gebracht, hatte den stauenswerten Pferdebandiger, dem Cowboy, als diesem alles mißglückt, gezeigt, wie man auch Zebra zureiten kann!

Zuerst nur im Kreise herum, die afrikanische Post, dann die hohe Schule, das Zebra in allen Gangarten geritten, dabei immer die Giraffe im langen Zügel.

Von den Kreolen, welche noch keine Giraffe, noch kein Zebra gesehen hatten, will ich gar nicht sprechen. Aber auch Mr. Fairfax und Mr. Brown gerieten ganz aus dem Häuschen.

»Das ist nicht möglich, das ist ein angemaltes Pferd, ein Maultier, Zebras spotten jeder Zähmung, an ein Zureiten gar nicht zu denken!!

So riefen sie ein über das andere Mal. Aber sie mußten es wohl glauben, die Gestalt eines Zebras ist zu charakteristisch.

Dieser Junge hatte ein Problem gelöst, über welches besonders englische Tierzüchter schon seit langem grübeln, an dem sie in Zuchtanstalten experimentieren, für dessen Lösung England eine kolossale Summe als Prämie ausgesetzt hat. England wünscht Zebras für die afrikanische Kavallerie und Artillerie zu benutzen, weil Pferde und Maultiere immer bald zugrunde gehen, nicht nur am Stich der Tsetsefliege, gegen welche das Zebra wie das seltenere Quaqua gefeit ist.

Der kleine Herr Zirkusdirektor gab sich gar keine besondere Mühe. Er schonte Material und seine Kräfte, geizte mit seinen Künsten. Später, im Hafen, vor einem auserlesenen Publikum, das mit Goldstücken bezahlen konnte, machte er diese afrikanische Post mit sechs Zebras und zwei Giraffen, mit Rhinoceros, Nilpferd und anderen Tieren. Allerdings auch nicht sogleich von Anfang an, dazu war dieser Junge zu schlau, er behielt immer etwas in der Reserve, und immer und immer noch etwas, damit der, welcher die afrikanische Post mit einem Zebra gesehen hatte, sie nun auch noch mit drei, dann mit sechs sehen konnte, und dann mit einem Rhinoceros, und dann sogar mit einem Löwengespann, und so konnte das immer weiter gehen.

Doch davon später. Für diese Kreolen genügte das auch vollkommen.

Ein livrierter Neger verkündete, daß eine halbe Stunde Pause sei, das geehrte Publikum könne unterdessen im Zwischendeck die Tiere und alle übrigen Sehenswürdigkeiten besichtigen.

Ja, das konnte man. Aber der Eintritt kostete hundert Reis – fünf Groschen. Und das war erst der Anfang von der Geldschneiderei.

Das Zwischendeck des großen, ausgebauchten Schiffes glich einem richtigen Jahrmarkt. Schaubude reihte sich an Schaubude, und auch die charakteristische Form war mit Absicht gewählt worden, solche Zelthäuser mit schreienden Bildern bemalt, was man im Innern zu sehen bekäme, Verkaufsbuden aller Art – was da alles zu haben war, wußte ich gar nicht, die Menge des zu Sehenden war erdrückend, nicht minder ja die sich drängende Menschenmenge – eben ein richtiger deutscher Jahrmarkt, die Leipziger Messe! Auch die Ausschreier fehlten nicht.

Wenn ich etwas vermißte, so waren es nur die Würstchenbuden und die Luftballons.

Ich ging nur in eine einzige Bude – Eintritt natürlich wieder fünf Groschen.

Das Reklamebild zeigte meine vierzentnerige Laura, wie sie mit einem menschlichen Skelett Ballett tanzte, und der Ausschreier machte darauf aufmerksam, daß sowohl diese Riesendame – jetzt hatte sie fünf Zentner – als auch dieses Skelett nicht etwa nur Puppen seien, sondern wirklich lebten, wirklich vor dem geehrten Publikum so tanzen würden, und vor den hochgeschätzten Offizieren, Maaten und Mannschaften ›M. Santa Cruz‹ und ›M. Fernando‹ würden sie noch ganz besonders ihre ganze Kunst zeigen ...

Diese schwarzen Luder hatten das Ausrufen nämlich weg! Die hätten ebenfalls Pastoren werden können. Eben genau wie auf der Messe!

Also auch ich hatte meine fünf Groschen geopfert. Damit noch nicht genug. Ich wurde doch gleich als Kapitän erkannt und mußte weiter vorrücken, aber nicht umsonst, das kostete zwei Fünfgroschenstücke extra, und der schwarze Kerl holte auch einfachen Matrosen noch genug Geld aus der Tasche.

Mir tat diese Geldschneiderei wegen der armen Matrosen fast leid; aber . . . Geschäft ist Geschäft, durchgebracht wurde die Löhnung doch sowieso, und man hatte auch gar keine Gelegenheit weiter, noch mehr Buden zu besichtigen.

Denn was man schon in dieser einen zu sehen bekam, genügte vollkommen. Karlemann hatte wirklich ein menschliches, lebendiges Skelett aufgetrieben. Ein kleiner Kerl, wohl ein Spanier, der faktisch nur aus Knochen zu bestehen schien. Vielleicht nur jener indische Fakir Thogluk hätte ihm noch Konkurrenz machen können.

Und es fand ein richtiges Theaterstück statt. Zuerst machte das Skelett meiner Laura eine Liebeserklärung, in spanischer Sprache, und wie das kleine, zierliche, dürre Männchen mit langen Dichterlocken nun dieses Riesenweib anhimmelte, wie er vor ihm auf den Knien lag, wie ihn dann das vierzentnerige Riesenweib auf den Schoß nahm, wie er auf ihr herumkletterte, ihr dann aus Versehen in den Busen rutschte und nicht wieder herauskonnte . . . das Ballett habe ich gar nicht mehr gesehen, ich mußte plötzlich machen, daß ich fix hinauskam.

Da war die Dame ohne Arme als Stickerin und Geigenspielerin, da war mein fünfbeiniges Kalb, da mein zweizentneriger Junge, den Karlemann gewiß so klein bleiben ließ, ihn nur nach den Seiten hin wachsen lassend, da war meine Gans mit zwei Köpfen . . . ich bekam nichts mehr zu sehen.

Hier wurde nicht geklingelt, sondern ein brüllender Kanonenschuß, daß das ganze Schiff wackelte, lud das geehrte Publikum ein, wieder Platz zu nehmen.

Ich war überzeugt, daß keiner dieser brasilianischen Matrosen auch nur einen einzigen Reis mit hinausnahm. Was die Novasco-tiamen anbetrifft, so will ich nur erwähnen, daß zwei von ihnen vor einem Stand mit hartgekochten Eiern ein Wettessen oder richtiger Wettfressen veranstaltet hatten. Wieviel sie vertilgt, weiß ich

nicht, ich sah dann nur die Berge von Eierschalen liegen, und jedes Ei hatte immer wieder fünf Groschen gekostet, und der eine mußte dann gleich in ärztliche Behandlung genommen werden, zwei Tage lang rang er mit dem Tode.

Als ich wieder oben war, da starrte ich geistesabwesend die Schiffe mit den Takelagen an und ringsherum um mich die weite See. Wahrhaftig, ich befand mich ja auf einem Schiffe!! Und das da unten war nicht nur ein Traum gewesen!

Löwengebrüll und Tigergeheul, und als die Manege wieder aus der Tiefe auftauchte, war sie ringsherum ganz mit einem hohen Gitter umgeben, in dem es von Katzentieren aller Art und Bären und Affen wimmelte, und in der Mitte Karlemann.

Ich muß hier doch auch einmal eine Bemerkung einschalten.

Ich für mich selbst war sehr humoristisch, immer fidel, suchte an jeder Sache die komische Sache herauszufinden – aber im Grunde genommen war ich doch eine sehr ernst veranlagte Natur. Für Klimbim hatte ich nie Interesse. Wenn ich abgemustert worden war, hatte ich mich allerdings auch in Tingeltangels herumgetrieben, den Frauenzimmern Champagner in den Hals gegossen – aber das war doch etwas ganz anderes. Totgeschlagen mußte das Geld ja werden, jede andere Gelegenheit und Gesellschaft fehlte mir – das war eine Art von Galgenhumor gewesen. Ich belustigte mich über diese Weibsbilder, über meine eigene Dummheit.

Aber sonst, wenn ich die Wahl hatte, habe ich stets ein ernstes, klassisches Theaterstück einer seichten Posse oder Operette vorgezogen. Und am allerwenigsten Anziehungskraft übte auf mich etwa ein Seiltänzer aus, der sich auf dem Turmseil produziert. Ich habe so etwas immer als eine Spekulation auf die rohe Sinnlichkeit der großen Menge betrachtet. »Wenn der von dort oben herunterfällt!« Das Publikum wartet darauf, daß der Mann stürzt. Mindestens ist es ein grober Nervenkitzel. Ich habe gehört, daß es jetzt Radfahrer gibt, welche in einer großen Schleife herumfahren, durch die Zentrifugalkraft oben gehalten, mit dem Kopfe

nach unten hängend. Im Londoner Aquarium soll solch ein Schleifenfahrer jeden Abend 200 Pfund oder 4000 Mark bekommen. Weicht er nur ein ganz klein wenig von der Richtung ab, so wird er herausgeschleudert, ist tot.

Ich möchte das nicht sehen. Ich würde mich für alle anderen Menschen schämen. Da lobe ich mir noch den Gladiatorenkampf der alten Römer. Mag Blut fließen, so viel da will – das ist immer noch etwas Männliches!

Vom Gladiatorenkampf kommt man leicht zu den im Altertum ebenfalls beliebten Kämpfen zwischen Menschen und wilden Tieren.

Heute werden wilde Tiere gezähmt vorgeführt, wobei der Tierbändiger noch immer sein Leben aufs Spiel setzt.

A la bonheur, das ist etwas, was mich interessiert! Aber ich gehe nicht hin, wie wohl die meisten anderen Zuschauer, um dabei zusehen, wenn dem tollkühnen Manne, der immer dem großen Löwen den Kopf in den Rachen steckt, dieser Kopf einmal zermalmt wird, ich gehe nicht hin, um mir sonst die Nerven kitzeln zu lassen – sondern ich bewundere den menschlichen Geist, der sich diese furchtbaren Tiere der Wildnis zu willen gemacht hat! Ja, das ist es: dann sehe ich nicht nur einen Dompteur in Trikots, sondern ich sehe einen Menschen, und in diesem Menschen die ganze Menschheit, und ich erkenne mit Staunen und Ehrfurcht, daß der Mensch tatsächlich der Herr der Schöpfung ist, daß der Geist des Menschen eine furchtbarere Waffe ist als die Tatze des Löwen, und da kann ich stolz auf mich selber sein!

Schade nur, daß die Raubtiere, die man so in Menagerien zu sehen bekommt, in einem engen Käfig vorgeführt, immer so verhungert aussehen, schon so niedergeschlagen, gedemütigt, verprügelt, und diese letzte Glanznummer, wie der Bändiger seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt, kann mich nur beleidigen.

Und nun plötzlich hier!!! Die ganze Manege ein einziger Käfig! Gefüllt mit Löwen, Königstigern, Panthern, Jaguars, Leoparden und Bären der verschiedensten Art, darunter auch zwei riesige Eisbären, und jedes Tier ein Prachtexemplar! Und scheinbar in ungezähmtester Wildheit; denn zuerst herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander, ein Brüllen, Heulen und Knurren, ein Balgen, Pfauchen, Tatzenschlagen, Beißen – und in der Mitte Karlemann, nicht im bunten Kostüm, sondern in einem einfachen, dunklen Straßenanzuge, und immer mit der Peitsche dazwischengehauen, manchmal auch mit einem biegsamen Stock, den er in der anderen Hand trug, bis sich das Gewirr löste, bis einer nach dem anderen brummend und knurrend davonschlich, immer noch einmal den Kopf wendend und zurückpfauchend, bis jedes der Raubtiere artig auf seinem Stühlchen saß.

Ha, das war ein Anblick gewesen! Mir wurde plötzlich das Herz so weit, so weit!! Ich wurde von einem namenlosen Stolze erfüllt, nämlich, weil auch ich dem Geschlechte angehörte, welches dieser Dreikäsehoch hier repräsentierte!

Und nun das Publikum, diese wetterharten Seeleute!

»Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.«

Und das Haus in diesem Gedicht von Schiller – die Kraniche des Ibykus – war auch solch ein Amphitheater gewesen, auch Zirkus genannt.

Ich blickte einmal die beiden Sportsmen an. Auch sie waren blaß bis in die Lippen geworden.

Schnell wußte Karlemann den allgemeinen Bann zu lösen.

In gebrochenem Spanisch erklärte er, das Publikum brauche durchaus nicht ängstlich zu sein, daß ihm etwas passieren könne, er habe einen treuen Wächter, einen riesigen Hund, der es auch mit dem größten Löwen wie mit einem Wickelkinde aufnehme – er habe den Hund zu Hause vergessen, habe ihn sich aber gleich

nachschicken lassen, er sei soeben mit einem Postschiff angekommen – und das mittelste Rundteil senkte sich etwas, als es wieder auftauchte, stand ein ungeheurer Koffer mit zahllosen Poststempeln darauf, Karlemann schloß die drei Schlösser auf, schlug den Deckel zurück und heraus sprang fröhlich kläffend . . . mein Salto, das allerliebste Zwergpudelchen, ganz zu seinem kleinen Herrn passend.

Das löste natürlich eine ungeheuere Lachsalve aus. Man sollte vielleicht meinen, daß dieser Trick gar nicht angebracht gewesen wäre. Der Raubtierbändiger zeigte seine große Sorglosigkeit, er fürchtete keine Gefahr.

Und doch, er war schlau berechnet! Gerade diese Sorglosigkeit steigerte nur die Bewunderung, ebenso, daß der kleine Dompteur auch sonst alle Schutzmittel verschmähte, da gab's keine Sicherheitstür, durch die er schnell retirieren konnte, keine aufpassenden Gehilfen mit langen Gabeln und dem Spritzenschlauch, kein Revolverschuß fiel, man sah überhaupt gar keine Waffe.

Die Kunststückchen selbst will ich nicht schildern, so großartig sie auch waren. Pyramiden bauen, durch Reifen springen, auf einer Wage schaukeln und dergleichen.

Ja, staunenswert war es! Aber ich richtete mein Hauptaugenmerk auf anderes, auf Kleinigkeiten.

Karlemann wurde fortwährend angepfaucht, hatte fortwährend Tatzenhieben auszuweichen, hielt sich immer den Rücken frei.

Er hatte mir dereinst gesagt, daß auch dieses Pfauchen und Tatzenschlagen nach dem Dompteur den Tieren künstlich beigebracht würde. Angenommen, daß dem wirklich so wäre, schwächte dies für mich gar nicht den allgemeinen Eindruck der Wildheit ab, des wagehalsigen Spieles um Leben und Tod.

Aber ich glaubte das gar nicht. Nein, diese heimtückischen Tatzenschläge waren ehrlich gemeint.

Ich bemerkte mehrmals, wenn sich ein Löwe oder besonders ein Königstiger oder Panther ungebärdig zeigte, wenn er den Gehorsam verweigerte, wie sich das Raubtier, kurz, ehe Karlemann es mit der Peitsche verkarbatschte, oder in demselben Augenblick, laut aufheulend mit der Tatze über die Augen fuhr, und dann war der Widerstand sofort gebrochen, das Tier zog den Schwanz ein, suchte das Weite, seinen Schemel auf, oder es gehorchte.

Als ich schärfer beobachtete, bemerkte ich es ganz deutlich. Karlemann schwippte die widerspenstigen Tiere auf die Nase oder gar ins Auge. Das konnte von keinem ertragen werden. Die nachfolgenden knallenden Peitschenhiebe auf den Leib des Tieres waren gewissermaßen nur eine Zugabe für das Publikum.

Aber so mit einem Schwipp die Nase zu treffen, das ist leichter gesagt als getan. Der Junge schien überhaupt die Peitsche mit wunderbarer Virtuosität zu handhaben. Ich bemerkte, daß er manchmal den Knüppel in der rechten Hand hatte, die Peitsche in der linken, und eben, weil er auch mit der linken Hand ganz genau so knallte, peitschte und schwippte, fiel dieser Wechsel gar nicht auf. Daß Karlemann linkshändig war, oder vielmehr die linke Hand ebenso gut gebrauchen konnte wie die rechte, hatte ich noch gar nicht gewußt. Hier aber sah ich, welchen Vorteil das auch für den Raubtierbändiger hat.

Ohne Zweifel, er mußte doch noch Gewaltmittel anwenden, um die Tiere in Schach zu halten – Nasenhiebe und dergleichen – und wären die Raubtiere sogar auf künstliche Tatzenhiebe abgerichtet, so wäre das doch eben gar nicht nötig gewesen.

Ferner bemerkte ich, daß sein eigentlicher Schutz einer der beiden Eisbären war, ein riesenhaftes Tier, das meist auf den Hinterfüßen aufgerichtet ging, wo man erst ganz seine kolossale Größe bewundern konnte, einen normalen Menschen reichlich um zwei Köpfe überragend, von Karlemännchen gar nicht zu sprechen.

Dieser Eisbär war immer um seinen Herrn herum, scheinbar nur, um sich mit Zuckerstückchen füttern zu lassen, aber ich bemerkte auch, wie er stets zwischen Karlemann und ein anderes Raubtier trat, das sich dem Dompteur in unlauterer Absicht nähern wollte, und einmal bekam ein pfauchender Königstiger einen Tatzenhieb weg, der den König der Dschungeln gleich über den Haufen warf. Denn der Eisbär ist unstreitig das stärkste aller Raubtiere.

Der zweite Wächter war der größte Löwe, ein riesiges Tier, der zugleich die Rolle des Harlekins spielte. Scheinbar war er der ungelehrigste und faulste Schüler. Er wollte immer nicht von seinem Schemel herunter, dann traktierte Karlemann ihn wohl mit Peitschenhieben, und da fauchte und knurrte und brüllte der König der Tiere wohl, zeigte dem Dompteur die furchtbaren Zähne, schlug mit der Tatze nach ihm – aber in diesem Falle mochte das Dressur sein, künstliche Wildheit, das glaubte ich wohl – denn nachdem Karlemann lange genug mit der Peitsche geknallt hatte, wandte er sich stets achselzuckend ab – »mit dem ist nichts anzufangen! Salto, bringe den ungezogenen Simson zur Räson!« – Und dann ging das winzige Zwergpudelchen kläffend auf den Riesen los, packte ihn hinten beim Schwanze, zog ihn so vom Schemel herunter – das heißt, es sah so aus, als ob sich der Löwe herunterziehen ließe, er kroch langsam nach rückwärts zum Boden – dann packte ihn Salto weiter beim Ohre und zog ihn nach der Stelle, die der Löwe beim Kunststück einnehmen mußte, wenn etwa eine Pyramide gebaut werden sollte.

Wohl pfauchte und knurrte Simson, wenn er sich von dem Zwergpudelchen am Ohre fortziehen ließ, aber das war natürlich Dressur. Uebrigens außerordentlich komisch. Die Arena wurde stets von Lachsalven erschüttert.

Ja, das ging sogar so weit, daß dieser Löwe tätliche Angriffe auf seinen kleinen Herrn machte – aber immer war gleich das Zwergpudelchen als Retter da, wütend kläffend, biß den Riesen, packte

ihn hinten beim Schwanze und zog ihn zurück, dann packte es ihn wieder beim Ohre und führte ihn so nach seinem Schemel. Wie dann der ungeheuere Löwe gedemütigt den bemähnten Kopf zur Seite hielt und sich von dem winzigen Hündchen fortführen, zur Ordnung bringen ließ – es sah unbeschreiblich aus.

Doch sonst verwandte dieser größte aller Löwen, ob er nun Kunststücke ausführte oder faul auf seinem Schemel hockte, keinen Blick von Karlemann und den Raubtieren, die diesem am nächsten waren, immer spannend, immer aufmerksam, manchmal sich zum Sprunge duckend. Gewiß, dieser Simson, jedenfalls derselbe, der mich damals in der Seeburg attackiert hatte, war ebenfalls ein Schutzwächter.

Die Vorstellung war zu Ende, die Bänke leerten sich; mit glühenden Gesichtern und beim Sprechen lebhaft gestikulierend, ganz voll von dem Geschauten, aber mit geleerten Taschen, marschierten die brasilianischen Matrosen über mein Deck nach ihren Schiffen zurück.

Ich begab mich noch einmal in den Bauch des Kabellegers hinab, wurde diesmal nicht gehindert, war vielmehr erwartet worden. Ein Neger führte mich, ich fand Karlemann in einer kleinen Kabine, die zur Hälfte von einem Panzerschranke ausgefüllt wurde, wo er Silber- und Kupfergeld aufzählte, dazwischen aber auch reichlich Goldstücke.

»Na, Meister Tretmüller?« begrüßte er mich, ohne sich in seiner angenehmen Beschäftigung stören zu lassen. »Was sagen Sie denn dazu?«

Auch ich stand noch ganz unter dem Banne des Gesehenen, nur daß ich es von einem etwas anderen Gesichtspunkte aus betrachtete als jene Matrosen.

Mir wurde plötzlich, als ich so auf den Knirps herabblickte, ganz feierlich zumute.

»Kapitän Algots – darf ich einmal vertraulich zu Ihnen sprechen?«

»Meinetwegen.«

»Sie nehmen es mir nicht übel?«

»I wo! Wir müssen uns doch überhaupt schon einmal irgendwo im Zuchthause gesehen haben.«

Ich achtete nicht des Spottes – ich legte ihm meine Hand aufs Haupt.

»Nun denn – es muß einmal heraus – du bist ein genialer, ein gottbegnadeter ... Lausejunge.«

Nur ein überraschter Blick traf mich, dann fuhr Karlemann ruhig im Geldzählen fort. Aber er blieb mir die Antwort schuldig, jede schnoddrige Bemerkung, die er ja sonst immer bereit hatte. Meine so feierlich gesprochenen Worte mußten doch einen Eindruck auf ihn gemacht haben.

Wußte er, wer er war? Wußte er, wie das Schicksal einmal an ihm ein Beispiel konstatieren wolle, wie auch schon ein unreifer Knabe ein moderner Welteroberer sein könne? (Unter einem modernen Welteroberer verstehe ich zum Beispiel einen Großkaufmann, der sich alle anderen Geschäftskräfte, die sich seinem Bereiche nähern, dienstbar macht, kraft seines ingeniösen Geistes, den er in die Macht des Kapitals zu verwandeln gewußt hat, der durch diese Macht immer mehr Menschen und ganze Länder unterjocht, wie man solche Männer jetzt besonders in Amerika emporwachsen sieht – das nenne ich die modernen Welteroberer!)

Wußte dieser deutsche Zigeunerknabe, daß ihn das Schicksal zur Rolle solch eines Welteroberers bestimmt hatte?

Aber ... wo ist der Welteroberer, ein Eroberer durch Waffen- oder Geldmacht, der nicht doch schließlich von dem Gipfel seiner Höhe herabgeschleudert wurde?

Die ganze Welt hat noch niemand erobert und wird niemand erobern!

Der liebe Gott sorgt dafür, daß keine Bäume in den Himmel wachsen!

Und auch diesen Knaben hier sollte ich noch dereinst zugrunde gehen sehen!

Das Schicksal hatte bestimmt, daß er nur in seinen jugendlichsten Jahren von Erfolg zu Erfolg schreiten sollte, nicht mehr als Mann!

Und vielleicht gut so. Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. – –

»Na, wie gefällt Ihnen denn mein Jahrmarkt, den ich hier unten aufgebaut habe?« fing Karlemann dann wohlgenut wieder an.

Auch bei mir war die feierliche Stimmung wieder verflogen.

»Einfach großartig! Nur eins vermißte ich.«

»Was denn?«

»Die Würstchenbude.«

»Geben Sie mir einen alten, kranken Droschkengaul, und in einer Viertelstunde sollen Sie die delikatesten, hufeisennagelfreiesten Brühwürstchen haben. Ich mache überhaupt alles, was zu machen ist, und alles selber. Ich backe Brot, ich räuchere Schinken, wickle Zigarren, ich bereite Limonade und Selterswasser – nur die Eier kann ich nicht selber legen.«

»Auch das Bier brauen Sie selbst?«

»Jawohl! Haben Sie ein Glas getrunken?«

»Leider.«

Es schmeckte Ihnen nicht?«

»Wie Essig mit Zucker.«

»Weiter ist's auch nichts. Warum sind Sie so dumm und geben für solch ein Gläschen einen halben Dollar aus? Doch es genügt ja, wenn jeder nur ein einziges Mal drauf reinfällt.«

Mit dem Kerlchen war nichts anzufangen.

»So,« sagte er, das aufgezählte Geld zusammenkratzend und in den Panzerschrank werfend, »fertig, ich stehe zu Ihrer Verfügung. Na, was meinen Sie wohl, was ich heute eingenommen habe?«

»Sie haben die armen Matrosen nicht schlecht geschöpft.«

»Arm? Bah! Die verwixsen ihre Löhnung doch sowieso. Bei mir haben sie wenigstens etwas dafür zu sehen bekommen.«

Er hatte recht. Ich habe es auch schon früher gesagt.

»Nun wollen Sie doch erst einmal meine Menagerie besichtigen,« fuhr er fort. »Es ist noch vieles hinzugekommen, alles für einen Zweck dressiert, aber alles kann ich in einer einzigen Vorstellung natürlich nicht vorführen. Und auch Ihre ehemaligen Pflegebefohlenen verlangen nach Ihnen, besonders die Laura. Wir machen dann ein Nächtchen.«

Wir durchschritten einen Korridor. Da stand in der Tür einer Kabine eine Frau, gebückt, kramte wohl in etwas, reckte nur ihr Hinterteil, mit einem dünnen Tuche bedeckt, durch die Tür zum Korridor heraus, und dieses Hinterteil war ein mächtiges Ding, versperrte gleich den ganzen Weg.

Karlemann spuckte in die Hand und schlug darauf, daß es nur so knallte.

Das Weib drehte sich aufgerichtet herum, eine Negerin von schwärzester Couleur, die mir grinsend ihre einzigen beiden Vorderzähne zeigte.

Es war gar keine so alte Frau, eigentlich auch gar nicht so häßlich, aber ungemein dick, schwammig, mit so ein Paar Negerbrüsten, die dem Kinde gleich über die Schulter gereicht werden – und nun vor allen Dingen diese beiden entsetzlichen Zähne, welche von wenigstens einem Zoll Länge aus dem Munde hervorragten – richtige Elefantenstoßzähne. Auffallend war auch der große, goldene Ring, den sie in der Nase trug. Von solcher Größe und Dicke hatte ich selten einen derartigen Nasenring gesehen.

»Herr Kapitän Jansen,« stellte mich Karlemann der grinsenden Niggerin vor, »und hier – Ihre Königliche Hoheit, Prinzeß Tlamatla ... taltinatzatla ... ich weeiß nich, wie se heeßt, ich kann den vertrackten Namen nicht aussprechen ... meine Frau.«

»Ihre Frau?« konnte ich nur wiederholen, die grinsende Niggerin anstarrend.

»Yes. Sozusagen meine Gattin – meine Gemahlin. Ja, ja, mein lieber Jansen, unsereiner kann auch einmal eine Prinzessin haben, und das ist sogar eine ganz waschechte. Ich habe noch zwee andre.«

»Noch zwei andere Frauen wollen Sie doch nicht etwa sagen?«

»Yes. Ich hab's Ihnen doch gleich gesagt. Aus den zweien, die ich auf dem Kieker hatte, sind nur gleich drei geworden. Na ja, ich war doch einmal dabei beim Heiraten, und nur immer gleich so viel wie möglich auf einmal machen. Dieses dicke Miststicke hier ist die Schwester Seiner Majestät Aquassi Aquatuh, des Königs vom Aschantireiche, wiegt zwei Zentner und sechsundzwanzig ein halb Pfund – bei nüchternem Magen, bei vollem ist sie immer acht bis zehn Pfund schwerer – ist als die einzige Schwester des Königs nach den dortigen Landesgesetzen auch stark bei den Regierungsgeschäften beteiligt, genießt überhaupt bedeutende Privilegien. Diese ihre hohe Stellung erkennen Sie auch gleich an den beiden Zähnen. Sämtliche anderen Zähne hat man ihr schon im zartesten Kindesalter eingehauen oder rausgeruppt, nur diese beiden Vorderzähne wurden im Munde stehengelassen, und die schwarzen Zauberer dort verstehen die geheimnisvolle Kunst, einzelne Zähne zu ganz bedeutender Länge heranzuziehen, was in Aschanti neben der allgemeinen Dickigte als die höchste Schönheit gilt, was sich aber nur die höchsten weiblichen Mitglieder des königlichen Hauses leisten dürfen.«

Karlemann war in den Erklärerton des Jahrmarktsausschreiers gefallen, klopfte mit der Reitpeitsche, die er trug, dem Weibe, seiner Gattin, manchmal auf die Brust, auf den Bauch, und zuletzt, bei Erklärung der Zähne, klopfte er mit dem Stöckchen auch gegen diese.

Das Weib nahm es durchaus nicht übel, grinste mich weiter freundlich an, und so fand auch ich es ganz in der Ordnung, daß

ich stehen blieb und in ihrer Gegenwart ruhig weitere Fragen über sie stellte. In meinem Bewußtsein wurde sie jetzt wirklich ein Schauobjekt.

Im übrigen kann man sich meine Verblüffung vorstellen. Sie war so groß, daß ich gar nicht die Komik dieser Vorstellung empfand.

»Und noch zwei andere Frauen haben Sie?« mußte ich noch einmal wiederholen.

»Yes. Die beiden Töchter vom König. Das heißt die von der richtigen Königin, was Aquassis richtige Hauptfrau war – sonst hat mein Schwiegervater noch eine Unmenge von Kindern, er konnte mir selbst nicht sagen wie viele, aber die kamen für mich natürlich nicht in Betracht. Meine beiden sind richtige Prinzessinnen, wenn sie auch nicht wie die Schwester hier mit in die Regierung neinzuschwatzen haben. Immerhin, auch sie haben ganz hübsche Privilegien – und dann eine feine Ausstattung – eine ganze Karawane mit Elefantenzähnen, so an die tausend Stück, goldene Nachttöpfe und so weiter – ich habe gleich alle beide genommen. Die älteste, die Emma, ist schon ein bißchen schrumpelig ...«

»Emma heißt sie?«

»Eigentlich wohl Emalulolalimamumomumi ... oder so ähnlich – es geht noch weiter – ich nenne sie einfach Emma. Wie die andre heeßt, weiß 'ch gar nich.«

Na, da soll man nun ernst bleiben!

»Aber die hier,« Karlemann klopfte seiner ersten Ehegattin mit der Reitpeitsche wieder auf den Bauch, »das ist die Wertvollste. Die kriegt auch eine sogenannte Ap – Ap – Apfelnage ...«

»Apanage,« korrigierte ich.

»Jawohl, ich sagte es ja schon – Appelnage. Die hat mir aber auch einen guten Feng Geld gekostet. Ei ja, die habe ich mir etwas kosten lassen. Sieben einen halben Silbergroschen habe ich für dieses Miststicke bezahlt.«

»Wieviel?«

»Sieben einen halben Silber Groschen. Ich hatte nämlich so ein Schiff mit, damals in meinem Gepäck in der Arche, so lang, wenigstens einen Fuß lang – ein ganz moderner Schraubendampfer – Sie wissen, aus Blech – mit Mechanik – wenn man mit einem Schlüssel aufzog, fing sich die Schraube an zu drehen, und dann fuhr das Schiffchen im Kreise herum, oder auch gradeaus, wie man das Steuer stellt. Ich hatte das Ding in einem Schaufenster gesehen, in Hamburg – Sie wissen, als ich zuletzt dort war, als ich mir den Frackanzug machen ließ – als ich dann im Gottesasyl Schnee schippte. Hm, dachte ich, das wäre vielleicht dort etwas für die Schwarzen – und nun erfuhr ich im Laden, daß es auch nur ein sogenanntes Muster war, eine ganz neue Erfindung von Spielzeug – die anderen wurden erst fabriziert. Na, da habe ich's schnell genommen. Sieben und einen halben Silber Groschen – und keinen Feng wollten sich die Halunken abhandeln lassen. Und nun kommen doch auch noch die Unkosten der weiten Reise dazu, ich habe ja das Ding ganz bis nach Afrika mitgeschleppt.

»Und richtig! Die beiden anderen Frauenzimmer, was seine Töchter sind, die bekam ich gleich umsonst. Der König schätzte es sich doch zur Ehre, mich als seinen Schwiegersohn zu haben. Besonders wegen der Gorillas, wissen Sie, weil ich die gehascht hatte, solche wilde, verzauberte Teufel und böse Geister. Eigentlich haben Sie sie ja gehascht, aber das ist doch ganz egal, ich war's, der sie vorweisen konnte. Na also – die beiden Töchter, die bekam ich gleich – aber mit seiner Schwester wollte er gar nicht herausrücken. Nämlich wegen der schönen Stoßzähne, die sie im Maule hat – das heißt, weil die drei Prozent von allen ... doch das brauchen Sie nicht zu wissen. Also mit der da hatte ich meine liebe Not. Der König wollte sie mir durchaus nicht zur Frau geben. Ganz ausgeschlossen, sagte er und blies sich ein halbes Pfund Schnupftabak in die Nase – ganz ausgeschlossen. Das heißt, das hat er natürlich auf aschantisch gesagt.

»Jawoll. Zweitausend für jede Tochter, viertausend für die Schwester. Macht zusammen achttausend. Mehr waren nicht da, 's war gerade ein bißchen knapp mit den Sklaven, sonst wären noch mehr geschlachtet worden. Erst dachte ich, wir sollten sie auch fressen, aber da draus wurde nischt.«

O, du holde Unschuld!! Dies alles kam so harmlos heraus, daß man diesem Jungen nicht einmal eine Gemütsroheit zuschreiben konnte.

Gemütsroheit! Immer alles ins rechte Licht gezogen, alles von zwei Seiten betrachtet, die jedes Ding hat.

Mit überströmendem Herzen preist der Dichter die Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens, er schildert das Vöglein, wie es ein Würmchen verspeist und dafür ein Lied zu Ehren seines Schöpfers singt.

Aber ob auch dieses Würmchen singt? Wenn man also ganz konsequent sein will, so steckt in der Hymne des Dichters eine Gemütsroheit.

Uebrigens konnte man sich bei Karlemann auch sehr irren. Er hatte nur eine so merkwürdige Ausdrucksweise.

»Die achttausend Menschenköpfe sollten eigentlich mir gehören,« fuhr er gleich fort, »ich hätte damit meine Seeburg drapieren können. Aber das gab's nun freilich nicht bei Karl Algots! Hätte ich überhaupt gewußt, daß deswegen so viele Menschen geschlachtet werden, ich hätte mich wahrscheinlich für die ganze Heiratelei bedankt. Und doch, vielleicht war es ganz gut, daß ich gerade kam. Wie gesagt, es war gerade knapp mit Sklaven, deswegen planen die Aschantis einen großen Kriegszug gegen ein Nachbarvolk, einmal wären die drei Weibsbilder doch geheiratet worden, und da hätte jede noch viel mehr Menschenköpfe mitgekriegt. So blieb's wenigstens bei achttausend.«

Da – ich hatte es gewußt – Karlemann hatte sich doch noch gerechtfertigt – in seiner Weise.

»Na, nun will ich Ihnen noch meine beiden anderen Frauen und die übrigen Tiere zeigen. Dann machen wir ein Nächtchen. Na, komm her, Dicke, gib mir einen Kuß.«

Die letzten Worte waren an die Negerin gerichtet, an seine erste Lieblingsfrau, die noch immer grinsend dastand, und Karlemann räkelte sich auf den Zehenspitzen empor, packte den Nasenring, so zog er den Kopf der Negerin zu sich herab, um ihr einen Kuß auf die Lippen oder vielmehr auf die Elefantenzähne zu drücken.

»So ein Nasenring ist ganz hübsch,« sagte er im Weitergehen, »wenn's nach mir ginge, müßten überhaupt alle Frauen einen Ring durch die Nase bekommen, nicht nur die schwarzen – und gleich eine Kette dran.«

WIEDER EIN GESCHÄFT!

Ich will nicht ausführlich schildern, was ich sonst noch alles im Zwischendeck des Kabellegers zu sehen bekam.

Ja, die Emma war, wie Karlemann selbst gesagt, schon etwas schrumpelig, aber seine dritte Frau, deren Namen er nicht wußte, war noch ein ganz junges, nettes Ding, wie aus Ebenholz zierlich geschnitzt.

Mir drängte sich eine Frage auf. Wie Karlemann mit seinen Frauen fertig wurde. Denn trotz aller geistigen Reife war dieser Junge doch noch ein Kind, ich wußte es bestimmt. Doch ich brachte es nicht fertig, auch nur eine andeutende Frage zu stellen. Was ging das auch mich an!

Am längsten hielt ich mich vor den Käfigen mit den Gorillas auf, hörte Karlemanns Auseinandersetzungen an, was der alles noch mit diesen Waldmenschen beabsichtigte – dann machten wir das Nächtchen, von dem er schon mehrmals gesprochen.

Ich war nämlich von meinen ehemaligen Bordgästen, normal oder mißgeboren, mit stürmischem Jubel begrüßt worden, sie äußerten den Wunsch, noch einmal mein Schiff besichtigen zu dürfen, mindestens das Zwischendeck, in dem sie eine so köstliche

Zeit verlebt hätten – ich selbst war mir gar nicht bewußt, daß es ihnen bei mir so gut gefallen habe, aber ich wußte schon, was sie wollten, von mir eingeladen werden, einmal eine vergnügte Nacht erleben – Karlemann hatte bereits von diesem ihrem Wunsche gewußt, und das war es, was er immer mit seinem ›Nächtchen‹ gemeint.

Nun, dem konnte gewillfahrt werden. Nur im Zwischendeck ging's nicht, da lagen die verwundeten Novascotiamen. Aber da gab's ja noch andere Räume genug, wo auch getobt werden konnte, soviel man wollte, ohne daß das Lärmen bis in das Zwischendeck drang.

Sie waren alle wieder zusammen, die ich an Bord gehabt, noch viele andere waren hinzugekommen – es wurde ein fröhliches Zechgelage, mehr will ich hiervon nicht sagen.

Es war gegen drei Uhr, als ein Matrose, der an Deck Wache ging, hereinkam, mir eine Meldung brachte.

Korvettenkapitän Casas, Kommandant der ›Santa Cruz‹, ließe fragen, ob ich zu sprechen sei, ließe in diesem Falle mich zu sich bitten.

Für den, der sich an die späte Nachtstunde stößt, sei bemerkt, daß es an Bord des Schiffes nicht den geringsten Unterschied gibt zwischen Tag und Nacht.

Der verantwortliche Kapitän, der keine Wache mitgeht, ist bei Nacht sogar noch mehr auf dem Posten als bei Tage.

Aha, jetzt sollte mir schon die Mitteilung gemacht werden!

Jawohl, ich war zu sprechen. Ich war so gut wie nüchtern, zog nur meine Uniformjacke an, begab mich hinüber.

Ein Offizier mit der Schärpe nahm mich in Empfang, führte mich in die Kajüte, wo sich außer Casas noch der Kommandant des ›Fernando‹ befand.

Erst jetzt wurde er mir vorgestellt. – Fregattenkapitän Manuelo Donato.

Nachdem die köstlichen Zigarren brannten und die Portweingläser gefüllt waren, war es dieser letztere, welcher das Wort führte.

Ob ich geneigt sei, innerhalb acht bis zehn Tagen 10 000 Milreis zu verdienen.

Gewiß war ich gern bereit, 50 000 Mark einzustecken.

Zunächst schilderte mir der Kapitän die politischen Verhältnisse, welche jetzt in Brasilien und den Nachbarstaaten herrschten. Ich gebe davon nichts weiter wieder, als daß in Brasilien zwei Parteien waren, die sich fortwährend in den Haaren lagen, die Royalisten und die Republikaner, wieder einmal war so ein Oprettenkrieg vorüber, die Kaisertreuen hatten in einer vorgestrigen Schlacht gesiegt, dies hatte der ›Fernando‹ der ›Santa Cruz‹ hinterbracht, daher die freudige Aufregung, denn beide Schiffe waren kaisertreu geblieben, zwei revolutionäre Schiffe waren vernichtet worden, nicht von feindlichen Schwesterschiffen, sondern von der argentinischen Kriegsflotte; denn Brasilien befand sich gleichzeitig auch mit Argentinien auf dem Kriegsfuße, und dieser Staat machte keinen Unterschied, ob er Royalisten oder Republikaner vor sich habe.

Nun aber versuchte das kaisertreue Brasilien, sich mit dem waffenmächtigen Uruguay zu verbinden, welches von Argentinien nur durch Laplata getrennt ist, und Uruguay war nicht abgeneigt, das Schutz- und Trutzbündnis einzugehen, seine Kriegsschiffe und Landtruppen gegen Argentinien loszulassen, vorausgesetzt, daß sich das etwas kapitalkräftigere Brasilien erst einmal tüchtig anpumpen ließ.

Diesem Wunsche nachzukommen, war bereits früher in Rio de Janeiro beschlossen worden, es handelte sich wohl um zehn Millionen Milreis, für einen ganzen Staat bei einer Pumperei nur eine ganz geringe Summe, die aber Uruguay nicht einmal von dem stets geldgefälligen England erhielt, sie sollte über Brasilien gehen, das ja weit kreditfähiger ist, und nun offenbarte mir der

Fregattenkapitän, daß er an Bord seines Schiffes zwanzig Tonnen Silberbarren habe, im Werte von 400 000 Milreis oder zwei Millionen Mark, welche er nach Montevideo, der Hafenhauptstadt Uruguays, bringen solle.

Das war die erste Anzahlung auf den ausgemachten Pump, die Regierung von Uruguay brauchte zunächst einiges Silbergeld, um ihre Söldlinge zu bezahlen, sogar noch rückständigen Lohn, eher gingen die wackeren Truppen nicht ins Feuer, nahmen nicht einmal das Gewehr in die Hand, die Silberbarren sollten in der Münze von Montevideo zu Geld geprägt werden, wodurch das Silber ungefähr den doppelten Wert bekam. Denn auch unsere Taler haben doch nicht etwa den richtigen Silberwert.

»Aber Sie verstehen doch, wie es ganz unmöglich ist, daß ich selbst auf diesem Kriegsschiffe die zwanzig Tonnen nach Montevideo bringe.«

Ich verstand wenigstens so viel, daß dieser edle Fregattenkapitän Angst vor den argentinischen Kriegsschiffen hatte.

»Und Sie meinen, ich soll diese zwanzig Tonnen hinbringen?«

»Das ist es, und hierfür erhalten Sie 10 000 Milreis.«

»Herr, wie komme ich zu diesem Vertrauen?«

»Was für ein besonderes Vertrauen ist da notwendig?«

Er hatte schließlich recht. Wenn mein Schiff ganz mit Kaffee befrachtet war, steckte noch ein anderes Kapital darin, und das hätte mir doch auch jeder Reeder anvertraut. Daß ich aus dem englischen Zuchthause entsprungen war, beeinträchtigte mein Kapitänspatent nicht im geringsten, und ich habe schon früher betont, daß ›hard labour‹ nicht so ohne weiteres entehrend ist.

»Kennen Sie mich denn?« mußte ich trotzdem fragen.

»Jawohl, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Sennor Capitano,« entgegnete der Fregattenkapitän mit einer Verbeugung, und auch der andere verneigte sich auf seinem Sitze.

»Woher?«

»O, wer kennt nicht den edlen Beschützer der Lady Leytenstone! Alle Zeitungen standen doch voll von Ihnen!«

Also aus Zeitungen!

»Wissen Sie auch, daß ich jetzt eigentlich noch in der Treitmühle von Portland trampeln müßte?«

»Wir wissen es ... Wie sind Sie eigentlich daraus entsprungen?«

Ich gab weiter keine Rechenschaft – durch Freunde entführt – Karlemann hatte nicht einmal danach gefragt.

»Was hat das zu sagen? Wir bewundern Sie; gerade Sie sind eben der richtige Mann, der die Silberbarren nach Montevideo bringen kann.«

»Ist denn ein Durchschmuggeln nötig?«

Nicht einmal das. Ich fuhr unter nordamerikanischer Flagge, meine Schiffspapiere waren in Ordnung, und noch war Uruguay nicht der Bundesgenosse Brasiliens, stand also auch mit Argentinien nicht auf feindlichem Fuße.

Allerdings konnte mich ein argentinisches Kriegsschiff anhalten und die ›Sturmbraut‹ durchsuchen, aber nur auf den Verdacht hin, daß ich Sklaven an Bord habe, die ich in Amerika einschmuggeln wolle. Denn Argentinien gehörte mit zu dem internationalen Verbands gegen die Einfuhr weiterer Sklaven, wie alle diese südamerikanischen Republiken, obgleich die Sklaverei im Lande selbst noch geduldet wurde, und auch die von Sklavinnen geborenen Kinder waren noch Leibeigentum. Nur keine neuen Neger durften eingeführt werden.

Um da die Silberbarren zu sichern, falls wirklich die Kriegserklärung schon vorher erfolgen sollte, das war sehr einfach. Ich hatte die ›Sturmbraut‹ nach Löschung der Kohlen bereits voll Seewasser laufen lassen, denn Ballast muß doch sein, in diesem Wasser wurden die Silberbarren geborgen.

Hatte ich, also nur im Falle einer schon vorherigen Kriegserklärung, keine sonstige Kriegskonterbande an Bord, mußte mich der

Feind auch unbedingt nach Montevideo hineinlassen, und lebendige Menschen können doch nicht im Wasser verborgen werden.

Ich war bereit dazu. Sollte ich auch nicht!

»Also 10 000 Milreis.«

»10 000 Milreis.«

»Im voraus?«

»Gewiß.«

»In barem Gelde?«

Da fingen die beiden plötzlich an zu drucksen. Sie hätten ihr ganzes bares Geld für Kohlen ausgegeben – – und was ich denn überhaupt wolle, erstens hätte ich doch den ganzen Silberschatz an Bord, und zweitens sei es doch eine Anweisung auf die brasilianische Staatskasse, die sie mir geben würden.

Ich konnte nicht umhin, ihnen im stillen recht zu geben.

»Gut. Ich bitte mir nur eine Stunde, nur eine halbe Stunde Bedenkzeit aus.«

»Bitte sehr!«

»Und dann noch eins: ich möchte mich erst doch einmal nach Rio de Janeiro begeben, von dem ich ja gar nicht weit entfernt bin.«

»Wozu das? Haben Sie selbst keine Kohlen mehr? Fehlt Ihnen Proviant?«

»Mir fehlt nichts. Wohin gehen Sie?«

»Wir dampfen nach Rio.«

»Dann nehmen Sie die Novascotiamen mit, die ich an Bord habe, auch die Verwundeten. Die möchte ich nicht so lange an Bord behalten.«

Um zu begründen, wie ich zu den fremden Leuten gekommen, unter denen sich so viel Verletzte befanden, erzählte ich nur von einer Schiffsexplosion, ohne mich weiter dabei aufzuhalten. –

Beide Kapitäne erklärten sich bereit, diese Passagiere aufzunehmen und nach Rio zu bringen, sogar unentgeltlich.

»Gut. So habe ich erst mit den beiden Herren zu sprechen. Aber immer noch eine halbe Stunde Bedenkzeit, ehe ich mich entscheide.«

Ich ging. Mir war es nicht darum zu tun, Mr. Fairfax und Mr. Brown zu sprechen – die mußten einfach mit ihren Leuten nach den Kriegsschiffen übersiedeln, wenn ich es bestimmte – sondern meinen Kommodore wollte ich erst zu Rate ziehen, dazu war ich sogar nach unserer Abmachung verpflichtet.

Aber wie ihn sprechen, wenn er in seiner Kabine absolut nicht gestört werden wollte? Nur auf seinem täglichen Spaziergange möchte ich ihn anreden, hatte er gesagt, oder wenn ich ihm sonst einmal im Korridore begegne, überhaupt außerhalb seiner Kabine, und diese verließ er während der Nacht niemals.

Da, als ich noch nachdachte, wie das zu machen sei, als ich gerade in den Kajüteneingang hinein wollte, trat mir aus diesem Tischkoff entgegen, vollständig angezogen, als wolle er an Deck spazieren gehen.

Ich dachte nicht weiter über diese Ausnahme nach, die seine ganze Ordnung über den Haufen warf.

»Mister Tischkoff!«

»Sie wünschen?«

»Darf ich Sie einmal in der Kajüte sprechen? Es handelt sich um etwas ganz Wichtiges, wozu ich Ihres Rates bedarf.«

»Bitte sehr!«

Ich setzte ihm in der Kajüte alles auseinander.

»Ja, natürlich, das müssen Sie mitnehmen! Und wegen der Bezahlung suchen Sie so viel wie möglich bares Geld zu erlangen, aber sonst geben Sie sich nur mit einer Anweisung zufrieden; von diesen verantwortlichen Kapitänen der brasilianischen Regierung ausgestellt, ist die doch ganz sicher.«

Mister Tischkoff schien für diese Sache sehr wenig Interesse zu haben, er ging gleich wieder, aber nicht an Deck, wie er doch

ursprünglich geplant, sondern zog sich wieder in seine Kabine zurück.

Jetzt ließ ich die beiden Sportsmen wecken. Nein, sie hatten keine Lust, erst nach Montevideo zu gehen, waren ganz einverstanden, sich von einem der beiden Kriegsschiffe nach Rio bringen zu lassen.

Nun wieder hinüber zu den beiden Kapitänen. Ich erklärte mich also definitiv bereit dazu, und nach einigem hin und her, zahlte mir Fregattenkapitän Donato wenigstens tausend Milreis in Gold aus, auf die übrigen 9000 Milreis bekam ich eine Anweisung, auszuzahlen bei Sicht von der uruguayischen Staatsbank zu Montevideo.

Beide Kapitäne unterschrieben im Namen der brasilianischen Regierung, deren rechtskräftigen Stempel das Formular bereits trug.

»Sie brauchen die Silberfässer ja auch nicht eher auszuliefern, als bis Ihnen diese Summe von der Staatsbank ausgezahlt worden ist,« sagte der eine Kapitän noch.

Die Fäßchen waren in einem Raume verstaut, vierhundert Stück, jedes einen Zentner schwer, mit dem Staatssiegel plombiert.

Kapitän Donato zeigte mir seine Order, wonach er die zwanzig Tonnen Silber nach Montevideo zu bringen hatte – doch mit der Berechtigung, nach eigenem Gutdünken handeln zu dürfen, wie es die Sicherheit gebot – zeigte mir alle anderen Papiere, die zur Abnahme des Silbers nötig waren, einige mußte ich selbst besitzen.

Gern hätte ich gehabt, daß Mr. Tischkoff dabeigewesen wäre, aber schließlich kam mir doch alles klar vor, auch daran dachte ich nicht, Mahlsdorf oder sonst jemanden dabei zu Rate zu ziehen.

Bevor ich über den Empfang quittierte, öffnete der Fregattenkapitän eins der Fäßchen, die Plomben sprengend, was dann auf dem Lieferscheine mit Angabe des Grundes vermerkt wurde.

Ich sah kleine Silberstangen, so fest zusammengepreßt, daß in dem Fäßchen nichts wackelte. Dieses wurde wieder einfach zugenagelt, ich quittierte – so, die Uebernahme konnte beginnen.

Nach einer halben Stunde waren die vierhundert Zentner an Bord meines Schiffes. Zunächst versenkte ich die Fäßchen noch nicht, ließ sie erst verstauen, und in dieser halben Stunde hatten auch die Novascotiamen ihre verwundeten Kameraden nach der ›Santa Cruz‹ hinübergebracht.

Alles war fertig, es ging an ein Abschiednehmen. Doch damit halten sich Seeleute nicht lange auf.

»Was sind wir schuldig?« fragten die beiden Sportsmen.

»Nichts.«

Der amerikanische Puppenkleidermacher gab meinem ersten Steuermann eine Tausenddollarnote, zum Verteilen an die Mannschaft – wenn ich eine Rechnung aufgesetzt hätte, würde ihm der Spaß auch nicht viel weniger gekostet haben, aber als Trinkgeld war es reichlich – und der englische Haarwasseronkel griff an seine Krawatte.

Die beiden Duellanten waren natürlich auf den Untergang ihrer Schiffe immer vorbereitet gewesen, trugen stets alles bei sich, Geld und sonstiges Wertvolles, und so war auch Mr. Brown gleich nach der Katastrophe mit einer prachtvollen Schlipsnadel, die er während seiner Fahrt gen Himmel in dem Pretiosennecessaire in seiner Tasche getragen hatte, an die Kajütentafel gekommen.

Es war eine wundervolle Nadel; um einen erbsengroßen Diamanten von reinstem Wasser reihten sich grüne Smaragde und rote Rubine – von Karlemann Karbunkel genannt – von welcher letzteren ich wußte, daß sie gleichgroße Diamanten um das fünf- bis zehnfache an Wert übertreffen, und ich hatte mir oft überlegt, wieviele Jünglinge und Glatzköpfe da mit Londoner Wasserleitungswasser gepinselt haben mußten, um dem Haarzauberkünstler diese Nadel zu bezahlen.

»Aber dieses Andenken werden Sie von mir annehmen, Herr Kapitän.«

»O, Mr. Brown ... «

»Ohne Widerrede! In Ihnen habe ich endlich einen Mann gefunden, der ... ziemlich so verrückt ist, wie ich bin. Denn sonst hätten Sie meine verrückten Ansichten über diese Welt doch nicht so angehört. Wo werden wir uns wiedersehen?«

»Dort, wo die Sonne am schönsten scheint.«

»Recht so! Im Reiche der Seezigeuner, dessen Grenze die weitere Atmosphäre dieses Erdballs ist.«

»Werden Sie sich mit Mr. Fairfax nochmals duellieren?«

»Nein. Wir haben einen dreijährigen Waffenstillstand geschlossen. In dieser Zeit wollen wir eben dieses Seezigeunerreich gründen. So lang!«

Die beiden begaben sich hinüber. Wie ich mir noch einmal die Nadel in meiner Hand betrachtete, trat Karlemann zu mir.

»Und wohin gehen Sie, Algots?«

»Nach Rio. Der Kerl hat Ihnen die Schlipsnadel geschenkt?«

»Jawohl!«

»Zeigen Sie mal her! Hm. Was wollen Sie dafür haben?«

»Wieviel würden Sie geben?«

»Dreihundert Dollar.«

»Adjüs, Karlemännchen. Grüßen Sie meine Gorillas und Ihre drei Frauen ... «

»Fünfhundert Dollar.«

» ... von mir, besonders die, deren Namen Sie nicht wissen.«

»Tausend Dollar.«

»Machen Sie keine Faxen.«

»Und ein Faß selbstgebrautes Bier noch extra dazu.«

Die Schiffe wurden schon auseinandergebracht.

»Und die kleene dicke Prinzessin noch als Gratiszugabe!!« schrie mir Karlemann durch das Sprachrohr nach. –

Da, als wir uns schon in voller Fahrt befinden, sehe ich einen blau- und rotgestreiften Rock, unter dem große Seestiefel hervorgucken, über Deck fledern – Madam Hullogan!

»Ist die Dame nicht mit auf das Kriegsschiff gegangen?« fragte ich den nächsten Matrosen.

»Sie wollte nicht, oder der Bootsmann hätte mitgehen müssen.«

So hatte ich einen neuen ›Mann‹ bekommen.

Madam Hullogan verdiente die Heuer, die ich ihr ausgesetzt; sie machte sich in Küche und Proviantraum und bei sonstigen Gelegenheiten nützlich.

Dieses Weib konnte unsere Eintracht keinesfalls stören.

EISENFEILSPÄNE, ALTE NÄGEL, FUSSTRITTE UND EIN TODESSPRUNG.

Ohne von einem Kriegsschiff angehalten worden zu sein, was ja, wie schon erwähnt, auch nur deshalb geschehen konnte, weil man Sklavenschmuggel vermutet hätte, erreichte ich neun Tage später Montevideo. Meist hatte ich gesegelt, also fast gar keine Kohlen verbraucht.

Der Hafen Montevideo ist zugleich die Hauptstadt von Uruguay, welches unter spanischer Herrschaft den Namen Banda oriental führte – östliche Vereinigung, nämlich von kleineren Kolonien, obgleich man auch von einer Vereinigung von Schmuggler-, See- und Flußräuberbanden hätte sprechen können.

Montevideo liegt amphitheatralisch auf einer Halbinsel; die Stadt wird von dem vierhundertfünfzig Fuß hoch über dem Meeresspiegel auf dem Monte Cerro liegenden Fort San Jose überragt.

Daß Uruguay noch nicht mit Argentinien auf dem Kriegsfuße stand, hatte ich schon von mir begegnenden Schiffen erfahren – sonst wäre ich auch sicher wegen Konterbande angehalten worden – und der Lotse, den ich einige Meilen vor dem Hafen an Bord

nahm, reagierte auch nicht auf zarte Andeutungen, ob sich Uruguay vielleicht auf ein Bündnis mit Brasilien einließe. Der Mann wußte nichts von so etwas, das war eben noch eine geheime Abmachung der Diplomaten, und auch mir war das natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden. Sobald aber die erste Anzahlung abgeliefert war, konnte ja die Sache losgehen, mindestens in die Öffentlichkeit kommen.

Wir konnten im Hafen dicht am Quai festmachen. Zunächst kamen die Hafenbeamten an Bord. Die Schiffspapiere waren in Ordnung. Weswegen wir nach Montevideo kämen? Um irgendwelche Fracht einzunehmen.

Gut, die ›Sturmbraut‹ von New-York wurde vom Hafenmeister notiert.

Ich wußte, wohin und an wen ich mich zu wenden hatte. So begab ich mich sofort, es war in der elften Morgenstunde, nach dem Finanzministerium, welches, wie alle anderen Regierungsgebäude, am Fuße des Monte Cerro liegt.

Ich bat an gehöriger Stelle um eine Audienz bei Seiner Exzellenz Don Felipe Aquada, dem Finanzminister.

So schnell ging das natürlich nicht, ich hatte ja nichts vorzuweisen. Doch der brasilianische Kapitän hatte mich instruiert, ich brauchte auf mein Kärtchen nur ein Wort zu schreiben, steckte dieses vor den Augen des Offiziers, welcher Adjutantendienste versah, in ein mitgebrachtes Kuvert, verschloß es.

»Bitte, geben Sie dieses Seiner Exzellenz dem Finanzminister, er erwartet mich sehnlichst.«

Jetzt eilte der Adjutant, und schon nach fünf Minuten stand ich im Arbeitszimmer vor Don Aquada. Er stammte aus einer altspanischen Edelmannsfamilie, und all diese südamerikanischen Republiken können nun einmal von Titeln nicht lassen, auch das ›Excellenca‹ haben sie noch.

»Sie kommen im Auftrage des Kapitäns Donato?« flüsterte er mir aufgeregt entgegen.

»Ja.«

»Sie bringen . . . ?«

»Zwanzig Tonnen Silberbarren.«

Der Minister klingelte, nannte dem erscheinenden Diener einige Namen. Das Arbeitszimmer füllte sich mit anderen Herren. Noch andere wurden erst aus ihren Wohnungen geholt.

Zwei Millionen Mark Silber, die sich durch Prägung in die doppelte Summe verwandelten, mußten für diese Republik ein ganz bedeutendes Kapital repräsentieren; diese armen Republikaner mußten es äußerst nötig haben. Alle diese Herren gerieten bei der Verkündigung, daß meine ›Sturmbraut‹ endlich die von Brasilien versprochenen zwanzig Tonnen Silberbarren gebracht habe, ganz aus dem Häuschen. Es waren eben Kreolen, die sich gar nicht beherrschen können.

Sofort kam die ganze Gesellschaft mit mir an Bord. Ich hatte die Fäßchen wohl immer bereitgehalten, sie in dem Wasser des Schiffsraumes zu versenken, hatte es aber eben nicht zu tun brauchen.

Die Fäßchen wurden von den Herren gestreichelt, wie man etwa seinen Hund liebkost, oder wie man den Kopf der Geliebten tätschelt. Aber hier geöffnet wurde noch keins.

Schon waren Wagen bestellt, und da es ungefähr zwanzig sein mußten, um diese Last von vierhundert Zentnern fortzuschaffen, wurde in aller Schnelligkeit jeder Karren aufgetrieben, der zu haben war; die Wagen fuhren am Kai vor, meine Jungen luden auf, die Fuhrknechte und andere Arbeiter halfen mit, dann kam noch eine Abteilung Soldaten, der Finanzminister selbst zählte mit, unterstützt von Sekretären und dergleichen.

Ich sprach von der Quittung.

»Das machen wir dann im Finanzministerium ab.«

»Fregattenkapitän Donato bot mir für die Ueberbringung des Silbers nach hier zehntausend Milreis.«

»Nur zehn . . . «

Ich glaube, es war dem Minister nur entschlüpft. Donato schien noch mehr dafür geboten bekommen zu haben. Doch das war mir gleichgültig.

»Tausend Milreis zahlte er bar, und dann gab er mir hier diese Anweisung auf die uruguayische Staatsbank.«

Der Minister warf nur einen flüchtigen Blick auf das hingehaltene Papier.

»Neuntausend Milreis?«

»Ja, zahlbar bei Sicht.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich, das wird Ihnen dann sofort ausgezahlt.«

Gut, die Sache war für mich erledigt.

Ich hinterließ, daß die Kessel ausgeblasen würden – wir hatten zuletzt gedampft – daß sonst alle Vorbereitungen getroffen würden, um ins Trockendock gehen zu können; denn wir mußten von dem Kasten endlich einmal die immer mehr anwachsende Muschelschicht abkratzen – und ich schloß mich der Wagenreihe mit dem Silberschatze an.

Jetzt muß ich erst das schildern, was während meiner Abwesenheit an Bord der ›Sturmbräut‹ vor sich ging, wie ich es später erfuhr.

Der letzte Wagen war noch nicht lange um die nächste Ecke verschwunden, als Tischkoff an Deck erschien, zu ganz ungewöhnlicher Zeit.

»Steuermann der Wache!!«

Zum ersten Male kümmerte er sich um einen Offizier, überhaupt um einen von der Mannschaft – abgesehen von jener Zeit, da er erst an Bord gekommen, als ich in London und dann in Portland festgenagelt gewesen war.

»Mister Tischkoff?« fragte Mahlsdorf zurück, der sich auf der Kommandobrücke befand und eben mit den Maschinisten durch

das Sprachrohr hatte sprechen wollen wegen des Kesselausblausens.

Sofort begab sich Tischkoff hinauf.

»Alles klar zum Manöver! Wir verlassen den Hafen sofort wieder.«

Das Staunen meines Steuermannes läßt sich denken.

»Aber der Kapitän hat gerade erst gesagt, die Kessel sollen ausgeblasen werden.«

»Ganz im Gegenteil. Dampf aufgemacht!«

»Ja, aber ... «

»Hat Ihnen Kapitän Jansen nicht gesagt, in welchem Verhältnis er zu mir steht?«

»Ja.«

»Nun?«

»Sie seien hier der Kommodore ... «

»*Well*. Gehorchen Sie! Feuer unter die Kessel! Dampf auf! Klar zum Manöver! Wir verlassen den Hafen sofort wieder!«

Da halfen kein Staunen und kein Grübeln über diesen rätselhaften Befehl. Mahlsdorf und die ganze Mannschaft hatten diesen geheimnisvollen Fremden doch schon früher als Schiffskommandanten kennen gelernt, und sie waren nicht schlecht dabei gefahren. Und dann wurde dieser Unbekannte stets ein ganz anderer. Dann verschwand der gemütliche, spöttisch-humorvolle Ausdruck in dem von tausend Fältchen durchzogenen Gesicht, dieses wurde plötzlich eisern, und die sonst nur in Jugendlust strahlenden Augen begannen in einer unbeugsamen Willenskraft zu blitzen.

Mahlsdorf gehorchte, ohne sich etwas zusammenreimen zu können. Wieder Feuer aufgemacht, bis volle Dampfspannung vorhanden war, unterdessen war die Vertauung gelöst.

Aber eine Viertelstunde war mit diesen Arbeiten doch vergangen, bis die ›Sturmbrat‹ frei war und durch den offenen Hafen fahren konnte.

Montevideo ist einer der besten Häfen an der Ostküste Amerikas. Es ist eine große halbmondförmige Bucht, weit genug, um die Kriegsflotten ganz Amerikas aufnehmen zu können, durch die enge Einfahrt ist er vor jedem Seegang geschützt.

Dieser schmalen Einfahrt, freilich immer noch breit genug, um eine ganze Reihe Schiffe nebeneinander einzulassen, strebte die ›Sturmbraut‹, von Tischkoff dirigiert, zu.

Da, als die ›Sturmbraut‹ gerade diese Hafeneinfahrt, von nicht allzuhohen Ufern begrenzt, passierte, donnerte ein Kanonenschuß.

Unwillkürlich blickte alles nach oben. Ueber ihren Häuptern thronte auf dem Felsen, die ganze Umgegend beherrschend, das Fort San Jose, nur dort oben konnte der Kanonenschuß gelöst worden sein, man sah noch den Pulverrauch zum Himmel emporschweben, und jetzt ward es dort oben auch in anderer Weise lebendig.

Man sah die winzigen Männerchen auf den Galerien rennen, man hörte sie sogar schreien, und jetzt wurden Flaggen gehißt.

»Das gilt doch nicht etwa gar uns?« fragte Mahlsdorf, schon von einer Ahnung erfüllt, und die plötzliche Abfahrt berechtigte ihn ja auch dazu.

Dann griff er nach dem internationalen Flaggenbuche.

»Faßt das den Hafen verlassende Schiff!« lautete das Signal, und darüber wehte die Kriegsflagge.

Mit seiner Vernunft wollte es Mahlsdorf noch nicht glauben.

Auf dem Fort wurde weiter mit Flaggen signalisiert, Tischkoff beobachtete sie durchs Fernrohr, doch Mahlsdorf sollte keine Zeit haben, sich weiter darum zu kümmern.

»Montiert die Geschütze!« kommandierte Tischkoff.

Wenn dieser Befehl die Leute auch kopfscheu machte – sie gehorchten.

Wie früher erwähnt, war die ›Sturmbraut‹ mit drei fünfzölligen Geschützen, modernen Hinterladern, ausgerüstet; denn an

den einsamen orientalischen und chinesischen Küsten kann man immer einmal mit Piraten rechnen, besonders das Segelschiff bei Windstille.

Ich hatte sie noch nie gebraucht, nur bei Uebernahme des Schiffes einmal provisorisch an Deck montiert, wozu Schienen und Schrauben und alle anderen Vorrichtungen vorhanden waren, und bei mir mußte immer alles in tadelloser Ordnung sein.

Der Bootsmann hatte sie unter sich, auch die Montierung war seine Sache, und sein holdes Eheweib war die erste, welche etwas begriff.

Plötzlich fing die ein altes, englisches Seeräuberlied an zu brüllen – ›Wir sind die Wölfe der freien See, juchhe!‹ – welche Gröhlerci ihr von Tischkoff verboten wurde, aber nicht, daß auch sie mit Hand anlegte, die fünfzölligen Hartkugeln und Granaten heraufzubefördern.

Unterdessen war die Hafenausfahrt passiert worden, und da kamen von links, von Osten her, wo sich der Laplata ins offene Meer ergießt, vier Kriegsschiffe angedampft, zwei größere und zwei kleine Kanonenboote, dahinter noch einige mit Kanonen gespickte Segler, die ganze Kriegsflotte von Uruguay, in langer Reihe aufmarschirt, und die große Panzerkorvette, welche die Admiralsflagge führte, – forderte durch Flaggensignal die entgegenkommende ›Sturmbraut‹ auf, die Segel zu streichen – auch für jeden Dampfer gilt dieser Ausdruck, wenn er sich ergeben soll, selbst wenn er, wie heute, überhaupt gar keinen Mast hat – aber die ›Sturmbraut‹ gehorchte nicht, unter Tischkoffs Kommando wendete sie vielmehr schnell, floh den Laplata hinauf, und hinter ihr her die ganze uruguayische Kriegsflotte.

Wir waren mit den Wagen wieder vor dem Finanzgebäude angelangt, die Silberfässer wurden abgeladen und in den Keller hinabgebracht. Ich ging immer mit.

Es war ein großes Kellergewölbe, das aufgeschlossen wurde. Licht empfing es vom Hofraum aus durch kolossal vergitterte Oberfenster, sonst war auch schon Gas vorhanden.

Die beiden Panzerschränke nahmen sich trotz ihrer Größe in dem weiten Raume recht einsam aus, besonders, wenn man schon die Geldinstitute zu sehen bekommen hat, wie ich damals auf der Bank von England, als ich mir meine oder Blodwens Millionen abholte. Doch es konnte hier ja noch andere Schatzkammern geben, das Silber fand in den beiden Geldschränken auch gar nicht Platz, nicht der vierte Teil davon.

Hier in diesem ersten Raume aber wurden die Fäßchen zunächst aufgestapelt, von dem Minister selbst immer gezählt, mit dem Notizbuchs in der Hand, und als die vierhundert voll waren, wurden die Arbeiter weggeschickt, nur das halbe Dutzend Herren blieb zurück, und dann noch eine ganze Anzahl von uniformierten Männern, die aber keine Soldaten zu sein schienen. Wahrscheinlich Sicherheitsbeamte.

Der Minister verlangte Hammer und Stemmeisen, welche Werkzeuge aus einem benachbarten Raume gebracht wurden.

»Das eine Faß ist schon geöffnet,« sagte ich.

»Schon geöffnet?«

»Wenigstens die Plomben sind zerrissen, es wurde dann wieder zugenanagelt. Fregattenkapitän Donato öffnete es, um mir den Inhalt zu zeigen. Das hat er auch hier bescheinigt.«

Ich zeigte das betreffende Papier, der Minister warf nur einen Blick darauf, kümmerte sich nicht weiter darum. Er stand wie wohl alle anderen noch ganz unter der Empfindung, hier für 400 000 Milreis Silber vor sich zu haben, das sich baldigst als geprägtes Geld in die doppelte Summe verwandeln sollte, und über so viel bares Geld auf einem Haufen zusammen schien die Republik Uruguay selten verfügt zu haben, daher die Aufregung.

Der Minister suchte nicht erst nach dem Fäßchen mit den verletzten Plomben, ich selbst hatte dieses weder beim Auf- noch

beim Abladen wieder zu Gesicht bekommen, die Plomben waren ja auch nur klein.

Es war wohl der Schatzkämmerer, der höchst eigenhändig ein Fäßchen erbrach.

Der Deckel war ab, ein darüber brennendes Gaslicht fiel hinein.

Ich hatte wieder solche kleine Silberstangen zu sehen erwartet – hier aber zeigte sich das Silber als ein grobkörniges Pulver.

Nun, das Silber befand sich eben in den Fäßchen nur zum Teil als Barren oder Stangen, auch Silberstaub war vorhanden. Allerdings hatte ich bisher nur von Goldstaub, noch nie von Silberstaub oder Silberpulver gehört. Doch ich wußte gar nicht, wie man das rohe Silber bergmännisch und aus den Erzen gewinnt.

Da aber fiel mir das mißtrauische Gesicht des Schatzkämmerers auf, wie dieser jetzt in das glänzende Zeug griff, darin wühlte, wie er eine Probe in die Hand nahm und sie in das Licht brachte.

»Das ist gar kein Silber.«

»Was ist das nicht?!« schrie der Minister sofort auf.

»Das ist – das ist – das sind Eisenfeilspäne.«

Er griff noch einmal in das Faß, bekam ein Stengelchen in die Hand, wühlte tiefer, fand noch mehr solcher Stengelchen, die aber nicht glänzten ...

»Das sind alte Nägel und Eisenfeilspäne.«

Ja, daß das alte Nägel waren, das erkannte ich jetzt auch. Aber im Augenblick war ich unfähig, etwas Genaueres zu denken.

Der Minister hatte den Hammer ergriffen, schlug einem anderen Fäßchen den Deckel ein – Eisenfeilspäne und alte Nägel – ein drittes Faß platzte auf – hier fehlten die Eisenfeilspäne gänzlich, die waren zur Füllung des Fasses schon zu kostbar gewesen, hier waren ausschließlich alte Nägel der gemeinsten Sorte vertreten.

Was in den nächsten Minuten vor sich ging, kann ich gar nicht schildern. Alles stürzte sich in wilder Wut auf die Fäßchen, kein

einziges blieb verschont, aber es wollte auch kein einziges Silberstengelchen zum Vorschein kommen – nur alte, mehr oder weniger verrostete Nägel, und dazwischen hin und wieder etwas Eisenfeilspäne.

Erst als das letzte Fäßchen zertrümmert worden war, wurde auch meine Anwesenheit wieder bemerkt.

Der Minister stürzte auf mich zu, hielt mir eine Handvoll Nägel ziemlich dicht vor die Augen.

»Ist das Silber, ist das Silber?!« schrie er mich wütend an.

Ich hatte meine Gemütsruhe wiedergefunden, und, wie immer, ich wußte gleich das Humoristische bei der Sache herauszufinden.

»Nee, das ist altes Eisen.«

»Und wo ist mein Silber, wo ist mein Silber?« schrie oder heulte jener mich abermals an.

»Schreien Sie mich nicht so an, und nehmen Sie die Hufeisennägel von meiner Nase weg! Sie brauchen auch nicht jede Frage zweimal zu wiederholen, und die eine stellen Sie nur an den Kapitän Donato, der wird schon wissen, wo das Silber geblieben ist – jetzt geht mir ein Licht auf, warum er es nicht selber hierhergebracht hat.«

»Sie haben das Silber mit eisernen Nägeln vertauscht!!«

»Hören Sie – wenn Sie das noch einmal sagen, dann gibt's eine!«

»Sie haben das Silber gestohlen!!«

Da klatschte es, und Seine Exzellenz der Finanzminister flog zwischen das alte Eisen.

Mit einem Wutschrei sprang er wieder auf – in seiner Hand funkelte ein Stilet, er wollte sich auf mich stürzen, ich erwartete ihn kaltblütig, aber wir sollten gar nicht zusammenkommen.

Ich hätte lieber die anderen im Auge behalten, meinen Rücken decken sollen, denn im Nu hatten sich alle auf mich geworfen, und am meisten kamen sie von hinten.

Mit einem Male hatte ich keine Jacke mehr an. Sie war mir von hinten herabgestreift worden. Offenbar wollte man sie mir nur von hinten über die Arme ziehen, der bekannte Polizeikniff, der jeden Widerspenstigen sofort wehrlos macht, man ist wie gebunden, aber der Betreffende war zu hastig gewesen, hatte mir die Jacke gleich ganz über den Rücken und über die Arme herabgestreift.

Desto besser, so, nun war ich freier, nur in Weste und Hose.

Aber ich kam gar nicht zum Schlagen, auch Fußtritte konnten nicht mehr angebracht werden, wie Kletten hingen sich die Kerls von allen Seiten an meine Gliedmaßen.

Und ich bin kein Herkules. Und schließlich wäre doch auch Herkules, wenn sich einmal gar zu viel Pygmäen an ihn gehängt hätten, von diesen überwältigt worden.

Ich bekam meine Arme nicht wieder frei, dann wurde mir ein Bein gestellt, oder mir auch die Füße unterm Leibe fortgezogen – kurz, ich lag plötzlich am Boden, ein Haufen Menschen kniete auf mir, schlug auf mich ein, Hände und Füße wurden mir gebunden.

»Ihr gelbes Gesindel,« mußte ich meiner Wut jetzt Luft machen, »ja, ihr seid die richtigen orientalischen Banditen . . .

Es war der Herr Finanzminister selbst, von dessen höchstgener Faust ich einen Schlag ins Auge erhielt, der mir fast die Besinnung raubte.

Doch so weit kam es nicht. Plötzlich verstummte und erstarrte alles.

»Es pocht!«

Jetzt hörte auch ich es. Gegen die eiserne Tür wurde gedonnert.

»Wer ist da?«

Die Antwort draußen war nicht verständlich, die doppelte Tür war zu dick. Sie wurde von innen geöffnet, ein Offizier kam herein, ohne Hast.

»Weshalb lichtet denn das Schiff . . . ja, was ist denn hier los?«

»Dieser Schurke hat das Silber gestohlen, hat es mit Eisen vertauscht!« schrie der Minister, der eine ganz geschwollene Backe bekommen hatte, wie ich ein etwas geschwollenes Auge, dabei auf mich deutend.

»Was?!« fing jetzt auch der neu hinzugekommene Offizier an zu schreien. »Deshalb verläßt sein Schiff gleich wieder den Hafen!«

»Was, es verläßt den Hafen?!« wurde jetzt von allen Seiten geschrien.

»Mit Volldampf! Es ist schon bald draußen im offenen Wasser!«

»Haltet es auf, haltet es auf!!!«

Mit diesem Ruf stürmten die meisten hinaus, nur wenige blieben zurück.

Ich hatte nicht schlecht aufgehört. Es konnte doch nur von meinem Schiffe die Rede sein. Wie? Die ›Sturmbräut‹ wollte den Hafen verlassen?

Blitzschnell jagten mir die Gedanken durch den Kopf.

Ich hatte töricht gehandelt, dem Finanzminister gleich so eine zu verabreichen. Er hatte mich beleidigt, er hatte die Mauschelle verdient, ja – aber jener war genau so töricht gewesen, und ich hätte der Klügere sein sollen.

Die Unvernunft dieses Verdachtes, ich hätte das Silber gestohlen, lag doch klar zutage. Entweder wäre ich doch mit dem Silber einfach verschwunden, mindestens hätte ich mit den mit Eisen gefüllten Fässern doch einen anderen geschickt, wäre nicht selber mit hierhergekommen, um der Oeffnung beizuwohnen.

Nein, der Schlaue war ohne jeden Zweifel jener Fregattenkapitän gewesen, der ursprünglich den Auftrag gehabt, die zwanzig Tonnen Silber hierherzubringen.

Er hatte mit den Fäßchen nicht direkt durchbrennen, hatte jedenfalls vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen. So füllte er die Fäßchen um, vertauschte das Silber mit wertlosem Eisen, schickte

einen anderen damit nach Montevideo, und er konnte unterdessen ruhig noch einmal nach Rio de Janeiro fahren, konnte sein Haus bestellen, sich in Sicherheit bringen.

Denn da es damals dort noch keine telegraphische Verbindung gab, vergingen mindestens acht Tage, ehe die Kunde von hier nach Rio gelangte.

Wie geschickt dieser nette Fregattenkapitän gearbeitet und vorbereitet hatte, das zeigte, daß er sogar das mir schon geöffnet gezeigte Fätzchen, in dem ich Silberstangen erblickt, mit einem anderen vertauscht hatte.

Möglich, daß auch der Korvettenkapitän von der ›Santa Cruz‹ mit im Spiele war.

Nur daß ich noch glücklich tausend Milreis herausgeluchst hatte, sonst war ich wieder einmal der Dumme.

Die Hauptsache aber war, daß ich meine Unschuld würde beweisen können. Sonst wäre ich doch nicht hierhergekommen. Der Herr Finanzminister hatte seine Mauschelle weg, für meine weitere Ueberwältigung würde man mich noch um Entschuldigung bitten müssen – – wir waren quitt.

Doch es sollte anders werden.

Der Minister konnte nicht weit gekommen sein, er war gleich wieder da, und das erste war, daß er mir einen Fußtritt versetzte.

»Hund verdammter!! Wo hast du das Silber?«

Der Fußtritt hatte genügt. Daß in diesem Augenblick die meine Hände fesselnden Stricke nicht rissen, wunderte mich.

Auf diese Weise konnte ich jedenfalls nicht zu einer ruhigen Aussprache kommen.

»Du hast's einfach noch an Bord deines Schiffes, deshalb ergreift es jetzt die Flucht, aber es soll uns nicht entwischen, alle unsere Kriegsschiffe sind schon hinter ihm her.«

Der Mann war viel zu sehr von Sinnen, um die Unlogik seiner Annahmen einzusehen, ich sollte erst hierhergekommen sein,

um die mit Eisen gefüllten Fässer abzugeben, während ich das gestohlene Silber noch an Bord hatte.

Und ich dachte gar nichts. Ich wünschte nur, diesen Kerl, der mich getreten, zwischen meinen Fäusten zu haben.

»Auf, packt ihn, in die Kasematten mit ihm!!« kommandierte jetzt der Minister.

Soldatenfäuste packten mich, so unsanft wie möglich, man richtete mich auf. Da meine Füße kreuzweise gebunden waren, konnte ich nicht aufrecht stehen, die Kreolen waren zu bequem, mich langen Menschen zu tragen – auf eine diesbezügliche Frage gestattete der Minister, daß mir wenigstens die Füße zum Gehen befreit wurden.

»Aber wehe, wenn ihr ihn entwischen laßt! Das ist nämlich ein Mordbube, der schon aus dem englischen Zuchthaus entsprungen ist!«

O weh, das war also auch hier schon bekannt! Mich nach England oder einem englischen Kriegsschiff ausliefern, wie ein solches im Hafen lag, das war das Unangenehmste, was mir passieren konnte.

»Ich stehe unter dem Schutze der Flagge der Union!!« rief ich.

»Wir wollen dir gleich zeigen, unter welchem Schutze du stehst!«

Ich ward vorwärts- und hinausgestoßen. Auch die mich führenden Soldaten sparten Fußtritte und Faustschläge nicht.

So stolperte ich die Treppe hinauf, kam in einen Gang, und als dieser zu Ende war, flutete plötzlich die Sonne auf mich herab – ich stand im Freien auf einer schmalen Galerie, die jedenfalls um den Berg herum lief – und unter mir erglänzte das Meer, nicht allzutief, höchstens zwanzig Meter – da ... da ...

Da sah ich direkt unter mir mein Schiff, meine ›Sturmbraut‹, mit qualmendem Schornstein, wie sie soeben um die Felsenecke kreuzte – und ich sah auf der Kommandobrücke die beiden Steuerleute stehen, die Matrosen an Deck arbeiten, in der Takelage

klettern – alles übergossen vom goldensten Sonnenschein – und mich selbst sah ich wieder in der Tretmühle, in der engen Zelle, wo ich nicht atmen konnte, wo ich schon in acht Tagen verwelkt war – und das Wort ›Kasematten‹ klang nochmals an mein Ohr . . .

Und da stand ich plötzlich auf der niedrigen Brüstung, welche die Galerie einfaßte, und im nächsten Moment sauste ich kopfüber in die Tiefe hinab!

WIE MAN MICH ZWINGT, FLUSSPIRAT ZU WERDEN.

Ich war schon von kleinauf immer ein ausgezeichnete Schwimmer und Springer gewesen, hatte jeden Sprung ins Wasser gewagt, den die Gelegenheit geboten, den mir ein anderer vorgebracht hatte. Ich war als Matrose zum Vergnügen von der Bramrahe ins Meer gejumpt.

Aber solch einen Sprung hätte ich unter normalen Verhältnissen denn doch nicht gewagt. Und ich will auch lieber gar nicht von meiner Schwimm- und Springkunst sprechen.

Ein gnädiger Gott war es, der mich mit dem Leben davonkommen ließ. Ein großes Glück auch, daß mir die Hände vorn gebunden worden waren. So konnte ich sie über den Kopf halten, was man wohl ganz instinktiv tut, wodurch das Wasser beim Aufschlagen mehr durchschnitten wird. Sonst kann unter Umständen auch einmal der Schädel platzen, zwanzig Meter Höhe oder Tiefe sind dazu gerade genügend.

Dabei hatte ich nicht einmal gewußt, ob der Felsen auch steil abfiel, direkt ins Wasser, daß nicht etwa Riffe vorgelagert waren, und dann war ich nicht solch ein Fischmensch wie jener Hatschigagok, der sein Ziel so genau berechnen konnte, die ›Sturmbräut‹ schien sich direkt unter mir zu befinden, daneben war noch ein kleineres Fahrzeug, ich hätte mit dem Kopf direkt auf Deck schlagen können.

Aber der Himmel war mir gnädig! Ein Schlag auf den Kopf, daß ich die Besinnung verlor – doch nur einen Moment, dann fühlte

ich, daß ich noch lebte, wenn man so sagen darf, daß ich mich im Wasser befand – nun kräftig mit den Füßen Wasser getreten, und ich konnte wieder atmen und kaum zehn Meter von mir entfernt rauschte die ›Sturmbräut‹ vorbei!

Ich kam gar nicht dazu, mich erst bemerkbar machen zu müssen.

»Der Käpten, der Käpten – bei Gott, er war es!« hörte ich die mir so wohlbekannten Stimmen rufen, und sie klangen gar lieblich in meinen Ohren.

Das Rettungsboot war immer ausgeschwungen, die Jollengäste sprangen hinein, es schoß herab, bei nur wenig verminderter Fahrt des Schiffes.

Ein nur einigermaßen guter Schwimmer braucht kein Hände, um sich über Wasser zu halten, und auch das von dem Schraubendampfer aufgewirbelte Wasser bot keine besondere Gefahr.

Nach drei Minuten befand ich mich im Boot, und nach zwei weiteren an Bord meines Schiffes, welches einmal gestoppt hatte und jetzt unter Tischkoffs Kommando, den ich ebenfalls auf der Brücke stehen sah, die Fahrt mit vollem Dampf wieder aufnahm, nach Nordwesten, also nicht dem offenen Meere zu, sondern tiefer in die Bucht hinein, die vom Rio de Laplata gebildet wird.

»Willkommen, Herr Kapitän,« rief mir mein Kommodore entgegen, in seiner gemütlich-freundlichen Weise, wie auch sein Gesicht war, als ich die Kommandobrücke hinaufsprang, meine gefesselten Hände waren mir natürlich gleich im Boote befreit worden. »Hei, das war ein Sprung! Und mit gebundenen Händen! Meine Hochachtung! So etwas liebe ich.«

»Was ist geschehen?!« stieß ich hervor.

»Erst teilen Sie mir einmal mit, was Sie erlebt haben.«

Ich tat es in möglichster Kürze.

»Ein netter Kriegsschiffskapitän, dieser Manuëlo Donato! Der andere, der Korvettenkapitän, steckt jedenfalls mit ihm unter einer Decke, und mich sollte gar nicht wundern, wenn auch dieser uruguayische Finanzminister selbst mit im Bunde ist, daß er schon gewußt hat, wie die ihm gebrachten Fässer nur altes Eisen enthielten.

Tischkoff war es gewesen, der dies gesagt. Und ich sah die uruguayischen Kriegsschiffe, etwa dreihundert Meter hinter uns, wie sie sich zu einer immer weiteren Reihe ausdehnten.

»Was wollen denn diese uruguayischen Kriegsschiffe?«

»Natürlich uns fangen. Die vermuten doch, daß wir die zwanzig Tonnen Silber an Bord haben.«

»Das ist aber ganz sinnlos, sonst hätte ich die Fäßchen doch nicht persönlich . . . «

»Natürlich ist dieser Verdacht sinnlos, wie sich nach Ihrer Erzählung schon der Minister ganz sinnlos betragen hat. Wie dem aber auch sei – diese Kriegsflotte, welche gerade nach Montevideo zurückkehrte, hat den Befehl erhalten, unser Schiff abzufangen.«

»Von wem?«

»Von dem, der dort oben auf dem Fort zu kommandieren hat. Jedenfalls aber auf Veranlassung des Finanzministers.«

»Wir stehen unter dem Schutze des Sternenbanners.«

»Bah, was machen die sich daraus! Wenigstens jetzt nichts. Die sind doch ganz blind vor Wut. Hinterher werden sie es schon bereuen. Aber die Kapitäne dieser Kriegsschiffe haben jetzt nur den ihnen gegebenen Befehl auszuführen, ohne irgendwelche Erwägung aufstellen zu dürfen. Und wir müssen unsere Haut in Sicherheit zu bringen suchen.«

»Dann wundert mich nur, daß sie uns nicht gleich in den Grund schießen.«

»Beschießen, meinen Sie. Schießen und treffen ist zweierlei. Nein, sie haben sogar den direkten Befehl erhalten, keinen Gebrauch von den Geschützen zu machen, sondern unser Schiff zu

nehmen und es wieder in den Hafen zurückzubringen. Der Herr Finanzminister in seinem blinden Eifer fürchtet wahrscheinlich, das Schiff könnte an einer Stelle sinken, wo den zwanzig Tonnen Silber nicht mehr beizukommen ist.«

»Sollten wir uns nicht verständigen?«

»Tun Sie es, aber es ist ganz zwecklos. Der führende Admiral hat seinen Befehl bekommen, und der müßte erst widerrufen werden. Sie werden nach Montevideo zurückgebracht, und dann können Sie sich auf einige Monate gefaßt machen, die Sie wahrscheinlich in Untersuchungshaft zubringen müssen.«

Für so etwas bedankte ich mich natürlich. Ich hatte die Nase voll.

»Ja,« fuhr ich da plötzlich auf, »wie kamen Sie überhaupt dazu, schnellstens den Hafen wieder zu verlassen? Wußten Sie denn, was mir in dem Keller passiert war?«

»Nein.«

»Wurden Sie sonst gewarnt?«

»Auch nicht . . . oder doch,« setzte Tischkoff hinzu, während er durch das Fernrohr nach den Kriegsschiffen spähte.

Dann schob er das Fernrohr zusammen, wandte sich mir zu.

»Sie wollen eine Erklärung? Ich kann sie Ihnen nicht geben. Es war eine Eingebung, eine Ahnung, daß Ihr Schiff schnellstens den Hafen verlassen und das Weite suchen müßte. Und sie hat mich nicht betrogen. Ich habe sehr oft solche ahnungsvolle Eingebungen.«

Ich starrte den rätselhaften Sprecher an, und plötzlich nahm das faltige, aber sonst ganz frische Gesicht wieder die fahle Blässe einer Leiche an, alles schien zu erstarren, auch das Auge – jener Zustand meldete sich wieder an.

»Sie werden jetzt allein mit ihnen fertig,« sagte noch die plötzlich ganz gebrochene Stimme, »suchen Sie durchzukommen – sonst auf argentinisches Gebiet – den Parana hinauf – auf keinen Fall sich ergeben – lieber schlagen Sie sich mit Gewalt durch

– machen Sie Gebrauch von den Geschützen – von Pistole und Entermesser – das Recht ist auf Ihrer Seite – die Union wird Sie schützen, ein Seegericht Sie freisprechen – Sie handeln in Notwehr ... ich gehe ... stören Sie mich nicht ... «

Und der rätselhafte Mann ging, noch aufrechten Ganges, erst im Kajüteneingange sah ich ihn zusammenklappen. Doch seine Kabine hatte er noch glücklich erreicht.

Geheimnisvolle, ahnungsvolle Eingebungen! Nun, wenn dieser mein Kommodore öfters solche ahnungsvolle Eingebungen hatte, mir immer zum Nutzen – das ließ ich mir schon gefallen!

Das war das einzige, was ich von alledem dachte. Ich eigne mich durchaus nicht zum Mystiker. Ich würde frisch und fröhlich jedes Gespenst für das nehmen, was es ist, als was es sich mir vorstellen würde. Wenn mir nur einmal ein Gespenst oder eine sonstige abgeschiedene Seele im ätherischen Gewande begegnen wollte, ich würde sie schon beim ätherischen Rockknopf festnehmen!

Mich beschäftigten jetzt lediglich die mir folgenden Schiffe.

Es waren also vier Dampfer, davon zwei große, der eine eine gepanzerte Korvette, der andere noch ein hölzerner Kasten, aber groß, 3000 Tonnen, dann noch zwei kleinere Kanonenboote, ebenfalls mit Schaufelrädern, und dann zählte ich dahinter noch weitere sieben Segler, große und kleine, alle stark armiert, und bei dem jetzt aufkommenden günstigen Ostwinde würden die Segler die vier Paddelkästen bald überholt haben.

Meine ›Sturmbraut‹ war dieser ganzen uruguayischen Kriegsflotte an Schnelligkeit bedeutend überlegen, sie dampfte jetzt zwölf Knoten, ihre Höchstleistung, bei diesem Winde würde sie sechzehn Knoten segeln, sie würde es auf achtzehn bringen, und die Dampfer dort machten höchstens acht, die besten Segler höchstens vierzehn. Die Entfernung zwischen mir und den Verfolgern ward also schnellstens immer größer, und es handelte sich nur

darum, die Flotte zu umkreisen, um das offene Meer zu gewinnen.

Montevideo liegt am Rio de Laplata. Rio heißt Strom, Fluß. Ja, der Rio de Laplata wird auch als Strom bezeichnet. Aber im Grunde genommen ist es doch falsch. Der Laplata ist die kolossale Mündung des Parana, ein ganzer Meerbusen, fünfundzwanzig geographische Meilen lang und überall, gleich wo der Parana eintritt, acht Meilen breit.

Nur weil die ersten Entdecker hier süßes Wasser fanden, nämlich, weil der Parana zur Zeit der Ebbe die ganze Bucht mit süßem Wasser füllt, das Meerwasser zurückdrängt, oder doch herunterdrückt, erhielt dieses Gewässer damals den Namen eines Stromes, den es auch behalten hat.

Ich hatte also gar weiten Spielraum, um meine Verfolger zu umgehen. Diese meine Absicht aber merkten auch jene, sie begannen sich schon zu verteilen, eine weite Reihe bildend, immer mehr auseinandergehend, und nun allerdings, wenn es elf Schiffe sind, die sich so ausbreiten, die wollen freilich umgangen sein, besonders, wenn man dennoch damit rechnen muß, unter Kreuzfeuer genommen zu werden.

Da donnerte auch schon von der gepanzerten Korvette, welche die Admiralsflagge führte, ein Kanonenschuß. Eine Wirkung war nicht zu sehen.

»Bangemachen gilt nicht,« sagte ich, »der war blind.«

Es war auch nur die Ankündigung gewesen, daß ein Signal kommen würde, und die bunten Lappen kletterten empor.

»Kapitän Jansen, streichen Sie die Segel!« wurde ich wiederum aufgefordert.

Jetzt wußten die auch schon, daß ich mich an Bord befand. Sie mußten meinen Todessprung, und wie ich aufgefischt worden war, ja auch beobachtet haben.

»Weshalb?« ließ ich zurücksignalisieren.

Es war eine für einen Seemann naive Frage.

Jedes Handelsschiff hat vor jedem Kriegsschiffe irgendwelcher Nation die Segel zu streichen, hat sich eine Durchsuchung gefallen zu lassen. Wird dem Befehle, beizudrehen, nicht Folge geleistet, gibt es erst einen blinden Kanonenschuß zur Ermahnung, der zweite Schuß ist scharf, kann unter Umständen den Kaufahrer gleich auf den Meeresboden versenken. Auch der stolzeste englische Handelskapitän muß sich da einem elenden türkischen Kriegsschiffe fügen. Wie sich dann die Regierungen wegen so etwas verständigen, das freilich ist eine andere Sache, denn das stolze England läßt ohne triftigen Grund nicht so leicht ein unter seiner Flagge segelndes Schiff aufhalten und durchsuchen. Zuerst aber heißt es jedenfalls für den Handelskapitän: Gehorchen! Dann kann er Klage erheben.

»Streichen Sie die Segel!!« wurde denn auch nun nochmals wiederholt, nur mit der Nachdrucksflagge.

Jetzt gab ich ein kurzes Nein zur Antwort.

»In fünf Minuten schieße ich Ihr Schiff in den Grund! Admiral Lenguan.«

Ich sah, wie der Mann auf der Kommandobrücke seine Taschenuhr zog. Aber ich ließ mir nicht imponieren.

»Bitte, schießen Sie!« ließ ich trotzig zurücksignalisieren, und ich hatte auch einige Sicherheit im Hintergrunde.

Der zweite Steuermann, welcher die Signalgäste anstellte, hatte zuerst, als die Flagge noch unten war, das »Bitte!« für überflüssig gehalten, aber ich ließ diese Flagge noch anbringen. Nur immer höflich.

In diesen fünf Minuten vergrößerte sich der Abstand ganz bedeutend.

Dann aber, richtig nach fünf Minuten, blitzte und wirbelte es dort drüben auf dem Admiralsschiff in dem Türmchen auf, und diesmal war es ein scharfer Schuß, ich sah den großen Vogel geflogen kommen – nur schade, daß man solch einer Granate nicht

ausweichen kann, es geht doch ein bißchen gar zu fix. Wenn man eben zur Seite springen will, ist der Vogel schon da.

Na, der Vogel flog hoch über mein Schiff weg, auch auf einer ganz anderen Seite, ich sah die Granate dann ins Wasser patschen, und wäre sie noch etwas geflogen, so hätte sie gerade einen biedereren Fischerkahn getroffen, der dort seine Netze auswarf.

Noch ein Schuß, noch ein Schuß – jetzt fingen auch die anderen Schiffe zu böllern an, und die Hartkugeln kamen mir immer näher.

Was sollte das heißen? Hatten die nicht den Befehl bekommen, mich lebendig zu fangen? Wie durften die wagen, auf mein Schiff zu schießen, das gleich mit dem ganzen Silberschatze auf den Meeresboden trudeln konnte?

Ja aber, konnten die nicht versuchen, wenn sie sich genügend eingeschossen hatten, mir wenigstens meine Takelage kaputtzuschießen, mich sonst manövrierunfähig zu machen?

Vorläufig schossen sie immer vorbei, aber ich wollte lieber doch nicht so stark auf jenen Befehl bauen, mich zu schonen. Auch diese uruguayischen Seeleute würden ein heißes Temperament haben. Es konnte ein Wettschießen daraus werden, wobei es um die Ehre ging – und so wollte ich auch vorläufig nicht an eine Umgehung denken, sondern lieber eine möglichst große Entfernung zwischen uns zu bringen suchen.

So ging es denn mit voller Kraft, von günstigem Winde unterstützt, immer direkt nach Westen, auf die Richtung von Buenos Aires zu, welches ziemlich dicht an der Mündung des Parana in den Laplata liegt.

Bei Nacht mußte der Umgehungsversuch natürlich gewagt werden, und sollten alle Stricke reißen – na, dann ging ich eben nach dem argentinischen Buenos Aires, dort war ich vor dem uruguayischen Kriegsschiffe geschützt, dort konnte ich alles Weitere in Ruhe abwarten.

Die Kriegsschiffe stellten denn auch bald ihre Schießerei ein, sie hatte überhaupt bald keinen Zweck mehr, ich war schon zu weit entfernt.

Als sich die Sonne dem Horizonte näherte, ergab die letzte Berechnung, daß ich mich nur noch zweiunddreißig Seemeilen von Buenos Aires entfernt befand. Von den Kriegsschiffen war schon seit drei Stunden keine Spur mehr zu sehen gewesen.

Und eine halbe Stunde später herrschte mondlose Nacht.

So, nun konnte der Rückweg angetreten werden. Der Wind hatte immer mehr abgeflaut, es herrschte völlige Windstille – desto besser, so kam mir der Wind nicht entgegen. Segeln hätte ich ja sowieso nicht mehr können. Und bei nur zwölf Knoten Fahrt war ich morgen früh im offenen Meere, hatte Montevideo schon weit hinter mir.

Also gewendet, mit voller Kraft zurück.

Ich habe diesen Befehl kaum durchs Sprachrohr gegeben, als das Zittern der Schiffsplanken plötzlich aufhört – die Schraube steht.

»Volldampf voraus!!« kommandiere ich nochmals durchs Sprachrohr.

Es wird geklingelt, daß das Kommando ein menschliches Ohr erreicht hat, aber einen Erfolg hat es nicht, die Schraube fängt sich nicht wieder zu drehen an.

»Was ist denn da los?« frage ich, schon von einer bösen Ahnung erfüllt.

Endlich bekomme ich eine Antwort.

»Die Maschine funktioniert nicht.«

Aber gebrochen sollte nichts sein – irgendein Fehler, der nicht zu finden war.

Also zum zweiten Male, daß die Maschine nicht funktionierte! Doch ich durfte über mein Schiff nicht klagen, durfte vielmehr stolz sein. Damals gab es Dampfer, die aller fünf Minuten einmal stehenblieben, man mußte immer an der großen Kurbel mitleiern,

nachschubsen. Die damalige Unsicherheit der Schiffsmaschinen, während die übrigen Dampfmaschinen doch sonst schon auf solcher Höhe standen, kam daher, weil die Schraube oder Radschaukel, doch bei bewegter See manchmal aus dem Wasser schlägt, sie findet keinen Widerstand, deswegen fängt die erleichterte Maschine zu raddern an, und um dies, was die stärkste Maschine bald kaputt macht, zu verhindern, dazu ist eine besondere Steuerung oder Regulierung nötig, über die man damals aber noch vergeblich grübelte. Ein Mann mußte immer am Dampfventil stehen, was aber den Zweck nur ganz unvollkommen erfüllt. Man kommt mit dem Abdrehen des Dampfes doch stets zu spät.

Nun, ich hatte über meine Schiffsmaschine nicht zu klagen. Nur einmal schon, damals in der Fucusbank, hatte sie versagt. Und jetzt zum zweiten Male. Und so etwas passiert natürlich stets, wenn es einem am unangenehmsten ist. Das scheint ein Naturgesetz zu sein.

Das Maschinenpersonal suchte die ganze Nacht nach dem Fehler – es konnte sich nur um eine Kleinigkeit handeln – ohne ihn zu finden, ich selber half mit suchen, ohne etwas von einer Maschine zu verstehen, half durch Flüche nach – nützte auch nichts, und dann zog ich es doch vor, lieber auf die Kommandobrücke zu gehen, um nach Feuern auszuspähen.

Wenn mich meine Verfolger jetzt hier aufspürten, das konnte böß werden!

Wir lagen die ganze Nacht, und der Defekt war noch nicht gefunden.

Da endlich, als der Morgen graute, klingelte der Apparat, und es wurde mir durch's Sprachrohr mitgeteilt, daß in einer halben Stunde die Maschine wieder arbeiten würde. Es sei nur eine Kleinigkeit zu reparieren.

Als ich aber diese freudige Mitteilung noch entgegennehme, sehe ich im Osten Masten auftauchen, gleich eine ganze Menge, so dicht zusammen, kommt mir verdächtig vor, dann Rauch, also

lauter Dampfer – richtig, es waren die urugayschen Kriegsschiffe, die vier Dampfer, die weiter nach Westen gesegelt waren und mich zufällig wieder aufgestöbert hatten.

Aber jetzt waren es nicht nur vier, sondern sogar sechs – bis ich an der Flagge erkannte, daß die beiden neu hinzugekommenen Kriegsschiffe argentinische waren.

Was, machte denn Argentinien mit Uruguay gemeinsame Sache? Ich dachte, Brasilien hatte sich mit Uruguay gegen Argentinien verbinden wollen? Hatten die Eisenfeilspäne und die Nägel diesen plötzlichen Gesinnungswechsel herbeigeführt?

Doch es war ganz zwecklos, hierüber nachzugrübeln. Daß die argentinischen Kriegsschiffe mit den urugayschen in diesem Falle gemeinsame Sache machten, um den vermeintlichen Silberschatz von zwei Millionen zu erbeuten, das war doch ganz offenbar, und ich konnte durch das Fernrohr schon ganz deutlich erkennen, wie man sich dort diabolisch freute, die durchgegangene ›Sturmbräut‹ wiederzusehen, und auf den argentinischen Schiffen freute man sich nicht minder.

Und ich lag hier fest!

»Wie lange dauert es noch?«

»Noch eine kleine halbe Stunde.«

»Zum Teufel, es hat doch schon vor fünf Minuten nur eine halbe Stunde sein sollen!!« donnerte ich durch das Sprachrohr hinab.

Daß es sich da um eine ›große halbe Stunde‹ gehandelt hatte, wagte man mir nicht zu sagen.

Diese halbe Stunde aber, ob groß oder klein, würde gerade hinreichen, um die Kriegsschiffe dicht heranzubringen.

Zehn Minuten vergingen, eine Viertelstunde, die Leute dort drüben waren schon mit bloßen Augen zu erkennen, und jetzt sollte es immer noch zwanzig Minuten dauern!

Meine Verzweiflung läßt sich denken.

Etwas Ostwind kam auf, ein Hauch, ich fing ihn mit jedem Fetzen Leinwand auf – wir bewegten uns mit der Schnelligkeit einer Schnecke – einer galoppierenden Schnecke, will ich sagen.

Fluchen nützte doch nichts, ich fing an zu beten – nämlich, daß dort drüben bei sämtlichen Kriegsschiffen ebenfalls die Maschinenkarren stillstehen, daß sämtliche Kessel platzen möchten. Es war nicht gerade christlich, dieses Gebet, aber menschlich.

Nein, kein Kessel wollte platzen. Und meine Maschine wollte sich noch immer nicht bequemen.

Ich begab mich hinab, bot den Schlossern, welche flickten und schraubten, echte Havannas an, versprach ihnen sonst etwas, wenn das Ding nur endlich wieder zu leiern anfinge!

Der erste Maschinist wollte mir eine lange Rede halten, was der Bertram, ein ganz gemeiner Kohlenzieher, für ein schlauer Kopf sei, er ganz allein habe den Fehler gefunden – sehr uneigennützig von dem Ingenieur, daß er dem die Ehre ließ, dem sie gebührte – aber ich schnauzte den Herrn nicht schlecht an, ihn dahin drückend, wohin er jetzt seine Nase zu stecken habe.

Da endlich, als ich wieder auf der Kommandobrücke auf und ab rannte wie ein verhungertes Löwe, fingen die Schiffsplanken wieder zu zittern an, um gleich abermals zu erstarren.

Doch es war nur ein Probezittern gewesen.

»Alles in Ordnung,« meldete das Sprachrohr, und ich brüllte mein »Volldampf voraus!!!« hinein, wie ich selten gebrüllt habe, und es wurde weitergezittert, und wie!!

Die sechs Kriegsschiffe waren unterdessen aber auch schon in eine beängstigende Nähe gekommen.

Da ein Kanonenschuß, von einem argentinischen Dampfer kommend, die Anmeldung eines Signals.

»Streich die Segel!!«

Ich blieb einfach die Antwort schuldig.

Wie kam der Argentinier dazu, jetzt diesen Befehl zu geben? Weil wir uns schon in argentinischem Gewässer befanden! Nun

war es aber auch ganz klar, daß die Argentinier mit den Uruguayern zusammenhielten, mit auf die vermeintlichen zwanzig Tonnen Silber pürschten.

Und da kam es auch schon.

»Geben Sie das Silber heraus!« lautete das nächste Signal.

Jetzt ließ ich mich zu einer Entgegnung herbei.

»Ich habe kein Silber.«

»Wenn Sie ein reines Gewissen haben, so geben Sie die Flucht auf,« wurde weiter ausführlich von dem argentinischen Kriegsschiff, welches gleichfalls eine Admiralsflagge führte, signalisiert.

Mein Zorn war wieder erwacht, ich ließ drei Flaggen hissen, welche zusammen ein einziges Wort ergaben:

»Banditen!«

Die Antwort darauf war ein scharfer Schuß, der aber weit über das Ziel hinausging.

Es blieb auch bei diesem einzigen, sie glaubten mich lebendig fangen, mein Schiff als Ersatz für das Silber nehmen zu können, das ich entwendet haben sollte. Was hätte mir da alle Verteidigung genützt? Mit Banditen und Halunken kann man nicht rechten, da heißt es nur: drei Schritt vom Leibe!

Die Entfernung vermehrte sich wieder schnell.

Ja, wohin aber sollte ich mich wenden? Durchbrechen konnte ich jetzt am Tage nicht mehr; ehe die mich entkommen ließen, nahmen sie mich doch lieber unter Kreuzfeuer, und Buenos Aires war mir nun wie jeder andere Hafen und die ganze Küste Argentiniens verschlossen.

Als Fahrwasser blieb mir nur noch der Parana offen, von dessen Mündung ich gar nicht so weit entfernt war, und der Parana ist ein gar mächtiger Strom, nach dem Amazonenstrom und dem Mississippi der wasserreichste Amerikas, noch viel besser schiffbar

als der letztere, die größten Kriegsschiffe können bis nach Corrientes hinaufgehen, welches von der Mündung, nur Luftlinie gerechnet, hundertdreißig geographische oder fünfhundertzwanzig englische Seemeilen entfernt liegt.

Da hatte ich noch gute drei Tage Fahrwasser vor mir.

Wenn mir aber nun ein anderes argentinisches Kriegsschiff begegnete?

Nun, dieses konnte wohl noch von nichts wissen, eine solches stromabwärts kommendes Kriegsschiff konnte auch nicht so leicht benachrichtigt werden, Telegraphen gab es hier nicht, und jetzt war gerade die große Ueberschwemmung gewesen, die niedrigen Pampas waren überschwemmt, da war also auch kein Meldereiter möglich.

Aber wenn ich nun bei Corrientes angekommen war, wo ein Wasserfall mir Halt gebot?

So weit würden meine Kohlen gar nicht reichen, sie gingen bedenklich zu Ende.

Und gerade wegen der Ueberschwemmung war die Stromfahrt doppelt gefährlich, man konnte ja in die flache Pampas hineindampfen, sitzen bleiben, und nach einigen Tagen lag der Kasten auf dem Trocknen. Woher den Lotsen nehmen, dem man auch unbedingt vertrauen konnte, daß er mich nicht mit Absicht festrennen ließ?

Als ich noch so überlegte, sah ich den Steward aus dem Kajüteneingange kommen, das Präsentierbrett tragend, auf dem er Mr. Tischkoff immer das Frühstück brachte.

An meinen Kommodore hatte ich soeben gedacht, hielt ihn aber wieder einmal im Scheintod liegend, und dann freilich war er nicht zu sprechen.

Doch das Präsentierbrett war leer, das sah fast aus, als habe der Steward einen Abnehmer für seinen Kaffee gefunden.

»Was macht Mr. Tischkoff?«

»Der sitzt wie immer in seiner Kabine und trinkt jetzt Kaffee.«

»Konntest du schon gestern abend zu ihm hinein?«

»Ja freilich, da habe ich ihm und dem Klabaubermann doch das Abendbrot gebracht.«

Richtig, an den Klabaubermann hatte ich gar nicht gedacht. Was sollte denn aus dem werden, wenn Tischkoff tagelang im Starrkrampf lag? Passiert war dieser Fall allerdings nicht wieder.

Nun hätte mir der Weg offen gestanden. Aber Tischkoff wollte in seiner Kabine durchaus nicht gestört werden. Ich hätte ihn ja durch den Steward fragen lassen können, ob ich ihn einmal sprechen dürfe, aber der Steward kam erst um zehn Uhr wieder hinein, wenn er das zweite Frühstück brachte. Doch sollte ich in diesem Falle nicht . . .

Ich machte der Grübelei ein Ende, beschloß, ganz auf eigene Faust zu handeln.

Ich hatte die Kriegsschiffe wieder außer Sicht bekommen, eben weil ich viel schneller war. Und dort vor uns erhoben sich aus dem Wasser einige kleine Inseln. Das war offenbar schon die Mündung des Parana, aber hier gab es kein Ufer mehr, die grasigen Inseln waren nur etwas höhere Stellen der Pampas.

Sollte ich nicht doch lieber versuchen, die Verfolger zu umgehen, anstatt mich auf dieses gefährliche Gebiet treiben zu lassen, wo ich zuletzt doch wie eine Maus in der Falle saß?

Da aber tauchten schon wieder Mastspitzen empor – immer mehr – die sechs Kriegsschiffe saßen mir noch auf den Fersen! Und die hatten ja nichts zu versäumen, die machten einfach eine Uebungsfahrt den Strom hinauf, und entweder bekamen die uruguayischen Kriegsschiffe die Erlaubnis, das argentinische Gebiet zu betreten, oder sie konnten ja auch zurückbleiben, die beiden Argentinier genügten vollkommen, um mir den Rückweg zu versperren.

Aber wie nun den Wasserweg finden? Ich hatte mir den Parana von Fahrzeugen sehr belebt vorgestellt, besonders die Mündung in den Laplata, und nun war gerade hier kein einziges zu entdecken,

so weit das Auge auch reichte. Also hatte ich auch keinen Führer, keinen freiwilligen oder unfreiwilligen.

»Massa.«

»Was willst du, Goliath?«

»Sie wollen den Parana hinauffahren?«

»Ja.«

»Wir sind schon zu weit rechts, dort drüben ist der Strom, die eigentliche Mündung des Parana.«

Ich folgte mit den Blicken der angedeuteten Richtung, und dann wandte ich mich erstaunt meinem schwarzen Bootsmann zu.

»Woher weißt du das?«

»Ich kenne das Fahrwasser des Parana.«

»Woher?« fragte ich mit immer steigendem Staunen, und dieses hatte seinen Höhegrad noch nicht erreicht.

»Ich habe den Parana anderthalb Jahre befahren, auf einer Privatjacht, als Sklave des Besitzers derselben.«

»Mensch, was in der Welt kennst du eigentlich nicht?!«

»Ja, ich bin allerdings ziemlich weit herumgekommen, und es ist Zufall, daß ich Ihnen immer gerade mit meinen Erfahrungen dienen kann.«

Es war keine Zeit mehr zum Staunen. Die Kriegsschiffe tauchten schon in ganz bedenklicher Weise über dem Horizonte auf, und nicht lange mehr, so würden auch ihre Kanonen wieder sprechen können.

»Wie weit kennst du den Stromlauf?«

»Bis nach Corrientes, bin aber in einem kleinen Boote noch viel weiter gekommen, fast bis zur Quelle.«

»Auch zur Zeit der Ueberschwemmung findest du das Fahrwasser?«

»Sogar in der finstersten Nacht. Ich kenne jeden Hügel, der sich aus den überschwemmten Pampas hervorhebt, das sind die

Merkzeichen des Lotsen, und jeder Hügel ist noch in meiner Erinnerung, ich brauche nur die schwächsten Umrisse zu erkennen.«

»Dann vorwärts, vorwärts – in den Parana hinein!!«

Goliath, dieser unvergleichliche Nigger, kam mit auf die Kommandobrücke, und bald befand sich die ›Sturmbräut‹ mitten auf dem Parana.

Zu bemerken, daß wir uns schon auf einem Flusse befanden, war freilich nichts. Der Parana ist an seiner Mündung in den Laplata fast zwei deutsche Meilen breit, behält diese Breite auch noch lange Zeit bei, und nun kam hier noch die Ueberschwemmung hinzu, deren Ausdehnung sich gar nicht abschätzen läßt.

Nur daß also hin und wieder flache Inseln emporragen. Aber es ist nicht einmal gesagt, daß dies schon Hügel der Pampas sein müssen. Der Strom selbst besitzt zahllose Inseln, nicht nur an der Mündung, und diese, nur höchst selten mit einigen Bäumen bestanden, unterscheiden sich von den Pampashügeln durch gar nichts.

So läßt sich die Schwierigkeit einer Stromfahrt zur Zeit der Ueberschwemmung denken.

Für mein Schiff aber hatte diese Stromfahrt, wenn sonst alles gut ablief, noch einen ganz besonderen Vorteil. Drei Tage hier im süßen Wasser, und ich würde gar nicht mehr in's Dock zu gehen brauchen. Denn nichts reinigt einen Schiffsrumpf so gründlich von den anhaftenden kleinen Seemuseln und vom Seetang, wie frisches Wasser. Die Tiere und Pflanzen des Meeres sterben in dem frischen Wasser und fallen ab. Nur daß diese Art von Reinigung viel zeitraubender ist.

Wir dampften stromauf. Doch eine Strömung war kaum zu bemerken, dafür sorgte eben die sich ausbreitende Ueberschwemmung. Dann konnten auch die Segel benutzt werden, und bald hatte ich die Kriegsschiffe wieder außer Sicht bekommen.

Nach einer Stunde begegnete uns das erste Fahrzeug, ein großer, rohgebauter Stromkahn, der sich mit der langsamen Strömung abwärts treiben ließ.

Unser mit voller Leinwand segelndes Schiff wurde nicht schlecht von den Kreolen angestaunt. Ich rief sie an, fragte nach Ladung und Ziel.

Von Bajada mit Mais nach Buenos Aires. Dort wurde der ganze Kahn, nur aus zusammengefügtten Baumstämmen bestehend, oben in den Urwäldern gefällt, als Feuer- oder Bauholz verkauft.

Dann kam eine ganze Flottille solcher Stromkähne, alle mit Mais befrachtet.

Mir blitzte eine Idee durch den Kopf.

Ich sah mich gerettet!

Aber die Ausführung meines kühnen Handstreiches wäre noch etwas verfrüht gewesen.

Und diese Maisschiffe hatte ich auch schon hinter mir.

»Goliath, werden wir noch mehr solcher Maisschiffe begegnen?«

»Sicher. Jetzt ist in den höheren Gebieten gerade die Maisernte gewesen, das können nur die ersten Maiskähne sein, sie werden sich bald massenhaft einstellen.«

»Wieviel faßt so ein Kahn, die ja alle von gleicher Größe zu sein scheinen?«

»Fünzig bis hundert Tonnen.«

»Und was kostet hier der Mais ungefähr?«

»Der Zentner im Durchschnitt einen Milreis.«

Ich rechnete schnell nach – die Tonne hat zwanzig Zentner – das wären pro Kahn 5000 bis 10 000 Mark – hm, da gehörten allerdings viele solcher Kähne dazu, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte.

»Wird sonst nichts von den oberen kultivierten Gegenden nach der Küste ausgeführt?«

»Früchte.«

»Kommen für mich nicht in Betracht.«

»Weizen, getrocknete und gesalzene Häute, Farbhölzer – aber dazu ist jetzt nicht die Zeit.«

Dann freilich mußte ich meine Idee vorläufig wieder fallen lassen.

Nach etwa zwei Stunden tauchte ein größeres Schiff auf, und die Aufregung unter meinen Leuten war groß, als die argentinische Kriegsflagge erkannt wurde. Es war eine ganz stattliche Fregatte, die da sorglos mit vollem Dampfe stromabwärts kam.

Nur mir konnte sie keine Besorgnis einflößen, und ich verbot, irgendwelche Aufregung zu zeigen, sich etwa gar an den Geschützen schaffen zu machen, die ich schon vor Einfahren in die Mündung mit Leinwand unauffällig hatte verkleiden lassen.

Auch die Besorgten sahen bald die Grundlosigkeit dazu ein. Dieses Kriegsschiff konnte ja noch von gar nichts wissen.

Kurz ehe wir aneinander vorüberrauschten, hißte es seine Kriegsflagge nach einmaligem Herunterlassen – die Begrüßung und zugleich Aufforderung, unser Signalement abzugeben.

Ich nannte meinen und den Schiffsnamen. Auf der Kommandobrücke große Bewegung.

Unterdessen waren wir in Rufweite gekommen.

»Kapitän Richard Jansen doch nicht selbst dort?« rief ein Offizier mit vier goldenen Aermelstreifen.

»Jawohl, hier bin ich selbst!« rief ich zurück.

»Ich gratuliere!«

»Wozu?«

»Daß Sie glücklich aus Portland entkommen sind.«

Wußte der das auch schon! Aber wenn der noch mehr gewußt hätte?!

»Wohin?«

»Nach Corrientes.«

»Geschäftlich?«

»Ja, habe Bestellung.«

»Haben Sie sicheren Lotsen?«

»Ja.«

»Die zweite Insel vor Sant Nikolas, die mit dem Kreuzbaum, hat sich etwas nach Osten verschoben, muß hundert Meter weiter umfahren werden!«

»Danke sehr! – Kennst du diese Insel, Goliath?«

»Ja. Sie verändert sich fortwährend.«

»Zwischen Bajada und Rosario treibt eine große schwimmende Insel,« fuhr der Fregattenkapitän in seiner liebenswürdigen Aufklärung über das Fahrwasser fort.

»Danke sehr!«

Da stieg mir der Uebermut zu Kopf.

»Herr Kapitän, können Sie mir nicht einige Tonnen Kohlen abgeben?«

Diesmal entstand an Bord meines Schiffes eine Bewegung. Aber im Zaume wußte sich natürlich jeder zu halten.

»Tut mir wirklich leid, kann mich nicht aufhalten, habe Order, mache Parforcejagd. Sind Sie denn nicht mit genügend Kohlen versehen?«

»Ein großer Teil ist mir bei der Uebernahme ersoffen.«

Wir mußten uns beeilen, wir sprachen schon rückwärts, kaum durch das Sprachrohr war noch etwas zu verstehen.

»Vor Rosario geht ein Schleppdampfer mit einem Dutzend Kohlenkähnen stromauf, Sie können sie noch vor Abend einholen!«

Ab! Noch ein Abschiedsgruß durch Senken der Flagge, und jedes Schiff war wieder allein.

Jetzt brach ein allgemeines Gelächter aus. Na, wenn die Fregatte mit den anderen Kriegsschiffen zusammentraf, wenn sich dieser Kapitän erzählen ließ! Schade nur, daß er mir nicht auch noch Kohlen abgegeben hatte!

Doch ich sollte noch etwas ganz anderes hier auf dem Parana erleben!

Es war in der fünften Nachmittagsstunde, als wir uns Rosario näherten, welches durch eine sechzig Meilen lange Eisenbahn mit Cordova verbunden ist.

Cordova liegt mitten im Herzen Argentinens in gebirgiger Gegend, mit seinen 15 000 Einwohnern im Innern Argentinens die einzige Stadt von Bedeutung, außer in der Umgebung von Buenos Aires hatte Argentinien damals auch weiter keine Eisenbahn – jetzt mag es nicht viel besser sein – und zum Bau einer Eisenbahn durch die Pampas hatten sich die faulen Kreolen deshalb verstiegen, weil das Gebirge von Cordova die einzige Gegend Argentinens ist, welche Kohle und sogar Gold liefert.

Aber wenn es heißt, dort und dort wird Gold gefunden und gewonnen, so darf man das nicht gleich überschätzen.

So ist auch ganz Brasilien überreich an Gold. Gold überall, und an sehr vielen Stellen wird es auch gewonnen. Aber seine Verteilung ist so fein, die Gewinnung so schwer und zeitraubend, daß man sich z. B. in Deutschland gar nicht mit der Gewinnung des Goldes befassen würde. Man käme nicht auf seine Kosten. Es ist eben nicht immer so, wie damals in Kalifornien und in Australien und Klondyke, wo man die Goldklumpen nur aus der Erde zu hacken oder gar aufzulesen brauchte. Und wenn heute ein Aktionär von einer afrikanischen Goldmine eine fünfzehnprozentige Dividende bekommt, so ist er schon sehr zufrieden, dann gilt diese Goldmine schon für sehr reich.

In Brasilien ist eine vorteilhafte Goldgewinnung nur durch die spottbilligen Arbeitskräfte möglich, damals durch Sklaven, und dasselbe gilt für die argentinische Goldwäscherei bei Cordova. Gewinnen Regierung oder Privatunternehmer nur sechs Prozent dabei, so sind sie zufrieden.

Es war also in der fünften Stunde, von Rosario selbst war noch nichts zu sehen, auch der Stromverkehr wurde durchaus nicht

lebhafter, als wir in der weiten Wasserwüste eine große Insel erblickten, welche sich von den bisher gesehenen recht vorteilhaft unterschied.

Alles Wald! Und je näher wir kamen, desto undurchdringlicher wurde der Wald.

Wir waren uns nicht lange im unklaren darüber, daß wir die schwimmende Insel vor uns hatten, vor der uns der Kapitän der Fregatte gewarnt.

Die Entstehung solch einer schwimmenden Insel, wie man sie häufig genug in tropischen Zonen auch auf offenem Meere antrifft, ist ganz einfach zu erklären.

Gleich hinter Corrientes, wo der Parana einen kolossalen Wassersturz macht, beginnt auf dem höher liegenden Gebiet die Region des Urwaldes.

Jeder Sturm entwurzelt Bäume, wirft sie in den Strom, die Zweige der einzelnen Bäume verschlingen sich, auch die kleineren Inseln vereinigen sich, bis ein festes Ganzes entsteht, welches stromabwärts treibt.

Das Wurzelwerk ist so dicht, daß man auf festem Boden zu stehen wähnt, und nun kommt auch noch wirkliches Erdreich hinzu, welches an den Wurzeln der Bäume gehaftet hat, mächtige Erdklumpen, und dann die Schlingpflanzen und das Buschwerk, alles saugt direkt das Wasser in überschüssiger Menge auf – die ungeheure Fruchtbarkeit dieser Zonen – viele Bäume haben von vornherein eine aufrechte Stellung – kurz, so ein schwimmender Baumbruch ist von einer wirklichen, bewaldeten Insel gar nicht zu unterscheiden. Wenn man freilich näher hinkommt, erkennt man das planlose Durcheinander, da gibt es kein Durchdringen, obschon auch Waldblößen vorhanden sein können.

Ja, auf solchen schwimmenden Inseln, mitten im Meere, trifft man häufig Tiere an, Panther, Affen, sehr zahlreich auch Schlangen, welche sich zur Zeit der Sturmkatastrophe auf Bäumen aufgehalten haben. Selbst Antilopen kommen darauf vor.

Im Meere werden diese Inseln vom nächsten Sturme wieder auseinandergerissen, die einzelnen Stämme gehen den Weg alles Treibholzes, bis nach Grönland und Island hinauf, und auch diese schwimmenden Strominseln müssen erst ins offene Meer hinaus-treiben, ehe sie von den Elementen für die Schifffahrt unschädlich gemacht werden können, denn zu ihrer Vernichtung reicht keine menschliche Kraft aus.

Sie sind für die Pampasbewohner, welche so sehr an Holz-mangel leiden, ganz nutzlos. Aus dieser Umstrickung bekommt man keinen Baumstamm frei.

Man hat versucht, solche schwimmende Inseln auf den Strö-men festzuhalten, hat von einer Kultivierung geträumt. Das geht natürlich nicht. Die Gefahr wird durch Hinausschieben nur ver-größert. Wird solch eine Insel von einem mäßigen Winde gefaßt, da hält kein Tau, es reißt, und sollten Stahltrossen trotzen, dann geht eben die ganze Insel aus dem Leime, jetzt bedrohen die ein-zelnen Teile die Schiffe.

Hinaus ins Meer und sie dem mächtigen Wogenschlag überlas-sen, der hat bald seine Arbeit verrichtet! – –

Und da an dieser Insel, deren Treiben gar nicht zu bemerken war, sahen wir eine kleine, elegante Jacht liegen, welche an den Baumstämmen festgemacht hatte.

An Deck waren außer Matrosen in schmucker Uniform einige Personen, welche den Titel ›Herrschaften‹ verdienten, Herren und auch einige Damen, andere kletterten auf den Baumstämmen und in den Zweigen herum, wir hörten ihr Lachen.

Jetzt verstummte dieses, die allgemeine Aufmerksamkeit wand-te sich meinem großen Schiffe zu.

Ich zeigte die Unionsflagge, drüben rannten die Matrosen, und zu unserer Verwunderung ging die argentinische Kriegsflagge hoch.

Was, auch dieses kleine Dingelchen nannte sich ein Kriegsschiff? War jetzt also mein Feind? Na, es gibt ja auch solche Kriegsvergnügungsjachten.

Da ging eine zweite Flagge hoch, eine ganz pompöse, alles goldgestickt in Purpur.

»Die Flagge des argentinischen Präsidenten,« flüsterte Goliath.

Dieser Rangflagge gesellte sich eine zweite bei, nicht minder pompös.

»Auch der Präsident von Uruguay befindet sich an Bord!« flüsterte Goliath wiederum.

... befindet sich an Bord – und da plötzlich stieg es mir wieder einmal so siedendheiß zu Kopfe, so, wie z. B. als ich den Baronet Ralph und die Coliani geohrfeigt hatte, wo ich immer gar nicht weiß, was ich tue, wobei ich aber also gerade äußerlich immer ganz ruhig zu sein scheine.

»Du irrst dich nicht, Goliath?« fragte ich ganz gemächlich, während sich in meinem Kopfe alles drehte.

»Nein. Das sind die Flaggen der Präsidenten von Uruguay und von Argentinien.«

»Ich brauche nicht erst die Handbücher zu befragen?«

»Nein, Massa.«

»Gut! Schön! Gut! Stopp die Maschine!! Klar den großen Kutter!! Alle Mann antreten vor dem Hauptmast!! – Bootsmann, setzt Revolver mit Munition und Entersäbel in Bereitschaft – ganz unauffällig.«

Wußten meine Jungen, was ich beabsichtigte, daß es plötzlich wie ein Blitz durch alle fuhr, daß aller Augen plötzlich so aufleuchteten?

Sie waren angetreten.

»Dort drüben auf der Jacht befinden sich der Präsident von Argentinien und der Präsident von Uruguay. Wir nehmen beide

gefangen. Auch eventuelle Familienmitglieder. Die ganze Gesellschaft. Was sich wehrt, wird überwältigt. Blutvergießen ist natürlich zu vermeiden. Goliath, teile die Matrosen noch besonders ab!«

Mehr, glaube ich, habe ich nicht gesagt. Und wie ich dazu kam, den schwarzen Goliath als meinen nächsten Offizier für diesen Handstreich zu erwählen, weiß ich selbst nicht.

Ich ging noch einmal in meine Kabine, um eine andere Jacke anzuziehen und einen Revolver einzustecken – ganz gemütlich, leise einen Walzer pfeifend, obgleich ich ganz ohne Besinnung war. Doch das stimmt nicht. Im Grunde genommen wußte ich ganz genau, was ich tat. Es ist eben ein mir eigentümlicher Zustand, den ich gar nicht beschreiben kann.

Fertig! Acht Ruderer und noch vier andere Matrosen gingen ins Boot, der zweite Steuermann, der mich gebeten hatte, die Partie mitmachen zu dürfen, Goliath und ich. Die Entersäbel fand ich unter den Duchten wohlversteckt.

»Kann gesehen worden sein, wie sie ins Boot gebracht wurden?«

»Nein, man wird einen Postsack vermutet haben,« entgegnete Goliath, diese schwarze Perle Afrikas.

Fort ging es. Mit wenigen Ruderschlägen waren wir drüben.

Die auf der Jacht machten nicht wenig verwunderte Gesichter, als sie uns so plötzlich im Boote ankommen sahen, aber von Mißtrauen war nichts zu bemerken – nur verwunderte Neugier.

Beigelegt, Riemen ein, und ich stand auf dem niedrigen Deck, den Revolver in der Hand, hinter mir Goliath und sechs Matrosen mit Entersäbeln in den Fäusten. Diese blanken Waffen waren ja recht überflüssig, aber ich hatte eben mit theatralischem Effekt gerechnet, und ich sollte mich auch nicht geirrt haben.

»Meine Herren und Damen – ich muß Sie gefangennehmen. Bitte, keinen Widerstand!«

Na, wie die dastanden! Und diese köstlichen Gesichter!

Der eine, ein älterer Herr, der schwer hören mochte, drehte den Kopf zur Seite, legte die Hand ans Ohr und sagte: »Wua?!«

Dann wuch die allgemeine Lähmung.

»Gefangen?!« erklang es im Chore, gar nicht so erschrocken, mehr zweifelnd.

»Ja, bis ich meinen Zahnstocher wiederhabe.«

Wie ich in diesem Augenblick gerade an meinen silbernen Zahnstocher denken konnte, weiß ich auch nicht. Und doch, es war Grund vorhanden.

Man hatte mir doch bei jenem Handgemenge in dem Keller- gewölbe die Jacke vom Leibe gerissen, und da ich keine Weste getragen, hatte ich den silbernen Zahnstocher, an den ich mich nun schon seit vielen Jahren gewöhnt hatte, mit dem ich immer, wenn ich über etwas nachdachte, spielen mußte, den ich förmlich als einen Talisman betrachtete, in einem inneren Täschchen stecken gehabt, ebenso wie auch die mir von dem Haaronkel ver- ehrte Schlipsnadel im Futter der Jacke gesteckt hatte.

Ich habe bisher von diesem Verluste noch gar nichts erwähnt. Wie sehr er mich aber schon immer gewurmt hatte, besonders der meines Zahnstochers, das zeigte, wie ich jetzt an diesen zu- erst dachte. Mein schöner Zahnstocher, den ich von der schwar- zen Küchenfee als Zeichen ihrer unwandelbaren Liebe geschenkt bekommen, den ich auch beim größten Dalles und Bierdurste nie- mals bei Isaak Cohn hatte versetzen können, obgleich er mir drei Pence dafür geboten – dieser Zahnstocher jetzt in den Händen dieser braunen Spitzbubenbande – weiter fehlte nichts!

Die Ueberrumpelten mochten dem Worte ›Zahnstocher‹ einen anderen Begriff unterschieben – vielleicht meinte ich ein Schiff, einen Menschen oder sonst etwas, nur nicht solch einen Zahnrei- nigungsapparat – daß sie gar nicht weiter darauf achteten.

»Herr,« sagte da der eine, sich eine möglichst imponierende Haltung geben wollend, »wissen Sie, wen Sie vor sich haben?«

»Hoffentlich den Präsidenten von Uruguay oder den von Argentinien, und auf diese beiden kommt es mir eben an. Ich werde von argentinischen und uruguayischen Kriegsschiffen verfolgt, man hat mich zum Desperado gemacht . . . «

Weiter kam ich nicht. Das Wort Desperado hatte genügt.

Desperado – ein Verzweifelter – dieses Wort hat in ganz Amerika, nicht nur im spanischen, einen schrecklichen Klang.

Es hat jemand einen anderen getötet. Und auch in Amerika gibt es noch eine Blutrache. Alle Verwandten, alle Freunde schwören, an dem Mörder Wiedervergeltung zu üben. Dieser wird zum Desperado. Er stellt sich außerhalb der Gesetze, gibt durch ein äußeres Abzeichen zu erkennen, gewöhnlich durch eine rote Schleife am Hut, daß er gewillt ist, jeden Menschen sofort niederzuschießen, der in seiner Gegenwart in die Tasche greift, der nur hinter seinen Rücken zu treten versucht; er läßt den Revolver nicht mehr aus der Hand, betritt mit diesem den Laden, hält die Waffe dem Barbier vor, der ihn rasiert.

»Ein Desperado!!« erklang es jetzt gellend mit schreckensbleichen Mienen.

Ein junger Stutzer ließ einen Revolver blitzen, plötzlich war dieser in meiner Hand, und das Bürschchen lag mit ausgekugelttem Arm am Boden.

Auch einige Matrosen mochten Miene zur Gegenwehr gemacht haben, meine Jungen stürzten sich auf sie, im Nu waren sie überwältigt, gebunden.

»Hände hoch!!!« donnerte ich, den Revolver vorhaltend, und hinter mir stand Goliath in derselben Stellung.

Alle ohne Ausnahme gehorchten sofort. Auch kein einziger zeigte sich als Mann.

»Was wollen Sie von uns?« stammelte jener, der mich schon vorhin angeredet hatte.

»Wie heißen Sie?«

»Silva de Borgia.«

»Was für einen Rang bekleiden Sie?«

»Die Präsidentschaft der Republik Uruguay.«

Ich wußte ja nicht einmal, wie die Präsidenten dieser Republiken hießen. Nur das hatte ich bestimmt gewußt, daß sich die beiden an Bord dieser Jacht befanden. Denn wenn derjenige, welcher eine eigene Rangflagge führt, nur mit einem Fuße das Land betritt, so muß auch diese Flagge niedergeholt werden, dann sind die Schiffsplanken nicht mehr durch seinen Fuß geweiht.

»Und wer ist der Präsident von Argentinien?«

Mit erhobenen Händen verriet sich ein anderer durch seine Körperbewegung. Es war hübsch, daß sie so offen waren.

»Ihr Name?«

»Andrada.«

»Well, ich nehme Sie und Ihre Begleiter als Geiseln gefangen, zur Sicherheit meines Schiffes und meiner eigenen Person. Um was es sich handelt, werden Sie in meiner Kajüte erfahren. Denn Sie begeben sich jetzt an Bord meines Schiffes. Bitte, keinen Widerstand, sonst muß ich auch Sie fesseln, so leid es mir täte. Sonst werde ich Sie mit aller gebührenden Hochachtung behandeln, als meine Gastfreunde.«

»Auch die Damen?« mußte der argentinische Präsident, ein schon älterer, sogar schon etwas zitternder Herr, einschalten.

»Wir kommen alle mit,« entschied sofort eine Dame energisch, auch nicht mehr ganz jung, aber mit Puder und Schminke recht hübsch angepinselt, und dann setzte sie noch hinzu: »Mit wem haben wir denn die Ehre?«

»Richard Jansen ist mein Name, Kapitän der ›Sturmbräut‹ von New-York.«

Hei, das gab eine Ueberraschung! Also auch hier war ich schon ›berühmt‹.

»Richard Jansen, der die Lady von Leytenstone beschützte, an Bord seines Schiffes hatte?« erklang es eifrig im Chore, aber meist

waren es weibliche Stimmen, von denen vier zur Verfügung standen.

»Ganz richtig, meine Damen.«

»Der aus dem Zuchthaus von Portland entsprungen ist?«

»Auch das habe ich auf dem Gewissen.«

Zwei weibliche Hände fuhren schnell herunter – na, sogleich wollte ich doch nicht schießen, und Goliath war gegen das zartere Geschlecht glücklicherweise ebenso rücksichtsvoll wie ich – und es waren auch nur zwei Lorgnetten an ellenlangem Stiele, die schnell aus den Gürteln geholt wurden, um mich besser betrachten zu können.

»Hände hoch!!« kommandierte ich trotzdem.

Nur die eine gehorchte, die andere, die ältere mit der vielen Schminke, nahm die Lorgnette nicht von den Augen.

Und dann nickte sie mir recht freundlich zu.

»Jawohl, wir kommen mit hinüber. Meine Herren, begeben Sie sich ins Boot. Und daß niemand eine Dummheit macht. Geh du voran, Silva.«

Der uruguayische Präsident war es, der als erster gehorsam mit dem linken Fuße antrat, und ich ahnte schon, daß ich in dieser geschminkten Schachtel, jedenfalls die Gattin des alten Herrn, gleich eine mächtige Bundesgenossin gewonnen hatte, welche die Abgabe von Waffen überflüssig machte.

Zugenickt hatte sie mir freundlich, aber ihren Ehemann und auch die anderen hatte sie mit ihrer energischen Stimme ganz bannig angeschnauzt.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Papa,« sagte da noch eine jüngere Dame, ein ganz nettes Mädel, zu dem argentinischen Präsidenten, der noch gar nicht so alt aussah, jetzt nur sehr blaß, »dieser Kapitän tut uns nichts, der ist trotzdem ein Kavalleresco.«

Da hatte sie recht – wenn ich auch nicht reiten konnte.

Es waren fünf Herren und vier Damen, welche hinab in das große Boot kletterten, und Goliath, von mir eine Anweisung erhaltend, stieg nach, noch den Revolver in der Hand.

Ich begab mich erst noch einmal ins Innere der Jacht. Wenn ich diese klein genannt, so hatte ich dabei an ein Fahrzeug gedacht, auf welchem man über das hohe Meer fahren kann. Sonst war diese Jacht hier, auf den Namen ›Alhambra‹ getauft, z. B. bedeutend größer als der ›Knipperdolling‹, nur nicht mit solch hoher Takelage; aber neun Personen konnten darin recht gut in einzelnen Kabinen untergebracht werden.

Ich musterte die Kajüte, blickte in einige Kabinen – Donnerwetter, war das hier alles eine Pracht!! Die Einrichtung gab der Jacht der Coliani an nichts nach.

»Wem gehört diese Jacht?« wandte ich mich an einen Steward, dessen sich einer meiner Jungen schon liebevoll angenommen hatte.

»Dem Herrn Präsidenten Silva de Borgia,« lautete die Antwort.

»Das ist der Präsident von Uruguay?«

»Sehr wohl, Señor.«

»Ja aber, auf der Jacht weht doch die Kriegsflagge von Argentinien.«

»Weil sich die Jacht auf argentinischem Gebiete befindet und der Präsident von Argentinien sie unter seinen persönlichen Schutz genommen hat.«

»Wie kommt es denn, daß sich die beiden Präsidenten zusammen hier befinden?«

»Der Präsident von Uruguay hat mit seiner Familie dem von Argentinien einen Besuch abgestattet.«

»Aus diplomatischen Gründen?«

»Das weiß ich nicht. Sie haben zusammen eine Vergnügungsfahrt auf dem Strome gemacht.«

Mehr konnte mir der Steward nicht sagen, mehr wollte ich von diesem Manne auch gar nicht wissen.

Nur so viel war mir schon klar, daß hier auch gegen Brasilien ein unlauteres Spiel getrieben wurde. Aber ich wollte mich prinzipiell nicht um Politik kümmern. Ich hatte die beiden Präsidenten und diese wertvolle Jacht in meinen Händen, das genügte mir.

Es waren vier Matrosen, ein Steuermann, ein Koch und zwei Stewards, welche ich nach einigen ermahnenden und beruhigenden Worten in die Segelkammer einsperren ließ.

Dann übernahmen einige meiner Jungen die Bedienung der Jacht, welche keine Maschine besaß: ich wollte sie, wenn sie nicht allein segeln konnte, ins Schlepptau nehmen.

Hierauf begab ich mich selbst ins Boot, es ging meinem Schiffe zu, fünf Minuten später befanden wir uns in der Kajüte desselben.

»Darf ich zunächst um eine nähere Vorstellung bitten?«

Meinem Wunsche wurde gewillfahrt. Die beiden Präsidenten kannte ich nun schon. Der von Uruguay hieß also Borgia, der von Argentinien Andrada, was an den Vokalen leicht zu merken ist. Die drei anderen Herren waren ein argentinischer Admiral und zwei uruguayische Offiziere. Doch brauchen wir nur den Namen des einen zu wissen, die der anderen habe ich selbst nicht in meiner Erinnerung behalten.

Don Cesar Uglio, trotz seiner 24 Jahre schon Oberst in der uruguayischen Armee, war der Fant, der auf mich den Revolver angeschlagen hatte, wofür er jetzt einen verrenkten Arm bejammern mußte. Die Hauptsache aber war, daß er mir gleich als der Verlobte der Tochter des argentinischen Präsidenten vorgestellt wurde, welche auf den lieblichen Namen Angelina hörte und auch wirklich ein recht nettes Mädel war, wenn auch wohl nicht gerade, wie ihr Name bedeutete, ein sanfter Engel.

Das galt noch weniger von der anderen weiblichen Hauptperson, von der mit der vielen Schminke, Donna Borgia, welche ganz unverkennbar die große Generalstabshose mit der roten Bise anhatte.

Die beiden anderen Damen waren Freundinnen dieser beiden und kommen nicht weiter in Betracht, wenn sie auch als Frauen oder Töchter angesehener Männer für mich als Sicherheitsgeiseln wertvoll genug waren.

Diese Vorstellung hatte viel weniger Zeit in Anspruch genommen, als ich hier zur schriftlichen Wiedergabe brauche.

Dann renkte ich zunächst dem Don Cesar den ausgekugelten Arm wieder ein. Er hatte schon immer viel mehr gejammert, als sich für einen uruguayischen Obersten geziemt, und ich merkte gleich, daß die Donna Angelina für ihren Bräutigam äußerst wenig Mitgefühl hatte, er schien ihr recht schnuppe zu sein, und das galt auch dann noch, als es einen Knacks gegeben hatte, worauf Don Cesar leichenblaß und bewußtlos auf dem Sofa lag.

Ich hatte ihm vorher die Jacke ausgezogen, legte den weißen Mädchenarm des Mannes in eine Schlinge.

»Es hat nichts weiter zu bedeuten, in drei Tagen kann er den Arm wieder gebrauchen,« beruhigte ich die Umstehenden.

»Ach ja, warum denn nicht?« meinte die liebevolle Braut – weiter nichts.

So niedergeschlagen die vier anderen Herren waren, so lebhaft die vier Damen, die sich mit größtem Interesse unter Zuhilfenahme der Lorgnetten in meiner Kajüte umsahen und mich schon mit Fragen zu bestürmen begannen, alle gleichzeitig. Der einen sollte ich Ausführliches über Lady Leytenstone erzählen, die zweite fragte mich, ob ich in Portland auch Sträflingskleider getragen habe, die dritte wollte wissen, ob diese Klingel wirklich elektrisch sei, und die vierte bat mich um meine Meinung, ob ihr zerbrochener Fächer noch reparierfähig sei.

Dann aber kam doch die Hauptsache zum Durchbruch: weshalb ich eigentlich die Herrschaften gefangengenommen hätte.

Als sie ruhig dasaßen, konnte ich endlich erzählen – von Fregattenkapitän Donato, von seinem Silber, das sich in Eisenfeilspäne und Nägel verwandelt hatte, und was ich sonst noch alles erlebt hatte.

»Unerhört, unerhört!!« erklang es fortwährend, und mit tausend Worten versicherten sie alle, daß sie vor Schreck und Stauen sprachlos wären.

Darüber, daß dieser famose Fregattenkapitän das Silber habe verschwinden lassen, mich als Sündenbock vorgeschoben habe, waren sie sich ebenso alle sofort einig. Aber einen besonderen Eindruck auf den argentinischen Präsidenten machte die Mitteilung, daß Uruguay bei Brasilien einen Pump angeschlagen hatte, durchaus nicht, das mußte er vielmehr schon gewußt haben.

Aber ob er auch schon wußte, daß Uruguay dieses Geld dazu benutzen wollte, um Söldlinge zum Kampfe gegen Argentinien anzuwerben?

Möglich, oder nicht. Ich selbst hatte nichts von dem verlauten lassen, was mir Donato darüber offenbart, und im übrigen war mir dies alles höchst gleichgültig, ich hatte nur die Sicherheit meines Schiffes im Auge.

Was für Fragen nun alles auf mich einstürmten, kann ich ja gar nicht schildern.

»Wie sind Sie denn aus dem Fort entkommen?«

Ich erzählte von meinem Todessprung, und da wollten die Damen wissen, was ich unterwegs gedacht hätte, als ich so kopfüber in die Tiefe hinabgesaust war.

»Kein Zweifel,« sagte dann, als wieder etwas die Ruhe hergestellt war, Borgia, »Kapitän Donato hat das Silber beiseite gebracht, und zwar in einer Weise, daß er noch Zeit genug hat, um sich selbst gemächlich in Sicherheit bringen zu können. Und gerade Sie mußten das Opfer seiner intriganten Pläne werden.«

»Ich bin aber nicht gewillt,« entgegnete ich, »sein Opfer zu bleiben. Ich sollte für die Ueberbringung des Silbers 10 000 Milreis erhalten.«

»Von wem?«

»Von der uruguayischen Staatskasse.«

»Wer hat das gesagt?«

»Kapitän Donato. 1000 Milreis zahlte er mir bar aus, auf die anderen 9000 stellte er mir eine Anweisung auf die uruguayische Staatsbank aus.«

»Kein Gedanke . . . «

»Senor! Es ist so, wie ich sagte!«

»Aber wie kann Ihnen dieser Kapitän denn solch eine Anweisung ausstellen?«

»Das Wie weiß ich nicht – ich weiß nur, daß er es tat.«

»So müssen Sie sich an die Regierung von Brasilien halten.«

»Mitnichten! Sondern an Sie und an Ihre Begleiter werde ich mich halten! Und nun hören Sie meine Bedingungen: Ich verlange von Ihnen meine 9000 Milreis, die ich mir ehrlich verdient habe; zweitens meine Jacke, die mir abgerissen wurde, mit allem, was sich darin befand, unter anderem auch ein silberner Zahnstocher und eine kostbare Schlipsnadel; drittens vollkommene Amnestie, daß ich mit meinem Schiffe unbehelligt wieder aufs offene Meer hinauskomme und mir auch sonst hier nichts nachgetragen wird, und viertens wird der Finanzminister Don Felipe Aquada mich öffentlich um Entschuldigung bitten, daß er mich damals so behandelt hat. Verstanden?«

Es hatte nicht etwa humoristisch geklungen, was ich da gesagt, die Leutchen mochten bemerken, wie mir dabei die Adern auf der Stirn geschwollen waren, sie wurden plötzlich ganz kleinlaut.

»Und wenn nun auf diese Bedingungen nicht eingegangen wird?« wagte der argentinische Präsident noch einzuschalten.

»Ehe ich mich vor aller Welt blamiere, daß ich mich von solch einem uruguayischen Kreolen so übers Ohr habe hauen lassen –

sprengte ich lieber mein ganzes Schiff in die Luft – und Sie natürlich mit!«

Jetzt wurden Schreckensrufe laut.

»Das werden Sie nicht tun!«

»Ich werde es tun, verlassen Sie sich darauf! Sorgen Sie dafür, daß es nicht nötig wird!«

»Was kann denn ich dafür?« sagte der argentinische Präsident.

»Auch die Kriegsschiffe des Landes, an dessen Spitze Sie stehen, sind hinter mir her. Gerade Sie sind es, der mir Amnestie gewähren muß. Und mir ist überhaupt alles egal, ich bin zum Desperado gemacht worden, und ich halte mich ohne Ansehen der Person an den, den ich gerade in meine Hände bekommen habe. Basta!«

Ratlos blickten sich die Anwesenden an.

»Wir liefern Ihnen als Sicherheit unsere Jacht aus,« sagte die Donna Borgia. »Sie ist wertvoll genug um die neuntausend Milreis ...«

»Diese Ihre Jacht ist jetzt sowieso in meinen Händen,« fiel ich ihr ins Wort. »Aber ich will die Jacht nicht verkaufen, um in Besitz der mir versprochenen neuntausend Milreis zu kommen, sondern ich verlange dieses Geld ordnungsgemäß ausgezahlt, wie die mir abgenommenen, sagen wir gleich geraubten Sachen zurück, sowie Abbitte des Finanzministers. Nun überlegen Sie sich, wie Sie das machen wollen.«

Nach diesen Worten verließ ich die Kajüte, denn ich merkte, daß an Deck etwas Besonderes vorging.

Die Jacht war unterdessen am Heck der ›Sturmbräut‹ angehaut worden, und Mahlsdorf hatte mich eben rufen lassen wollen, um mich auf eine Kahnreihe aufmerksam zu machen, welche stromabwärts kam, aber trotzdem von einem kleinen Dampfer geschleppt.

»Die sind mit Kohlen befrachtet, die wir sehr gut gebrauchen könnten,« meinte Mahlsdorf.

Ja, da hatte er nach beiden Hinsichten recht. Die Flottille war noch weit voraus, aber durch das Fernrohr ließ sich schon erkennen, daß die ersten beiden ungedeckten Kähne Kohlen geladen hatten, jedenfalls in Rosario eingenommen, eben aus jenem argentinischen Bergwerke stammend.

Die drei anderen Stromkähne waren verdeckt, und auf dem Dampfer sahen wir ziemlich viele Soldaten stehen.

Wieder war es Goliath, der uns gleich eine Erklärung für diese argentinischen Soldaten abgeben konnte, und zwar eine ganz überraschende.

»Dann ist dies auch der Dampfer, welcher alljährlich das in Cordova gewonnene Gold nach Buenos Aires bringt.«

»Kapitän, wenn wir uns dessen bemächtigen!« fuhr Mahlsdorf gleich auf.

Er war meinem Entschlusse, der sofort gefaßt gewesen, nicht zuvorgekommen. Aber ich bin nicht so einer, der die Originalität seiner eigenen Ideen immer verteidigen muß. Ich hatte mir ja schon überlegt gehabt, ob ich mich nicht der Maisschiffe bemächtigen sollte. Gold war natürlich weit besser, und hoffentlich war dort auch genügend vorhanden.

Also ich ließ sofort die beiden Admiralsflaggen herüberbringen und sie am Topmast der ›Sturmbraut‹ hissen, dazu auch gleich die argentinische Kriegsflagge.

Drüben auf den Booten war allgemeine Aufregung. Die Soldaten brachten eiligst ihre Uniformen in Ordnung, was sie auch sehr nötig hatten, da sich die meisten noch in mehr als nur in Hemdärmeln befanden.

Dann suchte ich mir wieder zwölf meiner intelligentesten und entschlossensten Jungen aus, gab ihnen eine kurze Instruktion, und während schon dem Schleppdampfer ein befehlerisches »Stopp!« zusignalisiert und unser größter Kutter ausgesetzt wurde, begab ich mich mit einigen anderen noch einmal in die Kajüte.

Die Bootsflottille hätte wohl schon von den Bollaugen auf Backbordseite aus gesehen werden können, aber ich bemerkte gleich, daß dies eben noch nicht geschehen war, man hätte auch ganz von der Seite auslugen müssen, und das nächste war, daß meine Matrosen diese Bollaugen mit den eisernen Deckeln verschlossen, die immer vorhanden sein müssen, falls bei schwerem Seegang einmal die starke Glasscheibe bricht und nicht gleich wieder ausgewechselt werden kann. Auf der anderen Seite konnten sie ruhig offen bleiben.

So, es war geschehen. Verständnislos hatten meine unfreiwilligen Passagiere den Matrosen zugeschaut.

»Sie wollen wohl diese Kajüte auch noch in ein finsternes Gefängnis umwandeln?« fragte mich der eine Präsident.

»Nein, nur auf der einen Seite möchte ich Ihnen die Aussicht versperren. Es kommen uns Kohlenkähne entgegen, geschleppt von einem Dampfer, an dessen Bord sich argentinische Soldaten befinden, woraus wir schließen, daß dieser Dampfer auch das in Cordova gewonnene Gold nach Buenos Aires bringt . . . «

Ich kam nicht weiter. Besonders meine männlichen Gefangenen fuhren gleich durcheinander.

»Sie wollen sich doch nicht etwa dieses Goldes bemächtigen?!«

»Das beabsichtige ich allerdings.«

»Das ist offenbarer Seeraub!«

»Ich bin nur auf meine Sicherheit bedacht und werde das Gold wieder ausliefern, sobald ich meine neuntausend Milreis und meine anderen Sachen zurückerhalte.«

»Dieses in Cordova gewonnene Gold gehört nicht der argentinischen Republik, sondern einem Privatmann in Uruguay, dem Senor Sylvestre.«

»Ah, was Sie mir nicht mitteilen können!« rief ich erfreut. »Also Uruguay hätte den Schaden davon? Das ist ja vortrefflich! Eben Uruguay ist es, an das ich mich zu halten habe.«

Die Herren ließen die Köpfe hängen. Wie ich später erfuhr, hatte aber die argentinische Regierung die Sicherung dieses Goldtransportes bis in die uruguayischen Gewässer übernommen, daher auch die argentinischen Soldaten, was mir ja aber nur alles doppelt zustatten kam.

»Herr Kapitän!« rief das argentinische Staatsoberhaupt dann. »Bedenken Sie, was Sie tun – Sie machen sich durch solch eine Handlung zum vogelfreien Strompiraten!!«

»Ich kann nicht noch vogelfreier werden, als man mich schon unschuldig gemacht hat, und ich werde es tun. Ich werde diesen Dampfer durch Ihre eigene Flagge anhalten und das Gold anneklieren.«

»Bravo, das ist noch männlich gehandelt!« rief da plötzlich die Donna Borgia ganz enthusiastisch, und die anderen Damen stimmten ihr bei, am meisten die argentinische Präsidententochter, die sich beeilte, die andere noch an schmeichelhaften Ausdrücken zu übertreffen.

Ja, ich glaube, wenn einmal die Frauen ganz gleichberechtigt mit den Männern werden, auch an das Ruder der Regierung gelangen können, dann wird für alle edlen Räuberhelden eine goldene Zeit anbrechen.

Doch ich machte mir nicht viel aus so etwas, ich verwarnte die Herren, an Deck zu kommen, zur Vorsicht würde ich sie lieber einmal einschließen, begab mich wieder hinauf und ins Boot.

Der Flaggenbefehl, daß der Dampfer halten sollte, war unterdessen schon gegeben worden. Man hatte gehorcht. In drei Minuten war ich drüben, wo mich acht Soldaten unter einem Leutnant in mehr krummer als strammer Haltung empfangen, das Gewehr bei Fuß, fertig zum Präsentieren.

Niemand von den armen Kerlen wußte ja, was das eigentlich alles bedeuten sollte. Ich hatte ebenfalls Goldstrippen an den Jackenärmeln, aber eine argentinische Kriegsuniform war das nicht.

Doch was sollten sie tun? Auf dem großen Schiffe wehte die argentinische Kriegsflagge, sogar die der beiden Präsidenten, und dann mochten sie auch schon diese Jacht kennen.

Es mit Strompiraten zu tun zu haben, die sich ganz neu etabliert hatten, auf diese Idee konnte jedenfalls niemand kommen. Auf diesem unteren Stromlaufe des Parana hat auch schon früher die Piraterie niemals floriert. Es fehlt hier an Nebenflüssen und an allen anderen Verstecken, welcher Piraten unumgänglich zu ihrer Existenz bedürfen.

Ich stand vor ihnen, hinter mir acht meiner Jungen, diesmal nicht mit Entersäbeln bewaffnet, nicht einmal den Revolver offen tragend.

»Wer führt das Kommando?«

Der junge Offizier, fast ein Knabe noch, präsentierte den Säbel.

»Ihr Name?«

»Leutnant Raphaelo.«

»Im Namen der Regierung der argentinischen Republik: Sie sind verhaftet! Geben Sie mir Ihren Degen.«

Der uniformierte Jüngling erblaßte bis in die Lippen. Der arme Kerl tat mir wirklich leid. Eigentlich wäre mir fast lieber gewesen, wenn er mit dem Säbel schnell einen Stoß nach mir geführt hätte, und ich war schon auf so etwas vorbereitet, mein Stiefel stand schon in Positur.

Aber es war nicht nötig, er gehorchte, hatte mit einem eleganten Schwung den Degen unten an der Klinge gefaßt und überreichte mir den Griff.

»Weswegen . . . ?« brachte er nur mühsam dabei heraus.

»Danach haben Sie gar nicht zu fragen, das werden Sie schon erfahren!« mußte ich den armen Jüngling noch anschnauzen, während ich den Degen nahm und ihn hinter mir weitergab.

»Setzt die Gewehre zusammen!!« war mein nächstes Kommando.

Es war auf spanisch falsch gegeben worden, aber die Hauptsache war, daß die gänzlich düpierten Soldaten gehorchten, und es hätte ihnen auch gar nichts genützt, meine Jungen nahmen ihnen die Schießprügel noch aus den Händen weg.

»Sie führen einen Goldtransport?« fragte ich den Leutnant weiter.

»Ja, Senor ... Senor ...«

Er wollte gern meinen Namen und Rang wissen, aber ich ließ mich nicht auf solche Kleinigkeiten ein.

»Wieviel?«

»Zweiunddreißig Säcke.«

»Wieviel wiegt ein Sack?«

»Immer einen Zentner.«

»Reines Gold?«

»Reiner Goldstaub.«

Zweiunddreißig Zentner – das entspricht einem Werte von drei Millionen zweimalhunderttausend Mark – na, das ließ sich hören, da lohnte sich der Fang. Für ein Goldbergwerk, in dem ein ganzes Jahr lang gepaddelt und gewaschen wird, hat das freilich nicht viel zu sagen. Und wie ich dann hörte, hatte Senor Sylvestre nach Abzug aller Unkosten auch kaum hunderttausend Mark daran verdient. Bei mir lag die Sache natürlich anders.

»Wo befinden sich diese Goldsäcke?«

»In einer Kabine des Zwischendecks.«

»Führen Sie mich hin!«

»Ich habe nicht den Schlüssel dazu.«

»Wer hat diesen sonst?«

In diesem Augenblick trat mir ein Hindernis entgegen in Gestalt eines besser gekleideten Mannes mit großem Strohhut, einer so blaßgelb wie der andere.

»Herr, mit welchem Rechte fordern Sie dieses Gold, welches einem uruguayischen Privatmanne gehört?«

In diesem Augenblick ward mir auch klar, was jetzt auf dem Spiele stand. Wenn sich dieser Strohhutmann nicht biegen lassen wollte, dann ... mußte er brechen! Denn ich war nicht geneigt, jetzt wieder einen Schritt zurückzutreten oder gar kurz vor dem Ziele umzukehren. Dann würde wahrscheinlich Blut fließen – und ich war entschlossen zu allem.

»Wer sind Sie?« fragte ich zunächst in genügend schroffem Tone.

»Der Bevollmächtigte von Senor Sylvestre, welcher das Bergwerk von ... «

»Blicken Sie gefälligst dorthin.«

Der Strohhut folgte meiner ausgestreckten Hand.

»Was sehen Sie dort?«

»Die argentinische Kriegsflagge und die ... «

»Na also! Sie haben einfach zu gehorchen, die Regierung von Argentinien wird sich schon zu verantworten wissen. Und nun heraus mit dem Schlüssel!«

»Der Präsident von Uruguay ist selbst an Bord dieses ... «

»Heraus mit dem Schlüssel!!« donnerte ich ihn an. »Oder Sie werden gleich erfahren, wen Sie eigentlich vor sich haben!!«

Bei Gott, der Strohhut ließ sich einschüchtern! Und wohl ihm, daß er es tat! Denn wie gesagt, jetzt hätte ich vor dem blutigsten Kampfe mit all diesen braunen Bootsleuten nicht mehr zurückgeschreckt, und da wäre es diesen Kreolen natürlich eklig gegangen.

Aber der Strohhut griff mit der Hand gehorsam in seine hintere Hosentasche, wandte sich gehorsam dem Kajüteneingange zu, ich folgte ihm mit Goliath und zwei anderen Matrosen, und wir standen in einer kleinen Kabine vor den zweiunddreißig Säckchen, die wegen ihres bedeutenden Gewichtes gleichmäßig an den Seiten des Dampfers verteilt waren.

Die Ledersäckchen waren gar nicht so groß, dennoch wog jedes einen Zentner, und obgleich mir schon das eine Garantie bot, daß es nur Gold sein könne, traute ich dem Braten doch nicht,

die Eisenfeilspäne steckten mir noch gar zu sehr in der Nase, und Quecksilber dürfte ungefähr das gleiche Gewicht wie Gold haben, fühlten sich die Säckchen doch auch so weich oder doch nachgiebig an.

Also ich erbrach ohne weiteres die Plomben, ein Ledersack nach dem anderen wurde geöffnet. Auch wieder so ein Pulver, nur ein gelbes.

»He, wenn dat all wedder Messingfeilspeehn sünt,« meinte da der dämliche Fritze, den ich versehentlich mit in diese Kammer genommen hatte, in seinem schönsten ostfriesischen Platt, wofür er gleich eins ›up sien Snut‹ verdient hätte; denn der mußte jetzt doch einen stolzen Spanier vorstellen.

Doch der Strohhut war ob meines resoluten Vorgehens, daß ich so einfach die geheiligten Plomben aufriß, dermaßen konsterniert, daß er gar nicht darauf achtete; er hatte dieses feine Deutsch ja auch gar nicht verstanden, und außerdem sprach ja ich selbst nur ein mangelhaftes Spanisch, mindestens mit ganz fremdem Akzent.

Die Lederbeutel wurden wieder zugeschnürt, in fünf Minuten waren sie drüben an Bord meines Schiffes.

Dann forderte ich Kohlen, fragte nach dem Preise – die Tonne vierzehn Schilling – und die Uebernahme mittelst Winden erfolgte, was besonders deshalb sehr schnell vonstatten ging, weil sich die Steinkohlen schon in Doppelzentnern in Bastsäcken befanden, die nur eingehakt zu werden brauchten.

Als die fünfzigste Tonne übernommen war, mußte ich Halt gebieten. In der Ferne tauchten wieder die Mastspitzen und Rauchwolken der mir folgenden Kriegsschiffe auf.

Der Kapitän des Schlepddampfers war höchlichst erstaunt, als ich ihm diese fünfzig Tonnen Kohlen mit gutem brasilianischen Gelde bezahlte. Eigentlich hatte er ja gar keinen Grund zum

Staunen. Ich war für ihn doch kein Seeräuber, wurde noch immer als irgendein Vertreter der argentinischen Regierung mit unumschränkter Vollmacht betrachtet. Aber diese Kreolen schienen schon an solche Furagierungen von Regierungsbeamten gewöhnt zu sein.

Und dann ging es wieder stromabwärts, keck den Kriegsschiffen entgegen. Denn mein Entschluß war gefaßt, jetzt mußte der Komödie ein Ende gemacht werden.

Den Schluß derselben, wenn er sich auch mehrere Tage hinausschob, fasse ich, da sich dabei keine bemerkenswerten Szenen ereigneten, kurz zusammen.

Die Sonne näherte sich dem Horizonte, als ich mich mitten zwischen der Kriegsflotte befand, jetzt bestehend aus vier Argentinern und zwei Uruguayern.

Was für eine Aufregung auf diesen Schiffen herrschte, als sie die verfolgte ›Sturmbräut‹ erblickten, stolz mit der argentinischen Kriegsflagge und den Flaggen der beiden Präsidenten, kann ich gar nicht beschreiben.

Außerdem hatte ich mich nun auch mit meinen unfreiwilligen Gastfreunden viel gemüthlicher auseinandergesetzt, hatte die fünf Herren und vier Damen, nachdem ich sie reichlich gefüttert, gebeten, an Deck zu kommen, und wir waren den Kriegsschiffen so nahe, daß jede Person mit bloßen Augen deutlich zu erkennen war, jeder Gesichtszug.

Ja, was sollten die Kriegsschiffe denn machen? Sie konnten doch nicht auf das Schiff schießen, auf dem sich ihre Landesoberhäupter mit Frauen und Kindern befanden?

Ich ließ mich auf eine Flaggenunterhaltung ein, meine Präsidenten selbst befahlen ihren gepanzerten Untertanen, mich ruhig durchzulassen, und der uruguayische Admiral war sogar behilflich, die bunten Lappen anzuknüpfen.

Dann hatten wir die Kriegsschiffe schon wieder weit hinter uns, mit Anbruch der Nacht war auch kein Licht mehr von ihnen zu sehen.

Die Nacht war hell genug, wenigstens für Goliaths Augen, um das Fahrwasser zu erkennen, am frühen Morgen steuerte ich in den Laplata ein, und am Nachmittage desselben Tages lag ich, ohne von einem Kriegsschiff behindert worden zu sein, auf der Reede von Montevideo, also noch außerhalb der Bucht, welche den Hafen bildet, und zwar hatte ich mir eine Stelle ausgemacht, wo die Anker noch Grund fanden, wo es aber gleich daneben grundlos tief hinabging.

Was man auf dem Fort und in ganz Montevideo dachte, als man die durchgebrannte ›Sturmbraut‹ wiedersah, stolz mit der Kriegsflagge und den Flaggen der Präsidenten der beiden Nachbarstaaten, hätte ich auch wissen mögen. Durch das Fernrohr ließ sich nur beobachten, daß es in der Stadt wie in einem Ameisenhaufen zuing.

Es sollte sofort ein Abgesandter abgehen; als solcher bot sich der junge Oberst an. Präsident Borgia setzte ein langes Schreiben auf, in dem er die ganze Affäre schilderte, den Finanzminister der größten Dummheit bezichtigte, mich für einen tadellosen Ehrenmann erklärte, usw.

Dieses Schreiben wurde von allen anderen Herren und Damen unterschrieben, desgleichen von einigen der Matrosen, die ich auf der Jacht, welche ich natürlich noch immer im Schlepptau führte, interniert hatte.

Dann folgten meine eigenen Bedingungen, unter welchen ich meine Gefangenen und die erbeuteten zweiunddreißig Zentner Gold wieder herausgeben wolle.

Als erstes Auszahlung der 9000 Milreis in barem Gelde (ob ich diese von Brasilien oder von sonstwem zu fordern hätte, sei mir ganz gleichgültig, ich hielt mich jetzt an die Regierung von Uruguay). Zweitens Wiederherausgabe meiner Jacke mit allem, was

darin gewesen, hauptsächlich dem silbernen Zahnstocher und der Brillantnadel. Auf eine Abbitte des Finanzministers wolle ich verzichten, an der sei mir gar nichts gelegen, desgleichen verlange ich keinen Schadenersatz für die bisher verwendete Zeit, dagegen fordere ich für jede Stunde, die ich hier nach Absendung dieser Bedingungen noch untätig liegen müsse, zwanzig Milreis. Also beeilen!! Und viertens seitens der Regierung von Uruguay sowohl wie von Argentinien eine Erteilung der vollkommenen Amnestie für mich und meine ganze Mannschaft, das heißt, eine schriftliche, unanfechtbare Erklärung der beiden Regierungen, daß wir nicht jetzt noch jemals für diese unsere Handlungen bestraft oder irgendwie zur Rechenschaft gezogen werden können.

Drei Tage wollte ich hier auf die Entscheidung warten. Nach Ablauf dieser Frist würde ich die Anker lichten und ins offene Meer segeln, mit Gefangenen und Goldschatz. Ich ließe es auf jeden Kampf ankommen. Aber ehe ich mich und mein Schiff auslieferte, würde ich es in die Luft sprengen, samt allen darauf Befindlichen, und natürlich würde ich dafür sorgen, daß dies an einer Stelle geschehe, wo dem mitgesunkenen Golde nicht mehr beizukommen wäre. Ebenso würde ich schon jetzt über jedes Fahrzeug schießen, welches sich mit mehr als vier Mann Besatzung meinem Schiffe über hundert Meter zu nähern versuche. Also Vorsicht!!

»Man hat mich, der ich ganz unschuldig bin, durch Unvernunft zum Desperado gemacht, und so bin ich auch gewillt, wenn es sein muß, als solcher zugrunde zu gehen. Alles Blut komme über die, welche dies verschuldet haben. Richard Jansen, Kapitän und Eigentümer der ›Sturmbräut‹.«

Der Oberst, der seinen Arm schon wieder gebrauchen konnte, ging mit den beiden Schreiben ab. Um nicht erst meine Jungen in Gefahr zu bringen, daß jene etwa Gegengeiseln bekamen, hatte ich ein Fischerboot herbeigerufen.

So, nun mußten wir erst einmal auf die Antwort warten. Und wenn diese nun nicht in Gestalt eines Schreibens, sondern in einer Granate kam, dort oben vom Fort oder von einem Kriegsschiffe?

Mir war das eigentlich höchst gleichgültig, ebenso dachten meine Leute – das war ein lustiger, frischer, fröhlicher Krieg, nichts weiter – und von meinen Gefangenen nahmen die Damen die Sache viel leichter als die Herren.

»Sie müssen, sie müssen darauf eingehen!!« konnten diese letzteren zum Selbsttrost nicht oft genug wiederholen. »Das Lösegeld wird einfach aus meiner Privatschatulle bezahlt, das ist doch eine Kleinigkeit!«

Ja, so dachte auch ich. Diese südamerikanischen Republiken sind wohl alle arm wie die Kirchenmäuse, das heißt, es sind keine Staatsgelder vorhanden, desto mehr Staatsschulden; aber schwerreiche Leute gibt es dort unten massenhaft, auch direkte Bürger dieser armen Republiken. So ist bekannt, daß in Mexiko ein Minenbesitzer lebt, der, wenn er seine ausgeliehenen Hypothekengelder kündigt, den ganzen Staat Mexiko pleite macht, und solche Krösusse gibt es dort unten noch in Menge. Wer dort Präsident werden will, muß überhaupt schweres Geld haben.

Wenn ich noch nicht an dieser Jacht erkannt hatte, was für ein reicher Knopp der Präsident von Uruguay war, so hörte ich es jetzt; der konnte ein paar Millionen mit der linken Hand zahlen, und dasselbe galt für das argentinische Landesoberhaupt.

Also das mit den 9000 Milreis war eine lächerliche Kleinigkeit. Ungewisser schon stand es mit meiner Schlipsnadel und mit meinem Zahnstocher, die konnten vielleicht schon einen Liebhaber gefunden haben, abhanden gekommen sein.

Aber wie es mit der Amnestieerteilung wurde, das wußte ich selbst nicht recht. Das war doch eigentlich für die beiden Republiken, deren Bürger lauter Nachkommen von edlen Hídalgos waren, eine fürchterliche Blamage! Kommt da so ein Seezigeuner hergelaufen, nimmt zwei Landesoberhäupter gefangen, raubt das

in einem ganzen Jahre mühsam gewonnene Gold, und dann soll man ihn auch noch um Entschuldigung bitten!

Nun, es würde sich ja zeigen, wie es kam. Ich war jedenfalls auf alles gefaßt.

Wie gesagt, die vier Damen zweifelten viel weniger, sie hielten es eben gar nicht für möglich, daß man sie so schmäählich in Stich lassen, sie etwa gar dem Tode überliefern könnte, und deshalb waren sie auch immer ganz fideler Laune. Das war einmal ein Abenteuerchen nach ihrem Geschmack.

Sie klapperten mit den Fächern und klapperten mit den Augen und stellten bei jeder Gelegenheit tausend Fragen an mich über Lady Leytenstone und anderes; ich hätte Tag und Nacht erzählen können.

Was sie sonst mit mir vorhatten, das war ja klar genug. Na, ich will nur sagen, daß ich mich während dieser Tage ganz gut amüsiert habe. Nur daß die Donna Borgia, was die Gattin von dem uruguayischen Präsidenten war, schon etwas reichlich Jahre auf dem Buckel hatte. Aber es ging noch gerade so, und wenn sie sich angepinselt und angeschmiert hatte – die Damen hatten an Bord der Jacht reichlich Toilette mitgenommen, ich selbst schmauste mit von dem delikatsten Proviant, soweit er konserviert war – dann sah sie auch noch ganz gut aus.

Und was die Tochter des argentinischen Präsidenten anbetrifft, die Donna Angelina Andrada, so scherte die sich den Teufel um ihren Bräutigam, und der hatte es ja auch eilig genug gehabt, als Vermittler von meinem Schiffe herunterzukommen, sollte auch gar nicht wieder erscheinen.

Dabei war hier von einer Verletzung der heiligen Gastfreundschaft gar keine Rede; ich mißbrauchte meine Macht durchaus nicht, war in diesem Falle kein Räuber; denn was einem freiwillig angeboten und geschenkt wird, kann man doch nicht rauben. Und daß keine Eifersuchtsszenen stattfanden, dafür wußte ich zu sorgen.

Also der junge Oberst mit dem verrenkten Arm, Angelinas Bräutigam, den sie dann auch später glücklich heiratete, kam nicht wieder. Dafür wurde uns alsbald vom Fort aus zusaligalisiert, wegen der schon anbrechenden Nacht mit farbigen Lichtern, daß bereits ein Boot mit einem Parlamentär unterwegs sei, ob wir ihm und seinen Begleitern Sicherheit gewähren würden.

Na selbstverständlich! Daß die überhaupt nicht nur gleich einen Parlamentär schickten, an mich, den Räuber und Desperado, sondern auch diesen Namen durch die Signalsprache ausdrückten, das freute mich sehr.

Das Boot kam, brachte drei Herren mit. Der eine davon, wohl so ein Regierungssekretär, machte den Sprecher. Die Unterhaltung fand in der Kajüte statt, in Gegenwart meiner Gefangenen.

Ich solle doch um Gottes willen bedenken, was ich da täte.

Ich hätte schon alles reichlich erwogen, lautete meine Entgegnung.

Gut, die neuntausend Milreis solle ich ja sofort erhalten, Zahnstocher, Schlipfnadel und Jacke zurück, natürlich müsse ich auch das Gold wieder abliefern, dann solle mich der Finanzminister auch kniefällig um Verzeihung bitten, ich solle auch vollkommene Amnestie erhalten, aber ... aber ...

Der Sekretär fing an zu stocken.

»Was aber?«

»Aber von der Republik Argentinien können Sie solch eine Amnestie nicht verlangen.«

»Und darauf bestehe ich gerade.«

»Argentinien wird sich nicht darauf einlassen.«

»Dann bekommt es seinen Landesvater nicht wieder.«

»Das ist ein Präsident, und bedenken Sie, daß dessen Präsidentschaft noch dieses Jahr abläuft.«

»Aber nicht die Anwartschaft auf sein Vermögen. In dieser Beziehung wird er mir als Geisel dienen.«

»Nun gut,« lenkte der Sekretär abermals ein, und ich merkte schon, daß er noch etwas ganz Besonderes auf dem Rohre hatte. »Aber dann müssen Sie uns wenigstens die Garantie geben, daß die Vereinigten Staaten sich nicht wieder mit diesem unangenehmen Falle beschäftigen werden.«

Aha, jetzt kam es! Ich hatte schon immer daran gedacht.

Ich selbst war ja allerdings auch mit der schuldige Teil, ich hatte weit über meine Kapitänsvollmacht zur Selbsthilfe gegriffen, das internationale Seegericht würde auch mich verurteilen – das Kapitänspatent konnte man mir deswegen freilich noch lange nicht nehmen – aber die Hauptschuld würde doch der verantwortlichen Regierung von Uruguay zugemessen werden, und solch eine Verletzung des Sternenbanners ließ sich die nordamerikanische Union nicht gefallen, am allerwenigsten damals, als die Union gerade mit der sogenannten Monroedoktrin anfang, Amerika den Amerikanern, d. h., ganz Amerika den Nordamerikanern, den Yankees, das Sternenbanner müsse auf der westlichen Hälfte der Erdkugel vom Nord- bis zum Südkap wehen.

Ferner waren es auch argentinische Kriegsschiffe gewesen, die mich verfolgt, mich zum Strompiraten gemacht hatten.

»Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß ich nicht klagbar werden will – weiter nichts.«

»Nun gut,« druckste der Sprecher wieder. »Aber da müssen wir erst mit Argentinien unterhandeln, und darüber vergehen noch einige Tage.«

»Ich will ja noch drei Tage hier liegen bleiben.«

»Und wenn bis dahin die Sache nicht erledigt sein kann?«

»Dann werden wir uns schon weiter einigen. Nur daß jede Stunde zwanzig Milreis Wartegeld kostet.«

Die Parlamentäre rückten wieder ab; ich durfte mich schon als Sieger fühlen.

Solche Parlamentäre kamen täglich, aber es war nichts weiter, als daß sie immer noch um etwas Aufschub baten. Am fünften

Tage erhielt ich richtig meine neuntausend Milreis, meinen silbernen Zahnstocher, die Schlipsnadel und zwei prachtvoll ausgestattete Urkunden, in denen mich sowohl die Regierung von Uruguay wie die von Argentinien in aller Förmlichkeit um Entschuldigung baten, hiermit sei alles vergeben und vergessen, und außerdem erhielt ich rund 2400 Milreis Wartegeld.

Kann der Mensch mehr verlangen? Ich konnte sogar triumphieren.

Natürlich lieferte ich sofort die zweiunddreißig Goldsäcke aus, und nachdem ich von meinen unfreiwilligen Gästen den herzlichsten Abschied genommen, lichtete ich die Anker und erreichte unbehelligt das offene Meer.

Ich ging nicht so bald wieder an Land, bekam keine Zeitung zu sehen, und so erfuhr ich auch erst weit später, was für einen allgemeinen Eindruck dieses mein Abenteuer in Montevideo und auf dem Laplata in der Welt erzeugt hat.

Nun, die ganze Welt hat über diesen Putsch eines deutschen Handelskapitäns gelacht, und am meisten tat man es in Nordamerika. Uruguay und Argentinien waren für lange Zeit die Blamierten, die für den Spott nicht zu sorgen brauchten, und ich selbst war der Held des Tages.

Schon vierzehn Tage später wurde diese ganze Geschichte auf einer New-Yorker Theaterbühne dem Publikum anschaulich vorgeführt, mit Schiffen und allem, was dazu gehörte, wie ich die beiden Präsidenten gefangen nahm, wie ich dann die Goldsäcke annektierte und so weiter, und natürlich nicht zu vergessen die Kampfszene im Kellergewölbe des Finanzministers, und dann hauptsächlich mein Todessprung von dem hohen Felsen ins Meer hinab, der große Clou in diesem Theaterstück.

Ja, der Direktor dieses großen Theaters hatte sogar emsiglich nach mir geforscht, um mich für dieses Stück zu engagieren, ich

sollte in höchsteigener Person mitwirken, natürlich die Hauptrolle spielen, gegen ein ganz erkleckliches Honorar. Schon allein für den Jump, den ich von einem hölzernen Felsen in einen Wasserbottich machte, sollte ich pro Abend hundert Dollar bekommen, und für den Fall, daß ich mir in dem Bottich, welcher das Wasser repräsentierte, eine Rippe oder sonst etwas brach, hätte ich zehntausend Dollar erhalten, und mein zerschmetterter Kopf war das dreifache wert.

Doch, wie gesagt, dies alles erfuhr ich erst ein halbes Jahr später, als es schon nichts Neues mehr war. So hörte ich auch erst später, daß man zuerst den jungen Leutnant und seine Soldaten, wie auch den Schlepperkapitän und noch andere, wie natürlich auch den Finanzminister, für den Schaden oder vielmehr für die Blamage verantwortlich machen wollte, doch man war klug genug, es lieber nicht zu tun, sondern die Sache möglichst schnell für alle Ewigkeit zu begraben.

Was nun der Austausch des Silbers mit Eisenfeilspänen betrifft, so war tatsächlich Fregattenkapitän Donato der alleinige Sünder. Er wurde dafür von Brasilien aus verfolgt; man erwischte ihn, als er sich von einem nordamerikanischen Hafen nach Frankreich einschiffen wollte, sämtliches Silber wurde ihm wieder abgenommen.

Alle übrigen Einzelheiten, auch wie sich dann noch Brasilien mit Uruguay geeinigt hat, erfuhr ich nicht, habe mich niemals wieder darum gekümmert, ich hatte ganz anderes im Kopfe.

DINGE, DIE ICH NICHT BEGREIFE.

Ich blickte im Morgensonnenscheine zurück, sah die Küste des südamerikanischen Festlandes verschwinden, und ich fühlte mich ebenso stolz wie behaglich – stolz, weil diesmal ich es gewesen war, der sogar gleich zwei anerkannte Republiken übers Ohr gehauen hatte, und behaglich, weil ich in meinem Panzerschranke etwa 23 000 Taler liegen hatte, ehrlich verdient, und das ist

ein Kapital, mit dem ein selbständiger Kapitän schon etwas ganz Tüchtiges anfangen kann.

Was für eine Ladung sollte ich nun ...

Ja, war mir nicht gesagt worden, ich sollte mich nicht mehr mit Baumwolle und Kohle ...

»Herr Kapitän!«

Ich blickte den vor mir Stehenden zuerst ganz fassungslos an.

Es war Mr. Tischkoff – ich hatte in den acht Tagen, solange die ganze Geschichte gewährt hatte, von dem Augenblicke an, da er mir gesagt, nun solle ich mich allein herausfitzen – wo er plötzlich wieder so blaß und starr geworden und von nur gegangen war – in diesen acht Tagen hatte ich meinen Passagier, oder vielmehr meinen Kommodore, rein vergessen gehabt!

Er war niemals zum Vorschein gekommen, ich war ihm sonst nie begegnet, ich hatte den Steward nicht mit dem Präsentierbrett gehen sehen, und dann war in diesen Tagen so vieles auf mich eingestürzt, endlich die fortwährende Bändelei mit den vier Frauenzimmern ... kurz und gut, mein Kommodore war mir ganz aus dem Gedächtnis verschwunden gewesen.

Lange dauerte meine Bestürzung natürlich nicht. Gerade dieses Verhältnis wünschte er ja auch – einer für den anderen Luft – bis einmal eine Gelegenheit kam, aus der Versenkung aufzutauchen.

»Wie geht es Ihnen, Mr. Tischkoff?«

»Wie soll es mir gehen?« lautete die Gegenfrage ganz freundlich. »Mir geht es immer gut, ich werde nie krank.«

Na, dann war es ja gut. Er sah auch trotz seiner tausend Fältchen so frisch wie immer aus – wenn er nicht seinen Anfall bekam.

»Ich hoffe, Mr. Tischkoff, Sie haben sich nicht über eine Nachlässigkeit des Stewards zu betlagen.«

»Ganz im Gegenteil, ich selbst habe als Kapitän an Bord meines Schiffes niemals einen aufmerksameren Steward gehabt. Wohin segeln Sie jetzt?«

Ob der sich denn gar nicht dafür interessierte, wie die Geschichte abgelaufen war? Oder ob er wußte, was unterdessen alles passiert war? Aber von wem? Daß er den Steward gefragt hatte, war ganz ausgeschlossen.

Nevermind – erhaben über alles.

»Wie Sie befehlen.«

Eine kleine Wolke des Unmuts in dem faltigen Gesicht, die aber schnell wieder vorüberging.

»Sie wissen doch, ich habe Ihnen nichts zu befehlen,« erklang es dann ganz freundlich, »Sie sollen selbständig sein, nur zur Hilfe kommen möchte ich Ihnen immer etwas. Sind Sie bisher zufrieden gewesen mit meiner allerdings ganz indirekten Leitung?«

»Und wie!« rief ich begeistert.

»Nun also – haben Sie schon ein neues Ziel im Auge?«

»Nein.«

»Sie wissen noch gar nicht, wohin Sie jetzt segeln wollen?«

»Absolut nicht. Nur erst einmal die Küste Amerikas aus den Augen bekommen. Sonst ist mir der Nordpol ebenso lieb wie der Südpol.«

»Haben Sie inzwischen eine Ladung genommen?«

Er schien faktisch nichts zu wissen.

»Nein.«

»Immer noch Wasserballast?«

»Jawohl.«

»Haben Sie noch Proviant?«

»Proviant für drei Monate, Trinkwasser für einen.«

»Und Kohlen?«

»Noch sechzig Tonnen.«

»Hm,« meinte er nachdenklich, »das würde gerade genügen. Außerdem wird der Nordostwind jetzt sehr lange so stehen bleiben. Würden Sie mir zu Gefallen einmal an der Ostküste Amerikas entlangsegeln?«

»Aber gewiß doch, wie Sie befehlen . . . oder wünschen.«

»Eventuell bis nach Kap Horn?«

»So weit Sie wollen.«

»Bitte!«

Sprach's, wandte sich und verschwand in seiner Kabine.

Ich ließ die Feuer ausgehen, Segel setzen und richtete den Schiffsschnabel nach Süden. Dann hatte ich einige Stunden mit meinen beiden Offizieren über Seekarten zu studieren, um die allgemeinen Wasserverhältnisse längs der Küste kennen zu lernen. Nähere Instruktionen, wohin er wollte, hatte Tischkoff noch zu geben. »An der Ostküste Amerikas entlang nach Süden,« hatte er vorläufig nur gesagt, und das genügte einstweilen.

Da erblickte ich den Steward, der mit dem Präsentierbrett über Deck ging. Er hatte das zweite Frühstück gebracht.

»Was macht eigentlich der Klabautermann?« hielt ich ihn einmal auf.

»Genau noch dasselbe. Er sitzt auf seiner Kleiderkiste und raucht.«

»Beschäftigt sich denn Mister Tischkoff mit ihm?«

»Nun ja, er schneidet ihm das Essen vor, zieht ihn an und aus, wäscht ihn – der alte Holländer ist eben noch immer so ein hilfloses Kind wie . . . «

Dem Steward blieb das Wort im Halse stecken, und ich blickte auch nicht schlecht.

Denn da kam aus dem Kajütengänge Mr. Tischkoff und an seiner Seite schritt . . . kein anderer als unser Klabautermann!

Man mußte so lange schon mit diesem Männchen zusammen gelebt haben, um unser Staunen begreiflich zu finden.

Der alte Holländer war eben immer ein hilfloses, schwachsinniges Kind gewesen. Wohl konnte er sich auf den Beinen halten und auch gehen, aber freiwillig hatte er dies niemals getan, er hatte immer geschoben werden müssen, noch lieber ließ er sich tragen, immer froh, wenn er wieder auf seiner Kleiderkiste saß, für nichts

anderes Interesse habend, als nur für seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel . . . und nun mit einem Male schritt er ganz normal neben dem Russen her, und nicht nur das, sondern er sprach auch, wendete den Kopf, und jetzt hob er sogar die Hand und deutete in die Ferne.

»Und gerade hat er noch wie eine steife Puppe auf seiner Kleiderkiste gesessen, so wie immer früher!« flüsterte der Steward, mit wahrhaft entsetzten Blicken nach den beiden stierend.

Ich hatte mich schnell aufgerafft.

»Geh an dein Geschäft!« herrschte ich den Steward leise an. »Niemand hat sich um die beiden zu kümmern! Verstanden? Sage das auch den anderen.«

Der Steward war intelligent genug, gleich zu verstehen, was ich wollte, und ich selbst schärfte noch den Offizieren und den nächsten mir beegnenden Matrosen, als sie erstaunte Gesichter machten, ein, von dieser Umwandlung des Klabautermanns scheinbar gar nichts zu bemerken, die beiden nicht zu beobachten, und so sollte dies schnell durch das ganze Schiff gehen, einer es immer dem anderen sagen.

Daß die beiden trotzdem heimlich beobachtet wurden, war selbstverständlich, ich tat es ja nicht anders.

Sie gingen mehrmals an Deck auf und ab, Tischkoff wie immer elegant gekleidet, unser Klabautermann in seinen Pumphen und Schnallenschuhen, blieben stehen, blickten und deuteten manchmal nach Westen, immer dabei sprechend.

Es war noch ganz dasselbe alte, ausgetrocknete Männchen, aber sonst gar nicht mehr zu erkennen, schon allein dadurch, daß es selbständig gehen konnte. Und nun gar sprechen, dabei gestikulieren!!

Wie hatte Tischkoff dieses Wunder bewirkt? Was hatte er dabei herausbekommen?

Einmal kamen sie, ohne mich wie irgend jemanden anderen zu beachten, so dicht an mir vorüber, daß ich sie sprechen hören

konnte, immer abwechselnd. Es war eine mir unbekannte Sprache.

»Hast du sie gehört?« wandte ich mich, nachdem sie sich genügend entfernt hatten, an Goliath, der zufällig neben mir stand.

»Ja, Massa.«

»Kannst du diese Sprache?«

»Es war Malaisch, von dem ich aber nur ganz wenige Brocken kann. Ich habe fast gar nichts verstehen können.«

Wenigstens einmal ein Beweis, daß auch dieser

Neger nur ein Mensch war, der nicht alles wußte und konnte!

»Herr Kapitän!« rief da Tischkoff, als ich mich wieder auf die Kommandobrücke begeben hatte, von unten.

»Mr. Tischkoff?«

»Bitte, eine Spezialkarte des Roten Meeres!«

Ich entnahm sie dem Kartenraume und brachte sie selbst hinab.

Die Ostküste Südamerikas entlangfahren, dem Feuerlande zu, und dabei die Wasserstraße des Roten Meeres studieren, wie reimte sich das zusammen?

Nun, es war jedenfalls nicht merkwürdiger, als daß unser Klambautermann jetzt plötzlich wie ein ganz normaler Mensch gehen, sprechen und gestikulieren konnte, wenn er auch dabei immer noch der alte, phlegmatische Holländer blieb.

An dem letzten Maste, an welchem immer die Signalflaggen gehißt werden, war eine Tischplatte zum Herunterklappen angebracht, eben wegen dieses Signalisierens, um darauf das Flaggenbuch legen und schreiben zu können.

Auf dieser Platte lag bereits eine Karte ausgebreitet, ein vergilbtes Pergament, mit blauen Linien und Klecksen bedeckt. Es konnte ebensogut die Darstellung des menschlichen Nervensystems sein wie eine Land- oder Seekarte.

Doch ich wunderte mich ja nur darüber, wie unser Klambautermann mit seinem zahnlosen Munde plötzlich reden konnte, wie lebhaft er auf diese Karte deutete und mit der Fingerspitze die

blauen Linien verfolgt. Und dieser alte Mann hatte länger denn ein Jahr wie ein Oelgötze an Deck meines Schiffes gesessen, hatte wie ein Automat aufgezogen werden müssen!

Ja, und hatte der Steward nicht gesagt, er hätte ihn noch soeben so teilnahmslos in Tischkoffs Kabine sitzen sehen?

Ich grübelte nicht weiter über dieses Rätsel nach, ich habe auch niemals über Bilderrätsel und dergleichen nachgetüftelt, mit denen Zeitungen müßigen Menschen einen Zeitvertreib geben wollen, das kommt mir alles kindisch vor, was ich weiß und erfahre, ist gut, aber jedes Rätsel weiß ich mir sofort aus dem Kopf zu schlagen, worüber ich schon früher einmal gesprochen habe, und ein höchst geistreicher Mann hat mir einmal gesagt, daß ich dadurch ein beneidenswert glücklicher Mensch sei – also ich gab meine Karte ab und verschwand wieder.

Nach einer Weile wurde mir meine Seekarte durch einen Matrosen wieder heraufgebracht, ich sah Tischkoff und den Klabautermann, immer noch lebhaft zusammen sprechend, in den Kajüteneingang gehen.

»Er hat ihn galvanisiert,« hörte ich dann einen Matrosen zu seinem Kameraden sagen.

Damals war es nämlich noch nicht lange her, daß Galvani seine elektrischen Versuche an einem toten Frosche gemacht hatte, zeigend, wie die Nerven noch auf einen elektrischen Strom reagieren, immer noch lange zuckend, die Gliedmaßen dadurch in Bewegung setzend, während das Leben aus dem Frosche doch schon längst entflohen ist.

Es wurde damals über dieses Experiment viel gesprochen und geschrieben, man probierte es an anderen Tieren, auch an menschlichen Leichen, wunderbare Geschichten wurden berichtet, man möchte fast sagen, daß dadurch eine ganz neue, grausige Literatur entstand – z. B. Allan Poe hat eine Novelle geschrieben,

der dieses Experiment zur Unterlage dient, wie ein Toter galvanisiert wird, eine schauerliche Erzählung – der Matrose mochte etwas davon gehört haben.

Als der Steward kurz nach dem Mittagessen an mir vorüberging, merkte ich ganz deutlich, daß er mir gern etwas berichtet hätte, es aber nicht wagte.

Nun, ich war doch etwas neugierig, und er mußte eben aus Tischkoffs Kabine gekommen sein.

»Was willst du, Bernhard?«

»Ach, Herr Kapitän, der Klabautermann!«

»Nun, was ist mit ihm?«

»Vorhin konnte er doch an Deck herumlaufen und sprechen wie unsereiner, und jetzt sitzt er schon wieder auf seiner Kleiderkiste wie eine Puppe.«

»Weshalb soll er nicht auf seiner Kleiderkiste sitzen?«

»Nein, nein, Herr Kapitän, jetzt ist er wieder ein ganz anderer – oder so wie früher. Mr. Tischkoff klingelte noch einmal, als ich das Essen schon hereingebracht hatte, da zerschnitt er schon das Fleisch, und da mußte er den Klabautermann wieder füttern wie früher, und wie auch wir es immer tun mußten.«

Ich fand keine Erklärung für diese abermalige Umwandlung und ließ es dabei bewenden.

Am Nachmittag suchte mich Tischkoff in der Kajüte auf, zum ersten Male, daß er dies tat, daß er überhaupt seine Kabine zur ungewöhnlichen Zeit verließ – mit Ausnahme jener Fälle, wenn es eben auf irgend etwas angekommen war.

»Ich habe jetzt mein Ziel bestimmt,« begann er. »Kennen Sie den Golf von Sant George?«

»Wo liegt dieser Golf?«

»An der Küste von Patagonien.«

Nein, so genau war ich nicht bewandert. Aber eine Karte, welche die südliche Hälfte Südamerikas in großem Maßstabe wiedergab, war sofort zur Hand.

»Hier diese winzige Insel, nur als Punkt angegeben, aber schon benannt, Tova-Inland – das ist mein Ziel. Wenigstens mein ungefähres. Wann könnten sie dort sein, wenn der Wind so anhält?«

Ich maß mit dem Zirkel nach – in drei bis vier Tagen.

»Und wenn der Wind nicht benutzt werden kann, würden Ihre Kohlen bis dahin reichen?«

»Ja, für vier Tage habe ich noch Kohlen.«

»Dann bitte ich darum, immer die schnellste Fahrt einzuhalten.«

»Es wird geschehen.«

»Ich werde mich jetzt in meine Kabine zurückziehen und drei Tage nicht wieder zum Vorschein kommen. Sie wissen, weshalb. Ich fühle es manchmal im voraus. Der Steward braucht sich also gar nicht erst zu bemühen. Es handelt sich nur noch um den Mynheer – den Klabautermann, wie Ihre Leute ihn mit Vorliebe nennen. Der kann unterdessen natürlich nicht bei mir bleiben, der hilflose Mann würde ja verhungern.«

Nun wieder ein hilfloser Mann? Ich unterdrückte alle diesbezüglichen Fragen.

»Er soll also herauskommen aus Ihrer Kabine?«

»Ja. Mögen ihn wieder Ihre Matrosen unter ihre Obhut nehmen, so wie früher. Also bitte, Herr Kapitän, orientieren Sie sich inzwischen theoretisch über jenes Fahrwasser, soweit das möglich ist, im übrigen werde ich rechtzeitig wieder zum Vorschein kommen, spätestens, sobald der auf dem Festlande liegende Salamanca-Pik auftaucht, der Ihnen dann auch immer zur Richtschnur dienen kann, wenigstens am Tage. Nun wollen Sie erst den Klabautermann herausbringen lassen.«

Es geschah. Wie sie ihn einst hineingetragen, so trugen einige Matrosen den alten Holländer jetzt wieder auf seiner Kleiderkiste heraus – ein hilfloses, blödsinniges Kind, nur alt, und daß es schon Pfeife rauchen konnte.

So wurde er wieder auf seinen alten Platz unter der Back gesetzt, für die Nacht wurde wieder seine Kojе im Mannschaftslogis vorgerichtet, und Tischkoff verschwand in seiner Kabine, um vor drei Tagen nicht wieder aufzutauchen.

War denn bei dem alten Männchen gar nichts mehr von dem Leben geblieben, das er noch vor einigen Stunden gezeigt?

Nein, absolut nichts mehr! Die Augen blödsinnig, der zahnlose Mund nutschte an der langen Kalkpfeife – ganz wieder der alte!

»Na, Klabautermann, freust du dich denn, daß du wieder bei uns bist?« redete ihn ein Matrose an.

Die Pfeife wurde einmal aus dem Munde genommen.

»Minajorka!« erklang es seufzend.

Da sollte der Teufel daraus klug werden – ich konnte es nicht. Ich überließ das qualmende Rätsel meinen Jungen. Als Mahlsdorf einmal davon anfangen wollte, schnauzte ich ihn an, er solle sich lieber darum kümmern, daß die Seekarten nicht im verkehrten Fache lägen.

Von dem Tova-Island stand in meinen Handbüchern trotz aller Gewissenhaftigkeit herzlich wenig. Diese Felseninsel war vor fünfzig Jahren von einem nordamerikanischen Walfischjäger namens Thomas Tova entdeckt worden, d. h., er hatte das Eiland, an dem viel Treibholz angeschwemmt war, dazu benutzt, um darauf seinen Tran auszukochen, und so hatte er natürlich auch gleich ihre geographische Lage bestimmt.

Sonst ist die Küste des unwirtlichen Patagoniens ja noch so gut wie unbekannt, besonders die östliche, es ist ja dort absolut nichts zu holen, man findet keine einzige Ansiedlung. Die Grenzen dieser Küsten waren von englischen Kriegsschiffen nur durch grobe Umrisse bestimmt, das ganze Patagonien selbst war nur ein weißer Fleck, darin einige punktierte Linien und Strichelchen als vermutete Flüsse und Gebirge.

(Ich spreche vom Jahre 1860, obgleich sich das bis jetzt noch nicht viel geändert hat.)

Dagegen waren an der Küste schon einige große Berge eingetragen, eben weil diese den nach der Küste verschlagenen Segelschiffen zur Richtschnur dienen mußten, und der diesem Tova-Island auf dem Festland gegenüberliegende, führte den Namen Salamanca-Pik.

Ich muß dies ganz besonders erwähnen. Auf jener Landkarte, in die wir vorhin eingesehen, war dieser Berg nämlich gar nicht angegeben gewesen, ich fand ihn erst hier auf der Seekarte. Aber Tischkoff hatte ihn doch schon genannt, also mußte er auch schon früher dort gewesen, mindestens über diese Gegend orientiert sein.

Mein Kommodore, der wieder einmal in seiner Kabine ein bißchen tot war, hatte sich als ein recht schlechter Wetterprophet erwiesen. Der Nordnordostwind blieb durchaus nicht stehen, er drehte immer mehr nach Osten herum, immer weiter, bis er direkt von Süden kam.

Nun hieß es dampfen, wenn ich die versprochene Zeit einhalten wollte. Und fünfzig Tonnen Kohlen, die ich auf dem Laplata eingenommen, haben für einen Dampfer von tausend Tonnen nicht viel zu bedeuten, wenn man die Höchstleistung, acht Knoten in der Stunde, machen will.

Am Morgen des vierten Tages bekam ich das Vorgebirge des Pik Melo in Sicht, hinter welchem gleich die Tova-Insel liegt. Aber ich vermutete auch stark, daß die Maschine in den letzten Zügen lag, und der Wind wollte sich immer noch nicht drehen, flaute vielmehr stark ab.

»Wieviel Kohlen sind denn noch in den Bunkern?« fragte ich den zweiten Ingenieur, der gerade von der Wache kam.

»Höchstens noch eine Tonne.«

»Und das genügt, um das Tova-Island noch zu erreichen,« sagte nicht ich, sondern Mr. Tischkoff, der in seiner lautlosen Weise aufgetaucht war, frisch und munter wie immer. Na, in den drei Tagen konnte er ja auch ausgeschlafen haben.

Um das Vorgebirge herum, und da lag das Eiland vor uns.

Eiland klingt so lieblich, man denkt dabei immer an Palmen und Apfelsinen und grüne Triften – wenigstens für mich gilt das – aber was wir da erblickten, das sah gar nicht so lieblich aus.

Eine wüste Felseninsel, alles starrend von Klippen und Riffen, zwischen denen die Brandung fürchterlich schäumte und spritzte. Und dabei war die See ziemlich ruhig, wie man sie hier an diesen unwirtlichen Küsten in der Nähe des Kap Horn selten findet – sonst wäre dort noch eine ganz andere Brandung gewesen.

Auch die Küste des Festlandes war schon zu erblicken, gerade gegenüber stieg steil ein Berg empor, der von und nach einem spanischen Salamanca getauft ist – übrigens ein ganzer Gebirgszug, von dem aber nichts weiter bekannt ist.

Eine Weile hielt ich noch darauf zu. Tischkoff hatte ebenfalls die Kommandobrücke betreten, was auch in meiner Gegenwart noch gar nicht vorgekommen war.

»Mr. Tischkoff,« sagte ich dann offen, »weiter wage ich, ohne das Wasser zu kennen, nicht zu dringen.«

»Bitte, übergeben Sie mir das Kommando!«

Tischkoff gab dem Steuernden einen anderen Kurs an, wodurch die Insel umsegelt wurde, und da erst fiel mir ein, wie er ja gesagt, daß dieses Tova-Island nicht sein direktes, nur ein ungefähres Ziel sein solle.

Jetzt hielt er direkt auf den Salamanca-Pik zu, immer deutlicher tauchte vor uns die zerrissene Küste auf.

Die Klingel am Sprachrohr ertönte.

»Was gibt es?« fragte Tischkoff in den Maschinenraum hinab.

»Die Kohlen werden alle!« hörte auch ich durch das Sprachrohr sagen.

»Wieviel sind es noch?«

»Keine zehn Schaufeln mehr.«

»Sie werden bis zum letzten Stück verfeuert.«

»Herr Kapitän,« wandte sich Tischkoff an mich, »haben Sie nicht sonst noch Feuerungsmaterial an Bord?«

»Die Kohlen für die Küche.«

»Wieviel sind das?«

»Nicht sehr viel, auch die werden alle. Vielleicht noch eine halbe Tonne.«

»Lassen Sie sie in den Heizraum bringen.«

Es geschah – und eine Stunde später wurde abermals aus dem Heizraum gemeldet, daß auch von dieser Kohle nur noch einige Schippen vorhanden wären.

»Haben Sie Holz an Bord?«

In Betracht konnten nur die Bretter kommen, welche ich damals in Liberia mitgenommen hatte, als ich nach der Fucusbank aufbrach, nämlich, falls wir auf einer Insel Blockhäuser aufschlagen mußten oder wollten.

Es war eine ganz bedeutende Anzahl, sie wurden von den Matrosen klein gemacht und verschwanden unter den Kesseln.

Weshalb nur wollte Tischkoff mit solcher Hartnäckigkeit die Küste zu erreichen suchen? Nun, ich würde es ja bald erfahren. Wir waren unterdessen in sozusagen handgreifliche Nähe der Küste gekommen, wir sahen die Höhlungen, in denen es kochte, sahen sogar auf einem Felsen einige nackte Menschen stehen.

Nur auf eines glaubte ich meinen Kommodore aufmerksam machen zu müssen.

»Wenn sich aber der Wind nicht dreht, können wir hier nicht wieder heraus, und dann fehlt es uns sogar an Kohlen, um das Essen zu kochen.«

»Wir werden bald Kohlen genug haben,« entgegnete Tischkoff.

»Gibt es denn hier in Patagonien Kohlen?« fragte ich überrascht. »Und so nahe der Küste, ganz offen, daß man sie gleich einschaufeln kann?«

»Kohlen gibt es überall auf der Erde, besonders wo diese mit Wasser bedeckt ist. Man muß nur diese Kohlenlager zu finden wissen.«

»Ein Schiff, ein Wrack!!« erklang es in diesem Augenblick aus Matrosenkehlen.

Da hatte auch ich es erspäht. Es war ein mastenloses Wrack, ziemlich groß, welches festgekeilt zwischen Felsenriffen lag, die ebenso hoch waren, so daß wir erst die Richtung hatten ändern müssen, ehe wir es zu sehen bekamen.

Es war direkt an der Küste, die Brandung an diesen freiliegenden Riffen daher nicht allzustark, trotzdem hielt ich es für ein großes Risiko, daß Tischkoff dicht heransteuerte – oder aber, er mußte schon einmal hier gewesen sein, dieses Wasser wie das in seinem Waschbecken kennen.

Puuuooohhh – sagte der Abstoßdampf, die Maschine hatte ihren letzten Seufzer getan, den Kesseln war die Puste ausgegangen – da aber lagen wir direkt an dem Wrack, die Matrosen sprangen hinüber und legten die Taue um die eisernen Böller – so ziemlich das einzige, was auf dem Deck noch stehen geblieben war.

Es war ein großer, hölzerner Kasten, mindestens tausend Tonnen. Aber nicht wieder so ein holländisches Wrack, das war noch in diesem Jahrhundert gebaut worden, das erkannte man sofort aus der Bauart. Es konnte nicht direkt hier festgerannt sein, sondern war von gewaltigen Wogen hierheraufgeschleudert worden, wahrscheinlich bei Nacht, gar nicht wissend, in welcher unheimlicher Nähe der Küste es sich schon befand, und als die Mannschaft das Brausen der Brandung hörte, war es schon zu spät gewesen.

Wir selbst fanden rund um die ›Sturmbräut‹ herum noch tiefes Wasser – und doch war es unbegreiflich, wie der geheimnisvolle Unbekannte, der er ja für uns noch immer war, vielleicht immer mehr wurde, so direkt hierherzufahren gewagt hatte, selbst wenn er diese Wasserverhältnisse schon früher einmal ausgekundschaftet hatte.

»Das Wrack enthält Kohlen?«

»Ich hoffe es.«

Er würde es wohl bestimmt wissen. Allerdings konnte uns ja jemand zuvorgekommen sein.

Die Luken waren verschlossen, doch die Schrauben so eingeroestet, daß sie abgeschlagen werden mußten – richtig, bis an den Deckelrand gefüllt mit Kohlen!

»Was für ein Schiff ist das?«

Denn es lag mit dem Hinterteile der Landseite zu, so hatten wir noch nicht den Namen lesen können, und an Deck war ja alles weggeschlagen.

»Das weiß ich nicht,« entgegnete Tischkoff.

Ich starrte ihn einen Augenblick an.

Ja, wie konnte der da wissen, daß hier ein mit Kohlen befrachtetes Wrack lag?!

War dieser Mann allwissend? Und wenn er es war, weshalb kannte er da nicht auch den Schiffsnamen?

»Ich habe nur erfahren, daß hier ein mit Kohlen befrachtetes Wrack liegt,« setzte er noch hinzu.

Es war eine Erklärung – und auch keine.

Doch ich schlug mir alle solche Gedanken aus dem Kopfe, hielt mich an die Tatsachen. Nun, wenn mein Kommodore noch mehr solcher Kohlenwracks in erreichbarer Lage wußte, das ließ ich nur gefallen. Wie schon gesagt, Kohle ist im Seehandel einer der lukrativsten Artikel, und selbst wenn aus einem gesunkenen Schiffe die Kohlen aus dreißig Meter Tiefe durch Taucher mit Säcken, die erst unten eingeschaufelt werden, geholt werden müssen, so lohnt sich dies noch immer reichlich, dafür geht ein englisches Taucherschiff bis nach der anderen Hälfte der Erdkugel.

Und solch ein verlassenes Wrack, ob nun gesunken oder fest-sitzend oder noch treibend, ist freies Seegut, wer es findet, dem gehören Fracht und alles, da gibt es nichts dagegen, die Reederei oder der Frachtherr kann es nur zum Marktpreise zurückkaufen.

Es blieb nicht bei Steinkohlen. Durch eine andere Luke gewährten wir, daß ein zweiter Teil des Laderaums ganz mit gesalzenen Rinderhäuten gefüllt war, und darin steckt natürlich noch ein ganz anderer Wert!

Schon begannen meine Jungen mit der Kohlenübernahme; alles mußte antreten, während ich mich mit Tischkoff in die Kajüte begab, um weitere Nachforschungen zu halten.

Obwohl die Schiffspapiere mitgenommen worden waren, konnten wir jetzt doch leicht konstatieren, daß es die ›Juno‹ von Newcastle-on-Tyne war, ein englischer Vollmaster. Sonst freilich war nichts zu bestimmen, weder Ziel noch der Name des Kapitäns. Wenn dieser etwas Schriftliches zurückgelassen hatte, ehe er mit der Mannschaft in die Rettungsboote gegangen, so war dies verschwunden.

Denn vor uns mußten schon andere Menschen hier gewesen sein, vor noch gar nicht so langer Zeit, sie hatten schmutzige Spuren hinterlassen, nicht nur Abdrücke von nackten Füßen, die mit Kohlenstaub behaftet gewesen – einfach patagonische Eingeborene, die hier schon geplündert hatten.

Doch die Plünderung war eine sehr mangelhafte. Sie hatte sich hauptsächlich wohl nur auf die Proviantkammer erstreckt. Wir fanden z. B. am Boden sehr viel Dochte von Talgkerzen, diese hatten die Eingeborenen einfach aufgefressen, nur den Docht wieder ausgespuckt, und alle Seeleute, welche mit Patagoniern und Feuerländern in Berührung gekommen sind, können von der eigentümlichen Vorliebe dieser nackten Kerls für Talglichter erzählen.

Die feste Tür der Bottlerei, in der Wein und Spirituosen aufbewahrt werden, hatten sie gar nicht geöffnet. Dagegen schienen sie alle Kleidungsstücke, Decken und dergleichen annektiert zu haben.

Die um den Mast, welcher durch die Kajüte ging, stehenden Gewehre hatten sie nicht beachtet, auch Revolver und Pistolen

hingen noch da, dagegen fehlten alle blanken Waffen, Messer und Aexte.

Es war also sehr mäßig, was sich die Eingeborenen angeeignet hatten, auch hatten sie durchaus nicht wie die Vandalen gehaust, hatten nichts aus Uebermut zertrümmert.

Die sehr nette Einrichtung der Kajüte war vollkommen gut erhalten, aus dem Rahmen eines großen Bildes lächelte freundlich eine junge Frau herab.

Es muß doch schön sein, wenn man eine volle Geldtasche findet, und niemand meldet sich als Besitzer, man kann es als sein ehrlich gefundenes Eigentum betrachten. Oder ein armer Landmann pflügt, und plötzlich kommt aus den Schollen ein Topf mit Goldstücken zum Vorschein, die jahrhundertlang in der Erde geschlafen haben.

Nun, an den Seemann tritt dieses Glück viel öfter heran. Jedes gefundene Wrack ist sein gutes Eigentum, das rangmäßig unter die ganze Mannschaft verteilt wird. Da denkt man natürlich auch einmal an diejenigen, welche jetzt von diesem Verluste betroffen sind, an die Leiden der Schiffbrüchigen, aber . . . das ist nun einmal Seemannslos! Ich glaube, ich habe mich solchen Gedanken immer ganz unnötigerweise hingegeben, viel mehr als irgendein anderer.

Sie waren auch jetzt schnell überwunden – kurz, ich freute mich ob des gefundenen Schatzes! Es war sogar etwas Kindliches in meiner Freude. Diese prachtvolle türkische Tabakspfeife, diese schöne Hängelampe, diese vortreffliche Doppelbüchse – das war jetzt alles mein! Von den Möbeln würde ich verschiedenes zu mir hinübernehmen, der Waschtisch war recht praktisch eingerichtet . . . an die Kohlen und die Häute, in denen doch der eigentliche Wert steckte, und was für einer, dachte ich in diesem Augenblicke fast gar nicht.

»Kapitän, wir haben eine ganze Masse Armstronggeschütze gefunden,« meldete der Bootsmann, »Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder.«

So war es. Auseinandergeschraubt, zum Teil in Kisten verpackt, waren sie wegen der Belastung in verschiedenen Räumen untergebracht. Dann aber wurden auch Hartgußkugeln, Granaten und Pulverkartuschen in reichlicher Menge gefunden.

Da steckte auch ein Wert drin! So ein großes, gezogenes Schiffsgeschütz kostete mindestens seine dreitausend Pfund Sterling. Wieviele es waren, konnten wir noch gar nicht bestimmen. Jedenfalls war alles vorhanden, und an Bord meines Schiffes ebenso, um die Geschütze aufzustellen, auch schon die Stückpforten im Zwischendeck, die bisher nur zugenetet gewesen waren, und der erste Ingenieur war früher preußischer Artillerieoffizier gewesen, sogar ein tüchtiger Offizier, der nur wegen Schulden und loser Streiche den Dienst hatte quittieren müssen, und zwei Matrosen hatten in der englischen und in der nordamerikanischen Marine gedient, waren auch am Geschütz ausgebildet worden, der eine als Instrukteur, die wußten Bescheid.

Ja – ich griff mir an den Kopf – wie kam ich plötzlich auf den Gedanken, die ›Sturmbraut‹ so als vollständiges Kriegsschiff armieren zu wollen? Hatte ich dazu nicht schon früher Gelegenheit gehabt, da ich noch Millionen besessen?

Das Erlebnis auf dem Laplata mochte schuld daran sein.

»Nun, Herr Kapitän,« redete mich da Tischkoff an, als wir wieder in der Kajüte des Wracks waren, »was gedenken Sie nun zu tun?«

»Unsere erste Pflicht muß wohl sein, uns etwas näher um das Schicksal der Schiffbrüchigen zu kümmern. Es könnte doch sein, daß sie den Landweg eingeschlagen haben, da sind die Eingeborenen, die Patagonier sind wilde, rohe . . . «

»Lassen wir das erst einmal,« unterbrach mich Tischkoff, der sich ganz außergewöhnlich gesprächig zeigte. »Sie betrachten dieses Wrack mit aller Fracht doch als gute Prise?«

»Es ist unbestreitbar das rechtmäßige Eigentum der Finder, natürlich kommen hauptsächlich Sie in Betracht . . . «

»Ich? Bah! Verschonen Sie mich mit solchen Lappalien. Was gedenken Sie mit der Fracht zu tun?«

»Nach und nach an Bord meines Schiffes überzunehmen.«

»Alles?«

»Warum nicht?«

»Sämtliche Kohlen?«

»Es sind auch gesalzene Häute vorhanden, da steckt ein kolossaler Wert . . . «

»Herr Kapitän,« unterbrach er mich abermals mit gütigem Lächeln. »Habe ich Ihnen denn nicht schon geraten, sich nicht mit Kohlen und Baumwolle herumzubalgen? Da ist natürlich auch anderes mit eingeschlossen. Was wollen Sie denn mit diesen Ochsenhäuten anfangen? Verschachern? Deshalb wollen Sie Ihre Jungen sich abquälen lassen, um ein paar Groschen zu verdienen?«

Ich war verdutzt, beschämt.

»Ich weiß, ich weiß,« fuhr er begütigend fort. »Eigentlich sind Sie ja ganz im Recht. Aber ich will Ihnen etwas anderes sagen: ich weiß noch eine ganze Menge solcher Wracks.«

»Wie? Sie wissen . . . « fuhr ich mit berechtigtem Staunen empor.

»Zahllose Wracks sogar,« nickte Tischkoff, »von denen noch etwas ganz anderes zu holen ist als nur Kohlen und Salzhäute.«

»Woher ist Ihnen das bekannt?«

»Woher? Nun, ich kenne eben die Lage dieser gescheiterten Wracks und . . . «

Er brach plötzlich ab, und es war mir doch gewesen, als ob etwas wie ein leiser Spott in seiner Stimme gelegen hätte – und ich hätte darauf schwören mögen, daß er sagen wollte: »und wenn

ich Ihnen diese meine Kenntnis erklären wollte, Sie würden es ja doch nicht glauben« – und ich blickte ihn an, und da gewahrte ich, wie unergründlich tief diese blauen, klugen Augen waren – wie ein Geheimnis schlummerte es darin – und ich dachte daran, daß auch der alte Alchimist, der Graf Axel, mich so rätselhaft angeblickt, damals, als er die Sterne befragte ...

Die Sterne befragt! Die Sterne erzählten es ihm! Und hatte das chiffrierte Dokument, dessen Uebersetzung ich damals in Doktor Selos Kabine gefunden, nicht auch lauter solche Stellen im Meere bezeichnet, wo man gesunkene Wracks vermuten konnte?

Doch da hätte auch mein Kommodore recht gehabt, an solch eine Sterndeutekunst glaubte ich nun einmal nicht – und er selbst sorgte dafür, daß ich schnell auf andere Gedanken kam.

»Also nehmen Sie von den Kohlen nur über, was Sie brauchen, füllen Sie Ihre Bunker – vielleicht ja auch noch einigen Vorrat – und wenn Sie Matrosen haben, denen es Spaß macht, in ihrer Freizeit rohe Felle zu gerben und daraus sich Stiefel zu fertigen – gut, so nehmen Sie einige Felle mit hinüber – vielleicht auch einige Geschütze mit Munition – nehmen Sie alles mit, was Ihnen gefällt – – aber nur um Gottes willen quälen Sie Ihre Leute nicht damit ab, daß sie etwa die ganze Fracht herüberschleppen müssen. Nein, da will ich Ihnen später noch andere Wracks zeigen, wo man gleich direkt bares Geld in die Hände bekommt.«

»Topp, das lasse ich mir gefallen!« lachte ich. »Ja, solch einen Kommodore kann man gut gebrauchen.«

»Nun, habe ich Ihnen nicht gleich gesagt, daß Sie unter meinem Kommando immer gut fahren werden?« lächelte jetzt auch Tischkoff.

»Bitte, kommandieren Sie nur immer so weiter,« wurde unsere Unterhaltung jetzt humoristischer oder doch freier, wie sie noch nie gewesen.

»Sie sollen noch zufriedener mit mir werden, nur über meine eigene Persönlichkeit dürfen Sie mich niemals fragen.«

»Niemals.«

»Sie taten es aber schon vorhin.«

»Ich?«

»Indem Sie fragten, woher ich denn Kenntnis von so vielen Wracks hätte.«

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, es soll wirklich nicht wieder vorkommen.«

»Gut! Da wir aber nun einmal ins Gespräch gekommen sind, will ich Ihnen gleich noch eine andere Idee suggerieren. Haben Sie noch nie daran gedacht, sich auf einer unbewohnten Insel niederzulassen?«

»O doch. Nur erst solch eine unbewohnte Insel finden.«

»Nun, im australischen Archipel gibt es doch zahllose solcher Eilande.«

»Das wohl, man muß nur immer darauf gefaßt sein, doch einmal entdeckt zu werden, und dann hat man sich schon hübsch darauf eingerichtet, hat eine kolossale Arbeit hineingesteckt, und dann kommt der Staat, der Anspruch auf die Insel erhebt, denn verteilt ist ja schon die Welt, und jagt einen wieder davon herunter, oder fordert große Abgaben – ein freier König bleibt man jedenfalls nicht.«

»Nun, da müßte man schon vorher ein Abkommen treffen. Wenn nur der Wille vorhanden ist, dann geht alles in der Welt. Stellen Sie sich jetzt nur einmal vor, Sie hätten schon solch eine Insel gefunden, sie wäre ihr unbeschränktes Eigentum – was würden Sie tun?«

»Das wäre herrlich! O, ich wollte mir solch eine Insel schon ausbauen, ich wollte schon ein kleines Königreich schaffen.«

»Und nun stellen Sie sich weiter vor, ich kundschaftete für Sie Wracks aus, gesunkene Schiffe, die noch erreichbar sind. Wie würden Sie die verwerten?«

»Ich würde sie natürlich ausbeuten, und alles Kostbare auf meiner Insel zusammentragen . . . «

»Sehen Sie, das ist es, worauf ich Sie bringen wollte!« fiel er mir ins Wort. »Vorläufig haben Sie noch keine Insel, aber doch ein Schiff, was für Sie auch schon ein Königreich bedeutet. Belasten Sie es nicht mit Kohlen, Baumwolle und Salzhäuten – denn, bedenken Sie, es könnte doch sehr leicht sein, daß Sie bald etwas Kostbareres fänden, worauf Sie jenes alles erst wieder ausladen, vielleicht gleich wieder über Bord werfen müßten – also hätten Sie nutzlose Arbeit gehabt – – nein, nehmen Sie nur alles mit, woran Sie Gefallen finden, oder was Sie unumgänglich brauchen, wie jetzt einige Tonnen Kohlen für die Maschine – – mit einem Wort: seien Sie ein Zigeuner, der auch immer nur gerade das nimmt, was ihm der liebe Gott in die Hände wirft – und zu etwas anderem als zu einem Seezigeuner eignen Sie sich ja doch nicht. Das ist nun einmal Ihr Schicksal.«

Nach diesen Worten verließ Tischkoff die Kajüte. Ich glaube, es waren recht begeisterte Augen, mit denen ich ihm nachblickte.

O, was für eine herrliche Perspektive hatte mir dieser Mann da eröffnet! Wenn ich so . . .

Doch jetzt genug davon! Nicht träumen, sondern handeln, den Plan ausführen, und sei dieser auch noch so phantastisch. Auch die Luftschiffe haben einst ins Reich der Phantasien gehört, und sie würden es noch immer sein, wenn es nicht Männer gegeben hätte, welche diese Phantasie verwirklichen wollten – wollten!!! – und es wird noch die Zeit kommen, da selbst ein Luftschloß eine greifbare Wirklichkeit sein wird – es braucht nur jemand zu wollen! Der menschliche Wille ist die moderne Wünschelrute.

Mit den ersten Kohlen wurde das Pumpwerk in Betrieb gesetzt, um die mit Salzwasser angefüllten Bunker zu leeren, dann prasselten die Kohlen in diese hinab.

Ich ermahnte meine Jungen, sich nicht gar zu sehr mit Schippen und Karren anzustrengen, wir hatten ja genügend Zeit, und solch eine Verwarnung war auch wirklich nötig, denn die Kerls

gingen mit einem Eifer daran, daß ihnen der Schweiß nur so vom Körper lief.

Weshalb diese Arbeitswut? Dann ein Gleichnis hierfür.

Eine ärmliche Familie nimmt für den Winter Kohlen ein, gleich einen ganzen Wagen, der Familienvater war vernünftig genug, schon im Sommer das Geld zu sparen, was ja im Winter doch einmal ausgegeben werden muß. Die Familie kann dabei dennoch arm sein, um keinen Arbeiter bezahlen zu können, oder auch das soll gespart werden – kurz, alle Kinder müssen mit heran. Auf dem Lande findet man so etwas viel häufiger, besser wäre noch das Gleichnis mit einer Holzfuhre.

Die Kinder werden sich gar nicht so beeilen, die Kohle oder das Holz hereinzubekommen, mancher schlaue Junge wird sich von der Arbeit möglichst zu drücken suchen.

Nun stelle man sich aber einmal vor, dort und dort gibt es freie Kohle, freies Holz – wie da jeder zugreifen und im Schweiß seines Angesichts keuchend schleppen wird! Selbst wenn man dabei genügend Zeit hätte.

Genau dasselbe gilt, wenn gestohlenes Gut geborgen werden soll, es gilt vom Goldgräber, vom Schatzgräber – da wird manchmal freudig eine Arbeit geleistet, die gar nicht im Verhältnis zum Gewinn steht. Es ist eben so ein eigentümliches Gefühl dabei, es gehört uns und kostet nichts!

Besonders der Zigeuner hat hierfür einen recht schönen Ausdruck, der ja auch für unsere Verhältnisse am besten paßte: gestohlenes Fleisch macht fett.

Also meine Jungen balgten sich mit Feuereifer um die Kohlen. Daß wir die Salzhäute im Stich lassen wollten, konnten sie gar nicht begreifen, das empfanden sie schmerzlich, bis sie hörten, daß es bald noch etwas Besseres geben würde, und dann jubelten sie wieder, als sie die Erlaubnis erhielten, daß jeder mitnehmen könne, was er wolle.

Plündern! Bei Gott, es muß in früheren Zeiten doch schön gewesen sein, wenn so eine eroberte Stadt zum Plündern freigegeben wurde!

Jeder keuchte unter der Last von einigen Ochsenfellen, und sie wußten doch gar nicht, was sie damit anfangen sollten. Denn an ein Verkaufen dachte nämlich niemand. Ich sah einen Matrosen, der eine alte, hölzerne Tabakspfeife fand, und der Kerl freute sich viel mehr über diesen herrenlosen Stummel, als wenn ich ihm zehn Taler geschenkt hätte, daß er sich im nächsten Hafen die prächtigste Meerschaumpfeife mit Bernstein kaufen konnte.

Auch alles andere wurde ausgeplündert, besonders hatte man es auf Gewehre und Revolver abgesehen, dann kamen aber auch Möbel daran, soweit diese abgeschraubt werden konnten – bis auf das, was ich selbst mit Beschlag belegt hatte, so wie es der Feldherr tat, ehe er die eroberte Stadt der Plünderung preisgab.

Aber auch angenehme Ueberraschungen erwarteten uns noch. So wurden gegen tausend Pfundbüchsen Oelsardinen gefunden, tadellos erhalten, das Schiff konnte vor noch gar nicht so langer Zeit gescheitert sein, viele Körbe Champagner, die ich nach und nach auch meinen braven Jungen zugute kommen ließ, dann wurden noch andere Konserven und Spirituosen, als Fracht mitgenommen, entdeckt,

O ja, so ein Zigeunerleben ließ man sich schon gefallen. Nur immer her mit recht vielen solchen Wracks.

Hierbei bemerke ich, daß ich schon früher einmal, als Matrose noch, ein Wrack ausgenommen hatte, einen kleinen griechischen Segler, der an der marokkanischen Küste verlassen worden und ebenfalls ganz mit Sardinenbüchsen befrachtet gewesen war. Wir brachten die Sardinen, etwa zwanzig Tonnen, nach Marseille und bekamen dafür von einem Juden 4000 Francs, wenig genug, für das Pfund beste Oelsardinen zehn Centimes. Auf den Matrosen kamen hundertzwanzig Francs, und das ist für einen Matrosen,

so nebenbei verdient, ein ganz hübscher Feng Geld – würde Karlemann sagen.

Am Lande wurden wieder Eingeborene bemerkt, die, hinter Felsen verborgen, uns beobachteten. Noch ehe ich einen Entschluß gefaßt, wie wir sie herbeilocken sollten, sah ich schon Tischkoff über die zusammenhängenden Riffe balancieren, die uns noch vom festen Lande trennten, wirklich mit der Sicherheit eines Seiltänzers.

»Es solle ihm niemand folgen, hat er hinterlassen,« sagte Mahlsdorf.

»Hat er nichts von Sicherheitsmaßregeln gesagt, etwa daß er einen Schuß abgeben will, falls er in Gefahr kommt?«

»Gar nichts.«

Tischkoff verschwand ebenfalls hinter den Felsen, nach einer Viertelstunde kam er zurück.

»Das Schiff ist erst vor drei Wochen hier gescheitert, die Mannschaft ist in die Boote gegangen und nordwärts längs der Küste gerudert, wir brauchen nicht weiter zu suchen.«

Mir lag die Frage sehr nahe, wie er sich denn mit den Patagoniern verständigt habe, denn daß hier einer Englisch oder Spanisch sprach, bezweifelte ich sehr. Doch ich unterdrückte derartiges, was doch wieder einigermaßen mit der Person meines Kommodores zusammenhing.

Eine andere Frage dagegen war erlaubt.

»Wie empfangen die Eingeborenen Sie?«

»Ganz harmlos. Ich war es, der erst ihre Furcht besiegen mußte. Gegen einen einsamen Fremden oder hilflose Schiffbrüchige dürfen sie freilich anders vorgehen. Nicht gerade, daß sie sie gleich ermorden, aber sie machen sie zu Gefangenen, zwingen sie, ihresgleichen zu werden.«

Tischkoff konnte mir einiges sehr Interessante über die Politik der Patagonier erzählen, oder wie man das nun nennen mag, was ich hier schildere.

Die Patagonier, welche eine durch Physiognomie und Körperbau selbständige Indianerrasse bilden, zerfallen in zahllose Stämme, die wegen der Ernährung durch Jagd rastlos umherziehen. Eine Klassifizierung oder gar Benennung der einzelnen Stämme, die unter Häuptlingen stehen, ist unmöglich, denn vielleicht täglich gehen solche Stämme zugrunde und entstehen neue.

Sobald nämlich ein Stamm mit einem anderen zusammentrifft, kommt es zum Kampf, und es ist nicht nötig, daß der eine vollständig aufgerieben wird, sondern sobald er sieht, daß er nicht gewinnen kann, erklärt er sich für besiegt, nur der Häuptling wird noch nachträglich getötet, falls er nicht schon gefallen ist, die übrigen reihen sich in den siegreichen Stamm ein, müssen also nicht etwa als Sklaven dienen, sondern sie werden als Familienmitglieder aufgenommen, das geht ganz stillschweigend vor sich, keine Rebellion und dergleichen, die Leute kennen das dort eben nicht anders. Der schwächere Stamm verschmilzt sich mit dem stärkeren, allerdings erst nach einer förmlichen Besiegung.

So kann ein Stamm immer stärker und zahlreicher werden – bis er mit einem noch stärkeren zusammentrifft, von dem wieder er besiegt und aufgenommen wird.

Daß so nicht zuletzt ein einziger Stamm von Patagoniern entsteht, dafür sorgen Ausstoßungen. Wer den Familienfrieden stört, wird hinausgeworfen, dabei kommt hauptsächlich die Liebe in Betracht, gerade wie beim lieben Vieh, wie bei den Hirschen, und so entstehen immer wieder neue Stämme.

Auch die weißen Schiffbrüchigen werden so behandelt, als Stammesmitglieder, und die Patagonier können nicht begreifen, wie jemand ihr freies Leben nicht als das herrlichste finden kann. Will dann freilich so einer entfliehen, dann wird er verfolgt und mit der Wurfkeule totgeschlagen, und läßt er sich nach einiger Zeit mit Absicht ausstoßen, so erreicht er, nicht selbst von Geburt ein Patagonier, nur selten wieder das nördliche, kultivierte Land,

oder er kann von den fürchterlichsten Strapazen erzählen, und jeder andere jagende Stamm, der seine Spuren findet, macht ihn ja immer wieder zu seinem Stammesmitglied, schleppt ihn wieder mit ins Innere hinein.

»Da müßte es einem Europäer mit einigen Napoleongaben, mit modernen Waffen ausgerüstet, doch ein leichtes sein, sich zum Oberhaupt sämtlicher Patagonier aufzuwerfen, alle anderen Stämme um sich zu scharen.«

»Sicher,« entgegnete Tischkoff. »Wenigstens bis zu seinem Tode könnte er sich behaupten. Aber wir wollen lieber keine Landzigeuner werden, sondern Seezigeuner bleiben.«

Vier Tage blieben wir hier liegen. So lange hatten wir doch zu tun, besonders acht der schweren Geschütze herüberzubringen, und da nicht alle Hände dabei beschäftigt werden konnten, mußten die anderen nun allerdings immer Kohlen übernehmen. Denn was jetzt geschah, brauchte ja später nicht gemacht zu werden. Nur Kohlen verkaufen würde ich nie wieder – das stand bei mir fest. Besonders nach der köstlichen Perspektive mit den vielen Wracks, die mir mein Kommodore da eröffnet hatte.

Sonst habe ich über diese Zeit nichts weiter zu erwähnen, als daß Madam Hullogan während dieser vier Tage nicht mehr nüchtern wurde. Wir wußten gar nicht, woher sie die Getränke bekam. Champagner und alle anderen Spirituosen waren von mir unter Schloß und Riegel genommen worden, nur ab und zu wurde eingeschenkt, Madam Hullogan aber war regelmäßig schon am frühen Morgen bezechet oder sagen wir gleich besoffen, sie tanzte und flederte kreischend herum, bis sie zu Boden fiel – dann, wenn sie erwachte, verschwand sie spurlos, ohne daß ihr jemand folgen konnte, und wenn sie wieder zum Vorschein kam, war sie schon wieder besoffen.

Die hatte etwas von den Spirituosen beiseite gebracht. Aber wo, das war trotz alles Beobachtens nicht herauszubekommen.

Außerdem aß oder fraß sie immer auf einen Sitz zehn Pfund Sardinien auf, und das Oel kleisterte sie sich ins Haar, gleich mit den Schuppen und Köpfen und Schwänzen, welche so in der Büchse zurückblieben. Immer so hineingegriffen und sich die Sauce ins Haar und ins Gesicht geschmiert.

Das Trinken hörte auf, als wir das Wrack verlassen hatten, sie mußte auf diesem ihr Versteck gehabt haben, aber sich mit Sardinenöl einschmieren tat sie noch lange, wohl bis sie alle die tausend Pfunddosen ausgefressen und ausgeschmiert hatte.

»Ich möchte erst noch einmal auf Tova-Inseln landen,« sagte Tischkoff, der sich jetzt fast immer an Deck aufhielt, als wir am Morgen des fünften Tages die Taue von dem Wrack lösten.

In vier Stunden waren wir ziemlich nahe herangekommen, Tischkoff bestimmte die Ankerstelle, wir lagen fest.

»Ich habe von diesem Eiland etwas abzuholen. Wollen Sie den großen Kutter klarmachen lassen.«

Es geschah.

»Bitte, nehmen Sie als Ruderer die kräftigsten Matrosen mit, welche auch gute Fußgänger sind, und Handspeichen, es gibt etwas Schweres zu tragen.«

Auch dies war alles geschehen. Eine Frage gab es bei mir nicht mehr.

»Wollen Sie nicht mitkommen, Herr Kapitän?«

»Wie Sie wünschen.«

»Es ist deswegen, damit Sie dann nicht Ihre Leute zu fragen brauchen.«

Sehr rücksichtsvoll, aber . . . auch immer geheimnisvoller.

Ich ging also mit. Die See war in den letzten Tagen sehr ruhig gewesen, wir hätten fast überall landen können, wenn nicht Riffe zu fürchten waren. Tischkoff war unbedingt schon hier gewesen,

er steuerte direkt in eine kleine Bucht, welche auch bei starker Brandung einigermaßen ruhiges Wasser haben mußte.

Wir konnten dicht bis ans Land. Vier Matrosen kamen mit, jeder mit einer Handspeiche bewaffnet. Es war ein abscheulicher Weg über die spitzen Steine; aber unser Führer wußte den besten zu finden.

So waren wir eine Viertelstunde geklettert, als Tischkoff vor einem größeren Felsen Halt machte, der sich aber von anderen durch nichts unterschied.

»Räumt diese Steine weg,« befahl er.

Auch solche Haufen loser Steine gab es hier genug. Nach einer weiteren Viertelstunde war dies geschehen, es zeigte sich, daß dieser Felsen hohl war, die aufgetürmten Steine hatten den Zugang verdeckt, und in der Höhle stand . . . eine große Glocke!

Wahrhaftig, eine Glocke, wie sie im Kirchturm zum Läuten dient, und zwar eine von den riesigsten Dimensionen, noch etwas über zwei Meter hoch.

Nur daß sie wohl nicht von Bronze war. Wenigstens glänzte sie mehr weiß. Es kann ja aber auch solche Glocken aus weißem Metall geben. Aber sonst eine richtige Glocke, oben eine ungeheure Oese, um sie anzuhängen, und auch solche Haken, um Tragstangen einzuschieben, mögen ja andere Glocken haben.

In diese Haken mußten meine Leute ihre Handspeichen einschieben.

»Nun hebt das Ding auf und tragt es ins Boot, Ihr braucht nicht besonders vorsichtig zu gehen, nur daß ihr es nicht gerade hinwerft.«

Wie, kann denn solch eine ungeheure Glocke von nur vier Männern getragen werden? Jawohl, ich bemerkte schon deutlich am Aufheben, dann auch am Schritt der Träger, daß sie gar nicht so sehr schwer sein konnte. Vielleicht vier Zentner, höchstens.

Dann konnte es aber auch keine richtige Glocke sein. Das Ding mußte ganz dünne Wandungen haben. Beim Tragen sah ich

manchmal den unteren Teil – er war verschlossen, was man doch ebenfalls nicht bei Glocken, die zum Läuten dienen, findet.

Das Ding ward ohne besondere Anstrengung ins Boot gehoben, mit einigen Stricken festgelaßt; es ging nach dem Schiffe zurück, wo die Käseglocke, wie meine Jungen das Ding bald allgemein nannten, emporgewunden wurde.

»Können Sie mir nicht einen freien Raum zur Verfügung stellen, vielleicht mit Ringen an der Wand, um die Glocke festzulassen?«

Ja, solche freie Kabinen gab es genug, und wenn Ringe fehlten, konnten diese in wenigen Minuten von den Schlossern eingeschraubt werden.

»So, ich danke Ihnen, Herr Kapitän,« sagte Tischkoff, als wir die Käseglocke festgelaßt halten, und er schloß die Kammer ab und steckte den Schlüssel ein.

Wenn ich geglaubt, er würde noch eine Erklärung geben, so hatte ich mich geirrt. Kein Wort mehr darüber.

Ja, was sollte diese Glocke eigentlich? Wie kam sie hierher auf die einsame Felseninsel? Und woher wußte dieser rätselhafte Mann, daß vor drei Wochen, als wir uns noch auf dem Wege nach Rio de Janeiro befanden, hier ein Schiff gescheitert sein konnte?

Doch treu meinen Prinzipien, schlug ich mir alle derartigen Fragen aus dem Kopfe.

ETWAS VON DER OSTERINSEL UND VOM EWIGEN JUDEN.

»Haben Sie ein bestimmtes Ziel im Auge, Herr Kapitän?«

»Nein.«

»Ich meine, ob Sie vielleicht schon beabsichtigten, da- oder dorthin zu segeln.«

»Auch nicht.«

»Sind Sie schon einmal um Kap Horn gesegelt?«

»Schon zweimal.«

»Aller guten Dinge sind drei – wollen Sie nicht noch einmal die Tour machen?«

»Wie Sie wünschen, Mr. Tischkoff.«

»Ich bitte sehr darum.«

Sprach's und verschwand in seiner Kabine, um fünf Tage nicht wieder zum Vorschein zu kommen, war wieder einmal ein Bißchen tot – und unser Klabauteermann saß auf seiner Kleiderkiste, stierte vor sich hin und paffte.

Nun sollte der Teufel aus diesen beiden Menschen klug werden – wenn es überhaupt Menschen waren!

Also losgesegelt und gedampft, um Kap Horn herum! Nach drei Tagen hatte ich die für die Schifffahrt gefährlichste Gegend der Welt hinter mir. Doch wir befanden uns auf dieser Hälfte der Erdkugel im besten Sommer, und ich hatte nun schon die Vorteile eines früher so verachteten Dampfers schätzen gelernt.

So, vor mir lag freies Fahrwasser. Und wohin nun?

Um Kap Horn herum, hatte mein Kommodore gesagt, der jetzt für einige Tage den Todesschlaf des Gerechten schlief – herum! – also nun wieder nach Norden hinauf.

Er würde sich schon einmal ausgeschlafen haben, und richtig, am Abend des fünften Tages fand der Steward, der regelmäßig mit dem Präsentierbrett klinken mußte, die Tür offen.

Mr. Tischkoff aß zu Abend, schlief des Nachts hoffentlich einen natürlichen Schlaf, am anderen Morgen frühstückte er, dann ging er eine Stunde an Deck spazieren, ohne mich eines Blickes zu würdigen, dann nahm er ein Bad, und dann . . . ließ er mich durch den Steward fragen, ob ich in meiner Kajüte einmal für ihn zu sprechen sei.

So höflich und zeremoniell war er stets, auch betonte er stets das ›Ihre‹ Kajüte, und der Steward war von ihm besonders instruiert, seinen Auftrag auch so wörtlich zu wiederholen.

»Wo befinden wir uns, Herr Kapitän?«

Ich nannte die Zahlen, welche die letzte Berechnung ergeben – etwa der 56. Breitengrad und 80. Längengrad.

»Da sind wir schon um Kap Horn herum?«

»Jawohl, Mr. Tischkoff, schon vorgestern nachmittag gegen fünf Uhr passierten wir Hoste-Island.«

»So so, hm hm. Gute Fahrt gehabt?«

»Ausgezeichnete, wie man sie selten hier hat.«

»So so, hm hm. Und wohin gedenken Sie nun zu segeln?«

Ich konnte ein Lächeln beim besten Willen nicht unterdrücken.

»Sie hatten doch selbst erst . . . «

»Ja ja, immer lachen Sie mich aus, Sie brauchen sich nicht zu genieren,« fiel er mir gutmütig ins Wort, selbst dabei lächelnd, und ich merkte auch nichts von einem Seelenschmerz in seinen faltigen und doch so frischen Zügen. »So geht's, wenn man fünf Tage nicht mehr dieser Erde angehört. Ja, also – haben Sie Zeit?«

»Zeit bis zu meinem Tode,« mußte ich noch immer lächeln.

»Bis zu Ihrem Tode? Dann hätten Sie noch einige Millionen Jahre Zeit.«

»Was, einige Millionen Jahre? So lange soll ich noch leben?!« durfte ich jetzt lauter lachen. Dieser Mann gefiel mir immer besser.

»Jawohl, bis Sie sich nämlich selbst er . . . doch was schwatze ich da! Wir sprachen doch neulich von einer Insel.«

»Die erst noch zu suchen ist, auf der ich mich festsetzen kann.«

»Oder doch – da ein Zigeuner nun einmal keine Heimat haben darf und kann – wohin er seine Sachen bringt, die er nicht immer mit sich herumschleppen will – so eine Art von Diebeshöhle. Kennen Sie die Osterinsel?«

»Dortgewesen bin ich noch nicht.«

»Nein, das wäre ja auch der reine Zufall. Sie gehört England, dieses hat die Verpflichtung durch Parlamentsbeschluß, aller drei Jahre ein Kriegsschiff hinzuschicken, um einmal nach den Eingeborenen zu sehen, weil es die doch auch unter seinen Schutz genommen hat.«

»So? Davon weiß ich noch gar nichts.«

»Das heißt, es geht nicht etwa wegen der Osterinsel direkt ein Kriegsschiff hin, das wird nur einmal so im Vorbeifahren abgemacht. Möchten Sie diese Osterinsel nicht einmal besuchen?«

Na und ob! Für mich hat überhaupt das Wort Insel und Eiland so einen überaus reizvollen Klang, da schießen vor meinen Augen gleich kaleidoskopartig Bilder von Palmen und grünen Triften zusammen – doch davon habe ich schon des öfteren gesprochen – und nun gar die Osterinsel, »verlassen und einsam im bläulichen Meere« – nicht weit davon entfernt das von einem Dichter verherrlichte Salas y Gomez. (Es ist das berühmte Gedicht von den drei Schiefertafeln, wie der Dichter heißt, weiß ich leider nicht mehr, aber ein ganz bekannter – wie die drei Schiefertafeln gefunden werden, auf denen ein Schiffbrüchiger sein ganzes Leben beschreibt, bis ihm der Tod den Griffel aus der Hand nimmt.)

»Meinen Sie denn, daß die Osterinsel etwas für unsere Zwecke wäre?«

»Weil sie englischer Besitz ist? Das läßt sich alles machen. Darüber werden wir später sprechen. Erst wollen wir sie einmal besichtigen. Haben Sie schon Näheres über diese Insel gehört?«

»Nicht einmal das.«

»Die Osterinsel ist ... doch lesen Sie lieber darüber nach. Sie werden es ausführlicher behandelt finden, als ich es Ihnen geben kann.«

Ich änderte etwas den Kurs, dann versenkte ich mich in meine Bücher, und da bekam ich etwas zu lesen, was ich auch nicht von dieser kleinen, weltverlassenen Insel vermutet hätte, nämlich daß sie die Spuren einer längstverschwundenen Kulturwelt trägt und daher hochinteressant für den Altertumsforscher ist.

Die Osterinsel liegt im Stillen Ozean resp. in der Südsee, ungefähr auf dem 27. Breiten- und 110. Längengrade. Sie hat einen Flächenraum von etwas über eine Quadratmeile (geographische oder deutsche – 16 englische Quadratmeilen), gebirgig, vulkanischen Ursprungs, mit noch vorhandenen zahlreichen Kratern;

doch ist von einem Erdbeben seit Menschengedenken nichts bekannt. Die Küsten sind steil und schwer zugänglich und bieten für größere Fahrzeuge nur einen einzigen Landungsplatz, Cookshaven.

Entdeckt wurde sie am 1. Osterfeiertag 1721 von dem englischen Kapitän Roggeween; doch sollen schon die Flibustier unter ihrem furchtbaren Anführer David eine Niederlassung darauf gehabt haben, ein Waffenarsenal und eine Proviantkammer, kurz ein Diebesversteck, was also in der Mitte des 17. Jahrhunderts gewesen wäre.

Die Eingeborenen sind Malaien. Ihre Anzahl wurde damals (mein Spezialbuch war im Jahre 1858 herausgegeben) auf 1500 Köpfe geschätzt. Da es auf der Osterinsel an allen vierfüßigen Tieren fehlt, sind sie hauptsächlich auf Pisang, Bataten, Zuckerrohr und Kürbisse angewiesen, welche sie zu bauen verstehen, dazu kommen noch die Eier der zahlreichen Seevögel und einiger Fischfang. Aber mit den anderen Südsee-Insulanern, welche mehr auf dem Wasser leben denn an Land, mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen die weitesten Seereisen machen, sind diese ›Rapu Nui‹, wie sie sich selbst nennen, durchaus nicht zu vergleichen. Schon dieses Buch sagte, daß sie auf dem Aussterbeetat ständen, woran weniger die inneren Streitigkeiten als vielmehr ihre vollkommene Degeneration schuld wäre, erzeugt durch Heiraten unter Blutsverwandten, durch ihre allgemeine Unsittlichkeit (welches Wort aber in bezug auf solche Naturvölker sehr vorsichtig angewendet werden muß).

Für die Forscher, welche diese Insel hin und wieder besucht haben, ist dieses isolierte Völkchen stets ein Rätsel gewesen, mehr noch die ganze Insel.

Diese Malaien können erst, das kann man aus Ueberlieferungen ungefähr bestimmen, vor 3 bis 400 Jahren nach dieser einsamen Insel gekommen sein, welche sie wie noch heute ›Tepitu Fenua‹ nannten, das ist das Land in der Mitte des Meeres.

Damals wollen sie diese Insel ganz menschenleer gefunden haben, aber schon damals waren die Spuren vorhanden, welche von einer längstverschwundenen Kultur erzählen, wie noch heute, nämlich in die Lavawände eingehauene Hieroglyphen, Statuen und Bauwerke, alles von kolossalen Dimensionen.

Die Hieroglyphen, welche Aehnlichkeit mit Tierfiguren haben, wie z. B. die der alten Aegypter, aber auch der Chinesen, sind noch nicht enträtselt worden. Die überall aufgestellten Statuen von Männern und Weibern, aus grauem Lavasteinen gemeißelt – oder wahrscheinlicher einfach mit dem Messer geschnitten, worüber wir später sprechen werden – bestehen immer nur aus Kopf und Rumpf und sind trotzdem bis zu sieben Meter hoch, oben noch eine Krone aus rotem Gestein tragend.

Die noch stehenden Gebäude sind offenbar Priesterwohnungen, Tempel und Gräber gewesen, gewöhnlich dreißig Meter lang, zehn Meter breit und ebenso hoch, und als Dach dient immer eine einzige Steinplatte, welche dort oben hinaufzubringen auch noch für unsere heutigen Ingenieure ein Kunststück bedeuten würde.

Was für ein Volk ist das gewesen, das hier solch ungeheure Bauwerke aufgeführt hat? Malaien kommen nicht in Betracht. Man könnte an die alten Peruaner denken. Aber deren hinterlassene Bauwerke haben so gar keine Aehnlichkeit mit diesen hier.

Dagegen die größte Aehnlichkeit haben sie mit den gewaltigen Grabdenkmälern in China aus den uralten Zeiten der sogenannten Ming-Dynastie, die schon seit Jahrtausenden durch die der Mandschus verdrängt worden ist.

Gar kein Zweifel, hier im Stillen Ozean, zwischen Südamerika und Australien, haben schon einmal Chinesen gehaust!!

Uebrigens hat man ja auch in Nordamerika an Felswänden chinesische Inschriften gefunden, Chinesen müssen schon weit vor Kolumbus in Amerika gewesen sein, wie ja auch Isländer und Wikingier.

Aber sonstige Spuren von Chinesen, daß sie sich etwa schon einmal niedergelassen hätten, hat man in Amerika noch nicht gefunden. Nur eben hier auf dieser kleinen, weltverlassenen Osterinsel! – – –

Na, mich hatte dies alles mächtig gespannt. So interessant hätte ich mir die Osterinsel gar nicht vorgestellt.

Ja, es ist doch etwas anderes, wenn man so frei in der Welt herumgondeln kann, als wenn man Kohle und Baumwolle nach einem bestimmten Hafen bringen und den Kurszettel studieren muß. Und wenn man dazu noch so einen Kommodore hat!

Bis nach der Osterinsel hatte ich mit zehn Tagen zu rechnen. Ich kannte niemals etwas von Langeweile, wußte mich mit meinen Jungen und mit meinen Büchern zu amüsieren. Und dann sorgte diesmal auch der Kommodore einige Tage für Unterhaltung.

Der kam während dieser Fahrt einmal ins Wandern. Fünf Tage hatte er sich ausgeschlafen, nun wollte er sich Bewegung verschaffen, nach dem Grundsatz: wandern, wandern, immer wandern, wandern, wandern . . . und so *in infinitum*.

Am Montag früh hatte es angefangen. Er war wie gewöhnlich bei schönem Wetter zur Morgenpromenade an Deck gekommen, marschierte wie immer zwischen Fock- und Besanmast auf und ab, tadellos angezogen, mit blankgewischsten Stiefeln, immer so leise spöttisch und doch gutmütig vor sich hin lächelnd – so recht in sich selbst vergnügt.

Da passierte es zum allerersten Male während solch eines Morgenspazierganges, daß er einmal vor mir stehen blieb.

»Nun, Herr Kapitän?«

»Mr. Tischkoff?«

»Haben Sie über die Osterinsel nachgelesen?«

»Jawohl, einen sehr gründlichen Artikel.«

»Von wem sollen die alten Bauwerke sein?«

»Wahrscheinlich von Chinesen aus der Ming-Dynastie.«

»Hm. Haben Sie auch von der Felsenklippe gelesen, die westlich von der Osterinsel liegt?«

»Jawohl, drei Kilometer davon entfernt.«

»Was sagen Ihre Bücher darüber?«

»Nichts weiter. Eine flache Felsenklippe ohne jede Vegetation.«

»Wie groß?«

»Das steht nicht einmal angegeben.«

»Auch sonst nichts weiter?«

»Gar nichts.«

»Wie tief das Wasser zwischen der Insel und der Klippe?«

»Nein. Jedenfalls also tief genug, um das größte Schiff durchzulassen.«

»Hm.«

Und mit diesem Hm ließ er mich stehen und nahm seinen Spaziergang wieder auf.

Die Schiffsglocke glaste die achte Stunde, Mr. Tischkoff marschierte richtig nach achtern und . . . alle Wetter, er benutzte nicht den Kajüteneingang, sondern drehte davor um, ging nach dem Fockmast zurück.

Was war denn mit dem heute los? Hatte der denn nicht das Glasen gehört? Und der mußte die Zeit doch schon in den Knochen haben!

Eine Stunde verging, und mein Kommodore marschierte nun schon die zweite zwischen Fock- und Besanmast hin und her!

Das ganze Schiff geriet in Aufregung. Ich mußte eine Verwarnung von Mund zu Mund gehen lassen, daß man den alten Herrn nicht immer so verwundert anstarre.

Der Steward kam mit Tischkoffs zweitem Frühstück. Hilflos blickte er mich an.

Ja, was sollte ich da raten? Mr. Tischkoff promenierte noch immer hin und her, mit militärischem Schritt und Gang, nur den Kopf etwas geneigt, die Arme über der Brust verschränkt, vergnügt vor sich hin lächelnd.

»Trag es in seine Kabine, er wird schon kommen,« befahl ich.

Aber der seltsame Alte kam nicht. Am Mittage wanderte er noch immer auf und ab, und am Abend desgleichen. Ich mußte für einige Stunden die Kojen aufsuchen, und als ich gegen Mitternacht an Deck kam, promenierte er noch immer zwischen Fock und Besan hin und her.

Und so ist er noch bis zum Mittwoch nachmittag gewandert, also im ganzen mehr als sechzig Stunden lang, rastlos, aber gemächlich, auf den ganz bestimmten Stellen wieder umkehrend, ganz in Gedanken versunken, manchmal ein ›Hm hm‹ brummend – mehr als sechzig Stunden lang!

Am Dienstag abend prasselte ein tüchtiger Regenguß herab – hatte für den Spaziergänger gar nichts zu sagen, der ließ sich nicht stören.

Was sollte ich tun? muß ich noch manchmal fragen.

»Wir wollen ihm sagen, daß es so fürchterlich regnet,« meinte Mahlsdorf, und er wollte keinen Witz machen.

Aber ich wehrte ab. Am anderen Morgen war er noch immer nicht trocken, begann aber dann in der heißen Sonne zu dampfen. Mit seiner Eleganz war es freilich vorbei. Kragen und alles war ja total aufgeweicht gewesen, und durch das Trocknen wurde die alte Steifheit nicht wieder hergestellt.

Wußte der denn gar nichts von Müdigkeit, nichts von Hunger und Durst? Nein, erhaben über alles! Er konnte sich ja dann wieder ein paar Tage ausschlafen, aber ohne alles Essen, der Hunger, der Hunger! – das war es besonders, was ich bei meinem gesunden Appetit nicht begreifen konnte.

Also immer noch eine ganze Nacht durchgewandert, dann noch ziemlich einen ganzen Tag, bis er endlich in der fünften Stunde die Armverschränkung löste, den Kopf etwas hob und seine bisherige Richtung ändernd, vor mich hintrat.

»Hm. Also Sie haben über diese Felsenklippe gar nichts Besonderes gefunden?«

Himmelbombenelement noch einmal! Aber es sollte vielleicht noch besser kommen.

Ich verneinte.

»So so, hm hm. Bitte, lassen Sie doch wieder den Klabautermann in meine Kabine bringen.«

Ich wußte nicht mehr, was ich davon denken sollte. Wollte er diesen menschlichen Automaten wieder ›galvanisieren‹? Konnte der Klabautermann ihm in diesem Zustande etwas von dem Felsenriff erzählen, das für ihn ein so rätselhaftes Interesse hatte?

Da ich mir keine Frage beantworten konnte, dachte ich auch nicht weiter darüber nach – der Klabautermann ward auf seiner Kleiderkiste hineingebracht.

Tischkoff aß erst wieder zu Abend, so mäßig wie sonst, erst gegen zehn Uhr verlosch wie gewöhnlich in seiner Kabine das Licht, was man beobachten konnte, wenn man sich etwas über die Bordwand beugte, am anderen Morgen nahm er den Kaffee ein und promenierte dann wieder an Deck, aber diesmal nur seine festgesetzte Stunde.

Erhaben über Zeit und Raum! Aber so sechzig Stunden lang ununterbrochen hin und her wandern zu können – na ja, der ewige Jude!

AUF DER OSTERINSEL.

Am zehnten Tage tauchte das einsame Eiland auf. Gebirgig genug, aber ohne jenen steil sich erhebenden, alles überragenden Berg, der sonst immer solche kleine Inseln charakterisiert, welche durch Feuerskraft vom Meeresboden emporgehoben worden sind.

Cookshaven liegt auf der Südseite, eine geräumige Bucht, in die ich direkt hineinsteuerte, nur wenig zur Vorsicht peilend.

Die Umgebung dieser Bucht war flach, grün, aber ohne Bäume. Also nicht das liebliche Bild mit nickenden Palmen, wie es die eigentlichen Südseeinseln sonst immer bieten.

Die eigentliche Palme jener Inseln, die Kokos, käme hier auch gar nicht fort, sie überschreitet nicht den 20. Breitengrad. Dagegen würde außer anderen Baumarten die Dattelpalme hier ganz vorzüglich gedeihen.

Weshalb England diese Osterinsel so außer acht gelassen hat, weiß ich nicht. Schließlich kann England doch auch nicht jede Insel, die es als sein Eigentum betrachtet, in eine Festung verwandeln.

Ja, wenn hier Kohlen gefunden würden! Dann würde die Insel natürlich gleich zur selbständigen Kohlenstation gemacht werden. Aber auch das Hafenverhältnis ist gar kein so günstiges. Für mein Schiff langte das Wasser noch eben, und die ›Sturmbräut‹ mit ihren tausend Tonnen konnte sich doch nicht mit einem modernen Kriegsschiff vergleichen.

Am Strande erblickten wir einige Hütten, aus dürrer Zuckerrohr zusammengebaut, mit getrockneten Krautblättern gedeckt.

Ganz dicht am Wasser standen wohl hundert Eingeborene, höchstens mit einem Binsengeflecht bekleidet, auf den Köpfen hohe Binsenhüte, bewaffnet mit Lanzen und Keulen.

Doch alsbald, als ich in die Bucht langsam einsteuerte, wurden die Waffen niedergelegt, heftiges Winken, wobei jeder immer auf andere deutete, die sich schon mit bloßen Augen als Weiber erwiesen.

Ich wußte, daß ich bis dicht an ein höherliegendes Plateau fahren, an diesem festmachen konnte – dies alles berichten ja die nautischen Bücher – aber ich war noch nicht so weit, als sich schon die Hälfte der Gesellschaft ins Meer stürzte und mir entgegenschwamm.

Die andere Hälfte bestieg Kähne und handhabte eifrig die Ruder, und in diesen Fahrzeugen befanden sich meist Weiber.

»Darf ich jetzt einmal fragen?« wandte ich mich an meinen Kommodore.

»Aber ich bitte sehr!«

»Woher haben die Eingeborenen diese Boote, da doch auf der Osterinsel Bäume fast ganz fehlen sollen?«

»Auf der nördlichen Seite schwimmt viel Treibholz an. Aus geeigneten Stücken fertigen sich die Rapus Lanzen und Keulen, aus Brettern und Stämmen Boote, ganz elende Fahrzeuge, wie sie gleich sehen werden, lediglich dazu benutzt, daß sie nicht nur direkt vom Ufer aus angeln müssen – und für Hüttenbau wissen sie aus diesem Treibholz gar keinen Nutzen zu ziehen, dazu sind diese Burschen auch viel zu faul.«

»Ist ihnen zu trauen?«

»Ja, solange man ihnen immer die Waffe vorhält. Doch selbst ein einzelner hat nichts zu fürchten, er kann die ganze Insel durchforschen – vorausgesetzt natürlich, daß seine Kameraden in der Nähe sind, oder daß eben ein Schiff hier liegt. Es sind feige Burschen, die vor unseren Waffen, aber auch schon vor unseren Körperkräften einen großen Respekt haben.«

»Was für eine Religion haben sie?«

»Einen Anklang noch an den Mohammedanismus ihrer Vorfahren.«

»Sind noch keine christlichen Bekehrungsversuche gemacht worden?«

»Die sind alle gescheitert, und noch jeder Missionar hat es bald aufgegeben, aus diesen Leuten, welche vielleicht noch in diesem Jahrhundert ausgestorben sein werden, Christen zu machen.«

Die ersten Schwimmer hatten unterdessen das Schiff erreicht, schrien und hielten die Hände hoch.

»Soll ich sie an Bord lassen?«

»Machen Sie ihnen das Vergnügen, daß die lange Schwimm-tour nicht umsonst war. Zu fürchten haben wir nichts. Aber instruieren Sie Ihre Leute. Ganz energisch vorgehen! Wer irgendwie aufdringlich ist, wird sofort über Bord geworfen. Und wenn wir an Land liegen, muß alles wieder herunter, keiner darf mehr das Deck betreten.«

Ich ließ Taue auswerfen, die Schwimmer kletterten herauf, schüttelten sich wie die Hunde.

Es waren gelbbraune, kleine, schwächliche Gestalten mit dicken Schädeln und Plattnasen, viele auf dem Kopfe mit Grind bedeckt – elende Gesellen, schon jetzt dem Tode verfallen.

»Talu, talu!« schrien sie zur Begrüßung, und dann streckten sie die Hände aus, aber dies weniger zur Begrüßung. »Tobacco, Whisky!«

Das waren die beiden einzigen Worte, die sie von englischen Matrosen gelernt hatten.

Doch, der eine konnte ganz perfekt Englisch, der Widerlichste aller Widerlichen. Wie ich später erfuhr, war der hier Geborene in England zum Missionar ausgebildet worden, hatte es aber, hierher zurückgeschickt, vorgezogen, wieder ein echter Rapu Nui zu werden und seine Mutter und später seine Töchter zu heiraten.

Mag diese Andeutung genügen, wie dieses Völkchen lebte. Und doch, noch etwas anderes muß hinzugefügt werden.

Unter den Schwimmern, die jetzt an Bord geklettert, waren doch auch einige jüngere Weiber, die sich aber keineswegs durch Schönheit auszeichneten.

»Tobacco, Whisky,« sagten die Männer und deuteten dabei eifrig auf die Weiber, die sich für die Schwimmtour auch noch ihrer Bastschürze entledigt hatten, und der ehemalige Missionar machte es noch deutlicher.

»Ein Pfund Tabak für meine Frau, eine Buttel Whisky für meine schönste Tochter,« sagte er und schob ein Weib und ein jüngeres Mädchen mit pockenzerfressenem Gesicht vor, »ein halbes Pfund Tabak, ein viertel Pfund . . . «

Er ging herunter bis zu einer Handvoll Tabak und einen Schluck Whisky, und die Weiber grinnten uns an, verstanden sogar schon das Kokettieren.

Na, guten Appetit!

Das war die ganze ›Kultur‹, die englische Seeleute diesem Naturvölkchen beigebracht hatten – daß sie ihre Frauen und Töchter und vielleicht auch Großmütter verschachteten für eine Handvoll Tabak und für einen Schluck Whisky.

Doch das findet man auf allen diesen Südseeinseln, gleich in Batavia ist es ganz genau dasselbe. Die englischen und holländischen Seeleute sind nicht einmal dafür verantwortlich zu machen, diese malaiischen Eingeborenen und Südsee-Insulaner sind wirklich naive Kinder, die den Fremden eine Freude bereiten wollen, und wenn sie ein Gegengeschenk bekommen, so nehmen sie das natürlich gern an.

Doch auf den malaiischen und anderen Südseeinseln bekommt man indes wenigstens hübsche Weiber angeboten, manchmal sogar Schönheiten, aber hier – – guten Appetit!

Das hier waren nur die ersten Weiber, die von den Ehegatten, Brüdern und wohl auch Söhnen gezwungen worden waren, gleich nach dem Schiffe zu schwimmen; denn wer zuerst kommt, mahlt bekanntlich zuerst, und auch hier war schon starke Konkurrenz.

Dann kam noch der große Haupttrupp von Weibern in Kähnen, jetzt ging es erst recht los.

Ich ließ kleine Pakete Tabak verteilen, auch einige Flaschen Rum – mochten sich diese nackten Kerle darum balgen, wie sie wollten. Als einmal eine Flasche zerbrach, krachten einige Köpfe zusammen, so schnell hatten sich nämlich die Nächststehenden zu Boden geworfen, um das kostbare Feuerwasser von den Deckplanken aufzulecken.

Unterdessen hatten wir das Plateau erreicht, einige Felsen waren vorhanden, an denen schon so manches Schiff festgemacht haben mochte, und als auch wir dies getan, mußte das ganze Gesindel von Bord, und wer zu lange zögerte, der flog, darin brauchten meine Jungen gar nicht erst instruiert zu werden, nur waren sie so rücksichtsvoll, immer nur nach der Wasserseite über Bord

zu befördern, auf dem felsigen Boden hätten sich die Expedierten doch zerschlagene Knochen holen können.

Wir waren nachmittags in der vierten Stunde angekommen, heute war doch nichts mehr zu machen, morgen sollte beizeiten aufgebrochen werden.

Schon unterwegs hatte Tischkoff gefragt – alle Einzelheiten kann ich ja nicht immer anführen – ob ich dünne Strickleitern an Bord hätte, es waren während der Fahrt drei Stück vorhanden, desgleichen die gewünschten Spitzhacken und Spaten. Denn so ein Schiff ist für weite Reise ja mit allem ausgerüstet, was man bei einem Schiffbruch an einer einsamen Insel brauchen könnte. Dieser Fall wird auf der Seemannsschule tatsächlich immer im Auge behalten, wenn die Schüler eine ganze Schiffsausrüstung zusammensetzen müssen, da vergißt man wohl auch am leichtesten nichts – man soll sich immer in die Lage eines Robinsons versetzen, was der vom frühen Morgen bis zum Abend braucht, um sich das Leben so bequem wie möglich zu machen, und da dürfen natürlich auch nicht die Stecknadeln vergessen werden, so wenig wie Stahl und Zunder, falls die Streichhölzer einmal versagen. Uebrigens ist es sehr interessant, einmal ein modernes Ausrüstungsgeschäft für Expeditionen und Jäger zu besichtigen, wie ich in London eins besucht habe, diese tragbaren Betten, Kessel und dergleichen, Spaten als Spazierstöcke, deren Rohr ein wahres Magazin für kleine Gebrauchsgegenstände ist, unterschiedlich für den Nordpolreisenden, wie für den Afrikaforscher oder den Australiendurchquerer, und da sieht man erst, was für eine Rolle Feuerstein, Stahl und Zunder noch heute spielen.

Inzwischen hatte sich Tischkoff mit den Malaien unterhalten, wovon wir anderen kein Wort verstanden, und er hatte einen Mann ausgewählt, welcher versicherte, auf der ganzen Insel jede Quelle zu kennen. Dieser würde uns führen.

»Und aus wieviel Leuten soll die Expedition sonst bestehen?« fragte ich dann.

»Wir nehmen nur drei Matrosen mit, welche unser Gepäck tragen – Strickleitern, Spaten, Hacken und einigen Proviant. Womöglich die besten Fußgänger, wenn Sie die kennen.«

Ich hatte meinem Kommodore noch kein Wort von meinem Erlebnis in der Fucusbank gesagt, wo ich die besten Fußgänger ja kennen gelernt. Er hatte mich niemals gefragt, obgleich ich bestimmt wußte, daß er darüber orientiert war. Der gehörte doch auch mit zu jener geheimen Verbindung.

»Soll keiner meiner Offiziere mit?«

»Bitte, ich möchte mit Ihnen allein sein.«

Schade! Ich hätte einem oder dem anderen Wißbegierigen und Abenteuerlustigen gern die Freude gemacht. Nun, dazu war ja noch später Zeit, Tischkoff, der überhaupt oftmals die Gedanken erraten konnte, sagte das gleich selbst.

»Die Herren können ja noch später eine Expedition machen, nur bei dieser ersten Kundschaftstour möchte ich mit Ihnen allein sein. Und dann nehmen wir noch Goliath mit, Ihren zweiten Bootsmann, und zwar soll ihm nichts weiter aufgebürdet werden, als was wir selbst tragen müssen.«

Es war das erstemal, daß Tischkoff für den Neger, der ja auch so halb und halb für mich ein Rätsel war, Interesse zeigte.

Am anderen Morgen beim ersten Sonnenstrahl brachen wir auf, also Tischkoff und ich, Goliath, wie wir, nur Gewehr und Feldflasche tragend, die drei bepackten Matrosen und Soliman, der Führer.

Es war ein köstlicher Morgen, und die Landschaft machte mir einen ganz anderen Eindruck als gestern, da ich sie wegen des Fehlens von nickenden Palmen, die ich bei einer Südseeinsel bestimmt erwartet, öde gefunden hatte.

Im Gegenteil, diesen frischen, grünen Graswuchs, der hier überall den Boden bedeckt, findet man natürlich auf keiner jener Koralleninseln, eigentlich überhaupt nicht in den tropischen Zonen, selbst in Aegypten und noch in Italien und Griechenland

kann man sich nirgends ins Gras legen, überall Dornen und Disteln, welche hier gänzlich zu fehlen schienen, und so bin ich überhaupt gar kein so großer Freund der tropischen Gegenden. Deutsche Triften und deutsche Eichen sind es, oder ich will germanische sagen, denn da kommt hauptsächlich auch die unsagbar reizvolle Landschaft Englands in Betracht, von denen ich so oft sehnsuchtsvoll träume, wo man keine Schlangen und Skorpione zu fürchten braucht, kein Fieber und andere Krankheiten, auch im heißen Sommer nur wenig von Mücken belästigt wird, was alles, wie ich gelesen, auch von dieser einsamen Insel gilt, auf der wirklich wegen ihrer glücklichen Lage ein ewiger Frühling herrschen soll.

Nur daß hier aller Baumwuchs fehlt.

»Wie kommt das nur?« fragte ich meinen Begleiter nach einer vorausgegangenen diesbezüglichen Bemerkung seinerseits.

»Es ist eben eine isolierte Insel, eine kleine Welt für sich, die ihre Eigentümlichkeiten hat, sogar ihr eigenes Tierreich. Denken Sie an die Galapagosinseln. Auf diesen kommen ebenfalls zahlreiche Pflanzen und Tiere, wie Vögel und sogar Insekten vor, welche sonst nirgends in der Welt zu finden sind.«

»Aber werden hier gepflanzte Bäume fortkommen?«

»Gewiß, alle, welche in diese Region passen, und das dürfte eine große Anzahl sein. Neben der Dattelpalme wird der Apfel gedeihen können, und dann vor allen Dingen der Weinstock, wie z. B. in Palästina.«

»Trotzdem muß ich mich noch immer wundern, daß gar keine solche Bäume hier vorkommen. Sollten Vögel mit unverdaulichem Samen nicht für die Verbreitung solcher Bäume sorgen?«

»Dann könnten doch nur Zugvögel in Betracht kommen, die sich bei ihren Wanderungen hier niederlassen. Hierher kommen aber eben keine Zugvögel. Weshalb nicht, das weiß ich freilich

auch nicht. Die Osterinsel ist niemals eine Raststation für Wandervögel gewesen, und ich wüßte auch gar nicht, welche darüber hinstreichen sollten.«

»Daß aber nur England noch gar nicht auf den Gedanken gekommen ist, diese gesegnete Insel zu kultivieren, sie könnte doch Tausende von fleißigen Kolonisten ernähren, man braucht doch nicht immer gleich an eine Seefestung mit Kriegshafen zu denken.«

»Die Osterinsel wird wahrscheinlich Privatbesitz sein.«

»Privatbesitz?!«

»Sehr leicht möglich. Erinnern Sie sich, daß zur Zeit, als Australien entdeckt und von England annektiert wurde, dieses ganze Festland mit sämtlichen umliegenden Inseln den englischen Lords, der englischen Adelsgesellschaft zugesprochen wurde, welche die Verpflichtung übernahmen, das neue Land nach und nach unter Kultur zu bringen. Es war also damals so ein Verhältnis, wie es noch heute Belgien mit seinem afrikanischen Besitz, dem Kongostaat hat – gewissermaßen eine Aktiengesellschaft, nur unter dem Schutze der Heimatsflagge stehend, dafür Abgaben zahlend. Australien war überschätzt worden, die englischen Lords traten nach und nach von ihren Verbindlichkeiten zurück, aus dem Privatbesitz wurde Regierungsland. Aber das ist nicht überall der Fall. Noch immer gehören in Australien ungeheure Landstriche englischen Lords und Grafen, welche den Verkauf an Kolonisten Bankinstituten übergeben haben. Und dasselbe gilt auch von zahllosen Inseln oder ganzen Inselgruppen des australischen Archipels. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich bin fest überzeugt, daß auch diese Osterinsel englischer Privatbesitz ist.«

Ich dachte im Augenblick nicht daran, daß es doch seltsam sei, wie dieser Mann, der ja sonst so genau schon über die Osterinsel orientiert war, dann nicht auch ihren Besitzer genau kenne.

Mich beherrschte jetzt nur ein einziger Gedanke.

»Dann wäre diese Insel vielleicht noch käuflich zu erwerben!!«

»Daran möchte ich gar nicht zweifeln.«

»Aber,« wurde ich von allein gleich wieder kleinlaut, »das Hoheitsrecht würde sich England doch nicht nehmen lassen.«

»Nein, das freilich nicht. Was England einmal in Händen hat, das gibt es auch nicht wieder heraus. Die englische Flagge müßte hier immer wehen.«

»Ach, dann ist es nichts, dann ist es nichts!« seufzte ich.

Da klopfte mir Tischkoff lächelnd auf die Schulter, eine Vertraulichkeit, deren ich ihn gar nicht für fähig gehalten hatte. Der herrliche Morgen mußte daran schuld sein.

»Vertrauen Sie nur meiner Führung,« sagte er freundlich, »Sie werden nicht schlecht dabei fahren. Es kann doch einmal der Fall eintreten, daß auch England etwas aus den Zähnen läßt – vielleicht gegen einen Tausch, wobei es Vorteil hat.«

(Hierbei möchte ich an Helgoland erinnern, welches England an Deutschland gegen Sansibar vertauschte, muß aber leider auch die Frage aufwerfen: Wer hat hierbei den Vorteil gehabt? Was hatte der Engländer überhaupt auf Helgoland zu suchen?)

Zuerst waren wir über eine grasige Fläche marschiert. Am Strande hatten jene Eingeborenen, ein besonderer Fischerstamm, einige Bananen und Kürbisse gezogen, am Fuße des niedrigen Gebirges, noch im Hügeland, fanden wir eine Ansiedlung mit viel mehr bebautem Boden.

Die Eingeborenen hier, ebenso primitiv lebend, waren nur nach Tabak lüstern, nicht nach Schnaps, waren überhaupt gar nicht so aufdringlich, ja, sie zeigten sogar schon einen anderen Typus.

Es war sehr lehrreich, mit Tischkoff auf Expedition zu gehen, obschon ich mir wohl ein Urteil von allein gebildet hätte.

Je größer ein Gebiet mit günstigen Kommunikationsverhältnissen, desto mehr verallgemeinert sich auch die Bevölkerung, und umgekehrt.

In Amerika ist der Unterschied zwischen der Bevölkerung am Atlantischen und westlich am Stillen Ozean ja gar nicht so groß,

Yankee bleibt immer Yankee. In dem politisch und auch natürlich begrenzten Deutschland findet man schon die verschiedensten Menschen dicht nebeneinander wohnen, von dem Unterschied zwischen einem Bayern und einem Friesen oder Pommern gar nicht zu sprechen.

Diese isolierte Insel hier konnte man als einen selbständigen Erdteil betrachten – die Größe hat ja dabei eigentlich gar nichts zu sagen. Es hatten sich darauf verschiedene Stämme abgesondert, mit verschiedener Politik, ein Stamm durfte nicht das Land des anderen betreten, und mochte dieses ›Land‹ auch nur einen Quadratkilometer betragen, so hatten sie sich im Laufe der Zeit doch auch selbständig entwickelt.

Denn mochte die Entfernung von diesem Stamme im Hügellande nach der Küste auch nur eine Viertelstunde betragen, dorthin durften diese Kürbisbauern nicht; das Privilegium, Schiffe anzubetteln, beanspruchten jene Fischer für sich allein, und wurden die Grenzen überschritten, dann kam es zum ›Krieg‹. Deshalb auch reiben sich diese Eingeborenen der Osterinsel so schnell auf, denn solche Uebergriffe kommen ja häufig genug vor.

Wir wußten uns auch diese Eingeborenen vom Leibe zu halten, und bald begann der Aufstieg, der durch gangbare Pässe unterbrochen wurde. Doch die höchste Erhebung auf der Osterinsel beträgt kaum dreihundert Meter.

Da erblickten wir die ersten beiden Bildsäulen, welche den Eingang zu einem Passe zu bewachen schienen. Ich habe kaum noch etwas hinzuzufügen. Sechs Meter große Figuren, Männer darstellend, nur aus Rumpf und Kopf bestehend, aus einem grauen Steine gemeißelt, auf dem Kopfe eine Krone von rotem Stein tragend.

Doch von künstlerischer Gestaltung gar keine Spur, alles so plump wie möglich. Kaum das Gesicht war zu erkennen, nur durch einen Zinken und durch einige Einschnitte charakterisiert, Nase, Augen und Mund darstellend. Gerade als wenn ein Kind

aus Semmelteig eine menschliche Figur machen will, da sind Arme und Beine das schwerste daran, sie brechen immer wieder ab, es bleibt bei Kopf und Rumpf, und die Nase wird durch ein Klümpchen markiert. Anders war es auch hier nicht, und es fand seine Erklärung, wenn man an Chinesen dachte. Diese haben in der Plastik und in der Malerei ja nie etwas geleistet.

Tischkoff kratzte lange mit dem Messer an der einen Figur herum.

»Für was für eine Gesteinsart halten Sie das?« fragte er dann.

»Ich muß gestehen, daß ich in der Gesteinskunde durchaus unbewandert bin. Am sichersten erkenne ich nur buntscheckigen Granit.«

»Aber Lava haben Sie doch schon gesehen.«

»Ja, ganze Lavafelder, schmutziggrau bis schwarz, das ist aber keine . . . und doch, habe ich nicht gelesen, daß alle diese Figuren, wie die Bauten, aus Lava gefertigt sein sollen?«

»So ist es auch.«

»O nein, das ist doch keine Lava! Die kann man ja gar nicht mit dem Meißel bearbeiten, die ist doch viel zu hart und spröde.«

»Geehrter Herr Kapitän, was ist überhaupt Lava? Jede Gesteinsart, welche ein Vulkan in flüssigem Zustand ausspeit oder abfließen läßt, heißt nach ihrer Erstarrung Lava, ganz gleichgültig, ob Granit oder Basalt oder Diorit oder sonst etwas. Nun allerdings verändert sich das betreffende Gestein durch das Schmelzen und dann durch die schnelle Erstarrung ganz bedeutend.«

Weiter sagte Tischest nichts, obgleich seine Erklärung doch eigentlich noch längst nicht zu Ende war.

Wir setzten unseren Marsch fort, nur selten klettern müßend.

Ich fasse alles kurz zusammen. Wir sahen solcher Figuren genug, zum Teil mit Hieroglyphen bedeckt, wie sie auch in langen Zeilen an glatten Felswänden eingemeißelt waren; wir fanden große Gebäude, wie ich sie schon früher beschrieben, für mich

aber ohne weiteres Interesse, einfach viereckige Steinkästen, innen ein leerer Raum – höchstens bewunderte ich, wie man diese mächtigen Quaderblöcke, auch so ein weißgrauer Stein, da oben hinaufgebracht hatte, und noch mehr staunte ich die riesigen Steintafeln an, von denen jede immer ein ganzes Dach bildete, wie man die überhaupt nur so ohne Fehler gebrochen haben konnte.

»Wie ist das bloß möglich?«

»Ich werde Ihnen die Erklärung hoffentlich noch heute geben können,« entgegnete Tischkoff, ohne sich nach seiner Weise vorläufig weiter darauf einzulassen.

Wir kamen nicht allzu schnell vorwärts, nämlich weil Tischkoff hin und wieder von den Matrosen ein Erdloch auswerfen ließ, zu welchem Zweck, teilte er uns nicht mit.

Er trieb eben geologische Studien, untersuchte die zum Vorschein kommende Erde – oder es war wohl Ton – rieb sie prüfend zwischen den Fingern, suchte sie zusammenzukneten, ließ aber auch ziemlich tiefe Löcher in den Steinboden hauen, und zwar sowohl vertikale als in Felswänden horizontale, bis er, wenn das Loch eine Tiefe von einem Viertelmeter erlangt hatte, Einhalt gebot, und sein Kopfschütteln sagte mir, daß er mit irgend etwas nicht zufrieden war.

Dann hatten wir einen Krater erstiegen, standen vor seiner Oeffnung.

Wie solche Kratermündungen entstehen, habe ich schon früher einmal erwähnt, und so zeigte auch hier der Trichteressel jene Galerien, so daß das Ganze ein vollkommenes Amphitheater mit rundherumlaufenden Sitzen bildete, das einige Tausend Zuschauer gefaßt hätte. Nur ein Platz für die Szene hätte geschaffen werden müssen: denn obgleich die Mittagssonne hier direkt hineinschien, war der Grund kaum zu erkennen.

»Wahrhaftig, solch einen Krater sollte man in ein Amphitheater verwandeln!« rief ich.

»Und warum nicht?« meinte Tischkoff.

»Da brauchten bloß in einer gewissen Höhe Bretter gelegt zu werden, dann ist die Bühne fertig.«

»Das könnte ja geschehen.«

»Ja, aber nun die Zugänge für die Schauspieler, daß die nicht immer über das Publikum hinwegsteigen müssen?«

»Da werden einfach Tunnel gebohrt, Räume im Innern des Berges geschaffen.«

Ich wollte erwidern, daß das doch eine Heidenarbeit sein müsse, dachte aber noch rechtzeitig an Karlemann, was der in dieser Hinsicht schon auf seiner Seeburg alles geleistet hatte.

Von hier oben aus konnte man auch die ganze Insel überschauen, nur nach Osten hin versperrte ein höherer Berg etwas die Aussicht.

Doch Bemerkenswertes bot diese Uebersicht sonst nicht. Auch mein Schiff war deutlich zu sehen, ohne Fernrohr, scharf hob sich jede Rahe vom blauen Hintergrunde ab, und noch weiter dahinter lag die kleine Felsenklippe, die wir natürlich schon beim Einlaufen in die Bucht gesehen, fast passiert hatten. Sie befand sich, wie schon erwähnt, etwa drei Kilometer von der Insel entfernt.

Tischkoff schien sich nicht sattsehen zu können an dem Anblick meines Schiffes. Oder war es jene Felsenklippe, der er seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete, auch durch das Fernrohr?

Ja, was für eine Bewandnis hatte es mit dieser Felsenklippe eigentlich, daß er schon einmal davon begonnen, ihr seine Gedankenkraft drei volle Tage und Nächte gewidmet hatte, darüber Schlaf und Essen und alles vergessend?

Doch dieser rätselhafte Mann hatte sich alles Fragen verboten.

»Lassen Sie uns Mittagsrast halten,« sagte er.

Wir brauchten nur wenig zurückzusteigen, um zu einer Quelle zu gelangen, welche uns Soliman schon vorhin beim Aufstieg gezeigt hatte.

Solcher frischer Quellen, aus Felsspalten hervorsprudelnd, gab es zahlreiche, nach Solimans Behauptung sogar zahllose, aber keine einzige erreichte den Strand, sie alle verschwanden bald wieder in anderen Felsspalten.

Ebenso wuchs auf den Abhängen überall ein niedriges Buschwerk mit starken, trockenen Zweigen, es lieferte uns Feuerholz, und wie schon das Frühstück, verbesserten wir auch das Mittagessen durch Eier von Möwen, deren Nester überall an den Felsen klebten.

Dann pflegten wir unter einem schattigen Felsvorsprung etwas der Ruhe. Nur Tischkoff brauchte eine solche nicht. Wie schon manchmal, griff er auch jetzt selbst zur Spitzhacke, meißelte in einiger Entfernung von unserem Lager in dem schrägen Felsboden herum.

Da rief er meinen Namen. Ich eilte hin.

Er hatte ein ziemlich tiefes Loch gegraben oder gemeißelt, aber es sah mehr aus, als habe er eine Steindecke abgehoben, es lagen kleine Platten da, und darunter zeigte sich ein roter Ton, aus welchem er jetzt mit dem Messer große Stücke herausschnitt.

»Wissen Sie, was das ist?« fragte er mit leuchtenden Augen, nur solch ein viereckig geschnittenes Stück hinhaltend.

Ich nahm es, wußte erst nicht, was ich damit sollte, befühlte es, betrachtete es von allen Seiten – dann fiel mir auf, daß sich diese Masse doch eigentlich gar nicht so weich anfühlte, um sie so einfach mit dem Messer schneiden zu können.

Ich zog mein eigenes Dolchmesser – ja, die Masse war wohl zu ritzen, abzuschaben, wie etwa Speckstein, aber doch nicht zu schneiden, und ich sah, wie Tischkoff da mit seinem einfachen Taschenmesser noch immer große Würfel und Platten aus dem Loche schnitt, als wäre die Masse Butter oder doch der weichste Ton.

»Wie kommt denn das?«

»Legen Sie den Würfel auf den Boden und schlagen Sie ihn mit dem Messer durch.«

Ich befolgte die Anweisung. Mit Leichtigkeit konnte ich den Würfel mit dem Messer durchschlagen oder vielmehr durchschneiden, der Stahl fand nur an der äußeren Kruste einen Widerstand, sonst schnitt er leicht hindurch.

Das Innere des Würfels war also ganz weich – aber es dauerte gar nicht lange, nur eine Minute, so konnte ich die Masse nicht mehr schneiden, nur mit einiger Anstrengung abschälen, dann ging auch das nicht mehr, das Innere wurde merklich härter, bis wieder eine feste Kruste vorhanden war . . .

»Das ist australischer Seifenstein!« rief ich.

»Sie sagen es.«

Gehört und gelesen hatte ich schon genug davon, aber noch keinen Seifenstein zu sehen bekommen.

Er kommt sonst wohl nur in Australien vor, am meisten an der ganz unkultivierbaren Westküste, wo man gar keinen Nutzen davon hat, bildet dort meist Hügel.

Erst muß man die harte Decke bis zu einem Meter stark mit dem Meißel oder der Spitzhacke entfernen, darunter liegt der noch weiche Stein, weiß grau und auch rot, so weich, daß man ihn mit dem Messer schneiden kann, und je tiefer man dringt, desto weicher wird er, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, zerlassene Butter findet man nicht.

Diese weiche Masse erhärtet schnell unter dem Einflusse der atmosphärischen Luft, wird wohl oxydieren, aber nur die äußere Umhüllung; doch die Verhärtung dringt immer tiefer, je nach Umfang des geschnittenen Steines.

Der Kern kann noch weich sein, so hat man schon einen festen Baustein, der allen Witterungseinflüssen trotzt – nur nicht dem Feuer. In diesem zerbröckelt er zu einem losen Pulver.

Man hat viel experimentiert, diesem Seifensteine seine ursprüngliche Weichheit zu erhalten oder wiederzugeben, dann

könnte er von Australien ausgeführt werden. Allein das ist noch nicht geglückt. Er erhärtet unter der Hand und ist vorläufig durch nichts wieder weiczubringen. Daher hat ein Ausführen keinen Zweck, Bausteine braucht man nicht erst aus Australien zu holen, da stellen sich auch gepreßte Steine viel billiger.

Etwas Aehnliches findet man übrigens in Nordamerika, den sogenannten Pfeifenton, aus dem die Indianer ihre Pfeifenköpfe schnitzen. Auch diese rote Masse läßt sich leichter schneiden als Speckstein und wird an der Luft bald glashart, sowie feuerbeständig. Aber sein Vorkommen ist so selten, daß die Indianer die Stellen, wo man ihn findet, als Heiligtümer betrachten.

Aber hier an Ort und Stelle – welche Perspektive eröffnete sich vor meinen Augen! Ich schnitt mir schon einen ganzen Palast mit dem Taschenmesser zurecht!

»Mr. Tischkoff, wissen Sie denn nicht, wem diese Insel gehört?«

»Wir wollen sehen, was sich machen läßt,« war seine ausweichende Antwort, aber doch schon eine kleine Zusage enthaltend.

Jetzt war ich es, der keine Ruhe mehr kannte. Ich wurde nicht müde, aus dem Loche die weißgraue Masse auszusteichen und Würfel zu schneiden und Kugeln zu drechseln, denn man konnte das Zeug wirklich kneten, und bald wurde ich dabei von den drei Matrosen unterstützt, und immer mehr bildeten wir uns zu Künstlern aus, auch wir formten Männer und Tierfiguren – aber sie waren danach. Aegyptische Götzenbilder sind immer noch kenntlicher in dem, was sie vorstellen sollen.

»Ja, da muß man sich doch mit dem Taschenmesser bis in den Krater hineinschneiden können!« meinte ich dann.

»Wir wollen zuerst lieber die Oeffnung benutzen, welche schon die Natur geschaffen hat,« lächelte Tischkoff.

Wir drangen von oben ein. Hilfsmittel waren nicht nötig, wir konnten wie von Bänken herabspringen, höher waren die einzelnen Galerien nicht, welche allerdings noch, um als Theatersitze

dienen zu können, hätten bearbeitet werden müssen, denn da gab es noch manchen spitzen Stein.

An einer sowieso lädierten Stelle – denn ich hätte gar nicht gewagt, dieses Kunstwerk der Natur zu verstümmeln – trieben wir einmal mit Meißel und Spitzhacke ein Loch.

Richtig, immer weicher wurde der erst stahlharte Stein, bis wir nach einem Viertelmeter ihn schon wie Speckstein herausholen konnten, dann sogar wie Butter.

Immer enger wurde der Trichter, aber sechzig Meter tief waren wir mindestens hinabgestiegen, ehe uns ein kaum zwei Meter breites Loch entgegengähnte.

Aus diesem war einst die Lava hervorgequollen, mit Vehemenz herausgepustet worden, so daß der ganze übrige Krater von Schlacke gereinigt wurde. Seitliche Gänge, die man sonst oft bei Kratern findet, fehlten hier gänzlich.

Ein hinabgeworfener Stein, den wir losschlugen, fing bald an zu poltern, er schlug gegen die Seitenwände, so sorgsam wir ihn auch in der Mitte hatten hinabfallen lassen. Immer schwächer wurde das Poltern, bis es für unser Ohr verstummte. Also Grund konnte der Stein nicht so bald gefunden haben.

Tischkoff ließ die drei mitgenommenen Strickleitern zusammenbinden, jede zehn Meter lang, zu befestigen war hier kein Seil, wir mußten die Strickleiter halten, Tischkoff schickte sich an, hinabzuklettern.

»Ich habe eine kleine Taschenlaterne bei mir,« sagte ich.

»Danke, ich habe sie nicht nötig.«

Er verschwand. Um die dreißig Meter hinab- und wieder hinaufzuklettern, besonders wenn man unterwegs einmal Halt machte, war eine Viertelstunde nicht viel, uns oben aber wurde sie gar lang.

Endlich tauchte sein Kopf wieder auf.

»Ich habe noch keinen Grund gefunden.«

»Zweigen seitliche Gänge ab?«

»Gar nicht. Es ist auch nichts Interessantes dabei, Sie brauchen sich nicht erst hinabzubemühen.«

Daß wir noch einmal da hinab müßten, das stand ja fest, nur jetzt nicht, wir hätten erst mehr Seile holen müssen.

Wir stiegen wieder hinauf und auf der äußeren Seite hinab, fanden im Tale auf der anderen Seite wieder eine Ansiedlung von Eingeborenen, die uns mit köstlichen Melonen bewirten konnten. Tischkoff unterhielt sich längere Zeit mit ihnen, dann war unser Ziel der Krater Teranuhau, die höchste Erhebung der Insel.

Am Fuße desselben mußten wir übernachten. Noch in der Morgendämmerung begannen wir den Aufstieg, und bald bemerkten wir an gewissen Zeichen, daß hier einst eine schiefe Fläche gewesen war, auf der man vom hochgelegenen Steinbruch die Blöcke hinabrutschen läßt.

Doch ganz so deutlich war das nicht mehr zu erkennen, es war ja schon längst alles wieder verwittert, mit Gras und Buschholz bewachsen.

Aber einem alten Steinbruche näherten wir uns gewiß, und daß ein solcher und der hauptsächlichste auch auf diesem Berge gewesen, hatten mir schon meine Bücher erzählt – unserem eingeborenen Führer war von alledem nicht das mindeste bekannt – in der neunten Stunde hatten wir den Zugang erreicht, eine Schlucht mit zahlreichen Löchern oder vielmehr Gängen, torartig weit.

Wir drangen in die erste ein. Wie sich später zeigte, liefen sie schließlich alle zusammen.

Ich kann nicht beschreiben, was wir fanden. Eben ein ganzes Labyrinth von Gängen und Kammern, neben-, über- und untereinander. Hier hatten die alten Chinesen ihre Bausteine herausgeschnitten, und manchmal mochten sie mit dem hier rötlichen Material nicht zufrieden gewesen sein, sie wollten weißes haben, und so hatten sie nur enge Gänge geschnitten, seitwärts und nach oben und nach unten, bis sie wieder weißen Seifenstein fanden, da entstanden wieder mächtige Kammern, nur Stützen ließ man

stehen, und die Gänge waren so erweitert worden, daß man größere Blöcke hindurchschleifen konnte, alles an den Spuren deutlich zu bemerken, während man manchmal aus solchen schmalen Gängen auch unverrichteter Sache umgekehrt war, und so war aus dem ganzen Berge mit seinen vierhundert Metern Höhe ein richtiger, siebartig durchlöcherter Ameisenbau von riesenhaften Dimensionen geworden.

Ob die Gänge auch in das Innere des Kraters mündeten, wußten wir noch nicht, das Eindringen in dieses Labyrinth war ja gar nicht so gefahrlos, da mußten erst Vorkehrungen getroffen werden.

Vor allen Dingen brauchte man hier natürlich eine Lampe. Nur ich hatte eine solche bei mir, und da es nun auch zahllose Stufen und endlose Treppen und direkt nach unten führende Schächte gab, so mußte man sich immer direkt vor die Füße leuchten, die anderen ohne Laterne bekamen gar nichts zu sehen, und so blieben Goliath und die Matrosen lieber draußen – Soliman war überhaupt mit keinem Schritte hineinzubringen – nur Tischkoff und ich traten die größere Forschungsreise ins Innere des Berges an.

Einen Faden der Ariadne, wie weiland Theseus im Labyrinth des Minotaurus, brauchten wir nicht mitzunehmen und abzuwickeln, wir richteten uns nach dem Kompaß, und noch mehr genügte für uns, daß wir an jeder Ecke, die wir passierten, in bestimmter Höhe ein Stückchen losschlugen. Das wäre ja noch schöner, wenn man sich dann nicht wieder zurückfinden könnte, mag das Labyrinth auch noch so weitläufig und verzwickelt sein.

Sonst habe ich dem, was ich schon gesagt, kaum noch etwas hinzuzufügen. Gänge, Kammern, mächtige Säle und Treppen auf und nieder.

An zwei Stellen meißeelten wir in die Wand. Hier brauchten wir nur eine Schicht von wenigen Zentimetern zu durchbrechen,

so kamen wir auf immer weicher werdenden Stein, bis wir ihn schneiden, gewissermaßen herauslöffeln konnten.

Das wäre etwas für Karlemann gewesen! Doch warum nur für ihn? Jetzt sollte das etwas für mich werden! Wenn ich nur erst die Insel als mein Eigentum betrachten konnte.

Doch wie kam ich armer Schlucker auf solch einen Gedanken? Nun, ich hatte ja meinen Kommodore. Der hatte mir doch schon einige Hoffnungen gemacht.

Nach etwa zwei Stunden beschlossen wir, lieber umzukehren. Einmal kamen wir schon an Stellen, die wir bereits markiert hatten, dann allerdings konnten wir uns leicht total verirren, um keinen Ausweg mehr zu finden, und außerdem reichte auch das Petroleum in meiner Lampe nur noch für eine Stunde. Wir hatten ja Zeit, wir würden diese unterirdischen Gänge noch einer viel eingehenderen Besichtigung unterziehen.

Nur eine halbe Stunde brauchten wir zum Rückmarsch, was aber doch schon etwas heißen will.

Dann schimmerte wieder vor uns das Tageslicht und ... da hatte ich eine seltsame Vision!

EIN WIEDERSEHEN, UND WIE ES ENDET.

Ich sah in der hellen Oeffnung ein Weib stehen – die Jungfrau von Orleans – nämlich deshalb glaubte ich diese zu sehen, weil sie einen Brustharnisch trug und vor allen Dingen in der Hand eine Fahne.

Mein Fuß stockte – ich starrte – und dann stürzte ich vorwärts ...

»Blodwen!!«

Ja, sie war es! War noch ganz dieselbe!

Das, was ich für einen Brustharnisch gehalten, entpuppte sich in der Nähe als eine weißseidene Taille mit solchem Schuppenmuster – die Fahne blieb freilich bestehen, an langer Stange ein weißes Tuch, in welches mit Gold die sich über das Meer erhebende

Sonne eingestickt war. Oder es konnte ja auch Sonnenuntergang vorstellen.

»Blodwen, ist es möglich!« rief ich außer mir.

Aber sie sah mich gar nicht freundlich an, vielmehr recht feindselig.

»Herr, wie können Sie wagen, diese meine Insel ohne meine Erlaubnis zu betreten?« fragte sie schroff.

Ich hatte nichts gehört, ich sah nur sie.

»Blodwen!« konnte ich bloß wiederholen.

»Herr, wer sind Sie eigentlich?« fuhr sie in demselben schroffen Tone fort. »Wie können Sie wagen, meine Insel . . . «

Es hatte schon immer in ihrem finsternen Gesicht gezuckt, und jetzt verwandelte sich dieses plötzlich, lachend hielt sie mir die Hand entgegen.

»Nein, ich taue nicht zur Schauspielerin. Sei mir begrüßt, mein edler Richard Löwenherz!«

Ich schlug ein in die Hand. Dann, als ich kaum bemerkt hatte, daß auch sie Begleiter bei sich hatte, wohl Matrosen, ältere Leute, wandelten wir allein in einer gangbaren Schlucht auf und ab, öfters stehen bleibend, wie das Gespräch es ergab.

Wir erzählten unsere Schicksale abwechselnd, ein Wort gab das andere. So kann ich dies nur summarisch wiedergeben.

Mein Hauptinteresse drehte sich um Hans. Er war des Nachts durch ihr Fenster gestiegen, ohne daß vorher eine Verständigung erfolgt war, hatte sie gefragt, ob sie frei sein, mit ihm kommen wolle.

»Wie ist er denn nur von der Leuchtturminsel nach London gekommen?« fragte jetzt Blodwen zunächst.

»Ja, weißt du denn das nicht? Hat er dir denn das nicht selbst erzählt?«

»Ach, das war ja so ein kurioser Kauz!« war auf diese Frage ihre einzige Antwort, und dann fuhr sie gleich zu erzählen fort.

Hans hatte alles sorgfältig vorbereitet gehabt, auch für Kleider gesorgt.

Zunächst dachte Blodwen nur an ihr Kind, dessen Aufenthalt Hans ebenfalls kannte, auch dieses wollten sie entführen, aber das Eindringen in dieses Haus mißglückte . . .

»Ja, weißt du denn gar nicht, daß in deinem Zimmer dein Wärter tot aufgefunden wurde?« fiel ich ihr ins Wort.

»Gewiß doch, der Wärter wurde durch das Geräusch herbeigelockt, Hans schlug ihn mit einem Gummischlauch über den Schädel, wir ließen ihn als betäubt liegen, in der nächsten Minute waren wir ja schon durchs Fenster, erst in Liverpool, gerade als wir das Schiff besteigen wollten, hörten wir, daß der Mann tot aufgefunden sei.«

Recht gleichgültig hatte sie es gesagt.

»In Liverpool?«

»Ja, wir fuhren in derselben Nacht noch mit der Eisenbahn nach Liverpool, dort lag ein Passagierdampfer fertig zur Abfahrt nach New-York.«

»Nun, und da erfuhrt ihr von dem Tode des Wärters?«

»Ja, da erst.«

»Und Hans?«

»Der wurde wie eine Kalkwand – nun müsse er sich von mir trennen – seine Begleitung könne meine Sicherheit gefährden – und er ging.«

»Das heißt, er blieb in England zurück?«

»Ja, ich konnte ihn nicht halten, und ich mußte mich beeilen. Ein Glück nur, daß er mich mit etwas Geld versehen hatte.«

Ich weiß nicht – mir ward immer unbehaglicher zumute.

»Ja, hat er dir denn nicht seine Liebe gestanden?« entfuhr es mir.

Blodwen blieb vor Erstaunen stehen.

»Hans . . . mich lieben?! Na ja,« fuhr sie gleich wieder gleichgültig fort, »daß er mich riesig verehrte, hatte ich eigentlich schon

immer gemerkt, er trug ja auch ein recht eigentümliches Wesen zur Schau, himmelte mich in der Eisenbahn immer so an – aber von Liebe sprach er kein Wort . . . «

Ich hörte nicht mehr, was sie alles sprach. Mir kam es vor, als wenn sich Blodwen recht verändert hätte. Und mehr noch, ein unsägliches Weh schnitt mir durchs Herz.

»Mein ursprüngliches Ziel,« hörte ich sie dann wieder erzählen, »war ja sowieso New-York gewesen, und wie mir schon damals auf dem indischen Schiffe Graf Axel gesagt hatte – ach so, da müßte ich ja erst davon wieder beginnen, wie ich das indische Schiff verließ – aber lassen wir das erst, bleiben wir bei der Hauptsache – also ich hatte mich in das Haus meiner Großtante begeben sollen, du weißt, in der Lostreet.

»Ja, Richard,« fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, »du weißt doch, wie ich dir damals von dem Testamente oder von dem Briefe der Lady Hamilton an ihre Schwester erzählte – ja, Richard, da war doch etwas daran, nämlich an den Geisterschätzen – auch jener geheimnisvolle Graf Axel wußte schon davon – kurz, ich hatte jenes Haus kaum betreten, als sich ein Herr meldete, der sich als Abgesandter jenes Grafen Axel oder des Maharadschas zu legitimieren wußte, er half mir mit suchen, wir fanden den Brief, er war in einer Geheimschrift geschrieben . . . und weißt du, was mir der Unbekannte im Namen des Maharadschas für Ablassung dieses Briefes bot?«

»Nun?« fragte ich träumend, denn meine Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt.

»Entweder jährlich bis an mein Lebensende eine Million Dollar oder als einmalige Abfindungssumme zwanzig Millionen Dollar!!«

»So so,« brummte ich. Diese Summe machte jetzt auf mich nicht den geringsten Eindruck.

»Ich nahm die einmalige Abfindungssumme.«

»So so.«

»Sie wurde mir sofort angewiesen, sie liegt sicher auf der Bank.«

»So so.«

»Richard, hörst du denn nur gar nicht? Jetzt bin ich wieder reich!!«

»Ich habe es gehört. Und wie wurde es nun weiter?«

»Ja, jetzt kam meine Flucht, der Mord in Betracht. Ich hatte in jenem Herrn, der vorläufig bei mir blieb, einen gar klugen Berater. Viel anhaben konnte man mir in Amerika ja nicht. Ich setzte mich durch die Gesandtschaft mit England in Verbindung, man glaubte meinen Angaben, daß ich ganz schuldlos an dem Morde sei, ich wurde wieder für geistig normal erklärt, ich erhielt mein Kind zurück . . . unter gewissen Bedingungen, die mir allerdings nur so unter der Hand beigebracht wurden.«

»Zu was für Bedingungen?«

»Ahnst du nichts, Richard?«

»Nein.«

»Ich habe verzichtet.«

Jetzt fuhr ich allerdings empor.

»Du hast verzichtet?«

»Ja.«

»Doch nicht – auf – alle deine Erbschaftsansprüche – auf das Vermögen deines Vaters?«

»Ich habe verzichtet.«

Ich blickte sie an – ich verstand dieses Weib gar nicht mehr – und da sah ich, wie sich Blodwen gegen Norden wendete – »Ja, ich – habe – verzichtet,« – wiederholte sie nochmals, ganz langsam, und da sah ich ihre Augen, diese funkelnden Augen mit dem furchtbaren Blick des Panthers – auch den schrecklichen Hohn in ihrer Stimme hatte ich gehört . . . und da wußte ich, daß dieses Weib niemals an ein wirkliches Verzichten dachte. Hatte sie es getan, so war dies nur eine Förmlichkeit, eine List gewesen.

Doch gleich war der wilde Blick wieder vorbei.

»Ja, ich habe verzichtet,« wiederholte sie zum dritten oder vierten Male, jetzt aber ganz gleichgültig, oder sogar freudig. »Außerdem forderte ich noch einiges Entgegenkommen. Ich suchte schon längst eine Insel. Als mein zukünftiges Königreich. Ich hatte schon viel von der Osterinsel gehört. Sie war Eigentum des Lords Hektor – du weißt, meines grimmigsten Gegners. Gut, sagte ich, alle diese Erbschaftsstreitigkeiten sollen beseitigt sein, ihr sollt alles schon jetzt haben – wenn ich diese Insel bekomme. Schön, Sie sollen sie haben. Aber England darf nichts mehr einzureden haben, es soll meine eigene Insel sein, mein eigenes Königreich, in dem ich unbeschränkt schalten und walten kann. Und da, Richard, da hat England meine Insel, hier die Osterinsel, als selbstständigen Staat anerkannt!!«

Triumphierend, jubelnd hatte Blodwen es gerufen.

Ich blickte sie fassungslos an. Was für phantastische Kindlichkeiten sprach die da? England eine von einer handvoll degenerierter Eingeborenen bewohnte Insel als selbständiges Reich anerkennen, dieses Weib hier als Königin?!

»Du glaubst es nicht, Richard? Ich komme soeben von London; lange Verhandlungen haben im Parlament stattgefunden, alles ist rechtskräftig für alle Zeiten niedergelegt, die Königin hat unterschrieben – man hat mich als selbständige Königin für ewige Zeiten anerkannt . . . «

Dieses Wort ›für ewige Zeiten‹ ließen sofort alle meine Zweifel schwinden. Und warum denn nicht? England hat doch schon ganz andere Kisten gebaut. Es läßt mitten in seiner Kolonie Südafrika, welches es wenigstens schon immer als Kolonie beansprucht hat, sich ganz ruhig zwei Republiken entwickeln, den Oranjefreistaat und Transvaal, läßt die Buren in dem Glauben, sie seien in ihrem guten Recht, bis sie das Land genügend kultiviert haben – dann geht England vor und ›beweist‹, daß diese Republiken dort ganz

unberechtigt existieren, und da es die Buren nicht glauben wollen, sich auf die Hinterbeine setzen, schlägt England diese beiden Republiken einfach in Trümmer.

Und was sagt die Welt dazu? Nicht gerade Amen, aber alle anderen Großmächte sehen doch ruhig zu.

O, England, England!! Wer kann sich mit dir messen!

Und das war nur einmal ein großes Beispiel, so groß, daß es der übrigen Welt gar nicht entgehen konnte.

Aber in wie zahllosen anderen Fällen England ebenso gehandelt hat, besonders bei kleinen, eingeborenen Fürsten, wie in Indien, das entzieht sich ja der heutigen Weltgeschichte!

Und das fast komisch Wirkende dabei ist, daß England jeden Vertrag ›für ewige Zeiten‹ abschließt. Das ist eine eiserne Formel. Nur versteht England die Kunst, diese Ewigkeit immer sehr abzukürzen. Eine Inkorrektheit wird gefunden – schrumm, ist der ganze Vertrag ungültig. Und so hat das unvergleichliche England noch jeden übers Ohr gehauen.

Aber wer mit England geht – ja, Bauer, das ist etwas anderes! Man denke nur an den Raubritter Jameson, der auf eigene Faust in Transvaal einbrach. Damals hieß es, auch in England: So ein Skandal, hängt ihn, kreuziget ihn!! Aber mit einem Male ward's ganz still. Und heute? Heute ist dieser moderne Raubritter wohl Kolonialdirektor! –

Doch ich sagte nichts von alledem, was ich in diesem Augenblicke dachte. Damals machte Jameson zwar noch nicht von sich sprechen, aber Vorbilder hatte er schon genug gehabt, und ich kannte sie, darin war ich bewandert.

»Ich gratuliere,« sagte ich trocken. »Du hast wohl gleich die Fahne mitgebracht, um sie aufzupflanzen?«

»Das ist es, das ist es!« frohlockte Blodwen, die Fahne schwenkend. »Die Ostersonne, die Sonne eines neuen Tages, einer neuen Zeit. Aber nicht ich will sie hier aufpflanzen, sondern ... «

»Nun, wer sonst?« fragte ich, als sie absichtlich stockte.

»Du kannst noch fragen?«

Wie ihre Augen leuchteten!

Ja, ich wußte es, aber ich wollte nichts wissen.

Sie warf einen Blick hinter sich – wir waren in der Schlucht allem – und da ließ sie die Fahne fallen, und plötzlich warf sie sich an meine Brust und umschlang meinen Nacken.

»Mein Richard Löwenherz!« erklang es in zärtlichstem Tone, und dazwischen gab es immer einen Kuß. »Endlich, endlich habe ich dich wieder! Ach, wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe! Und du armer Kerl bist meinetwegen in der Treitmühle gewesen! Ach, warum mußte dir dieser dumme Hans zuvorkommen! Wie herrlich wäre das gewesen, wenn du mich befreit hättest! Nun aber wollen wir uns nie, nie wieder trennen ... Was hast du denn?!«

Ich hatte ihre Küsse nur geduldet, nicht erwidert – das ist gar nicht so leicht zu unterscheiden – jetzt aber mußte sie merken, wie ich sie zurückdrängte.

Bestürzt blickte sie mich an.

»Sprich nicht so von dem armen Hans!!« stieß ich hervor.

»Hans? Wie kommst du jetzt auf den, da wir unser Wiedersehen feiern?« fragte sie verwundert.

»Der arme Junge hat dich ehrlich geliebt.«

»Mich geliebt? Dieser Junge? Das ist ja köstlich ... ja aber,« sie verwandelte sich plötzlich, trat einen Schritt zurück, musterte mich aufmerksam. »Und das kannst du mir so ruhig sagen?«

»Wo ist Hans jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Und das sagst du mir so ruhig, daß Hans mich geliebt hat?«

»Ich bin durchaus nicht ruhig. Wo ist Hans, was hast du von ihm gehört? Du willst ja erst von London kommen.«

»Er wird als Mörder steckbrieflich verfolgt, doch er ist noch nicht gefaßt. Ich kann ihm beim besten Willen nicht helfen, er hält sich eben versteckt. Was ist denn aber nur mit dir los?!«

Ich hatte mich zusammengerafft.

»Laß uns einmal vernünftig zusammen sprechen, Blodwen!«

»Ich bin immer vernünftig.«

Ich hatte Lust, dies ganz energisch zu widerlegen, doch ich tat es nicht.

»Warum bist du damals auf dem indischen Schiffe ohne Abschied von mir gegangen?«

Sie machte eine unwillige Kopfbewegung.

»Ach, sprechen wir doch nicht mehr darüber!«

»Und doch, gerade dieses muß ich wissen!«

»Nun gut! Es freut mich sogar, daß du es wissen willst. Es zeigt, wie leid dir meine heimliche Entfernung tat. Weil ich eine Närrin war. Und doch nicht. Bedenke doch nur – wie ich auf der Fucusinsel unter den schrecklichsten Umständen dem Kinde das Leben schenkte – es war überhaupt eine seelische Umwandlung, die mit dem Kinde zusammenhing – wie das so ist – und ich hatte von jeher über Rache gebrütet – ich wollte mein Erbteil wiederhaben – tatsächlich, darüber erlahmte meine Neigung zu dir – das Kind war schuld . . . und dann kam ich auf das indische Schiff – Graf Axel sprach zu mir von dem Testamente der Lady Hamilton – ob ich von so etwas nichts gehört hätte – jawohl – ich wußte von einem solchen und glaubte, es finden zu können – da wurde mir jene ungeheuere Summe versprochen – und da mußte sich bei mir ja alles verwandeln – ich sah die Möglichkeit, in anderer Weise an England Rache nehmen zu können – indem ich scheinbar nachgebe – und dann, Richard, und dann, und dann . . . «

»Und dann,« kam ich der Stockenden zu Hilfe, »hattest du unterdessen auch erkannt, daß wir nicht zusammen passen, du wolltest einfach fort von mir.«

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie mich an. Ich hatte das Richtige getroffen, ich sah es ihr gleich an, und darüber war sie erschrocken. Sie gab es dann selbst zu, wußte sich aber wieder

gleichgültig zu stellen, sogar zärtlich, was letzteres ja auch keine Verstellung zu sein brauchte.

»Nun ja, ich gebe es zu. Ich wußte, daß ich an deiner Seite nicht am richtigen Platze war – nein, du nicht an meiner – oder wie man's nimmt. Doch lassen wir das! Richard, Richard, es war gut, daß wir uns einmal trennten; denn erst dadurch habe ich gemerkt, wie heiß ich dich liebe ... «

Von neuem wollte sie sich an meine Brust werfen; aber eine abwehrende Bewegung meinerseits genügte, um sie auf die Stelle zu bannen.

»Wollen wir uns auseinandersetzen, Blodwen?«

Jetzt war es ein wilder Blick, mit dem sie mich anstierte, als sie so bewegungslos dastand.

»Du liebst mich nicht mehr, Richard!!« stieß sie dann mit heiserer Stimme hervor.

Mir ging es doch sehr zu Herzen – mir, dem so überaus gutmütigen Menschen. Aber ich wußte, was auf dem Spiele stand – meine Freiheit, und ich war entschlossen, mir diese unter allen Umständen zu wahren.

»Ja, Blodwen, ich habe dich geliebt – ... «

»Du liebst eine andere!!«

»Davon ist gar keine Rede. Aber ... «

»Du – liebst – eine andere!!!«

»Auf mein Ehrenwort – nein!«

»Du liebst eine andere!!!« erklang es zum dritten Male, jetzt in kreischendem Tone, und blitzschnell hatte sie einen Revolver hervorgezogen und ihn auf mich angeschlagen.

Ich verschränkte die Arme über der Brust und erwartete kaltblütig, daß sie mich über den Haufen schoß. Ich fürchtete den Tod nicht, kein ewiges Strafgericht – nur den abermaligen Verlust meiner Freiheit.

Ja, hätte ich nicht schon bei meinem Ehrenwort versichert, keine andere zu lieben, ich hätte es jetzt zugegeben, um sie zu reizen. Denn was ging das die an? Ich war Herr meines Willens.

»Schieß zu! Ich war glücklicher, bevor ich dich kennen lernte, und auch, seitdem du mich verlassen hast.«

Eine gute Fügung war es, die mir diese Worte eingegeben hatte. Sie ersparten viele andere, drückten alles, alles aus, wie es mit mir stand.

Meinen Tod hätten sie freilich nicht abwenden können, im Gegenteil. Aber sie schoß nicht. Vielmehr war es, als würde ihr der Revolver von einer unsichtbaren Faust plötzlich aus der Hand geschlagen. Sie selbst sank ganz zusammen.

»Ich weiß, ich weiß – glücklicher ohne mich – ja – ja – ach, meine unglücklichen Launen ... «

Dann richtete sie sich wieder hoch auf, wild blitzten mich ihre Augen an, sie streckte gebieterisch die Hand aus.

»Wir sind fertig miteinander! Verlassen Sie diese meine Insel! Mir aus den Augen!«

O, das hatte ich nicht gewollt! Wenigstens im Guten auseinandergehen!

»Blodwen, so wollen wir doch nicht scheiden. Ich bitte dich ... «

»Aus meinen Augen, Bettler!!!«

Da fühlte ich, wie ich langsam bis in die Lippen erblaßte – da fühlte ich, wie das Zittern in den Fingerspitzen begann, bis es sich über alle Gliedmaßen erstreckte.

»Bettler? Bettler?« konnte ich nur stammelnd wiederholen. »Einen Bettler nennst du mich?!«

»Nun ja,« fuhr sie mit furchtbarem Hohne fort. »Sie fingen doch Ihren letzten Satz mit einem ›Ich bitte‹ an. Und wirklich, wollen wir doch einmal prüfen! Sie fahren da mit einem Schiffe herum – wem gehört denn eigentlich die ›Sturmbräut‹, mein Herr? Wieviel haben Sie denn dazugegeben? Mit welchem Gelde haben Sie die

goldene Kette bezahlt, die sich da so prachtvoll über Ihre Weste ...«

Sie kam nicht weiter. Ich hatte die goldene Uhr samt der Kette von der Weste abgerissen, sie zerschmetterte an der Felsenwand, und ich stürzte dem Ausgange der Schlucht zu, wo ich meine Jungen stehen sah.

»Bettler sind wir alle zusammen!« schrie ich. »Ja, sie hat recht, tausendmal recht – wir sind alle Bettler – kommt, mein Bettlervolk, folgt eurem Bettlerkönig nach!!!«

WIE SICH SEEZIGEUNER VERABSCHIEDEN.

Wie ich an den Hafen zurückgekommen bin, weiß ich nicht. Ich muß meinen Jungen unterwegs alles erzählt haben – natürlich, wie! Immer von dem schmachvollen Gedanken beherrscht, ein Bettler genannt worden zu sein und mich nicht einmal verteidigen zu können – jedenfalls waren meine Jungen in alles eingeweiht und sorgten dann schnellstens dafür, daß auch alle anderen es erfuhren.

»Die Uhr habe ich zerschmettert, die auch ihr gehörte, aber sie soll alles ersetzt bekommen, alles, alles!« heulte ich.

»Jawoll, Käpt'n!« sagte Fritz, den ich wegen seiner wunderbaren Handfertigkeit gern auf solche Expeditionen mitnahm. »Ick häv en fien silbern Ohr, hädd fieftein Schilling kost, dee kann see tjo irst krägen.«

»Alles, alles soll sie wiederbekommen!« heulte ich weiter. »Alle die Millionen, die sie durch mich verloren hat, wenn auch ohne meine Schuld!«

»Jawoll, Käpt'n, gäbt ju nur tofräden. Wi schostern tosamm, ick häv ok noch twee Toler in mien Tügkist.«

Daß ich diese kindlichen Trostworte nicht komisch empfand, ist selbstverständlich. Aber wenn ich es nicht hörte, so fühlte ich doch heraus, wie mir meine braven Jungen beistimmten, wie alles, alles auf meiner Seite stand.

Dann hatten wir den Hafen erreicht. Dicht neben der ›Sturm-
braut‹ lag eine kleinere Jacht, welche jene Flagge mit der Oster-
sonne gehißt hatte.

Ja, diese aufgehende Sonne verkündete mir einen neuen Tag,
den Anbruch einer neuen Periode!

Am Strande liefen grunzend einige Schweine herum, soeben
flatterte vom Deck der Jacht eine Schar Hühner herab. Ich wußte,
was das zu bedeuten hatte. Blodwen begann mit der Kolonisation
ihrer Insel, und ich jubelte innerlich: Gottlob, Gottlob, daß ich da
nicht mitzumachen brauche!!

Aber beruhigt wurde ich dadurch nicht im mindesten, ich be-
fand mich noch in einem Zustande der Raserei.

»Wir sind Bettler, Bettler sind wir!!« heulte ich nach wie vor.
»Herunter mit den Lumpen, die uns nicht gehören!!«

Ich riß tatsächlich schon Jacke und Weste vom Leibe, dann ka-
men die Stiefel daran.

Die zurückgekommenen Matrosen mußten ihre Kameraden
wie auch die Offiziere außerordentlich schnell von dem Vorge-
fallenen benachrichtigt haben. Rufe der Entrüstung wurden laut,
Flüche, und dann sprang Mahlsdorf auf mich zu, der ich eben im
Begriff war, auf dem Boden sitzend, mir auch noch meine Hosen
auszuziehen.

»Herunter mit den Lumpen, die uns nicht gehören!«

»Nee nee, Kapitän, das machen Sie mal nicht! Auch wir haben
uns manches verdient, mindestens Brot und Zeug!« rief Mahls-
dorf, mich mit starkem Arm an meinem Vorhaben hindern wol-
lend.

»Herunter mit den Lumpen!« schrie ich und schleuderte ihn zur
Seite, er stürzte hart, raffte sich aber gleich wieder auf und warf
sich abermals auf mich.

»Kapitän, handeln Sie nicht wie ein Wahnsinniger, wir brau-
chen uns nicht getroffen zu fühlen, wir sind keine Bettler!«

Ich sah sein blutiges Gesicht – er war bei dem Sturze auf die Nase gefallen, oder ich hatte ihn dagegengepufft – wenigstens gab mir das die Besinnung so weit wieder, daß ich meine Hose anbehielt.

Aber sonst blieb ich meinem Entschlusse treu, und auch meine Aufregung war noch groß genug.

»Wir müssen die Insel und das Schiff sofort verlassen! Niemand nimmt auch nur eine Stecknadel mit – bei Gottes Tod!«

»Ja, Kapitän, wie sollen wir denn da aber von der Insel herunterkommen?«

Ich stutzte nicht lange über diesen gerechtfertigten Einwand.

»Den großen Kutter klar! Den müssen wir haben, wir werden ihn dereinst bezahlen!«

»Und wohin denn im offenen Boot?!«

»Hinaus aufs freie Meer, wohin der Seezigeuner gehört – überall ist ja der bettelnde Zigeuner zu Hause – nur fort von hier, fort von hier!!«

»Aber mien Piep darf ich doch mitnehmen, Käpt'n?« ließ sich da wieder ein Matrose vernehmen. »Ick hävv see mi in Hamborg ehrlich koopt . . . «

Ich befand mich schon an Bord der ›Sturmbräut‹, eilte noch einmal in meine Kabine, nur, um meine eigenen Papiere aus dem Geldschrank zu nehmen, ich steckte sie zwischen Brust und Hemd, die Schlüssel ließ ich im Panzerschrank stecken, eilte wieder nach oben.

Unterdessen war schon der Kutter, unser größtes Boot, welches bequem vierzig Menschen faßte, ausgeschwungen und herabgelassen worden. Da wir ganz dicht an Land lagen, konnten wir auch von Land aus ins Boot.

Da sah ich Blodwen gerannt kommen, wirklich gerannt, ihr entgegen sprangen laut aufheulend vor Freude die beiden Bulldoggen. Sie mochten die ehemalige Herrin schon vorher begrüßt

haben, waren aber bei ihrer Expedition, als sie mich suchte, zurückgehalten worden.

»Richard, Richard!« schrie sie schon von, weitem. »Um Gottes willen – was willst du tun? – So war das ja gar nicht gemeint!!«

Ich hörte nicht, wollte nicht hören. Eine Ahnung sagte mir, daß mich dieses Weib doch vielleicht noch herumbekommen möchte, wenn noch einmal eine Auseinandersetzung erfolgte.

»Ins Boot, ins Boot!!« schrie ich, und wir alle sprangen hinein, griffen sofort zu den Rudern.

Da sah ich auch Mr. Tischkoff mit eiligem Schritt herankommen.

»Sollen wir den nicht mitnehmen?« meinte auch Mahlsdorf. »Nicht erst einmal mit ihm sprechen?«

Schnell war mein Zögern besiegt, wild fuhr ich auf.

»Nein, nein, nein!!!« schrie ich, oder heulte ich noch immer. »Ich will nichts mehr geschenkt haben, ich will nicht, und ich will nicht!! Fort, fort!!«

»Na, da mag he sich in sien Keeesglock uphäng,« meinte ein Matrose.

Diesmal empfand ich die Komik dieser Bemerkung, oder es mußte etwas heraus aus mir – ich brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Pult, Jungens,« fing jetzt der Bootsmann an zu brüllen, »pult pult pult pult pult!!«

»Aber dien Wief fehlt noch,« meinte ein Matrose.

»Jawohl, Madam Hullogan,« fügte Mahlsdorf hinzu, »die dürfen wir doch nicht im Stich lassen.«

»Pult pult pult pult pult!!« heulte wieder mein krummbeiniger Bootsmann. »Ruder, an Ruder an, Ruder an!! Wollt ihr stinkigen Mistkäfer glicks pulen! Pult pult pult pult!!«

Aber das schwere Boot war nicht so gleich abzubringen, hauptsächlich eben, weil Enoch, der seine treue Eehälfte nicht mitnehmen wollte, den Kopf verloren hatte und keine sachgemäßen Kommandos gab.

»Man tau, man tau, man tau – – pult pult pult pult!!«

Blodwen hatte den Strand erreicht, nur noch zehn Schritte trennten sie von dem Boote, das nicht in Fahrt zu bringen war.

Da stellte sich ihr ein Hindernis entgegen – in Gestalt von einem Paar Seestiefeln, einem blau und rot gestreiften Rocke und was sonst noch zu Madam Hullogan gehörte.

Sie vertrat Blodwen direkt den Weg, stemmte die Fäuste in die Seiten und reckte den blau und rot gestreiften Bauch heraus – so stand sie da – aber es blieb nicht nur bei dieser Pose, es kam auch zu Worten.

»Also das ist sich das miseraaable Fraunsbildsticke, was hat sich genannt uns Bettler. I, du Lausmädel infamiges! Ist sich ja ein altes Rübenschwein, soll sich heiraten einen rädigen Hund, soll sich gebären kleine Stacheligel, aller vier Wochen sechse – tui tui tui!«

Und dann war sie mit einem Satze bei uns im Boot.

Die letzten drei Laute lassen sich nicht wiedergeben, es hatte dabei so geschналzt, Blodwen fuhr sich mit den Händen gleich ins Gesicht, wischte sich die Augen aus.

Doch jetzt war die Hauptsache die Hullogan.

Wie eine Prophetin stand sie auf einer Ruderbank, jetzt hob sie die Arme mit geballten Fäusten, schlug sie taktmäßig ...

»Pult, Jungs, pult!!«

Und dann fing sie mit ihrer knarrenden Stimme zu brüllen an:

»Uuuuuuuuuuund ... häst du dee ... «

Und jauchzend und brüllend fielen die Ruderer und die ganze Bootsbesatzung mit ein:

» ... Lübecker Anna nich seeehn.

Sing vallerä ho ho ho ho!

Deeeeeeee ... hädd'n gewaltig Geschirr ... «

Es war ein sogenanntes Schandy, ein Matrosenlied, nach welchem gerudert und in der Takelage das Segel gerefft wird, ein sehr schönes Lied – nur schade, daß ich auch den anständigsten Vers nicht ganz wiedergeben kann.

Doch die Hauptsache war, daß wir frei und in Takt kamen, die Ruderer holten durch, daß sie bei jedem Ruck unter den Duchten verschwanden, und der sechzehnriemige Kutter schoß wie ein Pfeil davon.

Ich nahm Enochs Platz am Steuer ein und warf keinen Blick mehr zurück. Vor mir war das blaue Meer, vor mir waren meine Jungen!

Doch was bekam ich da zu sehen? Denn erst jetzt gingen mir die Augen auf, daß ich wirklich etwas unterscheiden konnte.

Und das erste war, daß ich in ein schallendes, nicht endenwollendes Gelächter ausbrach, und dieses kam vom Herzen!

Die Jungen hatten zum Teil meinen Befehl wörtlich genommen – wie ich es anfangs ja auch gemeint – besonders die Matrosen – nicht weniger als neun von ihnen saßen splitterfasernackt auf den Ruderbänken, so wie sie der liebe Gott geschaffen hatte – nur daß sie nicht auch gleich den Tabaksbeutel mit zur Welt gebracht hatten, den jeder an einem Lederriemen um den Leib trug. Dieser Lederriemen, daran der Beutel mit Tabak, Pfeife und wohl auch Streichhölzer, war aber auch die einzige Bekleidung!

Andere waren nur bis aufs Unterzeug gekommen, nur ein einziger, ein Heizer, hatte seine vollständige Kleidung anbehalten, desgleichen die vier Offiziere; der erste Ingenieur hatte sich gerade in Hemdärmeln befunden und war auch so gegangen, und ich selbst trug ja ebenfalls nichts weiter als Hose, Hemd und Strümpfe.

Am seemännischsten war noch Madam Hullogan angezogen, die verfügte sogar über Seestiefel.

Und dann den Klabautermann nicht zu vergessen! Nein, den hatten meine Jungen nicht vergessen. Der saß mitten im Boot, als

alter Holländer aus einem früheren Jahrhundert mit Pumphosen und Schnallenschuhen, auf seiner Kleiderkiste und rauchte nach wie vor mit blödsinnigem Blicke seine Kalkpfeife.

Was würde Tischkoff zu diesem schnellen Rücken und zur Entführung seines Mynheern sagen, den er nun nicht mehr galvanisieren konnte?

Nevermind, fort mit solchen Gedanken!! Ich war ein freier Mann, jetzt absolut frei, das war die Hauptsache!

Und dann sah ich nur diese neun splitterfasernackten Gestalten, wie die jetzt auf den Duchten durchholten – ich konnte mich gar nicht wieder beruhigen!

»Jungens, was habt ihr denn alles mitgenommen?«

»Tabak, Piep und Rietstücken,« war die vergnügte Antwort. »Nichts weiter?«

»Gor nix wieter.«

»Ick häv noch mien Messer,« bemerkte nur noch ein einziger.

»Und eure Papiere?«

Nur zwei hatten ihre Seefahrtspapiere mit in den Tabaksbeutel gepfropft, die anderen hatten sie vergessen oder eben zurückgelassen. Hatte auch nichts zu sagen. Die Hauptsache war, daß ich mich als Kapitän überall legitimieren konnte dann erhielt jeder ein vollgültiges Notpapier wieder, von den anderen mußten sie sich so nach und nach Duplikate ausstellen lassen. Das kommt ja beim Seemann häufig genug vor, nicht aus jedem Schiffbruche können auch die Papiere gerettet werden, und wo ist der Matrose, der nicht schon einmal im fremden Hafen desertiert ist! Das kostet zehn Taler oder sechs Tage Haft, wenn er sich im Heimatshafen des betreffenden Schiffes wieder meldet, er bekommt dafür aber auch seine Papiere zurück. Natürlich ist hier nur von der Kaufahrtei die Rede, bei der Kriegsmarine pfeift's für den Deserteur aus einem anderen Loche, und das wörtlich genommen – unter Umständen aus einigen Gewehrmündungen.

EINE FLASCHENPOST, DIE DIREKT AN MICH GERICHTET IST.

Wir hatten uns freiwillig in keine besonders schlimme Lage begeben – mit den Augen eines Seemannes betrachtet.

Der große Kutter war das erste Rettungsboot und vorschriftsmäßig immer mit allem ausgerüstet gewesen, um vierzig Insassen – wir waren deren aber nur zweiunddreißig – für sieben Tage am Leben zu erhalten. Dazu gehören vor allen Dingen tausend Liter Wasser, in vier eisernen Tanks, gar nicht so groß, am Boden des Fahrzeuges verteilt, ein dementsprechender Vorrat von Schiffszwieback und Fleischkonserven, und ferner müssen im Bootskasten immer alle nautischen Instrumente, Logarithmentafeln und Seekarten sein, und zwar müssen diese von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden, so daß immer die der Gegend vorhanden sind, in welcher man sich gerade befindet, die Auswechslung hat ungefähr aller Wochen zu erfolgen, doch setzt da z. B. ein Leuchtturm, ein Vorgebirge, welches man passiert, ein Ziel, und trotz aller sonstigen Zigeunerschaft herrschte bei mir in so etwas eine musterhafte Ordnung, und ich hatte meinen beiden Offizieren, wenn ich einmal inspizierte, deswegen nie einen Verweis zu erteilen gehabt. Denn das war gerade dasjenige, worin mit mir nicht zu spaßen war, da konnte ich grob werden, wohl auch einmal meinem besten Freunde Nackenschläge geben.

Der sechzehnriemige Kutter machte im stehenden Wasser sechs Knoten in der Stunde, ohne besondere Anstrengung der Ruderer, konnte auf acht Knoten forciert werden. Sechs Knoten genügte, um in fünf Tagen die nächste Insel zu erreichen: das Koralleneiland Ducie, die östlichste Insel des polynesischen Archipels. Ob diese bewohnt war, wußte ich nicht, aber die Seekarte sagte mir durch zwei farbige Zeichen, daß wir dort Trinkwasser und feste Nahrung finden würden.

Von dort aus konnten wir uns von Insel zu Insel arbeiten, und so ein Kutter besteht jeden Seegang. Wenn freilich der Himmel einstürzt, dann sind alle Spatzen tot.

Doch ich wollte nicht direkt auf diese westlich gelegene Insel zuhalten, sondern steuerte erst mehr nördlich, um zunächst in den nach Westen gehenden großen Südäquatorialstrom zu kommen.

Dieser wird von allen Schiffen benutzt, welche um Kap Horn nach Westen gehen, dort konnten wir am ehesten hoffen, von einem Schiffe aufgenommen zu werden, und wenn wir keines erblickten, so brachte uns die reißende Strömung die verlorene Zeit, die wir zu dem Umweg gebraucht, doch reichlich wieder ein.

Im übrigen befanden wir uns in einer weit besseren Lage, als Schiffbrüchige für gewöhnlich sind, wenn sie ins Rettungsboot gehen müssen. Da haben die doch immer schon eine schwere Arbeit hinter sich, manchmal eine fürchterliche Leidenszeit, da gibt es gequetschte Glieder und zerbrochene Knochen – wir waren bei frischen Kräften – und vor allen Dingen erfüllt vom fröhlichsten Mute!

Denn die Trennung von unserer ›Sturmbraut‹ betrauerte wohl niemand, so wenig wie ich selbst. Mir kam erst jetzt zum ersten Male zum Bewußtsein, daß dieses Schiff mir ja gar nicht gehört hatte – nun aber auch fort damit! – und es wäre wohl gar nicht nötig gewesen, daß ich darüber zu den Offizieren und auch zu meinen Jungen gesprochen hätte, wohl sie alle fühlten genau dasselbe wie ich.

Nun war der Bann gebrochen, die Erkenntnis kam, was wir uns da angemaßt hatten, in wahrhaft kindlichnaiver Weise – und nun fort damit, fort damit, uns sollte niemand wieder Bettler nennen, wenigstens nicht in dieser Weise!

Wir waren bereit, jedes Schiff und alle Inselbewohner anzubetteln, aber uns von diesem Frauenzimmer Bettler nennen zu lassen

...

Der Unterschied hierbei läßt sich wohl eher fühlen, denn durch Worte ausdrücken.

Und unsere Zukunft?

»So lang' der Himmel blau ist, geht der Deutsche nicht zu Grund',« stimmten jetzt meine Jungen, und die meisten waren ja Deutsche, zum Rudertakte an.

Ja, wir alle fühlten uns, als wir so über die spiegelglatte, blaue See dahinschossen, recht glücklich, wie noch nie. Das sah ich doch gleich allen diesen Gesichtern an.

»Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, juchhe,
Und mir gehört die ganze Welt, juchhe!«

Wir waren eben schon richtige Zigeuner geworden, Land- oder vielmehr Seestreicher, die sich am glücklichsten fühlen, wenn sie nichts haben – Sorge nicht für den morgenden Morgen, denn der morgende Morgen wird für das Morgende sorgen; siehe die Lilie an auf dem Felde, sie weiß nicht, wohin sie ihr Haupt legen soll, und sie hat doch immer genügend Kautabak . . . und wer da nicht weiß, was für ein unaussprechliches Glück im ›Nischthaben‹ liegt, der eignet sich eben weder zum Land- noch zum Seezigeuner.

Die brennende Sonne zog auf der Haut der nackten Ruderer Blasen, aber fröhlich wurde zum Rudertakt weitergesungen und dazwischen immer einmal ein Mund voll Hartbrot mit Pökelfleisch und ein Schluck Wasser genommen.

Die Sonne verschwand unter dem Horizont, plötzlich herrschte finstere Nacht, bis sich unsere Augen an den schnellen Wechsel gewöhnt hatte, und da sahen wir die ewigen Sterne am Firmaments funkeln, und es wurde weitergesungen. Nur daß meine Jungen jetzt sentimental wurden. »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.« Aber bekanntlich wird dieses schwermütige Lied von den Deutschen gesungen, wenn sie sich gerade in der allerlustigsten Stimmung befinden.

Dann legten sich die abgelösten Ruderer zum Schlafen auf den trockenen Boden des Fahrzeugs hin, die Nacht war in diesen Breiten noch warm genug, für die Nackten genügte, daß sie mit den

Jacken und Hemden ihrer an den Riemen schwitzenden Kameraden zugedeckt wurden, und bald erklang ein allgemeines Schnarchen.

Am nächsten Morgen befanden wir uns nicht mehr weit entfernt von jener Strömung. Von einem Schiffe war freilich noch nichts zu sichten. Das Meer ist eben groß – viel größer, als es auf den Karten des Schulatlasses aussieht.

»Eine Flasche!!« erscholl da der Ruf.

Auch ich hatte sie schon bemerkt. Beim Anblick einer schwimmenden Flasche gleich an eine sogenannte Flaschenpost zu denken, worin Schiffbrüchige über ihr Unglück berichten, wäre sehr voreilig. Da treiben im Meere noch gar viele Flaschen herum, welche nichts enthalten, nicht einmal den Rest irgendeiner trinkbaren Flüssigkeit.

Aufgefischt und untersucht wird natürlich jede erblickte Flasche, wenn dies nur irgendwie möglich ist. Denn nicht immer ist das der Fall, und bei sehr hoher See kann von Bord des Schiffes aus solch eine Flasche auch nicht immer aufgefischt werden, und beim Aussetzen eines Bootes deshalb einige Menschenleben zu gefährden, das ist zu viel verlangt.

Nun, wir hatten es bequemer, ich brauchte nur etwas zur Seite zu steuern, dann befand sich die weiße Bierflasche in meiner Hand – und wahrhaftig, es befand sich ein zusammengerolltes Papier darin!

Der wasserdichte Verschuß war sehr sorgfältig ausgeführt. Erst mußte ich eine vielfache Umwicklung von Kautschukpapier lösen, unter dem Halse fest mit Draht umwunden. Der Kautschukpfropfen war dann leicht herauszuziehen.

Ich holte die Rolle, die sich etwas verbreitert hatte und so nicht mehr durch den Flaschenhals konnte, mit einem als Zange dienenden Zirkel heraus, beim Aufwickeln zeigten sich zwei Papiere, nicht beschrieben, sondern bedruckt, mit großen Buchstaben

in englischer Sprache, und zu meinem größten Erstaunen las ich von dem ersten Papiere ab:

»Alle professionellen Seezigeuner und solche, welche es gern werden möchten, werden zu einer Zusammenkunft nach Fanafute gebeten, Ellice-Gruppe, 8 Grad 52 südliche Breite, 177 Grad 21 westlich von Greenwich. Lord Archibald Seymour.«

Das stand auf dem ersten Papier, und auf dem zweiten konnte ich ebenfalls gedruckt zu meinem vielleicht noch größeren Staunen lesen:

»Es wird um die Adresse von Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹ gebeten, oder um Zustellung dieser Aufforderung an ihn. Lord Archibald Seymour, Fanafute oder London.«

Mehr enthielt die Flaschenpost nicht. Und das genügte wohl auch. Sie war zum Teil direkt an mich gerichtet!

Ich hatte die beiden Mitteilungen laut vorgelesen, und die Sensation war groß.

»Lord Archibald Seymour – das ist der verrückte Präsident des Londoner Jachtklubs!«

»Nicht mehr, er hat schon vor zwei Jahren seinen Posten niederlegen müssen, eben wegen seiner Verrücktheit.«

»Ob da nicht auch die beiden Kerls dahinterstecken, der Mister Brown und der Mister Fairfax?!«

»Und die Ellicegruppe – das ist ja eben der Inselarchipel, zu dem auch der Vogelberg gehört, wo der rätselhafte Kapitän hausen soll, der uns das holländische Wrack entführte!«

»Am Ende ist das gar dieser Lord Seymour!«

»Wie weit sind wir denn noch davon entfernt?«

So und anders erscholl es durcheinander, bis ich Ruhe gebot, um alle Fragen klar erwägen zu können.

Zunächst Lord Archibald Seymour, der frühere Präsident des Londoner Jachtklubs! Gehört hatten wir schon alle von ihm, aber nur so vom Hörensagen her, aus Zeitungen. Sonst war keiner von uns auch nur mit jemandem in Berührung gekommen, der diesen englischen Sportsman persönlich kennen gelernt hatte.

Der erste Londoner Jachtklub – es gibt deren noch mehrere, die aber nicht zusammenhängen – ist wohl der vornehmste Verein der Welt, zu den Mitgliedern gehören so ziemlich alle gekrönten Häupter der Erde, der Eintritt kostet wohl tausend Pfund Sterling, der jährliche Beitrag hundert Pfund, die Regatten werden in allen Weltteilen arrangiert, in London besitzt er ein Klubhaus, welches an Pracht alles Bestehende in den Schatten stellen soll, darunter ein Museum mit Schätzen und Seltenheiten, wie kein staatliches Institut es aufzuweisen hat.

Sonst ist über diesen Jachtklub nichts sagen.

Lord Archibald Seymour war, soweit wir wußten, einer von den 49 Lords und Peers, denen ganz England gehört, und diesem hier fiel ein großer Teil Londons zu. Daß es in England und speziell in London fast gar kein ›Freehold‹, d. h., keinen freien Grundbesitz mehr gibt, daß alles diesen Lords gehört, ist wohl bekannt. Allerdings kann man noch Grund und Boden kaufen, Häuser darauf bauen; aber immer nur für 99 Jahre. Im hundertsten Jahre fällt der Boden wieder dem Landlord zu, der das Wohn- oder Geschäftshaus einfach wieder abreißen läßt. Nur wenn ganz großartige Gebäude geplant werden, wird der Abtretungsvertrag auf 999 Jahre verlängert. Ein Blick in eine englische Zeitung mit Grundbesitzverkehr zeigt überall diese eigentümlichen Bestimmungen – eigentümlich für uns, nicht für den Engländer, der das ganz selbstverständlich findet, ebenso, wie in England nur der erstgeborene Sohn allen festen Besitz erbt, ohne Entschädigung an die übrigen Geschwister. Das ist für uns Deutsche nur eine alte Barbarei, in England kennt man das nicht anders.

Gerade in London aber kommt solch ein Verkauf fast gar nicht mehr vor. Die sieben Lords, denen ganz London gehört, vermieten nur, streichen die Miete ein. Das tun sie natürlich nicht persönlich, auch nicht durch Beamte – sie haben den ganzen Schwamm gegen eine fixe Summe an Unternehmer verpachtet.

Aber was für Summen das nun sind! Kurz, diese sieben Lords gehören zu denjenigen Menschen, welche wirklich nicht wissen, wieviel sie eigentlich Geld haben – und mit dem Einkommen solch eines Lords, dem die inneren Geschäftsstraßen gehören, läßt sich auch nicht das eines amerikanischen Milliardärs vergleichen. Solch ein amerikanischer Multimilliardär wie Gould oder Rockefeller mag allerdings mehr flüssiges Kapital in der Hand haben – aber mehr Geld ausgeben, ohne es zu empfinden, das kann unbedingt solch ein englischer Lord.

Was für besondere Verrücktheiten eigentlich dieser Lord Archibald Seymour als Präsident des Jachtklubs begangen hatte, das wußte niemand von uns zu sagen.

Ja, man hatte gelesen und erinnerte sich, wie Lord Seymour vor drei oder vier Jahren ein Feuerwerk abgebrannt hatte, welches einige hunderttausend Taler gekostet, wie er von London nach Liverpool mit einem Extrazuge gefahren war, der nur aus zwei Dutzend Lokomotiven bestanden hatte, und dergleichen mehr, die Folgen von unsinnigen Wetten – aber so etwas kann sich solch ein Lord doch alles leisten, der sein vieles Geld auf anständige Weise unter die Leute bringen will. Und daß er schon für seine späteren Jahre, wenn er selbst es nötig habe, bei Greenwich ein großes Irrenhaus hat bauen lassen, in dem er schon jetzt fünfhundert armen Geistesgestörten freie Pension gibt, das ist doch auch gar nicht so ohne.

»Ich weiß,« sagte da mein zweiter Steuermann, »es mag wohl gerade zwei Jahre her sein, als die Mitglieder des ersten Jachtclubs wieder einmal eine allgemeine Versammlung in London hatten; aus ganz Europa trafen Kaiser und Könige und andere Fürsten ein, z. B. auch der russische Zar – mit einem Male aber erschienen auch Schwarze, Braune und Gelbe, Lord Seymour hatte nicht nur indische Fürsten, sondern auch afrikanische Negerhäuptlinge eingeladen, ich erinnere mich nur eines Zulukönigs und eines Hottentottenhäuptlings – und nun verlangte Lord Seymour, auch diese schwarzen und braunen Majestäten sollten als Mitglieder des ersten Londoner Jachtclubs aufgenommen werden, auf daß diesem wirklich sämtliche gekrönten Häupter der Erde angehörten.

»Dieses war nur der erste Streich, der zweite folgte sogleich. Lord Seymour verlangte oder schlug vor, daß der Jachtclub sein Domizil nach einigen Inseln des australischen Archipels verlegen sollte, für ständig, auch sämtliche Mitglieder sollten dorthin übersiedeln, also auch alle die europäischen Kaiser und Könige und anderen Fürsten, und dann sollte Europa und die ganze übrige Welt hier von den Fidschiinseln aus regiert werden, dieser erste Jachtclub sollte das Zentrum der ganzen Welt werden, dann könne es in der Welt doch auch gleich keinen Krieg mehr geben ... na, und weil da die Fürsten dieser Erde nicht mitmachen wollten, da hat Lord Seymour eben sein Präsidium niedergelegt. Vielleicht haben sie ihn auch hinausgeschmissen. Denn er soll dem russischen Kaiser, weil dieser ihn mit seinem Plane auslachte, eine heruntergehauen haben.«

»Und wohin ist er dann gegangen?« lachte ich.

»Das weiß ich allerdings nicht, nicht einmal, ob er dann vielleicht verschwunden gewesen ist.«

»Ist er denn der Besitzer dieser Inselgruppe?«

Auch hierüber konnte mir niemand Auskunft geben.

»Goliath, wann war es, als du damals in die Nähe des Vogelberges kamst, der ja auch noch zur Ellicegruppe gehört?«

»Das ist schon fünfzehn Jahre her.«

Nein, da konnte dieser Lord als jener rätselhafte Kapitän wohl nicht in Betracht kommen.

Alle übrigen Fragen traten übrigens jetzt vor dem großen Schiffe zurück, dessen vier Mastspitzen wir soeben über dem nördlichen Horizonte auftauchen sahen.

DIE MYSTERIEN DER KALLIOPE.

Daß wir diese Einladung annehmen würden, daß unser nächstes Ziel diese Insel sein müsse, das war bei uns allen selbstverständlich.

Aber wie weit waren wir noch von ihr entfernt? Ganz bedeutend weit, das wußten wir auch ohne Karte, und diese sagte uns, daß es in gerader Linie noch rund 1200 geographische Meilen seien.

Die Möglichkeit hätte bestanden, auch diese ungeheure Strecke im offenen Boote zurücklegen zu können, eben weil wir uns nahe an den zahllosen Inselarchipeln befanden, deren östlichstes Eiland Ducie ist, immer uns mit Trinkwasser und Proviant ausrüsten konnten, soweit uns die Eingeborenen solche zu geben vermochten – ja, es wäre vielleicht gelungen, uns so von Insel zu Insel durchzuschlagen.

Aber fragt mich nur nicht, wie lange wir dazu gebraucht hatten!

Allein schon, wenn wir uns nicht um Proviant zu sorgen brauchten, hätten wir zur Bezwingung dieser Strecke mindestens sechs Wochen Tag und Nacht rudern müssen, sonst dürfte die ganze Tour, so von Insel zu Insel, ein Vierteljahr dauern, und dabei hätten wir auch noch immer das beste Wetter haben müssen.

Nein, natürlich wurde die Hilfe jedes Schiffes in Anspruch genommen, und das, welches dort vor uns auftauchte, fuhr ungefähr

denselben Kurs, den wir im Auge hatten, das verriet die Stellung seiner Segel, von denen wir die obersten schon erkennen konnten.

Im Liedertakt ging es aus Leibeskräften vorwärts, und schon nach einer Stunde konnten wir, als es einmal wendete, am Heck mittels des Fernrohres seinen Namen erkennen: ›Kalliope‹, Bristol.

»Hallo,« meinte da Mahlsdorf, »das sieht ja bald aus, als wenn dieser Englishman uns ignorieren wollte!«

Ja, so sah es auch wirklich bald aus. Gesehen worden mußte unser Boot unbedingt schon sein, das erkannten wir gleich an den menschlichen Figürchen, wie sie nach dem Boote spähten, selbst unter Zuhilfenahme des Fernrohres, aber gar keine Aufregung, keine Vorbereitung, uns zu empfangen, vielmehr ging der große Viermaster noch mehr in den Südostwind, als wolle er uns entkommen.

Das gab's nun freilich nicht! Bei diesem schwachen Luftzuge konnte der Segler dort höchstens vier Knoten in der Stunde machen, wir ruderten die doppelte Anzahl Knoten, in einer Viertelstunde mußten wir ihn eingeholt haben.

Aber läßt man denn ein offenes Boot auf hoher See so im Stich, wendet man sich ohne weiteres von ihm ab?

»Jungens, dieser Englishman hat ein böses Gewissen! Der will uns nicht an Bord haben! Aber Rede und Antwort soll er uns doch erst stehen! Pult aus!«

Eine Viertelstunde später waren wir in bequemer Rufweite.

Ich hatte diese Viertelstunde noch dazu benutzt, meine Jungen zu instruieren, daß wir uns dann nicht widersprachen. Denn in einer etwas seltsamen Lage befanden wir uns ja doch, und direkt lügen, etwa von einem Schiffbruche sprechen durften wir nicht. Lügen haben immer kurze Beine.

»Wir sagen einfach der Wahrheit gemäß, wir wären auf der Osterinsel von der rechtmäßigen Besitzerin unseres Schiffes, der ›Sturmbräut‹, so maßlos beleidigt worden, daß wir sofort Schiff

und Insel im Boote verlassen hätten, so wie wir gingen und standen, alles übrige überlaßt nur mir, ihr habt einfach meine Befehle befolgt. Verstanden?«

Es war leicht genug zu verstehen, und ich erhob mich, um zunächst ein lautes ›Hallo!!‹ zu rufen.

Ignorieren konnte man uns nicht mehr. Aller Augen waren auf uns gerichtet, und ein Mann auf der niedrigen Kommandobrücke ergriff das Sprachrohr, schon ganz unnötigerweise.

»Wer seid ihr?«

»Wir haben unser Schiff verloren!« entgegnete ich, noch mit aller Lungenkraft, was ich aber in der nächsten Minute nicht mehr nötig hatte, denn die Entfernung verringerte sich sichtlich.

»Wir können euch nicht aufnehmen, uns fehlt selber Wasser!«

Mochte dies auch der Fall sein – dieses Betragen, uns ausweichen zu wollen, war einfach skandalös, und das konnte ich diesen egoistischen Kapitän sogar seegerichtlich büßen lassen.

»Wir selbst haben noch für fünf Tage Trinkwasser bei uns.«

»Uns geht auch der Proviant aus.«

»Wir haben selber genug.«

»Nein, wir können euch nicht aufnehmen,« erklang es jetzt in schroffstem Tone. »Oestlich von uns kreuzt ein deutscher Segler, sucht den auf, der wird euch aufnehmen.«

Nun stand aber auch mein Entschluß felsenfest, an Bord dieses englischen Schiffes zu kommen, das uns durchaus nicht aufnehmen wollte. So etwas war ja unerhört!

»Wir können von diesem deutschen Segler nichts sehen, und dieses Schiff ist das nächste, an das wir uns zu halten haben. Seid Ihr der Kapitän?«

»Der bin ich.«

»Mann, betrachtet uns doch, wie dürftig wir nur bekleidet sind – und Ihr wagt wirklich, uns zurückzuweisen?!«

Die Antwort blieb aus, und zu sehen war jetzt auch niemand mehr an Deck, wenn er nicht gerade an der Bordwand stand, dazu waren wir schon zu nahe. Jetzt erfolgte offenbar eine Beratung zwischen dem Kapitän und seinen Steuerleuten, und sie mußten wissen, was auf dem Spiele stand. Denn so ganz ohne triftigen Grund Schiffbrüchige im offenen Boote auf hoher See zurückzuweisen, das geht auf keinen Fall, auch dafür gibt es internationale Seegesetze! Und daß überhaupt erst eine Beratung stattfand, schon das war auffallend genug.

Sie währte auch nicht lange, so zeigte sich wieder die Gestalt des Sprechers auf der Kommandobrücke, wo diese nach der Bordwand auslief.

»Zum Teufel, so kommt an Bord, aber wer nur noch einen Finger rühren kann, der muß arbeiten, und ihr sollt nichts zu lachen haben.«

Nach diesen Worten ward ein Fallreep herabgelassen. Ich erstieg es zuerst, einer folgte dem anderen, unser Kutter ward einweilen hinten ins Schlepptau genommen.

Es war ein untersetzter Kerl mit nicht gerade sehr einnehmenden Zügen, der jetzt an Deck vor mir stand.

»Na, wer seid Ihr denn nun? Wie kommt Ihr ins offene Boot?« brüllte er mich gleich an, und auch die Augen aller umstehenden Matrosen oder Offiziere, was man ja auf solchen Handelsschiffen kaum an der Kleidung unterscheiden kann, blickten uns recht feindselig an.

»Seid Ihr der Kapitän von diesem Schiffe?« fragte ich zunächst.

»Was habt Ihr danach zu fragen, wer ich bin?« wurde ich wiederum angefahren.

»Weswegen? Weil ich selbst das internationale Kapitänspatent für große Fahrt besitze!« entgegnete ich kaltblütig, aber doch mit einigem Nachdruck, und es machte denn auch gleich auf diesen Grobian einen großen Eindruck – weshalb, werden wir gleich sehen.

»So! Ja, ich bin der Kapitän dieses Schiffes. Und wer seid Ihr?«

»Richard Jansen, bis gestern Kapitän der New-Yorker ›Sturm-
braut‹.«

Ich wußte, was ich tat, als ich dies sagte, ich, der entsprungene englische Zuchthäusler. Aber einmal blieb mir gar nichts anderes übrig, ich mußte ja doch noch meine Papiere vorlegen, und dann konnte man mir ja überhaupt gar nichts wollen, man hätte denn gerade ein englisches Kriegsschiff anrufen müssen, und auch dann hätte ich mir noch immer zu helfen gewußt, ich trug das Sternbanner unter dem Hemd um den Leib gewickelt.

Auf den Kapitän machte die Nennung dieses Namens nicht den geringsten Eindruck, er konnte also wohl schwerlich schon etwas von mir gehört haben, was in Beziehung zu Portland stand- wohl aber machte sich ein nebenstehender Mann, jedenfalls ein Offizier, gleich recht bemerkbar.

»He, Steuermann,« fuhr dieser auf, »dann ist ja das . . . «

Der so Angeredete, also hier der Kapitän, machte eine Bewegung, als wolle er den anderen mit der Faust aufs Maul schlagen, und dieser brach denn auch gleich erschrocken ab.

Aber es war zu spät, ich hatte schon etwas zu hören bekommen.

»Steuermann? Also Ihr seid gar nicht der Kapitän!«

Das broncefarbene Gesicht des Mannes ward noch dunkler.

»Jawohl – wenigstens der stellvertretende Kapitän bin ich!!« wollte er mich wiederum so barsch wie möglich anfahren, doch es klang schon recht unsicher.

»Nur der stellvertretende? Wo ist der Kapitän dieses Schiffes?«

»Der ist – der ist . . . zum Teufel noch einmal, henkt Euch!! Ich bin hier der Stellvertreter von Kapitän Tankow!«

Doch ich ließ mich nicht einschüchtern, mochte der Kerl auch noch so mit den Augen rollen, ich kannte die Bestimmungen.

Das freie Meer ist international, und danach sind die internationalen Seegesetze gemacht worden!

Findet ein Kapitän auf hoher See seinen Tod, oder erkrankt er so, daß er zum Kommando nicht mehr fähig ist, so geht dieses auf den ersten Steuermann über, von diesem auf den eventuellen zweiten, von diesem auf den Bootsmann, von diesem, im Falle der höchsten Not, auf den ältesten Matrosen.

Doch so weitläufig brauche ich ja gar nicht zu werden.

Der Steuermann übernimmt also das Kommando mit allen Pflichten und Rechten. Aber wenn nun durch Zufall ein anderer Kapitän an Bord dieses Schiffes kommt, eben vielleicht als Schiffbrüchiger, so hat dieser das Recht, nicht die Pflicht, das Kommando zu übernehmen. Besteht er darauf, so hat sich der Steuermann als bisheriger stellvertretender Kapitän mit der ganzen Mannschaft ihm unterzuordnen.

Dabei ist – auf hoher See, außerhalb der einheimischen Gewässer! – die Nationalität ganz gleichgültig. Der englische Steuermann hat sich dem türkischen Kapitän zu fügen. Freilich keinem chinesischen. Das kommt eben darauf an, ob die betreffende Nation als seefahrende anerkannt ist. Damals war das auch bei Japan noch nicht der Fall.

Anders aber wird es, wenn, wie es ja häufig der Fall ist, der Steuermann, der vorübergehend den Kapitän vertritt, schon sein Kapitänsexamen gemacht hat. Dann ist er natürlich von keinem anderen zu verdrängen.

Nun, ich glaubte bestimmt, daß dies bei dem hier nicht der Fall war. Er war mir gleich so unsicher aufgetreten.

»Sind Sie Kapitän?«

»Gewiß, ich stehe hier als Stellvertreter des Kapitäns!« schrie er mich wieder ganz unmotiviert an.

»Ich frage Sie im Namen der internationalen Seegesetze, ob Sie wirklich zur selbständigen Führung eines Schiffes berechtigt sind, ob Sie das Kapitänspatent für große Fahrt besitzen.«

Bei diesen Worten zog ich zwischen Brust und Hemd meine Brieftasche hervor und entnahm ihr mein eigenes Kapitänspatent, hielt es auseinandergefaltet jenem vor die Augen.

Das wirkte. Der Mann mußte auch wissen, das mit so etwas nicht zu spaßen war.

»Nein, ich bin nur Steuermann,« gestand er jetzt, wenn auch mit schlecht verhehltem Ingrimmm.

»Na also. So werden Sie mir jetzt etwas höflicher Rede und Antwort stehen. Wo ist Ihr Kapitän?«

»Der ist – der ist – krank!«

»Wo befindet er sich?«

»In seiner Kabine.«

»Ich möchte zu ihm geführt werden.«

»Das geht nicht.«

»Weshalb denn nicht?«

»Er ist krank – ich hab's doch schon gesagt,« knurrte jener.

»Was fehlt ihm denn?«

»Der hat – der hat . . . es ist eine ansteckende Krankheit.«

»Herr Steuermann, wollen Sie mir nun sagen, was dem Kapitän fehlt?«

»Den Aussatz hat er . . . und der steckt doch furchtbar an.«

»Ei, das ist ja vortrefflich, daß ich da gerade gekommen bin,« rief ich, »ich habe nämlich ein ganz vorzügliches Mittel gegen den Aussatz. Führen Sie mich zu ihm! Aber nun bitte: sofort!!«

Ich sah, wie sich der Steuermann sozusagen einen moralischen Ruck gab.

»Goddam, – folgen Sie mir!«

»Mahlsdorf, kommen Sie mit!«

Aber diese Begleitung schien dem Steuermann nicht zu gefallen.

»Herr Kapitän, ich muß Sie allein sprechen.«

»Nein, mein erster Steuermann wird mich begleiten – ohne Widerrede.«

Der Steuermann fügte sich, wir drei betraten die Kajüte. Der grobe Patron hatte sich plötzlich total verändert.

»Herr Kapitän, ich bitte tausendmal um Verzeihung,« begann er, so höflich, wie seine schroffen Seemannsmanieren es erlaubten.

»Weswegen?«

»Weil – weil . . . Kapitän Tankow ist schon vor Kap Horn gestorben und hat im Meere ein ehrliches Seemannsbegräbnis gefunden – es steht im Logbuch eingetragen.«

»So. Und warum sagen Sie da erst solche Unwahrheiten?«

»Weil – weil . . .«

»Na, seien Sie offen,« kam ich dem Stockenden zu Hilfe, und zwar in gutmütigem Tone. »Weil Sie in dem vollbesetzten Boote doch eine ganze Schiffsbesatzung vermuten mußten, darunter auch den Kapitän, und es wäre Ihnen sehr unangenehm gewesen, wenn Sie an diesen das Kommando abtreten müßten.«

»So ist es,« gestand der Steuermann mit niedergeschlagenen Augen.

Ich hatte das Richtige getroffen. Es lag ja auch ganz klar auf der Hand. Wenigstens für einen Seemann. In gewissem Sinne war jener auch entschuldbar.

Es kann ja für einen Steuermann nichts Vorteilhafteres geben – wenn der Wunsch dazu auch nicht gerade christlich ist – als wenn während der Reise sein Kapitän stirbt, er selbst das Kommando übernimmt, das Schiff glücklich in den Hafen bringt. Dann braucht er nur noch schnell sein Kapitänsexamen zu machen – eine reine Förmlichkeit – und er bekommt sofort von allen Seiten Anträge, dies und jenes Schiff unter seine Führung zu nehmen.

Denn es gibt eben in der Welt massenhaft Steuerleute, welche schon längst ihr Kapitänspatent besitzen, aber sie kommen nicht daran, es ist keine Stelle für sie offen, ebenso wie ja genug Steuerleute noch als Matrosen fahren müssen, wenn sie nicht verhungern wollen – aber nur eine einzige solche selbständige Fahrt,

durch Zufall dazu gekommen, und der Betreffende überspringt alle Vorgänger.

Dann aber muß es dem Betreffenden, dem das Glück einmal so gelächelt hat, natürlich höchst fatal sein, wenn da ein Anderer dazwischenkommt, der ihm dieses Glück wieder zunichte macht.

Kurz, ich konnte den Unmut dieses Mannes sehr wohl begreifen. Er wollte mir auseinandersetzen, was ihn in solch einen Zorn gebracht habe, aber ich sagte ihm gleich, daß dies bei mir nicht nötig sei, daß ich ihn verstehe.

»Wie ist Ihr Name?«

»Samuel Haller.«

»Nun, Mr. Haller, ich werde Ihre Hoffnung nicht vernichten. Sie führen das Kommando natürlich weiter, ich betrachte mich mit meinen Leuten nur als Ihre Gäste, das wird auch im Logbuch vermerkt werden.«

»Tausend Dank, Herr Kapitän, tausend Dank!« murmelte der Steuermann.

Ich weiß nicht, der robuste, erst so grobe Mann machte auf mich einen recht unseemännischen Eindruck, so scheinheilig, und es war nicht nötig, daß mir Mahlsdorf unterm Tisch einmal auf den Fuß trat – ich wollte diesem Kerl sowieso erst noch etwas auf den Zahn fühlen.

»Sie haben wirklich Proviant- und Wassermangel?«

»O nein, das nicht gerade . . . «

Was? Dann war das allerdings unerhört. Schiffbrüchige im offenen Boote so einfach abzuweisen, ohne sie wenigstens erst zu fragen, ob sie etwas brauchten.

»Aber das Wasser ist schon sehr verdorben,« setzte er zu seiner Entschuldigung mit geröteten Wangen schnell hinzu.

»Verdorben, wieso?«

»Nun, wir sind von London doch schon fast drei Monate unterwegs . . . «

Er wagte gar nicht weiter zu sprechen. Denn das war wirklich keine Entschuldigung. Ganz frisch bleibt das Trinkwasser bei solch langer Fahrt natürlich niemals, mögen die Fässer innen auch noch so gut verkohlt sein.

»Und der Proviant?«

»Der Speck ist blau, das Salzfleisch riecht schon etwas, das Hartbrot ist wurmzerfressen.«

Alles keine Entschuldigung, alles bei so langer Reise ganz selbstverständlich. Nach vier Wochen muß man aus jedem Schiffszwieback die Würmer ausklopfen, anders kennt es der Matrose gar nicht, wenn die sparsame Reederei ihm nicht gleich von vornherein altes, wurmzerfressenes Hartbrot und blauangelaufenes Salzfleisch mitgibt. Denn was für eine Schweinerei da bei den Reedereien herrscht, davon macht sich der Nichtseemann gar keinen Begriff.

Also alles keine Entschuldigung, Schiffbrüchigen keinen Proviant angeboten zu haben. Doch hierüber sagte ich nichts mehr.

»Von wo kommen Sie?«

»Direkt von London.«

»Wohin gehen Sie?«

»Nach Nanking.«

Um Kap Horn herum ist ein weiterer Weg als um das Kap der guten Hoffnung, aber für ein Segelschiff kommen hauptsächlich die Windverhältnisse in Betracht, und zur gegenwärtigen Jahreszeit war der westliche Weg tatsächlich der bessere.

»Was haben Sie geladen?«

»Stückgut.«

Er erklärte mir näher: Handwerkszeug der verschiedensten Art, Chemikalien, Sohlenleder, Leinen- und Wollstoffe – also eine durchaus gemischte Fracht, die man allgemein als Stückgut bezeichnet. Ein Transportschiff, für das die verschiedensten Firmen und Privatleute etwas mitgeben.

»Woran ist der Kapitän gestorben?«

»Er hat sich selbst getötet.«

»Was, Selbstmord?!« rief ich, und auch Mahlsdorf fuhr nicht schlecht empor.

»Jawohl – das heißt – er hat zwei Flaschen Rum ausgetrunken, und als er die zweite noch nicht zur Hälfte leer hatte, da fiel er um und war tot – ein Herzschlag.«

Unter den Kapitänen gibt es starke Alkoholiker, der Schnaps ist ihnen, zumal wenn es ihnen an sonstiger Bildung fehlt, der einzige Genuß, den sie sich bei ihrem langweiligen Leben zu verschaffen suchen, dann wieder kommt es bei ihrer sonst gesunden Lebensweise dahin, daß ihnen der Alkohol gar nichts mehr anhaben kann, bis der Faden einmal reißt. Ich selbst hatte einen Kapitän gekannt, der einen Liter des stärksten Branntweins ohne abzusetzen trank, ohne daß ihm hinterher etwas anzumerken war, aber ... gerade weil der Sprecher mich so offen anblicken wollte, wurde mein Mißtrauen gegen ihn immer stärker. Er blickte mich eben so herausfordernd an, und doch war es nicht richtig in seinen grauen Augen.

»Der Kapitän war ein starker Trinker?«

»Ja, er trank regelmäßig seinen Rum und Whisky und Brandy.«

»Ich meine, er war ein notorischer Trunkenbold?«

»Das nicht gerade, aber daß er reichlich trank, das können alle meine Leute bezeugen. Er hat sich vielleicht auch mit Absicht tottrinken wollen, weil seine Frau über Bord gewaschen worden war.«

»Was, auch seine Frau hatte er mit an Bord?«

»Na ja, warum soll er sie denn nicht haben?« lautete die trotzi-ge Gegenfrage.

Da hatte der Mann allerdings recht. Es haben genug Kapitäne ihre Frauen mit an Bord, zumal wenn keine Kinder vorhanden sind, oder diese schon erwachsen sind, es kommt aber auch vor, daß Kapitäne ihre ganze Familie mitnehmen, ihre Kinder selbst unterrichten, und ein idealeres Familienleben, vereint in Sturm

und Sonnenschein, in Not und Tod, läßt sich ja eigentlich auch gar nicht denken. Allerdings Geschmackssache.

»Mann, nun erzählen Sie ausführlich!«

Der Steuermann tat es. Die Sache war einfach genug.

Es war am vierten Oktober gewesen, noch vor Kap Horn. Kein besonderer Sturm, aber sehr hoher Seegang. Da war Mrs. Tankow über Bord gewaschen worden, auf Nimmerwiedersehen. Und der unglückliche Kapitän war in die Kajüte gegangen, und als man ihn aufsuchte, weil er sich gar so lange nicht wieder sehen ließ, da hatte er entseelt auf dem Boden gelegen, neben sich eine geleerte Rumflasche, und eine noch halbvolle auf dem Tische stehend.

»Da hat er gelegen,« sagte der Steuermann, mit der Hand seitwärts deutend, »und so steht's auch im Logbuch eingetragen.«

Der Mann hatte mich während der Erzählung immer so herausfordernd angesehen, als wolle er fragen: Glaubst du's etwa nicht?

Nein, ich glaubte ... doch ich wollte nicht glauben, sondern wissen!

»Wie hieß die Frau Kapitän mit Vornamen?«

»Bessy.«

»Elisabeth also.«

»Na ja, Elisabeth – Bessy – das ist doch ganz dasselbe – und er nannte sie nur Bessy.«

»Wie alt war der Kapitän?«

»So Mitte der vierziger und fünfziger.«

»Und die Frau?«

»O, die war viel jünger.«

Was hatte der Kerl so widerlich zu grinsen, als er dies sagte?

»Wie alt war sie denn?«

»Na, vielleicht noch keine zwanzig.«

»Wie lange waren die beiden schon verheiratet?«

»Wohl schon seit zwei Jahren.«

»Kinder?«

»Nee, was sollen wir denn hier an Bord mit kleinen Kindern?« grinste der Kerl wieder.

»Ich meine, ob überhaupt Kinder da waren, zu Hause, oder gestorben.«

»Ich glaube nicht, dazu war Kapitän Tankow ja schon viel zu alt,« feixte der Mensch abermals. Es war eben ein roher Seemann, ich konnte es ihm gar nicht besonders übel nehmen.

»Es könnte nicht vielleicht irgendein Mord vorliegen?«

Ich hatte es nur so in Gedanken gesprochen, weil ich überhaupt an so eine ungleiche Ehe gedacht.

Hei, wie da aber dieser Steuermann auffuhr! Plötzlich käseweiß im Gesicht!

»Herr, was spricht Ihr da?! Ein Mord?! Von wem denn?«

»Nun, ich dachte an einen Selbstmord, an einen doppelten. Erst die Frau, dann der Kapitän. Daß sie vielleicht freiwillig über Bord gegangen ist, und das hat sich dann der Kapitän so zu Herzen genommen.«

So entgegnete ich ganz ruhig, während mir plötzlich ein furchtbarer Verdacht aufstieg. Das Benehmen des Steuermannes war schuld daran, wie der so erschrocken aufgefahren war.

Jetzt aber war ich es, der Mahlsdorf unterm Tisch auf den Fuß trat, damit er nicht so große Augen mache. Denn dem war das ebenfalls nicht entgangen, gerade bei so etwas aber konnte ich mich äußerlich vollkommen beherrschen.

Auch der Steuermann war schnell wieder Herr seiner selbst.

»Nee, die ist über Bord gewaschen worden, das haben wir alle gesehen, wenigstens viele der Leute, und ich selber. Eine Woge nahm sie mit, und ein Boot auszusetzen, daran war gar nicht zu denken. Und warum hätte sie denn über Bord jumpen sollen?«

»Ja, das hätte ich eigentlich Euch zu fragen. Die beiden konnten doch vielleicht unglücklich zusammen leben.«

»Unglücklich? Nee, die waren wie die Turteltäubchen zusammen, hähähä, so alt Kapitän Tankow auch schon war, hähähä.«

Diese grinsende Visage übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf meine Hand aus, ich hätte gar zu gern einmal über den Tisch gelangt. Doch ich beherrschte mich.

»Ihr wißt gar nicht, wie die beiden zusammengekommen sind, die so verschiedenen Alters waren?«

»O ja – sie erzählte es ja jedem, der es hören wollte. Er hat sie einmal als kleines Mädchen aus dem Wasser gerettet, in einer englischen Stadt, ohne daß sie erfuhr, wer ihr Retter gewesen wäre, und dann, zehn Jahre später, als sie als barmherzige Schwester nach Bombay gegangen war, kam dort Kapitän Tankow schwerkrank ins Hospital, und weil er da in seinen Fieberphantasien wieder von dieser Geschichte geschwätzt hat, wie er das kleine Mädchen aus dem Wasser zog, da hat sie ihren ehemaligen Retter erkannt – na, und da haben sich die beiden eben geheiratet. Vor zwei Jahren. Seitdem ist sie immer bei ihm an Bord gewesen.«

Es war gewiß eine rührende Geschichte, die wir da zu hören bekamen, wert, zu einer künstlerischen Novelle verarbeitet zu werden – aber dieser Kerl war nicht der Mann danach, sie mit seinem tabakkauenden Munde vorzutragen.

Vorläufig wollte ich diese Sache auf sich beruhen lassen.

»Kennen Sie mich nicht, den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut‹?« war meine nächste Frage.

Nein, all diese Namen waren diesem Steuermanns gänzlich unbekannt, so wie die ganze Affäre mit der Lady Leytenstone. Nun, so eine ›Weltberühmtheit‹ war ich ja auch nicht, und Steuermann Haller hatte kurz vor der Abfahrt aus London auf der ›Kalliope‹ angemustert, und da war er mit einem Segler eben erst von China gekommen, hatte sich jahrelang in den chinesischen Gewässern aufgehalten.

Ich durfte bestimmt voraussetzen, daß jener andere, wohl der zweite Steuermann, näher in meine Verhältnisse eingeweiht war, seine Aeußerung über mich war nur unterbrochen worden, aber

sonst hatte man an Bord über den ganzen Fall noch nicht gesprochen, da passiert in der Welt ja noch anderes Interessante, als daß jemand aus dem Zuchthaus von Portland entspringt. Außerdem wird an Bord zwischen Seeleuten gar nicht über Weltereignisse gesprochen, da hat jeder anderes im Kopfe, und das Seevolk ist ja überhaupt ein ganz eigentümliches.

Jetzt allerdings würde es auch noch dieser Steuermann erfahren – gut, dann brauchte ich es ihm ja nicht erst zu erzählen. Und was ging das den überhaupt an? Ich betrachtete mich als seinen Vorgesetzten.

So erklärte ich ihm nur – das war ich ihm doch schuldig – wie die Besitzerin der ›Sturmbraut‹, mehr eine große Privatjacht, die ich bisher geführt, mich und meine ganze Mannschaft maßlos beleidigt habe, dermaßen, daß wir augenblicklich Schiff und Osterinsel in offenem Boote verlassen hatten, so wie wir gingen und standen.

Mehr zu sagen hatte ich gar nicht nötig, der Steuermann, seinen Tabak kauend, dachte offenbar an etwas ganz anderes, als er so grübelnd vor sich hinschaute.

»Können Sie nicht auf Ihrer Fahrt nach Nanking nahe an den Elliceinseln vorbeisegeln?«

Haller fuhr aus seinen Träumen empor, eine Seekarte des Stillen Ozeans ward befragt.

Ja, das war recht gut zu machen. Eigentlich lag diese Inselgruppe von hier aus sogar in der direkten Richtung nach Nanking, wie ein Blick auf die Karte gleich zeigt. Nun aber werden alle diese Archipele von Koralleninseln wegen ihrer Gefährlichkeit natürlich von jedem Schiffe gemieden, welches nichts dazwischen zu suchen hat, sie werden umsegelt. Hinwiederum ist die Gefahr schließlich gar nicht so groß, gerade die Elliceinseln sind leicht anzusegeln. Auch die Windverhältnisse waren in dieser Jahreszeit gerade recht günstig dazu.

»Gewiß, Herr Kapitän, Ihr Wunsch ist mir Befehl!« drückte sich der rohe Patron einmal recht gewählt aus.

»Gut, ich danke Ihnen.«

Ueber die Zeit, welche wir zu dieser Strecke brauchten, läßt sich bei einem Segelschiff gar nicht disputieren. Es konnte nur vierzehn Tage dauern, es konnten auch drei Monate vergehen.

»Sollten wir ein westwärts gehendes Schiff treffen,« setzte ich weiter hinzu, »womöglich ein kleineres, welches zu erkennen gibt, daß es diese Inselgruppe oder eine naheliegende anlaufen will, so siedele ich auf dieses über, und noch lieber wäre mir natürlich ein Dampfer.«

»O, Herr Kapitän, es sollte mir das größte Vergnügen bereiten, Sie selbst dorthinzubringen. Der Wind wird bald wieder günstiger werden, und dann nimmt es die ›Kalliope‹ mit jedem anderen Segler auf, von solch einem Paddelkasten gar nicht zu sprechen,« versetzte der plötzlich ganz umgewandelte Steuermann.

»Ja, da muß ich Ihnen aber gleich mitteilen, daß ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, Ihnen die Unkosten für mich und meine Leute zu vergüten, wir sind gänzlich mittellos.«

»Herr Kapitän,« entgegnete Haller mit abweisender Handbewegung, und es klang fast beleidigt, »bitte, sprechen Sie nicht so – ich schätze mir zur Ehre, Sie und Ihre Leute bewirten zu dürfen.«

Wie sich dieser Kerl geändert hatte! Mein Mißtrauen wuchs nur immer, und Mahlsdorf trat mich schon wieder auf den Fuß.

»Darf ich fragen, inwiefern die einsamen, menschenverlassenen Elliceinseln Ihr Ziel sein können?«

Diese neugierige Frage war allerdings berechtigt.

»Es kreuzt dort eine Jacht, welche diese noch ziemlich unbekanntens Inseln erforschen will, und ihr Besitzer und Kapitän ist mein guter Freund,« erklärte ich, und das mußte genügen.

Die Schiffsglocke glaste die Mittagsstunde.

»Bitte, Herr Kapitän, suchen Sie sich die beste Kabine aus. Ich kann Ihnen und den Offizieren deren drei zur Verfügung stellen.

Dann kommt auch noch die hinzu, welche Mr. Tankow benutzt hat.«

Die Kabinen gingen von einem Korridor neben der Kajüte ab, doch hatte auch diese noch eine Tür.

»Das ist die des Kapitäns,« erklärte Haller ohne Befragen, »ich selbst habe sie bezogen, trete sie Ihnen aber natürlich gern ab.«

Er öffnete die Schiebetür. Es sah für einen Seemann recht lieblich darin aus, doch ward mein Blick nur von einem Bilde gebannt, welches an der Wand hing, einem Brustbilde, das in Lebensgröße einen vollbärtigen Mann mit schönen, ernsten Zügen darstellte.

»Das ist Kapitän Tankow?«

»Jawohl, Charles Tankow.«

»Das Bild ist aber wohl noch aus seinen jungen Jahren.«

»Hm, das kann ich nicht sagen.«

»Er muß doch viel älter ausgesehen haben, wenn er zwischen vierzig und fünfzig gewesen sein soll.«

»Nee – eigentlich nicht. So hat er noch zuletzt ausgesehen. Ja, dem Gesicht nach war er noch ziemlich jung, hähähä.«

Ich unterdrückte alles, was bei diesem hämischen Lachen wieder in mir aufstieg.

Dann regte sich in mir ein Wunsch.

»Ist nicht auch ein Bild von seiner Gattin da, vielleicht in deren Kabine?«

»Nee – aber dort hängt ja ihr's.«

Ich mußte mehr in die Kabine treten, um es an der anderen Wand zu erblicken – und ich war sprachlos!

Das kam nämlich daher, weil ich schon zwei solcher Kapitänsfrauen kennen gelernt hatte, die ihren Mann stets auf Reisen begleiteten, und alle beide hatten auf mich durchaus keinen sympathischen Eindruck gemacht – so eine Art von Madam Hullogan, nur in etwas gemäßigerer Ausgabe, aber alle beide, wenn nicht Haare unter der Nase, so doch die eine wenigstens auf der Nase,

und auf den Zähnen alle beide, die Seefahrt erfordert eben robuste Naturen und macht aus zarteren Personen solche – und wie es nun so geht, wenn man schon mehrmals dergleichen Bekanntschaften gemacht hat – da schlägt man zuletzt alles über einen Leisten – kurz, ich hatte mir von solchen mitfahrenden Kapitänsfrauen schon ein ganz bestimmtes Bild gemacht.

Nun aber schaute mir hier aus großem Goldrahmen plötzlich ein lächelndes, liebezendes Frauenantlitz entgegen, wie Milch und Blut, wie eine ... ich habe schon einmal gesagt, daß ich so etwas nicht beschreiben kann, und ein menschliches Antlitz beschreiben zu wollen ist überhaupt ein Unsinn, das kann doch kaum der Pinsel eines Malers wiedergeben.

Kurz, es war ein berückend schönes, holdseliges Gesichtchen, das mir da entgegenlächelte.

»Das ist Bessy?!«

Weiß der Teufel, wie ich darauf kam, plötzlich so vertraut ihren Vornamen auszusprechen.

»Jawohl, das ist sie,« grinste der Engländer, »die Frau Kapitänin.«

Kaum konnte ich mich von dem Anblicke dieses Bildes wieder losreißen – und als ich daran dachte, vor Augen sah, wie dieses holdselige, junge Weib über Bord gespült ward, wie die beiden hier in dieser Kajüte gelebt haben mochten, da stieg ein anderer heißer Wunsch in meinem Herzen auf.

»Wo befindet sich ihre Kabine?« fragte ich, und ich wagte in Gegenwart ihres Bildes nur zu flüstern.

»Dort,« grinste der Steuermann, dessen gewöhnlicher Gesichtsausdruck ein grinsender zu sein schien, und er deutete auf die Nebentür dieser Kapitänskabine.

Zögernd ging ich hin, zögernd ergriff ich die Klinke – die Tür war verschlossen.

»Ja, die ist zu, und sie muß den Schlüssel in der Tasche gehabt haben, als sie über Bord gewaschen wurde.«

»Wie lange ist denn das schon her?« fragte ich verwundert.

»Nun, so drei Wochen.«

»Und da ist diese Ladykabine noch gar nicht betreten, die Tür noch nicht geöffnet worden?«

»Nun, die hat ja noch vom Korridor einen Eingang.«

Ach so, das war etwas anderes! Und doch – ich weiß nicht – warum brachte der Kerl dies alles nur so zögernd heraus?

Ich hatte mein Ziel nun einmal im Auge – ich suchte den Eingang zu dieser Kabine vom Korridor aus.

Auch hier war die Schiebetür verschlossen.

»Steward,« rief der Steuermann durch den Korridor, »bringe den Schlüssel zur Kabine von der Frau, der Kapitän hier will drin schlafen!«

O, wenn ich doch einmal hätte so auslangen können, wie ich gern wollte!

Der Steward hatte mit einem seemännischen »ay, ay« geantwortet, aber dann ließ er nichts weiter von sich hören.

»Na, Lewis, wo bleibst du denn? Warum steckt der Schlüssel denn überhaupt nicht?«

Der Steward kam noch immer nicht zum Vorschein dann aber ertönte seine Stimme.

»Ich kann den Schlüssel nicht finden, Käpten.«

»Was, nicht finden?! Du blutigverdammter Halunke . . .

Der Steuermann fügte noch einige andere solcher Titulationen hinzu, eine immer blutiger und schauderhafter als die andere, und schließlich, wenn mir so etwas passiert wäre, daß an Bord meines Schiffes ein Schlüssel verlegt würde, ich wäre mit dem Betreffenden nicht viel sanfter umgesprungen. So etwas ist an Bord eines Schiffes eigentlich undenkbar.

Endlich wagte sich der Steward aus seiner Pantry hervor, ein großes Schlüsselbund in der Hand.

Das erste war, daß der gar nicht mehr so junge Steward – aber das ist auf Segelschiffen auch nicht wie auf Passagierdampfern

ein Kellner, sondern ein echter Seemann – einen Nackenschlag bekam ... und ich hätte es mit meinem eigenen Steward, trotz aller Liebe, wahrscheinlich nicht anders gemacht.

Denn das will ich hier gleich einmal einschalten: Haue gibt es auf den Schiffen, und nicht nur auf Seglern, sondern auch auf den gewöhnlichen Transportdampfern, tüchtige Haue, und das noch heute! Und nicht etwa nur der Schiffsjunge! O, so ein Steuermann gibt es den Matrosen manchmal tüchtig zwischen die Backzähne – und so ein Steuermann, auch Offizier genannt, bekommt's wieder vom Herrn Kapitän – ›Ohrpfeifen und Backfeigen‹ und noch anderes mehr!

Das mag vielleicht manchem unglaublich klingen, aber das ist so! Ja, das geht überhaupt an Bord anders zu, als man manchmal so in einem Seegeschichtchen liest, von jemandem verfaßt, der noch nie eine Schiffsplanke betreten hat, von Seglern gar nicht zu sprechen.

Allerdings muß Grund vorhanden sein. So mir nichts, dir nichts, wegen jeder Kleinigkeit, wie die Schiffsjungen, werden Matrosen und Offiziere natürlich nicht geschlagen. Aber wenn eine grobe Vernachlässigung im Dienst vorkommt – etwa wenn der Steuermann ein falsches Segelkommando gegeben, eine falsche Sonnenberechnung gemacht hat – o, da saust ihm die Faust des Kapitäns gleich einmal unters Kinn und um die Ohren! Und dieser Herr Offizier darf keinen Mucks dazu sagen! Nur ein Aufheben der Hand, und der Kapitän schießt ihn auf der Stelle nieder, legt ihn in Eisen! Hinterher kann sich der Steuermann beschweren – aber hat er irgendwelche Schuld gehabt, bekommt er kein Recht.

–
Doch genug hiervon. Und doch war es wichtig, einmal dies zu erwähnen. Auf den Passagierdampfern ist das ja heute anders – wenigstens an Deck, aber nicht im Heizraum, wo das Publikum es nicht sieht. Sobald die nötige Dampfspannung nachläßt, kommt der verantwortliche Maschinist mit dem Schippenstiel, und der

Oberheizer vertobakt seinen Untergebenen, und dieser läßt seine Wut wieder an den Kohlenzieher aus ... und dieser springt vielleicht über Bord. Alles, damit die Aktionäre ihre Dividenden bekommen. – –

Also der Steward hatte seinen Backs weg, der ihn gegen die Wand geschleudert, und als er sich von dieser wieder abgelöst, probierte er mit den vielen Schlüsseln an dem Bunde in dem Schlüsselloche herum.

»Hast du ihn denn nicht?«

»Nein, das sind andere; vielleicht ist einer darunter, der ... «

Bruch, bruch, bruch ... diesmal gab's noch etliche sogenannte Backse mehr. Der Steward warf dem stellvertretenden Kapitän einen haßerfüllten Blick zu – sollte er auch nicht! – dann schüttelte er sich wie ein Hund und fuhr fort, die einzelnen Schlüssel weiter zu probieren.

Während dieser Beschäftigung kam es zwischen ihm und dem Kapitän zu einem Gespräch, welches ich hier wiedergeben muß. Der Steward war dabei schon wieder ganz ruhig, er kannte eben keine andere Behandlung.

»Wohin hast du denn den Schlüssel gehängt?« fragte der Steuermann.

»Dahin, wo er immer hängt.«

»Wann bist du denn das letztmal in dieser Kabine gewesen?«

»Als ich sie aufräumte.«

»Wann war das?«

»Na, gleich nach ihrem Tode – oder nach dem des Kapitäns – so vor drei Wochen.«

Dies war das Gespräch, welches ich als wichtig wiedergeben muß.

Keiner der Schlüssel hatte gepaßt.

»Kerl,« brüllte der Steuermann dann, »du gehst nicht eher zur Koje, bringst keinen Bissen in den Mund, als bis du mir den Schlüssel zur Stelle geschafft hast – und wenn du verhungerst!!«

»Na, da gibt es doch noch andere Mittel, um so eine Tür aufzubringen,« meinte ich, griff an den Knopf, an dem die Schiebetür zurückgezogen wurde, rüttelte daran, machte ja einige Anstrengung, aber eigentlich hatte ich doch nur an einen Dietrich gedacht – da gab es einen Knacks, und die Tür ließ sich zurückschieben. Der eiserne Riegel hatte unter meiner Bärenpatze nicht standhalten können, war einfach gebrochen – so wie es mir manchmal mit verschlossenen Türen und mit ähnlichen Dingen ging. Ich mußte bei so etwas immer sehr zartfühlend sein.

Aber nun war die Tür einmal offen. Das erste, was ich fühlte, war wie ein warmer Hauch, der mir entgegenschlug.

Dann sah ich eine sehr komfortabel ausgestattete Kabine, der man gleich anmerken konnte, daß hier eine Frau gehaust hatte, an dem Waschtisch mit den vielen Schächtelchen und Büchsen und Bürstchen – und dort auf der ungemachten Koje lag zum Ueberfluß noch ein rotes Korsett mit weißen Spitzen, auch noch andere intime Toilettenstücke lagen herum . . .

Es war schade, daß ich in diesem Augenblick das Gesicht des Steuermanns nicht beobachtete. Mahlsdorf berichtete mir erst später davon.

»Kerl,« brüllte Haller wiederum den Steward an, »und das nennst du aufgeräumt?! Das sieht ja gerade noch aus wie damals an dem Tage, wo die Frau Kapitänin über Bord ging, wo ich diese Kabine betrat, um ihre Briefschaften und so weiter unter Verschuß zu nehmen!!«

Backs – und der flunkerhafte Steward zog es diesmal vor, schnell zu verschwinden.

Ja, das sah allerdings fast geradeso aus, als wenn die Inhaberin dieser Kabine erst vor . . .

Da sah ich etwas am Boden liegen, dicht vor meinen Füßen, und mir schoß etwas durch den Kopf; mein erstes war, schnell auf dieses kleine Etwas mit dem Fuße zu treten, und ich wußte ganz bestimmt, daß dieses mein Manöver von niemandem beobachtet

worden war. Man hat doch manchmal so ein bestimmtes Bewußtsein.

Nun handelte es sich nur noch darum, dieses kleine Etwas unter meinem Fuß unauffällig in die Hand und in meine Tasche zu eskamotieren. Was es war, darüber werde ich noch später sprechen.

»Hm, das ist allerdings sehr traurig, wenn man so in einer Kabine steht, in der noch vor kurzem jemand geschlafen hat, und jetzt ist er tot – zumal, wenn's so eine hübsche Frau war,« sagte ich, nur um irgend etwas zu sagen.

Und dann streckte ich meine Hand aus, rückwärts nach der Tür.

»Was soll denn das bedeuten?«

Es war eine geometrische Figur, die dort in die Holzverkleidung der Wand gleich neben der Tür eingeritzt war.

Da hatte wohl ein früherer Bewohner dieser Kabine, doch sicher ein Steuermann, als er gerade kein Papier zur Hand gehabt, mit dem Messer eine trigonometrische Berechnung gemacht, so äußerte sich auch Haller – für mich hatte es sich ja aber nur darum gehandelt, einmal seine Augen abzulenken, und kaum hatte er den Kopf gewendet, als ich mich schnell bückte und das weiße Tüchelchen, um das es sich der Hauptsache nach handelte, aufhob und in meine Tasche praktizierte.

»Meine Herren, das Mittagessen wird gleich fertig sein,« sagte der Steuermann jetzt. »Wollen Sie sich nicht erst Ihre Kabinen aussuchen? Der Herr Kapitän kann ja gleich diese nehmen, wo die Frau Kapitän drin gewohnt hat, hähähä.«

Mich konnte jetzt dieses hämische Grinsen nicht mehr irritieren, all meine Gedanken waren mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Nein, wir wollten die Kabinen der Toten nicht benutzen, die des Kapitäns hatte ja auch schon sein Nachfolger mit Beschlag belegt.

Wir besahen uns die drei anderen.

Als Kapitän mußte ich unbedingt meine eigene haben, in die beiden anderen teilten sich die vier Offiziere.

Haller und der zweite Steuermann stellten uns ihre Garderobe zur Verfügung, wir halfen uns, so gut es ging, dann sah ich nach meinen übrigen Leuten, die ebenso aus den Zeugkisten der Mannschaft versorgt, sonst in der Segelkammer untergebracht worden waren, dann wurde das Mittagessen aufgetragen, welches ausnahmsweise, da es eben noch zunächst an Platz mangelte, von den Kapitänen zusammen mit den Offizieren eingenommen wurde.

Dieses Mittagessen bestand in der Hauptsache aus Speck und Bohnen, wozu für die Kajüte noch etwas Pökelbraten hinzukam, es konnten davon nur sehr kleine Portionen verteilt werden, das Essen war doch schon angesetzt gewesen, bevor wir an Bord kamen. Für die vielen neuhinzugekommenen Leute hatten schnell nur noch Kartoffeln gekocht werden können, sonst mußte der hungrige Magen mit Schiffszwieback gefüllt werden.

Die Bohnen waren weich, der Speck war noch gut, wie der Pökelbraten, letzterer sogar delikater – die Kartoffeln hingegen waren kaum noch genießbar, und aus dem Hartbrot krochen sogar auch ohne Klopfen die Würmer heraus.

Ein Jan Maat, wie sich der Segelschiffsmatrose stolz nennt, ist an manches gewöhnt, eigentlich aber war es schon ein Skandal, uns solchen Schiffszwieback vorzusetzen.

Doch ich hätte dies alles gar nicht erwähnt, wenn es nicht noch für später wichtig werden sollte.

»Ist dieses Hartbrot nicht schauderhaft?« nahm der Steuermann von allein das Wort. »Solches Zeug müssen wir nun schon seit einem Vierteljahre kauen, wir haben es gleich so verdorben bekommen, ebenso die Kartoffeln, und das Schlimmste ist, daß jetzt auch die Bohnen zu Ende gehen, die waren allein noch genießbar. Erbsen sind noch massenhaft da, aber mit aller Soda

nicht weich zu bekommen, und mehr Würmer als Erbsen, und mit dem Fleische ist es genau so.«

»Ja, das ist der letzte Salzspeck, der nicht stinkt,« ließ sich der servierende Steward vernehmen, »und der Koch sagt, daß dies der letzte Pökelbraten wäre, den man essen könnte.«

Das waren ja allerdings nette Aussichten!

»Der Proviant war gleich so verdorben, als Sie ihn in London bekamen?« fragte ich.

»Zum größten Teil. Ab und zu ein frisches Fäßchen, das wir heraussuchen mußten.«

»Konnten Sie denn da nicht an der Ostküste Südamerikas einen Hafen anlaufen, um frischen Proviant einzunehmen, auf Kosten des Reeders? Das ist doch selbstverständlich erlaubt.«

»Ja, wenn die Reederei nicht eine Aktiengesellschaft wäre, Scrubb und Kompanie in Bristol,« feixte der Steuermann in seiner Weise, »und Kapitän Tankow war selber Aktionär.«

»War der denn so geizig?«

»Na und wie! Beim Gelde hört eben jede Gemütlichkeit auf.«

»Und er und seine Frau aßen selbst diese schlechte Kost?«

»Nee, die beiden natürlich nicht. Die hatten extra Proviant mit, das Pökelfleisch hier ist noch davon, auch viele Konserven. Als die beiden tot waren, war ja noch genug vorhanden; aber das mußte ich nun doch auch für die Mannschaft herausrücken, ich bin doch nicht so einer, der zusehen kann, wie die anderen mehr Würmer essen als Erbsen, hähähä – na, und da ist das schnell alle geworden.«

Diese letzte Henkersmahlzeit wollte uns nun auch nicht mehr schmecken, durch die Kartoffeln und das Hartbrot bekamen wir ja schon einen Vorgeschmack auf morgen, wir würgten das Essen so schnell wie möglich hinter, und länger als eine Viertelstunde wird auf einem Segelschiffe überhaupt nicht diniert.

Dann hatte der stellvertretende Kapitän seine frühere Wache von vier Stunden zu übernehmen, die er, da ja nur noch ein zweiter vorhanden war, noch immer gehen mußte, und uns, die wir die ganze Nacht im offenen Boote verbracht hatten, konnte man nicht verdenken, wenn wir die Kojen aufsuchten.

Erst aber nahm ich Mahlsdorf mit zu mir herüber, und das brauchte nicht aufzufallen, nach solch einer ›Rettung‹, jedenfalls bei solch veränderten Verhältnissen hat der Kapitän mit seinem Steuermanne doch manches zu besprechen.

Daß wir hier nicht belauscht werden konnten, davon hatte ich mich schnell überzeugt, und wir konnten ja auch unsere Stimmen dämpfen. Und Mahlsdorf blickte mich, nachdem ich die Tür geschlossen, auch gleich ganz eigentümlich an.

»Nun, Mahlsdorf, was meinen Sie?« fragte ich leise.

»Kapitän, hier ist etwas nicht in Ordnung!« war meines Steuermanns erstes Wort, in entsprechender Weise hervorgebracht.

»Haben Sie auch schon etwas gemerkt?«

»Ja, eine ganze Masse.«

»Nun?«

»Wissen Sie, Kapitän, daß der Steward den Schlüssel zu der Kabine nicht fand – und dann, wie es in dieser Kabine aussah . . . «

»Nun?«

»Die Frau, die schon vor drei Wochen über Bord gespült worden sein soll, ist noch heute drin gewesen, hat immer drin gewohnt, bis vorhin – oder ich lasse mich doch gleich hängen!«

»Woraus wollen Sie denn das schließen?«

Zunächst blickte mich Mahlsdorf nur erstaunt an.

»Ist Ihnen denn das nicht auch gleich aufgefallen? Wie die Sachen herumlagen – und was der Steuermann schon für ein erschrockenes Gesicht machte, als die Tür plötzlich unter Ihrer Hand aus den Fugen ging . . . ich dachte zuerst sogar, die Frau Kapitän darin zu erblicken.«

»Jawohl, Sie werden wohl recht haben,« entgegnete ich, »und sie hat dieses Taschentuch darin zurückgelassen.«

Mit diesen Worten brachte ich das weiße Tüchelchen aus der Tasche zum Vorschein, welches vor noch nicht ganz einer halben Stunde meine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte.

Ich faltete es auseinander und zeigte Mahlsdorf den in der Mitte befindlichen, ziemlich großen, roten Fleck.

»Für was halten Sie das?«

»Das ist Blut!« flüsterte Mahlsdorf, »und ... und ... ich glaube fast ...« er nahm das Tuch, befühlte den Fleck, rieb an dieser Stelle das Tuch, »und ich glaube fast, dieses Blut ist noch vor gar nicht langer Zeit erst eingetrocknet.«

»Ich versichere Ihnen sogar, daß vor einer halben Stunde, als ich meinen Fuß daraufsetzte, dieser jetzt dunklere Fleck noch ganz hellrot und sogar noch feucht war. Glauben Sie, daß man dies nur durch Sehen unterscheiden kann? Und ich habe die Feuchtigkeit beim Aufheben sogar gefühlt!«

»Und Sie haben dieses Taschentuch mit dem noch feuchten Blutfleck in der Kabine gefunden, die seit drei Wochen verschlossen gewesen sein soll?« fragte Mahlsdorf mit ganz erschrockenen Augen.

Ich erzählte ihm von meinem Manöver.

»Ja, Kapitän, warum haben Sie ihm da das Tuch nicht gleich als Beweis vor die Augen gehalten?«

Mahlsdorf hatte recht. Oder auch nicht. Mir selbst war damals die Ansicht, die totgesagte Frau Kapitän habe sich noch bis kurz vor unserer Ankunft in dieser Kabine aufgehalten, doch etwas ungeheuerlich vorgekommen, ich war ja ganz konsterniert gewesen – und schließlich hätte auch solch ein Beweis gar nichts genützt. Jener Mensch konnte so furchtbar flunkern, daß er sich auch hierbei mit Lügen herauszuhelfen gewußt hätte.

»Nein, wir müssen ihn gerade erst in Sicherheit wiegen.«

Mahlsdorf sah die Richtigkeit dieses Planes ein.

»Ja aber, Sie sind doch nicht etwa gar der Ansicht, daß diese Frau ...«

»Daß diese Frau noch lebt, sich hier an Bord befindet, vor uns irgendwo versteckt gehalten wird,« ergänzte ich den Stockenden, der den furchtbaren Verdacht gar nicht auszusprechen wagte. Denn nun war auch noch anderes zu folgern.

»Dann kann der Kapitän aber doch auch nicht deshalb Selbstmord begangen haben, weil seine Frau über Bord gewaschen worden ist.«

»Wenn unsere Annahme richtig ist, sicher nicht.«

»Oder sollte der Kapitän gar ... nein, ich wage es nicht auszusprechen!«

»Sprechen Sie es ruhig aus – ich habe wahrscheinlich denselben Gedanken.«

»Diese Frau war jung und hübsch ...«

»Nun, und? Halten vielleicht auch Sie diesen Steuermann Halter eines Mordes für fähig?«

Unsere Gedanken hatten sich begegnet.

»Dann muß er aber doch auch die ganze Mannschaft auf seiner Seite haben.«

»Weshalb?«

»Mindestens der Steward muß gewußt haben, daß sich die Frau noch am Leben befindet – sagen wir gleich: in ihrer Kabine gefangengehalten wird – und das läßt sich doch kaum vor der übrigen Mannschaft verheimlichen.«

»Sehr richtig, und hieraus läßt sich schließen, daß die ganze Besatzung ein böses Gewissen hat.«

»Was könnte da vorliegen?«

»Der einfachste Gedanke ist wohl der an Meuterei. Der Kapitän ist getötet worden, der Steuermann hat die hübsche Frau für sich behalten ...«

Ein Klopfen gegen die Kabinentür unterbrach meine Auseinandersetzungen, welche leise genug geführt worden waren.

»Wer ist draußen?«

»Herr Kapitän, sind Sie zu sprechen?« fragte die rauhe Stimme des Steuermannes.

»Jawohl, kommen Sie nur herein!«

Wir standen ganz unauffällig da, als Haller hereinkam, ein dickes Buch in der Hand, in dem ich gleich das Schiffsjournal erkannte.

»Ich dachte, wir brächten sofort das mit dem Logbuch in Ordnung,« sagte er, das Buch aufklappend und auf den Schreibtisch legend, der bei heraufgehobenem Deckel zum Waschtisch wurde, aber inwendig auch ein Tintenfaß und einen Federhalter enthielt.

Ich las die vorschriftsmäßige Eintragung, wie zweiunddreißig Menschen im offenen Boote unter dem und dem Längen- und Breitengrade zu der und der Stunde und Minute gesichtet und an Bord genommen worden seien.

»Nun machen Sie wohl gleich noch die Angaben von Namen und Schiff, dann ist die Sache erledigt, und dann unterschreiben Sie wohl gleich hier.«

Er deutete unter die letzten Zeilen. Und da las ich noch etwas anderes.

Danach sollte nämlich ich, Richard Jansen, bisher Kapitän der ›Sturmbrat‹ von New-York, auf das Kommando der ›Kalliope‹ verzichten, freiwillig, deren bisherigen ersten Steuermann, Samuel Haller, als den nun rechtmäßigen Kapitän anerkennen – und dies alles ganz ausführlich ausgedrückt, sollte ich eigenhändig unterzeichnen oder vielmehr schon unterzeichnet haben. Es fehlte eben nur noch meine Unterschrift.

Da aber stieg es mir plötzlich siedendheiß zum Kopfe empor.

»Das soll ich unterschreiben?«

»Ich bitte sehr,« sagte jener mit ausgesuchter Höflichkeit, schon die Feder in die Tinte tauchend und sie mir hinhaltend.

»O nein, das kann ich nicht tun!«

Knacks – der gar nicht so dünne Federhalter war plötzlich zwischen den kulpigen Fingerspitzen des Steuermannes in zwei Stücke zerbrochen, und ein wahrhaft furchtbarer Blick traf mich.

»Was können Sie nicht tun?«

»Diese Verzichtleistung unterschreiben.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich nicht will!« entgegnete ich einfach.

Immer drohender und gehässiger wurde der auf mich gerichtete Blick. Doch der Mann wußte sich zu beherrschen.

»Sie haben aber doch schon gesagt, daß Sie das Kommando nicht übernehmen wollen.«

»Nein, das will ich auch nicht. Ich werde Ihnen nicht ins Kommando sprechen. Aber solch eine freiwillige Verzichtleistung gibt es bei mir nicht.«

»Nun habe ich es aber schon ins Logbuch hineingeschrieben.«

»Dann wird's einfach wieder ausgestrichen.«

»Das darf nicht sein.«

»I natürlich darf das sein,« entgegnete ich, nahm schnell eine Feder, tauchte ein, zog über diese letzten Zeilen kreuz und quer Striche und schrieb darunter: Ausgestrichen – und dann meinen Namen. Das war ganz ordnungsgemäß, auch für das heilige Schiffsjournal.

Haller hatte mir das Logbuch offenbar entreißen wollen, aber mein linker Arm hatte so fest darauf gelegen, daß ihm das unmöglich gewesen war.

»*Very well!*« sagte er dann möglichst gelassen, jetzt konnte er das Buch wieder unter den Arm nehmen, und er wollte gehen.

Dazu ließ ich ihn aber nicht kommen, vertrat ihn, vielmehr schnell den Weg zur Tür.

»Halt, wir sind noch nicht fertig!«

»Was wollen Sie noch von mir?« fuhr er mich grimmig an.

»Jetzt werde ich erst in das Buch eintragen, daß ich tatsächlich das Kommando über dieses Schiff übernehme.«

Anstatt eine Antwort zu geben, lief er mich plötzlich an, um mich beiseite zu schleudern.

Da gab es aber nun freilich nichts bei mir. Ich stand fest und packte ihn – da ließ er das Buch mit einem Fluche fallen, griff hinter sich, hatte einen Revolver in der Hand, wollte mich gleichzeitig zwischen die Augen schlagen, ich parierte den Hieb, schlug nach, und er sackte lautlos zusammen.

Es war ganz anders gekommen, als ich ursprünglich geplant hatte, nun schadete es aber auch nichts weiter.

»Recht so – er hat die Hand gegen mich erhoben, als ich ihm schon gesagt hatte, daß ich jetzt sein Kapitän sei. Lebt er denn noch?«

Ja, er atmete noch, war nur bewußtlos

»Mahlsdorf, versichern Sie sich seiner, ebenso dann der Kajüte mit den Waffen, während ich die Jungen instruiere.«

Dies alles war fast ganz lautlos vor sich gegangen.

Ich ging schnell in die beiden anderen Kabinen, wo sich der zweite Steuermann und die beiden Ingenieure eben in die Koje legen wollten, sagte ihnen mit drei Worten, daß ich hier das Kommando übernommen und den stellvertretenden Kapitän wegen Widerstands hätte niederschlagen müssen, die beiden Maschinisten, welche schnell genug alles erfaßten, schickte ich zu Mahlsdorf hinüber, den zweiten Steuermann nahm ich mit, wie er ging und stand.

Wir beide eilten an Deck, nachdem wir uns noch in der Kajüte aus dem Waffenstand mit Revolvern und Patronentaschen versorgt hatten. Den Steward sah ich nicht, sonst hätte ich mich auch gleich seiner versichert.

Die ganze Besatzung schätzte ich, was man ja leicht bei einem Segelschiffe kann, auf höchstens zwanzig Mann, darunter zwölf bis höchstens vierzehn Matrosen. Mehr waren zur Bedienung der vier Masten nicht nötig.

Es waren offenbar sämtliche Matrosen, welche unter Anleitung des Bootsmanns, eines einäugigen Gesellen, soeben damit beschäftigt waren, unser nachgeschlepptes Boot einzuheiven, wozu durch Beseitigung eines anderen Platz gemacht worden war.

Meiner Anweisung gemäß eilte Wagner, mein zweiter Steueremann, zunächst nach der Segelkammer, um dort unsere Leute zu informieren, während ich selbst auf die arbeitende Gruppe zutrat.

»Hallo, boys!«

Man hielt einmal mit der Arbeit inne, um nach mir zu blicken.

»Kommt einmal alle mit in die Kajüte – alle Mann! Ruft die noch etwa fehlenden!«

»Wat?« fragte der Einäugige.

»Ich habe das Kommando übernommen. Ihr habt mich als Eueren Kapitän zu betrachten.«

Jetzt ließen alle Hände die Taue fahren, die Bestürzung war groß.

»Wat?« machte der tabakkauende Bootsmann noch einmal.

»Wo ist der erste Steueremann – der Kapitän, wollte ich sagen?«

»Habt Ihr mich nicht verstanden?!!« herrschte ich ihn jetzt nicht schlecht an. »Achter raus in die Kajüte sollt ihr kommen!!! Alle, wie ihr hier seid, sofort!! Dort wird euch Steueremann Haller das Weitere sagen!«

Die letzte unwahre Vorspiegelung war wahrscheinlich gar nicht nötig gewesen, mein Auftreten genügte schon.

Achselzuckend und brummend schickten sich die Leute zum Gehen an, vielleicht gar nicht bemerkend, wie mehr vorn im Schiff jetzt meine zahlreichen Jungen zum Vorschein kamen.

»Wer paßt denn unterdessen auf die Segel?« fragte nur der Bootsmann noch.

»Das besorgen meine eigenen Leute. Vorwärts, nun laßt Euch nicht länger nötigen!!«

Sie befanden sich schon sämtlich im Kajüteneingang, dann in der Kajüte selbst, und ein Wink von mir hatte genügt, um einige

meiner eigenen Matrosen und Heizer herbeizuzitieren, darunter auch Goliath, und ebenso kamen die beiden Ingenieure mit in die Kajüte.

Daß sonst nichts hinter meinem Rücken passierte, daß auch gleich der Koch und der Mann am Ruder mit Beschlag belegt wurden, dafür sorgte schon Wagner, auf den ich mich verlassen konnte, auch ohne ihm besondere Instruktion gegeben zu haben.

Es waren sechzehn Mann, die sich außer uns in der Kajüte befanden, alle etwas wie die begossenen Pudel dastehend, nur mit starren Augen beobachtend, wie meine beiden gewitzigten Ingenieure an meine Matrosen Revolver und Patronen verteilten.

»Hört, Leute,« begann ich, als alles so weit war, »nun erzählt einmal offen, was für eine Bewandtnis es mit dem Tode des Kapitäns Tankow hat. Bootsmann, macht den Sprecher!«

Hei, was für eine Ueberraschung gaben diese meine Worte! Diese Augen! Wie die von der Katze überraschten Mäuschen, die sich schnell nach einem Versteck umsehen.

Nun aber konnte ich meiner Sache auch sicher sein. Denn zuerst war es doch ein etwas gewagtes Spiel gewesen.

»Wo ist Steuermann Haller?!« stieß der Bootsmann noch einmal hervor.

»Der hat bereits gestanden.«

Hei, dieser abermalige Schreck, der durch alle Knochen fuhr.

»Jawohl,« wiederholte ich, »Steuermann Haller hat bereits gestanden ... «

»Und der Steward ebenfalls,« ergänzte da der eintretende Mahlsdorf, »der ist direkt zum Verräter geworden. Kapitän Jansen, an Bord dieses Schiffes ist etwas Schreckliches passiert! Diese ganze Mannschaft ist bereits früher auf einem Schiffe zusammen gewesen, ist in London abgemustert worden, hat auf der ›Kalliope‹ wieder zusammen angemustert. Sie hatten von ihrem früheren Schiffe, das aus dem Orient kam, zehn Kisten Opium gestohlen, haben sie an Bord der ›Kalliope‹ geschmuggelt, welche doch

nach China geht, um das Opium dort zu verkaufen, was jedem einen ganz erklecklichen Gewinn abgeworfen hätte. Kapitän Tankow kam dahinter, wollte das Opium natürlich mit Beschlag belegen. Da haben die enttäuschten Matrosen, diese hier, gegen ihren Kapitän gemeutert . . . «

Mahlsdorf, der jedes Wort mit Wucht gesprochen hatte, kam nicht weiter.

Meuterei – dieses entsetzliche Wort genügte. Für Meuterer gibt es nur eine Strafe: im nächsten Hafen den Galgen! Jeder Meuterer kann sich als ein wildes Tier betrachten.

Und wie die wilden Tiere brüllten sie alle auf, als sie sich auf uns warfen.

Ich war der erste, welcher den bereitgehaltenen Revolver abfeuerte, zweimal. Wie sich dann herausstellte, habe ich den Bootsmann durch einen Schuß durch die Brust sofort getötet, einem zweiten zerschmetterte meine Kugel den Arm.

Ich verschmähe es, zu meiner Entschuldigung anzuführen, daß ich in Notwehr handelte, weil sie als Angreifer sich mit gezückten Messern auf uns warfen. Es war der erste Mensch gewesen, den ich absichtlich getötet hatte, und ich fühlte hinterher nicht die geringsten Gewissensbisse. Es waren eben Meuterer, die den Tod verdienten.

Auch einige meiner Matrosen mußten noch Gebrauch von ihren Revolvern machen, noch zwei wurden getötet, mehrere verwundet, dann ergaben sie sich samt und sonders auf Gnade und Ungnade.

Daß nun auch noch schnell der zweite Steuermann und alle übrigen, die sich nicht hier in der Kajüte befanden, unschädlich gemacht wurden, ist selbstverständlich. Es kamen überhaupt nur noch ein Matrose, der anderswo beschäftigt gewesen, und der Koch in Betracht, der Steward gehörte ja bereits zu uns, obgleich damit nicht gesagt werden soll, daß er als Verräter wegen

der Schläge hätte Rache nehmen wollen. Nein, das war ja ausgemachte Sache gewesen. Der Wicht hatte nur sofort gestanden, als Mahlsdorf ihn beim Kragen genommen und er sonst gesehen hatte, wie die Sache stand.

Dem, was Mahlsdorf schon gesagt, habe ich gar nichts mehr hinzuzufügen.

Die ganze Mannschaft war eben empört darüber gewesen, daß der Kapitän die versteckten Opiumkisten gefunden hatte, der erste Steuermann hatte seinen Kapitän einfach über den Haufen geschossen, so halb und halb mit Einverständnis der ganzen Mannschaft, die mindestens jetzt treu zusammenhielt.

Passieren konnte ihnen ja nichts. Der Kapitän hatte eben Selbstmord begangen, aus Gram über den Verlust seiner Gattin. So wurde ins Logbuch eingetragen, und damit basta. Dann sollte das Schiff vorschriftsmäßig nach Nanking gebracht werden, und ich will nur erwähnen, daß der Verkauf der zehn Kisten gestohlenen Opiums in China jedem einzelnen rund hundert Pfund oder zweitausend Mark eingebracht hätte. Opium ist ein gar kostbarer Artikel, und in China wird man es überall sofort los. Nur muß es durchgeschmuggelt werden.

Nun war die Sache aber noch längst nicht erledigt.

»Der erste Steuermann hatte es schon immer auf die Frau Tankow abgesehen gehabt, deshalb hauptsächlich hat er den Kapitän niedergeschossen,« klagte jetzt der Steward den Steuermann an, und feig, wie Mörder nun einmal sind, stimmten auch alle anderen in diese Anklage mit ein.

»Wo ist die Frau Kapitän jetzt?« war meine nächste Frage, und in meiner Brust schnürte sich dabei das Herz zusammen.

Steuermann Haller hatte sie die ganzen drei Wochen in ihrer Kabine eingeschlossen gehabt, erst vorhin, als wir Schiffbrüchigen nicht mehr abgewiesen werden konnten, hatte er es für besser befunden, sie einstweilen unten im Schiffsraume einzusperren . . .

»Hat der Steuermann sie mißbraucht?« unterbrach ich den geständigen Steward.

»Nein – ja – ich weiß nicht – vielleicht ... «

»Antwort, ja oder nein!«

Die Mündung meines Revolvers saß vor des Mannes Stirn.

Und da erfuhr ich das Entsetzliche. Der Steuermann hatte das unglückliche Weib zuletzt der ganzen Mannschaft preisgegeben!

Daß ich in diesem Augenblicke nicht an dem Geständigen zum Mörder wurde, vielleicht zum mehrfachen, das wundert mich noch heute.

Aber auch das weiß ich noch heute, daß ich niemals einen schwereren Gang gemacht habe als damals, da ich mit dem Schlüsselbunde hinab in den Kielraum stieg.

Es war die Arrestzelle, in welcher unfügsame Matrosen in Eisen gelegt werden, in die man die Frau einstweilen gelegt hatte.

Ich will hier gleich dieses ›Einstweilen‹ erläutern, womit zugleich erklärt wird, weshalb ich damals den guten Pökelbraten und die miserabeln Kartoffeln wie das würmerzerfressene Hartbrot so hervorgehoben hatte.

Man war sich schnell einig geworden, uns doch lieber aufzunehmen, um dann später nicht in Konflikt mit dem Seegerichte zu kommen, uns aber den Aufenthalt an Bord dieses Schiffes möglichst zu verleiden, daß wir auf das nächste uns begegnende Schiff übersiedeln möchten.

Es war vortrefflicher Proviant noch genug da, nur einige wenige verdorbene Fässer mit Salzfleisch und Hartbrot, dieses hätte man uns vorgesetzt, für uns die verrottetsten Kartoffeln ausgesucht. Die Mannschaft hätte eben einige Zeit mitmachen müssen. Hier in diesem Fahrwasser würden wir ja Schiffen genug begegnen, auf solch eines würden wir natürlich so schnell wie möglich übersiedeln.

Dann war man uns wieder los, aber man hatte korrekt gehandelt, dann wäre die unglückliche Frau wieder hervorgeholt

worden, bis ... man sie einfach, mit einem Säckchen Kohlen beschwert, hätte über Bord verschwinden lassen.

Mit dem Schlüsselbund und mit einer Lampe versehen stieg ich also hinab in den finsternen Raum. Gott, wie war mir zumute! Die Schlüssel klirrten in meiner Hand, kaum vermochte ich die eiserne Tür zu öffnen.

Der Blendstrahl der Laterne drang in den finsternen Raum.

Ich mache es kurz.

Ein dunkler Haufen, bei dem man kaum menschliche Umrise erkennen konnte und ... eine große Blutlache!

Das junge Weib mit den schönen, jetzt aber verzweifelten Zügen war tot, schon starr. Sie hatte sich die Pulsadern geöffnet. Das große, verrostete Messer mochte sie erst hier gefunden haben.

Weshalb sie nicht schon früher Selbstmord begangen hatte, erfuhr ich nicht. Tote können nicht mehr sprechen.



Der zweite Ingenieur war der erste, der mir begegnete, als ich wieder an Deck kam, und er schrak vor mir zurück.

»Mein Gott, Kapitän, wie sehen Sie denn aus, was ist denn Ihnen unten passiert?!«

Zunächst hatte ich nur ein heiseres Lachen. Aber ich fühlte selbst, wie die Todeskälte auf mich übergegangen war.

»Kienock,« sagte ich dann, »Sie haben hier, wo es keine Maschinen gibt, doch nichts zu tun – bergen Sie mit Ihren Leuten die Leiche, welche Sie unten in der Arrestzelle finden werden.«

»Tot?!« schrie der noch junge Mann entsetzt auf.

»Selbstmord, selbstverständlich. Was dachten denn Sie?«

Ich wollte gehen, doch er, sich aufraffend, hielt mich noch einmal zurück.

»Kapitän, da ist ein Matrose, der will uns, wenn wir ihn freigeben, ein Geheimnis entdecken, er wisse ein gesunkenes Wrack mit enormen Schätzen ... «

Ich lachte meinem Ingenieur ins Gesicht. Na ja, er war eben kein richtiger Seemann. Ich habe wohl schon erwähnt, daß er früher Artillerieoffizier gewesen war, hatte sich, in der Mathematik ja genügend bewandert, erst nachträglich zum Schiffsingenieur ausgebildet. Nur so einem konnte es noch passieren, an so etwas zu glauben, darüber nur ein einziges ernstes Wort zu sprechen.

Was für eine Bewandnis es mit solchen ›Geheimnissen‹ mit gesunkenen Wracks und dergleichen hat, darüber habe ich mich ja schon früher geäußert.

Dann stand ich vor dem ersten Steuermann, der gebunden noch immer auf dem kleinen Sofa in jener Kabine lag.

»Hund!!«

Ich mußte mich gewaltsam beherrschen, ihm nicht einen Faustschlag zu versetzen. Er hätte diesmal zu derb ausfallen können, und das wäre doch zu schade gewesen.

Jetzt feixte diese widerliche Visage nicht mehr. Vor Angst verzerrt starrte sie mich an. Es war nicht einmal ein kühner Bösewicht. Ich könnte vielleicht einem Menschen, der zum Raubmörder geworden ist, verzeihen, der mit keckem Schritt das Schafott besteigt, aber nicht solch einem Buben.

»Schade, daß es für dich nichts anderes gibt als nur den Galgen. Nur etwas kann ich dir noch bieten.

»Während dieser Fahrt sollst du Ungeheuer nichts zu lachen haben!«

»Kapitän,« stieß da der Mann mit klappernden Zähnen hervor, »wenn Ihr mich nicht dem Gericht überliefert – mich freigebt – ich weiß ein Geheimnis – einen Schatz – ich mache Euch zum reichsten Manne der Welt ... «

Er wurde nicht durch mein Lachen unterbrochen, sondern dieses ließ mich nur nichts weiter hören.

Jetzt kam auch der in seiner Todesangst mit so etwas! Gottvoll! Das schien bei Seeleuten immer mehr zur Manie zu werden.

Dann wurde ich wieder ernst. Oder es war das grausame Spiel der Katze mit der Maus, das ich begann.

»Ihr wißt einen Schatz?« fragte ich mit scheinbarer Spannung. Hei, wie dieser Kerl gleich erleichtert aufatmete.

»Ja, ja!«

»Wo?«

»Wenn Ihr mich freigebt, sollt Ihr alles erfahren.«

»Auf dem Meeresgrunde?«

»Ja.«

»Ein gesunkenes Wrack?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Wenn Ihr mich freigebt!«

Ich ließ mich auf keine weitere Unterhaltung ein, machte dem Manne nicht erst klar, daß ich an solche Märchen nicht glaubte, daß ich selbst zwei solche Schatzstellen wüßte, aber gar nicht daran dächte, sie aufzusuchen, sondern ich legte meine Hände auf die seinen, die ihm vorn auf der Brust gebunden worden waren, allerdings in einer Weise, daß er sie unmöglich mit den Zähnen lösen konnte.

»Ihr wißt einen Schatz?« fragte ich nochmals.

»Ja, ja.«

»Nun, wo?«

»Garantiert mir meine Freiheit, dann will ich Euch alles . . . «

Diesmal lachte ich in einer Weise, daß er erschrocken abbrach.

»Wo?«

Da schrie er wild auf, und ich hatte seine Hände doch erst ganz sanft zwischen meine Finger genommen, sie nur ganz sanft gedrückt.

»Um was für einen Schatz handelt es sich?« fragte ich zunächst und drückte ein klein wenig stärker.

»Kapitän, Ihr zerbrecht mir ja die Finger!!« heulte er jetzt.

»Ja, das will ich, wenn Ihr nicht sprecht. Was für einen Schatz?«

»Foltert mich, brennt mich – von mir erfahrt Ihr auf diese Weise nichts – meine Freiheit, meine Freiheit!!« wimmerte er.

»Was für einen Schatz?« wiederholte ich zum dritten Male, und ich glaube, ich habe gelächelt, als ich mich so über ihn beugte.

Es läßt sich leicht sagen, man wolle sich martern und brennen lassen, der Mund bliebe stumm – gerade die Hände sind ganz empfindliche Gliedmaßen, man braucht sie gar nicht zu zermalmen.

»Eine Perlenbank, eine Perlenbank!!« heulte er jetzt.

»Eine Bank mit Perlmuscheln?«

»Ja, ja – laßt mich, laßt mich – Ihr zerbrecht mir die Knochen!!«

»Und wo befindet sich diese Perlenbank?«

»Zwischen den Liukiuiseln – bei Ohosima!«

Und dann schrie er unter dem Drucke meiner Hände mit seiner letzten Kraft.

»28 Grad 3 Minuten 47 Sekunden nördliche Breite, 127 Grad 56 Minuten 19 Sekunden östliche Länge – Perlen, Perlen . . . «

Da verließ ihn das Bewußtsein. Er hatte den Schmerz nicht mehr ertragen können.

Ich ließ ihn liegen. Dachte dann gar nicht mehr daran. Die Liukiuiseln an der Küste Chinas waren mir bekannt, dem Namen nach. Warum hatte der Mann diese Perlenbank nicht schon selbst ausgebeutet? Nun, ich hatte eben meine Perlmutter, der die Perlen dazu.

Kurz, ich dachte schon gar nicht mehr daran. Ich hatte diesem Mordbuben nur einen Beweis geben wollen, daß ich ihm nicht die Freiheit zu versprechen brauchte, um in Besitz seines Geheimnisses zu kommen.

ICH SOLL ZIGEUNERKÖNIG WERDEN.

Vom besten Winde und Wetter begünstigt, bekamen wir die erste der Elliceinseln schon nach achtzehn Tagen in Sicht.

Ueber die Verhältnisse an Bord während dieser Zeit habe ich nichts weiter zu erwähnen. Die Leiche der unglücklichen Frau war im Meer versenkt worden, desgleichen vier tote Matrosen. Die anderen Meuterer, noch fünfzehn Mann, waren wohlverwahrt im Schiff untergebracht, wurden sonst besser behandelt, als sie verdient hatten.

Ich hatte ein langes Protokoll aufgesetzt, wozu ich einen nach dem andern vernehmen mußte, schreckliche Einzelheiten kamen dabei zum Vorschein – hatte Einsicht in die vorgefundenen Papiere genommen, das ganze Schiff inspiziert – was alles meine niedergedrückte Stimmung nicht verbessern konnte.

Erst nachdem dies alles geschehen war, erholte ich mich nach und nach wieder. Dann aber waren wir nur noch wenige Tage von unserem ursprünglich geplanten Ziele entfernt, und nun dachte ich erst recht nicht mehr daran, Schiff und Meuterer einem uns begegnenden englischen Kriegsdampfer zu übergeben.

Was hätte denn dann auch aus uns selbst werden sollen? Wir hätten wieder ins offene Boot gehen müssen. Und ich hatte allen Grund, nicht als Gast an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu gehen. Als aus England entsprungener Sträfling konnte man mich allerdings nicht verhaften – die offene See ist frei! – man durfte mir nicht verwehren, auf irgendein anderes Schiff zu gehen, aber ... lieber nicht! Gewalt geht vor Recht, auch auf See.

Nein, nun wollte ich auch gleich auf diesem Schiffe jener Einladung Folge leisten, die in so seemännischer Weise direkt an mich ergangen war.

Und bei dieser einmaligen Einladung sollte es nicht bleiben.

Es war am sechsten Tage, seitdem wir uns an Bord dieses Schiffes befanden, der immer herrschende Ostwind hatte etwas abgeflaut, als mir ein von hinten aufkommender Luftballon gemeldet wurde.

»Es hängt auch ein Boot dran mit Menschen drin,« setzte noch der Matrose hinzu, der mir diese Meldung in die Kajüte brachte.

Er meinte eine Gondel, machte ein Boot daraus, vielleicht auch gar nicht so versehentlich, denn wie ich dann meine Jungen sprechen hörte, waren sie sämtlich der Ansicht, daß der Ballonkorb stets so eingerichtet sei, daß er auch auf dem Wasser schwimmen könne, um gleich wie in einem richtigen Ruderboote weiterzufahren.

Wohl war der Luftballon schon seit achtzig Jahren erfunden, allein von der Rolle, welche er heute spielt, war damals, zu meiner Zeit noch keine Rede. Diese Matrosen hier und selbst die meisten Offiziere kannten nur die Miniaturausgabe des Luftballons vom Jahrmarkte her, bloß der zweite Steuermann hatte schon einen großen mit Menschen aufsteigen sehen, wohl aber war so etwas allen aus Beschreibungen und Abbildungen bekannt.

»Der ist ja gar nicht so groß, da kann doch gar kein Mensch drin sitzen, das ist doch nur ein ganz kleines Ding, so einer vom Jahrmarkt,« hörte ich sagen, als ich das Deck betrat und meinen Augen die allgemeine Richtung gab.

Der Sprecher hatte recht, und jetzt sahen auch die anderen ihren Irrtum ein. Dieser Ballon hatte, wie sich später herausstellte, noch nicht einmal einen halben Meter im Durchmesser.

Mancher Leser dürfte nicht begreifen, wie solch ein kolossaler Irrtum möglich ist. Man betrachte aus einiger Entfernung mit träumerischem Auge eine Fliege, welche langsam oben an der Fensterscheibe kriecht, man bilde sich ein, daß dies ein großer Vogel sei, der hoch, hoch im blauen Aether seine Kreise zieht – und mit einem Male wird man Einbildung von Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden können.

Der Ballon war noch sehr weit entfernt, befand sich in einer hohen, stärkeren Luftströmung, so daß er unser Schiff einholte, sich also scheinbar immer vergrößerte, auf offener See gibt es kein Maß für Größenverhältnisse – daher die optische Täuschung, der zuerst alle unterlegen waren.

Außerdem, wer konnte denn hier an solch ein Jahrmarktsspielzeug denken? Und dann hing an dem Ballon auch wirklich ein Gegenstand, den man recht gut für eine Gondel halten konnte.

Schnell holte uns der Ballon in der stärkeren Luftströmung ein. Die Höhe war eine ganz bedeutende, der Ballon hatte jetzt, als er sich über uns befand, etwa die Größe einer Taube, sonst war die Höhe nicht zu schätzen.

»Das ist eine Flasche, die an dem Ballon hängt,« sagte Goliath

Wir, die wir das Fernrohr benutzten, mußten wieder einmal dieses Negers fabelhaft scharfes Auge bewundern. Denn dem war wirklich so. An dem Ballon hing eine Flasche.

Eine derartige Flaschenpost war mir neu. Das mußte untersucht werden, ich wollte den Ballon herabholen, selbst wenn mit der Flasche ein ganz anderer Zweck verbunden war.

Ich wählte aus dem Waffenschranke die längste, gezogene Büchse, war nur auf Kugeln angewiesen, Schrotpatronen waren nicht zu finden.

Zunächst erprobte ich ihre Leistungsfähigkeit an einigen Möwen, die dem Schiffe folgten, und . . . da waren einige Leute, welche vor Staunen über ihren Kapitän, mit Respekt zu sagen, Maul und Nase aufsperrten.

Man wolle mir verzeihen. Der geneigte Leser wird schon gemerkt haben, daß ich nicht gern von meinen Vorzügen spreche. Ich war schon von Kind auf ein ausgezeichnete Schütze, ohne es gelernt zu haben, ohne mich darin zu üben. Es ist die alte Geschichte, daß der eine etwas kann, was der andere nie lernt, und dann noch mangelhaft. Sicheres Auge und feste Hand. Es liegt im Gefühl. Wenn ich mich auf irgendein Gewehr, eine alte Donnerbüchse, die nur fünfhundert Meter trug, einmal eingeschossen hatte, und ich legte an, dann wußte ich bestimmt, daß ich auf fünfhundert Meter ins Schwarze traf.

Und fünfhundert Meter mochte die Höhe des Ballons wohl betragen. Ich legte an.

»Kapitän,« sagte da Mahlsdorf an meiner Seite ganz erregt, »wenn Sie wirklich diesen Ballon aus solcher Höhe herunter . . . «

Es war gut, daß er kein Versprechen beschwor. Unten bei mir hatte es geplatzt – und oben auch. Mindestens hatte die Kugel in die Hülle ein Loch gerissen, durch welches das Gas entwich. Schnell sank der Ballon, immer schneller, je kleiner er wurde, bis er nur noch als eine schlappe Blase auf dem Wasser trieb, gar nicht weit von uns entfernt, wir konnten direkt hinsteuern, und dann fischten wir nur noch einen braunroten Gummilappen auf, an dem mittels einer Schnur eine Flasche hing; aber noch während des Auffischens riß diese scheinbar starke Schnur wie Zunder.

Die Flasche enthielt dieselben beiden gedruckten Aufforderungen von Lord Seymour an alle Seezigeuner und solche, die sich dazu berufen fühlten, nach Fanafute zu kommen, die eine direkt an mich gerichtet.

Also selbst durch Luftballons suchte der ehemalige Präsident des Londoner Jachtklubs seine Einladungen zu verbreiten! Dabei rechnete er doch jedenfalls damit, daß die Flasche nach Erschöpfung des Ballons ins Meer falle, zur richtigen Flaschenpost würde, und durch eine ingenieure Einrichtung war auch dafür gesorgt, daß sich die Flasche von allein ablöste.

Mir war gleich aufgefallen, wie der ziemlich starke Strick, mit dem die Flasche befestigt, so ganz morsch war oder wurde, immer morscher, bis er ganz zerfiel.

Ich ahnte sofort, daß dies ein besonderes Präparat war, welches sonst mehr fest, sich im Wasser schnell zersetzte. Wie ich später erfuhr, war es denn auch so. Es genügte schon, daß der Ballon in eine Wolke kam, dann wurde die besonders präparierte Schnur morsch, sie riß, die Flasche stürzte herab, und dasselbe galt natürlich bei einem Regenwetter, oder wenn der geschwächte Ballon gar die Meeresfläche erreichte.

Zwei Tage später harpunierten meine Jungen einen mächtigen Hai, der uns schon lange gefolgt war. Es wird immer gleich der

Magen untersucht, um zu sehen, was die Hyäne des Meeres alles verschlungen hat. Man findet manchmal seltsames Zeug in dem Magen eines Haifisches.

Und wir fanden in diesem hier wieder solch eine Flasche, wieder mit den beiden gedruckten Briefen!

Im Laufe der anderen Tage fischten wir dann noch zwei solcher Flaschen auf, die mit der Meeresströmung trieben, ferner entdeckten wir noch einen zweiten Luftballon, der uns aber in sehr hoher Luftschicht entgegenkam, für uns unerreichbar war.

Weshalb betrieb unser englischer Lord seine Einladung mit solch ungeheurer Energie? Nun, eben weil er ein energischer Mann war, der nichts halb machte.

Für uns aber stieg dadurch die Erwartung natürlich immer mehr, diesen seltsamen Mann kennen zu lernen, waren doch auch wir gerade diejenigen, an welche die Einladung speziell erging, und in der Tat, durften wir uns doch auch die ersten Seezigeuner der Welt nennen – neben Karlemann, für welchen dieses Wort ja erst geschaffen worden war – und so dachten wir natürlich gar nicht daran, erst dieses Schiff in Nanking abzuliefern. –

Also am Morgen des achtzehnten Tages tauchte vor uns die erste Insel des Ellicearchipels auf.

Es war etwas neblig, man konnte nur schwache Umrisse erkennen – das vor uns liegende Land wurde mehr gefühlt denn gesehen. Dann berichteten doch auch meine Seekarten davon.

Ich war schon die ganze Nacht, Land voraus wissend, noch dazu Koralleneilande, äußerst vorsichtig gesegelt.

Die Ellicegruppe besteht aus neun größeren Inseln, aber keine über eine Quadratmeile groß, (deutsche oder geographische) und dann aus mindestens zweihundertfünfzig kleineren Eilanden, zum Teil ganz flach, zum Teil ebenfalls gebirgig.

Daß man da mit solch einem großen Segelschiffe nicht dazwischen kann, ist wohl selbstverständlich. Denn vielleicht ebenso selbstverständlich ist, daß diese zahllosen Inselchen noch nicht

alle bestimmt sind, das Fahrwasser unbekannt ist. Zu holen soll ja von diesen Eilanden absolut nichts sein, Kokospalmen gibt es dort allüberall, bequemer zu erreichen; höchstens aufgefressen kann man werden, denn diese Eingeborenen sind alle noch Kannibalen.

So ist auf der Seekarte nur ein warnender Kreis darum gemacht: bis hierher und nicht weiter!

Wie ich die Segel festmachen und nach Ankergrund peilen ließ, überlegend, was nun weiter, da ertönte in der nebligen Ferne ein heulender Pfiff, sich mehrmals wiederholend.

»Das war ein Dampfer!«

Der Nebel, übrigens nur ein durchsichtiger Schleier, hob sich unter den warmen Strahlen der höhergehenden Sonne, und da sahen wir ihn schon direkt auf uns zukommen, einen kleinen Rad-dampfer.

Nach zehn Minuten lag er an unserer Seite. Die Matrosen zeigten englische, oder ich will sagen: germanische Gesichter und trugen eine schmucke, kriegsschiffähnliche Uniform.

»Was für ein Schiff ist das?« fragte der Mann herauf, den ich für den Kapitän halten mußte.

»Die ›Kalliope‹ von Bristol, Kapitän Richard Jansen.«

An Deck des kleinen Dampfers, auf den wir wie auf einen Zwerg herabblickten, entstand sofort eine große Bewegung.

»Doch nicht Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut?«

»Jawohl, aber gewesen, bis vor drei Wochen. Ich habe die ›Sturmbräut‹ verloren.«

»Was, verloren?!« erklang es unten erschrocken. »Die ›Sturmbräut‹ ist gesunken?!«

»Nicht gesunken, sondern ich habe sie mit meiner Mannschaft freiwillig verlassen. Wünschen Sie genauere Auskunft, so bemühen Sie sich wohl in meine Kajüte. Oder soll ich zu Ihnen kommen?«

»Nicht jetzt, nicht mir,« wehrte der unten ab. »Sie haben eine Flaschenpost von Seiner Herrlichkeit Lord Seymour erhalten?«

»Gewiß!«

»Sie wollen mit diesem Segler nach Fanafute?«

»Wenn solch ein großes Schiff an die Insel herankann?«

»O, das ist das wenigste, auch das größte Schiff kann direkt ansegeln. *Very well*, ich nehme Sie ins Schlepptau.«

Es geschah, der Dampfer spannte sich vor, weiter ging es.

»Wie weit haben wir es noch bis nach Fanafute?« rief ich nur noch einmal hinüber.

»Anderthalb Stunde.«

Es war eine herrliche Fahrt zwischen den zahllosen Inselchen hindurch, welche, von der Morgensonne vergoldet, uns bald von allen Seiten umgaben, wohin wir auch blickten.

Die Ellicegruppe unterscheidet sich dadurch von den anderen Inselarchipelen der Südsee, daß diese Eilande nicht durch Anwachsen von Korallen entstanden sind, sondern ihre Bildung vulkanischer Kraft verdanken.

Mit wenig Ausnahmen sind sie sämtlich gebirgig, aber nicht so wie die Osterinsel. Hier fand ich, was ich bei jener vermißt hatte, was man nämlich auch immer sonst bei solchen kleinen Gebirgsinseln findet: aus dem Meere erhebt sich jäh ein Berg von völlig kegelförmiger Gestalt, nur rund herum läuft ein Saum flaches Land, bewachsen mit allem, was diese Zone hervorbringt, hauptsächlich mit Kokospalmen bestanden, das Charakteristikum all dieser Eilande.

Die Sache ist ja einfach genug. Das sind eben die höchsten Bergspitzen eines unterseeischen Gebirges, welches aber, nach den neuesten Forschungen, einst über dem Wasser gelegen hat, einen ganzen Kontinent bildend. Dieser ist im Laufe der Jahrtausende nach und nach gesunken. An den ehemaligen Ufern hatten sich Korallen festgesetzt, diese wuchsen langsam nach, und so ist um die Bergspitze der Landsaum entstanden, durch Verwitterung

der zerbröckelten Korallen günstigen Boden für eine Vegetation abgebend.

Im übrigen läßt sich der Anblick nicht beschreiben. Ich wenigstens kann es nicht. Einfach herrlich! Zum ersten Male kam ich in diese Gegend, und das Herz wurde mir so weit, so weit!

Man schätzte den ganzen Archipel nur auf rund zweihundertfünfzig Inseln? Das dürfte wohl nicht stimmen. Das mußten doch Tausende von Inseln sein! Denn schließlich ist ein Hügel, wenn er nur eben über das Wasser hervorguckt, auch eine Insel zu nennen, und solcher Zuckerhüte, auf denen man aber schon recht gut eine Hütte, ein Haus bauen und einen Gemüsegarten anlegen konnte, gab es in unserer nächsten Umgebung, die beständig wechselte, zahllose.

»Das wäre hier etwas für die beiden verrückten Duellanten, für den Mister Brown und Mister Fairfax,« meinte Mahlsdorf, »die könnten sich hier Ritterburgen anlegen, von denen aus sie sich gegenseitig befehlen, zu Wasser und auch zu Lande, so mit gegenseitigen Ueberfällen, eben richtig Raubritter spielen.«

Ich blickte meinen Steuermann an. Hatte der auch dieselben Gedanken wie ich? Das lag freilich sehr nahe. Doch ich sagte nichts, beobachtete das Fahrwasser.

Hin und wieder bemerkten wir kleine Segler, aber auch kleine Dampfer, welche kreuz und quer zwischen den Inseln und winzigen Eilanden hin und her fuhren, andere schienen damit beschäftigt zu sein, die Meerestiefe auszuloten, vielleicht um ein neues Fahrwasser aufzufinden, was hier ja auch sehr nötig war. Wer auf einem größeren Fahrzeuge zufällig in dieses Wasserlabyrinth geriet, der konnte unmöglich aus eigener Kraft den Ausgang wieder finden, er mußte ins Boot gehen, sein Schiff aufgeben.

Auch noch ein anderes größeres Segelschiff bemerkten wir, eine stattliche, elegante Jacht, die französische Flagge zeigend, welche ebenfalls von einem kleinen Dampfer geschleppt wurde, doch von einer anderen Richtung her, und ehe wir Signale wechseln

konnten, um unsere Namen zu nennen, trat ein Bergriese zwischen uns, wir bekamen uns auch vorläufig nicht wieder zu sehen, und den Kapitän meines Schleppers wollte ich nicht fragen. Er hatte schon eine Andeutung gemacht, daß er nicht die Person sei, welche mir Auskunft zu geben habe.

Dann lag vor uns eine sehr große Insel, deren Bergspitze bis in den Himmel ragte. Das war Fanafute, unser Ziel; ich brauchte deshalb nicht zu fragen, keine geographische Ortsbestimmung zu machen, sondern das war gleich erkenntlich.

Bisher hatten wir noch auf keiner der Inseln und Inselchen etwas von einer Ansiedlung erblickt, keine Hütte, nichts Lebendiges, hier aber zeigte sich unseren erstaunten Blicken eine ganze Stadt.

Ich fühlte mich nach einem Hafen an der Riviera versetzt. Eine weite Bucht, in der mehrere große Fahrzeuge und eine Unmenge von kleinen lagen, war ringsherum mit weißen Häuschen besetzt, im modernen Villenstil erbaut, und nach dem Berg hinauf, amphitheatralisch angelegt, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte, zog sich nun vollends eine ganze Kolonie solcher Villen, darunter aber auch wahre Paläste, und dazwischen immer Palmen und ganze Blumengärten.

Im übrigen will ich es kurz machen, alle Einzelheiten überspringen.

Wir hatten an einem gemauerten Kai festgemacht. Von den vielen Menschen, die am Hafen standen oder geschäftig herumliefen, kam nur ein einziger an Bord, ein Herr im weißen Tropenkostüm.

»Herr Kapitän Richard Jansen? Sehr angenehm. Davidson ist mein Name. Ich bin der Sekretär Seiner Herrlichkeit des Lords Archibald Seymour, in seinem Namen und Auftrag heiße ich Sie herzlichst willkommen.«

Das war die erste Begrüßung, äußerst höflich. Es wurde mir gleich bemerkbar gemacht, daß ich in diesem Sekretär noch immer einen Untergebenen vor mir habe.

»Wir dachten, wenn wir es überhaupt hoffen durften, Sie würden mit Ihrer ›Sturmbraut‹ kommen.«

O, das gab eine lange Schilderung, in der Meuterei und Blut die Hauptrolle spielten.

Doch Mister Davidson war ein echter, phlegmatischer Engländer, er verzog in seinem glattrasierten Gesicht keine Muskel.

»Schade, daß Sie mit Ihrer Mannschaft nicht im offenen Boote zu uns gekommen sind, in dem Zustande, wie Sie es beschrieben – das hätte Seiner Herrlichkeit wohl besondere Freude gemacht. Dann hätten Sie allerdings noch nicht hier sein können. Sie wollen das Schiff und die Meuterer doch nicht selbst nach Nanking bringen?«

»Das muß ich mir erst noch überlegen.«

»Wissen Sie, überlassen Sie mir die ganze Sache, und jetzt bitte ich Sie, mir zu folgen, Seine Herrlichkeit ist äußerst gespannt, Sie begrüßen zu dürfen.«

Ohne weitere Toilette zu machen, folgte ich dem Herrn. Den Weg nach dem stattlichen Haus oder mehr Palast will ich nicht beschreiben. Dann befand ich mich in einem überaus luxuriösen Salon, in dem aber der Charakter einer Kajüteneinrichtung gewahrt war, nicht nur durch die zahlreichen Schiffsmodelle, welche überall auf Postamenten aufgestellt waren und an den Wänden und der Decke herabhingen, und nicht nur solche, wie Matrosen sie in ihrer Freizeit schnitzen, allerdings immer noch kunstfertig genug, sondern von Elfenbein und von Gott weiß was, mit Silber und Gold ausgelegt, Prunkstücke allerersten Ranges, und so nach Geschmack eines Jachtsportsmans, der über immense Reichtümer gebot, war die ganze übrige Einrichtung.

Ich vermutete, daß Lord Seymour schon mit seinem ganzen glänzenden Hausstande, mit dem früher in London geprunkt hatte, nach hier übergesiedelt war, was sich dann auch bestätigte.

Man ließ mich ziemlich lange warten. Aber ich wußte mir die Zeit zu vertreiben. Des Sekretärs letzte Frage war gewesen, ob ich

schon gefrühstückt hatte. Jawohl, seit heute Mitternacht, seitdem ich auf den Beinen war, schon dreimal; aber das machte mir nichts aus, ich konnte auch zum vierten Male frühstücken. Und deshalb hatte ich lieber verneint.

Ein Diener trug auf. Alles delikat. Man merkte wirklich nicht, daß man sich auf einer weltverlassenen Insel befand. Es fehlte überhaupt gar nichts, was sich ein Gourmand nur wünschen kann. Aber man muß bedenken, daß ich eine lange Fahrt auf einem Segelschiffe hinter mir hatte, und so sehr bewandert in kulinarischen Genüssen war ich ja auch gar nicht.

Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit dem Fenster zu, von dem aus man den Berg dieser Insel selbst erblicken konnte.

Am meisten wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Loch gefesselt, ziemlich am Fuße des Berges gelegen, aus welchem in unendlicher Reihenfolge kleine Wagen herauskamen, und dicht daneben gingen sie wieder hinein, nicht von Menschen gezogen, sondern sich von allein bewegend.

Es waren sogenannte ›Hunde‹. Hier wurde ohne Zweifel Bergbau betrieben. Die herauskommenden Wagen waren offenbar mit etwas gefüllt, nur konnte ich nicht erkennen, mit was, dazu war die Entfernung doch zu weit.

Als ich noch so hinblickte, sah ich plötzlich in ziemlich rascher Fahrt solch einen kleinen Wagen, aber doch wieder anders gebaut, den Berg emporklettern. Erst ging es durch Gärten, dann über grüne Flächen, dann verlor ich ihn in einem Walde aus den Augen, aber er kam auf der anderen Seite, dort, wo der Kegelberg felsig und öde wurde, wieder zum Vorschein, dann noch durch einen Tunnel, und dann konnte ich ihn nicht mehr unterscheiden.

Aber an einem zweiten herabkommenden Wagen konnte ich es ganz deutlich sehen: hier war schon verwirklicht worden, wovon einmal Karlemann in Afrika an dem See und an dem Gorillaberge phantasiert hatte – es war eine Schwebebahn mit Hängewagn.

Mehr solcher Wagen sah ich jetzt nicht in Betrieb. Wohin der herunterkommende ging, konnte ich von hier aus nicht sehen, ebensowenig die Anfang- und Endstation für die Förderhunde.

Von einem anderen Fenster aus konnte ich diese Insel selbst etwas überblicken, d. h., den flachen Strand, ferner das Meer mit seinen zahllosen Inselchen, und besonders ein Berg war es, der jetzt meine Aufmerksamkeit fesselte, mich in Träume versetzte.

Ich hatte ihn schon vorhin erblickt, hatte mit Goliath darüber gesprochen, seine Bestätigung haben wollend; aber ich hatte es nicht erwähnt, um den Gang der Erzählung nicht zu stören.

Etwa fünf Kilometer von hier entfernt stieg ein Berg aus den Fluten empor, der aber mit den anderen gar keine Aehnlichkeit hatte.

Hier fehlte die sonst übliche Kegelform, dieser Berg oder vielmehr mächtige Felsen glich einer riesigen Zigarrenkiste, die aber mit der hohen Kante auf das Wasser gestellt war.

Es war der mysteriöse Vogelberg, von dem mir schon Goliath erzählt hatte, damals, als es sich um den aufgefischten Matrosen gehandelt, von dem mir wohl auch Mr. Tischkoff hätte erzählen können, wenn er gewollt.

Mr. Tischkoff, Blodwen – was machten die wohl jetzt? War es nicht doch etwas leichtfertig von mir gewesen, so ohne Abschied

...

»*Good morning, Sir,*« erklang da hinter mir eine fettige Stimme, die mich aus diesen Träumereien riß.

»Lord Archibald Seymour!«

Ach, wie ganz anders hatte ich mir den Präsidenten des Londoner Jachtklubs vorgestellt, als einen steifen, dünnen Engländer, jede Bewegung abgezirkelt, solch eine Pedanterie läßt sich mit Exzentrizität ja ganz gut vereinigen – und jetzt präsentierte sich mir ein dickes Männchen mit Pumphosen, aber trotz seines Schmerbauches fix wie ein Wieselchen, auch ebenso schnell

in der Sprechweise, mit lustig zwinkernden Aeuglein, galant, liebenswürdig, händereibend.

Zunächst aber muß ich noch etwas bei seinem Aeußeren bleiben, doch auch nur in einer Sache.

Seine Herrlichkeit Lord Archibald Seymour hatte nämlich eine sogenannte Gurke im Gesicht. Er hatte einmal, wie ich dann später erfuhr, die Nase erfroren, sie war ihm abgebrochen, vorn die Spitze, war ihm wieder dranoperiert worden, und da war so ein blaurot angehauchtes Gewächs daraus geworden, ein entsetzliches Ding von einer Nase. Vielleicht mochte der ursprünglichen Kälte auch Portwein und Whisky etwas nachgeholfen haben, auch Schnupftabak kam noch hinzu. Denn der kurze, graumelierte Schnauzbart war ganz mit Schnupftabak bestreut, und ferner konstatierte ich gleich mit untrüglichem Kennerblick, daß er beide Backentaschen, die einem Hamster alle Ehre gemacht hätten, mit Tabak vollgepfropft hatte.

»Willkommen, herzlich willkommen in meinem Königreiche, tausendmal willkommen . . .«

Und er bewillkommte mich weiter, mir eine Hand nach der anderen schüttelnd und dann beide zugleich, dabei von einem Beine aufs andere hopsend – ein Zappelmännchen durch und durch.

Ich war grenzenlos enttäuscht. Was? Das war der Mann, der dem allmächtigen und geheiligten Beherrscher aller Reußen eine heruntergehauen hatte?

Doch meine Enttäuschung war eine angenehme. Denn dieser Empfang war herzlich genug, und dabei auch ganz ehrlich gemeint, das mußte jeder sofort herausfühlen; dieser Mann war gar keiner Verstellung fähig.

Dann war mir die Hauptsache, daß ihm sein Sekretär meinen Bericht, wie ich mit dem fremden Schiffe hierherkam, schon wiedererstattet hatte, daß er sich auch sonst gar nicht weiter dafür interessierte; denn im Grunde genommen war er dennoch ein echt

englischer Nevermindman, und so war ich dieser Sache ganz enthoben.

»Diese Halunken müssen gehangen werden, müssen gehangen werden, müssen gehangen werden – kchch – lassen Sie mich das nur machen, Sie brauchen sich gar nicht weiter darum zu kümmern, machen wir, machen wir!«

Na, das ließ ich mir gefallen. Und zu diesen vielen Wiederholungen brauchte er kürzere Zeit, als ein anderer, der schon ziemlich schnell spricht, zur einfachen Wiedergabe.

Näheres aber wollte er wissen, weshalb ich meine ›Sturmbräute‹ verlassen hätte.

Nun, ich erzählte. Ein Diener brachte mehrere Gläser und Flaschen, zwischen uns stand der Rauchtisch mit einem Dutzend Zigarrenkisten, ich bediente mich und erzählte also.

Dabei war mir erst jetzt, als wir uns gesetzt hatten, seine Weste aufgefallen. Was für ein braunschwarzes, schrumpfliches Ding war das nur? Es kam mir manchmal wie Leder vor, dann aber wieder nicht. Es war eher ein ganz feiner Stoff.

Auch die Uhrkette war auffallend. Das waren unbedingt menschliche Backzähne, die zusammengereiht waren, und zwar lauter mächtig hohle Dinger, durchaus nicht so appetitlich aussehend, als wenn man den Milchzahn eines Kindes in Gold fassen läßt.

Und dann ferner die Pumphose! Auch so ein Monstrum. Vorhin war mir dies alles nicht so aufgefallen, da hatte ich immer nur die blaurote Gesichtsgurke bewundert.

Aus was diese Pumphose bestand, war nicht mehr zu unterscheiden. Ein Flicker am anderen, und auch schon diese Flicker von einem ehrwürdigen Alter zeugend.

Und als ich nun meine Musterung beendet, meinen Blick wieder nach oben richtete, da erwartete mich eine neue Ueberraschung.

Seine Herrlichkeit rauchte, wie ich – oder vielmehr, er hatte eine qualmende Mistgabel im Munde, oder, um mich poetischer und zugleich seemännischer auszudrücken: er rauchte aus dem Dreizack des Neptuns.

So kompliziert das klingen mag, so einfach war es. Es war eine Zigarrenspitze, in welche man drei Zigarren stecken konnte, alle drei gleichzeitig rauchend.

Uebrigens gar nicht so verrückt. Das gewährt dem Raucher besonderen Genuß, er kann sich den Geschmack der verschiedenen Zigarren mischen. Dann später hörte ich, daß auch ein Bruder des preußischen Königs so raucht, sogar gleich sieben verschiedene Zigarren in eine Spitze steckt.

Damals aber war mir so etwas neu. Ich staunte nicht schlecht über den qualmenden Dreizack – und dann griff Seine Herrlichkeit in die rechte Westentasche und pfropfte sich die Nasengurke voll Schnupftabak, und als das besorgt war, füllte er seine vorher entleerten Backetaschen aus einer Schweinsblase von neuem mit losem Rauchtobak, den er dem Plattentobak zum Kauen vorzog, und dann wurde weiter aus dem Dreizack gepafft, bis wieder die Nase gefüttert werden mußte, und so ging das immer fort.

Am angenehmsten aber war mir, daß dieser Mann zuhören konnte, ohne einem immer unterbrechen zu müssen, denn das ist mir schrecklich.

»Teufelsweib, Teufelsweib!« sagte er in noch mehr Wiederholungen, nachdem ich ihm mein Verhältnis mit Blodwen geschildert, wie ich Abschied genommen. »Aber Sie sind auch ein Teufelskerl, ich gratuliere, meine Hochachtung, prost!«

»Weswegen?« mußte ich lächeln. »Weil ich mich nicht einen Bettler nennen lassen wollte?«

»Nee, wegen Ihrer Geschichte mit Uruguay und Argentinien, wie Sie diese beiden Republiken angezapft haben. Phänomenal!«

Er wußte alles, und er erging sich in Bewunderung und Lobesergüssen über mich, die ich hier nicht wiederholen kann.

»Erfuhr alles aus erster Quelle, wenigstens die Einleitung dazu, wie Sie die Silberbarren bekamen – von Brown und Fairfax.«

»Sie kennen diese beiden Herren?«

»Kennen? Die sind hier!«

Ich erfuhr, daß sich außer diesen beiden alten Bekannten schon noch drei andere eingefunden hatten, die nichts weiter zu tun hatten, als mit ihrer eigenen Jacht in der Welt herumzugondeln und Abenteuer aufzusuchen, und es konnten immer noch zwei andere erwartet werden, denn Lord Seymour hatte seine Einladung an alle derartigen Seesportsmen ergehen lassen, so weit das möglich war.

Was die hier tun wollten? Ein Reich von Seezigeunern gründen. Mr. Brown und Mr. Fairfax hatten die Anregung dazu gegeben, oder eigentlich ich, indem ich in ihrer Gegenwart nur einmal das Wort ›Seezigeuner‹ ausgesprochen, was ihnen so ungemein imponiert hatte.

Der Leser entsinnt sich, wie sie schon davon begannen, wobei sie aber durch das Signalisieren des brasilianischen Kriegsschiffes unterbrochen wurden, und dann hatten sie mir auch noch jene Abschiedsworte gesagt, schon eine Andeutung machend, was sie beabsichtigten.

Sie waren nach London gegangen, fanden in Lord Archibald Seymour, der sich zufällig dort aufhielt, den richtigen Mann zum Ausführen ihrer phantastischen Pläne.

Von Lord Seymour selbst habe ich nur zu sagen – was ich so nach und nach erfuhr – daß er schon vor vielen, vielen Jahren beschlossen hatte, sich hier in der Südsee auf einer Insel anzusiedeln. Diese ganze Ellicegruppe und noch viele andere waren sein Privateigentum – geworden durch jene englischen Kolonialverhältnisse, die ich schon früher erwähnt habe, und Lord Seymour hatte diesen seinen australischen Inselbesitz, den er von seinen Ahnen geerbt, bisher noch nicht an England abgetreten.

Er hatte also schon früher hier auf Fanafute gebaut. Dann war in ihm jene phantastische Idee entstanden, solch einen australischen Inselarchipel zum Mittelpunkt der gesamten politischen Weltmacht zu machen.

Er wurde mit seiner wahnwitzigen Idee natürlich ausgelacht – gut, Lord Seymour war seiner Wege gegangen. Nun aber hatte er erst recht hier gebaut, um sich in der Südsee sein eigenes Reich zu schaffen, allerdings nicht anders, als wenn sich ein reicher Mann, der mit aller Welt zerfallen ist, auf ein Schloß zurückzieht, um mit der ganzen übrigen Menschheit gar nicht mehr in Berührung zu kommen.

Ganz vor kurzem war nun Lord Seymour, nachdem er schon seit zwei Jahren hier so gehaust hatte, einsam, wenn auch von zahllosen Dienern und Arbeitern umgeben, wieder einmal nach London gekommen, um sich einiges für seine Insel zu beschaffen.

Da also hatten Mr. Brown und Mr. Fairfax ihn getroffen, welche selbstverständlich Mitglieder des Londoner Jachtklubs waren, sie hatten ihm ihre unterdessen ausgeheckten Pläne vorgelegt, und nun war Lord Archibald Seymour gerade derjenige, der auf so etwas mit Feuer und Flamme einging.

Was sie beabsichtigten? Wollte ich ausführlich werden, so müßte ich darüber ein dickes Buch schreiben. Aber für den Leser, der selbst etwas Phantasie besitzt, genügen nur einige Andeutungen.

Ein freies Reich von Seeleuten wollten sie hier gründen. Oder sagen wir gleich: ein Reich von Seezigeunern! Denn dieses Schlagwort war nun einmal gegeben.

Jeder Wassersportsman, der genug Mittel besaß, um sich seine eigene Jacht halten zu können, sollte hier eine Insel bekommen, auf der er sich häuslich niederließ. Jeder ging nach wie vor seine eigenen Wege, auf seiner Jacht in die Welt hinaus, um Abenteuer zu bestehen, und was sie dabei erbeuteten, das brachten sie hier zusammen, stapelten sie hier auf ihren Inseln auf, jeder auf seiner

eigenen, oder auch auf einer gemeinsamen, welche als Versammlungsort der Seezigeuner diente, hier Fanafute, entsprechend dem Klublokal.

Man wolle das Wort ›Beute‹ recht verstehen. Sie wollten nicht etwa Piraten werden. Nicht einmal an Schätze braucht man zu denken. Raritäten aus aller Herren Ländern, Kleinodien und dergleichen. Ja, eben ihre erlebten Abenteuer sind darunter zu verstehen, die Erinnerung daran. Hier kamen sie von Zeit zu Zeit zusammen, und dann erzählten sie sich beim Becherklang von ihren Reisen. Aber ein Buch schrieben sie darüber nicht, das war in diesem freien Zigeunerreich sogar direkt verboten. Das war eine Art von Hochverrat. Alles nur für sich, die Welt draußen durfte gar nicht erfahren, was hier getrieben wurde. –

Mit den lebendigsten Worten hatte mir Lord Seymour diesen Zigeunerstaat geschildert, und dieses dicke Männchen verstand wirklich zu sprechen. Immer mehr wurde er Feuer und Flamme.

»Verstehen Sie, was für ein Reich wir hier gründen wollen?«

Na und ob ich so etwas verstand! Aber ob ich da selbst mitmache, das war eine andere Sache. Doch darüber später mehr.

Da sprang das dicke Männchen auf und schlug mir auf die Schulter.

»Und Sie sollen der König dieses Zigeunerreiches werden!«

Mir kam dieses Angebot gar nicht so sehr überraschend. Daß man mit mir etwas Besonderes vorgehabt, lag ja klar genug auf der Hand.

Zuerst aber war ich jetzt doch etwas erstaunt, und das ist ebenfalls begreiflich.

»Ich?«

»Ja, Sie! In der nächsten Sitzung, die wir abhalten, heute schon, werden Sie einstimmig zum König der Seezigeuner ernannt.«

»Ja, Mylord, wie komme ich denn zu dieser Ehre?« fragte ich jetzt ganz gelassen.

Weniger gelassen erging sich der Lord wieder in Lobeserhebungen über mich. Kurz, ich sei der rechte Mann dazu.

Ich selbst sann vorläufig immer nur über eine Abwehr nach.

Denn so phantastisch veranlagt ich auch war – gerade diese Idee behagte mir durchaus nicht, am allerwenigsten die Rolle, die mir dabei zugeteilt werden sollte.

»Aber solch ein Reich kann doch keinen König haben, das muß eine freie Republik sein,« wehrte ich zunächst leise ab.

»Ganz im Gegenteil. Verstehen Sie nur recht. Es gibt kein freieres, ungebundeneres Volk, als die umherschweifenden Zigeuner, und dennoch stehen die einzelnen Banden unter Häuptlingen oder Stammesältesten, die unumschränkte Macht haben, über Leben und Tod, es soll sogar einen König geben, der über sämtliche Zigeuner herrscht. Und auch hier wird es zu Streitigkeiten kommen, da brauchen wir ein Oberhaupt, welches Recht spricht . . . «

Und so redete Lord Seymour noch lange weiter, und in diesem Falle, wenn ich auf seine Ideen einging, mußte ich ihm recht geben.

Ja, der Lord machte schon Andeutungen, und zwar ziemlich starke, daß sich diese hier angesiedelten Jachtsportsmen, diese Seezigeuner, untereinander befehden würden, von Insel zu Insel, im blutigen Kampfe, trotz aller Gemütlichkeit – und ich brauchte mir nur die Gestalten des englischen Haarwasseronkels und des amerikanischen Puppenkleidermachers vor Augen zu führen, um so etwas durchaus nicht für unmöglich zu halten, ich hatte ja einen ihrer Seekämpfe selbst mit erlebt. Und hier ging das nun erst richtig los, das alte Rittertum lebte wieder auf, nur zur See, die Ritterburgen waren die Inseln.

Sogar der sonst äußerst nüchterne Mahlsdorf schien schon so etwas geahnt zu haben, als er vorhin jene Bemerkung gemacht hatte.

»Wollen Mylord denn aber nicht selbst diesen Posten eines Propektors übernehmen?«

»Protektor, ja. Aber solch ein König als Schiedsrichter, nein. Ich will von hier aus nur die Entwicklung des Ganzen beobachten.«

Aha! Aha!! Dieses dicke Männchen war ein Fuchs!

Aber dabei war er offen, das mußte man ihm lassen, und das gefiel mir ganz besonders an ihm. Nun wollte ich es auch sein.

»Nein, ich nehme diese Wahl als König nicht an.«

»Weshalb nicht?«

Er hatte es ganz gelassen gefragt, ohne besondere Enttäuschung.

»Sie sagten vorhin doch selbst, jeder dieser Seezigeuner müsse seine eigene Jacht besitzen, und mir gehören nicht einmal diese Oberkleider, die ich trage . . . «

»O, was das anbetrifft, ich stelle Ihnen ein Schiff zur Verfügung, soviel Sie wollen, schenke es Ihnen . . . «

»Ich bedaure, ich nehme absolut nichts geschenkt,« unterbrach ich ihn mit einiger Kälte.

Er sah mich einen Augenblick mit großen Augen an.

»*Very well*, ich verstehe Sie. Sie sind ein Ehrenmann. *Well*, lassen wir jetzt einmal den Zigeunerkönig ganz aus dem Spiele. Jene Herren irren sich übrigens etwas. So etwas kann nicht mit einem Male gegründet werden, sondern muß sich nach und nach entwickeln. Meinen Sie nicht?«

»Da bin ich ganz Ihrer Ansicht,« entgegnete ich, und ich freute mich wirklich, dieses Männchen jetzt so vernünftig sprechen zu hören.

»*Well* – was gedenken Sie nun zu tun?«

»Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als die ›Kalliope‹ selbst nach Nanking zu bringen, da haben wir, ich und meine treue Mannschaft, zunächst ja gleich Beschäftigung.«

»Und dann?«

»Nun, dann muß ich mich eben nach einem Kapitänsposten umsehen. Es würde mir wahrscheinlich sehr leicht gelingen,

gleich das Kommando über die ›Kalliope‹ zu bekommen, obgleich ... mir das schließlich doch nicht so angenehm wäre.«

»Weshalb nicht?«

»Mit diesem Schiffe sind doch höchst traurige Erinnerungen verbunden ... «

»Ich verstehe, ich verstehe. *Well*, auch ich kann doch Schiffsreder sein, bin es sogar wirklich – treten Sie in meine Dienste.«

»*Well*,« sagte auch ich jetzt, »darüber läßt sich sprechen.«

IN FEINER GESELLSCHAFT.

Aber nicht sofort wurde darüber gesprochen.

Wir hatten erst die achte Morgenstunde, die anderen Gäste, welche gestern abend, wohl wie gewöhnlich, ein kleines Zechgelage gehabt und infolgedessen bis in den späten Morgen hinein geschlafen hatten, machten sich jetzt bemerkbar.

Lord Seymour bat um Entschuldigung, er wolle die Herren erst begrüßen, mich dann ihnen vorstellen.

»Also lassen wir erst einmal den Zigeunerkönig und überhaupt die ganze Zigeunerei aus dem Spiele,« war sein letztes Wort.

Es war heute mein fünftes Frühstück, bei welchem ich Mr. Brown und Mr. Fairfax wiedersah und die Bekanntschaft der drei anderen Sportsmen machte, denen sich alsbald ein sechster hinzugesellte, ein Franzose, dessen Jacht ich vorhin hatte einschleppen sehen.

Nur von diesem letzten, der sich ebenfalls zum Seezigeuner berufen fühlte, will ich erwähnen, daß er berufsmäßig Schokolade machte. Mitinhaber der größten Pariser Schokoladenfabrik, der größten der Welt – auch so ein Kerlchen, das nicht genau wußte, wie groß sein Einkommen eigentlich war und der den schnöden Mammon durch die verschiedensten Tollheiten und hauptsächlich auf See zu verpulvern suchte. Er hatte an Bord seiner Jacht ständig einen ganzen Harem, dessen einzelne Mitglieder er in jedem

Lande, das er besuchte, immer auswechselte. Das mag über Monsieur Chevalier vorläufig genügen.

Von den drei anderen war der eine noch ein Engländer, der zweite ein pomadiger Holländer, der dritte ein Australier. Diese brauchten sich ihr Geld nicht erst zu verdienen – nur mit der Couponschere. Höchstens will ich noch von dem Australier erwähnen, daß er an Bord seiner Jacht zwei Aerzte mit sich führte, welche nichts weiter zu tun hatten, als Mr. Rug jeden Tag einmal mit ihrer Kunst nüchtern zu machen. Denn wenn Mr. Rug nicht schlief, dann war er besoffen. Sonst aber ein ganz patentter Mensch. Nur schade, daß man sich so selten mit ihm unterhalten konnte. Egal besoffen! Und dem armen Menschen ging's immer zuerst auf die Sprache. Kein Wort brachte er mehr heraus. Nur im Traume führte er manchmal verständliche Selbstgespräche, dann auch ganz vernünftige. Was für eine Natur dieser Kerl besaß, habe ich nie begriffen. Denn dabei strotzend vor Gesundheit.

Und die anderen beiden – na, ich will lieber aufhören, denn wir wurden später immer und immer mehr, und unmöglich kann ich sie alle schildern. Und jeder einzelne, den ich kennen lernte, war ein Original. Eigentlich ist das auch selbstverständlich. Wer sich ganz auf ein Schiff zurückzieht, weil er an Land nicht mehr leben kann oder mag, der muß doch irgendwo eine lockere Schraube haben – und das meistens im Kopfe.

Mr. Ulysses Brown hatte sein linkes Ohr jetzt richtig an der Uhrkette hängen. Aber in besonderer Weise, gewissermaßen mit Hindernissen. Das Präservieren eines menschlichen Ohres ist wohl nicht anders möglich, als daß man es in Spiritus setzt. Und der Haarwasseronkel hatte dies denn auch getan, er trug sein Ohr an der Uhrkette in einem hocheleganten Krystallflakon, welches Spiritus enthielt. Und was den Puppenkleidermacher anbetrifft, so hatte dieser zur Abwechslung einmal . . .

Doch wirklich, ich muß mit solchen Schilderungen abbrechen, sonst werde ich nie fertig. Ich kann die Schrullen dieser Leutchen

höchstens so nach und nach bei passender Gelegenheit mit anführen.

Wir wurden einander vorgestellt, erneuerten die Bekanntschaft.

»Hallo, Käpt'n,« sagte der Haarwasseronkel.

»Mmmmmornning,« mauschelte der Puppenfabrikant durch seine krumme Nase.

Mr. Paulus Rug, der Australier, ein breitschultriger Hüne mit einem wahren Büffelkopf, fiel bei der Vorstellung um und warf dabei den ganzen schon überreich gedeckten Kaffeetisch über den Haufen.

Als er zwischen den Scherben lag, zwischen gerösteten Brotschnitten, Butter, Schinkenscheiben, Brunnenkresse und anderen kaubaren und nichtkaubaren Dingen, fing er sofort an zu schlafen, was ihm aber auch gleich die Zunge löste, die er gegen meine Person vergebens in Bewegung zu setzen versucht hatte.

»Zucker, mehr Zucker in den Brandy, Jonny,« sagte er jetzt im Traume ganz verständlich und manierlich. »Noch mehr Zucker, Jonny – stich dem Kerl die Augen aus, Jonny – beide Augen – ja, ja, alle beide Augen – sämtliche Augen – ja, ja, stich ihm sämtliche Augen aus – aber noch etwas mehr Zucker in den Brandy, Jonny ...«

Wir anderen setzten die Unterhaltung an einem neugedeckten Frühstückstisch fort.

»Wie geht es Ihrer Herrlichkeit der Lady von Ollanstjerne?« fragte Monsieur Chevalier den Wirt.

Lord Archibald Seymour schob soeben ein Bündel Wasserkresse unter seine Gesichtsurke. Ich dachte lebhaft an einen Elefanten, der so mit seinem Rüssel einen Haufen Gras zusammenrafft und ihn sich ins Maul schiebt.

»Meiner Mutter? Danke, der geht's ganz gut.«

»Leidet sie noch immer so an Gicht?«

»Nee, gar nicht mehr.«

»Was? Das hat sich nach zwanzigjährigem Leiden, das sie immer ans Bett fesselte, wieder gelegt?!«

»Jawohl, das ist ganz vorbei.«

»Sie hat keine Schmerzen mehr?«

»Absolut nicht.«

»Wie ist denn das gekommen?«

»Ja, wie das nun eben so kommt im Leben.«

»Ihre Frau Mama kann wieder gehen?«

»Nee, gehen kann sie freilich nicht mehr.«

»Nicht? Weshalb denn nicht?«

»Nu, meine Mutter ist doch schon seit einem halben Jahre tot.«

Himmelbombenelement noch einmal! Ja, dann freilich hatte die gute Frau keine Gicht und keine sonstigen Schmerzen mehr! Aber gehen konnte sie nun freilich auch nicht mehr, das war zuviel verlangt.

Und wie das nun alles so mit kauendem Munde hervorgebracht worden war! Leider schriftlich nicht wiederzugeben.

Wenn ich jetzt vor Lachen nicht herausplatzte, so hatte ich dies nur dem Umstande zu verdanken, daß ich mich in diesem Augenblicke noch mehr über die anderen wunderte, welche dies mitangehört hatten.

Auch nicht das geringste Zucken im Gesicht! Vollständige Nervermindmen, abgebrüht gegen alles, die Nerven auch durch gar nichts mehr zu kitzeln. Das galt auch von dem Franzosen.

Ja, man sondert sich nicht ungestraft von der Welt ab, um ganz auf dem Schiffe, auf dem unendlichen Meere zu leben!

»Da hat Ihre Frau Mutter also nicht mehr die Erfüllung ihres Herzenswunsches erlebt?« fuhr der Franzose fort.

»Welchen Herzenswunsch?«

»Ihren größten.«

»Daß ihre schwarze Katze Junge kriegte? Konnte das Vieh nicht, 's war 'n kastrierter Kater.«

»Daß Sie doch noch die Lady Umberdan heiraten würden, meine ich,« fuhr der Franzose unbeirrt fort.

Zunächst löffelte Seine Herrlichkeit bedächtig ein weiches Ei aus.

»Nee,« meinte er dann, »das hätte sie auch nicht erlebt, und wenn sie alt wie eine Methusaselma geworden wäre. Ich will Ihnen einmal offen meine Meinung sagen. Die Lady ist ein viel zu schönes Weib, dabei hat sie nischt – also würde sie mich doch nur meines Geldes wegen heiraten. Und das ist der Grund, warum ich überhaupt nicht geheiratet habe und auch niemals heiraten werde. Denn ich würde nur ein Mädchen heiraten, von dem ich bestimmt weiß, daß es mich wirklich liebt. Aber wer soll denn so einen Kerl wie mich, der so einen blauen Zinken im Gesicht hat, aus Liebe heiraten? 's geht doch immer bloß um mein Geld. Nee, is nisch! Dieses bildschöne Weib soll lieber meinen Neffen heiraten, das ist ein stattlicher Kerl, so wie der Kapitän da, noch gesund und ungebrochen, das gibt für Oldengland ein kräftiges Geschlecht, und für die Mitgift werde ich sorgen. Aber ich mit meinem blauen Riechzinken – nee, das könnte ich diesem armen Mädél niemals antun.«

Erst mußte ich mir das Lachen verbeißen – und dann hätte ich dem Besitzer dieses Riechzinkens so gern die Hand geschüttelt. *A la bonheur*, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke!

»Außerdem,« setzte Lord Seymour noch hinzu, eine mächtige Prise nehmend, wobei die Hälfte des Schnupftabaks auf das vor ihm liegende Butterbrot fiel, was ihn dann aber nicht im geringsten genierte, »außerdem bin ich überhaupt so ein Schweineluder.«

Selbsterkenntnis ist der Anfang aller Weisheit!

Na, jetzt mußte ich doch einmal aus vollem Halse lachen, was hier auch gar nicht verübelt wurde.

Und wolle mir auch der Leser nicht verübeln, daß ich so etwas wiedergebe, wolle er sich aber auch nicht über den Ton wundern, der in dieser Gesellschaft herrschte.

Das Seeleben verrotzt. Leider! Es ist nicht anders. Ich habe oft darüber nachgegrübelt, mit verständigen Personen darüber gesprochen, woher das nur kommen mag. Irgendeinen Grund muß es doch haben, daß alle Seeleute so mörderisch fluchen, und je besser einer zu fluchen weiß, ein desto tüchtigerer Matrose ist er nämlich. Darüber besteht kein Zweifel. Und diesen Ton eignen sich alle an, die sich immer an Bord befinden, wenigstens auf Transportschiffen.

Hört man schon heraus, was daran schuld sein mag?

Das Fehlen des Weibes. Denn ich glaube an den veredelnden, unbewußt veredelnden Einfluß der Frau auf den Mann.

Und wenn jetzt jemand gleich kommt und sagt: »Na, es gibt auch noch andere Weiber, welche einen weniger veredelnden Einfluß ausüben ... < gut, er hat recht – aber er hat sich doch selbst sein Charakterzeugnis ausgestellt, ich danke für seine Gesellschaft. Da ist mir dieser edle Lord, der sich gleich selbst ein Schweineluder nennt, doch noch lieber.

Uebrigens braucht man nicht zur See zu gehen – man kann an Land bleiben – was für einen Ton der viele Umgang mit Pferden erzeugt – zwischen Offizieren, mögen sie sonst noch so »vornehm« sein – wenn sie unter sich sind, wenn das Gespräch von den Pferden auf die Weiber kommt, was für Ausdrücke man da hört ... nein, da ist mir so ein blutigottverdammter Matrose doch noch lieber.

»Sie haben überhaupt niemals ans Heiraten gedacht, Mylord?«

»Ich? Nee!«

Und Mylord löffelte sein sechstes Ei aus.

»Ja,« widerrief er dann seine vorige Verneinung. »Damals, als meine Nase noch nicht erfroren war. Da hätte ich beinahe einmal geheiratet.«

» ... iebt,« ergänzte der Haarwasseronkel seinen Freund, mit dem er sich manchmal ›dulierte‹.

»Ja, dadadadadas wowowowollte ich nnnnnsagen. Hahaha-haben Sie schon einmal gelilililili ... «

» ... iebt,« kam der Haarwasseronkel abermals zu Hilfe.

Ich musterte die Gesichter der Anwesenden. Heiliger Klabautermann, hatten diese Menschen eine Ruhe! Aber auch die servierenden Diener zuckten mit keiner Wimper.

»Sie, Mymymymymylord,« fing dieser unglückselige Puppenkleiderschneider mit seinem krummen Riechorgan wieder an, »hahahahhaben Ssssss – ich weiß gar nicht, mir fällt heute das Sprechen recht schwer – hahahahaha ... «

»Ob Sie schon einmal geliebt haben, Mylord,« machte ich jetzt schnell den Frager; denn mir stand bereits der Angstschweiß auf der Stirn.

Und endlich merkte der edle Lord, daß es ihm galt, er belilililiebte, von seinem achten oder neunten Ei aufzusehen.

»Sie meinen mich? Ob ich überhaupt einmal geliebt habe? Ja.«

»Wen?«

»Die hier.«

Und er griff an seine Weste und hielt die aus hohlen Backzähnen bestehende Uhrkette etwas empor.

»Das sind doch menschliche Zähne?« wurde noch zur Vorsicht gefragt, und das war auch sehr notwendig, denn es waren wirklich ganz unverschämte Zähne, man hätte auch an die eines uralten Hammels denken können. Solch defekte Zähne kann aber eigentlich nur ein Mensch bekommen.

»Damals freilich hatte sie andere Zähne. Es war eine Jugendliebe.«

»Bitte, erzählen Sie.«

»Ich war noch ein dummer Junge. Dumm? Na, ich mag fünfzehn gewesen sein, und mit diesem Alter kann man schließlich

geradeso aufrichtig und heiß lieben wie mit dreißig. Sie war bedeutend älter als ich. Schon über die Mitte der zwanzig hinaus. Außerdem war sie schon verheiratet. Mit einem kleinen Bahnbeamten. Was machte das für mich? Für mich war es ein anbetungswürdiger Engel. Beim Derbyrennen war es, wo ich sie sah. Und ich sah keine Pferde mehr laufen. Ich sah nur sie. Und dann träumte der Knabe Tag und Nacht von ihr. Zu sehen bekam ich sie nicht mehr. Nur zufällig hatte ich ihren Namen gehört, und daß ihr Mann ein Weichensteller war. Und der Knabe wurde ein Mann, und er träumte noch immer von seinem Ideal. Auch noch, als ich meine Nase erfror und so ein blauer Zinken daraus wurde. Es ist ungefähr sechs Jahre her, da endlich sah ich sie wieder. Auf der Straße. Sie war unterdessen ein altes Mütterchen geworden. Ja freilich, es waren unterdessen mehr als fünfunddreißig Jahre vergangen.«

Gedankenvoll spielte der Lord mit den hohlen Backzähnen. Und mir stieg es plötzlich ganz heiß, zum Herzen empor.

»Und Sie haben sie wiedererkannt?«

»Auf der Stelle. Obgleich sie kein besonderes Kennzeichen an sich hatte. Und obgleich mir die ganzen fünfunddreißig Jahre immer nur die lieblichen Engelszüge der jungen Frau vorgeschwebt hatten. Trotzdem erkannte ich sie sofort wieder. Ich sprach sie an. Sie hatte einen anderen Namen. Und dennoch, ich irrte mich nicht, sie hatte zum zweiten Male geheiratet. War schon wieder Witwe. In den ärmlichsten Verhältnissen. Einen Haufen Kinder. *Well*, vor zwei Jahren ist sie gestorben. Ich habe sie bis zu ihrem Tode unterstützt. Ihren Verhältnissen entsprechend. Habe für die Kinder gesorgt. Aber unbekannt. Hat nie erfahren, daß Lord Archibald Seymour sie fünfunddreißig Jahre lang geliebt hat, von ihr jede Nacht geträumt hat – von der Frau des Weichenstellers. Ich sah sie noch einmal auf dem Totenbette. Aber immer unbekannt. Wollte mir eine Haarflechte abschneiden. Hatte keine Haare mehr auf dem Kopfe, kein einziges. Trug eine Perücke. *Well*,

da habe ich ihr die Zähne rausruppen lassen. Die Kinder forderten gar nicht viel dafür. Habe mir diese Uhrkette davon machen lassen. Dann ging ich hierher in die Südsee.«

Lord Seymour schwieg, hatte nichts mehr zu erzählen. Und das heiÙe Schlagen meines Herzens wollte noch nicht aufhören.

O, Liebe, Liebe, wie bist du wunderbar!! Die Ausdrucksweise des Erzählers konnte mir nichts von dem idealen Werte dieses rührenden Geschichtchens rauben. Und das dicke Männchen mit der blauen Gesichtsurke stieg plötzlich himmelhoch in meiner Achtung, wieder hätte ich ihm die Hand drücken mögen.

»Ist das wahr? Ist das eine Weste von Menschenhaut?« fragte da der Holländer.

»Ja.«

Und Lord Seymour strich wohlgefällig oder zärtlich über das braunschwarze Ding, das sich in zahllosen Fältchen, ganz verschrumpelt, über sein dickes Bäuchlein spannte, faÙte die Weste unten, zog sie glatt, ließ sie in ihre Fältchen zurückschnellen.

Ich blickte starr hin, glaubte nicht recht gehört zu haben.

»Aus Menschenhaut?«

»Yes.«

»Sie haben Ihrer Geliebten doch nicht etwa die Haut abziehen lassen?!«

»Der? Nee. Das ist die Haut des ältesten Menschen, der nachweislich, d. h. wie durch Urkunden bekräftigt ist, auf der Erde gelebt hat.«

Mit Stolz hatte der Lord es gesagt, dabei wieder liebkosend an der unheimlichen Weste herunterstreichend, und dann gab er die nähere Erklärung.

»Vor etwa fünf Jahren ging durch die Zeitungen die Notiz, auf einer kleinen karibischen Insel, in der Nähe von Trinidad, lebe ein Indianer, der einhundert-siebenzig Jahre alt wäre. Das konnte auch

beglaubigt werden; denn auf jener Insel hauste schon seit reichlich zweihundert Jahren ein und dieselbe englische Missionarsfamilie; der Beruf, diese menschenfressenden Wilden dem Christentume zuzuführen, war immer vom Vater auf den Sohn übergegangen, stets waren Tagebücher geführt worden, und da stand auch verzeichnet, daß am 4. November im Jahre 1693 dem Jeremias, einem bekehrten Indianer, früh um fünf ein gesundes Knäblein geboren worden sei, welches drei Tage später in der heiligen Taufe den Namen Josua erhalten habe.

»Und dieser Josua lebte noch immer, in seinem hunderteinundsiebzigsten Jahre stehend. Und das war um so glaubwürdiger, als sein ältester Sohn ebenso nachweislich einhundertvierundfünfzig Jahre alt war – dort wird zeitig geheiratet – und unter anderem eine Enkelin noch in ihrem Hundertsechundsunddreißigsten geheiratet hatte – als Jungfrau, wie in dem Kirchenbuche ausdrücklich verzeichnet war. Das hohe Alter war in der ganzen Familie erblich. Der alte Josua hatte Ururururenkel, im ganzen wohl an die fünfhundert Nachkommen, abgesehen von denjenigen, welche gestorben waren. Es ist dort überhaupt eine gesunde Gegend. Das heißt, die Kariben werden alle sehr alt – natürlich nur, wenn sie nicht schon jung sterben oder sonst ihren Tod finden. Die Kariben sagen, das komme vom Genuß des Menschenfleisches her. Ob's wahr ist, weiß ich nicht, habe noch kein Menschenfleisch gegessen.

»Nun, mein Entschluß war sofort gefaßt. Diesen ältesten Menschen der Welt mußte ich natürlich in meinem Museum haben. Also ich schickte sofort einen Vertrauensmann hin, mit dem Auftrage, mir diesen alten Josua zu bringen, der sich noch einer ganz guten Gesundheit erfreuen sollte. Falls er aber doch schon unterdessen gestorben war, sollte mir mein Sekretär ihn einbalsamiert oder noch besser ausgestopft bringen. War er schon längere Zeit tot, schon verfault – na, dann irgendein anderes Andenken von

ihm, mindestens die Knochen, die Haare, die Zähne, die Nägel und was sonst von den Würmern verschmägt wird.

»Mein Sekretär ging hin. Richtig, der Alte lebte noch. Mr. Johnson wurde auch mit der ganzen Verwandtschaft handelseinig. Sie machten es sogar sehr billig. Nur drei Buttels Whisky wollten sie für ihren alten Großpapa haben.«

Der Erzähler machte eine Pause, um sich nachdenklich hinter dem Ohre zu kratzen.

»Ja,« fuhr er dann ebenso nachdenklich fort, »nun muß aber irgendein Versehen passiert sein. Die Verwandten müssen meinen Sekretär falsch verstanden haben. Die dachten wohl, der weiße Mann, hätte Appetit auf den alten Großpapa. Kurz, als Josua herbeigebracht wurde, hatten sie ihn schon geschlachtet und sogar schon tranchiert . . . «

»Was?!« schrie ich entsetzt.

»Jawohl, sie hatten ihn schon geschlachtet, gleich bratfertig, hatten schon die Knochen herausgeschält, die waren schon von den Hunden gefressen worden. Nur die Haut hatten sie ihm vorher fein säuberlich abgezogen, und die war noch vorhanden. Na, so bekam mein Sekretär für die drei Buttels Whisky nur die Haut. Die Kinder und Enkel und Urururururenkel haben das Familienoberhaupt dann selber gefressen. Keiner bekam viel ab, es waren gar zu viele. Und schrecklich zäh soll er gewesen sein! Natürlich, mit einhunderteinundsiebzig Jahren! Na, und ich habe mir die Haut gerben und eine Weste davon machen lassen. Ich hätte auch gern eine Unterhose davon gehabt, aber dazu langte es nicht. Es war ja so ein klapperdürerer Kerl . . . «

»Reichte schon die Haut des Oberkörpers zu dieser Weste?« wurde wißbegierig gefragt, aber mit unerschütterlicher Miene.

»I wo, nicht daran zu denken! Bei meinem Bauche! Die Weste ist aus den verschiedensten Teilen zusammengeflickt. Es ist übrigens eine Aermelweste, und was hier die Aermel sind, das waren

des alten Kariben Beine, und was Sie hier vorn sehen, das Vorder-
teil, das war Josuas Hinterteil.«

Jetzt konnte ich diese merkwürdige Weste mit noch ganz an-
deren Augen bewundern.

»Ist Ihnen diese Weste ein besonderer Talisman? Glauben Sie,
daß Ihnen die Haut solch eines uralten Mannes, am Körper getra-
gen, das eigene Leben verlängert?«

»I wo, solchen Aberglauben gibt es bei mir nicht! Nur eine Lieb-
haberei! Solch eine Weste hat sonst kein anderer Mensch auf der
Welt.«

Da hatte er allerdings recht.

Lord Seymour zog an den Backzähnen seiner Geliebten eine
silberne Uhr hervor, der sonst nichts Auffälliges anzumerken war.

»Und wissen Sie, was für eine Uhr das ist, wer die früher getra-
gen hat?«

»Nun?«

»Der größte Mörder der Erde, der aus Habgier die meisten
Menschen hinübergebracht hat, und das mit einem Male.«

»Und wer ist das?«

»Das ist die Uhr, welche Kapitän Rosario getragen hat.«

Ja, diesen Namen kannte ich, und ich starrte die Uhr an, die
mir eine furchtbare Erinnerung, zurückrief.

Noch in meiner Knabenzeit war es gewesen, als die schreckli-
che Kunde die ganze Welt durchlaufen hatte.

Ein italienischer Kapitän namens Rosario, ein Passagierschiff
zwischen Genua und Alexandrien fahrend, hatte alle Passagiere
und die ganze Mannschaft mit dem Trinkwasser vergiftet, mehr
als dreihundert Menschen, um sie berauben zu können.

»Sie war im Besitze eines Londoner Advokaten, der sie bei der
Versteigerung für etwa hundert Pfund erstanden hatte; vor zehn
Jahren kam auch dessen Nachlaß mit den ganzen Raritäten unter
den Hammer, und ich machte das Höchstgebot mit viertausend
Pfund. Denn ich hatte starke Konkurrenten dabei.«

Stolz steckte der eine Lord die Uhr des Massenmörders wieder ein, für die er 80 000 Mark bezahlt hatte.

Dann stand er plötzlich auf, zog die Weste etwas in die Höhe und reckte den Bauch heraus, über den sich die geflickte Hose straff spannte.

»Und wissen Sie, was für eine Hose das ist?« rief er mit seltsam zitternder Stimme.

»Nun?«

»Diese Hose ... diese Hose ...«

Es mußte eine wunderbare Hose sein, der Lord bekam ganz rote Backen, seine Augen begannen zu strahlen, und mit einem Male sprang das dicke Kerlchen mit einer Gelenkigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, auf seinen Stuhl, und dabei blieb es nicht, plötzlich stand er mitten auf dem Tisch, mit dem linken Fuße in einer Schüssel mit Hummermayonnaise, und nun setzte er den rechten Fuß vorwärts, gerade in den Sahnenkäse hinein, und in dieser Positur erklang es begeistert:

»Meine Herren – in dieser Hose hat Admiral Nelson die spanisch-französische Flotte bei Trafalgar vernichtet – am 21. Oktober 1805!!«

EINE BALLONFAHRT, UND IHR AUSGANG.

Ich blieb mit meiner Mannschaft auf der Insel. Der Lord hatte mich so herzlich gebeten, längere Zeit sein Gast zu sein, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte.

Warum auch? Ich hoffte ja wirklich, mit ihm ins Geschäft zu kommen, ihn noch als meinen Schiffsreeder betrachten zu können.

Die ›Kalliope‹ wurde von anderen Händen weiterbefördert, nach Nanking, die gefangenen Meuterer an Bord. Seeleute gab es ja auf der Insel massenhaft, und mein Protokoll, von Zeugen unterschrieben, genügte. Denn ich hatte doch nicht etwa die Verpflichtung, dieses Schiff nun auch abzuliefern.

Es war eine recht angenehme Zeit. Ein bißchen toll. Tischunterhaltungen, immer denselben Charakter tragend, wie die oben geschilderte, abends regelmäßig mit einer Zecherei endend, wechselten mit Sportbelustigungen aller Art ab, und auch die holde Weiblichkeit, an der hier kein Mangel war, spielte keine geringe Rolle. Denn der alte Junggeselle war trotz der hohlen Backzähne seiner unvergessenen Jugendliebe kein Weiberfeind.

Die Herren unterhielten sich häufig über das zukünftige Seezigeunerreich, spannen ihre Pläne aus. Aber niemals in meiner Gegenwart. Da fiel von alledem kein Wort. Lord Seymour hatte offenbar seine Gäste instruiert, man wollte mir Zeit lassen, daß ich meine Absicht ändere. Oder man hatte sonst eine Heimlichkeit.

Nun, ich verschaffte den Herren oft genug solche Gelegenheiten, ohne mich zu sprechen, indem ich viel Spaziergänge auf der Insel allein machte. Um mich sonst über deren Verhältnisse zu orientieren, war mein Mentor ein alter Engländer, der schon seit langen Jahren hier gehaust, die ersten Bauarbeiten geleitet hatte.

Wie diese Gebäude nach und nach entstanden waren, welchem Zwecke sie dienten, darüber habe ich nichts weiter zu sagen. Es war eben eine vollkommene Kolonie mit Stadt, die sich selbständig ernähren konnte, wenn man auf allen Luxus, zu dem doch auch schließlich Tabak gehört, hätte verzichten wollen. Aber sogar Weinreben waren schon gepflanzt, Austernbänke angelegt, die recht gut gediehen.

Chateau Lafitte wuchs freilich noch nicht, und ich vermute auch, daß der Boden der ganzen Insel nicht genügt hätte, um den Weinbedarf von Lord Seymours Tafel zu decken.

Was man sonst brauchte, wurde teils von Batavia, teils vom australischen Festland bezogen. Zweimal im Jahre aber kam auch ein Dampfer direkt von London, der alles mitbrachte, was man anderswo nicht bekam, und es waren noch mehrere Segelschiffe und Dampfer ständig unterwegs.

Am meisten interessierte mich, daß hier Steinkohlen gefunden wurden. Sie wurden im Innern des Berges gebrochen und durch jenen maschinellen Wagenbetrieb herausbefördert. Das Kohlenlager sollte nach unten zu unerschöpflich sein, wahrscheinlich bestand auch der ganze Meeresboden aus reiner Steinkohle, nur von einer Korallenschicht bedeckt. Wenn man an einen Kontinent dachte, der hier ungezählte Jahrtausende über dem Wasser mit Pflanzenwuchs bedeckt gewesen, erst später gesunken war, so war das Vorhandensein von Steinkohlen auch begreiflich. Sie dienten zum Hausgebrauch, zur Versorgung der eigenen Dampfer, und schließlich war sogar schon eine Gasanstalt vorhanden.

Auf der Spitze des fast 600 Meter hohen Berges befand sich eine Seewarte, Lord Seymour förderte auch die Wissenschaften, hatte hier sogar einen erfahrenen Meteorologen mit allen Instrumenten ausgestattet, die dieser zu seinem Studium brauchte.

Von hier aus wurden auch die kleinen Luftballons abgelassen, welche die Flaschenposten mit jenen Einladungen nach allen Windrichtungen verteilten. Die feste Schnur, welche bei Feuchtigkeit zerfiel, war eine Erfindung dieses Herrn.

Das letzte Schiff hatte die Hülle eines großen Luftballons mitgebracht, in dessen Gondel demnächst Lord Seymour mit dem Meteorologen und einigen seiner Gäste eine Luftreise antreten wollte. Ein Gasrohr war bis zur Seewarte hinausgelegt worden.

Schon am nächsten Tage hatte ich in einem bequemen Hängewagen der Schwebebahn die Partie hinaufgemacht, um dies alles zu besichtigen.

Dann galt meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem großen Vogelberge, der von hier oben aus in fast handgreiflicher Nähe zu liegen schien. Aber seine Oberfläche war auch von hier aus noch nicht zu übersehen, er mußte bedeutend höher sein.

Jetzt konnte mir Mister Bigfeet mitteilen, daß seine Höhe 840 Meter betrage, was ja durch eine trigonometrische Berechnung auch von unten zu bestimmen ist.

Durch das Fernrohr konnte man unterscheiden, wie auf dem Plateau Vögel hin und her flogen, nichts weiter.

Ich hatte gegen meinen Mentor, der sich hier schon acht Jahre lang aufhielt, bereits Andeutungen gemacht, ob man an diesem Tafelberge nicht einmal irgend etwas Besonderes beobachtet habe.

Aber wäre dies der Fall gewesen, so hätte mir der alte Mann oder jetzt der Gelehrte wohl von allein etwas darüber mitgeteilt.

Nein, gar nichts! Ein isolierter, unersteigbarer Felsen, den die Laune der Natur anders als die übrigen Berge gebildet und so hierher ins Meer gesetzt hatte.

»Wie groß ist denn der Umfang dieses Felsens?« fragte ich den Meteorologen.

»Sein Querschnitt ist fast quadratisch, jede Seite mißt ziemlich anderthalb Kilometer.«

Das hätte ich nicht vermutet. Die Entfernung täuschte so.

»Sind auch die anderen Seiten so steil wie die, welche ich von hier erblicken kann?«

»Alle. Vollständig senkrecht und glatt wie gemeißelt.«

»Noch nicht bestiegen worden?«

»Niemals. Da müßten erst Stufen eingehauen werden, was eine kolossale Arbeit erfordert.«

»Mich wundert trotzdem, daß Lord Seymour noch nicht daran gedacht hat, sich diesen jungfräulichen Felsen dienstbar zu machen.«

»Doch, er hat es schon immer geplant. Dann aber faßte er die Idee, lieber mittels eines Luftballons hinaufzukommen, dann dort oben nur eine Strickleiter zu befestigen, und dazu soll eben der jetzt angekommene Ballon dienen, dessen Herbeischaffung sich nur sehr verzögert hat.«

Lange Zeit noch war ich in den Anblick dieses Felsens versunken.

Das wäre etwas für Karlemann gewesen, das war noch etwas ganz anderes, als jene Leuchtturminsel an der Goldküste.

Warum aber nur für Karlemann? Das wäre auch für mich etwas gewesen!

»O, diesen jungfräulichen Felsen möchte ich haben!« machten sich dann meine Empfindungen Luft.

»Well, ich schenke Ihnen diese Jungfrau,« erklang es hinter mir. Auch Lord Seymour war heraufgekommen, schien sich allein zu befinden.

Eine jähe Freude, dann war sie wieder vorbei.

»Ich muß danken.«

»Bitte! Also machen wir das gleich schriftlich, hier ist Tinte und Papier . . . «

»Nein, nein,« lachte ich, wenn auch mit etwas heimlichem Schmerz, »ich dankte in anderer Weise – ich nehme nichts geschenkt an.«

»Weshalb nicht?«

»Weil . . . Sie wissen doch die Gründe, ich habe es Ihnen erzählt.«

»Bah! Oder denken Sie etwa, Sie werden mit mir solche Erfahrungen erleben wie mit jenem Frauenzimmer? Verlange ich etwa, daß Sie mich lieben, mir um den Hals fallen und mich abküssen sollen? Das ist doch etwas ganz anderes. Und wenn ich Ihnen eine Kleinigkeit schenke, als Andenken, würden Sie es nicht annehmen?«

»Doch, eine Kleinigkeit, aber jener kolossale Felsenberg . . . «

» . . . ist für mich im Vergleich zu den anderen Inseln und Bergen, die ich besitze, eine winzige Kleinigkeit. Er gehört Ihnen, basta!«

Der Lord hatte sich schon gesetzt und zur Feder gegriffen, warf einige Zeilen auf ein Stück Papier, setzte eine schneidige Unterschrift darunter.

»So, mein Lieber,« sagte er, mir das noch nasse Papier überreichend. »Da haben Sie's, und meine Unterschrift ist auch in diesem Falle gültig, ein Lord Archibald Seymour braucht keine notarielle Schenkungsurkunde. Altenglisches Adelsgesetz. Nun lassen Sie sich dort oben als Rittergutsbesitzer nieder, bauen Sie Hafer und Kartoffeln – ich rate Ihnen besonders zur Ziegenzucht.«

Ich zögerte noch immer.

»Na, was wollen Sie denn noch? Immer noch nicht zufrieden?«

»Zu welchen Bedingungen überlassen Sie mir diesen Felsen?«

»Was für Bedingungen?«

»Daß ich . . . «

Mr. Bigfeet war in dem Observatoriumszimmer anwesend.

»Daß Sie hier bleiben sollen? Zigeunerkönig werden?« sagte aber der Lord ganz offen. »Gott bewahre! Machen Sie keine Faxen! Ich will Ihnen eine Freude bereiten, nichts weiter!«

Mein Zögern war besiegt. Ich schüttelte ihm die Hand und steckte die Schenkungsurkunde ein, vor Erregung ganz rot im Gesicht.

»Nun müssen Sie bloß sehen, wie Sie da hinaufkommen.«

»Mittels des Luftballons.«

»Haben Sie einen?«

»Nein, aber Sie haben einen,« lachte ich.

»Ja, aber den bekommen Sie nicht. Ich will eben beobachten, wie Sie das machen, dahinaufzukommen.«

»Ich lasse einfach Stufen einmeißeln, ich habe ja Zeit.«

»Na, dann nehmen Sie lieber meinen Luftballon. Sobald ein günstiger Wind weht, treten wir zusammen die Reise an.«

Vier Tage vergingen, ehe sich der Wind so drehte, daß wir bei einem Aufstieg über jenen Felsenberg hinweg fliegen mußten.

Für mich wurden es Tage größter Aufregung, wenigstens marterte ich unausgesetzt meinen Kopf, auch im Traume.

Sollte es denn mit diesem Vogelberge nicht irgendeine geheimnisvolle Bewandtnis haben? War es jener Kapitän gewesen, der mich damals von der Fucusinsel abgeholt, oder Graf Axel, der mir gesagt, daß jenes indische Schiff direkt zu diesem Vogelberge in Beziehung stände?

Ich konnte mich nicht genau entsinnen, aber irgend so etwas mußte es gewesen sein, mindestens war mir schon von einer Seite zugestanden worden, daß dieser Felsenberg ein Zentrum jener geheimen Verbindung sei, die sich aus Seeleuten zusammensetze und sich über die ganze Erde erstrecke.

Auch mit Goliath sprach ich öfters darüber, ohne daß mir dieser irgendwelche Auskunft geben konnte. Jedenfalls aber, da ich ihn nun einmal mit ins Vertrauen gezogen hatte, sollte er mich nun auch bei der Ballonfahrt begleiten, für welche Möglichkeit ich schon sorgen würde.

Uebrigens war es das größte Wagnis, was Lord Seymour da vorhatte, das erkannte ich erst später, als ich mir alles recht überlegte, und ich mußte mich nur wundern, daß das dicke Männchen bereit war, sich persönlich in solch ein gefährliches Abenteuer einzulassen.

Denn mit einem Luftballon da oben hinaufzufahren, eine Strickleiter mitzunehmen, um an dieser wieder herabzuklettern, dies alles war viel leichter gesagt als getan.

Zunächst hatte der Lord für diese Expedition außer dem Ballon in London eine Strickleiter von achthundertfünfzig Meter Länge herstellen lassen. Ein Jahr lang war daran gearbeitet worden. Die feinste chinesische Seide! Unheimlich dünn waren die Stricke, denen sich der Kletternde in der schwindelnden Höhe anvertrauen sollte. Und dennoch, was für ein Bündel das war, welches der Ballon mitschleppen mußte! Das Gewicht betrug nicht ganz fünf Zentner. Aber was für ein Gewicht wäre das erst gewesen, wenn sie aus Hanf bestanden hätte! Und solch eine Strickleiter

von achthundertfünfzig Metern hätte doch überhaupt gar nicht ihr eigenes Gewicht getragen. Nein, hier konnte nur Seide in Betracht kommen; und die Fabrik garantierte für eine Tragkraft von zwanzig Zentnern.

Doch wie nun dort oben landen? Das war auch so eine Sache.

Das himmelhohe Plateau zeigte jedenfalls ganz nackten Steinboden. Bei jedem heftigen Regen kam es von dort oben wie ein Wasserfall herunter, auf der nördlichen Seite, die ganze Breite einnehmend, also neigte sich das Plateau etwas nach dieser Seite, und der Regen würde wohl allen sich bildenden Humus wieder fortspülen.

Also ein Ankern gab es dort oben schwerlich. Wir würden über das Plateau hinwegfliegen, so dicht über dem Boden wie möglich, das war durch Regelung des Ballastes erreichbar, die Betreffenden sprangen gleichzeitig aus der Gondel, und im nächsten Moment mußte auch die Strickleiter hinabbefördert werden.

Diese befand sich zu diesem Zwecke nicht in der Gondel selbst, sondern war nur unten angebracht, und konnte durch eine sinnreiche Vorrichtung mit einem einzigen Handgriffe abgelöst werden.

Würde schon das Herauspringen der Menschen den Ballon in die Höhe schnellen lassen, so natürlich erst recht eine Befreiung von der fünfzentnerigen Last.

Der Ballon würde in höchster Höhe weiterrücken, die Herausgesprungenen befanden sich auf dem Plateau, abgeschnitten von aller Welt.

Nun, wenn man wieder herunter wollte, mußte die Strickleiter hinabgelassen werden. Hierzu nahm Lord Seymour einen Arbeiter mit, welcher am besten verstand, mehrere Eisen in den härtesten Stein fest einzutreiben. An diesen wurde dann die kunstvoll aufgewickelte Strickleiter befestigt und langsam in die Tiefe abgerollt, wozu schon die Kraft eines einzigen Menschen genügt hätte:

die Verbindung zwischen Plateau und Erd- oder vielmehr Meeresoberfläche war hergestellt.

Aber nun diese 850 Meter hinabklettern, sich an den bleistiftstarken Stricken festhalten müssend! Selbst mir, einem Seemann, der als Matrose ein gar gewandter Kletterer gewesen war, graute etwas davor. Eine Viertelstunde hatte man da mindestens zu klettern, mit den Fingerrücken immer gegen die Felswand scheuernd, himmelhoch in der Luft schwebend.

Na, ich wollte das schon fertig bringen, doch wie der Lord, dieses dicke Männchen?!

Doch Lord Seymour versicherte, daß dies für ihn eine Kleinigkeit sei, er brauche gar nicht erst eine Probe abzuhalten – na, wenn der seiner Sache so sicher war, dann war es ja gut, dann konnten wir aufsteigen, wenn wir nur erst günstigen Wind bekamen.

Also am vierten Tage stellte sich dieser ein. Daß er uns direkt über den Vogelberg treiben würde, war schon so zu erkennen, und außerdem wurden erst kleinere Ballons abgesandt. Sie strichen mitten über das Plateau weg.

In zwei Stunden war unser Ballon, ein mächtiges Ding, gefüllt. Er war von einem professionellen Aeronauten mitgebracht worden, der nun natürlich auch die Führung übernahm.

Die Gondel war zur Aufnahme von fünf Menschen bestimmt, aber im letzten Augenblick entschied sich der Aeronaut nur für vier Personen, und das war für uns Befehl.

So mußte der Franzose, welcher die Partie hatte mitmachen wollen, zurückbleiben.

Anstatt des Schlossers kam mein Goliath mit, dazu hatte ich den Lord bereits zu bestimmen vermocht, nachdem er sich überzeugt, daß mein schwarzer Bootsmann genau so gut mit Hammer und Meißel umzugehen wußte und Eisen einzuzementieren verstand.

Es war alles so sorgfältig wie möglich vorbereitet worden. Schon einen Versuch zu machen, ob sich die zusammengerollte Strickleiter vom Boden der Gondel beim Drehen eines Hebels auf der Stelle ablöste, das ging freilich nicht. Das wäre als Probe erst möglich gewesen, wenn der Ballon mit der Gondel schon etwas über dem Boden schwebte. Aber dann hätten wir das mächtige Bündel wohl schwerlich wieder so kunstvoll an ihr befestigen können.

»Und wenn wir nun da oben herausspringen, und der Ballon fliegt über das Plateau weg, ohne daß sich die Strickleiter abgelöst hat?« fragte ich. »Was machen wir dann dort oben? Wie lange dauert es, bis der Ballon zurückgebracht werden kann, um das Experiment zu wiederholen?«

»Ich garantiere mit meinem Kopfe, daß die von mir selbst erfundene und gearbeitete Vorrichtung tadellos funktioniert,« entgegnete stolz der Luftschiffer, ein Franzose, denn die Aeronautik wurde damals fast ausschließlich in Frankreich kultiviert.

Gut! Alles war fertig, wir stiegen ein. Noch ein kleiner Proballon wurde vorausgeschickt, er bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von etwa zwei Metern in der Sekunde, ganz vortrefflich für unsere Zwecke, denn bei einer Eilzugschnelligkeit hätten wir natürlich nicht aus dem Ballon springen können, wir sahen ihn gerade über der Mitte des Plateaus hinwegstreichen – »*Let go!!!*« und die Verbindung mit der Erde war gelöst, wir selbst befanden uns in den Lüften.

Es war meine erste Ballonfahrt, und es war herrlich!

Doch wir durften uns nicht lange diesem Genusse hingeben. Wie gesagt, der Felsenberg befand sich von hier rund fünf Kilometer entfernt, in den oberen Luftschichten, die wir zuerst erreichten, war die Windströmung stärker, in höchstens einer halben Stunde mußten wir dort sein.

Und was gab es bis dahin noch alles auszumachen! Eigentlich war ja alles schon zur Genüge besprochen, vier Tage lang hatten

wir uns über nichts weiter unterhalten, aber . . . jetzt näherte sich eben der Augenblick, in dem es darauf ankam.

Unzählige Male hatten wir uns eingeübt, gleichzeitig aus der Gondel zu springen, wobei über den meterhohen Rand hinweg-voltigiert werden mußte, und da hatte ich beobachtet, daß dieser dicke Lord ein ganz ausgezeichneter Turner und Springer war, was ich ihm nimmer zugetraut hätte; seine Leibesfülle hinderte ihn nicht im mindesten.

Aber würde auch jetzt alles glücken? Jedes zufällig daliegende Seil konnte verhängnisvoll werden, das mußte alles noch geordnet werden, weil die Bedienung der Takelage während des Aufstiegs doch einige Verwirrung angerichtet hatte.

Dann näherten wir uns dem Felsberge, noch hundert Meter höher.

Ein nacktes Felsplateau, nichts weiter, wie wir es auch zu sehen erwartet hatten.

Oder hatte ich etwas anderes erhofft? Wirklich, ich war enttäuscht.

Doch jetzt hatten wir keine Zeit mehr zum Beobachten.

Der Aeronaut zog das Ventil, der Ballon senkte sich, wir machten uns sprungfertig.

»Paßt nur auf die Wasserflaschen auf, daß die nicht zerquetscht werden!« sagte Lord Seymour noch einmal.

Das ist nur eine Andeutung, bei unserer Ausrüstung habe ich mich sonst gar nicht weiter aufgehalten. Wir brauchten doch Wasser, schon wegen des Einzementierens der Halteeisen, der Aeronaut mußte dann auch sofort noch zwei größere Wasserschläuche herauswerfen, aber es war doch immer damit zu rechnen, daß beim Aufschlagen etwas in die Brüche gehen konnte.

Da war der Steinboden unter uns, da streifte ihn die Gondel oder vielmehr die unten befestigte Strickleiter.

»Turn to!!!« kommandierte der Luftschiffer mit Donnerstimme.

Jubb – gleichzeitig schwangen sich drei Paar Beine über den Gondelrand, wir hatten festen Boden unter den Füßen.

Hei, wie der Ballon in die Höhe schnellte! Wie eine abgeschossene Kanonenkugel! Ich hätte so etwas gar nicht für möglich gehalten. Aber freilich, wir drei zusammen bedeuteten doch eine Last von mindestens fünf Zentnern, von der der Ballon plötzlich befreit war, das will etwas heißen!

Da klatschte es zweimal – und zwanzig Meter von uns entfernt waren ziemlich dicht nebeneinander zwei große Wasserpfützen, in denen die geplatzen Schläuche aus Ziegenfellen lagen.

Der Aeronaut hatte im nächsten Moment, als wir uns über die Bordwand geschwungen, die beiden Wasserschläuche hinausgeworfen – aber da war der Ballon schon von der fünfzentnerigen Menschenlast befreit gewesen, war emporgeschnellt, hatte im Moment eine Höhe von mindestens hundertfünfzig Metern erreicht – und diesen Sturz hatten die Wasserschläuche trotz aller Vorzüglichkeit des Materials natürlich nicht aushalten können, sie waren geplatzt.

Es war vorauszusehen gewesen. Aber was half's, es hatte probiert werden müssen. Eben in der Voraussicht, daß es so kommen würde, trug jeder von uns noch zwei große Lederflaschen mit Wasser bei sich.

Hoffentlich wird kein Leser die Frage aufwerfen, weshalb denn da die Wasserschläuche nicht zuerst herausbefördert worden wären, als sich die Gondel noch dicht über dem Boden befand; erst hierauf hätten wir springen sollen.

Jawohl, im nächsten Moment hätten wir uns dann doch in der gleichen Lage wie jetzt die Wasserschläuche befunden, der Ballon wäre gleichfalls sofort in die Höhe geschneilt, und uns war es freilich lieber, diese Wasserschläuche waren geplatzt, als unsere eigenen Leiber. Besonders um den Schmerbauch Seiner Herrlichkeit wäre es doch schade gewesen, um dessen aufgeplatzte Hülle hätte sich wahrscheinlich noch eine ganz andere Pfütze gebildet.

Doch ich muß bei der Sache bleiben. In der Schnelligkeit, mit der sich dies alles abspielte, läßt sich das allerdings nicht schildern.

Dort oben mußte eine außerordentlich starke Windströmung herrschen, der Ballon trieb plötzlich pfeilschnell dem Westen zu.

»Die Strickleiter, los die Strickleiter!!« brüllte Lord Seymour, vergessend, daß er nicht mehr gehört werden konnte.

Aber auch ich vergaß es.

»Die Strickleiter, die Strickleiter!!« brüllte auch ich.

Daß der Aeronaut das Ablösen der Strickleiter nicht absichtlich oder gar böswillig verzögerte, ist selbstverständlich, wir sahen das kleine menschliche Figürchen denn auch dort oben in der Gondel eifertig herumwirtschaften – nur schade, daß das Ding eben nicht herunterkommen wollte, und das war doch die Hauptsache bei der ganzen Geschichte.

»Die Vorrichtung versagt! Abschneiden, abschneiden!!«

So brüllten wir alle aus Leibeskräften.

Himmelbombenelement noch einmal, kam der Kerl denn nicht von allein auf den Gedanken, lieber das Messer zu gebrauchen . . .

Na endlich, da kam das Bündel herabgesaust, aus himmelhoher Höhe, denn der Aeronaut hatte keine Zeit gehabt, das Ventil zu ziehen, immer höher noch war der Ballon gestiegen – aber jetzt kam die Strickleiter herab, und dieser Seide konnte kein Aufschlagen etwas schaden.

Jetzt mußte der Ballen aufgeschlagen sein.

Aber gehört hatten wir es nicht.

Warum hatten wir es nicht gehört?

Es hätte doch einen ganz bedeutenden Knall geben müssen.

Und plötzlich rieselte es mir eiskalt den Rücken herab.

Und plötzlich sah ich, wie die blaurote Gesichtsurke Seiner Herrlichkeit sich schneeweiß färbte.

Und dann sah ich, wie sich Goliath hoch emporrichtete, auf den Zehenspitzen reckte, als wolle er über ein Hindernis spähen, und auch sein schwarzes Gesicht wurde ganz lang.

»Massa, die Strickleiter ist ins Meer gefallen!«

Juhu! Das heißt, gejodelt habe ich nicht, sondern irgendeinen anderen Schrei ausgestoßen.

Wir rannten quer über das Plateau, dorthin, wo der Ballen gefallen war, bis wir an den anderen Rand kamen.

Nein, da war nichts von einem grauen Bündel zu sehen. Das hätten wir doch überhaupt sofort erblicken müssen auf dem vollständig ebenen Plateau. Die Strickleiter war einfach über den Rand hinaus ins Meer gefallen.

»Nun schlage Gott den Deiwel tot!« mußte ich mir zunächst Luft machen.

Und dann hob Lord Archibald die Hand und winkte nach dem Ballon, der schon in weiter, weiter Ferne war, nur noch als kleiner Punkt sichtbar.

»Bst, bst, he, Sie da, kommen Sie wieder zurück!«

Bei dem fing's schon im Kopfe zu piepen an.

Wir blickten uns an.

»Na, was sagst de nu dazu?« entschlüpfte es mir.

Der Lord steckte seine Hände in Admiral Nelsons siegreiche Hose und drehte sich phlegmatisch auf dem Absatze im Kreise herum.

»Feine Aussicht hier oben.«

Der Ballon senkte sich jetzt schnell, das war an dem Punkte noch zu erkennen, und unter uns, die wir ganz nahe am Rande standen, steuerte ein Dampfer, wie ein niedliches Spielzeug aussehend, mit rauchendem Schorstein unter Volldampf nach Westen.

Es war der bestellte Dampfer, der dem Aeronauten sofort zu Hilfe eilen, ihn mit seinem Ballon auffischen und zurückbringen sollte.

»Wie lange wird das dauern, ehe der Ballon eine zweite Fahrt antreten kann?« fragte ich.

»Na, zwei Tage vergehen mindestens.«

Nette Aussicht!

»Und dann haben wir doch auch keine Strickleiter mehr, oder sie muß aufgefischt werden, aber erst die Stelle wissen, wo sie liegt!«

»Und dieser Wind dreht sich noch heute,« ergänzte ich.

»Dideli, dideli, dideli,« trällerte der Lord, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet und die Daumen drehend. Und dann wandte er sich an mich.

»Sagen Sie mal, Herr Kapitän, wo ist denn hier eigentlich der Ausgang?«

»Mylord, ich bitte Sie . . . «

»Na, ich bin doch bei Ihnen zu Gaste. Das ist hier Ihr Besitztum. Da müssen Sie Bescheid wissen. Und ich möchte gern nach Hause. Bitte, leuchten Sie mir die Treppe hinab.«

Endlich aber ward auch er ernst.

Wir überblickten unsere Lage.

Sie sah traurig genug aus.

Alles, was wir besaßen, um unser Leben zu erhalten, bestand in sechs Litern Wasser. Weiteren Proviant hatten wir nicht mitgenommen. Wozu auch? Es hatte ja doch nur gegolten, hier oben einmal Umschau zu halten, den Reiz zu befriedigen, solch einen jungfräulichen Berg als erster Mensch zu betreten. Dann sollte die Strickleiter befestigt, hinabgelassen und dann gleich benutzt werden. Für diese Zeit hätte der im Magen mitgenommene Proviant genügt.

Hier oben war absolut nichts zu haben. Auch keine Vogelnester. Hier ruhten sich die Seevögel nur manchmal aus, brüteten aber nicht. Jeder Regenguß hätte alle Vogelnester von der glatten und etwas geneigten Fläche doch gleich fortgespült.

Und von unten konnten wir keine Hilfe erwarten.

Wir waren dem Verschmachtungstode preisgegeben!

»Gehen Sie mir weg mit Ihren jungfräulichen Bergen,« sagte Lord Seymour. »Da ist die erste Jungfrau, mit der ich's probiert habe, und da bin ich auch gleich ganz gründlich hereingefallen.«

IM INNERN DES FELSENBORGES.

Ich überspringe eine Nacht und den darauf folgenden Vormittag.

Mit verzehrender Glut brannte die Mittagssonne auf uns herab, und ... wir waren so weit!

Vor einer Stunde hatten wir den letzten Rest Wasser geteilt – ein Tropfen auf einen heißen Stein, auf glühendes Eisen. Meine Lippen waren schon ganz aufgesprungen – den anderen ging es nicht besser.

Von meiner Zunge und meinem Gaumen will ich gar nicht sprechen. Glühende Reibeisen!

»Sehen Sie hier,« sagte der Lord mit heiserer, kaum noch vernehmbarer Stimme, und er zog seine unheimliche Weste weit vom Leibe ab, »hier drin ist noch gestern mein Bauch gewesen. Hatte gar nicht geglaubt, daß man so fix austrocknen kann. Wenn ich glücklich von hier wieder herunterkomme, errichte ich hier oben eine Entfettungskuranstalt.«

Er war nicht so humoristisch gestimmt – es war nur seine Ausdrucksweise.

Der ganze Felsen war ringsum von Fahrzeugen umgeben, man winkte uns, man schien Vorbereitungen zu irgend etwas zu treffen.

Was konnte das sein? Hier oben aber war uns nicht beizukommen. Und mochte der Ballon auch schon geborgen sein – es herrschte vollkommene Windstille.

»Sie müssen den wieder gefüllten Ballon auf einem Fahrzeuge dicht hier heranbringen und ihn dann steigen lassen,« sagte Goliath.

Ja, das wäre unsere einzige Rettung gewesen, aber ... ich glaubte nicht daran.

Und dann hätten wir doch auch schon die runde Kugel über einem Schiffe schweben sehen müssen.

Nichts davon! Und außerdem ... ach, da gab es noch so viele Aber!

»Ob man wohl an eine Kanonenkugel einen Strick binden kann, um ihn hier heraufzuschießen?« röchelte der Lord.

»Mylord, machen Sie keine Witze!«

»Ich wollte den Strick nur gern haben, um den Luftschiffer daran aufzuhängen – vorausgesetzt, daß ich ihn hier hätte. Aber wenn ich glücklich wieder herunterkomme – seinen Kopf hat der Kerl verspielt, den hacke ich ihm selber ab. Ja, abbeißen möchte ich ihn – und sein Blut schlürfen – und Brandy mit Soda – Soda, viel Soda – da, da ist ja eine ganze Sodaquelle ... «

Er wollte davonlaufen. Goliath rannte ihm nach, packte ihn, warf ihn zu Boden, und ich half dann mit, den mit den Füßen und Händen um sich Schlagenden zu binden.

Der Lord war der erste, bei dem das Delirium ausbrach.

Und ich war der zweite, der Wasserquellen sah und murmeln hörte, aber bei mir machte sich das in anderer Weise geltend, ich blieb mir bewußt, daß es Täuschung war, ich studierte gewissermaßen diese Halluzinationen, meinen ganzen Zustand, wie ein Mensch den Verschmachtungstod stirbt.

Dann wurde mir übel, eine Betäubung überkam mich.

»Massa, Massa, Herr Kapitän!«

Ich fühlte, wie man mich an der Schulter rüttelte, schlug die Augen auf und blickte in Goliaths schwarzes Gesicht.

Meine Glieder waren Feuer, in meinem Innern brannte ein Vulkan, und dennoch war ich wieder ganz bei Sinnen.

Der Sterbezustand aus Wassermangel hat eben verschiedene Perioden. Die einzelnen Anfälle von Delirium steigern sich immer, und das ist nur um so schlimmer.

Jetzt fühlte ich gar keinen Durst mehr, nur die aufgesprungene Haut brannte so furchtbar.

Ebenso mochte es mit dem Lord stehen, auch er war wieder zu sich gekommen, schien wieder normal zu sein.

»Na, was habt ihr mich denn gebunden?!« sagte er unwillig.

Für mich existierte jetzt natürlich nur Goliath, und schon von seinem Gesicht ging etwas wie ein Kraftstrom auf mich über.

»Was gibt es?«

»Ich habe etwas gefunden . . . «

»Wasser?!«

»Nein, einen Ring, aber ich kann ihn allein nicht heben . . . seid Ihr imstande, mir zu folgen und zu helfen?«

So unklar mir auch diese Worte sein mochten, es war doch ein Hoffnungsstrahl, der mich durchzuckte, ich konnte mich erheben, so sehr mir auch die brennenden Glieder schmerzten.

Goliath stützte mich, einige taumelnde Schritte, dann konnte ich gehen. Aber vergebens versuchte ich, etwas zu sagen, keinen Laut brachte ich hervor, die Zunge war plötzlich wie festgeklebt.

»Ich – ich –« röchelte es da hinter uns, und noch in ganz anderer Weise.

Goliath blickte zurück, ging zurück, beugte sich über den Lord, befreite ihn von seinen Fesseln, half ihm auf, führte ihn.

Nach einigen Schritten konnte auch der Lord allein gehen. Aber das Wie ist mir unvergeßlich. Immer im Zickzack, dabei schwankend, immer drei Schritte vorwärts und zwei wieder zurück – ein ganz possierlicher Anblick. Lächerlich war es mir damals natürlich nicht zumute. Nach einigen Schritten konnte auch der Lord allein gehen. Aber das Wie ist mir unvergeßlich. Immer im Zickzack, dabei schwankend, immer drei Schritte vorwärts und zwei wieder zurück – ein ganz possierlicher Anblick. Lächerlich war es mir damals natürlich nicht zumute.

»Wo – wo – springen wir hinunter?« konnte er noch röcheln.

Er dachte an Selbstmord, wozu er allein jetzt nicht einmal mehr fähig war.

So torkelten wir beide über das Plateau, hinter Goliath her, der allerdings auch schon ganz auf den Hund gekommen zu sein schien, aber doch noch weit kräftiger war als wir beiden.

»Da – da!«

Es war ziemlich in der Mitte des Plateaus, wo er auf den Boden deutete.

Und was ich da erblickte, ließ mich im Moment alles andere vergessen.

Es war nichts mehr und nichts weniger als ein eiserner Ring, der da in den Steinboden eingelassen war, und um ihn war in den grauen Boden ein Quadrat gezogen, nicht ganz einen Meter breit – und diese Linien waren nichts anderes als Fugen! – das war eine lose Steinplatte, in der der Ring befestigt war!

Schon hatte sich Goliath breitbeinig über diese Platte gestellt, packte den Ring, hob und rüttelte daran.

Ja, die Platte bewegte sich! Aber sie war zu schwer für den Neger, dessen Riesenkraft doch schon sehr geschwächt war.

»Faßt mit an, Massa!«

Auch ich stellte mich breitbeinig darüber, der Ring war groß genug, um vier Hände daran zu lassen; wir zogen auf Kommando, zuerst erfolglos, wir strengten uns an, daß ich jeden Augenblick dachte, das Blut müsse mir aus der Nase spritzen, und der Stein wollte sich nicht liften lassen.

»Doch, doch, es geht, er ist lose – noch einmal – dort hinüber, vor uns – nur ein ganz klein wenig überkanten, das genügt schon – also aufgefaßt: eins, zwei – jubbi!!«

Und da lag die Steinplatte seitwärts. Wir waren gleich genügend im Schwung gewesen, brauchten sie nicht erst weiterzuschieben.

Es zeigte sich eine Oeffnung, aus der es uns schwarz entgegen-
gähnte – aber der oberste Teil war doch noch hell genug, um die
eiserne Leiter erkennen zu lassen.

Mich erfaßte zunächst nach dieser Anstrengung eine ungemei-
ne Schwäche, ich sank zusammen, aber ohne bewußtlos zu wer-
den, und ich sah, wie Goliath sofort in der Oeffnung verschwand.

Wie lange er ausblieb, weiß ich nicht. Es kann eine Minute,
es kann eine Stunde gewesen sein. Ich stierte nur immer nach
der schwarzen Oeffnung. Die Zeit hatte für mich ihre Bedeutung
verloren.

Da tauchte Goliaths wolliger Kopf wieder auf. In jeder Hand
hatte er eine Weinflasche und auch noch unter jeden Arm eine
solche geklemmt, ohne daß ihn das am Ersteigen der Leiter ge-
hindert hätte.

Mit seinem Messer schlug er den Flaschenhals ab, setzte mir
die Oeffnung vor den Mund.

»Trinkt, Massa, aber langsam, und hört sofort auf, wenn es im
Magen brennt, sonst kann's Euer sofortiger Tod unter den furcht-
barsten Schmerzen sein.«

Ja, hatte sich was, langsam, mit Vorsicht trinken! Und mochte
der riesige Neger auch noch so fest halten, ich drückte den Fla-
schenhals dennoch herab.

Es war Weißwein. Und ich saugte und saugte, bis die ganze
Flasche hinabgegulkert war.

Aber mir schadete der Wein nichts, ich empfand nicht jenes
Brennen im Magen, welches sonst immer den schon dem Ver-
schmachtungstode Nahen befällt, wenn er das erste Wasser trinkt,
woran solche Unglückliche so häufig erst recht sterben.

Dieselbe gute Natur schien auch der Lord zu besitzen, der woll-
te nur noch immer mehr Flaschen unter seine Gesichtsgurke ha-
ben.

Doch mit uns war es ja noch gar nicht so weit gewesen. Wir hatten nur das allererste Stadium der Verschmachtung durchgemacht. Wir hätten es noch zwei, drei Tage ohne Wasser ausgehalten – dann freilich wäre das Delirium in ganz anderer Weise mit uns umgesprungen.

Wie Feuer fühlte ich es plötzlich durch meine Adern rinnen – aber das war ein ganz anderes Feuer als vorhin, ein angenehm kühles Feuer möchte ich sagen – es war die zurückkehrende Lebenskraft, ganz leicht konnte ich mich erheben.

Zugleich aber fühlte ich auch, wie mir der Wein plötzlich zu Kopfe stieg. Man gießt in einen Magen, der dreißig Stunden lang leer ist, nicht ungestraft zwei Flaschen Wein hinein. Ich war plötzlich ganz bezechet, und der Lord fing auch gleich zu singen an.

»Was ist dort unten?« fragte ich Goliath.

»Kommt selbst und seht, ich kann es nicht beschreiben.«

»Gibt es noch mehr Wein unten?« ließ sich der Lord vernehmen.

»Ich fand zufällig gleich die Proviantkammer – alles voll von Weinflaschen – es war wohl die Weinniederlage.«

»Dann vorwärts hinab! So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage, in der allerschönsten Saufkompanie . . . «

Der Lord, der dieses deutsche Zechlied mit fremdem Akzent sang, wäre beinahe kopfüber in das Loch hineingefallen, wenn Goliath ihn nicht aufgefangen hätte.

Mir ging es nicht viel anders, bei mir drehte sich alles.

»Hast du au–auch Memenschen gesehen?« lallte ich mit schwerer Zunge, als ich mit möglichster Vorsicht die Leiter hinunterkrabbelte.

Ehe ich noch eine Antwort erhielt, gab es einen Plums – Seine Herrlichkeit Lord Archibald Seymour war doch noch glücklich die Leiter hinuntergefallen.

»Er kann nicht tief gestürzt sein,« tröstete Goliath, als mich ein jäher Schreck durchzuckte, »er muß ja gleich unten gewesen sein. Da liegt er schon.«

Es war ein Glück, daß es kein tiefer gehender Schacht war! Er endigte über festem Boden, und richtig, neben der Leiter lag schon der Lord, wie sich noch in dem von oben einfallenden Lichte erkennen ließ, auf dem Rücken, und viel geschadet konnte es ihm nicht haben, er schnarchte schon friedlich wie ein Bär.

Ich wollte Umschau halten. Doch ich kam nicht dazu. Schnell legte ich mich neben den Lord, oder fiel um, und half ihm mit schnarchen.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Meine Schläfen wurden mit kühlem Wasser gewaschen – Wasser war es wenigstens, was ich dann aus einem Krüge zu trinken bekam.

Doch mehr Fürsorge brauchte ich nicht. Es war nur ein Mordsrausch gewesen, den ich mir durch die zwei Flaschen Wein auf nüchternen Magen geholt hatte, sonst kenne ich so etwas wie einen Kater nicht, und ebenso schnell war auch der Lord wieder auf den Beinen.

Noch immer fiel Tageslicht durch den Schacht herein, und in weiter Entfernung sah ich helle Punkte, die nur Fenster sein konnten. Ihr Licht genügte allerdings nicht, um den weiten Raum zu erhellen, in dem ich mich offenbar befand. Die Decke war drei Meter über uns.

Goliath hatte eine große, brennende Schiffslaterne in der Hand.

»Ich habe schon einige Umschau gehalten. Es ist hier alles aufgestapelt, was der Mensch nur braucht – gerade wie an Bord eines Schiffes.«

»Sind Menschen da?«

»Schwerlich. Dieser als Wohnung und Vorratskammer eingerichtete Felsen ist verlassen worden. Es ist nur sehr wenig, was ich zu sehen bekommen habe. Nur auf der Suche nach Wasser.«

»Und du hast solches gefunden?«

»Ja.«

»Wo?«

»Es ist ein Brunnen vorhanden. Ich vermutete einen solchen, denn sonst hätten doch hier keine Menschen existieren können, suchte ihn in der Tiefe und fand ihn. Dort hinten ist eine hinabführende Treppe.«

So traten wir die nähere Forschungsreise im Innern des hohlen Felsenberges zusammen an. Unsere Empfindungen dabei lassen sich denken. Ich war wohl am meisten erregt.

Die Decke über uns war etwa zwei Meter dick, und darunter befand sich eine einzige Halle, in der Ausdehnung des ganzen Felsenplateaus, also anderthalb Kilometer lang und ebenso breit. Nur hin und wieder war als Stütze der Decke eine Säule stehengelassen worden, keine künstlich eingeschobene, und schon daraus konnte man ersehen, daß dies ein Werk von Menschenhand sein mußte. Wie hätte es übrigens auch anders sein sollen!

Wer hatte dieses kolossale Werk vollendet? Vergebliche Frage.

Uebrigens brauchten gerade wir, die wir schon weit in der Welt herumgekommen waren, uns gar nicht so sehr über so etwas zu wundern.

Nach Indien muß man gehen, z. B. nach der Insel Elephantine. Was da menschlicher Fleiß aus den Felsen herausgearbeitet hat!! Diese mächtigen Hallen, diese Säulen, diese Gestalten, diese Skulpturen – doch so etwas muß man sehen, um es glauben zu können!

Wenn ich damals über Karlemanns Pläne gestaunt hatte, so hatte dies nur dem Unternehmungsgeiste dieses Knaben gegolten, der den ganzen Felsen aushöhlen wollte, für seine eigenen Zwecke.

Das war wieder etwas ganz anderes. Der bohrte sich doch nur Gänge und einzelne Räume. In jenen indischen Heiligtümern haben aber ungezählte Generationen gemeißelt, man hat vielleicht

Jahrtausende dazu gebraucht, um solche Räume herzustellen, ganz abgesehen von den zahllosen Figuren und Skulpturen.

Diese fehlten allerdings hier, aber auch diese einfache Aushöhlung einer Fläche von mehr als zwei Quadratkilometern bei einer Höhe von drei Metern konnte unmöglich das Werk einer einzigen Menschengeneration sein, mochten daran auch noch so viele Hände gearbeitet haben.

Und das war ja hier nur die erste Etage! Wir sollten noch etwas ganz anderes zu sehen bekommen.

Wozu dieser unermessliche Saal gedient, war nicht mehr zu erkennen. Er war ganz nackt – so wie ich immer das Zwischendeck meines Schiffes zum Aufenthalt der Mannschaft bei schlechtem Wetter, daß sie freien Spielraum hatten, frei ließ.

Wir waren, den Schein der Laterne immer vorsichtig vor den Füßen, an der Wand angelangt. Die Fenster, durch die wir freien Ausblick nach dem Meere hatten, waren einfache, runde oder eckige Löcher in der noch meterstarken Felswand, nur dreißig Zentimeter im Durchmesser.

Daß man diese von draußen nicht bemerken konnte, kam einmal von der großen Höhe, und dann war der ganze Felsen außen überhaupt schwarz gesprengelt, und daß diese Oeffnungen nicht alle in gleicher Höhe sich befanden, auch nicht alle kreisrund oder viereckig waren, eben ganz verschieden, das verriet doch offenbar die Absicht, sie zu verbergen, nicht auffallend zu machen.

Goliath führte uns an die Treppe, welche er schon vorhin benutzt hatte. Wie er sie gefunden, war mir freilich ein Rätsel.

Es war eine mächtige Treppe, mindestens zehn Meter breit. Daneben befand sich noch ein kolossaler Schacht mit einer Winde.

Wir kamen in die zweite Etage, von oben an gerechnet.

Wieder zahllose Fenster, welche die äußeren Seiten eines immensen Saales erleuchteten, dann aber auch an den Wänden Nischen, in denen alles aufgestapelt war, was der Mensch nur zum Leben braucht – zu einem bequemen Leben.

Als Seemann muß ich nur immer an eine Schiffsausrüstung erinnern. Wenn das Schiff einen Monat unterwegs ist, fehlen freilich schon die Eier, frisches Fleisch gibt es schon vorher nicht, auch kein frisches Gemüse – aber was die Kunst ersetzen kann, das ist doch alles vorhanden, wenigstens für den Bedarf des Kapitäns.

Gleich unten neben der Treppe war die Flaschenniederlage, Wein, Spirituosen und . . . Bier!

Gewiß, das waren nicht nur Bierflaschen, sondern sie enthielten auch noch Bier. Es klebte ja auch die Etikette daran. Exportbier einer Triester Brauerei!

»Aber es ist schon verdorben, ich habe es vorhin probiert,« sagte Goliath.

Immerhin – allzulange konnten jene Leute, welche sich den Kopf mit Ringen und Zahlen tätowieren ließen, diese Felsenwohnung noch nicht aufgeben haben.

Warum hatten sie dies überhaupt getan? Vergebliche Frage!

Neben diesen Flaschenniederlagen kamen Nischen mit Fässern, Salzfleisch, Speck und Schiffszwieback enthaltend, wie die Aufschrift gleich verriet.

»Dort auf der anderen Seite ist der Storeraum,« sagte Goliath, »da fand ich Laternen und volle Petroleumfässer. Weiter bin ich nicht gekommen. Und dann noch bis auf den Brunnen. Bis dahin ist's aber noch tief.

»Und alles so ausgehöhlt?«

»Alles, alles. Es muß noch tief ins Meer hinabgehen, tiefer als der Meeresboden – sonst könnte der Brunnen doch kein frisches Wasser geben.«

Ach, was entdeckten wir alles, als wir noch in dieser Etage von Kammer zu Kammer gingen, aber jede schon ein riesiger Saal für sich.

Ich will gar nichts weiter erwähnen, als daß in dem einen Raume mindestens tausend Ballen der feinsten indischen Seide

aufgestapelt waren! Und das war nur das eine. Dann Tabak, Kaffee und Tee, dann wieder ganze Räume voll fertiger Stiefel, darunter die zierlichsten Damenstiefelettchen – alles, alles war vorhanden, womit nur Schiffe befrachtet werden, und auch alles so massenhaft vorhanden, um wirklich ganze Schiffe zu füllen.

Ich kann mein Staunen gar nicht beschreiben. Auch Lord Seymour geriet ganz außer sich. Bis er sich wieder beherrschte.

»Wir haben es hier mit dem Versteck einer Seeräuberbande zu tun,« meinte er dann, als er wieder sprechen konnte.

Ja, diese Vermutung lag sehr nahe. Doch ich blieb dem Lord meine Beistimmung schuldig.

Dann konnte man wieder auf die Vermutung kommen, daß wir hier solch eine Diebeshöhle entdeckt hätten, welche von Seeräubern vor mindestens drei Jahrhunderten angelegt und gefüllt worden war.

Denn wir kamen in Säle, die nichts weiter enthielten als alte Ritterrüstungen, Schwerter, Streitkolben, Bogen, Armbrüste und dergleichen.

Gleich daneben aber waren wieder die allermodernsten Schußwaffen. Und das Stiefellager zerstörte nun vollends den Glauben an ein früheres Jahrhundert, ganz abgesehen von dem Flaschenbier und dergleichen.

Himmel, was für ein Wert steckte hier drin?! Das war vielleicht noch etwas ganz anderes, als wenn man nur eine Goldmine gefunden hat.

»Herr Kapitän, ich gratuliere, jetzt brauchen Sie sich nichts mehr schenken zu lassen,« sagte der Lord.

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, das gehört doch alles Ihnen.«

»Mir?!«

»Na ja, ich habe Ihnen doch diesen Felsenberg geschenkt, natürlich mit allem, was drin ist – und da beißt die Maus kein Fädchen ab.«

»Ja, aber wem mag dies alles nur gehören?«

»Wer es zusammengetragen hat, wollen Sie wohl sagen. Diebe, Seeräuber! Und alles, was der Seeräuber besitzt, was er erbeutet hat, ist nach internationalem Seegesetz Eigentum desjenigen, der es dem Piraten abnimmt. – Na, was gucken Sie mich denn so an?«

Wirklich, ich wußte, daß ich den Lord plötzlich ganz starr ansah.

Urplötzlich war mir ein Gedanke durch den Kopf gezuckt.

Mein Gott, warum hatte ich diesen Einfall nur noch nicht früher gehabt?!

Doch jetzt legte ich ihn einstweilen wieder beiseite. Nur eine äußerst vergnügte Empfindung blieb bei mir davon zurück.

»Wem dies alles gehört, darüber wollen wir später sprechen,« meinte ich.

»Ihnen, unbedingt Ihnen! Oder Sie denken wohl, jetzt will ich mit Ihnen teilen? Herr, da kennen Sie den Lord Archibald Seymour schlecht! Und da kann er auch einmal schlecht werden!«

»Wenn nun die Leute, welche hier hausen oder gehaust haben, zurückkehren?« mußte ich lächeln, als wir die zweite Treppe hinabstiegen.

»Dann werden wir sie in Empfang nehmen, dann kommt es zum Kampf und ...«

Das Wort erstarb ihn, im Munde.

Die große Laterne verbreitete einen sehr weiten Lichtkreis, und es war gleich ein halbes Dutzend mächtiger Kanonen, welche wir hier unten erblickten.

»Alle Wetter,« flüsterte der Lord, »die allermodernsten Armstronggeschütze!«

Ja, auch ich war fassungslos, und wir wurden es immer mehr, als wir die kilometerlangen Wände abschritten und nicht weniger als einhundertundsechszwanzig solcher Vierundzwanzigpfünder und noch größere zählten, welche ringsherum regelrecht auf

Laufschiene montiert waren, die Mündungen gegen die Felsenlöcher gerichtet, aber etwas zurückgezogen, so daß sie nicht hervorlugten, was durch Vorschieben jedoch geschehen konnte, die ganze Umgebung in einem Kreise von zwei Meilen beherrschend, und alles in tadelloser Ordnung, alles noch frisch geölt und geschmiert.

»Alle Wetter, die können ja von hier aus mein ganzes Fanafute zusammenschießen, als wäre es von Pfefferkuchen,« flüsterte der Lord, und es klang fast ächzend.

Und es blieb nicht nur bei diesen Geschützen. Dies hier war erst das richtige Waffenarsenal. Jede einzelne der die Decke stützenden Säulen enthielt eine Gewehrgalerie, die modernsten englischen Infanteriegewehre, mit dazugehörigem Bajonett, an anderen Säulen wieder Degen, Entersäbel und andere blanke Waffen, an anderen wieder Revolver und Pistolen – und die Zahl gar nicht abzuschätzen, jedenfalls genug, um ein ganzes Regiment zu bewaffnen.

Munition war hier nicht zu sehen, aber zahlreiche Schächte mit Winden bewiesen, daß diese für die Geschütze aus der Tiefe geholt wurde.

»Nun sagen Sie mal, Mylord – wußten Sie denn wirklich nicht, daß hier Menschen hausen, daß es wenigstens mit diesem Felsenberge eine besondere Bewandnis hat?«

»Ich? Wie kommen Sie auf diese Frage?«

»Wie lange sind Sie schon auf Fanafute?«

»Seit zwei Jahren, kam aber auch schon früher öfters hierher.«

»Und Sie haben niemals etwas davon gemerkt, daß hier Menschen hausen, welche dies alles doch auf Schiffen hierhergebracht haben müssen, auch Schiffe zu ihrer Verproviantierung gebrauchen?«

»Niemals! Und dem Doktor Bigfeet habe ich auf der Bergspitze von Fanafute das Observatorium schon vor 18 Jahren eingerichtet, seit 18 Jahren haust der dort oben, ist gar nicht mehr heruntergekommen, hat die ganze Umgegend Tag und Nacht im Auge, und nie ist ihm etwas Besonderes aufgefallen.«

Wir konnten nur den Kopf schütteln.

Ich zwar wußte etwas mehr, aber ... schließlich war mir aber doch alles ebensolch ein Rätsel.

Die dritte Etage, in die wir kamen, hatte als Wohnung gedient. Die einzelnen Steinkammern waren vollständig möbliert, und zwar hochelegant. Es war gleich zu erkennen, daß sie für Offiziere bestimmt gewesen waren.

Dann gab es auch noch größere Säle zur gemeinsamen Benutzung, Rauchzimmer und alles, was sich nur denken läßt, eine Bibliothek mit vielen Tausenden von Bänden in allen Sprachen, ein Musiksaal mit einem Bechsteinschen Konzertflügel, wir hatten aber noch viele andere Pianinos gesehen.

Die Etage darunter war für die Mannschaft bestimmt, was sich besonders an den zahllosen Betten erkennen ließ. Wirklich zahllos – wir konnten ja nur immer das übersehen, was in den Lichtkreis der Laterne kam, mit Ausnahme in der Nähe der Wände, wo das durch die Fenster eindringende Tageslicht genügte.

Aber auch hier war für allen erdenklichen Komfort gesorgt, auch hier für die Mannschaft ein Klavier und eine gewaltige Bibliothek, Billards und alles mögliche, sogar zwei Kegelbahnen.

Genau so war die fünfte Etage beschaffen, während die sechste als Küche diente, charakterisiert durch die großen Kochherde.

Die eisernen Kästen waren zum Teil noch mit Steinkohlen gefüllt.

»Auch von einem Rauch ist niemals etwas gemerkt worden?«

»Niemals!«

Merkwürdig! Allerdings lagen die Kochherde alle nur an der Westseite, und hier hatte dieser Felsenberg, welcher an der äußersten Grenze der Ellicegruppe liegt, nur noch einige kleine, wohl schwerlich bewohnbare Koralleneilande gegenüber.

Außerdem schienen es ganz besondere Kochherde zu sein, die Feuerungsanlage war eine ganz merkwürdige, ebenso die Rohrleitung, ehe diese an einem Fenster mündete, und so konnte man wohl vermuten, daß hier die Kohlen rauchlos verbrannt wurden.

»Woher bekommen sie die Kohlen? Bist du auch dort unten gewesen, Goliath? Werden die Kohlen auch hier gegraben?«

»Ich bin überhaupt nicht tiefer als bis hierher gekommen, Massa.«

»Ich denke, du warst bis zum Brunnen unten?«

»Das war nicht so wörtlich gemeint, Massa, ich hatte doch vorher keine Zeit, eine längere Erklärung zu geben. Hier fand ich frisches Wasser, aber in einem Bassin, welches aus einem Brunnen gespeist wird.«

Er führte uns nach der Mitte des mächtigen Saales.

Hier war ein riesiges Bassin aus Eisenblech, von dem aus Rohre nach allen Richtungen verliefen, eine richtige Wasserleitung, welche die ganze Küche versorgte, und daneben war ein Schacht mit einer Winde, von der ein Drahtseil hinabließ.

Daß dies ein Brunnensein mußte, war ganz offenbar. Als wir an der Winde drehten, kam denn auch alsbald ein Schöpfemer zum Vorschein, von ganz besonderer Konstruktion, gefüllt mit frischem Wasser, der sich beim Vorbeigehen an dem Bassin selbsttätig in dieses entleerte. Dann war auch noch eine Saugvorrichtung vorhanden, eine Zentrifugalpumpe, welche ebenfalls Wasser ohne Unterbrechung heraufbeförderte. Der Ziehbrunnen mochte die erste Anlage gewesen sein.

Nun aber befanden wir uns noch immer achthundert Meter über dem Meeresspiegel, und mindestens mußte süßes Wasser doch noch unter diesem erst vorkommen können – obschon es

Ausnahmen gibt – auf keinen Fall aber konnte das kaum dreißig Meter lange Drahtseil schon Wasser erreichen.

Auch ohne besondere Ingenieurkenntnisse war uns klar, daß dann das Wasser nur vermitteltst Zwischenstationen heraufbefördert werden konnte, es gab also in den unteren Etagen noch mehr solcher Hebewerke, und dies setzte wieder voraus, daß es sich nicht nur um einen bis auf den Meeresgrund gehenden Schacht handeln konnte, sondern daß auch größere Räume geschaffen sein mußten – ja, wahrscheinlich setzten sich diese Etagen in derselben Weise bis auf den Meeresboden und vielleicht noch weiter fort, zeigte sich doch auch hier wieder eine hinabführende Treppe, ebenso breit.

Doch ehe wir die Untersuchung fortsetzten, mußten wir an unser leibliches Wohl denken. Jetzt, nachdem der Durst gestillt war, machte sich ein grimmiger Hunger bemerkbar – am allergrimmigsten jedenfalls bei mir. Hatten wir seit dreißig Stunden doch auch nichts gegessen!

Wir begnügten uns nicht mit einer kalten Mahlzeit, oder doch nur zur Stillung des ersten Wolfshungers, dann machte Goliath unter einem Herde Feuer und setzte an. Allerdings konnten nur die in allen Arten vorhandenen Konserven benutzt werden, alle noch wohlerhalten, welche nur gewärmt zu werden brauchten, während Salzfleisch und Erbsen oder dergleichen hätte stundenlang kochen müssen.

Nach einer halben Stunde traten wir gesättigt den Weitermarsch in die Tiefe an.

Die nächste Etage zeigte sich abermals als Proviantraum, dann kam eine Etage, in welcher Garderobestücke aller Art massenhaft aufgespeichert waren, hierauf kamen die Munitionskammern, man hätte wohl ein ganzes Jahr lang die sämtlichen Geschütze bedienen können.

Und immer wieder führte solch eine breite Treppe hinab, und immer wieder solche mächtige Säle!

Hier aber war nichts mehr drin, nur nackte Säulen und Wände, in denen auch die Fenster fehlten.

Wir gebrauchten nicht weniger als eine Stunde, und in dieser waren wir noch durch zweiundsiebzig Etagen gekommen, durch zweiundsiebzig, bis wir endlich keine Treppe mehr fanden.

Wie tief wir uns befanden, wußten wir nicht, keiner hatte ein Barometer bei sich, und die Stärke der einzelnen Decken hatten wir nicht gemessen.

Diese wurden nach unten zu nämlich immer dicker, ebenso wie die Säulen, aus leicht begreiflichen Gründen, die Last wuchs doch immer, welche abgesteift werden mußte.

Oben die erste Decke, welche also das Plateau bildete, war zwei Meter stark gewesen, und hier unten bei der letzten betrug ihre Stärke mindestens zehn Meter!

Nun rechne man nach, achthundertfünfzig Meter betrug die ganze Höhe des Felsens – da waren zweiundsiebzig solcher Etagen sehr leicht möglich.

Wer nur hatte diesen ganzen Berg so ausgehöhlt, wie lange mußte daran gearbeitet worden sein?

Immer wieder vergebliche Fragen. So viel aber war sicher, daß wir hier ein Werk von Jahrhunderten vor uns hatten.

Auch die äußeren Wände mußten natürlich immer stärker gehalten werden, wie bei jedem Hause, und zwar war dies hier ganz bedeutend der Fall.

Das Ganze verjüngte sich überhaupt trichterförmig, der unterste Raum hier hatte kaum noch hundert Meter im Durchmesser, so daß hier die massiven Wände, wenn der ganze Felsen anderthalb Kilometer lang und breit war, mindestens siebenhundert Meter dick waren.

Richtiger aber wird das Bild, wenn man sagt, daß sie nur so tief in den Felsenberg hineingebohrt hatten.

Hier unten nun führte wohl keine Treppe weiter hinab, dafür aber gab es immer noch tiefer gehende Schächte, aus denen Kohlen herausbefördert wurden.

Alles war mit Kohlenstaub bedeckt, noch lagen Spitzhacken und Schaufeln umher, sogar Sicherheitslampen. Es sah fast aus, als wäre dieses Kohlenbergwerk in eiliger Flucht verlassen worden.

In der Mitte dieses Raumes befand sich auch der Brunnen-schacht, bis nach oben in die erste Etage durchgehend, was aber auch von denjenigen Schächten galt, durch welche die Kohlen in Säcken emporgewunden wurden. Wenigstens ein solcher Schacht war vorhanden.

Wie sich der Brunnen mit der Kohle zusammenreimte, wußten wir nicht. Uebrigens kommt ja in jedem tiefen Kohlenbergwerk Wasser vor.

Wir hatten keine Lust mehr, auf den vorhandenen Leitern in dieses Bergwerk selbst zu dringen. Uns hatte die stundenlange Treppentour tüchtig ermüdet und ... es mochte auch einiges Grausen dabei sein.

Vielleicht befanden wir uns schon unter dem Meeresgrund, ganz gewiß aber unter der Meeresoberfläche.

»Woher aber kommt nur die frische Luft?« meinte der Lord.

Auch ich hatte mir schon diese Frage gestellt. Die Luft war völlig atembar, ungetrübt brannte die Laterne, obgleich hier doch alle ins Freie führenden Oeffnungen fehlten, und die von oben kommende Luft genügte nicht etwa, um die hier unten von einigen Menschen verbrauchte zu ersetzen.

Da kommt ein Naturgesetz in Betracht. Es muß doch auch in jedes tiefere Bergwerk künstlich Luft eingepumpt werden. Die Kohlendensäure, welche ausgeatmet wird, ist schwerer als die atmosphärische Luft.

Wie ich noch so nachgrübelte, auf welche Weise diese Frage hier wohl gelöst worden sei, sah ich, wie Goliath mit einer schnellen Bewegung die Laterne hochhielt und mit scharfen Blicken um sich spähte.

»Massa, merkt Ihr nichts?«

»Nein, was denn?«

»Die Luft ist in Bewegung, ein leiser Windhauch umspült uns.«

Nein, ich merkte nichts. Ich riß ein Schwefelholz an, hielt es hoch, aber es brannte mit ganz, ruhiger Flamme.

»Da – da – von dieser Seite kommt es, jetzt merkte ich es ganz deutlich – von dieser Seite kommt ein Luftzug.«

Goliath hatte die Hand ausgestreckt, und, bei Gott, jetzt fühlte auch ich es! Der Hauch war so schwach, daß er die Flamme noch gar nicht in Bewegung setzte, aber man empfand es hauptsächlich durch die Kühle, welche von jener Seite kam, noch mehr, wenn man das bekannte Experiment mit dem benetzten Finger machte.

Es war die westliche Seite – ich hatte einen Taschenkompaß bei mir – auf welche wir zingingen.

Und immer stärker ward der uns entgegenkommende Luftzug, und als wir die Wand erreicht hatten, sahen wir die Lösung des Rätsels, wodurch uns aber nur ein anderes aufgegeben wurde.

In der Felsenwand befanden sich in Kopfhöhe einige kleine Löcher, und durch diese drangen Luftströme ein, unter einem jetzt auch hörbaren Sausen.

»Nanu, wie wird denn das bewerkstelligt?!« rief der Lord. »Ist denn hier ein maschineller Betrieb, der Luft einpumpt?«

Mir aber kam sofort eine Erkenntnis, ich zog zunächst meine Taschenuhr.

»Es ist zehn Minuten nach vier – und fünf Minuten vor vier setzt hier die Flut ein – auch hinter dieser Steinwand ist noch ein Hohlraum, der mit dem offenen Meere in Verbindung steht, die steigende Flut preßt die Luft zusammen und drückt sie hierher rein.«

Ich will es eine Offenbarung nennen, daß ich gleich auf das gekommen war, was sich dann als richtig erwies, obgleich wir schließlich doch darauf gekommen wären, nur wohl erst nach längerer Ueberlegung.

Jetzt stimmten der Lord und Goliath sofort meiner Ansicht bei.

»Gut,« meinte dann der Lord, »hier sind wir also dem Meere am nächsten. Aber ob es hier auch ein Herauskommen gibt? Das ist jetzt wohl für uns das Wichtigste.«

In der Tat, wir waren immer noch abgeschnitten von aller Welt. Seile gab es hier wohl genug, wir hätten uns eine Strickleiter von achthundertundfünfzig Meter Länge anfertigen können, aushalten konnten wir es ja, aber, wie gesagt, aus Hanf hätte solch eine Strickleiter bei weitem ihr eigenes Gewicht nicht getragen.

Wir konnten mit der gegen Luftzug geschützten Laterne in die Löcher hineinleuchten.

Aber es war nichts zu sehen, jedenfalls nicht das Ende. Wir fanden eine lange Stange und konstatierten durch vorsichtiges Fühlen, daß die Stärke dieser Wand über drei Meter betrug.

Diese zu durchbrechen, daran war natürlich kein Gedanke, und dann kam es doch sehr darauf an, wie es dahinter aussah.

Da mit einem Male vernahm ich ein knarrendes Geräusch.

»Massa, Massa!« schrie in diesem Augenblick Goliath, der sich von uns entfernt hatte, die Laterne bei uns lassend.

Wir eilten hin zu ihm, die Laterne mitnehmend, und da sahen wir es.

Eine mächtige Oeffnung war entstanden, dadurch, daß sich ein Stück der Felswand herausgedreht hatte, mindestens fünf Meter hoch und ebenso breit, um richtige Angeln, die wir jetzt erblickten, diese Felswand war auch gar nicht so dick, höchstens einen Viertelmeter, also mehr eine als Tür eingesetzte Steinplatte.

»Hier war ein Griff, ich zog daran, plötzlich kam mir die ganze Wand entgegen . . . «

Wir hörten nicht, was der Neger erklärte, wir sahen nur das Wasser zu unseren Füßen, und dann ... das Heck eines ansehnlichen Fahrzeuges, welches schon mehr den Namen ›Schiff‹ verdiente!

Mehr erblickten wir deshalb nicht, weil der Lichtkreis der Laterne doch eben ein beschränkter war, und außerdem war hier die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert, etwas neblig, wodurch der Lichtkreis noch kleiner wurde.

Ich hob die Laterne, so hoch ich konnte.

»Bei Gott, das ist ein vollständiges Segelschiff!«

Wir kletterten an Deck. Es war eine Brigg. Ich erstieg eine Wante, weiter bis zum Masttop empor, schätzte dessen Höhle auf mindestens fünfundzwanzig Meter, und ich konnte nach oben noch keine Decke erreichen.

Die Brigg war vollständig ausgeräumt, wie wir uns alsbald überzeugten, sonst aber noch in tadellosem Zustande.

Und bei dieser Brigg sollte es nicht bleiben. Als ich über Bord leuchtete, bemerkte ich zunächst einige kleine Boote, und dann weiter auch schon die Umrisse eines anderen Schiffes, und zwar fiel das Licht der Laterne gerade auf ... die Verdeckung eines Schaufelrades!

Zunächst aber wurde unsere Aufmerksamkeit durch etwas anderes gefesselt, was nämlich unsere Befreiung versprach, und das war doch mit eine Hauptsache.

In der Ferne war ein weißer Fleck, von dem ein breiter Strahl durch die schwarze Finsternis ging.

Das war einfach eine Oeffnung, ein Fenster, welches das noch herrschende Tageslicht hereinließ.

Ihm mußte unsere erste Untersuchung gelten, wozu wir ein kleines Ruderboot benutzten.

Wir hätten es vielleicht bequemer haben können, um das ganze riesenhafte Bassin schien eine breite Galerie zu laufen, aber man

muß nur immer bedenken, daß wir von der schwärzesten Finsternis eingehüllt waren und die Laterne nur einen Lichtkreis von höchstens sechs Metern Durchmesser verbreitete, und hier verlor er sich noch eher in einem Nebel.

Es war eine schwierige Wasserfahrt. Das ganze Bassin war mit Schiffen und Fahrzeugen und Booten angefüllt, durch welche wir uns hindurchwinden mußten.

Ich will gleich jetzt bemerken, daß dieses Bassin, wie sich später herausstellte, siebenhundert Meter lang und breit war. Es füllte eben den ganzen Felsenberg aus, von dem letzten Kohlenraume an gerechnet bis zum Meere hin, von diesem nur durch eine nicht allzu starke Felsenwand getrennt.

Nun läßt sich aber auch denken, wie weit entfernt der helle Punkt war, es gehörte schon einige seemännische Erfahrung dazu, um ihn als eine Lichtöffnung zu erkennen – der Seemann ist eben ganz besonders auf Lichter geeicht – und wir tappten hier in der Stockfinsternis herum.

Schließlich aber hatten wir die Oeffnung doch direkt über uns, konnten auch eine die Wand entlang laufende Galerie ersteigen.

Schon immer hatte mich unterwegs eine Frage beschäftigt, auch wieder ein Rätsel.

Diese einzige nach außen führende Oeffnung war doch offenbar dazu vorhanden, daß frische Luft einströmen konnte, wenn das Meer, welches irgendwo Zugang haben mußte, sank.

Wenn nun bei Flut das Wasser wieder stieg – und zwar betrug hier der Unterschied mehr als zwei Meter – würde da die eine Million Kubikmeter Luft, welche dadurch zusammengedrückt wurde, nicht ganz unnütz durch diese obere Oeffnung wieder entweichen? Wenigstens zum Teil?

Allerdings würde die Luft ja auch durch jene Löcher in den inneren Raum dringen, aber immer doch nur zum Teil, vielleicht der größere würde durch diese weite Oeffnung ganz nutzlos entweichen.

Da hätte man doch nur ein ganz einfaches Ventil anzubringen brauchen, nur eine Klappe.

Nun, so schlaue wie ich waren die Erbauer dieser Seefestung auch gewesen!

Solch eine Ventilklappe war hier denn auch wirklich vorhanden, nur daß sie mit einem Glasfenster versehen war, und das hatte uns getäuscht.

Solche Ventilklappen fand ich dann später, als ich alles näher untersuchte, auch im Innern jener anderen Löcher angebracht, wir hatten sie mit der Stange nur nicht gefühlt.

Im übrigen ist es wohl einfach genug, wie der ganze Mechanismus funktionierte.

Wenn hier drinnen der Wasserspiegel sank, hob sich hier dieses Glasventil und ließ die frische Luft ungehindert eindringen, während sich die vielen Ventile in den Löchern schlossen. Hob sich der Wasserspiegel, so preßte sich diese Klappe hier durch den Luftdruck fest gegen einen Kautschukrahmen, die Klappen in den Ventilationsröhren dagegen wurden durch denselben Luftdruck gehoben.

Hätte es nicht gerade durchgeblasen, so daß die Klappen gehoben waren, so wären wir mit der Stange auf einen festen Widerstand gestoßen.

Doch diese hier nach außen führende Klappe versprach uns noch keine Freiheit. Sie war nicht groß genug, um einen erwachsenen Mann durchzulassen.

Aber nun mußte doch auch das Meerwasser einen Zutritt haben. Freilich würden wir den schwerlich benutzen können, der würde sich gewiß auch bei tiefster Ebbe noch unter dem Niveau des Meeresspiegels befinden.

Wie aber gelangten diese Schiffe hierherein und wieder heraus? Diesen Weg mußten wir finden, wollten wir uns durch eigene Kraft befreien.

Ich fasse mich kurz. Nach einer Stunde hatten wir noch immer nichts von einem geheimen Mechanismus gefunden.

Dann mußten wir den Rückweg antreten; denn draußen ging die Sonne zur Rüste, sie würde nicht mehr eindringen, und das Petroleum in unserer Laterne hielt höchstens noch eine Stunde vor, und in keinem der Fahrzeuge, die wir untersuchten, war Petroleum oder sonst etwas Brennbares zu finden.

Es war ein Rückzug mit schwerem Herzen. Wir konnten uns darauf gefaßt machen, noch lange, lange Zeit hier als Gefangene verweilen zu müssen. Widerstand sollte uns diese Felsenwand allerdings nicht lange leisten können. Vorhin hatten wir nur an ein Meißeln gedacht – wir hätten ganz einfach Pulver zum Sprengen verwandt.

Aber es wäre doch schade gewesen, hier zerstörend einzugreifen.

Hinwiederum wäre es ebenso schade, wenn die anderen zu unserer Rettung doch noch auf das Plateau gelangten, mittels des Luftballons oder sonstwie.

Denn daß wir dies, was wir hier gefunden, als unser Geheimnis streng hüten würden, das war doch selbstverständlich.

So stiegen wir wieder hinauf, abermals eine Stunde gebrauchend, um uns zunächst mit genügend Petroleum, auch mit Proviant zu versehen. Dann mußte dort unten weiter nach einem geheimen Tore gesucht werden.

Da stieß Goliath einen Freudenschrei aus.

Er hatte – aus welchem Grunde, weiß ich nicht – in einer der Offizierskammern Umschau gehalten und an der Wand eine große Zeichnung hängen sehen. Sie hing ja auch auffällig genug da, man brauchte nur einen Blick hineinzuworfen.

Es war ein vollständiger Plan des ausgehöhlten Felsenberges, in den verschiedensten Grund-, Auf- und Seitenrissen, sehr übersichtlich.

Jetzt erst erkannten wir, was für ein gewaltiges, kompliziertes Werk das war!

Der Durchschnitt eines Ameisenhaufens, eines Termitenhügels!

Die Hauptsache aber war für uns, daß darin ganz deutlich auch das Tor angegeben war, welches die Schiffe passierten, einmal geschlossen und dann auch geöffnet eingezeichnet.

Wie man die Vorrichtung funktionieren ließ, das war freilich nicht angegeben; aber es war schon viel wert, daß wir überhaupt wußten, wo wir zu suchen hatten.

Doch, da waren auch blaue Linien eingezeichnet, von dem Tore ausgehend und in einem Zentrum zusammenlaufend, woraus wir schon etwas schließen durften. Näher kann ich sonst die Art dieser Zeichnung nicht angeben.

Es war in der siebenten Abendstunde, draußen herrschte schon Nacht, als wir abermals in den Orkus hinabstiegen, und gegen acht Uhr nahmen wir unsere Untersuchungen auf.

Richtig, wir fanden einen Handgriff, und ein nur schwacher Zug genügte – ein ungeheueres Stück der Felswand ging zurück.

Sie wurde durch die Kraft der wiedereinsetzenden Ebbe von selbst hinausgedrängt, wie die Flut sie wieder zurückdrücken mußte.

Frische Luft, das freie Meer und funkelnde Sterne! Ich kann nicht schildern, wie mir zumute war, wie ich geatmet habe!

Es war hell genug, um zu erkennen, daß sich auf dieser westlichen Seite des Vogelberges kein Fahrzeug unserer Leute befand.

Wir suchten uns ein Ruderboot aus, schon trieb uns die Ebbe-strömung hinaus.

»Aber wir müssen uns diesen Ausgang auch offen halten, wenn wir nicht immer wieder nur durch den Luftballon dort oben hinaufkommen wollen,« sagte ich, als wir schon die Oeffnung in der dicken Felswand passierten.

»Das ist nicht nötig,« entgegnete Goliath, »hier – hier.«

Ich wußte nicht, was er wollte, er tastete an dem Rande der Steinwand herum.

»Was ist da?«

»Ein regelrechtes Schloß, aus Eisen, ganz winzig für diese ungeheure Tür. Man braucht ja nur hier zu drücken, dann schiebt sich der Riegel von allein zurück.«

Das Nähere über diesen Mechanismus kann ich schriftlich nicht weiter schildern.

Kurz, da die Strömung der Ebbe noch ganz mäßig war, konnten wir das Steintor ohne Anstrengung ihr entgegendrehen, daß sie sich also schloß, ein leises Schnappen – und dann überzeugte ich mich, daß es nur eines leichten Druckes auf eine winzige Höhlung bedurfte, um die Tür sich wieder selbsttätig öffnen zu lassen.

Ich war beruhigt, der Zutritt zu diesem Wunder menschlicher Baukunst war uns jederzeit gesichert.

Die See war glatt wie ein Spiegel. Eine Brandung gab es hier überhaupt nicht, dazu waren zu viele andere Inseln vorgelagert – aber, wie gesagt, nur ganz kleine, für den Menschen wertlose Koralleneilande, und dennoch durch ihre Riffe gerade für diesen Zweck, die Brandung abzuhalten, wie geschaffen.

Wir steuerten um den Berg herum. Da leuchteten uns zahlreiche Feuer entgegen – die Lichter der Fahrzeuge, die uns zu Hilfe kommen wollten.

Erst hatte ich noch einmal mit dem Lord ein Gespräch.

»Ich gratuliere, Herr Kapitän,« sagte dieser. »Was fangen Sie nun mit diesem Ihrem Besitze an?«

»Es ist nicht mein Eigentum.«

»Nun hören Sie aber auf!!« fuhr er mich grimmig an.

»Und wenn jemand kommt und sich als rechtmäßiger Besitzer legitimiert?«

»Gibt es ja gar nicht! Der Vogelberg ist schon seit Jahrhunderten im Besitze meiner Familie – und jetzt gehört er Ihnen. Und

wehe nun Ihnen, wenn Sie noch einmal einen Widerspruch wagen!«

»Ja; aber all das, was drin ist?«

»Da müssen jene erst beweisen, woher sie das alles haben, und ist es Piratenbeute, so gehört es selbstverständlich Ihnen.«

»Und wenn das nicht der Fall ist?«

»Verlassen Sie sich darauf, wir haben es mit einer Seeräuberbande zu tun, deren Beruf sich seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Söhne vererbt. Haben Sie übrigens etwas von der Anwesenheit von Frauenzimmern gemerkt?«

»Nein.«

»Keinen Unterrock bemerkt, keine Haarnadel? Hat es nicht nach Parfüm gerochen? Ich rieche mit meiner Nase überhaupt nicht mehr.«

»Gar nichts,« lachte ich. »Ja, nun aber noch eine Hauptsache für mich, wenn ich mich nun einmal als Eigentümer betrachten soll.«

»Sprechen Sie!«

»Ich möchte dann gern dies alles als mein Geheimnis gewahrt wissen.«

»Selbstverständlich! Ich bin stumm wie ein Fisch, und Ihr schwarzer Bootsmann wird wohl auch kein Schwätzer sein.«

»Ja, wie rechtfertigen wir aber nun, daß wir hier wieder zum Vorschein kommen, noch dazu mit einem Boot?«

»Hm, freilich,« brummte der Lord nach einigem Nachdenken, »das Einfachste wäre, wir ziehen den Pfropfen aus dem Boote, lassen es sinken und sagen dann, wir wären oben von dem Felsen heruntergejumpst – aber . . . « er schlug mit einer Stechstange nach einem phosphoreszierenden Scheine, der neben unserem Boote auftauchte, »lieber nicht, in einem Haifischmagen dürfte man weniger Bewegung haben als in diesem hohlen Berge.«

»Was sagen wir sonst?«

»Einfach gar nichts! Ein Geheimnis, wird nicht verraten, basta!«

»Mit meinen Leuten werde ich ja da bald fertig, aber wenn nun die anderen Herren in uns dringen?«

»Dann lassen Sie sie dringen. Von mir erfahren sie nichts, und seien Sie nur auch standhaft. Diese Kerls sind ja überhaupt gar nicht so neugierig.«

Wir waren in der Nähe des nächsten Fahrzeuges gekommen, eines Raddampfers, machten uns bemerkbar.

Ich kann dieses Staunen nicht beschreiben, welches hier und auf allen anderen Schiffen ausbrach, als wir plötzlich in einem Boote auftauchten.

Doch wir waren die höchsten Respektspersonen, nur die sechs Sportsmen, die ebenfalls alle hier waren und seit vierzig Stunden den Kopf in den Nacken zurückgelegt hatten, um da oben hinaufzublicken, richteten an uns Fragen.

»Geheimnis, wird nicht verraten!« sagte Lord Seymour auf alle Fragen.

»Ist der Berg hohl?« fragte nur noch einmal der Franzose.

»Geheimnis, lieber Freund – es wird absolut nichts verraten!«

Hiermit war die Sache erledigt. Es waren eben ganz besondere Leute, diese Seesportsmen – erhaben über alles, also auch über Neugier und was sonst einen Menschen beunruhigen kann.

EIN NEUER AUFTRAG MIT KANONENSCHÜSSEN.

Das war ein köstlicher Schlaf gewesen in dem Eiderdaunenbett! Auch kein Traum hatte mir etwas vorgegaukelt, mich etwa zurückversetzt in jenes Felsenlabyrinth, das ich jetzt mein Eigentum nennen konnte.

Ein Kanonenschuß hatte mich geweckt. Ich dachte nicht weiter über die Bedeutung dieses Schusses nach, hier mochte öfters geschossen werden.

Gemächlich kleidete ich mich an, klingelte dem Diener, bestellte mein Frühstück – das allererste, wie ich zur Vorsicht erwähnen will, welches, wie hier üblich, dem Gaste stets auf sein Zimmer

gebracht wurde, oder vielmehr auf sein besonderes Speisezimmer. Denn an Platz mangelte es hier nicht.

Jetzt dachte ich doch gründlich darüber nach, was ich nun mit diesem hohlen Felsen anfangen sollte. Ich war etwas aufgereggt – freudig. Dabei warf ich ab und zu einen Blick durch die Fenster, welche auf dieser Seite nach dem Berge zu lagen. Noch näher vor mir befanden sich einige Häuschen, Villen, wahrscheinlich Beamtenwohnungen.

Hin und wieder sah ich einen Menschen herumspazieren.

Da fuhr ich zusammen.

Himmel, war das nicht ...

Er war schon um die Ecke.

Hätte ich doch fast geglaubt, daß es Mister Tischkoff gewesen sei, mein Kommodore.

Aber nein, der hier war viel größer gewesen.

Ich war fertig, wollte zunächst einen kleinen Morgenspaziergang machen.

Das Hauptportal führte direkt nach dem Hafen, der gar nicht so weit entfernt lag.

Ich überblickte die mir schon bekannten Schiffe und ... dann stand ich da und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Die ›Sturmbräut‹.

»Nein, es ist nicht möglich!«

»Gewiß, Herr Kapitän, es ist Ihre ›Sturmbräut!« sagte da hinter mir eine wohlbekannte Stimme, die Betonung auf das ›Ihre‹ legend.

Wie der Blitz fuhr ich herum – ich hatte mich vorhin doch nicht geirrt – Mister Tischkoff, mein Kommodore!

Und in diesem Augenblick beschlich mich eine tiefe Scham, am liebsten hätte ich gleich in die Erde versinken mögen.

Es waren noch andere Leute in der Nähe, und dennoch mußte es gleich bei mir heraus.

»Mister Tischkoff, ich habe unrecht gegen Sie gehandelt, habe gehandelt wie ein . . . «

»Wie ein echter Seezigeuner – nein, sondern so, wie ich es von Ihnen erwartet habe, von jedem Manne, der mit Unrecht ein Bettler genannt wird und sich das natürlich nicht gefallen läßt.«

Freundlich hatte er mich unterbrochen, freundlich ruhten seine Augen auf mir. Ich hätte ihm überhaupt gleich ansehen können, daß er mir nicht zürnte. Sein faltiges Gesicht mit dem spöttischen Lächeln war so gutmütig wie immer gewesen.

»Ich hätte wenigstens erst mit Ihnen sprechen sollen,« suchte ich mich noch einmal selbst zu beschuldigen.

»Ganz im Gegenteil; Sie haben genau so gehandelt, wie ich von Ihnen erwartet habe.«

»Aber ich stehe tief in Ihrer Schuld.«

»Wollen Sie nun endlich darüber schweigen?«

Er hielt mir die Hand hin, ich drückte sie ihm, und damit war diese erste Hälfte der Sache für uns erledigt.

In einer Laube des parkähnlichen Gartens, wo wir nicht belauscht werden konnten, wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

Ganz in Gedanken versunken war ich von ihm dorthingeführt worden.

»Was sagte die Lady?« war dann meine erste Frage.

»Sie bedauerte furchtbar, daß es so gekommen ist – wenn sie ihr Bedauern auch nicht öffentlich zeigte. Sie kehrte dann den Trotz heraus. ›Mag er gehen!‹ Aber in ihrem Herzen ist es anders beschaffen.«

»Ich bleibe fest!«

»Natürlich!«

»Am liebsten möchte ich sie gar nicht mehr sehen – besser so.«

»Weshalb auch sollten Sie sie wieder aufsuchen? Das liegt doch nur an Ihnen.«

Erstaunt hob ich den Kopf.

»Sie ist nicht mitgekommen?«

»Gott bewahre, die ist auf der Osterinsel geblieben!«

Das hätte ich allerdings nicht gedacht. Ich hatte doch erwartet, die ›Sturmbräut‹ hätte sie hierhergebracht.

»Wie ist denn die ›Sturmbräut‹ hierhergekommen?«

»Lady Blodwen hatte an Bord ihrer Jacht überreich Matrosen; die Hälfte genügte, um die ›Sturmbräut‹ zu bedienen. Ich habe sie mir von ihr gewissermaßen geliehen, die Leute brauchen auch nicht wieder zurück, sie sind gleich abgemustert worden, auf eigenen Wunsch. Das Weiberkommando behagte ihnen nicht, wie sie sagen.«

Ja, das konnte ich begreifen. Aber anderes war mir noch ganz unklar.

»Kommen Sie denn zufällig hierher?«

»Nein, ich habe Sie gesucht.«

»Woher wußten Sie, daß ich hier bin?«

»Ich fischte mehrere Flaschenposten auf – den Inhalt kennen Sie, sonst wären Sie nicht hier – und die schwimmenden Flaschen waren so zahlreich, auch durch Luftballons verbreitet, daß ich bestimmt annehmen konnte, auch Ihnen wäre solch eine Flaschenpost in die Hände gekommen. Also wandte ich mich hierher, und ich habe mich ja auch nicht geirrt.«

»Ja, aber wie kommen Sie denn nur mit der ›Sturmbräut‹ hierher?«

»Die ›Sturmbräut‹ gehört Ihnen!«

»Mir?!«

»Wie gesagt, Lady Blodwen bereute bitter, in ihrer ersten Heftigkeit Sie so beleidigt zu haben. Von der ›Sturmbräut‹ wollte sie dann nichts mehr wissen, verschmähte, sie auch nur mit einem Fuße zu betreten. Daß Sie das Schiff jetzt aber nicht mehr von ihr geschenkt nehmen würden, war doch selbstverständlich. Ich fragte sie, was sie dafür haben wolle. Hatte meine liebe Not mit ihr. Schließlich nannte sie den ursprünglichen Kaufpreis 23 000 Pfund. Ich gab ihr einen Scheck. Es wurde alles gleich schriftlich

ausgemacht. Daß sie den Scheck sofort verbrannte – *nevermind*, was geht das mich an? Die ›Sturmbräut‹ war mein Eigentum.«

»Wohl, so gehört sie Ihnen.«

»Aber ich trete sie Ihnen ab.«

Ich machte nur eine abweisende Handbewegung, aber energisch genug.

»Nicht umsonst,« fuhr Tischkoff fort. »Sie sollen mir das Schiff abkaufen.«

»Wollen Sie mich verspotten?«

»Weil Sie kein Geld haben? *Nevermind*. Dafür haben Sie etwas anderes.«

»Was soll ich haben?«

»Nun, repräsentiert eine Kunst, etwa die Stimme eines Sängers, nicht auch ein Kapital, welches man sogar beleihen kann?«

»Ich wüßte nicht, was man bei mir beleihen könnte.«

»Nicht? Dann unterschätzen Sie sich. Da bin ich ein weiterblickender Geschäftsmann. Sagen Sie – führen Sie eigentlich ein Tagebuch über Ihre Erlebnisse?«

Ueberrascht blickte ich auf. Schon kam mir eine Ahnung. Aber ich wollte nicht daran glauben.

Ich verneinte.

»*Well*, so führen Sie von jetzt an ein Tagebuch! Ganz gewissenhaft! Und was Sie früher erlebt haben, schreiben Sie nachträglich auf. Ich weiß, daß Sie erzählen können. Und alles, was Sie schreiben, gehört mir – als Preis für die ›Sturmbräut‹. Sie sollen von mir nichts geschenkt bekommen.«

»Und mein Geschreibsel soll 23 000 Pfund Sterling wert sein?«

»Allerdings. Was geht Sie das überhaupt an? Ich bin ein reicher Mann, reicher, als Sie ahnen, und ich kann doch mit meinem Gelde machen, was ich will. Und ich habe meine besonderen Liebhabereien. Ich möchte Ihre Tagebücher haben, ich allein. Sie haben dann kein Recht, Ihre Erlebnisse anders zu verwerten, eigentlich nicht einmal, von Ihren Abenteuern zu erzählen. Aber seien Sie

versichert, ich schenke Ihnen durchaus nichts, ich werde sogar ein ausgezeichnetes Geschäft dabei machen. Also, wollen Sie?« –

Er wußte mich herzubringen. Dabei kam noch der Umstand in Betracht, daß mir bekannt war, wie vor einigen Jahren einem Kapitän Marryat für sein Tagebuch, welches er während einer Reise um die Erde geführt hatte, von einem Londoner Verleger bare 30 000 Pfund Sterling auf den Tisch gezahlt worden waren, eigentlich nur für das Recht der Veröffentlichung, oder nur als Anzahlung: denn außerdem erhielt Marryat dann noch fürstliche Honorare. In der deutschen Uebersetzung sind von diesem Kapitän Frederik Marryat, der sich dann ganz auf die Schriftstellerei legte, am bekanntesten die Seeromane ›Peter Simpel‹ und ›Japhet‹ geworden.

Ich hatte den Kontrakt unterschrieben. Und dann war ich wieder an Bord der ›Sturmbraut‹ – meiner ›Sturmbraut!‹

Nur einen einzigen Mast umarmte ich, lieber hätte ich jede einzelne Planke küssen mögen. Und nicht minder glücklich waren alle meine treuen Jungen, als sie wieder Einzug hielten.

Tischkoff hatte mir die Schlüssel übergeben; im Panzerschrank waren unberührt die 22 000 Taler, in den verschiedensten Geldsorten, die ich wirklich mein Eigentum nennen durfte – aber was dachte ich jetzt daran – mehr wert war mir die kostbare Schlipfnadel, die ich noch im Halstuch stecken fand – und dann vor allen Dingen mein silberner Zahnstocher.

Schmutje mußte mir schnell eine Portion Büchsenfleisch wärmen, recht zähes, nur damit ich dann meinen Zahnstocher benutzen konnte. Ach, war ich glücklich!

Die Herren kamen an Bord, das Schiff zu besichtigen, welches besonders durch den Putsch mit den südamerikanischen Republiken schon eine Berühmtheit erlangt hatte. Glücklicherweise waren diese Herren nicht viel fürs Fragen.

Dabei machte ich eine Beobachtung. Ich sah, wie sich in einiger Entfernung von mir Lord Seymour mit Mr. Tischkoff unterhielt, und ich hatte den ganz bestimmten Eindruck, daß sich die beiden schon kennen mußten, nicht erst von heute, und ebenso unverkennbar war es, welchen Respekt der Lord meinem geheimnisvollen Kommodore entgegenbrachte. Das dicke, zapplige Männchen, sonst die ungenierte Freiheit selbst, war vor Mr. Tischkoff ganz komplimentierende Ergebenheit.

»Herr Kapitän, wenn ich Sie einmal in Ihrer Kajüte sprechen kann!« rief mir dann der Lord zu.

Wir drei waren allein.

»Mr. Tischkoff hat mir alles erzählt,« begann der Lord, »aber nur mir, es bleibt unter uns. Nun haben Sie ja Ihr Schiff, nun haben Sie mich nicht mehr nötig.«

»Wenn ich Ihnen zu Diensten stehen kann, Mylord – mit dem größten Vergnügen, und nicht nur, um Ihre Gastfreundschaft zu vergelten.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

Ich wußte es nicht. Auf den Handel gehen, da von wollte ja vor allen Dingen mein Kommodore nichts wissen.

»Kennen Sie mein Verhältnis zu Mr. Tischkoff?«

»Ja. Wenigstens einigermaßen hat er mich eingeweiht. Er ist Ihr Kommodore. In ganz freundschaftlicher Weise gemeint.«

»So ist es!«

»Aber Sie können doch natürlich tun, was Sie wollen.«

»Bisher konnte ich es.«

Diese Worte sind humoristisch zu lesen. Mein Kommodore hatte dazu immer liebenswürdig gelächelt, und ich hatte ein paar Komplimente gegen ihn gemacht.

»Sie haben also gar nichts vor?« fragte der Lord nochmals.

»Nein.«

»Wollen Sie einen Auftrag von mir annehmen?«

»Gewiß, sehr gern. Nur hoffe ich, daß Sie mir keine Kohle oder Baumwolle als Fracht mitgeben wollen. Das ist bei mir nämlich immer eine brenzliche Geschichte.«

»Ich weiß, ich weiß!« lachte der Lord. »Auch hiervon hat mir Ihr Kommodore schon einiges erzählt! Nein, mit so etwas sollen Sie verschont bleiben. Aber ich weiß etwas anderes für Sie, was gerade Ihr Fall ist.«

»Bitte!?!«

»Kennen Sie den Kapitän Ralph Berseck?«

»Nein.«

»Wie? Sie kennen den Berserker nicht?«

»Was ein Berserker ist, weiß ich wohl . . . «

»Nein, nein, er heißt wirklich Berseck, und bei ihm trifft der Name, wenn er etwas umgeändert wird, tatsächlich zu. Er ist ein Berserker, der sich in blinder Wut auf seinen Feind stürzt. Haben Sie denn noch nichts von diesem Kapitän Ralph Berseck gehört, der vor einem Jahre für vogelfrei erklärt worden ist, auf den alle Kriegsschiffe fahnden, und nicht nur die?«

Nein. Ich war ja seit einem, seit zwei Jahren immer unterwegs, und bei einem Seemanne ist doch so etwas überhaupt eine eigen-tümliche Geschichte. In der Weltgeschichte kann ein ganzer Staat vernichtet werden, und ein Kapitän fährt noch jahrelang immer lustig unter der Flagge dieses Staates.

»Ich will Ihnen ganz kurz schildern,« sagte der Lord. »Dieser Ralph Berseck ist ein echter Seezigeuner. Weiß nicht einmal, was für ein Landsmann er ist. Irgendein Meer mag ihn ausgespien haben. Aber ein Seezigeuner allerschlimmster Sorte. Es gibt ja auch unter den Landzigeunern Strauchdiebe und Bluthunde genug. Ralph Berseck ist ein Bluthund erster Klasse. Wegen unglaublicher Roheiten wurde ihm schließlich das Kapitänspatent entzogen. Aber er fuhr dennoch weiter als Kapitän, auf seinem eigenen Schiffe, zu dem er durch unsaubere Manipulationen gekommen

war. Trieb Schmuggel. Bis man ihm abermals das Handwerk legte. Dann wurde er zum richtigen Piraten, hat tatsächlich ein spanisches Schiff mit Gewalt gekapert, die ganze Mannschaft niedergemacht.

»Vor vierzehn Monaten kam er hierher, bat mich um Kohlen und Proviant. Nun, ich muß gestehen, daß mir der Kerl eigentlich etwas imponierte. Das heißt, damals hatte ich schon lange hier in der Einsamkeit gelebt, ich wußte noch nichts von seinen letzten Streichen, wie er schon zum offenkundigen Piraten geworden war, und zu noch schlimmerem. Ich hielt ihn nur für einen kühnen Schmuggler. Und ich habe über Schmuggelei meine besonderen Ansichten. Wer schlau und kühn genug ist, den Fiskus zu prellen, mag es probieren. Aber wenn ich schon damals gewußt hätte, was ich dann über diesen Kapitän erfuhr, hätte es bei mir nichts gegeben. Ich wurde auch auf der Stelle bitter genug durch eigene Erfahrung bestraft.

»Also ich gab dem Berseck Proviant und Kohlen, er war mein Gast. Da war auch gerade hier bei mir ein junger Ingenieur, ein Deutscher. Der hatte eine neue Erfindung gemacht, eine Schiffsmaschine, welche jedem Schiffe, in verhältnismäßiger Größe eingebaut, eine Schnelligkeit von mindestens achtzehn, wahrscheinlich aber zwanzig Knoten verleihen sollte. Doch nur Schraubendampfer, wie Ihrer einer ist, kämen in Betracht.

»Patentieren hatte sich Mister Einsiedel seine Erfindung noch nicht lassen, überhaupt noch zu keinem Menschen davon gesprochen. Es war ja auch gar nicht so dumm von ihm, daß er zuerst zu mir kam. Er kannte mich, meine Verhältnisse, und er wußte auch, daß ich mehr zahlen würde als jede Maschinenfabrik oder Gesellschaft, wenn mir die Möglichkeit gegeben wurde, das schnellste Schiff der Welt zu besitzen, ich allein, wenigstens für eine gewisse Anzahl von Jahren. Dann hätte er es ja noch immer anders verwerten können.

»Also es handelte sich noch nicht um den Ankauf eines Patentes, sondern mehr eines Geheimnisses. Na, ich traute der Geschichte nicht recht. Ein Modell hatte der junge Mensch nicht, brachte nur eine Unmenge von Zeichnungen mit – ich fand mich darin nicht zurecht, verstehe überhaupt von Maschinen herzlich wenig. Und einen Fachmann zu Rate ziehen durfte ich nicht, keinen anderen Menschen – ich hatte wegen strengster Hütung des Geheimnisses vorher mein Ehrenwort abgegeben.

»Wir wurden belauscht. Es war nicht meine Schuld. Dieser Kapitän Berseck hat die sämtlichen Zeichnungen gestohlen. Machte sich auf und davon. Und dann erfuhr ich auch gleich, wen ich beherbergt hatte. Einen professionellen Piraten, einen Raubmörder zu Wasser und zu Lande, einen Sklaven- und Mädchenhändler, auf den schon seit einem Jahre gepürscht wird. Auf seine Ergreifung ist seitens der internationalen Seegerichte eine Summe von 10 000 Pfund gesetzt, die englische Seebehörde hat noch 10 000 Pfund extra dazugesetzt. Ist Ihnen von alledem nichts bekannt?«

»Gar nichts.«

»Na, dann geht's Ihnen jetzt noch so wie mir damals. Ich habe sofort 50 000 Pfund dem versprochen, der mir diesen Schurken tot oder lebendig bringt, und heute,« der Lord schlug auf den Tisch, »heute erhöhe ich diese Prämie auf 100 000 Pfund. Wollen Sie sich diese zwei Millionen verdienen?«

»O ja, recht gern. Wo ist er denn zuletzt gesehen worden? Was für ein Schiff fährt er überhaupt?«

»Ja, das ist es eben, was ich Ihnen alles noch mitteilen muß. Sein Schiff hatte in den letzten Jahren schon immer keinen Namen. Natürlich, er war doch vogelfrei. Er wechselte eben stets Namen und Flagge. Aber sein Schiff wechselte sogar fortwährend das Aussehen. Dieser Kapitän Berseck ist nämlich ein Hexenmeister. Er versteht sein Schiff zu maskieren wie kein zweiter. Es sollte eine Brigg von vielleicht sechshundert Tonnen sein, das war

sein Schiff auch hier, dann aber will man wieder einen Vollmaster, dann eine Brigantine, dann eine Bark, dann einen Schoner gesehen haben. Er ändert nicht nur die Takelage, sondern er kann wahrscheinlich auch die Masten versetzen. Außerdem baut er am Heck etwas auf, erhöht die Back, verbreitert die Bordseiten . . . das läßt sich ja alles mit Holzverkleidung machen. Doch das kommt jetzt gar nicht mehr in Betracht. Nachdem er sich hier auf so gemeine Weise verabschiedet hatte, war er lange Zeit verschwunden, nun aber . . .«

Der Lord suchte in allen Taschen nach.

»Ich habe die Zeitung nicht hier, die ich vorhin bekommen habe. Kurz, Kapitän Berseck ist wieder aufgetaucht, vier Kapitäne bezeugen, ihn an verschiedenen Stellen gesehen zu haben, und am meisten können es die Bewohner von Albay. Kennen Sie dieses Albay auf den Philippinen?«

»Nein.«

»Ein kleines Hafenstädtchen auf der Insel Camarines. Kapitän Berseck ist bei Nacht gelandet, ist mit seinen zahlreichen Leuten über die Ansiedlung hergefallen, hat alles gebrandschatzt, alles mit Feuer und Schwert verwüstet und ist mit reicher Beute wieder absegelt, oder vielmehr abgedampft, unter anderem auch mit einigen Dutzend Philippinerinnen, die er natürlich als Sklavinnen verkauft.«

»Mein Gott,« rief ich, »ist denn solch eine Freibeuterei heutzutage noch möglich?!«

»Kapitän Berseck hat bewiesen, daß es noch möglich ist.«

»Wann ist das geschehen?«

»Davon später! Ich gebe Ihnen noch nähere Details. Jetzt erst die Hauptsache. Kapitän Berseck fährt jetzt ein anderes, viel größeres Schiff, mindestens tausend Tonnen. Wurde aber auch schon einmal als Vollschiiff, ein andermal als dreimastiger Schoner gesehen, auch von scheinbar verschiedener Bauart. Und außerdem

kann er dampfen. Es ist ein Schraubendampfer. Zwei Handelskapitäne und die Offiziere eines englischen Kriegsschiffes berichten, daß er mit einer ungeheueren, bisher noch gar nicht bekannten Schnelligkeit gedampft ist, was auch die unglücklichen Bewohner von Albay bezeugen.«

»Der hat einfach die Maschine nach jenen Zeichnungen ausführen lassen!«

»Natürlich, so ist es. Und somit ist dieser Hund auf See überhaupt nicht mehr zu fassen, er übertrifft jedes andere Schiff an Schnelligkeit.«

»Ja, lebt denn der junge Ingenieur nicht mehr, daß nach seinen Angaben . . . «

»Nein. Der wurde hier gleich an demselben Tage vor Kummer über den Verlust irrsinnig. Dort von jenem Felsen hat er sich herabgestürzt. Tot!«

»Hat er denn nicht Kopien von seinen Zeichnungen gehabt?«

»Hier nicht. Ich habe die Sache einem gewieften Detektiven übergeben, schon lange, sofort, habe aber noch keine Nachricht, das geht doch auch nicht so schnell von hier aus und wieder zurück. Ueberhaupt *nevermind* – 100 000 Pfund Sterling demjenigen, der mir diesen Schuft tot oder lebendig bringt. Kapitän Jansen, die können Sie sich verdienen.«

»Ja, wenn er mir mal in die Quere kommt . . . «

»Nein, Sie sollen sich ganz auf diesen Fang legen. Wieviel segelt Ihre ›Sturmbraut?«

»Bis zu sechzehn Knoten.«

»Und dampft?«

»Zwölf Knoten.«

»Können Sie das durch Verbindung nicht noch forcieren?«

»Ja, vor dem Winde habe ich es mit Hilfe der Maschine bis auf achtzehn Knoten gebracht.«

»Sehen Sie! Ihre ›Sturmbraut‹ verdient den Namen mit Recht. Ich habe nämlich auch schon etwas von Ihrem Schiffe gehört. Und

überhaupt – Sie sind der Rechte, um so etwas in die Hand zu nehmen.«

»Wo ist denn das Schiff von Berseck zuletzt gesehen worden?«

»In Albay. Sonst keine Ahnung. Sie müssen sich ihn eben suchen.«

»Ja aber, geehrter Mylord, die Erde ist groß, und ihre Oberfläche ist mit doppelt so viel Meerwasser wie mit Land bedeckt . . . «

»*Nevermind*, Sie haben Zeit. Und ich will Sie instand setzen, daß Sie sich dieser Sache ausschließlich widmen können. Wieviel verlangen Sie pro Tag? Nennen Sie den vollen Charterpreis für Ihre ›Sturmbräut‹.«

Schon wieder solch ein Angebot! Zunächst machte ich nur eine abwehrende Bewegung.

»Tausend Tonnen, nicht wahr? Sind Sie da mit fünfzig Pfund pro Tag zufrieden?«

»Mylord, ich kann nicht . . . «

»Ach, fassen Sie das doch nicht so auf! Mir kommt es doch nicht aufs Geld an. Also das Doppelte, hundert Pfund.«

»Nein, nein, Sie mißverstehen mich. Ich gehe nicht darauf ein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es doch nur ein außerordentlicher Zufall wäre, wenn ich das Schiff dieses Kapitäns aufstöberte. Oder weiß man denn, wo er sich immer verproviantiert? Wo er Kohle und Wasser einnimmt?«

»Das ist es eben, auch das ist ein Rätsel. Nein, das weiß man nicht, und dieses Rätsel können Sie gleichfalls lösen.«

»Und wenn das nun ein paar Jahre dauert?«

»*Nevermind*. Bis zu Ihrem Tode sollen Sie das Chartergeld erhalten, wenn Sie diesen Hund nur auftreiben und packen.«

»Nein, Mylord, auf so etwas gehe ich nicht ein. Es ist zu unsicher. Und . . . auch hierbei würde wieder meine Freiheit beschränkt . . . «

»Recht so,« ließ sich da Tischkoff vernehmen, der bisher schweigend zugehört hatte. »Sehen Sie, Mylord, ich hatte Ihnen gleich gesagt, daß Kapitän Jansen auf so etwas nicht eingehen würde – eben weil er ein Ehrenmann ist.«

Die beiden hatten also schon vorher darüber gesprochen.

»Ich will Ihnen meine Ansicht sagen, nahm ich wieder das Wort, »ich werde nach wie vor jeden Auftrag annehmen . . . «

Ein Kanonenschuß unterbrach mich. Er hätte mich nicht unterbrochen, wenn der Lord nicht so aufgefahren wäre.

»Was war das?!«

Durch die Kajütenfenster war nichts Besonderes zu sehen.

»Es wird ein Signalschuß gewesen sein,« meinte ich.

»Jetzt wird hier kein Signalschuß abgegeben, und außerdem klang das fast wie ein . . . «

Ein zweiter Schuß, aber doch nicht so klingend, und da sahen wir auf der Landseite das Entsetzliche, oder hatten es vielmehr gleichzeitig mit dem Donner gesehen.

Aus einem kleinen Hause stieg plötzlich eine Feuergarbe empor, das Haus war verschwunden, und wimmernd und brüllend wälzten sich die Menschen, die sich in der Nähe befunden, dort am Boden, während andere in wilder Flucht davonestoben.

»Eine Explosion!!« schrie ich.

Der Lord stand wie versteinert da.

»Ja, was soll denn in dem Hause explod . . . «

Da abermals ein Schuß – jawohl, das mußte unbedingt ein Kanonenschuß sein! – und da sah ich ganz deutlich, wie dort am Lande etwas in den Boden einschlug, wie ein großer Vogel war es herabgestürzt gekommen, eine Wolke von Staub und Erdmassen aufwirbelnd.

»Bomben und Granaten! Wir werden beschossen!!«

Mit diesem Rufe stürzte der Lord aus der Kajüte, ich ihm nach.

Was für eine heillose Verwirrung plötzlich an Land herrschte, kann ich gar nicht schildern. Ich sah ja auch nur den großen Dreimaster, der dort in einer Entfernung von mindestens sechs Kilometern auf dem Wasser lag und an dessen Bord soeben eine Rauchwolke emporstieg, noch eine, und da sah ich auch schon die großen Vögel geflogen kommen, im Nu waren sie da – und wieder ein Erdregen, neues Schmerzgeschrei, und zugleich legte sich Mr. Rugs Jacht über, als wolle sie kentern, es spritzte etwas in der Luft herum, und als sie sich wieder aufrichtete, zeigte sie hinten am Heck ein großes Loch.

Ich dürfte mich jetzt eigentlich nicht mit der Erklärung aufhalten, daß die Sprenggranate die hölzernen Schiffsplanken glatt durchschlagen hatte, ohne explodiert zu sein – oder es war ein Hartgußgeschoß gewesen.

Jenes Schiff dort beschoß die Insel – das war jetzt doch die Hauptsache.

»Kapitän Berseck – der Berserker, der Berserker!!« erscholl es überall.

Wohl zeigte das Schiff Flaggen, aber wieso daran gleich dieser Kapitän zu erkennen war, ob er schon vorher seinen Namen signalisiert hatte, das wußte ich nicht, erfuhr ich nicht.

Man stelle sich nur vor, wie es bei so etwas zugehen mag.

Schmerzgeschrei, Wutgebrüll, furchtbare Flüche, ein allgemeines Durcheinander, und dann donnernde Kommandos, welche den Laufenden eine bestimmte Richtung gaben – nach den Geschützen, welche auf der Insel vorhanden sein mußten, wenn solche auch nicht zu sehen waren.

»An die Geschütze!!«

Mehr hörte und sah ich nicht. Ich gab für mein Schiff, für meine Leute dasselbe Kommando, nicht wissen könnend, daß die Kanonen, welche ich damals von dem Wrack übernommen hatte, dermaßen gezurrt, d. h. befestigt worden waren, daß an ein Instandsetzen nicht gleich zu denken war, ganz abgesehen davon,

daß auch die Munition erst aus dem tiefsten Raume nach oben geschafft werden mußte.

Durch die Batterieluken sah ich, daß das Freibeuterschiff jetzt vorzog, schnellstens Reißaus zu nehmen. Kapitän Berseck hatte gewissermaßen nur seine Visitenkarte abgegeben – aus einem Grunde, den ich nie erfuhr. Einfach Uebermut!

Jetzt war auf dem vermeintlichen Segelschiffe plötzlich ein Schornstein aufgerichtet, mächtige Rauchwolken stiegen daraus empor, noch einige Granaten, die aber kein Unheil mehr anrichteten, und der Schraubendampfer schoß davon, dem Osten zu, und noch ehe eine der Inselkanonen eine Antwort hätte geben können, war er schon außerhalb der Schußweite, die man doch nur auf sieben Kilometer berechnen konnte.

Dies alles spielte sich aber schneller ab, als ich hier schildere. Und da begannen schon die Planken der ›Sturmbraut‹ unter den Umdrehungen der Schraube zu zittern.

Während ich im Zwischendeck mit den Geschützen beschäftigt gewesen war, hatte oben an Deck Tischkoff das Kommando ergriffen. Er war ja erst vor zwei Stunden hier angekommen, hatte bis zuletzt gedampft, es war noch immer volle Dampfspannung gewesen, und er hatte die Matrosen, welche aushilfsweise während dieser Fahrt einmal die Feuer bedient hatten – das ist ja schließlich keine Kunst, wenn man genügend Zeit dazu hat, denn mit professionellen Schiffsheizern kann es freilich kein Matrose und kein sonstiger Arbeiter aufnehmen, das furchtbare Kohlenstechen will gelernt sein – hatte diese also schon wieder hinabgeschickt.

Nun waren aber doch meine eigenen Leute auch schon wieder alle an Bord, und so stürzten jetzt auch die Heizer und Kohlenzieher Hals über Kopf hinab, die Ingenieure übernahmen die Maschine, und ich schickte nun schnellstens auch noch die Matrosen in die Takelage, um noch das bißchen Nordwind auszunützen.

Kurz, wir hatten mit einer Fixigkeit gehandelt, die uns alle Ehre machte. Es hatten auch einige andere Fahrzeuge im Hafen unter

Dampf gelegen, auch sie machten sich sofort auf die allgemeine Jagd, aber ehe die ihre Paddelräder in Bewegung setzen konnten, war meine ›Sturmbraut‹ schon weit, weit draußen, von den Segeljachten gar nicht zu sprechen.

Doch was kümmerten wir uns jetzt um das, was hinter uns vor sich ging?

In was für einer furchtbaren Erregung wir uns alle befanden, läßt sich denken.

»War es denn nur wirklich dieser Kapitän Berseck?« fragte ich, während ich die Stricke von den Geschützen abriß, den mir ganz gelassen zusehenden Tischkoff.

»Sicher. Er hätte gar nicht nötig gehabt, durch Signale sich erst vorzustellen – wer anders als dieser Berseck soll denn sonst eine friedliche Inselkolonie beschießen?«

»Warum hat er denn nur überhaupt geschossen?«

»Einfach, weil es ihm Spaß macht. Er wird von der Prämie gehört haben, die Lord Seymour auf seinen Kopf gesetzt hat, und nun fordert er ihn gleich noch zum Kampfe heraus.«

Aber dies letztere war doch nicht ganz der Fall. Das Schiff ließ es eben nicht zum Kampfe kommen, es floh vielmehr davon, und leider mußten wir erkennen, obgleich uns jetzt der stärker werdende Wind mit voller Macht packte, daß sich die Entfernung zwischen uns und ihm langsam, aber stetig vergrößerte. Es war uns eben an Schnelligkeit überlegen.

Ja, es war sogar bald zu bemerken, daß es ganz bedeutend schneller war als die ›Sturmbraut‹, indem mit uns gespielt wurde. Manchmal schienen wir näher zu kommen, einmal glaubte ich bestimmt, dort sei an der Maschine etwas gebrochen – aber sobald die Kanonen klar gemacht wurden, ging jenes Schiff unter Vollampf wieder auf und davon, durchs Fernrohr konnten wir sogar deutlich erkennen, wie man uns höhnisch zuwinkte.

Ein Glück nur, daß die dort drüben nicht noch weitertragende Geschütze hatten als wir, sonst wären wir natürlich übel daran gewesen.

Sie probierten es freilich, noch mancher Schuß bollerte. Aber keine einzige Granate erreichte uns. Zuletzt schusselte sie stets über das Wasser und versank noch weit vor der ›Sturmbräut‹. Dasselbe galt indessen auch von unseren eigenen Geschossen, die wir ab und zu abschickten.

Wenigstens aber wurde hierdurch erwiesen, daß dieser Kapitän Berseck ein Feigling war, der sich auf keinen offenen Kampf einlassen wollte.

»Wozu soll er auch sein Schiff und seine Leute riskieren?« entgegnete Tischkoff auf meine diesbezügliche Bemerkung. »Hat er es wirklich auf uns abgesehen, so wird er es auf andere Weise versuchen.«

»Auf welche?«

»Wissen Sie nicht, wie er den spanischen Dampfer gekapert hat?«

»Nein, Sie waren doch zugegen, als ich erklärte, überhaupt noch nichts von diesem modernen Freibeuter gehört zu haben.«

»Richtig! Nun, er hat sein Schiff als Wrack maskiert, hat den aufkommenden spanischen Dampfer um Hilfe ansignalisiert, ist mit seiner Mannschaft in die Boote gegangen – und als sie drüben an Bord waren, haben sie die ahnungslose Mannschaft einfach niedergemacht.«

Es war dasselbe Manöver, was ich schon früher einmal hatte erzählen hören, auch schon wiedergegeben habe.

Und das hatte dieser moderne Pirat bei einem großen Dampfer gewagt!

»Das soll er einmal bei mir probieren!«

»Was wollen Sie dagegen tun? Oder kennen Sie diese Leute? Jeden einzelnen davon? Oder Sie dürfen überhaupt keine Schiffbrüchige mehr aufnehmen.«

Mein Kommodore hatte recht, hatte furchtbar recht!

Ja, wie sollte dieses Spiel aber noch enden? Nun waren wir schon zwei Stunden unterwegs, wir jagten hinter dem Schiffe her, und es hatte doch absolut keinen Zweck.

Wir hatten schon mehrere Schiffe in Sicht bekommen, hatten sie überholt, aber was konnten die nützen? Die hatten doch höchstens Böller an Bord, und ehe die unser Signal verstanden, hätte der Pirat, der sich seiner Vogelfreiheit bewußt, sich recht wohl dabei gefühlt, die meist hölzernen Kästen einfach in den Grund geschossen.

Jetzt tauchten die Umrisse eines Fahrzeuges auf, das schnell als Kriegsschiff zu erkennen war.

Da gingen am Kreuzmast des verfolgten Dampfers Flaggen hoch.

»Auf Wiedersehen heute nacht,« lautete das uns gegebene Signal, und mächtig wirbelte dann der Dampf empor, erst jetzt entwickelte das Schiff seine ganze Schnelligkeit.

»Er flieht vor dem Kriegsschiff.«

»Das würde ihm wohl wenig anhaben können,« entgegnete Tischkoff, »der macht bedeutend mehr als achtzehn Knoten.«

Ja, da ging er hin. Wir konnten ihm nachsehen.

»Also heute nacht!« sagte Tischkoff, das Fernrohr zusammenschiebend.

»Was will er da?«

»Uns jedenfalls in Booten angreifen, uns im Schutze der mondlosen Nacht entern.«

»Er soll nur kommen!«

»Ja, da haben Sie recht, aber genügt nicht allein schon diese Drohung, uns matt und schlapp zu machen? Nun können alle Leute die ganze Nacht Wache halten und auslugen – und wenn sie auch zur Koje abgeteilt würden, nützt alles nichts, es würde doch keiner schlafen, und morgen werden wir lauter hohläugige Matrosen haben.«

Wieder sprach Tischkoff eine furchtbare Wahrheit aus. Der Gegner, der den Feind in ständiger Unruhe zu halten weiß, hat ihn bereits besiegt, und das gilt ganz besonders beim Seekrieg.

Nun, ich wollte mein möglichstes tun, um so etwas zu verhüten. Da gab es trotz alledem noch beruhigende Mittel.

Aber es sollte bald alles ganz anders kommen, wir sollten uns nicht mehr lange mit einem menschlichen Feinde zu beschäftigen haben.

Es war schon seit einiger Zeit Windstille eingetreten, in der Atmosphäre bereitete sich schon lange etwas vor, und jetzt kamen von Westen her pechschwarze Wolken mit einem gelben Schwefelsaume heraufgezogen.

Eine halbe Stunde später ging der Tanz los. Es war nicht gerade ein alles vernichtender Taifun, aber die Blaserei genügte. Ein Aufrechtstehen, ohne sich an etwas festzuklammern, was aber sehr solid sein mußte, gab's nicht mehr, und am Mittage war die Himmelselektrizität das einzige Licht, eigentlich ein ununterbrochener Blitz, der das ganze Firmament bedeckte, und man konnte sich gegenseitig ins Ohr brüllen – vor diesem Donner verstummte alles.

Mag diese Beschreibung genügen. Ich kann so einen Orkan mit Blitz, Donner und Regengüssen in der Tropenzone nicht schildern, da fehlen mir die Worte. Die poetische Ausmalerei überlasse ich denen, die dazu hinterm Ofen genügend Zeit haben.

Dieses Tohuwabohu währte reichlich vierzehn Stunden, bis nachts zwei Uhr. Das heißt, dann hörte wenigstens die Blaserei auf, daß man wieder atmen konnte, und auch das Gewitter flaute ab. Die See ließ dann natürlich noch lange zu wünschen übrig. Na, bei so einem Wetterchen hatten wir natürlich keinen Angriff von Piraten zu fürchten.

Ebensowenig aber konnte man von mir verlangen, daß ich etwa meinem Kommodore Geschichten erzählte, von dem hohlen Vogelberge usw.

Als vielleicht die Gelegenheit dazu gewesen wäre, hatte der Berserker mit Kanonen dazwischengeschossen, dann bei der Verfolgung war ebenfalls an anderes zu denken gewesen, dann mußten schleunigst Vorbereitungen getroffen werden, um den Sturm zu bestehen, und in diesem war, wie gesagt, die Gelegenheit zur gemütlichen Unterhaltung erst recht ungünstig.

Also nachts gegen zwei Uhr ließ der furchtbare Sturm schnell und ganz bedeutend nach. Dafür aber bekamen wir jetzt einen anderen Wellenschlag. Böse genug war er ja schon immer gewesen, aber der hier war noch viel böser. Sogenannte haushohe Wellen hatten wir schon immer gehabt – na, haushoch ist ein bißchen viel, doch es gibt ja auch kleinere Häuser, nur mit drei Etagen – – jedenfalls aber war es schon immer gerade genügend gewesen.

Weiter kann ich das ebenfalls nicht beschreiben, wie da Gott Neptun mit so einem Schiffchen Fangeball spielt. Jetzt fing er Fußball an.

Wer sich unbedingt an Deck befinden mußte, hatte sich festgelaßt, sich von anderen festbinden lassen müssen. Auch der Ausguck und der Mann am Ruder, die sich auf der Kommandobrücke befanden, ebenso wie die beiden Steuerleute. Denn jetzt mußten natürlich beide auf der Wache sein.

Nur ich war nicht angelascht. Ich hätte überhaupt gar nicht mehr gewußt, wo ich mich auf der Kommandobrücke hätte festbinden sollen, alles war schon besetzt.

Nur die Bussole war noch frei. Das ist das Postament, in das der Kompaß eingelassen ist, ein schweres Ding aus Gußeisen, aber mir nur bis zum Unterleib gehend, und wenn man nicht mit der Brust festgebunden wird, so hat die ganze Anlascherei ja gar keinen Zweck.

So begnügte ich mich, wenn die ganze Kommandobrücke unter Wasser gesetzt wurde, was in jeder Minute dreimal zehn Sekunden lang geschah, mich an dieser Bussole anzuklammern.

Es war etwas unbequem, ich mußte mich dabei stets bücken, war daher immer noch etwas länger unter Wasser, als es sonst meine ansehnliche Statur erfordert hätte, aber das mußte ich mit in den Kauf nehmen.

Ich wollte doch einmal sehen, ob mich eine Woge, und wenn sie auch noch so groß war, von der eisernen Bussole losreißen konnte, wenn ich sie mit beiden Armen umklammerte.

So dachte ich. Ja, der Mensch denkt, und . . . das Meer henkt. Es sollte nämlich mein Henker werden – wenn auch nicht mit dem Stricke. Henken ist ja auch etwas anderes als hängen.

Wieder kam eine mächtige Woge angerollt – patsch, alles unter Wasser! – und mit einem Male verlor ich den Boden unter den Füßen.

Ich wunderte mich darüber, ich hatte die Bussole doch noch immer innig umschlungen – und dabei merkte ich, daß es immer tiefer und tiefer hinabging – und da ging mir selbst eine Ahnung auf.

Die eiserne Bussole war aus den Planken gerissen worden, ich war mit ihr über Bord gesegelt!

IM STILLEN OZEAN.

Es war das erstemal, daß ich über Bord gewaschen worden war. Noch nicht einmal über Bord gefallen war ich. Leider nicht. Denn was ein echter Seemann ist, der muß doch erzählen können, wie er einmal über Bord gewaschen ist, mindestens gefallen, und dann ebenso mindestens mitten mang die Haifische.

Es gibt auch tatsächlich wenig Seeleute, die schon zehn Jahre Fahrzeit hinter sich haben und so etwas nicht erzählen können. Und ich konnte noch immer nicht mit so etwas renommieren.

Das heißt, solche Erwägungen stellte ich damals nicht an, als mir klar wurde, daß ich mich außerhalb der Bordwände im Wasser befand und so langsam auf den Grund hinabtrudelte.

Luft, Clavigo, Luft! Ich brauchte schon sehr nötig frischen Atem.

Das erste war natürlich, daß ich das eiserne Wickelkind aus meinen Armen ließ, der Kompaß konnte mir jetzt doch nichts mehr nützen, und dann strampelte ich ganz bannig mit den Beinen, um wieder nach oben zu kommen.

Gott sei Dank, ich hatte wieder einige Backentaschen voll Luft schnappen können, ehe sich mir abermals eine Woge über den Kopf stülpte.

Das zweite war, daß ich mich meiner Jacke entledigte, die mir schon seit einiger Zeit etwas eng geworden war, mich unter den Achseln kniff. Dabei aber, des war ich mir bewußt, kalkulierte ich, daß ich meinen silbernen Zahnstocher nicht in der Jacke, sondern an seinem gewohnten Platze, in der rechten Westentasche haben müsse, und so wollte ich die Weste doch lieber anbehalten. Nachfühlen konnte ich allerdings nicht.

Es ging hinauf und hinunter – – meistens aber war ich doch mehr oben als unten, und so entledigte ich mich zunächst meiner Schuhe, die ich glücklicherweise anstatt der Seestiefel trug.

Dann pustete ich einmal auf und konnte Umschau halten.

Ach, das sah traurig aus, was ich da erblickte! Wasser, nichts als Wasser. Allerdings sehr schönes Wasser, prachtvoll phosphoreszierend, ich war wie in einem Lichtmeer gebadet. Aber ich war nicht in der Stimmung, diese Schönheit zu empfinden. Wenigstens jetzt noch nicht.

Wo war mein Schiff? Ach, das hatte sich schon gar weit entfernt. Und ich bemerkte sehr schnell, daß sich die farbigen Bordfeuer immer weiter entfernten. Ich befand mich in einer heftigen Strömung, die mich fortriß, während die ›Sturmbraut‹ von einem noch immer starken Winde gerade in der entgegengesetzten Richtung davongeführt wurde, obgleich sie keine Segel gesetzt hatte.

Ich gab mir gar nicht erst die Mühe, ›Mann über Bord!‹ oder dergleichen zu schreien. Wohl mußte man auf der Kommando-
brücke sofort mein Verschwinden bemerken, wohl würde man die
›Sturmbraut‹, die bis zuletzt gedampft hatte, Bogen fahren lassen,
aber es war gar nicht daran zu denken, daß man mich auffinden
würde, und noch weniger konnte jetzt ein Boot ausgesetzt wer-
den.

Wer bei solch einem Seegange, ob in finsterner Nacht oder bei
hellem Tage, außerhalb der Bordwände kommt, der ist rettungslos
verloren.

Rettungslos verloren! Ich hatte mich mit meinem Geschick be-
reits abgefunden. Hatte mir ja einen ähnlichen Tod schon oft ge-
nug in meiner lebhaften Phantasie vorgestellt.

Was war weiter dabei? Seemannslos! Ich fühlte sogar etwas wie
Stolz, daß es die eiserne Bussole gewesen war, die nachgegeben
hatte, von den Wogen fortgespült worden war, nicht ich.

Nur der Gedanke an Haifische war mir unangenehm. Ich lugte
schon immer nach den phosphoreszierenden Scheinen aus, die
noch weißer leuchten als die Meeresinfusorien. Wenn sie kamen –
na, dann sollten diese Hyänen des Meeres erst noch einmal einen
Menschen kennen lernen. Ich fühlte nach – jawohl, hinten in der
Scheide steckte mein langes Dolchmesser.

Aber die Haifische kamen nicht. Die hielten sich jetzt vorsichtig
tief unten im Wasser auf, wo es auch der wildeste Sturm nicht
mehr aufwühlen kann.

Nämlich auch die Schwimmfähigkeit der Fische hat ihre Gren-
zen, ihr eigenes Element kann ihnen gefährlich werden. Um-
sonst sind doch nicht nach jedem größeren Sturme, der das Meer
furchtbar aufgewühlt hat, die Küsten mit zahllosen toten Fischen
bedeckt. Für den Fisch mag solch ein Aufruhr des Wassers das-
selbe bedeuten, wie für die Menschen und vierfüßigen Tiere ein
Erdbeben.

Ich wunderte mich, daß ich dagegen so leicht schwimmen konnte. Ich hatte gehört, daß ein Schwimmer bei sehr hoher See schon allein von den sich überstürzenden Wogen erschlagen würde. Diese fehlten hier allerdings. Es war eine gewaltige See, bald schwebte ich hoch oben auf einem Berge, dann schoß ich hinab in den Abgrund – aber das Ueberstürzen war nicht vorhanden, das war mein Glück.

Mein Glück? Zwei Stunden hatte ich schon einmal geschwommen, in der Elbe, also im Süßwasser, und ich konnte mich darauf gefaßt machen, mich hier in diesem salzigen, das doch viel leichter trägt, sechs Stunden lang herumquälen zu müssen.

Denn ich schwamm faktisch wie eine Blase. Auch im Süßwasser wurde ich trotz meines starken Knochenbaus sehr leicht getragen. Mein umfangreicher Brustkasten mochte daran schuld sein.

Aber warum sollte ich mich quälen lassen? Nur einen kleinen Schnitt ins Handgelenk, und bald würde mein Lebensblut dahingeflossen sein.

Doch pfui! Wie feig! Des Lebens Freude ist der Kampf. Und erst recht der mit den Elementen. Da kämpft man nicht mit Menschen, sondern mit Göttern.

Ich wurde zum göttertrotzenden und götterverspottenden Prometheus.

»O, ist das schön, ist das herrlich! So möchte ich mein ganzes Leben lang schwimmen!«

So jubelte ich – durfte dabei nur nicht den Mund zu weit aufreißen.

Es gelang mir tatsächlich, mich umzustimmen. Ich fand es zuletzt wirklich schön. Und war es denn dies auch nicht?

Das Wasser so warm, so mollig, und nun dieses Feuermeer, in dem ich auf und ab tanzte, immer hinauf und hinunter, wie auf einer Rutschbahn, und diese Myriaden von Funken, wie die sprühten und spritzten! Sie schmeckten nur sehr schlecht.

Da prasselte es von dem noch immer pechschwarzen Himmel herab, es knatterte wie Magazinefeuer. Au, au, au! Ich wäre gern untergetaucht, aber das geht bei dieser Schwimmerei im hohen Meere nicht, da wird man nur unfreiwillig untergetaucht. So mußte ich mich begnügen, bei jeder passenden Gelegenheit die Hände schützend über die Ohren zu legen, die schon wie Feuer brannten.

Erst dachte ich, es wäre Hagel. Aber den gibt's ja in diesen Tropenzone gar nicht. Es regnete einfach Bindfaden und Stricke, taubeneiergroße Tropfen. Besonders in Indien kann man von solchen Regentropfen sogar totgeschlagen werden.

Nichts beruhigt die aufgewühlte See so schnell wie solch ein Regenguß, den man freilich einmal erlebt haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Die Tropfen hörten auf, es wurden dicke Wasserstrahlen daraus – eben richtige Stricke.

Man kennt doch die Einrichtung in Bädern, wo von oben ein dicker Wasserstrahl herunterkommt, nicht nur so eine feinverteilte Brause. Solch einen Wasserstrahl hält man doch nicht lange auf dem Schädel aus, dann droht er zu platzen. Hier aber kommen diese Wasserstrahlen vom Himmel herunter, vielleicht aus einigen tausend Metern Höhe! Da ist begreiflich, daß solch eine entgegengewirkende Wasserlast auch die am höchsten gehende See schnell niederwerfen muß.

So geschah es auch jetzt. Mir aber wäre lieber gewesen, ich hätte noch so auf und ab tanzen können. Dieses Regnen hielt ich nicht mehr aus. Zum Glück ließ es bald nach. –

Was ich während der drei Stunden, die ich im sogenannten Stillen Ozean zubrachte, alles gedacht habe, kann ich nicht schildern.

Zuletzt dachte ich wohl gar nichts mehr. Ganz mechanisch führte ich die Schwimmbewegungen aus. Und das war auch sehr nötig. Wohl hatte sich das Meer etwas beruhigt, aber von einem Stillen Ozean war noch nichts zu bemerken, noch immer hätte man kaum ein Boot aussetzen können. Und jetzt stellten sich die

Haifische ein, welche man sich nur dadurch vom Leibe halten kann, daß man immer alle Gliedmaßen in Bewegung hält.

Doch sie griffen mich nicht an, ich blieb nicht immer von ihnen umschwärmt, wie es sonst bei einem unglücklichen Schwimmer der Fall ist. Jeder Fisch hat seine Zeiten, da er Lust zum Anbeißen hat oder keine. Das vorangegangene Unwetter schien die Hyänen des Meeres verstimmt zu haben. Sie kamen nur an, um sich den Gegenstand zu betrachten, der da in ihrem Elemente herumzapelte, dann schossen sie wieder pfeilschnell davon, um anderen Platz zu machen. Und ich war schon viel zu apathisch geworden, um mich noch darum zu kümmern. Immer beißt zu, wenn ihr Lust habt!

Da aber fuhr ich wie elektrisiert empor. Ein grünes Feuer! Das Steuerbordlicht eines Seglers! Ganz nahe vor mir war es plötzlich aus der Finsternis aufgetaucht, auch einige erleuchtete Bollaugen konnte ich jetzt unterscheiden.

Meine Lebenshoffnung war doch noch nicht so weit erloschen. Auch ein Matrose, der sonst immer nur flucht, kann einmal beten – besonders wenn er die sicheren Schiffsplanken unter den Füßen verloren hat und draußen im Wasser liegt.

Es ist eigentlich nicht hübsch, daß man erst dann zu beten anfängt, es ist sogar eine gewisse Feigheit, eine Erbärmlichkeit dabei, aber wenn es nun einmal so ist, muß man es auch gestehen.

Ja, ich habe gebetet.

»Herrgott im Himmel, hilf, daß ich mich bemerkbar machen kann und aufgenommen werde!«

Meine Chancen waren günstig. Das Schiff, welches schon ziemlich viele Segel gesetzt hatte, hielt direkt auf mich zu, schon nach fünf Minuten war es etwas querab vor mir, in der nächsten Minute mußte es vorbeirauschen, kaum fünfzig Meter von mir entfernt.

Jetzt konnte ich im Scheine der Bordlaternen sogar schon Menschen unterscheiden.

»Hallo, hallo. Mann über Bord, Mann über Bord!!!« heulte ich.

Da sprangen dort die Matrosen durcheinander, nach der Bordwand, spähten aus!

O, Gott, o, Gott, war das ein Anblick! Denn er sagte mir, daß ich gehört worden war.

»Mann über Bord, Mann über Bord!! Hier, hier, auf Steuerbord, vier Strich hinter Steuerbord!«

Kommandos, schrillende Bootsmannspfeifen – das Schiff, ein Dreimaster, drehte aus dem Wind, Segel wurden gerefft, Blendlaternen leuchteten auf, ihre Strahlen suchten das Meer ab, freilich nicht etwa vergleichbar mit einem elektrischen Scheinwerfer.

Dann aber kam doch ein blendendweißer Strahl – eine Magnesiumfackel mit Reflexspiegel.

»Hol ein Butenklüver, los Backbordtrossen, klar die Jolle!!«

Aber es sollte nicht dazu kommen, das Rettungsboot erst aussetzen zu müssen, was seine furchtbaren Schwierigkeiten gehabt hätte, denn das große Schiff schien noch bei jedem Wogenschlag kopfüber gehen zu wollen.

»Da swimmt he, da swimmt he!!« erklang der Ruf, so deutsch, wie auch die Kommandos immer gewesen waren, und ausgestreckte Arme deuteten auf mich.

An Seilen befestigte Korkringe wurden ausgeschleudert, sie trieben alle auf mich zu, ich faßte den einen, wurde herangezogen, ein stärkeres Seil traf meinen Kopf, ich packte es, ein Schwung, und ich befand mich an Deck.

Es war meine letzte Kraftleistung gewesen. Meine Beine versagten den Dienst, und dann schwand das Bewußtsein.

DAS RÄTSELHAFTE SCHIFF.

Doch es war keine wohltätige Ohnmacht. Mich quälte ein schrecklicher Traum. Ich schwamm und schwamm, und dabei wußte ich dennoch, daß ich in einer Koje lag und nur immer in den Decken herumwühlte, sie beim Wassertreten zusammenwürgte – es war Fieber, eine Folge der Ueberanstrengung.

Mehrmals wurde ich mit kühler Limonade getränkt, ich wußte es, aber ich vermochte nicht die Augen zu öffnen, ich schwamm weiter und balgte mich mit Haifischen herum.

Dann aber wurde der Traum undeutlicher. Ich glaube, jetzt kam Kapitän Berseck mit ins Spiel, den ich verfolgte, ohne ihn einholen zu können – bis mich endlich ein tiefer, erquickender Schlaf umfing.

Als ich erwachte, drang durch das Bollauge freundlich die Sonne herein. Ich war wieder vollkommen fieberfrei, fühlte mich ganz behaglich. Mit solch gesunden Augen schaute ich um mich.

Es war eine recht komfortabel ausgestattete Kabine. Wohl für einen Gast berechnet, auf den ja selbst jedes größere Segelschiff eingerichtet ist. Würdig, sogar eine verwöhnte Dame zu beherbergen. Der Waschtisch zierlich und von Mahagoni, desgleichen der in die Wand eingelassene Garderobeschrank, die oben offene Koje, in der ich lag, mit gestickten Seidendecken belegt, überhaupt gar keine richtige Koje, sondern ein Schwebbett, auf Federn und Rollagern ruhend, so daß die Schlingerbewegungen des Schiffes möglichst ausgeglichen wurden, das allermodernste ...

Meine Betrachtungen wurden durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen.

Donnerwetter, war das ein schöner Kerl! Das heißt männlich schön! Nicht etwa so ein Puppenkopf mit roten Bäckchen und schwarzen Löckchen, pomadisiert und in der Mitte gescheitelt, was ja manchen Frauenzimmern gefallen mag, aber mir wird's beim Anblick solch eines männlichen Puppenkopfes immer gleich schlecht.

Doch dieser Kopf hier hätte wohl auch jedem Weibe imponiert. Das tiefgebräunte Gesicht zeigte trotz aller Verwitterung wahrhaft klassische Züge, dabei tieferntst wie die blauen Augen, und daß der blonde Schnurrbart durch eine furchtbare Schmarre an der unrechten Stelle geteilt war, konnte dieses Gesicht ebensowenig entstellen, wie die anderen zahlreichen Schmissee, im Gegenteil,

dies hob die Kühnheit nur noch mehr hervor, welche sonst auch von dieser kraftvollen, breitschultrigen Gestalt ausging.

Ich sagte absichtlich nicht Narben, sondern Schmisse, weil ich nämlich lebhaft an einen Studenten dachte. Ich hatte schon einmal solch einen verluderten Studenten kennen gelernt, welcher, nachdem er auch im sechzehnten bis zwanzigsten Semester durchs Examen gekracht, zur See gegangen war. Sein Vater hatte etwas bei einer großen Schiffsreederei zu sagen gehabt, hatte ihm eine Stelle als Zahlmeister verschafft. Der hatte auch solche Schmisse gehabt.

War aber trotzallem immer ein trauriger Kerl gewesen.

Das war der hier nicht! Das war ein echter Seemann! Er hätte gar nicht den Südwester auf dem Kopfe zu haben brauchen, nicht solche mächtige Seestiefel. Alles Kraft und Kühnheit und ruhiger Trotz gegen die Elemente. Ausdauer bis ans Ende!

Als er herantrat, wollte ich mich aufrichten – Himmelbomben-element, da fühlte ich erst, wie ich zerschlagen war! Ganz gelähmt! Ja, man plätschert nicht ungestraft drei Stunden lang im Stillen Ozean herum.

»Herr Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut?‹« fragte seine sonore Stimme.

»Bin ich. Woher ist Ihnen das schon bekannt?«

»Sie haben im Traume davon gesprochen. Bitte, bleiben Sie nur liegen.«

Er klappte vom Bett einen Sitz herunter und setzte sich darauf. Da sah ich, daß er am rechten Handgelenk ein goldenes Armband trug, an dem eine große Silbermünze hing.

Recht unseemännisch, aber ... weil ich solch eitlen Tand nicht leiden kann, deshalb will ich das noch lange nicht bei anderen Männern verurteilen. Sein Steckenpferd hat schließlich jeder, und ich war mit meinem silbernen Zahnstocher ja auch so ein Narr.

Außerdem erkannte ich dann, daß es ein Georgstaler war, wie ihn wohl besonders Offiziere gern tragen, als Talisman, und ich

halte den Glauben an solch einen Talisman für gar keine so üble Sache.

Ein Offizier aber – ich meine einen Offizier mit einem Säbel, nicht nur einen Steuermann – war der früher einmal unbedingt gewesen, oder ich ließ mich doch gleich hängen.

Er schlug die Seestiefel übereinander, sich mit dem einen gegen die Wand stemmend, um nicht von seinem Bänkchen herunterzusrutschen, und blickte mich lange und forschend an.

»Und wem habe ich meine Rettung zu verdanken?« unterbrach ich endlich das Schweigen.

»Der ›Atlanta‹,« kam es einsilbig heraus, und das konnte doch nur der Name dieses Schiffes sein.

»Sie sind der Herr Kapitän?«

»Ja.«

Diese Einsilbigkeit mutete mich schon etwas seltsam an.

»Darf ich denn nicht den Namen meines Retters erfahren?«

»Anklam.«

Nach diesem einen Worte wieder eine lange Pause. Er blickte mich unausgesetzt an. Das ward mir langsam unangenehm.

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän Anklam.«

»Sie haben mir nicht zu danken.«

»Weshalb nicht? Sie haben mir das Leben gerettet, waren sogar bereit, unter den schwierigsten Verhältnissen ein Boot auszusetzen.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß nicht ich es war, der Sie rettete.«

»Wer denn sonst?«

»Atlanta.«

»Ja, wer ist das?«

»Meine Schwester.«

Ich mußte erst einige Zeit nachsinnen. Ich hatte doch geglaubt, dies sei der Schiffsname. Nun, das konnte ja noch immer sein, nun

aber kam auch noch eine Schwester in Betracht, und dann lag ein anderer Gedanke sehr nahe.

»Sie selbst hätten mich nicht gerettet?«

»Nein.«

»O! Warum nicht?«

»Weil ich höchst ungern einen Fremden an Bord nehme.«

»Da hätten Sie mich lieber meinem Todesschicksale überlassen?«

»Ja.«

Oho! Da fand ich nicht gleich Worte.

»Nicht wahr, Herr Kapitän Jansen,« fuhr da jener, der gesprächiger werden zu wollen schien, von selbst fort, »Sie haben das Wort Seezigeuner erfunden?«

»Nicht eigentlich ich – nun ja, ich habe es zuerst häufig gebraucht. Also auch Sie kennen dieses Wort nun schon? Da kennen Sie auch mich schon?«

»Ich kenne Sie. Und Sie nennen sich einen Seezigeuner?«

»Ja, ich bin ein solcher,« mußte ich lächeln, als mir in diesem Moment die Ereignisse der letzten beiden Jahre an meinen geistigen Augen vorüberschossen.

»Well, auch ich bin ein solcher Seezigeuner.«

Schon wieder einer! Nun ja, ich sollte erst später erkennen, wie viele solche Seezigeuner es in der Welt gibt. Aber man hört so selten von ihnen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht von Zeitungsberichterstattem besucht werden können. Denn wo ist ihre Heimat? Und das ewige Meer ist schweigsam wie das Grab.

»Auch ich bin ein Jachtsportsman – nein doch, ein freier König des Meeres!!«

Wie Feuer war es plötzlich aus den blauen Augen hervorgebrochen.

»Solch ein freier König des Meeres möchte auch ich gern sein!«

»Sie wollen es?«

»Es war immer mein Ideal.«

»Warum haben Sie es nicht verwirklicht?«

»Ja, ich wollte es immer, aber das Schicksal wollte nicht. Es machte mich immer abhängig, und wenn ich glaubte, ich hätte es erreicht, dann kam immer wieder etwas dazwischen. Doch da müßte ich Ihnen meinen ganzen Lebenslauf erzählen.«

»Das ist nicht nötig, ich kenne ihn, wenigstens Ihre letzten Jahre auf der ›Sturmbräut‹, und ich weiß, was Sie meinen.«

»Dann ist es ja gut!«

»Soll ich Sie zum freien Seekönig machen?«

Wieder leuchteten diese blauen Augen ganz mächtig auf!

»Bitte, sehr gern!«

»Wir werden noch darüber sprechen,« entgegnete der Kapitän, und ein flüchtiges Lächeln huschte über seine edlen Züge. »Sie werden zunächst Appetit haben.«

Na, das war ein vernünftiges Wort! Was nützt mir eine Königskrone, wenn ich dabei Hunger leiden muß!

»Meine Schwester wird Sie gleich bedienen.«

Nach diesen Worten stand er auf und verließ die Kabine.

Seine Schwester? Die Atlanta? Mich bedienen?

Donner und Doria! Und ich lag hier im Bette! Sollte ich mich nicht erst fix anziehen? Ja; aber wenn sie nun inzwischen hereinkam, und ich stand gerade sogar ohne die Unaussprechlichen da? Nein, lieber nicht, dazu war ich zu genant. Außerdem sah ich meine Sachen gar nicht, auch nicht andere, sie hätten denn gerade dort in dem Schranke hängen müssen. Und ich wagte nicht einmal, schnell bis dorthin zu schlüpfen, weil er von seiner Schwester gesprochen hatte, die mich bedienen sollte.

Ja, aber warum sollte ich denn überhaupt im Bett . . .

Da ging abermals die Schiebetür auf, und richtig, sie war's!

Donnerwetter! Ich hatte, um mir Mut zu machen, im Hemde einmal nach dem Kleiderschranke zu springen, mir im Geiste eine alte, ausgetrocknete Schachtel von etlichen vierzig Jahren mit einer langen, spitzen Nase und mit Triefaugen vorgestellt – und nun

erblickte ich hier vielleicht das pompöseste Weib, das ich jemals in meinem Leben gesehen hatte und habe, das sage ich noch jetzt, da ich dies als alter Mann schreibe.

Aber nun fängt es wieder mit der elenden Schilderung an! Wie soll ich solch eine Schönheit beschreiben?

Nun, das hier war so ein Puppenkopf mit rotgeschminkten Bäckchen. Und das gefiel mir. Bei Frauenzimmern ist das eben etwas ganz anderes als bei Männern. Das heißt, sie war nicht etwa angepinselt. Das war die Röte der Gesundheit, die die sonst schneeweiße Haut mit einem rosigen Hauche überzogen hatte.

Kennt man die wunderschöne Dame im Panoptikum, im Wachsfigurenkabinett, die mit dem Fächer wedelt und dabei immer den Kopf hin und her bewegt und mit den Augen klappert? Sie muß allemal schwarze Haare und einen ganz kleinen, kirschroten Mund haben.

Na, das hier war diese Wachsfigur, als Personifizierung der weiblichen Schönheit. Nur lebendig.

Ueberhaupt, kann ich gleich sagen, ganz das Gegenteil von Blodwen. Ein rundes Gesicht, große, schwarze Augen, ein kleines, rotes Mündchen . . . und was eben sonst noch alles zu dieser wunderschönen Panoptikumsfigur gehört.

Also auch die Figur war danach beschaffen.

Atlanta! Ja, das war sie. Dem Meere entstiegen. Sie trug nämlich ein weites Gewand von hellgrüner Gaze, das um die Hüften durch einen silbernen Schuppengürtel zusammengehalten wurde. Unten war es sehr lang, schleppte nach – oben war viel weniger Stoff vorhanden, auch die Aermel waren ganz weit und lang herabhängend, so daß man bei jeder Bewegung die vollen, weißen Arme und noch viel mehr sehen konnte.

Dabei nun das schwarze Haar fein frisiert, um den vollen Hals eine prachtvolle Perlenkette . . . na, kurz und gut, eine bezaubernde Erscheinung. Ich guckte nicht schlecht.

Sie brachte ein Servierbrett mit herein, darauf eine silberne Teekanne und Tasse, geröstete Brotschnitte und besonders die runden Eier darauf sehr geschickt balanzierend, denn das will bei so einem schlingernden Schiffe gelernt sein, klappte von meinem Bette ein anderes Brett herunter, in dessen Klammern die silberne Tafel genau paßte, und wie ich jetzt merkte, war Topf und Tasse wieder auf diesem befestigt. Nur die braunen, gesprenkelten Möweneier mußten noch besonders gesichert werden.

Doch das sind ja alles Nebensachen.

»Wie geht es Ihnen, Herr Kapitän? Wie fühlen Sie sich?«

Ich hätte sie eher für eine Spanierin gehalten. Aber es war dennoch die Schwester jenes Kapitäns, die Aehnlichkeit war trotz aller Grundverschiedenheit eine ganz auffallende – wie das möglich ist, läßt sich nicht weiter beschreiben – und jetzt fiel mir auch die Aehnlichkeit der Stimme auf, und ihr Bruder war ein echter Germane gewesen. Man findet ja genug deutsche Frauen, welche so ein südländisches Aussehen besitzen, ohne daß nachweislich ein Tropfen fremdes Blut in ihre Adern gekommen ist. Man sagt, daß das sehr gefährliche Frauen sind, trotz ihrer sonstigen Ruhe noch viel leidenschaftlicher werden können als die wirklichen Südländerinnen.

»Danke, ganz gut.«

»Geben Sie mir Ihre Hand!«

Sie krabbelte mir mit ihren kleinen, wie gedrechselten Fingerchen lange am Gelenk herum, ehe sie den Puls fand.

»Sie haben noch immer Fieber.«

»Ich merke wirklich nichts davon.«

»Sie waren sehr krank.«

»Ach nein!«

»Wissen Sie, wie lange Sie geschlafen haben?«

»Ich halte das für die frühe Morgensonne.«

»Ja; aber nicht die Morgensonne desselben Tages, an welchem wir Sie aufgefischt haben. Inzwischen ist ein ganzer Tag vergangen.«

»Was?!«

»Sie haben länger als vierundzwanzig Stunden geschlafen.«

Ja, dann freilich – dann konnte ich mir diesen fürchterlichen Wolfshunger erklären, der sich immer deutlicher fühlbar machte, und ich schielte etwas wehmütig nach den wenigen Brotschnitten und nach den drei Eiern.

»Sie haben außerordentliches Fieber gehabt. Sie dürfen vorläufig nur leichte Sachen essen.«

Sie schenkte mir Tee ein, und ich fügte mich.

Während ich aß, schaute sie mich unverwandt an. Das ewige Meer macht jeden schweigsam, der sich ihm ergibt, aber mir wurde das peinlich.

»Was für ein Schiff ist das?«

»Die ›Ozeana‹.«

Also doch wenigstens so etwas Aehnliches wie ihr eigener Name.

»Was für ein Typ?«

»Ein Vollrigger.«

Sie war schon ganz ›Seemann‹ geworden. Das ist die Abkürzung für einen Vollmaster, also ein vollgetakeltes Schiff, an jedem Maste Rahen.

»Unter deutscher Flagge?«

»Unter gar keiner.«

»Sie haben gar keine Nationalität?« staunte ich. »Jedes Schiff muß doch wenigstens einen Heimatshafen haben.«

»Wir haben keinen.«

Ich dachte an Blodwen; bei der war jetzt etwas Aehnliches der Fall, die führte ihre eigene Flagge, aber die hatte dazu von dem allmächtigen England die Konzession erhalten.

»Ja, wenn Sie aber nun von einem Kriegsschiff aufgefordert werden, die Flagge zu zeigen?«

»Nun gut – allerdings ist die ›Ozeana‹ in Kalkutta unter englischer Flagge registriert, aber das ist nur eine Förmlichkeit, wir selbst nennen uns heimatlos; wir wollen auch nichts von einer Nationalität wissen.«

Da sieht man wieder einmal, wie selbst die Freiheit auf dem freien Meere seine Grenzen hat.

»Das ist aber nur für den höchsten Notfall,« fuhr sie von selbst fort, »und dieser ist noch niemals eingetreten. Wir haben noch niemals diese Flagge gezeigt.«

»Sie sind noch niemals von einem Kriegsschiffe dazu aufgefordert worden?«

»Doch, aber wir verweigern, Namen und Flagge zu zeigen.«

»Wie wollen Sie denn dem ausweichen?«

»Nun, wir tun es eben nicht.«

»Dann ist jedes Kriegsschiff berechtigt, Sie mit Beschlag zu legen, ins Schlepptau zu nehmen; es kann Sie sogar in den Grund schießen.«

Ein unsäglich spöttisches Lächeln trat auf den schönen Zügen hervor, ohne diese zu entstellen.

»Mich?«

»Ihr Schiff meine ich natürlich.«

»Dies wissen wir zu verhindern.«

»Auf welche Weise denn?«

»Wenn Sie bei uns an Bord bleiben, werden Sie es erfahren.«

Dies lenkte zunächst meine Gedanken auf etwas anderes. Ich dachte an meine ›Sturmbräut‹, an meine Leute.

»Wohin segeln Sie?«

»Nach Nordwesten.«

»Haben Sie denn nicht ein bestimmtes Ziel?«

»Nein. Hat Ihre ›Sturmbräut‹ eins gehabt?«

»Hm. Wissen Sie eigentlich, auf was für einer Fahrt ich begriffen war, als ich über Bord gewaschen wurde?«

»Sie waren hinter dem Kapitän Berseck her, der Fanafute bombardiert hat.«

»Woher ist Ihnen das bekannt?« fragte ich mit grenzenloser Überraschung.

»Nun, Sie haben im Fiebertraume alles ausführlich erzählt.«

Ach so – ich brauchte gar nicht überrascht zu sein. Es ist doch unangenehm, wenn man im Traum so schwatzt – wer weiß, was ich da alles hervorgebracht hatte. Doch ich hatte ja ein gutes Gewissen.

»Wird die ›Sturmbräut‹ nach Fanafute zurückkehren?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe vorher gar keine Dispositionen getroffen. Ja, gestatten Sie mir erst noch eine andere Frage, die mir gerade einfällt – Sie weigern sich durchaus, Namen und Flagge Ihres Schiffes zu nennen?«

»Durchaus! Mein Bruder ist ein Sonderling, der neben sich keine andere Macht anerkennen will.«

»Aber wenn das Schiff einen Hafen anläuft, muß er es tun.«

»Wir laufen keinen Hafen an.«

»Nanu, Sie müssen doch Ihren Proviant ergänzen!«

»Dazu brauchen wir aber keinen Hafen anzulaufen.«

»Woher bekommen Sie denn den sonst?«

»Sie werden es erfahren, wenn Sie bei uns an Bord bleiben,« lautete wiederum ihre Antwort.

Jetzt wurde ich natürlich erst recht gespannt. Rätselhaft war mir die ganze Sache ja schon von vornherein gewesen; mit diesem Schiffe mußte irgendein Geheimnis verbunden sein, das war mir gleich zum Bewußtsein gekommen, als ich mich nun mit dem ersten Augenaufschlag in der Kabine umgeschaut hatte, ohne zuerst einen richtigen Grund dafür zu haben. Aber allein der Kapitän hatte dann meine Ahnung bestätigt, diese seine Schwester tat es jetzt erst recht, mit ihren eigenen Worten.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ja, ich wollte die mir angebotene Gastfreundschaft benützen. Mochten mich meine Jungen einstweilen für tot halten. Ich hatte ja überhaupt gar keine Gelegenheit, dies zu dementieren. Das konnte ich höchstens erst später in einem Hafen tun, durch Erklärung in einem Schiffspapier. Und meine ›Sturmbraut‹ war ja unter der Führung meines famosen Kommodore gut aufgehoben; denn ich mußte diesen geheimnisvollen Mann wirklich bald für allwissend halten.

»Sie haben ein Versteck, eine heimliche Proviantkammer?« fragte ich zunächst, dabei lebhaft an den Vogelberg denkend.

»Ja.«

»Wo?«

»Aber, mein bester Herr Kapitän,« lächelte sie jetzt, »solch ein Geheimnis wird man doch nicht gleich offenbaren.«

»Sie sagten doch, ich sollte es erfahren.«

»Ja, aber durch eigene Anschauung müssen Sie sich davon überzeugen. Denn wenn ich es Ihnen erzähle, würden Sie es ja doch nicht glauben.«

»Ist es so wunderbar?«

»Wunder-wunder-wunderbar!«

»Gut, ich nehme Ihr Anerbieten an, ich bleibe vorläufig hier an Bord, bis Sie mich überdrüssig haben und wieder absetzen,« mußte ich ob dieser dreifachen Versicherung der Wunderbarkeit lachen.

Da plötzlich ging es über diese schönen, sonst sehr ernsten Züge wie ein Sonnenschein des Glücks, als sie mir ihre kleine Hand hinhielt.

»Abgemacht!«

Ich nahm diese warme Hand und drückte sie leicht.

»Ja, abgemacht, Madam ... wie darf ich Sie eigentlich nennen?«

»Ich bin unverheiratet.«

»Also abgemacht, Fräulein Atlanta.«

»Fräulein Atlanta, wie das klingt,« lachte sie. »Das ist mir gänzlich fremd. Nennen Sie mich nur Atlanta, wie jeder zu mir sagt.«

Unsere Hände waren endlich wieder auseinandergekommen.

»Ist das Ihr richtiger Name?«

»Atlanta? Ja.«

»Ein ganz ungewöhnlicher Name.«

»Ich bin auf dem Atlantischen Ozean geboren worden.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Und mein Bruder auch.«

»Da waren wohl schon Ihre Eltern solche Seezigeuner? Verzeihung, aber . . . «

»Ich weiß, ich weiß, mein Bruder hat mir schon davon erzählt. Ja, bereits unsere Eltern waren echte Seezigeuner, welche das ganze Meer ihre Heimat nannten. Aber noch mehr: meine Mutter war tatsächlich eine Zigeunerin.«

Sie blickte mich gespannt an, und ich sie nicht minder.

»Eine richtige Zigeunerin? So eine Landstreicherin, welche aus der Hand wahrsagt und stiehlt, was nur zu stehlen . . . «

O Gott, was hatte ich da in meiner Offenherzigkeit gesagt!

Und sie blickte mich denn auch plötzlich mit ganz großen Augen starr an.

»Dann denken Sie verächtlich über die Kinder solch einer Zigeunerin?«

»I wo, Fräulein, nehmen Sie das doch nicht so, das war mir nur so herausgefahren, ich habe das Herz überhaupt immer auf der Zunge, und ich habe als Kind eben keine anderen Zigeuner kennen gelernt. Was können denn die Kinder dafür, was ihre Eltern gewesen sind? Nee, faktisch, Ihre Mutter war eine richtige Zigeunerin? Die Zigeunersch sind immer als Kind mein Ideal gewesen. Wenn ich an Land bleiben mußte, dann wollte ich mindestens so ein freier Vagabund werden. Und . . . ich hab's noch jetzt im Blute.«

Ihr Ausdruck war gleich ein anderer geworden, sie lachte.

»Mein Vater heiratete sie aus Liebe,« sagte sie dann, wieder ernst werdend.

»Natürlich, natürlich,« stimmte ich bei, »wo die Liebe hinfällt!«

»Er hatte sich mit einer jungen Zigeunerin eingelassen.«

»Ja ja, wie das so manchmal ist.«

»Es war ein wunderschönes Mädchen.«

»Aber schöner als Sie kann Ihre Mutter nicht gewesen sein.«

Ich weiß nicht, wie mir das so herausgefahren war. Es war eben meine ehrliche Offenheit.

In ihrem Gesicht zuckte es, aber sie wollte nichts gehört haben.

»Und dann hat er sie geheiratet, obgleich er es durchaus nicht nötig gehabt hätte. Aber er hatte sie verführt, und auch ein Zigeuner ist doch schließlich ein Mensch.«

»*A la bonheur*, das gereichte Ihrem Vater doch nur zur höchsten Ehre. Meine Hochachtung!«

»Ja, aber nicht zur Ehre vor seinen Geschwistern und übrigen Verwandten.«

»Das kann ich mir schon denken. Es gibt solche Menschen genug.«

»Und wenn Sie wüßten, wer mein Vater gewesen ist!«

»Nun, wer denn?«

»Kennen Sie nicht den Namen Anklam?«

»Nur als Namen einer Stadt. Anklam liegt doch wohl im Regierungsbeziek Stettin?«

»Jawohl, von dort stammte mein Vater her.«

»Ach, da ist das wohl nur ein angenommener Name?«

»Ja. Mein Vater war ein Edelmann, noch mehr.«

»Ein Graf?«

»Noch mehr.«

»Ein Herzog? Ein Fürst?«

»Ich darf es nicht sagen, dies alles hat mein Vater selbst begraben, und das muß uns heilig sein. Und er hat auf alles, alles verzichtet.«

»Wegen dieser Zigeunerin?«

»Ja. Er wurde so angegriffen, daß er verzichtete, obgleich er es nicht etwa nötig hatte, man konnte ihn nicht verstoßen. Aber er warf seinen stolzen Verwandten Geld und Titel und alles vor die Füße – wegen dieser Zigeunerin.«

»*A la bonheur*, meine Hochachtung vor Ihrem Vater wächst immer mehr – das muß ja ein herrlicher Mann gewesen sein, gerade mein Fall!«

»Und dann ging er zur See.«

»Er kaufte sich sein eigenes Schiff?«

»Das mußte er sich erst verdienen, er hatte ja gar nichts mehr.«

»Aha! Immer besser. Aber dann fuhr er seine eigene Jacht, nicht wahr?«

»Ja, dann nannte er sich einen freien König des Meeres.«

»Merkwürdig, daß ich niemals etwas von ihm gehört habe!«

»Warum? Mein Vater hat immer ganz für sich gelebt, nur auf seiner Jacht, seine Mannschaft war sein Volk, doch sonst hat er niemals von sich reden gemacht.«

»Ganz mein Fall. Und auch seine Frau hatte er immer mit an Bord?«

»Immer.«

Diesmal sagte ich nicht: ganz mein Fall.

»Da sind Sie und Ihr Herr Bruder also auch an Bord geboren?«

»Wie ich schon sagte, und zwar beide während der Durchkreuzung des Atlantischen Ozeans. Mein Bruder erhielt den Ihnen wohl etwas ungewöhnlich, uns aber ganz geläufig klingenden Vornamen Neptun, ich wurde Atlanta getauft.«

Ich merkte, wie dieses sonst jedenfalls sehr schweigsame Mädchen begierig die Gelegenheit ergriff, sich einmal mit einem anderen Menschen unterhalten zu können.

»Und was für schwierige Verhältnisse das waren!« fuhr sie fort.

»Das glaube ich schon.«

»Herr Kapitän, ich möchte Ihnen etwas gestehen.«

»Nun?«

»Auf die Gefahr hin, daß Sie sich dann mit Abscheu von mir wenden.«

»Aber ich bitte, wie soll Sie denn überhaupt jemand verabscheuen können!«

»Ich möchte es fast gar nicht sagen.«

Sie war trotz aller sonstigen Ungewöhnlichkeit doch immer noch ein echtes Weib!

»Ist es denn etwas gar so Fürchterliches?«

»Mein Vater hatte Hunde an Bord.«

»Weiter nichts?« mußte ich lachen.

»Wolfshunde, die Abkömmlinge von echten Wölfen.«

»Und da haben Sie wohl, als der Proviant einmal ausging, Wolfsbraten gegessen?« mußte ich noch immer lachen. »Und deshalb wollen Sie meine Absolution? Die haben Sie. Ich habe schon ganz andere Dinge verspeist.«

»Nein, aber die Mutter konnte ihre Kinder niemals selbst nähren.«

Jetzt mochte ich allerdings große Augen machen.

»Was, und da sind Sie und Ihr Bruder wohl gar von einer Wölfin gesäugt worden?!«

»Ja.«

Da erst bemerkte ich, wie sie mich mit ängstlicher Erwartung anblickte, auch dieses so gehauchte Ja mußte auffallen – da aber hielt ich ihr lachend die Hand hin.

»Sie glauben wohl gar, daß da irgend etwas dabei ist? Sie meinen wirklich, daß Sie deswegen von jemandem verachtet werden können?«

»Es ist schon oftmals geschehen,« hauchte sie wiederum so.

»Na, das müssen die richtigen Schwachköpfe gewesen sein, oder ganz gemeine Menschen. Kennen Sie denn nicht die Fabel

von Remus und Romulus, von den Gründern Roms, welche ebenfalls von einer Wölfin gesäugt wurden? Und die wurden dann unter die Halbgötter versetzt.«

Ich sprach noch mehr – die Hauptsache war, daß ich dergleichen Gedanken aus ihrem Kopfe brachte, das war ja auch gerade so etwas für mich, so etwas imponierte mir – von einer Wölfin groß gezogen! – und dabei schüttelte ich ihr immer lachend die Hand, behielt diese noch länger in der meinen.

»Na, sind Sie nun beruhigt?«

»Ja, weil Sie es sagen.«

»Hat Ihnen denn dies noch kein anderer gesagt?«

»Doch, aber nicht so wie Sie.«

»Ihre Eltern sind tot?« sprang ich jetzt auf ein anderes Thema über.

»Beide.«

»Und nun leben Sie mit Ihrem Bruder ebenso auf dem eigenen Schiffe?«

»Ebenso. Wir kommen mit anderen Menschen gar nicht mehr in Berührung.«

»Und Sie fühlen sich dabei glücklich?«

Eine lange Pause.

»Glücklich?« wiederholte sie dann leise mit einem ganz verächtigen Zucken um die Mundwinkel.

Und mit einem Male wirft sich das Weib über mein Bett, umklammert mit beiden Armen die Bettdecke, unter der mein Oberkörper liegt, und jammert und schluchzt in einem fort:

»Von einer Wölfin gesäugt, von einer Wölfin gesäugt . . . «

Und dann ist sie hinaus.

VON EINER WÖLFIN GESÄUGT!

Ich war starr. Ich brauchte lange Zeit, um mich zu erholen. Hätte die mir plötzlich eine Liebeserklärung gemacht, mich abgeküßt – ich wäre längst nicht so baff gewesen. Aber so!

»Was zum Teufel nimmt die sich denn so zu Herzen, daß sie von einer Wölfin gesäugt worden ist?!«

Mit diesen Worten sprang ich mit gleichen Füßen aus der Koje, verriegelte die Tür und öffnete den Kleiderschrank.

Richtig, da hingen meine Sachen, trocken und sogar gebügelt, in der Westentasche war mein Zahnstocher, dann waren aber auch noch andere Kleidungsstücke vorhanden, so daß ich z. B. meine Jacke ersetzen konnte – nur mit den Hosen sah es mau aus, das war überhaupt bei mir stets der wunde Punkt, wenn ich mich mit fremder Garderobe behelfen mußte, sie reichten mir alle nur bis zu den Knien – doch da war ja eben meine eigene, sogar eine Falte hineingebügelt, und in den unteren Schubladen fand ich auch Wäsche.

Ich fuhr in die Büxen. Oder, um mich feiner auszudrücken: ich machte Toilette – *grande toilette*.

Nun muß ich aber gestehen, daß mein Blut bei jenem Manöver ganz mächtig erregt worden war. Es war schon vorher immer etwas heiß gewesen. Na ja, ich war ja ein schwer Fieberkranker. Mir wäre eigentlich lieber gewesen, wenn sie mich selber abgeknutscht hätte, anstatt nur die Bettdecke, und wenn sie von etwas anderem gesprochen hätte, als nur immer davon, daß sie am Euter einer Wölfin ihren ersten Appetit gestillt.

Na, sie war ja noch an Bord dieses Schiffes, da konnte ja noch die Fortsetzung kommen. Wirklich, ein tadelloses Frauenzimmer! Einmal etwas ganz, ganz Apartes!

War doch gespannt, wie das noch kommen, was ich hier noch alles erleben würde. Ich war überhaupt mächtig gespannt, wie ein Aal in der Hobelbank. Neptun, Ozeana, Atlanta – keine Heimat und keine Flagge – Sie werden schon noch erfahren, wo wir uns verproviantieren – das klang alles so geheimnisvoll.

Natürlich, ein Geheimnis war mit diesem Schiffe verbunden. Man hat doch nicht umsonst eine Zigeunerin zur Mutter und ist doch nicht umsonst von einer Wölfin gesäugt worden!

Was für seltsame Existenzen es doch in der Welt gibt, und die anderen Menschen erfahren gar nichts davon!

Für die See gilt das noch viel mehr als für das Land, da kann das Geheimnis viel besser bewahrt bleiben. Da kann es ja die tollsten Sonderlinge geben! Und sackt das Schiff, diese kleine Welt für sich, einmal auf den Grund – na, dann ist eben auch keine Spur mehr davon vorhanden.

Was ich hiermit meine, ist wohl verständlich. Zu Land mag ein verrückter Sonderling noch so geheimnisvoll hausen, sich mit einer undurchsichtigen Mauer umgeben – man kann sein Treiben dennoch beobachten, es muß ihm alles gebracht werden, was er zu seines Lebens Nahrung und Notdurft gebraucht, und stirbt er, so findet man doch noch etwas von seinen Eigentümlichkeiten in der Hinterlassenschaft, mag er sonst auch alles verbrannt haben – auf festem Boden lassen sich eben alle Spuren doch nicht so verwischen – das Meer hingegen macht einfach einen einzigen Schluck – spurlos verschwunden ist alles, nicht eine Ratte kann noch etwas erzählen.

O, ich lobe mir das Meer!! Das ist etwas Ganzes, nichts Halbes. Ich möchte ein Hatschigagok sein, auch so ein Fischmensch.

Ja, was machte jetzt wohl mein Karlemännchen?

Unter solchen Gedanken, unter denen ich aber der Hauptsache nach doch immer dieses pompöse Frauenzimmer in dem grünen Gazekleid vor Augen hatte, war meine Toilette beendet.

Ich trat hinaus. Ein hochnobler Gang! Oder will beim Korridor bleiben, der nämlich auf Schiffen einfach ›Gang‹ genannt wird. Mit einem sonderbaren Stoffe belegt, den ich beim näheren Untersuchen als Gummi oder Kautschuk erkannte, wenigstens zwei Zentimeter dick. Damals auch noch etwas ganz Neues, Läufer und Teppiche aus Kautschuk! Uebrigens sehr kostspielig!

Worin sonst das Hochnoble bestand, kann ich nicht weiter beschreiben, ich entsinne mich dessen nicht mehr so genau. Weiße Holzwände mit vergoldeten Schnörkeln und dergleichen, was

man sonst nicht so leicht auf einem Segelschiffe zu sehen bekommt, es sei denn eine Lustjacht. Aber das war doch hier ein großer Kasten. Meine ›Sturmbraut‹ war schließlich auch eine Lustjacht, aber so fein sah es in der nicht etwa aus.

Hüben und drüben Kabinentüren, und dann kam ich geradeaus, aber nach hinten, in die Kajüte.

Auch hier wieder alles hochvornehm. Wie auf einem Luxusdampfer. Doch Besonderes bemerkte ich sonst nicht.

Anwesend war niemand. Die vom Innern der Kajüte ausgehenden Kabinen gehörten doch offenbar dem Kapitän und seiner Schwester, die waren für jeden anderen tabu, heilig, und man öffnet doch auch nicht in einem fremden Hause, in dem man Gast ist, jede Tür.

Ich hätte die nach oben führende Treppe benutzen können, wollte mich aber erst etwas weiter hier unten umsehen. Wie weit ich da gehen, welche Türen ich öffnen durfte, wußte ich als Seemann.

So verließ ich die Kajüte auf der anderen Seite, d. h. auf Backbord, passierte den zweiten Korridor.

Auch wieder hüben und drüben Kabinen, und dann kam ich an der offenen Pantry vorbei.

Alles Silbergeschirr. Mich wunderte nur, daß der Schiffsname nicht eingraviert war, was doch sonst immer der Fall ist.

Der Steward war nicht zu sehen, kein anderer Mensch. Doch das war durchaus nicht auffällig. Zu anderen Zeiten, bei schlechtem Wetter, scheint manchmal wieder das Deck wie ausgestorben zu sein.

Die große Tür am Ende des Ganges mußte in das eigentliche Zwischendeck führen, damals noch Batterie genannt, auch bei ganz harmlosen Kauffahrteischiffen.

Richtig! Der lange Raum, von der Kajüte und ihren Nebenwohnungen aus durch das ganze Schiff gehend, war völlig leer. Das ist aber sehr häufig der Fall. Das oberste Zwischendeck wird eben

mit Absicht immer freigelassen, falls doch einmal etwas kommt, was man mitnehmen will, um immer noch einen freien Platz zu haben. Es ist nicht nötig, daß er wie bei meiner ›Sturmbraut‹ als Tummelplatz der Mannschaft dient, davon ist vielmehr sonst auf Schiffen keine Rede.

Dieses Schiff war eben noch nicht voll befrachtet – wenn es sich überhaupt mit Ladung befaßte!

Nun, so ganz nackt war der große Raum nicht. Da gingen vor allen Dingen die beiden vordersten Masten durch, wie gewöhnlich als Stelage oder Aufbewahrungsort für Aexte und Harpunen dienend, ferner aber auch für Entersäbel und Schießwaffen aller Art.

Doch da war wiederum nichts Besonderes dabei. Noch heute ist jedes Kauffahrteischiff so eingerichtet. Denn, wie schon gesagt, noch heute muß jeder Segler bei Windstille in den chinesischen, malaiischen und arabischen Gewässern damit rechnen, von Piraten angegriffen zu werden, deren man sich zu erwehren hat.

Daher waren auch die vier Bordgeschütze ganz selbstverständlich, an jeder Seite zwei, größer als meine, aber doch nicht so schlimm, Vierpfünder.

Sonst gab es hier unten nichts weiter zu sehen, und mir war es vor allen Dingen um die Küche zu tun.

Ich benutzte die schmale Treppe, die auch von hier aus nach oben führte, mußte nur einen Lukendeckel aufstoßen, dann lachte mir die Sonne entgegen.

»*Morning, Sir!*« begrüßte mich ein Mann, der eben ein Tau aufrollte, durch die silberne Pfeife an Lederschnur als Bootsmann gekennzeichnet.

Herrgott, hatte der Kerl eine zerfetzte Visage! Aber der Matrose dort hatte auch keinen schlechten Hieb im Gesicht – und der auch – und dem fehlte die Nase – und dem ein Ohr – und der dort wieder mit so einem zerfetzten Gesicht – und der hatte nur einen

Arm – und der einen hölzernen Fuß . . . es waren nur wenige, die man als normale Menschen bezeichnen konnte.

Doch mir fiel das durchaus nicht auf. Wenn man so seine eigene Jacht hat, mit der man auf Abenteuer ausgeht, und man wechselt die Mannschaft nie, ergänzt nur den Abgang, dann hat man bald lauter Veteranen an Bord. Und wenn ich das ausführte, was ich mir vorgenommen hatte, dann würden meine Jungen auch bald so aussehen.

Eine Kommandobrücke war nicht vorhanden. Und an den Rettungsgürteln, Eimern und dergleichen Gegenständen sah ich wiederum keinen Schiffsnamen!

Ja, dann allerdings durfte dieses Schiff gar nicht wagen, einen Hafen anzulaufen. Oder der Schiffsname mußte, wie es Vorschrift ist, erst angemalt werden.

Da sah ich den Kapitän auf mich zukommen, ernst, wie ich ihn schon kennen gelernt.

»Nun, Herr Kapitän, Sie haben sich an Deck gemacht?«

Nicht freundlich, nicht mürrisch – kalt und ruhig, wie dieses Gesicht war. Denn erst jetzt im Sonnenlichte sah ich, wie steinern diese edlen Züge waren. Leblos!

Ein Handgeben war nicht.

»Ich hielt es in der Koje nicht mehr aus.«

»Sie haben sehr stark gefiebert, einen Tag und eine Nacht lang.«

»Ihre Fräulein Schwester sagte es mir, und ich war erstaunt, es zu hören. Ich glaubte, nur eine Nacht sei vergangen.«

»Nein, es war vorgestern in der sechsten Morgenstunde, als wir Sie auffischten. Wann sind Sie denn über Bord gestürzt?«

»Kurz vor zwei Uhr.«

»Da haben Sie ja länger als drei Stunden im Wasser gelegen. Wie kam das eigentlich?«

Ich erzählte ihm den Vorgang mit kurzen Worten.

»Ja, das konnten wir auch schon ihren Fieberträumen entnehmen. Sie haben unausgesetzt geredet.«

»Doch nicht große Geheimnisse verraten?« lachte ich.

»Haben Sie solche?« war die ernste Gegenfrage.

»Nein – und doch . . . «

Jetzt wurde auch ich ernst.

»Habe ich etwas von einem hohlen Felsenberge erzählt?«

»Von einem hohlen Felsenberge? Nein. Was ist damit? Doch lassen Sie, lassen Sie, ich will doch nicht etwa Ihre Geheimnisse wissen. Ich machte doch nur Scherz. Wie fühlen Sie sich denn?«

»Ganz wohl, nur etwas zerschlagen, und dann . . . Appetit.«

Jetzt lachte auch er einmal. Aber es sah recht gekünstelt aus, klang auch so. Dieser Mann schien eines Lachens nicht mehr fähig zu sein, er mußte sich dazu zwingen.

»Das glaube ich. Die Fürsorge meiner Schwester für Sie ist ja ganz übertrieben, bei so einer Natur, die Sie Ihrem Aeußeren nach haben müssen. Sind Sie denn mit den drei Eiern fertig geworden?«

»Na, offen gestanden, die haben mir erst Appetit gemacht. Ich habe Hunger wie ein Wolf.«

Was war denn das? Ich erschrak mächtig, nämlich darüber, was für ein Gesicht der machte.

Er hatte die letzte Frage ebenfalls lachend gestellt, lachte noch immer – und nun mit einem Male erstarrten diese lachenden Züge, wurden wie von Stein, dabei verzerrt – ich kann es nicht beschreiben. Man stelle sich einen steineren Kopf vor, dem der Künstler ein krampfhaft verzerrtes Lachen gibt. Wie würde sich das in Stein ausnehmen? Kurz, es war ein schreckliches Bild, was sich mir da bot.

»Hunger – Hunger – wie ein – wie ein – Wolf?« kam es jetzt aus diesem im Lachen noch geöffneten Munde röchelnd hervor.

»Hunger auf was?!«

Nanu, was hatte denn der Mensch?! Griff den das Bewußtsein auch so an, daß ihn eine Wölfin gesäugt hatte? Merkwürdige Menschen das, die ich hier kennen lernte! Na ja, eben der Welt gänzlich entfremdet, immer mit ihren eigenen Gedanken allein gewesen – da entwickeln sich solche Schrullen.

»Hunger auf eine große Portion richtiges Schiffessen, Salzfleisch mit Erbsen oder dergleichen,« entgegnete ich ruhig.

Plötzlich waren die Züge wieder normal geworden.

»Ach so! Ich dachte . . . ich dachte . . .«

Der Mann sah sonst gar nicht danach aus, als ob er manchmal nicht Worte fände.

»Was dachten Sie denn, auf was ich sonst Hunger haben könnte?«

»Schon gut, es war eine andere Idee, die mir einfiel – Sie werden es sofort bekommen, trotz des Verbotes meiner Schwester. Wenigstens wird es sofort bestellt.«

Er gab einen diesbezüglichen Auftrag an einen Matrosen für den Steward.

»Eine Viertelstunde wird allerdings noch vergehen, wenn Sie nicht gerade . . .«

»Nein, nein, so schlimm ist es doch nicht, umfallen tue ich noch nicht.«

Kapitän Anklam gab einige Kommandos für die vollstehenden Segel.

»Sie hatten der ›Sturmbräut‹ kein bestimmtes Ziel gegeben?« wandte er sich dann wieder an mich.

»Nein. Sie wissen doch, auf welcher Fahrt ich begriffen war.«

»Hinter dem Kapitän Berseck her – Sie sprachen davon im Fiebertraum.«

»Kennen Sie eigentlich diesen Kapitän Berseck?«

»Ich habe wohl schon von ihm gehört – daß er wegen Schmuggerei und wohl sogar wegen Piraterie für vogelfrei erklärt worden ist – nichts weiter,« war seine gleichgültige Antwort.

»Er soll erst vor kurzem ein Hafenstädtchen auf den Philippinen überfallen haben.«

»So?«

Ohne Aufforderung erzählte ich das wenige, was mir Lord Seymour darüber mitgeteilt hatte.

»Nicht möglich! Und doch, warum denn nicht? Das ist ja ein ganz rabiater Kerl, dieser Kapitän Berseck. Nun, dem werden sie auch schon einmal das Handwerk legen.«

»Das denke ich auch. Und wenn nicht von Menschenhand – solch ein Scheusal wird schon von der göttlichen Natur nicht für längere Zeit geduldet.«

»Sie glauben an solch eine Vorsehung?«

»Unbedingt!«

»Gut, jeder Glaube macht selig. Ja, wo werden Sie da aber Ihr Schiff zu suchen haben?«

»Ich glaube sicher, daß es nach Fanafute zurückgekehrt ist.«

»Hm. Und gerade nach Fanafute möchte ich nicht gern.«

»Weshalb nicht?«

»Lord Seymour hat doch eine Einladung an alle ergehen lassen, die sich Seezigeuner nennen.«

»Ist die auch Ihnen durch eine Flaschenpost bekannt geworden?«

»Jawohl!«

»Dann wundert mich erst recht, daß Sie dieser Einladung nicht folgen.«

»Nein, ich will mein freier Herr bleiben.«

Da dachte dieser Mann ja genau so wie ich.

»Aber Sie hätten sich die Geschichte doch wenigstens einmal ansehen können.«

»Auch das nicht. Ich will mit keinem Menschen mehr zu tun haben. Für mich ist die ganze Welt gestorben. Mein Schiff ist mein Königreich, meine Welt. Doch da Sie sich natürlich um Ihr Schiff

bekümmern, werde ich doch noch einmal zurückfahren. Sie können ja mein Schiff verlassen, ohne daß ich mit jenen Herrschaften in Berührung komme. Nun allerdings haben wir mehr als vierundzwanzig Stunden verloren. Aber das geht nicht zu ändern, wir hätten ja auch wirklich von Ihnen kein Ziel bekommen können. Klaaar zum Manöver!!! Halseeeen!!!«

Und sofort folgte Kommando auf Kommando, die Matrosen flogen die Takelage hinauf, sogar der mit dem Stelzfuß.

Und ich hätte so gern erst noch gesagt, daß ich's mit der Rückkehr zu meiner ›Sturmbraut‹ gar nicht so eilig hatte.

Ich hätte ja so gern meine Jungen beruhigt, aber ... ich wäre auch ganz gern noch ein bißchen länger hier geblieben.

Na, bei diesem Winde dauerte es auch mindestens noch vier Tage, ehe wir wieder nach Fanafute kamen, da mußte tüchtig gekreuzt werden, und drehte sich der Wind noch mehr, gab's nach dieser südwestlichen Richtung überhaupt nichts mehr.

Ja, und hatte mich seine Schwester nicht direkt aufgefordert, an Bord zu bleiben? War das ohne Einverständnis ihres Bruders geschehen? Da mußte ich sie doch darüber sprechen. Wenn ich sie nur erst wieder zu sehen bekommen hätte!

»Herr Kapitän, das Essen ist serviert,« meldete ein Kerlchen, dem man den Steward gleich ansah, obschon auch er wiederum den richtigen Seemann nicht verleugnen konnte. Und auch er hatte an der Schläfe eine fingertiefe Narbe, jedenfalls von einem Streifschuße herrührend.

Als ich in die Kajüte hinunterstieg, als ich sie betrat, ließ ich die Sonne draußen, während sie für mich hier unten aufging. Nicht deshalb, weil ich auf dem Tische mehrere dampfende Schüsseln stehen sah – ich bin Idealist – sondern weil mir da wieder das grüne Gazekleid entgegenwogte, sich mir schon wieder die feine, weiße Hand entgegenstreckte, von dem liebevollen Lächeln gar nicht zu sprechen.

Ich machte meinen elegantesten Kratzfuß, wie seit lange nicht mehr.

»Sie Böser, also Sie sind doch aufgestanden! Habe ich deshalb Tag und Nacht an Ihrem Bett gesessen und gewacht?«

Ich glaube, mein nach hinten ausgestrichener Fuß blieb vor Schreck in der Luft schweben.

»Was? Sie haben Tag und Nacht, die ganze Zeit an meinem Bett gesessen?!«

»Unentwegt. Sie forderten ja ständig zu trinken, und ich wollte mir Ihre Pflege nicht nehmen lassen.«

»Sie haben gar nicht geschlafen?«

»Doch, als ich Sie ruhig verlassen konnte, heute nach Mitternacht, und einige Stunden Schlaf genügen mir.«

»O, wie soll ich Ihnen danken?!«

»Indem Sie mir etwas über die Lady Blodwen erzählen, über welche Sie fortwährend phantasiert haben. Darf ich hier bleiben, während Sie essen?«

Sie genierte mich nicht, und ich erzählte ihr von Blodwen – erzählte ihr mein ganzes Liebesleben während der letzten zwei Jahre.

Von meinem Liebesleben! Hiermit ist schon ausgedrückt, daß ich keineswegs etwas Nachteiliges über meine einstige Liebe erzählte. Denn wenn an mir langem Laster etwas Gutes war, so war es das, daß ich hinter dem Rücken einer Person nichts Schlechtes sagen konnte, sondern nur immer an ihre besten Seiten dachte.

Aber ... wie zwischen den Zeilen lesen, so kann man ja auch zwischen den Worten hören, und ich glaube, daß jedes echte Weib gerade für so etwas ein sehr feines Ohr hat.

»Sie haben unglücklich mit ihr zusammen gelebt, gestehen Sie es.«

Sie setzte mir weiter durch Fragen zu, und schließlich wußte sie alles, hatte einen offenen Einblick in unser Verhältnis getan.

Weshalb ich unglücklich gewesen, das kann ich so nicht schildern. Alles, was ich bisher geschrieben, bis zur Trennung von Blodwen auf der Osterinsel, hat ja davon gehandelt. Ich selbst war mir ja dessen gar nicht recht bewußt gewesen. Erst damals, als ich sie auf der Osterinsel wiedergesehen, da war es über mich gekommen, alles, alles, da hatte ich mit voller Macht erkannt, wie sehr ich bisher der Sklave eines launenhaften Weibes gewesen war, da war ich geflohen.

Und Atlanta verstand mich. Ich sah es ihr gleich an. Dann sagte sie es auch.

»Sie Aermster!«

Ja, wie soll ich nun schildern, wie alles kam? Es war gekommen, wie es gewöhnlich kommt. Erschrecke der Leser nicht über den großen Sprung, den ich jetzt mache.

Gegen neun Uhr hatte ich die Kajüte betreten, und zwei Stunden später, als die Schiffsglocke die vorletzte Stunde der letzten Vormittagswache glaste, hatte ich in dieser Kajüte das schöne Weib in dem grünen Gazekleide auf meinem Schoße und küßte ihren roten Mund – und küßte sie wieder und wieder, und sie war ganz Hingebung.

»Mein Richard!«

»Du kommst zu mir an Bord meines Schiffes.«

»Mein Richard,« konnte sie immer wieder nur unter meinen Küssen hauchen.

»Du wirst mir eine andere sein, wir beide werden zusammen leben können.«

»Als deine Magd, mein Richard!«

Ich küßte sie wieder mit heißester Glut.

»So!«

Eine dritte Stimme hatte dieses trockene ›So‹ gesagt.

In der Tür stand der Bruder, die Arme über der Brust verschränkt.

Ich erwachte aus meinem Taumel. Denn in einem solchen hatte ich mich nur befunden.

O Gott, o Gott, was hatte ich getan, was hatte ich alles versprochen, ich Tor, ich Narr, ich jämmerlicher Schwächling!

»So. Also so vergilt jetzt die moderne Welt die Gastfreundschaft?« erklang es von der Tür her in bitterem Spott.

Da raffte ich mich empor. Jetzt gab es keinen Rückweg mehr. Und . . . ich bereute auch nichts, ganz im Gegenteil.

»Herr Kapitän, ich habe nur getan, was ich verantworten kann – ja, ich liebe Ihre Schwester – ich liebe Atlanta . . .«

Ich kam nicht weiter. Ich wurde unterbrochen. Durch etwas Entsetzliches.

Ich hatte beim Nennen ihres Namens nach ihr hingeblickt – und da erschrak ich furchtbar – über ihr Gesicht, welches weiß wie Schnee geworden war, bis in die Lippen hinein – und jetzt, wie sie sich langsam erhob, breitete sie beide Arme aus . . .

»Wehe, was habe ich Unglückliche getan – wehe mir, wehe, wehe, wehe!!!«

Mit diesem gellenden Schrei war sie davon- und hinausgestürzt.

Was darin Entsetzliches lag, kann ich unmöglich schildern. Mir klingt dieser gellende Weheschrei noch heute in den Ohren, und damals sträubte sich mein Haar.

»Um Gott, was hat sie, was ist mit Ihrer Schwester?!« schrie ich außer mir.

»Nichts – ein töricht Weib,« erklang es ebenso eisig wie zuvor von der Tür zurück, und nachdem er diese geschlossen, trat er näher. »Nun, Herr Kapitän Jansen, was haben Sie mir zu erklären?«

»Nichts, als daß ich Ihre Schwester geküßt habe, weil ich sie liebe.«

»Seit wann?«

»Seitdem ich Atlanta zum ersten Male gesehen habe.«

»Das kann erst vor drei Stunden gewesen sein.«

»Länger ist es auch noch nicht her.«

»Das ist sehr schnell gegangen.«

»Ich habe gehört, daß es zur Entzündung der Liebe nur eines einzigen Augenblickes bedarf.«

Langsam neigte der Kapitän den edlen Kopf und hob ihn wieder – eine ganz energische Bestätigung meiner Ansicht.

»Ja. So ist es. Leider! – Nun fehlt aber noch die Liebeserklärung, welche gewöhnlich etwas länger dauert.«

»Herr Kapitän, wir Seeleute sind doch Kürze gewöhnt – ich sagte ihr, daß ich sie liebe.«

»Wirklich?«

»Sie können noch zweifeln nach dem, was Sie gesehen haben?«

»Ich meine: sind wirklich Sie es gewesen, der ihr die Liebe gestanden? Sollte es nicht meine Schwester gewesen sein, die angefangen hat?«

Ich war zuerst ganz baff. Hätte doch alles andere erwartet als so etwas.

»Herr Kapitän, ich schwöre Ihnen . . . «

Eine befehlerische Handbewegung unterbrach mich.

»Schweigen Sie! Lehren Sie mich die Weiber nicht kennen. Ein edler Mann, der Sie sind, wird niemals seine Liebe gestehen, wenn er vom Weibe nicht dazu aufgefordert wird, stillschweigend, aber doch so deutlich, daß er bestimmt weiß, daß seine Liebe erhört wird. Im anderen Falle kann der edle Mann nur zum anbetenden Narren werden.«

Gegen solch eine Lebensweisheit wußte ich nichts zu sagen. Doch ich fühlte, daß er recht hatte.

»Meine Schwester hat sie verführt.«

Fühlte ich die Wahrheit, so wollte ich doch nichts von so etwas wissen, nur ich wollte die Schuld auf mich nehmen.

»Bei Gott, Herr Kapitän . . . «

»Schweigen Sie! Schwören Sie nicht!« unterbrach er mich abermals. »Es ist so, wie ich sage. Obgleich ich dies bei meiner Schwester zu beobachten noch nicht Gelegenheit hatte, denn es ist das erstemal, daß ein Mann in ihr Leben eintritt, daß sie einen anderen liebt als nur mich, ihren Bruder. – Ja, Herr Kapitän, was aber nun?«

»Nun,« rief ich da plötzlich mit hervorbrechender Begeisterung, denn ich hatte etwas Herrliches zu bekommen, »so will ich auch dieser einzige Mann bleiben, den Atlanta mehr liebt als ihren Bruder!!«

»Sie wollen Sie also heiraten?«

Da war mir doch plötzlich, als ob mir jemand einen Kübel eiskalten Wassers über den Kopf gösse.

»Hei – heiraten? Ach nee. Ach nööö! Das wäre doch schade, mit dem Heiraten hört doch allemal die richtige Liebe auf und . . . «

Diesmal war es ein Lachen, das mich unterbrach, ein schrilles Lachen.

»Heiraten?« wiederholte auch er. »So, wie Sie es meinen? Pshaw! Oder glauben Sie wirklich, ein freier König des Meeres mache sich abhängig von der Formel eines Pfaffen oder eines Standesbeamten? Pshaw!«

»Ganz meine Meinung!« rief ich freudig. »Na dann ist ja alles gut, alles in Ordnung.«

»O nein, noch lange nicht. Da habe doch auch ich ein Wörtchen mitzusprechen.«

»Wieso?«

»Wieso, hahaha!« lachte Anklam, und diesmal klang es ungewollt. »Sie sind ja köstlich! Nun, weil Atlanta meine Schwester ist.«

»Ist Atlanta nicht ein freies Weib? Oder wollen Sie, der Sie sich ein freier Seekönig nennen, die Freiheit eines freigebohrenen Menschen schmälern?«

»Ich bin Kapitän, und das erste, was an Bord gefordert wird, ist Gehorsam.«

»Ja, aber die Seele darf nicht geknechtet werden, so weit geht die Disziplin nicht.«

»Herr, lassen Sie sich etwas gesagt sein: ich bin weniger König als Tyrann. Im besten Sinne des Wortes gemeint. Es hat auch edle Tyrannen gegeben . . . «

»Well, so seien Sie ein solcher,« unterbrach ich seine Erklärungen, »geben Sie mir Ihre Schwester, die ich liebe, wie sie mich liebt.«

Er verschränkte wieder die Arme über der Brust und betrachtete mich gedankenvoll.

»Meine Schwester geben, geben – hm. Sie gebrauchen gleich das richtige Wort, sprechen nicht einmal von einer Hand geben. So wird im Orient über das Weib verhandelt. Hm, und Sie gefallen mir, ich möchte Sie ganz gern als meinen Schwager haben.«

»Na also, los!«

»Und was gedenken Sie mit meiner Schwester zu tun?«

»Was soll ich mit ihr tun?« lachte ich. »Sie bleibt an Bord meines Schiffes, als mein Weib, wenn ich auch nicht durch den Segen eines Priesters mit ihr verbunden bin.«

»Hm. Und wenn Sie ihrer überdrüssig sind, geben Sie ihr wieder einen Tritt.«

Himmelbombenelement noch einmal!!

»Herr, was wagen Sie zu sagen!« brauste ich auf. »Sie spielen wohl auf mein Verhältnis mit jener englischen Lady an? Aber das war etwas ganz anderes, da war ich . . . «

»Ruhe, Ruhe!« unterbrach er mich. »Ich weiß, ich weiß. So war das auch gar nicht von mir gemeint, es war ein grober Ausdruck, ich bitte um Verzeihung. Aber glauben Sie nicht, daß Sie auch mit Atlanta einmal Differenzen haben können?«

»Ja, das wäre möglich. Es könnte sogar einmal vorkommen, daß ich mich in ein anderes Weib vernarrte . . . «

»Herr Kapitän Jansen, diese Offenheit gereicht Ihnen zur Ehre, obgleich ich es kaum fassen kann, wie Sie so zu mir zu sprechen wagen, da Sie doch soeben um die Hand meiner Schwester anhielten. Na, wir beide scheinen eben ganz besonders geartete Naturen zu sein. Und was würden Sie tun, wenn Sie ihrer überdrüssig wären?«

»Von Ueberdrüssigkeit ist überhaupt gar keine Rede. Nur von Differenzen. Unbedingt würde ich mich mit ihr im Guten auseinandersetzen. Fühle ich, daß sie nicht freiwillig geht, würde ich so etwas niemals merken lassen, ich würde sie nach wie vor als mein Weib in allen Ehren halten, sie lieben, wenn es auch gezwungen wäre, was sie aber nimmermehr merken sollte.«

»Das war ein Wort! Auf Ehre?«

»Auf Ehre! Bei jener englischen Lady war das ja etwas ganz anderes. Sie ist es gewesen, die mich treulos verlassen hat, wenn vielleicht auch nur aus einer Laune. Aber ich lasse doch nicht so mit mir spielen. Atlanta hingegen ist eine ganz andere Natur . . . «

»Ja, sie ist zum unbedingten Gehorsam geboren. Sie könnten noch andere Frauen neben ihr haben, sie würde diese sogar lieben, weil Sie sie lieben. Und wenn ihr die Eifersucht Schmerzen verursachte, würde sie sich doch nichts davon merken lassen.«

Ich würde mich selbst gar zu sehr schlecht machen, wollte ich behaupten, diese Offenbarung hätte in diesem Augenblick in meinen Ohren angenehm geklungen. Jedenfalls schwieg ich.

»Nun, Sie sollen meine Schwester haben. Unter Bedingungen!«

»Nennen Sie dieselben!«

»Ich sagte Ihnen, daß ich Sie zu einem freien Seekönig machen könnte.«

»Sie sprachen davon.«

»Sie haben sich wohl schon selbst für solch einen freien Seekönig gehalten.«

»Herr, da habe ich schon bittere Enttäuschungen erlitten. Ja, ich tat es. Es war mein Traum von Jugend auf. Vor zwei Jahren

glaubte ich, ich hätte mein Ideal verwirklicht. Da merkte ich, daß ich an ein launenhaftes Weib gebunden war. Ich kam von ihm los. Jetzt wäre ich frei. Und doch . . . es ist noch immer nicht das Ideal, von dem ich träumte.«

»Wieso nicht?«

»Weil – weil – ich kann es mit Worten gar nicht ausdrücken.«

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Nun?«

»Weil, wenn Ihnen Trinkwasser und Proviant ausgeht, Sie einen Hafen anlaufen müssen; da müssen Sie Papiere vorlegen, vor jedem Kriegsschiffe haben Sie Reverenz zu machen . . . «

»Das ist es, das ist es!!« rief ich.

»Nun, von diesem allen kann ich Sie unabhängig machen.«

»O, bitte, bitte, tun Sie es! Sagen Sie mir dieses Geheimnis!«

»Well, verbünden Sie sich mit mir!«

»Ich bin ja schon Ihr Schwager.«

»Sie sollen noch mehr werden. Wohl will ich Sie zum freien Seekönig machen, der keinen Menschen mehr auf der Welt braucht, keinem Kriegsschiffe mehr die Flagge zeigen muß, aber . . . nur zum Vizekönig kann und will ich Sie machen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Auf Ihrer ›Sturmbräut‹ sollen Sie unumschränkter Herr seien, aber Sie stehen unter meinem Kommando. Sie haben mir im Kielwasser zu folgen, und wenn ich Ihnen befehle: segeln Sie dahin, segeln Sie dorthin, so haben Sie zu gehorchen. Aber dieses Gehorchen unter meinem Kommando wird Ihnen sehr leicht fallen.«

»Aber doch immer noch nicht ganz frei.«

»Es soll sich nur um eine kurze Probezeit handeln, dann werde ich Sie gänzlich freigeben. Nun, wollen Sie unter mein Kommando treten?«

»Ja, Herr Kapitän, was für Geschäfte treiben Sie eigentlich?«

»Das werden Sie schon erfahren.«

»Nein, das muß ich vorher wissen.«

»Trauen Sie mir etwas Schlechtes zu?«

Ich musterte diese edlen Züge.

»Nein.«

»Also wollen Sie mir unbedingten Gehorsam zusichern?«

»Auf wie lange?«

»Sagen wir: auf nur ein Jahr.«

»Gut.«

»Ein Jahr lang führen Sie unbedingt alles aus, was ich Ihnen befehle?«

»Ja.«

»Ihre Hand darauf!«

Ich gab sie ihm.

»Also abgemacht! Und wissen Sie, wer ich bin?«

Ich blickte ihn an. Warum wurde sein Gesicht plötzlich so furchtbar höhnisch?

»Kapitän Anklam.«

»Das ist nur ein angenommener Name, das hat Ihnen doch schon Atlanta gesagt.«

»Wer sind Sie denn sonst?«

»Ahnen Sie nichts?«

»Nein. Für mich genügt, daß Sie ein Ehrenmann sind.«

Da verzerrte sich das schöne, edle Männerantlitz zu einem grimmigen Lachen, und während er meine Hand losließ und in seine Rocktasche griff, erklang es unter diesem schrecklichen Lachen:

»Sie ahnen wirklich nicht, was für einen Schwager Sie bekommen haben? Ich – bin – die Hyäne des Meeres . . . ich bin Kapitän Ralph Berseck!!«

Klatsch!

KAPITÄN BERSECK.

Ja, er hatte mir etwas ins Gesicht geklatscht, was mich augenblicklich bewußtlos gemacht.

Als ich wieder zu mir kam, hatte ich miserable Kopfschmerzen, die ich sonst gar nicht kannte, und noch miserabler war's mir moralisch zumute.

Kapitän Ralph Berseck!!

An meiner Ahnungslosigkeit war eigentlich nur Lord Seymour schuld. Der hatte ihn doch persönlich kennen gelernt, der hätte mir doch etwas davon sagen können, was für ein bildschöner Mann mit scheinbar edlem Charakter das dem Aeußeren nach war, wie man sich in dem täuschte.

Denn ich hatte mir doch natürlich in dem Verserker, der ein ganzes Hafenstädtchen in Brand gesteckt, Frauen geraubt hatte und dergleichen mehr, einen blutschnaubenden Wüterich vorgestellt.

Doch Lord Seymour war ja gleich im Anfange unterbrochen worden, und auch Tischkoff schien noch nichts von diesem Manne gewußt zu haben.

Kapitän Ralph Berseck!

Und dieses schöne Weib seine Schwester!!

Und ich liebte sie, liebte sie wirklich!

Ja, mir war sehr miserabel zumute.

Dann sah ich mich zunächst in dem Raume um, in dem ich mich befand. Es war darin nicht viel zu sehen.

Er war ganz vorn im Schiff, ziemlich lang – ich hatte gute zehn Schritte zu machen, um ihn zu durchmessen – enthielt eine Koje, von deren Seite Tisch und Bank herunterzuklappen waren, und dann stand in der Mitte noch ein Postament, das ich für eine Bussole hielt, aus der man den Kompaß genommen hatte. Ich schenkte dem Dinge vorläufig gar keine Aufmerksamkeit.

Auf jeder Bordwand befanden sich zwei Bollaugen, desgleichen noch vorn eins, so daß ich das Meer nach drei Seiten überblicken konnte, nur nach hinten nicht.

Am meisten interessierte mich die hintere Wand, die mich von dem übrigen Schiffe abschloß. Sie war von Eisen, und nur einige

Fugen ließen erkennen, daß hier eine Tür und wohl auch noch ein kleines Fenster angebracht war, aber eben geschlossen, alles Eisenplatten, ohne Klinke und Riegel.

O, das sah böß aus!

Da knackerte es dort an der Wand, die in Brusthöhe eingelassene Platte ging zurück, eine Oeffnung zeigte sich, noch nicht so breit, daß ein normaler Mensch seine Schultern durchzwängen konnte, und ich erblickte das klassische, edle Gesicht des Spitzbubenkapitäns.

»Wie befinden Sie sich, Herr Schwager?«

Er hatte es nicht spöttisch gesagt, weil er dessen wahrscheinlich gar nicht fähig war – aber das lag ja in der Anrede.

Well, ich wollte darauf eingehen. Mein Plan war gefaßt. Ein Toben hatte hier doch gar nichts genützt, wäre lächerlich gewesen. Schließlich war das überhaupt so ein Abenteuerchen, wie ich es liebte, und das mit meiner Liebe zu der schönen Schwester darf man nicht gar zu tragisch nehmen.

Also ich baute mich auf und steckte die Hände in die Hosentaschen.

»Danke für gütige Nachfrage. Was haben Sie mir denn da eigentlich ins Gesicht geklatscht? Ich habe riesige Kopfschmerzen davon bekommen.«

»Es war ein mit einem Betäubungsmittel getränkter Schwamm.«

»Ja ja, das kann ich mir schon denken. Und warum das?«

»Weil ich es für besser hielt, erst einmal durch eine Sicherheitswand mit Ihnen zu sprechen.«

»Fürchten Sie sich denn vor Ihrem Schwager?«

»Lassen wir den Scherz beiseite, sprechen wir erst einmal ernsthaft zusammen.«

»Ja, und Ihr Schwager bin ich noch lange nicht. Ich danke für diese Ehre.«

»Was wissen Sie von mir?«

»Daß Sie ein Bluthund sind.«

»Keine Einzelheiten?«

»Daß Sie ein spanisches Schiff gekapert haben und die ganze Mannschaft über die Klinge springen ließen, und daß Sie erst vor kurzem eine harmlose Hafenstadt auf den Philippinen mit Feuer und Schwert verwüstet und einige Dutzend Weiber als Sklavinnen fortgeschleppt haben.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Mehr konnte Lord Seymour mir wenigstens nicht erzählen.«

»Da wußte der edle Lord sehr wenig von mir. Ich habe allein in dem letzten Jahre sieben Schiffe gekapert. Aber diese Unwissenheit ist begreiflich. Ich Sorge stets dafür, daß das Schiff spurlos verschwindet und kein Mensch mehr davon erzählen kann, und so kommt das Schiff einfach auf die Liste der Verschollenen, es ist eben untergegangen.«

Ich starrte den Sprecher an – langsam, die Bewegung verdeckend, griff ich hinter mich, wo am Gürtel mein Dolchmesser hing – die Scheide war noch da, aber das Messer hatte man mir abgenommen.

Der Kapitän hatte die Bewegung dennoch bemerkt und wußte sie sich zu erklären.

»Ich hoffe, Sie wollen Ihrem Schwager nicht nach dem Leben trachten.«

»Bestie!« knirschte ich zwischen den Zähnen hervor.

»Was wollen Sie? Ich bin ein selbständiger König und habe aller übrigen Welt den Krieg erklärt. Ich bin ein moderner Raubritter. Fangen Sie bloß nicht von Unmoral und dergleichen an. Ich will Ihnen für mein Tun Argumente vorbringen, von denen jedes einzelne wie ein Keulenschlag wirken soll. Ich bin ein König von Gottes Gnaden, und ehe ich ein Schiff überfalle, bete ich zu Gott um Sieg – so wie jeder andere König und sein Volk es tun.«

Ach – wehe! – das war der erste Keulenhieb gewesen, den ich nicht parieren konnte – gerade ich nicht, der ich auf einsamer

Nachtwache so viel über das Treiben dieser Welt nachgesonnen hatte – dem es manchmal wie Schuppen von den Augen fällt!

Du stolzes England freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich . . .

. . . um sengend und mordend in ein friedliches Land einzufallen, um ein glückliches Volk, das niemals an Krieg gedacht hat, in Sklavenketten zu schlagen, um es bis aufs Blut auszusaugen – und dann kriechen die anderen Nationen diesem stolzen England bewundernd zu Füßen – und seine Königstöchter werden von anderen Fürsten gefreit, eifersüchtig buhlt man um ihre Gunst – und die anderen Nationen suchen es diesem Raubritterstaat nachzuahmen, alles von Rechts wegen unter Anrufen von Gottes Gnade – und . . .

Doch genug, genug!! Der Mensch ist das furchtbarste und unbarmherzigste Raubtier dieser Erde und dabei nicht einmal so ehrlich wie seine vierbeinigen Kameraden, die ihren Blutdurst wenigstens nicht beschönigen wollen.

Ich hatte mich wieder gefaßt, blickte der Sache kalt ins Auge.

»Und ich soll mich mit Ihnen verbünden?«

»Ja!«

»Als Pirat?«

»Ja!«

»Unter dieser Bedingung wollen Sie mir ihre Schwester zum Weibe geben?«

»Ja! Sagen Sie nur gleich: zur Geliebten.«

»Weiß denn Atlanta von Ihrem räuberischen Treiben?«

»Selbstverständlich! Das kann ihr doch nicht verheimlicht werden.«

»Und sie ist mit dem Treiben ihres Bruders einverstanden?

»Gewiß! Warum soll sie nicht? Bedenken Sie doch nur: Schon unser Vater betrieb das Piratenhandwerk, allerdings nicht wie wir, sondern mit Konzession, damals im spanischen Krieg, er hatte

einen Kaperbrief, pürschte auf französische Schiffe. Aber schließlich ist das doch genau dasselbe. Wir haben uns die Konzession selbst erteilt, von Gottes Gnaden, verstehen Sie! Kurz, Atlanta ist von klein auf an Kanonendonner und Kriegsgeschrei und rauchendes Blut gewöhnt. Ihr Bruder setzt das Gewerbe des Vaters fort, nur auf eigene Faust, aber sonst . . . daß die besiegte Mannschaft über die Klinge springen muß, ist ihr etwas ganz Selbstverständliches, sie kennt den Lauf der Welt eben gar nicht anders.«

Er hatte recht, furchtbar recht!!

Geht mir doch weg mit eurer ganzen ethischen Moral! Ein Unsinn ist diese Moral, welche dem sogenannten Gewissen entspringen soll. Das ist alles nur Sache der Erziehung. Darauf haben schon andere Geister hingewiesen, als ich einer bin. Daß der Kanibale den besiegten Feind auffrißt, ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das ist seine Moral, und tut er es nicht, dann schlägt's ihm aufs Gewissen!

Etwas anderes ist es, wenn man seine Moral durch eigenes Nachdenken entwickelt. Aber wer ist solch ein selbständiger Kopf? Ein tausendstel Prozent der Menschheit. Sie sind zu zählen: Buddha, Christus, Zoroaster, Mohammed – die griechischen Philosophen wie Zeno, Pythagoras, Sokrates, Plato – ferner Spinoza, Kant, Fichte, Schopenhauer . . . aber dann hört es bald auf. Das sind die bekannten, welche eine Moral geschaffen, durch eigenes Nachdenken wirklich erfunden haben, und die anderen tausend Millionen, welche die Erde bevölkern, plappern diese Moral gedankenlos nach. Oder sie sind mit diesen Ansichten über Gut und Böse einfach geimpft worden. (Und da kommt ein Nietzsche und wirft bei unreifen Köpfen alles wieder über den Haufen.)

»Und auch Atlanta beteiligt sich an diesem Mordgewerbe?«

»An diesem Kriegsgewerbe? Sie meinen mit Pistole und Entersäbel? O nein, was glauben Sie wohl! Die ist sanft wie eine Taube, unschuldig wie ein Engel. Die kann nur Wunden heilen, nicht

schlagen. Die kann nicht einmal einen Wurm töten. Oder können Sie sich das nicht zusammenreimen?«

O doch, ich konnte es, ich konnte es!!

Es gibt nichts Neues unter der Sonne, alles ist schon dagewesen.

In meiner Kindheit beherrschten Ritterromane die Literatur. Ich wußte Bescheid.

Da ist so ein blutrünstiger Raubritter, der harmlose Kaufleute und Wanderer überfällt, er foltert sie auf entsetzliche Weise, um ihnen Geld und Geheimnisse zu erpressen – ein Bluthund durch und durch – und zu Hause auf seiner Burg waltet sein Weib, ein Engel durch und durch – und sie tröstet und speist weit und breit nicht nur die Armen, sondern sie pflegt auch mit Liebe ihren verwundeten Mann und seine Mordgesellen, ja, sie betet diesen offenkundigen Schuft sogar an – und für alles das wird sie dann heilig gesprochen.

Das ist kein Roman, sondern Historie!

Ich mußte dies alles anführen, um zu rechtfertigen, wie ich mich dann benahm, wie ich diese ganze Sache kaltblütig auffaßte.

»Geben Sie mir Ihre Schwester,« war mein nächstes Wort.

In dem Gesicht an der Oeffnung leuchtete es freudig auf.

»Also Sie wollen sich mit mir verbünden?«

»Um friedliche Schiffe und Ortschaften zu überfallen und zu plündern? O nein, wofür halten Sie mich wohl!«

»Für einen tüchtigen Mann, der anders denkt als die übrigen Schwächlinge dieser Erde, welche allein von der Macht beherrscht wird, welche dem Kühnsten und dem Stärksten gehört . . . «

Und er philosophierte weiter mit gewandten Worten, was ich hier nicht wiedergeben will. Es ist eine gar gefährliche Philosophie. Und mochte er auch in gewisser Beziehung recht haben, mochte er auch eine furchtbare Wahrheit aussprechen – ich setzte dem allen ein einfaches Nein entgegen.

»Begeistert Sie denn das gar nicht, was ich Ihnen da schildere?«

»Nein.«

»Ich mache Sie wahrhaftig zum freien König des Meeres.«

»Aber in solcher Weise möchte ich es nicht werden, nicht für alle Schätze der Welt. Ich bin nicht zum Piraten geschaffen . . . «

»Haben Sie nicht auf eigene Faust gegen Argentinien und Uruguay Krieg geführt?«

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich, ziehen Sie nicht solch ungeheuerliche Vergleiche! Ist dabei Blut geflossen?«

»Das weiß ich allerdings nicht . . . «

»Und selbst wenn es geschehen wäre – an diesen meinen Händen klebt kein unschuldiges Blut.«

In der Ekstase der Worte hielt ich ihm meine beiden Hände hin.

»Aber es wird noch daran kommen,« war seine ruhige Entgegnung.

»Unschuldiges Blut? Niemals!«

»Kapitän, machen Sie mir doch nichts vor! Sie sind zum Piraten geboren – kein Mensch entgeht seinem Schicksal – auch Sie werden dereinst noch sogenannte friedliche Schiffe mit Pistole und Entersäbel im Sturm nehmen, sie ausrauben und die besiegte Mannschaft den Haifischen ausliefern.«

Ich war im ersten Augenblick ob dieser mit der größten Zuversicht gesprochenen Worte wahrhaft entsetzt.

»Was – wagen Sie da zu behaupten?!« rief ich außer mir.

»Die Wahrheit.«

»Mensch, woher wollen Sie denn das wissen?«

»Aus den Linien Ihrer Hände. Sie wissen doch, daß meine Mutter eine Zigeunerin war. Von der habe ich diese Kunst nicht nur gelernt, sondern bei mir ist das eine Gabe, die ich mir selbst nicht erklären kann. Und bei mir ist das so ausgeprägt, daß ich das schon von weitem unterscheide, ja, ich kann sogar im Finstern aus der Hand lesen, mit geschlossenen Augen – es ist wie eine Ahnung, die mich überkommt, der Schleier der Zukunft lüftet sich

vor meinen geistigen Augen. Doch zeigen Sie Ihre Hände noch einmal her!«

Ganz unbewußt tat ich es, und seine Augen nahmen einen sonderbaren, starren Ausdruck an, als er meine Hände betrachtete, immer noch in einiger Entfernung.

»Gewiß,« sagte er dann, »es wird nicht einmal ein Jahr vergehen, so werden Sie denselben Beruf ergriffen haben wie ich, Sie werden ein professioneller Seeräuber sein . . . «

Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, drehte mich um und schritt nach vorn. Ich wollte nichts mehr hören.

»An solchen Mumpitz glaube ich nicht,« sagte ich nur noch.

Dabei aber mußte ich mich zwingen, nicht an jenen Graf Axel zu denken, der mir von der Kunst der Chiromantie ja schon einmal einen wunderbaren Beweis geliefert hatte, allerdings nach rückwärts, aus meinem früheren Leben, von dem er aber unmöglich etwas hatte wissen können.

»Sie verlangten vorhin doch noch immer meine Schwester von mir,« erklang es dann wieder.

Ich wandte mich wieder um.

»Ja.«

»Sie lieben sie also wirklich?«

»Jetzt kommt es mir hauptsächlich darauf an, das Mädchen, welches Sie als ganz unschuldig schildern, und woran ich auch gar nicht zweifle, dieser Umgebung zu entreißen.«

»Sehr edel von Ihnen,« erklang es zurück, immer ohne jeden Spott, »wenn auch etwas egoistisch – aber daraus wird natürlich nichts.«

»Daß Sie mir Ihre Schwester nicht so umsonst geben, finde ich begreiflich. Nun, dann kann eben nichts daraus werden – ich verzichte.«

»Gut, aber Sie werden hier bei mir bleiben.«

»Sie wollen mich gefangen halten?!« fuhr ich auf.

»Es bleibt mir nichts anderes übrig. Uebrigens haben Sie mir doch schon Ihre Zusicherung gegeben, durch Ihren Handschlag bekräftigt, daß Sie sich ein Jahr lang unter mein Kommando stellen wollen.«

Ich konnte nur lachen.

»Jetzt machen Sie sich wirklich lächerlich. Sie können glauben, daß ich mich jetzt noch gebunden fühle? Nein, mein Herr, da brauchte ich nicht einmal mein eigenes Gewissen zu fragen, diese Entscheidung würde ich jedem Gerichte, jedem Menschen überlassen, der nicht einmal ein besonderer Ehrenmann zu sein braucht.«

»Well, ich will Ihnen nicht widersprechen – aber an meiner EntschlieÙung ändert das nichts.«

»Sie wollen mich hier gefangen halten?«

»Sicher!«

»Ein Jahr lang?«

»So lange wird das nicht einmal nötig sein, denn noch vor Ablauf eines Jahres werden Sie selbst freiwillig zum Seeräuber geworden sein.«

»So tun Sie, was Sie nicht lassen können!« entgegnete ich und wandte ihm abermals den Rücken.

»Nein, nein, sprechen wir noch etwas weiter darüber. Wissen Sie, welches Schiff das nächste sein wird, welches ich kapern werde?«

Ich antwortete nicht mehr, blickte durch ein Bollauge.

»Ihre ›Sturmbräut‹.«

Da allerdings fuhr ich wie vom Blitz getroffen herum.

»Oho, das probieren Sie mal!!«

»Sie werden es erleben. Wie will denn das überhaupt Ihre Mannschaft verhindern? Ich bin auf dem Meere einfach allmächtig. Ohne einen Schornstein aufzurichten, ohne am Tage Rauch

und in der Nacht einen Funken zu zeigen, kann ich mit einer Geschwindigkeit von zweiundzwanzig Knoten in der Stunde dampfen – dank der genialen Erfindung jenes deutschen Ingenieurs, dessen Zeichnungen ich annektiert habe. Desgleichen unfehlbar sind meine Geschütze, weiter tragend als alle anderen . . . «

»Das haben Sie mir aber nicht bewiesen,« fiel ich ihm spöttisch ins Wort.

»Wieso nicht?«

»Nun, das war doch hier dasselbe Schiff, welches ich gestern verfolgte.«

»Jawohl. Nur etwas anderes herausstaffiert.«

»Und Sie konnten mich mit Ihren Kugeln ebensowenig erreichen, wie ich Ihr Schiff.«

»Das war Absicht, Verstellung. Ich hätte Sie sofort in Grund schießen können. Ich habe mit Ihnen nur gespielt. Ich wollte Ihre ›Sturmbräut‹ schonen.«

»Schonen, weshalb?«

»Nun, weil ich mich eben mit Ihnen verbinden will. Ihre ›Sturmbräut‹ soll mir Beistand leisten.«

»Gehen Sie, Sie sind ein Aufschneider!« sagte ich verächtlich, so unbehaglich mir auch bei diesen Eröffnungen zumute wurde.

»Sie sollen erleben, wie ich Ihre ›Sturmbräut‹ nehmen werde. Wenn nicht mit Gewalt, um Ihr Schiff und Ihre Mannschaft für meine späteren Zwecke unbeschädigt zu erhalten, dann mit einer List. O, was meinen Sie wohl, was für Schliche ich kenne! Also passen Sie auf! Sie haben ein bequemes Mittel, um alles beobachten zu können. Nach vorn und seitwärts haben Sie ja durch die Bollaugen freie Aussicht. Aber Sie können auch nach hinten beobachten. Betrachten Sie sich dort den Apparat, der wie eine Bussole aussieht!«

Ganz mechanisch folgte ich der Aufforderung. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich erst jetzt, daß auf dem Postament ein flacher Spiegel angebracht war.

»Sie erblicken in diesem Spiegel alles, was sich hinter diesem Schiffe befindet. Ich weiß nicht, was jetzt darin ist. Was sehen Sie?«

»Es scheint das Meer zu sein.«

»Wohl, so ist jetzt dieses darin. Sie können aber auch das Deck dieses Schiffes hineinbringen. Drehen Sie nur den Spiegel. Sie werden sich schnell hineinfinden. – Nun gehaben Sie sich wohl, Herr Kapitän, Sie werden mit allem versorgt, was Sie brauchen. Dort an dem Postament der weiße Knopf, das ist eine elektrische Klingel, benutzen Sie sie nur, wenn Sie irgend etwas wünschen – auf Wiedersehen, und hoffentlich haben Sie sich dann eines Besseren besonnen.«

WAS ICH IM SPIEGEL BEOBACHTETE.

Die Oeffnung in der Wand hatte sich wieder geschlossen.

Wie mir zumute war, läßt sich denken. Zunächst fand ich einige Zerstreue dadurch, daß ich die Spiegelvorrichtung untersuchte.

Der Spiegel hatte Handgriffe und ließ sich ziemlich nach allen Richtungen drehen, allerdings nicht vollständig um seine Axe, und bald fand ich mich zurecht, brachte das aufgewirbelte Kielwasser hinein und dann auch das Deck, konnte dieses entlang verfolgen, aber nicht weiter als bis zum Vordermaste.

Dann ließ sich der Spiegel wohl noch etwas weiter drehen, aber es kam nichts mehr hinein, nur noch, wenn ich mich darüberbeugte, mein eigener Kopf, über welchem ich dann die Decke dieses Raumes sah.

Was hier vorlag, hatte ich bald heraus. Ich war ja vorhin bei der Musterung des Raumes unterbrochen worden. So gewährte ich erst jetzt, daß auf der hinteren Seite an der Decke ebenfalls ein Spiegel eingelassen war, der sich mitdrehte, wenn ich diesen hier an der Bussole bewegte, aber wohl immer in entgegengesetzter Richtung.

Es handelte sich hier also um eine Reflexspiegelung. Der obere Spiegel nahm die hinter dem Schiffe liegenden Bilder und auch noch das Deck auf und projizierte es auf diesen Spiegel in der Bussole.

Wie freilich die Bewegung zustande kam, übertragen wurde, das war und blieb mir unklar. Von einem Hebelwerk oder dergleichen war nichts zu bemerken. Ich mußte an eine elektrische Übertragung denken. Doch das war für damalige Zeiten etwas Außerordentliches. Ich verstand überhaupt gar nichts von der Elektrotechnik.

Jedenfalls eine höchst sinnreiche Vorrichtung! Offenbar war dies hier der Posten für den Ausguck haltenden Matrosen, nur daß dieser nicht, wie sonst üblich, auf der erhöhten Back zu stehen brauchte – noch früher haben sie in dem jetzt abgeschafften Mastkorb gesessen – hier wie da allen Unbilden der Witterung preisgegeben, immer in Gefahr, von der überdammenden See fortgespült zu werden. Vollends der Mastkorb hat sich aus verschiedenen Gründen gar nicht, bewährt.

Hier aber hatte der betreffende Mann bei aller Sicherheit ständig das ganze Meer im Auge, im Spiegel sogar die hintere Seite, ohne deshalb nach hinten blicken zu müssen.

Wie ich noch so experimentierte, sah ich in dem Spiegel plötzlich ein großes Schiff, gleich als Kriegsschiff erkennbar, und jetzt zeigte es auch die französische Kriegsflagge, senkte sie und hißte sie wieder – es forderte die Nationalität des in Sicht gekommenen Schiffes, und es konnte sich nur um dieses hier handeln; denn wie ich den Spiegel auch drehte, es war kein anderes zu erkennen.

Jetzt brauchte ich den Spiegel nur etwas nach vorn zu drehen, und ich bekam das über mir befindliche Deck hinein.

Die Matrosen liefen und standen herum, auch den Kapitän konnte ich deutlich erkennen. Aber dem Gebote des Kriegsschiffes kamen sie nicht nach, es wurden keine Flaggen gehißt.

Da donnerte ein Kanonenschuß, das Kriegsschiff hatte ihn gelöst, um seinem Befehle Nachdruck zu geben.

Gleichzeitig qualmten aus seinen beiden Schloten mächtige Rauchwolken empor, ich konnte in dem Spiegel ganz deutlich bemerken, wie das Kriegsschiff, den Bug diesem hier zugewendet, seine Fahrt beschleunigte, ebenso aber gewährte ich, wie sich die Entfernung zwischen den beiden Schiffen mit rapider Geschwindigkeit vergrößerte.

Jetzt, als ich den Spiegel wieder nach dem Deck lenkte, sah ich, daß Flaggen gehißt wurden, und ich hatte diese so weit im Kopfe, um buchstabieren zu können.

»Ozeana«, Kapitän Ralph Berseck!«

Wie, der Seeräuber gab sich zu erkennen?!

Doch ich brauchte mich nicht mehr zu wundern, hätte auch nicht zu sehen brauchen, wie jetzt die Seeräuber höhnisch lachend nach dem Kriegsschiffe zurückwinkten. Von diesem donnerte es mehrmals auf, aber die Kugeln oder Granaten konnten dem Seeräuberschiffe nichts mehr anhaben, dieses war bereits zu weit entfernt.

Dann verlor ich das Kriegsschiff aus dem Auge oder vielmehr aus dem Spiegel.

Und nun konnte ich sinnen.

Gewiß, die ›Ozeana‹ war mindestens doppelt so schnell gefahren, wie jenes Kriegsschiff dort.

Was für eine wunderbare Maschine war das nur, welche dieses Fahrzeug im Bauche hatte? Kein Rauch, keine Funken, wie der Kapitän gesagt, ich selbst hatte vorhin keinen Schornstein gesehen – das allerwunderbarste aber für mich war, daß auch nicht das geringste von einem Zittern der Schiffsplanken zu verspüren war.

Ja, wenn man solch eine geheimnisvolle Maschine besaß, die eine derartig ungeheuere Schnelligkeit entwickelte – noch dazu

für damalige Zeiten! – dann allerdings brauchte man kein Kriegsschiff zu fürchten, dann konnte man sich wirklich den Herrn und König aller Meere nennen!

Als sich Kapitän Berseck bei Fanafute gezeigt, hatte sein Schiff einen Schornstein gehabt, aus dem Rauch gequollen war, und unter Volldampf war er abgefahren. Das durfte mich nicht beirren. Da hatte er eben mit schlauer Berechnung seinem Schiffe das Aussehen eines echten Dampfers gegeben, er maskierte es ja ständig.

Hatte er aber nicht auch gesagt, er besäße ebenso Kanonen, welche weiter trügen, als alle anderen bisher bekannten? Warum benutzte er sie jetzt nicht, um dem Kriegsschiffe wenigstens eins auszuwischen, schon in genügender Entfernung, daß er selbst nicht mehr beschädigt werden konnte?

Ich wußte es nicht.

Wenn ich aber nun auch das mit den Kanonen für Renommage zu halten geneigt war – das mit der ungeheueren Schnelligkeit war Tatsache, davon hatte ich mich selbst überzeugt, und ... ich war entsetzt ob dieser furchtbaren Macht, die einem einzelnen Menschen in die Hände gegeben war, der diese Macht nur zum Bösen mißbrauchte.

Zunächst beschäftigte ich mich immer noch mit dem Spiegel. Es war ein amüsanter Zeitvertreib, lenkte meine Gedanken ab, und dann galt es doch auch, das Treiben dieser Piratengesellschaft zu beobachten.

Ich sollte alsbald Zeuge einer merkwürdigen Szene werden, die sich an Deck abspielte, und die ich mir nicht erklären konnte.

Aus einer Luke sah ich den Steward auftauchen, eine große Schüssel balancierend, auf der etwas Rauchendes lag.

Dies alles konnte ich in dem klaren Spiegel ganz deutlich unterscheiden, sah selbst den leichten Dampf aufwirbeln. Was das auf der Schüssel war, konnte ich freilich nicht erkennen, so weit ging die Deutlichkeit des Spiegelbildes doch nicht.

Nun, jedenfalls war es eine Schüssel Essen; denn die Mittagszeit war herangekommen. Bestimmt war die Speise wahrscheinlich für den Kapitän, vielleicht noch für seine Schwester, oder auch für die Offiziere; denn der Steward schlug den Weg nach hinten ein, nach dem Kajüteneingange, während ich mich ganz vorn im Schiffe befand.

Der Steward hatte erst einige Schritte gemacht, als ich Atlanta auftauchen sah.

Die Gestalt in dem grünen Gazekleid gab mir einen Stich durchs Herz. Doch was ich weiter beobachtete, ließ mich alles andere vergessen.

Atlanta hatte an dem ihr begegnenden Steward achtlos vorübergehen wollen, da verriet mir der Spiegel mit unverkennbarer Deutlichkeit, wie sie plötzlich stutzte, und mit einem Schritt hatte sie dem Steward den Weg vertreten.

Es entwickelte sich eine stumme Pantomime. Denn ich konnte ja im Spiegel nur die kleinen Figürchen sich bewegen sehen, zu hören war natürlich kein Wort.

Atlanta deutete auf die dampfende Schüssel, der Steward antwortete, zuckte mit den Schultern – Atlanta winkte, Kapitän Berseck kam herbei – zwischen Bruder und Schwester entstand ein heftiger Wortstreit, besonders Atlanta gestikulierte heftig – der Kapitän wollte, daß der Steward weiter ginge, befahl ihm mit der ausgestreckten Hand gebieterisch – plötzlich aber riß ihm Atlanta die Schüssel aus den Händen, diese flog durch die Luft, jedenfalls über Bord, was ich im Spiegel nicht mehr beobachten konnte.

Dann sah ich noch, wie sich des Kapitäns Gesicht in grimmigem Hohne verzerrte, wahrscheinlich lachte er auch, Atlanta hingegen erhob die Arme, als wolle sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, oder aber als wolle sie beten, sie blickte auch zum Himmel empor, dabei sah ich auch ihr verzweifeltes Gesicht – dann schüttelte sie wieder gegen den Bruder die geballte Faust, jedenfalls unter den heftigsten Worten – jetzt war es der Kapitän,

welcher die Achseln zuckte – dann legte er seinen Arm um die Taille der Schwester, wollte sie an sich ziehen, aber sie riß sich mit einer Gebärde des Abscheus los, schien in krampfhaftes Weinen auszubrechen ... da verschob sich der Spiegel durch einen kleinen Ruck, und ich konnte die beiden nicht wieder hineinbringen. Wahrscheinlich hatten sie auch schon wieder das Deck verlassen.

Was hatte das zu bedeuten gehabt? Ich machte mir wenig Kopfschmerzen darüber. Vielleicht handelte es sich nur um eine Speise, welche nicht nach Atlantas Geschmack war. Dann mußte sie aber ein sehr launenhaftes Weib sein, daß sie gleich die ganze Silberschüssel über Bord warf. Oder der Bruder hatte sie dazu erst gereizt.

Na, mir sollte dies alles jetzt sehr gleichgültig sein.

Dann beobachtete ich weiter, wie Matrosen Essen holten, ebenfalls aus jener Luke heraus, welche also zur Küche führte. Alles wichtig für mich zu wissen, ich wollte nur immer weiter so beobachten.

Auch zwei rußige Gesellen holten große Schüsseln. Das waren Heizer – also Kohlenfeuerung!

Da tauchte aus derselben Luke das grüne Gazekleid empor – Atlanta, ebenfalls eine dampfende Schüssel tragend. Aha, die hatte etwas in den Kopf bekommen, die wollte sich, trotzig, nicht mehr vom Steward bedienen lassen, der ihr vorhin eine Speise hatte bringen wollen, die ihrem Gaumen nicht behagte, sie holte sich selber jetzt ihr Essen aus der Küche. Echte Frauenmanier!

Sie schritt nach achtern – ich amüsierte mich, wie nett sie zu balancieren wußte, denn das Schiff schlingerte mächtig, und das Tragen einer nur halbvollen Back, oder, wie die Landratten sagen, einer Schüssel, will gelernt sein – sie verschwand im Kajüteneingang.

An Deck wurde es leer. Jetzt tauchte aus jener Luke eine weiße Gestalt auf, auch mit weißer Mütze – der Schmutje, der Schiffskoch, der nach getaner Arbeit einen Mund voll frische Luft nehmen wollte.

Jetzt kam wieder der Kapitän . . .

Da knackerte es bei mir an der Wand, das Fenster ging auf, und . . . ich sah das grüne Gazekleid schimmern!

»Herr Kapitän!« sagte die so lieblich klingende Stimme.

Ich war an der Oeffnung. Da schob sich noch ein Brett herein, eine Eisenplanke, die sonst draußen befestigt sein mußte, und auf dieses ward die große, silberne Schüssel gesetzt, von zarten, weißen Händen gehalten.

Es war dieselbe Schüssel, die ich vorhin gesehen – Atlanta hatte sie mir selbst gebracht!

»Klappen Sie erst den Tisch von der Koje herab, die Schüssel paßt in die Klammern.«

Ich tat es, ging wieder hin nach der Oeffnung, um ihr die Schüssel abzunehmen, eine moderne Schiffsback, welche zahlreiche Fächer enthielt, in denen sich Fleisch, Kartoffeln und verschiedenes präserviertes Gemüse befanden, durch Scheidewände voneinander getrennt. Um das Essen auf dem schlingernden Schiffe zu servieren, bedarf es ja besonderer Vorrichtungen, übrigens habe ich solch ähnliche Schüsseln auch in Hotels auftragen sehen, Platten mit verschiedenen Fächern, in denen die einzelnen Haupt- und Nebenspeisen liegen, um nicht alles einzeln servieren zu müssen. Auf dem Schiffe müssen diese Platten natürlich einen hohen Rand haben, es werden Terrinen daraus.

Aber ich bekam die Schüssel noch nicht gleich.

Ein geisterbleiches Gesicht war es, welches sich jetzt zu der Oeffnung niederbeugte, gar nicht zu vergleichen mit der gesunden Farbe, die ich früher gesehen, und geisterhaft auch blickten die schwarzen Augen.

Sie hielt die Schüssel an den Henkeln also noch immer mit ihren weißen Händen fest.

»Ihr Mittagessen, Herr Kapitän.«

»Ich danke sehr.«

»Ich werde es Ihnen immer selbst bringen – alles Essen.«

»Sehr liebenswürdig von Ihnen.«

»Und sollte ich es Ihnen einmal nicht selbst bringen können – ein anderer kommt – Sie werden – Sie werden – niemals – niemals Fleisch essen!«

Mit zitternder Stimme hatte sie es hervorgestoßen, es kaum herausgebracht.

Und mein Stutzen läßt sich denken.

»Weshalb denn nicht?!«

»Weil ... weil ... «

Ihr keuchender Atem versagte.

»Man will mich vergiften?!«

»O nein, aber ... aber ... ich kann es nicht sagen. Nicht wahr. Sie werden niemals eine Fleischspeise irgendwelcher Art essen, wenn nicht ich selbst sie gebracht habe, wenn Sie die Schüssel nicht aus meiner Hand empfangen?«

Was sollte ich davon denken? Na, hier waren ja mehr Rätsel, und ich war auch gegen eine Seeräuberin immer galant, das herrschte jetzt vor.

»Es wird mir nicht schmecken, ich werde nichts zum Munde führen, was ich nicht aus Ihrer schönen Hand erhalte,« entgegnete ich also galant.

»Nur Fleischspeisen ... «

»Nein, ich werde überhaupt nichts mehr annehmen, was ich nicht aus Ihren eigenen Händen empfangen. Lieber werde ich verhungern.«

Mit seltsam großen Augen blickte sie mich an.

»Wirklich?«

»Wahrhaftig! Aber ich hoffe, daß Sie mich nicht verhungern lassen werden. Denn das ist meine allerschwächste Seite.«

»Ich ... danke Ihnen ... danke Ihnen,« erklang es hauchend.

Endlich hatte ich die Schüssel in meine Hände bekommen, trug sie nach der Koje und schob den unteren Rand in die übergreifenden Schienen der heruntergeklappten Tischplatte, befestigte sie mit einer zweiten Schiene.

»Nun sagen Sie aber mal, geehrte Atlanta,« fragte ich dabei, und ich hätte gar nicht so zeremoniell zu sein brauchen, wir waren doch schon ziemlich vertraut geworden, und das wollte ich jetzt noch ausnutzen, »was ist das nun eigentlich ... «

Knacks, hatte es in der Wand gesagt, und die Oeffnung war schon wieder geschlossen.

Verdammt und zugenäht! Schnell sprang ich hin, klopfte stark gegen die Eisenwand – vergebens. Sie kam nicht wieder.

Dann mußte ich das nächste Mal besser aufpassen. Die Gelegenheit, dieser weiblichen Person des Piratenschiffs, der ich schon die Lippen geküßt, nun auch noch näher auf den Zahn zu fühlen, durfte ich mir doch nicht entgehen lassen.

Dann machte ich mich über die einzelnen Fächer der großen Terrine her. Delikat! Messer und Gabel fehlten, in der seitlichen Klammer steckte nur ein Löffel. Gerade wie im Zuchthaus, daß man nicht ein Instrument in die Hand bekommt, mit dem man dem Wärter die Gurgel durchschneiden kann oder sich selbst die Pulsader.

Es war auch nur ein Löffel nötig. Die beiden Fleischgerichte waren als kleingeschnittenes Ragout zubereitet.

Ja, was sollte es nun eigentlich mit dieser Warnung vor Fleischspeisen?

Wenn ich einen Gedanken hatte, so war es die Erinnerung an jenen Mann – Belzebub war der schwarze Kerl wohl genannt worden – den mir damals Karlemann vorgestellt hatte, mit der Erklärung, er verstände durch Verabreichung gewisser Speisen aus dem ungefügsamsten Menschen ein zahmes Lamm zu machen.

Sollte so etwas hier vorliegen? Verstand auch dieser Piratenkapitän solch eine schwarze Kunst? Wollte er mich durch gewisse Speisen kleinkriegen, durch eine Ingredienz, welche einem nur in Fleischspeisen beizubringen ist?

Na, mir ganz schnuppe. Ich hatte Hunger. Wie wenig ich an Gift dachte, das zeigte, wie ich es mir schmecken ließ.

Dann hielt ich in der vortrefflichen Koje ein Mittagsschläfchen. Trotz der Seelenruhe, mit der ich schlummerte, genügte das Knacken, um mich zu wecken.

In der Oeffnung zeigte sich wieder das grüne Gazekleid, Atlanta brachte mir den Kaffee, bat mich um das vorige Geschirr.

»Soll Ihre Kabine aufgeräumt werden?«

»Nein, es ist noch nicht nötig. Aber nun bitte ich um eine Erklärung ...«

Ein leises, kaum hörbares Zischen aus ihrem Munde unterbrach mich, und mehr noch sagten mir ihre blinzelnden Augen.

»Ich darf mich mit Ihnen nicht unterhalten, Ihnen keine einzige Frage beantworten.«

Um mir das zu sagen, dazu wäre das Augenblinzeln und das vorausgehende Zischen nicht nötig gewesen.

Auch schien sie mit Absicht etwas seitwärts zu treten, und da sah ich zum ersten Male, daß hinter dieser Wand noch ein schmaler Raum war.

Also eine Sicherheitskammer, welche sehr angebracht war, wenn man diese Gefangenkabine betreten wollte, um sie zu säubern.

Und dann gewährte ich auch noch einen blauen Rockzipfel! Also Atlanta hatte noch einen Begleiter bei sich, der sich zur Seite zu drücken suchte – einfach einen Aufpasser.

O, das war fatal!

Hingegen hatte sie mir nun schon ziemlich stark angedeutet, daß sie auf meiner Seite stand, und darüber konnte ich mich wieder freuen.

»Hier ist konservierte Milch, hier Zucker . . . «

Weshalb griff sie dabei unter so bedeutungsvollem Augenblinzeln in die Zuckerdose hinein?

»Haben Sie sonst noch Wünsche, Herr Kapitän?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Ich komme erst um sieben wieder, wenn ich Ihnen das Abendbrot bringe.«

»Wenn ich einen Wunsch habe, so ist es der, daß Sie schon eher wiederkommen,« konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen, obgleich diese Galanterie sehr unvorsichtig war.

Sie zog denn auch gleich die Brauen hoch und sah mich warnend an, wovon ja der hinter ihr stehende Aufpasser nichts merken konnte.

»Weshalb?«

»Nun – weil ich mich hier natürlich sehr langweile.«

»Ich bedaure,« erklang es jetzt kalt zurück. »Aber wollen Sie zum Abend vielleicht eine Lampe?«

»Ach ja, eine Lampe!«

»Etwas zu lesen?«

»Auch das.«

»Sie werden es erhalten.«

Die Klappe schloß sich wieder.

Vortrefflich! Ich brauchte mich nicht verloren zu geben – wenn ich dies überhaupt jemals getan hätte. Immerhin, es war doch angenehm, die Schwester des Piratenkapitäns als seine Bundesgenossin zu wissen.

Teufel noch einmal, ich hatte sie doch auch schon auf dem Schoße gehabt, sollte sie da auch nicht!

Und auch ihren Willen konnte sie hier durchsetzen, wie ein echtes Weib, sonst hätte man sie mich doch nicht bedienen lassen. Freilich war ihr ein heimlicher Aufpasser beigegeben worden.

Zunächst untersuchte ich den Zuckertopf.

»Richtig, auf seinem Grunde lag ein Zettelchen!

»Seien Sie stark, ich befreie Sie,« war darauf gekritzelt.

Na also! Hat sich etwas, einem jungen Mädchen einen Aufpasser beizugeben. Oder das Mädchen kann auch schon etwas älter sein, was bei Atlanta allerdings nicht der Fall war. Ebensogut kann man ein Sieb voll Flöhe hüten.

Das »seien Sie stark« erklärte ich mir so, daß ich dem Ansinnen des Bruders nicht etwa willfahrten sollte. Nein, da gab es bei mir ja nun nichts.

Aber wenigstens wurde mir hierdurch klar, daß es wirklich ein braves Mädel war, vor dem ich mich einst nicht zu grauen brauchte, und daß es die Schwester eines Seeräubers und Bluthundes war, damit hatte ich mich ja bereits abgefunden.

Ich war mit meinem Kaffee noch nicht ganz fertig, als die Luke wieder aufging. Meine Freudigkeit wurde aber getrübt, als ich das edle Spitzbubengesicht des Kapitäns erblickte.

»Nun, Herr Schwager, wie geht's?«

»Lassen Sie mich ungeschoren!« knurrte ich, die Tasse noch am Munde, änderte aber gleich den Ton. »Oder warten Sie, ich will höflicher sein – können Sie mir nichts zu rauchen geben?«

Er war doch eines Lächelns fähig.

»Sie scheinen sich ja hier ganz wohl zu befinden.«

»Ich bin überhaupt niemals unterzukriegen.«

»Das freut mich. Ja, rauchen ist hier gestattet. Zigarre oder Pfeife?«

»Bringen Sie mir eine Pfeife ... doch nein, Sie könnten sie schon im Munde gehabt hallen, und da würde sie mir wenig schmecken. Lieber ein paar Zigarren.«

»Sollen Sie haben. Ich fürchte nur, die Zigarre wird Ihnen immer ausgehen.«

»Weshalb?«

»Sie werden gleich etwas zu sehen bekommen.«

»Was?«

»Blicken Sie nur in den Spiegel. Passen Sie auf, wie's gemacht wird, damit Sie es später selbst können.«

Die Luke schloß sich wieder.

Was wollte der Kerl damit sagen?

Im Spiegel war nichts als das Meer zu erblicken. Doch da segelte eine Bark.

Was ich nun in der nächsten halben Stunde in dem Spiegel erblickte, zum Teil auch seitwärts durch die Bollaugen, das kann ich hier nur mit wenigen Zeilen wiedergeben. Ich wüßte gar nicht, wie ich es ausführlich schildern sollte; denn ich bekam etwas Entsetzliches zu sehen.

Die ›Ozeana‹ richtete den Bug auf diese Bark zu, in zehn Minuten hatte sie die große Strecke zurückgelegt, hatte die Bark erreicht, Bordwand lag an Bordwand – Schreien, Brüllen, Schüsse – ich sah im Spiegel, wie die Matrosen hinübersprangen, Kapitän Berseck an der Spitze – nur ein ganz schwacher Widerstand seitens der Mannschaft der Bark und ich sah, wie sie abgeschlachtet wurde – und dann wurde es wieder still.

Ich war wie ein wütender Stier gegen die eiserne Wand meines Gefängnisses gerannt. Daß sie nicht zusammenbrach, wundert mich.

Dann kam es wie eine Betäubung über mich, und sie konnte nicht von dem Anprall herrühren.

Ja, ich hatte es gesehen – hatte Piraten bei ihrem Handwerk beobachtet!

Wie lange Zeit vergangen war, bis ich aus meinem Brüten erwachte, weiß ich nicht. Es begann zu dämmern, als sich die Klappe abermals öffnete.

Hinter meiner Gefängniswand brannte schon eine helle Lampe, und ich sah den Kapitän.

»Haben Sie alles beobachtet?«

Daß ich so ruhig bleiben konnte, ist mir ein Rätsel. Doch ich habe über den merkwürdigen Zustand, der mich manchmal befällt, schon mehrmals berichtet.

»Schleichen Sie nicht näher!« rief er drohend. »Ich glaube schon, daß ich zwischen Ihren Fäusten verloren wäre, aber so weit werden Sie nicht kommen!«

Hatte ich mich zum Sprunge geduckt gehabt? Ich wußte nichts davon. Und dann war ich vollends ganz ruhig.

»Ja, ich habe es gesehen, alles, und es war sehr interessant.«

»Wirklich? Wenn Sie ehrlich sprächen, würde mich das sehr freuen.«

»Was für eine Bark war das?«

»Die ›Heliand‹, welche von Singapur nach Sydney mit Kohlen unterwegs war. Es ist kein Zufall, ich habe diesem Schiffe aufgelauert, habe es überhaupt immer hauptsächlich auf Kohlenschiffe abgesehen. Ich brauche doch Kohlen. Dann hat ja jedes Schiff immer genug Proviant bei sich, so ergänze ich meinen eigenen – abgesehen von der Schiffskasse.«

»Sie haben die Kohlen übernommen?«

»Jawohl, wenigstens so viel, um meine Bunker wieder zu füllen.«

Ich hatte von dieser Kohlenübernahme gar nichts bemerkt. Ich war eben wie betäubt gewesen.

»Woher wußten Sie, daß dieses Schiff mit Kohlen von Singapur nach Sydney unterwegs war?«

»Nun, das erfährt man doch durch die Schiffszeitungen.«

»Sie unterhalten in den Hafestädten keine Spione?«

»Nein, ich bin vollkommen unabhängig,« war die stolze Antwort.

»Das also ist das große Geheimnis, wie Sie sich mit Kohlen und Proviant versehen?« fragte ich jetzt spöttisch. »Indem Sie harmlose Frachtschiffe überfallen und ausplündern?«

»Nicht anders.«

»Dann tun Sie mir leid.«

»Herr Kapitän, bedenken Sie doch: ich allein besitze das allerschnellste Schiff, und ich statue Ihre ›Sturmbraut‹ mit einer eben solchen Maschine aus, wir beide können die ganze Erde beherrschen . . . «

»Sie täten mir den größten Gefallen, wenn Sie mich allein ließen.«

»Gut, aber Ihrer ›Sturmbraut‹ werde ich mich dennoch bemächtigen, dann wird sie eben unter meinem Kommando fahren – vorläufig – denn innerhalb eines Jahres werden Sie Ihre ›Sturmbraut‹ doch selbst als Piratenschiff kommandieren.«

Ich wandte ihm den Rücken zu.

»Nun lassen Sie sich bloß noch eins gesagt sein,« fuhr es hinter mir fort. »Hoffen Sie nicht etwa auf Befreiung durch meine Schwester. Ich habe Sie nämlich vorhin dabei ertappt, wie sie ein Zettelchen schrieb. Sie sollten sich schon für diese Nacht zur Flucht bereithalten. Daraus wird nun natürlich nichts. Atlanta ist in sicherem Gewahrsam. Lampe, Zigarren und Bücher werden Sie gleich bekommen.«

EIN GEMORSTES SIGNAL.

Die Klappe war wieder gefallen.

O, wie mir jetzt erst zumute war!

Atlanta bei ihrer heimlichen Korrespondenz ertappt, als meine Bundesgenossin erkannt, in sicherem Gewahrsam!

Nun war mein letztes Fünkchen Hoffnung erloschen!

Diesmal war es ein Matrose, der mir das Abendessen brachte, außerdem eine Lampe, eine Kiste, Zigarren und Bücher. Auch er hatte einen Begleiter bei sich.

»Wünschen Herr Kapitän sonst noch etwas?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie sich das Essen recht gut schmecken, es ist ganz frisch,« grinste der Kerl, ehe er die Klappe wieder zumachte.

Nachdem ich die brennende Lampe an einen Haken der Decke gehängt hatte, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Schüssel zu.

Es war ein warmes Gericht, wieder solch ein Fleischragout mit Zugemüsen, und zwar, wie ich gleich in erkennen konnte, war ersteres aus frischem Fleische zubereitet, während das vorige aus Salzfleisch bestanden hatte.

Ueber das frische Fleisch brauchte ich mich nicht besonders zu wundern. Schiffe nehmen doch oft genug lebendes Schlachtvieh mit, und wenn das nicht bei der ›Ozeana‹ der Fall, so konnte es auf dem erbeuteten Schiffe vorhanden gewesen sein.

Was aber hatte der Kerl so widerlich zu grinsen gehabt, als er mir guten Appetit wünschte? Jetzt nahm ich mir Atlantas Warnung doppelt zu Herzen; ich hätte das Fleisch auch beim größten Hunger nicht angerührt. Vor meinen Augen schwebte immer das höhnisch grinsende Gesicht des Matrosen, doch konnte mich dies nicht hindern, meinen Appetit an den Bratkartoffeln und dem Mischgemüse zu stillen.

Ich ging die ganze Nacht nicht zur Koje. Rastlos wanderte ich auf und ab. Von den mir gegebenen vier Büchern schlug ich bei keinem auch nur das Titelblatt auf, dagegen entnahm ich der Kiste eine Zigarre nach der anderen.

Es war in der elften Stunde, die See war recht ruhig geworden, kaum schlingerte das Schiff noch etwas, als sich an der Oeffnung wieder das Gesicht des Kapitäns zeigte.

»Hat es Ihnen geschmeckt?«

Ich antwortete nicht, setzte meinen engbegrenzten Spaziergang fort.

Er mußte in die auf dem Kojentisch stehende Schüssel hineinsehen können.

»Ah, Sie haben das Fleisch ja gar nicht angerührt! Weshalb nicht?«

Ich gab keine Antwort.

»Sind Sie Vegetarier? Heute früh waren Sie es doch nicht. Nun, von morgen an gibt es überhaupt nichts anderes mehr als frisches Fleisch, wir haben zu viel lebendes Vieh an Bord, das muß alle werden, und da werden wir ja sehen, wie weit Sie kommen, denn ich kalkuliere, Sie sind nicht der Mann, der aus Prinzip gern Hungers stirbt. Das ist es aber nicht, weshalb ich komme. Blicken Sie einmal durch das rechte Bollauge, etwas nach vorn.«

Ich tat ihm diesen Gefallen nicht. Was konnte es sein? Die Feuer eines Schiffes, welches er wiederum kapern wollte. Ich konnte es nicht verhindern.

»Sie wollen mich nicht hören?«

Mein Schweigen war auch eine Antwort.

»Ich werde Sie gleich hörend machen. Soeben haben zwei sich begegnende Schiffe ihre Namen gewechselt. Das eine, ein Segler, war die ›Hortensia‹ von Valparaiso. Die hat doch nur Guano oder Salpeter an Bord, was mich wenig reizt. Aber das andere Schiff, ein Dampfer – wissen Sie, welchen Namen der durch farbige Lichter signalisierte?«

Ich wollte standhaft bleiben, aber ich konnte es nicht, eine Ahnung überkam mich – schnell trat ich auf Steuerbordseite und blickte durch das Bollauge, etwas voraus.

Es waren die Feuer eines Dampfers, die ich erblickte, durch die weiße Toplaterne gekennzeichnet, aus dem Schornstein sprühten Funken zum Himmel empor, sonst war die Nacht zu dunkel, um nur die Umrisse des Schiffes erkennen zu können, aber ... ich habe schon einmal geschildert, wie man ein wohlbekanntes, sein

eigenes Schiff nur an den Lichtern zu erkennen vermag, ich wenigstens kann es.

»Die ›Sturmbraut!‹ flüsterte ich. »Meine ›Sturmbraut!«

»Ja, Ihre ›Sturmbraut‹. Und wissen Sie, was ich jetzt tue?«

Auch jetzt blieb ich die Antwort schuldig, aber ich mußte ihm doch wenigstens mein Gesicht zuwenden, und ich mag nicht schlecht stiere Augen gemacht haben.

»Ich werde,« erklärte er mit Seelenruhe weiter, »auf Ihre ›Sturmbraut‹ zuhalten, werde durch Signalf Feuer anfragen, ob mir der Dampfer mit einigen Fässern Trinkwasser aushelfen kann. Mein Schiff macht den Eindruck eines Seglers, daß es selbst dampft, davon ist nichts zu merken. Hat Ihre ›Sturmbraut‹ genügend Wasser, was Sie wohl selbst nicht wissen, so wird man mir schon einige Fässer ablassen, zu den üblichen Seepreisen. Der Dampfer wird an das unbehülfliche Segelschiff herankommen, wir werden Bord an Bord legen, das läßt die See jetzt bequem zu, so wird sich mir Ihre ›Sturmbraut‹ also ganz allein und freiwillig ausliefern. Wenn dann meine vierzig Matrosen mit Revolver und Entersäbel hinüberspringen, so ist an einen Widerstand natürlich gar nicht zu denken. Geben Sie das zu?«

Ich konnte nur ein Röcheln hervorbringen.

»Sollte man mir aber,« fuhr der Kapitän Berseck fort, »das Trinkwasser abschlagen müssen, weil man drüben keins überflüssig hat, dann versuche ich gar keine andere List, dann tue ich das, was ich auch sonst immer vorziehe: ich dampfe einfach mit gelöschten Lichtern heran, stürze mich wie ein Falke auf meine Beute, im Nu sind die Enterhaken eingeschlagen, und . . . dann ist es dasselbe Spiel. Sehen Sie ein, daß die ›Sturmbraut‹ bereits mir gehört?«

»Bluthund!!!«

Ein Satz . . . aber ich griff durch die Oeffnung ins Leere. Mein vorheriger Ruf war sicher nicht schuld daran gewesen, daß der

Kapitän noch rechtzeitig hatte retirieren können. Er war eben von vornherein auf seiner Hut gewesen.

Er stand an der jenseitigen Wand, und da war er vor meinem Arm in Sicherheit.

»Geben Sie sich keine Mühe,« sagte er, so kalt wie immer. »Sprechen wir doch lieber ruhig zusammen. Sie können ja vermeiden, daß ich Ihre ›Sturmbraut‹ mit Gewalt nehme und einen und den anderen Ihrer Matrosen, die ihnen doch gewiß ans Herz gewachsen sind, niedermachen muß, und so sehr wenige dürften das nicht werden. Wer sich wehrt, muß natürlich daran glauben.«

»Vermeiden, wie?« konnte ich wirklich schon wieder mit Ruhe fragen.

»Nun ja, verbünden Sie sich doch mit mir. Ihr Ehrenwort genügt mir.«

»Und dann?«

»Dann sind Sie natürlich frei, dann signalisieren Sie einfach Ihrem Schiffe zu, daß es herankommt, Sie übernehmen eben wieder das Kommando.«

»Und dann?«

»Na, dann folgen Sie in meinem Kielwasser, wie ich schon sagte.«

»Als Pirat?«

»Selbstverständlich!«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann nehme ich eben Ihr Schiff mit List oder Gewalt. Schade um Ihre Jungen!«

»Hm. Und was für eine Garantie verlangen Sie?«

»Nur Ihr Ehrenwort, bekräftigt durch Ihren Handschlag. Aber nun machen Sie es kurz, ich lasse mich nicht so hinhalten.«

Er durchschaute meine Absicht. Schade! Aber was hätte es auch genützt? Die ›Sturmbraut‹ war noch gar weit ab, man hatte noch genügend Zeit.

»Mein Handschlag genügt Ihnen?«

»Ja. Denn in diesem Falle, wenn Sie schon wissen, um was es sich handelt, werden Sie später nicht wieder von Ungültigkeit sprechen.«

Er irrte sich in meiner Anschauung über ein Ehrenwort, darüber denke ich ganz frei – ich hielt ihm meine Hand durch die Oeffnung hin.

Nein, er irrte sich eben nicht!! Denn zunächst zog er, dicht an der hinteren Wand stehend, einen Revolver hervor, entsicherte ihn und richtete die Mündung auf mich.

»So, nun geben Sie mir Ihre Hand!«

Da aber zog ich die meine schnell wieder zurück – mit einem gewissen Gefühl der Beschämung. Doch was für einen Zweck hatte es, wenn ich ihn jetzt packte? Er hätte mich einfach niedergeschossen, ehe ich ihn erwürgen konnte. Der Mensch aber kann nur handeln, solange er lebendig ist.

Jetzt brach er doch einmal in ein höhnisches Gelächter aus.

»Aha, aha!!! Nein, geehrter Herr Schwager, der Sie ja doch noch werden – auf diese Weise fangen Sie den Kapitän Berseck nicht! Ich habe alle Hochachtung vor Ihrer Energie und vor Ihrer Kühnheit – aber schlauer bin ich doch – und eben deswegen werden wir zusammen verbündet ein ausgezeichnetes Seeräuberpaar geben. Genug, ich habe Sie durchschaut – jetzt wird Ihre ›Sturmbräut‹ mit der Waffe genommen – das Blut Ihrer Leute komme über Ihr Haupt!«

Diesmal blieb die Kopftür ungeschlossen, er öffnete eine Tür in der jenseitigen Wand.

»Beobachten Sie nur durch die Bollaugen und im Spiegel,« sagte er noch, und er war verschwunden.

Ich war wieder allein. Was sollte ich tun? O, diese Verzweiflung, diese Gedanken!

Es blieb mir ja nichts anderes übrig, als zu beobachten. Ich führe dabei nicht immer an, ob dies durch das Fenster oder im Spiegel geschah.

Die ›Sturmbraut‹ dampfte uns entgegen, war unterdessen bedeutend näher gekommen, aber immer noch mindestens eine Seemeile entfernt.

Die Feuer von einem anderen Schiffe konnte ich nirgends entdecken, auch jenes nicht mehr, mit welchem die ›Sturmbraut‹ durch farbige Lichter den Namen getauscht hatte, wie es ja Schiffe auf hoher See immer tun.

Also die Gelegenheit war für den Seeräuber die günstigste. Doch was hätte sich schließlich dieser Pirat daraus gemacht, wenn noch ein anderes schiff in der Nähe gewesen wäre? Bei seiner Schnelligkeit brauchte er ja auch kein Kriegsschiff zu fürchten, höchstens, daß ihm die schon gekaperte Beute noch aus den Zähnen gerückt wurde.

Jetzt wurden am Mittelmaste der ›Ozeana‹ farbige Laternen hochgezogen. Gerade diese Signalsprache bei Nacht, welche viel einfacher, freilich auch viel mangelhafter ist als die Flaggensprache, hatte ich fast vollständig im Kopfe. Ich konnte Wort für Wort übersetzen.

Die ›Ozeana‹ nannte sich jetzt ›Isis‹, gab an, aus Marseille zu sein.

Mein Schiff signalisierte zurück, nannte seinen ehrlichen Namen, Heimatshafen New-York, der ja auch adoptiert war.

O, wie mir das Herz schlug!

Die Namen der Kapitäne wurden nicht wie sonst üblich angegeben, eben weil das Signalisieren mit Laternen – elektrische Lichter für so etwas mit Klaviatur gab es damals noch nicht – sehr kompliziert ist, jedes Wort muß einzeln buchstabiert werden.

Dann ging es kurz.

»Not. Trinkwasser.«

Drüben kam als Antwort eine seltsame Frage.

»Morsen?«

Ja, es war ein seltsames Signal – die sechs Reihen bunter Laternen, die nacheinander in die Höhe gezogen wurden, ergaben

wirklich das Wort Morsen . . . und mir schoß es plötzlich wie ein Feuerstrom durch den Kopf.

Gerettet, gerettet, meine ›Sturmbraut‹ und meine Jungen waren gerettet!! Und ich vielleicht selbst! Doch nur meine ›Sturmbraut‹, meine ›Sturmbraut‹!!

Mein Gott, wie war ich nur noch auf diesen rettenden Gedanken gekommen!!

Hier muß ich einige Erklärungen einschieben, woran ich freilich nicht dachte, als ich schnell wie der Gedanke vom Spiegel nach dem Bollauge sprang.

Was ›morsen‹ ist, werden wohl die meisten Leser wissen. Es ist die aus Punkt und Strichen bestehende Telegraphensprache. Man braucht diese Punkte und Striche aber nicht unbedingt aufs Papier zu bringen, man kann auch die Sonne dazu verwenden, oder ein Licht, oder nur durch Bewegungen kann man diese Punkte und Striche wiedergeben. Die optische Telegraphie ist doch überhaupt viel älter als unsere elektrische, ist uralte, der Erfinder der Telegraphie, Morse, hat diese Zeichen erst von ihr herübergenommen, wenn auch verbessert.

Der ausgebildetste Apparat für die optische Telegraphie mittels der Sonne ist heute der Heliograph, wie schon der griechische Name sagt. Aber man hat die Sonne gar nicht nötig. Jede Lampe, jedes Licht tut es. Die Verständigung geht nur nicht so weit, und dann kann sie jeder mitlesen – wenn man nicht eine Geheimsprache ausgemacht hat.

Man hält vor das Licht einfach die Hand, ein kurzer Wegzug ist ein Punkt, ein längeres Zeigen des Lichtes ist ein Strich. Das bedarf weiter keiner Erklärung.

Heute ist das Morsen bei allen Seeleuten obligatorisch, jeder Steuermann muß es können, es wird auf der Schule gelehrt, so gut wie das Semaphorieren, das Ausdrücken der Buchstaben mittels verschiedener Stellung des Semaphors. Die internationale Sprache zur See ist Englisch.

Damals war das noch nicht der Fall. Trotzdem aber konnte jeder Steuermann morsen, jeder intelligente Matrose, der sich etwas weiter ausbilden wollte. Nur mußte eben erst angefragt werden, ob es auch verstanden würde.

So hatte auch meine ›Sturmbräut‹ getan. Das Signalisieren mit farbigen Laternen, die stets erst in die Höhe gezogen werden mußten, war zu langweilig.

Ich hatte noch im Spiegel gesehen, wie schnell eine weiße Laterne in die Höhe gehalten worden war, ein Brett davor, dieses schneller und langsamer zurückgezogen – die Frage war bejaht worden.

Ich aber war also nach dem Bollauge gesprungen, ich hätte laut aufschreien mögen vor Jubel.

Und jetzt kommt die zweite Erklärung.

Ich hatte mit meiner Mannschaft respektive mit meinen Steuerleuten eine Geheimsprache ausgemacht, mit Flaggen sowohl wie durch farbige Lichter, wie durch Semaphorien, wie durch Morsen. Denn der Teufel hätte meine Offiziere holen sollen, wenn sie nicht auch morsen gekonnt hätten, auch meinen Jungen hatte ich Instruktionsstunde erteilt, theoretisch und praktisch, jeder mußte es können.

Nicht etwa jedes Handelsschiff hat so eine Geheimsprache; man sollte eigentlich fragen: wozu auch? Für mich aber war die ganze Seefahrt doch eine Passion, sage man meinetwegen ein lustiges Spiel.

Und dennoch, es hatte seine großen Vorteile. Wenn ich nicht an Bord war, konnte ich mich immer verständlich machen, ich brauchte gar nicht gesehen zu werden, wenn nur die Zeichen noch sichtbar waren.

Bei Tage war eine blaue Flagge mit drei Knoten mein persönliches Signalement. Ueber welchem Hause das Signal wehte, wo es aus dem Fenster heraushing – einfach ein blaues Taschentuch,

welches ich besonders aus diesem Grunde immer statt eines weißen oder roten benutzte – in diesem Hause befand ich mich, dort wußten mich meine Leute.

Wurde ein Knoten gelöst, so daß dann nur noch zwei darin waren, so bedeutete das: kommt zu mir – wurde geschwungen: bin in Not, Eile! ... und so hatte ich noch mehr Signale, meine eigenen, die ich hier nicht anzuführen brauche.

Bei Nacht brauchte ich nur drei U-Zeichen zu morsen – dreimal Punkt Punkt Strich – und ich machte meine Leute aufmerksam auf mich, und erhielt ich das Gegenseignal, ein B, Strich Punkt Punkt Punkt, so hatte man mich verstanden, dann konnte das Morsen weitergehen, entweder nach dem gewöhnlichen Alphabet oder in der ausgemachten Geheimsprache.

Schnell hatte ich ein Kissen aus der Kojе gerissen, hielt es gegen das Bollauge, zog es in kürzeren und längeren Pausen zurück, machte also ein U-Zeichen, wartete etwas, spähte, dann noch eins und noch eins, und dann spähte ich wieder mit klopfendem Herzen – und wie es mir klopfte!

Würde man das ruckweise Verdunkeln des erleuchteten Bollauges auf der ›Sturmbraut‹ bemerkt haben? Das Gegenteil wäre eine Unachtsamkeit gewesen.

Jedes beegnende Schiff wird auf der weiten Wasserwüste höchst aufmerksam beobachtet. Bei Nacht sind immer die runden, erleuchteten Fensterchen das Hervorstechendste. Wäre dort drüben eines der rotglühenden Augen mehrmals hintereinander verdunkelt worden, es wäre mir, jedem anderen, der jetzt dort hinübersah, augenblicklich aufgefallen.

Aber ob die Intelligenz so weit ging, gleich ein Morsezeichen zu erkennen, oder es konnte doch einmal ein unglückseliger Zufall

...

Da – da ... das Gegezeichen!!

Soeben hatte man auf der ›Sturmbraut‹ an der mir so gut bekannten Magnesiumlaterne die Frage gemorst, wieviel Trinkwasser gebraucht würde – die Frage kam nicht ganz zustande, wurde unterbrochen, eine kleine Pause, dann wurde langsam und deutlich ein B gemorst – Strich Punkt Punkt Punkt!

Man hatte mich erkannt, man hatte mich erkannt, kein Zweifel mehr!!!

Während man drüben die angefangene Frage vollendete, morste ich noch einmal ein U, und dann gleich weiter in unserer ausgemachten Geheimsprache:

»Hier Kapitän Jansen! Bin gefangen! U – U.«

Drüben ging es weiter.«

»Wir – können – nur – fünf – B – B – Fässer abgeben.«

O, wie ich jubelte!!

Der Leser wird sich hineinfinden können. Sie schalteten das Verstandenzeichen dazwischen ein. Das war nicht auffällig. Der den Apparat Bedienende war einfach nicht ganz perfekt, schob manchmal einen falschen Buchstaben ein.

Aber nicht falsch für mich!

Und weiter morste ich in unserer Geheimsprache:

»Aufgefischt. Piratenschiff. Ralph Berseck. Will ›Sturmbraut‹ kapern. U – U.«

Und drüben unterhielt sich die Magnesiumlampe mit diesem Schiffe hier:

»Hektoliter – zwanzig – Schilling – B B – ja? – B B.«

Verstanden, ich war verstanden!!

Aber jetzt – jetzt kam es darauf an! Wild schossen mir die Gedanken durch den Kopf! Ich konnte meine ›Sturmbraut‹ kommandieren! Ich konnte sie retten, gewarnt vor dem Piraten war sie schon – ich konnte befehlen, daß sie die Lichter löschte und in der stockfinsternen Nacht dem schnellen Piratenschiffe zu entkommen suchte, oder aber . . . ich konnte auch etwas anderes tun!

Und mein Entschluß war gefaßt.

»U – auf die List eingehen! Dampfpumpe! Heißwasser! Wie damals! Stichwort zurück – U.«

Und das aufblitzende Magnesiumlicht sprach auf meiner ›Sturmbräut‹ weiter:

»Aus dem Winde – wir – opdhuchbezka – wir – dampfen heran.«

Der Leser versteht. In den geordneten Satz war ein Geheimwort eingefügt. Für den Ableser brauchte das nicht auffällig zu sein, da hatte der nicht sehr geübte Morsende eben einmal Kuddelmuddel gemacht, weswegen er dann auch das ›wir‹ wiederholt hatte.

Für mich aber bedeutete dies sonst unverständliche Wort, wenn ich die Buchstaben übersetzte: Dampfspritze.

Und dieses zurückgegebene Stichwort genügte!

»Oder der Teufel soll die Kerls frikassieren, wenn sie so dumm sind!« konnte ich mit hervorbrechendem Uebermut sagen, als ich von dem Bollaage zurücktrat.

Ja, eine wunderbare Erleichterung war über mich gekommen. Nun los denn, der Tanz konnte beginnen!

MEINE SCHRECKLICHSTE ERINNERUNG.

Es war die höchste Zeit gewesen. Lange hätte ich die Ausführung meines Vorhabens nicht aufschieben dürfen.

Es klappte, und plötzlich waren die fünf Bollaugen geschlossen. Die Fensterchen besaßen nicht jene Dichtungsklappen aus Gußeisen, die Deckel mußten von außen geschlossen worden sein, oder richtiger wohl waren sie inwendig zwischen den hohlen Schiffswänden angebracht, durch einen Mechanismus waren sie herabgelassen worden.

Ein jäher Schreck durchzuckte mich. Wehe, wenn meine Manipulationen doch beobachtet worden waren, hier auf diesem Schiffe nämlich, und wenn man auch die Geheimsprache nicht verstand, und das kleine Sprechloch war noch offen gewesen, es konnte jemand draußen gewesen ...

Da fiel durch dieses Loch ein Lichtschein, Kapitän Bersecks Gesicht war es, welches darin erschien.

Jetzt kam es darauf an! Mein Herzschlag setzte aus.

»Ihre ›Sturmbraut‹ kommt wirklich heran, in zehn Minuten werde ich sie am Enterhaken haben.«

Gott sei gedankt! Ich konnte beruhigt sein. Sonst hätte der doch gleich etwas ganz anderes gesagt.

»Ich wollte mich nur überzeugen,« fuhr jener fort, »ob die Bol-laugen auch geschlossen sind. Der Mechanismus hat schon einmal versagt. Ja, alles geschlossen, und von hier drinnen gibt's dann kein Aufmachen. Ich muß Ihnen einmal die Aussicht nehmen, Herr Kapitän – Sie könnten sich durch Rufen bemerkbar machen, und das darf natürlich nicht sein. Außerdem können Sie ja im Spiegel alles beobachten, was an Deck der beiden Schiffe vor sich gehen wird. Nun, Herr Schwager, wie denken Sie sich die Sache?«

Ich wußte, wie ich mich zu verhalten hatte. Ich machte einmal meinem Ingrim Luft, jetzt freilich ganz erkünstelt, schüttelte die Faust nach dem Kapitän.

»Hund verdammter!«

»Ja, das möchten Sie wohl, mich einmal in dieser Faust haben,« lächelte er. »Was für eine Handschuhnummer haben Sie eigentlich?«

»Mensch, Sie können noch so scherzend sprechen?«

»Warum nicht?«

»Fürchten Sie denn gar keinen Richter?«

»Nee!«

»Er wird sie erreichen!«

»Nee. Gibt's gar nicht. Ich bin unerreichbar. Meine Maschine kann nicht versagen, das Ding ist nämlich an sich überaus einfach.«

»Aber Gott wird Sie erreichen und dereinst zur Verantwortung ziehen!«

»Ich glaube an keinen Gott – nur an einen Teufel, und der bin ich selber. Doch Scherz beiseite ... «

»Ich scherze nicht!«

»Na, da sprechen wir ernsthaft weiter. Ich komme nicht hierher, um mit Ihnen zu plaudern, sondern um Ihnen noch einmal einen Vorschlag zu machen. In zehn Minuten habe ich Ihre ›Sturmbräut‹ am Enterhaken – hören Sie?«

Es war schauspielerisch wohl ganz richtig, wenn ich jetzt einmal die Fäuste gegen die Brust legte und keuchte.

»Ich werde manchen Ihrer braven Jungen niedermachen müssen.«

Ich zuckte mit den Fingern und keuchte noch ein bißchen stärker. Auch Schaum hätte ich vor den Mund bringen können, doch das fand ich noch verfrüht.

»Sie haben es noch in der Hand – noch immer ist es Zeit – wenden Sie das Schicksal Ihres Schiffes und mehr noch das Ihrer Mannschaft.«

»O, Sie Satan!« verwandelte ich jetzt mein Keuchen in ein Röcheln.

»Ja, ein Satan bin ich. Trotzdem werden wir wirklich Schwäger mit gemeinsamen Interessen, machen wir Kompanie.«

»Niemals!«

»Sie werden ja doch selbst bald so ein Pirat und Satan.«

»Nie – niemals!!«

»Ihr letztes Wort?«

»Mein letztes!«

»Dann tragen Sie die Folgen. Das Blut Ihrer Leute komme über ... «

»Fahre zur Hölle, Himmelhund!!!«

Mit diesem sich nicht ganz zusammenreimenden Fluche war ich wieder mit ausgestrecktem Arme nach der Oeffnung gestürzt.

Glücklicherweise war er schneller als ich, diesmal hatte ich ihm auch etwas Zeit gelassen, noch zurückzuspringen. Denn jetzt war

mir doch gar nichts mehr daran gelegen, ihn kalt zu machen, das hätte ja den ganzen Spaß verdorben.

»Also so! Wohlan denn! In fünf Minuten geht es los. Beobachten Sie nur im Spiegel. Für genügendes Licht werde ich sorgen.«

Mit diesen Worten hatte er mich verlassen, hinter sich die Tür zugeworfen.

Der Leser braucht nicht zu glauben, daß ich dies erst nachträglich mit einem Anfluge von Humor schildere, wie ich schauspielerte und dergleichen – das wäre sogar gemein, frivol, nämlich jetzt, nachträglich.

Nein, mir war damals wirklich so humoristisch zumute, oder ich will sagen: eine wilde Kampfesfreudigkeit durchflutete mich, und diese Freudigkeit war eine echte!

Zum Kampfe würde es kommen, und was tat's, wenn meine ›Sturmbräut‹ dabei wirklich unterlag? Es kann immer nur einen Sieger geben ...

Mein Gedankengang, wobei ich auf und ab raste, wurde unterbrochen durch ein Knirschen. Das waren Bordwände, die zusammenscheuerten!

Jetzt, jetzt kam es darauf an!

Hurra, da ging der Tanz los!!

Trampelnde Füße, jetzt ein Kampfgeschrei, Schüsse – und da plötzlich verwandelte sich das vorzeitige Siegesgeschrei in ein wahnsinniges Schmerzgeheul!

Und jetzt ein hipp, hipp, hurra, aus anderen Kehlen! Das waren meine Jungen!

Und das Schmerzgeheul wurde immer wahnsinniger.

Ja, ja, die Dampfspritze wirkte!

Ja, ja, Kapitän Berseck, du edler Seeräuber, hier bist du einmal an den Unrechten gekommen, das sind meine Jungen, Meine!!

Und ich hier, ich hier, mußte untätig zuhören. Denn den Spiegel hatte ich vergessen.

Ich hier untätig, während es oben so lustig zuging!

Und da betete ich etwas – ich weiß nicht, ob zu Gott oder zum Teufel.

Und da nahm ich einen Anlauf.

Und ich habe stets begriffen, was die heutigen Realisten nicht mehr zu glauben vermögen, wie nämlich ein Weib wie die Jungfrau von Orleans mit einem Ruck ihre schweren Ketten durchbrechen konnte.

Und ich bin doch keine Jungfrau.

Ich brach durch die eiserne Tür, als wenn's eine Eierschale wäre – und ich war nun einmal in Fahrt, ich ging auch gleich noch durch die zweite Eisenwand.

Und dann rannte ich, flog ich durch einen erleuchteten Korridor. Kam an eine Treppe. Und von dieser stürzten mir laut brüllend ein halbes Dutzend Männer entgegen. Ich dachte, sie wollten etwas von mir. Und ich nahm den ersten beim Griebse, er verwandelte sich in meiner Hand zur Kriegskeule, mit der ich den anderen die Schädel einschmetterte.

Und dann war ich an Deck. Ueberall lagen sie herum, brüllend und wimmernd. Doch ich sah ja nur Mahlsdorf, alle meine Jungen.

Enoch, mein Bootsmann, hatte noch den dampfenden Schlauch in der Hand. Ein Glück, daß er nicht mehr spritzte, sonst hätte ich etwas abbekommen können.

»Der Käpten, der Käpten!!!« erklang es jauchzend im Chor.

Ich weiß nicht, wer es war, den ich zuerst erwischte und im Kreise hemmschwenkte. Ich weiß überhaupt nicht, was sich in den nächsten Minuten zutrug.

»Wie ist es gegangen?«

»Fein – fein – fein,« sagte irgend jemand.

»*All right*, Käpten, *all right* – alles gefixt,« setzte dann noch Enoch hinzu, mit einer entsprechenden Handbewegung, so etwa wie der große Cäsar, als er einen Triumphzug ablehnte, weil er solche Kinkerlitzchen nicht mehr nötig hatte; nur daß mein

Enoch dabei noch eines seiner Säbelbeine in entsprechender Weise schlenkerte.

»Wo ist Mr. Tischkoff?« war wohl meine zweite Frage.

»Der ist tot.«

»Tot?!«

»Nee, nee, Käpten, nur so ein bißchen, in seiner Kabine – seit zwei Tagen – er wird schon wieder lebendig werden.«

Dann fielen meine Blicke, so weit ich mich entsinnen kann, auf Enochs holde Eehälfte. Madam Hullogan war soeben dabei, einem regungslos daliegenden Matrosen die Taschen zu untersuchen.

»Hat sich Lausbub miserabler nicht einen roten Penny im Sack!«

Das gab mir die Besinnung wieder. Das heißt, jetzt sah ich nicht nur noch meine Leute, sondern auch die Seeräuber.

Brüllen und Winseln und Sichwälzen noch allüberall. Enoch hatte die Spritze noch viel besser geführt als ich damals, er hatte mehr gezielt, und das war ja auch sein Fach, als Bootsmann war er doch der Spritzenonkel, führte beim Deckwaschen immer den Wasserschlauch. Außerdem fehlten hier an dem Deck ohne Aufbau die Verstecke.

Es wurde gebunden, manchmal auch noch eins auf den Kopf gegeben. Bei einigen war kein Binden mehr nötig – schrecklich verbrüht – die Haut ging vom ganzen Körper in Fetzen ab.

Schon drangen meine Jungen ins Innere des Schiffes, um unschädlich zu machen, was noch eine Hand regen konnte. Sie fanden auch solche, aber zu einem Kampfe sollte es nicht mehr kommen. Vor Entsetzen gelähmt! So etwas war diesen edlen Piraten eben noch nicht passiert.

Man will einige Hektoliter Trinkwasser haben – doch natürlich kaltes – und die schicken es einem gleich kochendheiß herüber.

Auch ich schloß mich den Suchenden an. Atlanta – das war jetzt mein nächster Gedanke.

Ich setzte zwei Kerlen ein Messer auf die Brust, als ich sie fragte, wo die Schwester des Kapitäns untergebracht sei.

»Antwort, oder ... !!«

Vergebens! Die beiden waren vor Entsetzen keines Wortes fähig.

Als ich mit einer brennenden Lampe durch einen tieferen Korridor eilte, sprang hinter einem Wandschranke ein Kerl hervor, in einem weißen Anzuge, eine weiße Schürze vorgebunden, aber über und über mit frischem Blute besudelt, ein ellenlanges Messer in der Faust.

Angreifen wollte er mich wohl nicht, nur an mir vorüber, war zu zeitig aus seinem Versteck hervorgesprungen.

Ich hatte gerade noch Zeit, ihm die Petroleumlampe auf dem Schädel zu zerschmettern. Er sackte zusammen. Sonst hatte es ihm nichts weiter geschadet. Nur daß er mit Petroleum getränkt war, das sich aber nicht entzündet hatte. Im Korridore hing noch eine andere brennende Lampe.

»Wo ist Atlanta?«

Er stierte mich verständnislos an – ein scheußliches Bild, dieser mit Blut und Petroleum getränkte Kerl, noch immer das lange Schlachtmesser in der Hand.

»Wo ist die Schwester des Kapitäns?«

Noch immer keine Antwort. Ich trat ihn ein bißchen auf den Bauch, und das half, es gab ihm die Sprache wieder.

»Dort, dort!« konnte er wenigstens stammeln, mit dem blutigen Messer auf eine Tür deutend.

Zwei meiner Matrosen rannten durch den Korridor, ich übergab ihnen den Mann zur Besorgung, wandte mich jener Tür zu.

Sie war unverschlossen. Ich öffnete sie. Gerade davor hing die Lampe, ihr Licht fiel in die Kammer.

O, was für einen Anblick ich da hatte! Noch heute, da ich dies nach dreißig Jahren schreibe, überläuft es mich eiskalt, noch heute kann bei mir deswegen der Todesschweiß hervorbrechen, wenn ich dieses Anblickes gedenke.

An den Wänden hingen an großen Haken nackte Menschen – Teile von Menschen – ausgeweidet – Schenkel – halbierte Bauchstücke ...

Regelrecht geschlachtet! Genug!

Und da plötzlich wußte ich alles.

Eine Stimme klang mir ans Ohr.

»Sie werden – werden – niemals Fleisch essen.«

Es wäre nicht nötig gewesen, daß mir diese Worte Atlantas wieder in den Ohren klangen.

Ich wußte alles.

Menschenfresserei!

Dort auch die Viertel eines Weibes, zweier Weiber.

Und ich wandte mich um, mußte mich stöhnend an eine Wand lehnen. Ich langer Mensch war einer Ohnmacht nahe.

ETWAS ÜBER MENSCHENFRESSEREI.

Erst oben an Deck kam ich wieder zu mir. Dann befand ich mich in meiner Kajüte, und mir gegenüber saß Atlanta.

Man hatte sie in einer Kabine eingeschlossen gefunden. Wie man sie zu mir gebracht, ob ich danach verlangt oder wie sonst, weiß ich nicht. Ich weiß gar nichts mehr.

Wir beide befanden uns eben in der Kajüte meiner ›Sturmbräut‹.

Dann aber hatte ich nicht nur meine Besinnung, sondern auch meine kühle Vernunft wieder, meine kritischen Augen, die allerdings etwas anders blicken als die der meisten Menschen.

»Ja, wir haben immer Menschen gegessen. Die Toten, wenn wir ein Schiff überfallen hatten, wurden immer gleich verspeist, die noch Lebenden und Leichtverwundeten für späteres Schlachten

aufgehoben. Oder sie wurden auch gleich eingesalzen, damit sie nicht erst lange gefüttert zu werden brauchten.«

Ganz ruhig hatte dies das schöne Weib erklärt, und ganz ruhig konnte ich weitere Fragen stellen.

Weshalb ganz ruhig? Weil ich eben mit anderen Augen blicke, mindestens über alles meine eigenen Gedanken habe.

O, Mensch, du Sohn des Himmels und der Erde, was bist du doch für eine . . . seltsame Kreatur! Den beliebten Ausdruck ›Bestie‹ will ich gar nicht gebrauchen. Wenn man allgemein vom Menschen spricht, ist er auch gar nicht zutreffend. Ich habe genug hochedle Menschen kennen gelernt.

Aber sonst – was ist doch zwischen Mensch und Mensch für ein Unterschied! Sohn des Himmels und der Erde – darin liegt der Unterschied.

Ich kannte in London einen Mann, einen Schiffsmakler, der ein jährliches Einkommen von mindestens zweimalhunderttausend Mark hatte. Hiervon gebrauchte er für sich und seine große Familie dreitausend Mark, alles übrige verteilte er mit weiser Hand unter die Armen. Dabei ganz unbekannt. Nur durch einen Zufall machte ich seine nähere Bekanntschaft, wobei er sich mir offenbarte. Deshalb darf ich auch seinen Namen nicht nennen. Und dabei glaubte dieser Mann nicht einmal an eine ewige Seligkeit, nicht an eine Wiedervergeltung im Himmel, was doch immer etwas auf Egoismus hinausläuft. Ein kleines, bescheidenes Männchen, etwas verwachsen – aber aus seinen herrlichen Kinderaugen strahlte der Himmel, den er schon hier auf Erden in seiner Brust trug! Und wenn er sprach, wobei es wunderbarerweise aus der gebrechlichen Brust wie Glockenton klang, so fühlte jeder den göttlichen Hauch der Liebe auf sich überströmen.

Und nun nehme man so einen Wucherer an, der wegen ein paar lumpiger Groschen rückständigen Mietszinses eine arme Familie auf die Straße setzt, sie dem Elende preisgibt – der seine Kornscheuern verschließt, um den Preis höher zu schrauben, und

sollten deswegen auch Tausende von Menschen verhungern, seine eigenen Geschwister und Eltern . . .

Siehe, das sind zwei Menschen, beide nackt unter Schmerzen von einem irdischen Weibe geboren, beide nach ein und demselben Ebenbilde geformt!

Wer löst das Rätsel?

Oder da ist ein Mensch, der kein Fleisch essen mag. Nicht, weil er Vegetarier ist, was ja meist nur aus Gesundheitsrücksichten geschieht – das Fleisch widersteht ihm im Herzen, nicht im Magen. Jeder Bissen des delikatsten Beefsteaks würde ihm im Munde quellen, weil er dabei derer gedenken muß, die jetzt nicht einmal ein Stückchen trocknes Brot haben. Solcher hochgesitteter und -gesinnter Männer habe ich einige kennen gelernt.

Und die anderen Menschen? Na, die essen oder fressen alles, was nur kaubar ist. Muscheln und Schnecken, gleich noch lebendig werden sie verschlungen, im Kote wühlende Enten, Schweine, die ab und zu einmal eine Ratze wegschnappen – zieht man aus einem Flusse eine mehrtägige Leiche, sitzen gewöhnlich Krebse daran – macht nix, wird alles gefressen . . . verspeist, wollte ich sagen.

Versteht der Leser, was ich hiermit meine? Ich hoffe es. Dann wird man auch verstehen, weshalb ich, nachdem der erste Ekel überwunden war, so ruhig bleiben konnte. Jedes Ding läßt sich eben von zwei Seiten betrachten.

Aber man darf mich um Gottes willen auch nicht mißverstehen!!

Es gibt Menschenfresser genug, sogenannte Wilde, welche sonst die harmlosesten, friedsamsten Menschen sind, die ohne Not kein Würmchen töten. Aber die im ehrlichen Kampfe erschlagenen Feinde werden verzehrt, die eigenen Angehörigen, wenn sie ein gewisses Alter überschritten haben, Eltern und Geschwister, sogar die neugeborenen Kinder, die eigenen, die Eltern machen einen Feiertagsbraten daraus.

Gerade hier auf diesen Koralleninseln der Südsee findet man derartige harmlose Menschenfresservölkchen.

Ja, das ist einfach der Hunger!! Der Uebervölkerung muß vorgebeugt werden, und weshalb soll man denn das schöne Fleisch der Getöteten nutzlos vergraben? Es wird einfach verspeist! Und nun soll man einmal diesen Leuten klarzumachen suchen, daß sie unrecht tun! Gibt's gar nicht, verstehen sie gar nicht. Gebt ihnen zu essen, eine andere Existenz, und sie lassen ganz allein von der Menschenfresserei.

Dann bin ich mit zwei Matrosen zusammengewesen, welche beide in zwei verschiedenen Fällen, im offenen Boote und auf einer Felsenklippe, ihren Hunger am Fleische getöteter Kameraden gestillt hatten. In beiden Fällen war es ganz ehrlich zugegangen, die Schlachtopfer waren immer ausgelost worden.

Beide wurden dann, als es herauskam, unter Zubilligung milderer Umstände mit Zuchthaus bestraft, der eine in England mit täglicher Prügelstrafe.

Das halte ich einfach für unrecht, jede Bestrafung deswegen.

Man soll einen Musedieb bestrafen und einen sonstigen Verbrecher – aber bei so etwas – Hand davon weg!! Da ist kein irdischer Richter kompetent!

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Da soll jeder an seine Brust schlagen und sprechen: Auch ich bin nur ein Mensch und zur Sünde geneigt – Herr, führe mich nicht in Versuchung!

Aber glaubt der Leser etwa, ich will der Menschenfresserei das Wort reden, sie entschuldigen?

Ich verurteile kein wildes Tier, welches ab und zu einen Menschen frißt, aber ... ich schieße es nieder! Die Welt muß von Raubtieren befreit werden. – – –

»Ihr habt euch ausschließlich von Menschenfleisch genährt?«

»Nein, nur wenn wir Menschen bekommen konnten.«

»Natürlich. Und woher bekam ihr die?«

»Wie ich schon sagte – durch Kapern von Schiffen.«

»Nicht auch vom Land?«

»Ja, manchmal – wenn Ralph wagen durfte, einen Einfall in ein Land zu machen.«

»Als ihr die Kolonie auf den Philippinen überfielt, habt ihr die gefangenen Weiber nur deshalb weggeschleppt?«

»Nur deshalb.«

»Ihr habt die Mädchen und Frauen nicht als Sklavinnen verkauft?«

»Nein.«

»Nur aufgeessen?«

»Ja.«

»Wie viele Frauen waren es?«

»Achtunddreißig – und dann noch fünfzehn Männer und sieben kleine Kinder.«

Genug, genug – ich wollte keine Einzelheiten mehr hören! Das heißt, bei demselben Thema blieb ich noch, nur die Quellen wollte ich noch erfahren, woher die ihr menschliches Schlachtvieh immer bezogen hatten.

Nur noch einmal beschlich mich ein Grausen, als ich dieses schöne, junge Weib anblickte, welches diese Ungeheuerlichkeiten so gelassen aufzählen konnte.

Sollte man es denn nur wirklich für möglich halten?!

»Fühlten Sie denn nur gar nicht dabei, daß das Essen von Menschenfleisch etwas Unrechtes, etwas Widernatürliches ist?« fragte ich leise.

In demselben Moment aber bereute ich meine Frage schon.

Unrecht, widernatürlich – *pshaw!* Der Maulwurf frißt seinesgleichen auf, und der christliche Soldat geht mit freudigem Hurra in die Schlacht, sucht möglichst viele wegzuplatzen und seinem lieben Nächsten, der ihm gar nichts getan hat, mit dem Bajonett den Leib aufzuschlitzen, und Krebse sitzen an Kadavern, auch an menschlichen.

Nur auf die Erziehung kommt's bei der großen Masse an, auf das Impfen.

Da aber . . . was war das?!

Warum senkte sie so scheu den Kopf?

Das heißt, erst durch diese Scheu, einem bösen Gewissen entspringend, wurde für mich die Sache furchtbar.

»Ja!« erklang es hauchend.

»Was? Sie wußten, daß das Verzehren von Menschenfleisch ein Unrecht ist?« stieß ich entsetzt hervor.

»Ja. Ich – ich – fühlte es immer – ich weiß nicht, mir kam es stets wie Unrecht vor, so sehr mein Bruder auch dafür sprach . . . «

»Und Sie haben dennoch Menschenfleisch gegessen?«

»Ich? Nein!«

Jetzt war ich es, der betroffen auffuhr.

»Sie haben kein Menschenfleisch gegessen?«

»Niemals! So sehr mich mein Bruder auch drängte, mich dazu verführen, zwingen wollte.«

»Ueberhaupt keinen Bissen davon in den Mund gebracht?«

»Niemals!« wiederholte sie ganz schlicht. »Mein Bruder fing erst später damit an, als ich vielleicht schon vierzehn Jahre alt war – und als ich merkte, daß auch er mich so weit bringen wollte, habe ich überhaupt niemals mehr Fleisch angerührt, aus Furcht, man könnte mir heimlich etwas beimischen – habe nur von Brot und etwas Gemüse gelebt . . . «

Sie schlug plötzlich die Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Da – da war es!! Und wenn alle Menschen sie verurteilt hätten – ich wußte einen Richter, der sie freisprach, dereinst freisprechen würde. Diese Tränen entsühnten sie, wenn überhaupt etwas zu entsühnen war. Ich für meinen Teil hätte sie jetzt ruhig in meine Arme nehmen, sie wieder küssen können, ohne jedes Grauen.

»Mein Bruder wollte jeden Menschen dazu verleiten,« brachte sie mühsam schluchzend hervor, »auch Sie – und das wollte ich

nicht zulassen – denn wer einmal Menschenfleisch gegessen hat ... o, es is entsetzlich ... «

Sie konnte vor Weinen nicht weitersprechen.

»Deshalb warfen Sie auch die Schüssel über Bord, es war Menschenfleisch, nicht wahr?« fragte ich, als sie sich wieder etwas beruhigt hatte.

Sie nickte.

»Darf ich Sie noch weiter fragen?«

»Sie haben über mich zu befehlen.«

»Davon ist keine Rede. Alle Matrosen aßen Menschenfleisch?«

»Alle.«

»Wie ist denn Ihr Bruder auf diese schreckliche Leidenschaft verfallen?«

»Er hat einmal lange Zeit auf einer einsamen Insel verbringen müssen – mit noch einigen Kameraden zusammen – sie wurden von furchtbarem Hunger geplagt – und da haben sie sich gegenseitig geschlachtet – und seit dieser Zeit hat Ralph Menschenfleisch allem anderen vorgezogen – und – und ... «

»Und was?«

»Und da wußte er immer Ausreden – suchte sich zu rechtfertigen – er sagte, weil – weil ... «

»Weil er von einer Wölfin gesäugt worden wäre, daher der unnatürliche Appetit, nicht wahr?«

»Ja,« schluchzte die Unglückliche unter neuen Tränen, »und nun sagte er immer, auch bei mir bräche dieses Verlangen noch einmal durch – ich sollte nur gleich anfangen – auch ich wäre doch von einer Wölfin gesäugt – das sei auch bei mir Natur ... o Gott, o Gott, diese schreckliche Angst, diese Qualen, die ich immer ausgestanden habe!«

»Haben Sie denn wirklich manchmal Appetit nach solcher Nahrung gehabt?«

Mit entsetzten Augen blickte sie mich an.

»Ich? O Gott, o Gott, wo denken Sie hin! Ja, mir wurde es zur Gewohnheit, die Männer Menschenfleisch essen zu sehen, ich dachte mir gar nichts mehr dabei – und doch, eine innere Stimme flüsterte mir immer zu, daß dies eine Sünde sei – aber dann verhöhnnte mich mein Bruder wieder so, bis ich glaubte, das müsse so sein, auch alle anderen Menschen auf der Welt äßen ihre eigenen Brüder – nur heimlich, wie man Opium raucht – deshalb die vielen Kriege – das wußte mein Bruder mir alles so einzureden – aber der Widerwille blieb bei mir – nein, der geheime Gedanke, daß dies doch ein schweres Unrecht sein müsse – und so blieb immer die furchtbare Angst ... «

»Was für eine Angst denn nur? Oder wollte Ihr Bruder Sie direkt zwingen, Menschenfleisch zu essen?«

»Das nicht, aber ... aber ... «

»Ach so, Sie glaubten wirklich daran, weil Sie von einer Wölfin gesäugt worden sind, könnte die Wolfsnatur doch noch einmal bei Ihnen zum Durchbruch kommen?«

»Ja – ja – und mein Bruder behauptete das immer so fest.«

»Bah, das ist ja Larifari. Sehen Sie, ich habe einen guten Freund, mein bester Freund, der ist von einer Hyäne gesäugt worden, und er ist der bravste Kerl, eine Seele von einem Menschen.«

Daran war freilich kein Wort wahr – aber die Hauptsache war doch, daß sie hoffnungsfreudig aufblickte.

»Sie meinen wirklich nicht?«

»I Gott bewahre!«

»Aber wenn wir einen neuen Mann bekamen ... «

»Ja, wenn nun einmal einer abging, wie bekämen Sie da Ersatz?«

»Die Gefangenen wurden gefragt, ob sie Pirat werden wollten, sonst wurden sie getötet – eben geschlachtet.«

O, da brauchte ich nicht zu fragen, ob sich da auch öfters Willige gefunden hätten. Warum auch nicht? Söldlinge oder Piraten,

es ist im Grunde genommen ziemlich das gleiche. Nur erwischt werden darf man dabei nicht.

»Und wenn sich nun jemand dazu bereit erklärte?«

»Dann mußte er sich erst verschiedenen Prüfungen unterziehen.«

»Was für Prüfungen?«

»Vor allen Dingen mußte er längere Zeit Hunger leiden.«

»Ach so, und dann wurde ihm Menschenfleisch vorgesetzt, nicht wahr?«

»Jawohl.«

»Wußte er denn überhaupt schon zuvor, daß hier die Hauptnahrung Menschenfleisch bildete?«

»Nein, das wurde ihm nicht gesagt.«

»Und wurde ihm gesagt, daß er jetzt Menschenfleisch zu essen bekäme?«

»Auch nicht.«

»Und was weiter?«

»Erst hinterher wurde ihm gesagt, wenn er schon mehrere Mahlzeiten genossen hatte, daß er Menschenfleisch gegessen habe. Dann wurde ihm stets furchtbar übel, er war entsetzt – aber schließlich gewöhnte er sich daran, er sah es nicht anders, und mein Bruder behauptete, wer einmal Menschenfleisch genossen habe, der könne niemals wieder davon lassen, es gebe ihm auch einen ganz anderen Charakter.«

Ich erhob mich.

»Wissen Sie, Atlanta, lassen wir diese ganze Menschenfresserei jetzt ruhen, und das für immer. Oder höchstens noch eines! Also, Sie wollten mich davor bewahren?«

»Ja, ja.«

»Weshalb?«

»Weil – weil . . . «

»Sie wollten mich befreien?«

»Ja.«

»Auf welche Weise?«

»Ich wollte die ganze Mannschaft durch einen Schlaftrunk betäuben.«

»Und dann?«

»Dann waren Sie ja frei, konnten in einem Boote fliehen.«

»Und Sie? Wollten Sie mich begleiten?«

»Ich?«

Ein erschrockener Blick, und dann fing das arme Mädchen wieder an zu weinen.

Ich machte es kurz, nahm sie beim Kopfe und ... wurde durch einen dumpfen Knall unterbrochen.

Im Nu war ich an Deck.

»Kappen! Kappt die Entertaue!« donnerte da schon Mahlsdorf, der wirklich wie ein Löwe brüllen konnte.

Ich sah es sofort – die ›Ozeana‹ sank mit rapider Geschwindigkeit, und jetzt war keine Zeit, zu fragen, was da geschehen war; wir waren mit dem Schiffe noch durch die Enterhaken verbunden. Ich riß einem Matrosen, der mir nicht fix genug war, die Axt aus der Hand und schlug selber zu, und da ging die ›Ozeana‹ auch schon mit allem, was sich noch darauf befand, hinab in die Tiefe! Nur im letzten Augenblick voltigierten noch einige meiner Matrosen über die Bordwand – und da schoß noch einer aus dem Wasser empor, der zweite Maschinist. Er wurde an Bord geseilt.

Mein Schreck läßt sich denken! Die Matrosen hatten doch das ganze Schiff durchsucht; einige konnten sich noch immer im Innern befunden haben.

»Alle Mann antreten vor dem Mast!!«

Nur zwei fehlten: Goliath und der Matrose Pieplack. Aber ich wurde gleich beruhigt.

»Die sind im Lazarett,« hieß es. »Goliath verbindet Pieplacken.«

»Was ist mit ihm?«

Die Piraten hatten doch noch einige Schüsse abgeben können, ehe sie unter die Dampfspritze genommen wurden, aber nur ein Schuß hatte getroffen – den Matrosen Pieplack.

»Schlimm?«

»Nu nee – nu tjo.«

»Was für eine Verwundung ist es denn?«

»He hädd keen . . . «

Ich kann es nicht wiedergeben. Kurz, der unglückliche Schuß hatte meinem armen Pieplack die Möglichkeit genommen, jemals Vater werden zu können. Danach sollte es wenigstens ganz aussehen. Er befand sich in Goliaths Behandlung, und sonst sollte es ihm ganz gut gehen.

Also von meinen Jungen hatte ich niemanden zu beklagen, keiner war zur Zeit der noch rätselhaften Katastrophe im Innern des Schiffes gewesen, nur der zweite Maschinist, der sich aber noch rechtzeitig hatte herausretten können.

Und von dem Seeräuber- und Menschenfresserschiff war nichts mehr übrig – bis auf Atlanta und vier Enterhaken, die noch an unserer Bordwand hingen.

Was für eine Explosion das gewesen – niemand konnte es sagen. Aber eine Vermutung lag ja sehr nahe. Da war eben doch ein Mann entkommen, hatte das Schiff zum Sinken, vielleicht die Pulverkammer zur Explosion gebracht, um auch uns mit zu vernichten, was aber eben nicht gelungen war.

ZUFALL ODER ABSICHT?

»So, so,« sagte Mr. Tischkoff, der sich am anderen Morgen zu seinem gewöhnlichen Spaziergang an Deck eingefunden, nachdem ich ihm Bericht erstattet hatte, und für längere Zeit sagte er nichts mehr, war ganz in Gedanken versunken.

Alles andere hatte ich von Mahlsdorf erfahren.

Was für ein Schreck auf der Kommandobrücke geherrscht hatte, als die auf ihr befindlichen Männer aus den Fluten wieder auftauchten und die Bussole samt dem Kapitän verschwinden sahen, läßt sich denken.

An ein Bootaussetzen war nicht zu denken, die ›Sturmbraut‹ konnte nicht einmal nach Belieben hin und her kreuzen; denn wie auch die Schraube arbeitete, sie war ein Spiel der Wogen und des Sturmes. Das konnte ich auch meiner Jacht gar nicht verübeln. Sie war eben die Braut des Sturmes, und diese hat schon dem Verlobten zu gehorchen, sonst gibt's sicher eine unglückliche Ehe.

Tischkoff befand sich zurzeit in seiner Kabine. Mahlsdorf hatte gegen die verschlossene Tür gedonnert.

»Lassen Sie mich ungeschoren!!« war der einmal unfreundlich gegebene Bescheid meines Kommodores.

»Der Kapitän ist über Bord gewaschen!« schrie Mahlsdorf trotzdem.

»Nevermind!« klang es zurück.

Na, da blieb dem Steuermann wohl nichts anderes übrig, als wieder zu gehen.

Am anderen Morgen war Tischkoff, nachdem er, wie gewöhnlich, gefrühstückt hatte, an Deck gekommen, allerdings nicht zur Morgenpromenade, die war nicht möglich, wenn die ›Sturmbraut‹ auch schon die Herrschaft über die Elemente wiedergewonnen hatte. Aber sonst war noch alles ständig unter Wasser.

Und überall natürlich die niedergeschlagensten, verzweifeltsten Gesichter. Nur das meines Kommodores war es nicht.

»Ist der Kapitän wieder da?«

»Nein.«

»Gut. Mr. Mahlsdorf, Sie behalten das Kommando, ich habe keine Zeit.«

Seltsame Worte, seltsames Verhalten!

»Ich werde mich jetzt für einige Tage gänzlich in meine Kabine zurückziehen,« setzte Tischkoff dann noch erklärend hinzu. »Daß man mich nicht stört.«

»Ja, aber, Mr. Tischkoff . . . «

»Was aber?«

»Was soll denn nun werden?«

»Nun, was denn?«

»Der Kapitän ist fort.«

»Nun, auch ohne den geht die Geschichte ruhig weiter.«

Was Mahlsdorf bei all diesen Worten dachte, konnte er mir dann beim besten Willen nicht sagen.

»Was für eine Geschichte meinen Mister Tischkoff?«

»Die allgemeine Weltgeschichte.«

Da hatte er allerdings recht – die würde auch ohne mich weitergehen.

»Soll ich zurück nach Fanafute?«

»Nein. Steuern Sie immer Südost zu Ost drei Viertel Ost.«

Sprach's, wandte sich, ging von dannen und ward nicht mehr gesehen.

Nun, Mahlsdorf hatte den angegebenen Kurs eingeschlagen. Und in der Nacht des zweiten Tages war die ›Sturmbraut‹ von einem Segelschiffe um Trinkwasser ansignalisiert worden – und dann waren meine Morsezeichen gekommen.

Das andere weiß der Leser. Was aber sonst hier vorlag, ob das ein ungeheurer Zufall war, daß die ›Sturmbraut‹ dem Piratenschiffe begegnete, auf dem ich gefangen war, oder ob sich mein Kommodore hierbei als ein Prophet, schon mehr als ein das Schicksal dirigierender Gott bewiesen hatte – das wußte ich selbst nicht, so wenig wie ein anderer Mensch – nur Tischkoff selbst hätte es sagen können, der aber gab keine Aufklärung, jetzt nicht und niemals.

»Das ist ein hellsehender Prophet,« sagte Mahlsdorf. »Wenn der in seinem todähnlichen Starrkrampfe liegt . . . «

»Bemühen Sie sich nicht um Erklärungen, welche die Person dieses Mannes betreffen,« unterbrach ich meinen Steuermann mit einiger Schroffheit, denn ich war schon wieder der unnahbare Kapitän.

Nur eine vertrauliche Frage mußte ich doch noch stellen.

»Na, Mahlsdorf, was dachten Sie denn, als von dem erleuchteten Bollauge mein geheimes Morsezeichen kam? Wurde es denn gleich bemerkt?«

»Augenblicklich. Ach, Kapitän, wie uns allen da zumute wurde, das kann man nicht schildern . . . «

So will auch ich es nicht tun. –

Jetzt also, im Scheine der Morgensonne, hatte ich meinem wiederaufgetauchten Kommodore berichtet. Ich brauchte gar nicht so ausführlich zu werden; denn ich sah es ihm gleich an, daß ihn dies alles gar nicht interessierte. Er langweilte sich dabei. Ein seltsamer Kauz – nein, ein lebendiges Rätsel, ein menschliches Geheimnis.

»So so,« hatte er also gesagt, als ich meinen bündigen Bericht geschlossen.

Erst nach einer langen Pause, die ich nicht unterbrechen wollte, nahm er von selbst wieder das Wort:

»Es ist keiner der Piraten an Bord der ›Sturmbraut‹ gekommen?«

»Kein einziger. Das Schiff sackte innerhalb einer Viertelminute weg. Und die an Deck befindlichen Piraten waren an Händen und Füßen gebunden gewesen, die haben sich nicht durch Schwimmen halten können. Wir konnten keinen einzigen mehr auffischen. Außerdem hatten sich zahlreiche Haifische eingestellt, die haben schnell aufgeräumt.«

»Hm! Also nur das Weib.«

»Ja, nur die. Sie befindet sich in der Kabine, die ich ihr zur Verfügung gestellt habe.«

Ich dachte natürlich, jetzt würde Tischkoff sie zu sehen begehren – aber ich hatte falsch gedacht. Bei diesem Manne durfte man überhaupt keine eigenen Gedanken haben, und so etwas wie Neugier gab's bei dem nun gleich gar nicht.

»In welchem Zustande hatte sich Kapitän Berseck befunden?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich selbst habe ihn nicht gesehen, und unsere Leute kannten ihn ja nicht. Einige erzählen, der Mann, der sich zuerst mit dem Entersäbel in der Faust über die Bordwand schwingen wollte, sei auch zuerst von dem kochenden Wasserstrahle getroffen worden, und das wird wohl der Kapitän gewesen sein, die mir gegebene Beschreibung dieses Mannes paßt auch auf Kapitän Berseck. Freilich kann das nur eine sehr mangelhafte Beschreibung sein, unter solchen Verhältnissen.«

»Hm! Sind Sie in den Maschinenraum hinabgekommen?«

»Leider nicht. Nur bis in jene Fleischkammer, von der ich erzählte, und die befand sich im zweiten Zwischendeck.«

»Ist kein anderer hinabgekommen?«

»Nur der zweite Maschinist.«

»Und was sah er?«

»Er spricht nur von einem Röhrensystem, welches er erblickte, an der Stelle, wo er die Maschine vermutete. Dann mußte er sich nach oben retten, nach dem Knalle begann das Schiff sofort zu sinken.«

»Gar nichts von einer Maschine?«

»Der Ingenieur wenigstens hat nichts davon gesehen.«

»Haben Sie die Schwester des Kapitäns deswegen schon gefragt?«

»Jawohl.«

»Was sagt die?«

»Ja, die hat davon gar keine Ahnung, ist niemals in den Maschinenraum hinabgekommen. Aber eine kleine Maschine sei dennoch vorhanden gewesen, das kann sie mit Bestimmtheit versichern. Doch nicht etwa so groß, wie diese hier von der ›Sturmbräut‹, die ich ihr zeigte. Keine Spur davon. Nur ein kleines Maschichen. Dann spricht sie ebenfalls von einem Röhrensystem, das wohl die Hauptsache der ganzen Maschinerie ausmachte, und ferner von sechs großen Kesseln, die mit Kohlen gefeuert worden wären. Und dann hat sie das Schiff auch einmal im Trockendock gesehen.«

»Im Trockendock? Wo?«

»In einem indischen Hafen. Aber was für einer das gewesen ist, das weiß sie nicht.«

»Wie ist das möglich?«

»Sie sagt, sie sei damals sehr niedergeschlagen gewesen, und sie ist ja überhaupt ganz menschenscheu. Kurz, sie hat damals das Schiff oder vielmehr ihre Kabine nur ein einziges Mal verlassen, um einmal das Land zu betreten. Da hat sie den Schiffsrumpf von außen gesehen, und sie versichert, daß die ›Ozeana‹ keine Schraube besessen habe.«

»Keine Schraube?«

»Nein. An jener Stelle habe aus dem Schiffsrumpf nur ein starkes Rohr hervorgesehen.«

»Die Schraube war einfach abgenommen.«

»Ich glaube fast nicht. Atlanta versichert, daß sie auch nie eine Schraube gesehen hat, wenn das Schiff bei hohem Seegange aus dem Wasser schlug.«

»Dann war nur immer das Rohr vorhanden?«

»Nein, auch nicht. Dieses sah sie nur damals im Dock, und es wurde wieder nach innen hineingeschoben.«

»Hin. Sollte dann die Triebkraft darauf beruhen, daß Wasser eingepumpt und mit großer Gewalt wieder ausgestoßen wird?

Auf diese Weise Schiffe fortzubewegen ist schon versucht worden, nur war man bisher mit dem Erfolge nicht ganz zufrieden.«

»Dasselbe äußerten schon die Ingenieure, und es ist auch meine Ansicht.«

»Nun, lassen wir das, es hat keinen Zweck. Wenigstens kommen wir auf diese Weise nicht zum Ziele. Kennen Sie die Stelle, wo das Schiff gesunken ist?«

»Ja. Der Mond ging eben auf, ich machte nach ihm eine geographische Ortsbestimmung.«

Ich nannte diese, will hier aber nicht gar zu viel Zahlen geben. Wir befanden uns jetzt etwa acht Seemeilen westlich von jener Stelle.

»Ich bin bisher langsam gegen den Wind angedampft. Ich wußte ja nicht, was ich tun sollte, erhoffte, erst von Ihnen Instruktionen zu bekommen.«

»Die Tiefe dort haben Sie wohl noch nicht gemessen?«

»Doch! Bei zweihundert Meter fand das Lot noch keinen Grund.«

»Zweihundert Meter? Dann leider ist das Wrack auch für mich unerreichbar. Was kann denn die Schwester des Kapitäns nun darüber sagen, wo und wann die Maschine in das Schiff einmontiert worden ist, woher der Bruder sie bezogen hat?«

»Darüber kann sie eben fast gar nichts sagen. Wir haben es ja mit einem Weibe zu tun, welches der Welt ganz entfremdet ist, überhaupt nur in seinen Träumen gelebt hat. Die Maschine wurde eben in jenem Hafen einmontiert.«

»Gut. Und wohin gedenken Sie nun zu segeln?«

»Wohin Sie befehlen.«

»Ich habe Ihnen nichts zu befehlen.«

»Wohin Sie wünschen.«

»Wollen Sie nicht nach Fanafute zurück und sich Ihre Belohnung abholen?«

»Was für eine Belohnung?« fragte ich verwundert, und ich wußte im Augenblick wirklich nicht, was jener meinen könne.

»Nun, die Lord Seymour auf die Ergreifung dieses Seeräubers gesetzt hat – 100 000 Pfund Sterling.«

»Ich kann den Piraten aber weder tot noch lebendig bringen.«

»Herr, das ist doch nicht so wörtlich zu nehmen. Es handelt sich doch nur um die Vernichtung dieser Bestie in Menschengestalt.«

Tischkoff hatte recht. Ich aber hatte wenig Lust, noch einmal nach Fanafute zu dieser verrückten Gesellschaft zurückzukehren, nur um eine Summe Geld oder gar nur einen Scheck abzuholen. Der Leser kennt ja meine Ansicht über den schnöden Mammon, außerdem entging mir diese Belohnung ja nicht, und mein Kopf hatte sich in der letzten Zeit schon immer mit besonderen Gedanken beschäftigt, was ich auch schon einmal angedeutet habe.

Jetzt gab ich Tischkoff darüber meine Erklärungen und Ansichten.

Schon wiederholt habe ich gesagt, wie die Zeiten der Seeräuber noch längst nicht vorüber sind. Mau liest ja auch immer noch hin und wieder einmal solch einen Fall in der Zeitung, doch das sind eben immer nur die Ausnahmefälle, die zu den Ohren eines Zeitungsberichterstatters kommen. Sonst kann so ziemlich jedes Segelschiff an der chinesischen, malaiischen, arabischen und marokkanischen Küste mit Sicherheit annehmen, daß es bei Windstille von eingeborenen Seeräubern in Dschonken, Prauen oder anderen kleinen Ruderbooten angegriffen wird, und daher eben auch immer die starke Bewaffnung, zu welcher gerade bei Segelschiffen stets auch Kanonen gehören, wenigstens solche Böller, die mit gehacktem Blei oder Nägeln unter Menschen Verwüstung anrichten können.

»Noch immer suche ich nach einen Beruf, nach einer Arbeit für mein Schiff. Solch ein selbständiger Kampf gegen diese Seeräuber, das wäre gerade etwas für mich.«

»Hm, das ließe sich hören,« brummte mein Kommodore.

»Einmal ganz nach meinem Geschmack, zweitens ist das eine nützliche Arbeit, durch welche ich der ganzen Menschheit einen Dienst erweise, und meinen Sie nicht, daß sich so etwas lohnen würde?«

»Das wohl sicher, besonders wenn man auch noch das eigentliche Versteck solcher Seeräuber dabei immer aufstöbern kann. In diesem Augenblick wundere mich nur, daß noch kein anderer auf diese trotz aller Genialität so einfache Idee gekommen ist.«

»Daran wird wohl das schuld sein, daß meine ›Sturmbräut‹ eines der ersten Schiffe ist, welches dessen fähig ist.«

»Wieso gerade Ihre ›Sturmbräut?«

»Nun, weil es ein Schraubendampfer ist. Sie wissen doch, wie sehr enttäuscht man bisher von der Schiffsschraube gewesen ist, wie man immer wieder zum Paddelrad zurückging. Bei meiner ›Sturmbräut‹ hat sich der neue Typ aber nun doch einmal bewährt, und wie selbst jeder geschulte europäische Seemann meine ›Sturmbräut‹ wenn sie nicht gerade dampft, immer für ein einfaches Segelschiff hält ... «

»Sie haben recht. Sie haben recht!« fiel mir Tischkoff ins Wort, diesmal mit vielem Eifer. »Gut, führen wir Ihr Vorhaben aus! Da bin ich mit ganzer Seele dabei, das ist nämlich auch etwas für mich, selbst wenn ich dabei auch nur den Beobachter spiele, und nun brauchen Sie nicht mehr zu sagen, daß Sie von meinen Ratschlägen abhängig sind. Trotzdem möchte ich Ihnen auch hierzu noch einen Vorschlag machen.«

»Bitte sehr!«

»Welcher Rasse von Piraten würden Sie da zuerst auf den Hals rücken?«

»Ich hatte zuerst an die arabischen Frauen gedacht.«

»Aber da haben Sie doch von hier aus jetzt China viel näher, und an der chinesischen Küste haben Sie auch ein weit größeres Operationsfeld als an der arabischen oder afrikanischen.«

»Das ist es eben. China ist mir gar zu groß, ich bin da gänzlich unbekannt, im roten Meere wie an der Küste von ganz Ostafrika habe ich schon mehr Erfahrung, auch schon mit Seeräubern, habe mit diesen sogar noch ein Hühnchen zu rupfen.«

»Trotzdem möchte ich Ihnen raten, sich erst einmal nach dem näheren China zu wenden.«

»Nun, wie Sie wünschen, und Sie werden mir diesen Vorschlag wohl auch nicht umsonst machen.«

»Allerdings nicht. Ich habe Ihnen doch schon damals gesagt, als wir das Wrack an der patagonischen Küste ausnahmen, daß ich noch mehr solcher Wracks liegen weiß.«

Aha, jetzt fing mein Kommodore wieder mit seinen Wracks an! Nun, das war allerdings auch keine üble Beschäftigung.

»Und,« fuhr er fort, »Sie werden doch ganz gern in doppelter Hinsicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.«

»Sicher werde ich das tun. Sie wissen an der chinesischen Küste ein Wrack?«

»Ja. Ein französischer Segler, der vor zwei oder jetzt drei Jahren nahe einer chinesischen Insel gesunken ist.«

»Wo da? Die chinesische Küste ist etwas sehr ausgedehnt.«

»Kennen Sie die Gruppe der Liukiu-Inseln?«

Ich horchte nicht schlecht auf, konnte mich im Augenblicke aber doch nicht gleich entsinnen, wo ich diesen Namen schon gehört hatte. Es mußte erst vor ganz kurzem gewesen sein, und die Nennung dieser Inseln hatte tief in mein Leben eingegriffen; nur so viel war mir gleich bewußt.

»Ja, dem Namen nach kenne ich diese Inselgruppe, sonst nicht weiter.«

»Da ist ein Eiland, nicht gerade das größte, aber doch ein bedeutenderes, welches den Namen Ohosima führt.«

Wir befanden uns noch immer an Deck, Tischkoff klappte den Tisch am Hauptmast herab und breitete darauf eine Weltkarte aus,

die er aus der Tasche gezogen – und in diesem Augenblicke schon kehrte mir die Erinnerung zurück!

Der Steuermann oder stellvertretende Kapitän von der ›Kalliope‹ – als er unter meinen Fäusten sein Geheimnis mir freiwillig preisgeben mußte – das mit seiner Perlenbank . . . das war es!!

»Hier sehen Sie,« fuhr Tischkoff fort, mit der Fingerspitze auf die Karte deutend, »hier ist das Inselchen Ohosima – und hier ist die ›Laboche‹ gesunken – oder ganz genau: 28 Grad 3 Minuten 47 Sekunden nördliche Breite, 127 Grad 56 Minuten 19 Sekunden östliche Länge.«

Was sollte ich davon denken?!

Es wäre nicht nötig gewesen, daß Tischkoff meinem Gedächtnis zu Hilfe gekommen – ich habe schon früher gesagt, welch gutes Gedächtnis ich in Sachen Zahlen oder speziell geographischen Ortsbestimmungen habe – und ganz genau dieselben Zahlen hatte mir Samuel Haller genannt!

Doch ich beherrschte mich, wollte aber diesmal meinem Kommodore etwas genauer auf den Zahn fühlen.

»Woher wissen Sie, daß dort ein Wrack liegt?«

»Eigentlich,« lächelte Tischkoff, »dürften Sie laut unserer Abmachung ja gar keine solche Frage stellen. Doch bitte, es ist wirklich kein Geheimnis dabei. Es war vor drei Jahren am 16. August, ich befand mich auf einem Schiffe, welches dann ebenfalls bald seinen Untergang fand – da sahen wir, wie dort an jener Inselgruppe von chinesischen Piraten ein Segler angegriffen wurde, die französische ›Laboche‹ von Bordeaux – sie wollte den aufkommenden Ostwind benutzen, um den Piraten zu entgehen – aber sie geriet zwischen die Riffe, wir sahen sie sinken, ohne ihr Hilfe bringen zu können. Nur das konnten wir noch genau bestimmen, daß das Unglück eben auf jenem Punkte passierte. Sie liegt dort höchstens dreißig Meter tief, für unsere Taucher noch recht gut erreichbar, aber nicht mehr für solch einen Chinesen, für den das

Wasser überhaupt keine Balken hat. Die Chinesen sind bekanntlich alle wasserscheu.«

Ich fand immer mehr Merkwürdiges in diesen Erklärungen. Aber ich durfte nur ganz vorsichtig fragen.

»Nicht gescheitert, wirklich gesunken?«

»Wir sahen sie spurlos wegsacken. Es muß ein unterseeisches Riff gewesen sein, das ihr den hölzernen Leib aufschlitzte.«

»Kann das Schiff aber nicht viel tiefer gesunken sein?«

»Nein. Ich lotete damals etwa neunundzwanzig Meter Tiefe.«

»Ah, Sie waren schon dort?!« rief ich überrascht.

»Jawohl, ich allein, d. h. mit einigen Gefährten. Aber wir wurden von chinesischen Seeräubern vertrieben, welche auf diesen Inseln nämlich ihren heimlichen Hauptsitz haben; sie greifen dort die Schiffe aller Nationen an, welche hier von China nach Korea und Japan gehen und wieder zurück; die Piraten aus der weitesten Umgegend haben hier überhaupt ihr Versteck, in diesen Insellabyrinthen sind sie für moderne Schiffe unangreifbar, und sehen Sie, so können Sie hier gleich ein doppeltes Ziel erstreben, sogar ein dreifaches: ein gesunkenes Wrack ausnehmen, sich von Piraten angreifen lassen und darauf deren Versteck aufspüren, das sicher eine überreiche Niederlage von erbeuteten Sachen birgt.«

Jetzt wollte ich mich nicht mehr wundern, sondern jetzt war mein Entschluß gefaßt.

»Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, was ich erlebt habe während meiner Fahrt nach Fanafute, als ich Sie mit der ›Sturmbräut‹ auf der Osterinsel zurückließ.«

»Nun, Lord Seymour erzählte mir schon etwas davon, von der ›Kalliope‹, mit der Sie ankamen.«

»So will ich dem jetzt nur noch etwas hinzufügen.«

Ich erzählte hauptsächlich den Fall mit dem Steuermann, wie dieser mir, um sein Leben zu retten, so ein Geheimnis von einer Perlenbank anvertrauen wollte – wie er ganz genau dieselben Zahlen genannt hatte.

Tischkoff schien überrascht zu sein. Die Hände hinten in die Hüften gestemmt, ging er mehrmals über Deck hin und her.

»Merkwürdig, sehr merkwürdig! Da muß dieser Steuermann etwas von dem Wrack gewußt haben. Aber ich wüßte gar nicht woher.«

»Er sprach von einer Perlenbank.«

»Nein, von einer Perlenbank kann dort keine Rede sein. Ich kenne die Gegenden, wo sich Perlmuscheln wohlfühlen. Die Gegend dort sieht gar nicht danach aus. Nein, der hat von dem Wrack gehört, hat dafür nur eine Perlenbank vorgeschoben.«

Ich wäre lieber anderer Meinung gewesen, aber für Tischkoff schien hiermit die Sache erledigt zu sein.

»Mit was war der französische Segler denn befrachtet?« fragte ich dann noch weiter, und das war doch auch wirklich eine Hauptsache.

»Mit indischer Baumwolle.«

»Das ist aber keine Ladung, die sich drei Jahre lang besonders gut in Salzwasser hält,« mußte ich lächeln.

»Nein, nein, mit Baumwolle sollen Sie sich auch nicht wieder einlassen,« lächelte Tischkoff ebenso. »Für uns käme vor allen Dingen die Schiffskasse in Betracht, die mindestens aus 300 000 Francs bestanden hat, und das ist doch schon ein recht annehmbares Objekt. Dann aber waren auch viele chinesische und indische Diamantenhändler auf der ›Laboche‹, die in Indien schon Juwelen eingekauft hatten oder eben das Einkaufsgeld noch bei sich haben müßten. Das alles liegt jetzt auf dem Meeresgrunde, in für uns erreichbarer Tiefe.«

Ja, dann allerdings war das ein Objekt! Woher aber wußte dieser rätselhafte Mann, der er mir noch immer war, nur von alledem?

Als ich über dieses Rätsel nachdachte, stieg mir mit aller Macht eine andere Frage auf, die noch immer nicht berührt worden war.

»Mr. Tischkoff, noch eine Sache möchte ich Ihnen offenbaren.«

War das nicht ein mißtrauischer Blick, der mich traf?

»Welche?«

»Es handelt sich um den Vogelberg bei Fanafute. Sie wissen wohl, daß ich mit Lord Seymour dort oben eine Luftballonfahrt ...«

Es war allein die Bewegung, mit der er seine Uhr zog, welche mich unterbrach.

»Ich weiß, ich weiß,« sagte er erst dann, »Lord Seymour hat mir alles erzählt. Ich interessiere mich nicht dafür.«

Er ließ mich einfach stehen. Ich konnte davon denken, was ich wollte.

Sollte Lord Seymour ihm wirklich trotz unserer Abmachung etwas davon verraten haben?

Daran zweifelte ich sehr.

Dieser geheimnisvolle Mann wollte eben nichts davon wissen, wie er sich niemals in seine Karten blicken ließ.

Doch jetzt war auch meine Neugier überwunden. Ich gab Segelkommandos und der ›Sturmbräut‹ einen neuen Kurs, nordwärts nach China.

IM KAMPFE MIT CHINESISCHEN PIRATEN.

Am neunten Tage sahen wir in weiter Ferne die Umrise des Gebirges, welches diesem chinesischen Inselarchipel angehört, nebelhaft auftauchen. Wir brauchten unseren Dampfer nicht erst zu maskieren, denn die letzte Zeit hatten wir immer direkten Südwind hinter uns gehabt.

Wenn ich meinen Jungen jemals eine Freude gemacht habe, so war es damals, als ich ihnen meine Pläne für die Zukunft auseinandersetzte.

Einen ständigen Krieg gegen Seeräuber zu führen, ihnen die schon gewonnene Beute wieder abzunehmen – ja, das war so etwas für diese Burschen.

Nun handelte es sich aber auch darum, vorsichtig zu sein. Erst mußte ein regelrechter Kriegsplan ausgeheckt werden, und jeder Mann durfte dabei seine Ansicht geben.

Denn schließlich ist die Sache doch nicht so einfach, wie ich sie bisher immer behandelt habe.

Es wäre trotz alledem, wenn damals Schraubendampfer für chinesische Piraten noch etwas Neues waren, seltsam gewesen, wenn nicht auch andere Schiffe, Segler, schon auf einen ähnlichen Gedanken gekommen wären, und schließlich können doch selbst die Paddelkästen eines Dampfers verdeckt werden.

Da kommt zunächst die ganze Angriffsweise der Piraten in Betracht, speziell dieser chinesischen.

Die sehen sich doch auch erst ein Schiff an, welches bei Windstille hilflos auf dem Wasser liegt, ehe sie hinter den Inseln, die immer ihr Versteck bilden, in ihren gebrechlichen Booten hervorrudern.

Wenn ich sagte, daß jeder Segler bei Windstille an der Küste von chinesischen oder anderen Piraten angegriffen würde, so ist das doch nicht ganz wörtlich zu nehmen.

Einmal nähert sich gar kein Schiff, ob Dampfer oder Segler, so sehr der Küste, zumal wenn diese so gut wie unbekannt ist. Und so ein weit draußen liegendes Schiff wagen solche eingeborene Seeleute auch niemals anzugreifen. Der Wind kann doch noch aufkommen, gleichgültig von welcher Richtung – na, und was wollen denn dann solche gebrechliche Fahrzeuge gegen einen derartigen Riesen anfangen? Der segelt doch alles sofort über den Haufen, ganz abgesehen davon, daß diese Ruderboote nicht mit unseren modernen zu vergleichen sind, einen nur etwas hohen Seegang gar nicht aushalten.

Nein, es muß ein verschlagenes Segelschiff sein, das sich aus Versehen der Küste zu sehr genähert hat, dann erst wird es von der Windstille überrascht. Hier nun fühlen sich diese seeräuberischen Küstenbewohner in ihrem Elemente, da greifen sie auch

das größte Schiff mit unerhörter Kühnheit an, und geht die Sache schief – na, dann sind sie mit wenigen Ruderschlägen gleich wieder an ihrer Küste, wo sie jeden Fußbreit kennen, wohin ihnen auch kein anderes Boot folgen kann, ohne von unterseeischen Riften aufgeschlitzt zu werden.

Wie es überhaupt möglich ist, daß solche primitive Boote, und seien es auch viele Dutzende, so ein großes Schiff überrumpeln? Bei arabischen Piraten hatte ich es selbst beobachten können. Das machte eben der Fanatismus dieser Mohammedaner. Mochten wir auch noch so viele Prauen in den Grund schießen, einige kamen doch heran, und nur ein Enterhaken brauchte zu fassen, so waren die Araber, den Dolch zwischen den Zähnen, schon wie die Katzen heraufgeklettert, und schon ein einziger hatte dann tüchtig zwischen uns aufgeräumt, ehe ihn eine Kugel niederwerfen konnte.

Wenn wir damals entkommen waren, so hatten wir dies nur unserer vortrefflichen Bewaffnung zu verdanken gehabt, sowohl den Geschützen, als weil wir Matrosen, ausgesuchte Männer, alle mit der blanken und mit der Schußwaffe umzugehen gewußt hatten, und Disziplin hatten wir alle im Leibe gehabt.

Aber bei den meisten Segelschiffen ist das doch gar nicht der Fall. Sie haben einige Böller an Bord, weiter nichts. Denn wer denkt auch an solch einen Angriff von Seeräubern! Das sind doch immer nur die seltensten Ausnahmefälle. Desgleichen sind Matrosen immer auch die allerschlechtesten Schützen und überhaupt Kriegshelden. Daß dem so ist, zeigen am besten die Rekruten in der deutschen Marine. Lauter wackere Burschen, die sich vor Gott und Teufel nicht fürchten, gewiß, meine Hochachtung – aber sonst – wer von diesen Kerlen hat denn schon einmal ein Gewehr in der Hand gehabt? Und von einer kriegstüchtigen Ausbildung auf Frachtschiffen ist natürlich keine Rede.

Kurz, bei uns war das damals auch nur so ein Zufall gewesen, daß wir diesen arabischen Piraten entkommen waren.

Und wie war's bei den chinesischen Seeräubern? Deren Hauptangriffswaffe, eine fast unwiderstehliche, sollten die Stinktöpfe sein.

Es war zufällig kein einziger bei mir an Bord, der schon mit chinesischen Piraten Bekanntschaft gemacht hatte. Erzählen konnten sie alle davon, ich auch, auch von den mörderlichen Stinktöpfen, aber ... die praktische Erfahrung fehlte eben.

Was helfen da alle Bücher? Die erzählen, daß es irdene Töpfe sind, mehr irdene Granaten, mit einer Mischung angefüllt, deren Herstellung ausschließlich das Geheimnis dieser chinesischen Piraten ist, die ebenfalls eine Kaste für sich bilden. Das Geheimnis erbt also immer vom Vater auf den Sohn, es bleibt in der Genossenschaft. Das Gas, das sich beim Zerplatzen entwickelt, ist wahrscheinlich das auch unseren Chemikern bekannte Kakodyl, ein schrecklicher Stoff. Nicht allein ist der fürchterliche Gestank betäubend, sondern es wirkt direkt giftig. Also nützen auch Nasenklammern nichts. Man soll versuchen, mit langen Bambusstangen die Töpfe den Chinesen schon zwischen den Händen zu zerschlagen, dann muß die ganze Bootsbesatzung selbst schleunigst ins Wasser springen.

Nur einer hätte uns wohl genauer instruieren können: Mr. Tischkoff, aber der hatte sich während der ganzen Fahrt wieder einmal in undurchdringliches Schweigen gehüllt.

Nun, wir würden schon sehen, wie wir fertig wurden. Die Erfahrung mußte schließlich von ganz allein kommen. Jetzt beteten wir nur, ganz im Gegensatz zu anderen Schiffsmannschaften, daß uns die Piraten nicht verpaßten.

Doch alles war und blieb uns günstig. Am Abend desselben Tages, noch immer so weit entfernt von der Inselgruppe, daß auch unser großes Schiff durch das beste Fernrohr kaum bemerkt werden konnte, flaute der Südwind ab bis zur gänzlichen Stille, und nun konnten wir flott dampfen, direkt unserem Ziele zu, natürlich mit verdeckten Lichtern, während die in der sonst finsternen Nacht

funkelnden Sterne unsere sicheren Führer waren. Denn daß wir uns sonst über Richtung und alles andere aufs genaueste orientiert hatten, ist selbstverständlich.

Bei Anbruch der Morgendämmerung lagen wir bei völliger Windstille als ein totes Segelschiff da, kaum einen Kilometer von der Küste ab.

Diese Küste gehörte einer Insel an, wie solche noch zahllose vorhanden waren. Sonst ist nichts weiter darüber zu sagen. Zum Teil gebirgig, zum Teil flach, aber alle unwirtlich, ohne irgendwelches Zeichen einer Vegetation, ohne Leben, selbst die Seevögel fehlten.

Von den Liukiu-Inseln ist ja absolut noch nichts bekannt. Auf den Seekarten ist ein warnender Kreis darum gezogen, die nautischen Handbücher erzählen von ihnen, daß dort chinesische Fischer wohnen, welche alle mehr noch dem Seeräuberhandwerke nachgehen.

Nun, da brauchte man sich nicht zu wundern, wenn nichts von Menschen und deren Ansiedlungen zu bemerken war.

Es wurde gelotet und die geographische Berechnung nach der aufgehenden Sonne gemacht, was ja auch jedes andere hierher verschlagene Segelschiff getan hätte, und danach wurde bestimmt, daß dies wahrscheinlich gerade die Insel Ohosima sein müsse, denn wir waren von jenem angegebenen Punkte kaum noch sechshundert Meter entfernt. Der Zufall hatte uns hierhergetrieben.

»Jawohl,« sagte Tischkoff, die zerrissenen Küsten durch ein Fernrohr musternd, »dort, wo sich das halbmondförmige Vorgebirge ins Meer schiebt, dort wurde vor drei Jahren das französische Schiff von den Chinesen angegriffen und ... da sind sie ja schon wieder!«

Ja, da waren sie schon! Hinter einem gebirgigen Vorsprung kam ein Boot hervor, ein zweites folgte – und erst als wir deren

sechszwanzig gezählt hatten, schien der Vorrat erschöpft zu sein.

Ich will auch diese chinesischen Ruderboote Prauen nennen, im Gegensatz zu den Dschonken, den Segelfahrzeugen. Also, es waren ausschließlich Prauen, immer von mindestens sechzehn Mann gerudert, dann aber noch eine Menge andere Chinesen darin, so daß ich die ganze Bande, die uns da angreifen wollte, auf rund tausend Köpfe schätzen mußte.

Die Rechnung stimmt, sechszwanzig Boote waren es, und vierzig Mann waren mindestens in jedem, lauter wilde Gesichter, meist mit lang herabhängendem Schnurrbart, überhaupt trotz des harlekinartigen Anzuges wirklich wilde, verwegene Gestalten, alles gespickt mit endlos langen Gewehren und Pistolen und unheimlich krummen Schwertern, und nun dazu ein Höllengebrüll ...

Nun, gerade ich bin derjenige, welcher jeder Schiffsmannschaft verzeihen will, wenn ihr beim ersten Anblick solch einer Bande *unisono* das Herz in die Hosen rutscht! Faktisch, wer diesen Anblick zum ersten Male gehabt hat, und er behauptet, er habe dabei einen kalten Kopf behalten, der ist einfach ein Renommist, und mag er auch sonst in Wirklichkeit der bravste Kerl sein, der sich weder vor Gott noch Teufel fürchtet.

Man braucht ja auch nur das eine zu bedenken: tausend solcher bis an die Zähne bewaffneten Banditen gegen ein manövrierunfähiges Segelschiff, das unter normalen Verhältnissen doch immer nur etwa zwanzig Mann an Bord hat – ja, wo in aller Welt soll denn das hin?!!

Wenn gerade wir den Kopf nicht verloren, so kam das nur daher, weil wir uns doch in längstbesprochener Absicht auf dieses Abenteuer eingelassen, es heraufbeschworen hatten. Und außerdem: wir waren eben Seezigeuner, so halb und halb ebenfalls schon Piraten, jedenfalls Menschen, die verdammt wenig noch zu verlieren hatten!

Es war Instruktion, mein Befehl, daß meine Jungen jetzt scheinbar den Kopf verlieren und planlos durcheinanderlaufen mußten. Damit nämlich die Banditen dort nicht etwa Lunte rochen, wie gut wir schon auf ihren Empfang vorbereitet waren.

Denn daß ich darin nichts unterlassen hatte, das ist wohl selbstverständlich.

Ich hatte meine Jungen, auch die Heizer, während dieser letzten acht Tage nicht schlecht exerzieren lassen, jeder hatte mit Entenflinte und Revolver gegen hundert Patronen nach den verschiedensten Zielen verplatzen müssen, die Bedienung an den kleinen und großen Geschützen ging tadellos, nicht minder das Schießen oder vielmehr das Treffen, an einem Strohmanne war jeder einzelne darauf eingeübt worden, wenn irgendwo ein Mensch mit dem Kopfe über die Bordwand guckte, ihm diesen Kopf mit Eleganz wegzuhacken, auch sich an die Bordwand klammernde Hände waren zur Uebung darangekommen – bei mir waren in den letzten acht Tagen immer nur menschliche Gliedmaßen gekappt worden – und dann nicht zu vergessen das Zerschlagen von alten und neuen Töpfen und Holzeimern mittels langer Bambusstangen, die sich un Kielraum vorgefunden hatten, und das durfte nicht bloß so *pro forma* geschehen, um überhaupt nur das Ziel zu treffen – o nein, so was gab's bei mir nicht! – die Suppenterine und der Holzeimer mußten beim Schlage mit der Stange in Trümmern gehen.

Denn was hilft's denn, wenn man an solch einem Stinktopfe nur ein bißchen herumklopft? Kaputt muß er gehen, daß die Chinesen das Parfüm selber in die Nase kriegen!

O, wir waren auf einen gesegneten Empfang eingerichtet!

Was ich sonst noch alles vorbereitet hatte, kann ich hier ja gar nicht schildern. Kurz, wenn jetzt auch alle meine Jungen wie die erschrockenen Hammel kopflos durcheinanderliefen, der Stimme des Schäfers nicht achtend – jeder wußte seinen Posten, und er

würde im Augenblick daran stehen, sobald meine Knochenpfeife schrillte.

Enochs Posten aber war wiederum an der Spritze! Wenn sich das Wasser unterdessen auch, weil nicht mehr gefeuert werden durfte, auf 90 Grad Celsius abgekühlt hatte, das reicht noch immer, um einen schwarzen Krebs rot zu machen.

So war ich der einzige, wenigstens an Deck, welcher das Kommen der Piraten mit Ruhe beobachten konnte. Durch die ein wenig geöffneten Geschützpforten lugten ja noch andere scharfe Augen.

Unter wütendem Gebrüll kamen sie heran, sehr schnell, die Ruderer legten sich ganz mächtig ins Zeug. Ich kalkulierte. Die langen Feuerstingewehre von Anno dazumal waren wenig zu fürchten, sehr die Frage, ob die überhaupt losgingen. Und nicht besser sah es mit den Pistolen aus. Mit den modernen Schußwaffen, die sie doch manchmal erbeuteten, wußten diese konservativen Chinesen wahrscheinlich nichts anzufangen. Ganz achtunggebietend dagegen sahen die Dolche und besonders die ungeheueren, krummen Säbel aus, und es waren gar nervige Arme, von denen sie schon drohend gegen uns geschwungen wurden.

Aber nach den berühmten Stinktöpfen spähte ich vergebens aus. Diese lagen wohl am Boden der Prauen, oder ... vielleicht und hoffentlich war den Piraten aus dieser Gegend hier solch eine Stänkerwaffe unbekannt.

Jetzt bildeten sie einen Halbkreis, sie wollten das Schiff umfahren, um es dann von allen Seiten zugleich anzugreifen – so weit durfte ich es aber nicht kommen lassen – unterdessen waren sie auch so weit herangekommen – der Tanz konnte beginnen!

Und meine Knochenpfeife gab das Signal zum Tanz! Eine Breitseite von fünf Vierundzwanzigpfündern eröffnete ihn, nicht mit Granaten oder Vollkugeln geladen, sondern ausschließlich mit mühsam gehacktem Blei und alten Nägeln, bis an den Rand vollgepfropft. Eine ganze Woche hatten zwei Matrosen gehackt.

Jedes Geschütz hatte sein Ziel getroffen, immer die äußersten Boote, so hatte ich bestimmt. Hei, gab das einen Tanz! Zu beschreiben ist ja so etwas nicht. Fünf Prauen waren verschwunden, aber das gehackte Blei war noch weiter gestrichen, auch noch dahinter wälzten sich brüllende Menschen in langsamer sinkenden Booten.

Doch von einer Flucht oder nur von einem Stillstand war keine Rede. Es war vorauszusehen, gewesen, wie es kommen würde. Nur noch einmal konnten die fünf Geschütze auf dieser Seite geladen und abgefeuert werden, noch fünf weitere Prauen sanken auf der Stelle, dann konnte nicht einmal mehr die auf Deck postierte Drehbasse Verwendung finden, die Boote waren schon zu dicht heran.

Unsere Gewehre sprachen jetzt allein. Auch die Piraten schossen die ihren ab, indes, wie ich geahnt, ohne jeden Erfolg.

Wir gaben's ihnen tüchtig. Auch von Gewehrkugeln durchbohrt sank eine Praue nach der anderen. Aber wir konnten nicht hindern, daß die letzten acht herankamen. Und bei aller Kampfeshitze, die mich gepackt, mußte ich doch noch immer staunen ob solcher zäher Todesverachtung dieser Chinesen!

Dann begann der Kampf Mann gegen Mann. Die unten warfen mit Enterhaken, wir konnten nicht mehr lange feuern, wir mußten Gewehr und Revolver mit Bambusstangen vertauschen, denn jetzt tauchten auch die berühmten Stinktöpfe auf, tönernerne Gefäße von Kürbisgröße.

Ich selbst hatte mich mit einer sechs Meter langen Stange bewaffnet und schlug auf alles los, was Kopf und was Topf war.

Dabei hatte ich nur ein Feldgeschrei: »Enoch, Bootsmann, an die Spritze, an die Spritze!!«

Ja, mich hatte schon längst ein Todesschreck erfaßt.

Wo blieb nur der Kerl mit seinem warmen Wasser?

Himmel, wenn an der Dampfmaschine etwas passiert war, dann Gnade uns ...

Da, als ich eben einen bezopften Kopf, der über der Bordwand auftauchte, mit meinem Entersäbel wie eine Melone in zwei Hälften spaltete, schlug etwas neben mir auf, es barst, und gleichzeitig wurde die Luft von einem Odeur erfüllt, der mir fast augenblicklich die Besinnung raubte – doch es sollte nicht so weit kommen, der Anblick meines krummbeinigen Bootsmannes gab mir die Besinnung wieder, er spritzte soeben die Scherben und die Materie mit seinem Schlauche weg, und in so etwas hatte ja mein Bootsmann nun was los, im Nu war das ganze Zeug durch die Wasserklappe gespült – und im nächsten Augenblick bekam den dicken, kochendheißen Wasserstrahl ein Chinese ins Gesicht, der eben seinen krummen Säbel auf mich schwang.

Mein Enoch spritzte weiter und – da war's vorbei! Da hatten wir im Nu gesiegt! Es ist ja wirklich wunderbar, was man mit heißem Wasser alles machen kann! Nicht nur Eier und andere Sachen kochen. Nur ein kleines Spritzerchen ins Gesicht, an den Hals, auf die nackte Brust – und wer da nicht gleich alles fahren läßt, um sich brüllend kopfüber in die kalten Fluten des Meeres zu stürzen, der wäre ja gar kein Mensch.

Ich hatte übrigens meinem Enoch bitteres Unrecht getan. Ich hatte im persönlichen Handgemenge nur die Uebersicht verloren gehabt. Es waren schon einige Prauen hintenherum gekommen, hatten das Schiff von der anderen Seite angegriffen. Diese hatte Enoch mit seiner Dampfspritze zunächst besiegt, dann war er zu uns gekommen – allerdings im letzten Augenblicke.

Ich gestehe ganz offen: ohne Enochs Dampfspritze wären wir zuletzt doch noch unterlegen, und das sogar sehr bald.

So aber waren wir eben Herren des Schlachtfeldes. Was noch lebte und sich in Prauen befand, das hatte Enoch in die Flucht gespritzt.

Es waren nur noch sieben Prauen, welche eilends dem Lande wieder zustrebten. Mit einem schnell ausgesetzten Boote hätten

wir sie mit Leichtigkeit einholen können, aber wir hatten es ja viel bequemer, brauchten uns dabei auch nicht zu trennen.

Es war ja alles und jedes schon vorbereitet gewesen. Die Heizer hatten sich nicht am Kampfe beteiligt, waren immer unten in ihrem Revier gewesen, und kein Kommando war vergessen worden; sobald die Schießerei begann, hatten sie helles Feuer unter die Kessel machen müssen, noch einiges fettgetränktes Holz hinein, und so hatten wir jetzt schon wieder volle Dampfspannung, konnten den Prauen nachjagen.

Im Nu waren wir mitten zwischen ihnen. Und da sah ich einmal die eigentliche Natur des Menschen hervorbrechen. Wir hätten die Prauen einfach mittendurch schneiden können – nein, meine Jungen mußten ihren Blutdurst stillen, einzeln nahmen sie die Chinesen aufs Korn – und ich tat dasselbe, ohne ein ›leider‹ hinzufügen zu müssen. Es waren ja Piraten, Menschenjäger.

Aber die ins Wasser Gestürzten oder freiwillig Hineingesprungenen wurden geschont. Aus gutem Grunde. Schon gleich nachdem die Prauen in die Flucht geschlagen worden, als der Dampfer nur noch nicht ganz manövrierfähig war, waren meine Matrosen eifrigst damit beschäftigt gewesen, möglichst viele der im Wasser schwimmenden Chinesen aufzufischen, und das geschah auch jetzt mit den Ueberlebenden der sieben letzten Prauen.

Auf dem ersten Blick mochte es aussehen, als wäre es klüger gewesen, die fliehenden Prauen in einem oder mehreren Booten zu verfolgen, sie aber mit Absicht nicht einzuholen. Vielleicht, daß wir hier gleich ihr Versteck gefunden hätten, wir brauchten ihnen eben nur zu folgen. Doch dies alles hatten wir schon im voraus erwogen.

So dumm wären diese Chinesen wohl schwerlich gewesen. Kein Fuchs, kein wildes Tier eilt bei einer Verfolgung direkt seinem Bau zu. Sie hätten uns vielmehr trennen und in einen Hinterhalt, mindestens in die Irre locken können, und wir wußten ja gar nicht, über welche Kräfte sie noch verfügten.

Nein, so war es jedenfalls viel besser! Jetzt hatten wir drei Dutzend Gefangene, konnten noch mehr machen, dort hinten wimmelte das Wasser noch von Schwimmern, und das wäre doch der Teufel gewesen, wenn nicht ein Verräter darunter war. Denn bei solch einem Piraten schreckte ich vor nichts zurück, um ihn zu einem Geständnis zu bringen.

Zunächst hielt ich eine Musterung über meine eigenen Leute ab. Der Matrose Werner hatte einen Stich in den Oberarm bekommen, ein anderer hatte einige gequetschte Finger. Das war alles.

Dann wandte ich mich, während der Dampfer langsam hin und her fuhr, um noch mehr Schwimmende aufzufischen, welche Arbeit uns aber bald die sich einstellenden Haie abnahmen, unseren Gefangenen zu. Jetzt machten die Chinesen gar keinen wilden Eindruck mehr, vielmehr einen recht jämmerlichen. Sie schnatterten und winselten mich von allen Seiten an, beteuerten wahrscheinlich ihre Unschuld.

Ich war in Verlegenheit, wie ich mich mit den Burschen verständigen sollte.

»Ueberlassen Sie mir das Verhör,« sagte Tischkoff, der übrigens vorhin seine Donnerbüchse ebenfalls recht brav gehandhabt hatte.

»Ich kann auch Chinesisch, Massa,« ließ sich da Goliath vernehmen.

Daß dieser Allerweltsneger auch das konnte, war mir äußerst lieb. Denn – ich weiß nicht – ich hatte doch gar keinen Grund zu einem Mißtrauen – aber mir kam es auch gleich vor, als ob Tischkoff ein etwas verdrießliches Gesicht mache. Doch ich konnte mich auch täuschen.

Das Verhör begann. Natürlich war zuerst nichts herauszubringen. Entweder unschuldig wie die Lämmer, oder stumm wie die Stockfische. Der Allerunschuldigste versicherte uns, die Prauen hätten das Segelschiff wegen der Windstille nur ins Schlepptau nehmen wollen, und der störrische Stockfisch war plötzlich tot,

hatte seine Zunge verschluckt, und zwei andere mußten wir hindern, sich die Pulsader aufzubeißen.

Für uns aber waren all diese möglichen und unmöglichen Entschuldigungen und anderen Aussagen insofern wichtig, als dies uns verriet, daß sie vorher deswegen keine Verabredungen getroffen hatten. So ein Fehlschlag war ihnen eben noch gar nicht passiert.

Deshalb wurden sie nun alle schnell isoliert, jeder wurde einzeln vorgenommen.

Nachdem der Betreffende freundlich ausgefragt worden war, wurde er noch einmal unter Tortur genommen. Wir haben sie gemartert. Daraus mache ich gar kein Hehl. Na, es ging ja auch noch immer menschlich dabei zu. Auseinandergereckt und auf glühende Kohlen gesetzt haben wir keinen. Nur ein bißchen geknickt und mehr noch geprügelt. Es gab wohl ein paar gebrochene Knochen dabei, aber sonst passierte nichts weiter.

Da aber erst zeigte sich, was für hartgesottene Sünder diese Chinesen waren, und wie angebracht bei ihnen eine nachhaltigere Tortur war!

Zuerst hatten sämtliche geleugnet, auch wenn sie schon zugaben, professionelle Seeräuber zu sein, eine besondere Niederlassung mit Frauen und Kindern zu haben. Ja, sie seien wohl Piraten, aber ohne jeden Anhang, und jetzt seien sie eben samt und sonders vernichtet worden.

Als sie nun einzeln mit mehr oder minder Prügel vorgenommen wurden, waren sie schon eher geständig. Ja, sie hätten ein Versteck, eine ganze Niederlassung, wo sich noch andere Männer und ihre Familien, wie auch kostbare Waren befänden.

Nun aber widersprachen sich die einzelnen Angaben über die Anzahl der Mitglieder, wie über die Lage dieser Insel fortwährend, und wenn sie unter größeren Schmerzen endlich die richtige Aussage machten, so stimmte diese wieder mit der von anderen nicht überein, obgleich doch alle ein und derselben Bande angehörten.

Was war da zu machen? Auf diese Weise wurden wir bei Lebzeiten nicht fertig.

Ich wollte mich einmal mehr auf die Menschenkenntnis, auf die Physiognomik verlassen.

»Nehmen wir den einmal vor,« sagte Tischkoff, einen noch jungen, bartlosen Chinesen mit etwas unschuldigerem Gesicht meinend, und gerade den hatte auch ich mir schon ausgesucht.

Sollte man für möglich halten, daß selbst im Leben solcher chinesischer Piraten die Liebe noch die Hauptrolle spielt?

Dieser Jüngling versprach uns, noch ehe er einen Schlag erhalten hatte, uns nach jenem Versteck zu führen, wenn er ... dafür als Belohnung ein näher benanntes und bezeichnetes Chinesenmädchel, also eine Angehörige der Piratenkolonie, als seine Frau zugesichert bekäme – und natürlich auch die Freiheit, um diese Liebe in Ruhe genießen zu können.

Ich gab die Zusicherung, beschwor sie auf christliche, chinesische und noch andere Weise, dabei zuletzt auf einem Beine balancierend, worauf uns der Jüngling nähere Details erzählte, und nun, da wir solche bringen konnten, gaben auch die meisten anderen Gefangenen klein bei, und nun wußten wir, wohin wir uns zu wenden hatten.



Hier machen wir in Jansens persönlichen Erzählungen einen großen Sprung.

Er hält sich nämlich noch zwei Monate mit seiner ›Sturmbraut‹ in den chinesischen Gewässern auf, wohl viele Abenteuer bestehend, uns aber doch nichts Neues bietend, und wie wir dies alles überspringen, so können wir auch den Schluß jenes ersten Abenteuers mit chinesischen Seeräubern in Kürze wiedergeben.

Von Lotsen geleitet, gelangt die Besatzung der ›Sturmbraut‹ in Booten nach der Piratenkolonie, diese ist aber schon verlassen,

und was an Beute vorgefunden wird, an Reis, Salz und dergleichen, ist nur sehr gering.

Das nächste Ziel ist das gesunkene französische Schiff. Tischkoffs Angabe erweist sich als Tatsache, in dem für Taucher zugänglichen Wrack wird die ansehnliche Schiffskasse gefunden, bei den Skeletten, die Händlern angehört haben, andere größere Geldsummen, ferner auch reiche Schätze an Diamanten.

Aber auch jener Steuermann hatte keine falsche Aussage gemacht, das Wrack sitzt tatsächlich auf einer Perlmuschelbank, die eine ziemliche Ausbeute ergibt.

Nachdem sie einige Wochen hier mit dieser Arbeit verbracht haben, kann sich Jansen einen schwerreichen Mann nennen, der keine fremde Unterstützung mehr braucht.

Unterdessen hat sich seine Ansicht ganz bedeutend geändert. Zuerst hat er wohl noch chinesische Piraten zu bekämpfen gesucht, weil er das für einen ebenso abenteuerlichen wie nützlichen Beruf hält, aber . . . die Piraten wollen die ›Sturmbraut‹ nicht mehr überfallen, dieses Schiff ist an der ganzen Küste schon bekannt geworden.

Außerdem findet Jansen an so etwas eben keinen Geschmack, immer in ein und demselben Gewässer, und sei dieses auch noch so groß, herumzusegeln und sich mit Chinesen herumzuprügeln, die ihm ja gar keinen ernstlichen Widerstand bieten können.

Er erinnert sich seines früheren Ideals, immer recht viel angenehme Gesellschaft um sich zu haben, und die Idee kommt ihm, seine ›Sturmbraut‹ ganz als Passagierdampfer zu verwenden. Da braucht ja nicht immer ein und dieselbe Linie in Betracht zu kommen. Schon damals hat es reiselustige Personen genug gegeben, welche sich zusammentaten und einen eigenen Dampfer, noch früher ein eigenes Segelschiff mieteten, oder sie gingen zusammen eben als Passagiere an Bord, machten als solche eine Reise um die ganze Welt, wenn das damals auch noch nicht so Mode war wie jetzt.

Gedacht, getan – in den Dienst eines solchen Unternehmens will Jansen seine ›Sturmbräut‹ fernerhin stellen. Dabei bleibt er ja immer noch ganz selbständig. Passagiere genug will er dazu schon finden, und ihm kommt es jetzt ja gar nicht mehr darauf an. Nur kann er zu diesem Zwecke nicht auf dieser Hälfte der Weltkugel bleiben, auch die Westseite Amerikas ist dazu nichts, da käme überhaupt nur San Francisco in Betracht – er muß wieder herum um Kap Horn, dann steht ihm für seine Pläne das kultiviertere Amerika oder Europa offen.

Ruhig hat Tischkoff Jansens Auseinandersetzungen gelauscht, leise lächelnd, aber ohne ihm zu widersprechen, durch Kopfnicken scheinbar mit allem einverstanden.

So geht es wieder zurück durch die Südsee und, ohne Fanafute oder die Osterinsel noch einmal berührt oder auch nur gesehen zu haben, um Kap Horn herum und dann wieder hinauf nach dem wärmeren Norden.

Es ist jetzt schon das Jahr 1861, anfangs März, die ›Sturmbräut‹ hat bereits den Aequator, die Bahamainseln hinter sich, da erleidet sie im Sturm die erste Havarie, eine leichte nur, welche sie aber doch zwingt, den nächsten Hafen aufzusuchen, und das ist Charleston in Südkarolina.

Hier beginnen wir wieder mit unseres Helden eigener Erzählung.

DER BLOCKADEBRECHER WIDER WILLEN.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich Charleston wieder erblickte, dem ich vor fünf Jahren einen Besuch als Matrose abgestattet hatte.

Die Stadt selbst schien sich nicht vergrößert, nicht verändert zu haben, die alte, noch von den Spaniern erbaute Festung beherrschte von ihrem Felsen noch immer den Hafen – aber nun dieser Hafen selbst!

Ich glaubte mich plötzlich nach Hamburg oder nach Liverpool versetzt.

Ein bedeutender Hafen ist Charleston ja immer gewesen, aber doch nur wegen seiner günstigen Lage und wegen seiner guten Docks, als Handelsplatz hat es sonst nie einen besonderen Ruf gehabt, gar nicht zu vergleichen mit New-Orleans, von New-York, Boston und Baltimore nun gleich gar nicht zu sprechen – damals hatte ich vielleicht zwei Dutzend Schiffe gezählt, von denen zwei Drittel Charleston, so wie ich jetzt, nur deshalb aufgesucht hatten, um Dock oder Reparaturwerkstätten zu benutzen – und heute lag vor mir ein unübersehbarer Mastenwald, vielleicht Hunderte von Schiffen aller Größen und Typen, an deren Toppen die Flaggen aller Nationen flatterten.

Was sollte das bedeuten?

»Hier ist irgend etwas los,« sagte Mahlsdorf.

Ja, und das mußte etwas ganz Unerklärliches sein – so lange wir es nicht wußten.

Wir waren ja reichlich seit einem halben Jahre ohne jede Kenntnis von der Weltgeschichte, aber auch daß sich Charleston innerhalb der letzten fünf Jahre zu solch einer kolossalen Handelsstadt entwickelt hätte, das war ebenfalls ganz ausgeschlossen, das hätten wir doch schon vorher erfahren, und dann hätten wir solch einen Bericht noch immer für ein Märchen gehalten.

»Hier ist vielleicht Gold gefunden worden, das braucht erst vor einem Monat gewesen zu sein, und nun wird Charleston so aus der Erde emporschießen, wie damals San Francisco.«

Nein, nein, ich konnte dieser Vermutung meines zweiten Steuermanns nicht beistimmen. Da hatte der erste viel mehr recht, hier war eben irgend was los.

Meine ansehlende ›Sturmbräut‹ mit ihrem geknickten Mittelmast, unter vollem Signalement einen Lotsen begehend, rief eine ungeheure Erregung hervor; kaum hatte ich die Flaggen gezeigt, als es in dem ganzen dicht zusammengedrängten Schiffsfelde wie

in einem Ameisenhaufen zu wiebeln begann, das pflanzte sich auch nach der Stadt fort, in der Sonne blitzten Tausende von Fernrohren, die auf mich gerichtet waren, und sämtliche Lotsenkutter veranstalteten ein Wettrennen, um mich zuerst zu erreichen.

»Nord oder Süd!« schrie der grauhaarige Lotse herauf, welcher der Glückliche geworden, noch ehe er sich über die Bordwand geschwungen hatte.

»Nord oder Süd?«

»Was wollen Sie?«

»Lincoln oder Davis, Nord oder Süd, wozu halten Sie?«

Ach so, da ging mir eine kleine Ahnung auf!

Der Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten hatte ja schon längst in der Luft geschwebt. Die Sklavenfrage sollte zur Entscheidung kommen, die Abschaffung der Sklaverei, von Washington angeregt. Ein hochedles Menschenwerk, nicht wahr? Nun, heute weiß es – hoffentlich – jedes Kind, und schon damals war es ein offenkundiges Geheimnis, daß es die Nordstaaten nur darauf abgesehen hatten, den viel reicheren Südstaaten den Lebensfaden zu unterbinden. Denn wenn diese Baumwollstaaten jetzt plötzlich alle ihre schwarzen Sklaven preisgeben mußten, doch richtiges Kapital, so waren sie einfach bankrott, kamen auf Gnade oder Ungnade in die Wucherhände ihrer nördlichen Vettern.

Ja, im Grunde genommen war das Ziel ein hochedles – aber diktiert wurde das Ganze vom niedrigsten Schachergeist.

»Wann geht's denn los?« fragte ich zunächst, »oder es ist doch nicht etwa schon losgegangen?«

»Was soll losgehen?« fragte der Lotse entgegen, mit ganz unschuldigem Gesicht, dem man aber die Verstellung gleich ansah.

»Nun, der Bürgerkrieg.«

»Bürgerkrieg? In Amerika wird es niemals einen Bürgerkrieg geben!« war die stolze Antwort.

Dann erzählte mir der Lotse weiter, daß es sich doch nur um einen Wahlkrieg handeln könne. Die Südstaaten hatten gegen den allgemeinen Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, ihren eigenen Kandidaten aufgestellt, den Jefferson Davis, und nun sei es Pflicht für jeden Amerikaner, der noch auf Rechte hielt, diesen letzteren durchzubringen.

»Aber von einem Bruderkriege kann bei uns doch keine Rede sein!«

Dabei zwinkerte der alte Bursche immer so listig mit den Augen, und hätte er nicht weiße Haare gehabt, ich hätte ihm gleich eine heruntergehauen. Die Verstellung dieses Beamten, der nicht so sprechen durfte, wie er gern wollte, war gar zu offenkundig.

So beherrschte ich mich.

»Weshalb sind denn die vielen Schiffe hier zusammengekommen?«

»Hier wird ein Jahrmarkt abgehalten,« entgegnete der Alte wieder mit so einem vertrackten Augenblinzeln, woran er nämlich sonst durchaus nicht litt.

»Kapitän, Kapitän, Kapitäääään!« fing da mit einem Male mein Mahlsdorf an, bei jedem Worte immer größere Augen bekommend.

»Na, was denn?«

Jetzt hob Mahlsdorf auch noch den Finger und bekam, wie er mich anblickte, immer noch größere Augen.

»Kapitäään, Kapitäääään, ahnen Sie nichts?«

»Hört, Stürmann, wenn Ihr jetzt noch weiter kapitääääänt, dann kriegt Ihr von mir die Watsche, die ich eigentlich schon einem anderen zugedacht hatte.«

Aber Mahlsdorf fürchtete sich nicht, er mußte seinem Herzen Luft machen, nur daß er jetzt geheimnisvoll zu flüstern begann.

»Ahnen Sie wirklich nichts? Hier werden Kaperschiffe erworben – von den Südstaaten – Herr Kapitän, das wäre etwas für uns!«

Er hatte recht, sollte recht behalten, wie dann die Zukunft lehrte. Die ganze amerikanische Kriegsflotte blieb auf seiten der Nordstaaten, der Süden stellte jedem Handelskapitän und überhaupt jedem Abenteurer, der sein eigenes Schiff mitbrachte, einen Kaperbrief aus.

Wie ich über Politik dachte, habe ich schon oft gesagt. Mich ekelte die ganze Politik an, und nun vor allen Dingen erst dieser zukünftige Bürgerkrieg, dessen niederträchtigen Krämergeist ich instinktiv gleich von vornherein durchschaute.

Dann liegen noch andere Ursachen vor, weswegen ich über den Vorschlag meines Steuermanns so entrüstet war, welche ich aber erst nach und nach anführen kann.

Kurz, ich legte meine Faust auf die neue Bussole, die wir in der Reservekammer gehabt, und ich fühlte, wie die Adern auf meiner Stirn schwellen, als ich Mahlsdorf anblickte.

»Laßt Euch eins gesagt sein, Stürmann, und verkündet es dem ganzen Schiffsvolk: wer an Bord meines Schiffes sich in diesen niederträchtigen Bürgerkrieg einzumischen Lust hat, etwa wünscht, daß auch ich ein gemieteter Kaperkapitän werden soll, der ist auf der Stelle entlassen! Verstanden?«

Ganz bestürzt blickte mich der arme, so hart angelassene Mahlsdorf an.

Da zwang mich ein Räuspern, den Kopf zu wenden, und ich blickte direkt in das lächelnde Gesicht meines Kommodores.

War das nicht ein spöttisches oder gar höhnisches Lächeln?

Noch nein, ich irrte mich, es war sein gewöhnliches, überlegenes, aber dennoch gütiges Lächeln.

Und weshalb hätte Tischkoff auch Spott zeigen sollen? Er war ja mit meinen neuen Plänen, ein Passagierdampferkapitän zu werden, so überaus einverstanden gewesen, und er stimmte auch sonst immer mit meinen Ansichten über alles, was Politik heißt, so vollkommen überein.

Der Lotse wollte weiter anfangen über Abraham Lincoln und Jefferson Davis, zunächst wieder mit jenem vertrackten Augenblinzeln den Verdacht zurückweisend, als ob es sich dort wirklich um Kaperschiffe handeln könne . . . ich unterbrach ihn kurz, indem ich ihn anwies, seines Amtes als Lotse zu walten.

Ich gewährte ein neues Wettrennen, diesmal von kleinen Dampfern, welche wiederum meine ›Sturmbräut‹ als Ziel erkoren zu haben schienen.

»Was für Dampfkutter sind denn das?« wandte ich mich an den Lotsen. »Schon die Zollboote?«

»Vertreter der einzelnen Schiffswerften,« brummte jetzt der gemäßregelte Lotse verdrießlich.

Ach so! Daß meine ›Sturmbräut‹ reparaturbedürftig war, erkannte ja jedes Landkind an ihrem zersplitterten Maststumpf. Aber daß die einzelnen Werften mit ihren Booten deswegen ein Wettrennen veranstalteten, jede in der Hoffnung, den Konkurrenten zu schlagen, das war mir etwas ganz Neues.

Sonst sind nämlich diese Werftbesitzer immer gar gewaltige Herren, die es alle nicht nötig haben. Der Kapitän muß vor ihnen auf den Knien rutschen, um nur ein paar Nägel eingeschlagen zu bekommen – d. h., dies ist nicht gar so wörtlich zu nehmen.

Erst als das eine Dampfboot mich schon erreicht hatte, kehrten die anderen um.

Ein junger, eleganter Herr kletterte das Fallreep herauf, eilte auf die Kommandobrücke, mit ganz rotem Kopfe.

»Crumbman, Vertreter der Schiffswerft Atkins Söhne und Kompanie. Ahoy, Käpten Jansen, ahoy, ahoy, ahoy!«

Dabei schüttelte er mir immer krampfhaft die Hand.

Ein sehr lebenswürdiger junger Mann, aber . . . so etwas war mir noch nicht passiert, und am allerwenigsten von dem Vertreter einer Schiffswerft.

»Well, ich will aber meine ›Sturmbräut‹ auch gleich ins Trockendock gehen lassen, sie muß einmal abgeklopft werden.«

»Alles vorhanden, alles vorhanden, die Firma Atkins Söhne und Kompanie schlägt jede Konkurrenz.«

Nanu, seit wann hatten sich denn die amerikanischen Schiffswerftler nur so verändert? Der junge Mann war ja die Liebenswürdigkeit selbst.

»Was wird das ungefähr kosten? Tausend Tonnen sind abzuklopfen.«

»Bah, kosten?! Pshaw bah! Sie wählen doch natürlich für unseren Jefferson Davis, Herr Kapitän Jansen, wat?«

Ha, jetzt ging mir eine Ahnung auf! Ich hatte schon einmal einen Wahlkampf in New-York mitgemacht. Wer das freilich nicht kennt, dem kann man es auch nicht beschreiben. Das kann man nur erleben. Und hier handelte es sich noch um etwas ganz anderes, als nur um eine einfache Präsidentenwahl.

»Ich bin gar nicht wahlberechtigt, ich fahre nur unter der Unionsflagge.«

»Gar nicht wahlberechtigt, pshaw! Ihre ›Sturmbraut‹ unter Ihrem Kommando wiegt mehr, als ein Dutzend solcher Klepperschiffe, wie sie dort zu Hunderten liegen. Nord oder Süd?«

Na, nun war's raus. Nun brauchte ich nicht mehr im Zweifel zu sein, was hier vorlag. Zunächst sollte ich selbst gekapert werden.

»Nord oder Süd?«

»Herr, das will reiflich überlegt sein,« wich ich aus und wußte mir den Schwätzer auch sonst vom Halse zu halten.

Diese beiden Männer, der Lotse und der Werftvertreter, waren erst die kleine Einleitung zu dem noch Kommenden. Doch wollte ich ausführlich schildern, wie ich in Charleston empfangen wurde, wie man sich um mich riß, wie man mir alles, was ich verlangte, schenken wollte, wie man mir Austern- und Kaviarfässer und Champagnerkörbe dutzendweise an Bord brachte – ganze Körbe, nicht bloß Flaschen – und dann diese möglichen und unmöglichen Versuche, mich und meine ganze Mannschaft besoffen zu machen,

sowohl mit schönen Worten wie mit Spirituosen – wenn ich das alles schildern wollte, ich müßte dicke Bücher darüber schreiben.

O, das war ein Leben in jenen Tagen zu Charleston! So etwas hat die Welt noch nicht zu sehen bekommen!

Doch nichts von Politik! Mir genügte, daß meine eigene Person hierdurch so große Vorteile hatte, obgleich ich eigentlich noch gar nicht wußte, weshalb man solchen Sums mit mir machte.

Der erste Vorteil bestand darin, daß man mir im Hafen gleich den besten Platz anwies, den zwei andere Schiffe meinetwegen freimachen mußten.

Aber ich hätte lange hier liegen können, denn bei dieser Masse von weit hergekommenen Schiffen, von denen viele denselben Orkan wie ich zu bestehen gehabt, waren alle Docks und Schiffswerften besetzt, hatten Bestellungen für ein halbes Jahr hinaus – da kam ich, und sofort mußte in der Schiffswerft von Atkins ein erst halb abgefertigtes Fahrzeug hinaus – schon eine Stunde später befand sich meine ›Sturmbräut‹ im Trockendock, in wenigen Tagen konnte sie abgeklopft sein und einen neuen Mast haben.

Was ich während dieser Stunde, da ich am Kai lag, und dann die erste Zeit im Dock durchgemacht habe, kann ich gar nicht schildern. Massenhaft drängten sich die Besucher herbei, um mich zu sprechen, darunter stark vertreten die holde Weiblichkeit, welche in Amerika ja ganz besonders eifrig die Wahlagitation betreibt, wobei sich die sonst anständige Frau nicht geniert, mit Küssen und mit noch ganz anderem zu ködern, wenn es nur zum Ziele führt.

Ich hatte es ja ganz einfach, ich stellte ein paar handfeste Matrosen ans Laufbrett, niemand durfte das Deck betreten. Aber hin und wieder wußte sich doch einer der schlaunen Amerikaner und noch schlaueren Amerikanerinnen durchzuschmuggeln, und dann hatte ich allemal meine liebe Not, sie wieder loszuwerden.

»Nord oder Süd? Süd, natürlich Süd! Nieder mit den Nordstaaten!«

Das war hier das Feldgeschrei, etwas anderes gab es gar nicht.

Dabei durfte aber von einem Kriege eigentlich noch gar nicht gesprochen werden. Das wäre Hochverrat gewesen. Dort oben auf der Festung von Charleston wehte doch noch das Unionsbanner.

Man tat so, als handle es sich nur um eine Stichwahl zweier verschiedener Präsidenten – – im Grunde genommen aber war es doch schon die Vorbereitung zum Kriege, ganz öffentlich betrieben. Kaperbriefe konnten natürlich noch nicht ausgestellt werden.

Mit einem mir verständig erscheinenden Herrn ließ ich mich doch einmal in ein Gespräch ein. Der offenbarte mir nun freilich etwas ganz anderes. Jeden Tag konnte es zum Klappen kommen, die beiden bisher nur politischen Gegner rüsteten schon fieberhaft, unter die weiße wie schwarze Bevölkerung wurden schon ganz offen Waffen verteilt, und das Traurige oder doch Merkwürdige dabei ist, daß alle Sklaven der südstaatlichen Pflanzler bereit waren, für ihre Herren ins Feuer zu gehen.

Doch nichts von Politik!

Für mich war es auffällig, daß ich schon wiederholt ›Blockadebrecher‹ angeredet worden war.

»Wieso denn nur, was habe ich denn nur getan, daß man solchen Sums mit mir macht?«

»Was Sie getan haben? Sie fragen auch noch? Sie haben ein Sklavenschiff aufgebracht, haben auf eigene Faust gegen zwei südamerikanische Republiken Krieg geführt und diese besiegt, haben chinesische Piraten vernichtet . . . «

»Woher weiß man denn das schon?«

Meine Matrosen hatten bereits erzählt, es waren ja fortwährend Besucher an Bord gewesen. Mehrere Matrosen waren auch schon voll des süßen Weines gemacht worden, um von ihnen über meine Absichten zu erfahren, bis ich mein Veto eingelegt hatte.

»Ja aber, weshalb nennt man mich denn nur immer den Blockadebrecher?«

»Weil Sie wie kein zweiter dazu geeignet sind, mit Ihrer ›Sturm-
braut‹ und Ihrer kriegsgeübten Mannschaft die Blockaden zu bre-
chen, welche die Nordstaaten bald über alle südlichen Häfen ver-
hängen werden, und uns fehlen doch Kriegsschiffe. Sie sind der
Mann, auf den jetzt unser ganzes Volk hoffnungsfreudig blickt
...«

Genug! Ich will lieber eine Erklärung geben, wieso ich plötzlich
zu solch einem beliebten Volkshelden werden konnte.

Das Volk braucht immer einen Helden. Immer einen einzigen,
auf den es sein ganzes Interesse wirft. Dabei braucht dieser Mann
durchaus kein Held zu sein.

Zum Beispiel denke ich jetzt an den letzten Burenkrieg.

Da war für das englische Volk der Held Jameson und für die
Buren und alle die, welche mit ihnen sympathisierten, so ziemlich
die ganze Welt, war es Oberst Schiel, damals der Minister oder
Generalfeldmarschall von irgendeinem Kaffernhäuptling. Der war
für das Volk der Held, der die Buren unbedingt zum Siege führen
mußte.

Oberst Schiel konnte alles, wußte alles – Oberst Schiel hier,
Oberst Schiel da.

Als aber mit der Sache ernst wurde, als es wirklich losging,
da war dieser Oberst Schiel mit einem Male verschwunden. Das
heißt, man sprach gar nicht mehr von ihm. Und ich selbst weiß
wirklich nicht, wo er geblieben ist.

Das ist das Los aller dieser Volkshelden, die plötzlich auftau-
chen, sogar ganz ohne ihren Willen zu Nationalhelden gestempelt
werden. Denn das ist eben ein Naturgesetz, daß das Volk immer
solch einen Helden braucht, den es bewundert, vergöttert. Dann
freilich wird er ebenso schnell wieder fallen gelassen.

Notabene: Wenn von diesem Oberst Schiel etwas in Erinne-
rung bleiben möchte, so soll es, für mich wenigstens unvergeß-
lich, sein Ausspruch sein: Ich diene treu dem Manne, dem ich

Treue versprochen habe, und wenn dieser Mann auch nur ein armer, schwarzer Negerhäuptling ist!

Jetzt hatte man mir diese unglückliche Rolle eines Volkshelden aufgebürdet. Man hatte ja schon wiederholt von mir gehört, besonders damals von Uruguay und Argentinien, nun kam ich gerade jetzt, als die kriegerische Stimmung, eine Art von Rausch, den höchsten Grad erreicht hatte. Sie hatten ihren Volkshelden noch nicht – – »da kommt er, da kommt er, Heil ihm!!«

So erklärte ich mir die Sache ganz nüchtern, frei von jeder Eitelkeit. Nun, wenn ich meinen Vorteil dabei hatte, dann war es ja gut. Sonst machte ich da nicht mit.

Nein, ganz etwas anderes hatte ich jetzt vor, da es für mich nichts mehr an Bord zu tun gab.

Atlanta!

Glaube der Leser nicht etwa, daß ich die vergessen hätte. Nur habe ich nicht viel über sie zu sagen.

Sie war trotz aller Menschenfresserei – d. h. trotzdem sie die Genossin von Menschenfressern gewesen war – ein völlig unschuldiges Kind. Und ein gehorsames dazu.

Ja, ihr Bruder hatte recht gehabt. Ich hätte Frauen neben ihr haben können – sie hätte nur ihre Freude daran gehabt, weil ich noch andere liebte.

Ich habe wirklich nichts weiter über sie zu sagen. Höchstens noch über ihre Unerfahrenheit. Diese war grenzenlos. In gewisser Beziehung war sie allerdings gebildet, sogar sehr, sie konnte mehrere Sprachen, hatte noch vielerlei gelernt, aus Büchern – – aber die Welt selbst war ihr noch ein versiegeltes Buch.

Wie hätte es auch anders sein können! Das Schiff war von jeher ihre Heimat gewesen, und zwar kein Passagierschiff, sondern das ihres Vaters und dann des Bruders, auf dem nicht einmal die Mannschaft wechselte, und so oft das Schiff auch in einen fremden Hafen gekommen war, hatte sie das Land doch kaum mit einem Fuße betreten.

Ach, ich hatte als ihr Lehrer köstliche Stunden verlebt, und wie hatte ich mich schon längst darauf gefreut, ihr die Welt zeigen zu können, sie einmal mitten hineinzuführen!

Vor allen Dingen aber mußte sie eine Toilette bekommen. Denn das grüne Gazekleid mit dem sie mein Schiff betreten, war bald in Trümmer gegangen, zuerst hatten des Segelmachers Nadel und Fritzens und Pieplackens Kunstfertigkeit erhalten müssen, aber die Kostüme aus Segeltuch waren danach geworden, und dann hatte sie chinesische Gewänder getragen, die wir den Piraten abnahmen, und solche trug sie noch jetzt, sehr geschmackvoll, sehr phantastisch, aber doch nichts für eine nordamerikanische Stadt.

Denn ich hatte seitdem faktisch noch keinen anderen Hafen angelaufen, war nicht imstande gewesen, irgendwoher europäische Frauenkleider zu bekommen.

Ja, ich hätte es sehr leicht gehabt, sie mit allem auszustatten, was eine moderne, verwöhnte Dame zur Toilette braucht.

Alle die Garderobe und der ganze Krimskrams war ja noch immer an Bord, den Blodwen damals zurückgelassen hatte.

Aber ich hätte es nicht fertig gebracht, Atlanta in Blodwens Wäsche und Kleider gehüllt zu sehen, auch nicht, daß sie in diesen Kabinen wohnte. Die drei Kabinen, welche einst Blodwen innegehabt, waren seither immer verschlossen gewesen, nie hatte ich sie wieder geöffnet.

Also zunächst Garderobe für Atlanta!

Ein Matrose sollte einen Wagen holen, womöglich geschlossen, und ich wunderte mich, daß er einen solchen brachte.

»O, ich brauchte nur zu sagen, daß er für den Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut‹ sei ... Für den Blockadebrecher?!« schrie der Kutscher, und da hat er gleich seinen Fahrgast, einen General mit einem richtigen Säbel, aus dem Wagen geschmissen.«

Soso. Na, dann war's ja gut.

Das Ziel sollte irgendein großes Geschäft sein, wo man so Frauenkladderage bekommt, und wir segelten per Achse ab.

Die grünen Vorhänge hatte ich zur Vorsicht! herabgelassen, aber wir konnten genügend durch die Spalten beobachten. Atlanta staunte nicht schlecht, ich aber auch.

Ach, das war ein Leben in den Straßen! Und in den Kneipen saßen sie noch oben auf den Dächern. Und immer und überall dasselbe Gebrüll: Nord oder Süd? Lincoln oder Davis? Nieder mit dem Yankee, nieder mit den Nordstaaten, hip hip hurra für die Konföderation!!

Es ging dabei nicht immer gemütlich zu. So im Vorbeifahren sah ich, wie ein Bowiemesser ein Ohr glatt absäbelte. Auch Schüsse knallten genug.

Selbst meine Droschke wurde angefallen, von einem baumlangen, breitschultrigen Kerl, aber gentlemanlike, der den Wagen einfach festzuhalten suchte und das Fenster aufreißen wollte.

Herrgott, wo hatte ich denn den nur schon einmal gesehen?!

Der Gentleman war besoffen wie eine Strandkanone.

»Nononord oder Süd?« lallte er mit schwerer Zunge, aber dabei feste brüllend, »Abraham Lincoln oder – oder – Brandy mit Zucker?!«

Da fiel er um.

Bei allem was lebt – Mr. Rug, der ewig besoffene Australier von Fanafute! Der auch hier!

Bei Gott, dort war ja auch Lord Seymour – Arm in Arm mit dem Haarwasseronkel und dem Puppenkleidermacher!

Natürlich, die sämtlichen Seezigeuner waren hier vertreten! Na ja, was anders als Seezigeuner sollte sich denn hier auch zusammenfinden? Alle die Hunderte von Kapitänen und Jachtsportsmen, die hierhergekommen, um sich Kaperbriefe zu holen, konnten ja Anspruch auf den Titel ›Seezigeuner‹ machen.

Na, das konnte eine gute Geschichte hier werden! Wenn ich nur erst meinen Mast wieder hatte, die Muscheln brauchten sie gar nicht abzuklopfen.

Dann erblickte ich eine andere Gestalt, die um weniger Freude machte: Baron Ralph, den ich damals geohrfeigt, der mich ins Kittchen gebracht hatte.

Eigentlich war daran mehr die ...

Und wahrhaftig, da war sie ja schon, die Ballerine und Seiltänzerin, die Senorita Mercedes Calioni!

Ueberhaupt eine nette weibliche Gesellschaft, die sich hier im Rebellenlager zusammengefunden hatte! Aasgeier!

Da fiel mir ein riesengroßes Plakat auf, Tiere darauf, afrikanische, ein Elefant, ein Zebra, ein Löwe, ein Strauß – und auf diesem Strauße saß reitend im Afrikanerkostüm ein Mensch ...

Der Kutscher mußte in dem Menschengewühle jede Gelegenheit wahrnehmen, schnell fahren zu können, und eben bogen wir um eine Ecke. Aber ich konnte mich mit dem Rosselenker durch ein Guckfensterchen unterhalten.

»Hier liegt doch nicht etwa der ›Karbunkel von Liberia?‹

»Jawohl, Sir, Kapitän Algots mit seinem schwimmenden Zirkus ist heute früh hier eingetroffen, heute abend findet die Eröffnungsvorstellung statt.«

Auch Karlemann hier! Wie ein freudiger Schreck hatte es mich beim Anblick des Plakates durchzuckt, jetzt brach die helle Freude erst recht hervor!

Nur erst Atlanta versorgt, dann hin zu ihm, mit dem mich die holdesten Erinnerungen verbanden!

Es war ein Modegeschäft, in dem überhaupt alles zu haben war, was ein Frauenzimmer braucht, vom Hute an mit der Haarnadel bis zur Stiefelsohle.

Das ganze Personal schien bei meinem Anblick gleich einen Henschuß zu bekommen. Ich war erkannt, das merkte ich sofort, wurde ich doch auch gleich Herr Kapitän angeredet. Eine gute Stunde hatte ich in einem Ankleidezimmer zu tun. Das auf dem Schiffe geborene und großgewordene Weib fand sich in manchem

intimen Kleidungsstück gar nicht zurecht, und ich wußte eher, wie man ein solches aus- als anzieht.

Schließlich waren wir doch fertig geworden. Sogar eine Frisierstube war hier gleich vorhanden gewesen. Ich hatte während des Zusehens sechs Butteln Bier getrunken.

Atlanta sah aus wie eine Prinzessin. Ja, die Frauenzimmer haben doch nicht so unrecht, wenn sie durchaus nicht das gesundheitsschädliche Korsett ablegen wollen, wenn sie ihre Füße in enge Stiefelchen einzwängen und sich mit bunten Wimpeln und Fähnchen behängen.

Atlanta sah jetzt doch ganz anders aus, als vorhin in dem chinesischen Kostüm und früher in ihrem Gazekleid.

Wie sie aussah? Den Maler möchte ich finden, der das wiedergeben kann!

Die schönsten Weiber der Erde habe ich im Tale von Kaschmir gesehen, aber die Schönheit der Schönsten verblaßte gegen die dieses Weibes, das ich auf dem Menschenfresserschiffe gefunden hatte.

Mit Einkäufen vollgepfropft, hatte ich den Wagen nach der ›Sturmbräut‹ zurückgeschickt, wir traten auf die Straße hinaus, um in ein nahes Hotel zu gehen.

Was soll ich sagen? Ein zufälliger Blick auf meine Begleiterin, und die Leute fuhren vor Staunen zurück, blieben mit offenem Maule stehen.

Mir ist so etwas einmal in Gibraltar passiert. Da ging ein Mädels an mir vorüber, d. h., auch ein so pompös gekleidetes, und da bin ich auch wie erschrocken zurückgefahren und habe mit offenem Maule nachgeblickt, nicht fassen könnend, wie selbst ein allmächtiger Herrgott so etwas von Schönheit schaffen konnte, wie er nur überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, so etwas zu erfinden!

Ich glaube, gerade durch meine plumpe Ausdrucksweise wird man vorstehen, was ich meine. Himmeln kann ich nicht.

Denn ich wurde damals halb wahnsinnig, konnte weder essen noch schlafen noch arbeiten. Unablässig verfolgte mich dieses Frauensbild. Und das merkwürdigste vielleicht dabei war, daß ich zu jener Frau selbst gar keine Zuneigung hatte, d. h., es fiel mir gar nicht ein, mich sonst nach ihrer Adresse zu erkundigen, wünschte gar nicht, sie wiederzusehen.

Da lernte ich kennen, daß schwärmerische Menschen nicht umsonst von einer Allmacht der Schönheit sprechen.

Erst als ich tausend Meilen Salzwasser zwischen mir und jenem Orte hatte, wo ich sie gesehen, wurde es wieder besser mit mir.

Und ich glaube, jenes ideale Weib war immer noch nur ein Schatten gegen das, welches jetzt an meiner Seite schritt.

Nun aber bitte ich um fünf gute Groschen – so etwas von Schönheit soll nun jemand beschreiben!

Na, kurz und gut – ich war stolz, ganz mächtig stolz!

Ach, wenn ich mich entsinne – und wie deutlich steht das Bild noch vor meinen Augen, wie ich mich ja selbst in den Spiegelscheiben der Schaufenster erblickte – wie ich langer Schlagtot damals in den Straßen von Charleston einherstolzte, den steifen Hut im Nacken, die Hände wie immer in den Hosentaschen – und dieses wunderschöne Püppchen hatte ihren Arm durch meinen gelegt ...

Wie ich so einerschlenderte ... ja, kickt sie euch nur an, das ist die schönste Frau, die Gott geschaffen hat, und sie gehört mir, mir ganz allein, mir, dem Kapitän Richard Jansen aus Danzig ...

Und wie ich dann mit ihr in dem Spiegelsaal des Hotels saß – und herum die Gäste, immer das Maul vor Staunen offen – und ich rief ›Waiter, Kellner!‹ – und die befrackten Geister krochen heran, keinen Blick von diesem Wunder Gottes verwendend – und ich fragte so gelassen: nun, mein Darling, was willst du genießen? – und als ich dann die Speisekarte von oben nach unten und wieder zurück abaß, dazu einige Flaschen Champagner zu zehn Dollar –

wie das alles guckte und staunte – wie das alles platzte vor Neid und Eifersucht . . .

Und als ich dann wieder mit ihr auf der Straße schlenderte, die Schaufenster musterte – »Gefällt dir das Armband, Atlanta? Oder willst du diese Ohrringe haben? Diese Diamantbrosche?« – und ich ging mit ihr hinein, warf die Banknoten und die Goldstücke auf den Ladentisch – und wenn einige Goldfuchse herunterkolberten und der Ladenschwengel wollte sich bücken, so sagte ich mit majestätischer Handbewegung: »Lassen Sie's nur liegen, das ist für den Auskehrer« – oder der kleinen Verkäuferin steckte ich gleich eine Handvoll Goldstücke vorn in den Busenschlitz . . .

Ach, war ich damals ein glücklicher Mensch, war das eine köstliche Zeit!!

Und ich dummes . . . dummes Luder wollte immer wieder partout ein solider Handelskapitän werden! Mir brannte das Geld doch mehr denn je in der Hosentasche. – – –

Aber wir wollen dieses mein Verhalten auch einmal von einer anderen Seite betrachten.

Oder ist es nicht nötig?

Ahnt der Leser schon etwas?

Ja, ich war ein Schoßkind des Glückes, wozu ich gar keines Geldes bedurft hätte – aber ich wurde durch dieses Glück stolz, maßlos stolz – ich forderte den Neid der Götter auf eine furchtbare Weise heraus!

Was aber mein Verhältnis zu diesem zauberhaft schönen Weibe anbetraf, so sollte ich die Wahrheit darüber noch aus anderem Munde hören – und da ich sie nicht glauben wollte, mußte ich sie fühlen, und das auf eine schreckliche Weise!

Noch eins muß ich erwähnen, ehe ich Atlanta an Bord der »Sturmbräut« zurückbringe, um dann meinen Freund Karlemännchen aufzusuchen.

Ich komme zufällig wieder an jenem Garderobegeschäft vorüber, und da sehe ich an der Hausfront eine lange Leinwand gespannt, auf der in riesigen Lettern steht:

»In diesem Geschäft hat der Blockadebrecher Kapitän Jansen von der ›Sturmbraut‹ für seine Frau eingekauft!«

Erst Staunen, dann Beschämung, dann etwas Zorn – und dann habe ich aus vollem Halse gelacht.

Was hatten die denn nur mit meiner Blockadebrecherei?

Na, schmeicheln konnten sie mir mit so etwas nicht! Ja, ich konnte wohl stolz sein, maßlos stolz – aber so etwas wie Eitelkeit gab es bei mir nicht, und am allerwenigsten, wenn ich gar nicht wußte, weswegen ich eigentlich Lob verdiente.

Sollte ich jetzt hineingehen und solche unwahre Marktschreierei den Leuten verbieten?

I wo, laßt sie doch! Ich war über so etwas einfach erhaben. Wie werden doch die Namen anderer, wirklich großer Männer gemißbraucht! ›Bismarckhering!‹

Außerdem war es nun schon zu spät. Oder ich hätte gar viel laufen und verbieten müssen.

Auch an jenem Hotel komme ich wieder vorbei, und da steht an den riesigen Fensterscheiben, hinter denen die Reklameesser sitzen, mit Schlemmkreide gemalt:

»In diesem Hotel hat der Blockadebrecher Richard Jansen mit seiner Gemahlin gespeist.«

Aehnliches sah ich auch schon an den Juwelier- und anderen Geschäften geschrieben, die ich mit meinem Einkauf beehrt hatte.

Eben amerikanisch!

Dann sah ich sogar den Wagen wieder, den ich benutzt, richtig, vorn auf dem Bock ein hoch emporragendes Plakat:

»Dieses Cab hat der Blockadebrecher Jansen von der ›Sturmbraut‹ mit seiner Gattin benutzt.«

So, nun war es fertig, nun wurde ich als Blockadebrecher in der ganzen Stadt herumgefahren. Nun war nichts mehr dagegen zu machen.

KARLEMANNS NEUESTE ATTRAKTIONEN.

Da lag der alte Paddeltrog, der elektrische Funke, jetzt der ›Karbunkel von Liberia‹. Ja, ein richtiger Karbunkel! Ein scheußliches Ding!

Und doch, mir wurde das Herz so weit, als ich ihn wieder sah! Die holdesten Träume meiner Jugendzeit kehrten zurück, obgleich ich alles doch erst vor kurzem im reifen Mannesalter wirklich erlebt hatte.

Oder war ich noch nicht ganz ein reifer Mann? War ich nicht vielleicht trotz meiner zwei Meter Länge und trotz aller Pferdeknochen immer noch ein Kind?

Lassen wir das!

Es war noch frühe Nachmittagsstunde, als ich ihn in Sicht bekam. Er lag am Kai des kleinen Hafens.

Die an Deck wachehaltenden Neger erkannten mich gleich wieder. Sollten sie auch nicht!

Es hatte wohl schwerlich irgendein anderer Mensch, der nicht bestellt war, hier Zutritt. Außerdem war das Laufbrett als Zugbrücke hochgezogen. Für mich wurde es sofort herabgelassen, ohne daß ich es erst begehrt hätte.

Der Neger zog zähnefletschend seine Mundwinkel bis an die Stellen zurück, wo er früher seine Ohren gehabt hatte. Er hatte nämlich keine, hatte sie sich wahrscheinlich bereits abgebissen.

Denn überhaupt, das will ich hier gleich einmal sagen: einen normalen Menschen gab's an Bord des ›Karbunkels‹ gar nicht.

»Der Herr Direktor ist in der Manege und drennisiert,« meldete grinsend der Neger.

Vielleicht kann man auch trainisiert schreiben – er zog jedenfalls die beiden Worte dressieren und trainieren mit seemännischer Kürze zusammen.

Beim Hinabsteigen der Treppe hätte ich bald ein kleines Kerlchen totgetreten, das nur aus Knochen bestand. Es war das lebende Skelett, das damals meiner Laura die Liebeserklärung gemacht hatte und ihr dabei in den Busen gerutscht war.

Als ich unten war, sprang plötzlich ein Wichtelmann auf mich los, oder ich will gleich Karlemann sagen, immer noch ganz derselbe, immer noch mit seinen langen, schwarzen Zigeunerhaaren – in der Faust eine riesige Pistole, mehr so eine Handkanone, deren Mündung er mir auf den Bauch setzte.

»Nord oder Süd?!« brüllte er mich an. »Abraham Lincoln oder Jefferson Davis?!«

Ich hätte natürlich alles andere erwartet als solch eine Begrüßung, aber lachen mußte ich doch.

»Nord oder Süd?!« brüllte er immer wieder, dabei wild seine schwarzen Zigeuneraugen rollend.

Selbstverständlich versteht der Leser – der machte gleich aus den hiesigen Verhältnissen eine Parodie. Denn an Witz fehlte es diesem deutschen Zigeunerknaben ja nun nicht.

Endlich steckte er die Handkanone vorn in den Hosenbund.

»Guten Tag, Herr Blockadebrecher. Das haben Sie wohl im Zuchthaus gelernt?«

»Sie wissen schon?«

»Wer soll nicht schon von Ihrer Blockadebrecherei gehört haben!«

»Lassen Sie den Unsinn. Na, Karlemännchen, wie geht's denn sonst?«

»Nu fein! Fein mit . . . «

Er sprang plötzlich davon, in eine Kammer hinein, und kam mit einem Ei wieder heraus.

»Hier, essen Sie mal dieses Ei, wie's Ihnen schmeckt.«

Mit einigem Mißtrauen schälte ich die Schale ab, roch an dem hartgekochten Ei . . .

»Nur zu, nur zu! Denken Sie etwa, ich will Ihnen Gift geben?«

Ich tat ihm den Gefallen, aß das Ei – ein gewöhnliches Hühnerei.

»Na, wie schmeckt's?«

»Hm, eigentlich ja ganz gut, aber . . . aber . . . «

»Was aber?«

»Aber doch auch etwas merkwürdig, zumal das Gelbe.«

»Das ist jetzt bei Ihnen nur Einbildung, weil Sie mißtrauten.«

»Möglich.«

»Wissen Sie, was für ein Ei das ist?«

»Ein Hühnerei, hartgekocht.«

»Nee.«

»Ein Entenei auch nicht.«

»Dieses Ei habe ich selber gemacht.«

»Machen Sie keine Faxen.«

»Nu faktisch. Das ist ein Patentei. Ein künstliches. Das habe ich erfunden. Die Eier, die ich hier verkaufe, die mache ich nur jetzt selber.«

Ich blickte den Jungen an – ich konnte nicht an dem Ernste der Worte zweifeln.

»Ist nicht möglich!!« mußte ich dennoch rufen.

»Nu warum denn nicht? Warum soll man denn nicht künstliche Eier machen können?«

»Ja, wie machen Sie das denn?!«

»Nu ganz einfach. Innen eine gelbe Kugel, außen drum eine weiße Hülle, länglich rund, und mit Wasserglas und Gyps die Schale drum. Fertig ist die Geschichte!«

»Ja, aber was für ein Stoff ist denn das nun, das Gelbe und das Weiße?«

Jetzt nahm Karlemanns Auge einen ganz eigentümlichen Blick an.

»Kunststück,« brachte er dann in seiner drolligen Weise hervor, »das werde ich Ihnen verraten! Das ist eben das Geheimnis dabei. Das Weiße will ich Ihnen sagen. Das ist einfach Mehlpampe mit entstänkertem Fischleim. Aber nun das Parfüm, was erst den Eiweißgeschmack geben muß – das erfahren Sie natürlich nicht, und wenn Sie mir hunderttausend Millionen geben. Und das Eidotter ist auch schwer herzustellen. Das heißt, wenn man die Geschichte nicht weiß.«

»Die alte Geschichte mit dem Ei des Kolumbus.«

»Jawohl. Aber jetzt hat nicht nur Kolumbus sein Ei, jetzt hat auch Karl Algots sein eigenes.«

Ja, was sollte man dazu sagen? Gar nichts, nur staunen.

»Ist denn die Fabrikation schwierig?«

»I wo! Anfangs, ja. Das hat mir manches graue Haar gemacht. Ach, wie manche Nacht habe ich da exemper ... exrembel ... expemrel ... «

»Experimentiert meinen Sie,« kam ich zu Hilfe.

»Jawohl, expeliniert. So manche liebe Nacht. Aber jetzt, wo ich's raus habe – ich lege mit Leichtigkeit jeden Tag tausend Schock Eier, ich ganz alleine, ohne daß es mich angreift.«

Da endlich machte sich mein Staunen Luft – in einem schallenden Gelächter! Karlemann schien sich das anders zu deuten.

»Sie glauben's nicht? Faktisch, tausend Schock pro Tag. Ich presse die Schmiere einfach in Formen und lege sie in ein besonders präpariertes Kalkwasser. Was wollen Sie? Als ich in New-York war, hörte ich, daß ein Hotelier für ein großes Essen zehntausend Eier kaufen wollte – so eine Massenabfütterung – oder ich weiß nicht, was man da vorhatte – kurz, zehntausend Eier – und es war damals in New-York eine große Eiernot – zu Weihnachten, wissen Sie – du riskierst's, denke ich. Mehr als die zehntausend Eier mir an den Kopf werfen können sie doch nicht. Ich hatte gerade einen unheimlichen Haufen fabriziert. Es war am Anfang, als es glückte,

mir noch Spaß machte, ich legte Tag und Nacht Eier, nur so zum Vergnügen. Hatte ja auch immer einen starken Absatz.

»Also ich gehe hin in das Hotel. Wollen Sie zehntausend Eier haben? – Ei ja! – Aber nur hartgekochte. – Weshalb nur gekochte? – Geht Sie gar nischt an, ich habe eben nur hartgekochte, ich bin doch der und der, der Zirkusdirektor mit dem Karbunkel, verkoofe doch selber Eier, aber nur harte, habe mich verspekuliert, wollen Sie oder wollen Sie nicht.

»Well, da bringen Sie mal her.« Ich schaffte sie hin, zehntausend Stück. Und was soll ich Ihnen sagen? Es waren gar feine Herrschaften, sogar Damens die schwere Menge, an die fünftausend Stück – und sie haben meine selbstfabrizierten Eier gefressen un kee Luder hat e Wort gesagt. Nischt gemerkt, absolut nischt! Na, was sagen Se nu?«

Es ist schade, daß ich Karlemanns Ausdrucksweise nur manchmal so andeuten kann.

»Und wissen Sie, was mich so ein Gackei selber kostet?«

»Nun?«

»Nich emmal ganz en Feng. 's ist ja nischt weiter als Mehlpampe mit ein bißchen Fischtran, damit sie zusammenhält und so glänzt, und das Eigelb ist erscht recht ein ganz billiges Luderzeig.«

»Und wieviel nehmen Sie für solch ein Ei?«

»Immer noch fünf Groschen Stück für Stück. Das heißt hier an Bord, während der Vorstellung. Bei dem Hotelier begnügte ich mich mit einem Groschen.«

»Anders als hartgekocht können Sie die Eier nicht herstellen?«

»Nee. Nicht einmal pflaumenweich. Schon dann läuft die Schmiere durcheinander. Und, wissen Sie, auszubrüten gehn sie auch nicht. Das ist noch der Mangel bei der ganzen Erfindung.«

»Was?« rief ich da in hellem Staunen. »Sie glauben wirklich, daß es möglich wäre, solche künstliche Hühnereier auch noch auszubrüten?! Das haben Sie schon versucht?!«

Da beugte sich Karlemännchen vor und klopfte mit der Fingerspitze gegen seine Stirn.

»Hähä, Sie halten mich wirklich für so dumm? Ich soll daran denken, daß aus dieser Mehlpampe mit Fischtran und Safran ein Hühnchen herauskriechen könnte? Nee, Männicken, ich bin viel, viel gescheiter, als wie ich aussehe.«

Nachdem ich meinen Hieb wegbekommen hatte, war diese Eiergeschichte erledigt.

Seltsam genug war dieses Wiedersehen nach langer Trennung jedenfalls gewesen.

Erst bekomme ich die Handkanone vor die Brust gesetzt, und in der nächsten Sekunde verkündet nur mein kleiner Freund, daß er jetzt seine Eier selber legt.

Alles so echt zigeunerhaft, aber ... die Seezigeuner scheinen doch viel genialer veranlagt zu sein als die Landzigeuner, das wird man mir zugeben müssen.

Die Fortsetzung unseres Gesprächs fand in einem reizenden Kabinchen statt, das ich in dem alten Paddeltrog gar nicht vermutet hätte.

»Na, Karlemännchen, wie ist es Ihnen denn sonst immer gegangen?«

Er erzählte, ganz vernünftig. Es war einfach genug. Von Buenos-Aires war er die amerikanische Küste nordwärts hinaufgefahren bis nach New-York und Boston, unterwegs jeden Hafen mitnehmend, in dem sich eine Vorstellung verlohnte.

Von Boston aus hatte er sich ostwärts nach Europa wenden wollen, um diesen alten Kontinent mit seinem ›Karbunkel‹ zu beglücken – da zeigte das politische Barometer an, daß es unbedingt bald zum Bruderkriege kommen müsse, Charleston würde jedenfalls das Hauptlager der Konföderierten werden – Karlemann hatte sofort den Rückweg angetreten, heute früh war er hier eingetroffen.

Mich freute hauptsächlich, daß er sich nicht weiter mit Politik aufhielt, und so vermied ich auch jede diesbezügliche Frage, z. B., woher er denn gewußt, daß das kleine Charleston zum ersten Stützpunkte der Rebellen werden würde – woran nämlich tatsächlich niemand gedacht hatte.

»Wie lange halten Sie sich denn in jedem Hafen auf?«

»Je nachdem. Aber niemals länger als fünf Tage.«

»Das hängt natürlich von der Größe des Hafens ab.«

»Ganz und gar nicht. In New-York war ich nur drei Tage, habe natürlich auch andere Eintrittspreise genommen. Das soll ja jetzt auch nur erst einmal eine Fühlungsreise sein. Ich sammle Erfahrungen, verstehen Sie?«

»Die Sache rentiert sich?«

»Na und wie! Geld wie Mist!«

»Fürchten Sie denn nicht, einmal Konkurrenz zu bekommen?«

»Fürchten? Gibt's überhaupt nicht bei Kapitän Algots. Konkurrenz? Sie sollen's nur einmal probieren. In den ersten acht Tagen pleite. Diese weiten Transporte – und dann die Menschen und hauptsächlich die vielen Raubtiere auf den langen Seereisen zu füttern – das soll mir erst jemand nachmachen.

»Nun, wie machen Sie denn das? Darf man das nicht erfahren?«

»Nun, was meinen Sie wohl?«

»Sie füttern die Tiere mit Salzfleisch, mit Pökelfleisch.«

»Salzfleisch, Pökelfleisch,« wiederholte Karlemann verächtlich.

»Sollen mal sehen, was für ein Gesicht so ein Löwe macht, wenn man dem eine Portion gesulzte Schweinsknochen vorsetzt, wie der die wieder ausspuckt!«

»Na dann mit präserviertem Fleisch,« mußte ich lachen.

»Jawohl, hat sich was präservieren! Diese Raubtiere sind doch keine Hunde und Hauskatzen, die rühren ja so etwas gar nicht an. Und dann, was das kosten würde – acht Tage Seefahrt und drei Tage Vorstellung – ich kann aber auch einmal acht Wochen unterwegs sein – na, was meinen Sie wohl!«

»Ja, was geben Sie den Raubtieren denn sonst zu fressen?«

»Nu, Fische. Fische, frische Fische! Und sollen mal sehen, wie die Löwen und Tiger dahinterher sind, auch wenn sie noch gar keinen Hering gesehen haben. Alle Katzen lieben ja Fische. Und es bekommt ihnen ausgezeichnet. Und dann gibt's doch auch noch genug andere Fische, wie Delphine und Schweinsfische, die gar keine richtigen Fische sind, die nur so tun – deren Fleisch ist von Rindfleisch überhaupt fast gar nicht zu unterscheiden.«

»Und diese Fische fangen Sie selbst?«

»Selbstverständlich! Und wenn ich am Tage und des Nachts hundert, dreihundert, tausend Angelschnuren aushänge – ich habe an jedem Haken einen Fisch, und da kann ich noch die Sorte bestimmen. Sie wissen doch, wie ich das mache.«

Ja, ich wußte es, obgleich ich selbst jenes Mittel gar nicht probiert hatte. Aber ich konnte an nichts mehr zweifeln.

»Und die anderen Viecher kriegen eben Heu und dergleichen, das kann ich freilich nicht selber machen, das muß ich kaufen, mich damit verproviantieren, aber das ist doch billig genug. – Aber die Raubtiere zu erhalten, auf See, bei den langen, langen Reisen, das soll mir erst jemand nachmachen, wenn er nicht fürchterliche Unkosten haben will.«

Ja, der Junge war einfach ein Genie, daran war nichts mehr zu ändern.

»Na, und was ich dem Publikum biete, das ist auch wirklich sehenswert.«

»Unbestreitbar. Reiten Sie denn nur tatsächlich auf einem Strauße?«

»Sie sollen's heute abend sehen. Sie kriegen auch ein Freibillet. Aber nur Sie, Ihre Leute dürfen Sie heute nicht mitbringen. Alles schon ausverkauft. O, was meinen Sie wohl, ich bin doch nicht umsonst hierhergekommen, und die Männickens hier haben alle Pinkepinke, und für die ist keine Wurscht zu teuer.«

»Was kosten denn die Plätze?«

»Der billigste zehn Dollar, und von dem ist absolut nischt zu sehen, von dem aus hört man nur das Händeklatschen und mein Peitschenknallen. Jawohl, was meinen Sie wohl, mein gutster Jansen, ich nehme's von den Lebendigen.«

»Daran habe ich nie gezweifelt,« lachte ich.

»Na, Sie werden staunen. Ich habe eine ganze Menge neuer Attarak – Kataraktionen ... «

»Attraktionen.«

»Jawohl, eine ganze Menge neue Attarakaktionen habe ich. Da ist z. B. ... «

In diesem Augenblick erscholl irgendwo ein Klavierspiel. Ein ganz merkwürdiges Klavierspielen. Das Wie kann ich gar nicht schildern. Wohl vierhändig – oder es waren wohl zwei Klaviere – ich hörte eine Art von Marsch heraus – aber im übrigen einfach scheußlich.

Karlemann lauschte.

»Die Ludersch spielen schon wieder falsch,« meinte er dann, und griff nach der an seiner Seite hängenden Hundepeitsche. »Merken Sie's?«

»Daß da falsch gespielt wird, ja,« lachte ich, wie sollte man diesem Jungen gegenüber denn auch anders als lachend sprechen. »Ja, was für ein Höllenkonzert ist denn das eigentlich?«

»Höllenkonzert? Na na, so gräßlich ist es doch nicht. Aber sie greifen immer daneben, wie so der echte Künstler sagt – jawohl, das tun die Ludersch. Wissen Sie, wer da spielt?«

»Nein.«

»Das ist achthändig.«

Wahrhaftig, jetzt hörte ich es heraus. Das waren acht Hände, welche die Tasten mordsmäßig bearbeiteten.

»Aber doch nicht auf ein und demselben Klaviere?«

»Auf ein und demselben.«

»Vier Menschen an ein und demselben Klaviere? Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Viere? Nee, es sind nur zwei. Na, kommen Sie mal mit!«

Wir hatten nicht weit zu gehen – ach, was für ein Anblick erwartete mich da!

Hinter einem Piano stand auf einem Podium ein Mann mit langen, blonden Haaren, dem man den Künstler und sogar den Klaviervirtuosen gleich ansah, schwang den Taktstock und zählte eins zwei drei vier, eins zwei drei vier – und an der Klaviatur saßen . . . zwei große Affen, Orang-Utangs, balancierten mit dem Hinterteil auf ausgehöhlten Schemeln und spielten gleichzeitig vierhändig sowohl als vierbeinig, d. h., auch mit den gelenkigen Zehen oder Fingern der Hinterfüße klabasterten sie auf den Tasten.

Wenigstens sollten sie das tun. Im Augenblick unseres Eintretens kratzte sich der eine mit dem Hinterfuße soeben am Ohr, und der Baß vergaß die Begleitung mit der linken Vorderhand, fing sich dafür lieber einen Floh und steckte ihn in den Mund.

»Spielen, spielen, nicht kratzen,« hatte in diesem Augenblick der langhaarige Kapellmeister kommandiert, »eins zwei drei vier, eins zwei drei vier!«

Die Aufforderung schien wenig zu helfen, da aber gewahrten die beiden haarigen Klaviervirtuosen ihren kleinen Herrn und Meister, und nun wurde mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachgeholt, sie hämmerten mit sämtlichen Vorder- und Hinterpfoten drauflos, blickten aber dabei nach Affenart mit ängstlichen Gesichtern seitwärts nach Karlemann, nach dessen Peitsche.

»Aufhören!« sagte Karlemann.

»Brrr,« machte der Kapellmeister, einen wenig musikalisch-technischen Ausdruck wählend, bei Affen aber schließlich ganz angebracht, und die Höllenmusik verstummte.

»Was ist denn da wieder los?! Die Saukerle spielen ja wieder wie die undressierten Schweine!«

»Ja, Herr Direktor, meine Schuld ist das nicht – der Max hat wieder zu viele Flöhe, und da denkt der Moritz, er kann sich auch mit kratzen.«

»Flöhe? Woher wissen Sie denn, daß der Max Flöhe hat?«

»Weil er sie immer fängt und mit den Zähnen knackt.«

»Das ist nur Einbildung, Vorspiegelung falscher Tatsachen!«

»Nein, Herr Direktor, sie huppen hier auf dem Klaviere herum.«

»Huppen sie? So so! Dann ist das keine Einbildung. Dann sind Sie entschuldigt, Herr Kapellmeister. Sie sollen gebadet und mit Insektenpulver eingespritzt werden – alle beide – und Sie auch gleich mit, Herr Kapellmeister. – Na, Jansen, was sagen Sie denn zu meiner allerneusten Attarakaktion?«

Ich hielt schon lange eine Säule umklammert, um vor Lachen nicht umzufallen. Wie dann der Herr Kapellmeister mit seinen beiden Schülern abrückte, jeden an einer Hand führend, wie die jetzt schnell das Kratzen nachholten – das trug nicht dazu bei, mich ernst zu stimmen.

Endlich brachte ich's doch fertig.

»Mensch, Junge, Karlemännchen – wie in aller Welt haben Sie das nur den Affen beigebracht?«

»Für einen Affen war das doch schon eine recht hübsche Leistung, was?«

»Für einen Affen, ja. Aber wie machen Sie denn das nur, daß ein Affe so etwas überhaupt begreift?!«

»Ach, mein bester Jansen, wenn Sie wüßten, was für Dresche diese armen Ludersch bekommen haben, eh die musikalisch wurden!«

Das war wiederum in einer Weise gesagt worden, daß ich vor Lachen bald umfiel.

Aber sonst verriet er mir das Geheimnis nicht, wie er dies den Affen beigebracht habe. Uebrigens habe ich später noch einmal einen Menschenaffen gesehen, welcher ebenfalls ganz leidlich Klavier spielen konnte, einem Affen entsprechend.

Große Kunstleistungen kann man da natürlich nicht erwarten. Auch die Technik der Melodie dieser achthändig oder achtbeinig spielenden beiden Affen war im Grunde genommen ganz einfach.

Es war für sie ein besonderes Musikstück geschrieben worden. Der oben machte nur immer bimbam bambim, und der am Baß machte dazu bambum, bumbam. Freilich ist das noch immer leichter gesagt als solchen Affen beigebracht, so klug sie sonst sein mögen.

»Die treten heute abend mit auf?«

»Nein, so weit sind sie noch nicht, und ich zeige nie Halbfertiges. Aber wenn das alles erst so weit ist – Jansen, ich freue mich selber auf die Gesichter des Publikums. Stellen Sie sich vor, wenn die beiden Kerls hereinkommen, als richtige Klaviervirtuosen, mit Frack und Lackschuhen, mit langen Haaren, der eine eine Brille auf der Nase, der andere einen Klemmer, wenn sie sich verbeugen, ihre weißen Handschuhe ausziehen, immer wieder Verbeugungen – und dann sitzen sie am Klavier, das Konzert geht los – und was sie hier nicht tun dürfen, das sollen sie in der Vorstellung machen – nämlich sich hin und wieder kratzen und Flöhe fangen – aber das muß alles auf Kommando geschehen, eigenen Willen gibt es hier bei mir an Bord überhaupt nicht, alles Dressur – und nun muß bei den Klaviervirtuosen während des Spielens doch immer wieder die Affennatur zum Durchbruch kommen – die bemausen sich gegenseitig – der eine zieht während des Spielens vorsichtig die Hinterpfote zurück und untersucht des anderen Fracktaschen, findet einen Apfel, eskamotiert diesen hinter dem Rücken in die andere Hinterpfote – so wird er auch vom anderen bemaust – und so geht das immer weiter, immer während des ernsthaftesten Spielens – Jansen, ich sage Ihnen, das Publikum soll auf dem Buckel liegen und vor Lachen Tränen weinen. Beim Erzählen klingt das nur nicht so.«

O ja, in meiner Phantasie konnte ich mir all diese Szenen lebhaft vorstellen, ich mußte schon jetzt aus vollem Halse lachen. Hatte ich doch auch schon eine Probe zu sehen bekommen.

»Nun kommen Sie, ich will Ihnen meine anderen Attarakaktionen zeigen.«

Ich bekam noch vielerlei zu sehen, doch ich will weiter nichts schildern, es würde zu viel des Guten werden. Auch all meine Mißgeburten sah ich wieder, und die Freude war groß.

»Haben Sie denn Ihre drei Frauen noch?«

»Nu, was dachten denn Sie? Oder meinen Sie, ob eine davon gestorben ist? Nee, bis jetzt noch nicht.«

»Also es geht ihnen gut?«

»Ei ja, die sind alle drei dick und fett . . . Bei dem Futter auch, was die ganze Menagerie hier bei mir bekommt! Hier ist ja gleich die eine, die Emma – eigentlich heißt sie Emalulolulimamumomi . . . und so geht es noch einige Kilometer weiter. Ich nenne sie einfach Emma. Das habe ich Ihnen wohl schon einmal gesagt.«

»Jawohl, das sagten Sie mir bereits einmal, und damals kannten Sie noch gar nicht den Namen Ihrer zweiten Gattin . . . «

»Meiner dritten, meinen Sie – es ist nämlich die zweite Tochter des Königs. Heern Se, den weeiß 'ch heite noch nich. Schon bei der ersten Silbe breche ich mir die Zunge ab. Husten Sie mal, niesen Sie dabei recht kräftig, und sprechen Sie gleichzeitig das Wort Vitzliputzli aus. Dann haben Sie so ungefähr den Namen. Ich nenne sie einfach Dingsda.«

»Und Ihre erste Gemahlin, die Schwester des Königs?« lachte ich immer wieder.

»Die wohnt hier.«

Wir standen gerade vor einer eisernen Tür, welche in die sonst hölzerne Wand des Korridors eingelassen worden war, und zwar eine unverschämt eiserne Tür, ganz der eines Panzerschranks entsprechend.

Karlemann zog ein umfangreiches Schlüsselbund hervor.

»Was? Sie halten sie wohl gefangen?!«

»Nee, nicht gerade gefangen, nur hinter Schloß und Riegel.«

Die Tür war offen – und dahinter zeigte sich eine zweite solche Panzertür – und als die auf war, kam noch eine dritte.

»Das habe ich mir erst machen lassen,« erklärte Karlemann, als er sich anschickte, auch diese zu öffnen, »seitdem ich aber einmal bemerkt habe, daß es doch einen Menschenkopf gibt, der durch das Bollauge geht, habe ich sie verlegt, in einen ganz geschlossenen Raum. Jetzt hebe ich hier drin meine erste Frau auf, die Tatla.«

Noch ehe ich eine Frage stellen konnte, war die Tür schon auf, und ich sah in dem engen Raume, durch ein Bollauge erleuchtet, jene unmäßig dicke Negerin mit den beiden Elefantenzähnen auf einem großen Stuhle sitzen, dessen Form mir einen bekannten Eindruck machte – ich will es gleich sagen: es war ein Nachtstuhl – und durch den gewaltigen goldenen Ring, den sie in der Nase trug, den ich auch schon früher erwähnte, ging eine sehr starke, stählerne Kette, für eine Kuh berechnet, welche Kette wieder in der Wand schwer befestigt war.

Ich war starr. Das freundliche Grinsen, mit dem mir die Negerin entgegenblickte, konnte mich nicht beruhigen.

»Was hat die denn verbochen?« flüsterte ich.

»Verbrochen? Nischt. Das ist nur zur Sicherheit. Ach, mein lieber Jansen, ich habe schwere schwere Sorgen.«

Und Karlemännchen kratzte sich, wie vorhin der Affe, in den Kopffaaren.

»Aber warum haben Sie sie denn so angeschlossen?«

»Nun, weil sie se mir mausen wollten.«

»Mausen? Entführen?«

»Jawohl. In New-York. Ich will Ihnen die lange Geschichte gar nicht erst erzählen – kurz und gut, wäre ich nicht noch rechtzeitig dazugekommen, so hätten sie sie mir richtig ausgespannt, hier von Bord meines eigenen Schiffes. Das ist es ja eben, es gehen hier doch so viel fremde Menschen aus und ein, da schlagen auch keine Hunde mehr an. Zwei Kerle waren's. In der Nacht, gerade als die letzte Vorstellung alle war. Sie trugen einen großen Korb, hier durch diesen Korridor. So etwas fällt ja hier, wo egal so viele

Requi – Requi – Requilisitäten hin und her getragen werden, gar nicht auf. Und alle meine Leute, diese dummen Ludersch, müssen blind gewesen sein. Dachten, die wären neu enschaniert worden. Na, ich hielt sie natürlich gleich an. Wie ich den Korb von dem Deckel zurückschlage, was meinen Sie wohl, wer in den Korb hineingepropft ist?«

»Ihre Gattin hier?«

»Jawohl. Betäubt, koloformeriert ham se se. Und die beiden Lumiche hatten natürlich sofort Reißaus genommen. Und ich hatte nur eine Pistole bei mir, die mit Schweinsborsten geladen war, die ich immer gegen die Raubtiere gebrauche. Da konnte ich nischt weiter tun, als die Schweinsborsten dem einen in den Hintern schießen. Der schrie nur ›Autsch!!!‹ schlug die Hände hinten gegen die Hose – und dann waren sie alle beide verschwunden. Wir liegen doch immer dicht an Land.«

»Ja, weshalb wollten die denn aber Ihre Gattin entführen?«

»Nu, Sie wissen doch, daß die Schwester des Königs von Aschanti so wertvoll ist.«

»Wertvoll wieso?«

»Habe ich Ihnen denn das nicht schon damals erzählt?«

»Ach so – ja – aber Sie machten nur eine Andeutung – sprachen von drei Prozent – bei der drei brachen Sie ab – das brauche ich nicht zu wissen.«

»Jetzt können Sie es wissen. Das ist ja viel bekannter, als ich zuvor selbst glaubte. Es steht ja in allen Büchern. Das wissen Sie doch, daß der König zehn Prozent von allem Golde erhält, das im Aschantireiche gefunden wird?«

»Ja, das weiß ich.«

»Und ferner daß er jeden Häuptling beerbt?«

»Auch das. Wenigstens beerbt er ihn unter gewissen Umständen.«

»Ja, wenn er ihn mit Absicht einen Kopf kürzer macht. Und wissen Sie, wieviel Gold dadurch jährlich in die königliche Schatzkammer fließt?«

»Das ist mir allerdings unbekannt.«

»Jährlich mindestens hundert Zentner. Das wird dann zu goldenen Töppen verarbeitet, oder zu Panzern und zu solchem Mumpitz. Geld kennen sie ja dort nicht. Sonst wären das so rund vier Millionen Taler. Aber dieses Gold gehört nicht allein dem Könige.«

»Wem sonst noch?«

»Sagte ich Ihnen denn nicht schon, daß auch die Schwester des Königs mit neinzureden hat?«

»Ach ja, davon erzählten Sie mir schon.«

»Na, sehen Sie. Das heißt immer nur die älteste Schwester, die zuerst geborene Tochter. Und die bekommt nun von alledem dreißig Prozent.«

»Von diesem Golde?«

»Jawohl.«

»Sie sprachen aber erst nur von drei Prozent.«

»Dreißig. Da brach ich wahrscheinlich nur ab.«

»Und da haben Sie das ganze Gold, welches dieser Schwester gehörte, mitbekommen, als Sie sie heirateten?«

»Nee. Ich sagte Ihnen doch, welche Schwierigkeiten ich hatte, die Tatla zu bekommen. Seine beiden Töchter gab er mir gleich, aber bei der Schwester setzte er sich auf die Hinterbeine, wollte partout nicht. Erst bei dem Schiffchen ließ er locker, das wissen Sie ja. Aber ich mußte auf den ganzen bisher angesammelten Goldschatz der Schwester verzichten. Nur von jetzt an bekomme ich die Prozente. Na, das sind im Jahre doch immer noch so mindestens hunderttausend Taler.«

»Und Sie meinen, deshalb hat man Ihre Frau entführen wollen?«

»Nu sicher. Das steht doch alles in den Büchern, was ich früher aber auch nicht gewußt habe. Das hat man doch außerdem

nun alles schon erfahren, wie ich diese goldene Schwester geehlicht habe. Natürlich sind's Engländer, diese Lausewenzel elendlichen. Die haben's doch überhaupt auf das Aschantireich abgesehen, wenn die nur so könnten, wie sie wollten! Ich habe nämlich schon drei, vier Briefe bekommen, immer aus England, für wieviel ich meine Frau, diese hier, verkaufen wolle, damit die das Gold immer einstecken können. Im letzten Schreiben wurden mir für sie 100 000 Pfund geboten. Hat sich was! Das sind ja noch nicht einmal fünfzehn Prozent von dem, was das Kapital abwirft.«

Mit Fremdwörtern haperte es bei den Jungen, aber in Geldsachen wußte er recht gut Bescheid.

»Sehen Sie,« fuhr Karlemann fort, »und da habe ich nun eben meine liebe Frau zur Sicherheit hier eingeschpunnt. Es gefällt ihr hier ganz gut. Sie hat frische Luft, sie sitzt auf'n Nachtstuhl, genug zu essen kriegt se, zu arbeiten braucht se ooch nich – was kann se denn mehr verlangen?«

»Aber warum haben Sie sie denn mit dem Nasenring an einer Kette befestigt?« fragte ich, nachdem ich mein Lachen niederkämpft hatte.

»Nu, weil der Ring die Hauptsache ist. Der Besitzer der Königsschwester muß sich doch legitimieren können, daß seine Frau auch wirklich diejenige ist, welche. Der Mann erbt doch auch. Nun allerdings legitimieren ja schon die beiden Stoßzähne. Aber die können ihr doch einmal eingehauen werden. Oder schließlich kann man doch auch bei einer anderen Negerin solche Haarer wachsen lassen, wenn das auch lange dauert, weil die Zähne schon beim Säugling so gezogen werden müssen. Aber der Ring, der Ring! Der ist nämlich inwendig graviert. Gucken Sie sich ihn mal an!«

Karlemann packte die Kuhkette und zog den Kopf seiner Ehehälfte zu sich heran.

»Sehen Sie die Zeichen?«

Ich hatte keine Lust, meine Nase mit den gefährlichen Elefantenzähnen in Berührung zu bringen, aber ich bejahte.

»Na also. Deshalb habe ich die Kette durch den Nasenring gezogen, und außerdem ist das doch gleich das Allereinfachste, um jemanden anzuketten, wenn er nun einmal einen Ring in der Nase hat – gerade wie bei ’nem Ochsen. Ja, mein lieber Jansen, ich möchte Ihnen überhaupt etwas raten.«

»Nun?«

»Ziehen Sie Ihrer Frau doch so’n Ring durch die Nase.«

»Was?!« rief ich erstaunt.

»Sie sollen Ihrer Frau auch so’n Ring durch die Nase ziehen, um sie dran anzuketten, und zwar lieber ’nen eisernen.«

»Welcher Frau?«

»Nu, Ihrer.«

»Ich habe keine Frau!«

»Nu, dann Ihrer Geliebten. Hören Sie, wo haben Sie denn dieses Prachtstücke aufgegabelt?«

»Ach so – woher wissen Sie denn . . . «

»Nu, ich habe Sie doch heute morgen spazieren gehen sehen, dann saßen Sie auch mit ihr in einem Hotel – ich hatte nur gerade keine Zeit, Sie anzusprechen. Hören Sie, das ist aber ein Prachtmädel! So was von einem Frauenzimmer habe ich weeiß Knebbchen noch nicht gesehen. Ist die Ihre?«

»Ja,« mußte ich zugeben, mein Lächeln verbeißend.

»Woher haben Sie die denn nur?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht des Längeren schildern.«

»Mir auch ganz gleichgültig. Also die gehört wirklich Ihnen?«

»Jawohl, die gehört mir.«

»Verkoofen Se mir die?«

»Machen Sie keinen Unsinn, Karlemann!«

»Nee faktisch! Was woll’n Se denn dafür ham? Ich laß es mir einen guten Feng Geld kosten.«

»Ich bin kein Menschenhändler.«

»Aber ich.«

»Schämen Sie sich was!«

»Später mal, wenn ich Zeit dazu habe.«

Mit dem Jungen war ja doch nichts anzufangen. Ueberhaupt wußte man niemals, ob er nicht nur scherzte. Zuzutrauen war dem allerdings alles.

»Was würden Sie denn mit ihr machen?«

»Nu, ausstellen, ausstellen! So was von Schönheit hat ja die Welt noch gar nicht gesehen. Nur die Ohren würde ich ihr noch ein bißchen verstutzen. Nicht etwa, daß sie zu große Horchlöffel hat, aber ... ich liebe gestutzte Ohren, ich coupiere allen meinen Hunden die Ohren.«

Wir hatten unterdessen die angekettete Lieblingsfrau wieder verlassen, dieses Ideal von einem Mustergatten und überhaupt Gemütsmenschen schloß eine Panzertür nach der anderen wieder zu.

Karlemann selbst fing nicht wieder von dem Menschenhandel an, dagegen war ich es, der wenigstens auf dasselbe Thema zurückkam.

»Weshalb soll ich ihr denn einen Ring durch die Nase ziehen?«

»Nu, damit Sie sie anketten können, so sicher wie möglich. Und dann gleich rin in den feuerfesten Panzerschrank!«

»Aber weshalb denn nur?«

»Nu, damit Sie sie sicher haben. Denn passen Sie auf, mein lieber Jansen, die spannt man Ihnen noch aus. So ein bildschönes Frauenzimmer findet Liebhaber genug.«

Ich starrte den altklugen Jungen an – und dann lachte ich sorglos.

Nein, an Bord meiner ›Sturmbraut‹ unter dem Schutze meiner Offiziere und meiner Jungen war Atlanta sicher, oder aber ... die ganze ›Sturmbraut‹ ging mit ihr zugrunde.

Wir hatten uns in jene kleine, behagliche Kabine zurückbegeben.

»Nun will ich Ihnen einmal etwas vorsetzen, was Sie hier auch nicht erwartet haben,« sagte Karlemann, als er eine Weinflasche entkorkte.

Ich roch an dem eingeschenkten Glase – Waldmeister, Maitrank.

»Selbst gemacht?«

»Ja, aber den können Sie ruhig trinken, ich trinke ja selber mit. Denn meine Eier esse ich nicht etwa selber – ich werde mich hüten!«

Ich hatte ihm unrecht getan – wirklich ein famoser Stoff.

»Ja, Sorgen, Sorgen,« begann Karlemann abermals, sich wieder in den Haaren kratzend.

»Was denn nur für Sorgen?«

»Warten Sie mal erst – was wollen Sie jetzt machen? Sich doch natürlich einen Kaperbrief ausstellen lassen.«

Ich verneinte, setzte ihm meine politischen Gründe auseinander.

»Ganz meine Ansicht. Bleiben Sie neutral. Immer nur den ausnehmen, der das meiste Geld hat.«

»So war meine Neutralität nun allerdings nicht gemeint.«

»Was haben Sie sonst vor?«

Ein gewisses, undefinierbares Schamgefühl hielt mich ab, diesem Knaben meine soliden Passagierdampferpläne zu offenbaren. Ich hätte eben jetzt noch nichts besonderes vor.

»Machen wir Kumpe.«

»Schon wieder mal?«

»Daß immer nichts daraus geworden, ist doch nur Ihre Schuld gewesen.«

»Und um was handelt es sich diesmal?«

Ich will es kurz machen: der ›Karbunkel‹ sollte sich während des Krieges in ein Marketenderschiff verwandeln. Wie das zu verstehen ist, wird später ausführlicher geschildert. Dabei immer noch Vorstellungen geben.

»Wozu brauchen Sie mich denn da?«

Als Schutz. Karlemann schlug mir vor, nach Liberia zu fahren und die Flagge dieser Republik anzunehmen, deren Neutralität mir absoluten Schutz gewährte.

Dann sollte ich gleich einmal nachsehen, wie es auf seiner Felsenburg zugeht. Denn das war die Sorge, welche meinen kleinen Freund peinigte.

Karlemann hatte nämlich erfahren, wie gerade jetzt das unersättliche England starke Annektionslüste auf das Aschantireich habe, und zunächst habe man es auf die Leuchtturminsel abgesehen, England wolle den Vertrag, den der Aschantikönig Aquasasi Aquatuh mit einem unmündigen Knaben abgeschlossen hatte, nicht gelten lassen.

Kurz und gut, Karlemann wollte sich diesmal mit mir verbünden, um einen energischen Genossen mit gleichen Interessen zu haben. Also sollte ich auch die Hälfte von allem haben, was er sich bisher erworben hatte und was er fernerhin verdienen würde, und es waren ganz horrende Summen, sagen wir gleich fabelhafte Schätze, die er mir vorrechnete.

Da aus alledem nichts wurde, so gebe ich den Inhalt unseres Gespräches, welches hierüber noch länger als zwei Stunden währte, in solcher Kürze wieder.

Trotzdem schieden wir dann als die besten Freunde – Karlemann gab mir sogar noch ein Freibillett erster Güte für Atlanta mit.

»Nein, Karlemann, so leid es mir tut – aber ich will diesem abenteuerlichen, unsicheren Leben endlich den Rücken wenden. Auch mit diesem ganzen amerikanischen Bürgerkriege will ich nichts zu tun haben. Sobald meine ›Sturmbräut‹ seeklar ist, segle ich ab. Ich werde ein solider Handelskapitän.«

Das war mein letztes Wort gewesen, als ich mich von ihm verabschiedete.

Ach, ich armer Narr!

Aber konnte ich es denn ahnen?

Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.

NOCH EIN WIEDERSEHEN.

Das hölzerne Amphitheater hatte sich gefüllt.

Die Abenteurer aller Nationen waren es, welche die Plätze einnahmen.

Ich sage nicht ›Abenteurer aller Nationen‹, sondern ›die Abenteurer‹.

Denn wer damals irgendwo in der Welt noch etwas Tatendrang hatte, der ging nach Amerika, um mit den Südstaaten, der Konföderation, gegen die Nordstaaten, die Union, zu kämpfen.

Allein Deutschland hatte eine Ausnahme gemacht. Das ist ganz wunderbar. Doch Deutschland hat damals all seine Glücksritter und verkrachten Existenzen, darunter aber auch manch gediegenen Offizier, der Union zu Hilfe geschickt – und nicht zum wenigsten haben durch diese die Nordstaaten triumphiert – was damals nämlich niemand, niemand vermutet hätte. Eigentlich war der Sieg von vornherein auf seiten der Konföderierten, denn diese hatten viel mehr Truppen, viel mehr Geld und was sonst noch zum Kriegführen gehört. Nur die Kriegsschiffe fehlten ihnen, die aber reichlich durch die zahllosen Kaperschiffe ersetzt wurden, die sich der Konföderation zur Verfügung stellten.

Eine traurige Rolle hat damals England gespielt.

Als Urheber der Sklavenemanzipation mußte es natürlich auf seiten der Union stehen. Dem Aeußeren nach, um den Respekt zu wahren.

England hat der Union, als dort alles brach lag, ununterbrochen Getreide geschickt, hat sie reichlich mit Geld unterstützt.

Dasselbe England aber rüstete gegen die Union Kaperschiffe aus, welche die eigenen Getreideschiffe und das Geld wegnehmen mußten.

Man zählt nicht weniger als achtundfünfzig englische Lords, Grafen, Barone und Baronets, welche damals als Kaper, sagen wir gleich als Seeräuber gegen die Union gezogen sind.

Und die Seeoffiziere, welche damals die englische Marine verließen, um in den Dienst der Konföderation zu treten, sind gar nicht zu zählen. Sie wurden gewissermaßen nur beurlaubt; denn wer dann noch lebte, wurde in allen Ehren wieder aufgenommen.

Ein Kaperschiff auszurüsten, das kostet Geld. Solch ein Schiff, das nicht versichert werden kann, muß doch auch erst bar gekauft werden.

Aber die Abenteurer brauchten nicht zusammenzuschließen – vorausgesetzt, daß sie überhaupt etwas zum Schießen hatten – um sich gemeinsam ein Schiff zu kaufen.

In England flossen ihnen von allen Seiten Geldmittel zu, so viel sie wollten oder doch brauchten, und sie wußten gar nicht, woher das Geld kam.

Wenn da ein tüchtiger Seeoffizier die Absicht aussprach, einen Kaper gegen die Union auszurüsten zu wollen, so konnte er sicher sein, daß ihm am andern Tag auf geheimnisvolle Weise ein Scheckbuch zugestellt wurde – so und so viel Kredit – nun konnte er sich ausrüsten.

Ein tüchtiger, bekannter Seeoffizier oder Jachtsportsman mußte es natürlich sein. Ein Hanswurst von einem Jachtsportsman, der nur hin und wieder einmal an ein geteertes Tau gerochen, sprach diesen Wunsch selbstverständlich umsonst aus. Solche Fatzken haben ja aber gewöhnlich das meiste Geld, die rüsteten dann auf eigene Kosten einen Kaper aus und stellten als Kommandanten einen tüchtigen Kapitän an, oder einen fixen Sportsman, der eben nichts hatte.

So kannte ich persönlich einen englischen Baron William Dudley, genannt Sailorbill, Matrosenwilhelm, ein total verlumpter Kerl, nicht einmal mehr Knöpfe an der Hose, den Riemen ver-saufend, nur noch einen Strick um den Leib gebunden. Aber den

Wind, den ein anderer guter Seemann in der Nase hat, den hatte dieser Kerl im kleinen Finger. Der beste Boots- und Jachtsteuerer, den es je gegeben. Bei jeder Regatta war er der Mann an der Spitze. Natürlich übernahm er nicht das erste beste Boot. Segelte die Jacht des Prinzen von Wales mit, so steuerte er diese. Das Geld, das er dafür erhielt, doch eine bedeutende Summe, wurde noch in derselben Nacht verwichst, und dann versoff er noch Stiefel und Hemd dazu, und das ist wörtlich zu nehmen. In so einer irischen Budike zog er für ein Glas Whisky sein Hemd aus.

Dieser Baron William Dudley also erhielt damals von unbekannter Seite die ›Flirt‹ zur Verfügung gestellt, die herrlichste Jacht, die vielleicht vom Stapel gelaufen ist, im amerikanischen Kriege besonders dadurch berühmt geworden, daß das kleine Fahrzeug den Kampf mit dem amerikanischen Panzerkoloß ›Anahuac‹ aufnahm und diesen bald zum Sinken gebracht hätte, und daß es dann die Blockade von New-Orleans brach. Allerdings nicht mehr unter Dudleys Führung, da hatte der sich schon totgesoffen. Immerhin, diesem Kerl hatte man die wertvolle Jacht zur Verfügung gestellt, um mit ihr gegen die Union zu kämpfen, und außerdem erhielt er 10 000 Pfund, um sie kriegstüchtig auszurüsten.

Woher dieser förmliche Haß Englands gegen die Nordstaaten? Jawohl, das war ein ehrlicher Haß. Nun, Nordamerika war doch einst eine Kolonie von England gewesen, die sich unabhängig gemacht hatte. Den Südstaaten hatte man unterdessen schon verzeihen, die produzieren ja doch nur Getreide und Baumwolle – aber die industriellen Nordstaaten drohten hauptsächlich mit ihren Eisen- und Stahlerzeugnissen dem bisher hierin allmächtigen England den Weltmarkt streitig zu machen. Das konnte dieses nie verzeihen.

Was aber von England, das galt auch von Spanien – nur nicht in handelswirtschaftlicher, sondern in religiöser Hinsicht. Auch Spanien hat einst die Oberhoheit über ganz Amerika gehabt, in Amerika hatte der Katholizismus geherrscht.

Jetzt sind nur noch die Südstaaten katholisch, die ja überhaupt stark mit dem spanischen Element durchsetzt sind.

Hier war es die Kirche, waren es die Pfaffen, hauptsächlich die Jesuiten, welche spanischen, seetüchtigen Abenteurern die Mittel dazu gaben, sich einen eigenen Kaper auszurüsten. Jedes Kloster stellte seinen eigenen Kaper zum Kampf gegen die ungläubigen Yankees.

Daher also neben den englischen auch so viele spanische Physiognomien. Dann aber auch italienische, griechische, russische und allerdings auch einige deutsche, wahre Räubergesichter.

Denn zur Elite der Menschheit gehörten diese natürlich nicht, welche ausgezogen waren, nicht nur, um gegen Kriegsschiffe zu feuern, sie mindestens zu beunruhigen, sondern um auch friedliche Handelsschiffe zu überfallen, die Mannschaft abzuschlachten, und natürlich die Hauptsache: um Beute zu machen, welche ihnen dann von der Konföderation zum festen Marktpreis abgekauft wurde. Außerdem erhielt der Kaper für jede Heldentat ein festgesetztes Prisengeld, eine Prämie, und das genommene Schiff gehörte natürlich auch ihm.

Es ist merkwürdig. Auch ich bin ein Abenteurer gewesen – und was für einer! – und ich bin noch viel mehr als nur ein Kaper gewesen – aber auf meinem Gesicht hat sich nicht der Stempel abgedrückt, der hier allüberall so deutlich hervortrat.

Lustig gelebt und selig gestorben! Nicht selig? Na, dann lustig zur Hölle gefahren! Was ist der Mensch? Ein Erdenwurm. Tritt den Wurm tot, es gibt ja noch genug von ihnen. Blut und Mord – nur Geld in die Tasche bekommen! Morgen sind vielleicht auch wir tot.

Wie deutlich stand das all diesen Gesichtern auf der Stirn geschrieben – und darunter bildschöne, hochedle Männerköpfe – aber allüberall der furchtbare Ausdruck der todverachtenden Wildheit, die dem Teufel sowohl wie dem lieben Gott zu Leibe rückte, wenn man ihm mit der Pistole etwas abnehmen könnte.

Selbst in den blasierten, aber energischen Gesichtern der kalten, zähen Engländer konnte ich all dies lesen, mochte es auch noch so versteckt sein.

Ja, es waren Männer, all die hundert, die sich hier zum Raubzuge zusammengefunden hatten, Männer im vollsten Sinne des Wortes – aber auch im furchtbarsten Sinne.

Und all diese Hunderte von verwegenen Abenteurergesichtern waren auf mich gerichtet, und dann noch die mindestens tausend anderen Augenpaare, Bürgern der Stadt gehörend, und dann nicht minder geschminkten Frauenzimmern, welche diese Abenteurer begleiteten wie in früheren Zeiten die Scharen der Landsknechte und noch heute die russischen Kriegsheere.

Mir galten all diese Blicke? Mir, dem zukünftigen Blockadebrecher?

Nein, auf solch einen Gedanken kam ich gar nicht, dazu war ich viel zu bescheiden – oder über so etwas viel zu erhaben, will ich lieber sagen.

Nein, meiner Begleiterin galten sie, Atlanta, und darauf war ich stolz. Aber ich hatte sie auch herausstaffiert!

Ja, ich war stolz!

Diese lüsternen Blicke, diese begehrlischen Augen in den Abenteurergesichtern! Doch das konnte mich nicht beleidigen. Ganz im Gegenteil! Ich hatte meine Freude dran.

»Jawohl, immer guckt nur. Nicht wahr, so was von einem schönen Weibe habt ihr noch nicht gesehen? Und die gehört mir, mir ganz allein – und ihr könnt euch die Näs putzen.«

Auch einige Uniformen waren vertreten. Darunter fiel mir besonders ein Mann in der Uniform eines Kolonels auf, eines Obersten. Es war ein prächtiger Kerl mit schönem Männerkopfe, so stolz und gelassen. Und was mir am allermeisten auffiel, das war, daß er nicht so wie alle anderen mit begehrlischen Augen nach mir oder vielmehr nach Atlanta blickte, sondern immer mit einem spöttischen oder sogar verächtlichen Lächeln, und dann neigte er sich zu der Dame an seiner Seite, flüsterte mit ihr, und dann blickte er wieder mit einem so spöttischen Lächeln nach uns herüber.

Was zum Henker hatte der Kerl so verächtlich zu grinsen?!

»Können Sie mir vielleicht sagen, wer der Offizier ist in der Oberstenuniform – da, jetzt putzt er sich gerade die Nase.«

Mit dieser Frage wandte ich mich an meine Nachbarin zur Linken, ein Weibsbild, die in mindestens dreißig Meter Seide gewickelt war, obgleich sie oben gar nichts anhatte, und die nun schon seit einer Viertelstunde mit ihrem Lackschuh auf meinem Stiefel herumtrampelte.

»Das wissen Sie nicht?« flötete sie, und ich dachte erst, jetzt würde sie mir um den Hals fallen, so schnell wandte sie sich mir zu.

»Nee, sonst würde ich doch nicht erst fragen.«

»Das ist Kolonel Mac Pierson, der Stadt- und Festungskommandant von Charleston.«

So, nun wußte ich es. Was hatte der Kerl nur so verächtlich zu feixen? Weil man mich schon zum Blockadebrecher gemacht hatte? Konnte ich denn etwas dafür?

Da mit einem Male schrie meine Nachbarin zur Linken ›juu-uuuiihhh aaahhh‹ – und fiel mir mit dem Oberleibe in den Schoß – und noch hundert andere Weiber quiekten und stöhnten und wurden zum Teil ohnmächtig . . . nämlich der Kanonenschuß war gefallen, der den Anfang der Vorstellung verkündete.

Das Rundteil senkte sich und hob sich wieder, ein allgemeines Aaaahhhh . . .

Ich aber sah und hörte nichts mehr, kann nichts von der ganzen Vorstellung erzählen.

Ich sah nur mit starren Augen seitwärts, denn – bei allem, was lebte! – dort saß . . . Blodwen!!

O, war mir das fatal! Denn auch sie hatte für nichts anderes Auge als nur für uns beide.

O, war mir das fatal! Wie gern wäre ich mit in die Versenkung hinabgerutscht, samt Atlanta.

»Sieh nur, sieh nur, Richard!« sagte diese in einem fort.

Aber ich sah nichts. Wenn ich auch in die Manege blicken mochte – ich sah doch immer nur die forschenden Augen Blodwens auf mich gerichtet.

Das arme Weib! Was die jetzt wohl dachte!

Ich machte noch einmal die ganzen letzten zwei Jahre durch, von da an, als ich den weißen Ochsen niedergestochen hatte.

Ach, wäre mir doch dieser weiße Ochse nicht in den Weg gekommen! Ich hatte dem Vieh doch gar nichts getan!

Bei Thor und Odin!

Du stolzes England freue dich,
Dein König geht und kämpft für dich,
Dein König, dein König, der Richard Löwenherz.

So gaukelte es mir vor den Augen und summte es mir in den Ohren.

Das arme, arme Weib!

Mußte die gerade hier sein und mich mit der anderen sehen!

Mußte vielleicht oder jedenfalls Vergleiche ziehen zwischen sich und Atlanta.

O Gott, o Gott, wenn die Vorstellung doch nur endlich zu Ende wäre! Hier gab's ja kein Durchkommen!

Heute wurde auch keine Pause gemacht. – –

Na, endlich pilgerte ich mit Atlanta durch die Straßen meinem Schiffe zu.

»Hier sind Briefe für den Herrn Kapitän abgegeben worden, und die hier kamen durch die Post,« sagte Mahlsdorf.

»Wat?!«

Ich stierte fassunglos auf die beiden großen Körbe, bis an den Rand mit Briefen gefüllt.

»Hundertzweiundsiebzig durch Boten und zweihundertunddreizehn durch die Post,« fing jetzt Mahlsdorf zu lachen an.

Na ja, jetzt wußte ich – der berühmte Blockadebrecher – Einladungen zu politischen Gesellschaften und zu friedlicheren Zusammenkünften.

»Herr Kapitän verzeihen,« fuhr Mahlsdorf ernst fort, ein Briefchen aus der Tasche ziehend, »dies hier habe ich zurückbehalten, um es Ihnen persönlich zu geben – ein Negerjunge brachte es – und die Handschrift kam mir so bekannt vor . . . «

Ja, mir auch. Ich riß das Kuvert auf. Auch das Parfüm kannte ich – ach, so gut!

»Herrn Kapitän Richard Jansen. Haben Sie, bitte, die Güte, mich heute nacht noch im Hotel Henry aufsuchen zu wollen. Es handelt sich um eine geschäftliche Auseinandersetzung. Da ich schon morgen von hier abreise, werden Sie mir die Bitte nicht abschlagen. Ich bin hochachtungsvoll Blodwen Lady von Leytenstone.«

»Wann brachte der Note den Brief?«

»Sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten, Sie waren schon unterwegs nach dem Zirkusschiff.«

Dann mußte Blodwen ihn auch schon vorher abgeschickt haben, ehe sie mich gesehen hatte, d. h. im Zirkus.

Mein Entschluß war gefaßt. Ein Nichtkommen wäre einfach Feigheit gewesen.

»Hier ladet mich Lady Blodwen zu einer Zusammenkunft ein.«

»Sie haben den Brief laut vorgelesen, Herr Kapitän.«

»So? Nun, ich werde gehen.«

»Kapitän!!« rief Mahlsdorf erschrocken.

»Na was denn?«

»Sie werden – Sie können – dieses Weib – nach jener Szene . . . «

»Kann mich niederschießen,« ergänzte ich. »Well, ich bin darauf gefaßt. Wenn nicht jetzt, dann würde Sie mich eben ein andermal niederknallen oder mir Vitriol ins Gesicht gießen oder so was Aehnliches. Lieber gleich! Ich gehe. Haben Sie nur gut Obacht auf Atlanta, daß die nicht etwa Vitriol ins Gesicht bekommt. Nein, ein Verstecken gibt's bei mir nicht, nicht für meine Person.«
Und ich ging.

Eine Viertelstunde später stand ich ihr im Hotelzimmer gegenüber.

Sie war ganz ruhig, ich war ganz ruhig.

»Herr Kapitän!«

»Mylady?«

»Es handelt sich um eine Auseinandersetzung.«

»Das schrieben Sie mir schon, und ich bin gekommen.«

»Jeden Tag kann zwischen der Konföderation und der Union der Krieg ausbrechen.«

»Leider.«

»Welche Stellung nehmen Sie in diesem Kampfe?«

»Gar keine.«

»Nicht? Sie sind doch auf seiten der Konföderierten?«

»Durchaus nicht. Ich bleibe ganz neutral.«

»Man feiert Sie doch schon als den zukünftigen Blockadebrecher.«

»Ganz gegen meinen Willen. Man will mir eine Rolle zuschieben, aber ich werde sie nicht spielen. Sobald mein Mast eingesetzt und mein Schiff abgeklopft ist, segle ich ab.«

»Wohin?«

»Nach einer Gegend, wo es keinen Krieg gibt.«

Sie nickte langsam.

»Ich dachte es mir,« sagte sie einfach. »Aber,« fuhr sie lebhafter fort, »auf welcher Seite ich kämpfe, das werden Sie wohl wissen.«

»Da Ihre Heimat New-York ist, so wohl für die Union.«

»Heimat?« wiederholte sie verächtlich. »Ich habe keine Heimat mehr, oder ich habe mir eine solche erst wieder geschaffen, mein eigenes Königreich. Aber wissen Sie, wer sich hier aufhält?«

»Ich habe den Baron Ralph hier gesehen, und den dürften Sie wohl meinen.«

»Und den Lord Hektor, und den Lord James, und die Lady Marion,« kam es zischend hervor, wie sie überhaupt nach und nach immer mehr ihre anfängliche Ruhe verlor. »Und sie alle, alle haben einen Kaper ausgerüstet – und das gibt bei mir den Ausschlag – die Hunde, die mir das Erbteil meines Vaters stahlen!«

In diesem Augenblick begriff ich nicht, wie ich dieses Weib jemals lieben, liebenswürdig finden konnte.

Es war einfach häßlich, widerwärtig in seinem hervorbrechenden Haß.

»Ich denke, Sie haben sich mit ihnen in Güte auseinandergesetzt?«

»In Güte? Hahahahaha! Abgegaunert haben sie es mir!«

»Damals aber sprachen Sie ganz anders.«

Ihre Verlegenheit war unverkennbar.

»Ja,« sagte sie dann rasch, »damals glaubte ich, ich hätte mein Vermögen der englischen Krone abgetreten.«

»Nun, ist das nicht zum Teil der Fall?«

»Nein! Nein!!!« rief sie mit Heftigkeit. »Man hat es mich glauben gemacht, daß ich hauptsächlich gegen die englische Regierung prozessiere, daß jene Halunken nur einen ganz geringen Anteil dabei hätten – da ich aber nun freiwillig verzichtet habe, stellt sich heraus, daß die englische Krone überhaupt gänzlich zurücktritt, nicht den geringsten Anspruch auf mein Erbteil macht, und daß es nur diese Spitzbuben sind, welche mein ganzes Vermögen unbehindert zwischen sich geteilt haben.«

Das war mir ganz neu. Aber ich konnte es begreifen. Ein echt englisches Manöver.

»Das heißt mit anderen Worten: den Verwandten Ihres Gatten hätten Sie Ihr Vermögen nicht abgetreten?«

»Nie! Niemals!!«

Also nur ein rein persönlicher Haß, allein den Verwandten ihres Mannes geltend, der sie einst geprügelt, oder vielmehr diesem selbst noch nach seinem Tode geltend.

O, diese Engländer sind doch schlau, und keine Gesellschaft ist fester zusammengeschweißt als der englische Adel.

In gewissem Sinne bedauerte ich dieses Weib, Für meine Begriffe freilich, der ich niemals etwas von nachtragendem Hasse gewußt habe, konnte ich nicht recht den Unterschied einsehen.

Meine Toleranz ging so weit, daß ich Blodwens Wut jetzt nicht mehr widerwärtig fand, ich konnte mich eben in die Seele dieses launenhaften Weibes hineindenken, für welche Launenhaftigkeit sie meiner Ansicht nach ja gar nichts konnte, daran war ihre ganze Erziehung schuld, und ... ich hatte sie ja einst geliebt, so heiß geliebt!

Da fiel mir ihr verändertes Betragen auf. Ahnte sie, empfand sie meine ihr geltenden Gedanken?

Wie ihr Gesicht, so verwandelte sich ihre ganze Haltung, sie begann nervös mit ihrem Spitzentuche zu spielen.

Schon ahnte mir Schlimmes – das Schlimmste, was mir hier begegnen konnte.

»Richard ...«

Furchtbar erschrocken zuckte ich zusammen. Meine schlimme Ahnung war schon in Erfüllung gegangen. Nur auf diese Weise durfte sie mich nicht nehmen, nur auf diese nicht!

Wenn sie ihre herrlichen, blauen Augen nur nicht so bittend jetzt auf mich gerichtet hätte!

Doch noch konnte ich mich beherrschen, so weit war es ja noch nicht

»Mylady?« fragte ich kühl zurück.

»Ich habe – habe – dich – Sie – damals so furchtbar beleidigt.«

»Das ist schon längst verziehen, wenn Sie nicht überhaupt recht gehabt hätten.«

»Nein – nein – ich hatte schlecht gehandelt – aber das war ja gar nicht so gemeint gewesen – und du – Sie kennen doch – meinen unglücklichen Charakter.«

Angstvoll waren ihre blauen Kinderaugen auf mich gerichtet, während sie das Spitzentuch in ihren Händen drehte.

Ach, wenn sie mir nur nicht so gekommen wäre! Gegen so etwas war ich nicht gewappnet. Da war ich wie ein kleines Kind, von dem es heißt, daß ihm das Himmelreich sein soll.

Ich hätte jetzt sagen sollen, daß ich ihr auch noch die goldene Uhr ersetzen würde, die ich damals auf der Osterinsel an der Felswand zerschmettert hatte – das hätte wie eine Schutzmauer gegen meine Schwäche gewirkt. Aber dessen war ich eben nicht fähig.

»Ist das die geschäftliche Auseinandersetzung, die Sie mir geben wollten?« fragte ich statt dessen.

»Ja – ja – Richard – wer ist das Weib, welches du bei dir an Bord hast?«

Da war es! Nun aber bei der Wahrheit geblieben!

»Ein unglückliches Weib, das ich in der Südsee an Bord eines Piratenschiffes fand.«

»Unglücklich? Wie kann jemand unglücklich sein, den du liebst?«

»Wohl, so habe ich sie glücklich gemacht.«

Es war heraus. Nun mochte es kommen, wie es wollte.

Und da plötzlich geschah das völlig Unerwartete – da plötzlich lag die stolze Blodwen zu meinen Füßen und umklammerte meine Knie.

»So laß mich wenigstens deine Liebe mit ihr teilen!« erklang es in herzerreißendstem Tone.

O, nur das hätte nicht kommen sollen!! Ich konnte mich nicht freimachen von ihr, ich war ja schon so gut wie gefangen.

Da zum Glück erhob sie sich selbst wieder, sie trat zurück, und wieder war sie eine ganz andere, hochaufgerichtet stand sie vor mir, stolz wie eine Königin, maßlos stolz auch die Züge, und dennoch leuchtete es darin wie jubelndes Glück, und so klang auch ihre Stimme.

»O nein, Herr Kapitän Jansen, o nein, ich teile mit keinem anderen Weibe meine oder Ihre Liebe, ich will den, den ich liebe, ganz allein haben!!«

Ich war fassungslos. Was sollte dieses Spiel? Und wie sie dastand! Wie sie so jubelnd sprach!

»Mylady . . . «

»Schweig, Richard! Ich wollte dir nur einen Beweis geben, daß ich nicht zu stolz bin, um zu deinen Füßen zu liegen – zweifelst du noch daran, daß ich dich wirklich liebe?«

Meine Fassungslosigkeit blieb. Dieses Weib war eben unberechenbar.

»Immer gehen Sie zurück zu diesem wunderschönen Weibe,« fuhr sie mit lachendem Munde fort, aber mit fröhlich lachendem, »die fürchte ich nicht, das ist keine Nebenbuhlerin für mich. Denn dieses Weib hat ja gar keine Seele. Immer führen Sie sie spazieren – renomieren Sie mit ihr, so wie man auf einen schönen, kostbaren Hund stolz ist – denn nichts anderes als solch ein Renommierhund bedeutet dieses Weib für Sie . . . «

»Blodwen!!!« schrie ich auf, selbst noch gar nicht wissend, eine wie furchtbare Wahrheit sie mir förmlich aus dem Herzen zog, diese Wahrheit zunächst nur mehr ahnend.

»Es ist so, wie ich sage!! Diese wunderschöne Puppe fürchte ich nicht!! Und was uns beide anbetrifft – Richard, da ich dich verloren habe, so werde ich dich zurückerobern – bei Thor und Odin, ich gewinne deine Liebe wieder – wir beide gehören zusammen –

vielleicht nicht im Glück, wohl aber zusammen in Not und Tod – bei Thor und Odin!!«

Die erhobene Hand schüttelnd, hatte sie es gerufen, mit jubelndem Munde, und ich . . . war plötzlich draußen auf der Straße in der finsternen Nacht.

Wie ich hinausgekommen, weshalb ich so plötzlich davongestürzt war, weiß ich nicht.

Wie mir zumute war, kann ich nicht schildern.

»Bei Thor und Odin, wir beide gehören zusammen, bei Thor und Odin!!«

Nichts anderes klang in meinen Ohren.

Und ich sah sie so hochaufgerichtet vor mir stehen, mit blitzenden Augen und lachendem Munde, diese Worte rufend.

Ich hatte eine Prophetin gesehen.

NOCH ETWAS ANDERES ALS EIN BLOCKADEBRECHER!

Schon nach vier Tagen war mein Schiff fertig, konnte das Trockendock verlassen.

Ein bestimmtes Ziel hatte ich noch immer nicht, doch konnte jetzt nur noch ein europäischer Hafen in Betracht kommen. Ich brauchte sowieso Kohlen, so nahm ich sie gleich als Fracht ein, das ganze Schiff voll. Denn Kohlen waren jetzt hier außerordentlich billig zu haben, weil Spekulanten eine Unmenge amerikanischer Kohlen hierhergebracht hatten, in der Hoffnung, es würden auch hier zahlreiche Dampfer zusammenkommen, während die Kaper fast ausschließlich Segler waren. So konnte ich selbst noch in einem europäischen Hafen ein gutes Geschäft machen.

Also, ich war trotz Tischkoffs Spottes immer wieder bei Kohlen angelangt.

Mit Tischkoff selbst war über so etwas nicht zu reden. Eine Unterhaltung mit ihm kam nur zustande, wenn er selbst es wollte, und dann lag stets ein triftiger Grund vor.

Meines Kommodores Charakter hatte ich nun überhaupt erkannt, d. h., in welcher Eigenschaft er sich bei mir aufhielt.

Er war ganz einfach ein Gelehrter, der sich von aller Welt zurückziehen wollte, was man doch nirgends so gut kann, wenn man dabei nichts vermissen will, als an Bord des Schiffes.

Auch ich hatte zufällig einmal einen Blick in einen solchen dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten getan, mit denen seine ganze Kabine vollgepfropft war.

Es waren geschriebene Hieroglyphen. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit Sanskrit, von dem ich eine kleine Ahnung habe, aber doch wieder anders. Ich vermutete eher, daß es Tolua sei, die ausgestorbene Ursprache der alten Malaien, die noch früher auch die Japaner gehabt haben, vielleicht noch älter als das Sanskrit, welches den Gelehrten noch heute so viel Kopfschmerzen macht, weil die Zeichen beständig wechseln und manchmal für jede Zeile ein neuer Schlüssel gefunden werden muß.

Diese uralten, doch jedenfalls echten Tolua-Schriften, hauptsächlich Priestergeheimnisse, aber auch die ganze Literatur und Poesie eines ausgestorbenen Volkes enthaltend, waren in dieses Mannes Besitz gekommen, er übersetzte sie. Dem widmete er sein ganzes Leben, seine ganze Gedankenkraft, hatte für gar nichts Interesse mehr, zu diesem Studium war ihm ein Schiff eben einsam genug, und als Dank dafür unterstützte mich der ehemalige Kapitän, der er doch sicher war, aus dem reichen Schatze seiner gesammelten Erfahrungen. Meine Sicherheit oder die Sicherheit des Schiffes war ja seine eigene. Aber was wir sonst trieben, wohin wir segelten, das war ihm alles gleichgültig, wenn er nur in seiner Arbeit nicht gestört wurde.

Freilich, welches Geheimnis sonst mit diesem Manne verbunden war, die Tätowierung auf dem Kopfe wie am ganzen Körper, und manch anderes noch, vor allen Dingen auch sein zeitweiliger Starrkrampf oder gar Scheintod, das würde mir wohl immer ein Rätsel bleiben.

Sonst aber, mit nüchternem Auge betrachtet, war gar nichts Besonders an ihm. ›Nur mich in Ruhe lassen, mehr verlange ich gar nicht!‹

Auch über unseren Klabautermann war mir unterdessen etwas klar geworden.

Der alte Holländer war tatsächlich wieder zum Kinde geworden, oder sagen wir eben: er war vor Altersschwäche blödsinnig geworden – aber seine Erinnerung erwachte wieder, er lebte wieder auf, sobald er in einer anderen Sprache angeredet wurde, und das war eben das Tolua.

Sobald Tischkoff den alten Mann, der nach wie vor rauchend auf seiner Kleiderkiste saß, ansprach, wurde er lebendig, gab Antwort.

Solche Fälle hat man so häufig, daß Geistesschwache nur auf eine besondere Sprache reagieren, die sie etwa in der Jugend geredet haben – da kehrt bei ihnen eben plötzlich auch die Jugendzeit wieder zurück. Ich hatte schon einmal solch einen Fall erlebt, bei einem alten Irländer, der sonst vollständig blödsinnig war, aber sofort wieder ganz vernünftig zu werden schien, wenn er mit dem jetzt fast völlig erloschenen Irländisch oder Irisch angeredet wurde.

Wenn ich mir das nun alles recht überlegte, so konnte wohl möglich sein, daß der geheimnisvolle Tischkoff nur deshalb zu mir an Bord gekommen war, mich deshalb damals aus dem Gefängnis von Portland befreit hatte, weil bei mir an Bord der alte Holländer war, welcher die Tolua-Sprache beherrschte. Die Holländer haben ja von jeher auf dem malaiischen Archipel zu tun gehabt, auch dieser Alte in Schnallenschuhen mochte ein Gelehrter, ein Sprachenforscher gewesen sein.

So verschwand der Klabautermann noch oftmals in Tischkoffs Kajüte, wo er sich nach des Stewards Bericht ganz vernünftig unterhalten konnte, allerdings unverständlich für uns.

Das ganze, große Geheimnis, welches hinter alledem steckte, das konnte ich mir freilich nicht enträtseln, doch zerbrach ich mir darüber nicht den Kopf.

Mensch, halte fest, was du hast, – – und nimm, was du kriegen kannst.

Hiermit seien wieder einmal die beiden Personen erledigt, die nun einmal zu meinem Schiffe zu gehören schienen wie der Tabak zur Piep. – –

Von Blodwen hatte ich nichts wieder gesehen und gehört.

Aber ich erfuhr, daß sie mit ihrer eigenen Jacht hierhergekommen sei, doch wieder eine andere, als mit welcher sie damals die Osterinsel besucht hatte.

Es war eine Jacht von etwa sechshundert Tonnen, also bedeutend kleiner als die ›Sturmbraut‹ – obgleich nicht etwa um ziemlich die Hälfte kleiner, weil die ›Sturmbraut‹ tausend Tonnen hatte, im Kubik sind die Größenverhältnisse bekanntlich ganz andere als im einfachen – und war getauft auf den Namen . . . ›Seebraut‹. ›Sturmbraut‹ – ›Seebraut‹ . . . sie hatte es herausgesucht.

Am allermeisten interessierte es mich, daß auch diese ›Seebraut‹ mit Maschine und Propellerschraube ausgestattet war, ganz wie meine ›Sturmbraut‹.

Dann erfuhr ich nur noch zufällig, daß Blodwen selbst oben im Fort wohne, als Gast des Kommandeurs, was mich wiederum sehr wenig interessierte.

Sonst habe ich über die vier Tage nichts weiter zu berichten. Trotzdem von Washington beruhigende Telegramme einliefen – die feindlichen Parteien schienen sich doch noch im Guten einigen zu wollen – änderte sich die kriegerische Stimmung in Charleston nicht, im Gegenteil, sie nahm zu; immer mehr kam es zu Ausschreitungen, eben aus enttäuschter Hoffnung, man wollte den Krieg provozieren, obgleich das durchaus nicht nötig war; denn wie die Sache lag, mußte es doch zum Klappen kommen, die Telegramme aus Washington beruhten auf Klatsch und Tratsch,

und seit uralten Zeiten haben die professionellen Diplomaten bekanntlich am allerwenigsten von der politischen Lage gewußt, haben sich immer geirrt, immer daneben gestrebt. Ausnahmen hiervon bestätigen nur die Regel. (Die französischen Diplomaten aber, welche mit dem ›Allmächtigen‹ Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen, gehörten nicht zu diesen Ausnahmen, sondern zur Regel, ein Mann wie Bismarck war einmal eine seltene Ausnahme.) Das allein richtige Verständnis für Politik hat immer das Volk, und zwar gerade in seiner breitesten Schicht.

Mein Ruf als zukünftiger Blockadebrecher hatte noch immer nichts eingebüßt. Ich verließ meine ›Sturmbräut‹ gar nicht mehr, amüsierte mich nur mit Atlanta über die Briefe, die mir jede Post in schwerer Menge brachte. Niemand wurde empfangen, auch die Herren Seezigeuner nicht, die ich auf Fanafute kennen gelernt hatte. Ich wollte eben mit der ganzen Sache nichts zu tun haben.

Es war am Abend des fünften Tages. Die ›Sturmbräut‹ nahm noch Kohlen ein.

Im Stadttheater von Charleston wurde ein möglichst harmloses Stück gegeben – ich weiß nicht mehr, welches es war, jedenfalls hatte es zu der jetzigen Politik so viel Beziehung, wie eine Kindertrumpete zu einer Kanone. Denn im Theater war es bisher immer stürmisch zugegangen; es brauchte nur irgend einmal ein anzügliches Wort auf der Bühne zu fallen, so setzte es Haue.

Nun, bei diesem Stücke war so etwas nicht zu befürchten.

Atlanta war noch niemals in einem Theater gewesen, konnte sich gar keine Vorstellung davon machen.

Ich schickte einen Matrosen hin, um Billetts zu holen – zu versuchen, solche zu bekommen.

Er brachte wirklich welche, sogar die besten Plätze. Es war die alte Geschichte.

»Ich brauchte nur zu sagen, daß sie für den Kapitän von der ›Sturmbräut‹ wären, da wurden mir von allen Seiten welche in die Hand gedrückt, ich habe gar nichts dafür bezahlt.«

Im Theater selbst wurden mir Ovationen gebracht. Ich übergehe diesen ganzen Unsinn. Meine Scham war größer als mein Unmut.

Um elf Uhr trat ich mit Atlanta den Rückweg an. Ein Wagen war überhaupt nicht mehr zu sehen gewesen.

Ich verirrte mich etwas, kam immer mehr in menschenleere Gassen.

Es war mir mehrmals gewesen, als ob ich im Scheine der spärlichen Gaslaternen Schatten hätte huschen sehen. Doch ich dachte nicht einmal an meinen Revolver, rief die Schatten nur mehrmals an, in der Hoffnung, daß sie sich in Menschen verwandeln würden, die ich nach dem Wege fragen konnte. Ich mußte mich getäuscht haben.

Da plötzlich, als wir um eine Ecke bogen, waren wir von einer Menge Männer umringt, die auf mich mit Knütteln einhieben. Ein Schlag gegen die Schläfe raubte mir die Besinnung – vielleicht nur für wenige Sekunden – als ich, wohl nur gegen die Wand lehnd, wieder zu mir kam, lag nur noch ein Kerl auf dem Pflaster, sonst alles verschwunden – auch Atlanta!

Ich rannte die Straße entlang – brüllend! Passanten kamen herbei, auch einige Polizisten. Von verdächtigen Individuen, die eine Dame zwischen sich gehabt, wollte niemand etwas wissen.

Auch der zurückgebliebene Mann konnte nichts erzählen. Meine Faust hatte ihm einen schweren Schädelbruch beigebracht. Aber er lebte noch, er wurde gleich ins nahe Hospital geschafft.

Wie ich sonst die ganze Nacht bis zum Morgen verlebte, kann ich gar nicht schildern. Immer aus einer Polizeiwache in die andere, um alles zu alarmieren, immer wieder die Prämie verdoppelnd, zurück an Bord, ob unterdessen schon eine Meldung eingelaufen sei, und dann wieder ins Hospital.

Aber der Mann war nicht vernehmungsfähig, er lag im Sterben. Offenbar war es ein Nordamerikaner, kein Arbeiter, einer besseren Gesellschaftsklasse angehörend, doch sonst fand man auch nicht

die geringste Legitimation, keinen Brief bei ihm vor, und niemand wollte ihn kennen.

Es war in der neunten Morgenstunde. Ich befand mich wieder einmal in meiner Kajüte. Mit meiner Kraft war es vorbei. Die Renneri während der ganzen Nacht hatte mich so erschöpft. Wenn ich alles zusammenrechne, mag ich während der zehn Stunden doch auch dreißig englische Meilen gelaufen sein. Und nun diese seelische Erregung! Es war begreiflich, daß ich wie eine Fliege dalag.

Doch es brauchte mir nur gemeldet zu werden, daß mich eine Dame zu sprechen begehre, als ich schon wieder mit frischer Kraft aufschnellte.

»Atlanta!!«

»Nein, es ist eine fremde Dame.«

»Atlanta ist aber gefunden worden!«

»Das weiß ich nicht. Die Dame wünscht den Herrn Kapitän unter vier Augen zu sprechen.«

Sie kam herein. Es war eine ... ein junges Mädchen will ich lieber sagen, einfach gekleidet, aber durchaus anständig ... ich hatte sofort den Eindruck, als ob zu diesen so überaus sanften, entsagungsvollen Zügen unbedingt ein weißes Häubchen gehören müsse.

Wahrhaftig, ich sollte mich auch nicht geirrt haben! Es war tatsächlich eine barmherzige Schwester aus dem Hospital. Ihren Namen weiß ich nicht mehr, und ich bezweifle auch sehr, daß sie ihn mir überhaupt genannt hat.

»Sie bringen mir Nachricht von Atlanta ... von der Dame, die mir heute nacht entführt worden ist?!«

Das junge Mädchen befand sich in einer außerordentlichen Aufregung, rang nach Fassung.

»Ich bin – ich bin – barmherzige Schwester im Hospital ... «

»Der Sterbende hat ein Geständnis abgelegt?!« rief ich sofort.

»Ja – nein – ich darf es nicht verraten – meine Religion – mein Glaube – es ist eine Sünde . . . «

Ich wundere mich noch heute, wie damals mein Gehirn gearbeitet hat. Ich wurde förmlich zum Hellseher, wußte sofort, weshalb das junge Mädchen nicht sprechen wollte, wußte alles andere.

»Der Mann hat gebeichtet?!«

»Ja – ja – er war ein Katholik – vorhin verlangte er nach einem Beichtvater – um Absolution . . . «

»Und Sie waren zugegen, haben die Beichte vernommen!!«

»Ja – nein . . . «

»Sie waren zufällig zugegen, haben die Beichte heimlich belauscht?!«

»Ja – ja,« war die händeringende Antwort.

Ich ergriff diese ringenden Hände.

»Bei allem, was Ihnen und mir heilig ist – es gibt keinen Gott, der Ihnen in diesem Falle Schweigen auferlegt – und sollte doch eine Schuld Sie treffen, so will ich diese Schuld auf mich nehmen – hier und vor dem ewigen Richter – nur sprechen Sie!!«

So rief ich mit furchtbarer Leidenschaft, und da plötzlich wurden die Kinderaugen ganz ruhig, wie sie mich anblickten, und ebenso ruhig erklang es:

»Die Männer waren von dem Stadtkommandanten angeworben, von Kolonel Mac Pierson – die Dame befindet sich jetzt jedenfalls oben auf der Festung, denn dorthin sollte sie gebracht werden.«

Mehr Worte haben wir nicht gewechselt. Ich brauchte ja nichts mehr zu hören.

Es ist vielleicht der dunkelste Punkt in meinen ganzen Erinnerungen, daß ich nie den Namen dieses Mädchens erfahren habe, daß ich nicht weiß, wo es geblieben, was dann aus ihm geworden ist – dieses junge Mädchen mit den sanften, etwas verschüchterten Zügen, eine weltentsagende, barmherzige Schwester, eine

gute Katholikin, die eine nach ihren Begriffen furchtbare Sünde beging, indem sie eine zufällig erlauschte Beichte verriet, um einem anderen Menschen zu helfen.

Ja, es gibt auf dieser jämmerlichen Erde doch mehr Helden und Heldinnen, als man vermuten möchte – Helden, die niemals von sich sprechen machen, deren Namen man nicht einmal erfährt.

Ich war schon auf dem Wege zur Festung. Wie ich durch die Stadt und die Rampe hinaufgekommen bin, weiß ich nicht; was ich zu den Posten gesagt, wie ich angemeldet wurde, weiß ich nicht – ich stand in einem Festungszimmer dem Kolonel gegenüber.

Und nun weiß ich noch, daß es dieselbe schlanke, kraftvolle Gestalt war, daß es dieselben schönen, spöttischen Züge waren, die ich schon im Zirkus erblickt, die mich aber schon dort gereizt hatten.

»Herr Kolonel, haben Sie mich heute nacht überfallen lassen, um mir meine Begleiterin zu rauben?«

»Ja.«

Und nun weiß ich noch, daß er bei diesem so einfachen ›Ja‹ vom Schreibtisch, neben dem er stand, ein elfenbeinernes Papiermesser ergriff und es zwischen seinen feingepflegten, aber kräftigen Händen, selbst wie von Elfenbein geschnitzt, spielend bewegte.

Was war es nur, daß ich, der ich mich in jenem schon oft geschilderten, sinnlosen Zustand befand, diesen Mann nicht packte und ihn gegen die Wand schmetterte?

War es diese Gelassenheit? War es das spöttische Lächeln? Waren es diese Augen, die so herausfordernd auf mich gerichtet waren?

Ich will der Wahrheit die Ehre geben: ich hatte einmal meinen Meister gefunden – einen Mann, der mich geistig oder seelisch bemeisterte – sonst freilich kann ich diese Ueberlegenheit, die von dieser ganzen Gestalt ausströmte, nicht definieren.

Eingeschüchert allerdings wurde ich nicht, vielmehr begann es immer mehr in mir zu kochen.

»Geben Sie mir Atlanta heraus!!«

»Nein!«

»Was? Sie wollen nicht?!«

»Nein! Freiwillig nicht!«

Wir standen einander gegenüber, wir blickten uns an – und da begann in mir eine Ahnung aufzudämmern, was jener beabsichtigte – aber noch immer konnte ich es nicht definieren.

Er sagte es mir selbst, immer in einer spöttischüberlegenen Weise.

»Nein, Herr Blockadebrecher, freiwillig gebe ich Ihnen Ihre Geliebte nicht zurück! Holen Sie sich sie doch mit Gewalt. Sie sind doch so ein berühmter Blockadebrecher – stürmen Sie diese Festung mit bewaffneter Hand – unten stehen Ihnen ja Tausende von waffentragenden Männern zur Verfügung, die Ihnen zum Sturm auf diese Festung sofort folgen werden – lassen Sie Ihr eigenes Schiff und alle die hundert anderen Bomben und Granaten auf meine Festung werfen . . . «

»Mensch! Mensch!!« fiel ich ihm ins Wort. »Sie fordern mich wirklich heraus, die Festung von Charleston im Sturm zu nehmen?!«

»Wie ich Ihnen sage,« war die noch immer kalt lächelnde Antwort. »Ja, ich brenne darauf, mich mit dem berühmtesten Blockadebrecher unserer Zeit zu messen. Und ich ermahne Sie, sich zu beeilen. Noch wird das Weib als Lady behandelt, aber heute abend schon werde ich sie der ganzen Besatzung preisgeben . . . «

Versteht der Leser eigentlich, was dieser Mann beabsichtigte?

Das war auch ein Held, der sich für sein Vaterland zu opfern entschlossen war, nur ein Held in ganz besonderem Sinne.

Dieser unionistische Kolonel hatte die Zwickmühlen der Diplomatie nun endlich satt – der wollte nicht mehr biegen, sondern die Sache einfach übers Knie brechen – und da hatte er auch ganz

recht, denn einmal kam es doch zum Klappen, und je eher, desto besser war es für die Union, während jede Verzögerung zum Vorteil für die Konföderation war.

Seltsam, ganz seltsam freilich war das Mittel, welches er zur Erreichung seines Zieles wählte. Aber doch wieder ganz einem Abenteuerercharakter entsprechend. Und was sind denn die meisten amerikanischen Offiziere anderes als Abenteuerer? Dieser Kolonel hier war sogar ein Abenteuerer *comme il faut*, ein gottbegnadeter, das sah man ihm ja gleich an. Das wäre vielleicht auch ein Napoleon geworden.

So also forderte der Vertreter der Union in Charleston mich, den er gewissermaßen für den hiesigen Vertreter der Konföderation hielt, offen zum Kampfe heraus, um den gordischen Knoten, den die Diplomatie geschürzt hatte, mit dem Schwerte zu durchhauen.

Das heißt, so deutlich kam mir dies alles damals nicht zum Bewußtsein, als wir uns gegenüberstanden. Aber eine kleine Ahnung, was jener beabsichtigte, hatte ich doch.

»Gut, gut, Sie sollen es haben!« schrie ich und stürmte hinaus.

Wieder weiß ich nicht, wie ich die Rampe hinab und in die ersten Straßen gekommen bin.

In diesen gährte es nach wie vor, eine murrende Volksmenge, die den endlichen Kampf begehrte, um . . . Beute zu machen!

Nun, ich habe zu erwähnen vergessen – oder hatte es in meiner bisherigen Aufregung ja auch gar nicht beachtet – welche Entrüstung Atlantas Raub unter der Menge hervorgerufen hatte.

Denn ich war noch immer der Blockadebrecher, d. h., der vermeintliche Anführer in der zukünftigen Rebellion, die einen regelrechten Krieg einleiten mußte, und nun also hieß es: Die Frau unseres Führers, des Kapitäns Jansen von der ›Sturmbräut‹, ist geraubt worden! Wer ist der Räuber? Wo ist er? Sucht ihn, fangt ihn, damit wir ihn lynchen!

Hatte ich dies vorher nicht gewußt, so erfaßte ich doch jetzt die Situation.

Was ich gesprochen, was für Brandreden ich gehalten, weiß ich nicht. Ich war ein vor Wut blinder Stier in menschlicher Ausgabe, und wie ahnend, was jetzt kommen würde, hatte sich schnell eine zahllose Menschenmenge um mich gesammelt.

»Kolonel Mac Pierson, der Stadtkommandant von Charleston, hatte die Räuber geworben! Er hält Atlanta oben in der Festung gefangen! Er verweigert mir die Auslieferung! – Wer ein Mann ist, folgt mir nach – auf zum Sturme gegen die Festung!!!«

Das mag ich gesprochen, gerufen, gebrüllt haben.

Aber unvergeßlich sind mir die Gegenrufe.

»Hip hip hip hurra für Kapitän Jansen! Hip hip hip hurra für Jefferson Davis und für die Konföderation!!! Zum Sturme gegen die Festung!!!«

Wie soll ich es schildern? Ich selbst weiß ja gar nichts mehr davon.

Hinter mir her die Rampe hinauf wälzte sich die brüllende Volksmenge, jeder einzelne mit Revolver und Bowiemesser bewaffnet, plötzlich aber tauchten auch überall Gewehre, Aexte und andere Waffen auf, die man vorher gar nicht bemerkt hatte – und plötzlich war ich im Handgemenge mit einer Abteilung Soldaten, die auf der Rampe am Wege gebessert hatten. Was nicht rechtzeitig das Tor gewann, das fiel, wurde niedergetreten – und dann krachten uns Schüsse entgegen, nicht nur Gewehrschüsse, sondern das war auch gehacktes Blei, das aus Geschützen gegen uns gespien ward!

Es brachte die reißende Menschenflut ins Stocken. Sollte es auch nicht! Nur ich allein stand schon an dem verschlossenen Tor, ergriff einen mächtigen Balken, den die Arbeitssoldaten draußen hatten lassen müssen – und gab den Zurückweichenden wieder neuen Kampfesmut; trotz allen Hagels hatten die Vordersten mich erreicht, der Balken verwandelte sich in einen Sturmwidder, jeder

Stoß brachte das Tor mehr zum Wanken, dann sprang es donnernd auf.

O, wie soll ich so etwas schildern!

Aus dem Forthofe neue Salven, die unsere Reihen dezimierten. Und dann blitzende Bajonette!

Und ich stand mit einem Male dem Kolonel gegenüber.

Wie hatte sich dieser Mann plötzlich verändert! Verschwunden das spöttisch-überlegene Lächeln, ein blasses Gesicht stierte mir entgegen.

Ja, das hatte er wohl nicht erwartet, daß ich so gewissermaßen im Handumdrehen wieder zur Stelle sein würde, ganz seinem Wunsche entsprechend – und doch auch nicht so!

Es war ihm eben doch etwas gar zu fix gegangen!

Er drückte seinen Revolver auf mich ab, die Kugel riß mir die Mütze vom Kopfe, der Feuerstrom verbrannte mir Bart und Wimpern – und dann hatte er mein Dolchmesser in der Brust, das ihm das letzte Blut aus den früher so gesunden Wangen jagte – und dann schleuderte ich seinen Körper den Bajonetten entgegen, in diese eine Bresche schlagend – und dann war ich mitten zwischen den Bajonetten, die mir schon nichts mehr anhaben konnten – und dann waren wir Herren des Forthofes.

Es war der erste Teil des Kampfes gewesen.

Die Hauptbesatzung befand sich schon in der eigentlichen Festung, im Turm.

Nun, wir haben ihn erstürmt.

Ich habe die Nordamerikaner stets für ganze Männer gehalten – bei allem ihren sonstigen Schachergeist. Damals habe ich schon einen Vorgeschmack bekommen von dem amerikanischen Bürgerkriege.

Denn das sei hier einmal gesagt: in diesem Kriege haben sich die Amerikaner auf beiden Seiten geschlagen, wie sich selten Männer geschlagen haben! Ganz undisziplinierte Truppen stießen

zusammen, fast immer ging es Mann gegen Mann, und die Amerikaner, ob Nordstaatler oder Südstaatler, haben Mann gegen Mann gekämpft, mit Waffen, mit Fäusten und mit Zähnen, wie die Weltgeschichte es wohl nur aus den Zeiten der Streitaxt gekannt – und wie man es vielleicht im russisch-japanischen Kriege wieder erlebt hat.

Amerika ist das Land, welches außerhalb aller Berechnung liegt, und damals ist gezeigt worden, daß sich auch die Amerikaner selbst von uns überkultivierten Europäern nicht berechnen lassen!

Jeder einzelne Mann ein Held – nein, eine wilde Bestie, ein vor Wut blinder Stier!

Hier bekam ich schon im Kleinen eine Probe davon – freilich schon blutig genug!

Sie fielen wie die Fliegen. Nicht dezimiert wurden sie, sondern halbiert – mehr als die Hälfte fiel. Aber der noch Lebende stürmte weiter – und wenn er auch schon den Leib voll von gehacktem Blei hatte, er stürmte weiter, um sich noch im Todeskampfe an der Kehle des Gegners festzubeißen.

Und was mich selbst anbetrifft . . .

Ach, in welcher Gestalt habe ich in meinem späteren Leben den Tod nicht aufgesucht!

Ich war dann des Lebens überdrüssig, so sehr überdrüssig, und was habe ich nicht alles versucht, um dieses jämmerliche Leben von mir abzuschütteln!

Allerdings nicht Selbstmord! Ich habe stets so verächtlich über den Selbstmord gedacht.

Im Kampfe zu sterben – es war von jeher meine Hoffnung gewesen.

Vergebens, alles vergebens! Ich war stets wie gefeit, gegen Kugel und gegen Schwert und Messer und gegen alles, was den Lebensfaden abschneiden kann. Auch das Meer verschmähte mich – wie oft hat es mich wieder ausgespien!

Hätten mir noch Proben gefehlt, daß mich der Tod nicht in seine Arme nehmen wollte, so bekam ich hier eine, wie sie sich dann später noch unzählige Male wiederholen sollte.

Um mich herum stürzte alles, hinter mir schlugen die Kugeln ein – sie schienen wie spurlos durch meinen Körper hindurchzugehen, nur das Pulverfeuer mir die Haare versengend.

So war es diesmal, so hat es sich später immer wiederholt. Nach jedem Kampfe, den ich im Leben durchgemacht, mußten sich bei mir Bart, Wimpern und zum Teil die Kopfhare neu ersetzen.

Mir, der ich doch den Tod so sehnsüchtig suchte, ist geweis-sagt worden, daß ich ihn schnell und schmerzlos finden würde, wie ein Mensch ihn sich nur wünschen kann – ein seliges Ende nehmen, in den Sielen sterben – und jetzt, da ich dies als alter, aber noch rüstiger Mann in meinem Leuchtturm schreibe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, das sich dies erfüllen wird. Vielleicht nimmt mir der Tod noch einmal die Feder aus der Hand, als Beweis, daß kein Mensch seiner Bestimmung entgeht. – –

Wir hatten das Fort genommen, die letzte Barrikade der todesmutigen Verteidiger gestürmt. Ehre dem Angedenken dieser unionistischen Soldaten!

Ich stürmte durch die Gänge.

Atlanta!

Und seltsam, gerade in diesem Augenblick ward mir bewußt, daß es nicht die echte, göttliche Liebe war, welche mich sie jetzt mit solcher Wut suchen ließ.

Es war nicht meine Geliebte, die ich in den Kasematten suchte, sondern . . . nur das schöne Weib, das schönste der Erde, mein Prunkstück, mein Stolz – meinetwegen auch mein Renommier-hund.

Da plötzlich, als ich so durch einen Korridor rase, laut ihren Namen rufend, steht Mahlsdorf vor mir. Sein sonst so von Wetter und Sonne gebräuntes Gesicht weiß wie eine Kalkwand.

So prallt er erst vor mir wie vor einem Gespenst zurück.

»Käpt'n – um Gottes willen, Käpt'n!!!« schreit er entsetzt.

Da war gerade ein Wandspiegel, und ich wußte, wovor er sich so entsetzte. Ich sah nett aus! Wie ein aus dem Mörser geschosener Kanonenkönig. Der Steuermann konnte mich wohl überhaupt nur an der Uniform erkennen, die ich getragen hatte, weil ich so viel mit Behörden zu tun gehabt. Dann war ich ja bei meiner Körperlänge auch nicht so leicht zu übersehen.

Ich packte ihn etwas unsanft bei den Schultern.

»Atlanta – wo ist Atlanta?!« schrie ich ihn an.

»Von der Lady Blodwen an Bord ihres Schiffes gebracht, und die ›Seebraut‹ verläßt soeben unter Volldampf den Hafen!«

Was für einen Eindruck diese Mitteilung auf mich machte, läßt sich denken. Ich hätte doch alles andere erwartet. Eigentlich war meine Frage schon recht dumm gewesen, wie konnte Mahlsdorf denn etwas von Atlanta wissen, ich hätte mich vielmehr wundern müssen, wie er überhaupt hierherkam.

Und nun dieser Bericht!!

Jetzt gab es für mich aber auch keine Frage weiter, ich stürzte durch die Korridore der Festung wieder dem Ausgange zu, mir nach Mahlsdorf, immer über Leichen und wimmernde Verwundete stolpernd, die Rampe hinunter ... wahrhaftig, dort fuhr die elegante, mir schon bekannte Jacht unter vollem Dampfe bereits über die Reede!

»Wir liegen schon klar, auch wir haben schon vollen Dampf!!« keuchte Mahlsdorf neben mir.

Famoser Kerl! Oder wer sonst so tatkräftig gehandelt hatte!

Wir jagten wie die Windhunde nach dem Hafen.

Die Stadt zeigte plötzlich ein ganz anderes Bild. Aber eine Schilderung erlasse man mir. Ich sah ja überhaupt gar nichts. Die Glut der Zündschnur hatte die Explosionsmischung erreicht, die Bombe war endlich krepirt. Mag dieses Gleichnis genügen.

Und dann noch eins, was mir aber auch nur ganz undeutlich zum Bewußtsein kam.

Die unter meiner Führung siegreichen Rowdies, soweit sie noch lebten, verließen jetzt eilig die genommene Festung, und sofort eröffneten die sämtlichen im Hafen liegenden Schiffe, sich schon als Kaper fühlend, auf das Fort eine einstimmige Kanonade. Zweck hatte es ja keinen mehr, sie schossen nur einmal ihre Kanonen ein. Oder meinetwegen auch eine Demonstration. Es war die Eröffnung, die Ouvertüre zum amerikanischen Bürger- und Bruderkriege.

Im übrigen kann man sich von dem Höllenspektakel, den diese mindestens hundert Schiffe mit ihren Breitseiten vollführten, gar keine Vorstellung machen! Und dieses Menschengebrüll dazu! Und dann diese Atmosphäre! Alles ein undurchdringlicher Pulverrauch!

Und dann schließlich noch etwas über mich.

Ich kann es nur wiederholen: ach, ich armer Narr!!

Ich hatte durchaus ein solider Handelskapitän werden wollen!

Ich hatte in diesem Bürgerkriege durchaus neutral, ihm ganz fern bleiben wollen!

Und jetzt war ich es geworden, ich, der ihn erst in Szene gesetzt hatte!!

O, Hohn des Schicksals!!

Wohl wäre es auch ohne mich zu diesem Kriege gekommen – wohl hatte mich jener Festungskommandeur mit Absicht erst dazu herausgefordert – wenn nicht ich, dann wäre es eben ein anderer gewesen ... aber als einfache Tatsache betrachtet: ich bin es gewesen, ich, der damals in Charleston das Signal, zum Ausbruch dieses Bürgerkrieges gegeben, der in den schon geteerten Holzstoß die Brandfackel geschleudert hat!!

So geschehen am 14. April des Jahres 1861.

AUCH EIN SEEZIGEUNER!

Auch meine ›Sturmbraut‹ hatte vom Kai schon abgesetzt und nach der Mitte des Hafens verholt, wo sie mit qualmendem Schornsteine lag.

Aber an der Landungstreppe lag noch eines ihrer Boote, mit einigen meiner Jungen besetzt. Sie erwarteten ihren Kapitän.

Wußten sie denn schon, was für eine Rolle dieser ihr Kapitän soeben gespielt hatte und wohl auch fernerhin spielen würde, was für eine Unmenge von rotem Blute jetzt an seinen Händen klebte? Und das wörtlich zu nehmen!

Ja, sie mußten es schon wissen, sonst hätte mich der erste Steuermann doch nicht dort in der erstürmten Festung gesucht.

Und wie faßten sie es auf? Hei, wie in den rotglühenden Gesichtern die Augen blitzten!

Vielleicht war auch ein Zug von Wehmut dabei.

Ich glaube, der eine Matrose machte unterwegs einmal eine schwermütige Aeufßerung:

»Warum hat uns der Käpt'n nicht gleich geholt, daß wir auch mit dabeisein konnten?«

Brave Jungen! O, erst jetzt sollte ich sie richtig kennen lernen! Bisher war ja alles nur Spielerei gewesen.

Wir waren schon in voller Fahrt, als ich am Kai Karlemanns kleine Figur auftauchen sah. Er winkte, gestikulierte heftig, schrie uns etwas zu – aber in diesem ununterbrochenen Kanonengebrüll konnte man ja sein eigenes Wort nicht verstehen.

Jedenfalls winkte er mir, ich solle zurückkommen. Er wollte mir etwas mitteilen. Daran war natürlich nicht zu denken. Ich sah ja nur die kleine Jacht dort, die mit immer schnellerer Fahrt dem offenen Meere zustrebte, und ich maß den immer größer werdenden Abstand zwischen ihr und meiner noch stillliegenden ›Sturmbraut‹.

Und dann war ich an Bord. Und dann legten wir selbst los, mit einer Spannung, daß die Sicherheitsventile kaum noch den überschüssigen Dampf auslassen konnten.

Zuerst glaubte ich, daß meine Chancen gut ständen. Die ›Sturmbräut‹ war offenbar schneller als die ›Seebräut‹. Und wenn wir erst um die Landecke herum waren, mußten wir auch noch den Wind abfangen können.

In meiner Siegessicherheit ließ ich mir jetzt von Mahlsdorf Bericht erstatten, konnte mit Ruhe zuhören.

Wie ein Lauffeuer – nein, wie eine Explosion hatte sich in der ganzen Stadt die Kunde verbreitet, daß der Entführer des wunderbar schönen Weibes, der Frau oder Geliebten des zukünftigen Blockadebrechers, der Stadtkommandant selbst war, und daß ich bereits mit bewaffneter Hand zur Befreiung geschritten sei.

Wer es noch nicht glaubte, der konnte im nächsten Augenblick auf dem Fort schon die Kanonen donnern hören, konnte die erste Metzelei auf der Rampe beobachten.

Ja, der Blockadebrecher und Volksheld machte denen, die ihn dazu gewählt, alle Ehre!

Was für eine Aufregung sonst dadurch entstand, kann ich nicht schildern. Das alles war mir ja auch entgangen.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß ich dann einige tausend hinter mir gehabt. Da war ich freilich bereits drin in der Festung gewesen. Denn alles, was sich auf der Straße befunden, war sofort nach der Festung gestürmt, die Matrosen verließen bis an die Zähne bewaffnet ihre Schiffe – wenn sie nicht rechtzeitig zurückgehalten wurden, denn schon machten die Kaperkapitäne, ergriffen vom Kampfesfieber, klar zur Beschießung des Forts, womöglich der ganzen Stadt.

Und auf meinem eigenen Schiffe? Da hätte man bald den Kopf verloren. Und wäre es wirklich geschehen, es wäre begreiflich gewesen.

»Sollen wir ihm zu Hilfe kommen? Was sollen wir nur tun?«

Das waren die bangen Fragen.

Und dann immer wieder der schmerzliche Ruf:

»Ach, warum hat der Kapitän uns nicht mitgenommen, nicht erst uns geholt!«

»Ruhe an Bord!!« hatte Mahlsdorf dann kaltblütig kommandiert.

Aber wenn er glaubte, erst einmal mit Tischkoff sprechen zu können, so hatte er sich geirrt. Mein Kommodore saß über seinen dicken Folianten und ließ sich weder vom Kanonendonner noch von Mahlsdorf stören. Auch er kommandierte nur, daß er Ruhe haben wolle, wenigstens persönliche.

Mein ganzer Kampf oben hatte höchstens eine halbe Stunde gewährt. Und vielleicht erst eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Mahlsdorf gewahrte, eigentlich mehr zufällig, wie die Jacht Blodwens Dampf aufzumachen begann und mehr nach der Mitte des Hafens verholte.

Deswegen schöpfte Mahlsdorf eigentlich noch keinen Verdacht. Da aber gewahrte er plötzlich, und andere auch, wie sich von dem Felsen, auf dem das Fort thronte, ein kleines Boot ablöste, in dem sich als Hauptpersonen zwei weibliche Gestalten befanden.

Die Entfernung war zu groß, um mit bloßen Augen Gesichtszüge erkennen zu können – außerdem waren die Frauenspersonen wohl verschleiert – und so wäre vielleicht noch immer kein Verdacht aufgestiegen, wenn das Boot nicht gerade auf die ›Seebraut‹ zugehalten hätte.

»Die Lady Blodwen – und Atlanta – bei Gottes Tod, sie sind es!!« hatte da plötzlich der zweite Steuermann, das Fernrohr vor dem Auge, geschrien.

Und alle, alle mußten das dann bestätigen, als sie die beiden Frauenspersonen das Fallreep hinaufklettern sahen, die eine schnell und sicher, die andere ängstlich und unbehilflich.

Wie der Landbewohner seinen Freund schon von weitem am Gange erkennt, so urteilt der Seemann besonders danach, wie jemand das Boot besteigt und verläßt, das Fallreep erklettert. Daß da jeder seine eigenen Bewegungen hat, ist begreiflich.

Und so konnte die erste nur Blodwen gewesen sein, jeder wollte es beschwören – und wenn sie auch Atlanta vorher deswegen noch nicht beobachtet hatten, so sagte doch gerade diese Unbehilflichkeit, so sicher sie auch sonst an Deck sein mochte, daß es keine andere als Atlanta sein könne. Ja, sie schien sogar sehr von ihren männlichen Begleitern genötigt zu werden, das Fallreep zu ersteigen, tat es also nicht freiwillig.

Es war ja überhaupt alles ganz klar. Der eigentliche Urheber von Atlantas Entführung war nicht Kolonel Pierson, sondern Blodwen. Sie hatte doch auch oben auf dem Fort gewohnt. Der unionistische Kommandant benutzte diese Gelegenheit nur, um den Krieg zu provozieren, dazu mich, den Volkshelden ausersehend.

Während oben der Kampf tobte, brachte Blodwen ihre Beute weiter in Sicherheit. Die altspanische Festung hatte jedenfalls sehr tiefe Kasematten, Keller, die bis ans Meer hinabgingen. Atlanta wurde in einem Boote nach der ›Seebraut‹ gebracht, alles war schon vorbereitet, die Jacht ging sofort in See.

Und Mahlsdorf war sofort nach dem Fort geeilt, mich zu suchen, nur den Befehl hinterlassend, mit allen Mitteln Feuer unter die Kessel zu machen.

Ich hatte es vernommen. Und nun kam für mich zunächst etwas anderes daran.

Alle Mann vor den Mast! Nur vier Heizer konnten nicht herauf, und dann der erste Maschinist. Doch den brauchte ich nicht erst zu fragen, dieser grauhaarige Sünder ging mit mir durch dick und dünn.

Meine Jungen waren angetreten, vor ihnen standen die Unteroffiziere, Bootsmann, Segelmacher und Koch, seitwärts die Offiziere: auch Madam Hullogan fehlte nicht.

Sie blickten mich an, und ich blickte sie an.

Und dann begann ich zu sprechen.

So und so. Der Kampf, der dort hinter uns tobt, den habe ich verschuldet, euer Kapitän. Selbst wenn ich nicht zur Verantwortung gezogen werden könnte – ich bin schuldig. Und ich werde mich noch weiter schuldig machen. Schon in der nächsten Stunde hoffe ich, jenes Schiff dort an den Enterhaken zu haben. Und ich weiß nicht, was da kommen wird. Meine Hände sind schon mit Blut befleckt, welches nicht hätte vergossen zu werden brauchen – meinetwegen sollen die eueren nicht besudelt werden – ich bin noch immer bereit, umzukehren, einen anderen Kurs einzuschlagen.

So ungefähr habe ich damals gesprochen.

»Und nun sprecht ihr, die ihr durchaus nicht an mich gekettet seid.«

Lange standen sie stumm. Nur ihre Gesichter glühten, und ihre Augen blitzten. Bis der Matrose Paul vortrat, der gesetzteste aller meiner Jungen, der solideste und vernünftigste, der schon mehrmals den Sprecher für die anderen gemacht hatte.

Was ich selbst gesprochen habe, weiß ich also nicht. Aber was dieser gesetzteste Matrose im Namen der Kameraden sagte, hat sich unauslöschlich meiner Erinnerung eingepägt, und sie klingen noch heute in meinen Ohren, ganz einfache Worte, die ich außerdem nun zum dritten Male zu hören bekam:

»Warum habt Ihr uns nicht geholt, Kapitän, daß wir die ersten im Fort waren? Und was Ihr sonst jetzt zu uns gesagt habt – Ihr kränkt uns, Kapitän – wir sind gar nicht so schlecht, wie Ihr denkt.«

Das waren die Worte gewesen, die der Sprecher, der frei reden durfte, vorwurfsvoll zu mir gesagt hatte – und vorwurfsvoll blickten sie alle auf mich.

Dann sagte ich wieder etwas – ich bat um Entschuldigung, wie ein Kapitän seine Leute um Entschuldigung bitten darf – und dann

brüllten sie ›Hip hip hurra für unseren Käpt'n!‹ und brüllten anderes mehr, und dann klotzten sie die Wanten hinauf, um mit jedem Fetzen Leinwand den Wind abzufangen.

Und ich hatte einmal eine selige Minute, wie sie so schön mir die reinste Liebe und der tollste Liebesrausch nie gewährt hat!

Dann aber, im Laufe der nächsten Stunden, kam ich zu einer bösen Erkenntnis.

Die ›Seebraut‹ war der ›Sturmbräut‹ an Schnelligkeit ebenbürtig. Wir kamen nicht weiter auseinander, ich kam aber auch nicht näher.

Dabei mußte ich noch eine beschämende Entdeckung machen. Nämlich, daß jene kleine Jacht noch besser segelte als meine ›Sturmbräut‹.

Der Wind war sehr launisch. Flaute er ab, dann schien die ›Sturmbräut‹ aufzukommen. Nahm er aber wieder zu, dann ging die ›Seebraut‹ auch wieder ab.

Und – der Leser erschrecke nicht! – das währte dreizehn Tage und dreizehn Nächte!

Dreizehn ganze Tage und dreizehn ganze Nächte sind wir hinter der Jacht hergewesen! Nicht im Zickzack, niemals wurde gekreuzt, sondern von Charleston immer geradeaus, immer ostwärts mit einer kleinen Abweichung nach Süden – und so durch den Atlantischen Ozean bis nach Afrika hinüber, bis in den Golf von Guinea hinein.

Ich will und kann nicht schildern, was für Anstrengungen ich in diesen dreizehnmal vierundzwanzig Stunden alles gemacht habe, um die Jacht wenigstens in Kanonenschußweite zu bekommen. Denn ich war entschlossen, Atlanta lieber auf den Meeresgrund zu versenken, als sie mir entgehen zu lassen – und Blodwen – nicht zu vergessen.

Ja, meine Leute haben während dieser Zeit furchtbar arbeiten müssen! In der Hoffnung, die Schnelligkeit nur um ein Hundertstel Knoten steigern zu können, habe ich alle Kohlen im

Frachtraum, soweit nur Platz dazu war, von vorn nach hinten schaffen lassen, und da hier ein Karren doch unmöglich war, mußten die einzelnen Kohlenstücke von Hand zu Hand gehen.

Ich wollte nämlich das Vorderschiff entlasten. Denn dann ließ ich an den Masten die eisernen Gürtelringe lösen, oben und unten, daß sie mehr federten, und die himmelhohen Masten bogen sich unter dem Drucke der vollgeschwellten Segel wie die Gerten, daß einem unter anderen Umständen himmelangst geworden wäre ...

Alles vergeblich, alles vergeblich!! Es war, als ob sich alles gegen mich verschworen hätte!

Oder war das nicht Hexerei? Wie in aller Welt kam das nur, daß sich die Entfernung weder verringerte noch vergrößerte? Führte die verfolgte Jacht zufällig immer dieselben Manöver aus wie ich, um die Schnelligkeit zu steigern, immer mit demselben Resultat, so daß wir uns immer völlig ebenbürtig blieben?

Für den Leser wird eine Vermutung naheliegen. Nämlich daß die Jacht uns tatsächlich überlegen war, daß sie mit uns nur spielte.

Aber dem war nicht so. Die Verfolgten machten nämlich auch noch andere Versuche, um uns zu entkommen.

Vor allen Dingen wurden bei Nacht immer die Feuer gelöscht. Erst hatte das bei Mondschein wenig Zweck, wir konnten die Jacht immer erkennen, und dann, als Neumond eintrat, machte sich in der Finsternis ein Fehler der Jacht noch stärker bemerkbar.

Der Feuergang, das Rohrsystem von der Feuerung zum Schornstein mußte zu kurz oder sonst fehlerhaft sein. Der Schlot sprühte immer einen mächtigen Funkenregen aus. So konnten wir der Jacht immer folgen wie Moses der feurigen Säule durch die Wüste.

Daß man dort drüben alles mögliche versuchte, um dieses Funkenprühen zu beseitigen, war oft erkennbar. Ein plötzliches Aufhören des Funkenregens für einige Sekunden und dann ein kolossales Hervorbrechen sagte uns, daß man den Feuergang zu verstopfen versucht hatte. Dieses und ähnliches geschah noch mehrmals, auch am Tage. Da brach manchmal eine ungeheure Rußwolke aus dem Schlote empor.

Zu sehr durfte man an dem Feuergange ja überhaupt nicht herumexperimentieren. Brannte das Feuer nicht mehr lichterloh unter den Kesseln, dann war doch die Lunge des Schiffes verletzt, dann wäre die Jacht eben geliefert gewesen.

Einmal wurde auch ein besonderes Manöver ausgeführt. Nur einmal wurde der Kurs geändert.

Nämlich als in nördlicher Ferne ein Kriegsschiff auftauchte, das einzige, dem wir begegneten.

Es zeigte alsbald die englische Kriegsflagge. Und sofort versuchte die ›Seebraut‹ dorthin zu lavieren.

Aber diese Hoffnung, bei dem englischen Kriegsschiffe Schutz zu finden, vereitelte ich nun freilich.

Auf dem Wege dorthin kam ich der verfolgten Jacht doch einmal zuvor!

Sie sah schnell genug ein, daß ich ihr den Weg abgeschnitten hätte, und dort drüben wußte man auch, daß die dichteste Nähe des englischen Kriegsschiffes mich nicht gehindert hätte, die Jacht an den Enterhaken zu nehmen oder doch in den Grund zu bohren oder zu schießen – sie nahm schnell den alten Kurs wieder auf, wobei sie am besten den Wind ausnützen konnte.

Und so ging es bis in den Golf von Guinea hinein.

Was wollte Blodwen an der Westküste Afrikas?

Nun, ihre Absicht mit dem englischen Kriegsschiffe hatte es ja schon gesagt. Eben Schutz bei den Engländern suchen, jetzt in einem englischen Hafen, der doch stets stark befestigt ist.

Also sie hoffte immer noch. Sie erwartete, daß ich vor englischen Kanonen umkehren würde.

Es war am Morgen des dreizehnten Tages, noch immer hatte sich nichts geändert, nur daß wir höchstens noch zweihundert Seemeilen von der Küste Afrikas entfernt waren, als ich, nach der fliehenden Jacht blickend, meine rechte Hand mit zwei gespreizten Fingern zum Himmel emporhob.

»Wenn dieses Teufelsweib mit ihrer Jacht auch bis zur Hölle fahren würde . . . «

Ich sollte nicht zum Schwure kommen. Oder aber: der zweite Steuermann machte dann später die Bemerkung, ich hätte solch einen Schwur schon früher leisten sollen, dann hätten wir die Jacht auch eher bekommen.

»Da da da da da!!!« schrien die Matrosen.

Ich hatte es ja selbst gesehen. Die verfolgte Jacht war plötzlich außer Fahrt gekommen. Woran dies für ein Seemannsauge gleich zu erkennen ist, läßt sich nicht weiter erklären. Denn eigentlich befand sich die Jacht ja noch in voller Fahrt, aber dort war etwas nicht in Ordnung, die Triebkraft fehlte – und dann ließ sich auch schon mit bloßen Augen erkennen, wie dort an Deck plötzlich alles durcheinanderlief – freilich nur wie die Ameisen.

Aber schon in der nächsten Minute wußten wir es als Tatsache.

»Die Maschine ist defekt, die Maschine ist defekt!« schrien die Matrosen.

Ja, der Schlot pustete noch mächtig, aber der Abstand zwischen uns verringerte sich ebenso mächtig.

Jetzt drauf und dran!! Die Maschine konnte ja wieder in Funktion gebracht werden.

Aber schon in den nächsten fünf Minuten hätte ich sie mit einer Granate erreichen können, und nach weiteren zehn mit einem ausgeschleuderten Seile, an dem ein Enterhaken hing.

Es waren zwei Schiffe in Sicht, ein deutscher Segler und ein holländischer Dampfer. Die ›Seebraut‹ hätte ruhig Hilfszeichen geben, etwas von Piraten erzählen können – ich hätte mich nicht abschrecken lassen.

Abschrecken! Du lieber Gott, was kümmerte ich mich um diese beiden harmlosen Schiffchen!

Und klatschend und knackend schlugen die Enterhaken in die hölzerne Bordwand ein, die noch in voller Fahrt befindliche Braut des Sturmes riß die der See noch ein Stück mit – da aber war ich schon drüben, und mit mir meine Jungen.

Es war nicht nötig, daß wir in der linken Faust den Revolver und in der rechten den Entersäbel hatten. Die Mannschaft hatte sich schon vorher recht merkwürdig betragen. Sie lungerte einfach herum, die meisten die Hände in den Hosentaschen, manche gewohnheitsmäßig sich jetzt im letzten Augenblick noch eine Pfeife stopfend oder ein Stück Kautabak abschneidend.

»Wir ergeben uns Ihrer Gnade – Monsieur Kapitän, ich appelliere an Ihren bekannten Edelmut!«

Diese wohlgewählten Worte rief mir ein junger Fant entgegen, dem ich den Franzosen gleich ansah.

Ich kann nur sagen, daß ich im ersten Augenblicke einfach baff war.

»Meine Tat ist mir selbst unbegreiflich – jugendlicher Leichtsinn,« fuhr der Fant fort, »die Reue kam zu spät, aber ich schwöre Ihnen zu, daß ich die Dame mit keiner Fingerspitze angerührt habe, ihr vielmehr mit aller gebührenden Hochachtung begegnet bin.«

Ich blickte den Sprecher an – diese geknickte Jammergestalt, dieses ängstliche Gesicht, diese weinerliche Stimme – was für eine Maskerade versuchte der Kerl nur aufzuführen?

Zunächst mußte ich ihm einmal ins Gesicht lachen. Dann freilich wurde ich furchtbar ernst.

»Wo ist Blodwen?!«

»Blodwen?« wiederholte er mit scheinbarer Verständnislosigkeit.

»Die Lady Blodwen von Leytenstone!«

»Ja, diese Dame zu kennen habe ich die Ehre – befand sich als Gast des Kolonels auf dem Fort.«

»Die ist doch hier an Bord!«

»Hier an Bord? Nein!«

»Was? Nicht?!«

»Nein!« erklang es mit scheinbarer Verwunderung zurück.

»Das ist doch ihre Jacht!«

»Gewesen. Ich habe ihr die ›Seebraut‹ abgekauft – für 600 000 Francs. Die Lady war mit dieser Jacht nicht zufrieden, der Schlot sprüht so Funken – und es war ihr schon eine andere Jacht zum Kauf angeboten worden, die ihr besser gefiel – sonst derselbe Typ.«

Jetzt war ich es, der den Sprecher verständnislos anstierte.

»Aber Atlanta befindet sich doch hier an Bord,« mischte sich da Mahlsdorf ein, weil ich die Sprache gar nicht wiederfinden wollte.

»Die Dame, die ich . . . ja, die befindet sich unten in ihrer . . . «

»Ja, aber wer war denn die Dame, die sie im Boote an Bord begleitete, das war doch die Lady von Leytenstone!«

»Die Lady von Leytenstone? Nein, die ist in Charleston zurückgeblieben. Das war meine . . . «

In diesem Augenblicke sah ich zwei weibliche Gestalten aus dem Kajüteneingange auftauchen. Die eine war Atlanta.

Sie stürzte auf mich zu, hing sich an meinen Hals, überhäufte mich mit Zärtlichkeiten.

»Richard, mein Richard, ich wußte ja, daß du mich befreien würdest!!«

Doch ich starrte zunächst nach der anderen Frauensperson. Nein, diese zusammengeschrumpelte Hexe war freilich Blodwen nicht.

»Monsieur Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹ – Ihre Durchlaucht die Marquise de Roloques – ich habe die Ehre,« stellte uns da der junge Fant, sein Käppi ziehend, einander vor, als fände diese Begegnung in aller Gemütlichkeit auf dem Parkett eines Salons statt.

Ja, ich mußte noch immer stieren.

»Wo ist denn aber nur Blodwen – die Lady von Leytenstone?!« schrie ich dann wieder.

»Die ist in Charleston zurückgeblieben.«

»Richard, du irrst,« mischte sich da Atlanta ein, »die Lady von Leytenstone hat gar nichts mit meiner Entführung zu tun gehabt.«

Wir saßen ganz gemütlich zusammen in der Kajüte der ›Seebräut‹ und tranken französischen Champagner.

Ich erhielt Aufklärung, ebenso ganz gemütlich – und ich mußte manchmal aus vollem Halse lachen – aus Wut nämlich, daß ich dies jetzt alles so gemütlich mit anhörte.

Leon de Waillac, ein französischer Edelmann, war ebenfalls ein Seezigeuner, der mit seiner Jacht in der Welt herumgondelte. Dasselbe galt von der Marquise de Roloques. Das heißt, die beiden waren immer zusammen. In welcher Beziehung die alte, ausgetrocknete und angemalte Hexe, die sich meiner wegen schnell kokett herausgeputzt hatte, zu dem jungen Edelmann stand, habe ich nicht richtig erfahren. Es sollte seine Tante sein. Aber ich glaubte es nicht recht. Irgend so ein unsauberes französisches Verhältnis. Jedenfalls hatte sie das Geld, hielt den Jüngling aus. Aber das hinderte durchaus nicht, daß sie duldete, daß er auch andere Weiber mit an Bord nahm. Sie führte ihrem Liebling solche direkt zu. Eben so ein französisches Verhältnis, von dem man lieber gar nicht spricht. Es ist zu schmutzig.

Also die beiden waren nach Charleston gekommen. Aber mit einer anderen Jacht, mit einem Segler. Sie wollten nicht mitmachen, sich nicht als Kaper verdingen, sondern sich die Geschichte nur mal ansehen.

Mit der liebenswürdigsten Offenheit erzählte mir der Jüngling, manchmal unterstützt von seiner lieben Tante, wie alles gekommen war. Nein, die beiden nahmen durchaus kein Blatt vor den Mund.

Gleich am ersten Tage hatten sie mich mit Atlanta auf der Straße gesehen.

»Du, Leon, das wäre so etwas für dich!« hatte die gute Tante gesagt.

»Wenn ich die kriegen könnte!« hatte der edle Franzose zungenleckend gesagt.

»Na, warte nur, mein Leon, vielleicht kann ich sie dir verschaffen.«

Und dann, an demselben Abend, hatten sie uns beide wieder in Karlemanns Zirkus gesehen. Und da hatten sie wieder solche Bemerkungen ausgetauscht.

»*Parole d'honneur!* Welches Prachtweib! Tante, sollte ich die dem nicht ausspannen können?«

Ganz ungeniert hatten sie so zusammen gesprochen. Auf französisch.

Und ihr Nachbar war gerade der Kolonel Mac Pierson gewesen. Und der hatte gelächelt.

»Wünschen Sie diese Dame wirklich zu besitzen?« hatte er sich plötzlich an seinen Nachbar gewandt. »Es ist die Gattin oder Geliebte des Kapitäns der ›Sturmbräut‹, der jetzt als zukünftiger Blockadebrecher vergöttert wird. Wenn Sie es nicht allein ausführen können – *well*, ich will Ihnen dieses Weib verschaffen. Besuchen Sie mich morgen einmal auf der Festung.«

Der Leser versteht. Ich gebe dies alles nur in gedrängter Kürze wieder, deute nur an.

Mein Leon war mit seiner Tante denn auch richtig gekommen.

Doch der Herr Festungs- und Stadtkommandeur hatte im Augenblick anderes zu tun. Sie möchten doch die Güte haben, sich etwas zu gedulden.

Unterdessen verkaufte der Franzose seine Segeljacht, er hatte ein vorteilhaftes Angebot bekommen, erwarb dafür Blodwens Dampfjacht.

Er hatte ja Blodwen dort oben auf der Festung kennen gelernt, doch muß ich ausdrücklich betonen, daß Blodwen von der geplanten Entführung Atlantas gar nichts gewußt hatte, bis zuletzt nicht.

Ebenso ist selbstverständlich, daß der Kommandeur, dieser Abenteurer *comme il faut*, bei dieser Entführung nichts weiter vorhatte, als mir nur eins auszuwischen – oder sich mit mir, dem bewunderten ›Blockadebrecher‹, einmal zu messen – und schließlich auch, um diesem faulen Frieden endlich ein Ende zu machen.

Wie es sonst im Kopfe dieses Mannes ausgesehen hat, der auf diese Weise gewissermaßen zum Märtyrer für sein Vaterland wurde, weiß ich freilich nicht.

Ich bedauere nur, diesen merkwürdigen Mann nicht schon früher kennen gelernt zu haben. Ich hätte mich mit ihm doch viel lieber verbündet, als ihn kalt zu machen.

Also am vierten Tage, als meine ›Sturmbräut‹ schon das Dock verlassen hatte, fand der Kolonel endlich Zeit. Und die Sache hatte ja auch Eile, ich konnte doch den Hafen verlassen.

Der Kolonel warb die Räuber, es waren wohl seine eigenen Leute, verkleidete Soldaten, Atlanta kam auf die Festung, wurde dem edlen Franzosen ›zur Verfügung gestellt‹.

Ich mag durch die barmherzige Schwester etwas zu früh auf die Spur gekommen sein. Tante und Neffe konnten mit ihrer menschlichen Beute erst im letzten Augenblicke retirieren – richtig, wie ich mir gedacht, durch einen unterirdischen Ausgang, wenn auch noch über Wasser gelegen.

Sonst aber war schon alles vorbereitet, die neuerworbene ›Seebraut‹, vorläufig diesen Namen beibehaltend, hatte schon unter Dampf gelegen.

Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich sonst noch zu erwähnen hätte.

Die Flucht war eben nach der günstigsten Richtung gegangen, welche Wind und Wetter vorschrieben, und das war östlich gewesen, mit einer kleinen Abweichung nach Süden, auf den Golf von Guinea zu.

Der edle Franzose hatte freilich – um einen guten deutschen Ausdruck zu gebrauchen – die Hose schon immer voll gehabt – und die edle Herzogin die ihren. Aber sie hofften, mir doch noch zu entkommen. Wenn nur der verdammte Schlot nicht so Funken gespien hätte! Und den Weg nach dem englischen Kriegsschiff hatte ich ihnen auch abgeschnitten! Na, dann gelang es ihnen vielleicht und hoffentlich, in einem afrikanischen, von Europäern befestigten Hafen vor mir racheschnaubendem Wüterich Schutz zu finden.

Sie hatten sich die Sache doch leichter vorgestellt. Jetzt wurde das ungemütlich.

Da, nur noch einen Tag entfernt von dem vermeintlich sicheren Hafen, mußte etwas an der Maschine brechen!

Ein Glück nur, daß dieser edle Franzose so schlau und vorsichtig gewesen, so lange er meine ›Sturmbräut‹ als Racheengel hinter sich sah, sich nicht an seinem menschlichen Beutestück zu vergreifen.

Nein, das hatte er nicht getan, dazu war er doch zu klug gewesen. Selbst seine Tante mochte ihm davon abgeraten haben.

»Ich versichere Ihnen auf Kavalierehrendwort, daß ich Ihrer Maitresse mit keiner Fingerspitze zu nahe gekommen bin. Und im übrigen bitte ich tausendmal um Entschuldigung – und, mein Herr, Sie werden mir verzeihen, Sie müssen es geradezu, es ist Ihre Pflicht – ja, eigentlich sind Sie sogar selbst der schuldige Teil

– denn wenn man ein so bezaubernd schönes Weib besitzt, darf man es eben nicht in der Oeffentlichkeit zeigen, oder man muß auch die Folgen tragen. Nicht ich habe Ihre Maitresse entführt, sondern sie mich. Eine Zigarre gefällig? Felix Brasil mit Havanna-deckblatt.«

So plädierte der Franzose mit geläufiger Zunge, dann fing wieder die Marquise an zu schwatzen, manchmal sprachen auch beide gleichzeitig – sie redeten mir, wie man sagt, ein Loch in den Bauch.

Heiliger Klabaubermann!!!

Na, was soll denn nun ein Mensch dazu sagen?!

Ich hatte schon manches erlebt, aber so etwas denn doch noch nicht!

Der raubt mir meine Geliebte, ich jage dreizehn Tage und dreizehn Nächte hinter ihm her, von Amerika bis nach Afrika hinüber, und wie ich ihn endlich habe, bittet er mich einfach um Entschuldigung – ja, dann dreht er sogar den Spieß herum, behauptet, eigentlich sei ich der schuldige Teil!

Was sollte ich denn nur tun? Erst einmal mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß die Champagnerflaschen und die Gläser gegen die Decke flogen – der Champagner, den ich schon mitgetrunken hatte?

Und plötzlich erfaßte mich eine ganz seltsame Laune – sie hatte einige Aehnlichkeit mit Galgenhumor, und doch war es wieder etwas ganz anderes.

»Nicht wahr, Sie verzeihen mir meinen losen Streich? Es wird nie wieder vorkommen!«

Mit diesen Worten hielt mir der Kerl seine Hand hin – und da stand ich auf und ergriff diese Hand.

»O, bitte, bitte sehr, hat gar nichts zu sagen gehabt ... «

»Ich befand mich tatsächlich wie in einem Rausche ... «

»Nein nein, mein Herr, eigentlich war es ja auch meine Schuld ... «

»Ich bin kuriert, es wird niemals wieder vorkommen . . . «

»O, bitte sehr, tun Sie sich keinen Zwang an, wenn es Ihnen Spaß macht . . . «

»Tausend Dank, mein Herr, tausend Dank . . . «

»O, bitte, bitte, es hat mir sogar zur höchsten Ehre gereicht . . . «

»Ich hoffe, Sie noch einmal wiederzusehen . . . «

»Ich empfehle mich sehr, empfehle mich sehr – ist mir höchst angenehm gewesen . . . «

Ich befand mich wieder in der Kajüte meiner ›Sturmbräut‹. Und da habe ich mich auf's Sofa geworfen und habe gelacht – habe gelacht wie selten in meinem Leben – habe gelacht, daß meine Offiziere hereinkamen, weil sie für mich zu fürchten begannen.

»Aber, Kapitän,« sagte Mahlsdorf, »wollen Sie den Halunken denn wirklich so laufen lassen? Seine Maschine ist schon wieder instand, er macht sich schon frei von uns.«

»Ja, laßt ihn laufen,« entgegnete ich, mir die Augen trocknend und dann meinen schmerzenden Kopf haltend. »Diese edle Dreistigkeit muß wirklich belohnt werden – hoffentlich findet dieser Franzose bei seinen Liebesabenteuern als Rivalen immer so einen Esel, wie ich einer bin.«

IN DER KINDERFESTUNG.

Was nun?

Ich wagte mir die Zukunft gar nicht recht auszumalen.

Meine soliden Passagierschiffskapitänspläne konnte ich mir jedenfalls für einige Zeit an den Hut stecken.

Die Erstürmung des amerikanischen Forts war ein böser Streich von mir gewesen, der böseste in meinem bisherigen Leben.

Auch meine Offiziere fragte ich einmal, ob ich wohl deswegen zur Verantwortung gezogen werden könnte, aber die waren ebenso ratlos wie ich, alle kratzten sich erst schweigend hinter den Ohren, und dann ergingen sie sich in vagen Vermutungen.

»Wenn ich noch einmal davon anfangen darf,« sagte zuletzt Mahlsdorf, »auf die Gefahr hin, sofort entlassen zu werden – Kapitän, dann tretet in den Dienst der Konföderation.«

Ja, Mahlsdorf hatte recht. Die Südstaaten würden mich jetzt natürlich erst recht mit offenen Armen aufnehmen, und dann war ich gewissermaßen rehabilitiert, dann würde ich ein ehrlicher Soldat sein und bleiben.

Aber auf Seite der Sklaventreiber kämpfen? Nie, niemals!

Für die schachernden Nordstaaten hatte ich zwar auch nicht viel mehr Sympathie, aber wenn ich nun einmal zur Wahl gezwungen wäre, dann hätte ich mich wenigstens zur Union geschlagen.

Jetzt natürlich war damit nichts mehr. Na, die hätten mich wohl in New-York nicht schlecht empfangen! Ich konnte die Unionsflagge nur gleich abreißen und als Schnupftuch benutzen.

Trat ich aber nicht als Kämpfer auf Seite der Konföderation, dann ... konnte ich unter Umständen schon jetzt vogelfrei sein. Vielleicht – allerdings vielleicht auch nicht. Sollte ich mich dem internationalen Seegericht unterwerfen?

Au, dazu mußte ich erst nach London gehen! Nein, lieber nicht! Dort hatte ich ja auch noch etwas auf dem Kerbholz.

Ich hätte gern Tischkoff darüber gesprochen, aber der war eben wieder einmal nicht zu haben.

Na, wir würden ja allein sehen, wie der Hase lief. Vorläufig hatten wir ja noch den ganzen Schiffsbauch voll Kohlen und Proviant und Trinkwasser, ich hatte mich nämlich in Charleston mit allem tüchtig versorgt – Herz, was brauchst du denn da mehr?!

Vor allen Dingen aber mußte ich jetzt wieder einmal die Flagge wechseln. Und da dachte ich lebhaft an Karlemanns Rat, an Liberia.

Freilich widerstand es mir sehr, die Flagge einer Negerrepublik zu führen, aber in der Not macht der Teufel bekanntlich noch etwas ganz anderes.

Ueberhaupt war es sehr die Frage, ob Liberia, von Nordamerika aus gegründet, dieselbe Flagge führend, nur mit einem einzigen Stern, mich jetzt noch annehmen würde.

Hier handelte es doch auch gerade um die Sklavenfrage . . .

Doch fort jetzt mit solchen Erwägungen, die zu keinem Resultat führten!

Aber der Gedanke an Karlemann war nun einmal vorhanden gewesen, und ich hatte damals meinem kleinen Freunde mit einem bei mir sonst gar nicht vorhandenen Starrsinn die Bitte abgeschlagen, einmal auf seiner Seeburg nach dem Rechten zu sehen – jetzt war ich keine hundert Seemeilen mehr davon entfernt, da wurde die Leuchtturminsel natürlich mitgenommen!

Also Kurs bestimmt und Segel gesetzt! Der Wind war gerade recht günstig für diese Fahrt.

Und am anderen Tage um dieselbe Zeit tauchte die große Kiste wieder aus dem Meere auf.

Es dauerte nicht lange, so war auch meine ›Sturmbräut‹ erkannt, auf dem Leuchtturm wurden Flaggenreihen gehißt, uns zum Herankommen auffordernd.

Wahrhaftig, war ich doch gespannt – nein, ich freute mich herzlich darauf, die fünf kleinen, wackeren Burschen wiederzusehen, die sich dieser unvergleichliche Karlemann so famos dressiert hatte!

Unterdessen waren nun bald zwei Jahre vergangen.

Ob der kleine Igel – Fritz Neumann war wohl sein eigentlicher Name – den Karlemann trotz seiner zehn Jahre zum Festungskommandanten ernannt hatte, noch immer so ein winziger Knirps war?

Sicherlich, Karlemann liebte ja alles Zwerghafte, und daß er wirklich ein Mittel besaß, um jedes Wachstum zu verhindern, das hatte ich schon längst als Tatsache anerkennen müssen, so unfaßbar mir das auch sonst noch immer war.

Ich berechnete, daß ich mit Hilfe des Windes direkt in die Tunnelleinfahrt hineinsegeln konnte. Nur mußte ich dazu erst einen Umweg machen, um dann den Wind abfangen zu können.

So änderte ich nach einer Weile den Kurs, ging über Stag und direkt nach Norden hinauf.

Das Manöver war natürlich auf der Seeburg beobachtet worden, sie mochten es sich nicht richtig erklären können, sie hatten Angst, ich wolle die Insel überhaupt nicht anlaufen.

Die Flaggen wurden herabgeholt, neue gehißt.

»Was für ein Schiff?«

Aha, die dachten an einen Irrtum. Das könnte vielleicht doch nicht die ›Sturmbräut‹ sein.

Nun, ich beruhigte sie, ließ erst jetzt den Schiffsnamen melden, was ich vorher nicht für nötig befunden hatte.

Jetzt wurden drüben nochmals die vorigen Flaggen gehißt, also die Aufforderung, die Insel anzulaufen – aber da, was war das? Noch eine Flagge ging hoch, oder vielmehr ein Wimpel – mit einem Knoten darin, was zusammen sagte: eilt, wir sind in Not!

Hallo, was sollte das bedeuten? Die befanden sich in Not? In was für Not?

Nun, ich konnte mich nicht mehr beeilen als ich tat, konnte ja dem Winde nicht kommandieren, aber ich meldete durch Flaggen, was für ein Manöver ich vorhabe – ein Zeitunterschied von einer Viertelstunde.

Oder es gab noch einen anderen Ausweg.

»Schickt mir einen Schleppdampfer!« ließ ich signalisieren. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

»Haben keinen.«

Was, die hatten keinen kleinen Dampfer, der die ›Sturmbraultschleppen konnte? Daß Karlemann für alles gesorgt hatte, war doch selbstverständlich, und die Inselbewohner hatten ja oft genug selbst Fahrzeuge zu schleppen. Dann mußten wohl alle gerade unterwegs sein.

Nun, ich würde ja sehen. Dann mußten die aber auch noch etwas warten, und warum die Notflagge gehißt worden war, darauf war ich auch gespannt.

So verging noch eine halbe Stunde, ehe ich auf die Einfahrt zuhalten konnte.

Schon von weitem bemerkte ich, daß es ausschließlich halbwüchsige Jungen, oder sagen wir gleich Kinder, waren, welche zum Einholen bereit standen. Wenn hier etwa als Erwachsene nur Neger in Betracht kamen, so war doch kein einziger zu sehen.

Wir hatten die Einfahrt erreicht, warfen Taue aus, und die Jungen benahmen sich äußerst geschickt.

Wirklich war es Fritz Neumann, genannt der kleine Igel, der als erster zu mir an Bord kam, mich als Stellvertreter Karlemanns begrüßte.

Der Junge war jetzt zwölf Jahre, war aber bei dem Wachstum mit zehn Jahren stehen geblieben, und er war schon damals ein für sein zehnjähriges Alter sehr kleiner Knirps gewesen.

Doch ich war durch Karlemann nun schon so an solche fremde Verhältnisse gewöhnt, daß ich mich durch Größe oder Kleinheit nicht mehr beeinflussen ließ. Ja, ich hatte schon längst erkannt, daß es beim Menschen nicht die Größe ausmacht. Sonst wäre ich selbst ja das gottbegnadetste Genie gewesen. Aber nicht nur Karlemann, sondern auch diese seine Zöglinge hatten mir bereits allen Respekt eingeflößt.

Nun kam auch noch etwas anderes hinzu. Bereits an Karle-
mann hatte ich bei jedem Wiedersehen bemerkt – was ich aber
nie erwähnte – daß der jetzt fünfzehn- oder gar erst vierzehnjäh-
rige Junge für seine Jugend und trotz seiner Kleinheit doch ei-
gentlich schon ein recht altes Gesicht hatte, und bei jedem neuen
Wiedersehen fand ich das immer mehr.

Hier nun beim Anblick dieses Knirpses erschrak ich förmlich.
Der jetzt zwölfjährige Junge, der mir zwischen den Beinen durch-
laufen konnte, hatte, was früher durchaus nicht der Fall gewesen,
schon ein faltiges Gesicht, wirklich die Züge eines alten Mannes.

Und als ich mich umschaute, gewahrte ich bei den halbwüch-
sigen Bengels, bei denen ich früher solche blühende, vor Gesund-
heit strotzende Wangen gesehen, überall dasselbe: überall diesel-
ben alten, faltigen Gesichter, wahrhaft erschreckend kontrastie-
rend mit den kleinen Körpern, die allerdings in die Breite zu ge-
hen schienen, besonders in den Schultern.

Sie sahen alle aus wie die alten Zwerge – aber nicht wie jene
kleingeblienen Mißgeburten, die in Schaubuden gezeigt wer-
den – sondern wie jene sagenhaften Zwerge, wie die Wichtelmän-
ner mit grauen Bärten, manchmal mit Riesenkräften ausgestattet,
wie zum Beispiel der Zwerg Alberich, gegen den selbst Siegfried
bald im Kampfe unterlegen wäre.

Und da kam mir eine Erkenntnis: die Natur läßt sich nicht
verspotten, läßt sich nicht in ihre heiligsten Rechte greifen! Man
nahm jene grüne Flüssigkeit, welche das Wachstum verhinderte,
ganz aufhob, nicht ungestraft ein!

All diesen künstlichen Zwergen, mochten sie sonst auch noch
so kräftig und gesund sein, stand ein früher Tod auf der Stirn
geschrieben!

»Wie geht's, Herr Neumann?« fragte ich, bei der Titulation
>Herr< schon gar nichts mehr findend. Das waren ja eigentlich auch
gar keine Kinder mehr, dieses grüne Gift schien noch eine andere
Wirkung auszuüben, eine psychologische, eine seelische.

»Schlecht!« war die lakonische Antwort.

Ja, es kam mir vor, als ob der kleine Igel nicht nur alt, sondern auch recht sorgenvoll aussähe.

»Sie kommen mir wie gerufen,« setzte er dann noch hinzu, »hoffentlich können Sie uns auch Hilfe bringen.«

Und während die ›Sturmbräut‹ langsam einbugsiert wurde, erfuhr ich schon alles.

Was Karlemann geahnt oder bereits andeutungsweise erfahren, hatte sich schon in Wirklichkeit umgesetzt. Wenigstens war die Sache schon eingeleitet.

England hatte mit dem Aschantikönig verhandelt, wollte den mit dem unreifen Knaben abgeschlossenen Vertrag wegen der Leuchtturminsel nicht anerkennen.

Die Ursache hierzu war gewesen, daß das Leuchtfeuer eine Nacht nicht gebrannt hatte. Der Wächter, immer noch jener Neger, hatte seine Pflicht vernachlässigt gehabt.

Das war ja nun allerdings unverzeihlich – aber wenn das nicht gewesen wäre, so hätte England doch ganz einfach einen anderen Grund gefunden, um jenen Vertrag null und nichtig zu machen.

»Das schlimmste aber ist, daß wir seit vierzehn Tagen schon ohne Lebensmittel sind.«

»Ohne Lebensmittel? Wie kommt das?«

»Die Aschantis haben mit uns einfach abgebrochen. Ich habe eine Deputation hingeschickt. Für uns kommt nur der Häuptling Kididimo in Betracht, er empfing sie, verweigerte ihnen aber alle Nahrungsmittel, und innerhalb dreier Stunden mußten sie sein Land, das heißt, die Küste wieder verlassen haben.«

»Ja, wie ernähren Sie sich denn da?«

»Seit vierzehn Tagen von den wilden und dressierten Tieren, welche Kapitän Algots zurückgelassen hat. Nauke, der Dompteur, sollte sie nach Kapitän Algots' Anleitung weiter ausbilden. Jetzt sind nur noch ein kleiner Elefant, eine Kuh und zwei Antilopen vorhanden. Wenn die alle sind, müssen die Raubtiere und die

Schlangen drankommen. Eigentlich hätten wir die zuerst aufessen sollen, denn die brauchen doch selber Fleisch. Ich lasse jetzt auch schon zwei Löwen schlachten. Mehl und dergleichen ist schon längst alle. Auch keine Kohlen haben wir mehr.«

»Wie stark ist denn die Besatzung?«

»Siebenunddreißig Mann.«

Ich hatte eine weit höhere Zahl zu hören erwartet.

»Wo sind denn die Neger?«

»Algots hatte fünfzig zurückgelassen als Arbeiter. Als die aber erfuhren, wie die Aschantis uns abgesagt haben, sind sie desertiert. Haben uns zwei große Segelboote entführt. Schließlich immer noch besser, als wenn sie gemeutert hätten.«

»Es waren damals doch zweiundvierzig Jungen, welche Algots mit aus Deutschland brachte.«

»Es sind nur noch zweiunddreißig.«

»Wo sind die zehn anderen?«

»Gestorben!« war wiederum die lakonische Antwort.

»Woran?«

»Weiß nicht. Eine ganz merkwürdige Krankheit. Halb Wahnsinn. Sie glaubten alle, fast gleichzeitig, die Knochen schrumpften ihnen im Leibe zusammen. Da sind sie innerhalb dreier Tage eingegangen.«

Aha! Da war schon, was ich geahnt! Die Natur rächte sich.

»Haben die anderen und Sie selbst nicht etwas Aehnliches durchgemacht?«

»Nicht das geringste.«

Dann wurde also nicht jeder von dieser Rache getroffen. Immerhin, Karlemann war es, der diese armen Kerle auf dem Gewissen hatte.

Doch ich fühlte mich am wenigsten geeignet, hier den Richter zu spielen.

»Weiß denn Algots schon von ihrem Tode?«

»Nein. Es geschah erst nach seiner Abreise. Und ich hatte faktisch noch keine Gelegenheit, ihm irgendwelche Nachricht zukommen zu lassen. Wenn ich überhaupt seine Adresse wüßte!«

»Und wo sind denn die Negerkinder geblieben, die Söhne der Häuptlinge? Waren die nicht ebenfalls zurückgeblieben?«

»Ja. Ich sollte sie als Geiseln betrachten und behandeln. Hatte sich was! Die sind mit den schwarzen Arbeitern desertiert. Ich konnte sie nicht halten. Sonst habe ich meine Pflicht getan.«

»Ist Baumeister Arndt noch da?«

»Tot!«

»Tot?!«

»Gestorben!«

»Woran?«

»An Blutvergiftung. Er hatte sich nur in den Finger geschnitten, aber er meinte selbst, als der Arm anschwell, daß er verloren sei, wollte gar nicht erst an Land gebracht werden.«

»Und Ingenier Schimmel?«

»Der ist vorgestern nach der Küste gesegelt.«

»Wozu?«

»Um noch einmal dem Kididimo und womöglich auch dem König Vorstellungen zu machen. Er war ja der einzige Erwachsene. Halbwüchsige lehnen die Engländer doch ab – oder jetzt die Aschantis, was ganz dasselbe ist.«

»Er ist von Ihrer kleinen Mannschaft hinübergebracht worden?«

»Nein. Schimmel ist in einem Segelboot allein hinübergefahren. Wind und Wetter waren günstig. Und ich mag sonst keinen einzigen entbehren – ich bin auf alles gefaßt – und Munition für die Kanonen haben wir noch genügend – Gott sei Dank, wenigstens genug Pulver und Blei!«

Wie das klang aus diesem Kindermunde! Fürchterlich! War ich schon immer sehr ernst gestimmt gewesen, so wurde ich es jetzt erst recht.

Wir waren in den Hafen eingelaufen. Es lagen noch zwei kleine Dampfer da, der ›Knipperdolling‹, ein anderes größeres Segelfahrzeug, ziemlich viel kleine Boote, und dann jene Archen, die wir zur Flußfahrt benützt hatten.

»Ich hoffe, Sie selbst haben noch genügend Kohlen,« sagte Neumann, noch ehe wir uns an Land begaben. »Dieser Ostwind wird nämlich einige Wochen stehen bleiben, das kenne ich nun schon, und da kann man eben auch nicht die Insel mit einem Segelschiff verlassen.«

»Das ganze Schiff voll Kohlen,« entgegnete ich, »und außerdem Proviant massenhaft. Natürlich steht Ihren Leuten alles zur Verfügung. Bei uns gibt's heute für die Mannschaft gerade Stockfisch ... «

Ich vollendete den Satz nicht. Mir war etwas anderes eingefallen.

»Ja, können Sie sich denn nicht mit Fischen ernähren?«

»Hin und wieder geht ein Fisch an die Angel – der Fischfang ist indes hier sehr wenig ergiebig.«

Ich hatte damals, als ich mich hier aufgehalten, anderes gesehen. Da hatte Karlemann bei einem Fischzuge bei jedem Durchholen das Netz voll gehabt, und wenn er an einer bestimmten Stelle vom Felsen hundert Angelhaken auswarf, so hatte er hundert große Fische daran gehabt.

Ich sprach hiervon zu Neumann.

Der Junge schaute mich schwermütig an.

»Ja, wissen Sie denn nicht, daß unser Kapitän ein Mittel besaß, um Fische anzulocken – so eine Fischwitterung?«

»Gewiß weiß ich das. Besitzen Sie selbst denn dieses Mittel nicht? Hat Algots es Ihnen nicht zurückgelassen?«

»Sogar einen ganzen Sack voll, wir könnten uns jahrelang mit Fischen ernähren, wenn wir sie auch roh essen müßten, aber ... «

Der Junge stampfte plötzlich mit dem Fuße auf und stieß einen gotteslästerlichen Fluch aus – und doch klang es mir durchaus nicht unkindlich.

»Das ist es eben!« stieß er zwischen den Zähnen hervor. »Die Nigger hatten darum gewußt, und sie haben uns den ganzen Sack gestohlen, deshalb sitzen wir nun auf dem Trockenen. Ehrich war schuld daran, der Proviantverwalter – ohne seine Nachlässigkeit wären sie nicht zu dem Sack gekommen – und was nützt es uns, daß sich Ehrich eine Kugel vor den Kopf schoß? Er hätte lieber vorher besser aufpassen sollen.«

Ich starrte den kleinen Sprecher an.

»Ehrich?« flüsterte ich. »War das nicht einer Ihrer ersten Kameraden?«

»Jawohl, bei unserer Kinderspielerei nannten wir ihn den schleichenden Tod, hahaha.«

»Und der hat deswegen Selbstmord begangen?«

»Ja. Er hat sich deswegen erschossen. War sofort tot.«

»Und wie alt war dieser Ehrich?«

»Nun – noch nicht ganz dreizehn Jahre.«

Noch immer starrte ich den kleinen, erst zwölfjährigen Sprecher in das faltige Gesicht, und nicht umsonst hatte ich zuletzt nur noch flüstern können.

Wenn mir noch etwas dazu gefehlt, so begriff ich jetzt voll und ganz, was für Menschen ich in diesen kleinen Personen vor mir hatte, welche dem Alter nach noch zu den Kindern zu zählen gewesen wären.

Wegen einer Pflichtversäumnis hatte sich der dreizehnjährige Knabe sofort eine Kugel durch den Kopf geschossen!!

Dann saß ich mit Neumann in jener Steinkammer, die Karle- mann sein Arbeits- oder gar Studierzimmer genannt hatte, in dem

auch jedes Möbel aus Stein war, beim Ausmeißeln vom Felsen stehen gelassen, so auch der Schreibtisch, und ich will gleich bemerken, daß ich diesen jetzt mit ganz besonderen Augen betrachtete – aus einem Grunde, den ich später erklären werde.

»Nun sagen Sie, wie es hier eigentlich mit dieser Leuchtturmspitze steht,« eröffnete ich das Gespräch.

Ja, aber Neumann hatte mir nichts weiter zu sagen, was er nicht schon gesagt hätte.

Mangel an Nahrungsmitteln – höchstens noch vierzehn Tage aushalten können – ohne Nachricht von Karlemann – ohne Verbindung mit der Außenwelt.

»Sind die Aschantis schon feindselig gegen Sie vorgegangen?«

»Nein.«

»Die Engländer?«

»Wir selbst haben noch gar keinen Engländer zu sehen bekommen.«

»Glauben Sie, daß die Engländer diese Insel in Besitz nehmen, Sie von hier vertreiben werden?«

Neumann blieb lange die Antwort schuldig, blickte finster brütend vor sich hin.

»Ich kann nur sagen: ich glaube es!« war dann seine Antwort.

Noch einmal möchte ich wiederholen: mir fehlte vollkommen das Bewußtsein, mit einem nur dreizehnjährigen Knaben zu sprechen.

Nein, das war ein alter Zwerg, und Zwerge sind bekanntlich oftmals gar kluge Köpfe!

»Hat Algots Ihnen Instruktionen gegeben, was Sie in diesem Falle tun sollen?«

»Nein.«

»Gar keine?« mußte ich verwundert nochmals fragen.

»Nicht wegen eines Angriffs durch Engländer. Nur wegen der Aschantis, falls die uns einmal angreifen sollten, etwa um ihr Gold uns wieder abzunehmen. Da hätten wir zunächst die schwarzen

Prinzen als Geiseln gehabt. Mit deren Entfernung hat Kapitän Algots aber doch schon gerechnet. In diesem Falle sollte ich alle schwarzen Arbeiter sofort von der Insel jagen – jetzt sind sie von allein gegangen – und dann die Seeburg eben verteidigen. Das hätte ja auch gar nichts auf sich gehabt, wir haben ja Kanonen und andere Waffen genug.«

»Und wegen des Proviants, den die Aschantis Ihnen dann doch nicht mehr geliefert hätten, was jetzt auch alles eingetroffen ist?«

»Da hätten wir uns einstweilen, bis sich die Sache ändert, durch Fischfang versorgt – eben durch jenes Mittel.«

»Das ist nun auch hinfällig geworden.«

»Verdammt, daß es so gekommen ist!«

»Ja, wenn nun aber jetzt englische Kriegsschiffe kämen. Sie und alle ihre Leute zum Verlassen der Insel aufforderten – was würden Sie tun?«

Der kleine Mann nagte finster an seiner Unterlippe.

»Ich könnte nicht gehen,« sagte er dann.

»Sie würden einen Kampf aufnehmen?«

»Sicher!«

»Sie würden unterliegen – eben schon aus Mangel an Lebensmitteln. Man würde sie einfach aushungern.«

»So weit würde ich es nicht kommen lassen.«

»Was würden Sie sonst tun?«

Der Junge blickte mich mit seinen finsternen Augen fest an.

»Ich würde scheinbar nachgeben – die Feinde müßten hierheraufkommen – so viel wie möglich – und dann ... würde ich die ganze Seeburg in die Luft sprengen.«

Ich war nicht bestürzt – ich hatte es vielmehr zu hören erwartet.

»Hat Kapitän Algots Ihnen dies befohlen?«

»Nein. Aber er hält es für ganz selbstverständlich, daß ich seine Seeburg nicht in die Hände von Feinden fallen lasse.«

»Er hätte Ihnen aber doch den Auftrag geben können, lieber alles in Sicherheit zu bringen, anstatt alles in die Luft zu sprengen, wonach kaum etwas wiedergefunden werden könnte.«

»Was alles? Wovon sprechen Sie?«

»Gehen wir doch nicht um den heißen Brei herum wie die Katzen,« sagte ich jetzt offen. »Algots muß hier doch immense Gelder und besondere Schätze an Gold und Schmucksachen angehäuft haben.«

Erst traf mich ein äußerst mißtrauischer Blick, der sich aber schnell verwandelte.

»Ja, das ist selbstverständlich. Aber . . . «

»Aber Sie selbst wissen nicht, wo er diese Schätze aufbewahrt,« kam ich ihm zu Hilfe, als er eine Pause machte.

Er brauchte es gar nicht erst zu bestätigen, Karlemann selbst hatte mir ja gesagt, daß niemand die von ihm angesammelten Schätze auffinden könne.

Das sah doch diesem deutschen Zigeunerknaben auch ganz ähnlich. Er allein wollte diese Schätze besitzen, sich an ihrem Anblick ergötzen, und fand er einmal seinen Tod, so sollten auch diese Schätze und Raritäten für die anderen Menschen verloren gehen. Für seine Eltern und Geschwister hatte er reichlich gesorgt.

Etwas ganz Aehnliches hatte ja auch bei mir und Blodwen vorgelegen, als wir unsere Millionen auf den Meeresboden versenkt hatten, noch mehr aber trifft das bei allen den reichen Leuten zu, wie man sie besonders in England und Amerika findet, welche die kostbarsten Raritäten und Kunstschatze zusammenschleppen und sie ängstlich vor den Augen der ganzen Welt verschließen, anstatt sie einer öffentlichen Sammlung einzuverleiben, wo sie sich doch auch täglich an ihren Anblick erfreuen könnten.

Aber dann machte ihnen das eben keine Freude mehr. Allein, ganz allein wollen sie alles haben – das ist erst der wahre Genuß.

Karlemann hatte damals seinem Stellvertreter nur eine kleine Summe zur Deckung von Unkosten hinterlassen. Es mußte ja fast

täglich neues Geld oder Geldeswert einlaufen, die Inselbewohner bekamen doch auch sonst von den Aschantis alles geliefert.

Ueberhaupt, ich habe es schon mehrmals gesagt: während Karlemann manchmal das Geld mit vollen Händen hinauswarf, war er in anderer Beziehung ein richtiger Pfennigfuchser.

»Diese Schätze,« nahm Neumann wieder das Wort, »kommen hierbei auch gar nicht in Betracht.«

»Weshalb nicht?«

»Kapitän Algots hat alles, was ihm die Aschantis an Gold und Schmucksachen und dergleichen lieferten, immer ins Meer versenkt, an nur ihm bekannten Stellen, deren Lage er dann bestimmte.«

»Und ich versichere Ihnen, daß sich all diese Schätze noch auf dieser Leuchtturminsel hier befinden.«

Erstaunt blickte mich der Junge an.

»Woher wollen Sie das wissen? Nun ja, Sie waren immer ein guter Freund von unserem Kapitän und machten mit ihm wohl auch Geschäfte. Aber wir haben doch selbst zahllose Male gesehen, wie Algots allein in einem Boote davonfuhr, bei Nacht, womöglich bei mondloser, aber doch bei klarem Sternenhimmel, so daß noch eine geographische Ortsbestimmung möglich war, und das immer, wenn die Aschantis wieder Gold und dergleichen gebracht hatten. Er selbst sagte es ja, daß er jetzt im Boote davonfahre, um dieses Gold ins Meer zu versenken.«

»So hat er einfach Sie und alle anderen auf eine falsche Spur lenken wollen, mit Wort und scheinbarer Tat.«

Hierbei erinnere ich, wie damals das Geld, welches mir Karlemann aufgezählt hatte, ebenfalls naß gewesen war, wenigstens zum Teil, und als ich ihn direkt gefragt, ob auch er sein Vermögen auf dem Meeresgrunde aufhebe, hatte er dies durch seine spöttische Bemerkung zugegeben: »ja, aber auf eine andere Weise als Sie, mir soll das nicht gestohlen werden.«

Also auch mich hatte er irreführen wollen. Denn bei unserem letzten Zusammensein, als Karlemann vollständig halbtot mit mir hatte machen wollen, hatte er mir reinen Wein eingeschenkt, und da hatte ich eben anderes zu erfahren bekommen.

»Ich glaube sicher, daß Kapitän Algots alles ins Meer versenkt hat,« wiederholte Neumann.

»Und ich weiß bestimmt das Gegenteil. Ich habe es von Algots selbst erst vor vierzehn Tagen erfahren.«

»Wie? Sie haben ihn gesehen, ihn gesprochen?« fuhr Neumann freudig empor.

Ich erzählte ihm von unserem Zusammentreffen in Charleston, allerdings nicht mehr, als nötig war.

»Algots ahnte schon, wie es hier noch kommen würde, und er beauftragte oder bat mich, hierherzufahren, um seine Interessen zu wahren. Anfangs wollte ich mich nicht darauf einlassen – jetzt bin ich hier, und ich werde zu retten versuchen, was noch zu retten ist.«

Wieder traf mich ein mißtrauischer Blick.

»So sind Sie hier als Stellvertreter unseres Kapitäns?«

»Ja.«

»Hat er Ihnen das schriftlich gegeben?«

»Sie wissen doch selbst, daß Algots niemals einen schriftlichen Kontrakt macht, überhaupt die Schreiberei nicht liebt.«

»Allerdings, aber wie soll ich Ihnen da Glauben schenken?«

»Daß mir der vorsichtige und schlaue Algots einen genügenden Ausweis in die Hände gegeben hat, können Sie sich wohl denken.«

»Nun?«

»Kennen Sie das Geheimnis dieses Schreibtisches?«

Der Junge blickte verwundert auf den steinernen Tisch, neben dem wir saßen.

»Ein Geheimnis? Nein!«

»So will ich es Ihnen offenbaren, und Sie können wohl glauben, daß Algots dies keinem anderen als seinem Bevollmächtigten anvertraut hätte.«

Ja, Karlemann hatte es mir anvertraut, in der Hoffnung eben, daß ich dann mich mit ihm verbünden würde, und erst recht, wenn ich selbst das erblicken würde, was er mir damals nur mit trockenen Worten schildern konnte.

Daß ich auf alles das nicht eingegangen war, das kam eben von meiner bekannten Verachtung des schnöden Mammons – mir konnte man eine Million und noch mehr versprechen, wenn ich das Geld nicht gerade direkt brauchte, so waren mir ein Beefsteak und eine gute Zigarre lieber – doch das ist ja schon bekannt genug – und mit alledem hatte eben auch der schlaue Karlemann gerechnet, doch sicher ein ausgezeichnete Menschenkenner, daß er mich so in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht hatte, ohne noch bestimmt zu wissen, ob ich überhaupt darauf eingehen würde.

»Vielleicht kommen Sie doch noch einmal wieder nach meiner Seeburg,« hatte er damals gesagt, und ... es war tatsächlich eingetroffen.

Es war ein sogenannter Diplomatschreibtisch, den man von dem Felsen hatte stehen lassen. Die Höhlungen waren jetzt mit hölzernen Kästen ausgefüllt worden.

Sie waren verschlossen, aber nun wußte ich schon die Mechanik, Karlemann hatte mir alles mitgeteilt, und die Sache war auch einfach genug. Man brauchte nur eine obere, unverschlossene Schublade vollständig herauszuziehen, ein ganz kleines Ding, so ließen sich sämtliche andere öffnen.

Dies und alles Fernere war das Werk des Baumeisters Arndt gewesen, mit dem Karlemann wohl besondere Freundschaft gepflegt hatte, dieser mochte alles in seinen Freistunden mit eigener Hand gemacht haben.

Da nun Neumann nichts davon wußte, so hatte Arndt das Geheimnis auch mit in den Tod genommen.

Jetzt zog ich zwei besonders Schubladen von den zwölf vorhandenen auf, bis zur Hälfte, bückte mich, kroch etwas in die Höhlung des Schreibtisches, in welche man für gewöhnlich beim Sitzen seine Beine stellt.

Die Hinterwand war eben wieder von Stein. Selbst noch bezweifelnd, daß die Sache auch wirklich funktionieren würde, stemmte ich die Hand gegen diese Steinwand. – Wahrhaftig, sie ging ganz leicht zurück! Es war eine eiserne Tür, außen nur mit Zement belegt.

Daß ich dies alles hinter verschlossener Tür vornahm, ist selbstverständlich, und ich hatte auch schon vorher eine an der Wand hängende Lampe erspäht gehabt, mit Petroleum gefüllt.

Ich setzte sie in Brand, dann hatte ich noch einmal Mühe, meinen langen und breitschultrigen Leichnam durch die Höhlung des Schreibtisches zu zwängen – dabei wurde mir ordentlich lächerlich zumute, solch ein Eingang, das war so echt karlemännisch, überhaupt nur für einen Zwerg berechnet, doch nicht für einen normalen Menschen – und überhaupt durch die Höhlung eines Schreibtisches kriechen zu müssen! – sodann konnte ich mich wieder aufrichten.

Es war ein weiter Raum, ein kleiner Saal, den meine Lampe erleuchtete.

Karlemann hatte mir nur angedeutet, daß Baumeister Arndt beim Bohren zufällig eine natürliche Höhle gefunden habe, und wie dann durch Aenderung des Planes vermieden worden sei, daß man etwa noch einmal auf diese Höhle stoße. So hatte Karlemann sie dann zu seiner geheimen Schatzkammer gemacht, den Eingang durch seinen Schreibtisch legend.

Um die Luftventilation kümmerte ich mich wenig. Ich sah nur, was hier alles aufgestapelt war! Ich will es einfach machen: Gold aller Sorten, in Stücken daliegend, darunter förmliche Klumpen,

in Körnern, wie die Getreidehaufen, als Goldstaub in Kisten und ledernen Säcken, dann gleißender Schmuck aller Art, wie Karlemann schon dem Häuptling Kididimo abgenommen hatte, nur damals ihn verkaufend, um zu Gelde zu kommen – und was ich hier sah, stand jenem an Pracht durchaus nicht nach, waren bei der Feilscherei doch auch hauptsächlich nur Häuptlinge, andere schwarze Fürsten des Aschantireiches und selbst der König in Betracht gekommen, und dann hauptsächlich auch Elefantenzähne und Elfenbein in anderer Form die schwere Menge.

Wie alles angeordnet war, damit will ich mich gar nicht aufhalten. Es war ein kleines Museum – oder eine große Schatzkammer.

Wenn ich näher darauf eingehen wollte, so würde ich ja gar nicht fertig. Man denke nur an die goldenen Geräte, Töpfe, Teller und anderen Hausgegenstände, welche der Gewerbefleiß des goldenen Aschantireiches erzeugt, immer doch nur in den Besitz des Königs, der anderen Häuptlinge und der sonstigen reichen Neger übergehend, denen Karlemann dafür mechanische Mäuse, Tschintschinmännchen und anderen Klimbim gegeben, wofür er die Häuptlingssöhne in turnerische Erziehung genommen, wilde Tiere und Hunde und Katzen dressiert hatte und dergleichen mehr!

Den ungefähren Wert dieser aufgehäuften Schätze konnte ich nicht taxieren. Da hatte mir auch Karlemann keine Angaben machen können. Er hatte eben nur von ganzen Kisten und Säcken voll Gold, Schmuck und dergleichen gesprochen.

Im übrigen verblüffte mich nur der erste Anblick, dann sah ich mich, meiner Natur entsprechend, ganz ruhig in der Schatzkammer um, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt.

Ebenso schien es Neumann zu gehen, der mir gefolgt war.

»Hm. Das hätte ich allerdings nicht vermutet. Wer hat denn diese Kammer angelegt?«

Ich teilte ihm das mit, was ich vorhin von dem Baumeister gesagt habe.

»Und gerade hier darunter befindet sich die Pulverkammer.«

»Hat Algots Ihnen gesagt, daß Sie diese im höchsten Notfalle zur Explosion bringen sollen?«

»Nicht direkt. Aber es ist selbstverständlich, daß dies geschehen müßte, ehe ich die Seeburg in andere Hände fallen ließe, und selbst, wenn ich schon von diesen Schätzen wüßte.«

Der Junge hatte recht.

»Nun will ich Ihnen meine Ansicht mitteilen,« nahm ich dann wieder das Wort. »Wir wollen lieber nicht abwarten, bis die Engländer ... «

Eine Bewegung Neumanns unterbrach mich; er hatte mit gespannten Zügen die Hand erhoben.

»Da wird an der Tür des Arbeitszimmers gepocht, man sucht mich!«

Auch ich hatte solche Töne vernommen, nur daß sie hier ganz anders klangen.

Schnell verließen wir die Kammer wieder, und nachdem ich mich unter dem Schreibtisch durchgezwängt und die Oeffnung wie die Schubfächer wieder geschlossen hatte, öffnete Neumann die verriegelt gewesene Tür.

Es war Gottfried Klingelmann, genannt die züngelnde Schlange, welcher Einlaß begehrte. Die Jungen waren mir ja schon früher vorgestellt worden, und für so etwas habe ich ein gutes Gedächtnis.

Der jetzt fünfzehnjährige, aber klein gebliebene Junge sah ganz verstört aus.

»Drei englische Kriegsschiffe dampfen auf unsere Insel zu!« stieß er hervor.

In diesem Moment mußte ich auf Neumann blicken, was für eine Wirkung nämlich auf diesen die Meldung hervorbrächte – und wahrhaftig, der winzige Knirps steckte zunächst die Hände in die Hosentaschen, und dann sagte er ganz gelassen:

»So?«

Karlemann hatte wohl den richtigen ›Mann‹ gewählt, wenn er gerade auf den Jüngsten und Kleinsten sein Kommando übertragen.

Dann freilich eilte er wie ich schleunigst auf die Plattform des Felsens.

Zwei Korvetten, die eine gepanzert, mit Geschützturm, und ein großes Kanonenboot, vielleicht noch 2 000 Meter von der Leuchtturminsel entfernt, von der Küste her direkt auf diese zuhaltend, mit Kriegswimpel und englischer Flagge.

Das war es, was wir sahen. Sonst konnten wir noch nichts sagen.

Erwähnen will ich nur noch, daß mir die Panzerkorvette bekannt war, wenigstens durch Abbildung. Der oder richtiger die ›Prinz Albert‹ war das jüngste Erzeugnis und der Triumph der englischen Schiffsbaukunst, es war das erste Schiff mit Geschützturm, überhaupt ein ganz neuer Typ, die schnelle Korvette sollte zugleich als Schlachtschiff dienen, mit ihren 10 000 Tonnen für damalige Verhältnisse ein kolossales Ding, und auch heute wäre sie nicht zu verachten – damals galt sie als ein Wunder, und auch ich konnte diese schwimmende Festung mit ihrem von Geschützen aller Art starrenden Panzerturm nur ehrfürchtig anstaunen. Denn das sah in Wirklichkeit doch ganz anders aus, als auf einer Abbildung.

»Wehe, gegen wen diese Feuerschlünde speien!« mußte ich unwillkürlich flüstern, nicht gerade ein gutes Deutsch gebrauchend.

»Gegen wen?« meinte da Neumann an meiner Seite. »Nun, natürlich gegen uns.«

Ich blieb ihm die Antwort schuldig.

In einer Entfernung von etwa 1000 Metern stoppten die in einer Reihe stehenden Schiffe, blieben liegen, ohne Anker auszuwerfen, die wohl auch keinen Grund gefunden hätten. Signale wurden nicht gewechselt, auch der Insel wurde nichts zusignaliert.

Es dauerte nicht lange, als vom ›Prinz Albert‹, der die Admirals- oder richtiger Kommodoreflagge führte, ein Boot ausgesetzt wurde, und ich erkannte schon durch das Fernrohr, daß der einsteigende Offizier die Adjutantenschärpe trug.

Der zehnriemige Kutter stieß ab, strebte der Insel zu. Die von der Küste kommenden Schiffe lagen sowieso der Einfahrt gegenüber.

Also wir hatten einen Abgesandten und Stellvertreter Englands zu erwarten, und es war nicht mehr viel Zeit, zu seinem Empfang Vorbereitungen zu treffen.

»Ich möchte Sie bitten, Herr Neumann, mir zu überlassen, diesen Herrn zu empfangen und mich mit ihm auseinanderzusetzen.«

»Selbstverständlich. Sie sind ja auch der Stellvertreter unseres Kapitäns.«

Diese Antwort freute mich. Ich hatte fast erwartet, dieser Wich- telmann würde den Gernegroß spielen wollen, obgleich ich gar nicht zweifelte, daß er diesen Offizier abgefertigt hätte, sprechen konnte er ja wie ein Alter.

Dann aber hätte ich nicht dabeisein dürfen, oder ich hätte eine jämmerliche Rolle gespielt.

»Welchen Bescheid Sie ihm geben würden, weiß ich ja.«

»Dann ist es gut! Tun Sie überhaupt, was Sie für gut finden, ich stelle mich unter Sie. Natürlich tragen Sie unserem Kapitän gegenüber dann auch die Verantwortung.«

In dieser Ablehnung einer Verantwortung konnte ich nur eine Klugheit, keine feige Schlauheit erblicken. Ueberhaupt war mir das Verhalten des Jungen viel lieber, als wenn er eben protzig als Machthaber aufgetreten wäre.

»Sie haben ja auch viel mehr Erfahrung in so etwas, da bin ich doch noch ein dummer Junge,« setzte da diese Perle von einem kleinen Igel noch hinzu.

Jetzt begaben wir uns eiligst hinab. Die Treppenanlage habe ich schon früher geschildert. Viel mehr war in letzter Zeit nicht hinzugekommen.

Wir traten eben aus dem Innern des Felsens heraus auf die unterste Galerie, als wir den Kutter schon durch die schmale Hafeneinfahrt steuern sahen.

Außer dem Adjutanten befanden sich in dem Boote, wie ich jetzt bemerkte, noch zwei andere Offiziere. Ersterer trug in der Hand eine an einer Stange befestigte englische Handelsflagge – also eine Fahne – und das Mitnehmen dieser englischen Fahne konnte ich mir schon erklären.

Ich hatte gerade noch so viel Zeit, um den halbwüchsigen Jungen, die sich hier unten befanden, einige Instruktionen zu geben, vor allen Dingen, sich ruhig zu verhalten, ich hätte hier das Kommando übernommen – aber so viel Zeit hatte ich nicht mehr, um noch einmal auf mein Schiff zu springen.

Nun, meine Offiziere und meine erwachsenen Jungen waren an Deck, und die brauchten nicht erst Instruktionen, die wußten schon, was sie zu tun hatten, wenn es drauf ankam, mochten sie sich jetzt auch behaglich an der Bordwand räkeln.

Der Kutter steuerte in den Kesselhafen ein. Und in diesem Augenblick gewahrte ich ganz deutlich, was für erstaunte, bestürzte, wenn nicht erschrockene Gesichter die drei Offiziere machten, als sie plötzlich meine große, dreimastige ›Sturmbraut‹ erblickten, die ihren Namen groß und deutlich auf ihrem Hinterteil jenen gerade entgegenreckte.

Die drei Offiziere schienen einige schnelle Bemerkungen auszutauschen, dann ein Ruderkommando, das Boot machte eine unvermutete Schwenkung, legte in prachtvoll ausgeführtem Manöver bei, sofort sprangen die drei Offiziere heraus, standen auf der untersten Galerie, gute zwanzig Schritt von mir und uns allen entfernt.

»Im Namen der Königin von Großbritannien und Irland ergreife ich Besitz von dieser Insel für England!!« rief der mit der Adjutantenscharpe mit schallender Stimme und stieß gleichzeitig seine Fahne in einen zufällig dort liegenden Sandhaufen – Ballastsand.

Zu den uns trennenden zwanzig Schritten gebrauchte ich zehn, dann befand auch ich mich dort.

»Nanu, was ist denn hier los? Wer sind Sie denn? Was soll denn hier die Fahne bedeuten?«

Drei Paar Augen starrten mich erschrocken ein.

Das heißt – alles, was recht ist – diese drei englischen Seeoffiziere mit ihren sonnenverbrannten und trotz aller Jugend schon mehr verwitterten als verwetterten Gesichtern mochten sonst nicht so leicht erschrecken, die wußten überhaupt nicht, was Furcht und dergleichen ist, die gingen einer feuerspeienden Batterie ebenso kaltblütig entgegen, wie dem fliegenden Holländer oder einem sonstigen Spuk zu Leibe – ich war ihnen nur etwas gar zu plötzlich gekommen.

Der erste, der sich wiederfand, war der Adjutant, in seiner Bartlosigkeit noch einem Jünglinge gleichend und trotzdem schon durch die vielen Goldstreifen als Kapitän zur See gekennzeichnet.

»Wer sind Sie?«

»Das habe ich schon Sie gefragt, und Sie haben mir zunächst zu antworten!«

In den energischen Zügen des Jünglings zuckte es verdächtig, die kalten, klugen Augen blitzten wie zweischneidiger Stahl auf – aber er beherrschte sich. England oder dessen Stellvertreter weiß, wem es seine Vollmacht gibt, für sich sprechen und handeln läßt – das darf nicht so ein degenerierter Edelmann sein, der sich durch Tollheiten in seiner Heimat unmöglich gemacht hat.

»Das brauchten Sie eigentlich nicht zu wissen – *well*, Lord Leicester, Kapitän zur See, erster Wachoffizier an Bord Ihrer Majestät Panzerkorvette ›Prinz Albert‹ – und im Namen meiner Königin ergreife ich für England Besitz von dieser Insel!«

Imponieren ließ ich mir nun freilich nicht.

»Ja, wie so denn nur? Diese Leuchtturminsel hat doch schon ihren Besitzer.«

»Wen?«

»Tun Sie doch nicht so, als wenn Sie das nicht wüßten.«

»Ein gewisser Karl Algots hat ... «

»Na also, Sie wissen es ja recht gut. Was fragen Sie denn da erst!«

»... mit dem Aschanti-Häuptling Kididimo einen Vertrag abgeschlossen, wonach dem Karl Algots diese Insel gehören soll. Aber einmal ist dieser Karl Algots noch ein unmündiger Knabe, zweitens ist dieser nur mündlich abgeschlossene Vertrag von dem König Aquassi Aquatuh niemals anerkannt worden ... «

Ah, so wollten die Engländer wieder einmal die Sache drehen!

»Lassen wir doch das ganze Gerede,« fiel ich jenem ins Wort.

»Wollen Sie jetzt diese Fahne hier wegnehmen?«

»Diese Fahne repräsentiert die englische ... «

»Nicht? Na, dann tue ich's! Weg!«

Mit diesen Worten hatte ich die Fahne mit den englischen Farben, den sogenannten Unionsjack, aus dem Sandhaufen gezogen und ... warf sie einfach ins Wasser.

Leider! Ich hätte es nicht tun sollen. Solch eine maßlose Beleidigung wäre nicht nötig gewesen.

Aber ich befand mich wieder einmal in jener Stimmung, da ich nicht weiß, was ich tue. Ich war ganz blind. Das heißt, nicht betreffs der Augen. Auf mich hätte jetzt jemand ruhig einschlagen können, ich hätte jeden Hieb pariert, ganz kaltblütig, obgleich in mir alles kochte und mein Kopf wie Feuer glühte.

Das sonst so gesunde Antlitz des jungen Lords wurde plötzlich aschgrau, er fuhr zurück, seine Hand an dem Degengriff.

Ich blieb trotz meiner inneren Hitze ganz ruhig. Nur die Sprungmuskeln meiner Beine spannten sich. Zum Stechen wäre der nicht gekommen.

Hinter mir polterte, trampelte es. Meine Jungen waren *unisono* über die Bordwand gejumpet.

Das war aber auch die einzige prompte, hastige Bewegung wie auf militärisches Kommando gewesen. Dann empfand ich eine starke Komik, die fast meine Lachlust anregte.

Fast alle hatten nämlich schnell beide Hände in den Hosentaschen versenkt, Mahlsdorf und der zweite nicht ausgeschlossen, und so schlenderten sie heran, ganz langsam, so halb von der Seite, über die große Zehe, mit ganz harmlosen Gesichtern, als ginge ihnen dies alles durchaus nichts an, als wollten sie nur so hinbummeln, um einmal zu sehen, was da eigentlich los wäre.

Wahrhaftig, in diesem Augenblicke amüsierte ich mich am meisten über das Verhalten meiner Jungen!

Ein Glück war, daß der Offizier seinen Degen stecken ließ und die englischen Matrosen ruhig auf ihren Duchten sitzen blieben. Sonst hätten die ganz eklige Haue bekommen, und daran war mir nichts gelegen.

Wieder beherrschte sich der Adjutant, sprang sofort ins Boot, die anderen ihm nach, die Fahne wurde aus dem Wasser gezogen – »Setzt ab! Laß fallen die Riemen! Ruder an!!!« – und fort ging es, ohne noch ein Wort wie »Das werden Sie noch bereuen!« oder dergleichen gesagt zu haben, und das gefiel mir nun wieder von diesen Engländern.

Jetzt, da ich es einmal getan hatte, bereute ich auch nichts. Und Vorstellungen zu machen hatte mir niemand. Höchstens Tischkoff als mein Kommodore, aber der hatte sich zwischen seinen Büchern vergraben und wußte vielleicht noch nicht einmal, daß wir uns nicht mehr in Amerika, sondern an der Küste Afrikas befanden. Denn mit meinem Kommodore war in letzter Zeit gar nichts

mehr anzufangen. Er mußte sich gerade bei einer sehr schwierigen Stelle der Uebersetzung befinden.

Nur einer war mit meiner Handlungsweise nicht ganz zufrieden: Fritze Neumann.

»Ich hätte ihm die Fahne doch lieber gleich um die Ohren gehauen,« meinte dieser kleine Igel.

Ehe ich mit ihm und vielleicht mit anderen beriet, was nun weiter zu geschehen habe, wollten wir doch lieber erst beobachten, wie das zurückkommende Boot empfangen wurde, ob man uns nicht etwa durch Flaggen etwas zu sagen habe.

Als wir oben waren, hatte das Boot auch den ›Prinz Albert‹ wieder erreicht, wir sahen sogar, wie der Adjutant dem Kommandanten Rapport erstattete, gleich an Deck.

Mochten so auch noch andere hören, welche Schmach der englischen Flagge widerfahren war – eine allgemeine Aufregung gibt es an Bord eines Kriegsschiffes natürlich nicht.

Wirklich, es dauerte gar nicht lange, als am Signalmast Flaggen hoch gingen, eine Reihe nach der anderen.

Im Leuchtturm war ein internationales Flaggenbuch vorhanden, und ich übersetzte.

»Innerhalb einer Stunde haben sämtliche Bewohner der Insel diese zu verlassen und sich an Bord dieses Admiralschiffes zu begeben. Auf Befehl! Lord Renington, Kommodore und Kommandant I. M. S. ›Prinz Albert‹.«

Hierzu waren fünf Flaggenreihen nötig gewesen – und doch ließ der Befehl nichts an Kürze zu wünschen übrig.

Nun waren wir kaltgestellt. Ja, wir konnten noch immer die Schatzkammer ausräumen und alles an Bord meines Schiffes verstauen, aber davonkommen konnte meine ›Sturmbräut‹ nicht mehr.

Daß ich mit meiner ganzen Mannschaft doch eigentlich nicht zu den ›Bewohnern‹ der Insel gehörte, auf solche Wortklaubereien

wollten wir uns gar nicht erst einlassen. Kriegsschiffe sind manchmal eigensinnig, besonders wenn sie mit Kanonen gespickt sind.

»Ob sie uns wohl freien Abzug gewähren?« fragte nur der kleine Igel noch einmal.

»Das wohl sicher,« entgegnete ich, »wenigstens Ihnen und Ihrer kleinen Bande – mir und meinen ausgewachsenen Jungen wohl weniger. Aber auch Ihnen würde man erst die Taschen visitieren – also von wegen mitnehmen ist nichts.«

»Und dann würde man uns per Kriegsschiff in eine Korrekptionsanstalt für verwaarloste Kinder bringen, was?«

O, du ahnungsvoller Engel du!

Drüben wurde das Fragezeichen gehißt, ob wir auch verstanden hatten, und ich gab das Verstandenzeichen, aber nicht etwa durch die Ja-Flagge ausgedrückt, was zu Verwechslungen führen würde, so in meinem Falle.

Vielmehr setzte ich, ohne erst meinen kleinen Mitberater deshalb befragt zu haben, unter das Verstandenzeichen gleich die Nein-Flagge.

»Sie wollen die Insel nicht verlassen?« versicherte man sich drüben noch einmal.

»Nein!«

»Eine Stunde Bedenkzeit.«

Wohl, die würde vergehen – unterdessen aber mußten wir handeln.

Die vier kleinen Vertrauten Karlemanns traten zur Beratung zusammen, ich zog meine Offiziere ins Vertrauen, ferner aber auch zwei Matrosen, auf deren Rat ich schon manchmal etwas gegeben hatte.

So und so – ich erzählte ihnen von den hier angehäuften Schätzen, welche zu retten waren.

Ja, was war da zu tun? Vor allen Dingen mußten diese Sachen an Bord meiner ›Sturmbraut‹ gebracht werden.

Denn nehmen würden die Engländer die Insel ja doch, wenn nicht heute, dann über ein Jahr – wahrscheinlich aber schon eher.

Höchstens konnten die Schätze noch ins Meer versenkt werden. Aber nur dicht am Rande des Felsens, man mußte sie einfach hinabwerfen. Denn ein Boot ließen die Kriegsschiffe jetzt doch nicht mehr hinaus.

Also lieber an Bord meines Schiffes.

Aber würden die Engländer meine ›Sturmbraut‹ durchlassen? Sie stand ja unter dem Schutze des Sternenbanners.

Na, davon wollten wir lieber gar nicht sprechen. Unter solchen Verhältnissen würden sich diese Engländer im Bewußtsein ihrer Allmacht verdammt wenig aus der Heiligkeit des Sternenbanners machen.

Es gab überhaupt nur eins, wollten wir hier nicht wie die Maus in der Falle sitzen bleiben und Hungers sterben: jetzt mußte ich den mir aufgedrungenen Titel eines Blockadebrechers rechtfertigen! Nur nicht zum blockierten Hafen hinein, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern hinaus, und das ist ja auch oft genug die Aufgabe des Blockadebrechers.

Ueber die psychologische Bedeutung des Wortes ›Blockadebrecher‹ werde ich übrigens später noch ein Wort zu sagen haben.

Also, ich mußte eben versuchen, während der Nacht mit meiner ›Sturmbraut‹ hinaus und davon zu kommen, Karlemanns Schätze an Bord und sämtliche siebenunddreißig Jungen. Anderes blieb uns nichts übrig.

Die Nacht würde auch günstig dazu sein. Der Mond ging erst des Morgens auf, jedenfalls würde es auch einen bedeckten Himmel geben.

Wie das Hinausschleichen sonst ausfallen würde, das ... blieb diesem Himmel überlassen, ob er bedeckt war oder nicht.

»Sie wollen signalisieren!« erklang der Ruf.

Die aufmerksam machende Flagge war am Signalmast der Panzerkorvette hochgegangen, und da ich gleich die betreffende Gegenflagge hißte, war ein anderes Zeichen, das sich bis zum Kanonenschuß steigern kann, nicht nötig.

Ich war bereit, die Depesche zu empfangen.

»Ist das dort im Hafen liegende Schiff die ›Sturmbraut‹ von New-York?« wurde angefragt.

Aha, jetzt kam ich an die Reihe!

Ich bejahte.

»Früher in London beheimatet?« vergewisserte man sich noch einmal.

»Ja.«

»Wie heißt der Kapitän?«

»Richard Jansen,« buchstabierte ich prompt meinen Namen.

Ein Schlußzeichen kam nicht, die Fortsetzung ließ sehr lange auf sich warten, und dann meldeten die bunten Lappen:

»Die ›Sturmbraut‹ hat innerhalb einer halben Stunde den Hafen der englischen Insel zu verlassen! Auf Befehl! Lord Renington, Kommodore.«

Aha, konnte ich jetzt abermals sagen.

Dann packte mich der Uebermut, ich wählte drei Flaggen, knüpfte sie selbst an, zog sie hoch – und diese drei Flaggen sprachen aus:

»Nicht in die Hand!«

Diese Redensart war schon damals in Berlin beliebt und hatte sich von dort aus durch ganz Deutschland verbreitet, und als die vier Berliner Pflanzen den Sinn dieser drei Flaggen herausfanden, lachten sie denn auch aus vollem Halse.

Schade nur, daß ich den Berliner Dialekt so nicht wiedergeben konnte. Es mußten ja überhaupt englische Worte sein.

Daß aber auch die Engländer diesen Ausdruck richtig deuteten, das verriet, daß sie die Flaggen niederholten und keine weitere Frage stellten.

Jetzt gingen wir daran, die Schatzkammer auszuräumen. Alles wurde in Säcke verpackt und mittels der Winde herabgelassen, direkt an Deck meines Schiffes.

Meine Jungen machten keine schlechten Augen, als sie das gleißende und flimmernde Zeug erblickten. Aber auch die Karlemanns staunten nicht wenig. Sie hatten all das Gold und Geschmeide immer nur einzeln kommen sehen, doch niemals zusammen, und sie hatten doch auch keine Ahnung gehabt, auf solchen immensen Schätzen herumzulaufen, wenn sie auf der Plattform des Felsenberges spazieren gegangen waren.

»Sie setzen wieder ein Boot aus, es kommt zu uns!« wurde da gemeldet.

Es war derselbe zehnriemige Kutter, ich erkannte in ihm Lord Leicester mit der Adjutantenschärpe.

Was wollten die? Nun, abermals nach der Insel, um mit uns zu unterhandeln.

Dazu gehörte ein außerordentlicher Mut. Das Flaggschiff hätte erst fragen müssen, ob wir einen Abgesandten als unantastbaren Parlamentär anerkennen wollten, oder das Boot hätte gleich die weiße Parlamentärflagge mit roten Streifen führen sollen.

Nichts von alledem. Und das hieß für jeden Sachverständigen: da ihr die Insel nicht auf unseren Befehl räumen wollt, so seid ihr für uns Rebellen, mit denen überhaupt nicht parlamentarisch verhandelt wird!

Dennoch wagten sie sich zu uns!

Nun, allzuhoch darf man diesen Mut nicht anschlagen. Der Kommandant hatte befohlen, und die Soldaten gehorchten einfach. Und Mut ist bei einem Soldaten das Allerselbstverständlichste.

Wenn wir die nun als Geiseln hier behielten? Hatte nichts zu sagen, dann würden wir das später zu büßen haben. So sagten sich wenigstens die Nürnberger dort drüben, und das auch ganz mit Recht, wenn sie uns auch noch nicht hatten.

Doch ich wollte sie mit aller Höflichkeit empfangen – – vorausgesetzt, daß sie selbst höflich waren.

Das Boot legte wieder neben dem Sandhaufen bei, nur daß dieser jetzt von der englischen Flagge verschont blieb.

»Wer hat hier im Namen aller zu sprechen?« begann der mit der Adjutantenschärpe ganz höflich.

»Ich!« ließ ich meine Bruststimme erklingen.

Ich mußte mir erst eine scharfe Musterung gefallen lassen.

»Sind Sie nicht Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbräut?«

»Bin ich!«

»Ja, inwiefern können Sie den Sprecher für alle machen?«

Ich drehte mich einmal um.

»Jungens, stehe und spreche ich hier nicht im Namen Algots?«

Die Bestätigung meiner eigenen Leute wäre nicht nötig gewesen, nur die der kleinen Bengels, und diese geizten mit ihren Beifallsbezeugungen nicht.

»Wer ist denn dieser Kapitän Algots?« fragte da der Adjutant noch.

Das hätte er nicht fragen sollen, denn ich fühlte gleich den heimlichen Gedanken heraus, und da stieg mir auch gleich wieder das Blut zu Kopfe.

Doch ich blieb noch höflich.

»Kapitän Karl Algots, von dem wir doch immer gesprochen haben, dem Sie eben diese Insel streitig machen wollen.«

»Ach so, der unmündige Knabe Karl Algots!«

»Jawohl, ein Knabe ist er dem Alter nach noch, kann daher gesetzlich auch noch nicht mündig sein, hat aber schon drei Frauen.«

»Wer hat denn den zum Kapitän befördert?«

»Er sich selbst, und das von Gottes Gnaden.«

Bei mir erwachte schon wieder mein gewöhnlicher Humor, und das war gut, er dämpfte den aufsteigenden Zorn.

Doch der englische Offizier blieb unerschütterlich.

»Sie machen wohl mit diesem Karl Algots gemeinsame Sache?«

»Jawohl, wir machen zusammen Kumpe.«

»Sie machen was zusammen?«

»Kumpe – Kompanie.«

Meine Jungen, diese verfluchten Bengels, fingen zu kichern an, nur der Engländer ließ sich nicht irritieren.

»Gut, dann sind Sie ja wirklich der richtige Mann, mit dem ich zu verhandeln habe. Alle diese Männer und Kinder haben Ihnen also zu gehorchen?«

»Alle!«

»Sie werden Ihnen auch gehorchen?«

»Unbedingt!«

»So befehlen Sie ihnen, daß sie sofort diese Insel verlassen.«

»Ja, mein bester Herr, da muß ich aber doch erst selbst die Absicht haben, diese Insel zu verlassen.«

»Das wollen Sie nicht tun?«

»Nee!«

»Weshalb nicht?«

Das war wieder so eine dumme Frage, wie ich sie nicht leiden kann.

»Weil diese Insel Kapitän Karl Algots' Eigentum ist, den ich hier vertrete,« entgegnete ich noch einmal gefügig.

»Hören Sie, Herr Kapitän Jansen,« begann da der Lord in ganz besonders mildem, sozusagen väterlichem Tone, »die Regierung von England hat mit dem König des Aschantireiches ein Bündnis geschlossen . . . «

»Nein, ich will nichts hören,« unterbrach ich ihn, ich weiß ja doch alles, was Sie sagen wollen. Sie betrachten diese Leuchtturminsel als Englands Eigentum – aber ich bin eben gegenteiliger Meinung, diese Insel ist meines kleinen Freundes Algots Eigentum, und da ich sein Kompagnon bin, auch das meine.«

»Also, Sie wollen die Insel nicht verlassen?«

»Zum Teufel – nein!!«

»Dann müssen wir Gewalt anwenden.«

»Probieren Sie's nur!«

»Denken Sie denn wirklich, Sie können uns Widerstand leisten?«

»Das werden Sie ja sehen.«

»Ja, Widerstand leisten können Sie uns wohl – aber was meinen Sie, auf wie lange?«

»Das wird sich ja finden.«

»Wir haben keinen einzigen Schuß nötig.«

»O, bitte, genießen Sie sich nicht, immer schießen Sie los.«

»Wir wissen, wie knapp Sie an Lebensmitteln sind, und wenn auch Ihr Schiff ganz mit Proviant gefüllt wäre – wir hungern die Insel einfach aus, wir haben Zeit.«

»Wir auch. Nun, sonst noch etwas?« murrte ich jetzt ungeduldig.

Aber der phlegmatische Engländer ließ sich nicht stören.

»Bitte, Herr Kapitän – wir wollen beide doch ganz vernünftig zusammen sprechen – Sie tragen doch auch die Verantwortung für die anderen Menschen – für diese jungen Menschenleben – glauben Sie denn nicht, daß eine Belagerung der Insel für Sie und für alle ein böses Ende nehmen wird?«

Ja, der junge Lord sprach vernünftig – so wollte auch ich's sein – und dann tat von meiner Seite etwas Diplomatie Not.

»Wenn wir nun die Insel verlassen, was dann?«

»So werden Sie und alle zunächst erst an Bord eines der englischen Kriegsschiffe genommen.«

»Als Gefangene?«

»Hm. Wie man's nimmt. Eigentlich nicht,« war die zögernd gegebene Antwort.

»Jetzt wollen Sie mir etwas verheimlichen! Sprechen Sie doch offen.«

»Gut denn! Ich will auch gleich zur Hauptsache kommen, Ihnen die Bedingungen nennen, zu welchen alle, die sich hier befinden, vollständig freien Abzug haben.«

»Nun?«

»Auf dieser Insel befinden sich große Schätze an Gold, Elfenbein und Geschmeide.«

Aha! Ja, jetzt kam für diese Engländer wirklich die Hauptsache! Na, dieser junge Mann war wenigstens offen. Das gefiel mir.

»So?« sagte ich zunächst, um erst noch mehr zu erfahren.

»Jawohl! Dieses Gold und Geschmeide, meist Aschantihauptlingen gehörend, ist ihnen von jenem Karl Algots abgenommen worden.«

»Abgenommen? Wie soll ich das verstehen? Dieses Wort hat einen eigentümlichen Klang.«

»Allerdings. Jener Knabe hat verstanden, den harmlosen Neger Gold und Goldeswert, am meisten Leibesschmuck, an dem sie eigentlich pietätvoll hingen, abzulocken, indem er den unwisenden Neger dafür wertloses Spielzeug anbot . . . «

»So?« fiel ich jenem spöttisch ins Wort. »Haben Ihnen diese harmlosen, pietätvollen Neger nicht auch erzählt, daß jener Knabe ihnen auf ihr Verlangen wilde Tiere zähmte und dressierte, ihre Söhne erzog, wofür er ein Honorar zu verlangen hatte, und unter solchen Verhältnissen kein geringes?«

»Ganz gewiß. Und Karl Algots soll auch für seine Bemühungen den Verhältnissen entsprechend hoch bezahlt werden. Aber alles, was recht ist. Und daß er für elendes Spielzeug, das regelmäßig schon am anderen Tage zerbrochen war, den tausendfachen, den millionenfachen Wert annahm oder gar forderte, das war ein Unrecht. Kurz und gut: jetzt hat England diese Sache in die Hand genommen, und England hat nie ein Unrecht geduldet. Kurz und gut: Sie haben sämtliche Schätze, wie ich das alles zusammen nennen will, auszuliefern, sie werden nach England gebracht, und dann wird durch eine Kommission entschieden

werden, wahrscheinlich sogar im Parlament, was den betrogenen Aschantis zurückzuerstatten und was jenem Knaben für seine Bemühungen davon einzuhändigen ist.«

Ich wäre doch bald herausgeplatzt, dem Sprecher ins Gesicht. Doch ich dachte, noch einen diplomatischen Schachzug zu machen.

Ach, hätte ich es doch nicht getan! Wäre ich doch lieber gleich bei der Wahrheit geblieben.

»Ja, das stimmt wohl alles, aber diese Schätze befinden sich nicht auf der Insel.«

»Wo denn sonst?«

»Karl Algots hat alles ins Meer versenkt, in einzelnen Portionen, an nur ihm bekannten Stellen. Auf dieser Insel ist absolut kein Geld oder Geschmeide oder ... «

Da prasselte es mit Wucht herab, und zwischen uns, die wir drei Schritte auseinander standen, lag ein geplatzter Ledersack mit Zepter und Krone und Stern und anderem Plunder, alles Gold und Diamanten und Elfenbein und Gott weiß was.

Oben am Schwebebaum, der noch nicht ganz herumgedreht gewesen, hatte noch solch ein Sack gehangen, der Strick mochte gerissen sein, der Sack war gerade zwischen uns gestürzt, seinen kostbaren Inhalt wohlgefällig zeigend, und da brauchte man gar nicht nur an einen Teil zu denken – was man da zu sehen bekam, das genügte gerade, um schon von einem großen Schatze zu sprechen.

Na, ich war maßlos beschämt! Ich hatte doch gerade von ›absolut kein Gold und Geschmeide‹ gesprochen. Da muß mich der Himmel so Lügen strafen! Mir wäre tausendmal lieber gewesen, der Goldsack hätte mich doch gleich totgeschlagen.

Im Leben werden ja noch ganz andere Notlügen gemacht – und nicht nur aus Not – im Kriege sind sie erlaubt, in der Diplomatie wird wahrscheinlich noch ganz anders geflunkert – aber ich war damals nun eben so ein eigentümlicher Kauz. Erschrocken war

ich durchaus nicht, hatte mit keiner Wimper gezuckt – aber vor Scham mag ich rot wie ein gekochter Krebs geworden sein.

Da geschah etwas, was die Scham schnell von einem anderen Gefühl verdrängen ließ.

Der Lord und seine Begleiter waren natürlich erschrocken zurückgeprallt – dann standen sie da und starrten staunend diese glitzernden Kostbarkeiten an – und dann trat der Lord wieder einen Schritt heran, bückte sich, streckte die Hand aus, um das zuoberst liegende Stück, so ein diamantbesetztes Zepter, wie Karlemann schon dem Kididimo eines abgenommen hatte, aufzuheben.

Als ich diese Bewegung sah, da also erfaßten mich andere Gedanken.

Schnell setzte ich meinen Fuß auf dieses Zepter, beinahe hätte ich dem Lord, hätte er sie nicht rechtzeitig zurückgezogen, dabei auf die Hand getreten, und daß ich mir daraus nichts gemacht hätte, das sagte ich ihm auch.

»Hand weg!!« sagte ich also, oder ich mag mit meiner Bärenstimme auch ein bißchen gedonnert haben. »Jawohl, alle diese Schätze befinden sich hier auf der Insel. Noch zehnmal so viel. Und die gehören uns! Und ihr Engländer kriegt 'nen Dreck!«

Das war gut deutsch gesagt – wenn auch in englischer Uebersetzung.

Der Lord starrte mich wie geistesabwesend an, bis er sich wieder aufrichtete.

»Mister Richard Jansen, Kapitän von der ›Sturmbraut?«

Was wollte der Kerl, daß er noch einmal so fragte?

»Jawohl, das stimmt, das bin ich!«

Jetzt langte der in die Rocktasche, brachte ein Band zum Vorschein, legte es umständlich um seinen linken Oberarm.

»Wissen Sie, Herr Kapitän, was das bedeutet?«

»Nee!«

Es war eine blaue Binde, in der Mitte ein weißer Klecks und da drin wieder etwas Schwarzes.

»Das ist das Abzeichen, welches mir als englischem Offizier im Auslande das Recht gibt, Verhaftungen vorzunehmen. Jetzt bin ich englischer Kriminalbeamter.«

Ach so, ja! So etwas hatten wir auch einmal auf der Steuermannsschule zu hören bekommen, auch so eine Binde hatte man uns gezeigt, sie war von Hand zu Hand gegangen. Aber man kann doch nicht alles im Kopfe behalten Doch jetzt erinnerte ich mich wieder.

»Na und?«

»Sind Sie nicht aus dem Zuchthaus von Portland entsprungen?«

»Jawohl!« sagte ich, ganz fröhlich, oder ganz erstaunt.

Was wollte der Mann nur eigentlich von mir? Der hatte wohl plötzlich den Verstand verloren?

Mit einem Male fing ich zu lachen an.

»Ach Gott, jetzt geht mir ein Seifensieder auf – Männicken, Sie wollen mich wohl hier verhaften?!«

»Allerdings! Sie stehen hier auf englischem Boden und . . . «

»Na, nun lassen Sie sich aber nicht auslachen!!«

Er war auf mich zugetreten.

»Ich verhafte Sie im Namen der englischen . . . «

Bei diesem letzten Worte wollte er mir die Hand auf die Schulter legen. Das hätte der Unglücksvogel nun freilich nicht tun sollen.

Plötzlich war der junge Mann von der Galerie verschwunden, lag im Wasser, machte da Schwimmbewegungen.

Und ich konnte wahrhaftig nichts dafür. Das hatte ich wenigstens nicht gewollt! Ich hatte doch nur seine Hand beiseite geschoben – na ja, ich mag ein bißchen derb dabei gewesen sein – aber ihn gleich ins Wasser werfen, nein, das hatte ich wirklich nicht beabsichtigt. Der arme junge Mann hatte heute entschieden seinen Unglückstag,

Na, nun war nichts mehr daran zu ändern. Er schwamm nach dem Boote hin, wurde von den Matrosen hineingezogen, und dann ... »Setzt ab! Laß fallen die Riemen! Ruder an!!!« – fort ging es wieder.

Der pudelnasse Adjutant tat mir aufrichtig leid! Der mußte das nun doch alles seinen Vorgesetzten berichten, seine Kameraden, alle erfuhren es, diese Blamage ...

Da machte der junge Lord leider noch eine eigene Dummheit dazu.

Als das Boot eben in die Wasserstraße einsteuern wollte, wandte sich der Lord noch einmal um, schüttelte die geballte Faust zurück

»Wehe!! Noch heute wird diese Insel in Grund und Boden geschossen!«

Seht, das hätte der junge Mann nicht noch rufen sollen. Er hätte lieber den Mund halten sollen.

Nun blieb ich ihm aber auch nicht die Antwort schuldig.

»Na, da schießen Sie mal,« rief ich ihm also nach, »schießen Sie nur nicht daneben!«

Und der Felsenkessel hallte wider von dem brüllenden Gelächter aus mehr denn sechzig Kehlen.

Es waren sicher nicht meine Worte, die so belacht wurden; das war doch gar kein Witz gewesen.

Indem ich den jungen Mann ins Wasser geworfen, hatte ich ihn blamiert, und ich wäre jederzeit bereit gewesen, ihn deswegen um Entschuldigung zu bitten. Jetzt zuletzt aber hatte er sich selbst blamiert, das war seine eigene Schuld,

Denn es war doch lächerlich, diese ganz aus einem einzigen Felsen bestehende Insel in Grund und Boden schießen zu wollen.

DER VERHÄNGNISVOLLE SCHUSS UND WEITERES, WAS ICH NICHT
GEWOLLT HABE.

Nachdem das Boot wieder aufgenommen worden war, trennten sich die drei Schiffe. Das Kanonenboot – aber ein solches mit zwei Schornsteinen und hundertfünfzig Mann an Bord! – fuhr näher heran und legte sich dann quer vor den Ausgang der Riffstraße, während die beiden Korvetten in entgegengesetzter Richtung langsam um die Insel herum zu dampfen begannen, immer fleißig das Lot gebrauchend.

Ich betrachte mir eben, auf der Plattform in der Nähe der Leuchturmsinsel stehend, nach gehaltenem Mittagessen behaglich meinen silbernen Zahnstocher gebrauchend, das kolossale Panzerturmschiff, dieses Wunder der damaligen Zeit, dessen Bild und Beschreibung alle illustrierte Zeitungen füllten – da sehe ich von dem Turm aus ein Rauchwölkchen aufsteigen, und ehe ich noch den Knall höre, sehe ich schon den großen Vogel geflogen kommen.

Der weit entfernte Kanonendonner vermischte sich mit einem höllischen Prasseln und Knattern und Puffen in meiner dichten Nähe.

Aha, sie machten also Ernst! Richtig, die uns gegebene Frist von einer Stunde war ja auch gerade verstrichen. Sie wollten also wirklich die ganze Insel in Grund und Boden schießen!

Nun, damit hatte es noch gute Weile. Die Granate war an der Felswand zur Explosion gekommen, dicht unter mir, aber ich hatte nicht gemerkt, daß der Felsen auch nur im geringsten gewackelt hätte.

Nein, so ein von Gotteshand geschaffener Felsen ist doch etwas anderes als ein von Menschen zusammengekleistertes Mauerwerk! Wenn sie keine Verschwender waren, so sparten sie ihre Munition.

Aber sie taten es eben nicht. Der ›Prinz Albert‹ knallte weiter, und jetzt fing auch die andere Korvette, die ›Lady of Fife‹, welche

unterdessen die andere Seite der Insel erreicht hatte, zu böllern an.

Ja, dann freilich mußten doch einige Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Niemand durfte sich mehr auf dem Plateau aufhalten, und dann war in Erwägung zu ziehen, daß eine Granate doch einmal ihren Weg durch eine Fensteröffnung finden konnte. Das wäre freilich nur Zufall gewesen, so genau schießt nicht einmal ein Chinese aus seiner ledernen Kanone, aber . . . die Möglichkeit war eben doch vorhanden.

Ein Glück oder eine Gunst der Natur war es übrigens, daß die Wasserstraße zwischen den Riffen und Barrieren eine kleine Krümmung machte, welche genügte, um den Blick von draußen in den Hafen zu versperren, und konnte man nicht hineinblicken, so konnte man doch auch nicht hineinschießen, denn die um die Ecke schießende Kanone war damals noch nicht erfunden.

Freilich konnten sie auch über die Steinwände oder über das ganze Felsplateau hinweg Granaten in den Hafen werfen, Mörser waren dazu gar nicht nötig, jedes andere Geschütz konnte nach und nach für einen Bogenschuß eingestellt werden.

Dann allerdings wäre vor allen Dingen meine ›Sturmbrat‹ gefährdet gewesen. Nun, da konnte man nichts ändern, das mußte man mit Ruhe abwarten.

So ein blindlings abgegebener Bogenschuß aber, wenn er treffen soll, will doch etwas heißen. Und außerdem schienen die Belagerer gar keine solche Absicht zu haben, sie betrachteten meine ›Sturmbrat‹ wohl schon als ihr Eigentum, das sie nicht beschädigen wollten, auf dem Plateau selbst war noch keine einzige Granate krepirt, sie böllerten nur immer gegen die Felswände, da vielleicht einen Fleck im Gestein als Ziel wählend, schossen nur einmal ihre Geschütze ein, und das Kanonenboot sagte überhaupt nichts.

Aber ein Schuß durch eine der Fensteröffnungen konnte eben doch einmal möglich sein, und dort oben standen nicht nur die

Geschütze, sondern dicht daneben befand sich auch die reichliche Munition, Pulverkartuschen und Granaten, und ich traute Neumanns Versicherung doch nicht recht, daß die explosions sicher untergebracht seien, dicht bei jedem einzelnen Geschütz, oder ich verstand seine Beschreibung nicht. Und wenn einmal so ein ganzes Munitionslager explodierte, dann freilich konnte das böse werden, dann konnte ein Teil der obersten Felsendecke in die Luft fliegen, abgesehen von den Stickgasen, die sich dann im Innern des ausgehöhlten Felsens entwickeln mußten.

Kurz, ich wollte das einmal besichtigen. Außer Neumann und einigen seiner Getreuen begleitete mich mein zweiter Ingenieur, der als ehemaliger Artillerieoffizier am meisten von der ganzen Kanoniererei verstand.

Nun, Neumann hatte recht. Karlemann oder seine Baumeister hatten die Munitionskammern in einer Weise angelegt, mehr ins Innere des Felsens hinein, daß eine Explosionsgefahr ganz ausgeschlossen war.

Da ich nun einmal hier oben war, wollte ich mir auch gleich die Geschütze ansehen, Karlemann hatte deren sechzehn, rund um den Felsen montiert, lauter mächtige Dinger – mit Kleinigkeiten ließ sich Karlemännchen ja niemals ein.

Das hier, bei dem ich gerade stand, war ein Fünfzehnzöller, welcher Zweiunddreißigpfünder schoß. Meine waren bedeutend kleiner – Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder.

Und da durch die Geschützpforte war gerade so hübsch der ›Prinz Albert‹ zu erblicken, wie hinten und vorn und aus dem Panzerturm immer der Pulverrauch emporstieg.

Das mächtige Schiff sah von hier oben wie ein niedliches Spielzeug aus, das da unten auf dem blauen, spiegelglatten Wasser schwamm. Trotzdem bewegte es sich tüchtig, immer von einer Seite auf die andere, trotz der totenstillen See. Das machte der Rückstoß der Geschütze.

Als ich mir das so betrachte, da juckt es mich doch plötzlich im Herzen und juckt es mich in den Fingerspitzen.

»Wir könnten den Engländern doch einmal zeigen, daß auch wir Geschütze haben,« sage ich.

»O ja, das können wir.«

»Na, da wollen wir das Ding doch einmal laden.«

Gut! Neumanns Gesellen bringen auf einer kleinen Schubkarre Kartusche und Granate angefahren, sie exerzieren wie die ausgebildeten Artilleristen, die Abreißschnur wird in den Zünder gehakt, alles ist fix und fertig zum Abfeuern, nur auf die Entfernung muß das Geschütz noch eingestellt werden, ehe das Zielen losgeht, wovon bekanntlich bei der ganzen Schießerei das Treffen abhängt, und was daher die Hauptsache sein soll.

»Na, Kienock, wie weit schätzen Sie denn die Entfernung?« fragte ich meinen zweiten Ingenieur. »Tausend Meter, was?«

»Es dürfte näher sein. Haben Sie nicht ein Biometer hier, Herr Neumann?«

Der kleine Igel wußte gar nicht, was ein Biometer ist – ich aber auch nicht.

Es ist ein Instrument, ein Fernrohr, welches, wenn es in einer gewissen Weise eingestellt wird, die Entfernung des betreffenden Gegenstandes bis auf einen Meter angibt. Da es aber ganz fest stehen muß, kommt es nur bei der Festungs- und Feldartillerie in Betracht, auf dem Schiffe ist es ganz unbrauchbar, dieses ist doch immer etwas unruhig, und so hatte auch ich kein Biometer an Bord gehabt.

»Sie meinen, es sind keine tausend Meter?«

»Sicher nicht. Höchstens neunhundert. Stellen Sie das Visier darauf ein. Dann können Sie ja bei jedem Schuß, wenn die Kugel aufs Wasser schlägt, die Entfernung verbessern.«

Ich aber dachte anders, wie wir gleich sehen werden; ich selbst schätzte die Entfernung auf weniger als tausend Meter, und dennoch stellte ich das Visier auf die Tausend ein – aus einem Grunde, den wir gleich sehen werden.

Kienock schien das nicht bemerkt zu haben, sonst hätte er mich doch gleich auf meinen vermeintlichen Irrtum aufmerksam gemacht.

»Diesem Panzerschiffe ist nun freilich nichts anzuhaben,« sagte er statt dessen, während ich in gebückter Stellung visierte. »Wenigstens nicht mit diesem Kaliber. Das sind die allermodernsten Panzerplatten, ungeheuer dick, auf ganz besondere Weise gehärtet – die haben ganz andere Proben bestanden als nur mit einem Zweiunddreißigpfünder.«

»Meinen Sie?« fragte ich, nur so, um etwas zu sagen, immer noch visierend, mit der Hand winkend, wodurch ich von den Jungen das Geschütz tiefer und höher schrauben ließ. Auch ich verstand ja schon etwas vom edlen Geschützexerzieren.

»Sicher. Und selbst wenn die Granate trifft und ein Loch unter Wasser reißt, hätte das nicht viel zu bedeuten.«

»Wieso nicht?«

»Das ganze Schiff ist in wasserdichte Kammern eingeteilt.«

»Also wie die ›Great Eastern‹.«

»Ja, aber gleich in zweiunddreißig Kammern. Und ein einziger Druck auf einen Knopf, der sich auf der Kommandobrücke befindet, genügt, um sämtliche Schotten gleichzeitig zu schließen. Elektrisch!«

»So so. Na – na,« – jetzt hatte ich das Schiffchen schon im Visier! »Höher, noch ein bißchen höher – so – so ... «

»Halten Sie auf das Hinterteil – die Maschine ist ganz hinten angebracht – das ist auch die empfindlichste Stelle,« rief Kienock.

»I wo, ich werde doch nicht das schöne Schiffchen ... «

»Ja, Herr Kapitän,« rief da Kienock erstaunt, »Sie haben ja doch auf tausend Meter eingestellt! So weit ist das keineswegs!«

»Na ja, was denken Sie denn von mir,« entgegnete ich gutmütig, »ich werde doch das schöne Schiffchen, das an die zehn Millionen Taler gekostet hat, nicht kaputt machen.«

Erstaunt blickte mich Kienock an. Doch sein Staunen verging schnell. Er kannte meinen Charakter ja zur Genüge.

»Aber einen tüchtigen Puff könnten Sie ihm doch wenigstens beibringen, damit die merken, daß auch wir scharf schießen können.«

»Nun, da genügt ja schon, wenn ich ihnen eine Granate über den Kopf schicke, dann werden sie sich bald weiter zurückziehen, daß sie einem nicht so die Ohren vollböllern. Aber dieses schöne Turmschiffchen anschießen – nee, Kienock, nee, is nich bei mir zu machen. Und es hätte ja gar keinen Zweck, Sie sagen es doch selbst.«

So sprach ich – und ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß es aus ehrlichstem Herzen kam. Ich war damals eben eine Seele von einem Menschen, die personifizierte Gutmütigkeit selbst.

»Halt, brrrr!« kommandierte ich dann, nicht gerade reglementsmäßig. Das Schließen der winkenden Hand zur Faust zeigt der Bedienungsmannschaft an, daß das Ziel gefunden ist.

Und nun ein Ruck an der Reißleine, ich sprang vor dem zurücksausenden Geschütz zur Seite und ...

Herrgott im Himmel, war das ein Krachen in dem engen Felsengewölbe! Und dieser Pulverqualm!

Die beiden Ingenieure hatten schon etwas von der Artilleriekunst verstanden, als sie diese Gänge als Batterie anlegten, für Abzugskanäle war genügend gesorgt, und trotzdem mußten wir schnell an die runden Fenster springen und den Kopf hinausstecken, wollten wir nicht ersticken.

Uebrigens hat auch die in den Felsen gehauene Festung von Gibraltar, mit mehr als tausend Geschützen armiert, die zum größten Teil in Ketten hängen, Batterien, welche ganz unverwendbar

sind, die Bedienungsmannschaft würde in den Pulvergasen erstickten, zumal bei Südwestwind.

Also auch ich steckte meinen Kopf schnell durch ein Abzugsfenster.

»Da – da – da – da!!« schrie Kienock aus dem benachbarten Fenster. »Was ist denn das?!«

»Nicht möglich!« hauchte ich, und ich fühlte, wie eine eiskalte Todesfaust an mein Herz griff.

Ich hatte das, was ich nicht glauben wollte, doch selbst gesehen! Denn solch ein aus der Kanone geblasener Vogel durch-eilt gar schnell die Luft, weit, weit schneller als der Schall, der doch schon 380 Meter in der Sekunde macht – und so hatte ich noch beobachten können, ganz deutlich, wie die Granate dicht vor dem ›Prinz Albert‹ aufgeschlagen war, ganz dicht, das Wasser hatte eben noch etwas aufspritzen können – vorn in der Nähe des Mittelmastes – ein Unterwasserschuß – und da begann auch schon das Vorderteil des Panzerkolosses hinabzugehen, schneller und immer schneller!

Was soll ich sagen? Wie soll ich es schildern?

Die Augen genügten, um alles bis ins kleinste beobachten zu können, und sie schauten Schreckliches!

Das Vorderteil ging hinab, hinten hob sich das Schiff. Und plötzlich wimmelte das ganze Deck von Menschen in wirrem Durcheinander, alles stürzte nach dem Hinterteil, das sich jetzt mehr hob.

Auf der Kommandobrücke etwas wie ein wilder Kampf um irgendeinen Gegenstand.

Und dann ein Brüllen des Entsetzens.

»Die Schottendichtung versagt!!! Das Schiff sinkt!!! Heizer an Deck!!! Klaaar bei allen Booten!!!«

Bis hierher hörte ich es. Oder gaukelten es mir meine Ohren nur vor, weil ich ahnte, schon wußte, was dort passiert war?

Sprachrohre konnten es in der klaren Luft auch wirklich bis hierhertragen.

O, wie soll ich schildern, was meine vor Schreck und Entsetzen weit aufgerissenen Augen erblickten?

Die Nase des Schiffes war schon im Wasser verschwunden, und jetzt begann auch der ganze übrige Rumpf sich zu senken, schneller und schneller und immer schneller.

In fieberhafter Hast wurden die Boote ausgeschwungen, die Matrosen sprangen hinein, gar nicht mehr an ein Hinablassen denkend, sie nur von allem Tauwerk befreiend und dann zum muskelsprengenden Ruderschlag bereit, um noch rechtzeitig aus dem furchtbaren Strudel herauszukommen.

Und dann aus Luken hervorstürzende rußige Gestalten, ebenfalls in die Boote springend.

Und dazwischen durch das Sprachrohr gedonnerte Kommandos, gellende Bootsmannspfeifen.

Denn das muß man den Engländern lassen – Seeleute Klasse Eins A. Sollen sie auch nicht, diese Inselsöhne, die schon seit Jahrhunderten alle Meere beherrscht haben!

Ich bekam es hier zu sehen. Die Verwirrung war nur eine scheinbare – oder war sie vorhanden gewesen, so hatten Kommando und Bootsmannspfeife sofort wieder Ordnung hineingebracht.

Jeder Mann in das ihm zugewiesene Boot! Keine Ausnahme! Es ging alles glatt wie am Schnürchen.

Wäre nicht gerade ich es gewesen, der dies alles verschuldet – dieses Rettungsmanöver wäre für mich ein erhebender Anblick gewesen.

Aber so!

Und da ging der ›Prinz Albert‹ mit seinen 10 000 Tonnen hinab – nun lugte noch der Turm hervor, dann war auch dieser weg – und dann verschwanden die Mastspitzen . . .

Das Wunder der modernsten Schiffbaukunst war nicht mehr!

Ein einziger Schuß hatte es vernichtet!

Und ich war es gewesen, der diesen Schuß abgegeben hatte! –

–
Und ich sollte etwas vielleicht noch Furchtbareres zu schauen bekommen, durch meine Schuld hervorgerufen – furchtbar in nur ganz anderer Weise.

Was ist furchtbarer: wenn man sieht, wie ein spielendes Kind totgefahren wird, oder wenn man dabeisein muß, wie der Tod des Kindes der Mutter gemeldet, ihr das tote Kind gebracht wird? Ich glaube wohl, das letztere.

Gegen zwanzig Boote waren es, welche auf der jetzt schäumenden Wasserfläche schwammen, und wenn die ganze Besatzung glücklich hineingekommen und kein Boot mit hinabgezogen worden war, so mußten es etwa neunhundert Mann sein, die plötzlich ihr Schiff verloren hatten, innerhalb von fünf, von drei Minuten!

Der ›Prinz Albert‹ hatte sich nördlich von der Insel befunden, die ›Lady of Fife‹ lag südlich, das Kanonenboot östlich vor der Hafeneinfahrt.

Keines dieser beiden anderen Schiffe ahnte etwas von dem, was unterdessen auf der Nordseite passiert war.

»Die ›Lady of Fife‹ schoß nach wie vor Granaten an unsere Felswand, auf dem Kanonenboot, dem ›Lizzard‹, wusch die Mannschaft an Deck gerade ihre Eßschüsseln aus, auf der Kommandobrücke spazierten die Offiziere hin und her, manchmal durch Fernrohr und Krimstecher nach der Insel blickend.

Alles sorgloser Friede, wenn auch zum Kampfe gerüstet.

Da kommt hinter der Felsenecke ein Boot hervorgerudert, fünfzig Mann darin.

Die Offiziere auf der Kommandobrücke stutzen.

Ja, was ist denn das?! Sind das nicht englische Kriegsschiffsmatrosen? Wie kommen denn die hierher?

Und da kommt ein zweites Boot hervor, ein drittes, ein viertes

...

Und da sehe ich, wie auf der Kommandobrücke des Kanonenbootes der eine Offizier, der mit den meisten Streifen, also wohl der Kommandant, langsam die Arme hebt, immer höher – und wie er sie hebt, so sinkt er langsam zusammen – immer tiefer – bis er auf den Knien liegt, die Arme zum Himmel erhoben – und meine geistigen Ohren vernehmen sein flüsterndes Stöhnen bis hierher:

»Gerechter Gott – die ganze Mannschaft des ›Prinz Albert‹ – in den Booten! – der Stolz Englands ist gesunken!!!«

Und dann sehe ich weiter, wie der erste Kutter das Kanonenboot erreicht hat, ein Offizier, die Aermel ganz mit Goldstreifen bedeckt, klettert die wenigen Sprossen des Fallreeps empor – wohl hatte er schon graue Haare, aber als ich ihn vorhin auf der Kommandobrücke der Panzerkorvette beobachtet habe, da war er noch ein rüstiger Mann gewesen, elastisch in jeder Bewegung – und jetzt plötzlich ist er ein gebrochener Greis, der kaum noch die wenigen Sprossen hinauf kann – taumelnd wankt er über Deck – der Kapitän eilt von der Kommandobrücke herab, fängt ihn auf – sie liegen einander an der Brust, die beiden befreundeten Waffengefährten – ich höre ihr leises Weinen bis hierher . . .

»Die mir anvertraute Panzerkorvette, der Stolz Englands, der ›Prinz Albert‹ ist gesunken! In den Grund geschossen! Von dem dort oben – von Richard Jansen, von dem Kapitän der ›Sturmbräut!«

Sagt das der gebrochene Greis, Lord Renington, wirklich?

Die Entfernung ist so groß, und doch gellt es mir ganz deutlich in die Ohren. Noch heute! – –

Daß ich mich schon oben auf der Plattform befand, wußte ich gar nicht. Sonst hätte ich ja aber auch nicht nach der anderen Seite hin beobachten können.

Und da sah ich Tischkoff stehen, mit einem Fernrohr nach dem Kanonenboote blickend.

»Bei Gott, Tischkoff, das habe ich nicht gewollt!« stöhnte ich.

Er schob das Fernrohr gelassen zusammen und blickte mich ebenso an.

»Was wollen Sie denn? Sie machen sich wohl, gar Vorwürfe? *Nonsense!* Sie sind doch manchmal wirklich ein kurioser Kauz. Haben die uns nicht auch beschossen? Und im übrigen ist Ihnen England großen Dank schuldig. Ich habe ja gleich gesagt, daß der ›Prinz Albert‹ nichts taugt. Die unteren Panzerplatten sind viel zu schwach gewesen und sind überhaupt gar nicht geprüft worden. Und die Kommission, die dieses Kriegsschiff abgenommen hat, war einfach bestochen. Das aber ist der Fluch, wenn man für den Bau solch eines Kriegsschiffes zwischen Privatwerften ein Konkurrenz Ausschreiben macht und es dann womöglich der billigsten übergibt. Daß so etwas nicht wiederkommt, daran sind Sie schuld, mit einem einzigen Schusse. Faktisch, Kapitän Jansen, Sie haben den Stein endlich ins Rollen gebracht, England ist Ihnen nur Dank schuldig. Und die ganze Schottenvorrichtung versagt! Es ist ja ein unerhörter Skandal! Nun denken Sie bloß mal an, wenn so etwas während einer richtigen Seeschlacht passierte, das Admiralsschiff sackt durch einen einzigen Schuß innerhalb dreier Minuten weg! Die Schlacht ist verloren, die Zukunft des ganzen Landes kann bedroht sein. Ein Glück für England, daß dieser verhängnisvolle Schuß einmal so hier nebenbei im Frieden gefallen ist, wo es weiter keine bösen Folgen hat. Was ist denn weiter dabei? Ein paar Panzerplatten und einige Geschütze sind weg. Ein paar Menschenleben. Bah! Dafür sind wir Seeleute. John Bull stampft auf die Erde und hat ein Dutzend anderer solcher Panzerschiffe, aber gebrauchsfähiger als dieses jämmerliche Kinderspielzeug.«

So sprach Tischkoff.

Ja, dieser Mann wußte zu sprechen. Gerade in seiner ruhigen, freundlichen Weise wirkte es doppelt mächtig.

Statt des bisherigen Entsetzens bemächtigte sich meiner plötzlich eine wilde Lustigkeit.

»Na, bedanken wird sich England wohl nicht bei mir!« lachte ich.

»Nein, das allerdings nicht. Ich sprach auch nur von Dank schuldig sein. Nicht jede Schuld wird ja beglichen.«

»Und jetzt bin ich vogelfrei.«

»Ja, das sind Sie. Jetzt ruht England nicht eher, als bis es Sie beim Schlafittchen hat. Sprechen Sie Malaiisch, Herr Kapitän?«

Ich verneinte verwundert. Was hatte das mit meiner Sicherheit zu tun, daß ich Malaiisch können sollte? Fand ich vor dem allmächtigen England etwa Schutz in Holländisch-Indien?

»Hm. Schade! Hm,« brummte da mein Kommodore nachdenklich. »Mit Goliath habe ich schon gesprochen. Der kennt es auch nicht. Es handelt sich nämlich um einen Ausdruck in der malaiischen Sprache – na, ich lasse es einstweilen aus, werde schon noch daraufkommen, muß es einmal beschlafen.«

Und Tischkoff ging davon, stieg hinab, vergrub sich wieder zwischen seinen Schweinslederbänden.

Ich mußte ihm nachlachen. Ich balge mich hier mit meinen Gefühlsempfindungen herum, und der hat mich wohl nur aufgesucht, um mich zu fragen, ob ich ihm ein malaiisches Wort übersetzen könnte!

Und meine Leute?

Ach, ich Narr, daß ich von mir selbst immer auf andere schloß! Meine Jungen waren ganz außer dem Häuschen.

»Unser Käpt'n hat den ›Prinz Albert‹ in den Grund geschossen – mit einem einzigen Schusse – so was kann doch nur unser Käpt'n – hip hip hip hurra für unsern Käpt'n!«

So wurde ich empfangen, und Madam Hullogan wollte durchaus mit mir irisch Jig tanzen, trat mir schon ein paarmal mit ihren Seestiefeln gegen die Schienbeine.

Zum ersten Male verweigerten mir meine Jungen den Gehorsam – sie wollten nicht aufhören zu jubeln. Endlich hatte ich sie doch zur Ruhe gebracht.

»Hört, Jungens – zunächst sitzen wir hier in der Falle . . .«

»Wir segeln die beiden anderen heute nacht einfach auch noch über den Haufen,« wurde geschrien.

»Und dann sind wir vogelfrei.«

»Käpten, das sind wir doch schon lange!«

»Na, endlich vogelfrei!« setzte noch Mahlsdorf mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu.

»Ja, aber wir werden kein Plätzchen mehr auf der Erde finden, wo man uns nicht verfolgen wird, und nicht nur von England aus.«

»Auf der Erde? Na, dann bleiben wir eefach auf'm Wasser. Wir haben doch auch unsern Klabautermann an Bord,« war die vergnügte Antwort.

Na, wenn freilich die Sache so stand, da konnte ich mir eine lange Rede ersparen.

Und meine nächsten Worte, die ich sprach, die Augen zum Himmel gerichtet, die waren:

»Am Fockmast schwabbelt wieder ein Zeising, ihr Himmelhunde!! Stürmann, seid Ihr hier an Bord eines klargetakelten Schiffes oder wäht Ihr Euch in einem Schweinetrog?« – –

Auch die ›Lady of Fife‹ war von dem Unglück ihres gepanzerten Schwesterschiffes benachrichtigt worden.

Neue Szenen des Jammers! Schrecklich, wenn solch stahlharte Männer jammern. Das ist noch etwas ganz anderes als der Ausdruck des Schmerzes eines Weibes.

Auch dies beobachtete ich – doch jetzt war ich schon gefeit.

Dann dampfte die Korvette mit dem Kanonenboote, die geretete Mannschaft zwischen sich verteilt habend, nach der Küste zu ab. Kein einziger Schuß wurde mehr abgegeben. Aber wir sahen geballte Fäuste schütteln.

Und verlassen wollten sie uns auch nicht. Die Entfernung von der Insel wurde nur auf eine Seemeile vergrößert, dort blieben sie wieder liegen, die Hafeneinfahrt im Auge behaltend.

Ja, mein einziger Schuß hatte ihnen Respekt eingeflößt. Er war ja auch danach angetan gewesen.

Dann sahen wir ein Boot, wohl eine Dampfpinasse, abgehen, wirklich nach der Küste. Dort mochten noch andere Kriegsschiffe liegen, vielleicht auch suchte sie einen englischen Hafen auf.

Was die Engländer sonst vorhatten, wie sie gegen uns vorgehen wollten, wußten wir natürlich nicht. Die beiden Schiffe blieben ruhig dort liegen, gaben keinen Schuß mehr ab, wenn er uns wohl auch noch erreicht hätte. Sie lagen da wie die Katze vor dem Mauselloche. Und daß die uns nicht locker ließen, das war nun sicher!

Der Nachmittag verging.

Wir hatten absolut nichts mehr zu tun. Volle Dampfspannung, auch die siebenunddreißig Jungen waren schon an Bord der ›Sturmbräut‹ untergebracht. Essen und schlafen. Natürlich mit Ausnahme der Wachen.

So brach die Nacht an. Plötzlich, wie immer in diesen Breiten. Innerhalb von fünf Minuten war aus klarer Tageshelligkeit die schwärzeste Finsternis geworden. Da darf man wohl schon von ›plötzlich‹ sprechen.

Und dort, wo wir vor fünf Minuten noch die beiden Schiffe hatten liegen sehen, sollten jetzt die weißen Toplaternen, die farbigen Seitenlichter und die vielen Bollaugen leuchten.

Aber von alledem nichts! Was jedem Handelsschiff bei schwerster Strafe verboten, nämlich bei Nacht die Lichter und Feuer zu löschen oder nur zu verdecken, kann sich ein Kriegsschiff leisten. Zumal wenn es sich wirklich auf dem Kriegspfade befindet.

Und wer vogelfrei ist, der Desperado zur See, kann es sich ebenfalls leisten!

Weshalb hatten die beiden Kriegsschiffe die Lichter gelöscht? Weil sie etwas gegen uns vorhatten.

Da hieß es schnellstens handeln! Gerade jetzt war die günstigste Zeit, jetzt, da der Gegner noch weit entfernt war.

Ehe die Kriegsschiffe die Seemeile zurückgelegt haben konnten, mußten wir schon draußen sein, und dann mit Volldampf . . . ahoi, auf das weite Meer hinaus, in die weite Welt hinein – freie Seezigeuner wie vorher – nur nicht mehr so gemütlich – gehetzte Seewölfe, Hyänen des Meeres.

Alles war bis ins kleinste vorbereitet. Und Karlemanns kleine Bande war auch für die finsterste Nacht einexerziert. Alles klappte, stets war der Korkfänder am richtigen Platze, die Taue gingen von Hand zu Hand.

Wie ein gespenstisches Ungetüm einer phantastischen Einbildung schwebte die ›Sturmbraut‹ durch die von Riffen begrenzte Wasserstraße. Kein Knirschen, kein Plätschern, kein Laut.

Da ein Knall, gar nicht so stark, keine hundert Meter zu hören – nur in dieser Todesstille wie ein Kanonenschuß wirkend.

Eine zu straff gespannte Trosse war gebrochen – oder gerissen, wie man auf dem Lande sagt, ein Tau. Es wurde durch ein neues ersetzt.

Wie lange dauerte es? Noch so gedeckt, wagte ich doch kein Streichholz anzuzünden, um nach der Uhr zu sehen. Für mich eine Ewigkeit, in Wirklichkeit vielleicht drei Minuten.

Und dann ging es weiter. Und dann waren wir draußen, hatten die Barrieren hinter uns.

Tief aufatmend stand ich auf der Kommandobrücke. Gottlob, es war geglückt! Vor uns lag für uns Vogelfreie das freie Meer!

Ich zischte in das Sprachrohr hinein. Das einmalige Zischen war für den ersten Ingenieur, welcher unten schon lange mit dem Ohre am Sprachrohr stand, das ausgemachte Zeichen für sofortigen Volldampf, für volle Kraft.

Der Maschinist zischte zurück und drehte den Hebel.

Leise begannen die eisernen Planken zu zittern, leise hörte man die Maschine pfauchen.

Man kann sofort vollen Dampf geben, aber natürlich nicht sofort volle Fahrt oder volle Kraft erreichen. Das muß nach und nach gesteigert werden.

Viertel Kraft – halbe Kraft – dreiviertel Kraft – volle Kraft mit voller Fahrt und . . .

Und da ein Krach, ein Schmettern, Prasseln und Splittern . . .

Und dann ein gellendes Heulen und Brüllen von Hunderten von Menschen . . .

Und dann ein blendendes Licht, von einem Scheinwerfer ausgehend, Magnesiumlicht oder gar schon elektrisch.

Dieser Scheinwerfer befand sich an Bord der ›Lady of Fife‹, und was er beleuchtete, das waren die zwei Hälften eines Schiffes, die im nächsten Augenblick im Wasser verschwanden – und dann Holztrümmer und dazwischen schwimmende Menschen.

»Der ›Lizzard‹ ist gerammt worden!!!« gellte der Schrei.

Ja, wir hatten das englische Kanonenboot übersegelt.

VOGELFREI!

Freundlich lag mit goldenem Scheine die Morgensonne auf Deck der ›Sturmbräut‹, und Tischkoff betrat es zu seinem gewöhnlichen Spaziergang.

»Mr. Tischkoff, jetzt muß ich Sie einmal sprechen!«

Ich war eisern – und er lächelte mich gutmütig und überlegen wie immer an.

»Aber, mein lieber Kapitän, ich bin für Sie doch immer zu sprechen!«

Na, das hatte ich bisher nun weniger gemerkt.

»Was gibt es denn? Eine schlechte Nacht gehabt? Sie sehen ja recht verdrießlich aus.«

Verdrießlich! Hahaha! Da mußten ja alle Teufel der Hölle mitlachen!

»Wissen Sie eigentlich, Mr. Tischkoff, was heute nacht passiert ist?«

»Nein, was denn?«

Himmelbombenelement noch einmal!!

»Wir haben das Kanonenboot gerammt, übersegelt, glatt durchgeschnitten.«

»Ach so, ja, das weiß ich. Wenigstens daß wir ein Schiff rammten. Der Stoß war ja tüchtig genug, und dann hörte ich auch das Schreien. Ja, das habe ich gemerkt.«

O, daß doch jeder gute Mensch solch eine Seelenruhe haben möchte!

»Welches von den beiden Schiffen haben Sie denn gerammt?«

Also auch das wußte er noch nicht, hatte sich noch gar nicht darum gekümmert!

»Den ›Lizzard‹, das Kanonenboot.«

»So so. Nicht wahr, es war gleich, nachdem Sie aus der Wasserstraße heraus waren?«

Ich schilderte kurz.

»So so. Also glatt durchgeschnitten?«

»Glatt in zwei Hälften.«

»Und Ihre ›Sturmbraut‹? Bedeutende Havarie gehabt? Daß sie noch seetüchtig ist, merke ich ja.«

»Ja, Mr. Tischkoff, es geschehen noch immer Zeichen und Wunder.«

»Das weiß ich. Vielleicht mehr, als die aufgeklärte Menschheit denkt. Aber wieso ein Wunder in Ihrem Falle?«

»Die ›Sturmbraut‹ hat auch nicht den geringsten Schaden erlitten!«

»Bah,« schnalzte mein Kommodore verächtlich mit den Fingern, »Ihre ›Sturmbraut‹ ist bester Stahl, und dieses sogenannte Kanonenboot mit Panzerung war nur morsches Holz mit etwas Stahlblech daraufgenagelt. Wiederum sollte Ihnen England dafür dankbar sein, daß Sie dieses elende Fahrzeug endlich aus der Welt geschafft haben. England sollte überhaupt einmal tüchtig mustern

und arangieren, sonst könnte sein Stolz einmal gedemütigt werden. Also gar keine Havarie gehabt?«

»Gar nichts. Oder wenn ich ganz pedantisch sein will: in der Pantry sind zwei Teller zerbrochen.«

Tischkoff betrachtete seinen Aermel und schnipste von dem feinen, blauen Tuche ein Stäubchen weg.

»In der Pantry? So. Apropos, da fällt mir ein – auch kein Mann zu Schaden gekommen?«

»Kein einziger Finger gequetscht.«

»Dann ist also auch noch der Steward zu haben. Ich dachte nämlich, weil ich vorhin mehrmals vergeblich klingelte . . . «

»O, ich bitte um Entschuldigung – ich selbst habe den Steward mit einem Auftrage in die Proviantkammer geschickt, ich werde ihn sofort holen lassen.«

»Dann sagen Sie ihm doch gleich, bitte, er möchte meine Segeltuchschuhe gipsen, ich will sie dann anziehen.«

Sprach's und wandte sich, um seinen Spaziergang fortzusetzen. Also daß seine Schuhe tadellos weiß waren, das war ihm jetzt die Hauptsache!

Aber ich vertrat ihm zum zweiten Male den Weg.

»Nein, Mr. Tischkoff, ich muß Sie doch noch verschiedenes fragen!«

»Aber bitte, Herr Kapitän, ich stehe doch immer zu Ihrer Verfügung,« antwortete er lächelnd ebenso zum zweiten Male, nur mit einem Nachsatze: »Mit Ausnahme, wenn ich . . . nun, Sie wissen schon. Mit was kann ich denn dienen?«

»Ja, Mr. Tischkoff, was soll nun aus uns werden?«

»Ja, Herr Kapitän, das müssen doch Sie wissen.«

»Wir sind vogelfrei.«

»Das glaube ich wohl.«

»Bald wird nicht nur jedes englische Kriegsschiff, sondern auch jedes andere, sobald es die ›Sturmbräut‹ erblickt, auf uns Jagd machen.

»Daran ist nicht zu zweifeln.«

»Auf meine Festnahme oder meine Vernichtung wird England eine Prämie setzen.«

»Ohne Zweifel.«

»Und ist diese Prämie hoch genug, daß es sich lohnt, so dürfte es bald Abenteurer zur See genug geben, aber auch sonst ganz friedliche Handelskapitäne, die sich ganz darauf legen, auf mich Jagd zu machen, um sich diese Prämie zu verdienen.«

»Das ist sehr wohl möglich.«

»Und, Mr. Tischkoff, unter solchen Verhältnissen wollen Sie noch bei mir an Bord bleiben?

Es mußte ein ehrliches Staunen sein, mit dem mich dieser seltsame Kauz anblickte.

»Ja, warum denn nicht?! Oder wollen Sie mich gern los sein?«

»Ganz im Gegenteil; aber, wie gesagt, wir werden bald wie die wilden Tiere von allen Seiten gehetzt werden.«

»O, das wäre zu Lande etwas ganz anderes, aber an Bord empfindet man ja so etwas gar nicht, da sitzt man bequem in seiner Kabine und geht an Deck spazieren.«

»Und doch dürften wir es bald empfinden. Ich darf ja keinen Hafen mehr anlaufen. Woher soll ich Proviant bekommen?«

»Ja, mein lieber Herr Kapitän, das freilich ist Ihre Sache! Sie werden schon etwas zu essen bekommen, und ich bin mit allem zufrieden. Wenn ich nur meine Ruhe habe, und ich habe mich hier nun so hübsch eingewöhnt . . . «

»Zum Teufel noch einmal!« wurde ich jetzt aber doch etwas ungeduldig, obgleich ich dabei lachen mußte. »Wissen Sie denn nur wirklich gar nicht, wo ich hinaus will?«

»Nein.«

»Nun, Sie haben doch gesagt, Sie wollen mein Kommodore sein, ich soll mich Ihrer Führung anvertrauen, ich würde nicht schlecht dabei fahren, ich könnte Sie jederzeit um Rat fragen. Also nun einmal heraus damit!«

So hatte ich zu Mr. Tischkoff noch nie gesprochen. Ich hatte ihn ja förmlich angeschnauzt.

Und es half! Vorläufig genügte mir, daß er ein ›Hm‹ brummte und die Hand sinnend ans Kinn legte. Er dachte nach. Doch schon etwas erreicht! Und es sollte denn auch kommen – wiederum etwas völlig Unerwartetes. Er war und blieb eben der Mann der Ueberraschungen.

»Hm. Auf seiten der Konföderierten gegen die Union zu kämpfen, dazu haben Sie wohl keine Lust? Denn dort werden Sie jetzt doch mit offenen Armen aufgenommen.«

Jetzt wurde er kurz und bündig. Wie er in alles schon eingeweiht war, darüber mich zu wundern, hatte ich jetzt keine Zeit.

»Nein, ich möchte nicht zu den Sklaventreibern gehalten haben, es würde später meine Erinnerung an frühere Zeiten für immer trüben.«

»Ganz meine Ansicht. Uebrigens haben Sie sich da sehr gut ausgedrückt. Hm. Und auf seiten der Union?«

»Kennen Sie denn nicht den Fall von Charleston?«

»Ich weiß alles.«

Noch immer wunderte ich mich nicht. Schließlich konnte er es ja auch nachträglich erfahren haben, nur nicht von mir.

»Na, die Union würde mich nicht schlecht empfangen!« mußte ich lachen.

»Ja, da haben Sie recht, das ist auch nichts. Und trotzdem können Sie für die Union gegen die Sklaventreiber kämpfen.«

»Ohne Kaperbrief – gesetzt überhaupt den Fall, daß die Union einen solchen ausstellt?«

»Ohne Kaperbrief.«

»Das ist dann offene Seeräuberei. Da würde ich sogar von der Union gehangen werden. Dann könnte ich ebenso gut irgendein anderes Handelsschiff angreifen.«

»Ganz und gar nicht. Sie fahren eben unter nordamerikanischer Flagge – oder unter englischer – lassen sich von einem konföderierten Kaper angreifen – und Sie kapern wieder den Kaper. Ist das nicht ganz einfach? Notwehr ist doch natürlich erlaubt, und dann kann es Ihnen doch auch nie an Proviant fehlen.«

Sprach's und ging davon.

Und ich starrte ihm nach.

Weiß Gott, das war eine Idee!! So einfach, und ich war nicht selbst darauf gekommen! Aber so ist es ja immer mit den allereinfachsten Ideen!

Daß ich später doch noch von allein darauf gekommen wäre, davon will ich lieber nicht sprechen, sonst würde ich zu jenen gehören, welche ebenfalls ein Ei stehen lassen können – wenn sie es einmal gesehen haben.

Vor allen Dingen hatte ich jetzt ein bestimmtes Ziel. Das war an sich schon viel wert. Es ging nordwestlich auf die Küste von Nordamerika zu. Erst mußte ich doch wissen, wie es dort oben stand.

Im Laufe des Tages kamen mir zwei Schiffe in Sicht, die mir aber nichts erzählen konnten. Ein drittes dagegen meldete mir auf Anfrage:

»Union hat Konföderation Krieg erklärt. Kalifornien zur Union übergetreten. Kriegsflotte hält zur Union. Dampf nach Süden. Unionistischer General Jackson von General Santa Palo bei Rio Pino vollständig geschlagen. Linienschiff ›Tennessee‹ von konföderierten Kapern genommen.«

Na, da war es ja schon losgegangen. Und das sah ja für die Nordstaaten nett aus. Auf See ein Linienschiff und zu Lande eine Schlacht verloren.

Den Rio Pino konnte ich auf der Karte nicht finden. Doch was ging mich überhaupt die Landwirtschaft an? Und die Lage zur See auch nur insoweit, als ich selbst dabei in Betracht kam. In so etwas bin ich nun wieder Egoist bis zur Fingerspitze.

Jedenfalls aber würde mich die Union ganz gut brauchen können, mit oder ohne Kaperbrief. Wenn ich nur recht viele konföderierte Kaper unschädlich machte. Ich wurde sozusagen Kontra-Kaper.

Im Laufe der Tage erhielt ich noch mehrmals von Schiffen Mitteilungen vom Kriegsschauplatze, immer trauriger für die Union lautend, doch will ich den Leser durchaus nicht mit Kriegsnachrichten langweilen.

Es war kurz vor dem 20. Breitengrade.

Nach einer finsternen Nacht graute der Morgen und ging schnell in hellen Tag über.

Ich stand auf der Kommandobrücke. War seit fünf Tagen nicht mehr aus den Stiefeln gekommen, in keine Koje – immer auf dem Sofa im Kartenhause geschlafen.

Schon im letzten Viertel der Nacht hatten wir östlich von uns immer die Toplaterne eines Dampfers gesehen – jetzt stand er da, unverkennbar ein Kriegsschiff, war doch durch das Fernrohr auch schon der Wimpel zu unterscheiden.

Aber am Wimpel, das ist eine sehr lange, streifenartige Flagge, die an der Mastspitze weht, ist noch nicht die Nationalität zu erkennen.

Soeben wurde Flaggenparade abgehalten, unter Trommelwirbel wurde am Heck die Flagge gehißt, alle an Deck befindlichen Matrosen nahmen stramme Haltung an, die Posten präsentierten, die Offiziere salutierten. Und diese Flagge war die englische!

Dann, nachdem die heilige Flagge so als persönliche Stellvertreterin Ihrer Majestät der englischen Königin geehrt worden war und die Trommler ihren dreimaligen Gang um den Hauptmast beendet hatten, diente sie als Begrüßungszeichen, indem sie etwas gesenkt und wieder hochgezogen wurde, und da kein weiteres Schiff in Sicht war, so konnte nur das meine in Betracht kommen.

Ich ließ das Sternenbanner hissen und erwiderte den Gruß.

Jetzt wurde die Kriegsflagge noch höher gehißt, was bedeutete: melde uns deinen Namen und Heimatshafen.

Gut, ich tat es. War doch gespannt, was für eine Wirkung das erzielen würde. Doch es war ja kaum zu erwarten, daß dieses Kriegsschiff schon von meinen letzten Streichen etwas wissen konnte.

Also ich hißte die betreffenden Flaggen – ›Sturmbraut‹ New-York – dabei gab ich auch schon den Befehl, die Maschine anzustellen. Auf vollen Dampf hatte ich während dieser Tage immer gehalten.

Und siehe da – diese Erregung an Deck, auf der Kommando-
brücke! – und dann der signalisierte Befehl: streicht die Segel!!

Da gab es nun freilich nichts. Vielmehr floh ich schon mit geschwellten Segeln dem Norden zu, unterstützt von der mächtig arbeitenden Schraube.

Da blitzte es drüben auf. Ein Warnungsschuß? Nein, gleich der erste ein scharfer! Ich sah die Granate über das Wasser hüpfen – freilich ganz wo anders, als wo wir uns befanden.

Nun aber war es auch klar; dieses Kriegsschiff wußte schon mehr, als daß dies nur die ›Sturmbraut‹ von New-York sei.

Sofort ein scharfer Schuß – dann waren wir auch bereits für vogelfrei erklärt, und dieses Kriegsschiff wußte schon darum.

Jetzt hieß es möglichst schnell außer Schußweite kommen. Denn das Kriegsschiff sandte uns Granate auf Granate zu, gab ganze Breitseiten ab.

Aber mit dem Treffen ist es auf dem Schiffe eine verfluchte Geschichte. Man stelle sich die Sache nur vor. Wie selten ist die See einmal so ruhig, daß wirklich Korn visiert werden kann, und schon der Rückstoß des ersten Schusses genügt ja, um das Schiff in Schwankungen zu bringen, und zwar in ganz tüchtige, eine halbe Stunde würde es dauern, ehe sich das Schiff wieder beruhigt

hat – vorausgesetzt natürlich, daß nicht nochmals gefeuert würde, und doch auch nur bei todesstillen See – wie da nun das Geschütz immer auf und ab geht, mehr noch natürlich die Mündung – einmal blickt diese unter sich ins Wasser hinein, dann wieder zum Himmel empor – nur die zehntel, hundertstel Sekunde muß wahrgenommen werden, da das Ziel durchs Visier geht – ach, wie selten trifft da ein Schuß – ach, was für Munition wird nicht bei so einer Seeschlacht verplatzt, ehe einmal ein feindliches Schiff zum Sinken gebracht werden kann, nur einmal getroffen wird!!

Kurz – immer vorbei! Hauptsächlich immer zu kurze oder zu weite Schüsse.

Und meine schlanke Jacht machte wohl noch einmal so viel Knoten wie der schwere Kriegskasten dort – nach einer Viertelstunde erreichten uns die Granaten nicht mehr.

Ich hatte keine donnernde Antwort gegeben, hatte die Munition gespart. Hinterher bereute ich es. Hätte lieber zeigen sollen, daß ich ein wirklicher Desperado war und mit mir nicht spaßen ließ.

Im übrigen will ich nicht zu weitschweifig werden.

Es ging nach Norden hinauf – da tauchte ein anderes englisches Kriegsschiff auf, welches ganz offenbar mir den Weg abschneiden wollte.

Und da zeigte sich auch im Süden eins. Drei oder vielleicht noch mehr englische Kriegsschiffe suchten mich einzukreisen.

Ob die sich erst verständigt hatten, oder wie sonst, weiß ich nicht. Was ging das auch mich an? Es galt Haut und Schiff zu retten.

Ich begrüßte das nördliche Schiff mit einigen Granaten, freilich ohne zu treffen, nicht immer war ich von solch fabelhaftem Glücke begünstigt, dann wandte ich mich westwärts.

Daß mir auf dieser Seite kein Kriegsschiff den Weg versperren konnte, wußte ich. Denn kaum eine Stunde westwärts begann die

große Fucusbank, und zwar gerade die undurchdringliche Region, der grüne Tod mit seinen alles umschlingenden Armen.

WIEDER AUF DER ›FREIHEIT VON INDIEN‹.

Und eine Stunde später hatte ich die grüne, so friedlich aussehende Wiese vor mir, sich unübersehbar nach drei Himmelsrichtungen erstreckend.

Mächtig regte sich in mir die Erinnerung.

Was machte wohl die ›Indianarwa‹, die Freiheit von Indien mit ihrer exotischen Gesellschaft?

War das Riesenschiff flott gemacht worden?

Wenn sich dieses in der Welt herumtrieb, hätte man doch etwas davon hören müssen.

Ja, die ›Great Eastern‹ machte schon als Passagierdampfer viel von sich reden, nicht gerade im besten Sinne, sie war schon einmal auf einer Sandbank aufgelaufen, nur mit schwerster Mühe wieder flottgemacht worden – aber von einem Doppelgänger hatte man nichts erfahren.

Und da fiel mir etwas ein, was eigentlich sehr nahe gelegen hatte: solch eine Fucusinsel, das wäre so ein Versteck für mich, für einen Desperado zur See!

Die große Fucusbank galt außerhalb der bekannten Fahrstraßen als unpassierbar. Und niemand hatte ein Interesse daran, sie zu untersuchen. Denn es war ja überall derselbe wuchernde Fucus. Botaniker und Zoologen konnten ihre Untersuchungen gleich an den Grenzen anstellen. Daß sie Inseln barg, davon ahnte niemand etwas.

Ich hatte dem Maharadscha oder dessen Stellvertreter versprochen, niemals wieder eine der Inseln zu besuchen. Eigentlich aber doch nur wegen der Ambra, überhaupt handelte es sich nur um Wahrung des Geheimnisses.

Warum sollte ich dem Maharadscha, wenn er sich noch dort befand, nicht einmal einen Besuch abstatten? Ich hatte überhaupt

nun bald wieder meine Leibrente von 10 000 Pfund Sterling zu beanspruchen.

Hatte ich ihm nicht auch versprochen, ihm Hilfe zu leisten, sobald er es begehrte? Dies war allerdings noch nicht eingetreten, aber konnte ich da nicht auch seinen Schutz beanspruchen?

Kurz, mein Entschluß war gefaßt – und außerdem blieb mir jetzt gar nichts anderes übrig, als in die Fucusbank einzusteuern, wollte ich nicht den englischen Kriegsschiffen in die Hände laufen.

Also eines der wohlerhaltenen Messer wurde eingesetzt, die ›Sturmbräut‹ begann das grüne Gewinde zu durchsäbeln.

Der Tod wird als Knochengerippe mit einer Sense abgebildet – hier drehte sich die Sache herum, jetzt war es meine ›Sturmbräut‹, die dem grünen Tode mit der Sense zu Leibe ging.

Für uns alte Mannschaft bot diese Fahrt ja nichts Neues. Wir amüsierten uns mehr über das Staunen der siebenunddreißig halbwüchsigen Bengels.

Ich nahm sie einmal vor.

»Das ist unser Geheimnis, verstanden?«

Selbstverständlich! Um unser aller Hals lag ja ein und derselbe Strick, dessen Schlinge wir mit gemeinsamen Kräften offen halten mußten.

Nach drei Tagen Fahrt bekamen wir den Berg der eigentlichen Ambrainsel in Sicht, auf der wir als Schiffbrüchige gelebt hatten.

War mir damals nicht gesagt worden, der Maharadscha besäße die Mittel, diese Insel verschwinden zu lassen, und er würde dies auch tun?

Richtig, der Berg war noch vorhanden, aber von der viele Quadratmeilen umfassenden Insel selbst war nichts mehr zu sehen!

Wie der Maharadscha oder seine Leute das zustande gebracht hatten, war mir ein Rätsel. Nun, Kapitän Simmer hatte mir ja gesagt, daß das Ganze nur schwimmendes oder auf Fucusgewächsen ruhendes Land sei, da mußte man mit Pulver viel machen können.

Von Ambra war nichts mehr zu bemerken.

Schon dieser isolierte Berg hatte uns Desperados ein vortreffliches Asyl geboten. Er besaß ja auch eine ergiebige Quelle.

Ich beschloß, zu landen. Doch bald gewährte ich die Unmöglichkeit.

Damals hatte sich um die ganze Insel ein freier Wasserstreifen gezogen. Um diesen stehen gebliebenen Berg fehlte er. Ueberall wucherte der Fucus in üppigster Fülle, kletterte hoch die Felsen hinauf. So wären auch wir eingesponnen worden, und das vielleicht rettungslos in kürzester Zeit. Hier durfte man ja nirgends still liegen, mußte immer in Bewegung bleiben. Ich hätte den Versuch in Booten machen können, wie damals bei dem eingesponnenen Wrack, aber ich verzichtete. Denn als Anlegeplatz für ein Schiff kam dieser Berg nun nicht mehr in Betracht.

Weiter ging es westwärts. Und noch an demselben Tage in früher Nachmittagsstunde tauchte ein anderer Berg auf, der nach der geographischen Berechnung der gesuchte war.

Zwei Stunden später konnten wir alles mit bloßen Augen unterscheiden. Hier war die von einem freien Fahrwasser umgebene Insel noch vorhanden, allerdings viel kleiner als jene, nur eine geographische Quadratmeile.

Und dort lag auch noch das ungeheuerere Schiff von 35 000 Tonnen, die ›Freiheit von Indien!‹

Aber wenn ich nicht irrte – Mahlsdorf und alle anderen bestätigten übrigens meine Ansicht – so lag sie jetzt an einer anderen Stelle, war etwas mehr nach Osten verholt worden.

Auf der Insel, wo für gewöhnlich ein so reges Leben herrschte, mußte Kaffee- oder Teepause gehalten werden. Kein Mensch war auf den Feldern zu erblicken, auch zwischen den Hütten alles wie ausgestorben.

Wir fuhren auf den Riesendampfer zu, kamen in die freie Wasserstraße.

Das Deck war von hier unten aus ja nicht zu erblicken.

Ich beobachtete zunächst Karlemanns Pygmäen, amüsierte mich über ihr Staunen beim Anblick dieses Riesendampfers.

»So phlegmatisch die Indier auch sein mögen,« meinte da Mahlsdorf, »ein oder der andere könnte doch einmal über die Brüstung schauen.«

Ja, jetzt wurde auch ich stutzig. Wo blieb das frühere Schwatzen und Summen, welches die tausend Menschen verursacht hatten? Todesstille. Auch die früheren Fahrzeuge fehlten, nur noch eine einzige jener Galeerenjachten lag da. Und die Messinggeländer ungeputzt. Es machte überhaupt alles so einen verwahrlosten Eindruck.

Die Treppe hing herab – nicht nur ein Fallreep, sondern eine richtige Treppe.

Wir fuhren langsam heran, ich stieg hinauf.

Kein Mensch!

Die ›Indianarwa‹, die ganze Insel war verlassen worden!

Weshalb?

Wohin mochte sich der Maharadscha mit seiner ganzen Gesellschaft begeben haben?

Eine offene Frage.

Ich rollte zwei daliegende Taubündel auf, warf die Enden hinab, half mit, die ›Sturmbraut‹ zu befestigen.

Dann rief ich die ganze Freiwache und die Jungen herauf. In der Koje lag jetzt natürlich niemand.

Nicht gerade, daß ich mich gefürchtet hätte, das Schiff allein zu durchsuchen – aber dieses war groß, und ich dachte immer an meine Leute, deren Neugierde oder Wißbegierde doch ebenso groß war, wie die meine.

Das Schiff war geräumt worden. Das heißt, man hatte es in gesäubertem Zustande verlassen. Nicht in hastiger Flucht. Damals, als ich die ›Indianarwa‹ zuerst betreten, hatte es hier ganz anders

ausgesehen. Nein, alles war vor dem Verlassen erst geordnet worden. Nur ein wenig Staub, den die feuchte Seeluft auf dem Lande aufkommen ließ.

»Ja, Mahlsdorf, was soll das bedeuten?«

»Der edle Maharadscha hat uns in seiner Allwissenheit die ›Freiheit von Indien‹ als Räuberversteck hinterlassen,« war die etwas spöttische Antwort.

»Jedenfalls könnten wir keine bessere Zufluchtsstätte finden als dieses Schiff hier,« entgegnete ich. »Ja, Mahlsdorf, das wäre so etwas für uns, hier brauchten wir uns nicht erst Hütten zu bauen.«

»Warum sollen wir nicht hierbleiben und uns häuslich einrichten?«

»Wenn aber der Maharadscha nun mit seiner Gesellschaft zurückkommt?«

»Ja, wo mag der jetzt sein?«

»Herr Kapitän!« rief es da von unten.

Es war die Stimme des zweiten Steuermanns gewesen, ich beugte mich über die Bordwand. Er hatte die Lotleine in der Hand.

»Was gibt es?«

»Der Dampfer sitzt tief im Schlamm, auch unsere ›Sturmbraut‹ berührt ihn schon, hier ist kaum vier Meter Tiefe.«

O, dann saß dieser Koloß allerdings dicke drin! – Dann war der vielleicht überhaupt nie wieder freizubekommen.

Wie war der aber nur hierhergeraten?

Ich öffnete im Vorbeigehen eine Kammer, welche früher die hölzernen Eimer enthalten hatte – alles war in tadelloser Ordnung, ebenso daneben die Kammer mit den Lampen.

Dann begab ich mich mit Mahlsdorf auf die Kommandobrücke. Das ist für den Kapitän doch immer das erste.

Instrumente, Karten – alles vorhanden, alles geordnet. Auch verrostet war noch nichts. Doch man durfte deshalb nicht auf eine Zeitdauer des Verlassenseins schließen. Diese Instrumente sind mit einem besonderen Lack überzogen, die Messinggeländer und Klinken hingegen waren sehr blind, einige Gewehre in der Wafenkammer zeigten auch schon etwas Rost, während früher alles und jedes immer sorgfältig geputzt worden war – in welcher Weise, das habe ich schon früher geschildert. Es hatte hier eine Arbeitsverteilung wie auf einem Kriegsschiff geherrscht, nur mehr freiwillig.

»Kapitän, hier liegt ein Brief für Sie!« rief da Mahlsdorf.

Wahrhaftig, auf dem Tische im Kartenhaus lag auffällig ein Brief, oder zunächst ein weißes Kuvert.

»An Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbraut‹« stand mit geschnörkelten Buchstaben darauf. Ich schlitzte es mit dem Messer auf – der Inhalt bestand in hundert Hundertpfundnoten und in einem Ringe.

Da hatte ich ja meine Leibrente wiederum pünktlich erhalten!

Das erstemal hatte ich sie in meinem Geldschrank gefunden, auf rätselhafte Weise dahineingekommen – jetzt lag die Summe schon hier auf dem verlassenen Schiffe für mich bereit.

Geheimnisvolle Menschen! Aber mir ganz gleichgültig.

Und der Ring? Schon der Goldreifen war von außergewöhnlichen Dimensionen, gerade recht gut an meinen Zeigefinger gehend, dabei außerordentlich stark, und obendrauf ein grüner Stein – ein grüner Pflasterstein – das ganze zusammen ein richtiger Totschläger.

In den grünen Stein war etwas graviert – oder eingeschnitten, wie es bei Edelsteinen wohl heißt, und das nennt man dann eine Gemme.

Es war ein Schiff. Und bei näherem Hinsehen erkannte ich auch ohne Lupe, daß es nur dieses Schiff hier sein konnte, die ›Indiarwa«. Alles bis in die kleinsten Teile war ausgeprägt, was man

freilich erst unter der Lupe erkennen konnte. Ein wunderbar feiner Schnitt! Doch in so etwas hat ja der Indier etwas los, der fummelt sein ganzes Leben lang an so etwas herum.

Was sollte das bedeuten?

»Das heißt einfach,« sagte Mahlsdorf, nachdem ich es ihm gezeigt hatte, »daß der Maharadscha Ihnen dieses verlassene Schiff zum Geschenk gemacht hat.«

Ja, das war so einfach, daß man gar nicht nötig gefunden hatte, mir deswegen noch etwas Schriftliches zu hinterlassen.

Das Kuvert war an mich adressiert, und in ihm befand sich der Siegelring, an dem gewissermaßen die ›Freiheit von Indien‹ hing.

Well, in diesem Falle nahm ich das Geschenk dankbar an.

Ja, ich war grenzenlos erfreut. Hier hatte ich eine Zufluchtsstätte gefunden, wie ich sie mir versteckter und bequemer gar nicht wünschen konnte.

Nun mußten wir uns weiter umsehen.

Trinkwasser! Das war die nächste Hauptfrage.

Wie schon damals erwähnt, hatte ich mich bei meinem ersten Aufenthalt hier um die internen Angelegenheiten wie auch um die Proviantfrage gar nicht zu kümmern brauchen.

Frisches Wasser war in Hülle und Fülle vorhanden gewesen. An Deck war ein Hahn, und wenn man den drehte, so kam gutes Wasser heraus, und solcher Hähne hatte es noch mehrere gegeben. Sogar das ganze Schwimmbassin war ja mit Frischwasser gespeist worden.

Das wußte ich, und dann hatte ich auch erfahren daß das Wasser dort von dem Berge käme, durch eine steinerne Röhrenleitung hergeführt.

Ich begab mich an Deck, drehte den Hahn – das Wasser floß nach wie vor. Dann war es ja gut.

Die Leitung würden wir später aufzusuchen haben, falls einmal eine Reparatur nötig war, obgleich ja die Indier ihre steinernen

Wasserleitungen wie ihre Tempel und andere Bauwerke für die Ewigkeiten bauen.

Zur weiteren Untersuchung des Riesenschiffes mußten wir uns trennen. Jeder spionierte auf eigene Faust, um mir dann Bericht zu erstatten. Besonders den vorwitzigen Jungen gab ich den Rat, zusammenzuhalten, daß sie sich nicht in dem Labyrinth von Etagen, Korridoren und Kammern verirrten, und wußten sie doch einmal weder aus noch ein – dann natürlich immer jede Treppe nach oben benutzen.

Was wir fanden, fasse ich kurz zusammen.

Womit wir Europäer unsere Schiffe verproviantieren, davon war wenig vorhanden. Fleisch gar nicht, Hülsenfrüchte spärlich, dagegen Reis, getrocknete Frucht des Brotbaumes, Sago und dergleichen indische Vegetabilien in kolossaler Menge, ebenso Salz, Zucker, Kaffee und Tee.

Tabak, sowohl fein geschnitten als in großen, gelben Blättern, wie er aus der Wasserpfeife geraucht wird, in ganzen Ballen.

Dann besonders viel Decken und Teppiche, einige Posten neuer Kleidungsstücke, aber nur indische.

Alles andere waren nur Kleinigkeiten, wohl nur zufällig zurückgelassen. Auch die Küchen und Geschirrschränke waren ausgeräumt worden.

Sonst war das ganze, ungeheuere Schiff außerhalb der bewohnbaren Räume, die sich freilich ohne einen Plan gar nicht zählen ließen, ganz mit Steinkohlen angefüllt.

Ein überraschender Anblick erwartete mich im Maschinenraum.

Die kolossalen Maschinen waren total verrostet. Wenigstens zum Teil. Und eben das war auffällig. Andere Teile waren wiederum noch ganz blank.

Kein Zweifel, hier war eine Säure ausgegossen worden. Schon Essig genügt, um solchen Rost zu erzeugen. Man hatte den Dampfer hier ausfahren lassen, dann die Maschinen unbrauchbar gemacht.

Denn hier konnte nichts wieder geputzt werden. Alles fest eingerostet. Auch fehlten viele unersetzbare Teile.

Die ›Freiheit von Indien‹ saß hier fest, bis die Elemente ihr Zerstörungswerk vollendet hatten, was aber unter Umständen noch einige Jahrhunderte währen konnte – und das war unverkennbar auch die berechnete Absicht gewesen.

Nun, ich war trotzallem zufrieden. Dieser Maharadscha war ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.

Von den juwelenfunkelnden Kostbarkeiten, die ich einst hier erblickt, war nichts mehr zu sehen. Da hatten sie auch kein Stückchen vergessen.

Na, daraus machte ich mir verdammt wenig. Ich hatte ja selbst einen ganzen Haufen solchen Kram an Bord und wußte jetzt nicht, was ich damit anfangen sollte.

Um zu diesem Resultat zu gelangen, hatten wir den Rest des ersten Tages und dann noch einen zweiten gebraucht – und da waren noch längst nicht alle Räume untersucht worden.

Am dritten Tage begaben wir uns an Land, das ich ja auch früher noch nicht betreten hatte – höchstens einmal, wenn ich so das ganze Schiff außenbords abgegangen war, etwa um die Reinigungsarbeiten zu kontrollieren.

Dort, wo einst Reis und anderes Gemüse angebaut worden, war schon alles verwildert. Manneshoch stand das grüne Reisstroh, das aber schon keine Aehren mehr trug. Der Reis ist eine Kulturpflanze, und die Kultur war bereits wieder abgeschüttelt worden. Und dann Gras und Unkraut in üppigster Fülle.

Ich überlegte mir, was man in diesen Breiten wohl anpflanzen könne, unserem Geschmacke mehr zusagend.

Da sprang vor mir ein Büffel auf, der in dem hohen Grase versteckt gelegen hatte. Nein, kein Büffel, kein Stier oder Bulle, sondern ein regelrechter, für die Mast berechneter Ochse, aber schon verwildert.

Und da änderten sich meine Gedanken sofort.

Was zum Teufel, wollten wir freien Seezigeuner etwa Bauern werden? Das wurde hier einfach alles wild gelassen, das gab ein Jagdgebiet, auf dem wir uns nach der Heimkehr mit dem Gewehr amüsieren konnten! Ja, das war eher etwas für Seezigeuner. Proviant wollten wir schon auf andere Weise bekommen, als daß wir unser Brot selbst bauten.

Jagdwild war sogar schon in schwerer Menge vorhanden. Vorläufig nur etwas einseitig, ohne große Auswahl.

Es blieb nicht bei dem einen Ochsen, wir stöberten noch ganze Herden auf, aus Kühen bestehend, die schon unter der Obhut eines Stieres standen, der sie jetzt zur Flucht vor uns anführte. Und besonders auf dem Berge wimmelte es von Schafen, die sich gar nicht mehr so dumm benahmten, schon Wachen ausgestellt hatten. Dann auch ziemlich viel Geflügel, Hühner, Gänse, Enten und dergleichen, von den Indiern zurückgelassen, alles bereits vollkommen verwildert.

Wenn wir da noch etwas anderes Wild einführten, wie Antilopen und dergleichen, so hatten wir ein Jagdgebiet von einer geographischen Quadratmeile, wie man es sich nur im wilden Nordamerika bei Sommerszeit wünschen kann, ohne die dort dazugehörigen Unannehmlichkeiten wie Klapperschlangen und dergleichen Tierchen, selbst Stechmücken fehlten hier gänzlich – kurz alles, wie ich es mir immer in meinen Jugendträumen gewünscht hatte.

Zunächst suchten wir die Wasserleitung und fanden sie, verfolgten die steinernen Röhren bis zur idyllisch gelegenen Quelle.

Und dann suchte ich auch gleich noch die Steinkohlengruben!

Mir war früher nicht etwa davon gesagt worden, daß hier Steinkohlen gegraben würden. Wir hatten bei unserem früheren Aufenthalt hier nie Kohlen gebraucht, keine zu sehen bekommen, hatten uns nicht darum gekümmert, woher die ›Indianarwa‹ ihre Kohlen bezog.

Woher ich da jetzt auf die Vermutung kam, daß hier Kohlen gegraben wurden?

Weil ich vorhin die Kohlen gesehen hatte. Und das war eine ganz eigentümliche Kohle, sofort ins Auge fallend. Felsenhart wie Anthrazit und von ganz merkwürdiger Struktur. Die Entstehung aus Fucus, der versteinert war – oder wie die Kohlen nun überhaupt entstanden sein mögen – war unverkennbar.

Dann hatten wir die Kohlengruben auch offenbar auf einer Fucusinsel zu suchen, und doch wohl auf dieser hier.

Wir fanden dann auch eine schwarze Spur, und sie führte uns richtig in ein regelrechtes Kohlenbergwerk.

So, nun brauchten wir die andere Welt nicht mehr! Einen besseren Zufluchtsort wenigstens konnten sich See ... räuber, hätte ich beinahe gesagt – vogelfreie Seezigeuner nicht wünschen.



Wieder war eine Nacht vergangen. Heute mußte ich entscheiden, wie wir uns hier einrichten wollten.

Ich gedachte, die ganze kleine Bande der Jungen hier zu lassen, unter Aufsicht eines Matrosen, der sie zu beschäftigen hatte. Arbeit würde es ja zunächst noch geben.

Die Jungen würden ganz gern hierbleiben. Es konnte ja auch Gemüse, Salat und dergleichen gepflanzt werden, wie es hin und wieder noch in gutem Zustande zwischen dem Unkraute zu finden war.

Die Bengels – wie ich sie jetzt zum Unterschied von meinen eigenen Jungen nennen will, welchen Ausdruck ich nun einmal nicht lassen kann, und das Wort ›Knabe‹ liegt mir nicht, da muß

ich immer an so einen geputzten Zieraffen denken – die Bengels hatten schon während der Nacht in dem Riesenschiffe geschlafen. Sich in den unzähligen Kabinen zu verkriechen, sich auf den Teppichen herumzuwälzen, das war ja nun so etwas für sie – und viele meiner Matrosen und Heizer, denen ich einmal völlige Freiheit gegeben, hatten da ebenfalls mitgemacht. Es wurde ja auch immer Neues aufgestöbert, worunter z. B. das Auffinden einer ganzen Kollektion von Pflanzensamen nicht das unwichtigste war.

Als ich an Deck kam – d. h. an Bord meiner ›Sturmbraut‹ – trat mir Mahlsdorf entgegen, hinter sich einen Matrosen.

»Herr Kapitän, hier Sambo hat mir eine eigentümliche Meldung gemacht.«

Ich hatte ja nicht etwa ausschließlich deutsche Leute an Bord. Sambo war ein spanisch-amerikanischer Kreole, der früher als Matrose auf englischen Schiffen gefahren war. Ein tüchtiger, intelligenter Kerl. Seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht mehr. Wir nannten ihn Sambo. Wenn zwei Matrosen ein und denselben Namen haben, so wird der eine stets umgetauft, den richtigen erfährt man gar nicht oder vergißt ihn, zuletzt er selber. Und Vatersnamen gibt es an Bord überhaupt nicht, die stehen nur in der Schiffsliste, in der sogenannten Musterrolle, und meine kam sehr bald abhanden, um nie wieder ersetzt zu werden.

»Was für eine eigentümliche Mitteilung?«

»Sambo behauptet, er sei heute früh in eine Kabine gekommen – drüben auf der ›Indianarwa‹, wo er geschlafen hat – und da hätte es stark nach Zigaretten gerochen.«

»Keine Kabine, es war eine Kammer, halb mit Teppichen gefüllt,« verbesserte Sambo, »und als ich die Tür aufmachte, schlug mir ein Zigarettenrauch entgegen.«

»Na,« entgegnete ich, »hier sind früher so viele Zigaretten geraucht worden, da ist schon möglich, daß es noch nach dem Zeuge riecht. Besonders in Teppiche sackt sich der Tabaksqualm hinein.«

»Nein, das war ganz frischer Zigarettenrauch, den ich roch.«

Wenn Sambo das behauptete, so hatte das etwas auf sich. Der Südamerikaner war hierin Sachverständiger.

Damals war das Zigarettenrauchen noch nicht so üblich wie heutzutage, wenigstens nicht in Deutschland, überhaupt nicht im nördlichen Europa. Wohl hatte sich die gestopfte Papierrolle schon den Orient, Spanien, Italien, zum Teil auch Frankreich erobert; im südlichen Amerika wurde sie gequalmt – aber wer damals etwa in Deutschland mit solch einem weißen Papierzigarrchen auf der Straße gesehen wurde, der galt von vornherein als ein Stutzer, als ein Fatzke.

Kurz und gut, es war tatsächlich ganz ausgeschlossen, daß bei mir an Bord jemand eine Zigarette geraucht hätte. Höchstens Sambo selbst hätte in Betracht kommen können, da hätte er aber erst solchen feingeschnittenen Tabak und brauchbares Papier haben müssen – und dann hätte ich ihm auch jedenfalls diese Zigarette, wenn er sich an Deck blicken ließ, aus dem Munde geschlagen – aus jenem oben erwähnten Grunde. So sind nun einmal in der Welt die sich immer ändernden Moden.

Nun aber war an Bord der ›Indianarwa‹ wirklich solch feingeschnittener Tabak gefunden worden, auch dazu geeignetes Papier in ganzen Kisten, von den Indiern waren ja hier auch fortwährend Zigaretten geraucht worden.

»Da hat eben doch jemand eine Zigarette dadrin geraucht.«

»Herr Kapitän,« nahm wieder Mahlsdorf das Wort, »ehe Sambo zu mir kam, hat er selbst seine Kameraden und auch die Jungen gefragt, ob jemand während der Nacht in jener Kammer geschlafen und eine Zigarette geraucht habe, und erst als alle verneint hatten, ist er mit seiner Behauptung zu mir gekommen.«

Ja, ich hatte Sambos Mitteilung überhaupt von vornherein nicht gleichgültig aufgefaßt. Dieser Kreole war ein tüchtiger Kerl, bei dem alles, was er sprach und tat, Hand und Fuß hatte.

»Mit was für einer Behauptung?« fragte ich nochmals, natürlich nicht ohne Grund. Denn daß da eine Zigarette geraucht worden

sein sollte, das wußte ich ja nun schon, und schließlich hatte das doch gar nichts weiter auf sich.

»Daß in jener Kammer ein Fremder gewesen sein soll, noch heute nacht.«

Das war es, was ich nur hatte hören wollen! Ich hielt es nicht für möglich – und doch, ich hatte diese Behauptung jetzt erwartet.

»Nicht möglich!!« rief ich trotzallem.

»Sambo behauptet es.«

»Hast du denn wirklich schon sämtliche Leute und Jungen gefragt, Sambo?«

»Wann?«

»Vorhin beim Frühstück, als doch alle zusammen waren.«

»Hast du auch gesagt, weshalb du so fragtest?«

»Nein.«

»Ich meine, hast du deinen Argwohn ausgesprochen, hier konnte noch ein Indier zurückgeblieben sein?«

»Nein. Ich wollte erst den Herrn Kapitän oder doch den Steuermann deswegen sprechen.«

Sambo schilderte, wie er beim Frühstück so vom Zigarettenrauchen angefangen hätte, bis er sich auf ganz harmlose und ebenso geschickte Weise davon überzeugt hatte, daß heute nacht niemand eine Zigarette geraucht habe.

Nur ob jemand in jener Kammer geschlafen habe, das hatte er nicht fragen können, solche Teppichkammern gab es noch mehrere, da hätte er alle erst nach der betreffenden hinführen müssen, denn deren Lage war in dem Riesenschiffe nicht so einfach zu beschreiben.

»Brav so, Sambo!« lobte ich. »Nun, Mahlsdorf, laßt noch einmal alle Leute zusammentreten – im Zwischendeck.«

Da sich jetzt noch alle Mann auf der ›Sturmbraut‹ befinden mußten, um auf die Arbeitsverteilung zu warten, war das bald geschehen. Keiner fehlte.

»So und so,« sagte ich, »wer von euch hat heute nacht in einer Kammer der ›Indianarwa‹ zugebracht, im zweiten Deck gelegen, die halb mit Teppichen gefüllt war, und hat darin Zigaretten geraucht?«

Ich sah lauter verwunderte oder schon bestürzte Gesichter. Und das war begreiflich. Denn jetzt wurde gemerkt, daß ihr Kamerad Sambo vorhin doch nicht nur so harmlos gefragt hatte.

Niemand wollte sich schuldig fühlen.

»Von einer Schuld ist da gar keine Rede,« fuhr ich fort, als eine ähnliche Aeußerung gefallen war, »es handelt sich um etwas ganz anderes. In jener Kammer ist heute nacht eine Zigarette geraucht worden, oder mehrere, und da liegt die Vermutung nahe, wenn's nicht einer von euch gewesen ist, daß sich an Bord der ›Indianarwa‹ ... ein Fremder befindet, daß da ein Indier zurückgeblieben ist!«

Hei, das gab eine Ueberraschung! Jetzt versicherte jeder in ganz anderer Weise, von meinen Leuten sowohl wie von den Bengels, daß er keine Zigarette geraucht habe.

Geraucht war wohl genug worden, aber keine jener Papierröllchen, und nun vergewisserte ich mich noch, daß außer Sambo kein einziger imstande war, sich solch eine Zigarette selbst zu drehen, und fertige waren noch gar nicht gefunden worden.

»Es kann aber doch auch solcher türkischer Tabak in einer Pfeife geraucht worden sein, Sambo,« begann ich wiederum zu zweifeln; »denn genommen haben sich doch die Leute von dem gefundenen Tabak, das gestehen sie ja, und da ist ja auch gar nichts weiter dabei – und dann ist das doch gar nicht von so einer Zigarette zu unterscheiden, der Tabak riecht eben, wie er riecht.«

»O nein, Herr Kapitän,« entgegnete Sambo, »das unterscheide ich und jeder andere Zigarettenraucher oder der sonst damit Bescheid weiß sofort – es ist das Papier, welches so eigentümlich riecht.«

Um eine Probe zu machen, hätte ich mir erst von jenem Schiffe solche Papierblättchen besorgen lassen müssen. Ich hielt es nicht für nötig.

Ich instruierte die Mannschaft, zu der jetzt auch die siebenunddreißig Bengels gehörten, sie sollten noch einmal das ganze Schiff untersuchen, natürlich unauffällig wie zuvor, Papier und Bleistift in der Hand, um den Inventarbestand aufzunehmen – diesmal aber das Augenmerk mehr darauf zu richten, ob Spuren vorhanden seien, von denen man auf die Anwesenheit eines heimlichen Bewohners des Dampfers schließen könne. Eigene Spuren mußten deswegen, von jetzt an sorgsamst vermieden werden.

Was bemerkt würde, sei sofort dem Steuermann zu berichten, hier an Bord der ›Sturmbraut‹. Daß ein Fremder festzunehmen sei, war selbstverständlich.

Die erwachsenen und unerwachsenen Jungen zerstreuten sich, ich selbst begab mich mit Sambo hinüber, um erst einmal jene Kammer aufzusuchen, deren Lage sich der Kreole gemerkt haben wollte.

Was ich von alledem denken sollte, wußte ich selbst noch nicht recht. Mein Zweifel war stark. Eine Nachlässigkeit aber wäre gewesen, diesem Verdachte gar keinen Raum zu geben. Jedenfalls wollte ich noch diesen ganzen Tag daransetzen, um Nachforschungen zu halten. Länger freilich würde ich hier nicht verweilen, morgen früh ging es bestimmt fort – es sei denn, es trat noch etwas ganz Besonderes dazwischen.

Und dieses ganz Besondere sollte denn auch sehr bald kommen.

Im zweiten Deck, noch unter dem sogenannten Zwischendeck liegend, bezeichnete Sambo eine Tür als die betreffende.

Ich öffnete sie, sah richtig den engen Raum halb mit orientalischen Teppichen gefüllt – aber obgleich das Bollauge mit der Glasscheibe geschlossen war, und obgleich ich eine ziemlich gute Nase besaß, konnte ich nichts von einem Tabaksduft bemerken.

»Der hat sich schon versackt,« meinte Sambo, »das geht gerade bei Teppichen sehr schnell, wie der Herr Kapitän ja selbst sagte.«

»Hast du dich denn nicht nach Zigarettenstummeln umgesehen?«

»Das wohl.«

»Und keinen gefunden?«

»Nein.«

Ich kletterte einmal hinauf auf den Stoß – nichts zu sehen – schlug ganz zufällig eine herumgeklappte Ecke zurück – und wahrhaftig, da lag unter dem Teppich ein Zigarettenstummel!

Ich kann gar nicht sagen, wie mich der Anblick dieses abgekauten, jetzt vertrockneten Papierstummels berührte!

»Der ist allerdings schon lange vertrocknet,« meinte Sambo, das Korpusdelikti mit Kennerblicken untersuchend. »Aber das braucht ja auch nicht gerade der zu sein, den der Mann heute nacht weggeworfen hat. Seit wir hier sind, ist der Mann eben sehr vorsichtig, beseitigt immer alle Spuren.«

Da hatte Sambo in allem recht. Uebrigens hatte ich schon bei einem früheren Falle bemerkt – – doch ich brauche ihn wegen seiner Geringfügigkeit gar nicht zu schildern – daß dieser Kreole große Anlagen zum Detektiven besaß, er hatte überhaupt so etwas Schleichendes, Spionierendes an sich, mußte jeden fremden Gegenstand mit ganz besonderen Fingern vorsichtig aufheben und ihn mit ganz besonderen Augen betrachten, obgleich er sonst ein durchaus aufrichtiger Charakter war.

»Aber seine Zigarette hat er heute nacht doch wieder geraucht!« setzte Sambo noch hinzu, und ich widersprach ihm nicht mehr.

Doch was nun? Razzia zu veranstalten, wobei es kein Durchschlüpfen gab, war in diesem Riesenschiffe mit seinen zahllosen Korridoren, Treppen und Kabinen, wenn einem dazu nur siebenzig Mann zur Verfügung standen, ganz ausgeschlossen, oder doch ganz aussichtslos.

Auf gut Glück suchen, immer suchen, anderes blieb uns nicht übrig.

Es war bald schon wieder Mittagsstunde, ich wollte mich an Bord der ›Sturmbraut‹ zurückbegeben, nach fruchtloser Wanderung durch dumpfe, finstere Gänge und Winkel, in denen ich stundenlang herumgekrochen war, als ich von einem der kleinen Bengels angerannt wurde, der da auch mit einer Laterne herumgekrochen war, jetzt es aber sehr eilig gehabt hatte.

»Kapitän, Kapitän,« flüsterte er hastig, als er mich erkannte, »wir haben was gefunden!«

»Ihn selbst?«

»Nein, aber wo er wohnt!«

Ich folgte dem Jungen – noch tiefer ging es in das Reich der Nacht hinab. So schien es wenigstens. In Wirklichkeit aber befanden wir uns noch immer hoch über der Wasserlinie. Der Irrtum, dem selbst ein Seemann wie ich unterworfen war, kam daher, weil das Vorbild der ›Great Eastern‹ über dem eigentlichen Deck nicht weniger als noch fünf andere Aufbaue hatte, deren jeder wieder ein Zwischendeck für sich bildete, mit Korridoren und Kabinen und allem.

Heute sind ja alle die großen Passagierdampfer so gebaut und eingerichtet, mit ungeheueren Aufbauten – erstes Promenadendeck, zweites, drittes Promenadendeck, erstes, zweites Sonnendeck – damals aber gab's so etwas noch nicht, eben nur bei der ›Great Eastern‹ war das schon einmal probiert worden, und die kannte ja auch ich noch nicht. Hatte wohl schon viel davon gehört, Abbildungen gesehen, aber eine Vorstellung von der Wirklichkeit hatte ich mir nicht machen können, und wenn ich den Ausblick durch ein Fenster verlor, nicht ganz genau die Treppen zählte, die Schritte nicht maß, dann wußte auch ich alter Seebär noch immer weder aus noch ein in diesem Riesenkasten, so viel ich auch schon darin herumgekrochen war.

»Ist es denn weit von hier?«

»Ja, ziemlich weit – zwei Treppen tiefer – und dann nach hinten – oder 's mag auch vorn im Schiff sein, das weiß man hier ja niemals.«

»Ja, findest du dich denn aber da auch wieder zurück?«

»Nu, ich habe mir doch hier Zeichen gemacht.«

Wahrhaftig! Erst jetzt bemerkte ich, daß der Knirps seinen Wegweiser hatte.

Ist es nicht das Märchen von Hänsel und Gretel, wo der Junge beim Gang in den Wald immer Steinchen hinter sich fallen läßt, um dann den Rückweg finden zu können?

Dieser schlaue Dreikäsehoch hier hatte es ganz ähnlich gemacht. Nahe jener Stelle waren Kohlen gewesen, er hatte kleine Stückchen davon mitgenommen, solche aller paar Schritte hinter sich fallen lassen, um dann von Deck aus den Weg wieder nach dort finden zu können, und nach diesen Stücken suchte er nun immer eifrig mit seiner Laterne, fand sie auch ohne Schwierigkeit.

Uebrigens waren sie zu dritt gewesen, die beiden anderen Jungen waren dort zurückgeblieben.

Ich fragte jetzt noch nicht weiter, was dort eigentlich als ›Wohnraum‹ gefunden worden sei. Wenige Minuten später sah ich es ja selbst.

Es war eine Kabine im unteren Deck, deren Bollauge wenig über dem Wasserspiegel lag.

Ja, hier wohnte oder hatte jemand gewohnt, sich häuslich eingerichtet gehabt, und zwar kein Indier!

Eine Lagerstätte aus Teppichen und Decken, Kochtöpfe, ein großer Spiritusapparat, Konservenbüchsen, kleine Kisten mit Reis und Hülsenfrüchten, Seife, Handtuch, ein Rasieretui . . . möge das genügen, was wir erblickten.

Es sah alles höchst unordentlich aus, wie in einer Zigeunerhütte.

Woher ich nun sofort zu dem Schlusse kam, es könne kein Indier sein, das kann ich gar nicht so erklären. Es lag wie in der Luft.

Jedenfalls, so glaubte ich wenigstens, hätte alles ganz anders ausgesehen, wenn hier ein Indier gehaust hätte.

Ich dachte lebhaft an einen jener früheren europäischen Matrosen, die nach und nach zum Indier geworden waren, wenigstens dem Aeußeren nach, oder, sagen wir: der Faulheit nach. Aber doch nicht so ganz in ihren Gewohnheiten.

Wie dem aber auch sei – vor allen Dingen galt es, Einzelheiten näher ins Auge zu fassen, um womöglich eine Zeit zu bestimmen, seit wann diese Behausung verlassen sein konnte.

Wieder war es Samba, der sich als scharfsichtiger Detektiv bewies.

Diesmal aber widmete er seine Aufmerksamkeit nicht den Zigarettenstummeln, welche zahlreich herumlagen wie die abgebrannten Streichhölzer, sondern er griff gleich nach dem Rasierpinsel.

»Der ist noch feucht – hier ist noch Seife daran – der Mann hat sich erst heute rasiert!«

Dem war nicht mehr zu widersprechen. Ja, nun war es ganz klar: hier befand sich wirklich noch ein Mann von der früheren Besatzung der ›Indianarwa!‹

Auf mich machte die nun unwiderlegbare Tatsache einen höchst niederschlagenden Eindruck!

Nun durfte ich dieses Schiff auch nicht eher verlassen, als bis ich diesen geheimnisvollen Einsiedler näher kennen gelernt, sagen wir gleich: ihn gepackt hatte.

Mindestens durfte ich nun nicht bloß diese halbwüchsigen Bengels darauf zurücklassen. Und wenn auch noch so viele von meinen handfesten Leuten zurückgeblieben waren – ich selbst hätte dann doch an Bord meines Schiffes, nachdem sich dieses entfernt, keine ruhige Stunde mehr gehabt.

Denn der Betreffende mußte doch unbedingt von dem Hiersein so vieler Menschen wissen. Und dann mußte er doch auch schon bemerkt haben, daß wir keine barbarischen Unholde waren.

Weshalb versteckte er sich da? Weil er eben einen Grund dazu hatte, und das konnte nur ein böser sein. Jedenfalls ein Mann, der mit Absicht nicht den allgemeinen Auszug der Kinder Israel, mitgemacht hatte. Wahrscheinlich, um alleiniger Besitzer der zurückgelassenen Schätze oder sonstiger Sachen zu werden, und sei es auch nur, um ein faules Leben bis zu seinem Ende zu führen und sich an den Spirituosen delectieren zu können, von denen wir einen großen Vorrat gefunden hatten.

Und das alles stimmte um so mehr, wenn ich an einen jener europäischen Matrosen dachte.

Und wenn ich nun Leute zurückließ, konnte der Kerl nicht den Plan fassen, diese einmal bei Gelegenheit zu beseitigen? Dazu war nicht nötig, daß er das ganze Schiff in die Lust sprengte. Man brauchte nur an Gift zu denken.

Kurz und gut, jetzt mußte der Kerl unbedingt erwischt werden, sonst hätte ich doch niemals Ruhe gehabt.

Aber wie ihn nun hier in diesem Labyrinth finden, wenn er nicht gefunden werden wollte?

EIN ALTER BEKANNTER.

Unter solchen höchst unangenehmen Gedanken war ich noch einmal auf den Gang hinausgetreten.

Dieser war durch einige offenstehende Kabinen, die hier unten alle leer waren, noch etwas erleuchtet.

Da sah ich dort hinten, wo dieser Gang von einem anderen gekreuzt wurde, eine Gestalt vorbeihuschen.

Im ersten Augenblick dachte ich, daß es einer meiner Leute sei, ich wollte ihn schon mit einem ›hallo!‹ anrufen, aber mit jener Schnelligkeit, mit der sich nur Gedanken folgen können, erinnerte ich mich, doch eigentlich keinen behosten Mann gesehen zu haben, das war eher eine Frauengestalt gewesen, in einen langen Rock gehüllt, wie ihn auch männliche Türken und Indier tragen

... und da schoß ich auch schon, nicht gerade mit Gedankenschnelle, aber doch mit menschenmöglicher Eile, den Korridor entlang.

Und wahrhaftig, dort huschte die Kittelgestalt weiter, war gerade jetzt in das Licht eines Bollauges gekommen.

»Steh oder ich schieße!!« schrie ich, eben den beliebtesten Warnungsruf gebrauchend, obgleich ich gar nicht an meinen Revolver dachte.

Die Gestalt verschwand wiederum in einem Seitengange – ich ihr nach – da war es plötzlich finster – und ich keine Laterne bei mir – aber ich stürzte im Finstern weiter, denn die vermummte Gestalt war keine zehn Schritte von mir entfernt gewesen – plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen, polterte eine Treppe hinunter – und wie ich wieder ebenen Boden unter den Füßen hatte, da hatte ich auch gleichzeitig Fleisch und Knochen zwischen den Fäusten, die von einem Gewande umhüllt waren.

Ich war am Ende der Treppe direkt auf sie gestürzt, wahrscheinlich zu meinem Glücke, wenn diese fleischigen Knochen auch durchaus nicht weich waren, im Gegenteil, sie fühlten sich recht hart an, recht kräftige Muskeln, und sie bewegten sich, wollten sich frei machen, was es bei mir nun freilich nicht gab.

»Licht her, ich habe ihn!!!« donnerte ich mit allem Aufgebot meiner nicht eben schwächlichen Lunge.

Der Ruf ward gehört, ein Lichtlein kam, schwebte die Treppe herab, ich nahm dem Jungen die Laterne ab.

»Nun wollen wir doch mal sehen, wen wir da eigentlich erwischt haben,« sagte ich, schon wieder in der besten Stimmung.

Da ich zunächst nur das Hinterteil sah, drehte ich ihn fein säuberlich herum, bis ich das Gesicht vor mir hatte – und wie ward mir beim Anblick dieses jüdischen Gesichtes mit dem schwarzen Stutzbarte ...

»Bei allem was lebt – mein durchgebrannter Schiffsarzt – Doktor Selo!!!«

Er bestätigte es nicht, hatte es auch gar nicht nötig – er war es! Ich erkannte doch meinen ehemaligen Schiffsarzt wieder!

Ergebungsvoll hatte er die Augen geschlossen.

»Na, freuen Sie sich denn gar nicht ein bißchen, mich endlich einmal wiederzusehen? Sie haben doch von mir auch noch drei Monate Heuer zu bekommen.«

Nur ein Stöhnen antwortete meinen spöttischen Worten.

Dann sackte ich ihn auf und trug ihn nach oben, gleich bis in meine Kajüte hinüber, und als Doktor Selo so wieder vor mir auf dem Sofa saß, im hellen Sonnenlichte, noch ganz derselbe, nur in einem indischen Talare, da erst kam das Staunen über mich, wie das Schicksal es doch seltsam gefügt hatte, daß ich diesen Halunken gerade hier auf der verlassenen ›Freiheit von Indien‹ mitten in der Fucusbank wiederfinden mußte!

Aber lange dauerte dieses Staunen nicht bei mir.

»Na, wollen Sie mir nun nicht Auskunft geben, wie Sie eigentlich hierherkommen?«

Nein, er wollte nicht, er stierte mich nur an und kniff die schmalen Lippen zusammen.

»Fühlen Sie sich schwach? Wollen Sie etwas genießen? Eine Tasse Kaffee? Ein Glas Wein?«

Es ist merkwürdig, was ein wohlmeinendes Wort alles bewirken kann! Umsonst wird ja auch nicht der blutigste Verbrecher während der Untersuchungshaft ganz freundlich behandelt – bis er sein Geständnis abgelegt hat.

Mit einem Male veränderte sich der Ausdruck der Augen.

»O, Herr Kapitän Jansen, ich habe schwer gelitten!« kam es stöhnend hervor.

Wollte er mich bei meiner schwachen Seite packen? Natürlich, er mußte ja mein gutes Herz kennen gelernt haben.

Gut, ich wollte ihn bei diesem Glauben lassen. Freilich konnte er sich in diesem Falle auch etwas täuschen.

»Wie kommen Sie denn nur hierher? Erst muß ich das wissen.«

Ich hatte im Klange meiner Stimme dafür gesorgt, daß er nicht den Mut verlor.

»O, Herr Kapitän – ich habe furchtbar gegen Sie gesündigt,« stöhnte er von neuem.

»Lassen wir das alles – erst muß ich durchaus wissen, wie Sie hierhergekommen sind.«

»Sie wissen – damals die Geheimschrift, die wir bei dem Klautermann fanden!«

»Ja, die Sie mir stahlen,« mußte ich jetzt doch sagen, denn eine allzu große Verstellung wäre nur schädlich gewesen.

»Und die 10 000 Pfund Sterling – und die Anweisung auf eine Million . . . « ergänzte der Schuft ganz sachgemäß.

»Ist mir jetzt alles ganz gleichgültig – Sie wissen doch selber, wie verächtlich ich von jeher über den schnöden Mammon gedacht habe, und ich brauche ihn jetzt weniger denn je – ich will nur wissen, wie Sie hierhergekommen sind, aber nun ein bißchen rasch, sonst verliere ich doch noch die Geduld.«

»O, ich bin schmäählich geprellt worden!« erklang es von neuem jammernd.

»Geprellt, wieso?«

»Ich hatte die Geheimschrift entziffert . . . «

»Ach was!« stellte ich mich unwissend, denn daß ich das Konzept seiner Uebersetzung gefunden, wenigstens soweit es geographische Ortsbestimmungen betraf, davon wußte jener wahrscheinlich noch gar nichts. »Nun, was war es denn?«

»Es war eine Aufzeichnung, wo auf dem Meeresgrunde gesunkene Wracks mit wertvoller Ladung, mit großen Schätzen liegen sollten, bis zurück aus dem 17. Jahrhundert stammend.«

Also hatte die Geheimschrift noch viel nähere Angaben enthalten. Natürlich, das war ja auch ein ganzes Buch gewesen, Selo hatte daraus nur die geographischen Ortsbestimmungen gezogen, welches Konzept er verloren hatte, wahrscheinlich, wie gesagt,

ohne daß ihm bewußt war, daß er dies an Bord der ›Sturmbräut‹ zurückgelassen hatte, daß wir dies gefunden haben könnten.

»Nun, und?«

»Ein Jahr lang, länger noch habe ich all diese verzeichneten Stellen aufgesucht, über die ganze Erde verteilt, und immer bin ich betrogen worden.«

»Wieso betrogen?«

»Stets fand ich an der betreffenden Stelle eine Meerestiefe, bei der es kein Hinabtauchen gab – und auf diese Weise habe ich all' die 10 000 Pfund und was ich sonst noch besaß, verbraucht – alles ganz unnötig verpulvert!«

Etwas wie Lachlust wandelte mich an. Nämlich wie der das so jämmerlich hervorbrachte. Faktisch, dieser Schuft war so egoistisch, daß er glaubte, er wäre wirklich bedauernswert, man hätte ihn wirklich betrogen.

Freilich gehört wohl ein besonderer Charakter dazu, um so etwas begreifen zu können.

»Nun, und wie sind Sie dann hierhergekommen?«

»Es war auch eine geographische Bestimmung vorhanden, welche für die Mitte der großen Fucusbank galt.«

Stimmte! Ich habe ja schon damals erwähnt, daß mir Karlemann gar kein so ganz neues Geheimnis anvertraute.

»Nun, und?«

»Ich habe sie aufgesucht, ganz zuletzt.«

»Weshalb ganz zuletzt?«

»Es sollte hier nur Ambra zu finden sein . . . «

»Nur Ambra, sagen Sie?«

»In den Wracks lag anderes verborgen, bares Geld und Goldbarren, wenigstens zum größten Teil, Juwelen – und das war mir doch lieber als Ambra.«

»Hm, da haben Sie allerdings recht. Nun und weiter?«

»Und dann wußte ich auch gar nicht, wie man in die Fucusbank hätte eindringen sollen.«

»Zuletzt aber fanden Sie doch das Rezept dazu?«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich erfand für einen Dampfer, den ich charterte, dieselbe Messervorrichtung, wie ich sie schon an Ihrer ›Sturmbraut‹ erblickt habe.«

Darüber brauchte ich mich nicht besonders zu wundern. Wer ernsthaft mit dem Gedanken umging, die Fucusbank außerhalb der bekannten Wasserwege zu durchqueren, würde immer auf solch eine Messervorrichtung kommen. Das lag viel näher als jene Gleitvorrichtung, mit der sich meine Vorgänger hier geholfen hatten, mochte letztere vielleicht auch praktischer sein.

»Sie charterten also einen Dampfer?«

»Ja, mit meinem letzten Gelde.«

»Und drangen hier ein?«

»Von Osten her.«

»Wann war das?«

»Vor sechs Wochen.«

»Erzählen Sie ausführlicher!«

»Es war ein elender Kasten, der kaum sechs Knoten machte, in diesen Schlinggewächsen trotz der scharfen Messer keine drei. Wie eine Schnecke kamen wir vorwärts. Dabei immer die furchtbare Angst, daß die Maschine versagte, also stecken zu bleiben, denn dieser Fucus umschlingt alles, was . . . «

»Ich weiß, ich weiß. Sie brauchen mir keinen wissenschaftlichen Vortrag über Ihre Expedition zu halten. Bleiben Sie bei der Hauptsache.«

»Statt einer viele Quadratmeilen großen Insel, wie in dem Manuskript angegeben, fanden wir nur einen Berg, der auch nicht anzulaufen war, sonst wären wir umschlungen worden, und außerdem von Ambra keine Spur zu erblicken.«

Stimmte alles.

»Nun weiter?«

»Enttäuscht segelte ich westwärts, um den günstigen Wind auszunützen. Am anderen Tage erblickten wir wieder einen Berg – diesen hier. Und da, angesichts dieses Berges, aber noch weit, weit von ihm entfernt, brach etwas an der Maschine, rettungslos – und Windstille . . .«

Das Grausen schien ehrlich zu sein, von dem der Arzt befallen wurde.

»Und da ist das Schiff wohl eingesponnen worden?« kam ich ihm zu Hilfe.

»Ja. Und innerhalb von vierzehn Tagen war es gesunken. O, es war schrecklich, wie es so Zoll für Zoll in die Tiefe hinabgezogen wurde!«

Selo schüttelte sich, und ich konnte es begreifen.

»Aber Sie sind doch gerettet worden.«

»Nur ich.«

»Nur Sie? Wie kam das?« fragte ich mit berechtigtem Mißtrauen, denn ich mußte doch gleich wieder an einen Schurkenstreich denken, den dieser Mann verübt hatte.

»Ach, was haben wir nicht alles versucht, uns aus der grünen Umklammerung wieder zu befreien! Alles vergeblich. Natürlich setzten wir Boote aus – auch sie waren schon in den nächsten Minuten umklammert, jedes Boot wurde innerhalb einer Viertelstunde hinabgezogen. Und am vierzehnten oder fünfzehnten Tage verloren wir die Deckplanken unter den Füßen, sofort rankte der Fucus an unseren Beinen empor.«

»Nun, und Sie selbst?«

»Ja, an mir ist ein Wunder geschehen. Ich stand zufällig auf einem sehr großen Lukendeckel, der nicht befestigt war. Tiefer und tiefer sank der Dampfer – ich aber stand – auf dem Lukendeckel. Dieser schwamm. Die Ueberwucherung war hier auch gar nicht so bedeutend. Der Fucus fand an den glatten Rändern eben keinen Halt. Und da kam mir ein rettender Gedanke. Ich konnte eben noch eine lange Hakenstange auffischen – und ich fand Grund!

– und wahrhaftig, der Lukendeckel schusselte als Floß über das grüne Zeug hin ... «

»Und die anderen?«

»Die mußten zurückbleiben, die waren dem Tode geweiht.«

»Konnten Sie denn keinen einzigen mitnehmen?«

»Das Floß hätte nicht zwei Männer getragen. Außerdem waren alle anderen schon eingeklammert, und wie sie auch winkten und schrien, ich konnte ihnen nicht helfen.«

Er mochte recht haben – jedenfalls wollte ich hierüber kein Richter sein.

»Und so kamen Sie bis hierher?«

»Ja. Noch am Abend desselben Tages erreichte ich diesen Berg, hatte auch schon diesen Riesendampfer gesehen. Aber ich landete dort mehr östlich an dem Inselberge.«

»Sie fanden mit der Stange fortwährend Grund, daß Sie das Floß immer fortschieben konnten?«

»Immer. Das eben war ein Glück. Sonst wäre ich doch noch verloren gewesen.«

Daß das Wasser hier überall ziemlich seicht war, hatte auch ich schon bemerkt. Mit einer etwa acht Meter langen Stange mußte man da überall Grund finden, während diese Tiefe schon wieder für solch einen Riesendampfer genügte.

»Nun, und was weiter?«

»Ja, dann befand ich mich eben hier auf diesem Dampfer, in dem ich zu meinem Staunen das erste Vorbild der ›Great Eastern‹ erkannte.«

»Wie lange befinden Sie sich nun schon hier?«

»Seit fünf Tagen.«

»Also am zweiten oder dritten Tage, an dem Sie sich hier befanden, sind wir gekommen?«

»Das war an meinem dritten Tage.«

Nun, da hatte Selo ja nicht sehr lange zu warten brauchen. Freilich, er hatte doch auch immer noch auf seine Bartfrisur gehalten.

Da fiel mir etwas ein, was ich bald vergessen hätte.

»Sind Sie denn nicht einmal auf die Kommandobrücke gekommen?«

»Doch.«

»Und haben da nicht auf dem Tisch im Kartenhause einen Brief liegen sehen?«

»Einen Brief? Nein.«

Dann hatte er den an mich adressierten Brief eben übersehen. Ein weiteres Wunder erblickte ich nicht hierin.

So, das war das eine gewesen, nun kam etwas anderes daran, und dabei würde es unter Umständen weniger gemütlich zugehen.

»Also Ihr ganzes Geld haben Sie bei diesen Goldgräberexpeditionen zur See verpulvert?«

»Alles!«

»Die ganzen fünf Millionen?«

»Die ganzen fünf Millionen?« wiederholte Selo mit ausgezeichnet erkünsteltem Staunen, ich konnte auch nicht den geringsten Schreck oder sonst etwas anderes bemerken. »O nein, so reich bin ich nie gewesen. Ich erzählte Ihnen doch einmal, daß ich enterbt worden bin. Alles, was ich in langen Seereisen als Schiffsarzt gespart habe, betrug keine fünfhundert Pfund Sterling, und dann kamen noch die zehntausend Pfund hinzu, die ich Ihnen in meiner Verblendung . . . «

»Lassen wir doch diese Lappalie,« unterbrach ich ihn. »Sie haben doch all das Geld gestohlen, welches ich damals, als noch Lady Blodwen bei mir war, während der Fahrt von London nach Kapstadt nach und nach auf dem Meeresgrunde versenkt habe.«

Jetzt riß dieser Halunke vor Staunen sogar seine runden Augen weit auf.

»Welches Sie – versenkt haben?! Davon weiß ich doch gar nichts!«

»Na, nun stellen Sie sich mal nicht so!« wurde ich jetzt ungeduldig. »Es waren an die fünf Millionen – und dann der Schmuck, den damals Lady Blodwen von dem kleinen Algots erstanden, den Sie selbst taxierten, das Zepter und das Brustgehänge ... «

»Ich weiß, ich weiß – den Karlemann dem Häuptling Kididimo abgenommen hatte,« war er mir auch noch behilflich.

»Na, wohin haben Sie dieses Geld und diesen Schmuck gebracht? Oder das ist doch nicht etwa auch schon alle geworden?«

»Ich? Hingebracht?« wiederholte er in immer größerem Stauen. »Ja, wie soll ich denn das nur verstehen?!«

Meine Geduld hatte ihre letzte Grenze erreicht.

»Na, nun verstellen Sie sich mal nicht. Ich will Sie sofort überführen, Ihnen ist nämlich dabei etwas höchst Unangenehmes passiert.«

»Mir? Etwas Unangenehmes? Ja, Herr Kapitän, was meinen Sie denn nur eigentlich?!«

»Wo ist denn der grüne Saphirring, den Sie früher immer trugen?«

Selo betrachtete seine linken Finger, an denen nur noch ein kleiner Diamantring funkelte.

»Den Saphirring? Den – den – – habe ich in Alexandrien einer Dame verehrt – ein kleines Abenteuer ... ja, Herr Kapitän, woher können Sie denn davon wissen?!«

Diese zuletzt schnell gesprochenen Worte waren mit einem erstaunten Augenaufschlag gegen mich von solcher Natürlichkeit begleitet gewesen, daß man weiß Gott an diesem Spitzbuben bald irre werden konnte.

So weit ging es nun freilich bei mir nicht.

»Ja ja, der ist in meinen Besitz gekommen.«

»Ist nicht möglich!! Haben Sie die Mademoiselle Blanche kennen gelernt? Doch nicht gar in Alexandrien? Oder wie sonst?«

Ich hatte bereits geklingelt, der Steward kam, und dieser genügte, denn wenn Bernhard auch ein tadelloser Schiffskellner war, früher sogar wohl ein richtiger Hotelkellner, so ließen seine Knochen und Muskeln doch nichts zu wünschen übrig – also ich deutete ihm an, daß dieser Herr, unser ehemaliger Schiffsarzt, hier ruhig sitzen zu bleiben habe, während ich schnell einmal in meine Kabine ging und den Geldschrank aufschloß.

In einer halben Minute war ich zurück, der Steward konnte wieder gehen.

»Erkennen Sie diesen Ring als den Ihrigen?«

Selo nahm ihn, drehte ihn hin und her.

»Nein, das ist nicht meiner. Nur etwas ähnlich. Mein Stein war viel größer, und dann vor allen Dingen waren hier um die Fassung solche Schnörkel . . . «

Er beschrieb noch weiter den Unterschied.

Ich hatte schon geahnt, daß all dies nichts helfen würde, wenn sich der Kerl aufs Leugnen legte. Ja, wenn der Ring graviert gewesen wäre, etwa gar mit seinem Namen! Das war aber eben nicht der Fall.

Trotzdem zweifelte ich natürlich nicht einen Augenblick an seiner Schuld.

»Es ist Ihr Ring!!« sagte ich mit starkem Nachdruck. »Und – diesen – Ihren – Ring – habe ich auf dem Meeresgrunde gefunden, dort, wo meine Kassetten mit Goldstücken hätten liegen sollen – und wo Sie nur den Abdruck der Sohle Ihres Taucheranzugs zurückließen – und wo Sie diesen Ring von Ihrem Finger verloren!!«

Wenn diese Worte einen Eindruck auf ihn machten, so war es nur der der Verblüfftheit.

Dann tat er, als müsse er sich erst aufraffen.

»Herr Kapitän, wir wollen doch ruhig zusammen sprechen,« sagte er dann.

»Ich spreche ganz ruhig,« entgegnete ich, unwillkürlich lächeln müßend. Jetzt schien der auch noch den Spieß herumdrehen zu

wollen, so ungefähr, wie damals der edle Franzose mit seiner Tante.

»Sie haben damals Geld ins Meer versenkt?«

»Ja.«

»Und auch jenes Geschmeide des Häuptlings Kididimo?«

»Ja.«

»Und das alles ist Ihnen gestohlen worden?«

»Ja.«

»Und Sie glauben, daß ich der Dieb sei?«

»Ja.«

Da hob Selo die rechte Hand mit zwei gespreizten Fingern empor.

»Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß ich gar nicht gewußt ... «

Er wurde durch einen Knall unterbrochen. Dieser Knall rührte daher, daß ich ihm eine knallende Ohrfeige verabreicht hatte. Ich hatte ihn nicht falsch schwören lassen wollen. Denn der schwor doch für drei gute Groschen sechs falsche Eide.

Selo war halb aufs Sofa gefallen, richtete sich wieder auf und tat, als wolle er seinen ehemaligen unvermeidlichen Klemmer wieder fest auf die Nase drücken, den er jetzt freilich nicht mehr trug. Im übrigen benahm er sich äußerst gelassen.

»Ja, Herr Kapitän, wenn Sie allerdings zu dergleichen Brutalitäten greifen wollen – unter der Folter würde ich wahrscheinlich sogar ein Geständnis in dem von Ihnen gewünschten Sinne ablegen – natürlich ein falsches – nur um vorübergehend von den Schmerzen erlöst zu werden. Ich würde Ihnen vielleicht eine Stelle angeben, wohin ich diese Schätze gebracht hätte – und wenn Sie hinkämen, wäre nichts da – und so würde ich unter Tortur immer wieder wissentlich falsche Angaben machen, obgleich ich von alledem gar nichts weiß. Ich bin unschuldig.«

Der Mann sprach da eine Wahrheit aus, die ich mir hinter die Ohren schreiben konnte. Aehnliches hatte ich mir überhaupt schon selbst gesagt.

Nein, zu einer Tortur wollte ich nicht greifen. Ich bin überhaupt kein Freund von so etwas. Einmal eine Mauschelle, einmal ein bißchen an den Haaren reißen und dergleichen, auch einmal die Knute, ja – – aber auf glühende Kohlen stellen und so – nein.

»Trotzdem sind Sie der Dieb.«

»Sie irren.«

»Sie sagen: ich irre – und ich sage: ich irre mich nicht – und wenn wir so dabei bleiben, können wir bis an unser Lebensende hin und her zerren. Nein, dazu habe ich keine Lust. Wissen Sie was? Liefern Sie mir das Geld und den Schmuck wieder aus, Sie sollen den vierten Teil davon abhaben. Auf mein Ehrenwort! Ich geb's Ihnen auch schriftlich.«

Das war gesprochen wie . . . es einem Richard Jansen aus Danzig ganz ähnlich sah.

Vielleicht sogar hätte ich auch noch etwas mit mir handeln lassen.

»Sie irren, ich weiß von diesem Diebstahle gar nichts!« entgegnete er aber.

»Ich sichere Ihnen absolute Straffreiheit zu.«

»Ich bin unschuldig.«

»Gut! Nun hat's bei mir geschnappt. Sie bleiben natürlich mein Gefangener, ich werde Sie etwas knapp halten – vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch.«

Selo wurde in eine Kabine gesperrt, Goliath bekam seine Aufwartung und Bewachung, dann rief ich alle Mann zusammen, Karlemanns kleine Garde erklärte sich mit Freuden bereit, hier bleiben zu wollen, um Robinsons zu spielen; bei der Aufforderung wegen eines erwachsenen Mannes meldete sich der Matrose Paul,

den ich auch für den geeignetsten hielt, um die Rolle des Oberhauptes zu spielen; ich unterhielt mich mit ihm noch eine Stunde, ihm Instruktionen erteilend – dann dampfte die ›Sturmbraut‹ westwärts davon.

MIT ANDEREN AUGEN BETRACHTET.

Wir wollen Kapitän Jansen und seine ›Sturmbraut‹, während des langen Waffenganges gegen die Kaper der Konföderation nicht Schritt für Schritt begleiten. Das würde bald zu eintönig werden. Denn die Art, die Listen und offenen Kämpfe, wie er einen Kaper nach dem anderen nahm, ähnelten sich im Grunde genommen doch immer.

Aber eins fehlt uns noch: unseren Helden einmal mit anderen Augen zu betrachten, als mit seinen eigenen, wie es eine Selbstbiographie doch immer tut.

Denn zuletzt bekommt man da ein ganz anderes Bild.

Richard Jansen war eine ausgesprochen humoristische Natur, und als er als alter Mann seine Erlebnisse in dem Leuchtturm niederschrieb, da hatte sich offenbar seine Frohnatur noch immer nicht geändert – ja, da betrachtete er alles schon von einem ganz anderen Standpunkte, da war sein Charakter geläutert, von seiner Erhabenheit blickte er lächelnd auf seine früheren Torheiten herab; was ihm früher bitteren Schmerz und Seelenpein verursacht, das war jetzt für ihn ein Nichts geworden, und es ist ja bekannt genug, wie man sich in späteren Zeiten, wenn alles vorbei ist, viel mehr des Angenehmen erinnert, die Unannehmlichkeiten vergißt der Mensch viel schneller.

Das ist ja auch der Grund, weshalb uns immer unsere Kinderzeit so lieblich dünkt. Vielleicht ist das durchaus falsch. Wer in der selbsterkennenden Lebensweisheit schon weit vorgeschritten ist, der kann zu dem Urteil kommen, daß er als zehnjähriges Kind, nämlich wenn er einmal seine Schularbeiten nicht gemacht oder irgendeinen an sich ganz harmlosen Streich begangen hat, ganz

genau dieselben schweren Sorgen gehabt hat, wie dreißig Jahre später als gereifter Mann, wenn er sich etwa vor einer Geschäftskrisis sieht, deren schlechter Ausgang seinen Ruin bedeuten kann.

Im Grunde genommen ganz, ganz genau dieselben Sorgen!

Denn wieder nach dreißig Jahren, als siebzigjähriger Greis, wird er, wenn er wirklich in der Erkenntnis des Lebens gewachsen ist, ebenso wieder über jene Lappalien lächeln, die ihm damals vor dreißig Jahren solche Sorgen gemacht haben, und vielleicht wird er jetzt schwermütig seufzen: Ach, war das damals eine glückliche Zeit, als ich noch alle Zähne im Munde hatte! Was hat gegen einen kranken Magen doch solch eine Kleinigkeit wie ein Bankerott zu bedeuten?!

So wollen wir aus der im Leuchtturm gefundenen Kiste einmal ein anderes Manuskript herausnehmen.

Es ist die ebenfalls persönlich gehaltene Erzählung eines Steuermanns namens Emanuel Martin, jedenfalls eines Deutschen, welcher auf dem Segler ›Arizona‹, ein Schiff von 1200 Tonnen, unter Kapitän Kipling, als konföderierter Kaper den Seekrieg gegen die Union mitmachte – bis er zu Kapitän Jansen übertrat, dessen Freund wurde.

Wir haben nur noch zu erwähnen, daß Martin wohl schon viel von der ›Sturmbräut‹ und dessen Kapitän gehört, diesen aber noch nie selbst gesehen hatte, denn die ›Arizona‹ hatte damals auch nicht in Charleston gelegen.

Und nun beginnen wir ohne weiteres mit der Erzählung dieses Mannes, ohne uns auf sein früheres Leben einzulassen.

Am Morgen des 22. Mai, auf der Höhe von Kap Hatteras und etwa auf dem 70. Längengrade, sichteten wir eine Bark, welche mit dem steifen Südwinde von Osten nach Westen ging.

Die Erregung unter uns war sofort eine gewaltige. Denn diese Bark konnte als Ziel doch nur einen unionistischen Hafen haben,

und wir gedachten den Schaden gutzumachen, den wir durch das Entgehen der deutschen ›Hortense‹, die uns im letzten Augenblick noch aus den Zähnen gekommen war, gehabt hatten.

Auch ging unser Trinkwasser bedenklich zur Neige.

Kapitän Kipling rief die Offiziere und Maate zusammen.

Ja, diese Bark konnte unserer vollgetakelten ›Arizona‹ nicht entgehen. Durch den Südwind, der so stehen bleiben würde, hatten wir sie vollkommen in der Gewalt, konnten ihr den Weg abschneiden, wo und wie wir wollten, und die nur mäßig bewegte See ließ ein gefahrloses Entern zu.

Erst aber mußten wir wissen, wen wir vor uns hatten, freilich schon darauf gefaßt, eine falsche Auskunft zu bekommen.

Denn damals war ja auf dem Atlantischen Ozean alles eine einzige Lüge – oder sagen wir gemäßigter: eine Maskerade.

Wir selbst machten es ja ebenso. Kapitän Kipling ließ das unionistische Sternenbanner hissen, grüßte und meldete: ›Kentucky‹ – Boston – Kapitän Frank.

Jetzt würden die drüben in dem internationalen Schiffsregister vergebens nach einem ›Kentucky‹ suchen, in Boston beheimatet, von einem Kapitän Frank geführt.

Es wäre ja ein wunderbarer Zufall gewesen, wenn wirklich solch ein Schiff mit einem Kapitän dieses Namens existiert hätte, und Kapitän Kipling wählte die falschen Namen immer gleich aus dem Stegreife.

Hinwiederum brauchte man dort drüben nicht gleich an eine Mystifikation zu denken. Damals schossen ja die neuen Schiffe aus dem Meere empor, wie die Pilze aus der Erde.

Die Bark zeigte die englische Flagge, grüßte und meldete: ›Malabar‹ – Cardiff – Kapitän Castle!

Well, nun waren wir unserer Sache sicher. Denn ein englisches Schiff, welches damals nach einem nordamerikanischen Hafen steuerte, zeigte nicht seine Flagge, wenn es diese nicht wirklich führte.

Andererseits konnte man dann denken, daß es eben keine Kriegskonterbande an Bord hätte. Aber was sonst, wenn es nach einem nordamerikanischen Hafen ging?

Doch darüber konnte man sich ja leicht Klarheit verschaffen.

Wir brauchten nur die Maske fallen zu lassen, uns als konzessionierter Kriegskaper erkennen zu geben.

Also herunter die falsche Flagge, dafür die blaue der Konföderation gezeigt, mit dem Kriegswimpel, und dann den Befehl gegeben:

»Streicht die Segel!!!«

Hei, gab das eine Verwirrung an Deck der Bark! Wir konnten es durch das Fernrohr deutlich unterscheiden. Wie eine Herde aufgescheuchter Gänse stoben sie durcheinander.

Dann kam eine Antwort:

»Spirituslack nach Cuba!«

Aber während sie so ihre neutrale Friedlichkeit versicherten, schwenkten sie schon nach Norden herum, die Matrosen flogen die Wanten hinauf, um den letzten Fetzen Leinwand zu setzen, der noch anzubringen war.

Und wir taten dasselbe. Denn nun war es ja erwiesen: ein Engländer, der einem unionistischen Hafen Kriegskonterbande bringen wollte, jedenfalls Getreide. Denn sonst hätten sie doch nicht zu fliehen brauchen.

Aber wenn die Bark auch wirklich Spirituslack geladen hätte – dieses Wort genügte schon, um die Augen unserer Matrosen in wilder Glut aufleuchten zu lassen, jede Muskel gespannt zu machen. Denn wir hatten eine gar verwegene Bande an Bord, noch schlimmer als verwegen, viele Novascotiamen, welche hinter dem Schnaps her waren, wie der Teufel hinter den Seelen, und unser Branntwein war schon längst zu Ende, die versprochene Tagesration konnte nicht mehr ausgegeben werden – und so hätten die jetzt sogar den Spirituslack gesoffen.

Wir also hinter der Bark her! Daß wir ihr an Schnelligkeit ganz bedeutend überlegen waren, konnten wir in den ersten zehn Minuten erkennen.

Und eine halbe stunde später waren wir in Rufweite.

»Streicht die Segel!!«

Keine Antwort, nur abermals ein wirres Durcheinander.

Im Westen tauchte eine Takelage auf. Wir beteten, mehr zum Teufel, als zu Gott, daß es kein englisches oder amerikanisches Kriegsschiff sein möge, welches uns den Spaß wieder so versalzen könnte, wie damals bei der ›Hortense‹.

Doch die Takelage verschwand bald wieder, kein einziges anderes Fahrzeug war in Sicht.

Wir lösten einen Schuß, nach dem Mittelmast gerichtet. Er ging fehl, wäre überhaupt gar nicht nötig gewesen, wir hätten nur unseren eigenen Schaden angerichtet; denn bereits ging die weiße Flagge hoch, die Segel wurden gestrichen.

Weitere zehn Minuten später hatten wir die Bark am Enterhaken.

Die Mannschaft erwartete uns ruhig, die Kommandobrücke war verlassen.

Wie es weiter geschah, kann ich nicht erzählen.

Ich gehörte diesmal mit zur Entermannschaft, Kapitän Kipling beteiligte sich nie persönlich am Kampf – was ihm oft genug verdacht wurde – also ich als erster hinüber, nicht an Kampf denkend, den Entersäbel nur so am Handgelenk hängen habend.

Da taucht vor mir ein krummbeiniger Kerl auf, grinsend, hat in beiden Händen etwas wie das Mundstück eines Schlauches – ja wohl, ein kurios gekleidetes Weibsbild, unter dessen buntem Rock große Seestiefel hervorsehen, schleift ihm den Schlauch nach – und wie ich das noch anstarre, nur die Bedeutung des Schlauches nicht erklären kann – »Los doch, Enoch, ist sich die Luderbande schon . . . « schreit da das Weib mit gröhlender Mannesstimme, wie es auch einen Schnauzbart hatte – was es sonst noch schreit, höre

ich nicht, da sehe ich nur noch, wie aus dem Schlauchmundstück ein milchweißer Strahl hervorbricht, alles gleich in eine Dampfwolke hüllend – ich fühle einen brennenden Schmerz am Halse ...

»Kochendes Wasser!« schreit es in meinem Innern. »Die empfangen uns mit kochendem Wasser!!«

Und da habe ich auch schon meinen Entersäbel fest in der Faust, schwinge ihn auf den krummbeinigen Spritzer – in demselben Augenblick springt ein anderer auf mich ein, ein junger Mann, will mir eins mit einem Gummiknüppel abgeben – mein Entersäbel ändert mitten im Hieb seine Richtung, ich komme dem Gummiknüppel zuvor, mein Säbel saust jenem auf den Kopf ...

Da erhalte ich selbst von anderer Seite über den Schädel einen Schlag, daß mir das Feuer aus den Augen spritzt ...

»Verdammt, hier sind wir an die Unrechten gekommen!« denke ich noch, dann verläßt mich das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, war ich an Händen und Füßen gefesselt. Aber lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein, denn der Kampf war noch im besten Gange. Das heißt, wenn man da überhaupt von einem Kampfe sprechen durfte.

Wir hatten eben einmal unsere Meister gefunden. Mit kochendem Wasser hatten sie uns empfangen, und jetzt waren die drüben auf unserer ›Arizona‹.

Obgleich ich später erfuhr – und schon jetzt merkte ich es mit eigenen Augen – daß die Pumpe mit ihrem heißen Wasser gar nicht so arg gehaust hatte, wie sie es hätte tun können – anders geführt, wären wir samt und sonders im Augenblick in rote Krebse verwandelt worden – hatte es doch gerade genügt. Nur einige Tröpfchen des kochenden Wassers auf die nackte Haut, und niemand dachte noch an einen Kampf, jeder hatte sich hinter irgendeinen Gegenstand geworfen, nur um diesem kochenden Tode zu entgehen.

Aus diesen Verstecken wurden jetzt unsere Matrosen wie die Kinder hervorgezogen, um gebunden zu werden, höchst selten dachte einer noch an Widerstand, nur ein einziges Mal mußte noch der kurze Gummischlauch gebraucht werden, kein einziger Schuß fiel mehr.

Ja, doch noch einer, und diese Szene fesselte auch meine Hauptaufmerksamkeit und gab mir die Ueberzeugung, daß ich keine halbe Minute bewußtlos gelegen haben konnte.

Kapitän Kipling hatte wie gewöhnlich auf der Kommando-
brücke gestanden, um das Ganze übersehen zu können, nur, im Notfalle oder auch aus blutigem Uebermute mit seiner langen Entenflinte ein Wort mitzusprechen. Die Kommandobrücke mit der starken Holzwand zu umkleiden, daß er selbst geschützt stand, hatte er diesmal nicht für nötig befunden.

Aber daß es so kommen würde, hatte er natürlich so wenig wie ein anderer von uns erwartet – und nun stand er da, die lange Büchse in der erstarrten Hand, mit entsetzten Augen auf das Deck seines Schiffes stierend . . .

Da kam eine lange Gestalt die Treppe hinaufgesetzt, ein wahrer Riese, mit zwei Sätzen war er die zwölf Stufen oben, stand unserem Kapitän gegenüber – da kam Leben in diesen, mit einem Wut-schrei ließ er die Entenflinte fallen, sein blanker Revolver blitzte in seiner Hand, ein Knall, ein Feuerstrom . . .

»Schade um den langen Burschen,« dachte ich, »unser Kapitän verfehlt sein Ziel nicht. Wer soll denn überhaupt bei solcher Nähe danebenschießen?«

Wenn der Riese aber auch tödlich getroffen sein mochte, so viel Kraft hatte er doch noch, um dem Kapitän die Faust zwischen die Augen zu setzen, mit einer Wucht, daß ich den schmetternden Krach bis hierher hörte, es klang, als ob ein irdener Topf berste, und Kipling stürzte denn auch hin wie ein Stier.

Dann aber wunderte ich mich doch baß, wie der lange Kerl auch noch die Kraft besaß, sich über den Gefallenen zu beugen –

denn das sah gar nicht danach aus, als wolle er selbst tot über sein Opfer stürzen – und dann richtete er sich wieder auf, strich sich die Haare aus der Stirn – ja, und dann sprang er sogar leichtfüßig die Treppe wieder herunter!

Kann denn das ein Mensch, der eine Revolverkugel in die Stirn oder ins Herz oder sonst in einen empfindlichen Körperteil bekommen hat? Denn von einem Vorbeischießen konnte da doch eigentlich keine Rede sein, und mit Platzpatronen befaßte sich Kapitän Kipling auch nicht.

»Alles klar?« wandte sich der Lange, der durchaus nicht tot gehen wollte, und in dem ich nun wohl den Kapitän der Bark erkennen mußte, an einen anderen Mann, auch von recht stattlicher Größe, der aber neben jenem wie ein Zwerg aussah.

»Alles klar, Käpt'n!«

»Ist schon berichtet worden?«

»Vom zweiten Kapitän, der dort liegt.«

»Wieviele Köpfe?«

»Neununddreißig.«

Stimmte. So stark war unsere ganze Besatzung, den Kapitän mit eingeschlossen.

»Alle unschädlich gemacht?«

»Alle. Nur der eine liegt drüben bei uns. Ich selbst gab ihm eins über den Schädel.«

»Tot?«

»Weiß noch nicht, Käpt'n.«

»Wie sieht's sonst aus?«

»Ganz gut, Käpt'n!« war die gemütliche Antwort. »Wohl nur zweien ist das Fell total abgebrüht worden.«

»Schon tot?«

»Nee, wohl noch nicht ganz. Ich habe sie gleich über Bord werfen lassen.«

So sprach der, den ich später als Mahlsdorf, als den ersten Steuermann kennen lernte, der mein nächster Vorgesetzter werden sollte.

Jetzt sah ich auch deutlich das Gesicht des riesenhaften Kapitäns – von der Sonne kupferrot gebrannt, mit einem weißblonden Schnurrbart – und in diesem Augenblick mußte ich mir verwundert die Frage vorlegen, ob dieses Gesicht mit den regelmäßigem Zügen eigentlich gutmütig, grenzenlos gutmütig zu nennen sei, oder ob sich darin eine furchtbare Wildheit ausprägte.

Es war eben in diesem Gesicht ein Widerspruch, der sich gar nicht mit Worten ausdrücken läßt.

In demselben Augenblick aber sah ich, wie durch dieses gutmütige und doch so wilde Antlitz ein seltsames Zucken ging – es sah fast aus, als wolle der Mann in ein krampfhaftes Weinen ausbrechen.

Im nächsten Moment war das freilich wieder vorbei, und dann wurden die Züge, abermals etwas ganz Neues, plötzlich eisern.

»Ihr habt's ja selbst so gewollt, Kapitän,« meinte der Steuermann noch, dabei die Achseln zuckend. »Wem nun einmal nicht mehr zu helfen ist – über Bord damit, 's ist doch auch das beste. Erstens muß die Empfindung eine ganz angenehme sein, mit den schmerzenden Brandwunden gleich ins kalte Wasser – und dann ist's doch in einer halben Minute vorbei. Ans Schwimmen denkt so einer nicht mehr.«

»Und meine Jungen?«

»Gemeldet ist noch nichts. Tot oder gefährlich verwundet ist jedenfalls keiner.«

Da wußte ich anders zu erzählen, sah es mit eigenen Augen.

Dicht neben mir lag der, den mein Entersäbel getroffen, tot, mit klaffendem Schädel, in einer Blutlache.

Es war ein junger Mann mit hübschen, offenen Zügen, und merkwürdig war, daß der schnelle Tod diese Züge fast gar nicht verändert hatte. Auch keine Wunde war zu sehen.

Ich hatte eine Prim geführt, mit hoch herab ausgestrecktem Arm, und diese hatte mehr den Hinterkopf gespalten. An der Stirn selbst war noch gar nichts von der klaffenden Wunde zu sehen.

So hatten wir beide bisher immer nebeneinander gelegen, ohne beachtet zu werden. Der Schauplatz des Kampfes war sofort hinüber an Deck der ›Arizona‹ verlegt worden.

Doch jetzt kamen sie zurück, als erster der krummbeinige Bootsmann, noch vor ihm das schnauzbärtige Weib.

Da, ein Blick – ein Stutzen – unbeschreiblich ist es, wie sich das Weib auf den Spitzen der Seestiefel näherschlich, wie es diese dabei hob – dann hatte es den Toten erreicht, beugte sich über ihn, betastete ihn . . .

»Stürmann – Stürmann Wagner!«

So flüsterte sie erst, und dann ein gellender Schrei.

»Ist sich tot, ist sich mausetot!!!«

Sie hatte sich über den Toten geworfen, wurde aber gleich von einem Matrosen zurückgerissen – nur von einem einzigen, die anderen, die unterdessen herangekommen waren, standen wie erstarrt da.

»Wagner tot – unser Stürmann tot,« ging es mit atemlosem Flüstern durch die Reihen. Und ich sehe noch diese Gesichter!

Und dann weiter, mit seltsam scheuen Blicken um sich sehend:

»Weiß es schon der Käpt'n?«

Da kam er bereits. Es war ihm gleich anzusehen, daß er noch nichts wußte. Er blickte gerade so harmlos nach seiner Taschenuhr.

»Kapitän, der zweite Stürmann ist tot.«

Unvergeßlich wird mir dieser Wechsel des Gesichtsausdruckes sein, wie alles an dem riesenhaften Manne erstarrte, wie seine Augen auf den Toten stierten – erst glaubte ich, auch er wolle sich über die Leiche stürzen, aber nur seine Arme waren einer Bewegung fähig, langsam hob er sie, langsam legte er die Hände vor die Augen – und dann ein Zittern am ganzen Körper – und

dann ein Stöhnen, oder mehr ein Schrei – ein Schrei, wie ich noch keinen gehört hatte, keine menschliche Brust solch eines Tones für fähig gehalten hatte – und dann stürzte er davon.

Die anderen umstanden nach wie vor die Leiche des Steuer-
mannes.

Keiner wagte zu sprechen, kaum sich zu rühren.

Wie lange das währte, weiß ich nicht. Es gibt Zeitperioden, für die man kein Maß hat.

Ein vorübergehender Mann, wahrscheinlich ein Steward, wurde vom ersten Steuermann angehalten.

»Wo ist der Kapitän?«

»In der Kajüte.«

»Was macht er da?«

»Er flennt.«

Ich kann gar nicht sagen, was für einen Eindruck diese zwei Worte auf mich machten. »Er flennt.« Dieser riesenhafte Mann sollte flennen, weinen wie ein Kind, wie ein Weib – ich konnte es mir gar nicht vorstellen.

»Der ist's gewesen,« flüsterte dann ein Matrose, auf mich deutend.

Mir ward ganz unheimlich zumute, als sich jetzt alle diese ernstesten Augen auf mich richteten, es wirkte atemhemmend, ich dachte, ich hätte das jüngste Gericht zu erwarten.

Und dieses schien sich mir auch in der Gestalt jenes bärtigen Weibes zu nahen.

Was sie sagte, als sie den Seestiefel hob, um mir Tritte zu versetzen, wie sie schimpfte, will ich hier nicht wiedergeben, denn es würde humoristisch wirken, und danach war die ganze Situation nicht angetan.

Ich bekam einen Tritt auf den Leib, ein zweiter war für mein Gesicht bestimmt – da sauste eine Faust in den Nacken des Weibes, daß es, sich wälzend, zur Seite kollerte.

Es war der Kapitän.

»Wehe dem, der ihn anrührt! Pfui!!«

Dann ruhten seine blauen, tiefernten Augen lange Zeit auf mir, und ich glaube, sie lasen mir im Herzen.

»Ihr seid der erste Steuermann von der ›Arizona?« fragte er nach langer Pause.

Ich bejahte.

»Wie heißt Ihr?«

»Emanuel Martin.«

»Deutscher?«

»Der Geburt nach. Bin immer auf Engländern und Novascoti-
amen gefahren.«

Wieder brannten sich die blauen Augen bis in mein Herz hin-
ein.

»Habt Ihr Lust, bei mir als zweiter Steuermann anzumustern?«

»O ja, warum nicht,« entgegnete ich kurzerhand.

»Wir müssen noch darüber sprechen. Seid Ihr verwundet?«

Ich fühlte nur noch ein Brennen am Halse. Eine an sich ganz
geringfügige Brandwunde.

»Wißt Ihr, wer ich bin? Was für ein Schiff das ist?«

»Kapitän Castle von der ›Malabar.«

»Das waren falsche Namen, um Euch irrezuführen.«

Dann wußte ich es nicht. Ich hatte faktisch noch keine Ahnung,
auf welchem Schiffe ich mich befand, wen ich vor mir hatte.

Der Kapitän zog sein Dolchmesser und durchschnitt meine Ban-
de.

»Bernhard, führe ihn in die Kajüte! Gib ihm Salbe, daß er sich
den Hals einreibt! Mehr ist nicht nötig. Wartet in der Kajüte auf
mich, Steuermann, bis ich die Prise aufgenommen habe.«

Während ich dem Steward über Deck folgte, suchte ich nach
Namen, wie sie sonst doch an fast jedem beweglichen Gegenstand
angemalt sind, an Eimern, Rettungsringen und dergleichen, sah
aber keinen einzigen.

»Was für ein Schiff ist das eigentlich?« ließ ich mich verleiten, den Steward, als er mir dann eine Schachtel Brandsalbe brachte, zu fragen.

»Ihr wißt es wirklich nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Der Kapitän wird es Euch sagen.«

Ich war wieder allein, sah mich in der höchst komfortabel, fast luxuriös ausgestatteten Kajüte um, untersuchte einen silbernen Teller, ein Messer und anderes – nirgends etwas von einem Schiffsnamen, der sonst auf solchen Gegenständen doch selten fehlt.

Was draußen vorging, wußte ich nicht, wollte mich auch nicht mehr in der Tür zeigen. Nun, jetzt wurde eben die Prise aufgenommen, das heißt, das erbeutete Schiff ausgenommen.

Ja aber, die Union hatte doch keinen einzigen Kaper angestellt?! Und ein regelrechtes Kriegsschiff war das sicher nicht, ein solches hätte niemals eine falsche Flagge gezeigt, das geht gegen die internationalen Kriegsgesetze, auf deren Wahrung die bedrohten Nordstaaten gar sehr halten mußten.

Ich mußte geradezu an einen Freibeuter, an einen Seeräuber denken.

Nach einer Viertelstunde betrat der Kapitän die Kajüte. Erst hier in dem niedrigen Raume gewahrte ich ganz, was für ein Hüne das doch war! Und diese Schultern, diese Knochen! Besonders diese Handgelenke! Manchen Mannes Oberarme haben nicht solch einen Umfang. Für dessen Titanenkraft mußte es gar kein Hindernis geben, soweit nur irgendein Mensch es besiegen kann.

Jetzt zeigte das kupferbraune Gesicht wieder die gutmütigsten Züge.

»Habt Ihr wirklich nur so wenig Trinkwasser, Steuermann?«

Ja, daran waren wir, wie gesagt, selbst sehr knapp gewesen.

»Schade. Auf Trinkwasser kommt es mir hauptsächlich immer an. Nun, ich habe mich an den reichlich vorhandenen Proviant

gehalten, und dann zwei Geschütze und alle Munition habe ich noch annektiert. Wißt Ihr, wie groß die Schiffskasse war?«

Ich konnte vorrechnen, daß der Kapitän in seinem Geldschrank mindestens 100 000 Dollar haben müßte, denn so viel hatte die Beute betragen, die wir in den beiden Schiffen gefunden, die wir bisher genommen hatten, und da wir noch keinen Hafen angelaufen, waren die Beute und das Prisengeld auch noch nicht verteilt worden.

»Es sind 248 300 Dollar – in runder Summe – die ich im Geldschrank gefunden habe.«

Das konnte sein. Was der Kapitän sonst noch besaß, wußten wir ja nicht.

»Welchen Anspruch auf die Beute habt Ihr selbst zu machen?«

Ich blickte den Frager verständnislos an.

»Nun, Ihr versteht doch. Das Schiff ist frei, frei ist die ganze Mannschaft – soweit sie noch lebt – sie kann hinsegeln, wohin sie will . . . «

»Was? Ihr verzichtet auf das Schiff, auf die ganze Prise?!« rief ich in grenzenloser Ueberraschung.

»Ja. Ich habe mit diesem ganzen amerikanischen Bürgerkriege gar nichts zu tun, will damit nichts zu tun haben. Aber wenn mich ein Schiff angreift, dann wehre ich mich natürlich, und wenn ich siege, so habe ich eigentlich auch das Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Doch ich nehme immer nur Proviant, Trinkwasser und eventuell Kohlen, alles übrige gebe ich mit dem ganzen Schiffe wieder frei, lasse der Mannschaft auch stets noch so viel Proviant und Wasser, daß sie bequem den nächsten Hafen erreichen kann. Am allerwenigsten vergreife ich mich an Geld und Wertsachen. Ich habe selbst genug von solchem Zeug.«

Immer fassungsloser starrte ich den hünenhaften Sprecher an.

»Herr, wer sind Sie eigentlich?« konnte ich dann nur rufen.

»Kein Seeräuber – der würde anders handeln – aber ein Desperado.«

»Ein – Desperado?«

»Habt Ihr noch nichts von Kapitän Jansen und von seiner ›Sturmbraut‹ gehört?«

Wie elektrisiert schnellte ich auf.

»Ihr wäret – dieser Kapitän Richard Jansen?«

»Ich bin es.«

»Und dies wäre die ›Sturmbraut‹?«

»Sie ist es.«

»Das glaube ich nicht!«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe die ›Sturmbraut‹ noch nicht gesehen, aber – die ›Sturmbraut‹ ist ein vollgetakelter Dreimaster, und dies ist eine Bark!«

»Ich habe vom Kreuzmast einfach die Rahen abnehmen lassen, daraus einen Besanmast gemacht.«

»Die ›Sturmbraut‹ hat eine viel niedrigere Back!«

»Ich habe sie einfach durch ein Brettergerüst erhöhen lassen, ebenso das Achterteil. Weshalb soll ich mein Schiff nicht maskieren oder ausstaffieren, wie ich will? Eigentlich haben die ›Sturmbraut‹ und Kapitän Richard Jansen aufgehört zu existieren. Mein Schiff ist aus der internationalen Registerrolle gestrichen. Ich bin vogelfrei. Richtig frei wie der Vogel in der Luft. Wenn sich ein Habicht auf mich stürzt, wehre ich mich natürlich meiner Haut. Manchmal fresse ich ihn auch auf. Ich bin selber ein Raubvogel. – Nun, Herr Steuermann Martin, wollen Sie unter solchen Umständen bei mir bleiben?«

Ich konnte nicht mehr daran zweifeln. Ich hatte ihn vor mir, von dem zurzeit alle Welt sprach, mit dessen Namen jetzt in England die unartigen Kinder geschreckt wurden!! Den simplen Handelskapitän, der den Stolz Englands, den ›Prinz Albert‹, in den Grund geschossen, ein anderes englisches Kriegsschiff mit Absicht in den Grund gerammt hatte – auf dessen Festnahme Prämien gesetzt waren, deren Höhe sich noch gar nicht ermessen ließen, weil

in England, aber auch anderswo, noch ständig dafür gezeichnet wurde, besonders aber von englischen Seeoffizieren, die ja gewöhnlich Geld im Ueberflusse haben, von der Prämie der Regierung gar nicht zu sprechen . . .

»Ja ja,« nickte mein Gegenüber, mit seinem gutmütigsten Gesicht, »ich bin dieser Kapitän Jansen, auf den jetzt ein halbes Dutzend Abenteurer mit ihren Schiffen Jagd machen. Denn das dürfte sich noch mehr verlohnen als die Kaperei in diesem amerikanischen Kriege. Wer mich lebendig in einem englischen Hafen einliefert, bekommt bare dreimalhunderttausend Pfund Sterling ausgezahlt, das sind nach unserem deutschen Gelde zwei Millionen Taler, und wenn Sie ein Messer bei sich haben, und Sie stoßen es mir jetzt ins Herz, und Sie können den Beweis erbringen, daß Sie mich wirklich getötet haben, so erhalten Sie in London die immer noch ganz annehmbare Summe von vierzigtausend Pfund Sterling ausgezahlt. So standen die Aktien wenigstens vor vier Wochen, als ich zuletzt den Kurszettel las. Unterdessen ist mein Aktienwert sicher noch gestiegen. – Nun, Monsieur Emanuel Martin, wollen Sie mir als mein zweiter Steuermann behilflich sein, diesen Prämienjägern, die auf mich pürschen, ein Schnippchen zu schlagen?«

»Topp!« sagte ich nur noch, in die Hand, die er schon hinhielt, einschlagend.

Auf die Frage, wie er mir denn solches Vertrauen schenken könne, kam ich gar nicht. Dieser Mann konnte ja mit seinen harmlosen, treuherzigen Augen jedem Menschen bis in Herz sehen.

Ich blieb an Bord der ›Sturmbräut‹.

Ich wurde der Freund dieses seltsamen Mannes.

Ich ersetzte den ersten Mann, den er aus seiner Mitte durch den Tod verlor, gerade ich, sein Mörder – und jetzt, da ich dies schreibe, erst wenige Jahre später, bin ich sein letzter Maat.

Ja, ich habe sie alle, einen nach dem anderen, die einst die Planken der ›Sturmbräut‹ begangen, fallen, sterben sehen, im offenen Kampfe, durch feigen Verrat, am Galgen – – ja, ich habe eine Heldenschar Mann für Mann zugrunde gehen sehen, und man könnte auf sie ein Lied der Treue dichten, wie nur je eines gesungen worden ist!

Ja, ich lernte ihn kennen.

Aber welche Rätsel hat mir dieser Mann nicht aufgegeben – anfangs!

Der harmloseste Charakter, der keinem Tierchen etwas zuleide tun konnte, ein Käferchen mit der Fußspitze vorsichtig zur Seite schob – – und je toller es zuing, je mehr wir zu leiden hatten, desto zündender wurde sein trockener Witz, übersprudelnd vor Lebenslust – – und dann wieder Tage der tiefsten Melancholie, wo er weinen konnte wie ein Kind – und dann wieder ein vor Wut blinder Stier, eine blutgierige Bestie . . .

Er hatte ein Weib bei sich an Bord, das schönste, das je mein Auge geschaut.

Er glaubte, er liebe dieses Weib. Er glaubte es. Er bildete es sich ein. Er redete es sich vor. Er sagte es ihr und sagte es jedem anderen und . . . er war in dem Wahn befangen, daß dies die ehrlichste Tatsache sei. Denn eines wirklichen Betrugers war dieser Mann ja gar nicht fähig, keines falschen, keines unlauteren Wortes.

Wir aber, die wir ihn still beobachteten, wußten es besser.

Einer anderen galt seine Sehnsucht, an der er in der Erinnerung mit allen Fasern seines, ach, so empfindsamen Herzens hing! Aber gerade dieser anderen begegnete er stets kalt und hart, was sich bis zur Grausamkeit steigern konnte. – – Weshalb? Aus einem Grunde, den nur der zu verstehen vermag, der selbst schon etwas Aehnliches durchgemacht hat – – eine Art Wollust, sich ins eigene Fleisch zu schneiden – – wahrscheinlich hätte er auch gar nicht anders handeln können, ohne vor sich selbst Abscheu zu empfinden – – aber das war die Ursache seiner Stunden und Tage der

tiefsten Schwermut, die sich bis zur furchtbarsten Verzweiflung steigern konnte, da wir ihn in einer Kabine weinen und jammern hörten.



Mehr brauchen wir von diesem zweiten Berichterstatter nicht zu hören.

Das aber war es, was wir einmal hören mußten.

Denn man kann sich wohl schlecht vorstellen, daß ein Mann wie Richard Jansen einmal über eine unglückliche Liebe, über Verzweiflung, über seine Tränen gesprochen hatte – wenigstens nicht über Tränen, die er über sein eigenes Unglück geweint.

Nun, da das Bild dieses Mannes für den Leser etwas korrigiert worden ist, wollen wir ihn mit seinen eigenen Worten weiter erzählen lassen.

MEINE LEUTE SIND UNZUFRIEDEN MIT MIR.

Am 4. Juni machte ich das halbe Dutzend voll – – da nahm ich den sechsten Kaper aus, der sich an meiner ›Sturmbraut‹ die Finger verbrannt hatte.

Ausnehmen! Meine Jungen sagten nicht mehr Kaper, sondern Kapaun.

Wahrhaftig, ich hatte die Geschichte nun satt, mich ekelte diese Art von Schlächtereier und Ausnehmerei nun schon an.

Dieser Kaper hier war ein Spaniole, und was wir drin fanden war nichts weiter als Hartbrot, Oliven, Stockfisch, Ratten und Wanzen. Den Geldschrank vertrat des Kapitäns Hosentasche, und in derselben befanden sich ein Rosenkranz und etwa anderthalb Taler in Geldsorten aller Länder.

Und ein Kampf war das gewesen! Als diese braunen Haiducken merkten, daß wir sie nicht so ohne weiteres an unser Deck kommen lassen wollten, hatten sie schnell Messer und Pistolen hingeworfen und hatten dafür den Rosenkranz hervorgezogen, fingen an auf den Knien Litaneien herzuplappern. Enoch hatte auch nicht das geringste Tröpfchen seines Kaffeewassers zu verspritzen brauchen.

»Nee, Mahlsdorf, nee,« sagte ich, »jetzt habe ich die Geschichte satt. Dieser Spaniole geht nicht mehr in meinen Magen. Herunter mit dem ganzen Maskenkostüm! Hoch unsere eigene Flagge!«

»Welche Flagge? Herr Kapitän?« fragte Mahlsdorf so recht heimtückisch – allerdings in ganz harmlosem Sinne gemeint.

Ich stutzte nicht lange.

»Freilich, Mahlsdorf, das Sternenbanner hat keinen Zweck mehr. Da muß ich mir erst meine eigene zusammenflicken und mit bunten Farben bemalen. *Well*, ›Sturmbraut‹, Kapitän Jansen – diese drei Flaggen sollen von jetzt an ständig am Großtop wehen! Wenn dieses registrierte Signalement auch aus der Schiffsrolle gestrichen ist – kennen wird es doch noch jede Wasserratte. Dann geht mir keiner dieser Kapaune mehr zu Leibe.«

»Und woher nehmen wir Proviant?«

»Bah! Sorge nicht für den morgenden Tag! Tun das etwa die Vögel? Wir sind welche. Wir sind doch überhaupt auf ein halbes Jahr versehen – und dann hier so ein Fiasko – ich hatte wenigstens auf Büchsenbutter gehofft – und die tunken ihre Würmer, aus dem der ganze Schiffszwieback besteht, in ranziges Olivenöl – nee, Mahlsdorf, nee, das hat mir den Rest gegeben. Wird nicht mehr gemacht.«

Mit einem Male machte mein Mahlsdorf so eine Bewegung wie ein Hampelmann, den man unten zwischen den Beinen an einer Schnur zieht – so klappartig richtete sich auch Mahlsdorf auf.

»Herr Kapitän!«

»Na?«

»Darf ich einmal ein offenes Wort mit Ihnen sprechen?«

Ich weiß nicht ... mir wurde mit einem Male recht unangenehm zumute. Es war mir, als ob ich ein böses Gewissen hätte, obgleich das doch gar nicht der Fall war. Wie früher als Schuljunge – verbrochen hatte ich nichts direkt, aber Prügel glaubte ich doch immer verdient zu haben.

»Ein offenes Wort? Hm. Eigentlich nicht. Bin gerade nicht in der Laune dazu.«

»Ich würde im Namen aller sprechen.«

»Im Namen der ganzen Besatzung?«

Jetzt wurde ich wirklich stutzig. Und das böse Gewissen trotz aller Unschuld machte sich noch stärker bemerkbar.

»So spricht – sprechen Sie,« verbesserte ich mich, denn dann hatte ich es nicht nur mit meinem Steuermann zu tun, der unter Umständen auch einmal einen Backs hinnehmen mußte.

»Ganz offen darf ich sprechen?«

»Wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist. Los damit! Ich will die vereinte Stimme meiner Jungen hören.«

»Herr Kapitän, die ganze Mannschaft ist unzufrieden mit Ihnen!«

Alle Wetter, das war ein starkes Wort gewesen! Ich fuhr nicht schlecht empor, ich glaube, ich bin ganz blaß geworden.

»Unzufrieden – – mit mir – – mit ihrem Kapitän?«

»Ja.«

»Weswegen?«

»Die Leute wissen gar nicht, was für eine Rolle wir eigentlich spielen. Wir kennen Ihre Abneigung gegen die Sklaventreiber – aber das, wie wir gegen die Kaper vorgehen, ist doch kein Krieg zu nennen – und ebensowenig sind wir Seeräuber.«

Da war es! Mahlsdorf, meine Jungen hatten recht. Ich hatte in diesem Kriege neutral bleiben wollen und war es nicht. Ich fing die Mäuse, biß ihnen nur den Schwanz ab und ließ sie wieder

laufen. Das Recht meiner Leute lag im Gefühl. Weder heiß noch kalt – lau! – ein schlimmes Wort, schon in der Bibel geächtet.

Nur meine verdammte Gutmütigkeit war an alledem schuld. Ich, der ich zwei englische Kriegsschiffe vernichtet hatte, brachte es nicht übers Herz, einem Kapitän so ein Fahrzeug wegzunehmen – ich mußte mich immer in seine Lage versetzen. Nein, Schwachheit war das von mir!

»Na, wenn sie sonst keine Sorge haben,« sagte ich mit erkünsteltem Gleichmut, »das wird ja nun anders. Wie gesagt, ich werde keinen Kaper mehr auf mich durch fremde Flaggen locken, und unter meiner echten wird mich keiner angreifen.«

»Aber da sind noch die anderen, die es speziell auf uns abgesehen haben, die Prämienjäger, die lassen sich durch nichts zurückschrecken, wenn es zwei Millionen Taler zu verdienen gibt, das werden auch ganz andere Schiffe sein, womöglich gepanzerte Kriegsschiffe.«

»Freilich, und bin ich diesen bisher entgangen, so werde ich die jetzt bald auf meiner Spur haben, eben wenn ich offenes Visier zeige.

»Und wieso soll es denn anders werden?«

»Nun, die werde ich ganz anders empfangen. Da gibt es natürlich keine Schonung.«

»Wieso ganz anders empfangen?« fragte Mahlsdorf abermals. »Mit der Feuerspritze?«

Das war in einem Tone gesagt worden, daß ich wiederum betroffen emporfuhr.

»Mahlsdorf, was soll das heißen?!«

Und auch Mahlsdorf richtete sich wiederum empor – mit jenem Ruck einer Gelenkpuppe. Ich glaubte es förmlich klappern zu hören. Seine Stimme freilich klang dann ganz anders.

»Kapitän! All unsere Jungen bis zum letzten Heizer hinab sind unzufrieden mit Euch, daß Ihr sie wie die kleinen Kinder behandelt, die noch vor dem Feuer behütet werden müssen. Das kochende Wasser war gut genug für stinkige Chinesen – für jenen Amerikaner, der uns hinterlistig überfallen wollte – damals war Frieden, da schadete solch eine Lektion nichts – – aber jetzt ist Krieg!! – – unsere Leute wollen kämpfen, Mann gegen Mann, oder im Feuer – – jedenfalls wie Männer wollen sie gegen den Feind kämpfen und nicht wie die Waschweiber mit heißem Wasser . . . «

Da war das zweite, was ich gefürchtet! Denn ich hatte es geahnt! Hatte es aber nicht wissen wollen. Und daher mein böses Gewissen!

O, meine verdammte Gutmütigkeit! Und doch, es gab mir einen schmerzenden Stich durchs Herz, als ich meinen Steuermann als Vertreter aller meiner Jungen so reden hörte.

»Mahlsdorf, ahnt Ihr denn nicht, weshalb ich bisher nur immer mit der Feuerspritze arbeitete?« fragte ich leise.

»Nein!«

»Nun, denkt Ihr denn etwa, auch ich würde meinem Feinde nicht lieber mit Entersäbel, und Pistole und Fausten zu Leibe gehen?«

»Ja, warum tut Ihr es denn da nicht?«

»Ihr fragt immer noch? Weil ich möglichst Leben und Haut meiner braven Jungen schonen will!«

Ach, wie schwer war es mir geworden, das zu sagen!

Mahlsdorf hatte gewußt, was ich sagen wollte, der unverschämte Kerl hatte es nur aus mir herausholen wollen.

Es hatte schon immer so verdächtig in seiner Visage gezuckt!

Und als ich das gesagt habe, da fängt doch mit einem Male dieser lange Lümmel zu flennen an!

Wahrhaftig – wenigstens hat er an jedem Auge einen großen Tropfen hängen.

Jedoch plötzlich schüttelt er den Kopf, daß ich denke, er will seinen Schädel in die Ecke schmeißen, aber nur die beiden großen Tropfen fliegen mir direkt ins Gesicht – und dann fängt dieser Vagabund doch hier, in meiner Kajüte, vor seinem Kapitän! zu fluchen und zu dammigen an, beginnt mit Katzenschwänzen und hört mit des Teufels Höllenquaste auf, und wie er damit fertig ist, bricht er in die denkwürdigen Worte aus:

»Nu, denkt Ihr denn etwa, daß die Jungen nicht ebenso denken, wie Ihr denkt?! Denkt Ihr so? Dann habt Ihr falsch gedenkt!«

Was sollte ich dazu sagen? Nun, jetzt fing auch ich mit einem Gottver ... an, es ging noch einige Meter weiter, und ich fluchte mit einer Seligkeit, wie ich sie seit längerer Zeit nicht mehr empfunden hatte, um dann von dieser Ouvertüre zum Hauptthema überzugehen:

»Na, da also in die Rumpelkammer mit der Feuerspritze, und los mit Säbel und Pistole!!«

Wir wurden wieder ernster; denn eine wilde Lustigkeit war es gewesen.

»Also keine Kapaune mehr ausnehmen – Kaper kapern, wollte ich sagen?« meinte Mahlsdorf.

»O ja, wenn mich einer angreift!« mußte ich doch schon wieder lachen. »Aber von jetzt an wird offen Farbe bekannt, Maskerade gibt's nicht mehr. Hier ›Sturmbraut‹, hier Kapitän Jansen – basta!«

»Dann wird uns wohl keiner mehr angreifen!«

»Na, dann gehen wir einmal zum Angriff über, 's sind ja nur Menschenschinder, diese Konföderierten.«

»Käpten, Ihr werdet immer besser, habt heute Euren glücklichen Tag!« schmunzelte Mahlsdorf. »Und was machen wir dann mit der Prise?«

»Von jetzt an werden die Kapaune total ausgenommen – bis zur letzten Kaldaune.«

»Und die Geldkasse?«

»Das ist der Inhalt des Magens, wird auch behalten – wie der Eskimo das Moos frißt, das er im Magen des erlegten Renttiers findet. Jetzt ist mir alles egal.«

»Und das Schiff selbst?«

»Hm,« brummte ich nachdenklich. »Damit können wir nichts anfangen.«

»Weshalb nicht?«

»Nun, weil wir doch keinen Hafen anlaufen dürfen, wo wir es verschachern können. Wollen wir der Sklaventreiberei wirklich schaden, daß dieser Seeräuberkrieg gegen die Union eingeschränkt wird, so müssen wir das Schiff einfach immer versenken.«

»Da gäbe es einen Ausweg.«

»Welchen?«

»Denkt Ihr denn gar nicht mehr an unsere Fucusinsel, Kapitän? Sie soll doch sowieso unser Diebesversteck sein, wenn ich mich so ausdrücken darf, dahin können wir doch auch die erbeuteten Schiffe schleppen, brauchen sie auch nicht erst auszunehmen, was doch stets eine große Arbeit verursacht, und das Schleppen durch den Fucus bietet keine Schwierigkeiten, wenn die Schlingpflanzen durch das vorangehende Schiff einmal aufgeschnitten sind ... «

Mahlsdorf wollte mit der Miene eines Schulmeisters wohl noch mehr erklären, kam aber nicht dazu.

Plötzlich wirbelte er im Kreise herum. Eigentlich hatte ich ihn umarmen wollen, dazu aber hätte ich doch gar zu sehr in die Kniebeuge gehen müssen, und so begnügte ich mich, ihn bei den Armen zu fassen und ein paarmal herumzuschwenken.

Ich befand mich eben wirklich einmal bei ganz besonders vergnügter Laune.

»Mensch, Mann, Lümmel infamer, und das sagst du mir erst jetzt?! Und du hast geduldet, daß ich nicht von ganz allein auf diesen so furchtbar einfachen Gedanken gekommen bin, den ja sogar ein Blinder greifen kann?! du bist ja Kolumbus Nummer

drei, jetzt darf Karlemann nicht mehr Anspruch darauf machen, daß er allein seine Eier selber legen kann!!!«

Und dabei schwenkte ich meinen Steuermann immer noch im Kreise herum.

»Käpt'n, was ist denn mit Euch los?« lachte Mahlsdorf, aber mit recht schmerzhaft verzogenem Gesicht. »Und wollt Ihr denn, daß ich meine Arme in Schienen legen soll?«

Ich setzte ihn wieder fein säuberlich hin. Es war eine Szene gewesen, wie sie sich selten in meiner Kajüte ereignet hat. Ich glaube, nur der Umstand war daran schuld, daß die Feuerspritze in die Rumpelkammer sollte.

»Boot ahoi!!!« wurde da draußen gesungen, und die elektrische Glocke schrillte, die mich an Deck rief.

LADY MARION.

Wir eilten hinaus.

Wohin Martins, des zweiten Steuermanns, Fernrohr gerichtet war, erkannte man mit bloßem Auge auf dem Wasser zwei Punkte, die sich im Fernglas in zwei mäßig besetzte Boote verwandelten, und das eine hatte die Notflagge gehißt.

Sollten das die Schiffbrüchigen auch nicht tun? Die See war anständig bewegt, ein Boot tanzte schon ganz gehörig – die nächste Küste war gute dreihundert Seemeilen entfernt und wir wahrscheinlich das einzige Schiff, welches sie erblickten.

Den Spaniolen hatte ich vor etwa zwei Stunden wieder entlassen, er war nach Süden abgesegelt, auch für uns schon wieder außer Sicht, und diese Boote kamen von Norden.

Ich ließ die ›Sturmbraut‹ ihnen entgendampfen. Eine Viertelstunde später waren die Insassen zu unterscheiden.

In jedem Boote sechs Mann, und in dem einen noch ... eine Dame!

Der geneigte Leser dürfte wohl schon gemerkt haben, daß ich sonst nicht gerade sehr für elegante Ausdrücke bin. Meistenteils

sage ich lieber Frauenzimmer oder Weibsbild anstatt Dame, das ist mir geläufiger.

Aber in besonderen Fällen muß man eben unterscheiden können, auch gleich durch den Ausdruck. Hätte ich hier ›Frauenzimmer‹ gesagt, dann hätte der Leser sich gleich ein Fischerweib oder eine aus dem Leim gegangene Kapitänsfrau vorstellen können, und solch ein erster Eindruck bleibt dann lange haften.

Nein, wer in der Mitte des Leibes viel dünner ist als an den Schultern und an den Hüften – also so einen Einschnitt im Leibe hat, wozu dann gewöhnlich noch vorne ein Buckel kommt, Busen genannt, durch einen Panzer festgehalten – das ist bei mir allemal eine Dame . . . wenigstens im offenen Boote auf hoher See.

In Rufweite gekommen, fing der eine Steurer zu brüllen an.

»Was für ein Schiff ist das?!«

Mein Gott, wie sollte ich jetzt daran denken, Antwort zu geben, mich vorzustellen, vielleicht dabei gar die Mütze zu ziehen – und wie kam der überhaupt jetzt auf diese Frage!

In jedem Boote konnten nur zwei rudern, die anderen drei mußten fortwährend Wasser schöpfen, und ich dampfte noch mit halber Fahrt, also mit sechs Knoten.

»Wahrschau, stoppt, stoppt, setzt ab!!« donnerte ich hinab.

Ogleich sie viel zu weit herangekommen waren, will ich doch die Schuld auf mich nehmen. Ich hatte zu spät Gegendampf gegeben, hätte diese ihre Unvorsichtigkeit schon eher bemerken und mich danach richten sollen.

Das Boot, in dem sich die Dame befand, wurde gerammt, zerschellte an der eisernen Bordwand, die ganze Gesellschaft lag im Wasser.

Und im nächsten Moment folgte das zweite Boot mit seinen Insassen nach.

Uebrigens hätten sie sowieso durchs Wasser gehen müssen, und die Boote wären sowieso verloren gewesen. Die See ging

doch zu stark, um die gebrechliche Nußschale an Deck zu hieven, während ihre scharfen Kanten gerade genügten, um einem das Fallreep Emporkletternden die Beine wegzuschlagen.

Doch schon waren Taue und Schwimmgürtel zur Stelle, einer nach dem anderen wurde heil und gesund heraufbefördert, und mit der Dämlichkeit gingen meine Jungen, wie es sich für gebildete Matrosen schickt, noch ganz besonders vorsichtig um. Es ist ja auch ein vertracktes Ding. Unsereiner denkt immer, so eine Frau mit so einer dünnen Einschnürung im Leibe, gerade dort, wo jeder ältere Kapitän einen Fettwanst haben muß, könnte da einmal auseinanderbrechen.

Uebrigens war es ein ganz annehmbares Mädcl, diese Dame. Jung und hübsch – ›ibsch«, sagte der Heizer Georg, dem das H Schwierigkeiten machte.

Unverkennbar war es etwas ›Besseres«; feine Gesichtszüge, feine Hände, an den Fingern eine Menge kostbarer Ringe . . .

Doch lange konnte ich mich nicht ihrer Betrachtung widmen. Außerdem konnte ich dies nur so nebenbei tun, denn ich hatte gerade einen Mann am Angelhaken, und kaum hatte ich diesen an Deck geleiert, als er auch schon auf mich losfuhr.

»Sind Sie der Kapitän? Sie haben mich gerammt. Sie haben bodenlos unvorsichtig gehandelt, ich werde Sie den Seegerichten anzeigen. Wie heißen Sie? Was für ein Schiff ist das?«

So brüllte er mich an.

Na, ich betrachtete mir doch das Kerlchen, einen noch ganz jungen Menschen, wie ein Wunder aus dem Jenseits.

»Was sagen Sie da?«

Er wiederholte seine Beschuldigungen in maßloser Weise.

Vorhin hatte ich die Schuld auf mich genommen. Bei rechtem Lichte besehen trug aber doch der Bootssteuerer die eigentliche Schuld, und wenn man dies durchaus wissen wollte, dann konnte man es auch von mir zu hören bekommen – und dieser Mann bekam es, in einer Weise, der er nicht widersprechen konnte.

»Und was meinen Sie denn überhaupt, wen Sie vor sich haben, Sie Greenhorn?« setzte ich meinem Sermon noch hinzu.

Der junge Mensch, übrigens mit recht energischen Gesichtszügen ausgestattet, war denn auch sehr schnell mäuschenstill geworden.

»Pardon,« sagte er jetzt ganz bescheiden, »ich befand mich in großer Erregung – die Sache ist nämlich die, daß ich nicht an Bord jedes beliebigen Schiffes gegangen wäre, die Not war noch nicht so groß – O’Connor – Abbott O’Connor – Kapitän der ›Semiramis‹ von Halifax, die vorgestern gesunken ist – darf ich nun erfahren, wem wir unsere Rettung zu verdanken haben?«

Der junge Kapitän war wie umgewandelt, und so etwas wie Nachfragen kenne ich nicht.

Meinen Schiffsnamen? Da passierte mir etwas.

Ich hatte gesagt: ›Was meinen Sie denn, wen Sie vor sich haben?‹ – und da hatte ich doch eben daran gedacht, daß ich derjenige Richard Jansen sei, welcher – und nichts ist mir verhaßter als Renommisterei – bei so etwas ertappt, würde ich mich zu Tode schämen – und dann war ich diese Lüge mit den falschen Namen nun schon gewohnt worden ... kurz, ich entgegnete ohne Zögern:

»Johann Richter – – oder auch Jan Richter – Kapitän dieses Schiffes, der ›City of Venice‹ von Northshields.«

So hatte ich mich nämlich vorhin dem spanischen Kaper gegenüber ausgegeben, einmal das Schiffsregister zu Rate ziehend, wirklich existierende Namen nennend.

Im nächsten Augenblick bereute ich diese falsche Angabe unter solchen Verhältnissen. Hier war das ja gar nicht nötig, und ich hatte doch überhaupt von jetzt an Farbe bekennen wollen.

Da aber, als es mir noch durchs Hirn schoß, wie ich das jetzt noch in anständiger Weise umändern könnte, stürzte plötzlich die Dame auf mich zu, daß ich erst dachte, sie wolle mir um den Hals fallen.

»Unter englischer Flagge!! Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott – Herr Kapitän Richter, schützen Sie mich vor diesem Mann ... «

Und jetzt sprang Kapitän O'Connor dazwischen, wiederum mit einer Bewegung, daß ich erst dachte, er wolle der eins aufs Maul geben.

»Sie haben zu schweigen!!!«

»Ich bin englische Staatsangehörige!!«

»Seien Sie still!!!«

»Ich stelle mich unter den Schuß der englischen Flagge!!!«

»Sie stehen unter meinem Schutze!!!«

»Herr Kapitän, dieser Mann hat mich entführt!!!«

»Herr Kapitän, diese Dame steht außerhalb aller Staatsangehörigkeit!!!«

»Dieser Mann ist ein Schurke!!!«

»Dieses Weib ist wahnsinnig!!!«

»Retten Sie mich, retten Sie mich!!!«

»Glauben Sie kein Wort, was sie sagt, sie ist wahnsinnig!!!«

So klang es durcheinander, und zwar immer auf mich losgeschrien.

Ich muß gestehen, daß ich zuerst ganz baff war. Als sie aber auch noch die Hände ausstreckten, um mich zu packen, weil jeder mich haben wollte, da wußte ich wieder, wer ich war.

»Hand vom Leibe!« kommandierte ich, erst gemütlich, dann aber doch in etwas anderem Tone: »Ruhe an Bord!!! Hier bin ich Kapitän!! Was ist denn hier nur eigentlich ... «

»Eben als englischer Kapitän sind Sie verpflichtet,« fiel mir der junge Mann wieder schreiend ins Wort, »diese Dame nicht ... «

»Ruhe an Bord!!!« donnerte ich jetzt. »Ein Wort noch und Sie fliegen wieder über Bord, aber nicht als freier Mann, sondern an einem Seil, das über den Mast geschoren ist! Ich lasse sie kielholen! Wenn sie jetzt noch ein einziges Wort ohne meine Erlaubnis sprechen! Und die englische Flagge? Zum Teufel mit der englischen Flagge! Ich führe meine eigene Flagge!«

Es hatte gewirkt. Daß der junge Kapitän trotzdem noch einmal ohne meine Erlaubnis das Wort nahm, war nicht so streng zu nehmen.

»Sie führen – Ihre eigene – Flagge?« brachte er stutzend heraus.

»Jawohl! Ich hatte mich nur gerade unter Maske befunden, wie es jetzt doch allgemein üblich ist – das hier ist die Ihnen wohlbekannte ›Sturmbraut‹ – und ich bin ihr Kapitän Richard Jansen.«

Bums! Die Dame hatte einen leisen Juchzer ausgestoßen, und dann fiel sie in die Allmacht. Einer meiner Matrosen hatte sie aufgefangen, spuckte gleich in seine Hand und rieb ihr mit der Spucke das Gesicht ein, was nämlich nach internationaler Ansicht der Matrosen das beste Mittel gegen Hitzschlag und dergleichen sein soll. Daß der menschliche Speichel mit braunem Tabakssaft vermischt ist, wie in diesem Falle, ist dabei nicht unbedingt nötig.

Aber auch auf den jungen Kapitän machte meine Vorstellung einen ganz gewaltigen Eindruck.

»Sie sind – sind – der berühmte Richard . . . «

»Na, von Berühmtheit wollen wir lieber nicht sprechen, höchstens berüchtigt habe ich mich gemacht.«

Da aber ging es wie Sonnenschein über das im übrigen ganz sympathische Gesicht des jungen Kapitäns.

»Na, wenn Sie Kapitän Richard Jansen sind, dann ist ja alles gut!« rief er selig. »Ein besseres Schiff hätte ich mir ja gar nicht aussuchen können! Sie sind doch der vertrauteste Freund der Lady von Leytenstone!«

Hallo! Dieser Name wirkte doch auf mich, als wenn man mir mit einer Kratzbürste übers Gesicht gefahren wäre.

Dann aber empfand ich, etwas ganz Besonderes gehört zu haben.

»Ihr vertrautester Freund? Hm. Vielleicht gewesen. Das ist schon lange her.«

»Was, jetzt nicht mehr?! Sie hat es mir doch selbst gesagt!«

»Was hat Ihnen die Lady gesagt?«

»Daß Sie ihr bester Freund seien.«

»Wann hat sie Ihnen denn das gesagt? Vor anderthalb Jahren?«

»Vor anderthalb Wochen. Noch nicht einmal! Vor acht Tagen.«

»Hm. Da hat sie geflunkert,« brummte ich in meiner Weise.

»Na ja,« fing jetzt der junge Kapitän zu lächeln an, »man weiß ja, daß sich das Verhältnis etwas gelockert hat – es wollte jeder sein eigenes Schiff haben – selbständige Naturen – ich kann das am allerbesten begreifen, ich kann da nämlich auch etwas erzählen – aber im Grunde genommen haben Sie beide doch gemeinsame Interessen.«

»Was für gemeinsame Interessen?«

»Nun, die Lie ... das alte Verhältnis besteht, im Grunde genommen, doch noch fort.«

»Die Lie ... « hatte für mich genügt, und ich wußte nicht, weshalb ich dieses Wort nicht hätte aussprechen sollen.

»Lady Blodwen hat gesagt, daß wir uns noch liebten?«

»Ja.«

»Vor acht Tagen hat sie das gesagt?«

»Vor acht Tagen.«

»Sie hat gesagt, daß wir sozusagen noch zusammengehörten?«

»Gewiß. Das Verhältnis wäre noch ganz dasselbe, nur daß jeder jetzt sein eigenes Schiff fahre, aber sie kämen ab und zu mit ihr zusammen, falls sich die beiden Schiffe verlören, wie das jüngst geschehen sei.«

»Das hat sie gesagt? Dann hat sie geflunkert. Ja, Mister O'Connor, in welcher Beziehung stehen Sie eigentlich zur Lady Blodwen, und wer ist diese ... «

Ich blickte nach der Dame, die noch immer mit Spucke und Tabakssauce behandelt wurde, jetzt lieferten gleich drei Matrosen diese Medizin – und da bemerkte ich, daß noch viele andere Leute um uns herumstanden.

»Ruft Goliath, er soll die Dame in Behandlung nehmen, Atlanta wird ihm dabei helfen. – Herr Kapitän, hier ist wohl nicht der

Ort, um über dergleichen Dinge zu sprechen. Ihre nassen Leute werden von meinen Matrosen versorgt, Ihnen werden die Sachen meines ersten Steuermannes passen, dann sprechen wir in der Kajüte weiter.«

Zehn Minuten später konnte das geschehen, bei reichlich gedecktem Kajütentisch.

Ich fasse zusammen, was ich erfuhr.

Blodwen hatte sich eine andere Jacht angeschafft, ebenfalls mit Propellerschraube ausgestattet, noch 400 Tonnen größer als mein Schiff – hatte sie abermals ›Seebraut‹ getauft. Auf diesen Namen, als Gegenstück zur ›Sturmbraut‹, mochte sie nun einmal erpicht sein.

Mit dieser Jacht, tüchtig bemannt und armiert, war sie gleich bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges auf seiten der Union gegangen. Diese ihre Jacht ist der einzige Kaper gewesen, den die Union in Dienst genommen hat. Wie sie das fertiggebracht hat, weiß ich nicht. Uebrigens leicht zu begreifen. Sie hatte an Bord als Kapitän und Steuerleute mormonistische aktive Seeoffiziere. Die ›Seebraut‹ war einfach als regelrechtes Kriegsschiff mit allen Rechten und Pflichten eingestellt worden.

Aber die Sache war anders gekommen. Blodwen hatte sie geschoben. Diese Offiziere mußten mehr zu der eigentlichen Besitzerin der Jacht als zu ihrer Regierung gehalten haben.

Denn Blodwen hatte sich verflucht wenig um die konföderierten Kaper gekümmert – mit Ausnahme von vieren.

Wir kennen schon die Namen: Lord Hektor, Lord James, Baronet Ralph und Lady Marion – die nächsten Verwandten von Archibald von Leytenstone – früher hatte ich ihre Familiennamen aus einem besonderen Grunde nicht nennen wollen, das Bedenken ist mir inzwischen gewichen – es waren ganz einfach die Geschwister von Blodwens edlem Gatten, der sich brav und ehrlich zu Tode gesoffen hatte.

Dieser ganzen Familie mußte die Abenteuerlichkeit im Blute liegen. Die Erben hatten es jetzt ja nicht mehr nötig, aber sie alle hatten ein Schiff als Kaper ausgerüstet, waren nach Amerika zum Kampfe gegen die Union gezogen.

Außerdem habe ich ja schon erwähnt, was für einen Dienst sie dadurch England leisteten, wenn die Nordstaaten ruiniert wurden. Es war damals geradezu Pflicht eines jeden braven englischen Patrioten, das Seinige hierzu beizutragen, und deshalb wurden so viele englische Aristokraten konzessionierte Seeräuber, auch wenn sie das Prisengeld durchaus nicht nötig hatten.

Das heißt, jedes dieser Geschwister, die sonst wohl, wenn es nicht um Erbeuten der Erbschaft ging, nicht sonderlich zusammenhielten, hatte seinen eigenen Kaper ausgerüstet.

Auf diese vier Schiffe hatte es nun Blodwen ausschließlich abgesehen gehabt. Und es war ihr tatsächlich geglückt, alle diese vier Schiffe eines nach dem anderen aufzuspüren und durch List oder im offenen Kampfe zu nehmen.

Ich hatte zuerst das ›Aufspüren‹ erwähnt. Denn das ist beim Seekriege auch schließlich die Hauptsache. Ein Schiff ist auf dem weiten Meere nicht so leicht zu finden wie eine Armee auf dem Lande. Zu diesem Zwecke hatte Blodwen in allen Häfen nicht nur Spione, sondern eine ganze Anzahl von schnellen Hilfskreuzern unterhalten.

Die eigentliche Hauptsache ist dann freilich der Kampf. Nun, wie mir Kapitän O'Connor, auch so ein beurlaubter amerikanischer Seeoffizier und außerdem, wie ich schnell bemerkte, ein ganz gediegener Seemann, jetzt mitteilte, hatte Blodwen für ihre ›Seebraut‹ die tüchtigste Mannschaft angeworben gehabt. Fast nur Novascotiemen, aber solche, die sämtlich schon im Feuer gewesen, kriegserprobt waren, im Seekampf die weitesten Erfahrungen hatten.

(Es handelte sich da um die abgemusterte Mannhaft eines amerikanischen Abenteurers, worauf ich hier nicht weiter einzugehen brauche.)

Mit Hilfe dieser exquisiten, mit allen Hunden gehetzten Mannschaft, von amerikanischen Seeoffizieren befehligt, die alle schon Pulver gerochen, die Planken des besten und schnellsten Schiffes unter den Füßen, nur mit Armstronggeschützen montiert – so also war es ihr gelungen, alle vier Kaper zu nehmen, auf die sie es abgesehen hatte, einen nach dem anderen, innerhalb sechs Wochen.

Besonders beim Entern des Kapers, welcher dem Lord Hektor gehörte, sollte es einen hahnebüchernen Kampf Mann gegen Mann gegeben haben.

Wie mir dieser junge Offizier das alles zu erzählen wußte – wahrhaftig, da hätte ich dabeisein mögen!

»Lady Blodwen hat natürlich immer feste mit gekämpft?«

»Nein, durchaus nicht. Sie hat sich sogar immer im sicheren Schutze vor Kugeln gehalten.«

Was?! Das sah einer Blodwen eigentlich gar nicht ähnlich.

Nun, ich sollte den Grund dieser ängstlichen Zurückhaltung schon noch erfahren. Jetzt suchte ich gar nicht nach solch einem Grunde.

Nur ein Kaper war in den Grund geschossen worden, bei den anderen war es niemals zum Fernkampf gekommen, alle mit bewaffneter Hand genommen. Allerdings der eine durch eine etwas heimtückische List. *Nevermind.*

»Was tat sie mit den genommenen Schiffen?«

»Die hat sie samt der gefangenen Mannschaft stets dem nächsten ihr begegnenden Kriegsschiff übergeben, einfach als Geschenk. Sie hatte es stets nur auf den Besitzer abgesehen, also – Sie wissen – auf Lord Hektor, Lord James . . .

»Ja ja, ich weiß schon. Nun, und?«

»Nun, die hat sie eben bei sich an Bord behalten, als ihre Gefangenen.«

Mir ward plötzlich ganz unheimlich zumute.

»Als ihre Gefangenen?«

»Jawohl, dazu hatte sie doch auch ein Recht – Kriegsgefange-
ne.«

»Nun, und?«

O'Connor sah mich fragend an.

»Wie meinen?«

»Wie behandelte Lady Blodwen ihre Kriegsgefangenen?«

Ich hatte wahrhaftig diese Frage kaum zu stellen gewagt.

Und dieser junge Mann wollte mich noch immer nicht verste-
hen!

»Ja, wie soll die Lady von Leydenstone ihre im Kampfe gemach-
ten Gefangenen behandeln?«

»Man kann jemanden doch ganz verschieden behandeln.«

»Aber keine Kriegsgefangenen! Selbstverständlich wurden und
werden sie ganz gentlemanlike oder vielmehr ladylike behandelt.
Es ist doch die Lady Blodwen von Leytenstone, von der wir spre-
chen!«

Oho! Na, ich kannte ja diese Engländer. Aber da konnte ich ihm
doch einen Gegenhieb versetzen.

»Sie wissen doch, daß Lady Blodwen gar keine Engländerin ist.
Sie ist eine Nordamerikanerin mit etwas deutschem Blute in ihren
Adern.«

»Und mit noch viel mehr altenglischem – doch ihr Großvater
war ja ein echter Engländer, ihre Großmutter sogar eine echte Ari-
stokratin Altenglands,« wußte der nun freilich wieder zu parieren.
»Doch ich verstehe, was Sie meinen,« fuhr er dann in anderem To-
ne fort, »ich bin Ihnen auch noch Aufklärung schuldig.«

»Das sind Sie mir allerdings.«

»Wegen der Aeüßerungen, welche Lady Marion vorhin getan,
als sie Sie um Rettung, um Schutz vor mir anflehte.«

»Das ist es.«

»Nun, ich kenne den ganzen Erbschaftsstreit zwischen Lady Blodwen und ihren Schwägern und ihrer Schwägerin. Sie hat den Prozeß verloren . . . «

»Hat freiwillig auf ihr Vermögen verzichtet,« verbesserte ich.

»Wohl, auch das weiß ich. Kurz und gut, es ist oder wäre vielmehr begreiflich, wenn Lady Blodwen gegen diese Verwandten einen großen Haß trüge. Daß dem so ist, hat sie ja auch bewiesen, indem sie es nur auf die Gefangennahme dieser Verwandten abgesehen hatte. Was sie jetzt freilich beabsichtigt, weiß ich nicht – aber das weiß ich, denn ich habe es selbst gesehen, daß sie diese ihre gefangenen Verwandten durchaus höflich behandelt.«

»Waren Sie selbst an Bord der ›Seebraut‹?«

»Ja, als dritter Wachoffizier.«

»Dann dürfte sich das Verhältnis geändert haben, seit Sie das Schiff verlassen hatten.«

»Weshalb? Da sind doch noch andere Offiziere an Bord, dieselben Leute.«

»Ja, weshalb hat sie denn da diese Verwandten überhaupt erst gefangen genommen?«

»Das weiß ich eben nicht. Allerdings – diese Vermutung liegt ja sehr nahe – vielleicht um ihren lieben Verwandten etwas die Daumen aufs Auge zu setzen.«

»Ja, und an die Daumen jener selbst Schrauben, die man immer enger machen kann,« ergänzte ich, »bis die Knochen zerbrechen – und da gibt es noch eine ganze Menge solcher hübscher Mittelchen, um eine Unterschrift zu erpressen.«

Langsam erhob sich der junge Kapitän.

»Herr, ich halte die Lady Blodwen von Leytenstone keiner unwürdigen Handlung für fähig!!«

Es waren nicht gerade viele Worte gewesen – desto mehr wollte er mich mit seinen dunklen Augen anblitzen.

Damit ließ ich mir nun freilich nicht sehr imponieren.

»Na na, mein lieber junger Mann, deshalb brauchen Sie doch nicht gleich aufzustehen, das können Sie mir doch auch im Sitzen sagen. Was war denn das also nun vorhin mit der Lady Marion?«

Es hatte gewirkt – O'Connor wurde etwas rot, als er wieder Platz nahm.

»Sie teilt Ihre Ansicht. Ganz grundlos! Heute vor sechs Tagen erfolgte der Kampf zwischen der ›Seebraut‹ und dem ›Ottokar‹, dem konföderierten Kaper, den Lady Marion ausgerüstet hatte. Sie selbst befand sich an Bord. ›Die ›Seebraut‹ erhielt durch Rammen eine ziemliche Havarie, mußte den nächsten Hafen aufsuchen. Das heißt, sie wollte ihn aufsuchen. Da habe ich die ›Seebraut‹ schon vorlassen. Aber diesen Kampf habe ich noch mitgemacht. Als sich Lady Marion gefangen in den Händen ihrer Schwägerin sah, gebärdete sie sich wie außer sich. Mich wundert nur, daß sie nicht Selbstmord begangen hat. Denn sie hatte gar nicht gewußt, daß die ›Seebraut‹ von der Lady Blodwen geführt wurde. Wir hatten uns ja immer auf See befunden.«

Der Erzähler steckte sich eine Zigarre an, und ich benutze die Gelegenheit, um zu sagen, daß auch ich nicht wußte, welcher gefürchteten Namen sich schon die ›Seebraut‹ als der einzige Kaper auf unionistischer Seite gemacht hatte, und hätte ich es erfahren, so hätte ich doch eher geglaubt, daß dieses Schiff jenem französischen Fatzken gehöre. An Blodwen hätte ich nicht gedacht.

Ja, dieser Verkauf ihrer ursprünglichen ›Seebraut‹ war vielleicht nur eben deswegen so ein Manöver von Blodwen gewesen, was sie mir dann später selber bestätigte.

»Ich bin verloren, jetzt bin ich rettungslos verloren,« fing O'Connor zu schreien an, als seine Giftnudel brannte, mir im ersten Augenblick ganz unverständlich, weshalb er mit seiner Zigarre verloren sei, bis er erläuternd hinzusetzte: »So schrie Lady Marion in einem fort, als sie erkannte, daß es ihre Schwägerin sei, von der sie besiegt worden war. Warum denn? wurde sie gefragt. Die foltert mich, die martert, die quält mich zu Tode, ich kenne

dieses Weib! – So also schrie Lady Marion in einem fort und so schreit sie noch jetzt. Ihre eigenen Brüder suchten sie zu beruhigen . . . ja, Herr Kapitän Jansen, genügt Ihnen das nicht, daß ihre eigenen Brüder sie zu beruhigen suchten?«

»Wieso soll mir das genügen?«

»Als Beweis, daß die Verwandten von Lady Blodwen durchaus nichts zu fürchten hätten? Lord Hektor, Lord James, Baron Ralph – sie alle sagten, Marion solle sich doch nicht lächerlich machen, die ganze Angelegenheit sei doch längst vergessen, Blodwen sei die allerliebste Schwägerin, sie alle hätten sich vollkommen in ihr getäuscht . . . «

»Waren Sie selber mit dabei, als das die zärtlichen Verwandten sagten?«

»Ich habe es selbst gehört, auf Ehre.«

»So so.«

»Nun, genügt Ihnen das nicht als Beweis, daß Lady Blodwen tatsächlich nichts gegen ihre Gefangenen im Schilde führt, wenn die Schwäger selbst die Schwester auslachen und beruhigen? Genügt Ihnen das nicht?«

»Nee!«

Der Offizier lächelte.

»Dann sind Sie allerdings unüberführbar.«

»Da muß mir erst einmal erklärt werden, weshalb Lady Blodwen die Schiffe ihrer lieben Verwandten kaputt schießt und sie selbst gefangen nimmt.«

»Nun, da ließe sich schon ein plausibler Grund finden.«

»Bitte, finden Sie!«

»Lady Blodwen hat einfach erst einmal zeigen wollen, wie sie die Macht, wenn auch ungerechtfertigte Macht, bekommen könnte, ihre Erbnachfolger noch zu einem anderen Vergleiche zu zwingen. Dann, als sie so weit war, zeigte sie sich von ihrer besseren Seite. Einen gewaltigen Eindruck macht das doch.«

»Hm, das läßt sich hören,« mußte ich zugeben, im Herzen freilich noch etwas anders denkend. »Doch bleiben wir erst einmal bei der Lady Marion. Warum ging die von Bord?«

»Weil sie eben nicht aufhörte zu jammern. Wir alle fürchteten einen Selbstmord, am allermeisten Lady Blodwen. Die Schwäger werden sie nämlich nach der Osterinsel begleiten ... «

»Freiwillig?«

»Sicher! Lady Blodwen hat sie eingeladen, ihr neues Besitztum, ein wahres Königreich, dessen Selbständigkeit ihr England für alle Zeiten garantiert, zu besichtigen. Dort soll gleich ein Familienrat stattfinden. Denn allerdings hofft Blodwen, sich mit ihren Verwandten zu einigen. Das heißt, wegen einiger Landsitze und anderer Sachen, welche Lady Blodwen gern zurückhaben möchte, die aber nicht zu kaufen sind. Da müssen eben alle rechtmäßigen Erben einig sein. Also eine Familiensitzung in aller Gemütlichkeit ... «

»In aller Gemütlichkeit, hm,« mußte ich einmal brummend einfügen.

»Jawohl. Aber mit der Lady Marion war ja nicht zu sprechen. ›Ihr geht in euren Tod, in euer Verderben, dieses teuflische Weib wird fürchterliche Rache an euch nehmen!‹ – So und anders jammerte sie in einem fort. Es war mit ihr einfach nichts zu machen. Aber mit teilnehmen muß sie an der Familiensitzung, ohne ihre Zustimmung hätte alles, was die anderen beschließen, keine Gültigkeit. Und die Herren freuten sich, die Osterinsel zu besuchen.

»Na, der Entschluß wurde gefaßt. Dann mußte Marion eben mit Gewalt hingebacht werden, oder durch List. Gut, sagte Lady Blodwen, freundlich wie immer – gut, meine liebe Marion, wenn du willst, so bist du natürlich sofort frei.

»Zufällig war gerade einer jener kleinen Hilfskreuzer in der Nähe, von denen ich Ihnen vorhin erzählte. Er hatte die ›Seebraut‹

zufällig gesichtet, dampfte heran – es war ein kleiner Schraubendampfer, Hilfsmaschine – um zu melden, daß der Kapitän tödlich verunglückt sei.

»So erhielt ich den Auftrag, das Kommando zu übernehmen und die Lady Marion auf diesem Dampfer, ihrem Wunsche gemäß, nach England zu bringen. Allerdings nur vorgeblich. In Wirklichkeit war mein Ziel die Osterinsel. Obgleich das nun ganz geheim ausgemacht worden war, Lady Marion davon keine Ahnung haben konnte, ihr auch an Bord des Dampfers seitens der Leute nicht das geringste verraten worden ist, war sie doch ständig in der Meinung, daß sie nach der Osterinsel gebracht werden sollte . . . «

»Natürlich, natürlich!« mußte ich wieder einmal einschalten.

»Was, natürlich?«

»Sie wundern sich, daß sie wußte, sie solle nach der Osterinsel gebracht werden?«

»Wie gesagt, mir ist unbegreiflich, wie sie etwas davon erfahren hat.«

»Aber sie wußte doch schon, daß auch ihre Brüder dorthin wollten, freiwillig.«

»Das wußte sie selbstverständlich.«

»Und daß sie unbedingt dieser gemütlichen Familiensitzung beiwohnen müsse.«

»Das auch.«

»Und da wundern Sie sich noch? Junger Mann – nehmen Sie's mir nicht übel, Sie brauchen auch nicht wieder aufzustehen, können ruhig sitzen bleiben – aber, junger Mann, Sie sind wirklich sehr naiv.«

Na, diesmal nahm er's nicht so genau. Er sah mich nur recht groß an.

»Wieso? Ich versichere Ihnen auf Ehre . . . «

»Haben Sie der Dame auch auf Ehre versichert, sie nicht nach der Osterinsel, sondern nach einem englischen Hafen zu bringen?«

Wieder nur große Augen, und dann zuckte O'Connor die Achseln, um gleich fortzufahren.

Ich bin überzeugt, daß dieser junge Mensch im Grunde genommen ein ganz ehrlicher Mensch war, aber ... 's sind doch merkwürdige Menschen, diese Engländer! Die haben sich eben ihre eigene Moral zurechtgeschustert, und daran ist nicht zu tippen.

»Vorgestern nacht rammte ich in der Nähe der Haly-Sandbänke im Nebel auf einen unterseeischen Felsen,« fuhr er also ganz gelassen fort, »wir mußten in die Boote gehen. Die Fahrt ließ sich ertragen. Nur das Trinkwasser ward knapp. Ich mußte vorsichtig sein mit der Wahl des Schiffes, das uns aufnahm ... «

»Weshalb vorsichtig?«

»Nun, ich konnte doch sehr leicht die Macht über die mir Anbefohlene verlieren.«

»Ach so, ja.«

»Ein englisches Schiff z. B. hätte ich nur um Proviant und Trinkwasser gebeten. Jetzt bin ich hier, und es freut mich ungemein, gerade den Kapitän Richard Jansen getroffen zu haben, welcher ja der intimste Freund der Lady Blodwen ist.«

Ich hatte schon gefragt, ob er das so genau wisse.

Doch ich konnte mir alles lebhaft vorstellen. Blodwen mochte mit mir, dem gerühmten Seehelden, nicht schlecht renommiert haben. Und nach ihrer Ansicht gehörte ich noch immer zu ihr – sie wollte mich doch zurückerobern.

Nevermind, das wollte ich jetzt nicht erörtern.

»Was gedenken Sie nun ... «

Der Eintritt des Stewards unterbrach mich.

»Die Lady bittet, den Herrn Kapitän sprechen zu dürfen,« meldete dieser in einer guten Dressur gewesene Tellerjongleur.

»Wie geht es ihr?«

»Sie sieht ganz rosig aus.«

»Rosig? So? Jawohl, ich erwarte sie.«

»Die Lady sprach von vier Augenpaaren, unter denen sie den Herrn Kapitän sprechen möchte,«

»Wahrscheinlich nur unter vier einzelnen Augen,« korrigierte ich.

»So will ich mich als drittes Augenpaar entfernen,« sagte O'Connor und verließ die Kajüte, ging einstweilen an Deck.

Sie kam herein, stürzte herein, mir zu Füßen ... dachte ich wenigstens erst. Aber sie blieb stehen. Doch die Hände hielt sie so gefaltet, daß sie gleich gerungen werden konnten, wie man's immer im Theater sieht.

Das hier aber war keine Theaterspielerei, und sie fing auch gleich wieder an:

»Retten Sie mich, Herr Kapitän! Ich weiß, Sie sind ein edler Mann – retten Sie mich vor diesem O'Connor – er will mich der Lady Blodwen ausliefern!«

Ich will den Leser nicht langweilen – ich mußte den ganzen Quark noch einmal mit anhören.

»Was würde denn Lady Blodwen mit Ihnen tun?«

»Mich lebendig schinden, mich langsam rösten, mich ... «

Ich weiß nicht, was sie alles vorbrachte, jedenfalls bekam man schon beim Zuhören eine Gänsehaut.

»Und Ihre Brüder auch?«

Die hatte sie bisher stets vergessen, sie dachte nur immer an ihre eigene Haut, die schnurplich gebraten werden sollte.

»Sicher, sicher – sie alle rennen mit blinden Augen in ihr Verderben.«

»Sie allein, die Schwester, können nicht daran glauben, daß es sich nur um eine gemütliche Familienunterhaltung auf der Osterinsel handelt?«

»Nie, niemals!! Diese Blodwen ist ein ... «

Ich weiß nicht mehr, was Blodwen, die zu ihr ›meine liebe Marion‹ gesagt hatte, gewesen sein soll.

Aber die Hauptsache war: sie hatte recht. Und mein Entschluß war gefaßt. Hier galt es offenbar, drei Menschen zu retten, die, mochten sie sonst auch nicht ganz reine Hände haben, doch nicht verdient hatten, daß man ihnen die Haut abzog und sie dann auch noch am langsamen Feuer briet.

Ich gebe nur wieder, was ich zuletzt noch sagte:

»Mylady,« sagte ich sehr höflich, »mein Vater war ein leidenschaftlicher Jäger – und ein geschickter Jäger – und der hat immer behauptet, daß Hündinnen eine viel feinere Nase hätten als Rüden. Und ich habe auch schon etwas von einem sogenannten weiblichen Instinkt gehört. Das heißt in bezug auf Menschen. Auch menschliche Frauen sollen einen viel feineren Instinkt haben als die Männer, sozusagen ein Ahnungsvermögen. Ich kann da nicht aus eigener Erfahrung mitsprechen, aber ich glaube es – besonders weil ich's von den Hündinnen bestimmt weiß, wie's wenigstens mein Vater sagte, und der log prinzipiell niemals. Mit Ausnahme, wenn er Jägerlatein sprach. Ja, Mylady, was ich eigentlich sagen wollte . . . jetzt fahre ich selber nach der Osterinsel – Ihrer Brüder wegen – denn Sie konnten mit Ihrer Ahnung vielleicht recht haben – und Sie brauchen keine Sorge zu haben, für Ihre Sicherheit garantiere ich – ich, Kapitän Richard Jansen.«

»DEN HELM ER SICH FESTER BAND.«

Es war eine böse Fahrt gewesen, um Kap Horn herum, wo jetzt der strengste Winter herrschte, der jeden Tag den fürchterlichsten Schneesturm brachte.

Ich hatte keine Kohlen gespart. Immer Volldampf voraus! Um die Heizer nicht gar zu sehr zu erschöpfen, hatten die Matrosen mit vor die Feuer gehen müssen.

Was mich zu dieser Eile trieb? Der Wunsch, noch eher als Blodwen die Osterinsel zu erreichen!

Aber den eigentlichen Grund kann ich gar nicht angeben. Auch über mich war eine Ahnung gekommen. Doch zu definieren wußte ich sie nicht.

Bei völliger Windstille, wenn die Luft so drückend wird, dann fühlen Menschen und Tiere unwillkürlich, daß sich in der Atmosphäre irgend etwas Fürchterliches vorbereitet.

So ein Gefühl hatte ich auch jetzt. Aber das Fürchterliche sollte sich nicht in der Atmosphäre, sondern in der Weltgeschichte abspielen. Freilich war die Weltgeschichte nur eine beschränkte.

Die eigene Unkenntnis über dieses Gefühl hatte ich hinter jenen, zum Teil sinnlosen Worten zu verbergen gesucht, die ich zuletzt an Lady Marion gerichtet.

Noch einmal hatte ich einen förmlichen Kampf mit ihr zu bestehen gehabt.

O'Connors Mission war beendet, sein Musterkontrakt, den er mit Blodwen abgeschlossen, war auch amtlich abgelaufen.

Gleich am zweiten Tage hatte er die ›Sturmbräut‹ verlassen, um sich an Bord eines englischen Dampfers zu begeben, der uns begegnet war. Mit ihm waren die anderen elf Schiffbrüchigen gegangen. Sie wollten zurück zum Kriegsschauplatze.

Auch Marion zog, trotz meiner Garantie, England der Osterinsel vor. Da also war es zwischen uns zum förmlichen Kampfe gekommen. Freilich nur ein Kampf mit Worten. Aber heiß genug.

Ich hatte gesiegt – durch eine Kraft der Rede, von deren Besitz ich früher gar keine Ahnung gehabt hatte.

Was war es nur eigentlich, daß ich die Lady durchaus nach der Osterinsel bringen, sie der Schwägerin selbst zuführen wollten wie diese, Blodwen, es gewünscht hatte?

Ein wilder Trotz war es, der sich meiner bemächtigt hatte, und der auch während der langen, langen Fahrt durch Sturm und Schnee und Eis gar nicht wieder von mir weichen wollte.

Der wilde Trotz, mich mit diesem Weibe zu messen, in dem ich mein Schicksal personifiziert sah. Mit diesem meinem Schicksale

zu ringen – zu siegen oder zu unterliegen – – – ich lechzte förmlich danach. –

Kap Horn lag hinter uns. Immer weicher wurde der Schnee, die Flocken blieben nicht mehr an Deck liegen, immer wärmer wurden die Winde, obgleich auf dieser Hälfte der Erdkugel noch immer Winter herrschte. Aber je mehr man sich dem Aequator nähert, desto mehr verliert er natürlich von seinem Charakter, wie wir Nordländer, wie die Bewohner des südlichen Teils der Erde ihn kennen.

Dann traute ich erst meinem Fernrohre, hierauf meinen gesunden Augen nicht.

Die Insel des ewigen Frühlings hatte ihr frisches Grün gewahrt, nur ihr sonstiges Aussehen nicht.

Dort in der Bucht, wo mir vor etwa dreiviertel Jahren degenerierte Eingeborene in elenden Kähnen entgegengefahren waren, um mir gegen ein Glas Whisky und eine Handvoll Tabak ihre Weiber und Töchter anzubieten, lagen jetzt stolze Schiffe, und dahinter am Strande, früher nur mit Graswuchs bedeckt, baute sich eine ganze Villenstadt auf, überschattet von blühenden und Früchte tragenden Bäumen, umgeben von einem ganzen Wald.

»Das ist eine Fata Morgana!« staunte ich.

»Sie hat die kurze Zeit recht hübsch auszunützen verstanden,« sagte Tischkoff neben mir.

»Das ist nicht möglich!

»Weshalb nicht?«

»Man kann die Bäume doch nicht aus dem Boden stampfen!«

»Nein, das nicht, aber hineinpflanzen kann man sie. Sie wird schon ihre richtigen Leute gefunden haben. Nach China muß man gehen, wenn man sehen will, was alles in der Kunstgärtnerei geleistet werden kann.«

(Hier möchte etwas eingeschaltet werden. Im Jahre 1888 wurde mit dem Bau der zwei Kilometer langen Karawanenbrücke über den Nil bei Fum el Baggar, vier Stunden südlich von Kairo,

begonnen. Von einer englischen Baugesellschaft. Laut Kontrakt mit der ägyptischen Regierung mußte die Brücke innerhalb vier Jahren fertig sein. Der Schreiber dieses war selbst ein Jahr lang dabei beschäftigt und hat staunend englischen Unternehmungsgeist und englische Tatkraft beobachten können. In diesen vier Jahren haben ununterbrochen 20 000 Menschen abwechselnd in Tag- und Nachtschicht gearbeitet: erst mußte der Nil abgeleitet werden, und um die hervorbrechenden Quellen zu bändigen, waren gegen 300 Lokomobilen nötig, die während des ersten Jahres nicht mit Kohlen, sondern mit den Dauben der Fässer geheizt wurden, in denen man den nötigen Zement herbeigebracht hatte. Mögen diese kleinen Angaben genügen, um sich einen Begriff von dieser Riesenarbeit machen zu können. So etwas muß man übrigens gesehen haben, um es glauben zu können. – Ehe nun die englischen Ingenieure an die Arbeit gingen, schon ein Jahr zuvor, richteten sie sich am Schauplatze ihrer zukünftigen Tätigkeit erst häuslich ein. In jener Gegend wächst kein Baum, kein Strauch. Alles nur ebenes Feld, und da dieses nicht mehr bestellt, die Nilüberschwemmung künstlich verhindert wurde, verwandelte sich alles schnell in Wüste. Und ein Jahr später, als der erste Spatenstich getan wurde, hatte jeder englische Ingenieur, der seine Familie mitgebracht, in dieser Wüste seine husche steinerne Villa, inmitten eines kleinen Parkes gelegen, aber mit den stattlichsten Bäumen. Diese Bäume, außer Pinien hauptsächlich Akazien, darunter die größten Exemplare, aber auch Eichen, waren erst schiffsladungsweise aus Italien bezogen worden, mit der Erde, in der sie gestanden. Und noch vorher hatte man sich erst die Kunstgärtner aus China geholt. Der Zopfträger, der einige hundert Kulis kommandierte, welche die Bäume aushoben, während der Reise pflegten und dann wieder einsetzten, erhielt monatlich nur für seine eigene Person 2000 Pfund Sterling oder vierzigtausend Mark. Das bezahlte alles die Baufirma, eine Aktiengesellschaft. – So arbeiten

Engländer im Auslande! Erst um sich herum allen Komfort verbreitet, den man in der Heimat, in England, gewohnt ist, nicht das geringste darf vermißt werden, dann aber wird losgearbeitet, daß die Schwarte knackt!)

»Wenn sie genügend bezahlt, kann sie sich von Chinesen noch etwas ganz anderes schaffen lassen,« setzte Tischkoff noch hinzu, ehe er sich gelangweilt abwandte.

Ich mußte es glauben. Auch ich hatte schon etwas von chinesischer Kunstgärtnerei gehört – mehr schon Hexenkunst. Durch jahrhundertelange Zucht, die in einer Familie fortgesetzt wird, machen sie aus einem normalen, großen Pflaumenbaum ein spannenhohes Bäumchen, das aber noch dieselben Früchte trägt. Doch solche Gartenhexenmeister und ganze Familien sind ebenso wie die Gaukler persönliches Eigentum des Kaisers oder der Mandarinen, sie dürfen nicht über die chinesische Mauer.

Trotzdem, ich fand es wunderbar, hier plötzlich große Bäume, ganze Wälder zu erblicken.

Weniger staunte ich über die vielen Häuser, die aus dem Boden gewachsen waren. Mit dem weichen, schneidbaren Stein mußte man ja viel machen können, und Geld hatte Blodwen doch wieder genug, die sorgte schon dafür, daß die dreißig Millionen Dollar möglichst schnell wieder alle würden.

Und die Schiffe, Segler wie Dampfer? Sie sämtlich zeigten am Heck die weiße Flagge mit der aufgehenden Sonne. Also ebenfalls alle Blodwens Eigentum.

Na, für Blodwen, wenn sie Geld hatte, genügte eben nicht nur eine einzige Jacht.

Ob sie schon mit Lord Seymour in Verbindung gekommen war? War sie vielleicht auf Fanafute gewesen und hatte dort etwas gelernt?

Noch zögerte ich mit einer Anfrage, hätte gern erst Tischkoff zu Rate gezogen, der aber war schon wieder zu seinen Büchern

zurückgekehrt, als dort auf einem Türmchen an der Fahnenstange einige Flaggen hochgingen.

»Sturmbraut willkommen! Lotsen?«

Daß man mein Schiff hier sofort erkannte, war nicht auffällig. Was für einen Stellvertreter aber mochte sich Blodwen erkorren haben, daß er mich gleich willkommen heißen durfte? Ob Blodwen selbst damit einverstanden war? Denn zum zweiten Male hätte ich mich nicht gern von dieser Insel fortjagen lassen.

Nun, ich dampfte ein. Deshalb war ich ja hergekommen.

Wir haben noch nicht beigelegt, da sehe ich an Land unter anderen eine Gestalt mit einem Schmerbauche stehen ... sieht der nicht fast gerade wie Lord Seymour aus? Und daß er so lustig winkt, ist auch verdächtig – und da der Haarwasseronkel – und da der Puppenkleidermacher ...

Jawohl, die sämtlichen Seezigeuner von Fanafute, die ich zuletzt in Charleston gesehen, wo sie doch beschlossen hatten, ebenfalls mit ihren Schiffen in den Krieg zu ziehen.

Wie kamen die hierher auf die Osterinsel?

Na, vor allen Dingen die Begrüßung.

»Hip hip hip,« machte der dicke Lord Seymour mit schriller Stimme, und »hurra!!« stimmten sie alle ein, »hip hip hip hurra für Kapitän Jansen!!« – und dann drückte mich der Lord an seinen mit doppelter Menschenhaut umspannten Schmerbauch, während Mr. Rug schon eine Flasche Brandy entkorkte und nach Zucker schrie.

»Ja, meine Herren, was machen Sie denn hier?«

»Nu, wir amüsieren uns.«

»Ich denke, Sie nehmen Ihren eigenen Landsleuten die Schiffe weg?«

»Ae, da ist ja doch nichts weiter zu holen als Getreide und Geld.«

»Und Fingerstummel,« setzte Monsieur Chevalier hinzu, mir seine rechte Hand zeigend, an der zwei Finger fehlten.

Sie hatten sie ihm gekappt. Denn im Kampfe waren sie doch gewesen, hatten die Geschichte nur bald satt bekommen.

»Ja, aber wie kommen Sie gerade hierher nach der Osterinsel?«

»Die Lady Blodwen hat uns eingeladen. Die will uns einmal zeigen, wie man dreißig Millionen Dollar auf die schnellste Weise durchbringt, ohne das Geld direkt zu verschenken oder sonst wegzuworfen, daß man also auch wirklich etwas davon hat.«

»Sie will uns etwas zeigen, was wir noch nie gesehen hätten,« wurde hinzugesetzt. »Na, ich bin wirklich gespannt. Denn ich habe doch wohl schon alles gesehen, was es auf der Erde gibt, und habe mich dabei gelangweilt.«

»Wo haben Sie Lady Blodwen zuletzt gesprochen?« fragte ich.

»In Marktown.«

»Wo ist das?«

»Ein kleiner Hafen im Staate Georgia. Hat aber ein gutes Dock. Ihre ›Seebraut‹ mußte hinein, sie hatte eine Granate in den Bauch bekommen.«

»Die Lady Blodwen?« stutzte ich.

»Nee, ihr Schiff.«

»Ja ja – aber das kann noch gar nicht so lange her sein – ich bin doch mit vollem Dampf hierhergefahren . . . «

»Wir haben jedoch bis nach Mexiko die Eisenbahn benutzt und sind dann erst per Schiff weitergefahren, und zwar haben wir gleich einen Schnelldampfer gechartert, einen richtigen Passagierdampfer, der uns hierherbrachte.«

»Und Ihre Schiffe?«

»Die haben wir einstweilen in Marktown gelassen.«

»Da sind Sie wohl gar mit Lady Blodwen zusammen gereist?«

»Gewiß doch.«

»Und da ist Lady Blodwen wohl auch schon hier?!«

»Natürlich! Wir sind schon seit vier Tagen hier. Mr. Rug ist schon sechsmal wieder nüchtern geworden.«

Wenn Blodwen zum Teil die Landtour benutzt hatte, konnte sie allerdings noch vor mir hier eingetroffen sein.

»Befanden sich in ihrer, in Lady Blodwens Begleitung auch drei Herren, ein Lord Hektor von ...«

»Ah, Verzeihung ... Mr. Richard Jansen, der berühmte Mann von der ›Sturmbräut‹ ... Lord Hektor, Lord James – beide von, auf und zu Leytenstone – die Brüder ihres seligen Gatten.«

Die beiden Herren wurden mir vorgestellt. Die beiden, von denen nur der eine schon einige graue Haare zeigte, sahen ganz vergnügt aus – und ich wußte immer weniger, was ich von alledem denken sollte.

»Nun fehlt bloß noch der Baron Ralph – ah, da ist er ja – Herr Baron – he, Ralph, komm mal her!!«

Auch ich hatte ihn schon gesehen, im Hintergrunde, aber er wollte nicht kommen, drückte sich hinter ein Haus.

Er mochte an die Ohrfeige denken, und das fiel jetzt auch den anderen ein – bekannt genug war die Geschichte ja geworden – ich sah eine heimliche diesbezügliche Bewegung machen.

»Na, Sie werden sich schon wieder versöhnen,« hieß es dann ganz offen, »auf dieser heiligen Insel kennt man die Rache nicht. Nun sind wir nur noch in Sorge um die Lady Marion von Leytenstone, um Blodwens Schwägerin. Hier soll nämlich eine Familiensitzung stattfinden, und Lady Marion ist ...«

»Bei mir an Bord,« ergänzte ich.

Ich erstattete mit kurzen Worten Bericht. Das Staunen war natürlich groß.

Dann begleiteten mich die beiden Brüder an Bord, um ihre Schwester zu sprechen.

Während der langen Reise hatte sich Marion ganz ruhig benommen. Freilich hatte ich auch vermieden, das Verhältnis zur Schwägerin mit nur einem Worte zu berühren.

Jetzt aber ging die Geschichte von neuem los. Die beiden Brüder wollten die Schwester veranlassen, sich sofort zu Blodwen zu begeben.

»Sie hat euch in eine Falle gelockt,« war die Antwort, »ihr werdet noch furchtbar bereuen, hierhergekommen zu sein.«

Und die phantasiereiche Lady schwärmte den Brüdern noch etwas vor von glühenden Eisen, siedendem Pech und anderem Teufelshandwerkzeug, was alles sie hier erwarten sollte.

Vergebens suchte man sie zu beruhigen, ihr das Gegenteil zu versichern von Blodwens vortrefflichem Charakter, sie lachte sie aus.

»Habt ihr früher nicht Blodwens Charakter in einem ganz anderen Lichte kennen gelernt? Hat sie nicht auch euren Stellvertreter mit Hunden aus ihrer römischen Villa hetzen lassen?«

»Das war krankhaft, sie war nervös – auf See in der gesunden Luft hat sich das alles gelegt. Jetzt ist sie die liebenswürdigste Schwägerin.«

Jetzt war es Marion, welche die Brüder auslachte – und ich hätte gern mitgelacht.

»Nun, du bist aber doch selbst hierhergekommen, und Kapitän Jansen wird dich doch nicht dazu gezwungen haben.«

»Nein, aber Herr Kapitän Jansen hat mir garantiert, daß ich diese Insel lebendig wieder verlassen werde!«

O, das war mir fatal! Ich hätte Marion vorher instruieren sollen, nicht solche Bemerkungen fallen zu lassen. Jetzt fing die vielleicht noch davon an, daß ich auch ihre Brüder retten wollte.

Ehe mich deren fragender Blick treffen konnte, hatte ich schnell die Kajüte verlassen.

Das Festmachen des Schiffes hatte noch die Anwesenheit des Kapitäns erfordert. Dann stand ich in einem prachtvoll ausgestatteten Salon meiner früheren Geliebten abermals gegenüber.

»Seien Sie mir in meinem Königreiche herzlich willkommen!« wurde ich mit ausgestreckter Hand begrüßt.

Nun, die Hand nahm ich – aber so herzlich war mein Gegenruß nicht. Das heißt, ich konnte mich nicht so verstellen wie Blodwen.

Wohl drückte ihre glühend heiße Hand die meine mehr, als nötig war, wohl wollten mich ihre Augen verschlingen – aber ›herzlich‹ ist doch etwas ganz anderes.

Und wie unruhig ihre Augen flackerten! Es war überhaupt etwas in diesen Augen, was ich früher nie darin bemerkt. Aeußerlich war sie sonst noch ganz dieselbe.

»Wie kommst du – kommen Sie . . . wie wollen wir uns zueinander verhalten?«

Diese Offenheit gefiel mir nun wieder an ihr.

»Bleiben wir bei Lady und Herr Kapitän,« entgegnete ich.

»Well, das war ja auch schon früher der Fall, als wir uns . . . wie kommen Sie hierher, Herr Kapitän?«

. . . als wir uns schon liebten, und keiner hatte es dem anderen zu gestehen gewagt. Das hatte sie sagen wollen.

Ich erzählte, wie ich die Schiffbrüchigen aufgenommen hatte.

Sie fuhr nicht schlecht empor

»Was, Lady Marion bei Ihnen an Bord?!«

Sie sandte einen Blick zur Decke empor, als wolle sie dem Himmel für die freudigste Botschaft danken, die ihr je überbracht worden sei.

»Und sie ist bei Ihnen an Bord geblieben? Hat nicht auf ein anderes Schiff gewollt, das sie nach England brächte?«

»Nein.«

»Unbegreiflich! Für mich! Nämlich – hat Ihnen jener Leutnant O'Connor nichts erzählt?«

»Doch, alles!«

»Nun?«

»Sie glaubt meiner Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hat.«

Das war eine diplomatische Spitzfindigkeit von mir gewesen, die ich ganz unbewußt erfunden hatte. Der Leser wird ohne Kommentar verstehen.

Nur schade, daß Blodwen mich zwang, mich näher zu erklären. Dies sollte aber erst später geschehen.

»Es ist doch auch lächerlich – glaubt dieses Weib, meine Schwägerin, ich könnte sie und ihre Brüder foltern, um das Vermögen wieder herauszubekommen. Halten Sie mich dessen für fähig?«

»Nein, ich wäre dessen niemals fähig,« entgegnete ich wiederum sehr klug. Ich war selber erstaunt, wie mir sonst so unbeholfenem Seebären plötzlich die diplomatischen Worte so von den Lippen triefen.

»Na also. Es handelt sich nämlich nur um einige Liegenschaften ...«

Und sie setzte mir weiter auseinander, um was es sich handelte – eben um einige kleine Güter in England, die sie gern zurückkaufen wollte, was aber nicht so ohne weiteres ging.

»Im übrigen habe ich mich mit meinen Verwandten gänzlich wieder ausgesöhnt. Es wäre ja auch lächerlich, ihnen jetzt noch zu zürnen, da ich ihnen die Hinterlassenschaft meines seligen Gatten doch ganz freiwillig abgetreten habe. Nicht wahr?«

»Ja, das wäre lächerlich.«

Mit scharfen Augen blickte sie mich an, aber ich frisch vom Himmel gefallener Diplomat, der ich noch nie etwas von dieser meiner Gabe gewußt hatte, mußte meine Sache gut gemacht haben.

»Allerdings hatte ich ja geglaubt, es nur mit der englischen Krone zu tun zu haben,« fuhr sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit fort, nur um mein Gesicht studieren zu können.

»Ja, das sagten Sie schon.«

»Und als ich dann erfuhr, daß das Vermögen allein an die persönlichen Verwandten fiel, war ich furchtbar aufgebracht.«

»Ja, das waren Sie.«

»Aber ich habe bald genug eingesehen, wie unrecht ich da handelte.«

»Das ist ein sehr edler Zug von Ihnen.«

Das war ja sogar ein freudig-dankbarer Blick, der mich jetzt traf! Ich mußte meine Sache wirklich ausgezeichnet machen.

»Sie dürften sich aber wundern, daß ich dennoch gegen sie zu Felde zog, ihre Schiffe kaperte.«

Jetzt war es ein ängstlicher Blick, mit dem ich bei diesen Worten gemustert wurde.

»Nun, da hätte ich gleich eine Erklärung bei der Hand.«

Sie fuhr nicht gerade empor, aber sie schien doch sehr überrascht zu sein, und zwar sehr angenehm.

»Ah, Sie wissen es wirklich?« fragte sie mit Spannung.

»Ich glaube es wenigstens.«

»Nun?«

»Sie werden Ihren Verwandten erst einmal haben zeigen wollen, wie Sie die Macht – wenn auch ungerechtfertigte Macht – bekommen könnten, Ihre Erbnachfolger noch zu einem anderen Vergleiche zu zwingen. Dann, als Sie so weit waren, zeigten Sie sich von Ihrer besseren Seite. Einen gewaltigen Eindruck macht das ja doch.«

So sprach ich. Es waren fremde Federn, mit denen ich junger Diplomat mich schmückte. Denn es waren genau die Worte, welche O'Connor damals zu mir gesagt hatte. In so etwas habe ich ausgezeichnetes Gedächtnis.

Das köstlichste dabei aber war vielleicht, daß ich diese Idee jetzt erst wieder Blodwen suggeriert hatte. Das war ganz unverkennbar, sie fiel etwas aus ihrer Rolle, ergriff aber nun auch gleich begierig diese Gelegenheit, für ihr Verhalten einen triftigen Entschuldigungsgrund gesunden zu haben, nach dem sie offenbar bisher vergeblich gesucht hatte.

»Recht so, so ist es, so ist es!« rief sie freudig. »Ja, so ist es, ich habe ihnen nur einmal zeigen wollen ... «

Und nun war es ihr ein leichtes, den ihr einmal suggerierten Gedanken auch weiter auszuspinnen.

»Wie geht es denn Ihrer schönen Freundin?« fragte sie dann plötzlich.

»Danke, ganz gut.«

»Ist sie noch bei Ihnen an Bord?«

»Gewiß.«

»Atlanta heißt sie, nicht wahr?«

»Jawohl, Atlanta.«

»Haben Sie sie geheiratet?«

»Heiraten? Gibt's nicht bei mir!«

So unterhielten wir uns, scheinbar ganz gleichgültig, über die kitzlichsten Dinge, und dann schieden wir wie die besten Freunde.

Selbstverständlich sei ich ihr Gast, ich müsse unbedingt längere Zeit hier bleiben, große Festlichkeiten, die wunderbarsten Ueerraschungen . . .

»Sie werden hier etwas zu sehen bekommen, was Sie niemals für möglich gehalten haben.«

Ich war gegangen, befand mich auf dem Wege nach meinem Schiffe zurück.

O, wie mir zumute war!!!

Schon immer!!!

Wie ich mich hatte beherrschen müssen!!!

Ich hätte so gern nach unserem Kinde gefragt, mich hatte es bald abgewürgt – aber ich hatte es nicht fertig gebracht.

Und was in aller Welt sollte nur aus dieser ganzen Geschichte werden?

Denn einmal mußte es ja zum Klappen kommen. Marion würde sich doch nach wie vor weigern, das Land zu betreten, nur auf meinem Schiffe hielt sie sich, mir vertrauend, für sicher.

Blodwen aber mußte doch sowieso durch ihre vertrauensseligen Schwäger erfahren, wie ich in Wirklichkeit über diese gemütliche Familienzusammenkunft dachte, wie ich ganz der Ansicht der Lady Marion beistimmte!

Jetzt verwünschte ich mein diplomatisches Geschick – ich hätte lieber sofort offen Farbe bekennen sollen, dann wäre die Sache gleich erledigt gewesen.

O, diese drückende Schwüle, die in der so harmlos, sogar lieblich erscheinenden Windstille lag! Sie verkündete das Herannahen eines fürchterlichen Unwetters.

Und hatte Blodwen dies nicht selbst angedeutet?

»Sie werden hier etwas zu sehen bekommen, was Sie niemals für möglich gehalten haben.«

Das konnte man doch sehr, sehr zweideutig auffassen! Für mich war es jetzt sogar ganz eindeutig.

Als ich an Bord kam, trat mir Tischkoff entgegen.

Sollte ich dem jetzt alles mitteilen? Ich hätte gar nicht gewußt, wo ich anfangen sollte. Und der interessierte sich ja auch gar nicht für so etwas. Aber wenn die Not wirklich da war, dann war er auch stets mit Rat und Tat zur Stelle.

»Herr Kapitän, haben Sie in Ihrer Bibliothek das Nibelungenlied?« fragte er.

»Jawohl, das ist vorhanden.«

»Ich kann es nicht finden.«

»Es wird im Mannschaftslogis sein.«

Es ward ihm besorgt – und mir war es schon bei dem Worte ›Nibelungenlied‹ wie ein Feuerstrom durch den Kopf geschossen. Plötzlich erkannte ich ganz deutlich, welche Stelle ich hier einnahm, was ich zu tun hatte.

Sie ist wohl bekannt, die Nibelungensage im allgemeinen. Hagen hat Siegfried ermordet, den Gatten von Kriemhilde. Diese heiratet dann den Hunnenkönig Etzel, in der Geschichte Attila

genannt. Lange, lange Jahre hat Kriemhilde darüber nachgebrütet, wie sie den Mord an dem geliebten Mann rächen kann. Diese zweite Heirat mit dem häßlichen Hunnenkönig ist sie nur deswegen eingegangen. Sie ladet die Nibelungen zu sich in ihr Reich ein, die Fürsten ziehen mit ihrem Gefolge über den Rhein, freundlich empfängt Kriemhilde sie, sie küßt die Brüder, bittet die Helden, doch die Waffen abzulegen, alle kommen natürlich dieser Aufforderung sofort nach – nur einer nicht . . .

Auch der grimme Hagen von Tronje kommt zum fröhlichen Festmahl – aber, anstatt seine Rüstung abzulegen, schnallt er nur seinen Helm fester. – –

Ja, ich wußte, was ich zu tun hatte.

Ich rief meine Offiziere zusammen und gab ihnen Instruktionen.

»Wir sind hier Gäste, wir werden uns freundlich und bescheiden wie Gäste betragen, aber . . . alle Mann klar zum Gefecht!!!«

ABERMALS ENTFLOHEN!

Der Tag schien ohne besonderen Vorfall verlaufen zu wollen. Blodwen kam nicht, um die Schwägerin selbst zu sprechen, auch die Herren waren unsichtbar.

Allerdings war gerade jetzt, am frühen Nachmittage, allgemeine Siestazeit. Zu der drückenden Schwüle meiner Stimmung hatte sich auch solche in der Atmosphäre gesellt, und obgleich wir uns auf der südlichen Hälfte der Erdkugel befanden, wo jetzt Winter herrschte, ließ die Sonnenglut nichts zu wünschen übrig.

Eine Einladung zum Mittagessen hatte ich, wie ich eigentlich erwartet, nicht erhalten, so hatte ich an Bord gegessen, dann mich zur Verdauung etwas hingelegt.

Bei solcher drückender Hitze wäre es in der Koje nicht auszuhalten gewesen. Und ich suchte auch an Deck kein schattiges Plätzchen auf. Ich konstruierte mir bei solchen Temperaturen zum

Schlafen immer eine Lagerstelle, die ich mir als meine eigene Erfindung hätte patentieren lassen können.

Die Kajüte besaß wie gewöhnlich ein Oberlicht, unter welchem der festgeschraubte Tisch stand. Auf diesen ließ ich ein Sofa setzen, das bei Seegang auch befestigt werden konnte – doch war diese Manipulation ja nur im Hafen oder bei Windstille nötig, wenn ich zu sehr unter der Hitze zu leiden hatte – und so lag ich auf diesem Sofa, ganz dicht unter dem Oberlicht, also einer Oeffnung im Deck, mit Glasscheiben versehen, welche wieder durch Metallstäbe geschützt waren.

Nun ließ ich diese Fenster entfernen, und dafür über die Lukenöffnung straff ein Stück Segeltuch spannen, das vorher einmal durch Wasser gezogen und, wenn es mit der Zeit trocknete, von den wachegehenden Matrosen immer wieder durch eine Brause angefeuchtet wurde – nur nicht so sehr, daß es auf mich herabtropfte.

Die Wirkung dieser einfachen Vorrichtung ist wunderbar. In meiner Kajüte hat oft eine Temperatur bis zu 40 Grad geherrscht, während sie hier unter dem angefeuchteten Tuche, wo ich also lag, bis auf 15 Grad herabsank. Daran ist nicht etwa allein die Nähe des feuchten Tuches schuld. Das Wasser wird ja selbst sofort warm, heiß – und trotzdem wird die Temperatur unter der Leinwand um so kühler, je mehr die Sonne darauf brennt.

Hier kommt ein physikalisches Gesetz in Betracht. Das Wasser verdunstet und bindet dabei Wärme, wie der physikalische Ausdruck lautet, es entzieht der umgebenden Luft eben Wärme, und am allermeisten geschieht das unter dem Tuche selbst, und das wieder um so mehr, je schneller die Verdunstung vor sich geht, also auch, je mehr die Sonne direkt darauf brennt. Hierauf beruht auch die Eiserzeugung durch die Aethermaschine. Durch die schnelle Verdunstung des Aethers kann auf diese Weise sogar Eis erzeugt werden.

Viele der Matrosen hatten mir das schon nachgeahmt. Sie legten sich an solchen faulen, heißen Tagen nicht mehr an Deck in den Schatten, sondern in die Sonne, über sich eine Leinwand ausgesteckt, die von dem wachhabenden Matrosen von Zeit zu Zeit wieder angefeuchtet ward, und der zweite Ingenieur hatte sich gleich einen ganzen Kasten gebaut – eine Stellage von Holzlatten, ringsherum mit dünner Leinwand bespannt, die feucht gehalten wurde – und er lag wie in einem Eiskeller darin.

Vielleicht erweise ich der Menschheit einen Dienst, wenn ich dieser Vorrichtung so viele Worte widme. Jeder von der Hitze geplagte Mensch kann sich für billiges Geld solch einen Kasten beschaffen, in dem er am heißesten Tage wie im kühlen Grabe liegt, dabei auch unbelästigt von den Mücken. Nur muß man jemanden haben, der den Stoff, wenn er ausgetrocknet ist, wieder mit einer Gießkanne anfeuchtet.

Für mich genügte, daß ich dicht unter der feuchten Decke der Kajüte lag.

Ich weiß nicht, wie es kam – meine Gedanken mußten sich mit Doktor Selo beschäftigen.

Sonst habe ich über meinen Gefangenen nichts zu sagen gehabt. Ich hatte ihn auch gar nicht mehr gesprochen, nicht einmal gesehen. Mit meiner Drohung, ihn knapp zu halten, hatte ich nicht Ernst gemacht. Selo erhielt die Kost der Offiziersmesse. Er bat um Bücher und erhielt sie, sogar Zigarren bekam er von mir, als Goliath diesen seinen Wunsch mir meldete.

Er begehrte mich nicht zu sprechen, Goliath hatte mir nichts über ihn zu berichten – so dachte ich an den Kerl eigentlich gar nicht mehr. Das hing eben alles mit meiner Gleichgültigkeit in bezug auf den schnöden Mammon zusammen.

Der Kerl hatte mich bestohlen – daß er dafür mit Entziehung der Freiheit bestraft wurde, hielt ich schon für genügend. Wenn er dadurch nicht kirre wurde, dann war dem eben nicht beizukommen. Denn ich für mein Teil hätte es in solch einer engen Kabine

doch keinen Tag ausgehalten, ich hätte doch alle Schätze der Erde hingegeben, um da wieder heraus zu können.

Ich hatte Goliath auch einmal gesagt, der Gefangene könne ja jeden Tag einige Stunden an Deck promenieren – nein, der sonderbare Kauz verzichtete darauf, er fühlte sich ganz behaglich, aß und schlief und rauchte und las.

Na, dann war es ja gut. Was aus ihm sonst noch werden sollte, darüber machte ich mir keine Kopfschmerzen.

Schließlich war begreiflich, daß ich gerade jetzt so lebhaft an ihn dachte. Ich hatte Blodwen bei unserer ersten Begegnung nicht mitgeteilt, wie ich den diebischen Schiffsarzt wiedergefunden. Was würde sie sagen, wenn sie es erfuhr? Würde sie ihn nicht haben wollen, um ihn auf glühende Kohlen zu setzen?

Dadurch kam ich auch auf die Fucusbank, auf die ›Indianarwa‹, auch Blodwen wußte von diesem meinem Versteck, das war eigentlich höchst unangenehm, dadurch hatte sie mich gewissermaßen in der Hand ...

Unter solchen Gedanken schlief ich ein.

Ein Rütteln an der Schulter weckte mich.

Ich blickte in Goliaths schwarzes Gesicht.

»Massa, Doktor Selo ist entflohen!«

Hallo, war ich schnell auf von meinem Sofa! Wäre beinahe vom Tisch gestürzt, zum Glück ward noch ein bewußter Sprung daraus.

»Ich wollte ihm den Kaffee bringen – da konnte ich seine Tür nicht aufschließen – nämlich, weil der Riegel eben schon zurückgeschoben war – und die Kabine war leer.«

Ich konnte nichts weiter tun, als eine Untersuchung anstellen.

Ich hatte die Nachmittagsruhe bis um vier Uhr bestimmt, da Kaffee verabreicht wurde. Die meisten Matrosen hatten schlafend an Deck gelegen. Einige waren wohl wach gewesen, aber sie konnten so wenig wie der wachegehende Matrose etwas aussagen.

An dem Schlosse der Kabinentür war nichts zu sehen, aber da ich Goliaths Versicherung glaubte, daß er sie nicht etwa aus Versehen unverschlossen gelassen habe, so mußte Selo sie mit einem Dietrich, mit einem gebogenen Drahte, geöffnet haben.

Es mußte angenommen werden, daß er sich noch im Schiffe befände. Allerdings hätte er, um an Land zu kommen, auch eine Geschützpforte benutzen können, die groß genug war, um einen Menschen durchzulassen.

Aber dann hätte man ihn auch am Lande laufen sehen können. Jedenfalls hielt er sich jetzt versteckt, um erst während der Nacht das Land zu erreichen.

Doch warum hatte er da seinen Fluchtversuch nicht gleich bis zur Nacht verschoben?

Vergebliche Frage! Die Hauptsache war auch, den Flüchtling wieder zu fassen.

Das ganze Schiff ward durchsucht, was bei der ›Sturmbraut‹ leichter war als bei der ›Indianarwa‹, und besonders für den Bootsmann durfte es kein Winkelchen geben, das seiner Prüfung entgangen wäre, für meinen Enoch galt das auch, aber nach zwei Stunden hatte man den Schiffsarzt noch immer nicht aufgespürt.

So war es also sechs Uhr geworden, es begann zu dunkeln, als ein schwarzer Bote mit einem Briefchen kam.

Lady Blodwen lud den Kapitän wie die Offiziere und die ganze Besatzung der ›Sturmbraut‹ auf heute abend acht Uhr zu einem kleinen Feste ein, das im roten Hause abgehalten würde.

Kam das Verhängnis schon? War das die Einladung der Kriemhilde?

Nun, ich würde gehen, auch die Freiwache würde ich mitnehmen, aber etwa das ganze Schiff allein lassen, daran war natürlich nicht zu denken.

Die Entweichung des Gefangenen war ein genügender Grund, Leute zurückzulassen, wenn ich das dann auch Blodwen mitteilen

mußte, wollte ich mich nicht wieder in Ausreden ergehen, welche, wie Lügen, kurze Beine haben.

Wir hatten noch Zeit, und die mußte dazu benutzt werden, um ein Entweichen des Flüchtlings an Land unmöglich zu machen. Vielleicht hätte genügt, alle Luken und Pforten zu schließen, noch sicherer aber war es, wenn das ganze Schiff etwas mehr vom Lande abgesetzt wurde. Dann mußte der Flüchtling, wollte er das Schiff verlassen, zuvor ins Wasser, und das ist doch etwas anderes, als wenn er gleich trockenen Fußes an Land springen konnte.

So geschah es. Die ›Sturmbraut‹ wurde freigemacht und nach der Mitte der Bucht verholt, dort verankert.

Ich leitete noch diese Manöver von Deck aus, als sich Lady Marion zeigte, auf mich zukam. Sie sah ganz verstört aus.

»Ich höre, daß Ihr Schiffsarzt, den Sie gefangen hielten, entflohen sein soll?«

Ich bejahte. Die Lady hatte bisher über den Gefangenen noch keine einzige Frage gestellt. Sie war ganz mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. So konnte sie wohl auch nicht den Grund seiner Gefangenschaft. Es war eben mein früherer Schiffsarzt, der einst desertiert war, und den ich wieder erwischt hatte, ihn nun interniert hielt.

»O Gott, ich werde doch nicht etwa seine Flucht ermöglicht haben?!«

Sie erzählte. Gegen drei Uhr hatte sie einmal ihre Kabine verlassen und bei der Rückkehr die Tür zu ihrer Verwunderung verschlossen gefunden. Sie hatte den Schlüssel bei sich, schloß auf, öffnete die Tür, erblickte eine fremde Einrichtung und in der Kabine einen fremden Mann, doch sicher den gefangenen Schiffsarzt.

Sie hatte sich eben in der Tür geirrt, ihre Kabine lag neben der des Gefangenen; sie war ganz in Gedanken gewesen.

»Aber ich habe die Tür sofort wieder zugeschlossen, habe den Schlüssel zweimal herumgedreht.«

Ich ließ mir ihren Schlüssel geben. Dessen Bart war ganz anders beschaffen, als der zur Nachbarkabine, zu unserer eigenen Verwunderung entdeckten wir erst jetzt, nach mehr denn zwei Jahren, daß er wirklich auch die Tür zu jener schloß, jedoch nur auf, nicht wieder zu, dann wurde die Feder nicht richtig gefaßt. Der Schlüssel drehte sich wohl, es schnappte zweimal, aber der Riegel kam dabei nicht recht heraus.

Nun war die Flucht erklärt. Selo hatte die Klinke einmal probiert, vielleicht nur zufällig, hatte die Tür offen gefunden. Nun konnten wir erst recht annehmen, daß er sich noch im Schiffe versteckt hielt und seine Flucht nach dem Lande erst bei Nacht zu ermöglichen suchen würde.

ETWAS, WAS ICH WIRKLICH NOCH NICHT GESEHEN HABE.

Wir saßen in einem verdunkelten Saale und harrten mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Diese erwartungsvolle Spannung mochte eine sehr verschiedene sein.

Ich hatte mich ein Viertel vor acht mit der Hälfte meiner Mannschaft, nämlich mit der Freiwache, auf den Weg gemacht. Der diensttuende Offizier war zurzeit Mahlsdorf gewesen. Eigentlich hätte ich diesen lieber mitgenommen als Martin, dem die früheren Verhältnisse zum größten Teil noch unbekannt waren. Hinwiederum konnte vielleicht auch die zurückbleibende Mannschaft an Bord des Schiffes den tüchtigsten Offizier brauchen.

»Wir sind zu heute abend eingeladen, Martin,« hatte ich zum zweiten Steuermann gesagt, als das Schiff verholt worden war.

»Well,« war die Antwort Martins gewesen, den ich als einen immer tüchtigeren Kerl kennen gelernt hatte.

»Der Anzug ist dunkle Uniform, in jeder Hosentasche einen geladenen Revolver, zwölf Ersatzpatronen.«

Da freilich riß mein Martin seine Augen nicht schlecht auf.

»Was?! Ich denke, die Lady ladet uns zu einer Festlichkeit ein?!«

»Ja, zu einer Festlichkeit, die vielleicht mit scharfen Freuden-schüssen endet. Das heißt, ich weiß noch nichts – nur so eine kleine Mutmaßung – im übrigen lassen Sie sich Näheres von Mahlsdorf erzählen.«

Nun, dieser würde ihm schon reinen Wein einschenken, falls er des noch bedurfte. Meine Jungen brauchten auch nicht erst lange Instruktionen.

Dann rückten wir ab, zum fröhlichen Feste, das vielleicht auch unseren Tod bedeutete.

Das rote Haus war nicht zu verkennen. Schon das Portal prachtvoll.

Ein Gentleman erwartete uns, fragte mich, ob wir schon gespeist hätten.

Eigentlich seltsame Frage! Nun, die selbständige Blodwen hatte in ihrem eigenen Königreiche auch ihre eigenen Sitten. Ich hätte es schließlich gradeso gemacht, hätte mich verdammt wenig um die Zeremonien der übrigen Welt gekümmert.

Ja, eigentlich hatten wir das Abendbrot schon hinter uns.

»Wollen Sie wenigstens noch eine Erfrischung zu sich nehmen?«

Wir alle wären ja fähig gewesen, noch einmal ein ganzes Menü abzuessen, aber ich schlug es dankend ab. Am Ende wäre ich dadurch erst von meinen Jungen getrennt worden.

»Die Vorstellung dürfte zwei bis drei Stunden dauern, erst dann wird das Nachtessen eingenommen.«

»Was für eine Vorstellung?«

»Darüber darf ich freilich kein Wort verlieren. Bitte, wollen Sie mir folgen!«

Es ging eine Treppe hinauf, wir wurden in einen geräumigen, rot ausgeschlagenen Saal geführt, in dem lange Reihen von Stühlen standen, und im Hinter- oder vielmehr Vordergrund ein Vorhang mit Wolkengebilden.

Die Seezigeuner von Fanafute waren schon anwesend, desgleichen die Verwandten Blodwens, sonst niemand weiter, auch Blodwen fehlte.

»Willkommen, Herr Kapitän!«

»Wo haben Sie denn den ganzen Tag gesteckt?«

»Was soll uns denn nur hier gezeigt werden?«

»Ich glaube, sie hat eine Künstlergesellschaft auf der Insel.«

»Etwas, was noch keiner von uns jemals gesehen hätte, hat sie gesagt.«

»Wo bleibt denn nur die Lady? Sie könnte uns doch erst einmal begrüßen.«

»Sie wird selber mitwirken.«

»Gibt's denn hier nischt zu trinken?«

So und anders klang es durcheinander, während der Hausmeister meine Leute auf den hinteren Stühlen unterbrachte.

»Bitte, Platz nehmen, Mylords und Gentlemen!« rief er dann. »Das Licht wird sogleich verlöschen!«

Wir setzten uns. Ich konnte noch dafür sorgen, daß wenigstens Martin neben mich kam.

Als ich den Blick zum Kronleuchter richtete und mit einiger Verwunderung konstatierte, daß hier schon Gas gebrannt wurde, erloschen die Flammen plötzlich. Nur das Licht, welches von dem erleuchteten Vorhang ausging, verbreitete noch eine schwache Dämmerung.

Und jetzt war es, da alle von jener erwartungsvollen Spannung befallen wurden, die so ganz verschieden sein mochte.

Ich für mein Teil erwartete irgendeine fürchterliche Szene, welche der sich hebende Vorhang offenbaren würde, wobei auch unsere Revolver mitsprechen sollten.

Das Nibelungenlied war es, das mir diese Ahnung einflößte. In solch einem Saale waren damals auch die Nibelungen . . .

Da hob sich langsam der Vorhang. Einfach eine Theaterbühne mit Szenerie, eine Stube darstellend, recht einfach, mit Schenkbar – anscheinend eine englische Gastwirtschaft.

Mir kamen die Tische und Stühle anfangs recht klein vor, wie für Puppen berechnet. Doch dieser Eindruck verschwand schnell wieder. Nur die Perspektive schien zu täuschen.

Da kam eine Frau herein, die Wirtin, mit unbeholfenen Bewegungen – tatsächlich eine Puppe, kaum metergroß, an Fäden bewegt – eine Marionette.

Es war eben ein Puppenspiel, was wir zu sehen bekamen. Die Entführung einer Prinzessin, das Vorspiel hier in einer Dorfschenke, wo die Räuber zusammenkamen und vom bösen Prinzen geworben wurden – der zweite Akt im wilden Walde spielend, der dritte im Schlosse, wo der gute Prinz und Held endlich seine Prinzessin bekam, und die Hauptfigur immer Kaspar, der nur Sinn für Bratwürste und Bierkrüge hat.

»So ein Blödsinn!« sagte neben mir Lord Seymour.

»Und so etwas sollen wir noch niemals gesehen haben?« brummte ein anderer ärgerlich. Ich dachte dasselbe.

Damals waren Puppenspiele viel beliebter als heute, auch in Deutschland. Jeder Jahrmarkt hatte seine Puppentheater, wandernde Marionettenspieler besuchten regelmäßig die großen und kleinen Städte.

So hatte ich als Kind häufig solche Marionettentheater gesehen. Und damals mochten sie mich entzückt haben. Dann später hätte ich mich geschämt, so ein Kasperltheater zu besuchen.

Was wir hier zu sehen bekamen, war durchaus nichts anderes, als man in jeder Jahrmarktsbude zu sehen bekommt. Die metergroßen Puppen so ungelenken wie möglich, ruckweise gingen die Arme in die Höhe, steif drehten sie sich herum, wobei die Beine immer nicht mitwollten, das Gehen war ein Schleifen, plump der

Witz, und selbst an der Kostümierung und an der Szenerie fehlte es vollständig, und so waren auch Sprache und Handlung.

»Ha, du Bösewicht – was ist dein Schwert von Blut so rot, o, Eduard, o, Eduard . . . «

Kurz und gut, wir waren grenzenlos enttäuscht! Keiner der Zuschauer war so höflich, zu applaudieren oder Kaspars schauerhafte Possenreißerei zu belachen. Nur meine Jungen hinter mir hörte ich manchmal kichern – heimlich – sie waren so unhöflich, sich dieses nicht zu verbeißen.

Ich wußte nur eine einzige Erklärung, wie Blodwen wagen konnte, uns solch eine Farce vorzuführen und von etwas ›Nochnie-gesehenem‹ zu sprechen.

Die hinter Mauern erzogene Blodwen hatte eben selbst noch niemals ein Marionettentheater gesehen, auch später nicht. Da war sie doch immer in ihrer römischen Villa gewesen, in meiner Gesellschaft hatte sie ebenfalls keine Gelegenheit dazu gehabt.

Da, vielleicht vor ganz kurzer Zeit, war sie einmal in so ein Puppentheater geraten. Und das hatte ihr nun ganz mächtig imponiert. Wenn man so etwas noch nicht gesehen hat, wirkt das ja auch mindestens originell, man amüsiert sich wirklich, eben über die Unnatürlichkeit dieser mechanischen Schauspieler.

»Das muß ich haben, das ganze Theater!« mochte sie sich gesagt haben, ganz ihrem Charakter entsprechend.

Nun mochte ihr der Theaterdirektor auch noch gesagt haben, renommistisch, wie diese Schausteller nun einmal sind, so etwas wie sein Unternehmen gäbe es sonst nirgends in der Welt, vielleicht hatte er sogar, die Unerfahrenheit der Dame gleich erkennend, behauptet, sein Puppentheater sei überhaupt das einzig existierende – kurz, Blodwen hatte das Theater gekauft oder doch den Direktor mit seinen eventuellen Hilfskräften engagiert, natürlich für die zehnfache Summe, die sonst nötig gewesen wäre,

hatte ihn nach ihrer Insel geschickt – – und nun gedachte sie ihren Gästen etwas zu zeigen, was diese in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hätten.

Ach je, ach je!! Ich schämte mich für die Gastgeberin – ich schämte mich wirklich im eigenen Herzen. Ich bin nun einmal so. Wenn sich jemand öffentlich produziert und ihm passiert ein Malheur, der Jongleur läßt den ganzen Porzellanaufbau, den er auf der Nase balanciert, fallen, oder der Schauspieler verspricht sich, macht unbeabsichtigt einen dummen Witz, dann lache ich nicht wie die anderen, sondern ich werde immer ganz rot vor Scham – ich schäme mich im eigenen Herzen für den Unfall des anderen, noch ehe ich ihn aufrichtig bemitleide.

Ich habe bei einem Philosophen gelesen – es ist wohl Schopenhauer – daß es nur die edelsten, hochentwickeltsten Menschen sind, welche solch eine Art von augenblicklicher Mitempfindung kennen; die anderen, die meisten, welche bei einem fremden Unglück, einem sogenannten Malheur, das wirklich einigen Witz enthalten mag, etwa wenn jemand anstatt des Streichholzes die eben angebrannte Zigarre zum Wagenfenster hinauswirft – welche also über so etwas lachten, anstatt etwa ein bedauerndes ›O!‹ hören zu lassen, ständen noch auf einer tieferen Stufe der moralischen Entwicklung, und wenn sie auch die Weisheit aller Universitäten in sich hätten.

Nun, dann gehöre ich zu diesen ersteren. Ich darf dies sagen, weil der Leser wohl schon weiß, daß ich sonst nicht gern rühmend von mir spreche.

Kurz, ich schämte mich aufrichtig – für Blodwen – vor mir selbst. Weshalb vor mir selbst, das kann ich nicht definieren. Das ist eben eine ganz wundersame Mitempfindung, wie sie am besten wohl der Schauspieler kennt, der die Person wirklich zu sein glaubt, deren Rolle er spielt, und kann er das nicht, dann ist er auch kein echter Künstler.

Und dann bemitleidete ich Blodwen.

Das arme Weib!

Sie hielt sich gewiß irgendwo verborgen, beobachtete hinter einem Vorhange ihre Gäste, wollte sich an deren Entzücken ergötzen.

Und nun rührte sich keine Hand, kein Lachen erscholl über Kasperles Witze, die vielleicht dieses Weib ganz großartig fand, höchstens hörte sie ein verhaltenes Kichern, sah sie spöttische Gesichter.

Ich hätte so gern einmal geklatscht, ein Lachen markiert, aber ... ich brachte es nicht fertig. Das wäre mir erst recht wie blutiger Hohn vorgekommen.

Zum Glück war die Komödie nicht lang. Jeder Akt zehn Minuten, und im dritten also fiel Prinz Jaromir in die Arme seiner geretteten Braut, fiel so hinein, wie Puppen es tun müssen, während König und Königin und das ganze ›glänzende‹ Gefolge wie die Leichname im Kreise auf Stühlchen hingeflezt lagen.

»Na, Gott sei Dank, sie haben sich!«

»Die Lady muß verrückt sein, uns mit so etwas hier eine halbe Stunde zu langweilen.«

Das wurde ganz laut gesagt. Diese Sportsmen nahmen sich doch kein Blatt vor den Mund.

»Was, um Gottes willen, es ist wohl immer noch nicht zu Ende?!« erklang es dann erschrocken und einstimmig aus aller Munde.

In der Tat, Kasperle wurde nochmals über die Bühne geschleift, blieb in der Mitte stehen, versuchte eine Verbeugung zu markieren.

»Hochgeehrtes Publikum, Mylords und Gentlemen – ich habe von Königlicher Hoheit Prinz Jaromir den Auftrag erhalten, die Verlobungsfeierlichkeiten zu arrangieren, infolgedessen habe ich einige Künstlerspezialitäten engagiert, und werde mir nun erlauben, diese dem hochverehrten Publikum vorzuführen ... «

So und noch mehr meldete der Zappelmann mit quäkender, von der Decke kommender Stimme.

»Ach, du lieber Gott, immer noch nicht alle!!« wurde im Zuschauerraum gestöhnt.

»Ich gehe fort, das halte ich nicht mehr aus.«

»Gute Nacht, ich schlafe einstweilen einen Schnitt.«

»Wenn man nur wenigstens etwas zu trinken bekäme!« knurrte der Australier.

Ja, auch mir war es fürchterlich, noch weiter diese Blamagen erleben zu müssen.

Ein Diener kam auf die Bühne, ein richtiger Mensch, und jetzt sah man einmal, daß diese Puppen wirklich nur einen Meter groß sein konnten.

Der Diener – wenigstens war er so mit einem Frackanzug bekleidet – setzte ein winziges Tischchen in die Mitte der Bühne, legte ein weißes Plättchen daneben, auch noch etwas auf den Tisch, zog sich zurück, Kasperle klappte wieder auf seinem Stuhle zusammen – und plötzlich setzte eine gedämpfte, aber faszinierende Musik ein.

Ich muß gestehen, daß ich im Augenblick wirklich außerordentlich gespannt auf das Kommende war, und ebenso schien es auch allen anderen zu gehen, die eben noch gegähnt hatten.

Und da kam hinter der Kulisse eine kleine Gestalt hervorgesprungen, viel kleiner als jene anderen Puppen, nur den vierten Teil, also nur einen Viertelmeter groß, gekleidet wie ein Künstler in fleischfarbene Trikots mit goldenem Badehöschen.

Aber nun vor allen Dingen, wie dieses Püppchen hereinsprang!

Eben wie ein richtiger, lebendiger Mensch, überhaupt gar nicht davon zu unterscheiden! Einen Fuß vor den anderen gesetzt, springend – kurz und gut, gar nicht von einem lebendigen Menschen, der sich mit Grazie zu bewegen weiß, zu unterscheiden! Mehr kann man ja nicht sagen.

Und nun stehen geblieben, einige zierliche Verbeugungen gemacht, Kußhändchen geworfen, dann trat er schnell an das Tischchen, rückte da das Ding zurecht, trat zurück, auf die weiße Platte, fummelte mit den Füßen darauf herum – jetzt wußte ich es: er kreidete sich die Sohlen ein – wieder an den Tisch, mit einem leichten Schwunge darauf, sich hingelegt, so daß der Kopf in die Höhlung des hölzernen Kissens zu liegen kam, sich noch etwas zurechtgerückt, immer noch etwas mehr – die Füße wurden zusammengeschlagen . . . so, der Fußequilibrist war fertig, seine Kunstleistungen zu zeigen.

Was soll ich sagen? Ich stierte wie ein Mondkalb. Und nicht anders ging es meinem Nachbar.

»I, das ist gar nicht möglich, das ist ein richtiger Mensch, ein Zwerg!«

»Nein, solche winzige Zwerge gibt es denn doch nicht, das ist eine Puppe!«

»I, das kann doch keine Puppe sein!«

»Jawohl, blicken Sie nur einmal durch mein Opernglas, da sehen Sie auch alle die Drähte, an denen die Figur hängt.«

Ich konnte diese dünnen Drähte schon mit bloßen Augen erkennen. Die Entfernung, die uns von der Bühne trennte, war ja auch gar nicht so groß.

Jawohl, diese Puppe wurde durch Drähte regiert, durch eine Unzahl von Drähten. Auch ich bekam das Opernglas, da aber konnte ich die Drähte erst recht nicht zählen.

Ja, aber wie war nur möglich, eine Puppe so durch Drähte bewegen zu können, daß man an einen lebendigen Menschen, an einen Artisten denken mußte, der jede Muskel in seiner Gewalt hat?

Durch das Fernglas konnte man fast nur an den starren Gesichtszügen erkennen, daß es wirklich nur eine Puppe war.

Wir waren vor Staunen einfach außer uns!

Und das war doch erst die Einleitung gewesen!

Noch eine Gestalt hüpfte vor, ein Clown, so groß wie jener, ebenfalls durch keine Bewegung von einem richtigen Menschen zu unterscheiden.

Dieses Figürchen rollte eine Trommel vor sich her, hob sie, verlor die Balance, schlug erst einmal der Länge nach hin – es war ja ein Clown – raffte sich wieder auf – rieb sich die Knie – stolperte nochmals über seine große Zehe – dann hob er die Trommel, warf sie hoch, dem Jongleur auf die Füße.

Und dies alles auch nicht in der kleinsten Bewegung von einem lebendigen Menschen zu unterscheiden!

Man stelle es sich nur vor, diese winzigen Figürchen, tote Puppen, durch Drähte lebendig gemacht – um unser grenzenloses Erstaunen begreifen zu können.

Der auf dem Tisch Liegende hatte die Trommel, für seine winzigen Körperverhältnisse sehr groß, geschickt mit den Füßen gefangen. Das Spiel begann, von der Zirkusmusik begleitet. Gedreht, gerollt, mit beiden Füßen, mit einem, von einem Fuße auf den anderen geworfen – immer komplizierter wurden die Spielfiguren in der Luft.

Ich hatte schon manchen Fußequilibristen gesehen. Neues war es eigentlich nicht, was hier geboten wurde – es war fast schade, daß man nach und nach vergaß, nur kleine Puppen vor sich zu haben.

Denn die Entfernung schien mit der Zeit immer größer zu werden, so konnte man sich auch immer mehr in die perspektivische Täuschung hineinleben, es seien erwachsene Menschen, nur sehr, sehr weit entfernt.

»Aber wie in aller Welt ist es nur möglich, daß die quirlenden Beine der Puppen und auch die Trommel so von Drähten bewegt werden können, die eine menschliche Hand regiert?«

Solche sich oft wiederholende Zwischenrufe waren es, welche den Zuschauer dann wieder zur Wirklichkeit zurückriefen, um ihn von neuem erstaunen zu lassen.

Dann war es auch eine recht gute Berechnung, daß manchmal der menschliche Diener auf der Bühne erschien, um den Kontrast zu zeigen, daß der Irrtum nicht gar zu sehr überhandnehme.

Er brachte nach und nach verschiedene Sachen herein, die ihm stets erst von dem Clown abgenommen und von diesem selbst auf die Füße des Jongleurs befördert wurden: ein großes Kreuz, eine Stange, eine brennende Lampe, ein Stuhl, ein Tisch.

War mir schon das Kreuz ein Rätsel gewesen, so noch mehr Stuhl und Tisch.

Wie war es nur möglich, daß der Stuhl nach allen Richtungen auf den Füßen herumquirlen konnte, ohne daß sich die zahllosen Drähte, an denen er dirigiert wurde, wie durch das Glas deutlich zu erkennen, verwirrten?

Einfach rätselhaft!

Und dann, wie der kleine Equilibrist ab und zu heruntersprang, sich verbeugte, sich Hände und Stirn mit einem Tüchelchen trocknete, wieder seine Füße auf der Platte einkreidete, wieder nach einem Kußhändchen auf den Tisch voltigierte, sich zurechtlegte

...

»Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, das ist Hexerei!!« hörte ich den Haarwasseronkel flüstern, und er sah tatsächlich vor Erregung ganz blaß aus – dieser Mann, der sich noch eine Zigarre ansteckte, wenn er mit der Pulvermine in die Luft flog.

Wieder sprang der Equilibrist vom Tisch herab, mit mehr Kußhändchen als sonst, tänzelte hinaus, in komischer Weise von dem Clown gefolgt – da kam jener noch einmal herein, aber nicht so tänzelnd, sondern eine endlose Reihe von Rädern schlagend, mit einem gewaltigen Saltomortale, dem sich ein doppelter anschloß, endend – Kußhändchen zum Gehen gewendet – und nun erst brach der donnernde Applaus los, nach englischer Weise von gellendem Pfeifen begleitet.

Dann aber, während der menschliche Diener die niedlichen Möbel hinausräumte, trat abermals eine Totenstille ein.

Ich sah, wie sich der Puppenkleidermacher an die Nase faßte.

»Ja, habe ich das alles denn nicht nur geträumt? Waren das nicht richtige Menschen?«

Das war jetzt der Gedanke aller.

Da, als noch so geflüstert wurde, kam schon ein anderes Fingürchen herein, ein Mädchen in phantastischem, kurzgeschürztem Kleidchen – einige Kußhändchen – auch der Clown kam wieder hereingestolpert, mit einem Korbe, dem er eine goldene Kugel entnahm, er warf diese dem Mädchen zu, eine zweite, eine dritte – sie begann mit den ziemlich großen Kugeln zu jonglieren.

»Fabelhaft! Wie ist das nur möglich? Die Kugeln scheinen doch gar nicht an Fäden zu hängen?«

Ach, das war doch nur erst der Anfang!

Eine vierte Kugel kam hinzu, eine fünfte, sechste, siebente ... ich weiß nicht mehr, wie viele Kugeln es waren, welche die Jongleuse die wunderbarsten Figuren in der Luft beschreiben ließ.

Wie dies ermöglicht wurde, habe ich auch niemals in meinem Leben erfahren, obgleich ich ähnliche Marionetten mit denselben Tricks noch später einmal gesehen habe: im Marionettentheater des Fürsten von Monaco. Ebenfalls wunderbar, rätselhaft, jeder Erklärung spottend – und dieses Marionettentheater ist in Monaco heute noch zu sehen.

Mir wurde damals gesagt, daß zum Beispiel dieses Kugelspiel magnetisch betrieben würde, die Kugeln würden abgestoßen und wieder angezogen – aber eine Erklärung gibt mir das durchaus nicht, ich glaube es überhaupt nicht. Jener Mann, der mir das sagte, war so ein Alleswisser. Ein geistreicher und ebenso praktischer Ingenieur, den ich deswegen fragte, zuckte hingegen die Achseln und sagte:

»Ich weiß es nicht. Mir ist das alles ebenso rätselhaft und unmöglich erscheinend wie Ihnen. Wenn man es weiß, dürfte es ganz einfach sein – so einfach, daß der Direktor, der dies alles allein leitet, für keinen Preis hinter seine Kulissen blicken läßt.

Wenigstens keinen gewöhnlichen Sterblichen. Ich möchte es auch gar nicht, die hübsche Illusion wäre wohl sofort zerstört.«

Hier aber war es das erstemal, daß ich so etwas zu sehen bekam. Und dasselbe galt für alle anderen dieser Weltreisenden, die sonst schon alle Wunder der Erde kennen gelernt hatten.

Fürwahr – Blodwen hatte recht – wir bekamen etwas zu sehen, was wir nicht einmal im Traum für möglich gehalten hätten!

Dann kamen vier Akrobaten daran, welche die tollsten gymnastischen Sachen ausführten. Daß sich bei diesem Durcheinander die deutlich erkennbaren Drähte nicht verwirrten, wie die überhaupt nur von menschlichen Händen regiert werden konnten – unbegreiflich!

Dann zeigte sich ein menschliches Skelett, größer als die vorigen Figuren, so groß, wie die noch im Kreise herumsitzenden Hochzeitsgäste, und ferner eine dementsprechende Riesenspinne.

Beide tanzten zusammen einen Pariser Cancan. Zuerst verlor das menschliche Skelett einen Knochen nach dem anderen, jeder Knochen hüpfte für sich auf der Bühne herum, wobei wiederum einmal deutlich sichtbar war, wie jeder einzelne Knochen seinen eigenen Faden hatte, wenn nicht, deren mehrere – dann verlor auch die Riesenspinne ihre Beine – die Knochen fügten sich wieder zusammen, aber in falscher Anordnung, die Spinne bekam die menschlichen Gebeine, und der Totenschädel tanzte auf Spinnenbeinen herum, einfach gräßlich anzusehen – dann wieder ein buntes Durcheinander sämtlicher Knochen und Spinnenfüße – und dann ein Krach, ein Schnappen, und als ob jeder Knochen an einem Gummibändchen hänge, so waren sie plötzlich alle wieder zusammengeschnellt, das Skelett und die Spinne zeigten sich wieder in voller Ordnung.

»Magnetisch!« ward auch hier eine altkluge Stimme laut.

»Nein, mit Magnetismus allein ist da nichts anzufangen,« entgegnete aber mein zweiter Maschinist Kienock, ein ganz tüchtiger Ingenieur, der die Elektrotechnik zu seinem Privatstudium gemacht hatte.

»Na, wie denn sonst?«

»Ich weiß es nicht, es ist mir rätselhaft, unerklärlich,« war die offene Antwort.

Der Vorhang fiel, doch nur für eine Minute, dann ging er wieder hoch. Der König und die ganze Hochzeitsgesellschaft war samt ihren Stühlchen schnell weggeräumt worden, dafür saßen da drei weibliche Puppen in Lebensgröße, wie Chansonetten gekleidet, die starren, aus Holz geschnitzten Gesichter auch ebenso geschminkt.

Als Chansonetten sollten sie sich denn auch produzieren.

Aber was war das? Weshalb anstatt dünner Drähte ziemlich starke Seile, und weshalb diese ungelenken Puppenbewegungen, nachdem die Direktion, die dort oben auf dem Schnürboden arbeitete, schon solche Proben ihrer unglaublichen Kunstfertigkeit gegeben?

Eine Dame stand nach der anderen auf, klappte zusammen und sang einen englischen oder französischen Gassenhauer, manchmal die Arme, die Hände hebend, ausbreitend, mit dem Kopfe nickend, wackelnd, einen Fuß vorsetzend – alles so ungelenk, so unnatürlich wie möglich. Auch die Kinnladen waren beweglich, wurden, an einer Schnur befestigt, ebenfalls manchmal auf und zu geklappt. Nur, daß dies sehr oft nicht stimmte. Sollte die Puppe gerade ein a singen, oder vielmehr wenn sie es wirklich sang, hatte sie den Mund gerade zu, und dann, bei einem langgedehnten iiiii, oder wenn sie ganz schwieg, hatte sie das Maul wieder sperrangelweit aufgesperrt.

Was sollte diese Kunstlosigkeit bedeuten? Umsonst wurde dieser plötzliche Gegensatz doch nicht herbeigeführt.

Und in Erwartung dessen, was da noch kommen was dies erst vorbereiten sollte, vergaß man ganz, daß hier noch etwas anderes gezeigt wurde.

Diese lebensgroßen Puppen schienen nämlich wirklich selbständig zu singen, wenn auch die Mundbewegungen nicht dazu stimmten. Oben in den Soffitten mußte ein Bauchredner sein, der den Gesang nach unten dirigierte.

Gut, sehr hübsch gemacht, aber wozu dann diese Unnatürlichkeit der lebensgroßen Puppen? Das wäre nicht nötig gewesen, das hätte man anders arrangieren können und sollen.

Jede Puppe hatte ein Lied zum besten gegeben, nun kam wieder die erste daran, dann wieder die zweite.

Das war abermals unnötig, die Sache wurde bald langweilig, denn nicht einmal die Lieder brachten besondere Abwechslung.

Während sich also die zweite Dame wieder ungelenkt erhob, passierte der ersten, als sie sich setzen wollte, noch ein Malheur. Ihr Stuhl kippte um, und sich so niedrig zu setzen, darauf schienen die Schnüre nicht eingerichtet zu sein – kurz und gilt, die Dame konnte sich nicht wieder ordentlich auf den doch überdies umgekippten Stuhl setzen, blieb halb in der Luft schweben und bot so ein unsagbar klägliches Bild.

Unterdessen war also die zweite aufgestanden, begann wieder ein französisches Lied zu singen, welches auf die ganze Marionettenspielerlei einen Bezug hatte, wie sie aus dem Kasten genommen worden sei usw.

Diesmal aber blieb sie nicht nur so stehen, höchstens ab und zu einen Fuß hebend, sondern sie bewegte sich vorwärts, freilich mit unbeholfenem, schleppendem Gange, immer weiter, auch so mit den Armen und Händen zuckend und mit dem Kopfe nickend – bis an die vom Podium herabführenden Stufen – und was war das? – die menschengroße Puppe war imstande, diese auch hinabzusteigen – und dann war sie unten, bewegte sich unbehilflich,

die starren Augen in dem angemalten Gesichte ins Leere gerichtet, auf uns zu, gerade auf mich . . .

»Bin eine geschnitzte Marionette,
Trete auf als Chansonette . . .«

Da stand die lebensgroße Puppe vor mir – streifte die Schnüre von den Handgelenken und vom Halse – dann hob sie die Hand und gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter – und dann ein Lächeln in diesen sonst so starren, angemalten Zügen, lustig blitzten plötzlich die Augen auf – und dann eilte sie mit leichten Schritten wieder die Stufen zur Bühne hinauf, wo soeben die anderen beiden Puppen schlenkernd in die Höhe gezogen wurden.

Ich kann nur sagen, daß mir zumute gewesen war, als hätte ich wirklich einmal ein Gespenst gesehen, und so war es auch allen anderen zumute, als sich die vermeintliche Puppe plötzlich in einen richtigen Menschen, in eine wirkliche, lebenswarme Dame verwandelte.

Ich hoffe, der Leser versteht, worauf es hier ankommt. Niemand hatte doch auch nur eine Ahnung gehabt, daß hier ein richtiger Mensch nur eine Puppe markiert hatte. Ich selbst hätte doch gleich meinen Kopf dagegen gewettet. Die beiden anderen, das waren richtige Puppen – aber die mittelste, das war eine lebendige Dame gewesen, welche eine Puppe nur markiert hatte.

Aber nun wie!! Auch nicht der geringste Unterschied zwischen hier und dort. Und nun versuche einmal ein anderer, das nachzumachen! Man hatte uns einmal eine Probe geben wollen, daß sie in der Täuschung auch das Gegenteil erreichen konnten!

Während die beiden Puppen noch in der Luft herumschlenkernten, verbeugte sich das lebendig gewordene Pendant lächelnd – und die Dame hatte den jetzt tosend ausbrechenden Beifall reichlich verdient – dieser verstummte nur, als auf der Bühne auch noch jener Diener erschien, jetzt aber die ganze Brust mit funkelnden Orden bedeckt – und an der Hand wurde er geführt von Blodwen, die eine dekolletierte Gesellschaftstoilette trug.

Sie trat schnell in die Mitte, faßte auch noch die Hand der lebendig gewordenen Puppe und stellte vor:

»Mylords und Gentlemen – ich erlaube mir vorzustellen – Professor Guiseppe Maltorino und seine Tochter, Signorina Arabella, Hofmarionettenkünstler Seiner Majestät des Sultans der Türkei, welche uns . . . «

Blodwen sprach noch weiter, jetzt aber hielten es meine Jungen für nötig, die also Vorgestellten mit johlenden Beifallsrufen zu begrüßen.

Mein zweiter Steuermann ließ ungeniert seine Bootsmannspfeife gellend ertönen – ›Pfeifen und Lunten aus, Ruhe an Bord‹ – das gewohnte Signal wirkte sofort, plötzlich herrschte Todesstille, unterdessen schien aber Blodwen immer weiter gesprochen zu haben.

» . . . das ist aber auch der einzige Blick, den diese Künstlerfamilie hinter ihre geheimnisvollen Kulissen gestattet. Sie werden also, wie gesagt, fünfundzwanzig Figuren gleichzeitig tanzen lassen, wobei sie bei ihrer Direktion zu beobachten sind.«

Blodwen verneigte sich, desgleichen Vater und Tochter, der Vorhang fiel.

In dem Saal schwirrte das Gespräch durcheinander – doch nicht lange, so ging der obere Teil des Vorhanges in die Höhe – also jener Teil, der sonst die Soffitten verbarg.

Man sah in heller Beleuchtung den Professor und seine Tochter stehen, also hoch oben über der Bühne – wohl auf Balken, das war nicht deutlich zu unterscheiden – Stöcke in der Hand, die sie aber auch manchmal zwischen die Zähne nahmen, blitzschnell, dann warfen sie sich diese Stöcke wieder gegenseitig zu, und dann klabusterten sie mit den Fingern immer um sich in der Luft herum.

Ehe ich noch ahnte, was das eigentlich bedeuten sollte, ging auch der untere, große Vorhang in die Höhe, so, daß die beiden noch immer zu sehen waren, und unten auf der Bühne tanzten eine ganze Masse von allerliebsten kleinen Balletteusen herum,

auch nur einen Viertelmeter groß, im flitterbesetzten Gazekleidchen.

Da sie manchmal Gruppen bildeten, hatte man schnell heraus, daß es fünfundzwanzig Stück waren.

Ja, aber wie war das nun möglich?!!

Es war ein vollständiges Ballett, was wir da zu sehen bekamen, nach der Musik getanzt. Und keine einzige Puppe stand auch nur eine Sekunde still. Mit Ausnahme, wenn es sein mußte, wenn etwa die Vortänzerin sich produzierte.

Wie die fünfundzwanzig Püppchen nun die Tanzfiguren beschrieben, wie sie schwebten und sich neigten, mit ihren Schleiern Wolken bildend, die Röckchen hoben, wie sie auf den Zehenspitzen beinewerfend vormarschierten, manchmal in Gruppen, manchmal alle zusammen – und wenn dann die Primaballerina ankam, noch ganz anders die Beine schmeißen könnend als die da, wenn sie graziös hin und her schwebte, sich auf der Zehenspitze blitzschnell ein dutzendmal um sich selbst drehte – und als dann nun gar erst ein Ballettmeister hinzukam, was für Mätzchen der erst machte – Himmeldonnerwetter noch einmal . . .

Ja, und wer setzte alle diese fünfundzwanzig oder jetzt sogar sechsundzwanzig Figuren gleichzeitig in Bewegung?

Nur die beiden Personen dort oben, die sich immer die Stöcke zuwarfen, diese sogar mit den Zähnen auffingen, dabei mit den Händen in der Luft herumfuhren.

Nur mit diesen ihren beiden Händen, an denen je fünf Finger waren, beherrschten sie diese sechsundzwanzig Figuren, hatten sie an all diesen für uns zahllosen Drähten und Schnürchen zu ziehen und zu zupfen und zu schlagen!

Sie hatten nicht einmal nötig, ihre Figürchen im Auge zu behalten, siegesbewußt lächelten uns Vater und Tochter zu . . .

»Bitte, Mylord, machen Sie Ihren hochedlen Mund zu, Sie könnten sonst die Maulsperrre kriegen,« hörte ich einen der Seezi-geuner sagen.

Diese Ermahnung konnte für uns alle gelten.

NEUE BEKANNTSCHAFTEN UND EMPFINDUNGEN.

Der Vorhang war gefallen. Ich war von meinen Jungen getrennt worden, ohne daß dies mir recht bewußt geworden – ich befand mich mit den übrigen Herren, aber auch mit beiden Offizieren, in einem anderen Saale, prächtig ausgestattet, durch Kronleuchter hell erleuchtet, und durch die offene Tür sah man im Nebensaale eine reichgedeckte Tafel.

Da tauchte vor meinen noch ganz traumverlorenen Augen Blodwens schlanke Gestalt auf, noch in jener dekolletierten Gesellschaftstoilette.

»Nun, Mylords und Gentlemen,« lächelte sie uns entgegen, »habe ich mein Versprechen eingelöst? Haben Sie so etwas schon jemals gesehen?«

»Mylady, wir sind einfach baff!«

Das heißt, diese Worte selbst sagte wohl niemand – sie sollen nur den Inhalt sämtlicher Ausrufe jedergeben, die jetzt von allen Seiten fielen, wohl zehn Minuten lang.

Einer suchte den anderen immer an Ausdrücken des Staunens zu überbieten, und sogar ich machte da mit, obgleich so etwas sonst meinem Charakter ganz fremd ist.

Ja, sogar der hünenhafte Australier, Mr. Rug, sonst das Phlegma selbst, ließ sich zu staunenden Komplimenten hinreißen . . . bis er auf einem Seitentischchen eine Karaffe mit Kognak entdeckte, da widmete er dieser sein ferneres Interesse.

Dann wurde die Unterhaltung, die in dem Vorzimmer zum Speisesaale stattfand, doch etwas sachgemäßer.

»Woher haben Sie diese göttlichen Marionettenspieler nur?!«

»Wie gesagt, direkt vom Hofe des Sultans, wo sie bisher wie die Gefangenen gehalten wurden, um mit ihren Spielen die Haremsdamen zu ergötzen.«

»Ja, wie sind Sie aber dazu gekommen? Hat der Sultan sie Ihnen abgetreten?«

»O nein, da wäre nichts zu machen gewesen. Ja, meine Herren, das ist eine lange Geschichte. Ich kann nur Andeutungen machen. Außerdem ist auch meine Zunge in verschiedenen Sachen gebunden. Als mein Entschluß gefaßt war, mich hier auf dieser Insel häuslich niederzulassen und darauf etwas zu schaffen, was die Welt noch nicht gesehen hat, sah ich mich zunächst nach so einem Manne um, der . . . na, Sie wissen schon, so ein Kerl, der alles arrangiert, alles weiß und alles kann . . .«

»Ein Entrepreneur, ein Impressario.«

»Jawohl, jawohl! Es war ein Zufall, daß mir ein solcher gerade in den Weg lief – der Vergnügungsrat des türkischen Sultans, der seinen Posten verlassen hatte, und mit ihm waren auch die beiden Marionettenspieler desertiert. Es ist ein Armenier namens Papapopulos, ein Mann, der . . .«

»Papawat?« ließ sich Mr. Rug, die halbgeleerte Kognakflasche in der Hand, vernehmen.

»Papapopulos ist mein Name.«

»Papapoplewat?«

»Papapopulos.«

»Papepoplewat?« fing der Australier immer wieder an, jetzt auch noch die Hand vors Ohr legend. »Bitte, Mylady, sprechen Sie diesen Namen doch einmal recht deutlich aus, er interessiert mich sehr.«

»Pa–pa–po–pu–los,« buchstabierte Blodwen, schon mit lachendem Munde.

»Po–pu–pa,« machte Mr. Rug nach, »polle–pullewat?«

»Um Gottes willen, Mister Rug!« mischte sich jetzt Lord Seymour ein. »Lassen Sie doch endlich Ihre Popelei, bleiben Sie doch bei Ihrer Kognakflasche! Papapopulos, Papapopulos, Papapopulos – kapiert?«

»Paplaspoplos,« nickte der Australier zufrieden und schenkte sich sein Wasserglas wieder voll Kognak.

Also, dieser Papapopulos, der früher das Amt gehabt, aus dem Harem des türkischen Sultans die Langeweile zu vertreiben, stand jetzt in Blodwens Diensten.

Während Blodwen sich mit den konföderierten Kapern herumgeschlagen, auch schon vorher, hatte Papapopulos hier für ihre Bequemlichkeit und für ihr späteres Amüsement gesorgt.

Er ward uns vorgestellt, ein echter Armenier, anscheinend noch ein Knabe, dem der erste Flaum auf der Oberlippe sproßt, von kleiner Figur, mit etwas wehmütig geschweiften Beinen, runden Eulenaugen und sehr starker Nase.

Dieser Knabe – in dessen Alter man sich freilich auch sehr täuschen konnte – sollte vierzehn Sprachen beherrschen. Wolle sich der Leser nicht wundern. Dort hinunter ans Mittelmeer muß man gehen, will man Menschen kennen lernen, welche ein Dutzend Sprachen reden, ohne sie eigentlich gelernt zu haben. Am Londoner Hauptpostamt ist als Dolmetscher ein Neger angestellt, der in achtzehn Sprachen Auskunft gibt, und nicht etwa, daß er nur gewisse Redensarten kann, sondern er beherrscht diese achtzehn Sprachen vollkommen, mit allen Finessen. Durch den hat schon mancher Ungläubige seine Wette verloren.

Wie ich jetzt noch so nebenbei erfuhr, war Papapopulos nicht eigentlich im Harem des Sultans angestellt gewesen, sondern er hatte die Welt bereist, um bekannte Künstlerspezialitäten für den Harem zu engagieren, nur einmal für kurze Zeit ... ein richtiger Entrepreneur, eben allein in Diensten des Sultans stehend, und dieser ist ja nach dem Zaren der reichste Monarch Europas, der kann es sich leisten. Staatsschulden haben bekanntlich mit dem persönlichen Vermögen nichts zu tun, sonst wäre der Schah von Persien der allerärmste, während er in Wirklichkeit der allerreichste Fürst auf dieser Erde ist.

Er war uns also vorgestellt worden.

Auf mich machte Monsieur Papapopulos von vornherein einen höchst unangenehmen Eindruck. Weshalb, konnte ich nicht recht definieren. Es war die Jugend, die sich mit dieser übergroßen Welterfahrung nicht zusammenreimen wollte. Es war etwas Unnatürliches an der ganzen Person.

Auf den Australier machte der junge Armenier einen anderen Eindruck, er vergaß wieder einmal die Beschäftigung mit der Kognakflasche.

»Papa ... bitte, wie war Ihr werter Name?«

»Papapopulos.«

»Papapoplewat?«

»Pa-pa-po-pu-los.«

»Pa-po-puuuhhh ... äh, wissen Sie was? Sagen wir einfach Papa Popelmann. Prost!«

Das nächste war, daß ich mich in einer Ecke durch Blodwens Vermittlung mit Baron Ralph versöhnte.

Es lag ja nicht an mir, sondern an ihm, und Blodwen war heute wirklich von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit.

»Dann zu Tisch, wir wollen Versöhnung feiern!« rief sie fröhlich wie ein Kind.

Ich saß nicht neben ihr, ihr nicht direkt gegenüber, aber ich hatte nur Augen für sie. Blodwen war nicht wiederzuerkennen.

Nur im Anfange waren Diener behilflich, dann waren wir zwanglos unter uns.

Zuerst drehte sich die Unterhaltung noch immer um die Marionettenkünstler.

»Weshalb haben sie denn den Hof des Sultans verlassen? Oder gar geflohen?«

Die Fragen und Antworten schwirrten so durcheinander, daß es niemals zu einer richtigen Erklärung kam.

Nur eines wurde festgesetzt. Warum die Marionettenspieler erst die plumpe Komödie aufgeführt hatten. Nun, einfach deshalb,

damit die Ueberraschung durch den Kontrast dann um so größer sein mußte. Ganz raffiniert ausgedacht.

Nur der Australier, dessen Zunge immer schwerer wurde, hatte wieder für etwas ganz Besonderes Interesse.

»Bitte, wie war Ihr werter Name?« fragte er den gegenüberstehenden Armenier.

»Papapopulos.«

»Papplepalewat?«

»Pa–pa–populos.«

»Kann mir diesen vertrackten Namen nicht merken. Auf Ihr Wohl, sehr geehrter Herr Popelmann.«

Fünf Minuten später ging dieselbe Geschichte schon wieder los, bat Mr. Rug den Armenier schon wieder um den Namen, und so ging das immer weiter. Der knabenhafte Weltmann aber war nicht aus dem Konzept zu bringen, zu beleidigen war der überhaupt nicht, es war ihm auch tatsächlich nichts anzuhaben, und der hünenhafte Australier, der die starken Getränke nur so hintergoß, näherte sich merklich seinem Ende, er verdrehte den für ihn so schwierigen Namen mit seiner Zunge immer mehr.

»Warum haben Sie Ihre schöne Freundin nicht mitgebracht, Herr Kapitän?« wandte sich Blodwen einmal direkt an mich.

O, es war eine fatale Frage!

»Ich weiß schon, weiß schon,« fuhr Blodwen gleich mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln fort. »Aber weshalb haben Sie eigentlich Ihr Schiff vom Lande verholt?«

Gegen diese Frage war ich eher gewappnet.

»Mir ist heute ein Gefangener entflohen!«

»Ein Gefangener?!« rief Blodwen mit großen Augen. »Was für ein Gefangener?«

»Den ich schon seit langer Zeit an Bord gefangen halte.«

»Ja, aber wer ist es? Weshalb halten Sie ihn gefangen?«

»Mylady, wenn ich Sie später einmal darüber sprechen dürfte

...«

»Selbstverständlich! Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung. Nein, nein, nicht hier, wenn Sie es nicht wünschen. Es ist nur, wenn sich der Flüchtling in die Berge zurückgezogen hat, vielleicht bewaffnet, zu allem entschlossen . . . «

»Nein, er hält sich noch an Bord verborgen.«

»Bitte, wie war doch Ihr werter Nnnnname?« fing jetzt der Australier wieder an, »Papapapapapopopo . . . «

»Pa–pa–po–pu–los,« buchstabierte sein Gegenüber ungerührt.

»Paplepaple papaapolle . . . «

Bums! Endlich hatte der Alkohol den Sieg davongetragen; Mister Rug war wie gewöhnlich mit seinem Stuhle umgefallen, fing sofort an zu schnarchen.

Diener wurden gerufen, und als sie ihn anfaßten, um ihn hinauszutragen, hörte er einmal auf zu schnarchen, aber er schlief weiter, und langsam, klar und deutlich kam es über seine Lippen:

»Pa–pa–pe–pi–po–pu–polos . . . Jonny, Brandy mit Zucker.«

Ich befand mich auf dem Nachhausewege, hinter mir meine lärmenden Jungen, die zum Teil auch stolperten.

Wie mir zumute war, kann ich gar nicht schildern.

Selig, und dabei dennoch von Scham zerknirscht!

»Käpt'n,« fing Kienock einmal an.

»Was?«

»Wenn ich einmal sprechen dürfte!«

»So sprecht doch.«

»Die Lady Blodwen –«

»Na?«

»Wir hätten sie doch nicht – doch nicht – von – von Bord – gehen lassen sollen . . . ööööhhhh.«

Und mein Kienock stellt sich hin und fängt an zu heulen wie ein Kettenhund. Er hatte das besoffene Elend. Ja, aber ich . . .

Blodwen war von einer bestrickenden, von einer einfach bezaubernden Liebenswürdigkeit gewesen. Nicht etwa gegen mich allein – gegen mich vielleicht am allerwenigsten – im allgemeinen.

»Käpt'n, weshalb sollten wir denn nur die Revolver mitnehmen?« fragte Martin.

»Um uns für unsere eigene Dummheit eine Kugel durch den Kopf zu schießen,« lautete meine sehr ungerechte Antwort.

So erreichten wir Boot und Bord nachts um zwei Uhr. Von Doktor Selo war nichts gesehen worden. Es war mir höchst gleichgültig.

Nachdem ich noch ein Meerbad genommen, ging ich zur Koje. Aber gar lange floh mich der Schlaf. O, diese Gedanken, die auf mich einstürmten!

Tränen habe ich geweint – Tränen der bittersten Reue!

Dann gaukelte mir der lose Traumgott reizende Bilder vor – Bilder von Versöhnung und von . . . von Gott weiß was.

Und als ich erwachte, nüchtern und mit klarem Kopfe, war meine Stimmung noch immer nicht umgeschlagen.

»Atlanta, geh doch einmal zu Lady Marion, ich möchte sie gern sprechen.«

»Aber es ist erst fünf Uhr, Richard.«

»Hast du nicht immer Zutritt zu ihrer Kabine?«

»Das wohl, wir plaudern ja oft genug zusammen, wenn sie noch in der Koje liegt, aber . . . «

»So gehe, wecke sie auf, bringe ihr so nach und nach bei, daß ich sie sprechen möchte, sei ihr beim Ankleiden behilflich. Es handelt sich um etwas ganz Wichtiges.«

Atlanta lag selbst noch in der offenen Koje. Traurig blickte sie mich an.

»Was hast du denn, Atlanta?«

»Sonst nennst du mich immer Darling,« war die leise Entgegnung.

»Nun, was ist dir denn, Darling?« suchte ich zu lächeln.

»Nun hast du schon so viel mit mir gesprochen und hast mir noch keinen Kuß gegeben.«

Ich beugte mich herab und küßte das schöne Weib.

»Das war nicht so wie sonst.«

»Na da ... und nun sei ein artiges Kind, Darling, stehe auf und gehe zur Lady.«

Etwas verstört, wenigstens von unangenehmen Empfindungen bewegt, verließ ich die Damenkabine.

Mit einem Male ertappte ich mich, wie ich mir die Frage vorlegte:

»Welchen Platz nimmt eigentlich dieses schöne Weib in deinem Herzen ein?«

Ich schüttelte diesen fragenden Gedanken von mir.

Atlanta war mir gegenüber ein gehorsames Kind, ohne eigenen Willen.

Ist es nicht vielleicht ganz gut, wenn eine geliebte Person manchmal ihren eigenen Willen hat? Ein Streit ist manchmal deshalb gut, weil die Versöhnung dann um so schöner ist.

Doch fort mit solchen Gedanken!

An Deck fragte ich wegen des Entflohenen, was meine erste Frage hatte sein sollen.

Nicht gesehen, nichts bemerkt.

Mir auch ganz gleichgültig.

Mehr als eine Stunde hatte ich so noch zu vertreiben, ehe die Lady Marion mit ihrer Kladderage und ihrer Pinselei so weit war, daß ich sie in der Kajüte sehen durfte.

So hatte ich auch Zeit gehabt, meinen Entschluß zu fassen. Offen heraus!

»Mylady, ich habe Ihre Frau Schwägerin gesprochen, meine Ansicht hat sich geändert. Blodwen führt gegen Sie und Ihre Brüder durchaus nichts Böses im Schilde, das war ein grauenvoller Irrtum von uns, ein Unrecht – Sie können sich ihr ganz anvertrauen.«

So sprach ich! Ich war eben gestern abend zu einer anderen Kenntnis gekommen, hatte meine frühere bereut, hatte mich geschämt, und damit basta!

Menschen, Männer werden oftmals inkonsequent oder gar charakterlos genannt, wenn sie einmal ihre Ansicht ändern, mehrmals ändern, etwa in Sachen der Politik. Mit Unrecht, denke ich. Die Erkenntnis des Menschen wächst mit der Lebenserfahrung, manchmal auch in einem Augenblicke, und ich finde es viel männlicher, diesen begründeten Wechsel seiner Ansichten gleich offen zu bekennen, anstatt aus falscher Scham, inkonsequent genannt zu werden, bei seiner früheren Ansicht zu beharren. Das ist sogar jene Sünde gegen den heiligen Geist, von der es heißt, daß es die einzige Sünde ist, die niemals verziehen werden kann – das bewußte Verleugnen der Wahrheit.

Bei der Lady Marion kam ich da freilich zuerst schön an!

Sie fing wieder an mit Hautabziehen und Rösten und dergleichen.

»Papperlapapp,« unterbrach ich grober Seebär die so wunderschön angemalte Dame, denn anmalen tat sie sich auch, es war ja auch eine ganz Feine, »mit diesem Argwohn begehen wir gegen Lady Blodwen ein sehr großes, ein unverzeihliches Unrecht . . .«

Und ich sprach noch weiter, ganz energisch, und es gelang mir wirklich, die Aengstliche anderen Sinnes zu machen.

Zum Glück fragte sie mich nicht, ob dies alles mir Blodwen selbst gesagt habe. Zwar war es ja weit besser so, daß ich zu diesem Resultate durch eigenes Beobachten gelangt war, ohne Blodwens eigene Worte, aber das hätte ich der doch schwer beibringen können.

»Uebrigens bleibt ja meine Garantie bestehen. Wenn Sie wünschen, will ich Sie wieder nach England zurückbringen, oder wenn nicht ich selbst, was seine Schwierigkeiten haben dürfte – Sie kennen ja meine Vogelfreiheit – so werde ich doch für Ihre Ueberführung nach England sorgen, und ich garantiere nach wie vor,

daß Ihnen Lady Blodwen kein Haar auf Ihrem so schön frisierten Schädel krümmen wird.«

Na, endlich hatte sie auch gar nichts mehr einzuwenden.

»Sie wollen mich hinbringen zu ihr?«

»Vielleicht kann die Familienberatung ja auch bei mir an Bord stattfinden.«

»Ja, das wäre mir auch lieber, das schlagen Sie ihr vor.«

»Gut, ich gehe sofort hin zu ihr. Aber wenn Blodwen bittet, daß Sie sich zu ihr begeben möchten, werden Sie es auch tun?«

»Unter Ihrer Garantie, ja.«

Ich begab mich stehenden Fußes hin, obgleich es erst in der siebenten Stunde war.

An Land war es natürlich schon lebendig. Viele Arbeiter, die ihrer Beschäftigung nachgingen, besonders sich mit großen Steinblöcken herumbalgen, hackten und schaufelten.

Was hier eigentlich alles schon geschaffen worden war und noch vorgenommen werden sollte, darum hatte ich mich noch gar nicht gekümmert, und auch gestern abend war darüber nicht gesprochen worden.

In einem mit Graben durchzogenen Gelände, das ich passieren mußte, sah ich hoch zu Roß, und zwar auf einem prachtvollen Rosse, den Monsieur Pa-pa-pe-pi-po-pulos halten, und neben ihm stand ein englischer Ingenieur in Kniehosen mit seinem Meßinstrument, der dem Reiter Pläne hinaufreichte, die von jenem geprüft wurden.

Also nicht nur um Marionettenspiele und dergleichen Allotria, sondern auch um ernste Arbeiten schien sich dieser knabenhafte Armenier zu kümmern – vorausgesetzt, daß hier überhaupt etwas ernst genommen werden durfte.

Jedenfalls aber zeigte das, wie hier alles in dieses Knaben Hand gegeben war, und das war sehr wohl zu beachten.

Noch ehe ich eine Bewegung nach der Mütze gemacht, grüßte er sehr höflich, und ebenso dankte ich auch.

»Wie ist Ihnen der Abend bekommen, Herr Kapitän?«

»Danke, gut, wie immer. Wissen Sie, ob wohl Lady Blodwen schon zu sprechen ist?«

Er sah nach seiner Uhr.

»Ja, gerade jetzt ist die günstigste Zeit, wenn Sie einer solchen überhaupt bedürftigen. Sie sitzt jetzt täglich zwischen sieben und acht dem Mynheern van Zyl.«

»Sie läßt sich wohl malen?«

»Jawohl.«

»Wo habe ich sie da zu suchen?«

»Im indischen Bungalow. Gehen Sie nur . . . oder – hier, Hassan, führe den Herrn nach dem indischen Bungalow!«

Das heißt, ich glaube, daß er dies einem Indier zurief, er bediente sich dabei einer mir unbekanntenen Sprache, jedenfalls des Hindustanischen.

Der halbnackte Kuli ließ seine Hacke fallen, ich folgte ihm. Es waren hier überhaupt sehr viele Indier und auch Chinesen beschäftigt, viel weniger Neger.

Da aber, als ich dem Indier schon eine Strecke gefolgt war, sah ich doch einen echten Afrikaner, einen pechschwarzen Kerl, dabei entsetzlich häßlich, besonders durch eine Hasenscharte entstellt, wie ich eine solche noch gar nicht gesehen . . .

Und doch, wo hatte ich denn dieses Bulldoggengesicht nur schon einmal gesehen?!

Ich blieb stehen, der Nigger auch, grinste mich zähnefletschend an.

»Ja, wie ist mir denn – wir sollten uns doch schon kennen . . . «

»Nix verraten, Massa Käpt'n, nix verraten,« gurgelte die Hasenscharte.

»Bist du denn nicht . . . auf dem Zirkusschiff gewesen? – Auf dem ›Karbunkel von Liberia‹? – Bei Karlemann?«

»Weiß nix, Massa, weiß gar nix,« grinste der Nigger weiter, blinzelte dabei aber auffallend mit den Augen.

Na, wenn er nichts verraten durfte, da wollte ich mich auch nicht weiter aufhalten.

Sollte Karlemann mit seinem ›Karbunkel‹ hier sein? Es wäre gar nicht so unmöglich, er konnte ja auf einer anderen Seite der Insel liegen.

Jedenfalls aber stand Blodwen mit Karlemann in irgendwelcher Verbindung.

Als dritten Bekannten sah ich Mister Rug. Er trat eben aus einem Hause, sah frisch und munter aus, hatte ein Paket in beiden Händen, anscheinend eine Flasche, in ein nasses Tuch gewickelt, die er aus Leibeskräften schüttelte.

Hatte dieser Mensch eine Natur! Gestern abend sinnlos betrunken gewesen – und was dazugehört hatte, um diesen Hünen so weit zu bringen, ich glaube, da mußte man mit Eimern rechnen, und zwar nur starke Spirituosen! – und jetzt, kaum fünf Stunden später, wieder frisch und munter auf den Beinen, kein aufgeschwommenes Gesicht, keine Röte, keine trüben Augen – ihm absolut nichts anzusehen, und das Ding mit einer Vehemenz schüttelnd, die mir Kopfschmerzen verursacht hätte.

»Was machen Sie denn da, Mister Rug?«

»Na, raten Sie mal.«

»Sie machen wohl Buttermilch?«

»Buttermilch? Nee, da ist was Besseres drin als Milch. Das ist Hahnenschwanz.«

»Was ist das?«

»Hahnenschwanz, Cocktail, Brandy, spanisch Bitter, Kümmel, Angostura . . . und was sonst noch dazu kommt, das verrate ich nicht. Das ist mein eigenes Rezept. Hat mir genug Mühe gekostet, die richtige Mischung herauszufinden.«

»Und das muß so geschüttelt werden?«

»Ja. Wegen des Zuckers. So einfach verrührt darf der nicht werden. Schütteln muß man, und das kräftig. Jaa,« setzte er seufzend

hinzu, »man hat seine liebe Not, sich anständig durchs Leben zu schlagen.«

»Und wenn das Zeug fertig ist, wollen Sie wohl gleich davon trinken?«

»Nu natürlich!« war die vergnügte Antwort. »Mit Cocktail spüle ich mir früh immer den Mund aus. Das heißt, ich schluck's hinter. So, wollen mal sehen, wie weit es ist. Will mal kosten.«

Er wickelte die Flasche aus dem feuchten Tuche, eine Literpulle, entkorkte sie, setzte sie an, um einmal zu kosten – gluck gluck gluck gluck – und als er sie absetzte, war die ziemlich voll gewesene Literpulle leer.

»So, nun ist ein solider Grund geschaffen. Käpt'n, ich habe in meinem Koffer einen famosen Stoff, einen dreißigjährigen Whisky ...«

Ich machte, daß ich fortkam. Mir graute. Nein, mit dem konnte ich es bald nicht aufnehmen.

Bungalow heißt in Indien ursprünglich die primitive Hütte des Eingeborenen, aus Bambus errichtet, mit Palmblättern gedeckt. Wir Europäer, besonders die Engländer, haben daraus ein hölzernes Wohnhaus gemacht.

Was wir heutzutage ›schwedisches Blockhaus‹ nennen, heißt in England alles ›Bungalow‹, dem Indischen entnommen, gleichgültig, ob das Wohnhaus aus schweren Balken oder aus dünnen Brettern besteht.

Dies hier war ebenfalls eine echte indische ›Hütte‹, vielmehr ein recht stattliches Wohnhaus aus Holz, aber der indische Charakter war aufs treueste gewahrt. Mochte das Dach auch durch Schiefer geschützt sein, so war es doch immer noch mit Binsen und Palmblättern bedeckt, die Wände mit Bambusrohr verkleidet – und nun außerdem ringsherum natürliche Palmen von ansehnlicher Größe und andere exotische Gewächse, die hier schon gediehen, in einem kleinen Teiche fehlten die Lotosblumen nicht – eine echt

indische Wildnis im kleinen, in die sich ein reicher Sonderling ein bequemes Wohnhaus hatte bauen lassen.

Hier hätte ich recht gern für immer wohnen mögen – bis mich nach drei Tagen die unbändige Sehnsucht nach dem Meere gepackt hätte.

Ein halbnackter Indier mit mächtigem Turban, der auf der Veranda gehockt hatte, erhob sich bei meinem Anblick.

»Befindet sich die Lady hier?«

»Ja, Sahib.«

»Ist sie zu sprechen?«

»Nein, Sahib.«

»Aber ich will sie sprechen, melde mich an, den Kapitän von der ›Sturmbraut‹.«

Vorher noch redete mein Führer heftig auf seinen Landsmann ein, jetzt machte dieser lange Beine, um gleich wieder zurückzukehren.

»Ihre Herrlichkeit läßt bitten.«

Ich marschierte durch einige mit Teppichen und Bambusmöbeln und Kinkerlitzchen vollgepropfte Zimmer. Mehr als mein Auge interessierte sich meine Nase.

Schon draußen hatte ich es gerochen, hatte es aber nicht glauben wollen, hier drin ließ es sich nicht mehr ableugnen. Es roch überall nach – nach . . . nach Großvaters Tabakspfeife, nach so einer langen, aus der so grober Rippentabak geraucht wird, Kreller A B, das Pfund vier Groschen.

Und immer stärker ward dieser trotz allen Gestankes so anheimelnde Duft, die Luft ward blau, immer undurchsichtiger, und als der letzte Vorhang beiseite geschoben wurde, mußte sich mein Auge erst an die Götterdämmerung gewöhnen.

Lange dauerte dies allerdings nicht. Dann war dieser Nebel kein Hindernis mehr für mein Auge.

Da war zunächst der Mann – der Gott, der diese Dämmerung schuf. Es war ein kleiner, unansehnlicher Mann, fast ärmlich gekleidet, Knie und Ellbogen durchgescheuert, ein sommersprossiger Strohkopf, Kinn und Backen voller Stoppeln, die er anscheinend manchmal nur mit der Schere abschnitt – und paffte mächtig hinter der Staffelei aus einer kurzen, neuen Kalkpfeife jenen groben *A B*, ein Kunststück, das ihm so leicht niemand nachmacht, dazu muß man nämlich statt einer Zunge ein Reibeisen im Munde haben – paffte dermaßen, daß die vier offenen Fenster nicht für den Abzug genügten.

Was ich aber nun auf der metergroßen Leinwand erblickte, das veranlaßte mich, schnell mein Auge auf das Original zu richten.

Da lag auf einem Teppich ein mächtiger Tiger – kein nachgemachter, kein ausgestopfter, sondern ein lebendiger, denn er wackelte mit dem Schwanze – lag langausgestreckt auf dem Bauche, nicht auf der Seite – und auf dem Rücken dieses Tigers wiederum lag – hingegossen, wie man sagt – Blodwen, phantastisch als Indierin gekleidet, etwas dürftig, das heißt, etwas kurz und etwas durchsichtig, aber nicht gerade unanständig, man sah immer noch, daß sie etwas anhatte, Sandalen an den Füßen und um die Waden kreuzweise rote Riemen, und dann ein bißchen gar nichts, bis dann wieder die Gaze anfang – und an den nackten Armen und an dem nackten Halse eine Unmenge von Ringen und Ketten, Gold und Perlen und Edelsteine und anderen Klimbim, auch so durch das offene Haar geflochten, und auf dem Kopfe auch so eine niedliche Krone – und so lag sie auf dem Rücken des Tigers lang ausgegossen oder wohl richtiger hingegossen, den rechten Ellbogen dem Vieh in den Nacken gestemmt, und in dieser Hand den Kopf, in der anderen eine Lotosblume, und so himmelte sie.

»Schieben Sie die linke Pfote etwas mehr vor,« sagte in dem Augenblick, als ich eintrat, der menschliche, in voller Tätigkeit befindliche Vulkan.

Gehorsam hielt Blodwen ihre linke ›Pfote‹ mehr seitwärts.

»Die linke Vorderpfote meine ich.«

»Aber Mynheer . . . «

»Die Vorderpfote des Tigers meine ich.«

Das hätte Blodwen doch eigentlich gleich von allein wissen müssen. Daß sie aber zuerst den Ausdruck ›Pfote‹ auf ihre eigene Hand bezog, das verriet, daß sie solche wenig höfliche Bezeichnungen von ihrem Maler schon gewöhnt war.

Sie verbesserte die Lage des Tigers, der sich das ruhig gefallen ließ. Es schien überhaupt ein gemütliches Tier zu sein. Knurrte mich nicht an, pfauchte nicht, zeigte keine Zähne – blinzelte mich nur vergnügt an und wackelte mit dem Schwanze.

»Ah, Herr Kapitän,« erklang es jetzt von diesem Tiger her mit Blodwens Stimme, »treten Sie nur näher. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, der Tiger ist zahm.«

»Ja, das merke ich, und . . .

» . . . und es war ja auch nur Scherz von mir,« lachte Blodwen weiter. »Wird sich ein Richard Löwenherz vor solch einem armseiligen Duodezfürsten der Dschungeln fürchten! Können Sie mich überhaupt sehen?«

»So ziemlich.«

»Man muß sich nämlich erst an die Tabakswolken gewöhnen. Denken Sie, raucht dieser holländische Unhold hier in meinem Heiligtume, welches von dem süßen Dufte exotischer Blumen erfüllt sein soll, seinen entsetzlichen Tabak! Aber was soll ich machen? Er sagt, er könne nicht malen, wenn er nicht rauche, und ich muß mich fügen. Mr. Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹, von dem ich Ihnen schon so viel erzählen mußte – Mynheer van Zyl, ein Künstler von Gottes Gnaden, aber ein Erzfaulenzler durch und durch.«

Die beiden schienen sich schon recht gut zu verstehen. Freilich – gesetzt den Fall, ich hätte noch Grund dazu gehabt – Eifersucht

gegen diesen verstärkerten Strohkopf mit den Bartstoppeln konnte man nicht empfinden. Jedenfalls ein Original, das erkannte ich gleich.

Der Maler blickte einmal über seine Leinwand, knurrte etwas, schleuderte mir einige mächtige Wolken entgegen und pinselte weiter.

»Wie finden Sie meine Stellung oder vielmehr Lage?« fragte Blodwen.

»Sehr nett.«

»Nett, nett,« wiederholte sie mißbilligend. »Finden Sie da keinen anderen Ausdruck?«

»Nee,« entgegnete ich trocken, denn ich empfand, daß diese Art der Unterhaltung gefährlich werden konnte, obgleich sie mir sonst gerade gefiel.

Obgleich ich glaubte, sie hätte nun erwartet, von mir etwas wie ›pyramidal, gletscherhaft‹ und dergleichen zu hören, wie es ein geistloser Fatzke dem anderen immer nachplappert, brach sie trotzdem in ein silbernes Lachen aus, zollte mir Beifall.

»Bravo, bravo!!« rief sie also. »Da ist er ja wieder ganz, wie ich ihn kennen lernte, der trotzigste Steuermann mit dem Kleidersack! So lobe ich ihn mir!«

Wie gesagt, ich wußte durchaus nicht, was ihr so an meinem einfachen ›Nee‹ imponiert hatte.

»Machen Sie den Mund zu,« knurrte es jetzt von der Staffelei her, »sonst setze ich Ihnen ein schwarzes Loch ins Gesicht.«

»Kapitän, diesen van Zyl müssen Sie kennen lernen,« lachte Blodwen trotz der fürchterlichen Drohung weiter, »der paßt zu Ihnen an Bord. Ich glaube überhaupt, er hat starke Absichten, mit Ihnen in Verbindung zu treten, er hat sich so eingehend über Sie und über das Leben an Bord Ihres Schiffes erkundigt, obgleich

Neugier sonst durchaus nicht die schwache Seite dieses ungeleckten Bären ist. – Nun, Herr Kapitän, was verschafft mir das Vergnügen zu so früher Morgenstunde? Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz.«

»Ich sehe, daß ich störe . . . «

»Zu dieser Einsicht kamen Sie sehr spät, wenn das wirklich der Fall wäre. Keine Spur!«

»Aber – verzeihen Mynheer – was ich zu sagen habe, möchte ich . . . «

»Sprechen Sie offen, was es auch sei, dieser Holländer ist der zweite Klabaوترmann, für den existiert nichts mehr auf der Welt, als seine Tabakspfeife – und die Kunst – und außerdem,« ihr Ton nahm jetzt einen stolzen Klang an, stolz richtete sie sich etwas auf, »und außerdem bin ich hier in meinem Königreiche, und wehe dem, der . . . «

»Halt, halt!!« war ich es diesmal, der ins Wort fiel. »Nein, ganz im Gegenteil – es war nur eine Schwäche von mir – ganz im Gegenteil soll alle Welt hören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Es waren große, etwas ängstliche Augen, mit denen sie mich ansah.

»Was haben Sie mir zu sagen?« erklang es auch so mit gepreßter Stimme.

»Sie um Verzeihung zu bitten.«

»Um Verzeihung? Mich?«

»Ja.«

Und ich ging auf sie zu, trat vor sie hin – der Tiger knurrte mich plötzlich ganz grimmig an.

»Ja, Mylady, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten. Ich habe geglaubt, Sie hätten Ihre Verwandten nur hierhergelockt, um ihnen wieder die Erbschaft abzupressen. Ich habe Lady Marions Glauben geteilt, Sie wären fähig, ihre Verwandten deshalb der Folter,

der Tortur auszusetzen. Es war ein Irrtum von mir – nein, ein böser Gedanke von mir. Deshalb bitte ich Sie jetzt um Verzeihung. Wollen Sie mir diese gewähren?«

Das war offen und bündig gesprochen. Dabei hielt ich ihr die Hand hin.

Sie nahm sie nicht sofort. Lange blickte sie mich mit ihren blauen, unergründlich tiefen Augen an.

Es war wieder einmal eine jener Zeitperioden, deren Länge man nicht abschätzen kann.

Dazu knurrte der Tiger ununterbrochen – und ich glaube, der struppige Maler ebenfalls.

Dann plötzlich ergriff sie mit Hast meine Hand, nur einen Augenblick, ließ sie gleich wieder los.

»Ich verzeihe Ihnen, es ist erledigt,« erklang es dann recht gleichgültig.

Ich war etwas verduzt. Hatte mir diese Szene, nachdem ich so ungeschminkt die Wahrheit gesagt, eigentlich anders vorgestellt.

Nun, desto besser so.

»Sagen Sie mal, Mylady,« ließ sich da des, Mynheer knurrige Stimme vernehmen, »wollen Sie eigentlich, daß ich Sie male, oder kommt es auf des Kapitäns Hinterseite an?«

»Bitte, nehmen Sie doch Platz,« sagte Blodwen.

Ich trat zurück, sofort hörte der Tiger mit seinem bisher ununterbrochenen Knurren auf, und da erst merkte ich, daß ich mit meinem ansehnlichen Körpergewicht immer auf seinem Schwanz gestanden hatte.

Dieser Tiger mußte eine Seele von einem Vieh sein, daß er dafür immer nur ein unwilliges Knurren gehabt hatte.

Ja, dann wollte ich auch noch etwas bleiben. Ich erspähte einen großen Haufen Kissen, die zusammen gerade Stuhlhöhe ergaben, ließ mich darauf nieder, sank freilich auch gleich zu einem Minimum zusammen, blieb aber nun so nach Türkenart sitzen.

»Haben Sie schon mit Lady Marion darüber gesprochen?« fragte Blodwen.

»Ja.«

»Haben ihr gesagt, daß Sie jetzt einer besseren Ansicht über mich geworden sind?«

»Ja.«

»Und was sagt nun meine Schwägerin?«

»Ich habe ihr meine eigene Ansicht beizubringen gewußt.«

»Das freut mich doppelt. Sie ist also bereit, der Familiensitzung beizuwohnen?«

»Sie hat es mir zugesichert, und zwar wie Sie bestimmen, an Bord meines Schiffes oder auch auf der Insel.«

Lange Zeit blieb Blodwen eine Entgegnung schuldig.

»Wie ist der Stimmungswechsel bei Ihnen gekommen?« fing sie dann doch wieder an.

»Gestern abend, als ich Sie beobachtete, wie Sie mit Ihren Schwägern verkehrten.«

»Wie das?«

»Nun, eben Ihre Liebenswürdigkeit bezwang mich. Denn ich halte Sie wohl einer schauspielerischen Verstellung für fähig, aber keiner hinterlistigen Heuchelei.«

War das nicht ein erstaunter Blick, der mich traf?

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, und Sie haben mich ganz richtig beurteilt,« sagte sie dann kurz. »Leider kann ich mich heute noch nicht meinen Gästen widmen, ich habe sehr viel zu tun, eben wegen meiner Gäste – es gilt noch einige Ueberraschungen zu arrangieren – heute abend stehe ich wieder zur Verfügung. Wollen Sie nicht auch die andere Hälfte Ihrer Mannschaft solch einem Marionettenspiel beiwohnen lassen?«

»Herzlich gern, diese Freude möchte ich meinen Jungen gönnen! Wenn die Künstler noch solch eine Vorstellung geben wollen?«

»Sie sind für längere Zeit zu täglich einer Vorstellung verpflichtet, nur bitten sie, lieber am Tage spielen zu dürfen, wo sie selbst oben auf dem Schnürboden das Tageslicht benutzen können, während unten alles nach wie vor verdunkelt bleibt, also nichts an Effekt einbüßt. Vielleicht heute nachmittag um drei?«

»Um drei werde ich mit meinen anderen Jungen erscheinen.«

»Könnten Sie selbst noch einmal solch eine Vorstellung mit ansehen?«

»Ich glaubte sogar, ich könnte mich nicht satt daran sehen – allerdings spreche ich nur jetzt so.«

»Das Programm muß laut Bedingung stets ein anderes sein, ich selbst habe noch viel wunderbarere Sachen zu sehen bekommen, und dann fällt auch das den gewöhnlichen Puppentheatern nachgeahmte Ritterspiel fort, welche Idee überhaupt erst von mir war.«

»Nun, dann komme ich natürlich um so lieber!« rief ich erfreut.

»Könnten Sie da nicht gleich auch Lady Marion mitbringen?«

»Gewiß, das wird sich machen lassen.«

»Und Ihre schöne Freundin?«

Es frappte mich etwas, war aber schnell überwunden.

»Es freut mich sogar sehr, sie kennen zu lernen,« klang es kühl oder doch gleichgültig zurück, und mir gab es einen Stich durchs Herz, obgleich ich davon nichts wissen wollte.

»Haben Sie denn Ihren entflohenen Gefangenen wieder?« nahm sie dann abermals das Wort.

»Nein, noch immer nicht. Er muß sich noch an Bord versteckt halten, auf eine Gelegenheit wartend, an Land zu entkommen.«

»Ja, darf man denn nicht erfahren, wer das eigentlich ist?«

Mir fiel in diesem Augenblicke auf, wie unruhig plötzlich ihre Augen flackerten – ebenso wie gestern, da ich sie wiedergesehen.

Aber ich achtete nicht weiter darauf, ich überlegte, ob es nicht das beste sei, ihr nun auch gleich vollends zu vertrauen.

»Sie kennen ihn sogar sehr gut.«

»Ich? Was? Einer Ihrer früheren Mannschaft sei einmal desertiert? Nun ja, jener Hans . . . «

»Doktor Selo.«

Da freilich fuhr Blodwen hastig von dem Tigerrücken empor. Und doch, es kam mir fast vor, als ob diese Ueberraschung eine erkünstelte sei. Vor allen Dingen fehlten die großen Augen, die sie bei solchen Gelegenheiten sonst immer bekam.

»Unser Schiffsarzt?! Den haben Sie wieder erwischt?!«

Auch in diesem Tone lag noch nicht die richtige Ueberraschung, die ich eigentlich erwartet. Aber ich achtete nicht weiter darauf. Oder aber: Blodwen hatte sich überhaupt sehr verändert – sehr zu ihrem Vorteil.

»Wie? Wo?«

»Mylady, so sicher wir hier auch sein mögen . . . «

»Sie haben recht – Sie erzählen es mir ein andermal.«

Es waren gleichgültige Dinge über die wir weiter sprachen.

»Haben Sie unseren Karlemann einmal wiedergesehen?« fragte ich dann.

»Sein Schiff befindet sich doch nicht etwa hier?«

»Hier? Nein. Wie kommen Sie auf diese Vermutung?«

»Ich habe vorhin einen Neger gesehen, der früher in Karlemanns Diensten stand.

»Ja, ich habe mit unserem kleinen Freund einige Geschäfte gemacht,« war die ausweichende Erklärung.

»Wissen Sie, wo Karlemann sich gegenwärtig aufhält? Oder können Sie mir seine Adresse geben?«

»Nein, das kann ich leider nicht.«

Ich verabschiedete mich; huldvoll reichte sie mir die Hand, und ich ging mit der Empfindung, männiglich meine Pflicht getan zu haben, ohne sonst der ehemaligen Geliebten einen Schritt näher gekommen zu sein.

Die Schranke, die ich zwischen uns aufgerichtet, hielt ich noch für durchaus solid.

Ich armer Narr!!

Als ich unter den offenen Fenstern vorbeiging, hörte ich noch einmal die knurrende Stimme des Mynheer van Zyl:

»Machen Sie ein etwas klassisches Gesicht und nicht so ein vergnügtes wie ein Fischweib auf dem heiligen Damm, wenn es einer Frau tote Aale angeschmiert hat!«

Zwei Stunden später, als ich mich in der Kajüte noch einmal mit Lady Marion unterhielt, ward mir gemeldet, ein Mann wünsche mich zu sprechen.

»Wer ist es? Wie heißt er?«

Der Matrose, der mir diese Meldung gebracht, kratzte sich erst einige Zeit in den Haaren.

»Gesagt hat er den Namen, aber ich habe ihn wieder vergessen,« brachte er dann langsam heraus.

»Ist es denn ein Herr oder ein Arbeiter oder ein Diener?«

»So halb und halb. Er hat das ganze Gesicht voll Sommersprossen und voll Bartstoppeln, und auf dem Buckel einen Kleidersack.«

»Mynheer van Zyl!« fiel mir gleich ein.

Der Maler sollte so viel Interesse für mich und mein Schiff gehabt haben. Aber er brachte gleich seinen Kleidersack mit?

Marion hatte soeben die Kajüte verlassen, der Steward brachte gerade mein zweites Frühstück, reichlich genug für zwei hungrige Personen, ich beorderte noch ein zweites Besteck, und da trat auch schon der Holländer herein.

Er machte mir ganz denselben Eindruck wie vorhin hinter seiner Staffelei. Nur daß ich jetzt noch mehr die Dürftigkeit und Zerissenheit seines Anzuges bemerkte, wie zum Beispiel, daß aus jeder Stiefecke eine Zehe guckte, der Kerl sah einfach aus wie

ein Landstreicher, wie ein echter Landzigeuner, und jetzt gewahrte ich, daß sein wollenes Hemd mit Umlegekragen schon mehr als dreckig war. Es glänzte vor Fett und Schmiere.

Den qualmenden Kalkstummel hatte er auch schon wieder zwischen den Zähnen, welche an dem ganzen Kerl allein einen sauberen Eindruck machten, denn wie das Gesicht, so mochte er sich auch die sonst sehr feinen Hände längere Zeit nicht mehr gewaschen haben, und auf dem Rücken hatte er richtig einen Kleidersack aus wasserdicht geteertem Segeltuch.

Zunächst ließ er den ziemlich vollgepfropften und wohl auch schweren Sack bedächtig zu Boden gleiten, dann nahm er die Pfeife aus den Zähnen, lüftete die fettglänzende Kappe.

»Harry van Zyl. Das holländische van ist kein Adelsprädikat, sonst würde ich es weglassen.«

»Ich hatte ja schon das Vergnügen, Sie kennen zu lernen – wenigstens Ihnen vorgestellt zu werden,« mußte ich lächeln.

Sollte man auch über solch einen Kauz nicht lächeln?

»Darf ich hier rauchen?«

»Gewiß doch.«

»Ich bin nämlich der Ansicht, daß der Mensch nichts weiter zu seinem Lebensunterhalt braucht als Mehl, Oel und Tabak – und wenn er auch noch das Mehl aufgibt, sich mit Früchten begnügt, wobei Nüsse das Eiweiß liefern, zugleich ja auch das nötige Fett, so hätten wir in einem Nu auf der Erde das ersehnte Paradies, in dem man nicht zu arbeiten brauchte.«

Aha, ich hatte einen Philosophen vor mir, einen Apostel der Entsagung oder doch Genügsamkeit, einen modernen Diogenes!

Nun, dann war das mein Mann. Ich liebe jeden Menschen, der sich von der großen Herde isoliert, ich unterhalte mich gern mit ihm, wenn er sich nur anständig beträgt, wobei zerrissene Stiefel und ein seit vier Wochen ungewaschenes Hemd für mich nichts zu sagen haben.

Wir saßen am Frühstückstisch, und obgleich Mynheer van Zyl zur Unterhaltung des Lebens nur Mehl und Oel nötig hatte, verschmähte er doch das Brot, welches frisch aus dem Backofen gekommen war, hielt sich lieber an den Schinken, dabei auch noch immer die saftigsten Scheiben aussuchend.

»Könnten Sie nicht einen ständigen Maler an Bord Ihres Schiffes gebrauchen?«

»Jawohl, das könnte ich.«

Das war von mir aufrichtig gemeint. Der Leser entsinnt sich, was ich einmal über die Gesellschaft gesagt habe, die ich mir immer an Bord wünschte, und da hatte doch auch der Maler eine Hauptrolle gespielt.

»Nun, ich bin Maler.«

»Ich habe ja schon Proben Ihrer Kunst gesehen.«

»Wo denn?«

»Nun, doch vorhin, als Sie Lady Blodwen konterfeiten . . . «

»Aber sonst haben Sie wohl noch keine Bilder von mir gesehen, kennen den Namen Harry van Zyl als den eines Malers gar nicht?«

»Nein, das allerdings nicht,« gestand ich offen, »bin freilich auch in der Malerei sehr wenig bewandert, am wenigsten in der modernen.«

»Wohl Ihnen!« erklang es trocken aus kauendem Munde. »Nun, ich kann die Leinwand genau so gut mit Farben vollklecksen wie ein Raphael Santi oder ein Rubens oder ein Rembrandt und wie sie alle heißen.«

Oho, das fuhr mir denn doch in die Nase! Selbstüberhebung ist mir schrecklich. Oder hatte ich nicht richtig verstanden?

»Sie stellen Ihre Kunstleistung auf eine gleiche Stufe mit der eines Raphael Santi und eines Rembrandt?«

»Ja,« war die unumwundene Antwort, »meine Kleckserie ist genau so viel oder vielmehr genau so wenig wert wie die jener berühmten Maler. Was wollen Sie? Man nimmt ein Stück Leinwand

her und beschmiert sie mit Farben, ordnet nur die einzelnen Striche und die verschiedenen Farben, und dann sagt man zum Publikum: seht her, Leute, das ist eine Mondscheinlandschaft, das ist ein Sonnenaufgang, das ist eine Waldpartie, das ist die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde. Ist das wahr? Nein, das ist nicht wahr. Das ist eine Lüge. Das ist keine Mondscheinlandschaft, und das ist keine heilige Jungfrau, sondern das ist eine elende Farbenkleckerei, die in kläglicher Weise versucht, eines allmächtigen Gottes wunderbaren Schöpfungszauber nachzuäffen.«

Ich blickte den Mann an. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich lauschte wie ein Mäuschen.

Dieser Mann sprach etwas aus, was ich bisher immer dunkel geahnt hatte, wofür ich aber niemals Worte fand.

»Sie erkennen die Malerei gar nicht als Kunst an?«

»Nein! Musik und Poesie sind Künste. Auf den Händen laufen ist eine Kunst. Malerei und Skulptur sind unnütze, kindliche Spielereien, und wer sie ernst nimmt, betrügt entweder sich und andere, oder er ist wahnsinnig.«

Na, ich kann nur sagen, daß mir dieses originelle Kerlchen immer besser gefiel.

»Sie selbst sind Maler und sprechen so verächtlich über die Malerei?«

»Ja, weil ich ehrlich bin.«

»*A la bonheur*. Ich nehme an, daß Sie ein akademisch geschulter Maler sind.«

»Wenn Sie damit meinen, daß man in den Ateliers von sogenannten berühmten Meistern gearbeitet haben muß, so trifft das bei mir zu.«

Er nannte einige holländische und italienische Maler, zum großen Teile auch mir bekannt, bei denen er zur Schule gegangen.

»Ich halte Sie für einen talentvollen Maler.«

»Talentvoll – hm. Alle meine Lehrer nannten mich sogar genial, verkündeten mir die größte Zukunft.«

»Und das hat sich nicht erfüllt?«

»Erfüllt? Wie man's nimmt.«

»Sie finden für Ihre Bilder keine Käufer?«

»O doch, sofort!«

Mein Blick streifte an dem abgerissenen Anzuge herab.

»Geehrter Mynheer, lassen Sie mich offen sprechen – Ihnen scheint es doch nicht besonders gut zu gehen.«

»O doch, mir geht es ganz gut. Aber ich weiß schon, was Sie meinen. Sie sind noch befangen vom Urteil der großen Massen. Sehen Sie, die Sache verhält sich so. Ich male niemals aus eigenem Antriebe. Werde mich hüten, zu versuchen, die Schöpfungen des lieben Gottes nachzuäffen. Aber Geld muß man ja doch zum Leben haben. Ich male nur auf Bestellung. Portraits, Jagdszenen, Landschaften . . . alles, was man verlangt. Und da habe ich einige, die mich weiter empfehlen an solche, die auch so schöne Bilder an der Wand hängen haben wollen, Originalölgemälde. Da heißt es nun: was kostet so ein Bild, wie der da eins von Ihnen hat. Und, sehen Sie, ich verlange für den Quadratzoll immer einen halben Gulden oder einen Franc oder acht Groschen. Jeder Quadratzoll acht Groschen, ganz gleichgültig, was für eine Farbe ich draufschmiere.«

Ich staunte nicht schlecht. Von solch einer quadratischen Bemalung nach Bezahlung hatte ich wenigstens noch nichts gehört.

»Ja, ist denn das aber nicht viel zu wenig?« konnte ich vorläufig nur fragen.

»Für mich gerade genug. Ich habe mir ungefähr ausgerechnet, daß ich an dem Quadratzoll eine Stunde lang arbeite. Das kann man doch ungefähr bestimmen, wenn man das ganze Bild durch die Quadratzolle dividiert und dann die Arbeitszeit durch die Stunden. Dann habe ich mich erkundigt, was ein Handwerker

pro Stunde bekommt. Ich nahm einen besseren an, einen Kunsthandwerker, einen Holzbildhauer. Der bekommt in Holland pro Stunde durchschnittlich einen halben Gulden. *Well*, sagte ich mir, dann nimmst auch du pro Stunde einen halben Gulden, und so viel fordere ich nun bei Bestellung für den Quadratzoll Leinwand, den ich beschmieren soll, weil's den Leuten Spaß macht.«

Das ward ja immer besser!

»Ist Ihnen denn Ihre Kunst – oder meinetwegen Ihre Arbeit – so wenig wert?«

»Darüber habe ich doch schon meine Ansicht gesagt. Alles nur elende Stümperei, kindliche Nachäffung.«

»Ich meine, könnten Sie Ihre Bilder denn nicht besser bezahlt bekommen?«

»O, gewiß! Wenn ich die Sache geschäftsmäßig betriebe, wie's die anderen machen, in die Reklametrompete bliese, ausstellte usw. – na, ich wollte für so eine beschmierte Leinwand von rund einer Quadratelle auch meine 50 000 Gulden bekommen. Sofort! Mit Kußhänden würden sie's mir abnehmen, mir noch naß aus den Fingern reißen. Denn das Zeug habe ich dazu, darauf können Sie sich verlassen.«

»Ja ja, das glaube ich Ihnen schon, eben weil Sie sonst ganz anders von sich sprechen. Warum fordern Sie denn da nicht solche Preise?«

»Nu, weil die ganze Schmiererei eben nischt taugt! Das heißt, so gut wird meine auch wie die von irgendeinem anderen modernen oder alten Meister, aber das wäre einfach Betrug, wenn ich mehr dafür forderte, als was ein ehrlicher Handwerker im Schweiß seines Angesichts verdient.«

Ich merkte, dieser Mann hatte Prinzipien, Weltanschauungen, gegen die nicht aufzukommen war. Und so verschroben sie auch für andere sein mochten – mir imponiert so etwas.

»Sehen Sie,« fuhr er fort, »ich halte die ganze Malerei für ein Unrecht gegen die Menschheit. Man soll aus der mühsam erzeugten Leinwand Hemden machen – meinetwegen auch Taschentücher, obgleich ich diesen unnötigen Luxus nicht kenne – Segel, um Schiffe fortzubewegen – aber man soll die gesponnene Leinwand nicht mit Farbe vollschmieren und sie dann an die Wand hängen, wo sie doch ganz nutzlos ist. In Anbetracht alles dessen, war ich schon oftmals entschlossen, meine ganze Malerei danebenzuhängen, Pinsel und Palette auf den Misthaufen zu werfen. Aber leben muß man doch. Was sollte ich nun anfangen? Der nützlichste Beruf ist doch ohne Zweifel der des Bauern. Gut, ich wollte Bauer werden, verdingte mich als Knecht. Erst lernte ich melken. Das war eine faule Sache. Erstens schlug mich der Ochse, den ich melken sollte, mit dem dreckigen Schwanze, an dem hinten so ein Pinsel war, den er vorher in seine eigene Oelfarbe tauchte, egal ins Gesicht, und zweitens kriegte ich überhaupt keine Milch heraus, und dann hatte ich immer Angst, daß ich dem armen Vieh das Euter abreißen könnte. Ja und dann überhaupt die Feldarbeit – 's ist so eine Sache. Im Sommer brennt einem die Sonne uff'n Buckel, und im Winter friert man egal an die Fingerspitzen. Und schließlich bin ich doch eine ganz andere Natur, ich bin eben Maler, habe die Finger danach – und da habe ich die ganze Bauernwirtschaft lieber sein lassen. Habe mich auch nicht weiter um einen anderen Beruf gekümmert. Es ist eben ein Fluch bei mir, daß ich Leinwand vollschmieren muß. Nur zu einem Berufe hatte ich noch besondere Lust: in einer Pulverfabrik möchte ich arbeiten.«

»In einer Pulverfabrik?« staunte ich. »Wie kommen Sie denn gerade auf eine Pulverfabrik?«

»Ja, sehen Sie, man darf doch nicht nur wegen des Geldes arbeiten, sondern es muß doch auch ein freudiger Trieb dahinter sitzen. Und das halte ich nun für so ein angenehmes Gefühl, für so einen prickelnden Reiz, wenn man in so einer Pulverfabrik arbeitet, und man kann sich jeden Augenblick sagen: im nächsten

Augenblick fliegst du vielleicht in die Luft. Meinen Sie nicht, daß das angenehm ist?«

»Das ist Geschmackssache. Aber probiert haben Sie's noch nicht in einer Pulverfabrik?«

»Nun, angemeldet hatte ich mich schon einmal. In der Pulvermühle bei Amsterdam wurden Leute gesucht, ich meldete mich, wurde angenommen. Als Arbeiter, im Packraum, wo das schon fertige Schießpulver in kleine Pakete verpackt wurde. Gut, ich trat am Morgen an, die Handgriffe waren mir schon gezeigt worden – also ich stopfe mir erst gemütlich meine Pfeife, brenne sie mir an ... Herrgott, da stürzen doch von allen Seiten die anderen Arbeiter auf mich los, schlagen mir die Pfeife aus der Hand ... ›Was, hier darf nicht geraucht werden?‹ – Nee, dann war das auch nichts für mich. Rauchen muß ich!«

Ich lachte aus vollem Halse, während van Zyl, nun wohl gesättigt, den neben ihm stehenden Kleidersack aufschnürte, hineingriff und eine Handvoll Tabak zum Vorschein brachte, um sich seinen Kalkstummel zu stopfen. Das Paket mit dem groben Tabak mußte in dem Kleidersack gleich obenauf liegen, immer schon geöffnet, obgleich ich diese Aufbewahrung für etwas umständlich hielt.

»Also da sind Sie doch lieber Maler geblieben?«

»Ja. Es ist mein Verhängnis.«

»Wie sind Sie denn nun eigentlich hierher gekommen?«

»Mein Ideal ist schon immer gewesen, Schiffsmaler zu werden. Ich sehnte mich in die weite Welt hinaus. Sorglos! Von so einem reichen Jachtsportsman fest engagiert zu werden, ich male die Bilder, die er bestimmt, und ich bin ein langsamer, aber fleißiger Arbeiter – auch nicht gerade langsam, sondern nur peinlich – und dafür Essen und Kleidung zu bekommen, das wäre so mein Fall. Geld brauche ich gar nicht. Wozu? Und dann natürlich Tabak.

»Ich hatte schon oft versucht, bei so einem Jachtsportsman anzukommen, aber immer vergebens. Gewöhnlich wurden mir Bedingungen gestellt, die mir nicht gefielen, oder meine sonstigen Bedingungen wurden nicht angenommen . . . «

»Was für Bedingungen?«

»Davon später! Da hörte ich von Ihnen. Donnerwetter, sagte ich mir, daß wäre dein Mann, der würde auch auf deine Bedingungen eingehen. Aber wo Sie finden?

»So ein Jachtsportsman, mit dem ich schon in Unterhandlungen stand, hatte mich nach New-York kommen lassen. Die Sache zerschlug sich. Aber da war gerade die Lady von Leytenstone mit ihrer ›Seebraut‹ in New-York. Auch nicht schlecht, dachte ich. Ich wandte mich an sie. Allerdings glaubte ich, Sie wären noch bei der Dame oder die Lady vielmehr bei Ihnen. Dem war nun allerdings nicht mehr so, aber wir wurden doch einig.

»Sehen Sie, so bin ich mit der Lady ein paar Monate herumgegendelt, wir haben ein paar Schiffe gekapert, ich habe gemalt, was sie wünschte, Kriegsbilder und dergleichen Krimskrams, habe die Lady in allen möglichen und unmöglichen Stellungen konterfeit . . . und nun habe ich diese Geschichte satt.«

»Weshalb?«

»Sie ist zu eitel. Sie hält auch nicht meine Bedingungen.«

»Was für Bedingungen sind das nun? Darf ich das jetzt erfahren?«

»Wollen wir gleich den Fall annehmen, daß ich als Maler in Ihre Dienste trete?«

»Ja.«

»Gut! Ich male Ihnen also alles, was Sie bestimmen: Szenerien des Landes und des Meeres, Personengruppen, Portraits usw. Mit ganzer Sorgfalt. Dafür erhalte ich volle Verpflegung, Kleidung, Tabak, die nötigen Utensilien . . . «

»Das ist doch alles ganz selbstverständlich. Kommen Sie zur Hauptsache!«

»Diese Bilder gehören Ihnen, aber Sie dürfen sie nicht verkaufen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich nicht will, daß mit meiner Malerei Schacher getrieben wird, daß man mehr dafür bezahlt, als sie wert ist.«

Dieser Mann sprach mir ja ganz aus der Seele!

»Einverstanden!«

»Auch verschenkt dürfen die Bilder nicht werden.«

»Nein, auch nicht. Aber darf ich sie wenigstens jemandem zeigen?«

»Ja, das dürfen Sie. Aber nur hier an Bord. Etwa Ihren Gästen. Nicht wahr, wenn einmal Ihr Schiff hier, die ›Sturmbräut‹, untergeht. Sie werden sich kein neues kaufen?«

»Warum soll ich das nicht tun?«

»Nun, weil Sie wohl mit Ihrer ›Sturmbräut‹ untergehen werden, um neben ihr auf dem Meeresboden zu ruhen.«

Zwischen uns beiden war eigentlich kein weiteres Wort mehr nötig. In gewissem Sinne paßten wir vortrefflich zusammen.

»Wissen Sie das so bestimmt von mir?« mußte ich trotzdem noch einmal fragen.

»Gewiß, Sie sind doch der Mann danach. Ich habe doch schon genug von Ihnen gehört.«

»Auch, daß ich ein vogelfreier Desperado bin, welche Bedeutung Sie wohl kennen?«

»Jawohl, und um so mehr Grund für Sie, mit Ihrem Schiffe auf dem Wasser oder unter das Wasser hinab zu segeln.«

»Und Sie möchten dereinst neben Ihren Gemälden auf dem Meeresgrunde ruhen, nicht wahr?«

»Das ist es, das ist es!!!« rief der Strohkopf mit einem plötzlich ausbrechenden Jubel, der für manch anderen Menschen ganz unverständlich gewesen wäre.

Nicht für mich. Ich hatte bereits zwei gottbegnadete Künstler kennen gelernt, welche stets weinten, wenn sie ihre Schöpfungen

verkauften – verkaufen mußten, eben aus Geldmangel, und diese Erfahrung wäre bei mir nicht einmal nötig gewesen, um diesen Mann gleich zu verstehen.

»Haben Sie noch eine Verpflichtung gegen die Lady Blodwen?«

»Nein. Das Tigerbild habe ich eben vorhin fertig abgeliefert.«

»Sie können gehen?«

»Ja.«

»So machen wir gar keine weiteren Worte – topp, Sie bleiben hier bei mir an Bord, als mein Hof- und Leibschiffsmaler – hier, schlagen Sie ein!«

Die Musterung war durch Handschlag besiegelt.

»Dann können Sie gleich an Bord kommen.«

»Ich bin ja schon da.«

»Aha, Sie haben auch gleich Ihre Garderobe mitgebracht.«

»Garderobe?«

»Na, Ihr Zeug, ich wollte mich nur recht fein wie die Landratten ausdrücken. Desto besser, wenn Sie das gar nicht verstehen.«

»Was für Zeug?« fragte der Strohkopf trotzdem wieder.

»Ihre Kleider, Ihre Wäsche.«

»Kleider? Wäsche? *Omnia mea mecum porto.*«

»Das heißt wohl: alles, was ich habe, trage ich bei mir?«

»So ist es.«

»Na, was ist denn hier drin?«

Ich klopfte auf den Kleidersack.

»Tabak.«

»Aber doch nicht bloß Tabak?«

»Bloß Tabak.«

»Was? Da wäre nichts weiter als Tabak drin?« staunte ich.

»Absolut nichts weiter. Sehen Sie, die Sache ist so: Ich bin gar nicht mehr so jung, wie ich aussehe – schon zweiundvierzig Jahre alt –, und ich habe immer sparsam gelebt – mehr als einen halben Gulden täglich habe ich nie verbraucht – und so hatte ich mir

innerhalb von zehn und noch mehr Jahren ein kleines Vermögen zusammengespart ... «

»Wieviel?« mußte ich fragen, die anderen Fragen im Augenblick vergessend. »Sie haben wirklich Vermögen?«

»Ich hatte welches.«

»Darf ich die Höhe desselben erfahren? Es interessiert mich wirklich sehr.«

»Warum nicht? Es waren gerade einunddreißig Gulden.«

Innerhalb von zehn und mehr Jahren ein Vermögen von etwa fünfzehn Talern zusammengespart!! Na, die Ansichten über Welt und Mammon sind eben verschieden – glücklicherweise.

»Aha, und da haben Sie dieses Vermögen in Tabak angelegt.«

»Jawohl, ich konnte gerade einen Zentner Tabak billig kaufen, und da dachte ich ... «

»Schon gut, schon gut, ich verstehe vollkommen. Aber wie steht's denn mit Ihrer Wäsche?«

»Ja, darum wollte ich schon bitten ... wenn vielleicht einer Ihrer Matrosen mir erst einmal mein Hemd auswaschen würde, ich kann mich ja einstweilen ins Bett legen ... « – – –

Er brauchte sich deswegen nicht in die Kojen zu legen, es ging auch so.

So hatte ich jetzt an Bord meinen eigenen Maler, dessen Gemälde nach und nach das ganze Schiff ausschmückten, wirklich ein gottbegnadeter Künstler, auch durchaus kein Erzfaulenzler, wie Blodwen gesagt, vielmehr ein ameisenartig fleißiger Arbeiter, denn jetzt arbeitete er ja zu seinem eigenen Vergnügen, brauchte seine Schöpfungen nicht wieder wegzugeben, ein ganz gediegener Mensch – aber auch ein Dreckschwein aller erster Güte!

Am Nachmittage führte ich die andere Hälfte meiner Jungen mit den entsprechenden Offizieren zur Marionettenvorstellung,

auch Atlanta und Marion begleiteten mich, und ich selbst freute mich wie ein Kind auf die Wiederholung des Puppenspiels.

Aber es war keine Wiederholung. Lauter neue Sachen, auch in einem ganz anderen Genre. Doch da ich fürchte, wenn ich nur eine der Darbietungen schildern würde, gar nicht wieder aufhören zu können, will ich lieber gar nicht erst anfangen.

Und nicht minder amüsierte ich mich über Atlanta! Nein, dieses Staunen, das sich bei einer Teufelspantomime – diesmal spielte auch die *Laterna magica* eine Rolle – bis zum Entsetzen steigern konnte, und dann wieder dieses kindliche Lachen und Entzücken!

»Richard, wie machen sie das nur, wie machen sie das nur – ach bitte, bitte, laß mich doch einmal diese Männerchen ganz in der Nähe besehen!«

Nun, sie sprach meinen eigenen Wunsch aus. Das mußte sich doch machen lassen. Und es ließ sich machen.

Nach der Vorstellung sollten wir uns alle als Blodwens Gäste am Teetisch versammeln, aber dazu war noch Zeit, und ich wandte mich an Monsieur Pa-pa-pe-pi-po-pulos, den ich nach dem Fallen des Vorhangs in dem hellgewordenen Saale erblickte.

Ich wandte mich an ihn, sprach ihm meinen Wunsch aus, in der Erwartung, daß er selbst als Impresario bei der Truppe etwas zu sagen habe.

Dem schien auch so, indem er mit einer Zusage erst zögerte, nach einer Entschuldigung suchte – dann erklärte er sich bereit dazu.

Nun allerdings waren auch die Jachtsportsmen dabei, welche hinter die Kulissen drangen. Professor Maltarino und seine Tochter machten in liebenswürdiger Weise die Erklärer.

Aber ich kann nur sagen, daß ich so dumm blieb wie zuvor. Nicht einmal enttäuscht wurde ich. Die Puppendirigenten zeigten uns, wie sie die Fäden schlugen und zupften, daß die Figürchen zappeln mußten, bei der *Laterna magica* hielten sie sich länger auf, als nötig war – hingegen die Hauptsachen, wie das Kugelspiel

und das Skelett, erklärten sie überhaupt nicht. Als es ihnen nicht gelang, sich darumzuschlängeln, sagten sie ganz offen, daß dies ihr Geheimnis sei, das sie nicht preisgeben dürften.

Nun, die Herren amüsierten sich mit der Zauberlaterne, andere bewunderten die zahllosen Püppchen, nahmen sie in die Hand, was ja auch recht niedlich war, so bildeten sich Gruppen, wobei ich Atlanta ganz aus den Augen verlor.

Ich schlenderte einstweilen herum. Es war ein regelrecht eingerichtetes Theater, und zwar ein ganz stattliches, mit den modernsten Hilfsmitteln der Bühnentechnik ausgestattet, die Bühne selbst konnte noch bedeutend vergrößert werden. Nur die Schauspieler selbst hatte Blodwen noch nicht.

Es war ja heller Tag, und ich bekam manches zu sehen, was mich interessierte, wenn ich mir das meiste auch nicht erklären konnte. Es war doch das erstemal, daß ich so hinter den Kulissen einer Bühne spionierte, und da war z. B. ein Schiff, welches ich mit großem Vergnügen inspizierte, mich an der Pappe und an den Rädern ergötzend.

So verirrte ich mich etwas in diesem intimen Heiligtum, kam aus einen Raum in den anderen, ohne einen Menschen zu sehen.

Da aber hörte ich Stimmen.

»Er wird es nicht tun.«

»Er muß dich freilassen, ihr seid doch nicht zusammen verheiratet.«

»Dann dürfte ich immer bei dir bleiben und mit den Puppen spielen?«

»Gewiß, und was der plumpe Seebär dir bietet, kann ich dir auch geben.«

Alle Wetter! Atlantas Stimme! Und die andere gehörte dem armenischen Judenjungen an, dem Papapopulos! In so etwas habe ich ein feines Ohr.

Es konnte nicht weit entfernt sein, ich schlich mich näher, und durch ein Türfensterchen erblickte ich die beiden.

Soll ich ausführlich schildern, was ich hörte und dann noch mehr sah?

Ich will hier keine pikanten Geschichten schreiben.

Die Sache war einfach die, daß Atlanta von der Puppenspielerlei so mächtig ergriffen worden war, daß sie selbst unter die Puppenkomödianten gehen wollte, und Monsieur Papapopulos redete als Kunstmäcen ihr ein, daß sie hierzu auch die größte Begabung hätte, daß sie ein Verbrechen an der ganzen Menschheit beginge, wenn sie dieser inneren Stimme keine Folge leiste.

Was ist da weiter dabei? Ich glaube, so etwas passiert auf der Erde, so weit sie kultiviert ist, jeden Tag.

Irgendein Mädchen kommt zum ersten Male ins Theater, und sofort weiß sie, daß auch sie zur Schauspielerin geboren ist. Und wenn ihr das Glück nur einigermaßen hold ist, so findet sie sehr bald, häufig noch an demselben Abend, ebenfalls ihren Mäcen, meist einen Schauspieler, der ihr genau das selbe sagt, und wenn sie etwas opfert, weniger Geld als etwas anderes, dann steht ihr der Weg zur Bühne, auf der ihr goldene Lorbeeren winken, offen. So sagt wenigstens ihr Gönner – und sie glaubt es natürlich.

Hier handelte es sich nur einmal um die Puppenschauspielerei. Na ja, dafür war Atlanta auch noch ein Kind. Wenn ich ihr schon früher eine Puppe gegeben, hätte sie schon immer damit gespielt.

O, ich wunderte mich über gar nichts – auch darüber nicht, daß Papa Popelmann bereits den Arm um sie geschlungen hatte, und daß sie keinen Mucks dazu sagte, noch weniger von einer Abwehr zu sprechen.

»Nicht wahr, du bleibst bei mir, Schatz?«

»Ach, ich fürchte mich vor ihm!«

»In meinem starken Arme bist du sicher vor aller Gewalt der Erde.«

Nu da, sagte ich mir ganz kaltblütig, oder sogar mit Humor.

»Komm, gib mir einen Kuß!«

Sie gab ihm keinen, er nahm sich einen. Sie hatte auch keine Zeit dazu, hatte etwas anderes zu tun. Sie hatte nämlich, wie ich erst jetzt bemerkte, so einen Hampelmann in der Hand, und während der Judenbengel sie etwas auf einem Ballen nach hinten überbog, um zu ihrem Munde zu gelangen, denn er war bedeutend kleiner als Atlanta, und während er ihr den Mund ableckte, spielte die Unschuld dabei immer mit ihrem Hampelmann, ließ ihn zappeln.

»Ach, was soll daraus werden?!« winselte sie dann wieder.

»Ich heirate dich natürlich.«

»Heiraten? Was ist das?«

Siehst du, Richard, daß sie dies noch nicht einmal wußte, das auf dem Schiffe geborene und großgewordene Mädchen, das war noch mehr deine als ihres seligen Bruders Schuld!

»Du weißt gar nicht, was heiraten ist?«

»Nein.«

»Komm her, Schatz!«

Ja, was sollte ich tun?

Mit Blitz und Donner durch die Tür gehen und mit dem schwächlichen Judenbengel längs fahren? Aus ihm ein gehacktes Beefsteak machen?

O nein!

Ach, meine unglückliche Philosophie, meine Toleranz, meine Schwachheit!!!

»Richard, sei kalt – denke zurück – hast du es noch niemals mit einem Mädchen ebenso gemacht, das eigentlich schon einem anderen gehörte?«

Und ich schlich auf den Zehenspitzen zurück.

Aber ach, war mir jämmerlich zumute!

Und da kam mir etwas zum Bewußtsein. Ich hörte eine andere Stimme sprechen, Blodwens Stimme, und sie sagte etwas von einem kostbaren Renommierhund.

Ja, ich fühlte einen gewaltigen Schmerz in der Brust. Denn mein wertvoller Hund war mir untreu geworden, war zu einem anderen Herrn gelaufen.

Aber es war eben ein menschlicher Hund, der ist nicht so treu wie ein vierbeiniger.

Von jetzt an wollte ich mich doch lieber nur mit vierbeinigen befassen.

Ja, da kam mir mit furchtbarer Deutlichkeit etwas zum Bewußtsein. Eben weil es nicht so der echte Schmerz war, der mich beim Fortschleichen gepackt hatte.

Ich hätte mir tröstend sagen können: »Na, es gibt ja noch genug andere schöne Hunde, man muß nur etwas tief in den Beutel greifen, oder vielleicht habe ich wiederum das Glück, daß mir einer zuläuft, und ist er nicht ganz so schön wie dieser – schließlich gewinnt man auch den häßlichsten Köter lieb.«

So hätte ich tröstend zu mir sagen können.

Ich hatte es gar nicht nötig, ich empfand es.

Nur daß es gerade dieser armenische Judenjunge war, der mich ausgestochen, der mir den schönen Hund ausgespannt hatte, das wurmte mich.

Doch ihn deshalb züchtigen? Das wäre ungerecht von mir gewesen.



Die Teegesellschaft war versammelt. Auch Signor Maltarino und seine Tochter Arabella, die trotz ihres schönen Namens in der Nähe wie eine Vogelscheuche aussah, waren zugegen, desgleichen wieder Papapepipopulos, mein stiller Kompagnon.

Neben mir saß Atlanta. Ich war kühl bis ans Herz.

»Willst du etwas Rum in den Tee?« konnte ich ganz liebenswürdig fragen.

Sie dankte, mich dabei ganz unbefangen ansehend und ebenso unbefangen konnte sie den ihr gegenüberstehenden Armenier anblicken.

So sind sie alle, alle, alle, alle! Auch wenn sie nicht zur Bühne gehen wollen, mit oder ohne Puppen.

Na, wenn die nur die heiße Brühe haben wollte, dann trank ich den Rum. Heute hielt ich's mit Mr. Rug. Wir beide hatten schon während der ersten Teekanne die sämtlichen Rum- und Kognakflaschen geleert, und je mehr ich trank, desto gleichmütiger oder auch lustiger wurde ich, und das war eigentlich gar nicht erkünstelt.

»Bitte, geehrter Herr, wie war eigentlich Ihr werter Name?« fing jetzt der Australier wieder zu dem ihm schräg gegenüberstehenden Armenier an.

»Papapopulos.«

»Papa . . . puuuh . . . sprechen Sie ihn doch einmal recht deutlich aus.«

Was sich dieser Australier eigentlich dabei dachte, ob er den kleinen Menschen dabei veralbern wollte oder was sonst, habe ich nie erfahren können.

»Mademoiselle Atlanta interessiert sich außerordentlich für die Kunst des Marionettenspiels,« wandte sich jetzt der italienisch-türkische Professor der Puppenspielerei an mich.

»So?« sagte ich zunächst, und im Augenblick wußte ich schon alles, wie es kommen würde.

Der Professor war von seinem Impresario bereits ins Vertrauen gezogen worden, und ich gedachte die Sache so kurz wie möglich zu machen.

Zunächst aber mußte ich einen langen Vortrag über mich ergehen lassen, wie das Marionettenspiel eine wirkliche Kunst sei, nicht umsonst hätten Männer wie Goethe und andere große Dichter Puppenkomödien geschrieben, und so weiter und so weiter.

»Aber schade, jammerschade,« schloß er endlich seinen langen Sermon, »daß man so selten einmal jemanden findet, der eine Begabung zur praktischen Ausübung der Marionettenkunst besitzt! Da gehören nämlich ganz besondere Finger dazu. Mademoiselle z. B. besitzt solche Finger. Das habe ich vorhin auch gleich gesehen. Ich ließ sie nämlich einmal eine Marionette dirigieren, brauchte ihr nur einige geringe Anweisungen zu geben . . . «

»Na, da bilden Sie sie doch in dieser Kunst aus,« unterbrach ich ihn.

Am Tisch nur eine kleine Verwunderung, nichts weiter.

»O, dazu ist ein zeitraubendes Studium nötig, sind Jahre erforderlich.«

»Na, da nehmen Sie sich doch diese Zeit, bilden Sie meine Freundin aus, wenn diese Gabe so außerordentlich selten ist. Wie, Atlanta, hättest du Lust, Marionettenspielerin zu werden?«

Jetzt am Tisch schon ein allgemeines Stutzen. Atlanta hingegen machte eine Bewegung, als wolle sie vom Stuhle aufspringen, um mir zu Füßen zu fallen.

»Richard, das könntest du mir erlauben?!« erklang es jauchzend, wie nur ein Mädchen jauchzen kann, das später Puppen jauchzen lassen will.

»Warum denn nicht, wenn es dir so großen Spaß macht?«

»Aber dann müssen wir uns trennen, ich muß dich verlassen!«

»Ach, Quark!« sagte ich, ein Stückchen Kuchen vom Teller nehmend. »Ach so, das ist Erdbeertorte. Ich dachte, es wäre Quarkkuchen. Ja, es ist geradezu meine Pflicht, dich gehen zu lassen, wenn du so große Begabung zur Puppenspielerei hast. Dann dürfen mich keine egoistischen Gründe abhalten, du darfst dieser göttlichen Kunst nicht entzogen werden. So schwer mir die Trennung auch wird.«

»Ich danke dir, mein Richard, ich danke dir tausendmal!«

Jetzt war sie mir wirklich um den Hals gefallen, und trotz aller Freudigkeit hatte doch auch ungekünstelte Wehmut hindurchgeklungen.

O, ich konnte diese Mädchenseele so gut beurteilen! Ein großes Kind!

Und ringsherum am Tisch war es stumm geworden. Alles saß wie versteinert da.

Ich hatte ja auch deutlich genug zu erkennen gegeben, wie ich dieses schöne Weib geradezu los sein wollte.

»Ich mag's noch gar nicht glauben,« fing der Professor wieder an.

»Was nicht?«

»Daß Sie mir Ihre Freundin zur Ausbildung überlassen wollen.«

»Wie gesagt.«

»Das erfordert aber Jahre, und dann möchte ich sie doch auch bei mir behalten, möchte Nutzen von ihr haben.«

»Gut, dann hoffe ich, daß Sie auch kein Lehrgeld von mir fordern.«

»O, davon ist doch keine Rede.«

»Na, dann ist die Sache ja abgemacht, ich werbe Ihnen die Sachen der Dame dann zuschicken.«

»Papapopopupuuuhhh,« sagte Mister Rug und fiel vom Stuhle, während ich mich erhob, so anstatt der Hausfrau das Zeichen zur Aufhebung des Teetisches gebend. Sie hatten sich auch alle reichlich mit der warmen Brühe getränkt.

»Wenn ich Sie einmal allein sprechen darf, Mylady,« wandte ich mich an Blodwen.

Wieder ein allgemeines Aufhorchen mit staunendem Blick.

Wie wir beide standen, wußten ja alle, und Blodwens blaßes Antlitz nahm plötzlich die Farbe einer Klatschrose an, kaum konnte sie ihre Füße vorwärts setzen, und als sie sich in einem

abgelegenen Zimmer mir zuwandte, war sie wieder weiß wie eine Kalkwand geworden, nur in ihren Augen, mit denen sie mich verschlingen wollte, loderte das helle Feuer.

»Ich möchte einmal wegen meiner Sicherheit mit Ihnen sprechen,« begann ich.

Sie schien einen ganz anderen Anfang erwartet zu haben.

»Wegen Ihrer Sicherheit?«

»Ja, Sie wissen, daß ich ein Desperado bin, der von aller Welt verfolgt wird.«

»In meinem Reiche sind Sie geschützt.«

»Sie glauben, wenn die Engländer mich hier ausspionieren, sie werden nicht meine Auslieferung verlangen?«

»Verlangen können sie sie wohl, aber ich werde sie ihnen verweigern.«

»Ein englisches Kriegsschiff würde nicht mit Gewalt vorgehen?«

»Wehe, wenn es das versuchen wollte! England hat mir absolute Neutralität zugesichert.«

Ich hielt es nicht für gut, ihr zu sagen, daß ich hierüber anders dachte. England versteht doch, jede Abmachung etwas umzuändern.

»Nun gut! Das ist es auch nicht, was ich jetzt meinte. Wollte man mich hier zu fangen suchen, so würde ich schon zu entkommen wissen. Aber wohin sollte ich mich wenden? Wo könnte ich Ruhe finden? Wohin mein Schiff in Sicherheit bringen, wenn es einmal reparaturbedürftig ist?«

Ein freudig überraschter Blick traf mich.

»Ich wüßte ein Versteck für Sie,« begann Blodwen zu flüstern.

»Nun?«

»Mich wundert nur, daß Sie nicht selbst daran denken.«

»Vielleicht ist es schon mein Zufluchtsort – vielleicht möchte ich es nur aus Ihrem Munde bestätigt hören.«

»Die Fucusbank.«

»Ja.«

»Die Freiheit von Indien.«

»Ich bin bereits dort gewesen.«

Und ich erzählte ausführlich, während wir uns gegenüber saßen.

»Dort bin ich sicher. Es handelt sich nur darum, wer mich verraten könnte, wer alles schon um diese Fucusinsel weiß.«

»Die ganze frühere Besatzung der ›Indianarwa‹, die sich jetzt wohl irgendwo anders aufhält.«

»Unter diesen Indiern wird wohl kein Verräter sein.«

»Das glaube ich auch nicht, sonst würde der Maharadscha Ihnen das ganze Schiff durch den Ring wohl nicht zum Geschenk gemacht haben.«

»Dann käme noch Karlemann in Betracht, der wenigstens die geographische Ortslage der Insel kennt. Aber dem werde ich mich, sobald ich wieder mit ihm zusammentreffe, vollends anvertrauen.«

»Nun, wer könnte sonst noch darum wissen?«

»Vor allen Dingen Sie selbst, Mylady.«

»Nun, von mir haben Sie doch nichts zu fürchten.«

»Sie haben noch zu keinem Menschen davon gesprochen?«

»Herr, für wen halten Sie mich?!« fuhr Blodwen empor.

»Dann ist es ja gut,« entgegnete ich gleichmütig. »Das zu hören, deshalb wollte ich Sie jetzt hauptsächlich sprechen. Durch irgendeinen Zufall hätten Sie ja einen Mitwisser bekommen können.«

Blodwen hatte sich schnell wieder beruhigt. Mit so etwas war bei mir eben nichts auszurichten, das mußte sie wissen.

»Es ist nicht der Fall. Aber Doktor Selo? Haben Sie ihn noch immer nicht wieder?«

Und plötzlich begannen wieder ihre Augen so unruhig zu flackern, etwas, was ich früher nie an ihr beobachtet hatte.

Aber auch jetzt achtete ich nicht weiter darauf.

»Ja, das ist die zweite Hauptsache. Der weiß jetzt natürlich darum. Und jetzt weiß ich ebenso bestimmt, daß er sich nicht mehr an Bord der ›Sturmbraut‹ befindet. Wir haben das ganze Schiff umgekehrt. So muß es ihm dennoch gelungen sein, das Land zu erreichen. Denn daß er auf ein anderes Schiff gegangen ist, um sich dort zu verbergen, glaube ich nicht. Er müßte sich mit Nahrung versehen, diese stehlen, und dabei könnte er leicht erwischt werden. Nein, der ist schon hier auf der Insel. Und nun wollte ich Sie bitten, Vorkehrungen zu treffen, daß wir des Durchbrenners wieder habhaft werden.«

»Diese Bitte ist nicht nötig. Die ganze Insel, mein ganzes Volk, wie ich es gern nenne, ist bereits alarmiert, besonders die Berge werden schon seit gestern durchstrichen, mit Hilfe von Hunden. Die Beschreibung des Flüchtlings, wie ich sie gegeben, genügt wohl, und Fremde gibt es hier ja überhaupt nicht, einer kennt den anderen.«

»Dann ist es gut. Und noch keine Spur gefunden?«

»Nein!«

»Nun, mehr kann nicht getan werden. Wenn er aber erwischt wird?«

»Ja, was dann?«

Wieder dieses Flackern der Augen! Sie mußte auf den ungetreuen Schiffsarzt doch einen großen Haß haben, und das war begreiflich.

»Sie werden ihn mir ausliefern?«

»Gewiß doch!«

»Ihn nicht für sich selbst behalten?«

»Wozu?«

»Nun, Sie sind es doch, welche dieser Halunke ganz besonders schwer geschädigt hat.«

»Bah, ich denke gar nicht mehr an diese Kleinigkeit,« erklang es verächtlich. »Ich bin nur froh, wenn ich diesen Schurken gar

nicht mehr vor die Augen bekomme. Allerdings interessiere ich mich sonst für den Fall. Hat er denn überhaupt gestanden?«

Ich erzählte alles. Ruhig hatte mir Blodwen zugehört – nur immer mit jenen flackernden Augen. Es mußte doch wohl ihre Natur sein, früher war mir das nur nicht aufgefallen.

»Was wollen denn aber nun Sie mit ihm beginnen?« fragte sie, als ich meinen Bericht geschlossen hatte.

»Ihn wieder festnehmen und dafür sorgen, daß er mir nicht zum zweiten oder gar zum dritten Male entwischt. Ich werde ihn doch lieber auf jener Fucusinsel internieren, von dort ist ein Entkommen unmöglich.«

»Ja, aber auf diese Weise werden Sie niemals von ihm erfahren, wo er seinen Diebstahl verborgen hält.«

»Das ist auch nicht nötig. Sie wissen ja, wie ich über Geld und dergleichen denke – wohl genau so wie Sie. Nur der Freiheit und damit auch seiner Beute soll sich dieser Spitzbube nicht erfreuen.«

»Meinetwegen. Machen Sie das, wie Sie wollen. Sobald Selo festgenommen ist, wird er Ihnen ausgeliefert. Und Atlanta? War nicht auch sie mit auf jener Fucusinsel?«

»Gewiß; aber von der habe ich nichts zu fürchten. Die weiß nicht, wo sie gewesen ist, hat das Wort schon wieder vergessen. Die ist jetzt ganz von ihren Puppen eingenommen.«

Da plötzlich bekam Blodwen wieder einmal ihre großen Augen.

»Ja, ist es denn nur wahr, Sie wollen sie wirklich diesem Komödianten überlassen?«

»Wie ich vorhin sagte.«

»Sie können sie . . . von sich lassen?!«

»Ich tue es. Weshalb? Weil Sie recht behalten haben. Ja, man erkennt die Menschen erst hinterher – auch die, die man liebt – die man geliebt hat.«

Plötzlich hatte ich Blodwens Hand ergriffen und einen Kuß daraufgedrückt – und dann war ich hinaus. – – –

O, was hatte ich getan!

Ich wußte wahrhaftig nicht, wie es gekommen war.

Es war keine Absicht gewesen. Ich mußte wahnsinnig gewesen sein.

Denn ich hatte für dieses Weib doch nicht mehr die geringste Sympathie.

So redete ich mir wenigstens ein, während ich auf dem Wege nach dem Schiffe war.

Jedenfalls war ich tief beschämt, unzufrieden mit mir, sogar unglücklich. Am liebsten wäre ich gleich wieder abgefahren.

Aber ich hatte zu Marion, die gleich bei Blodwen geblieben, etwas von Garantie gesagt, da mußte ich erst warten, ob diese auch nicht mehr gebraucht würde.

An Bord wartete schon Atlanta auf mich.

»Du willst mich wirklich gehen lassen, Richard?«

Halb war es Angst, halb heller Jubel, halb Wehmut.

Ich machte es kurz, sprach zu ihr wie zu einem Kinde, brachte sogar fertig, sie noch einmal zu küssen.

Dies alles nur deshalb, um sie nichts wissen zu lassen. Ich schwatzte immer etwas von ihrem Berufe zur ›Kunst‹, während sich mir das Herz im Leibe umwandte.

Dann ging sie – ging wirklich – begleitet von zwei Matrosen, die jene Koffer trugen, die ich ihr in Charleston gekauft.

Und dann hatte ich eine schlaflose Nacht. Ich biß immer in das Kopfkissen hinein.

Ich glaube, wäre mir ein Hund davongelaufen, der wertvollste Hund, den ich für treu gehalten – so hätte ich doch nicht ins Kopfkissen gebissen.

So hörte ich die vierte Stunde nach Mitternacht glasen; die Wachen lösten sich ab.

Der eine Matrose trampelte mit schweren Stiefeln über meinem Kopfe.

»Leise, Georg, der Käpt'n schläft!«

Da schlief ich ein. Die schweren Tritte hatten mir gut getan. Noch war ich ja nicht allein. Es war ja nur eine Kleinigkeit, was ich verloren.

OLYMPIA.

Wieder war es ein Zirkus, in dem wir saßen, aber nicht auf hölzernen Bänken, sondern auf Felsentreppen.

Es war der Krater, den ich einst mit Tischkoff untersucht hatte. Die natürlichen Galerien, nur von Stufenhöhe, so daß man sich bequem darauf setzen konnte, waren vom Meißel geebnet worden, auch sonst hatte sich manches geändert.

Man konnte nicht mehr bis auf den Grund hinabblicken, bis in den letzten Kanal. Schon weit vorher war der trichterartige Kessel zugedeckt worden. Die runde Fläche, die somit entstanden war, hatte einen Durchmesser von mindestens 100 Metern, und da konnte man sich noch sehr irren, denn es waren ganz gewaltige Dimensionen, welche das Auge allüberall erblickte. Die wenigen Menschlein verschwanden in dem Amphitheater, welches sich in der Größe mit jedem der alten klassischen Zeit, des alten Roms, messen konnte. Daß hier 20 000 Menschen bequem Platz gefunden hatten, war sicher.

Die Bahn, wie ich hier die Manege nennen will, war mit weißem Sand bestreut, nahm sich überhaupt ganz aus wie fester, eben nur sandiger Boden.

Das konnte natürlich nicht sein. Man konnte auch den unteren Teil des Trichters nicht mit Erde ausgefüllt haben, denn das wäre ja eine kolossale Arbeit gewesen, bei solchen Dimensionen.

Es mußte eben eine künstliche Decke sein oder Diele, von unten durch Balken gestützt, da war ja die Anzahl unbeschränkt, und darüber hatte man Sand gefahren. Dies wurde dann später auch durch den hohlen Klang bestätigt.

Die Sitze liefen nicht direkt bis zur Bahn hinab, wie man es bei dem modernen Zirkus hat. Unten waren die Galerien in einer

Höhe von etwa fünf Metern weggeschlagen worden, so hoch war also die glatte Mauer, über welcher die Sitze begannen. Auch die zu unterst Sitzenden blickten so noch in eine beträchtliche Tiefe.

»Hier könnte man ein Stiergefecht aufführen,« meinte einer der Seezigeuner, »das ist doch etwas anderes als in Spanien, wo einem eine Bretterwand immer die Aussicht versperrt, und wenn der Stier will, wirft er doch alles über den Haufen.«

»Ja, ob uns hier nicht ein Stierkampf geboten werden soll?«

»Weiß nicht. Das wäre aber nichts Neues, und sie will uns doch nur zeigen, was noch keiner von uns gesehen hat.«

Nun, um die Bahn lebendig zu machen, dazu war alles vorhanden. Hin und wieder wurde die glatte Mauer durch große Türen unterbrochen, wohl von Eisen, jetzt verschlossen.

Wie gesagt, die Menschen verschwanden in dem ungeheueren Amphitheater. Noch nicht einmal die beiden untersten Stufen waren voll besetzt.

Trotzdem sollten es fast achthundert Menschen sein, wir Gäste, auch meine sämtlichen Jungen, noch gar nicht gerechnet.

Alle anderen waren ständige Inselbewohner, standen in Blodwens Diensten.

Wozu Blodwen diese vielen Menschen brauchte, womit sie dieselben beschäftigte, wußte ich nicht, hatte mich auch noch gar nicht darum gekümmert.

Nun, gearbeitet war ja hier schon genug worden.

Zunächst will ich erwähnen, daß ich meine ganze Mannschaft mitgenommen, die ›Sturmbräut‹ ganz allein zurückgelassen hatte – bis auf Goliath, Tischkoff und den Klabautermann, welche letztere beiden ja nicht mitzuzählen waren.

Ich hatte die schriftliche Einladung am Abend zuvor mit dem ausdrücklichen Vermerk erhalten, daß solch eine Vorstellung, wie sie heute im Amphitheater aufgeführt würde, sich nicht so bald wiederholen könnte, es sei nicht möglich; deshalb möchte ich meine ganze Mannschaft doch gleich auf einmal mitbringen.

Nun, ich sah keinen Grund ein, weshalb ich dies nicht tun sollte. Goliath bot sich sofort freiwillig als zurückbleibende Wache an, und das genügte ja.

Vor allen Dingen nun muß ich erwähnen, daß die Vorstellung schon früh um sechs Uhr begann, kurz nach Sonnenaufgang. Anders ließ sich das auch kaum machen. Schon um neun Uhr mußte die Sonne in diesen Kessel, der mit keinem Schutzdach zu überziehen war, hineinscheinen, und am Nachmittag wäre es vor Hitze darin gar nicht auszuhalten gewesen, auch nicht am Abend, wenn der Stein die aufgesaugte Hitze wieder ausstrahlte, was vollständig nur des Nachts geschah.

Uebrigens hat die Zeit gar nichts zu sagen, am allerwenigsten für Seeleute, und schließlich auch für die anderen nicht.

Sobald man einmal drin saß, konnte man sich ja vorstellen, es sei Nachmittag, und als die Sonne über den Kraterrand stieg, gewann alles erst recht ein freundliches Aussehen. Nur nicht zu hoch durfte sie steigen.

So waren wir mit dem ersten Sonnenstrahle abgerückt, hatten auf guter Chaussee in kurzem Marsche das Gebirge und den Krater erreicht, brauchten ihn aber nicht zu ersteigen, um von oben ins Innere zu gelangen.

Lebendig war es überall, von allen Seiten strömten die Inselbewohner herbei, mehr braune und gelbe, als weiße. Wir wurden in Empfang genommen und in einen Tunnel geleitet, und als wir auf der anderen Seite herauskamen, befanden wir uns im Innern des Amphitheaters.

Nun saßen wir da und harrten des Kommenden. Die Herren von Fanafute geizten nicht mit ihren Ansichten.

»Sie will die Zeiten des alten Roms wieder zurückrufen, sie schwärmt dafür, wie sie ja auch schon bei London eine römische Villa gehabt hat.«

Das war aber auch das einzige, worüber sich die Herren einig waren. Sonst wußten sie gerade so viel wie ich – gar nichts.

Noch nicht einmal von der Existenz dieses Amphitheaters hatte einer eine Ahnung gehabt. Mit vielem Geschick waren sie bisher immer von weiteren Spaziergängen abgehalten worden. So lange befanden sie sich ja auch noch nicht auf der Insel.

Und nicht einmal mit der Wahrung des altrömischen Charakters sollten sie recht behalten.

Aus den Oeffnungen, welche sich noch im Bereiche der Stufen oder Sitze befanden, kamen Mädchen hervor, in spanischer Nationaltracht, und boten den Gästen, wenigstens uns, den fremden, die wir beisammen saßen, aber auch meinen Leuten, Früchte und andere Erfrischungen an.

Die Früchte waren köstlich, der Wein eisgekühlt, und die Mädchen, echte Spanierinnen, reizend.

Nun war es aber auch klar.

»Dann bekommen wir ein Stiergefecht zu sehen,« hieß es. »Denn würden etwa olympische Spiele veranstaltet, so würden die Mädchen doch auch mit der römischen Tunika bekleidet sein. Ein anderer Geschmack ist der Lady Blodwen doch nicht zuzutrauen. In ihrer Villa zu Leytenstone soll ja auch alles römisch gegangen sein. Nicht wahr, Herr Kapitän?«

Ich bejahte kurz und widmete meine ganze Aufmerksamkeit dem Krimstecher, den ich mitgenommen.

Wie gesagt, saßen wir ›Herren Seezigeuner‹ alle beisammen auf der untersten Stufe, hinter uns meine Leute und dann einige Diener, welche die Jachtsportsmen mitgenommen hatten, wie zum Beispiel Mr. Rug seinen ›Jonny mit Brandy und Zucker‹.

Dann kamen, in großem Abstände von uns, wie es sich geziemte, die Inselbewohner, meist braune Indier und gelbe Chinesen, dazwischen wieder isolierte Gruppen von Europäern.

Uns direkt gegenüber war wieder solch eine Insel im Völkermeere, und die Entfernung von uns war eine so große, daß man auch wirklich einen guten Krimstecher brauchte.

Da erkannte ich dort drüben Blodwen, die beiden Puppenspieler, Monsieur Papapopulos und einige andere mehr oder minder weißhäutige Herren, welche wohl zu der Inselkönigin Generalstabe gehörten. Und ferner Atlanta! Und sie saß neben dem Armenier. Und der Poppelmann hatte, wie ich deutlich erkennen konnte, ihre Hand auf seinem Knie, hielt sie darauf mit seiner eigenen Pfote fest.

Ja, warum sollte sie oder er nicht? Was ging mich diese Sache überhaupt noch an?

Da öffnete sich dort unten eine der Türen, ein Mann trat in die Arena, ein Spanier, ein Stierkämpfer in goldgesticktem Kostüm, und verkündete mit schallender Stimme, daß das hochgeehrte Publikum das Vergnügen haben würde, den weltberühmten Toreador Senor Soundso auftreten zu sehen, im Kampfe gegen einen wilden Stier, der direkt aus den spanischen Pyrenäen bezogen worden wäre, usw. usw.

Na, ich kann nur sagen, daß wir alle zusammen äußerst enttäuscht waren.

Also wirklich ein Stiergefecht!

Unter diesen Weltbummlern war doch kein einziger, der nicht schon in Spanien wenigstens einem Stiergefecht beigewohnt hatte, und dasselbe galt von nur. Nur hatte ich es nicht in Spanien, sondern im portugiesischen Lissabon gesehen, aber auch in prachtvollster Ausführung, mit den blutigsten Zwischenfällen, von einem berühmten spanischen Toreador in elegantester Weise beendet.

Was ich früher über nervenaufregende Schaustellungen gesagt habe, über Turmseiltänzer und dergleichen, wobei das Publikum darauf wartet, daß der Auftretende den Hals bricht oder sonstwie verunglückt, gilt nicht für Schauspiele, wobei gegeneinander Kräfte gemessen werden, mag dabei auch noch so viel Blut fließen – gilt wenigstens nicht für mich. Da bin ich ganz und gar nicht einseitig.

Jeden Wettkampf verfolge ich mit atemloser Spannung, jeder Sieg versetzt mich in Enthusiasmus, da kann ich klatschen und johlen, und mag er auch noch so fürchterlich enden.

Dafür mag mich der Leser auch für einen Barbaren halten. Gut, ich nehme es hin. Trotzdem weiß ich genau, was ich will, bin darin durchaus nicht inkonsequent.

Wolle man doch bedenken: Gerade als sich das alte Griechenland in der Kunst zur herrlichsten Blüte entfaltet hatte, standen dort auch die olympischen Spiele im größten Ansehen, nicht beschickt von gekauften und dressierten Sklaven, sondern von freien Söhnen freier Bürger. Und diese alten Hellenen waren gewiß keine Barbaren. Wir überkultivierten Europäer können uns mit jenen Griechen vor zweitausend Jahren nicht etwa mehr messen, was Kunst, Ethik und dergleichen anbetrifft! O, wir sind mit unserer ganzen Wissenschaft und mit all unseren Erfindungen im Schönheitsgeschmack ganz erschrecklich zurückgegangen!

Nun, diese selben ethisch so hochentwickelten Hellenen haben denjenigen Athleten, welche die meisten Kinnladen zerschmetterten, Denkmäler gesetzt!

Genug! Wem das nicht genügt, dem ist nicht zu helfen. Der mag sich in einer faulen Operette an Klimbim und Trikots und Ehebruch ergötzen, oder er mag darauf lauern, bis der Radfahrer einmal aus der Schleife geschleudert wird und mit zerschmetterten Gliedern liegen bleibt.

Ich aber liebe das Kampfspiel, das Messen von Kraft und Gewandtheit, wenn auch dabei Blut fließt und Knochen brechen, und in diesem Falle weiß ich auch nichts von Tierquälerei. Wer sogar das Pferderennen so nennt und es polizeilich verboten haben will, weiß nichts vom Charakter des Tieres.

Kurz, das spanische Stiergefecht damals hatte mir ganz mächtig imponiert. Ich konnte jederzeit eine Wiederholung sehen ... aber hier?

Auch ich hatte anderes erwartet, auch ich war enttäuscht. Und jener Stierkampf in Lissabon konnte an tollkühnen Szenen und sonstiger Großartigkeit wohl nicht überboten werden.

Der spanische Herold hatte sich zurückgezogen. Da ging, uns gegenüber, ein anderes Tor auf, riesenbreit, und donnernd kam es hereingestürmt – kein Stier, wie wir alle erwartet – sondern eine Reihe Pferde, zweirädrige Wagen hinter sich, olympische Rennwagen, darauf der Rosselenker in kurzer, römischer Tunika . . .

O, diese Enttäuschung! Nämlich angenehme, überrumpelnde, aller Beschreibung spottende!

Wir hatten einen Stier erwartet, phantastisch gekleidete Stierkämpfer zu Fuß und zu Pferd . . . und da donnern plötzlich durch die Arena fünf olympische Rennwagen, alles daran echt, einer mit fünf, drei mit vier, einer mit drei Rossen bespannt – und was für Rosse! – und auch an ihnen der klassische Charakter gewahrt – mit kurzem Schweif und ebenso ganz kurzer, künstlich gesträubter Mähne – und so sausten sie unter ohrenbetäubendem Donnergepolter, durch den hölzernen, unterhöhlten Boden erzeugt, und unter gellenden Anfeuerungsrufen und pistolenähnlichem Knallen der langen Peitschen am kurzen Stiel im Kreise durch die Arena.

O, diese Ueberraschung!! Erst die Vorbereitung auf ein Stiergefecht, das wir alle schon kannten, und nun plötzlich ein altklassisches Wagenrennen! Das war großartig arrangiert oder inszeniert gewesen!

Wer hat schon jemals solch ein olympisches Wagenrennen in aller Echtheit gesehen? Es wäre doch möglich.

Ich lese in einer Zeitung, daß ein amerikanischer Zirkus, gegründet und geleitet von einem gewissen Barnum, den man früher den König des Humbugs nannte, jetzt die Welt bereist und dem Publikum auch solch ein Schauspiel bietet, ein Wagenrennen nach altrömischer Art.

Aber nach der Beschreibung bezweifle ich, daß diese Vorführung dem Original vor zweitausend Jahren gleicht, das muß ganz bedeutend zahmer sein, denn selten hört man einmal von einem Unglücksfall, und dann kann es sich auch nicht mit dem Schauspiel vergleichen, das wir damals auf der einsamen Osterinsel zu sehen bekamen, arrangiert von einer emanzipierten Amerikanerin, einem halb oder auch ganz tollen Weibe, das entschlossen war, hundert Millionen in möglichst kurzer Zeit durchzubringen, um ihre Gäste zu unterhalten, um die Welt von sich sprechen zu machen.

Als Einleitung zum Folgenden, zum eigentlichen Wettkampf, muß ich vor allen Dingen bemerken, daß die griechischen und römischen Rennwagen nicht solch leichte Dinger waren, wie sie heute etwa beim Trabrennen verwendet werden. Ganz im Gegenteil, das waren massive Wagen von vielen Zentnern Gewicht, ganz aus Eisen und Bronze bestehend, besonders auch die für unsere Verhältnisse übermäßig breiten Räder.

Denn bei den olympischen Wagenrennen war alles erlaubt, um den Rivalen zu besiegen – zu besiegen, nicht nur ihn zu überholen.

Vor allen Dingen wurde auch immer versucht, den Wagen des Gegners anzurempeln, ihm in die Räder zu fahren, um ihm die Achsen zu brechen, ihn zu zertrümmern – und da konnte man natürlich nicht solch niedliche Wägelchen gebrauchen.

Und solch kolossal massive Wagen waren auch das hier, gar nicht so groß, sehr niedrig, aber diese hohen und mächtig breiten Räder! – und daher auch das donnernde Gepolter auf dem hölzernen Boden, obgleich es von der daraufliegenden, sicher sehr hohen Sand- oder Kiesschicht abgeschwächt wurde.

Erst hatten wir geglaubt, der Start sei schon draußen gewesen, die Wettfahrt habe schon begonnen.

Dem war aber nicht so. Sie hatten nur einige Runden gefahren, um sich zu präsentieren, vielleicht auch, um die Pferde erst zu gewöhnen.

Es war ja schon ein rasendes Tempo in voller Karriere gewesen, aber es sollte noch ganz, ganz anders kommen!

Drei Runden, dann zügelten die nervigen Fäuste die Rosse. Die Wagen blieben stehen, wo sie gerade standen.

Ein Mann in römischer Tunika betrat die Arena und verkündete mit schallender Stimme, daß dreißig Runden gefahren würden – nichts weiter.

Aber eben diese Kürze verriet, daß diese Rosselenker Ernst machten! Jeder wollte die Siegespalme erringen, das zuschauende Publikum wurde gewissermaßen nur geduldet. Und Blodwen hatte dem Sieger sicherlich auch eine ansehnliche Prämie ausgesetzt, die jede Schonung ausschloß.

Außerdem hatten die doch auch gewiß schon lange geübt und geprobt, das hatte man doch gleich den ersten Runden angesehen, und jetzt kam der Entscheidungskampf.

Der Schiedsrichter, wie wir ihn nennen wollen, ging von Wagen zu Wagen, jeder Rosselenker griff in eine dargebotene Urne und zog ein Zettelchen, sie losten die Reihenfolge aus, und nach dieser ordneten sie sich alsbald, ein Wagen hinter dem anderen.

Obgleich das Publikum die Bedingungen nicht erfuhr, waren diese doch gleich ersichtlich.

Die Wagen mußten sich immer dicht an der Umfassungsmauer halten. Mit Ausnahme, wenn einer den anderen zu überholen suchte, dann lenkte der andere mehr nach innen ein.

Daß er dadurch eine kürzere Strecke zurückzulegen brauchte, hatte nichts zu sagen, wie wir gleich sehen sollten, der einbiegende Wagen kam dabei doch stets etwas außer Fahrt, dann mußte er doch auch wieder die Mauer gewinnen, und ebensowenig hatte

bei dreißig Runden der durch das Los gewonnene Vorsprung etwas zu bedeuten, zumal anfangs die Pferde zurückgehalten wurden, wenn auch nicht bemerkbar für das Publikum. Aber bei den letzten Runden und bei der allerletzten, da merkte man es!

Ferner schien auch die Anzahl der Pferde wenig für den Sieg zu bedeuten. Jedenfalls hoffte doch das Dreigespann den Sieg genau so gut zu erringen wie der Fünfspänner. Das mochte Geschmackssache sein, gewonnene Erfahrung, vielleicht auch war der von nur drei Pferden gezogene Wagen leichter als die anderen, obgleich ihm davon nichts anzumerken war.

Nur die drei Vierspänner brauchten eine Unterscheidung, und zwar waren in die Mähnen der Pferde verschiedenfarbige Bänder eingeflochten, von gleicher Farbe waren die Togas der Lenker.

Die Reihenfolge der Wagen war nun folgende: ein roter Vierspänner, der weiße Fünfspänner, ein blauer Vierspänner, ein gelber Vierspänner, der weiße Dreispänner.

Der Schiedsrichter trat in die Mitte, hob einfach ein weißes Tuch, senkte es schnell – und los ging die wilde Jagd!

Ja, da sahen wir erst, was für eine harmlose Spazierfahrt die Runden vorhin nur gewesen waren!

Nur ein kurzes Anziehen, nur wenige Galoppsprünge – und dann lagen die zwanzig Pferde vor den fünf Wagen wie die langgestreckten Hasen, mit dem Bauche fast den Boden berührend.

O, war das ein Bild unter Donnergepolter und Peitschenknall und Hussagebrüll!!

In der ersten Runde veränderte sich nichts. Dann aber blieb der letzte Wagen, der Dreispänner, schnell zurück, während der führende rote Vierspänner einen immer größeren Vorsprung gewann.

Da aber, in der dritten Runde, kam der Fünfspänner wieder vor, mit einer Schnelligkeit, welche deutlich zeigte, wie noch immer die Pferde geschont wurden, er bog ein, kam neben den roten Vierspänner, dieser wollte sich die Führung nicht nehmen lassen,

Peitschenhiebe, und jetzt legte auch dieser Vierspänner noch ganz anders los.

Plötzlich lag auch der gelbe Vierspänner neben dem blauen, seinem Vorgänger; ein doppelter Zwischenkampf entspann sich!

Der rote Vierer ließ sich die Führung nicht nehmen, und da sah man, wie wenig es zu bedeuten hatte, daß mehr nach innen der Weg ein kürzerer war, der Fünfspänner konnte nicht überholen, blieb vielmehr zurück – und da waren inzwischen die beiden um einen Vorsprung kämpfenden Viergespanne aufgerückt, hier trat eine Aenderung ein, der gelbe überholte den blauen, alle drei Vierspänner lagen dicht hintereinander, und ehe man sich versah, befand sich der Fünfspänner, der wohl nach strenger Vorschrift baldmöglichst wieder die Mauer zu gewinnen hatte, an vierter Stelle, während das Dreigespann, dessen Rosselenker sich fortwährend an den Zügeln zu schaffen machte, jetzt mehr als eine halbe Runde zurück war.

O, waren das Szenen!

Es war begreiflich, daß das vielhundertköpfige Publikum zu toben begann, daß auch der sonst phlegmatischste Chinese jubelte.

Nun aber erst diese Lords und die anderen Sportsmen! Es ist ja bekannt, daß der phlegmatische Engländer, wenn er sich einmal von etwas hinreißen läßt, jeden Südländer an Leidenschaft übertrifft. Daher ist der Engländer auch der wütendste Hasardspieler.

Bei denen also wäre das Wort ›Toben‹ noch ein schwacher Ausdruck für ihr Verhalten gewesen. Die wurden einfach wahnsinnig. Und nun diese Wetten, die sofort abgeschlossen wurden!

Am ruhigsten war noch Lord Seymour, der die einzelnen Wetten annahm und notierte.

Das Wetten hatte erst begonnen, als der Fünfspänner den führenden roten Vierer zu überholen schien, daher waren auf den Fünfer gleich große Summen gesetzt worden – sehr voreilig, denn schon in der nächsten Runde war er an die vorletzte Stelle gekommen, und das Geld konnte natürlich nicht zurückgezogen werden.

Wohl aber konnte jeder verschiedene Wagen besetzen, alle – das wurde dann später verrechnet, es wurden Differenzwetten.

Dann hatte der gelbe Vierspänner die größte Sympathie, der ja tatsächlich schon seinen Vorgänger überholt hatte, durch Abfall des Fünfgespans, also gleich zwei Stellen vorgerückt war, und ich selbst hätte auf ihn gewettet, alles machte bei diesem den schneidigsten Eindruck, die herrlichen Pferde, wie der Lenker Zügel und Peitsche führte – und doch war dieses Urteil jetzt, bei der vielleicht sechsten Runde, immer noch sehr voreilig.

Der Dreispänner blieb immer mehr zurück, mußte von dem ersten Vierspänner gleich überrundet werden, der zählte schon nicht mehr mit.

Nur einer dachte anders.

»Tausend Pfund auf den ersten Sechsspänner!!« fing jetzt der Australier wie ein Stier zu brüllen an. »Tausend Pfund auf den ersten Sechsspänner, tausend Pfund, zweitausend Pfund, dreitausend Pfund!!!«

Er brüllte noch weiter, bis Lord Seymour ihn darauf aufmerksam machte, daß es doch keinen einzigen Sechsspänner gab, geschweige denn zwei. Da kam er aber bei Mr. Rug schön an.

»Na, dort – dort – der erste Sechsspänner – der jetzt eben auf die Pferde haut, sein Bein auf den Rücken des mittelsten Pferdes stemmt!«

Da stellte sich heraus, daß der Australier den Dreispänner meinte! Er hatte nämlich schon heute früh schief geladen gehabt, hatte ein spanisches Kredenzmädchen leergetrunken, und infolgedessen sah er jetzt doppelt, aus dem Dreispänner wurde ein Sechser und zwar deren gleich zwei.

Mr. Rug blieb bei seinem Sechsspänner, bei dem ersten, den er erblickte, und mich wunderte nur, daß die anderen Herren diese

Wette annahmen, was doch eigentlich nicht fair war, ganz abgesehen davon, daß der Australier wahrscheinlich glaubte, der Dreispänner läge an der Spitze, während er in Wirklichkeit doch gleich von dem roten Vierspänner überholt werden mußte.

Und dies geschah jetzt, der führende Vierer bog ein, legte sich neben den Dreispänner, suchte ihn zu überrunden.

Da aber mußte man doch seine Ansicht über den letzteren etwas ändern. Er war von dem roten Vierspänner doch nicht so leicht zu überholen, wie man zuerst vermutete.

Mit einem Male griffen die drei Rosse ganz anders aus. Ueberholen ließen sie sich von dem Viergespann wenigstens nicht. Und auch auf der anderen Seite des Amphitheaters, dort, wo jene saßen, welche doch schon etwas mehr von Roß und Lenker wissen mußten, schien man anderer Ansicht zu sein.

Auch dort drüben wurde getobt, Blodwen schien den Veitstanz bekommen zu haben, ununterbrochen wurde ein Name gerufen, gebrüllt, und wenn mir dieser auch keine Erklärung gab, so war doch ganz offenbar, daß die allgemeine Sympathie auf seiten des Dreigespanns war, diesem galten die anfeuernden Zurufe.

Diese Sympathie schien auch einen guten Grund zu haben, sicher doch laut Erfahrung. Eine Runde legten so die beiden Wagen Seite all Seite zurück, dann aber ging der Dreispänner unaufhaltsam vor, das rote Viergespann mußte hinter ihm einlenken, wollte es nicht dem Nachfolger eine Chance geben.

Drüben auf der anderen Seite lohnte ein nicht endenwollendes Triumphgeschrei den Sieg des Dreigespanns.

Aber sollte da nicht eine Täuschung vorliegen? Eigentlich war das doch gar kein Sieg gewesen. Vielmehr seitens des Dreigespanns nur das Verschieben eines noch größeren Verlustes! Denn dieses war jetzt doch nicht etwa der erste Wagen, sondern noch immer der letzte, noch weit über eine halbe Runde hinter dem vorletzten zurück, er hatte sich von dem ersten Wagen nur nicht

übrunden lassen, hatte es noch einmal, vielleicht mit seiner letzten Kraft, zu verhindern gewußt.

Aber die dort drüben mußten doch wohl besser orientiert sein.

Plötzlich ging das Dreigespann ganz mächtig vor, innerhalb einer halben Runde hatte es den Fünfspänner eingeholt . . .

Da plötzlich ein einstimmiger Schrei des Entsetzens! Das Einzelne hatte man gar nicht gesehen – plötzlich bildeten die fünf Rosse dieses Wagens einen wirren, zuckenden Haufen, der Wagen selbst war natürlich mit furchtbarer Gewalt in die gestürzten Pferde hineingefahren – um sich schlagende Beine, aufgerissene Pferdeleiber – und im nächsten Augenblick mußte auch das Dreigespann hineinfahren, mußte diesen Haufen von Trümmern, Gliedmaßen und blutigem Fleisch, noch vergrößern . . .

Doch nein, in diesem letzten Augenblick wurde das Dreigespann noch zur Seite gerissen, wohlbehalten sauste es vorbei.

Wie doch die Menschen sind! Erst ein Schrei des Entsetzens, dann atemlose Totenstille, das Unglück geht jedem doch furchtbar zu Herzen, und dann wieder im nächsten Moment ein brausender Beifallssturm, dem Bravourstück des Dreispanners geltend – und abermals im nächsten Moment wiederum Rufe des Entsetzens.

Dem roten Viergespann war der Trümmerhaufen zum Verhängnis geworden, es hatte nicht rechtzeitig beilenken können, war hineingefahren. Jetzt wälzten sich dort neun Rosse und zwei Menschen in Todeszuckungen, und keine Hand kam, sie unter den Trümmern der zerschmetterten Wagen hervorzuziehen, die Verwundeten und Toten fortzutragen, den entsetzlich schreienden Pferden den Gnadenstoß zu geben. Es war das erstemal, daß ich ein Pferd schreien hörte – gräßlich; der Ton läßt sich mit gar nichts vergleichen.

Weiter ging die wilde Jagd. Es mußten schon die letzten Runden sein, immer toller wurde die Peitsche gebraucht.

Der Trümmerhaufen, der eine ziemliche Breite einnahm, mußte umfahren werden. Machte nichts, dieses Hindernis hatte ein jeder zu überwinden.

Nach Verschwinden des roten Vierspänners war der gelbe der erste. Er wurde vom blauen überholt, doch der gelbe setzte sofort seine ganze Kraft ein, kam wieder an die Seite des blauen, eine Runde lang blieben sie nebeneinander liegen – und da kam auch das Dreigespann vor, lenkte ein, legte sich an die Seite des gelben Viergespanns.

So rasten die drei Wagen mit zusammen elf Rossen dicht nebeneinander einige Male durch die Arena, angefeuert von dem tobenden Publikum. Und zum Publikum gehörte auch ich. Nein, ich machte keine Ausnahme. Gewettet hatte ich nicht. Jetzt hätte ich es für das Dreigespann getan, ich wäre bereit gewesen, für den Sieg des Dreigespanns eine Hand zu opfern, und alle diese Hunderte von Menschen wären auf seiten des Dreigespanns gewesen, hätten sie sich durch hohe Einsätze nicht für einen der Vierspänner interessieren müssen. Die allgemeine Gunst hat ja sonst stets der Schwächere, der sich wacker zu halten weiß.

Da ging der Gelbe vor – das Dreigespann folgte nach und gewann als zweiter Wagen wieder die Mauer – in diesem Augenblick donnerte ein Kanonenschuß, die dreißigste Runde war beendet, mit dieser Reihenfolge war der Sieg entschieden, die Rosse wurden gezügelt, die drei Wagen lenkten ein.

Was dann noch weiter geschah, dessen kann ich mich kaum noch entsinnen.

Blodwen betrat wohl die Arena, überreichte dem Lenker des gelben Viergespanns einen großen, goldenen Kranz, der des Dreigespanns bekam als zweiter Sieger einen kleineren, auch das blaue Viergespann ging nicht leer aus – dann fuhren die drei Wagen hinaus, aber mit großen Hindernissen, noch nachträglich brachen einige der siegreichen Pferde zusammen – der blaue Rossenlenker stürzte vom Wagen und blieb blutüberströmt liegen – ein

Blutsturz hatte, wie ich später erfuhr, seinem Leben ein Ende gemacht – und an mein Ohr brauste der donnernde Beifallssturm des Publikums.

Jetzt aber gehörte ich nicht mehr zu diesem Publikum. Jetzt war ich aus der Allgemeinheit getreten, hatte mich isoliert. Vielleicht ja noch manch anderer mit mir.

Daß ich kein brutaler Mensch bin, dürfte der Leser wohl schon gemerkt haben. Und als ich vorhin von meiner Liebhaberei für Kampfspiele sprach – ›mag auch noch so viel Blut fließen!‹ – da dürfte ich etwas übertrieben haben.

Ja, es war großartig gewesen, herrlich, auch ich hatte mitgejubelt, mitgerast – aber dann hinterher packte es mich ebenso furchtbar. Für meinen Seelenzustand weiß ich keinen anderen Ausdruck als: ›Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an‹.

Die zerschmetterten Pferde und ihre Lenker wurden schnell hinausgeschafft – und ich fühlte mich mit schuld an ihrem Tode, an ihren Schmerzen.

Weshalb? Weil ich sie vorhin, als sie noch in voller Lebenskraft durch die Arena gerast waren, bejubelt hatte!

Meinetwegen waren sie in diesen frevelhaften Kampf gegangen, meinerwegen waren sie gestürzt, zermalmt worden. –

Genug! Wer nicht weiß, was ich hiermit sagen will, dem kann ich es auch nicht näher erklären.

Ich war furchtbar erschüttert. Und trotzdem sage ich es noch einmal: es war ein herrliches Schauspiel gewesen!



Während die blutigen Spuren des Kampfes schnell durch weißen Sand verwischt wurden, ordnete Lord Seymour die Wetten.

Sie alle, die sich bei ihm eingetragen, hatten viel gewonnen, aber auch viel verloren. Es hob sich bei fast jedem so ziemlich. Nur Mr. Rug hatte mit seinem Dreigespann, das zweiter Sieger

geworden, tatsächlich eine erkleckliche Summe gewonnen. Kinder und Besoffene haben eben ihren Schutzengel, d. h. das meiste Glück. Wie Lord Seymour diese Differenzberechnung ausführte, weiß ich nicht.

Blodwen hatte, als sie in der Arena erschienen, ihren Teil abbekommen, und man geizte auch jetzt unter sich nicht mit ihrem Lobe.

»Ja, so etwas haben wir allerdings noch nicht gesehen und werden es auch nie wieder zu sehen bekommen. Was kommt nun?«

Ich bemerke, daß das ganze Wettrennen höchstens zehn Minuten gedauert hatte, in weiteren zehn war die Arena wieder gesäubert, während Erfrischungen herungereicht wurden.

Ich weiß nicht – ich hatte ein Glas Rotwein genommen – ich konnte es nicht trinken. Der rote Wein schmeckte mir nach Blut.

Da erscholl ein schmetternder Tusch, hinter uns hatte sich eine Kapelle niedergelassen, zwei Tore öffneten sich, und unter den Klängen eines faszinierenden Marsches marschierten aus jedem Tore Männer in die Arena.

»Gladiatoren!!« erscholl sofort der Ruf des Staunens.

Es waren solche, Gladiatoren nach römischem Muster, wie das alte Griechenland sie niemals gekannt hat.

Es mochten wenigstens zweimal fünfzig sein, welche zunächst im Kreise herummarschierten, um sich zu präsentieren, lauter athletisch gewachsene Männer, deren Bekleidung außer einem kurzen Faltenrock, nicht ganz bis zum Knie reichend, nur aus Beinschienen und Brustpanzer bestand, der bei der einen Hälfte silbern, bei der anderen golden war, ebenso wie der phantastische Helm, und schließlich noch an den Füßen Sandalen.

Die Bewaffnung bestand ausschließlich aus Schwertern, nur einige trugen eine Art von Fischernetzen, deren Bedeutung ich schon kannte. Doch ich will nicht vorgreifen. Ferner hatte jeder am linken, sonst nackten Arm einen mit der übrigen Rüstung gleichfarbigen Schild.

Ja, es war ein herrlicher Anblick, wie diese hundert Gladiatoren, deren Rüstungen in der unterdessen hochgekommenen Sonne funkelten und gleißten, unter den Klängen der faszinierenden Musik durch die Arena marschierten, wie diese hundert Mann gleichzeitig an die Schilde schlugen und grüßend ihre breiten Schwerter senkten, – ja, es war herrlich, aber . . . mir drohte plötzlich das Herz stillzustehen. Eine fürchterliche Ahnung überkam mich.

Nein, nein, so etwas harmonierte nicht mit meinem Programm!!

Doch ich war jetzt Publikum – und ich ging nicht!

Ein kurzes Aufhören der Musik, ein Paukenschlag, ein neuer Marsch, die im Kreise gehenden Gladiatoren schwenkten ein, ordneten sich nach den verschiedenen Farben – ich will nicht von Silber und Gold, sondern immer von Weiß und Rot sprechen – einander gegenüber, schlugen an den Schild und begrüßten sich durch Neigen der Schwerter.

Und ich blieb.

Leiser wurde die Musik. Ein Roter trat leichten Schrittes hervor, Schild und Schwert in den Händen, ihm entgegen ging ein Weißer, der ausnahmsweise sein kurzes Schwert in einer Scheide trug und statt des Schildes in den Händen eines jener Netze hatte.

Der Netzkampf begann, eine der beliebtesten Kampfarten im altrömischen Zirkus, weil am reichsten an Abwechslung bietend.

Der Gang ist oder war kurz folgender: Der Netzträger sucht sein Netz über den Kopf des Gegners zu werfen, ihn überhaupt darein zu verstricken, der Gegner sucht auszuweichen und den anderen zu töten. Damit er mit dem Schwert das Netz nicht zerschneiden kann, was für ihn ja eine Leichtigkeit ist, muß das Schwert stumpf sein, d. h. an den Schneiden nicht geschliffen, wohl aber natürlich spitz.

So einfach das klingen mag, so interessant ist solch ein Kampf in Wirklichkeit. Wir bekamen es hier zu sehen.

Der Kampf währte mindestens eine Viertelstunde, und doch ward man seiner nicht überdrüssig. Die einzelnen Phasen lassen sich nicht beschreiben. Jedenfalls war die Gewandtheit der beiden unglaublich, wie sie dem Netz und den Stichen entgingen, wie sie sich drehten und wendeten, eben gar nicht zu beschreiben. Oftmals war der Rote schon von dem Netze eingehüllt, lag sogar schon am Boden, aber stets wußte sich der aalgleiche Mann wieder freizumachen, und dann hatte sich wieder der Weiße vor den kunstgerechten Hieben und Stichen des Gladiatoren zu schützen, allein mit dem Schilde oder durch affenartige Seitensprünge, während welcher er schon wieder das Netz durch die Luft sausen ließ.

Da stürzte der Rote, durch einen geschickten Wurf ins Netz gewickelt, abermals, und diesmal konnte er sich nicht wieder freimachen – im Nu war der Weiße über ihm, hatte sein kurzes Schwert aus der Scheide gerissen, es dem Wehrlosen zwischen Panzer und Helmband auf den Hals gesetzt.

Mir stockte das Herz, wie es nun kommen würde . . .

Da hob der Gestürzte den rechten Arm, den er noch frei hatte, hoch, ohne Schwert, den Daumen in die Höhe, und unter dem donnernden Applaus der Zuschauer ließ der Sieger von dem Besiegten ab, half ihm aus dem Netz.

Erleichtert konnte ich aufatmen. Es ging hier so ritterlich zu wie im Zirkus des alten Roms, die Besiegten waren sogar noch mehr geschützt.

Wurde ein Gladiator vom anderen besiegt, d. h. zunächst zu Boden gefällt, so hatte er vom Sieger den Todesstoß zu erwarten. Ehe dies aber geschah, hielt er – der Sieger, nicht wie hier der Besiegte, – die Hand mit dem Daumen hoch, es war eine Frage, ob oder ob nicht, und das Publikum entschied durch Zurufe über Tod oder Leben des Besiegten. Lautete der Zuruf bejahend, dann gab der Sieger dem Besiegten den Todesstoß.

Doch dies kam wohl niemals vor, die Zuschauer begnadigten stets den Besiegten, der ja gewöhnlich schon schlimm genug zu-gerichtet war, ja manchmal seine Seele bereits ausgehaucht hatte.

Das hier war nur eine plumpe Nachahmung gewesen, die besser hätte unterbleiben sollen. So weit war dieses Publikum ja gar nicht informiert.

Kurz, dieser Kampf war vollständig unblutig abgelaufen, ich konnte erleichtert aufatmen – Leben sollten hier also geschont werden.

Zwei andere Gladiatoren gingen gegeneinander vor, um sich nur mit dem Schwerte zu messen.

Es waren geübte Fechter, nicht etwa solche, wie man sie im Theater sieht, die nur so mit den Schilden zusammenprallen und vorsichtig mit den Schwertern herumfuchteln.

Ja, auch diese hier prallten mit den Schilden zusammen, aber wie! Und wie die fochten!

Und dann rötete sich der Sand von Blut – und dann ließ der Weiße sein Schwert fallen und brach zusammen – und ich hatte deutlich gesehen, wie sich des Roten Schwert tief in seine Brust gebohrt hatte, in der Gegend des Herzens, trotz des Panzers, der auch sicher nicht aus versilberter Pappe bestand.

Da sofort ein wütendes Gebrüll, fünfzig vergoldete Schwert-träger stürmten vor, auf die silbernen zu, und diese erwarteten sie, kamen ihnen halbwegs entgegen, und der Kampf Mann gegen Mann begann – ein Schlachten – und die Musik spielte dazu – spielte, unmusikalisch wie der Engländer bekanntermaßen ist, ich erinnere nur an die englischen Kirchenlieder, die eigentlich ins Tingeltangel gehören – spielte dazu marschmäßig das schöne Lied ›Lott ist tot, Lott ist tot, Jule liegt im Steeberben‹ – was in diesem Falle allerdings auch recht gut paßte.

Ich schaute der Schlacht, dem Schlachten zu, sah, wie einer nach dem anderen stürzte, sich röchelnd im Blute wälzte.

Was ich jetzt nachstehend sage, habe ich damals nicht so gedacht, obgleich mir ähnliche Gedanken doch durch den Kopf schossen – blitzartig.

Also ich bin gewiß kein gemütsroher Mensch.

Wenn ich Kampfspiele liebe, so hat das doch seine Grenzen wie alles in der Welt.

Eigentlich bin ich ein sehr gutmütiger Mensch. Ich kann keinen hungern sehen. Ach Gott, wie oft habe ich meinen letzten Penny in eine abgezehrte Hand gedrückt! Ich habe buchstäblich einmal mein Hemd vom Leibe verschenkt.

Aber alles, was ich verdiene, den Armen zu geben, um selbst von Kraut und Wurzeln zu leben, dazu fühle ich mich durchaus nicht verpflichtet, das fällt mir gar nicht im Traume ein.

Versteht der geneigte Leser? Sicher!

Alles mit Unterschied, alles hat seine Grenzen.

Ja, ich war ein Freund von Kampfspielen, selbst von blutigen, aber ... das hier war etwas ganz anderes, weil damit das Publikum ›amüsiert‹ werden sollte.

Wieder prallten die beiden feindlichen Gladiatorenscharen zusammen, stampften auf den Leibern der schon gefallenen Kameraden herum, ein etwaiges Wimmern und Röcheln ward durch Schildeklirren und Schwerterklang, durch die Musik und vor allen Dingen durch den tosenden Jubel des Publikums übertönt – jetzt aber gehörte ich nicht mehr zu diesem Publikum, aus menschlichen Bestien bestehend – – plötzlich saß ich nicht mehr auf der Steinbank, plötzlich stand ich mitten unter den Kämpfenden, hatte zwei beim Griebse gepackt und schleuderte sie zurück, auf andere darauf.

»Auseinander, ihr Himmelhunde!!!«

Ich weiß nicht, ob meine Stimme oder mein Auftreten oder das plötzliche Verstummen der Musik wie des Gebrülls des Publikums daran schuld war, daß hier unten mit einem Male alles wie versteinert dastand.

Nur zwei wollten noch nicht voneinander lassen, fochten weiter – ich rieß den einen von hinten zurück – da wandte er sich gegen mich, wollte mich mit seinem Schwerte kicken – aber ehe er dazu kam, hatte er von mir eine Mauschelle weg, daß gleich sein Helm abflog und er selbst in den Sand.

Da plötzlich stand Blodwen vor mir, kreideweiß im Gesicht, die Augen wie glühende Kohlen.

»Mann, was ficht Euch an?!«

Ich wußte, woran ich war, und ich deutete auf einige blutige, sich windende Menschenleiber, die zu meinen Füßen lagen.

»Weib, ist das dein Werk?!«

»Mann, was ficht dich an, dich hier störend einzumischen?! Bei Thor und Odin, ich ... «

»Ja, Blodwen, du bist noch zu etwas anderem fähig, jetzt weiß ich es! Und so höre denn mein Urteil über dich! Du hast mir etwas zeigen wollen, was ich bisher noch nicht gesehen hätte – wohl, du hattest wahr gesprochen!! – – noch nie habe ich solch ein herzloses, grausames, blutgieriges Weib gesehen wie dich – – und mich wundert nur, daß zu unseren Zeiten die Erde noch solch ein Ungeheuer in Menschengestalt auf sich duldet – – ich schäme mich, dich jemals meine Freundin genannt zu haben! Pfui über dich!!!«

Ich wandte mich um und ging zurück.

»Richard!!« erklang es noch einmal gellend hinter mir.

Ich ging weiter, der Mauer zu. Auch einige meiner Jungen waren unten, mir nachgesprungen. Wir mußten einander auf die Schulter steigen, um die fünf Meter hinaufzugelangen, mußten oben hochgezogen werden.

Wie der letzte hinaufkam, weiß ich nicht – weiß überhaupt von allem verdammt wenig.

Ich weiß nur, daß plötzlich Tischkoff vor mir stand.

»Haben Sie es gesehen?« fragte ich ihn, und erst jetzt brach bei mir alles hervor, was ich bisher zurückgedrängt.

»Ich habe alles gesehen. Recht so, Kapitän! Kommen Sie!«

Wir hatten wohl einen jener Ausgänge benutzt, plötzlich befand ich mich in einem finsternen Tunnel, Tischkoff führte mich an der Hand – und dann sah ich mich wieder in meiner Kajüte.

WAS ICH HEIMLICH AUF DER INSEL BEOBACHTETE.

Ja, ich weiß von alledem wenig zu erzählen. Ich hätte ebenso gut in bewußtlosem Zustand von dem Amphitheater bis an Bord meines Schiffes getragen werden können.

Mein ganzes Innere, jeder Nerv in mir war in Aufruhr.

Tischkoff war bei mir, während ich in der Kajüte auf und ab raste.

»Als drittes wären wilde Tiere gegen Menschen losgelassen worden,« sagte er. »Es sind dazu eine Unmenge von Löwen und Tigern und anderen Raubtieren herbeigebracht worden, mit schwerem Gelde bezahlt.«

»Ich glaube es, ich glaube es!« stöhnte ich.

»Dieser famose Papapopulos hat die kurze Zeit auszunützen gewußt, um seine Arrangements zu treffen, für die Unterhaltung von Gästen zu sorgen.«

Mit einem Rucke blieb ich vor dem Sprecher stehen.

»Sie meinen, daß dies alles von dem Armenier ersonnen ist, nicht von jenem Weibe?!« stieß ich fast drohend hervor.

»O nein, so war das nicht gemeint,« entgegnete Tischkoff kaltblütig. »Der eigentliche Urheber dieser Schauspiele ist Lady Blodwen, und wenn die Erfindung von Papapopulos stammte, so hat er doch

eben den Charakter dieser Dame richtig zu taxieren verstanden.«

Starr blickte ich den Sprecher an.

»Soll das etwa heißen, daß Sie schon früher von dieses Weibes grausamem Charakter überzeugt gewesen sind?«

»So ist es.«

»Kannten Sie denn das ganze Verhältnis zu den Verwandten? Wie sich besonders Lady Marion weigerte, die Osterinsel zu besuchen, weil sie ihre Schwägerin jeder Grausamkeit für fähig hielt?«

»Ich wußte es.«

»Woher? Sie haben sich doch absolut nicht um die Dame gekümmert, sind während der ganzen Zeit kaum aus Ihrer Kabine gekommen.«

»Ich sehe und höre manchmal mit anderen Augen und Ohren als sonst irdische Menschen.«

Lächelnd hatte Tischkoff es gesagt – aber es war ein fast unheimliches Lächeln – zum allerersten Male machte mir Tischkoff gegenüber eine Andeutung von seinen übernatürlichen Fähigkeiten – aber jetzt war keine Zeit, auf so etwas einzugehen, ich dachte, an etwas ganz anderes.

»Und Sie halten Blodwen für fähig, ihre Verwandten einer Tortur auszusetzen, um von ihnen eine Aenderung in jener Erbschaftssache zu erpressen?«

»Ja.«

»Sie sind von jeher davon überzeugt gewesen?«

»Ja.«

»Und Sie haben mir diese Ihre Ansicht nicht gesagt?«

»Es hätte bei Ihnen wohl wenig Zweck gehabt. Sie selbst waren doch davon überzeugt – bis Sie Ihre Ansicht mit einem Male änderten – eigentlich ganz unmotiviert – und ich glaube schwerlich, daß Sie sich dann eines anderen hätten überzeugen lassen, dazu haben Sie doch einen viel zu harten Kopf.«

Ganz freundlich hatte Tischkoff es gesagt, ohne jeden Spott – und ich schlug mich vor die Stirn.

»Sie haben recht, tausendmal recht!! O, ich Narr, ich einfältiger Narr, der ich mich von diesem Weibe blenden ließ, weil es mir eine glatte Larve zeigte, weil es in meiner Gegenwart mit den Verwandten freundlich tat . . . !!«

Fast jammernd hatte ich es gerufen.

Dann aber raffte ich mich wieder empor.

»Also Sie glauben, daß Blodwen gegen ihre Verwandten dennoch mit Gewalt vorgehen wird?«

»Sicherlich.«

»Weshalb da zuvor diese scheinheilige Freundlichkeit?«

»Um sie erst zu ködern, um sie überhaupt erst hierherzulocken. Die Sache ist doch ganz einfach. Ursprünglich hatte Blodwen vor, gegen ihre Verwandten ganz offen mit Gewalt vorzugehen. Deshalb kaperte sie ihre Schiffe, nahm sie gefangen. Es blieb ihr ja auch gar nichts anderes übrig, denn freiwillig wären die doch keiner Einladung gefolgt, wären wohl schwerlich in irgendwelche Falle gegangen. Nun aber, einmal gefangen, begegnete Blodwen ihnen mit der größten Freundlichkeit, tat, als hätte sie nur einmal ihre Macht zeigen wollen, jedoch gar nicht daran denkend, diese etwa zu gebrauchen.

»Als zweites sah sie sich nach Gästen, nach Zeugen um. Da mögen ihr in jenem Hafen die Herren von Fanafute wie gerufen gekommen sein. Auch diese lud sie nach ihrer Insel ein. Dann kamen auch Sie noch, brachten sogar gleich noch die vierte Person mit, die Lady Marion.

»Jetzt benimmt sie sich also gegen ihre Verwandten mit der größten Freundlichkeit, alle diese angesehenen Männer der verschiedensten Nationen sind Zeuge davon, Sie selbst waren doch der festen Ueberzeugung, daß Blodwen keiner solchen ungerechten Handlung fähig sei, waren wenigstens noch zu dieser Ansicht gekommen, Blodwen hatte also ihr Ziel erreicht – – dann hätte sie einfach die anderen Gäste entlassen, auch Sie – und dann wäre sie gegen ihre Verwandten vorgegangen: Tod oder eure Unterschrift, wodurch ihr auf alles wieder verzichtet. O, das hätte doch dieses Weib schon zu arrangieren gewußt! Dann wären die Verwandten ganz einfach verschwunden, durch einen Schiffbruch oder sonstwie. Blodwen wäre jedenfalls ihr nächster Erbe gewesen, das eben hätte sie von jenen erpreßt. Und dann hätte sie die angesehensten

Männer Englands und anderer Länder als Zeugen gehabt, daß hier alles durchaus sauber zugegangen sei. Ist das nicht ganz einfach?«

Ja, plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen!

»Durch meine Einmischung, durch meine letzte Handlungsweise wird hieran eigentlich gar nichts geändert.«

»Nein, durchaus nichts. Blodwen hat nur einen Zeugen weniger. Doch Sie vogelfreier Desperado kommen ja überhaupt gar nicht in Betracht, Sie können ruhig absegnen, können gegen die Lady irgendwelche Beschuldigung erheben – das gilt alles nichts mehr.«

»Aber die anderen Gäste, die Sportsmen von Fanafute?«

»Nun, was ist mit denen?«

»Sollten denen die Augen jetzt nicht aufgegangen sein?«

»Worüber?«

»Ueber den eigentlichen Charakter dieses Weibes.«

»Wodurch?«

»Nun, eben durch diese Vorstellungen, welche doch die Grausamkeit dieses Weibes offenbaren.«

»Hätten Sie diese Herren so beobachtet wie ich, so würden Sie nicht so sprechen. Die haben nicht mit solch starren Augen dageessen wie Sie. Die werden auch nicht von solchen Empfindungen gequält wie Sie. Nein, deren Verehrung gegen ihre Gastgeberin ist jetzt nur noch gewachsen.

»Aber jene Verwandten müssen gewarnt werden! Ihr Leben ist bedroht!«

»Warnen? Versuchen Sie ihnen die Augen zu öffnen. Es wird Ihnen nicht gelingen – gerade Ihnen am allerwenigsten, der Sie ja selbst zuletzt den Argwohn der Lady Marion zerstreut haben. Und womit wollen Sie denn überhaupt Ihren neu entstandenen Argwohn motivieren? Mit dieser Vorstellung im Zirkus? Weil da Gladiatoren kämpften, genau so, wie zu den Zeiten des alten Roms? Deshalb muß nun Lady Blodwen auch gleich fähig sein, ihre Gastfreunde zu martern?«

Tischkoff hatte recht, hatte hundertmal recht! Ich selbst hatte mir durch meine frühere, neu erwachte Vertrauensseligkeit meine Stimme verscherzt, mit der ich hätte warnen können.

»Aber ich habe für die Sicherheit der Lady Marion garantiert, ihr gegenüber auch für die Sicherheit ihrer Brüder!« rief ich.

»Das wäre schließlich gar nicht nötig gewesen – ich meine, diesem Teufelsweibe müssen ihre Opfer überhaupt aus den Zähnen gerückt werden. Denn ein Teufesweib ist es. Herr Kapitän Jansen, wollen Sie mir die ganze Sache überlassen?«

»Was haben Sie vor?«

»Erst müssen wir den Beweis haben, daß Lady Blodwen auch wirklich gegen ihre Verwandten so vorgehen will, überhaupt solch einer Handlung fähig ist.«

»Wie wollen Sie diesen Beweis erbringen, ehe es zu spät ist?«

»Indem wir sie heimlich beobachten.«

»Wie wäre das möglich? muß ich immer wieder fragen.«

»Herr Kapitän, wollen Sie mir nicht vertrauen?«

»Ich vertraue Ihnen überhaupt immer.«

»Wollen wir nicht einmal das Verhältnis gelten lassen, daß ich Ihr vorgesetzter Kommodore bin, dem Sie unbedingt zu gehorchen haben?«

»Dieses Verhältnis besteht eigentlich immer, denn ich habe Ihnen daraufhin mein Wort gegeben. Sie machen von diesem Ihrem Vorgesetztenrang nur sehr selten Gebrauch.«

»Gut denn!«

Tischkoff richtete seine schlanke Gestalt auf, der gutmütige Ausdruck in seinem faltigen Gesicht trat zurück.

»Klar zum Manöver! Wir verlassen die Insel. Kurs Nordnordost, bis ich andere Instruktionen gebe.«

Im Kommandotone hatte er es gesagt, und ohne noch ein Wort zu verlieren, wandte sich der rätselhafte Mann und ging in seine Kabine, um sich dort zwischen seinen Büchern zu vergraben, kam wenigstens nicht wieder zum Vorschein.

Was sollte ich davon denken?

Ich hatte überhaupt nichts zu denken, sondern nur zu gehorchen.

Es herrschte Südwestwind, für den vorgeschriebenen Kurs der günstigste. Wir lagen noch immer in der Mitte der Bucht. Ich stand auf der Kommandobrücke, die Bootsmannspfeife übersetzte meine Befehle in Signale, in fünf Minuten waren die Anker gelichtet, und weitere fünf Minuten später befand sich die ›Sturmbräut‹ unter dem Drucke der ersten Segel in voller Fahrt, bis sie, einem weißen Schwane gleichend, dem Nordosten zuflog, dem unbekanntem Ziele zu, das mein geheimnisvoller Kommodore bestimmt hatte.

Das war in der zehnten Morgenstunde gewesen.

In der elften verloren wir die Osterinsel außer Sicht, und als die Freiwache, bevor sie die andere ablöste, ein Viertel vor zwölf zum ›Schaffen‹ ging, d. h. zum Essen, erschien auch Tischkoff wieder an Deck, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit.

»Wo befinden wir uns, Herr Kapitän?«

Ich nannte die Zahlen der letzten geographischen Ortsbestimmung.

»Schön! Lassen Sie die Segel einziehen! Wir bleiben hier liegen. Um sechs Uhr wird Feuer unter die Kessel gemacht, daß um sieben voller Dampf ist.«

Sprach's und ging wieder davon.

Ich gehorchte einfach. Offenbar würden wir bei Dunkelheit nach der Insel zurückdampfen, und was Tischkoff sonst vorhatte, würde ich ja zu sehen bekommen.

So vergingen die Stunden untätig. Kein anderes Segel tauchte am Horizont auf.

Um sechs Uhr begann es zu dunkeln, und als die mondlose Nacht schon seit einer Stunde herrschte, zischten bereits die Ventile, und da kam Tischkoff auf die Kommandobrücke.

»Herr Kapitän, überlassen Sie mir die Führung!«

»Selbstverständlich!«

Tischkoff gab den Kurs an, mit voller Kraft ging es zurück nach der Osterinsel, nachdem die Lichter gelöscht worden waren.

Um neun Uhr tauchten die erleuchteten Fenster der Häuser auf. Einen Leuchtturm besaß die Insel noch nicht.

»Wissen Sie noch, wie ich damals zu Ihnen von der kleinen Felsenklippe gesprochen habe, die sich nahe der Osterinsel befindet?«

O, ich konnte mich noch recht gut entsinnen, wie der rätselhafte Mann damals immer wieder von dieser Klippe begonnen hatte, sich gar nicht wieder beruhigen konnte.

Aber während wir an der Osterinsel gelegen, hatte ich durchaus nicht bemerken können, daß sich Tischkoff sonst mit diesem Felseneiland beschäftigt hätte. Nur, als wir auf dem Berge standen, hatte er einmal gelegentlich durch das Fernrohr dorthin gespäht, nichts weiter, hatte niemals daran gedacht, sie etwa im Boote zu besuchen.

»Das ist unser Ziel.«

Nun, das hatte ich mir jetzt auch gedacht, aber ohne sonst das geringste zu wissen.

Und dann, muß ich gestehen, begann mir etwas bang das Herz zu klopfen.

Es war eine stockfinstere Nacht, die Lichter der Insel kamen für uns gar nicht in Betracht, konnten nicht zur Orientierung dienen, wir mußten uns schon ganz nahe der Küste befinden, und Tischkoff ließ die ›Sturmbraut‹ noch immer mit zwölf Knoten Fahrt vorwärts gehen.

Da beugte er sich zum Sprachrohr hinab.

»Stopp! Volldampf rückwärts! Recht so! Stopp!«

Die Schraube hatte gekämpft, die ›Sturmbraut‹ lag bewegungslos auf dem Wasser.

»Dort haben wir das Felseneiland vor uns,« sagte Tischkoff mit ausgestreckter Hand, »sehen Sie es?«

Ich mußte verneinen, konnte kaum die Hand vor den Augen unterscheiden.

»Wir sind keine dreißig Meter davon entfernt.«

Ich erschrak fast. Und dann gab es hier nur eine Erklärung.

Dieser geheimnisvolle Mann mußte nicht nur im Finstern sehen können, obgleich seine Augen durchaus nicht wie die der Katzen leuchteten, sondern er mußte auch schon einmal hier gewesen sein, die ganze Umgebung ausgepeilt haben – oder aber ... es war eben ein Rätsel, zu groß, als daß ein irdischer Mensch es lösen könnte.

»Die Jolle klar! Sie begleiten mich, Herr Kapitän! Waffen sind nicht nötig. Höchstens stecken Sie sich etwas zu essen ein, nehmen Sie eine Korbflasche mit, falls unsere Exkursion längere Zeit dauern sollte.«

Ich befolgte die Anweisungen, vor Erwartung gespannt bis in jeden Nerv.

Die Jolle stieß mit vier Ruderern ab, Tischkoff steuerte, gab mit leiser Stimme Ruderkommandos, er allein auch konnte etwas unterscheiden, wir anderen hätten einfach im Dunkeln getappt.

Ein leises Ruderkommando, ein leises Knirschen, und die Jolle lag fest.

Dann ein Klirren von Eisen – hier mußte unbedingt ein Ring sein, an dem Tischkoff das Boot befestigte.

»Ihr bleibt hier ruhig liegen, bis wir zurückkommen. Verstanden?«

»Yes, Sir.«

»So kommen Sie, Herr Kapitän, folgen Sie mir hinab in das dunkle Reich der Nacht!«

In diesem hatten wir uns schon immer befunden, und weiter folgte ich ihm in dieses Reich der Nacht, zunächst nicht hinab, sondern noch geradeaus, und sobald ich Steinboden unter den Füßen hatte, war es gut, daß er meine Hand ergriff, denn sonst

hätte ich nur schlüpfend zu gehen gewagt, und dann wäre damit auch nichts gewesen, der Boden ward bald zerrissen.

Doch nur wenige Schritte, dann blieb Tischkoff stehen, und es war mir, als ob er sich bücke. Nicht einmal das konnte ich unterscheiden.

»Bitte, fassen Sie mit an. Hier – hier – die Platte muß gehoben werden.«

Er hatte meine beiden Hände ergriffen, diese dirigierte, ich fühlte zwei Vorsprünge, Steine mit Höhlungen, in die man gerade recht bequem seine umgebogenen Finger legen konnte; schon wackelte der ganze Stein unter Tischkoffs Rütteln, jetzt hob auch ich mit – »hierher zu mir!« – und der Stein oder die Platte hatte sich aus den Fugen gelöst, war nach Tischkoffs Seite hinübergeschoben worden.

»Hier ist eine Treppe. Steigen Sie sorglos hinab! Ich gehe voran.«

Ich fühlte die Stufen und folgte, nicht wissend, was ich von alledem denken sollte.

Es ging außerordentlich tief hinab, und wir mußten uns ja auch, als wir dann den Weg horizontal fortsetzten, schon unter dem Meeresboden befinden, der eine solide Decke zu bilden hatte.

»Ich habe eine Laterne bei mir,« sagte Tischkoff einmal, »aber besser ist, wir gewöhnen uns gar nicht erst an das Licht, denn dann müßte ich es doch wieder verlöschen.«

»Man gelangt von hier aus nach der Insel?« konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, nur erst als Einleitung.

»Ja.«

»Und den Inselbewohnern ist nichts bekannt von diesem unterirdischen Wege?«

»Nicht den jetzigen.«

»Aber den früheren?«

»Diese haben ihn doch erst angelegt.«

»Die Chinesen, welche vermutlich früher hier gehaust haben?«

»Ja.«

»Darf ich denn nicht erfahren, wie dann Sie zur Kenntnis dieses unterirdischen oder vielmehr unterseeischen Weges gekommen sind?«

»Das Geheimnis ist in einem alten Buche niedergelegt worden, mit Plänen, die in meinen Besitz gekommen sind.«

»Und Sie haben den Weg schon früher einmal untersucht?«

»Nein, noch nie.«

Dann blieb das Rätsel dennoch bestehen. Auch wenn dieser Mann im Finstern sehen konnte, gab mir das noch keine Erklärung, wie er sich hier so sicher zurechtfinden konnte.

»So, jetzt haben wir schon die eigentliche Insel über uns,« sagte Tischkoff, als er stehen blieb und meine Hand losließ.

Ich hörte ein Kratzen, dann ein Knarren – kein Zweifel, hier war eine Tür geöffnet worden, durch welche ich wieder an der Hand gezogen wurde, worauf sich das Knarren wiederholte.

»Wir befinden uns im feindlichen Reiche,« flüsterte mein Führer. »Jetzt ist Vorsicht geboten, wir könnten auf Menschen stoßen.«

»Bis hierher ist der unterirdische Weg also auch den jetzigen Inselbewohnern bekannt?«

»Ja. Es könnte wenigstens sein. Das ist schon ein Schacht, der mit jenem Labyrinth in dem Krater zusammenhängt, den wir damals untersucht haben.«

»Und von dieser Tür ist von hier aus nichts zu bemerken?«

»Gar nichts. Eine äußerst kunstvolle Arbeit jener chinesischen Priester.«

Wir marschierten noch mindestens eine Viertelstunde, sowohl geradeaus, wie auch Treppen hinauf und hinab benutzend.

Immer unbegreiflicher ward mir, wie sich Tischkoff hier zurechtfinden konnte, in dieser Stockfinsternis, und oft belehrte

mich meine tastende Hand, daß auch links und rechts zahlreiche Gänge abzweigten.

Wie konnte sich da Tischkoff zurechtfinden? Hatte er nicht damals, als wir jenes Felsenlabyrinth untersuchten, zu dem ja auch schon dieser Teil gehörte, an jeder Ecke ein Zeichen gemacht, um

...

Halt, daß ich mich nicht irrte!! Ich hatte den Vorschlag gemacht, dies zu tun, ich war es gewesen, der dies auch ausgeführt hatte – Tischkoff hätte wahrscheinlich oder vielmehr ganz sicher schon damals diese Zeichen gar nicht nötig gehabt, um sich zurückzufinden.

Wieder blieb mein Führer stehen.

»Hören Sie nichts?« flüsterte er.

Ja, jetzt vernahm auch ich es.

Ein leises Stöhnen und Wimmern.

Hand in Hand schlichen wir weiter, und für mich war es selbstverständlich geworden, daß dieser Mann, mein Führer, alles zu finden wußte. Das Wimmern ward denn auch immer deutlicher.

»Hier muß es sein,« flüsterte ich, die mir zunächst befindliche Wand meinend.

Da plötzlich drang mir von dieser Stelle ein heller Lichtschein entgegen, eine Tür war aufgemacht worden, erst war ich erschrocken, auf eine Begegnung mit Menschen gefaßt, zum Kampfe bereit – doch dann mußte ich annehmen, daß Tischkoff selbst sie geöffnet hatte.

Aber das war ja jetzt alles Nebensache, meine Gedanken waren nur mit dem beschäftigt, was ich erblickte.

Es war eine enge Felsenkammer, die sich vor uns aufgetan hatte, erleuchtet durch eine auf einem Stuhle stehende Lampe, dann war nur noch ein aus Decken bestehendes Bett vorhanden, und von diesem aus ging das Wimmern und Stöhnen.

Es lag wohl noch etwas darauf, aber faktisch, man konnte zuerst kaum glauben, daß dies ein Mensch sei. Eher glich es einem

großen Haufen rohen Fleisches, von dem noch das Blut herunter-rann.

Weiter vermag ich nicht zu beschreiben, was meine Augen erblickten. Ich kann nur sagen, daß sich mir das Haar vor Entsetzen auf dem Kopfe sträubte. Ich hatte schon manche schreckliche Verwundung gesehen, manchen aufgeschlitzten oder breitgequetschten Leib, aber so etwas denn doch noch nicht.

Uebrigens zweifelte ich zuerst noch, daß dies ein Mensch sei. Ich dachte im Augenblick eher an ein Tier.

»Um Gott, was ist das?!« flüsterte ich.

»Das ist ein Mensch.«

Ich bezwang mich, trat näher – ja, da konnte ich den Kopf unterscheiden, Arme und Beine – alles mit einer Schicht getrockneten Blutes bedeckt, unter der aber auch noch frisches hervorbrach.

Aber ich will auch gleich bemerken, daß der Anblick ein um so fürchterlicherer war, weil die Kleidung in langen Streifen abgerissen war und man diese nun für blutige Fleischfetzen hielt. Es ist ja auch bekannt, daß jede Wunde, besonders wenn durch Quetschung hervorgebracht, oder wenn man etwa mit der Hand in eine Maschine gerät, zuerst viel fürchterlicher aussieht, als später, wenn sie erst sauber gewaschen ist.

»Um Gottes willen, was ist das?!« flüsterte ich entsetzt.

»Ein Mensch, der wahrscheinlich im Sterben liegt,« entgegnete Tischkoff gelassen.

Ich schlich mich hin – der Wimmernde drehte den Kopf, wahrscheinlich wandte er mir das Gesicht zu – aber von einem Gesicht selbst war nichts zu sehen, nichts von Nase und Ohren, nur ein blutiger Klumpen.

»Erbarmen, macht meiner Qual ein Ende,« kam es da in unbeschreiblichem Tone aus einer Oeffnung in dieser vertrockneten Blutschicht hervor, aus der an einigen Stellen aber noch immer rote Bächlein hervorquollen.

»Mann, seid Ihr verunglückt?!«

»Ich bin so geschlagen worden,« wimmerte es wieder in jenem unbeschreiblichen Tone, der gar keinem lebendigen Menschen anzugehören schien.

»So geschlagen!« wiederholte ich, immer entsetzter werdend.
»Wer hat Euch denn so geschlagen?«

»Die Lady Blodwen . . . «

Und da plötzlich ging nur die fürchterliche Ahnung auf.

»Mann, Ihr seid doch nicht etwa . . . «

Ich wagte es gar nicht auszusprechen.

Der blutige Schädel nickte.

»Ja, ich bin's – Ihr Schiffsarzt – Doktor Selo.«

»Doktor Selo,« konnte ich nur hauchen, während mir selbst der eiskalte Tod über den Rücken lief.

Mit Gewalt mußte ich mich aufraffen.

»Ihr seid gefangen worden?«

»Ja.«

»Wo?«

»In den Bergen, wohin ich geflohen war.«

»Von der Lady Blodwen?«

»Von ihren ausgesandten Häschern.«

»Und die haben Euch gemartert?«

»Auf der Lady Befehl.«

»Gemartert?«

»Nur geschlagen – mit Knütteln – wohin es traf – auch als ich schon alles gestanden hatte.«

Ich sah im Geiste diese ganze Szene, und nur eine einzige Frage drängte sich mir sofort auf.

»War Lady Blodwen dabei, als man Euch so schlug? Sah sie zu?«

»Sie war dabei – sie schlug selbst mit zu.«

Da richtete ich mich auf, blickte zu der niedrigen Decke des Gewölbes empor, meine Zähne knirschten, und meine Fingernägel

gruben sich in die Handballen, daß ich dann noch lange davon blutige Spuren hatte, die erst langsam vernarben mußten.

»O, du Teufelsweib, nur noch einmal möchte ich dir gegenüber-treten . . . «

»Ich stehe sofort zur Verfügung!«

Eine andere Stimme hatte dies gerufen, eine helle Frauenstimme, die mir so gut bekannt war, und gleichzeitig erscholl ein schmetternder Krach.

Wie ein Wahnsinniger sprang ich gegen die Tür, welche wir hinter uns offengelassen hatten, und die jetzt geschlossen war, aber diese eiserne Tür spottete meinem Anprall und meinen weiteren Anstrengungen.

»Blodwen – sie hat uns eingeschlossen!!« schrie ich.

Tischkoff antwortete nicht, trat nicht neben mich.

Es war mir auffallend, ich sah mich um – Tischkoff war nicht in der engen Zelle, die absolut kein Versteck bot, zu erblicken!

Konnte sich dieser geheimnisvolle Mann, der schon bei Lebzeiten manchmal dem Tode einen Tribut brachte, nicht nur durch natürlichen Schlaf, etwa auch unsichtbar machen?

Nein, an so etwas glaubte ich nicht. Vielmehr waren es recht logische Gedanken, die mir in diesem Augenblick durch den Kopf zuckten.

Ich hatte zu Blodwen noch nie von meinem Passagier, der in gewissem Sinne auch mein Vorgesetzter war, gesprochen. Hätte sie von anderer Seite von ihm erfahren, etwa durch jene beiden Sportsmen, die ich einige Zeit an Bord beherbergt, oder durch Lady Marion, so hätte sie mich gewiß bei der ersten Gelegenheit über ihn gefragt. Aber ich bezweifelte fast, daß diese meine Gäste den Russen jemals erblickt hatten.

Nein, Blodwen wußte von Tischkoff überhaupt noch gar nichts, und dieser Mann hatte es verstanden, sich auch jetzt den Augen dieses Weibes zu entziehen, nur auf ganz natürliche Weise

– er mochte ihr Kommen gehört haben, hatte noch rechtzeitig das Freie gewonnen, ohne mich selbst noch warnen zu können.

Und in diesem Augenblick wußte ich, daß ich, was nun auch noch kommen mochte, einen mächtigen Schutzengel zur Seite hatte, der über meine Sicherheit wachen würde.

Ja, es war ein eigentümliches Gefühl der Sicherheit, das mich plötzlich überkam, als neben der Tür aus der Wand ein Stein wich und an der Oeffnung Blodwens geisterhaftes Gesicht erschien.

Lange, lange Zeit blickten wir uns, starrten uns an, und es war mir, als ob ich das Haupt der Medusa vor mir habe.

Aber dieses schreckliche Haupt, welches niemand ungestraft anblicken durfte, konnte mich nicht in Stein verwandeln, denn ich war es, der zuerst das Schweigen brach.

»Weib, du hast meinen Schiffsarzt zu Tode gemartert!«

»Mann, wie kommst du auf die Insel?«

Wir gebrauchten mit einem Male wieder das vertrauliche ›du‹. Natürlich ist dieses ›vertraulich‹ ironisch aufzufassen. Es gibt Situationen, zu denen eine zeremonielle Anrede nicht paßt.

»Weib, du hast Doktor Selo zu Tode geprügelt!« wiederholte ich.

»Mann, wie kommst du hierher?« beharrte auch sie bei ihrer ersten Frage.

Da verschränkte ich, noch immer von jenem merkwürdigen Gefühl der überlegenen Sicherheit durchdrungen, trotzig die Arme über der Brust.

»Das erfährst du nie!«

»Du bist ganz einfach bei Nacht mit der ›Sturmbräut‹ zurückgekehrt.«

»Glaube, was du willst!« entgegnete ich, während mich mit einem Male eine große Spannung erfaßte.

Ja, es war ein Gebot der Klugheit, sie jetzt erst auszuhorchen, wie sie eigentlich mein Hiersein auffaßte.

»Im Hafen liegt die ›Sturmbraut‹ nicht,« fuhr sie fort. »Du bist von einer anderen Seite an die Küste herangesegelt und hast dann ein Boot benutzt.«

Gott sei Dank, sie suchte sich alles auf ganz einfache Weise zu erklären.

»Nimm es so an!«

»Aber wie hast du den Eingang hierherein gefunden?«

»Ich habe ihn eben gefunden.«

»Ja, ich weiß, du bist schon früher einmal in dieses Labyrinth gedrungen. Aber wie konntest du jetzt die Torwache passieren?«

»Das ist meine Sache.«

»Die Säumigen sollen es zu büßen haben. Nun, Richard, jetzt bist auch du mein Gefangener.«

Wieder blickten wir uns einige Minuten schweigend an, während der Unglückliche hinter mir wimmerte, und das brachte meine alten Empfindungen zurück.

»Teufelsweib, du hast den Schiffsarzt zu Tode gemartert!« stieß ich hervor.

»Ich tat es, um ihn zum Geständnis zu zwingen,« war die ruhige Antwort.

»Du hast ihn gefangen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Schon vorgestern.«

»War er schon in deinen Händen, als ich dich damals aufsuchte und dir den ganzen Fall erzählte?«

»Ja. Die Arbeiter in den Bergen gewahrten einen Fremden, erwischten ihn dabei, wie er ihren mitgenommenen Proviant stehlen wollte, führten ihn mir vor, ich erkannte zu meinem Staunen und zu meinem größten Entzücken den Doktor Selo wieder! Wenigstens das gestand er mir sofort, wie du ihn auf der Fucusinsel gefunden habest. Als du dann zu mir kamst – du weißt, wie ich mich malen ließ – da wußte ich dies alles bereits.«

Einer augenblicklichen Empfindung folgend, wendete ich mich zunächst, zeigte diesem elenden Weibe den Rücken.

»Was willst du?« fuhr sie deshalb unbeirrt fort. »Es war mein Geld, das Selo mir gestohlen hat. Ich fragte ihn, wohin er es gebracht habe. Er verweigerte mir die Auskunft, wollte überhaupt gar nichts davon wissen, wie ja auch dir gegenüber. Zunächst ließ ich ihn abführen, ich hatte anderes zu tun. Heute nachmittag nahm ich ihn wieder vor. Er beharrte bei seiner Unschuld. Doch du selbst bist ja von seiner Schuld fest überzeugt, hast es mir gesagt. Und so tolerant wie du bin ich nun freilich nicht. Ich ließ ihn prügeln, wie dieser Mensch, der den allergemeinsten Vertrauensbruch begangen, es sowieso verdiente. Ich gestehe offen, daß ich mich hinreißen ließ, einmal selbst mit zuzuschlagen. Dabei biß er mich in die Hand, hier siehst du es . . . «

Sie hielt ihre Hand in die Maueröffnung, sie war verbunden, sie nahm das weiße Tuch ab, es wurde immer blutgetränkter, und dann sah ich tatsächlich eine bösertige Bißwunde.

Auf mich hatte es schon einen gewaltigen Eindruck gemacht, wie sie gesagt, ich selbst sei ja von seiner Schuld fest überzeugt gewesen. Ich fühlte mich im Augenblick etwas als Mitschuldiger.

Doch schnell hatte ich diese Schwäche wieder überwunden.

»Wohl hatte er Strafe verdient, und ich will auch nicht darüber rechten, ob du ihn bestrafen durftest, ich selbst hielt ihn ja gefangen – aber mußtest du ihn so fürchterlich zerschlagen?«

»Höre mich an, Richard! Selo gestand unter der Knute endlich doch seine Schuld, gab den Ort an, wo er den Schatz versteckt hat. Da ließ ich von ihm ab, übergab ihn den zwei Männern, die mich begleitet hatten, welche sonst immer die Peitsche gehandhabt hatten – denn, wie gesagt, ich ließ mich nur einmal aus Wut hinreißen, daß ich selbst ihn schlug – sie sollten seine Wunden verbinden, ihn pflegen. Da aber, als ich gegangen war, haben die beiden Männer, zwei Neger, nochmals mit Knütteln auf ihn losgeschlagen, teils aus eigener, grausamer Lust, teils deshalb, weil er

mich gebissen hatte; dafür wollten sie ihn nochmals strafen, und sie konnten sich nicht mäßigen – da erst haben sie ihn so zugerichtet, wie du ihn jetzt siehst – davon habe ich nichts gewußt, das hatte ich nicht gewollt.«

Nur schwach wirkte diese Entschuldigung auf mich ein. Und Blodwen selbst verdarb alles gleich wieder.

»Ueberhaupt ist ihm recht geschehen,« setzte sie noch hinzu. »Gleich totgeschlagen sollte dieser Hund werden.«

Schon längst hatte ich mich ihr wieder zugewendet, und von neuem packte mich furchtbarer Grimm, gepaart mit Abscheu.

»Ja, Blodwen, du bist wirklich das grausamste Weib, das ich je gesehen! Entsetzen erfaßt mich, wenn ich daran denke, daß ich dich einst geliebt habe, daß ich dich herzte und küßte!«

So hatte ich hervorgestoßen. Sie hatte dafür nur ein spöttisches Gesicht.

»Denke darüber, wie du willst! Und was meinst du, was ich jetzt mit meinen lieben Verwandten anfangen?«

»Auch sie wirst du so martern – Lady Marions Ansicht, meine eigene war früher die richtige gewesen.«

»So ist es,« entgegnete sie, und mit Wohlbehagen setzte sie mir ihren Plan auseinander.

Ich habe dem gar nichts mehr hinzuzusetzen. Ich hatte es aus Tischkoffs Munde gehört, hatte es ja früher selbst geahnt.

Nachdem die Gäste die Insel verlassen hätten, wollte sie eben ihre Verwandten vornehmen. Sie wurden gezwungen, zu Blodwens Gunsten wiederum auf die Erbschaft zu verzichten, oder Blodwen sollte etwa als Erbin eingesetzt werden, falls einer oder der andere kinderlos stürbe . . .

»Und dann Sorge ich dafür, daß das Schiff, auf dem sie die Heimreise antreten, von der Oberfläche verschwindet.«

»Teufelsweib!!« mußte ich immer wieder knirschen, einen anderen Ausdruck fand ich eben nicht für sie. »Solch einer Handlung wärest du fähig?!«

»Du hörst es. Diese Menschen haben es gar nicht anders verdient.«

»Zur Mörderin kannst du werden?!«

»Was willst du, Richard? Hast du nicht auch zwei Schiffe vernichtet, wobei viele Menschen den Tod fanden? Hast du nicht vielleicht auch Hunderte von Menschenleben auf dem Gewissen?«

»Weib, Weib!!« schrie ich da auf. »Du wagst, mich deshalb mit dir zu vergleichen?! So wahr ich an einen gerechten Gott glaube, ich . . . «

Das Wort erstarb mir im Munde. Plötzlich nämlich verschwand Blodwens Kopf von der Maueröffnung, mit einer ganz eigentümlichen Bewegung, so ruckweise, und es war mir doch gewesen, als ob sich im letzten Augenblick ihre Züge wie vor Todesschreck verzerrt hätten, und zum Ueberfluß hatte ich auch noch eine Hand an ihrem Halse gesehen.

»Tischkoff – er hat sich ihrer bemächtigt!« zuckte es durch mein Hirn.

Und richtig, gleich darauf öffnete sich die Tür, im Rahmen stand mein Kommodore, gelassen wie immer, daneben am Boden lag Blodwen, und die Lampe, die sie wohl selbst mitgebracht, beleuchtete die Züge einer Schlafenden.

»So war es das beste,« sagte Tischkoff ruhig, »ich hörte Schritte, und da ich mich erst orientieren wollte, wie viele es seien, machte ich mich rechtzeitig davon, und dann mußte ich mich noch vergewissern, ob der Dame nicht noch andere folgten. Nein, sie ist allein gekommen. Trotzdem müssen wir uns beeilen. Wollen Sie die Dame oder den Arzt tragen?«

»Wohin?« stutzte ich.

»Nun, wir müssen schleunigst an Bord des Schiffes zurück.«

»Und Blodwen soll wieder an Bord der ›Sturmbraut?‹« fragte ich noch erschrockener.

»Gewiß! Dieses Weib muß von der Erde verschwinden. Dafür zu sorgen, ist geradezu unsere Pflicht. Sie hat gar zu viel Geld in

den Händen, sie wird nicht ruhen, bis es durchgebracht ist, und sie hat schon Geschmack an grausamen Schauspielen gewonnen, immer blutiger werden dieselben werden müssen. Denn der Grausame ist mit dem Morphiumsüchtigen zu vergleichen. So retten wir doch auch zugleich auf ganz einfache Weise ihre Verwandten vor dem Schicksale, das Blodwen ihnen zgedacht hat. Und drittens könnte sie doch einmal zur Verräterin werden, aus Haß, aus Rache – Liebe und Haß sind eins – nämlich zur Verräterin Ihres Geheimnisses, der Fucusinsel, und das wird vermieden, wenn sie auf dieser Insel selbst interniert ist. Also fort mit diesem Weibe von der Erdoberfläche, so weit diese bekannt ist!«

Ich konnte meinem Kommodore nicht widersprechen. Ja, er hatte den besten Vorschlag gemacht. Nur ein Zweifel wurde in mir noch rege.

»Wenn aber Blodwen nun vermißt wird?«

»Ja, man wird sie suchen und nicht finden.«

»Und was dann?«

»Sie hat sich einfach in diesem Labyrinth verirrt, ist verschollen und verdorben.«

»Und Selo?«

»Was geht uns an, was die denken? Das Verschwinden der beiden ist eben ein unlösbares Rätsel. Die Hauptsache ist, daß man uns nicht im Verdacht haben kann, und schließlich hätte ja auch das nichts zu sagen. Wir gehören eben nicht mehr dieser Erde an, und wir haben sie mitgenommen in unser unbekanntes Reich.«

Tischkoff ging an das Bett, faßte den Stöhnenden mit vorsichtigen Händen an und hob ihn mit Armen auf, denen ich solch eine gewaltige Kraft nimmermehr zugetraut hätte. Denn es gehört in der Tat eine ganz gewaltige Kraft dazu, einen erwachsenen Menschen aufzuheben, dessen Glieder schlaff sind, der sich nicht dabei anklammern kann, und eine Leiche sich auf den Rücken zu

laden ist überhaupt ganz unmöglich, selbst für den herkulischsten Mann, wenn er sich dieses Kunststück nicht eingeübt hat. Ich habe hierbei manche Wette verlieren sehen.

»Nehmen Sie die Lady,« sagte Tischkoff dabei, als er den Stöhnenden schon in den Armen hatte, »dieser Schwerverletzte muß ganz besonders behutsam angegriffen werden, und ich habe in so etwas schon einige Erfahrung.«

So mußte ich die Betäubte aufladen. O, wie war mir zumute, als ich sie in meinen Armen hatte, als ihr Kopf an meiner Brust ruhte!

Ich habe auf dem Rückweg durch den finsternen Tunnel blutige Tränen geweint.

Und eine Stunde später befanden wir uns schon wieder auf hoher See.

KARLEMANN AUF DER FUCUSINSEL. – EIN PROBLEM.

Wir verlassen abermals unseres Helden persönliche Erzählung.

Drei Monate sind nach jenen Ereignissen auf der Osterinsel vergangen, da sehen wir ein kleines, gedecktes Dampfboot das grüne Gewirr des Fucus mittels der am Bug angebrachten Messervorrichtung durchschneiden.

Am ungeschützten Steuerrad steht ein herkulischer Neger, ein zweiter Neger ist einem Knaben behiflich, der soeben mit dem Sextanten nach der noch tief stehenden Sonne die geographische Lage berechnet.

Der Ausdruck ›Knabe‹ ist nicht ganz richtig. Wohl hat er nur die Größe eines kaum zwölfjährigen Jungen, aber die Gestalt ist außergewöhnlich gedrungen, mit breiten Schultern, alles verrät schon die Kraft eines erwachsenen, durch harte Arbeit stark gewordenen Mannes, und die Züge sind nun gar schon die eines alten Mannes, wenn auch in dem bartlosen Gesicht die direkten Runzeln fehlen. Falten und Furchen gibt es desto mehr.

Dazu kommen nun noch lange, pechscharze Haare, in denen sich aber schon weiße Fäden zeigen – wir erkennen in dieser wunderbaren, unnatürlichen Mischung von Jugendkraft und Altersspuren unseren kleinen Freund Karlemann wieder.

»Wir können keine zehn Meilen mehr von unserem Ziele entfernt sein,« sagte er jetzt.

»Well, Massa,« ließ sich der schwarze Steuermann vernehmen, »was wir vorhin für eine Wolke hielten, ist in Wirklichkeit ein Gebirge oder doch ein Berg mit langem Kamm.«

So war es. Die vermeintliche Wolkenformation, die sie bei Sonnenaufgang am nordöstlichen Horizont gesehen hatten, bekam immer schärfere Konturen, es wurde ein solider Berg daraus.

Der zweite Neger begab sich in den Kesselraum hinab, in dem er nur gebückt stehen konnte, um einige Schaufeln Kohlen nachzuwerfen, während Karlemann in der noch engeren Proviantkammer das letzte Fäßchen Trinkwasser anzapfte, welches der aus drei Mann bestehenden Besatzung der Dampfpinasse zur Verfügung stand.

Und zwei Stunden später konnten sie schon mit bloßen Augen die ungeheueren Formen des Schwesterschiffes der ›Great Eastern‹ unterscheiden.

Jetzt war auch dort die kleine Dampfpinasse gesichtet worden, an Deck sofort große Aufregung, alles spähte, und dann, als das Dampfboot an der Heckstange einige Flaggen hißte, welche zusammen nur den Namen ›Karl Algots‹ ausdrückten, wieder ein wirres Durcheinander. Hände und Tücher winkten, und die noch immer große Entfernung wurde schon von jauchzenden Jubelrufen durchmessen.

Dann legte die Dampfpinasse an dem eisernen Ungeheuer bei, Karlemann eilte die Falltreppe empor und lag an der Brust – – nein, am Bauche eines riesenhaften Mannes, der ganz in feingegerbtes Leder gekleidet war und zu dieser Begrüßung erst seine

Doppelbüchse hatte fallen lassen, und dann griff er nach unten und hob den Jungen wie eine Puppe empor.

»Karlemännchen,« rief er mit glückstrahlendem Gesicht, »eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können an diesem Morgen, der so traurig für mich begann!!«

»Na, da setzen Sie mich erst wieder einmal hin. Haben Sie mein Gold und den anderen Kram hier?«

»Ja, alles vorhanden,« lachte Kapitän Jansen, »aber wissen Sie – Sie sind doch noch ganz derselbe – ich hätte bei diesem Wiedersehen doch nicht zuerst an den goldenen Plunder gedacht!«

»Ja, Sie! Nee, Jansen – es kann einem noch so dreckig gehen – aber auf Geld muß man halten – sonst ist man verratz. Also alles, was Sie damals von der Seeburg mitgenommen haben, ist noch vorhanden?«

»Liegt alles hier in Sicherheit.«

»Na, dann ist's ja gut, da bin ich ja nicht umsonst hierhergefahren.«

Das war das erste gewesen, nun folgte erst die richtige Begrüßung, und Karlemann hatte gar viele Hände zu schütteln, denn siebenundreißig Jungen waren es, die sich stürmisch um ihren kleinen Herrn drängten, und nicht minder groß war die Freude von Jansens erwachsenen Leuten, den kleinen Freund ihres baumlangen Kapitäns wieder begrüßen zu können.

Karlemann wußte die Begrüßungen möglichst abzukürzen, Erklärungen gab es jetzt überhaupt nicht, und dann saßen die beiden sich ergänzenden Abnormitäten des Menschengeschlechtes – sich auf wunderbare Weise körperlich wie geistig ergänzend, der eine ein riesenhaftes Kind, besonders, was das Gemüt anbetrifft, der andere tatsächlich noch ein Kind und doch schon mit der Erfahrung eines alten Mannes, schon mit allen Hunden gehetzt – saßen sich diese beiden in der Kajüte gegenüber, und Karlemann schnitt von dem ganzen Schinken fingerdicke Scheiben ab, schmierte eine ansehnliche Schicht Senf darauf, streute Salz und

Pfeffer darüber, und biß von dieser so präparierten Scheibe wie von einem Butterbrot ab, mit Verachtung aller mehligem Zutat.

»Ach, Senf, Senf, endlich wieder Senf!!« brachte Karlemann mühsam aus kauendem Munde hervor. »Machen Sie den selber?«

»Nein, bis zur Senfkultur und Senffabrikation habe ich es hier noch nicht gebracht,« lächelte Jansen, der noch immer ganz glückstrahlend aussah. »Den habe ich einem konföderierten Kaper abgenommen, der gegen hundert Fäßchen Senf an Bord hatte, auch erst von einem englischen Schiffe erbeutet!«

»Der Schinken ist wirklich dela . . . dila . . . dilikat. Machen Sie den selber?«

»Ja, den mache ich selber. Freilich nicht so, wie Sie Ihre Eier. Das sind wirklich Hinterteile von Schweinen, welche die Indier auf der Insel zurückgelassen haben, und die verwildert sind, sich schon ungeheuer vermehrt haben. – Aber mein liebes Karlemännchen, wollen Sie mir nicht lieber sagen, wie Sie eigentlich hierherkommen?«

»Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe,« wurde der Junge jetzt plötzlich klassisch, der dieses Zitat wohl einmal gehört und es sich gemerkt hatte.

»Was? Können Sie denn auch einmal Not leiden?« scherzte Jansen.

»Habe kein Schiff mehr,« wurde der kauende Mund jetzt präziser.

»Kein Schiff mehr?«

»Der ›Karbunkel von Liberia‹ ist untergegangen.«

»Untergegangen?!« fuhr da freilich Jansen erschrocken empor.

»Yes. Mit Mann und Maus und allem sonstigen Viehzeug, also auch mit meinen drei Frauen.«

Jansen war mächtig erschüttert.

»Wann?«

»Vor vier Wochen.«

»Wo?«

»An der Küste von Florida.«

»Wie geschah es?«

»Einfach ein hahnebüchener Sturm aus Osten, gegen den die Maschine nicht ankämpfen konnte – wir wurden zwischen die Riffe getrieben – eine schauerhafte Brandung – knacks, und der ganze ›Karbunkel‹ ging aus dem Leime. Alles ersoffen!«

»Aber Sie sind doch gerettet worden.«

»Ja, sonst säße ich nicht hier und könnte Schinken mit Senf essen. Ich hatte etwas auf den Kopf bekommen, und als ich wieder zu mir kam, lag ich sicher auf einem hohen Felsen. Auch der Jupiter und der Sam sind davongekommen – die beiden Nigger, die mit auf der Pinasse sind. Wir mußten ein paar Tage auf dem Felsen bleiben, bis sich die See beruhigt hatte, daß wir an Land kommen konnten. Haben viel ausgestanden. Kein Wasser, nichts zu essen, und zwischen den Riffen, aber für uns unerreichbar, lauter eingeklemmtes Viehzeug und Menschen, die schnell verwesten und die Luft gräßlich verstämkerten. Nur eine Leiche konnte ich mit der Hand greifen, die Emma, Sie wissen, die Schwester des Königs Aquassi, die mit den Elefantenzähnen und dem goldenen Ringe in der Nase, und das war eben das Verfluchte, worüber ich mich so furchtbar ärgerte.«

»Wieso? Ueber was?«

»Na, sie hatte keinen Kopp mehr. Der Kopf war ihr abgeschlagen oder weggequetscht worden. Ich erkannte sie nur an ihrer Dickichte und an der Kleidung. Aber bei der war doch der Kopf die Hauptsache – oder die Nase – Sie wissen doch, ich hatte sie mit dem Ringe angekettet. Da ist wahrscheinlich der Kopf an der Kette hängen geblieben.«

So sprach dieser Gemütsmensch!

»Wissen Sie denn nicht, daß Sie wohl schwerlich noch gegen den König des Aschantireiches Ansprüche erheben könnten, auch wenn Sie den Ring noch als Legitimation hätten?« fragte Jansen.

»Ja, jetzt – aber damals wußte ich das noch nicht so bestimmt, ich hatte noch einige Hoffnung, und eben deswegen ärgerte ich mich so furchtbar, als ich da hungrig und durstig auf der Felsklippe saß. Aber das allerfatalste war, daß nun auch mein ganzes Geld auf dem Meeresboden lag, niemals wieder zu heben, und ich hatte zufällig keine zehntausend Dollar bei mir in der Tasche gehabt.«

»Sie hatten immer Ihr ganzes Geld bei sich an Bord?«

»Damals gerade. Ich hatte alles, was ich mit dem ›Karbunkel‹ verdient hatte, erhoben, wollte es in Sicherheit bringen. Da muß gerade mein Schiff untergehen. Und was meinen Sie, wieviel das gewesen ist?«

»Es handelte sich um Millionen?«

»Na, Millionen wollen in so kurzer Zeit durch Arbeit, nicht nur durch Schacherei, verdient sein! Ja, eine Million war es.«

»Und sonst hatten Sie nichts irgendwo beiseite gebracht?«

»Ich hatte es, hatte es aber eben gerade erhoben. Und bei einer Bank habe ich niemals Gelder gehabt. Sie wissen doch – ich bin nicht mündig, man würde mir immer Schwierigkeiten machen. Nun blieben mir nur Sie noch. Wie Sie meine Felsenburg verteidigt haben, das hat ja in allen Zeitungen gestanden, und dann auch, wie die Engländer auf der Leuchtturminsel nicht die erwarteten Schätze gefunden haben. Also mußten Sie diese doch mitgenommen haben. Das war ja auch ganz selbstverständlich, nachdem ich Ihnen das Geheimnis meiner Schatzkammer anvertraut hatte.

»Nun galt es für mich, Ihren Aufenthaltsort auszuspionieren, mit Ihnen zusammenzutreffen. Sie waren doch vogelfrei. Ich vermutete gleich, daß Sie sich in der Fucusbank aufhalten würden. Dann freilich hörte ich, daß Sie gegen die konföderierten Kaper losgingen, und da war es schwer, Sie zu finden.

»Da traf ich, als ich mich zu meiner neuen Expedition vorbereiten wollte, in einem kleinen Hafenneste mit Lord Seymour und den anderen Sportsmen zusammen, die Sie von Fanafute kennen

– sie haben mir alles erzählt, nämlich wie Sie auf der Osterinsel gewesen sind, und was da alles passiert ist.

»Seitdem gelten Sie für verschollen. Nun stand es aber auch für mich fest, daß Sie sich wirklich hierher gewendet haben mußten. Also ich kaufte für mein letztes Geld den kleinen Schraubendampfer, mit dem ich gekommen bin, rüstete ihn aus, die beiden Neger begleiteten mich – jetzt bin ich hier. Und das ganze Gold und der Schmuck ist da? Na, dann ist mir ja wieder geholfen.«

Die Unterhaltung währte noch mindestens eine Stunde, und das kann hier nicht alles wiedergegeben werden. Wir bleiben nur bei den Hauptsachen.

»So ist Ihnen auch bekannt,« fragte Jansen, »wie Lady Blodwen von ihrer Osterinsel verschwunden ist?«

»Na, wie die in dem durchlöcherten Krater gesucht worden ist! Also Sie sind es gewesen, der sie hat verschwinden lassen?«

Jansen erzählte den Hergang ganz offen, vor seinem kleinen Freunde wollte er kein Geheimnis haben.

»Hat man denn keinen Verdacht gehabt, daß ich die Lady entführt haben könnte?«

»Der Verdacht lag wohl sehr nahe, aber ... einfach unerklärlich.«

Hiermit war diese Angelegenheit erledigt.

Einige Zeit saß Jansen schweigend da, den Kopf tief gesenkt, bis er ihn mit einer raschen Bewegung wieder hob.

»Wie? Habe ich denn vorhin recht gehört? In der kleinen Dampfpinasse sind Sie von der Küste Amerikas bis hierher gefahren?!«

»Natürlich! Warum denn nicht?«

Ja, so selbstverständlich konnte das nur der Junge finden, der von Hamburg in einem kleinen, offenen Ruderboote bis nach Afrika hatte fahren wollen, den größten Teil des Weges ja auch wirklich zurückgelegt hatte.

Allerdings war die Dampfmaschine ja stabil gebaut, konnte nicht kentern, aber was ist solch eine Nußschale auf der tobenden See!! Doch er hatte Glück gehabt, war immer vom besten Wetter begünstigt worden, sonst hätte er etwas ganz anderes erzählen können, als wie er jetzt tat.

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Nein, erzählen Sie mir erst, was Sie hier treiben, was Sie beabsichtigen – oder zu allererst, wie es hier überhaupt aussieht. Wo sind denn eigentlich die Indier, von denen Sie damals sprachen?«

Jansen erzählte ausführlich, wie er die ›Indianarwa‹ verlassen gefunden habe, wie er sie jetzt nebst der ganzen Berginsel als sein Eigentum betrachten dürfe.

»Sie haben sich von der Osterinsel direkt hierher gewandt?« fragte Karlemann, als Jansen eine Pause machte und gar nicht fortfahren wollte, ganz in Gedanken versunken war.

»Ja, direkt hierher.«

»Wie lange sind Sie nun schon hier?«

»Zwei Monate.«

»Sind gar nicht wieder fortgekommen?«

»Nein.«

»Was treiben Sie nun eigentlich hier?«

»Wir kultivieren die Insel.«

»Was kultivieren – was meinen Sie damit?«

»Nun, wir bauen Getreide und Gemüse und sonst alles, was man zum Leben braucht, auf dem Berge sogar Flachs, damit wir später auch unsere eigene Leinwand spinnen können, und alles gedeiht vortrefflich.«

Karlemann betrachtete seinen riesenhaften Freund mit großen Augen.

»Wer macht denn das alles?«

»Nun, meine Leute – und Ihre Jungen.«

»Was, Sie haben aus diesen Seeleuten Ackerbauer und Viehzüchter gemacht?!«

»Jawohl.«

»Aber weshalb denn nur?!«

»Weil ich mich unabhängig von der Außenwelt machen will.«

»Sie wollen wohl für ewig hier bleiben?«

»Gewiß.«

»Als Robinson hier leben?«

»Jawohl.«

»Ueberhaupt niemals wieder diese Insel verlassen?«

»Niemals wieder!«

Immer aufmerksamer betrachtete Karlemann seinen großen Freund, dessen Niedergeschlagenheit unverkennbar war.

»Wie lange denken Sie denn das auszuhalten?«

»Für immer,« entgegnete Jansen mit einem festen Augenaufschlag.

Da aber sprang Karlemann plötzlich ganz erregt auf.

»Ja, alter Freund, was ist denn eigentlich mit Ihnen los?«

»Ich bin des Blutvergießens überdrüssig,« war die Antwort, »ich will mir hier meine eigene Welt schaffen.«

Und Jansen schilderte ausführlich, wie er dies zu machen gedenke.

Er war also zu seinem ersten Plane, den er damals so schnell wieder verworfen hatte, zurückgekehrt – er wollte die alte Bodenkultur der früheren indischen Inselbewohner wieder aufnehmen, die Rinder und anderen Tiere, die bereits verwildert, wieder unter die Gewalt des Menschen bringen, was ihm bei einem kleinen Teil auch schon gelungen war.

Deshalb würden noch immer viele verwildert bleiben, besonders im Gebirge, also auch der Jagdlust würde man auf der meilengroßen Insel noch immer frönen können.

Jansen hatte sich bei der Ausführung seiner Zukunftspläne etwas begeistern können, aber der Alte war er dabei noch längst nicht geworden.

»Und Sie glauben, daß Sie das aushalten können?« fragte Karlemann denn auch.

»Gewiß.«

»Zeit Ihres Lebens?«

»Und daß Sie dabei glücklich sein werden? Immer glücklich?«

»Ja.«

»So glücklich wie jetzt?«

»Ja.«

»Sie sind schon jetzt wirklich glücklich?«

»Ich bin es, seitdem ich der Welt den Rücken gewandt habe.«

»Na, alter Freund, so sehr glücklich sehen Sie ganz und gar nicht aus. Was macht denn eigentlich die Blodwen?«

Karlemann war in gewissem Sinne mit der Tür ins Haus gefallen, das heißt, er hatte gleich den vermeintlichen Grund für seines Freundes Niedergeschlagenheit angegeben. Aber Jansen reagierte nicht darauf.

»Die bewohnt auf der ›Indianarwa‹ eine Reihe Kabinen.«

»Was treibt sie denn sonst?«

»Nun, sie liest, geht spazieren . . . weiß sich so die Zeit zu vertreiben.«

»So, hm. Und wie kommen denn nun Sie mit ihr aus? Alles wieder gut?«

»Wir sind füreinander Luft.«

»So, hm. Und dabei soll es nun für alle Zeiten bleiben?«

»Bis an unser Lebensende wenigstens. Es geht doch nicht anders, laufen lassen kann ich sie doch nicht. Das Geheimnis meines Versteckes muß gewahrt bleiben, und in dieser Hinsicht ist Blodwen nicht zu trauen.«

»Ihre Leute – meine Jungen – sind denn die mit alledem einverstanden?«

»Das ist es!« sagte da Jansen mit einer schnellen Kopfbewegung. »Ja, Algots, mich plagt wirklich eine schwere Sorge.«

»Welche?«

»Ja, sie alle wären mit solch einem Inselleben einverstanden, freudig gehen sie der bisher ungewohnten Arbeit nach, diese ist ja auch interessant genug, bringt viel Abwechslung, ich Sorge für Unterhaltung, aber . . . «

»Nun, was aber?« fragte Karlemann, als jener stockte.

»Ich glaube, Algots, Sie sind schon alt genug,« fuhr Jansen mit einigem Zögern fort, »daß ich mich mit Ihnen darüber unterhalten kann, Sie selbst sind oder waren ja verheiratet, obgleich ich glaube, daß diese Heirat . . . «

»Es müssen noch Frauen her,« kam Karlemann dem Zögernden zu Hilfe.

»Das ist es!«

»Bah, Weiber!« machte aber da Karlemann zuerst verächtlich, fuhr jedoch gleich in anderem Tone fort:

»Ja ja, ich weiß schon, Sie haben ganz recht, nicht jeder denkt so wie ich. Na, da schaffen Sie doch eben eine Schiffsladung her.«

»Ja, das werde ich auch tun, und deshalb werde ich die Insel auch noch einmal verlassen. Wie ich die siebzig Weiber bekomme – ich denke nämlich auch schon an ihre kleinen Jungen, die sind nur körperlich so zurückgeblieben, und es sind schon Sachen vorgekommen, die ich hier nicht erörtern möchte, und dabei muß ich immer entschuldigen, wenigstens habe ich da am allerwenigsten das Recht, darüber zu Gericht zu sitzen . . . kurz und gut, ich muß die Insel auch mit Mädeln oder Frauen bevölkern . . . «

»Nur nicht gar zu alt dürfen sie sein,« schalt Karlemann mit altkluger Miene ein.

»O nein,« mußte Jansen lächeln, »ganz im Gegenteil, da ich mich nun einmal mit Viehzucht beschäftige, schon einige Erfahrung darin gesammelt habe, möchte ich auch in der Menschenzucht etwas Besonderes leisten. Es sollen ausgesucht schöne und natürlich besonders gesunde Weiber sein . . . «

»Und Zwerge, lieber Jansen, richten Sie Ihre Hauptaufmerksamkeit besonders auf die Zucht von Zwergen,« fiel Karlemann

abermals ein, plötzlich ganz begeistert werdend. »Ich habe stets für Zwerge geschwärmt. Zwerge nehmen viel weniger Platz ein als richtige Menschen, die so in die Höhe schießen – Zwerge brauchen viel kleinere Betten, Zwerge können durch Löcher kriechen, wo sonst kein anderer Mensch durchkommt, Zwerge können . . . «

»Na, nun halten Sie erst mal die Luft an mit Ihren Zwergen,« lachte Jansen in seiner früheren Weise. »Zunächst habe ich es nur auf besonders bevorzugte Repräsentantinnen des Menschengeschlechtes abgesehen, und ob ich deren Nachkommen nun in die Länge oder in die Kürze ziehe, das bleibt der Zukunft über . . . «

»Halb und halb, halb und halb,« fiel ihm Karlemann eifrigst ins Wort, »die einen müssen lange Bandwürmer werden, noch länger als Sie, und die anderen Kinder dürfen mir nur bis ans Bauchknöppchen gehen, und wenn sie auch hundert Jahre alt werden. O, das überlassen Sie nur mir, das will ich schon kriegen!«

»Schön, diese Kindererziehung oder vielmehr Kinderziehung überlasse ich Ihnen,« lachte Jansen. »Nun aber ist die Hauptsache, erst die zukünftigen Mütter dazu zu bekommen . . . «

»Die hole ich, die besorge ich!!« wurde Karlemann immer mehr Feuer und Flamme. »O, da will ich schon etwas Feines erwischen, nur die allerfeinste Sorte.«

Diesmal lachte Jansen nicht, sondern betrachtete seinen kleinen Freund mit etwas zweifelnden Blicken.

»Sie glauben nicht, daß ich das kann?« fragte dieser. »Na, passen Sie mal auf, was ich da geschleppt bringe, nur die ausgesuchtesten Menschen. Ich verstehe nämlich auch etwas von Pferden, zuerst muß man immer ins Maul gucken . . . «

»Ja, aber wie diese Frauen erst auftreiben?« lachte Jansen.

»Wird gemacht, wird alles gemacht! Natürlich muß man da eben auf die Suche gehen, von alleine kommen die nicht hierher.«

»Ja, das ist es eben. Wirklich, Karlemann, Sie kämen mir da entgegen. Ich selbst habe nämlich durchaus keine Lust, mich wieder in die Welt hinauszugeben – ich würde es in diesem Falle nur tun, weil ich tatsächlich keinen Mann unter meinen Leuten wüßte, der mich in diesem Falle voll und ganz vertreten könnte – etwas von einem Luftikus steckt doch in jedem – ich habe mir eben solche Leute ausgesucht . . . «

»Nu, jetzt bin ich doch da, jetzt mache ich das.«

»Ganz richtig! Ich traue Ihnen zu, daß Sie dieses Problem geschickt lösen. Sie müssen dazu aber doch ein größeres Fahrzeug haben.«

»Natürlich! Mit meiner kleinen Pinasse kann ich nicht auf die Brautschau gehen. Oder schließlich doch – müßte mir erst dann, wenn ich die ganze Weiberbande zusammen habe, ein größeres Schiff kaufen, mit dem ich sie hierher transportiere.«

»Ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Haben Sie in letzter Zeit etwas gehört, daß ich noch immer verfolgt werde?«

»Aber feste! Alle Zeitungen stehen noch voll davon. Einige glauben zwar, daß Sie mit der ›Sturmbräut‹ untergegangen seien, weil Sie so gar nichts mehr von sich hören lassen, die meisten aber wollen davon nichts wissen. Sie sind ja so ein Teufelskerl geworden, dem niemand etwas anhaben kann, auch Sturm und Klippen nicht. Sie haben doch den Klabautermann an Bord. Das ist nämlich auch schon bekannt. Kurz, es sind noch immer genug Kapitäne dabei, Sie zu suchen, um sich die 400 000 Pfund Sterling zu verdienen.«

»Was? 400 000 Pfund Sterling sind es jetzt schon?«

»Jawohl, die Prämie ist noch fortwährend höher geschraubt worden, besonders von Privatpersonen. Und wer Sie tot abliefert oder einen sicheren Bericht von ihrem Tode bringt, erhält jetzt schon 50 000 Pfund.«

»Na, sehen Sie. Daß ich mich nicht fürchte, wissen Sie wohl. Aber meine Persönlichkeit ist durch keine Maske unkenntlich zu machen, und wenn da der lange Kapitän Jansen von der ›Sturmbräut‹ kommt – da würden sich wohl verdammt wenig anständige Mädels finden, die mit ihm . . . «

»So sehr anständig brauchen sie gar nicht zu sein.«

»Lassen Sie mich aussprechen. Sie wissen ganz genau, was ich meine. Ich müßte einen anderen als Brautwerber en gros aussenden, könnte ihn höchstens im unsichtbaren Hintergrunde begleiten. Da könnte ich aber schließlich auch gleich ganz hierbleiben, wenn ich nur den geeigneten Mann dazu gefunden habe, der mich vertreten kann. Angenommen nun, ich habe einen solchen gefunden. Er verläßt die Insel mit einem Schiffe – ich habe noch ein anderes als die ›Sturmbräut‹, davon spreche ich nachher – mit einigen Mann Besatzung. Nun geht mir folgendes schon lange im Kopfe herum. Ich möchte so sehr gern mit diesen meinen Leuten in ständiger Verbindung bleiben. Bei uns liegen doch eben ganz besondere Verhältnisse vor. Wir sind eben vogelfreie Desperados. Wie leicht kann da etwas passieren, meine Leute werden festgenommen, da wäre ich ja noch immer da, würde zu Hilfe kommen, wenn ich nur überhaupt davon erfahren würde . . . «

Jansen brach ab, weil Karlemann mit einer gar so nachdenklichen Bewegung den Finger an seine etwas schmutzige Nase legte.

»Sie wissen schon, woran ich denke?«

»Ja. Wie wäre es da mit einer Verbindung durch Brieftauben?«

»Das ist es!« rief Jansen. »Aber ich glaube nicht, daß sich Tauben auf solch weite Entfernungen, wie ein Schiff sie zurücklegt – denn wir haben die Weiber doch entweder von Amerika oder aus Europa zu holen – zurückfinden werden. Ich habe darin wenig Erfahrung, doch ich glaube eben nicht, daß eine Taube auch größere Flugreisen über das offene Meer macht. Ist Ihnen davon etwas bekannt?«

»Hm! Nee. Ich habe früher Tauben gehalten, um sie zu verkaufen, das Stück gewöhnlich so für fünf Groschen, ich verstand, sie von den Nachbarn in meinen Schlag zu locken, aber Briefe habe ich ihnen niemals um den Hals gehängt – und wie weit die gehen? – nee, das weiß ich faktisch nicht.«

Schon durch die Briefe, welche Karlemann den Tauben um den Hals hängen wollte, verriet er, daß er darin noch nicht die geringste Erfahrung hatte.

»Und zweitens,« fuhr Jansen fort, »müßten wir uns da erst Tauben besorgen. Die Indier haben sich nämlich hier keine Tauben gehalten, nur Hühner.«

»Hühner sind dazu nicht zu gebrauchen, die fliegen nicht so weit übers Meer.«

»Lassen Sie Ihre dummen Witze, ich . . . «

»Ich mache überhaupt niemals Witze. Wenn ein Huhn nicht fliegen kann, so bringt man es ihm eben bei. Aber ich bezweifle, daß man ein Huhn als Brieftaube benutzen kann, ich halte das Huhn für ein ganz dummes Vieh.«

»Sonst sind nur noch Gänse und Enten vorhanden . . . «

»Die halte ich ebenfalls nicht gut als Brieftauben verwendbar.«

»Sehr richtig, o, weiser Salomon, besonders da Gänse und Enten gleichfalls nicht fliegen können, und das ihnen erst beizubringen, dürfte doch einige Zeit in Anspruch nehmen.«

»Was können sie nicht?!« rief aber Karlemann mit scheinbarem Staunen. »Ich habe genug Gänse und Enten fliegen sehen, im Herbst und Frühjahr strichen sie immer scharenweise über unser Dorf weg.«

»Ja, das waren wilde, die können allerdings fliegen.«

»Na, ich denke, Ihre Gänse und Enten hier sind auch schon wieder ganz wilde geworden?«

Man wußte nicht, ob der Junge, der doch sonst so tief in den Charakter der verschiedensten Tiere eingedrungen war, wirklich in gewisser Beziehung so naiv war, oder . . . ob er nicht wieder

etwas im Hinterhalte hatte. Denn in seine Karten ließ sich dieser geriebene Junge ja niemals blicken.

»Sie sind nur verwildert, dadurch noch keine wilden Gänse und Enten geworden,« erklärte Jansen mit Geduld. »Ich zweifle ja nicht, daß sie, durch irgendeinen Zwang dazu genötigt, etwa durch Nahrungsmangel, ihr ursprünglich von der Natur verliehen bekommenes Flugvermögen zurückerhalten, aber, wie gesagt, das dürfte etwas lange dauern.«

»Nun, da kämen noch Möwen in Betracht die ich ja dort genug herumfliegen sehe.«

Jansen fuhr auf, um dann seinem kleinen Freunde auf die Schulter zu schlagen.

»Das ist's! Eine Möwenpost einrichten, mit diesem Problem habe ich mich in letzter Zeit schon immer beschäftigt. Aber alles, was ich bisher deswegen versucht habe, ist mißlungen. Ich zog Ihren Dompteur zu Rate, den Balduin Nauke . . . «

»Bah, Nauke!« sagte Karlemann verächtlich. »Was versteht denn der von so etwas!«

»Sie haben ihn doch auf der Leuchtturminsel als Ihren stellvertretenden Dompteur zurückgelassen, er mußte die Zähmung und das Dressieren der Raubtiere fortsetzen . . . «

»Na ja, fortsetzen! Ich hatte ihn eben dazu angelernt, hatte ihm die Handgriffe beigebracht. Aber Nauke ist nicht der Mann, etwas selbständig fertigzubringen, von Erfinden erst recht gar keine Rede. Er kann wohl ein Ei ausbrüten, wenn er hübsch draufgesetzt wird, aber selber Eier legen, das kann Nauke nicht.«

»Na, das können Sie ja um so besser,« lachte Jansen. »Also halten Sie es für möglich, daß man Möwen zu so einer Flugpost gebrauchen kann?«

»Hm, das kommt darauf an! Das muß ausprobiert werden. Es handelt sich ja nur darum, ob eine Möwe, die man gefangen mitnimmt, wieder nach ihrem Neste zurückkehrt.«

»Jawohl, das ist die Hauptsache. Kennen Sie das Leben und die Gewohnheiten der Möwen?«

»Beobachtet habe ich sie ja schon genug. Sie fliegen doch immer hinter dem Schiffe her und schnappen alles weg, was über Bord fällt.«

»Auch des Nachts?«

»Nee, in der Nacht nicht, da sind sie weg.«

»Wo sind die Möwen da?«

»Das weiß ich nicht.«

»Na, was denken Sie sich, Algots?«

»Wenn's dunkel wird, fliegen sie wieder nach ihren Nestern, oder sonst nach dem nächsten Lande oder der nächsten Felsklippe, wo sie ausruhen.«

»Aber am anderen Morgen sind sie doch wieder da.«

»Ja, aber nicht dieselben. Ueber dem Meere streifen immer Möwen herum, um Fische zu jagen, und nur wenn sie ein Schiff erblicken, schließen sie sich diesem für einen Tag an, um am Abend wieder zu verschwinden, und dann am nächsten Tage finden sie wieder ein anderes Schiff. Es gibt ja genug von den Ludersch, und so wird jedes Schiff immer von Möwen begleitet.«

»Ich aber versichere Ihnen, daß es immer dieselben Möwen sind, welche ein Schiff begleiten, z. B. von Hamburg bis nach Sydney.«

»I, woher wollen Sie denn das wissen?! Eine Möwe sieht doch wie die andere aus.«

»Mich wundert nur, daß Sie so sprechen, der die Tiere sonst so zu beobachten versteht.«

»Na, wie wollen Sie denn das konstatieren, daß es immer dieselben Möwen sind? Das glaube ich überhaupt nicht, oder das wäre mir ein Rätsel.«

»Ich will Ihnen erzählen. Es war auf meiner zweiten Reise, die ich als Schiffsjunge und zurück als Leichtmatrose machte, von

Hamburg nach Sydney, auf der ›Mozart‹. Der Kapitän – Emil Grohmann hieß er – war so ein halber Gelehrter oder doch ein Mann, der alles mit besonderen Augen ansah und jedem Dinge auf den Grund zu gehen versuchte. So hatte er auch schon immer über dieses Problem der Möwen nachgegrübelt, wo die sich wohl während der Nacht aufhalten. Grohmann war nämlich durch Beobachten zu der Meinung gekommen, daß es immer dieselben Möwen sind, welche am anderen Morgen wieder erscheinen. Um das nun zu prüfen, bediente er sich eines ganz einfachen Mittels. Noch in der Nordsee fing er einige der das Schiff begleitenden Möwen mit der nachschwimmenden Angelschnur, bespritzte die Männchen mit schwarzer, die Weibchen mit roter Oelfarbe, die nicht so leicht wieder von den Federn abgeht, und ließ die Vögel wieder fliegen. Am Abend verschwanden diese wie gewöhnlich – am anderen Morgen waren sie wieder da, unter der ganzen Schar dieselbe Anzahl von gezeichneten, zwei schwarze und zwei rote.«

»Ist nicht möglich!« rief Karlemann in einem Tone, welcher zeigte, ein wie hohes Interesse er an so etwas hatte. »Da sind es also wirklich immer dieselben Möwen, welche ein und dasselbe Schiff begleiten?«

»Wie ich Ihnen sage. Und so ging es durch die ganze Nordsee und durch den Kanal in den Atlantischen Ozean hinein. Grohmann fing täglich Möwen; die noch unbefleckten wurden immer gezeichnet, und jedesmal waren am Morgen alle vorhanden. Erst in der spanischen See fehlte am Morgen ein rotes Weibchen. Das war eben einem Raubvogel zum Opfer gefallen oder war sonstwie zugrunde gegangen, und so ging das weiter um Afrika herum bis nach Sydney. Das heißt, etwa tausend Meilen östlich von Kapstadt, mitten im Indischen Ozean, verschwanden sämtliche rotgesprenkelten Möwen, also die Weibchen, jedenfalls, um dem Brutgeschäft nachzugehen. Die Männchen aber begleiteten uns bis nach Sydney.«

Karlemann schüttelte den Kopf und kratzte sich in seinen langen Zigeunerhaaren.

»Und dann gingen sie auch wieder zurück nach Hamburg?«

»Nein. Dann waren es wieder andere Möwen, die sich uns anschlossen, aber wieder blieben es immer dieselben; diesmal hielten auch die Weibchen aus, weil es eben eine Jahreszeit war, da sie nicht für die zukünftige Nachkommenschaft zu sorgen, sich auch noch nicht dafür vorzubereiten hatten.«

»Ja, wo mögen sich aber da die Möwen während der Nacht aufhalten? Sollten sie imstande sein, jede Nacht tausend und wohl auch Tausende von Meilen zu fliegen, um sich für einige Stunden irgendwo auf festem Boden auszuruhen? Kaum glaublich!«

»Das fanden auch Kapitän Grohmann und der gebildete Offizier, mit dem er zusammen diese Experimente machte, unglaublich! Eher könnte man vermuten, daß sie sich während der Nacht auf dem Wasser zum Schlafen niederlassen . . . «

»Da würden sie doch bald von Raubfischen weggeschnappt werden.«

»Zu diesem Resultate kamen auch jene. Dann aber bleibt nichts weiter übrig, als daß sich die Möwen während der Nacht in hohen Luftschichten aufhalten, wo sie auch während des Schlafens fliegen können, indem nur ab und zu ein schwacher Flügelschlag, unbewußt ausgeführt, nötig ist, um sie schwebend zu erhalten. Daß z. B. der Adler und die anderen großen Raubvögel in der Luft schlafen, das ist erwiesen. Und am anderen Morgen ist das Schiff noch nicht zu weit entfernt, als daß es von den Möwen aus ihrer himmelhohen Höhe nicht erspäht werden könnte; denn das Auge dieser Möwen muß ja noch fabelhafter sein, als das anderer Raubvögel, man braucht sie ja nur zu beobachten, wie sie auf der schäumenden, sich fortwährend verändernden Wasserflut auch das kleinste Fischchen, den kleinsten Fleischbrocken erspähen und sich sofort daraufstürzen, und wenn sie dann auch ein

zweites oder noch mehrere Schiffe sichten, so kehren sie doch immer zu dem zurück, das sie seit seiner Abfahrt begleitet haben. Im übrigen ist das alles noch ganz rätselhaft.«

Das gilt noch heute. Die Möwen sind noch heute für den Naturforscher und für den beobachtenden Seemann in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt, und dieses wird sogar immer rätselhafter, je länger man sich mit den Möwen beschäftigt. Der vogelkundige Engländer Oskar Denyson hat im Laufe von zwanzig Jahren mehr als zehntausend Möwen gefangen, in den verschiedensten Erdgegenden, hat jede am Fuße mit einem Kupferringe versehen, mit entsprechenden Bemerkungen, und gegen Aussetzungen von Prämien zum Fangen und Schießen von Möwen aufgefordert. Anderthalb hundert solcher Ringe sind ihm denn auch zugegangen, mit Angabe von Zeit und Gegend des Fanges, wodurch aber nur abermals neue, unergründliche Rätsel über das Leben der Möwen entstanden.

Es war unser Held, der Kapitän Richard Jansen, welcher hierüber ein großes Wort aussprach, eben bei dieser Gelegenheit zu seinem kleinen Freunde, wie er es in seinem Tagebuche verzeichnet hat.

»Meiner Ansicht nach ist die Möwe der Hund unter den Vögeln. Kein anderes vierfüßiges Tier ist dem die Elemente besiegenden Menschen so allüberall auf der Erde nachgefolgt, wie der Hund. Von Ratten und Mäusen wollen wir hier nicht sprechen, und bei denen trifft dies auch tatsächlich nicht zu. Es gibt genug Gegenden, in denen man nichts von Ratten und Mäusen weiß. Aber den Hund findet man sowohl bei den Eskimos, wie bei den Patagoniern, wie bei den Australnegern, hier als gezähmten Dingo. Ich glaube, daß die Möwe einst ein Standvogel gewesen ist, wie man auch noch heute auf Sandbänken und Klippen Möwenkolonien sieht. Erst durch den Menschen ist sie ein heimatloser

Vogel geworden. Vor Jahrhunderten, Jahrtausenden mag sie zunächst, eine schier unbegreifliche Vorliebe für den Menschen habend, die Fahrzeuge begleitet haben, welche sich längs der Küste halten mußten, so schon die alten Phönizier, welche von den nordischen Küsten Bernstein holten, die Römer, welche Britannien eroberten. Und als Kolumbus als erster Mensch den Atlantischen Ozean durchquerte, soweit wir von verbürgten Tatsachen sprechen können, da waren seine Schiffe ständig von Möwen begleitet, wie Kolumbus oft genug in seinen Tagebüchern berichtet – auch die Möwen machten die Entdeckung Amerikas mit. Ja, die Möwe ist der Hund unter den Seglern der Lüfte . . . «

»Nun kommt es darauf an,« fiel Karlemann ihm ins Wort, »diesen fliegenden Hund uns dienstbar zu machen.«

»Jawohl, das ist es. Die Hauptsache für uns ist, daß die Möwe an keinen bestimmten Ort gebunden ist, sondern unter Umständen die ganze Welt durchstreicht, die weitesten Entfernungen mit rasender Geschwindigkeit zurücklegt, selbst bei Nacht. Aber wie nun das nutzbar machen?«

»Was für Versuche haben Sie denn schon unternommen?«

Jansen schilderte sie.

Die Möwen schienen hier unausgesetzt zu brüten, respektive sich der Großziehung der noch nicht flüggen Jungen zu widmen. Das heißt, es waren fortwährend brütende Möwen oder solche mit Jungen, die noch gefüttert werden mußten, vorhanden, ganz unabhängig von der Jahreszeit.

Es gibt ja eine Unmenge Abarten von Möwen; die horsten nebeneinander auf ein und derselben Klippe, aber ihre Brutzeit ist eine ganz verschiedene, und eben deswegen findet man zu jeder Jahreszeit Nester mit Eiern. Oder das mag auch daher kommen, daß die verschiedenen Möwen teils der nördlichen, teils der südlichen Hälfte der Erde angehören, Jansen hatte nun Möwen gefangen, war weit in die grüne Wiese hineingefahren, bis außer

Sicht der Insel, und hatte die mit verschiedener Farbe gezeichneten Tiere wieder fliegen lassen. Das Resultat war ein ganz verschiedenes. Einige kehrten ja nach der Insel zurück, mehr noch aber flogen nach einer ganz anderen Richtung davon, selbst solche, welche brüteten oder Junge zu versorgen hatten. Sie waren von den barbarischen Menschen in ihrer heiligsten Pflicht gestört worden, nun wollten sie nicht einmal mehr etwas von ihrer eigenen Nachkommenschaft wissen, der sie bisher all ihre Liebe gewidmet hatten.

So nimmt ja auch das säugende Reh sein kleines Kalb nicht mehr an, wenn dieses nur ein einziges Mal von einer menschlichen Hand berührt worden ist. Deshalb darf man niemals ein kleines Reh, dessen Mutter versprengt worden ist, anfassen, es etwa auf den Arm nehmen. Die Mutter weiß ihr Junges mit absoluter Sicherheit wiederzufinden, aber mancher Tierfreund mit mitleidigem Herzen weiß leider nicht, daß dieses kleine Reh dann zugrunde gehen muß, die Mutter kann die am Fell haftende Witterung der menschlichen Hand nicht verzeihen.

Hier war es allerdings anders, fast umgekehrt. Doch wie dem auch sei, die meisten Möwen kehrten dann eben nicht mehr nach ihren Nestern zurück.

Einige taten es allerdings. Aber einmal war es ungemein schwer, aus den Tausenden von Möwen, welche über dem Gebirge herumschwirrten, gerade die betreffende mit der Angel herauszufangen – selbst das Schießen hatte seine große Schwierigkeit, und dann überhaupt war die Geschichte doch ganz unsicher. Nahm das Schiff Möwen mit, ließ man sie mit einer Briefbotschaft fliegen, so wußte man ja niemals, ob auch nur eine einzige zurückkehren würde.

»Hm, das wird sich machen lassen,« meinte Karlemann nach diesen Schilderungen. »Ich muß nur erst das Leben der Möwen näher studieren.« – –

Nach dieser Unterhaltung lassen wir Richard Jansen selber wieder das Wort ergreifen.

DIE GEHEIMNISVOLLE MÖWENPOST.

Karlemann machte sich sofort auf den Weg nach dem Berge und ward zwei Tage nicht mehr gesehen.

Erst am Morgen des dritten Tages, als ich mich schon um ihn zu sorgen begann – hatte er doch weder Proviant noch sonst etwas mitgenommen – kehrte er zurück, und er sah durchaus nicht magerer aus, nur noch etwas schmutziger, denn er hatte sich offenbar auch während dieser zwei Tage nicht gewaschen.

Er ging an mir vorüber, ohne mich eines Wortes zu würdigen, begab sich an Bord der ›Sturmbräut‹ und in die Werkstatt des Segelmachers, der, wie bekannt, zugleich auch der Schiffszimmermann war.

Hier schnitt und behobelte er Latten und Bretter, und am Nachmittage machte er sich wieder auf den Weg, nahm aber diesmal den Segelmacher mit, oder jetzt vielmehr den Zimmermann, der ihm die Bretter tragen mußte, ferner wurden Nägel und Handwerkszeug mitgenommen, auch gebrannten Gips hatte sich Karlemann geben lassen, ebenso versorgte er sich diesmal mit einigem Proviant.

Am anderen Tage kehrte nur Hasse zurück.

»Was treibt er eigentlich?« fragte ich ihn.

»Er hat in der Nähe der Quelle eine Art von Hühnerstall zusammengebaut.«

»Und da sperrt er Möwen ein?«

»Das weiß ich freilich nicht, habe es wenigstens nicht gesehen. Ich habe die ganze Nacht arbeiten müssen, bei einer Laterne, die wir mitgenommen hatten. Heute früh konnte ich wieder gehen.«

»Hat er denn Möwen gefangen?«

»Davon habe ich auch nichts gesehen. Algots hielt sich überhaupt immer wo anders auf.«

So verstrichen abermals drei Tage, im ganzen also waren sechs vergangen, als Karlemann wieder erschien, unter dem Arme einen Kasten und auf seiner Schulter ... eine Möwe, die sich artig das schneeweiße Gefieder putzte, und als sie einmal aufflatterte, um gleich wieder zur Schulter zurückzukehren, war nichts von einem Faden zu bemerken gewesen.

»Was? Es ist Ihnen schon gelungen, dieses Tier so zahm zu machen?!« rief ich erstaunt.

»Wie Sie sehen! Der geflügelte Hund ist fertig. Es wird wohl noch ein anderes Tier, ein Säugetier mit flügelartigen Vorderbeinen, fliegender Hund genannt, das hier aber ist eine andere Art, die habe ich erst ganz neu geschaffen.«

Ja, wenn dem wirklich so war, dann hatte dieser deutsche Zigeunerknabe wieder einmal dem lieben Gott ins Handwerk gepfuscht, oder er hatte doch etwas geleistet, wozu die Menschheit Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende gebraucht hat, nämlich als sie den wilden Wolf sich zum Jagdgenossen und Hausgefährten machte.

Eine Möwe sich zu zähmen, sie als Postboten zu benutzen – wer hätte jemals daran gedacht, oder wer hätte doch für möglich gehalten, daß dies in sechs Tagen zu erreichen sei!

»Diese Möwe wird, wenn Sie sie fliegen lassen, wieder nach ihrem Neste zurückkehren?«

»Nein, diese hier nicht. Das ist ganz im Gegenteil der Hund, der niemals das Haus verläßt. Die geht überhaupt nicht mehr von meiner Schulter herunter, wenn ich sie nicht in einen Käfig sperre, und sobald ich sie herauslasse, wird sie sich wieder auf meine Schulter setzen. Die habe ich nur so etwas für mich abgerichtet. Aber diese hier, das ist die erste Brieftaube.«

Er hielt den ziemlich umfangreichen Kasten hoch, dessen eine Seitenwand aus Stäben bestand, und hinter diesen sah ich wiederum eine weiße Möwe.

»Nun geben Sie erst mal Fleisch her, die fressen keine Fische mehr, und ich habe mir für den kurzen Weg nichts mitgenommen.«

»Die fressen keine Fische mehr?«

»Nein. Das ist das erste gewesen, was ich ihnen abgewöhnen mußte, damit sie gar nicht wieder Gelüste nach der goldenen Freiheit bekommen. Denn da könnten sie ihren Hunger doch nur mit Fischen stillen, und ich habe eben dafür gesorgt, daß sie sich jetzt vor aller Fischnahrung eckeln.«

»Ja, wie haben Sie denn das gemacht?!« staunte ich.

»Einfach genug,« entgegnete Karlemann, ohne jetzt eine nähere Erklärung zu geben. »Also Fleisch her! Die freie hier frißt nur rohes, die gefangene hier nur gekochtes frisches Fleisch. Mit Salz- und Pökelfleisch habe ich noch keinen Versuch gemacht, ich hatte keines oben. Das alles sind bisher ja nur Versuche gewesen, das kommt alles noch ganz anders.«

An frischem Fleisch war bei uns nie Mangel, und auch gekochtes war noch vorhanden. Ich ließ solches bringen, sowohl frisches wie gekochtes, Karlemann schnitt es in Stücke.

Zuerst hielt Karlemann der auf seiner Schulter sitzenden Möwe, die aber auch auf seine Hand ging, ein Stück gekochtes Fleisch hin. Sie beachtete es gar nicht, verschlang aber sofort mit Gier die Stückchen rohen Fleisches.

Bei der Möwe in dem Käfig war es gerade umgekehrt. Diese verschmähte das rohe Fleisch, nahm dagegen aus der Hand ihres Herrn das gekochte Fleisch.

»Wie haben Sie ihnen das nur beigebracht?« mußte ich immer wieder staunen.

»Da ist gar nichts beizubringen, das ist nur Gewohnheit, freilich auch mit etwas Prügel verbunden. Geben Sie einem Hunde von klein auf nur gekochte Sachen – prügeln Sie ihn, während Sie ihm ein Stück rohes Fleisch vorhalten – das brauchen Sie nur dreimal zu machen, und der Hund wird niemals wieder rohes Fleisch

fressen, keinen ungekochten Knochen. Das wird dann eben Geschmackssache.«

»Ja, haben Sie diese Vögel denn auch geprügelt?«

»Na, mit der Hundepeitsche nicht. Schläge auf den Schnabel genügen da schon, und dann braucht man ja das Fleisch nur mit etwas einzureiben, was dem Vogel widerlich ist, oder man läßt sie in verborgene Stacheln beißen. Es läßt sich alles erreichen, wenn man nur verständig zu Werke geht.«

Karlemann nahm aus dem Kasten die Möwe, welche durchaus keinen zahmen Eindruck machte, sie sträubte sich zwischen den Händen ganz gewaltig, und es gehörte dieses Jungen geschickter Griff dazu, um das starke Tier überhaupt festhalten zu können, er band ihr schnell einen Faden um den Hals und ließ sie fliegen.

Sofort strebte sie dem Berge zu, ich sah sie zwischen einer Schar anderer Möwen verschwinden.

»So, nun wollen wir selbst nach dem Berge gehen und sie wieder aufsuchen. Ich habe sie ja durch den Faden gekennzeichnet, und Sie werden doch überhaupt nicht glauben, daß ich Ihnen nur etwas vormachen will.«

In einer halben Stunde hatten wir den Sattel des Berges erreicht, wo die starke Quelle unsere Wasserleitung speiste.

Ich sah einen hohen, aus Brettern und Stangen aufgeführten Verschlag, und zu meinem Staunen schlüpfen durch die Löcher Möwen aus und ein, gerade wie die Tauben, nur daß sie sich nicht weiter wie Tauben außerhalb dieser Löcher oder Verschläge aufhielten, d. h. in deren Nähe. Sie schlüpfen heraus, flogen schnell davon, andere kehrten zurück, dann stets einen Fisch im Schnabel.

Karlemann hatte sich also durchaus nicht nur mit jenen beiden Möwen beschäftigt, und es war schon ein Wunder der Dressur zu nennen, daß er freien Möwen beigebracht hatte, in einem von Menschenhänden gefertigten Verschlag zu nisten.

»Das sind die, welche ihre Jungen mit Fischen füttern, diesen habe ich die Fischnahrung noch nicht vereckelt, ich probiere vorläufig ja noch hin und her – und hier drin muß jene Möwe mit dem Bändchen um den Hals auf meinen Eiern sitzen, oder sie hat zum ersten Male meiner Erziehung Schande gemacht, und dann schlage ich sie tot – und mich können Sie dazu totschiagen.«

Mit diesen Worten öffnete Karlemann eine Schiebetür, ich blickte in einen engen Verschlag, und in diesem saß auf einem natürlichen Neste, aus vertrocknetem Seetang gefertigt, wie solche Nester hier überall zwischen Spalten klemmten und an den Felswänden klebten, eine Möwe, um den Hals jenes Bändchen. Es mußte dieselbe sein.

Als Karlemann die Hand ausstreckte, flog sie nicht davon, wohl aber suchte sie sich durch Schnabelhiebe zu wehren. Karlemann packte sie mit geschicktem Griffe und hob sie von dem Neste herunter, in welchem vier braune, weißgesprenkelte Eier lagen, die höchste Anzahl, welche wohl eine Möwe legt. Einige Arten legen nur ein einziges Ei.

»Na, da haben Sie's.«

Karlemann ging mit der Möwe eine Strecke zurück, ließ sie fliegen – das Tier kehrte sofort zu dem Neste zurück, setzte sich wieder über die Eier, welche Karlemann seltsamerweise seine eigenen genannt hatte.

»Wie lange brütet die Möwe?«

»Zweiunddreißig Tage,« entgegnete ich.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe darüber nachgelesen.«

Hierbei bemerkte ich, daß Karlemann vorher kein Buch zu Rate gezogen hatte. Seine Abneigung gegen Bücher und alles, was nach Schulstube roch, war nur ja von früher bekannt.

»Hm,« brummte er jetzt. »Als ich diese Möwe vor fünf Tagen fing, saß sie, kalkuliere ich, am ersten Tage auf ihren vier Eiern.

So hätte ich sie mindestens noch für sechundzwanzig Tage hier fest.«

»Dann kriechen die Jungen aus.«

»Nee, die werden nicht auskriechen.«

»Warum nicht?«

»Weil das künstliche Eier sind, leergeblasene, mit Gips ausgefüllt. Daß die Möwe nun ihr ganzes Leben lang darauf sitzen wird, immer wieder zurückkehrt, um das Brutgeschäft wieder aufzunehmen, das glaube ich ja nun freilich auch nicht, aber ich bin doch gespannt, wie lange sie fruchtlos brüten wird.«

Wahrhaftig, was dieser Junge tat, hatte doch wirklich alles Hand und Fuß!

Was wir nun innerhalb der weiteren acht Tage alles taten, kann ich gar nicht schildern. Auch Karlemanns Experimente, die er mit den Möwen aufstellte, vermag ich nicht wiederzugeben, denn es waren deren zahllose, zu gleicher Zeit ausgeführt.

Jetzt siedelte auch ich mich hier oben an, ferner mußte die Hälfte seiner Jungen herauf, unsere ganze Zeit war dem Fange von Möwen und deren Wartung gewidmet, wozu noch eine weitere Anzahl solcher Verschlüge gebaut wurden.

Es waren mindestens hundert Möwen geworden, die wir so zu versorgen hatten, jeden Tag kamen noch neue hinzu, teils Männchen, teils Weibchen, mit und ohne Eier, mit und ohne Junge, sie wurden einzeln und in verschiedener Anzahl zusammen eingesperrt, sie wurden verschiedentlich mit Fischen oder mit rohem Fleisch, oder mit gekochtem oder mit gepökeltem respektive gesalzenem Fleische gefüttert, und unbegreiflich war mir, wie Karlemann, der dies alles leitete, alles im Kopfe hatte, denn nie machte er sich eine Notiz, während ich mich selbst auch nach einem aufgezeichneten Plane gar nicht mehr durch dieses Wirrsal gefunden hätte.

Auch die eigentlichen Dressierversuche Karlemanns konnte ich gar nicht verfolgen. Er ging von Kasten zu Kasten, streichelte die

eine Möwe, der anderen hielt er ein Stück Fleisch hin und schlug sie beim Zuschnappen empfindlich auf den Schnabel, wozu er sich eine Art von Pritsche angefertigt hatte, dann präparierte er Fische, indem er ihren Körper mit Nadeln spickte, an denen sich die ewig heißhungrigen Vögel den Gaumen verletzten, und dann bin ich überzeugt, daß er Fische und Fleischstücke, überhaupt die ganze Nahrung auch mit einem besonderen Lockmittel behandelte.

Denn meistens mußten die geschnittenen Fleischstreifen erst in einen Eimer mit Wasser getaucht werden, und oftmals sah ich, wie Karlemann in diesen Eimer, den er auch stets selbst mit Wasser füllte, eine Flasche ausgoß, die eine rötliche Flüssigkeit enthielt.

Aber was das war, erfuhr ich niemals. Mein kleiner Freund war und blieb der Geheimnikrämer, als der er sich von jeher gezeigt hatte.

»Wenn Sie aber nun fort sind, wie soll ich denn nachher die Möwen behandeln?« fragte ich einmal bei Gelegenheit.

»Da werde ich Ihnen schon Anweisung hinterlassen. Uebrigens will ja auch ich hier bleiben.«

»Wie? Auch Sie wollen hier für immer bleiben?« rief ich mit freudiger Ueberraschung.

»Höchst wahrscheinlich. Ich werde mir doch wieder ein neues Zirkusschiff einrichten, aber nicht wieder mit solchen Mißgeburten, die mir nicht genug Geld eingebracht haben, sondern nur mit wilden Tieren, und das hier soll meine Hauptzentrale werden, und daß ich dafür Sorge, daß Ihr Versteck unbekannt bleibt, werden Sie mir wohl zutrauen.«

Meine Freude, dies zu hören, war eine aufrichtige. Dieser Junge wuchs mir immer mehr ans Herz, so viel unangenehme Schrülen er manchmal auch zeigen mochte

Kleinere Versuche waren schon gemacht worden, die eine Strecke mitgenommenen Möwen kehrten ohne Ausnahme in ihren Verschlag zurück, selbst wenn sie keine Eier oder Junge dort

zu finden hatten, und dann kam der Tag, an welchem eine ganze Menge, wenigstens fünfzig Stück, an Bord der Galeerenjacht gebracht wurden, ein Dutzend meiner Leute setzte sich im Zwischendeck an den Ruderapparat, und wir schusselten über die grüne Wiese dahin.

Von Zeit zu Zeit ließ Karlemann eine Möwe fliegen, oder auch mehrere gleichzeitig. Jeder Vogel erhielt stets ein Zettelchen um den Hals gebunden, an dem die Zeit des Ausflugs genau bis zur Sekunde verzeichnet war.

Am Vogelplatz war als Hauptleiter Nauke zurückgeblieben, der aber noch einen großen Stab von Hilfskräften um sich hatte, dort wurden die ankommenden Vögel kontrolliert.

Schon aus der sofort angenommenen Richtung erkannten wir, daß diese Möwen stets wieder den Berg aufsuchen würden, was nämlich bei anderen Möwen, die man von dort mitnahm, ohne sie erst so präpariert zu haben, durchaus nicht der Fall war. Die vermieden im Gegenteil den Ort, wo sie schon einmal gefangen worden waren.

Vorläufig also behelfen wir uns mit Zettelchen, die den Tieren um den Hals gebunden wurden. Daß dies später anders gehandhabt werden mußte, die Botschaften anders am Körper angebracht wurden, womöglich auch mit mikroskopischer Schrift versehen, ist selbstverständlich.

Wir waren, immer südwärts fahrend, schließlich außer Sicht der Insel gekommen. Noch eine Stunde lang ließ Karlemann denselben Kurs einhalten, dann befahl er zu stoppen.

In den Käfigen war noch die Hälfte der mitgenommenen Möwen vorhanden.

»So, jetzt kommt das große Experiment,« sagte er. »Bin selber gespannt, ob es glücken wird.«

»Was denn für ein besonderes Experiment?«

»Sie werden gleich sehen. Oder aber – wenn es gelingt – wenn Sie außer sich vor Staunen sind – was für eine Belohnung werden Sie mir dann geben?«

»Ja aber – um was handelt es sich denn nur?«

»Wenn Sie so etwas nicht für möglich gehalten hätten – werden Sie mir dann erlauben, daß auch ich hier auf dieser Insel bleibe?«

»Das ist doch sowieso selbstverständlich,« lachte ich.

»So beobachten Sie die Uhr, machen Sie das Zettelchen fertig.«

Ich schrieb auf: Nr. 24, 8 Uhr 20 Minuten – an welcher Zeit nur noch zwei Minuten fehlten, Karlemann holte unterdessen eine Möwe aus dem Käfig, das Papier ward ihr um den Hals gebunden, der mitgekommene Mahlsdorf machte nach der Sonne eine geographische Ortsbestimmung, und in der zwanzigsten Minute wurde die Möwe freigelassen.

Sie schlug sofort die Richtung nach dem nicht mehr sichtbaren Berge ein, verschwand mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeiles in der Ferne.

Karlemann beschäftigte sich mit den anderen Möwen.

»Wollen wir hier liegen bleiben?«

»Ja, wir müssen hier warten.«

»Worauf?«

»Das werden Sie gleich sehen, oder doch hoffentlich in fünf Minuten. Halt, halt, das ist ja die Hauptsache!!«

Mahlsdorf hatte den Käfig, dem die letzte Möwe entnommen worden war, beiseite setzen wollen, Karlemann hinderte ihn daran, setzte diesen Kasten vielmehr noch etwas abseits von den anderen.

Erst jetzt fiel mir auf, daß dieser Käfig im Gegensatz zu den anderen rot angestrichen war: nur noch zwei solche rote Kästen waren vorhanden. Ich hatte mir bisher wirklich nichts dabei gedacht, jetzt aber stutzte ich, als Karlemann auch noch die Schiebetür dieses Käfigs so weit aufmachte.

»Hören Sie, Sie denken doch nicht etwa, daß die Möwe auch wieder hierher zurückkehrt?«

»Das denke ich allerdings, hoffe es wenigstens bestimmt.«

»Ja, wie soll denn aber das möglich sein?!«

»Nun, kehrt nicht auch die Biene immer nach ihrem Stock zurück, wohin man diesen auch setzt? Der Imker trägt den Bienenstock in die Heide, die Bienen fliegen aus, zum ersten Male kommen sie in ein ihnen ganz fremdes Terrain, stundenweit und stundenlang streifen sie darin umher, und keiner fällt es ein, zurück nach dem heimatlichen Hof zu fliegen, sondern mit untrüglicher Sicherheit kehrt sie zurück zu dem Korbe, der mitten in der einsamen Heide steht.«

»Ja, das stimmt wohl, aber eine Möwe ist doch keine Biene. Da fehlt vor allen Dingen der Trieb . . . «

Da kamen zwei Möwen angeschossen, kurz vor der Galeerenjacht ein kurzes Abstoppen, und dann waren sie in dem roten Käfig verschwunden, der noch geräumig genug war, daß sich die beiden darin das Gefieder putzen konnten.

Karlemann sah nach der Uhr und nahm die eine heraus, welche ein Zettelchen um den Hals trug, nahm dieses ab, und ich erkannte meine eigene Schrift, dieselbe Zeitangabe, die ich vorhin gemacht hatte – es war dieselbe Möwe, die vor fünf Minuten abgelassen worden war! Außerdem aber hatte auch Nauke sein Vermerk darauf geschrieben, wann sie auf der Station angekommen war.

»Na, sehen Sie, es hat geglückt. Wir können nicht nur von dem Schiffe Botschaften nach der Insel absenden, sondern dieses kann auch von der Insel empfangen, ganz gleichgültig, wo es sich befindet.«

Ich konnte den Jungen nur anstarren.

»Verstehen Sie nicht?«

»Nein, ich stehe vor einem unlösbaren Rätsel.«

»Die Sache ist doch ganz einfach. Wie bei der Biene ist's nun freilich nicht. Diese Möwe weiß, von wo sie abfliegt. Sie brennt danach, sich mit der Kameradin wieder zu vereinen, an die sie durch verschiedene Mittel gewöhnt worden ist. Eine kann ohne die andere nicht mehr leben. Sobald aber nun diese erste Möwe die zweite erreicht hat, will diese zweite wissen, wo jene gewesen ist, sie fliegt davon, nach jener Richtung, woher die Kameradin gekommen ist, diese schließt sich zunächst an, wird aber dann gleich zur Führerin, und so kommen beide dort wieder an, wo die mitgenommene Möwe abgelassen worden ist.«

So ungefähr sprach Karlemann, er gab mir auch eine nähere Erklärung, schilderte sogar, wie er nach und nach durch Dressur diese Gewohnheit den Tieren beigebracht hatte, erst mit ganz kleinen Entfernungen vom eigentlichen Futterplatz beginnend ...

»Ist das nicht ganz einfach?«

Ja, ganz einfach für diesen Bengel vielleicht ... ich aber verstand absolut nichts davon, habe es niemals verstanden, stehe noch heute vor einem unergründlichen Rätsel, wie dieser Junge das gemacht hat. Eben ein gottbegnadetes Genie, das von der übrigen Menschheit nicht verstanden wird oder dieser um einige Jahrhunderte voraus ist.

Ich mußte es als Tatsache hinnehmen und konnte dann nur noch einige Fragen stellen.

»Sie meinen, die Möwe kommt stets wieder zurück, mit der Kameradin, wo sie auch abgelassen wird?«

»Ja, das Experiment ist ja geglückt. Es kann ja freilich auch einmal mißglücken, dazu machen wir jetzt eben erst Versuche, daß so etwas später, wenn es darauf ankommt, ausgeschlossen ist.«

»Wenn wir mit solch einer Möwe nach Australien segeln, lassen sie dort fliegen ... «

»Dann fliegt sie hierher und kommt mit ihrer Kameradin nach Australien zurück. Die Entfernung wird für so eine blitzschnelle Möwe verdammt wenig zu sagen haben.«

Ich glaube, ich habe vor Staunen den Mund aufgesperrt.

»Und das Schiff kann inzwischen den Ort wechseln, immer hin und her fahren?«

»Na, alles hat seine Grenzen. Gar zu viel dürfen Sie auch nicht gleich verlangen. Aber wenn wir uns in gewissen Grenzen halten, dann glaube ich allerdings, daß die Möwe uns immer wieder finden wird. Denn veranlagt ist sie dazu, das zeigt sie ja dadurch, daß sie am Morgen immer wieder zu demselben Schiffe zurückkehrt, ohne sich durch andere irre machen zu lassen, und unterdessen hat sich das Schiff, mit dem sie sich befreundete, doch auch schon ganz bedeutend entfernt.«

Ich sagte nichts mehr, ich beobachtete nur die weiteren Versuche, von denen, auch nicht ein einziger mißglückte.

Wir fuhren den ganzen Tag hin und her, uns immer weiter von der Insel entfernend, ab und zu eine Möwe fliegen lassend, von der wir erst nach der Rückkehr erfahren würden, ob sie ihr Ziel erreicht hatte.

Dann aber kamen auch solche aus roten Käfigen daran, und wie schnell wir auch unseren Standpunkt veränderten, die abgelassene Möwe wußte uns mit ihrer Kameradin stets wiederzufinden.

»Das werde ich auch noch anders einrichten,« erklärte Karlemann einmal. »Auf diese Weise kann man nur zwischen einem einzigen Schiffe und unserer Insel korrespondieren. Es muß aber auch zwischen zwei Schiffen gehen. Wie das zu machen ist, weiß ich noch nicht ganz klar, aber gehen wird's.«

»Karlemann, ich möchte Sie fast als einen Gott anbeten!« konnte ich nur sagen.

Auch die Nacht wurde zu den Versuchen benutzt. Willig flogen die Möwen auch bei der Stockfinsternis auf, ein Zeichen, daß

sie auch Nachttiere sind, nur daß sie des Nachts nicht auf Beute jagen, und ebenso kehrten sie zurück.

Als ich gegen vier Uhr nach dem aufgehenden Monde eine geographische Ortsbestimmung machte, ergab es sich, daß wir schon 26 Meilen von der Insel entfernt waren, und die mit ihrer abgeholtten Kameradin zurückgekehrte Möwe hatte nur wenige Minuten gebraucht, um diese doppelte Strecke zu durchmessen, wobei sie auf der Insel auch noch zu empfangen und mit einem anderen Zettelchen zu versehen war.

Früh um zehn erreichten wir die Insel wieder, begaben uns sofort auf den Berg, wo Nauke Bericht erstattete, uns einen Zettel nach dem anderen vorlegend.

Was sollte denn aber dieser hier bedeuten, den Nummer 35 am Halse hängen hatte?«

Ja, wir beide, Karlemann und ich, starrten auch nicht schlecht auf den präsentierten Zettel.

Ich hatte nur immer auf den Zettel von festem Papier die Nummer, die Zeit und die geographische Bestimmung des Ortes geschrieben, wann und wo die betreffende Möwe abgelassen worden war, mit Bleistift, das dann auch noch besonders buchend, auf der einen Seite deszettels war das auch noch zu lesen, aber auf der anderen Seite stand mit Tinte in schnörklicher Schrift geschrieben:

»An Kapitän Richard Jansen! Segeln Sie sofort nach Hobarttown, Tasmania, Australien.«

So war da zu lesen.

»Ja, wer hat denn das geschrieben?!« fand zuerst Karlemann Worte.

»Na, hier niemand,« entgegnete Nauke.

»Jansen, haben Sie denn etwa so einen Witz . . . «

Ich aber stürzte plötzlich davon, nach der ›Sturmbräut‹, kam erst in einer halben Stunde wieder, und da brachte ich das Kuvert

mit, welches die Hundertpfundnoten und den Siegelring enthalten hatte.

»Wo in aller Welt sind Sie denn so lange gewesen?« empfing mich Karlemann.

»Haben Sie schon das Rätsel gelöst?« fragte ich mit fliegendem Atem.

»Nein, wir streiten uns noch immer herum.«

»Hier – hier – dieselbe Handschrift, nur in kleinerem Maßstabe!«

So war es. Dieselbe schnörklige Handschrift!

»Ja, aber wer hat denn das geschrieben?«

»Der Maharadscha, oder Graf Axel, oder sonst einer, der früher zur Besatzung der ›Indianarwa‹ gehört hat.«

Das Rätsel ward durch diese Erkenntnis freilich nur noch größer.

Wir hatten die mit der Nummer 35 bezeichnete Möwe etwa 20 Meilen südsüdwestlich von der Insel entfernt liegen lassen, und zwar schon nach Anbruch der Nacht, oder genau 9 Uhr 15 Minuten.

»Und wann ist sie hier angekommen?« war unsere nächste Frage.

Das konnte uns Nauke aus seinem Kontrollbuch genau angeben.

»9 Uhr 53 Minuten 10 Sekunden.«

Da war schon eine Außergewöhnlichkeit gefunden, die der vielbeschäftigte Nauke nur nicht gleich gemerkt hatte.

Die Möwen hatten alle zum Durchfliegen einer Seemeile im Durchschnitt eine Minute gebraucht, das konnte ja konstatiert werden. Bemerkte sei hierbei, daß ein moderner Schnelldampfer, der zwanzig Knoten in der Stunde macht, dennoch zur Seemeile drei Minuten gebraucht.

Also hätte die Möwe Nummer 35, die an Schnelligkeit doch sicher keine Ausnahme machte, spätestens schon 9 Uhr 45 Minuten

hier sein sollen, während sie acht Minuten später angekommen war.

Wo war sie während dieser acht Minuten gewesen?

»Kapitän, gibt es hierherum denn noch mehr Inseln?« fragte Karlemann.

»Außer jener, auf der ich die Ambra fand, die dann bis auf den Berg zerstört wurde, habe ich noch keine andere gefunden.«

»Haben Sie denn schon danach Umschau gehalten?«

»Wenigstens habe ich diese Insel schon wiederholt in weiten und immer weiteren Kreisen umfahren.«

»Und Sie haben nichts von einer kleinen Insel gemerkt, die süd-südwestlich von hier liegen könnte?«

»Keine Spur davon!«

»Dann muß einer von den Kerlen gerade mit so einer Galeerenjacht diese Richtung durchkreuzt haben,« brummte Karlemann, »die Möwe hat sich einmal auf dem Fahrzeug niedergelassen oder sie ist sonstwie geködert worden. Ja aber, werden wir denn im geheimen beobachtet? Und was sollen wir denn in Tasmania?«

Ich war in tiefes Sinnen versunken gewesen, jetzt raffte ich mich auf.

»Algots, das sind alles, alles ganz vergebliche Fragen. Wir sind von einem Geheimnis umgeben, das ich schon öfters zu fühlen bekam, und das wir wohl niemals enthüllen werden, wenn es jenen rätselhaften Menschen nicht gefällt. Für uns kommt hier nur eins in Frage: wollen wir dieser Aufforderung nachkommen, also nach Hobarttown, dem Haupthafen der australischen Insel Tasmania, zu segeln, oder wollen wir nicht?«

»Nicht wahr, Tasmania ist die größte Insel südlich von Australien?«

»Ja, eine Insel fast so groß wie England.«

»Und Hobarttown ist ein Hafen?«

»Der größte von Tasmania.«

»Sind Sie schon dort gewesen?«

»Nein.«

»Ja, aber was sollen wir dort?«

»Wie kann ich das wissen! Wollen wir, oder wollen wir nicht?«

»Nu natürlich wollen wir! Wir haben hier ja auch gar nichts zu versäumen.«

»Dann sofort aufgebrochen, die geheimnisvolle Möwenpost treibt zur Eile!« rief ich.

Die Vorbereitungen zur Abreise mit der ›Sturmbraut‹ wurden denn auch sofort getroffen, obschon es sich eigentlich nur um das Verteilen der Leute handelte, sonst war an der ›Sturmbraut‹ alles intakt, nur die Kessel brauchten geheizt werden.

Wir hatten in den zwei Monaten unseres Hierseins, oder jetzt sogar deren drei, tüchtig gearbeitet auf der Insel.

Wie ich schon erwähnt, hatte ich jetzt noch ein anderes Schiff zu meiner Verfügung. Wir waren nämlich auf der Fahrt von der Osterinsel nach hier in der Nähe von Kuba von einem konföderierten Kaper angegriffen worden. Obgleich ich der Brigg zusignalisierte, daß sie die berüchtigte ›Sturmbraut‹ vor sich hätte, war die Mannschaft zum Entern vorgegangen, jedenfalls in der Meinung, wir bedienten uns dieses gefürchteten Namens nur, um einen Feind abzuschrecken.

Wir hatten die Gegner erwartet, diesmal nicht mit der Feuerspritze, sondern nur mit Entersäbel und Revolver, und dennoch war es nicht zum Kampfe gekommen, kein einziger Schuß war gefallen.

Der Anblick meiner langen Gestalt, die ich allerdings absichtlich bis zuletzt verborgen gehalten, wirkte wie ein Schreckgespenst. Ich mußte einigen der Mannschaft, aus allerhand zusammengewürfeltem Gesindel bestehend, schon bekannt sein, der Kapitän wollte sich schnell mit einer Entschuldigung wieder zurückziehen.

Da gab es nun freilich nichts. Die Enterhaken waren schon gefallen gewesen. Wenigstens ging ich erst an eine Visitation des

Kapers, ohne daß dieses Gesindel irgendwelchen Widerstand zu leisten wagte, und da zeigte sich, daß diese Brigg erst ein genommenes Schiff war.

Wohl hatte der Kaper im Kampfe den Sieg davongetragen, war aber durch einen wohlgezielten Kanonenschuß zum Sinken gebracht worden.

Die konzessionierten Seeräuber hatten sich kämpfend auf die Brigg hinübergerettet, diese also trotzdem noch genommen, die unterliegende Mannschaft einfach als Fraß für die Haifische über Bord geworfen.

Nachdem ich dies letztere vernommen, war ich nicht gerade rücksichtsvoll gegen die feigen Hunde vorgegangen. Es war noch Schonung genug, daß ich ihnen dann Boote gab, in denen sie die nächste der westindischen Inseln erreichen konnten.

Die Brigg hatte ich ins Schlepptau genommen, und das um so lieber, als ihre Fracht aus vorjährigem Weizen und aus Ackergerätschaften der verschiedensten Art bestand. Das kam mir ja alles wie gerufen, denn mein Entschluß war schon damals gefaßt gewesen, mich auf jener Fucusinsel von aller Welt zurückzuziehen.

Ohne weiteren Zwischenfall hatten wir die Fucusinsel wieder erreicht, und sofort war die Arbeit losgegangen: ackern und säen, wobei einige Matrosen, deren Väter an der Waterkant Bauernwirtschaft betrieben, unsere Lehrmeister gewesen waren, und schon war auf vielen Feldern die grüne Saat aufgegangen, in Ställen standen wieder eingefangene Kühe, wir machten schon unsere eigene Butter, und im Fabrizieren von Käse war ganz besonders ich groß.

Dies alles konnten wir nun doch nicht etwa in Stich lassen. Kurz und gut, mindestens mußte die Hälfte der Mannschaft hier zurückbleiben, um die Arbeit fortzusetzen, und in einem Vierteljahre die Ernte einzuheimsen, und ich dachte, die Besatzung der ›Sturmbraut‹ aus der Hälfte meiner eigenen Leute und der Hälfte der halbwüchsigen Bengels zusammensetzen. Dann ging alles

gerecht zu. Ueberhaupt, denen gefiel es ja ganz außerordentlich hier, bei der nächsten Gelegenheit sollte es ihnen ja auch nicht an holder Weiblichkeit fehlen, wie schon bekannt gegeben worden war.

Aber ich muß gestehen, daß mir doch etwas bänglich zumute war, als ich alle Leute, groß und klein, zusammenrief. Ich war meiner Sache, wie die Aufforderung »Freiwillige vor!« ausfallen würde, doch eben nicht so ganz sicher.

Die Versammlung fand nicht mehr vor dem Großmast statt, sondern an Land. Wir waren ja keine Seeleute mehr, sondern friedliche Ackerbauer und Viehzüchter. Diese geplante Seefahrt nach Südastralien war nur noch einmal eine Ausnahme, die sich hoffentlich niemals wiederholte.

Also ich schüttelte die unangenehme Empfindung der Unsicherheit ab und hielt meinen Speech.

So und so – ihr alle habt doch schon gehört, wie wir durch eine rätselhafte Möwenbotschaft aufgefordert werden, nach Tasmania zu segeln – uns ist ja während unseres nun bald dreijährigen Zusammenseins schon Rätselhaftes genug passiert – und wenn wir uns der unbekanntten Macht, die uns zu leiten scheint, gefügt haben, so sind wir noch niemals schlecht dabei gefahren – also ich werde auch diesmal der Aufforderung nachkommen – wir holen uns von irgendwoher gleich Frauenzimmer – hoffentlich brauchen wir unsere schöne Insel dann niemals wieder zu verlassen – selbstverständlich müssen jetzt auch genügend Arbeiter auf der Insel zurückbleiben – nur die Hälfte der gesamten Mannschaft kann mich begleiten . . .

»Freiwillige vor!«

Und da passierte etwas, was ich nimmermehr erwartet hätte.

Mit einem einzigen Schritte war die ganze Reihe wie auf Kommando vorgetreten, kein einziger war zurückgeblieben, ob er nun, um mit Karlemanns Worten zu sprechen, lang wie ein Bandwurm war oder ihm nur bis ans Bauchknöppchen ging.

Nein, solch eine Vorliebe für die bäuerischen Arbeiten auf der Insel hätte ich denn doch nicht erwartet.

»Ja, Leute,« sagte ich dann in bedauerndem Tone, »das geht aber nicht, alle könnt ihr nicht hier bleiben, die ›Sturmbraut‹ muß doch mit Matrosen und Heizern bemannt werden – zwanzig von euch muß ich mindestens mitnehm . . . «

Da fiel mir auf, wie sich plötzlich bei allen der Gesichtsausdruck änderte, wie jedes Gesicht förmlich ganz lang wurde.

»Wat?« ließ sich da einer der Matrosen vernehmen. »Wer sollte einen Schritt vortreten?«

»Wer hier auf der Insel zurückbleiben will.«

»Ach so, nee – das ist was anderes . . . « erklang es diesmal einstimmig, und einbeinig trat alles wieder einen Schritt zurück, kein einziger blieb stehen.

Jetzt war es mein Gesicht, das immer länger wurde.

Einen Kommentar dazu, wie man mich falsch verstanden hatte, brauchte ich ja nun nicht. Aber ich sollte ihn doch bekommen.

Plötzlich fängt doch dieser Satan von Karlemann zu lachen an – lacht, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten kann – er fällt in das grün aufgeschossene Saatfeld, neben dem die Versammlung gerade stattfindet, wälzt sich vor Lachen in dem grünen Gemüse herum – in meinem schönen Weizen, unter den ich mit eigener Hand im Schweiß meines Angesichtes den Kuhmist gestoppt habe – und dabei brüllt er immer vor Lachen.

»Die Seezigeuner als Kuhbauern, hohohohoho – Kapitän Jansen am Butterfaß, huhuhuhu – Kapitän Jansen mit seinen Seezigeunern als Käsefabrikanten, hihihihhi – hoch lebe Ackerbau und Viehzucht hohohoho!!!«

Ich weiß nicht, was der Lümmel alles sonst noch so vor Lachen gebrüllt hat.

Ich glaube, erst habe ich mich hinter den Ohren gekratzt, bis ich den Bengel lachen ließ und mich wieder meinen Leuten zuwandte.

»Ja, Jungens, verstehe ich denn nur recht – es will niemand hier bleiben?«

»Hohohoho, der fragt auch erst noch!!« brüllte der sich noch immer in meinem schönen Weizen wälzende Karlemann.

»Antwort!« kommandierte ich jetzt, als alles wie eine Mauer stand.

»Ach nee, Kapitaiiin, ach nöööö,« erklang es *unisono* im kläglichsten Tone, wie auch alle Gesichter waren.

»Ja, aber alle könnt ihr doch nicht mitkommen, wenigstens die Hälfte muß zurückbleiben, das Korn muß doch geerntet, die Kühe müssen gemolken werden . . . «

»Huhuhuhu!!« brüllte Karlemann wieder, und jetzt blickte ich mit etwas unsicheren Augen nach ihm hin.

»Ach neee, Kapitaiiin, ach nöööö,« erklang es wiederum auf der anderen Seite.

»Ja, aber Jungens, gefällt es euch denn hier auf dieser schönen Insel bei der friedlichen Beschäftigung ganz nicht außerordentlich?«

Diesmal blieb auch das ›ach nee‹ und das verstärkte ›ach nööö‹ aus; nur daß die Gesichter immer jämmerlicher wurden.

»Ich bringe doch auch Weiber mit,« suchte ich Narr noch immer einmal zu locken wie weiland der Erbkönig, »schöne Mädels, da könnt ihr . . . «

»Wissen Sie, Herr Kapitän,« erklang da plötzlich eine andere Stimme, und neben mir stand Tischkoff, »dann muß eben das Los entscheiden – denn selbstverständlich müssen doch hier Leute zum Bestellen des Feldes zurückbleiben – und dann kann ich Ihnen auch noch einen anderen Vorschlag machen, der Ihnen angenehm sein wird. Sie selbst haben ja durchaus nicht nötig, sich von dieser schönen Insel zu trennen, an der Ihr ganzes Herz hängt – immer düngen Sie und melken Sie die Kühe und machen Sie Käse – ich werde das Kommando über die ›Sturmbraut‹ übernehmen – daß es bei mir in guten Händen ist, wissen Sie doch – ich bringe

das Schiff sicher nach Tasmania und wieder zurück – werde mich auch gleich nach einer Fracht Weiber umsehen, ganz wie Sie ... na, was haben Sie denn? Was für ein Gesicht machen Sie denn?«

Ja, ich wußte, daß ich irgendein besonderes Gesicht machte – ich starrte den Sprecher an, der gutmütig aber auch etwas spöttisch wie immer lächelte – in diesem Augenblicke aber bemerkte ich nur den Spott – und plötzlich ging in mir etwas vor sich, es gab in meinem Herzen förmlich einen Knacks – und dann überkam mich eine wilde Lustigkeit, aber dieser Jubel kam doch aus innerstem Herzen ...

»Gottverd ... hohohoho!!!« fing auch ich plötzlich zu gröhlen an. »Jungens, wir sind ja alle zusammen verrückt gewesen! Was? Wir wollen hier Kuhmist unterackern und buttern und Käse machen?! Jungens, seid ihr denn nur wahnsinnig, auf so einen Gedanken zu kommen?! Ahoi in die weite, wilde See!!!«

Und da ich meinen umgestimmten Gefühlen auch noch in anderer Weise Luft machen mußte, ergriff ich eine zufällig daliegende Kartoffelhacke und schleuderte sie in weitem Wurfe mit allem Aufgebote meiner Kraft davon, und das Ding schlenkerte wie ein australischer Bumerang davon, wenigstens hundert Meter weit, und da stand dort neben einem Schuppen ein Butterfaß, und dieses harmlose Butterfaß ging unter meiner Kartoffelhacke plötzlich in Trümmer.

TATWAM-ASI.

Acht Tage später trennten mich von der Fucusinsel zweitausend Meilen Salzwasser.

Ach, mit welchem Entzücken atmete ich diese köstliche Seeluft ein!

Auch auf der Fucusinsel hatten wir ja immer Seeluft gehabt, aber das war doch eine ganz andere gewesen, außerdem vermischt mit dem Geruche von faulendem Seetang und in letzter

Zeit auch mit dem Dufte von Kuhmist, und dann vor allen Dingen ... ich hatte wieder schwankende Planken unter den Füßen!

Faktisch, ich konnte nicht mehr schlafen, wenn ich nicht geschaukelt wurde. Ich hatte während der drei Monate auf der Insel keine einzige ruhige Nacht gehabt, so todmüde nach schwerster Arbeit während des ganzen Tages ich mich auch hingelegt hatte.

Dazu kommt noch, daß der Seemann so ganz und gar keinen Unterschied kennt zwischen Tag und Nacht. Vier Stunden Dienst, vier Stunden Freizeit, von welcher doch kaum die Hälfte dem Schläfe geopfert wird, und das mag der Hauptgrund sein, weshalb der Seemann, wenn er sich an Land im weichen Federbett einmal auszuschlafen gedenkt, dies nicht fertig bringt, in der Nacht zu regelmäßigen Zeiten immer erwacht und nicht wieder einschlafen kann, so müde er sich auch sonst fühlt, da ihm nun der sonst am Tage gewohnte Schlaf fehlt, wovon auch noch die alten pensionierten Kapitäne gequält werden. Die Gewohnheit, die vierundzwanzig Stunden in kurze Zeitabschnitte zu teilen, ist ihnen eben während eines Lebens in Fleisch und Blut übergegangen.

Vielleicht aber mögen sie auch recht haben, wenn sie behaupten, daß nur das Schlingern und Stampfen des Schiffes und das Wasserplätschern an den Bordplanken ihnen fehlt, die feuchte Luft, der Teergeruch und alles andere, was nun einmal zur Schiffsatmosphäre gehört, zur Atmosphäre des Seemannes, wie der Stallduft zum Pferdejokel.

Kurz, ich war glücklich. Ach, war ich glücklich!!

Jedesmal, wenn ich an Deck kam, bei Tag oder Nacht, jauchzte ich der Sonne oder den sturmgepeitschten Wolken entgegen, jauchzte ich in die Nacht hinein.

Acht Tage sind in dem eintönigen Seeleben doch schon eine lange Zeit, da kann manches zur abstumpfenden Gewohnheit werden. Aber mein Jauchzen wollte sich nicht abstumpfen, und alle meine Jungen jauchzten mit mir.

Und mein eigenes Jauchzen endete, was bei jenen nicht der Fall war, stets mit einem schallenden Gelächter.

Nach jenem Knacks, den es mir im Herzen gegeben, war es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen.

Wie konnte ich Narr nur auf den wahnsinnigen Gedanken gekommen sein, auf einer weltverlassenen Insel Ackerbauer und Viehzüchter werden zu wollen, den Kuhmist zu sammeln und das Butterfaß zu schwenken und Käse zu kneten? Ich, der Kapitän Richard Jansen, der vogelfreie Mann? Vogelfrei noch in einem anderen Sinne, als den der Verfolgung gemeint.

O, Hohngelächter der Hölle!! Und ich lachte wirklich aus vollem Halse.

Und wie hatte ich das nur wirklich drei ganze Monate aushalten können?

Ja, jetzt wußte ich, wie unglücklich, wie tief, tief unglücklich ich dabei gewesen war, während ich mir das Gegenteil vorgetäuscht hatte.

Jetzt wußte ich, was mir immer in den Knochen gesteckt hatte – das Lied, das ich täglich, stündlich mit voller Brust auf das Meer hinaus, am liebsten dem Sturm entgegenbrüllte:

»Weite See, wilde See,
Sturm und Schlacht auf wilder See,
Wo ich geh', und wo ich steh',
Seh' ich mich auf wilder See!«

Was für eine wunderbare Bewandtnis hat es nur mit diesem Gedicht von dem unsterblichen Burns? Ist das nicht die denkbar einfachste Form eines Gedichtes? Dreimal reimt sich See auf steh, dreimal wird ›wild‹ wiederholt.

Und dennoch weiß kein anderes Gedicht, kein anderes Lied irgendeiner Nation die Sehnsucht eines an Land Verbannten nach der weiten, wilden See so stark, so gewaltig auszudrücken, wie diese einfachen Strophen.

Ja, es ist eben der gottbegnadete Burns, der diese Strophen gedichtet hat. Nicht umsonst hat hier Burns, der sonst Wort- und Reimkunst in unvergleichlichem Maße beherrscht, die allereinfachste Form mit immer wiederkehrenden Wiederholungen gewählt.

Und nun allerdings – von einem mir unbekanntem Komponisten – eine gewaltige Melodie dazu!

Unten in der Kajüte lag das Klavier in Trümmern. Ich hatte gewagt, meinen Gesang einmal begleiten zu wollen.

Doch genug von meinen seelischen Empfindungen!

Eine Stunde später, nachdem ich mit der Kartoffelhacke auf 100 Meter Entfernung das unschuldige Butterfaß in seine einzelnen Bestandteile zerlegt hatte, war die ›Sturmbraut‹ mit vollen Segeln nach Südosten abgegangen. Dampf war bei diesem günstigen Winde nicht nötig gewesen, und um nach Australien zu kommen, mußten wir um das grüne Vorgebirge Afrikas herum.

Diese Stunde hatte Karlemann dazu benutzt, seine sämtlichen Möwen an Bord zu bringen, und wir anderen hatten die Rinder und Schweine an Bord genommen, soweit sie sich in gesalzenem und geräuchertem Zustande in Fässern befanden. Denn es waren jetzt rund siebzig Menschen mit Proviant zu versehen, weshalb auch die Wasserleitung noch einmal tüchtig hatte erhalten müssen.

Dann sei noch nachträglich erwähnt, daß Karlemann schon vorher, als ihm später die Beschäftigung mit den Möwen etwas mehr freie Zeit ließ, seine Schätze, die ich an Bord der ›Indianarwa‹ gelassen, an Land gebracht und sie mit Hilfe seiner Jungen im Gebirge vergraben hatte.

So ließen wir außer den Fässern mit Salzfleisch alles zurück, was unser dreimonatiger Fleiß geschaffen hatte. Die grüne Weizensaat und den ganzen anderen Salat – alles überließen wir dem Himmel und den Sandflöhen.

Ach, und mir war doch so leicht, so seelenvergnügt zumute, als wir die ›Sturmbräut‹ freimachten!

Doch davon will ich nicht wieder anfangen.

Wenn kein einziger Mensch als Hüter der Insel zurückblieb, dann natürlich auch Doktor Selo nicht.

Ueber diesen habe ich nichts weiter zu erwähnen, als daß er gänzlich wiederhergestellt war, sein kaputtgeschlagenes Bein war gut geheilt – nur, daß er niemals wieder einen Klemmer tragen konnte, weil er nämlich überhaupt keine Nase mehr besaß. Die Knüttelhiebe der Neger hatten ihm sein krummes Riechorgan eingetrieben.

Der arme Kerl tat mir leid, aber ich konnte ihm nicht helfen. Sonst hatte er sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt, suchte sich schon, da ich ihm völlige Freiheit gewährte, nützlich zu machen, nicht nur als Arzt. Er hatte in letzter Zeit auch im Gemüsegarten brav mit geschippt. Nur in die Nähe meines Medizinschranks und in die Küche durfte er mir nicht kommen. Meine Schiffsapotheke enthielt auch verschiedene Gifte, und ich traute dem Kunden doch nicht so ganz. Die Katze läßt vom Mausen nicht.

Seine Theorie mit den falschen Angaben, die er gezwungenerweise machen würde, wie er mir auseinandergesetzt, war unter den Knüttelhieben doch in die Brüche gegangen. Er hatte recht hübsch gestanden, wie er tatsächlich die fünf Millionen nach und nach durch Tauchen vom Meeresboden ans Tageslicht befördert und das Geld, nachdem er auch Kididimos Schmuck verkloppt hatte, in Konstantinopel auf der ottomanischen Bank deponiert habe. Das hielt der praktische und nüchterne Mann für sicherer, als alles Versenken und Vergraben.

Da er nun mir gegenüber dasselbe wiederholte, auch angab, auf welcher raffinierte Weise er dafür gesorgt habe, daß er das verzinlich angelegte Geld von der Bank abheben könne, ohne sich als Dieb zu kompromittieren, so zweifelte ich auch gar nicht daran, daß wir unser Geld wirklich auf der ottomanischen Bank in Konstantinopel hätten.

Aber ich dachte gar nicht daran, deswegen Schritte zu tun. Was machte ich mir aus lumpigen fünf Millionen! Ganz abgesehen davon, daß ja auch ich mich nur stark kompromittieren konnte, wenn ich mich etwa nach Konstantinopel begab – kompromittieren bis zum Galgen.

Vielmehr ging ich stark mit dem Gedanken um, den unglücklichen Schiffsarzt laufen zu lassen. Ich hätte dem armen Kerl gern die fünf Millionen als Ersatz für seine abhandengekommene Nase geschenkt, wenn nur nicht das Geheimnis mit der Fucusinsel gewesen wäre. Das war der wunde Punkt bei der Sache. Denn in gewissem Sinne war diese Fucusinsel doch unersetzlich, zum Beispiel, wenn die ›Sturmbraut‹ einmal reparaturbedürftig sein sollte. Das Schwesterschiff, der ›Great Eastern‹, besaß eine vollkommen eingerichtete Werkstätte, selbst solche Eisenplatten, aus denen die ›Sturmbraut‹ bestand, konnten darin gehobelt werden, und die riesigen Winden konnten sogar die ganze ›Sturmbraut‹ aus dem Wasser heben, daß sie also wie im Trockendock lag. Für ganz aufmerksame und kritische Leser bemerke ich hierbei, daß nur die großen Treibmaschinen so durch Säuren und auf andere Weise unbrauchbar gemacht worden waren, nicht aber die Hilfsmaschinen, an Bord Donkeys genannt, Esel, deren der ›Great Eastern‹ wie die ›Indianarwa‹ nicht weniger als sechzehn zählte, zum Betriebe der Winden, der Bootskrane, der Fahrstühle usw. usw. Ich wollte hierbei nur einmal zeigen, daß ich nichts vergesse; sonst aber will ich nicht immer so umständlich werden.

Da mußte also wohl Doktor Selo bei mir an Bord bleiben, bis wir einmal alle zusammen auf den Meeresboden hinabschaukelten oder *unisono* gen Himmel flogen.

Und dasselbe galt von Blodwen.

Ja, Blodwen, Blodwen! Die machte mir viel Kopf- und leider auch Seelenschmerzen. Warum die letzteren, das will ich hier lieber nicht erörtern. Meine Feder sträubt sich vor Scham – vor Scham über meine Schwäche. Der Leser weiß . . . und genug davon!

Wir hatten seit dem Verlassen der Osterinsel kein Wort mehr gewechselt. Wie sie auf der Insel gelebt, oder vielmehr in ihren Kabinen an Bord der ›Indianarwa‹, habe ich schon oft gesagt, und ich hätte Karlemann auch wirklich nichts anderes erzählen können.

Wenn eine Verständigung wegen irgendeiner Sache doch einmal unbedingt nötig war, so machte Goliath den Vermittler, der sie auch sonst versorgte.

So hatte ich ihr als Aufenthaltsort ihre früheren Kabinen auf der ›Sturmbraut‹ angeboten. Sie hatte abgelehnt, bezog die, in welcher früher Atlanta – deren Abwesenheit mir viel weniger Seelenschmerzen bereitete – gehaust. Dann war Blodwen nach ihrem Wunsche auf die ›Indianarwa‹ übersiedelt. Mir ganz recht. Und dann, als ich durch Goliath die Aufforderung an sie ergehen ließ, war sie diesem, schweigend wie immer, an Bord der zur Abfahrt bereitliegenden ›Sturmbraut‹ gefolgt, aber wiederum ihre früheren Kabinen, die ich ihr abermals anbieten ließ, zurückweisend.

Dachte sie, die jetzt einer büßenden Magdalena glich, etwa daran, daß sie diese Kabinen nur beziehen würde, wenn unser ehemaliges Verhältnis wieder eingetreten wäre?

Ha, da dachte sie nun freilich falsch! So denken konnte sie es sich ja, aber sie würde vergeblich hoffen. Meine Seelenschmerzen waren ganz anderer Art.

»Herr Kapitän, wenn ich Sie einmal in der Kajüte sprechen könnte!«

Ich fuhr aus meinen Träumen empor, die mich auf der Kommandobrücke beschäftigt hatten – eben mit all diesen Dingen.

Ich folgte meinem Kommodore in die Kajüte.

»Ich habe soeben mit Lady Blodwen ein langes Gespräch gehabt.«

Draußen war der heiterste Himmel, und hier drinnen schlug bei mir der Blitz ein.

»Mit Blodwen?! Ein Gespräch?!«

»Ja. Ich habe sie gefragt, wo sie ihr Geld angelegt hat.«

Ein rätselhafter Mensch! Außerhalb jeder Berechnung! Kümmerst sich absolut um nichts weiter als um seine Bücher, und mit einem Male hat er Interesse für fremde Geldangelegenheiten.

»Aha!« machte ich, schon etwas erleichtert, aber noch nicht ganz.

»Sie hat die dreißig Millionen Dollar, welche sie von dem Maharadscha oder wohl richtiger von dem Grafen Axel erhielt, gegen jenen Brief der Lady Stanhope, bei der New-Yorker Bodenkreditgesellschaft niedergelegt.«

Dieser Mann, der nie eine Frage gestellt hatte, war doch über alles orientiert! Natürlich, sollte er auch nicht, der gehörte doch mit zu jener geheimnisvollen Gesellschaft, hatte ja sogar die Nummer eins auf seinem Kopfe!

»Aha!« machte ich nochmals, und ich gedachte dabei zu bleiben.

»Kennen Sie die New-Yorker Grundstücksverhältnisse?«

»Nein,« mußte ich meinem gefaßten Entschlusse zunächst doch untreu werden.

»Der Kurs ist ein sehr hoher, die eingezahlten Depositen werden zu fünf Prozent verzinst, und die New-Yorker Bodenkreditgesellschaft ist gut, über jeden Zweifel erhaben.«

»Aha!«

»Die festgelegten Gelder werden gleich auf ein Jahr im voraus verzinst, und so hat Lady Blodwen schon anderthalb Millionen Dollar bekommen, dann hatte sie sonst noch etwas, und mehr hat sie bisher auch nicht verbraucht.«

Ich begann mich doch etwas zu interessieren, blieb aber doch zunächst meinem ›Aha!‹ treu.

»Sie hat,« fuhr Tischkoff fort, »dieses Geld nur für ein Jahr eingezahlt, also gewissermaßen gleich wieder gekündigt. So werden die dreißig Millionen Dollar am ersten April nächstes Jahr wieder frei.«

»Aha!«

»Das ist in einem halben Jahre.«

»Jawohl, das stimmt.«

»Dann muß Lady Blodwen das Geld abheben oder sonst weiter darüber disponieren.«

»Und wenn sie es nicht tut?« wurde ich jetzt doch aufmerksamer, so wenig ich mich auch sonst für Geld und dergleichen interessiere.

»Dann wird sie durch öffentliche Aufrufe dazu aufgefordert, sich zu melden.«

»Und wenn sie sich nicht meldet?«

»Dann gilt sie nach fünf Jahren als verschollen – aber unter gewissen Verhältnissen können die Erben schon vorher ihre Rechte geltend machen.«

Da zuckte ich doch etwas zusammen.

»Und wer sind diese Erben?«

»Selbstverständlich eben wieder jene vier: Lord Hektor, Lord James, Baron Ralph und Lady Marion.«

»Verflucht, das wäre eine nette Geschichte! Das möchte ich dem armen Weibe wirklich nicht antun,« brummte ich, ganz in Gedanken versunken, mir allerlei Möglichkeiten ausmalend, bis ich wieder Tischkoff mir gegenüber sitzen sah. »Nun, darüber vergehen ja

noch fünf Jahre, das ist eine lange Zeit, und wenn sich die dreißig Millionen unterdessen auch nicht verzinsen, was macht das?«

»Ja, so sprechen Sie. Aber, wie gesagt, die Erben brauchen gar nicht die fünf Jahre abzuwarten.«

»Wieso nicht?«

»Nun, sie bringen eben die Beweise, daß Lady Blodwen schon tot ist. Wenigstens einen indirekten Beweis. Lady Blodwen hat sich in das unterirdische Labyrinth der Osterinsel begeben und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen, ist darin verschwunden. Das können doch viele Menschen bezeugen. Und wie soll sie denn die einsame Insel verlassen haben? Aus welchem Grunde? Sie muß unbedingt ihren Tod gefunden haben. Dem kann man ja auch noch etwas nachhelfen – besonders, wenn es sich um dreißig Millionen Dollar handelt, tun gewisse und gewissenlose Menschen so etwas gern. Auf der Insel sind wilde Raubtiere gehalten worden – wie leicht kann da eines entspringen – es kommt in jenes Labyrinth hinein – man kann ja auch noch ein bißchen mehr nachhelfen – ein Skelett wird gefunden – mit langen, goldblonden Haaren – ein blutbeflecktes Kleid, das unbedingt die Lady getragen haben muß – die meisten Menschen schwören nicht einmal einen Meineid, wenn sie das behaupten, sie unterliegen der fremden Suggestion. Nun, dann kann die Erbschaft doch gleich angetreten werden.«

»Ja, aber Blodwen lebt doch noch, sie befindet sich bei mir an Bord.«

»So?« entgegnete Tischkoff mit leisem Spott. »Wie wollen Sie denn das beweisen, wie das überhaupt machen? Wollen Sie die Lady etwa persönlich den Gerichten vorführen? Oder wollen Sie weit draußen, noch außerhalb der Hafenkanonen, auf dem Meere liegen bleiben, daß man sich durch das Fernrohr davon überzeugt, wie Sie die Lady Blodwen noch lebendig an Bord haben? Sie denken wirklich daran, in dieser Hinsicht mit den vier englischen Aristokraten den Kampf aufzunehmen zu wollen?«

Ich ließ den Kopf hängen. Tischkoff hatte recht. Und so wenig ich auch sonst vom Gelde hielt – diese dreißig Millionen auch noch in die Hände jener Subjekte fallen zu sehen – denn weiter waren sie nichts für mich, trotzdem, wenn ich auch damals ihr Leben schützen wollte, man läßt ja doch auch kein Tier mißhandeln – – nein, das hätte ich nimmermehr Blodwen antun mögen, so lange ich es verhindern konnte.

»Ja, wie aber ist das dann zu verhindern?«

»Da gestatten Sie mir zunächst eine andere Frage: Mit welchem Rechte halten Sie die Dame eigentlich gefangen?«

Ich war zuerst ganz baff.

»Mit welchem Rechte? Nun, weil – weil – weil sie das mit der Fucusinsel verknüpfte Geheimnis verraten könnte.«

»Das nennen Sie ein Recht? Können Sie das vor irgendeinem Richter verantworten? Vor Ihrem eigenen Gewissen?«

Erst starrte ich den Sprecher an, und dann fuhr ich empor.

»Nein, nein,« sagte ich hastig, »das ist auch der allergeringste Grund, so egoistisch bin ich gar nicht, und wenn ich die Fucusinsel nie wieder aufsuchen könnte, so mache ich mir daraus gar nichts. Aber haben Sie denn nicht selbst gesagt, daß dieses Weib, welches Neigung zu unnatürlichen Gelüsten zeigt, unschädlich gemacht werden, von der Erde verschwinden müßte? Ohne natürlich dabei an einen Mord zu denken.«

»Gewiß,« nickte Tischkoff zustimmend, »ich kann diese Gefangenhaltung vor meinem Gewissen verantworten, und für Sie ist das so selbstverständlich, daß Sie darüber gar keine Worte finden, obgleich Sie sich vor keinem irdischen Richter rechtfertigen könnten. Nun wohl, dann aber verliert sie ihr Vermögen.«

»Mag sie,« sagte ich jetzt entschieden, »es ist auch ganz gut so, sie würde es ja doch nur zu Torheiten gebrauchen, sogar zu noch viel schlimmeren Sachen mißbrauchen, wie wir es auf der Osterinsel gesehen haben.«

»Aber bei ihren Verwandten ist es auch nicht in den rechten Händen, während doch mit dieser ungeheuren Summe so viel Gutes gestiftet werden könnte – Witwen- und Waisenhäuser und dergleichen.«

»Ich kann nichts dazu tun.«

»Doch, Sie können etwas dazu tun.«

»Was?«

»Ich wüßte ein Mittel, wie Sie selbst in den Besitz dieses Geldes gelangen könnten.«

»Ich?«

»Ja, Sie.«

»Nun?«

»So heiraten Sie Lady Blodwen doch.«

Vorhin war es nur ein Blitz gewesen, der mich hier in der Kajüte getroffen hatte – jetzt hörte ich auch den Donner in meinen Ohren widerhallen.

Und dann fuhr ich wie von einer Natter gestochen empor.

»Das hat Blodwen selbst Ihnen gesagt?!«

»O nein.«

»Hat sie Sie nicht beauftragt, daß Sie mir diesen Vorschlag machen sollen?«

»Mit keinem Worte. Wir haben ganz einfach nur von jenen Vermögensverhältnissen gesprochen, und nur ich war immer der Frager. Blodwen selbst denkt jedenfalls gar nicht an solch eine Möglichkeit. Das entspringt ganz meiner eigenen Initiative.«

Da war ich ebenso schnell wieder beruhigt. Was konnte Blodwen dafür, wenn dieser Mann solche Gedanken hegte?

»Niemals!«

»Ueberlegen Sie sich die Sache. Es braucht ja nur eine Scheinehe zu sein, wenn natürlich auch rechtskräftig abgeschlossen ... «

»Niemals!«

»Dann können Sie am nächsten ersten April über diese ungeheure Summe verfügen ... «

»Ja, wie soll ich die denn erheben, in New-York, ich, der steckbrieflich verfolgte Desperado!«

»Das ist Ihre Sache. Und Sie würden die Mittel dazu schon finden. Gerade, weil Sie sich im Grunde genommen doch ganz unschuldig fühlen – ich bin der festen Ueberzeugung, daß man Ihnen das Geld Ihrer Frau nicht lange vorenthalten könnte, und da stehe ich als ein Mensch, der sich auf Grund seiner freien Ansichten ebenfalls außerhalb der Gesetze dieser Welt gestellt hat, voll und ganz auf Ihrer Seite. Heiraten Sie die Lady, das ist das allereinfachste.«

»Niemals!«

»Ich will dies nicht als Ihr letztes Wort gelten lassen. Ueberlegen Sie sich die Sache.«

Tischkoff ging.

Und ich – ja, ich überlegte mir die Sache. Ich grübelte wenigstens darüber nach.

Grübelte darüber sechs Wochen lang nach, bis wir schon in der Nähe des australischen Kontinents waren.

Ich weiß nicht – und wenn ich von einem noch so scheußlichen Verbrechen höre, das in mir jeden Nerv vor Entrüstung zittern macht – hinterher suche ich für das menschliche Scheusal doch stets nach einer Entschuldigung.

Ist das eine Charakterschwäche? Ach, fast möchte ich wünschen, daß jeder Mensch wenigstens diese eine Schwäche mit mir teilen möchte! Sonst bezeichne ich mich ja immer selbst als ein langes Laster, an dem wenig Gutes ist.

Tatwam asi, das bist du selbst – sagt der buddhistische Indier, wenn er ein Tier martern oder nur schlachten sieht, wenn er von einem menschlichen Verbrechen hört.

Etwas Aehnliches haben wir ja auch in unserer Religion, und ich, der manchmal so gotteslästerlich flucht, lese hin und wieder auch noch gern in der Bibel.

Wir sind allzumal Sünder – richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Aber ich finde dieses ›Tatwam asi‹ des Indiers noch bei weitem schöner.

Wir alle haben ein und dasselbe Fleisch und Blut, wir alle haben ein und denselben göttlichen Atem, und die individuelle Separierung entspringt nur dem Egoismus, welcher aus dieser Erde, die ein Paradies sein könnte, ein Jammertal gemacht hat.

Der Tiger ist nur deshalb blutdürstig, weil wir hartherzig über die Leiber und über die Seelen unserer Mitmenschen dahinschreiten.

Wer das fühlt, versteht es. Anders als mit dem Herzen ist es nicht zu verstehen.

Ich habe dieses buddhistische ›Tatwam asi‹ schon verstanden, die herrliche und doch so furchtbare Wahrheit dieses Wortes schon kapiert, als ich noch ein Kind war. Mir ganz unbewußt.

Und wie oft habe ich darüber auf einsamer Nachtwache nachgedacht, und immer klarer ward mir diese Wahrheit.

Und auf bei Blodwen angewandt – was hatte sie denn so Ungeheuerliches verbochen?

Sie hatte Menschen gegeneinander gehetzt, hatte einen Dieb, der ihr Eigentum gestohlen, zum Krüppel schlagen lassen. – Konnte sie denn etwas dafür? War sie denn dafür verantwortlich zu machen?

War das nicht vielmehr allein die Schuld ihrer Erzieher, die das zarte Mädchen hinter Mauern hatten aufwachsen lassen, jedem ihrer Wünsche willfahrend, ihr selbst die Peitsche zum Gebrauch gegen Sklaven in die Hand gebend?

Und hatte Blodwen nicht oft genug auch ein großes, edles, mitfühlendes Herz gezeigt?

Wie sie geweint hatte, als damals auf dem Sklavenschiff die Weiber von ihren ausgestandenen Qualen erzählten!

Und nun saß dieses arme Weib Tag und Nacht in ihrer engen Kabine, wahrscheinlich harrend, hoffend, nämlich auf das erlösende Wort von mir!

Ja, ich bemitleidete sie aufrichtig!

Nur eins war es, was ich ihr nicht verzeihen konnte.

Hätte sie nur ein einziges Mal Verlangen nach ihrem Kinde . . .

»Herr Kapitän, die Lady läßt fragen, ob Sie ihr eine Unterredung gestatten würden.«

Goliath war es, der mir diese Meldung brachte.

Zum allerersten Male!!

Wird der Leser glauben, daß ich Blodwen hier an Bord während dieser sechs Wochen noch mit keinem Blicke zu sehen bekommen hatte?

Auf der ›Indianarwa‹, so groß diese auch gewesen, waren wir uns oft begegnet, freilich nur, um wortlos und ohne uns anzusehen, aneinander vorüberzugehen, obgleich ich dennoch stets den unsagbar flehenden Blick gefühlt hatte – hier aber, an Bord dieses verhältnismäßig doch nur kleinen Schiffes, war Blodwen für mich einfach unsichtbar gewesen.

Sie hatte es darauf angelegt gehabt, hatte ängstlich vermieden, meinen Weg zu kreuzen.

Und nun eine Unterredung unter vier Augen! Meine Aufregung läßt sich denken. Ich mußte sie mit aller Macht niederringen.

»Ich stehe in der Kajüte zu ihrer Verfügung,« sagte ich und begab mich hinab.

Sie kam – wir standen einander gegenüber. Es war ein ganz anderes Zusammentreffen, als damals in dem Hotel zu Charleston.

Wie bleich das arme Weib aussah! Sogar abgezehrt! Wie es das Taschentuch in den mager gewordenen Händen rang! Wie schuldbeußt es dastand!

Das arme, arme Weib!!

So sagte ich mir in meinem Herzen. Muß ich noch mehr andeuten, wie es in diesem meinem Herzen aussah? Es genügt wohl.

Ach, war ich, der ich schon so manchem den Lebensfaden mit kühler Ueberlegung abgeschnitten hatte, doch im Grunde genommen ein mitleidiger Mensch!!

»Herr Kapitän . . .«

Mit niedergeschlagenen Augen hatte sie es geflüstert.

Und ich konnte äußerlich so hart bleiben!

»Mylady?«

»Ich ertrage es nicht mehr!«

Jammernd hatte sie es plötzlich hervorgestoßen, aber sie war mir dabei nicht wieder zu Füßen gefallen, sondern sie hatte sich auf das Sofa geworfen und verhüllte weinend und schluchzend das Gesicht, und doch erkannte ich deutlich, wie sie sich gegen diesen Gefühlsausbruch zu wehren suchte. Aber die Füße hatten sie nicht mehr getragen, sie konnte ihrem Jammer nicht befehlen.

Und ich konnte äußerlich noch immer kalt und hart sein. Wie es in meinem Innern aussah, davon will ich nicht sprechen.

»Bitte, Mylady, nicht wieder solch eine Szene.«

Es gelang ihr, sich zu bezwingen, sich aufzurichten, sie stand wieder wie vorhin da, wie eine schuldbewußte Sünderin.

»Sie werden mich immer an Bord behalten? Wirklich für immer?«

Ich stutzte. Das hatte gar nicht danach geklungen, als wenn sie die Freiheit wünsche. Es gibt ja auch Gefangene genug, welche im Laufe der Jahre das Zuchthaus als ihr trauliches Heim lieben lernen, es gar nicht wieder verlassen wollen.

»Ja, Sie werden hier an Bord bleiben – so leid es mir auch tut, ich kann nicht anders handeln.«

»Ich danke dir – Ihnen.«

Von dem freudigsten Augenaufschlag waren diese Worte begleitet worden, jauchzend hatte es geklungen.

Ich wußte nicht mehr, was ich dazu sagen, davon denken sollte – obgleich es doch so nahe lag.

»Behandeln Sie mich wie die schwerste Zuchthäuslerin,« fuhr sie in demselben jauchzenden oder doch vor Freude zitternden Tone fort, »geben Sie mir nur Wasser und Brot, schlagen Sie mich – ja, schlagen Sie mich mit der Peitsche – täglich – daß mir das Blut . . . «

»Blodwen, was fällt dir ein!« fiel ich jetzt aus der Rolle, während schon mein Herz zu bluten begann. »Was traust du mir zu?«

»Ich habe es verdient.«

»Nicht, daß ich wüßte!«

»Doch, ich habe es verdient. Ich bin wirklich ein ganz schlechtes Weib . . . «

»Nein, Blodwen, das bist du nicht.«

»Nicht?!«

»Nein, ich habe für dich eine Entschuldigung gefunden.«

Und ich begann davon zu sprechen, was ich während der sechs Wochen gedacht hatte, von ihrer falschen Erziehung usw. – kurz, ich suchte ihre Grausamkeiten zu entschuldigen.

Aufmerksam hatte sie mir zugehört, aber gerade jetzt war nichts mehr von Freude bei ihr zu bemerken, sie schien im Gegenteil nur traurig zu werden.

»Sie haben recht – ich habe Neigung zur Grausamkeit – sie ist mir von Jugend an eingeimpft worden – aber wenn Sie dies auch als Entschuldigung gelten lassen, so darf ich doch eben deswegen nicht wieder frei sein, darf kein Geld mehr haben . . . «

»Nein, Blodwen, das darfst du allerdings nicht.«

»Nun, so bleibe ich eben hier an Bord als Gefangene.«

»Du sollst den Verlust deiner Freiheit nicht empfinden.«

»Wenn ich nur die gleiche Luft mit Ihnen atmen kann!« schlug sie jetzt schon einen anderen Ton an.

Ich antwortete nicht, wirr jagten mir die Gedanken durch den Kopf, während ich das so demütig dastehende Weib mit mitleidigen Blicken betrachtete.

Ja, warum sollte ich sie nicht glücklich machen, ohne die über sie erlangte Macht wieder aus den Händen zu geben?

»Wenn Sie mir nur noch eine einzige Bitte erfüllen würden,« nahm sie wieder das Wort, und ängstlicher als je blickten ihre blauen Augen auf mich.

»Was für eine Bitte?«

»Mein Kind ist in New-York – ach, und ich sehne mich so nach ...«

Erschrocken brach sie ab, denn mit einem großen Schritte war ich vor sie hingetreten.

»Du hast Sehnsucht nach deinem – nach unserem Kinde?«

»Ja.«

»Du möchtest es mit hier an Bord haben?«

»Ja, ach ja!!« erklang es jetzt mit hellem Jauchzen, noch ganz anders als vorhin.

»Blodwen, soll ich dich heiraten?«

Ihr Auge erstarrte, während ein ungläubiges und doch schon seliges Lächeln sich in ihrem Antlitz ausprägte.

»Mich – heiraten?!«

»Ja, höre mich an, Blodwen! Wir werden ...«

Ich wurde durch den Eintritt Mahlsdorfs unterbrochen.

»Herr Kapitän, eine wichtige Meldung, die keinen Aufschub duldet – ich beobachte schon seit längerer Zeit ein Segelschiff, einen Vollriger, der mir steuerlos zu sein scheint – ich änderte etwas den Kurs, um mehr in die Nähe zu kommen – Flaggen werden nicht gezeigt, kein Mann ist an Deck zu sehen, aber eine Menge von Frauenspersonen, welche uns heftig winken, ihr Rufen ist noch unverständlich ...«

Ich war bereits an Deck.

WAS DIE EWIGE VORSEHUNG BEFIEHLT.

Ein Kilometer nördlich von uns entfernt trieb auf der nur sehr mäßig bewegten See ein stattlicher Dreimaster, und auf den ersten Blick erkannte ich, daß er steuerlos sein mußte.

Sämtliche Segel standen, aber sie fingen den steifen Nordwestwind, der nach längerer Windstille seit einigen Stunden aufgekommen war, nicht ab, vielmehr fingen sie Fledermäuse, wie der Seemann sagt, wenn das Schiff aus dem Wind kommt und die Segel ohnmächtig gegen die Rahen und Taue klatschen. Wenn das Schiff über Stag oder durch den Wind geht, also beim Wenden oder Halsen, muß dieser Zustand stets einmal eintreten, sollen nicht erst alle Segel festgemacht werden, und man sucht diesen Zeitpunkt möglichst abzukürzen, denn es ist ein gefährlicher, und ein steuerloses Schiff, bei dem alle Segel stehen, kann sehr leicht kentern.

Wie Mahlsdorf gesagt, war kein einziger Mann zu sehen, dagegen standen an der Bordwand in dichter Reihe eine Menge Weiber, welche mit weißen Tüchern nach uns winkten, und schon mit bloßen Augen war zu erkennen, daß sie sämtlich die gleiche braune Kutte trugen, über dem Kopfe eine weiße Kapuze, und durch das Fernrohr konnte man auch die verzweifelten Gesichter erkennen.

Einige von ihnen waren um das Steuerrad bemüht, ohne Erfolg, sie schienen die Sache nur noch schlimmer zu machen.

»Das sind Nonnen!«

»Oder doch barmherzige Schwestern.«

»Wo mag denn nur die Mannschaft sein?« Ich machte diesen Erwägungen dadurch ein Ende, daß ich Kommandos gab, um die ›Sturmbräut‹ aus dem Wind zu bringen, und gleichzeitig den größten Kutter aussetzen ließ.

Seit wir uns im Verfolgungs- oder auch im Kriegszustand befanden, hielt ich zwar stets auf volle Dampfspannung, auch wenn wir den günstigen Wind mit Segeln ausnützten, aber einige Zeit wäre

doch vergangen, ehe die ›Sturmbraut‹ dampfen konnte, unterdessen war schon längst ein Boot dort, und das größte Boot wählte ich, weil ich mir sofort sagte, daß dort drüben doch offenbar seetüchtige Männer gebraucht würden. Deshalb ließ ich auch gleich den auf Freiwache befindlichen Steuermann Martin aus der Koje holen, überhaupt die ganze Freiwache, und wer keine Zeit mehr hatte, in die Hosen zu kommen, der ging eben in Unterbuxen mit.

Mit acht Matrosen, Goliath und Martin, denen sich auch Karle- mann zugesellte, welch letzteren drei ebenfalls mit rudern muß- ten, während ich das Steuer führte, ging es fort, und in fünf Minu- ten waren wir in Rufweite des in ganz gefährlicher Weise schling- ernden Schiffes, Wasserschöpfen über die Bordwand tat es aller- dings noch nicht, aber immerhin, bei diesem Seegang und diesem stetigen Winde durfte ein Schiff, wie es bei unsere ›Sturmbraut‹ der Fall war, nur ein klein wenig gleichmäßig nach beiden Seiten pendeln, und dieses hier schlug ganz mordsmäßig hin und her, die Nase nach allen Seiten richtend.

Jedenfalls hatten wir so keine Möglichkeit, vom Boot an Deck zu kommen, wir wären zersplittert, zumal uns alle Hilfe von oben fehlen würde.

»Ruder backbord, hart backbord!!!« schrie ich, und dann über- setzte ich in der Sprache der Landratten: »Haltet das Steuerrad fest, dreht es nach links, immer mehr nach links!!«

Ich wurde verstanden, sie befolgten die Weisung, wie man gleich erkennen konnte, weil das Schiff stetiger wurde, und bei diesem Seegange mußten, wenn dort sonst alles in Ordnung war, auch schon zwei zarte Mädchen genügen, um das Ruder zu be- herrschen.

Jetzt konnten wir dicht heranrudern. Ueber die Bordwand lug- ten die weißen Kapuzen auf uns herab.

»Der Kapitän und alle Matrosen liegen im Sterben!« jammerten diese in englischer Sprache.

Zunächst aber hatte ich an anderes zu denken.

»Laßt das Fallreep herab – oder nur ein Tau, ein Seil – schlingt es um die Koffeynägel – um die eisernen oder hölzernen Nägel – um die Stöcke, die ihr in der Bordwand seht!«

Die weißen Kapuzen verschwanden und kamen wieder, und endlich erschien auch ein . . . Bindfaden, der langsam herabgelassen wurde.

Na, ich brachte ihnen doch noch bei, daß es ein etwas stärkerer Bindfaden sein müsse, und endlich hatte ich denn auch ein festeres Ende zwischen meinen Händen.

»Seht Euch vor, Käpt'n,« warnte Goliath, als ich mich gleich in die Höhe schwingen wollte – und richtig, ich stürzte auch sofort wieder herab, mir nach polterte das ganze Tau, das oben nicht genügend oder überhaupt gar nicht befestigt gewesen war.

Schließlich aber wurden die Frauenzimmer doch damit fertig, und als ich einmal oben war, verbesserte ich den Halt, und bis auf zwei Matrosen folgten mir alle wie die Katzen nach.

Einige Dutzend Nonnen oder barmherzige Schwestern, vielleicht auch hundert, die auf mich einschnatterten – ich ließ sie zunächst schnattern, sprang nach dem Steuerrad, an das sich krampfhaft ein halbes Dutzend Weiber klammerte, schob diese beiseite und gab von hier aus Kommandos, ließ die Brassens bedienen, und in zehn Minuten hatte ich das Schiff in der Gewalt, es gehorchte wieder dem menschlichen Willen.

Jetzt, nachdem ich einen Matrosen ans Rad gestellt hatte, konnte ich meine Aufmerksamkeit den Weiblein widmen.

Dunkelbraune Kutten und weiße Kapuzen, um die wenig eingeschnürten Hüften einen Strick, aber recht zierlich geflochten, an den Füßen Schuhe, und zwar durchaus keine plumpen, sondern ganz manierliche – alte Schachteln waren wohl dabei, aber ich sah auch recht annehmbare und sogar recht hübsche Gesichter in Menge, und vor allen Dingen war hier nichts zu bemerken von abgezehrten, blassen Mienen, die den Tod zu rufen schienen – wie man sie doch gewöhnlich bei Nonnen, barmherzigen und

anderen Betschwestern findet – ganz im Gegenteil, die meisten zeigten blühende Gesichter und wohlgerundete Gestalten, selbst die älteren Nummern.

»Na, was ist denn hier eigentlich los? Wo ist die seemännische Besatzung?«

Eine Frau mittleren Alters, die über einen ganz stattlichen Schmerbauch verfügte – etwas anderes wollte ich unter der Kutte der Frömmigkeit und Weltentsagung nicht vermuten, sie hatte ja auch ebensolche aufgeblasene Pausbacken, gleichfalls von Gesundheit gerötet – machte sich bemerkbar, hatte aber Mühe, erst die anderen zu beruhigen, die alle gleichzeitig mir erzählen wollten.

»Was für ein Schiff ist das?« begann ich mein Examen.

»Die ›Hekuba‹ von Cardiff.«

»Wo ist denn die Mannschaft?«

»Die Matrosen liegen unten – der Kapitän, die Steuerleute – im Sterben – alle, alle!«

»Was, im Sterben?!« rief ich jetzt freilich erschrocken.

Die Priorin, wie ich sie gleich nennen will, war so vernünftig, mir mit kurzen Worten das Hauptsächlichste zu erzählen. Denn wenn jemand im Sterben liegt, und man will ihm helfen, dann hat man nicht lange Zeit.

Heute früh, vor etwa vier Stunden, hatte die Mannschaft einen großen Fisch harpuniert – einen Schweinsfisch, eine Abart des Delphins – die Beute war sofort zerlegt worden, in die Küche gewandert, die gesamte Besatzung hatte davon gegessen; eine halbe Stunde später hatte sich Erbrechen eingestellt, allgemeines Uebelbefinden – jetzt wälzten sie sich alle in ihren Kojen, die sich hier im Zwischendeck befanden, in Todeskämpfen.

Von den Frauen hatte keine einzige von dem Fleische genossen, die Priorin hatte es ihnen verboten gehabt.

Dies erfuhr ich, als ich mich schon unten im Mannschaftslogis befand, auch die in der Kajüte untergebrachten Offiziere und den

Kapitän besuchte. Ja, es sah böß mit ihnen aus. Der Schweinsfisch war giftig gewesen. Das Fleisch sehr vieler Seetiere zeigt manchmal giftige Eigenschaften, besonders das der Makrelen und Pricken. Noch bekannter ist, wie manchmal Austern und andere Seemuscheln giftig sind. Die Ursache dieser periodischen Giftigkeit ist noch nicht aufgeklärt. Erwähnt sei aber, daß es eine Fabel ist, Pfahlmuscheln seien kupferhaltig, weil sie sich an die kupfernen Kiele der Schiffe setzen. In solchen Muscheln, direkt von dem Kupfer abgelöst, hat der Chemiker noch nicht ein Atom von Kupfer nachweisen können. Bei Fischen und auch bei Austern trifft das übrigens ja gar nicht zu. Wahrscheinlicher hängt diese Ungeießbarkeit mit der Fortpflanzung zusammen, diese Tiere werden zur Zeit, da sie Eier tragen, giftig, und die anderen Raubtiere des Meeres wissen dies aus Instinkt, in dieser Periode verschonen sie also ihre sonstige Jagdbeute.

Die Frauen, von denen ich vorläufig noch gar nichts wußte, hatten ihr möglichstes getan. Viel war da freilich nicht zu tun, auch jeder Arzt hätte hier ratlos dagestanden, und nicht einmal ein Brechmittel brauchte hier eingegeben zu werden, das ging alles von allein.

Goliath war es, der sich mit den Wimmernden und sich in Schmerzen Windenden beschäftigte, ihren Puls prüfte, und dann war er auch schon in der Küche gewesen und hatte nach den Resten des geschlachteten Tieres gesucht, aber nichts mehr gefunden, nur gekochtes Fleisch war noch vorhanden, welches Goliath aber gar nicht beachtete.

»Haben die Leute das übrige über Bord geworfen?«

Die Frage wurde bejaht. Einige der Frauen hatten dies beobachtet.

»Wissen Sie, ob der Delphin tragend gewesen ist?«

»Tragend?« wiederholte die Priorin verwundert. »Was soll er denn getragen haben?«

»Hatte er ein Junges im Leibe?«

Das schon von Gesundheit gerötete Antlitz des dicken Frauenzimmers wurde noch röter, schamhaft schlug sie die Augen nieder, und diese Verlegenheit allüberall bei den herumstehenden Weiblein, und doch schien diese sittsame Scham gar nicht so allgemein echt zu sein, schon wurde ein unterdrücktes Kichern hörbar.

»Ja,« lautete dann der geflüsterte Bescheid der Priorin, »der Fisch hatte was drin, und eben deswegen ließ ich die Schwestern nicht davon essen. Die ewige Vorsehung, der wir dienen, gab es uns ein.«

»Ich dachte es mir,« sagte jetzt Goliath, »der tragende Delphin hat giftiges Fleisch – wie man so sagt. Aber schlimm ist die Sache nicht. Gestorben ist daran noch kein Mensch. In drei Tagen werden diese Kranken völlig wiederhergestellt sein, ohne jede ärztliche Kunst, die Natur hilft sich von ganz allein, aber vor zwei Tagen wird freilich auch keiner arbeitsfähig sein.«

»In zwei Tagen!« klagte die Priorin. »Wie weit sind wir denn noch ab von Hobarttown?«

Dieser Name – mit einmal hatte ich eine Ideenverbindung – ganz betroffen fuhr ich empor.

Aber noch ein anderer kam mir zuvor.

»Sich mal ahn,« ließ sich da Karlemann in einem seiner Jargons vernehmen, von denen er eine ganze Menge sprach, »die wollten auch nach Hobarttown – da ham mir ja gleich, was wir brauchen – die hat die ewige Vorsehung uns zugeführt – die heiraten mir.«

Zum Glück schien die Priorin und auch keine der anderen diese vorlauten Bemerkungen verstanden zu haben. Karlemann hatte Deutsch gesprochen, für keinen Ausländer verständlich, wenn er sonst auch die deutsche Sprache recht gut sprechen mochte.

»Sie gehören der englischen Schwesterngesellschaft zur ewigen Vorsehung an?« fragte ich in meiner ersten Verlegenheit.

Ein Zufall war nämlich, daß ich in diesen Verhältnissen einigen Bescheid wußte.

England ist durchaus protestantisch. Richtiger aber ist, wenn man sagt, daß England partout nichts vom Papste wissen will. Sonst nämlich hat der Ritus der englischen Hochkirche große Aehnlichkeit mit dem katholischen Zeremoniell. Nicht nur, daß die ersten Geistlichen Bischöfe heißen, sondern der Gottesdienst nähert sich wirklich in der äußeren Form sehr dem katholischen; in einigen Kirchen hat man sogar schon die Chorknaben mit den Räuchergefäßen eingeführt – nur daß noch die Ohrenbeichte fehlt.

Dann gibt es in England eine große Menge von Klöstern, allerdings nicht den Namen von solchen führend, und dann auch nur von Weibern bevölkert.

Sie nennen sich Schwestergemeinschaften oder so ähnlich, aber im Grunde genommen sind es doch richtige Klöster, abgeschlossen von aller Welt, unter einer Priorin stehend, und selbst bis zu den großen Gelübden hat man sich verstiegen – der freiwilligen Armut, der Keuschheit, des unbedingten Gehorsams gegen die Priorin und die weiteren Vorgesetzten, und das bis an sein Lebensende.

Aber diese evangelischen Nonnen Englands rekrutieren sich ausschließlich aus den höheren und höchsten Kreisen, und da kommt wiederum das eigentümliche englische Erbgesetz als Ursache in Betracht.

Was in Deutschland nur bei adligen Besitztümern in Sachen der Erbschaft gilt, hat in England allgemeine Geltung: alle liegenden Güter und alles sonstige unbewegliche Eigentum erbt nach englischem Gesetz der erstgeborene oder vielmehr der älteste Sohn. Ist ein Haus vorhanden, vielleicht ein sehr wertvolles, das große Einkünfte bringt, aber sonst kein bares Geld, so erbt dieses Haus der älteste Sohn, der also bekommt alles, die anderen Kinder gar nichts, gehen vollständig leer aus! Eine Tochter kommt nur in Betracht, wenn sie überhaupt das einzige Kind ist.

Das mag uns seltsam vorkommen, ungerecht, sogar barbarisch – aber in England kennt man es nicht anders, man ist damit zufrieden, und der Vater muß seine Kinder eben noch bei seinen Lebzeiten versorgen.

So wird man wohl selten einmal von der großen Mitgift einer Engländerin hören. Und da sieht's also auch in den höchsten Adelskreisen faul aus. Die jungen Ladies müssen eben an einen reichen Mann gebracht werden. Aber gar so dick sind die reichen Lords und Barone doch nicht gesät, bekanntlich werden mehr Mädchen als Knaben geboren – es bleiben jedes Jahr ein paar übrig. Die können ja noch immer einen anderen reichen Mann bekommen, er braucht ja gerade keinen adligen Namen zu haben, außerdem führt die geborene Lady auch nach ihrer Heirat mit dem Minderwertigen diesen Titel und ihren Vatersnamen weiter – aber es gibt doch viele, die sich nicht so herabwürdigen wollen.

Die gehen dann mit Vorliebe, um immer in Gesellschaft von Leidensgenossinnen zu sein, in solch ein Kloster, Schwestergemeinschaft oder sonstwie genannt. Der Eintritt kostet viel Geld, da darf überhaupt nicht jede Sterbliche herein, das aber wird dann natürlich von den Verwandten bezahlt. Dann ist man das weibliche Anhängsel mit allem Anstand ein für allemal los.

Um den Eintritt und die ganze Sache noch schmackhafter zu machen, hat man diesen evangelischen Nonnenklöstern von Staats wegen große Privilegien gewährt, die Mitglieder genießen das höchste Ansehen – meistens ganz unverdient. Es gibt ja welche, die sich der Krankenpflege, der Kindererziehung oder dergleichen edlen Beschäftigungen widmen, mehr noch aber geben sie sich einfach der Faulenzerei hin, fertigen höchstens, um der Sache doch einen frommen Anstrich zu geben, Strümpfe und wollene Unterkleider für arme Missionskinder und plärren dazu Gebete.

Das war auch bei der Schwestergemeinschaft zur oder der ewigen Vorsehung der Fall, von der ich zufällig einmal gehört hatte.

Es gab in England mehrere ihrer Klöster, die einem Bischof unterstellt waren und ebenso ganz unverdientermaßen das höchste Ansehen genossen.

Die kranke Mannschaft, aus Kapitän, zwei Steuerleuten, Bootsmann, Segelmacher, Zimmermann, Koch, Steward und elf Matrosen bestehend, befand sich unter Goliaths Aufsicht; ich hatte die Priorin nach der Kajüte gebeten, wo ich sie näher ausforschen wollte. Daß ihr noch zwei ältere Kuttenträgerinnen gefolgt waren, hatte ich nicht hindern können; auch Karlemann wollte dabeisein, während meine anderen Leute an Deck zu tun hatten.

»Wie darf ich Sie anreden?« eröffnete ich das Gespräch.

»Ich bin die Priorin der Schwestergemeinschaft zur ewigen Vorsehung, welche ihren Sitz bei Manchester hat,« lautete der erste Bescheid.

Dann aber wurde sie doch persönlicher, und ich erfuhr, daß ich keine geringere, als die Schwester des Herzogs von Manchester vor mir hatte, und unter den vierundachtzig Schwestern, die sich hier an Bord befanden, waren nur zwei, welche im bürgerlichen Leben keinen Anspruch auf den Titel ›Lady‹ machen durften. Sonst lauter aristokratisches Blut, mehr oder minder blau.

Ich erfuhr weiter folgendes:

Die Schwestergemeinschaften zur ewigen Vorsehung hatten auf einer Synode, oder wie man so eine kirchliche Versammlung nennt, beschlossen, ihre segensreiche Wirksamkeit fernerhin von der Heimat auch aufs Ausland, zunächst auf die englischen Kolonien, zu erstrecken.

Die ewige Vorsehung wurde befragt, d. h., Gott. Auf welche Weise? Durch das Los! Denn diese Schwestergemeinschaft entscheidet alles und jedes durch das Los, ebenso wie z. B. bei uns die Brüdergemeinde der Herrenhuter, vor welcher ich übrigens durch verschiedene Gelegenheiten die größte Hochachtung gewonnen habe.

Auf Zettelchen wurden die einzelnen englischen Kolonien geschrieben: Kanada, Ostindien, Australien, Südafrika – dann aber auch alle kleineren Inseln, wie Malta, Ascension – keine einzige wurde vergessen, und wenn es auch nur eine Felsenklippe gewesen wäre, auf die England Anspruch machte – und es waren mehr denn hundert zusammengefaltete Zettel geworden, welche in die Urne geworfen wurden, und nach einem vorangegangenen Gebet zur göttlichen Vorsehung zog der die Synode leitende Lordbischof einen Zettel heraus.

Dieser hatte das Wort ›Australien‹ enthalten.

So, das war das erste gewesen. Die Vorsehung hatte Australien bestimmt.

Aber Australien ist groß. Es wurde eingeteilt in Süd-, West- und Nordaustralien, in Alexanderland, Viktoria usw., wie man diese Einteilung in Gouvernements auf der Karte sieht, auch die größeren bewohnten Inseln wurden nicht vergessen – und nach dem vorangegangenen Gebet zur göttlichen Vorsehung zog der Lordbischof den Zettel mit Tasmania.

Ja, da war die Vorsehung mit den frommen Schwestern sehr gnädig gewesen! Sie hätte sie doch ebensogut ins Innere von Australien schicken können, wo es nichts weiter gibt, als wilde Eingeborene, Känguruhs und Dingos, während Tasmania eine vollständig kultivierte Insel ist, die den doch immerhin verwöhnten Damen jegliche Bequemlichkeit bot.

Nun mußte aber der zukünftige Wohnort immer noch näher spezialisiert werden; denn Tasmania ist eine sehr große Insel.

Also auch die einzelnen Städte wurden aufgeschrieben, der Lordbischof zog wieder das Los und – o Glück! – die ewige Vorsehung hatte für ihre Dienerinnen gerade die große Hafenstadt Hobarttown bestimmt, wo man überhaupt nichts zu vermissen braucht. –

So weit war die Priorin mit ihrer Erzählung gekommen, als sich der aufmerksam zuhörende Karlemann einmal einmischte.

»Ob der Lordbischof nicht schon immer wußte, welches Zettelchen er ziehen würde? Vielleicht hatte er sich ein fühlbares Zeichen drangemacht.«

Eigentlich hatte der Junge gleich eins auf sein schnoddriges Maul verdient! Ich hatte ja schon einen ähnlichen Gedanken gehabt, aber . . .

Nun, die drei frommen Schwestern achteten nicht dieser ungezogenen Bemerkung, die Priorin fuhr fort mit ihrer Erzählung, und ich bekam etwas zu hören, wonach ich meinen eigenen Verdacht zurückweisen mußte.

Also Erdteil, Land und Stadt waren für das zukünftige Kloster von der Vorsehung bestimmt, wegen Straße und Hausnummer wollte man noch nicht anfragen, so penibel brauchte man nicht zu sein.

Nun aber existierten in England vier solcher Klöster. Welches sollte da auswandern?

Das bei Manchester stationierte.

Alle Schwestern dieses Klosters sollten nach Tasmania gehen oder nur ein Teil?

Alle, antwortete die ewige Vorsehung.

Diese Fragerei ging immer weiter, schließlich dennoch bis ins kleinste.

Sollen wir einen Dampfer oder ein Segelschiff benutzen?

Ein Segelschiff, antwortete die ewige Vorsehung durch das gezogene Los.

Noch in diesem Jahre? Ja oder nein.

Ja.

Noch in dieser Woche?

Nein.

Noch in diesem Monat?

Nein.

Im nächsten Monat?

Ja.

In der ersten, zweiten, dritten, vierten Woche?

In der ersten Woche.

So wurde die Abfahrt bis zum Tage bestimmt. Die Stunde wollte man doch lieber dem Kapitän überlassen, wegen der Ebbe und Flut, womit die Vorsehung doch vielleicht nicht so genau Bescheid wußte. (Das heißt, ich möchte hier durchaus nicht spöttisch werden. Ich spotte überhaupt niemals über religiöse Ansichten, mögen diese auch noch so roh oder doch plump sein. Freilich rutscht einem die Feder ja doch manchmal aus – ich schiebe das frisch ebenfalls der ewigen Vorsehung in die Schuhe.)

Von wo soll die Abreise von England stattfinden? war die nächste Frage,

Aus allen größeren Häfen ließ die Vorsehung ›Cardiff‹ ziehen.

So ging das weiter, bis das in Cardiff liegende Vollschiß ›Hekuba‹ als dasjenige bestimmt wurde, welches die vierundachtzig Insassen des Klosters von Manchester nach Tasmania zu bringen hatte.

Das paßte auch alles ganz vortrefflich: denn die ›Hekuba‹ lag in Cardiff, um Kohlen nach Kapstadt zu nehmen, und Südafrika mußte doch sowieso umsegelt werden, und man brauchte das große Segelschiß auch von da aus nicht besonders als Passagierschiß zu chartern – was schweres Geld gekostet hätte, das allerdings nicht viel zu sagen gehabt hätte: denn dieses Kloster verfügte über Millionen, größtenteils durch fromme Stiftungen zusammengebracht – in Kapstadt bekam der Segler leicht Fracht für Tasmania, direkt nach Hobarttown.

So war es denn auch alles geschehen. Vier Monate waren die frommen Schwestern bereits unterwegs, jetzt näherten sie sich ihrem Ziele, als die ganze Mannschaft so schwer erkrankte. Unser Schiß war das erste gewesen, welches die hilflosen Schwestern in Sicht bekommen hatten. – – –

Man mag nun über dieses Befragen der ewigen Vorsehung und über das Befolgen der Losentscheidung denken wie man will – gehorsam und treu ihren Prinzipien waren die evangelischen Nonnen jedenfalls gewesen, hatten sich deshalb zahllosen Unannehmlichkeiten willig unterzogen.

Man bedenke doch nur: mit einem Dampfer hätten sie eine bei weitem schnellere und bequemere Reise gehabt – nein, die Vorsehung hatte bestimmt, daß sie sich ganz allein, ohne jede männliche Begleitung – das heißt, eine solche, die ihnen schon bekannt war – einem Segelschiffe, einem ganz fremden Kapitän und seiner Mannschaft, rohen Matrosen, anvertrauen sollten, und ohne Zögern hatten die vierundachtzig schüchternen Jungfrauen gehorcht.

Wie gesagt – jeder mag hierüber denken, wie er will – ich für mein Teil achte so etwas in gewissem Sinne hoch. Es wird eben jeder nach seinem Geschmacke selig, ich habe nichts dagegen.

Diese Schilderung der Priorin hatte höchstens eine Viertelstunde gewährt, ich hatte während dieser Zeit nicht die Kajüte zu verlassen brauchen, meine Leute wurden an Deck ohne mich fertig.

»Und heute muß die ewige Vorsehung bestimmen, daß unsere ganze Mannschaft so erkrankt,« schloß die Priorin ihren Bericht, den ich nur selten durch eine Frage zu unterbrechen gewagt hatte.

»Wissen Sie denn auch schon,« mischte sich da wieder Karle-
mann ein, »daß die ewige Vorsehung bestimmt, daß alle die Nonnen hier heiraten werden?«

Wieder hätte ich diesem vorlauten Schnösel gleich eins aufs Maul geben mögen. Doch ehe ich mich einzumischen brauchte, wurde die Sache im guten erledigt.

Die Priorin hatte den Knirps erst erstaunt angesehen, dann verweisend – dann aber legte sie ihm mit gütigem Lächeln die Hand auf den schwarzgelockten Zigeunerschädel.

»Mein liebes Kind,« erklang es aus dem lächelnden Munde in mildestem Tone, »du weißt wohl nicht, was du sprichst – kennst

noch nicht die Bedeutung des Wortes Heiraten. Bleibe so unschuldig, wie du bist, mein lieber Knabe.«

Na freilich wäre ich bald laut herausgeplatzt. Denn unbeschreiblich war die Visage, welche Karlemann dabei zog. Ha, wenn die den Charakter dieses lieben Kindes und unschuldigen Knaben näher gekannt hätte! Wie dieser Knirps schon drei schwarze Frauen besessen!

Zum Glück fragte sie mich nicht, in welcher Beziehung ich zu diesem ›harmlosen Kinde‹ stände. Auch Karlemann sagte nichts weiter, und sie zog ihre Hand von seinem Haupte zurück.

»Wie weit sind wir denn nun noch ab von Hobarttown?« wandte sie sich dann an mich.

»Wenn der Wind so bleibt, können wir es übermorgen abend, spätestens in drei Tagen erreicht haben,« entgegnete ich.

»Ja, was soll denn aber nun aus unserem Schiffe ohne Mannschaft werden?«

»Selbstverständlich bleibt es unter unserer Bedienung, wie es bereits geschehen ist.«

»O, wie soll ich Ihnen danken!«

»Davon ist gar keine Rede. Wir tun dasselbe, was jeder brave Seemann tun würde.«

»Wir werden Sie und Ihre wackeren Matrosen in unser tägliches Gebet einschließen.«

»Das ist durchaus nicht not . . . ich wollte sagen: ich danke Ihnen sehr, Madam.«

»Und ich kenne noch nicht einmal Ihren Namen! Wem haben wir denn unsere Rettung zu verdanken?«

»Richard Jansen ist mein Name.«

Plötzlich bekamen alle drei Schwestern oder Mütter den Starrkrampf. Wenigstens starrten sie mich so regungslos an.

»Richard – Richard – Jansen,« stammelte dann die Priorin. »Doch nicht etwa – etwa – der Kapitän von der ›Sturmbraut‹?!«

»Allerdings. Jenes Schiff dort, welches Sie durch das Bollauge erblicken, ist meine ›Sturmbraut‹. Aber die Damen haben von mir durchaus nichts zu fürchten, ich bin kein Frauen . . . «

Ich kam nicht weiter. Die beiden anderen Betschwestern stießen ein gellendes Zetergeschrei aus und stürzten aus der Kajüte. Leider ich ihnen nach, um sie beruhigen zu wollen, während ich mich gleich mit der Priorin hätte auseinandersetzen sollen.

Die beiden mußten die an Deck befindlichen Nonnen sehr schnell verständigt haben. Es war ja auch nur die Nennung meines Namens nötig.

»Iiiihhhh,« wurde ich oben an Deck quiekend empfangen, und die Nonnen flatterten durcheinander wie eine aufgeschuchte Herde weißbehaupteter Kapuzinergänse.

In allen Winkeln versteckten sie sich vor mir.

»Na na, ich bin doch kein Menschenfresser,« sagte ich, und einsehend, daß hier oben auf diese Weise nichts zu machen war, kehrte ich gleich wieder in die Kajüte zu der Priorin zurück, die noch auf demselben Platze stand.

Sie war viel vernünftiger als die anderen, wohl ängstlich, aber man konnte mit ihr sprechen.

»Sie sind der Kapitän, welcher den ›Prinz Albert‹ und das Kanonenboot versenkt hat?«

»Ich bin's, ich tat's, und dennoch bin ich kein Unhold!« entgegnete ich, sprach noch weiter, und es gelang mir, sie von meiner und meiner Leute Harmlosigkeit zu überzeugen. Nur englische Kriegsschiffe und sonstige durften nicht auf uns pürschen, dann wehrten wir uns unserer Haut.

Sie versprach, sofort ihre Untergebenen zu beruhigen, und ich hätte gehen können, allerdings nicht von diesem Schiffe, dessen Kommando ich selbst zu übernehmen dachte. Aber ich verließ auch die Kajüte noch nicht.

»Ich habe gehört, Hochwürden,« war mir jetzt eine bessere Anrede eingefallen, und ich hatte damit auch wirklich das Richtige getroffen, »daß eine Priorin der Schwestergemeinschaften zur ewigen Vorsehung von Rechts wegen auch das Privileg besitzt, Ehen zu schließen.

»Das besitze ich allerdings.«

»Dann müßte Ihr Recht auch hier an Bord dieses Schiffes gelten. Denn es fährt unter englischer Flagge, und die Flagge . . .

»Jawohl, ich weiß,« fiel sie mir ins Wort. »Ehe ich England verließ, erhielt ich noch einmal besondere Instruktionen für das Ausland und für die Reise, und da ward auch betont, daß ein Schiff, über dem die englische Flagge wehe, England selbst bedeute.«

»Dürfte ich Hochwürden da bitten, eine rechtsgültige Trauung zu vollziehen?«

Sie zögerte doch etwas, wurde wieder ängstlich. Wir mußten in ihren Augen doch immerhin Mordbuben sein, hatten mindestens genug Blut an den Händen.

»Auch ich habe Vorschriften, die ich einhalten muß,« sagte sie zaghaft. »Nicht jedes Paar darf ich trauen, das zu mir kommt.«

»Aber wenn sonst alles in Ordnung ist?«

»Ja, wenn sonst alles in Ordnung ist?«

»Es handelt sich um mich selbst und um die Ihnen doch sicher bekannte Lady Blodwen von Leytenstone.«

Da bekam die dicke Dame ganz große Augen.

»Um die Lady von Leytenstone!« rief sie. »Ja, lebt die denn noch? Ich denke, die hat auf der Osterinsel ihren Tod gefunden? Die soll sich doch in dem unterirdischen Labyrinth des Kraters verlaufen haben. Und Sie selbst sollen doch mit Ihrer ›Sturmbräut‹ verschollen sein. Wo haben Sie sich denn während der langen Zeit immer verborgen gehalten?!«

Also auch zu den Ohren dieser frommen Priorin waren die Gerüchte dieser Welt, so weit sie meine eigene Person betrafen, gedungen, auch in jenem Kloster hatte man sich mit mir beschäftigt.

Aber ich hatte jetzt keine Lust, der weiblichen Neugier, die auch einmal bei einer weltentsagenden Priorin hervorbrechen kann, wenn eben der alte Adam oder vielmehr die alte Eva rege wird, Vorschub zu leisten.

»Sie sehen, daß ich noch lebe. Oder zweifeln Sie, daß ich wirklich jener Kapitän Richard Jansen bin?«

»Nein.«

»Kennen Sie mein Verhältnis zu der Lady von Leytenstone?«

»Ich kenne es.«

»Sie ist schon seit einigen Jahren meine Geliebte,« wurde ich immer offener.

»Ja, ich weiß es,« wurde es die sonst ganz vernünftige Priorin ebenso. »Nicht wahr, diesem Verhältnis ist schon ein Kind entsprungen?«

»Ja; es befindet sich wohlaufgehoben in New-York. Stände dieser Trauung sonst etwas im Wege?«

»Wo befindet sich die Lady?«

»Drüben an Bord meiner ›Sturmbräut‹.

»Ist sie auch mit dieser Heirat einverstanden?«

Da durfte ich wohl ohne Zögern bejahen.

»Denn ohne beiderseitige freiwillige Zustimmung darf ich nicht trauen.«

»Blodwen ist ganz und gar damit einverstanden. Sollte nicht eine oder die andere Ihrer Schutzbefohlenen die Lady Blodwen kennen?«

»Das wird der Fall sein, und das ist sogar auch sehr nötig.«

»Warum ist das nötig?«

»Nun, damit nicht eine andere Ihnen unter dem Namen der Lady von Leytenstone angetraut wird.«

Diese Dienerin der ewigen Vorsehung war weit vorsichtiger als sonst die englischen Geistlichen, welche nur zwei Zeugen verlangen, die man einfach von der Straße holt, wofür sie dann einen Pot Bier bekommen.

Wenn es sich um solch eine vornehme Heirat handelte, da hatte ich freilich noch keine Erfahrung, da mochte es auch anders sein, und dann wahrscheinlich hatte die Priorin auch schon etwas von den dreißig Millionen Dollar gehört, über welche die zu Trauende wiederum verfügte.

Ich aber muß hierbei bemerken, daß ich an dieses Geld gar nicht dachte. Mein Grund, daß ich Blodwen jetzt, allen meinen früheren Ansichten über die Ehe entgegen, regelrecht heiraten wollte, war ein ganz anderer. Ich wollte diesem unerquicklichen Verhältnis ein Ende machen – ihr mehr Freiheit gewahren zu dürfen und sie dennoch fester in meine Macht zu bekommen – zu ihrem Segen, zu meinem eigenen Vorteil.

»Dann stände der Trauung ja nichts im Wege,« sagte die Priorin. »Die Zeremonie ist dieselbe wie bei der englischen Hochkirche, nur daß ich bloß zwei weibliche Zeugen brauche, die ich selbst aus meinen Schwestern wähle.

»Und wann kann die Trauung stattfinden?«

»Wann Sie wollen.«

»Sofort?«

»Gewiß. Es sind ja gar keine weiteren Vorbereitungen nötig.«

»Können Sie auch einen rechtsgültigen Trauschein ausstellen?«

»Auch das. Ich habe solche Formulare unter meinem Gepäck, wir sind ja mit allem ausgestattet, um in Australien unser . . . «

An Deck erscholl wieder ein vielstimmiges Quieken, die Priorin eilte hinaus, um zu sehen, was es da gebe, um zu beruhigen.

Ich selbst war ganz beruhigt. Daß sich einer meiner Leute eine Ungebührlichkeit erlaubt hätte, war ganz ausgeschlossen, und wenn etwas Ernstliches passiert wäre, hätten die ganz anders gequiekt. Vielleicht war eine Kapuze über Bord geflogen, oder eine

Maus war über Deck gelaufen. Ich hatte nämlich in den Abstufungen des weiblichen Quiemens schon einige Erfahrung.

Ich wollte diese Gelegenheit benutzen, um mit Karlemann ein ernstes Wort zu reden, bei dem war es am allernötigsten, und er kam mir entgegen, indem er zuerst das Wort ergriff.

»Was? Sie wollen die Blodwen jetzt wirklich heiraten?!« fragte er verblüfft.

»Wie Sie gehört haben.«

»Na, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und Sie werden schon Ihre Gründe dazu haben. Aber da können wir doch gleich Hochzeit *en gros* feiern.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, die ewige Vorsehung hat uns da doch gleich die genügende Anzahl Weiber zugeführt, die sich Ihre Leute und zum Teil auch schon die meinigen wünschen. Nun kann die Fucusinsel bevölkert werden.«

»Ja, Algots, das ist es, weswegen ich Sie sprechen wollte. Sie haben schon vorhin einige dumme Witze gemacht . . . «

Und so sprach ich weiter, mir ganz energisch verbittend, daß diese Nonnen, oder was sie nun sonst sein mochten, belästigt würden.

»Wenn ich Frauen suche, die mit nach der Fucusinsel sollen, so müssen sie mir selbstverständlich freiwillig folgen,« schloß ich meinen längeren Sermon.

»Und warum sollen die denn Ihnen nicht freiwillig folgen?«

»Daran ist doch gar nicht zu denken – solche Nonnen, Damen aus der höchsten englischen Gesellschaft.«

»Na, deswegen – Frauenzimmer ist Frauenzimmer – ich kenne so etwas. Fragen Sie nur erst einmal.«

»Unsinn!« knurrte ich, schon die Kajüte verlassend.

Ich ärgerte mich, mit dem Jungen mich überhaupt eingelassen zu haben.

Und doch, die Sache gab zu denken. Weshalb hatte uns die geheimnisvolle Möwenpost gerade nach Hobarttown auf Tasmania beordert? Wenn ich nicht an eine ewige Vorsehung und an sonstige Uebernatürlichkeiten glauben wollte – konnte jene geheimnisvolle Person, die sich schon so oft in mein Leben eingemischt hatte, nicht schon von diesen evangelischen Nonnen gewußt haben, daß diese nach Tasmania wollten, und ebenso mein Vorhaben kennend, mich dorthingeschickt haben?

Ich schlug mir alle solche Grübeleien aus dem Kopfe, ließ ein kleineres Boot aussetzen und mich in diesem nach der ›Sturmbräut‹ zurückbringen, die in einiger Entfernung der ›Hekuba‹ folgte.

Gern hätte ich erst Tischkoff gesprochen, aber der hielt sich wieder einmal seit einigen Tagen in seiner Kabine eingeschlossen.

So begab ich mich gleich zu Blodwen, betrat nach einem Anklopfen und nach ihrem ›*come in*‹ in ihre Kabine, zum ersten Male – dieselbe Kabine, die einst Atlanta innegehabt, die ich so manches Mal mit dieser geteilt hatte.

»Bist du bereit, Blodwen, mit mir eine regelrechte Heirat einzugehen?«

»Wie Sie wünschen, Herr Kapitän.«

Sie war noch ganz dieselbe, wie ich sie vorhin verlassen hatte – ganz zerknirschtes Schuldbewußtsein, Demut, nicht etwa Teilnahmslosigkeit, und diese Demut war unverkennbar echt.

Ich erzählte ihr mit kurzen Worten, wie sich die Gelegenheit zu einer Trauung auf See soeben gefunden hätte.

Es machte alles nicht den geringsten Eindruck auf sie.

»Wie Sie wünschen, Herr Kapitän.«

»Wenn ich dir solch einen Vorschlag mache, kannst du mich wohl auch anders anreden, Blodwen,« sagte ich mit möglichster Milde, die ebenso von Herzen kam.

»Wie du willst, Richard.«

»Und fragst du denn gar nicht danach, wie dieser plötzliche Entschluß, mit dir eine regelrechte Ehe einzugehen, in mir entstanden ist?«

Dadurch, daß sie schwieg, gab sie auch eine Antwort. Nein, sie fragte nicht danach.

»Tischkoff erzählte mir, daß du dreißig Millionen Dollar auf einer New-Yorker Bank habest, als dein Gatte hätte ich dann Anspruch darauf zu machen, aber du wirst, da du mich doch kennst, wohl kaum glauben, daß ich deshalb eine gesetzmäßige Ehe mit dir eingehen will.«

»Nein, das kann ich von dir nicht glauben.«

»So will ich dir sagen, weshalb ich dich heirate. Um ein noch größeres Recht zu bekommen, dich in meiner Gefangenschaft zu behalten. Oder anders ausgedrückt: ich will eine Verpflichtung haben, daß ich für die Taten, welche du begehst, als dein rechtmäßiger Mann auch verantwortlich bin, so daß ich mich hüten werde, dich wieder freizugeben. Verstehst du, wie ich das meine?«

Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hatte. Auch mancher Leser dürfte mich nicht verstehen. Aber anders konnte und kann ich mich noch jetzt nicht ausdrücken. Ich war und bin eben ein seltsamer Kauz. Länger denn sechs Wochen hatte ich hierüber nachgegrübelt, um zu der Ansicht zu kommen, daß es das beste sei, die Mutter meines Kindes zu heiraten, ohne es weiter definieren zu können.

Ja, die Mutter meines Kindes – das mochte es wohl sein!

»Daß ich für deine Vergehen eine Entschuldigung gefunden, habe ich dir schon gesagt, und was ich dir als dein Gatte schuldig bin, weiß ich ebenfalls. So komm, meine Blodwen!«

Und mit diesen Worten schlang ich meinen Arm um sie, zog sie an mich und küßte sie mehrmals auf die Lippen.

Da freilich zog es wie eitel Sonnenschein über ihr Gesicht.

»Richard, ist es möglich?!!«

»Ja, Blodwen, alles soll vergeben und vergessen sein!«

Die Matrosen ließen die Arbeit ruhen, wenn sie nicht gleich fallen ließen, was sie in den Händen hatten, als sie uns beide Arm in Arm über Deck gehen sahen, und Mahlsdorf machte erst recht ein unbeschreibliches Gesicht, behielt gleich den Mund offen.

»Sie behalten hier das Kommando,« sagte ich zu ihm im Vorbeigehen, »ich übernehme die Führung der ›Hekuba‹, deren gesamte Besatzung durch den Genuß des Fleisches eines giftigen Delphins schwer erkrankt ist. Folgen Sie mir im Kielwasser. Jetzt lasse ich mich mit Lady Blodwen trauen.«

Mahlsdorf blickte uns mit aufgerissenem Munde nach, als wir beide ins Boot stiegen und uns hinübrudern ließen.

In der Kajüte fand die Trauung statt, über welche ich nichts weiter zu sagen habe. Es ging so einfach zu wie bei jeder englischen Trauung. Nicht einmal ein Ringwechsel ist nötig. In England trägt der Mann überhaupt keinen Trauring.

»Willst du dem von dir erwählten Manne ein liebendes, treues, gehorsames Weib sein?«

Die Priorin sprach den Segen, dann füllte sie das Trauformular nach unseren Angaben aus, wir beide unterschrieben.

So war ich verheiratet. Jetzt in diesem Augenblick, da ich die Feder wieder hob, wußte ich einmal klar, warum ich es getan.

Um dem armen Weibe, das kaum noch der Erde angehört hatte, eine große Freude zu machen, die größte, die für sie wohl möglich. Ich hatte sie schon immer bemitleidet, und Mitleid ist ja Liebe.

Und zweitens hatte ich ihr hierdurch die Möglichkeit geraubt, selbst wenn ich ihr die völlige Freiheit wiedergab, fernerhin noch einmal gegen ihre Verwandten wegen ihres väterlichen Vermögens vorzugehen.

Denn durch ihre Heirat hatte sie darauf freiwillig verzichtet, das mußte sie wissen.

Dann mußten noch die beiden Nonnen unterschreiben, welche als Zeuginnen fungierten. Sonst befand sich niemand in der Kajüte.

Die Priorin hatte zu diesen beiden Zeugen die größten Gegensätze ausgesucht. Die eine war die älteste Schachtel, die einzige, die schon ausgetrocknet war, während die andere ein junges, blühendes Ding war, noch ein Backfisch, höchstens erst sechzehn Jahre, zu dem die Kutte und Kapuze durchaus nicht passen wollte.

Sie hatte mich während der ganzen Zeremonie mit ihren dunklen Augen, aus denen sonst gewiß immer der übermütigste Schelm hervorlugte, wozu auch das reizende Stumpfnäschen paßte, angeblickt, während die alte Schachtel ihr ganzes Interesse der bleichen Braut gewidmet hatte.

Jetzt mußten sie beide unterschreiben.

Die Alte setzte mit eckigen Zügen ihren einfachen Namen darunter: Hermine Drake – und dann sah ich den Backfisch kritzeln, nachdem erst ein gehöriger Klecks gemacht worden war: Lady Maud Plantagenet, Prinzeß of Suffolk.

Oho, dieser niedliche Backfisch mit dem reizenden Stumpfnäschen war eine Prinzessin?

Und wie war mir denn, hatte ich den Namen Plantagenet nicht als den einer historisch berühmten Adelsfamilie kennen lernen müssen?

Ich kam nicht darauf, dachte jetzt auch nicht weiter daran.

Eine Hochzeitsfestlichkeit war hier nicht angebracht, auch nicht bei meinen Leuten.

Ich bedankte mich bei der Priorin und bei den Zeugen, wandte mich dann gleich meiner jungen Frau zu.

»Ich muß hier an Bord bleiben. Du gehst inzwischen wieder nach der ›Sturmbraut‹ hinüber, richtest einstweilen deine drei Kabinen wieder vor, die wir früher innehatten. Nur noch zwei Tage

trennen uns von Hobarttown – das heißt, wenn ich mich überhaupt dorthin begeben. Nur dieses Schiff muß ich dort abliefern. Dann trennen wir uns nie wieder. Nicht wahr, Blodwen?»

Ob sie damit einverstanden war! Ich hatte einen Menschen überglücklich gemacht.

Wie sich unser neues Verhältnis weiter gestalten würde, sollte die Zukunft lehren.

EIN NÄCHTLICHER BESUCH.

Ja, während ich den ganzen Tag auf der Kommandobrücke stand, grübelte ich gar viel über meine, über unsere Zukunft nach.

Ich grübelte über noch manch anderes.

Doch ich will den Leser nicht langweilen.

Von der ›Sturmbräut‹ hatte ich noch einen anderen Matrosen und einige von Karlemanns Jungen kommen lassen, die schon früher in der Küche beschäftigt gewesen waren, denn von diesen vornehmen Nonnen verstand, wie ich auf Befragen von der Priorin erfahren, keine einzige etwas von der edlen Kochkunst.

Der Wind änderte sich mehrmals, es gab viel in der Takelage zu tun, die Leute mußten untergebracht werden – so verging der Tag.

Keine Nonne hatte sich mehr an Deck sehen lassen. Sie widmeten sich unter Goliaths Leitung der Pflege der Kranken, mit denen es vorläufig immer schlimmer ward, oder verkrochen sich eben unter Deck.

Nur eine hatte ich ständig oder doch häufig vor Augen, allerdings auch nur zum vierten Teil ihres Körpers.

Es war jener Backfisch, die Prinzessin von Plantagenet oder Suffolk, die meistens aus einer Luke, die zum Zwischendeck hinabführte, mit dem halben Oberkörper hervorblickte. Sie schien mit einer Handarbeit beschäftigt zu sein, strickte oder häkelte mit langen Stäben, doch widmete sie dieser nützlichen Beschäftigung sehr wenig Aufmerksamkeit, hatte vielmehr ihre dunklen

Augen immer mit dem Ausdruck der Bewunderung und mit halb geöffnetem Munde auf mich gerichtet, der ich auf der Kommandobrücke stand.

Nun, wenn sie schon von mir gehört hatte, dann mußte ich für solch ein junges Ding ja auch entweder ein Gegenstand des Abscheus oder, und das wahrscheinlicher, der Bewunderung sein.

So also verging der ganze Tag. Ich hatte schon die vorige Nacht wegen vieler Segelmanöver schlaflos verbracht, so suchte ich beizeiten den verschließbaren Raum auf, den ich mit einer Matratze hatte ausstatten lassen. Sonst war ja das ganze Schiff, so weit es nicht befrachtet, mit Menschen dicht besetzt.

Müde streckte ich mich aus, ohne mich der Kleider entledigt zu haben, dachte dies, dachte das, und schlief ein.

Ein leichtes Rütteln an der Schulter weckte mich. Um mich herum herrschte Stockfinsternis.

»Wer ist das?«

»Ich bin's, der Franz.«

»Was willst du?«

»Hier hat sich eine Nonne an mich herangemacht, die möchte den Kapitän sprechen, es handle sich um etwas ganz, ganz Wichtiges, aber sie müsse auch ganz, ganz vorsichtig sein, daß es die Alsche nicht merke.«

»Wo ist sie?«

»Sie ist schon hier.«

»Ja, ich bin schon hier,« sagte eine Stimme, die mir trotz des Flüsterns bekannt vorkam.

Ich wußte die Laterne im Finstern mit einem Handgriff zu finden, machte Licht und ... sah den reizenden Backfisch vor mir stehen, die Prinzessin, in Nonnenkutte.

Ich erhob mich schnell, schickte den Matrosen hinaus und war mit ihr allein.

Sie sah sich nicht ängstlich, sondern nur vorsichtig um in dem engen Raume, in dem die Farbtöpfe aufbewahrt wurden, und

dann haftete ihr dunkles Auge, das den Schelm niemals verleugnen konnte, auf mir.

Jetzt bemerkte ich auch, daß sie in bloßen Füßen war, und zwar waren es die niedlichsten Füßchen, die ich jemals erblickt.

»Womit kann ich dienen, Mylady?«

»Mylady – ach, wie nett das klingt!« seufzte sie aus tiefstem Herzensgrunde mit himmelndem Blick zur Decke. »Sonst heiße ich wie die anderen nur Schwester, und dann gibt's manchmal noch eine dumme Gans.«

Diese einleitenden Worte sagten mir schon genug, wen ich vor mir hatte. Ich mußte mein Lachen unterdrücken.

»Sind wir hier auch ganz ungestört?« fuhr sie hastig fort.

»Ganz ungestört.«

»Können wir hier nicht gehört werden?«

»Nein, dieser Raum liegt ganz vorn im Schiff, wohin sich niemand verirrt. Sie haben sich aus dem Zwischendeck – aus dem Schlafsaale heimlich entfernt?«

»Ja, und wenn auch die Alte kontrolliert – ich habe oben unter meine Bettdecke einen Besen gelegt, daß es geradeso aussieht, als ob meine schwarzen Haare hervorguckten, und unten gucken meine Schuhe heraus, und meine Strümpfe auch, die ich natürlich ausgestopft habe – mit schmutzigen Taschentüchern, wissen Sie.«

Bei solch einem plaudernden Backfischmunde soll man nun ernst bleiben! Und wie sie das nun hervorbrachte, so naiv – leider nicht wiederzugeben.

»Müssen Sie sich denn mit Strümpfen und Stiefeln zu Bett legen?«

»Ei gewiß doch, das verlangt doch die ewige Vorsehung so ... die ewige Vorsehung, puh!«

Ich hätte gern laut aufgelacht, wie das so verächtlich herauskam.

»Auch im Kloster?«

»Strümpfe und Schuhe? Immer! Die dürfen wir überhaupt niemals ausziehen. Das heißt natürlich, wenn wir uns baden, da müssen wir uns ausziehen. Na, da sollten sie mal dabeisein, wenn wir uns alle zusammen baden, wie's da zugeht . . . «

Sie steckte den Finger in den Mund, um ihr Lachen zu ersticken, wurde aber gleich wieder ernst, machte sogar ein erzürntes Gesicht.

»Und denken Sie nur, am Freitag gib't kein Fleisch, nicht einmal Fisch, und jeden Dienstag Reis mit Rindfleisch, wovor ich mich schüttle – vor dem Reis nämlich . . . essen Sie gern Reis?«

»Nein, Reis ist gerade dasjenige, was ich am allerwenigsten mag, er schmeckt mir so weichlich, schon von Kind an,« entgegnete ich der Wahrheit gemäß.

Freudestrahlend hielt sie mir die Hand hin.

»Da paßten wir beide ja zusammen!!«

Ich schüttelte ihr als Bestätigung wenigstens die Hand.

»Und stricken Sie gern Strümpfe und wollene Jäckchen?«

Einer Eingebung zufolge verschwieg ich ihr lieber, daß jeder Seemann seine eigenen Strümpfe stopft, sie sogar selbst stricken kann, wie weiland die alten Stadtsoldaten. Ich verneinte also.

»Und sehen Sie, wir müssen den ganzen Tag Strümpfe und Jäckchen stricken!« erklang es im Tone der höchsten Erbitterung.

»Für wen denn?«

»Nu, für arme Heidenkinder. Denken Sie nur, für solche schwarze Negerkinder, die in Afrika herumlaufen, ganz nackt, weil's dort so heiß ist, müssen wir wollene Strümpfe und Jacken stricken, ganz dicke!«

Sie steckte zur Abwechslung wieder einmal einen oder auch mehrere Finger in den Mund, um ihr Lachen zu unterdrücken. Aber ich sah es auch gleich ihrem rosigen Daumen an, daß sie gern noch dran nutschte, obgleich sie sonst eine schon erblühte Jungfrau war.

»Machen Sie sonst gar nichts weiter, als Strümpfe und Jäckchen stricken?«

»Gar nichts weiter. Wer am meisten solche Sächelchen für die armen Kinderchen in Afrika strickt, kommt im Himmel am nächsten zu des Herrn Jesu Seite. Glauben Sie das?«

Ich wußte nicht recht, was ich dazu sagen sollte, und zum Glück hatte dieses Quecksilber auch nie lange Zeit, eine Antwort abzuwarten.

»Nu ja, und dann wird aus der Bibel vorgelesen, und Gesangbuchverse gesungen werden und dazwischen immer feste gebetet. Beten Sie viel?«

»Ob ich viel bete? Hm. Na, sehr viel gerade nicht. So hin und wieder.«

»Das ist nett von Ihnen, wirklich sehr nett!« lobte sie mich zu meiner Freude, da ich wegen meines spärlichen Betens schon einen Tadel erwartet hatte. »Wissen Sie, ich glaube überhaupt, dem lieben Gott ist an der vielen Beterei gar nichts gelegen, wenn's nur ein so ewiges Geplärre ist wie bei uns. Aus dem Herzen muß es kommen – meinen Sie nicht?«

Ich empfand plötzlich die größte Lust, mich zu bücken und das herzige Kind an meine Brust zu ziehen. Aber es war eben kein Kind mehr, und in solchen Sachen bin ich sehr vorsichtig. Ich bereue nicht gern.

»Aber fluchen tun Sie auch, nicht wahr?«

O, das hätte sie nicht fragen sollen!

»Ja, manchmal,« mußte ich mit meiner gewöhnlichen Offenheit zugeben.

»O, das ist aber nun wieder gar nicht nett von Ihnen!« erklang es bedauernd und vorwurfsvoll. »Na ja, ich weiß schon,« fuhr sie aber gleich in ganz anderem Tone und mit anderem Gesichtsausdruck fort, »wie die Matrosen nun einmal sind. Und Sie meinen's auch gar nicht so, wenn Sie fluchen, nicht wahr, nicht?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Denn fluchen ist doch eine Sünde.«

»Ja, das ist es.«

»Ist heiraten auch eine Sünde?«

Fluchen und heiraten – wie reimt sich das zusammen!

»O nein, heiraten ist doch keine Sünde.«

»Aber die Alte sagt, es wäre eine Sünde – eine ganz schwere Sünde.«

»Wer ist denn das, die Alte?« wollte ich mich doch einmal vergewissern.

»Na, wer denn sonst als unsere Priorin! Wir nennen sie nur die Alte – das heißt, nur so unter uns, sie darf's nicht hören, sonst wird sie wilde, und dann gibt's Arrest bei Wasser und Brot. Ich habe auch schon einmal dringesessen im Loch, weil ich einen Strumpf verkehrt angezogen hatte – puuuuh!«

So kreuzfidel sie das auch alles hervorbrachte, war mir doch gar nicht lächerlich zumute. Ich konnte mir das Leben in solch einem Jungfernkloster lebhaft vorstellen – und mich schauderte.

»Und die anderen Schwestern sagen's auch,« fuhr das Plappermäulchen fort.

»Was sagen Sie?«

»Na, daß das Heiraten eine schreckliche Sünde wäre. Das heißt, nur die alten Schwestern sagen das, die schon so vierzig Jahre und gar noch älter sind.«

»Ja, ja, die alten,« mußte ich jetzt doch wieder lächeln. »Und was sagen denn die jungen Schwestern übers Heiraten?«

»Na, die denken eben ganz anders. Wir sprechen nämlich sehr oft darüber – wenn die alten nicht dabei sind, oder wenn wir schon im Bette liegen, ganz leise, wissen Sie. 's ist doch überhaupt komisch, die Alte lehrt uns, daß das Heiraten eine unverzeihbare Sünde wäre, und dabei schließt sie doch selber Ehen, und wir Schwestern müssen dabei als Zeugen unterschreiben, daß die Sache auch seine Richtigkeit hat – so wie bei Ihnen vorhin.«

Ja, diesen Unterschied würde die Priorin den jüngeren Geschöpfen ihres Klosters wohl schwerlich erklären können, und ich hätte es so ohne weiteres auch nicht gleich fertig gebracht. Aber eine andere Frage fiel mir jetzt ein.

»Dürfen Sie denn überhaupt heiraten?«

»Ich?«

»Ueberhaupt alle diese Dienerinnen der ewigen Vorsehung?«

»I Gott bewahre, nee, wir haben doch unsere Gelübde abgelegt!«

»Was, auf Lebenszeit?!«

»Jawohl, auf Lebenszeit, und noch länger, bis in den Himmel hinein.«

Ich weiß nicht – auf meiner Stirn begannen plötzlich die Adern zu schwellen.

»Sie dürfen das Kloster überhaupt niemals wieder verlassen?«

»Niemals wieder.«

»Sind Sie denn freiwillig hineingegangen?«

»Ich? Nein! Mich hat man vor zwei Jahren hineingesteckt, als ich vierzehn Jahre alt war. Aber ich wußte es schon, ich habe gar nichts anderes erwartet, denn das hat man mir schon eingeredet, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Ich war eben für dieses Kloster bestimmt, dafür gleich geboren, die Vorsehung hatte es so gewollt, gleich bei meiner Geburt – und vielleicht noch früher.«

Immer heißer stieg es mir zum Herzen und zum Kopfe empor.

»Sehen Sie,« fuhr das Plappermäulchen gleich fort, und zwar ohne jede Betrübniß, »deshalb sehen wir auch alle so blaß und elend aus.«

Ich hatte, noch mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, der Wortfolge nicht ordentlich geachtet.

»Ja, freilich,« entgegnete ich, »wenn die Schwestern den ganzen Tag in der Stube hocken und Handarbeiten machen müssen.«

»Das mag auch mit dran schuld sein, aber die anderen meinen, hauptsächlich käme unser bleiches Aussehen daher, weil wir nicht heiraten dürften.«

Oho!! Na ja, was in solch einem Kloster zwischen den alten und jungen Jungfern alles heimlich gesprochen werden mag! An der Unschuld dieses jungen Dinges hier prallte freilich alles noch ab, es schwatzte nur nach.

»Aber Sie und die anderen Nonnen, die ich bisher gesehen habe, sehen durchaus nicht blaß und elend aus,« beeilte ich mich, diese gefährliche Klippe zu umschiffen.

»Ja, jetzt – aber Sie hätten uns vor vier Monaten sehen sollen, als wir abfuhrten! Essen Sie gern weißen Käse?«

»Ja, wenn ich welchen habe,« mußte ich ob solcher Sprünge wiederum lächeln.

»So sahen wir alle zusammen aus, gerade wie die weißen Käse.«

Ach so! Die Frage, ob ich gern weißen Käse esse, hatte also doch einen bestimmten Zweck gehabt!

»Ja ja, die frische Seeluft, die bewirkt Wunder,« meinte ich jetzt.

»Und überhaupt – ach, das Meer, das Meer, wie ich das liebe!!« fing sie plötzlich mit ausgebreiteten Armen zu himmeln an. »Und ist das wahr, essen Sie wirklich Menschenfleisch?«

Findet der Mensch Worte!! Immer toller wurden die Bocksprünge, welche sich dieses junge Ding in der Konversation leistete. Und dann war ich natürlich auch nicht wenig verblüfft.

»Ob ich Menschenfleisch esse? Ja, wie kommen Sie denn auf diese Frage?!«

»Nicht wahr, das tun Sie nicht? Sie sehen auch gar nicht so böse aus. Und auch Menschenblut trinken Sie nicht, nicht wahr, nicht?«

»Ob ich Menschenblut trinke?« konnte ich nur mit immer größerem Staunen wiederholen.

»Und Sie lecken den Säbel auch nicht ab, wenn Sie einem Menschen den Kopf abgeschlagen haben?«

»Den Säbel ablecken? Ja, Mylady, wie kommen Sie denn nur auf solche Vermutungen?!«

»Na hier – hier steht's doch drin.«

Und sie zog unter ihrer Kutte ein Buch hervor, ein Heft, dünn, aber von großem Format, und da las ich zu meinem grenzenlosen Staunen:

»Die Abenteuer des Kapitäns Richard Jansen, genannt der Schrecken des Meeres, seinen eigenen Berichten nacherzählt von Edward Nielson.«

Das war aber nur der Gesamttitel der ganzen Serie, von der, wie oben angekündigt, jede Woche ein Heft erschien, von einer Verlagsbuchhandlung in New-York und London herausgegeben, das hier war das siebente Heft, dessen Separattitel lautete: Das Menschenfresserschiff.

Die Hauptsache auf dem Umschlage war das große Bild, in schreienden Farben ausgeführt. Es zeigte das Deck eines Segelschiffes, eine Reihe Matrosen knieten darauf, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, den Kopf vorgereckt, andere lagen schon langausgestreckt in einer Blutlache da, aber ohne Kopf, und ich war es, der ihnen den Kopf abgeschlagen hatte, mein Gesicht war ziemlich gut getroffen, noch besser meine Körperlänge, und so eben leckte ich mit lang herausgereckter Zunge von dem mächtigen Schwerte das Blut ab – von dem Schwerte, mit dem ich so eben, wie deutlich erkennbar, einem der Matrosen den Kopf abgeschlagen hatte, und die Knienden warteten noch darauf.

Ich war also bereits das aktuelle Sujet einer Sensationsliteratur geworden!!

Sollte ich darüber lachen?

Nein, zunächst beschlich mich eine ganz unheimliche Ahnung.

Auf dem Umschlag war die Seite angegeben, auf welcher dieses Bild beschrieben wurde, ich schlug sie auf, überflog sie – was ich

nicht hier las, konnte ich mir zusammenreimen – und ich las die Namen Atlanta, Kapitän Ralph Berseck, das Schiff, welches ich kommandierte, im Bündnis mit Kapitän Berseck, hieß ›Ozeana‹ ... und meine Ahnung hatte sich bestätigt!

Ich hatte ganz Atlanta vergessen gehabt! Während ich auf der Fucusinsel Weizen und Kohl baute, hatte sie gebeichtet, wohl dem Papapopulos, und dieser geriebene Armenier hatte daraus gleich Geld zu schlagen gewußt!

Ich bemerke hier gleich, daß der Inhalt dieser Hefte wohl einen reellen Hintergrund hatte, sonst aber auf Phantasie beruhte.

So zum Beispiel war ganz richtig geschildert, wie ich über Bord gewaschen worden und auf das Menschenfresserschiff gekommen war – das hatte ich doch Atlanta erzählt – wie ich durch das gemorste Signal meine ›Sturmbräut‹ gerettet hatte – dann aber sollte ich mich mit dem Kapitän Berseck verbündet, sollte selbst Geschmack am Menschenfleisch gefunden haben, sollte so ein blutdürstiger Wüterich geworden sein, daß ich immer das Blut von dem Schwerte ableckte, mit dem ich die Mannschaft der gekaperten Schiffe köpfte.

Das hatte ich im Ueberfliegen gelesen, um das sonstige kümmerete ich mich jetzt nicht.

O, das war fatal! So wenig ich mir aus dem Urteil der Welt machte – immerhin, jetzt lasen vielleicht hunderttausend Menschen, daß ich solch ein Bluthund sein sollte!

»Darf ich das Heft behalten? Ich möchte es später lesen.«

»Immer behalten Sie es, Sie können auch die anderen bekommen, wir haben sie uns immer zu verschaffen gewußt und sie heimlich gelesen. Ach, wenn Sie wüßten, wie wir für Sie geschwärmt haben – besonders bei Mondschein, wenn wir so dabei Schokolade nutschten.«

Diese Worte verfehlten jetzt bei mir ihre humoristische Wirkung.

»Sie können für einen Mann schwärmen, der Menschenfleisch ißt?«

»Ach, das ist doch alles gar nicht wahr. Sie haben es doch jetzt auch selbst gesagt.«

»Nein, das ist allerdings nicht wahr.«

»Und sonst sind Sie doch so ein edler Seeräuber.«

»Edel, inwiefern?«

»Nun, Sie haben doch sonst so viel Gutes getan, haben sich immer der Armen und Verfolgten angenommen, haben doch auch die arme Engländerin aus dem Harem des Sultans von Marokko befreit.«

Ich brauche wohl kaum näher zu erklären, was hier vorlag. Man hatte mir eben alles mögliche und unmögliche angedichtet, nur einigermaßen auf reeller Basis aufbauend. Und edel muß der Held doch immer sein, selbst wenn er sonst noch so ein Bluthund ist, sogar Menschenfleisch frißt – Sympathie muß der Leser für ihn haben, das ist eben die Kunst des Schriftstellers, und es dürfte wohl bekannt sein – in schriftstellerischen Fachkreisen wenigstens ist es selbstverständlich – daß solche Sensationslektüre weit schwerer zu schreiben ist als irgendein harmloser Liebesroman, der vielleicht in der besten Zeitschrift erscheint, und dementsprechend wird gewöhnlich solche Sensationslektüre auch weit besser bezahlt.

»Ist aber wenigstens das wahr, daß Sie eine Insel haben?«

»Was für eine Insel?« stutzte ich.

»Na, das ganze dritte Heft handelt doch davon.«

Ich hatte das Heft schon eingesteckt, zog es nicht erst wieder hervor, auch wenn vielleicht die Titel der einzelnen Erzählungen angegeben waren,

»Was steht denn in diesem dritten Hefte?«

»Daß Sie eine Insel hätten, auf der Sie sich eingerichtet haben, wohin Sie die genommenen Schiffe und Ihre sonstige Beute immer schleppen.«

»Wo soll denn diese Insel liegen?« fragte ich mit stockendem Atem.

»Wahrscheinlich an der Küste von Zentralamerika. Der Mann, der dieses Abenteuer erzählt, war auf einem Schiffe, das sich in der Nähe von Honduras befand. Sie erbeuteten dieses Schiff, nur diesen Mann ließen Sie am Leben, er wurde einer der Ihrigen – dann sah er einen hohen Felsenberg, die Augen wurden ihm verbunden, und als man ihm die Binde wieder abnahm, sah er sich auf einer paradiesischen Insel, die aber von himmelhohen Felsenmauern umgeben war. Das war eben der Felsenberg – er ist inwendig hohl, nur Sie allein wissen den Zugang, können auch gleich Ihr ganzes Schiff und noch viele andere mit hineinnehmen.«

Erleichtert konnte ich aufatmen. Daß ein vogelfreier Seeräuber sein Versteck haben muß, seine geheimnisvolle Insel, ist bei solch einer sensationellen Erzählung doch selbstverständlich, und die Phantasie des Verfassers war nicht in Verlegenheit gekommen.

»Ach, wie das geschildert war,« fuhr das Plappermäulchen fort, »das muß ja herrlich auf dieser Insel sein! Das ist also wirklich wahr?«

»Ja, das ist wirklich wahr,« entgegnete ich ohne Zögern.

»Sie haben solch einen hohlen Felsenberg an der Küste von Zentralamerika?«

»Ja, den habe ich.«

»Mit lauter Apfelsinenbäumen und mit Luftgärten und mit Springbrunnen?«

»Alles ist vorhanden.«

»Und auch schon schöne Häuser haben Sie sich gebaut?«

»Auch schon.«

»Aber, nicht wahr, die Frauen – die sind's, die Ihnen noch fehlen?«

Hoho!! Sollte jener Schmierifax mit einem prophetischen Geiste ausgestattet sein?

Doch ich brauchte mich nicht zu wundern, das alles lag ja für einen gewandten Erzähler sehr nahe.

»Ja, die fehlen uns noch.«

»Sie haben für Ihre Mannschaft also noch immer keine Frauen?«

»Nein, noch immer nicht.«

»Aber Sie wollen sich solche besorgen?«

Die junge Dame bediente sich fast derselben Ausdrucksweise wie Karlemann. In gewissem Sinne waren eben alle beide noch Kinder.

»Ja, das will ich immer noch.«

»Woher wollen Sie denn da diese Frauen für Ihre Matrosen bekommen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Müssen es ganz besondere sein?«

»Ganz besondere.«

»Aus irgendeinem Lande?«

»Nein, das ist gleichgültig.«

»Na, da hätten Sie doch jetzt die allerbeste Gelegenheit, solche Frauen zu bekommen.«

Mir ging eine Ahnung auf, die Sprecherin blickte mich jetzt mit so kecken, wenn auch noch immer unschuldigen Augen an – aber ich wollte es nicht glauben.

»Was für eine Gelegenheit?«

»Na, wir sind hier vierundachtzig Schwestern, da haben Sie doch die Auswahl.«

Ich hatte es gehört – und da wußte ich eine Erklärung.

»Wie, Mylady, Sie wären bereit, mit mir auf jene Insel zu kommen?«

»Jawohl, das ist ja sogar mein heißester Wunsch,« war die freudestrahlende Antwort.

»Ja, Sie – aber Sie dürfen doch nicht im Namen Ihrer Kolleginnen sprechen.«

»Allerdings spreche ich im Namen auch der anderen Schwestern.«

»Was? Sie stehen und sprechen hier tatsächlich im Auftrage der anderen Damen?« rief ich jetzt in hellem Staunen.

»So ist es. Ich bin von ihnen abgesandt, um Sie zu bitten, daß Sie uns sämtlich mit nach Ihrer Insel nehmen.«

Da war es mit meiner Fassung vorbei.

»Das heißt,« fuhr die kleine Lady fort, während ich so noch nach Fassung rang, »im Einverständnis von allen gerade nicht. Es sind gerade einunddreißig. Da ist die Lady Marwell, die Lady Duncan . . . doch diese Namen brauchen Sie ja nicht alle zu wissen. Wissen Sie, wir einunddreißig haben so eine kleine Verschwörung gemacht, oder eine Meuterei, wie es auf dem Schiffe heißt. Jawohl, wir wollen meutern. Sehen Sie, man hat uns alle zusammen ins Kloster gesteckt, ohne uns zu fragen, ob wir wollen oder nicht, nur weil wir kein Geld haben, überhaupt sonst ganz überflüssig sind, aber weil wir, die wir alle aus den angesehensten Familien stammen, doch anständig versorgt sein müssen. Ist das nun gerecht, daß man uns da so einfach in ein Kloster steckt?«

»Nein, das ist nicht gerecht,« entgegnete ich jetzt ganz sachgemäß, »das ist vielmehr in unserem aufgeklärten Zeitalter eine unerhörte Barbarei.«

»Jawohl, eine Barbarei, das ist es! Da ist mir ein echter, edler Seeräuber doch noch viel lieber, als so ein Halunke, der seine Schwester oder gar seine Tochter in ein Kloster steckt, nur um sie mit Anstand los zu werden. Meinen Sie nicht?«

»Ja, das meine ich auch.«

»Wir sind alle mit vierzehn Jahren hineingekommen. Da werden wir Adligen nämlich schon mündig, da gilt also schon unsere Unterschrift. Aber da waren wir doch alle noch dumme Gänse, und in diesen Klöstern bleibt man auch eine dumme Gans, man mag noch so alt werden. Meinen Sie nicht?«

»Da können Sie recht haben.«

»Na, sehen Sie. Wir sind vom zartesten Kindesalter an in dem Gedanken erzogen worden, daß uns die ewige Vorsehung dazu bestimmt habe, unser ganzes Leben hinter Klostermauern zu verbringen, dafür werden wir ja auch im ganzen Lande, oder sogar in der ganzen Welt, wie man uns sagt, hoch geehrt, und dann sorgt man dafür, daß wir auch in diesem Wahne bleiben. Wie es sonst in der Welt aussieht und zugeht, das erfahren wir nur aus Büchern, die wir uns heimlich verschaffen und heimlich lesen, und schon in der Annahme, daß wir dies heimlich tun, versichert man uns unausgesetzt, daß alles, was in den Büchern stände, eitel Erfindung sei, ein Werk des blendenden Teufels. Da traf uns das Los, unser Kloster nach Australien zu verlegen, zum ersten Male verließen wir die Mauern, vier Monate lang haben wir die freie, die köstliche Seeluft geatmet, und da ward mir ums Herz so weit, so weit . . . «

Und so sprach die junge Nonne noch des Längereren. Und dieser Mund, den ich bisher nur als ein loses Plappermaul kennen gelernt hatte, verstand zu sprechen.

Mit einem Wort: während dieser vier Monate, schon im ersten, hatte die frische Seeluft den ganzen Klosterstaub hinweggeweht, und diese frische Seeluft hatte noch etwas anderes bewirkt, ein wirkliches Wunder: Diese armen, geknechteten Nonnen waren plötzlich zur Erkenntnis gekommen, daß an ihnen ein großes Unrecht begangen worden war, als man sie hinter Klostermauern gesperrt hatte, nur scheinbar mit ihrem eigenen Willen – sie waren plötzlich zur Ueberzeugung gekommen, daß auch sie ein Anrecht auf diese Welt mit all ihren Schönheiten besäßen, ja, selbst auf die Leiden dieser Welt, welche nun einmal mit dazu gehörten – und sie waren entschlossen, diese von einer grausamen Hand auferlegten Ketten abzuschütteln.

So hatten erst zwei intime Freundinnen zusammen geflüstert, eine dritte hatte sich hinzugesellt, eine vierte wurde mit ins Vertrauen gezogen – und so waren es bis gestern einunddreißig geworden, die entschlossen waren, die Sklavenketten zu brechen, kraft des allgemeinen Menschenrechtes, an dem auch sie ihren Anteil hatten.

Freilich das Wie hatte für diese unerfahrenen Klosterzöglinge noch in weiter Ferne gelegen. An eine offene Empörung gegen die Priorin dachten sie gar nicht. Bis gestern hatten sie nur von ihren Freiheitsplänen geschwärmt, wie eben junge Mädchen schwärmen. Und dann hatten sie noch gebetet – nicht zu jenem Gott, der ihnen gelehrt worden war, zu dem sie auf Kommando beten mußten, sondern zu jenem ewigen Gott, den jede in ihrem eigenen Herzen trug – hatten zu ihm gebetet, daß er ihnen einen rettenden Engel schicken möge.

Und da war ich gekommen – ich, der blutrünstige Seeräuber!

Wie diese Nonnen aus mir den rettenden Engel machen konnten, vermag ich nicht zu sagen, so wenig es diese junge Nonne vermochte.

Das liegt im Gefühl, mit Worten kann man so etwas ja auch nicht erklären.

Schon heute nachmittag hatten die einunddreißig Verschworenen immer heimliche Versammlungen abgehalten, und heute abend war definitiv beschlossen worden, mich um ihre Befreiung zu bitten.

»Und ich bin einstimmig dazu gewählt worden, Ihnen alles dies vorzutragen, Sie um unsere Rettung anzuflehen,« schloß die kleine Nonne ihren Bericht mit begeisterten Worten und blitzte mich mit ihren Heidelbeeraugen lustig an.

»Sind Sie nicht die jüngste unter den Nonnen?« fragte ich zunächst.

»Ja, die allerjüngste.«

»Wie kommt es da, daß man gerade Sie dazu gewählt hat?«

»Na, weil ich mich eben am besten dazu eigne. Weil ich die tapferste bin. Die Alte sagt's ja immer selber, daß ich den größten Mund habe. Soll ich auch nicht tapfer sein – ich bin doch eine Plantagenet!«

Ihre kleine Persönlichkeit möglich hoch aufrichtend, hatte sie diese letzten Worte mit Stolz gesagt.

»Eine Plantagenet?« wiederholte ich, noch immer über die Bedeutung dieses mir einst gelehrten Namens sinnend.

»Jawohl, die letzte Plantagenet, aber auch eine echte!« sagte sie mit immer größerem Stolze. »In meinen Adern fließt das Blut von König Richard Löwenherz – ich bin seine Urenkelin!«

Ja, da kam mir die Erinnerung! König Richard Löwenherz stammte ja aus dem Geschlechte der Plantagenets. Und mit stauender Bewunderung blickte ich auf die junge, vor mir stehende Nonne! Denn obgleich ich, wie der Leser wohl schon gemerkt haben wird, sonst durch und durch Demokrat bin, der nichts von Rangunterschied wissen will, wenigstens nichts von solchem, der durch Geburt oder Menschengunst oder sonst durch einen Zufall geschaffen ist, so habe ich doch immer mit Ehrfurcht auf die Nachkommen von großen Männern geblickt. Und schon als Kind war Richard Löwenherz immer mein Held gewesen, mein Ideal, war es noch jetzt, für den ich wie für einen Gott geschwärmt – vielleicht gerade deshalb, weil dieser Mann bei allen seinen ritterlichen Tugenden so viel menschliche Schwächen gezeigt hat.

»Die letzte Plantagenet – eine Enkelin des Königs Richard Löwenherz!« wiederholte ich also mit stauender Ehrfurcht, und für mich mußte dieser Name ja auch noch einen ganz besonderen Klang haben.

In meinem Ohre hörte ich plötzlich die Stimme Blodwens singen: Du stolzes England freue dich . . .

Das Mädchen, welches durch ihre späteren Ahnen auch eine Prinzessin von Suffolk geworden war, streckte ihre kleine Hand aus.

»Mit dieser Hand ist eine Königskrone verbunden,« sagte sie hoheitsvoll. »Denn stürbe durch irgendeinen Zufall die jetzige Königsdynastie Englands gänzlich aus, so bin ich die nächste, die als Königin Anspruch auf Englands Thron zu machen hätte. Und deshalb,« setzte sie in anderem, aber sorglosem Tone hinzu, »hat man mich auch ins Kloster gesteckt.«

Wir unterhielten uns noch längere Zeit, besprachen das Zukünftige, was ich hier nicht wiedergeben will, da ich es schon am nächsten Tage in der Praxis ausführte.

EINE MEUTEREI BESONDERER ART.

Karlemanns Jungen hatten das Frühstück aufs beste besorgt, welches die vierundachtzig Nonnen in dem wohnlich eingerichteten Zwischendeck einnahmen.

Nach Beendigung desselben fing ich die Priorin auf dem Wege nach ihrer Kabine ab.

»Darf ich Hochwürden einmal sprechen?«

»Bitte sehr.«

»Sie haben doch gewiß eine Liste der sämtlichen Schwestern.«

»Gewiß.«

»Darf ich dieselbe einmal einsehen?«

»Wozu?« stutzte sie.

»Nun, ich bin jetzt verantwortlicher Kapitän dieses Schiffes, ich muß doch wissen, wen ich unter meinen Schutz genommen habe.«

Das sah die Priorin ein, hieß mich in der Kajüte warten, sie wollte mir die Liste gleich bringen.

Unterdessen blickte ich noch einmal in das Nonnenverzeichnis, welches mir Lady Maud in der Nacht eingehändigt hatte – die Liste der Verschworenen.

Lauter adlige Namen, darunter mir wohlbekanntes, aus berühmten Geschlechtern. Auch eine Cromwell war darunter, bei der man ebenfalls politische Gründe gehabt haben mochte, sie in

ein Kloster zu stecken, und das war sicher noch bei anderen der Fall.

Lady Maud hatte mir auch gesagt, daß diese einunddreißig Verschworenen durchaus nicht die jüngsten seien. Eine war schon über die vierzig, und die sollte gerade am erpichtesten darauf sein, durch mich dem Klosterzwange entrückt zu werden.

Wegen des Heiratens freilich hatte ich zu dem jungen Dinge gar nicht mehr gesprochen, keine Andeutung darüber gemacht.

Die Priorin kam und brachte mir die Liste. Sie begann unter Nummer 1 mit der Priorin selbst und endete unter Nummer 84 mit Lady Maud Plantagenet, Prinzeß von Suffolk. Bei dieser Liste schien nur das Alter entschieden zu haben.

»Also diese hier angeführten Damen . . . «

»Schwestern.«

»Also diese hier angeführten vierundachtzig Schwestern sind vollzählig vorhanden?«

»Jawohl, sie sind vorhanden!« belächelte die Priorin meine Ausdrucksweise.

»Da haben Sie wohl die Güte, diese vierundachtzig Schwestern einmal an Deck zusammenzurufen – vor dem Hauptmast.«

»Wozu das?!« stutzte die Priorin mehr noch als vorhin.

»Ich habe ihnen etwas zu sagen.«

»Aber was denn?«

»Bitte, verständigen Sie Ihre Zöglinge, daß sie alle zusammen an Deck antreten sollen,« wurde ich jetzt kürzer.

»Ja, aber was . . . «

»Ich bin hier der Kapitän und habe zu befehlen – oder ich wünsche es doch, und meinem Wunsche ist Folge zu leisten!«

Ganz erschrocken blickte mich die Priorin an, und das war begreiflich.

»Kapitän Merewin hat uns ganz anders behandelt,« sagte sie kleinlaut.

»Ich bin nicht Kapitän Merewin. Also, bitte, benachrichtigen Sie die Damen – oder meinetwegen Schwestern.«

»Können Sie es ihnen nicht unten im Zwischendeck sagen?«

»Nein, was ich ihnen zu sagen habe, geschieht am besten unter dem sonnigen Himmel, der jetzt über dem freien Meere lächelt.«

Die Priorin warf mir noch einen mißtrauischen Blick zu, aber sie ging.

Ich begab mich an Deck. War gespannt, ob man meiner Aufforderung sogleich Folge leisten würde. Und wirklich, da krochen sie schon hervor, mit sehr ängstlichen Gesichtern – doch ich sah auch sehr gespannte, erwartungsvolle, sah auch schon heimliche Freude.

Es gelang mir, sie in einer Reihe zu ordnen.

»Meine Damen,« begann ich, »Sie alle wissen, wer ich bin. Ich habe meine eigenen Ansichten. Wir befinden uns hier auf freiem Meere. Die englische Flagge, die dort für gewöhnlich am Heck weht, kümmert mich gar nicht. Ich bin ein freier Mann, und wenn es nach mir geht, soll jeder Mensch frei sein, ob Mann oder Weib. Und ich habe gehört, daß viele unter Ihnen sind, welche nicht mehr hinter Klostermauern ein trübseliges Dasein führen wollen. So frage ich denn jetzt: Wer von Ihnen ist des Klosterzwanges überdrüssig? Wer will mit mir in die Freiheit gehen?«

So ungefähr sprach ich.

Was wäre nun wohl geschehen, wenn ich ganz unvorbereitet so zu diesen Nonnen gesprochen hätte? Keiner einzigen wäre es eingefallen, den Klosterzwang, der ihnen schon in Fleisch und Blut übergegangen war, auf diese Weise plötzlich zu brechen, sie wären einfach entsetzt gewesen, wenn sie sonst auch noch so viel von Freiheitsplänen geschwärmt hätten.

So aber war es Lady Maud, welche als erste vortrat, mit einem Riesenschritte, der einem Gardegrenadier alle Ehre gemacht hätte.

»Ich!«

»Iiich!« quiekten noch ein paar andere Stimmen; etwa noch zehn andere traten vor.

Das waren die Couragiertesten gewesen, dann folgte noch eine ganze Menge andere, und ich konstatierte mit Verwunderung, aber auch mit großem Vergnügen, daß es nicht nur einunddreißig, sondern mindestens fünfzig waren, die so nach und nach vortraten. Also auch solche waren genug dabei, mit denen die Verschworenen noch gar nicht in Verbindung gestanden, die von dieser Verschwörung überhaupt noch gar nichts gewußt hatten.

Die anderen, unter ihnen die Priorin, standen wie die Salzsäulen da, vorläufig noch keines Wortes fähig, wahrscheinlich den Einbruch des Himmels erwartend oder jedenfalls das Ganze überhaupt noch gar nicht verstehend.

Ich kümmerte mich nicht um sie.

»Sie wollen nicht in das Kloster zurückkehren, meine Damen?«

»Nein, nein!!« erklang es *unisono*.

»Also auch gar nicht nach Hobarttown gebracht werden?«

»Nein, nein – nie, niemals!«

»Wohin wollen die Damen sonst?«

»Irgendwohin, nur nicht wieder in das Kloster zurück!«

»Haben Sie davon gehört, daß ich eine Insel besitze?«

»Ja, ja, wir wissen es!«

»Vertrauen die Damen mir?«

»Ja, ja, wir vertrauen Ihnen!«

»Wollen Sie mich nach dieser Insel begleiten?«

»Ja, Herr Kapitän, wir wollen auf diese Insel!!« erklang es wieder im Chor, und dann wurden auch schon einige »Juchhes!« und dergleichen Jauchzer laut.

Da kam in die versalzene Gestalt der Priorin wieder Leben.

»Das ist Hochverrat gegen unsere Gelübde!!« fing die jetzt an zu zetern, und so zeterte sie weiter.

Als ich sie aber bat, mir wieder in die Kajüte zu folgen, nahm sie gleich Vernunft an, wurde ruhig, kam mir nach.

So und so sagte ich und schilderte ganz offen, wie Lady Maud in dieser Nacht zu mir gekommen war, wie sie es gewesen, die im Auftrage von dreißig Mitschwestern, deren Namen ich auch vorlegte, mich erst zu alledem aufgefordert habe.

Ich tat dies nicht, um mich weißzuwaschen, daß nicht ich der Verführer sei, sondern eben um der Wahrheit die Ehre zu geben.

Dann aber gestand ich ebenso offen, wie mir dieses Entgegenkommen sehr angenehm sei, da ich tatsächlich mit der Absicht umginge, meine Insel mit Frauen, mit zukünftigen Müttern zu bevölkern.

Da freilich, als sie dies hörte, erstarrte die würdige Priorin abermals zur Bildsäule, dann neues Zetern und Jammern, bis sie Trost im Gebet suchte.

Ich wartete, bis sie ausgebetet hatte.

»Sie werden an alledem nichts mehr ändern können,« sagte ich dann.

Das Gebet hatte doch gewirkt; sie zeigte wieder eine große Ruhe.

»Wissen Sie denn nur, was Sie tun?«

»Ich weiß es.«

»Es sind die Töchter aus den ersten Familien Englands.«

»So muß ich Sie erst darauf aufmerksam machen, daß es vor dem Gott, dem Sie dienen, keinen Unterschied der Person gibt!« wurde auch ich jetzt religiös.

»Wie können Sie nur daran denken, solche in aller Unschuld erzogene Mädchen an rohe Matrosen verheiraten zu wollen?« fing sie wieder zu jammern an. »Und wenn sie auch nicht roh sind – es sind doch Matrosen!«

Ja, das war es gewesen, worauf ich nur gewartet hatte! Und jetzt fing ich an zu sprechen, ich!!

»Sehen Sie, Hochwürden, ich bin, ohne Ihnen nahetreten zu wollen, ein grundsätzlicher Gegner von aller Klosterwirtschaft,

aber einen Vorzug hat diese Erziehung im Kloster dennoch! Alle diese Schwestern, so alt sie auch sein mögen, haben sich dadurch ihre völlige Unschuld gewahrt, sind keine Kinder der Welt, keine Kinder der Finsternis geworden, sondern Kinder des Lichtes geblieben – wahre Kinder, deren das Himmelreich ist – solche Kinder, wie unser Herr und Heiland sie zu sich rief – wahre Kinder, welche noch keinen Unterschied machen zwischen einer reichberingten Hand und einer schwieligen Arbeiterfaust, welche sich ebenso zutraulich an einen Matrosen schmiegen werden, wie an einen in goldener Wiege geborenen Edelmann, welche sich noch vor keinem Fluchen entsetzen, weil sie dessen Bedeutung noch gar nicht verstehen, wenn die schwielige Hand sie nur vorsichtig anfäßt und sie zart streichelt . . . «

Das war das Hauptthema meiner Predigt, die wenigstens eine Viertelstunde währte, weshalb ich sie hier nicht ausführlich wiedergeben will.

Ja, ich zeigte einmal, daß ich eigentlich hätte Pastor werden sollen – und hier wurde bewiesen, daß ich kein schlechter Pastor geworden wäre.

Ich hielt diese Predigt aus dem Stegreife, ohne jede Vorbereitung, und diese geschulte Priorin wußte mir kein Wort zu erwidern, sank wie unter einer wuchtigen Last immer mehr zusammen.

»Und nun seien Sie versichert,« schloß ich meinen Sermon, »daß ich trotzallem, was auch die Welt über mich spricht, und was ich auch wirklich schon Schreckliches getan haben mag, ein Ehrenmann bin, und das gilt von jedem einzelnen meiner Leute, vom ersten Offizier an bis zum letzten Matrosen und Heizer, und so können Sie auch versichert sein, daß kein einziger von uns eine dieser Namen zu irgend etwas zwingen wird, am allerwenigsten zu einer Heirat oder dergleichen, wenn es nicht ihr freier Wille ist.«

Langsam hatte sich die Priorin wieder aufgerichtet. Sie war eine ganz andere geworden, meine Worte hatten gewirkt.

»So weiß ich, was ich zu tun habe.«

»Tun Sie es.«

»Sie besitzen wirklich solch eine Insel?«

Auch diese Priorin schien jene Hefte gelesen zu haben, das verriet schon das Wort ›solch eine Insel‹. –

Ich bejahte.

»Wo liegt sie?«

»Das muß mein Geheimnis bleiben.«

»An der Ostküste Zentralamerikas?«

»Ich sage hierüber nichts.«

»Sie werden die Schwestern dorthin bringen?«

»Ja.«

»Und die doch an Komfort gewöhnten Damen werden dort aushalten können?«

»Sie werden auf dieser Insel sogar absolut nichts vermissen –«

»Und wenn die Abtrünnigen nun ihren Entschluß doch noch bereuen?«

»So sind sie sofort wieder frei, ich werde sie hinbringen, wohin sie bestimmen –«

Es mußte eine frohe Botschaft sein, welche die Priorin zu hören bekam.

»Das werden Sie wirklich tun?«

»Ganz bestimmt!«

»Auf Ihr Ehrenwort?«

»Auf mein Ehrenwort!«

»Und Sie werden die Schwestern auch schonend behandeln?«

»Das ist doch selbstverständlich. Sonst hätten Sie mir nicht erst mein Ehrenwort abfordern dürfen, wenn Sie mich nicht für einen Ehrenmann halten, und, wie gesagt, ich garantiere für jeden einzelnen meiner Leute –«

»Sie werden sie auch zu keiner Heirat oder sonstigen ehelichen Verbindung zwingen?«

»Das ist doch ebenso selbstverständlich, davon habe ich auch schon gesprochen. Ich halte auf strengste Manneszucht, bei mir kommen keine Ausschreitungen vor, Trunkenheit und dergleichen ist bei uns ganz ausgeschlossen, und wer auch nur einen Finger gegen eine dieser Damen hebt, der soll auf der Stelle des Todes sein!!«

Mit furchtbarem Ernste hatte ich es gesprochen.

»Aber Sie beabsichtigen oder erhoffen eine allgemeine Heirat zwischen Ihren Matrosen und diesen Schwestern?«

»Ja, das erhoffe ich allerdings, darauf kommt ja alles an. Nur in aller Liebe muß es geschehen.«

»Dann weiß ich, was ich zu tun habe,« wiederholte die Priorin wie im Anfang.

»Nun?«

»Dann werde ich selbst mit nach Ihrer Insel kommen.«

»Das ist recht von Ihnen,« stimmte ich bei, mußte aber dabei ein Lächeln unterdrücken.

»Natürlich nur,« beeilte sie sich hinzuzufügen, »um über das Seelenheil meiner Pflegebefohlenen zu wachen.«

»Da kann ich Ihnen wiederum nur beistimmen, und ich bewundere Ihren heroischen Mut.«

»Und dann werden Sie doch nichts dagegen haben, wenn ich durch Wort und Beispiel die Schwestern abzuhalten suche, mit Ihren Matrosen eine Ehe einzugehen?«

Wie hierbei das ›durch Beispiel‹ aufzufassen sei, war mir nicht recht verständlich, und in gewissem Sinne wirkte es fast humoristisch.

»Das steht Ihnen frei,« entgegnete ich aber höflich.

»Und ich darf doch auch jetzt noch einmal mit den Abtrünnigen Rücksprache nehmen, daß ich sie vielleicht noch von ihrem Entschlusse abbringe?«

»Auch das dürfen Sie; nur fürchte ich, daß es wenig Zweck haben wird.«

Es wurde an der Kajütentür geklopft, erst leise, dann immer stärker.

Ich öffnete die Tür, welche gar nicht verschlossen gewesen war. Draußen stand eine Schar Jungfrauen, und zwar ausschließlich solche vom älteren Kaliber. Ich erkannte gleich, daß es nur solche waren, die vorhin nicht den befreienden Schritt getan hatten.

Ob die Priorin nicht zu sprechen sei.

Ja, da stand sie schon vor ihnen.

»Diese Unglücklichen!« fing die Sprecherin an, aber eifrigst unterstützt von ihren Mitschwestern bei der Jammerei. »Ich habe alles versucht – ich auch, ich auch, ich auch!!! – sie von ihrem wahnwitzigen Entschlusse abzubringen, ich habe ihnen die ganze Gottlosigkeit dieses Vorhabens vor Augen gehalten – ich auch, ich auch, ich auch!!! – aber der Teufel hat sie geblendet, sie wollen durchaus mit nach der Seeräuberinsel – und die Lady Juwenal ist auch noch übergetreten – und die Swersey auch – und sogar die Lady Diggelby, wer hätte das von der erwartet!!!«

Es waren noch mehr Namen genannt worden. So waren das die letzten, welche treu zur Jahne der Tugend und der ewigen Vorsehung hielten, und ich zählte ihrer nur neun.

Mit der Priorin waren es also zehn, und demnach standen mir bereits vierundsiebzig Jungfrauen zur Verfügung, das waren mehr, als ich brauchte, da hatte ich noch ein paar in Reserve, konnte sie einstweilen in die Räucherzimmer hängen – – – um nämlich einmal mit Karlemanns Ausdrucksweise reden zu dürfen.

»Hochwürden,« fuhr die Sprecherin dann fort, »ich habe unterdessen einen Entschluß gefaßt.«

»Ich auch, ich auch, ich auch!!!« erklang es wiederum im Chore.

»Wir bitten um Ihre gütige Erlaubnis.«

»Ich auch, ich auch, ich auch!!!«

»Wir können unsere Mitschwester nicht so schutzlos verlassen.«

»Nein, das können wir nicht, können wir nicht, können wir nicht!!!«

»Wir wollen sie wenigstens nach der Seeräuberinsel begleiten.«

»Ich auch, ich auch, ich auch!!!« echote es achtmal im Chor.

Und da neigte die Priorin ihr Haupt und sagte zur Abwechslung:

»Auch ich.«

Und ich suchte schnell nach meinem Schnupftuch, und zwar nicht etwa deshalb, um Tränen zu trocknen, und da ich kein solches fand, hätte auch ich gern wie Lady Maud den Finger in den Mund gesteckt, um mein Lachen zu unterdrücken.



Dann war ich eine Minute allein.

Und da kam mir dies alles fast wie ein Traum vor.

Vierundachtzig Weiber an Bord, Nonnen, alles Töchter der höchsten Aristokratie, willens, meine Matrosen und Karlemanns Zwerge zu heiraten, denn das mußte doch schließlich das Endresultat sein, jetzt schon so gut wie mein Eigentum – ja, war das denn wirklich nicht nur ein Traum?

Nein, es war keiner, es war Wirklichkeit.

Und da war mein Entschluß fertig.

Ich begab mich an Deck. Martin machte ich auf ein Segel aufmerksam, das denselben Kurs einzuhalten schien, wie wir.

Die Nonnen hatten sich alle wieder unter Deck begeben.

Ich musterte unsere Takelage, an der nichts auszusetzen war.

»Alle Mann auf die Kommandobrücke!«

Sie kamen herauf, und auf der Kommandobrücke befand sich auch das Steuerrad, an dem ein Matrose stand.

Auch Karlemann kam angeschlendert.

»Na, Käpten, was ist nun eigentlich los? Nun erzählen Sie einmal.«

»Erzählen? Hier wird nicht erzählt, sondern nur instruiert.«

Einiges mußten meine Leute ja doch schon heraus haben, es war ja vorhin an Deck laut genug, zugegangen, und ich schilderte es meinen Leuten ausführlich.

Na, diese Gesichter!

Aber das dicke Ende kam nach, wie man sagt, und es fing damit an, daß ich meine Hand zur Faust ballte und sie hob.

»Nun wißt ihr, um was es sich handelt. Diese Nonnen – oder Damen, wie wir sie nur nennen werden, kommen mit uns – wohin, das werde ich noch bestimmen. Nun aber, wer diese Damen anders behandelt, als es sich für eine Dame geziemt, der macht mit dieser meiner Faust Bekanntschaft. Verstanden? Ihr kennt mich in so etwas. Doch ich kenne auch euch, und so wäre diese Warnung wohl gar nicht erst nötig gewesen.«

»Nein, Käpten, das war sie nicht,« erklang es etwas gekränkt im Chor.

»Und wohin wollt Ihr sie bringen?« fragte Karlemann noch, dem ich solch eine Frage nicht verbieten konnte.

»Das werde ich später bestimmen,« konnte ich hingegen hierauf ebenso abweisend antworten. »Die Damen kommen auf die ›Sturmbraut‹ hinüber, erst aber will ich noch einmal allein zurück, und Ihr, Martin, versucht Euch inzwischen mit dem Segler dort in Verbindung zu setzen. Fragt an, ob er dieses Schiff, dessen Mannschaft schwer erkrankt ist, nach Hobarttown bugsieren will. Wenn Ihr abschlägige Antwort erhaltet, so fragt das nächste Schiff. Es müssen jetzt doch bald, da wir uns immer mehr der Küste Tasmanias nähern, noch mehr Fahrzeuge auftauchen.«

Ehe ich mich von zwei Matrosen nach der ›Sturmbraut‹ bringen ließ, nahm ich noch einmal Karlemann besonders vor.

»Algots, macht keinen Unsinn.«

»Unsinn, wieso?«

»Daß Ihr nicht etwa mit den Damen gleich von Euren Kinderprojekten anfangt.«

»I wo, das sind ja Nonnen, die wahrscheinlich noch nicht einmal einen Ochsen von einem Bullen unterscheiden können, und ich fasse doch jedes Tier mit einem sonderen Griffe an. Aber faktisch, Käpten, weil wir nun einmal davon sprechen – habt Ihr die Lange mit der Brille auf der Nase gesehen?«

»Ja, ich kenne sogar ihren Namen, das ist eine . . . «

»Wie se heeßt, is mir janz schnuppe, das hat mit den Kindern gar nischt zu tun. Aber Sie denken natierlich, von der will ich nun so lange Bandwürmer haben, wie Sie einer sind. Nee, janz im Gegenteil, die muß der Nauke heiraten – – oder vielleicht nehme ooch ich sie, aus der mache ich Zwerge, die hat nämlich so eingedrückte Weichen, und das ist ein Zeichen, daß sie . . . «

Ich ließ den unverbesserlichen Tierzüchter stehen. Meiner Sache, daß er so nicht zu den Damen selbst sprechen würde, war ich sicher.

»Halt, halt!« rief Karlemann mir noch einmal nach, hielt mich auf.

»Na, was denn?«

»Hat Ihnen die kleine Nonne sonst nichts erzählt?«

»Erzählt, was?«

»Na, daß mir die Matrosen der ›Hekuba‹ nicht etwa schon ein bißchen ins Handwerk gefuscht haben?«

Ich machte, daß ich ins Boot kam.

Karlemann hatte da wirklich eine Frage berührt, welche zu denken gab.

Aber wie ich dann später erfuhr, hatte der Kapitän, ein Ehrenmann, auf strengste Manneszucht gehalten, und die Priorin auf Weiberzucht. Niemand hatte nur einen Schritt allein tun dürfen.

Als ich wieder das Deck meiner ›Sturmbraut‹ betrat, waren mir alle Gesichter erwartungsvoll zugekehrt. Die armen Kerls taten

nur fast leid. Wußten da drüben anderthalb Schock Nonnen und hatten keine Ahnung, was für Verhandlungen ich mit denen pflog.

Nun, ich ließ sie antreten, natürlich auch Karlemanns Bengel, und als sie alle zusammen waren, gegen sechzig Mann, wenn so ein ›Mann‹ manchmal auch kaum auf den Tisch blicken konnte, hielt ich meinen Speech, einen ganz ähnlichen wie drüben auf der ›Hekuba‹.

Auch hier zeigte ich meine Faust, sprach auch etwas vom Revolver, von ›wie einen Hund über den Haufen schießen‹.

»Aber das werde ich bei euch nicht nötig haben. Ich kenne euch, wie ihr mich. Habt ihr mich sonst verstanden?«

»Jawohl, Herr Kapitän!!«

Und wie diese Gesichter listig schmunzelten, wenn sie nicht zu glühen begannen.

Wieder ward ich mich des ganzen seltsamen Verhältnisses bewußt.

Der größte Teil der Angetretenen bestand aus unreifen, noch dazu im Wachstum seit mehr denn zwei Jahren zurückgebliebenen Knaben, und auch an diese hatte ich solche Worte gerichtet, hatte ich von Heiraten und dergleichen gesprochen.

Ich sage: das Bewußtsein dieses seltsamen Verhältnisses erfaßte mich. Von einer Anwandlung zur Lachlust war bei mir jetzt keine Rede.

Ein Wort konnte all diesen Widerspruch lösen.

Das Wort Zigeuner, Seezigeuner!

Man schlage in der Weltgeschichte nach, vom Altertum bis zum Mittelalter, bis zum Anfang der neueren Zeit – überall wird man von Heiraten lesen, geschlossen zwischen halbwüchsigen Knaben und gereiften, manchmal sogar schon alten Frauen, aus politischen Gründen, meist also zwischen Fürstenkindern.

Im Orient, besonders in Indien, ist das ja noch heute an der Tagesordnung, und nicht nur aus politischen Gründen. Und dann

bei den orthodoxen Juden Südwesteuropas. Und dann bei den Zigeunern.

Hier bei mir war ein natürlicher Hinderungsgrund zu einer Heirat nicht einmal vorhanden. Erstens entscheidet an Bord des Schiffes, wie es in der ganzen Welt sein sollte, über die Männlichkeit nicht das Alter, sondern das Können, die kräftige, geschickte Faust verbunden mit aufgewecktem Geist. Und da war wirklich jeder dieser Knirpse ein ganzer Mann, dank Karlemanns praktischer Erziehung.

Zweitens schien dieses Wunderdoktors Verkleinerungsmedizin noch eine ganz eigentümliche physiologische Wirkung auszuüben, selbst der jüngste dieser Zwerge, jetzt im elften Jahre stehend, hätte nach orientalischer Gesetze, das allerdings, wie oben angedeutet, auch Ausnahmen zuläßt, heiraten können. Ich wußte es.

Doch immerhin – wenn ich mir im Geiste diese englischen Jungfrauen vorstellte, gerade durch die lange Seereise mit blühendem Antlitz und blühendem Leibe, selbst bei den älteren, die aber gar nicht so zahlreich vertreten waren – mir sträubten sich doch etwas die Haare auf dem Kopfe. Gerade ich war in so etwas ja so ein seltsamer, empfindlicher Kauz.

Doch genug hiervon! Wir waren eben Seezigeuner und sollten es bleiben – – die ewige Vorsehung hatte es bestimmt.

Der Versammlung vor dem Maste hatte auch Tischkoff beige-wohnt, der eben seinen Morgenspaziergang gemacht, und auf meine Bitte folgte er mir in die Kajüte, wo ich ihm den ganzen Hergang näher schilderte.

»Recht so!« sagte er, nichts weiter.

»Und die Priorin hat meine Trauung mit Blodwen vollzogen.«

»Recht so!«

Eigentlich hätte mein Kommodore doch etwas mehr sagen, mir mindestens gratulieren können.

»Aber ich gedenke die Nonnen nicht etwa nach der Fucusinsel zu bringen.«

»Wohin sonst?«

»Nach dem hohlen Felsenberge, den mir Lord Seymour vermacht hat.«

»Recht so!«

Mehr war aus Mr. Tischkoff heute doch nicht herauszubringen.

Das vermeintliche Segelschiff hatte sich beim Näherkommen als ein Dampfer entpuppt, Martin hatte mit ihm Signale gewechselt, und der Zufall wollte, daß sein Ziel gleichfalls Hobarttown war.

Sofort hatte sich der führende Kapitän bereit erklärt, das mannschaftslose Schiff ins Schlepptau zu nehmen, natürlich gegen Bezahlung, ohne die es, wie schon einmal erwähnt, auf See überhaupt nichts gibt. Doch das war dann Sache der betreffenden Reederei.

Schon kam der Dampfer, ein englischer, heran, war aber doch noch so weit ab, daß ich genügend Zeit haben mußte, die Nonnen vorher mit all ihrem Gepäck an Bord meiner ›Sturmbraut‹ zu bringen.

So geschah es alsbald, wobei alle Boote mit arbeiten mußten. In einer halben Stunde war es geschehen, und da war der Dampfer erst in Rufweite.

Der Kapitän des Dampfers kam selbst mit im Boote herüber, ich empfing ihn noch an Bord der ›Hekuba‹.

Es war ein Nevermindman erster Güte, der sich über nichts wunderte, mich kaum anblickte, als ich meinen Namen nannte.

»Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut‹? *Very well*, womit ist die ›Hekuba‹ befrachtet?«

Ich mußte ihm alle Verhältnisse auseinandersetzen, weil er dies in sein eigenes Logbuch einzutragen hatte.

Der Mann zuckte mit keiner Wimper, als er hörte, daß es die höchstgeborenen Töchter seines Heimatlandes waren, die ich jetzt an Bord meines in Acht erklärten Schiffes genommen hatte.

»Wieviel sind's?«

»Vierundachtzig.«

»*Very well*. Haben Sie nicht eine namentliche Liste derselben?«

Ich gab sie ihm.

»*Very well*.«

Die Sache war erledigt. Ich sah noch einmal nach den Kranken, mit denen es jetzt schon bedeutend besser stand, und begab mich nach der ›Sturmbraut‹ zurück.

Der Tag verging mit der wohnlichen Unterbringung der Nonnen, die sofort erklärten, sich auf dieser eleganten Jacht weit wohler zu fühlen als auf dem hölzernen Trog, den sie verlassen.

Freilich hatten ich und meine Jungen gegen tausend neugierige Fragen anzukämpfen.

Und als die Nacht anbrach, betrat ich eine der drei Kabinen, welche Blodwen früher innegehabt und welche sie nun wieder bezogen hatte.

Also Blodwen hatte recht behalten mit ihrer Behauptung, daß sie mich doch noch wieder zurückerobern würde.

War ich inkonsequent gewesen? War ich ein Schwächling?

»*Nevermind*.«

Die Liebe stammt von Zigeunern, wenn das damals auch noch nicht gesungen ward – aber schon damals kannte diese Liebe weder Recht, Gesetz noch Macht ...

DER MANN IM KUGELFESTEN PANZER.

Zwei Wochen später näherte ich mich zum zweiten Male den Elliceinseln, aber von anderer Seite als damals, wir kamen ja nicht um Südamerika, sondern um Afrika und Australien herum.

Tischkoff hatte mir während der Fahrt durch die polynesischen Archipele vorzügliche Lotsendienste geleistet – wenn ein Kommandore dem ihm unterstellten Kapitän Dienste leisten darf – jedenfalls hatte er bewiesen, wie er hier zu Hause war.

Natürlich, der Mann, der die Nummer eins auf den Kopf tätowiert hatte, konnte doch auch sehr viel von jenem hohlen Felsenberge erzählen, kannte die ganzen Geheimnisse, und eben aus diesem Grunde hatte er damals mich gar nicht anhören wollen, fing auch jetzt mit keinem Worte davon an, und ich kam seiner Schweigsamkeit dieser Sache durch Vermeidung jeder Frage entgegen.

Es war eine mondhelle Nacht, als wir in einer Entfernung von etwa zehn Seemeilen Fanafute passierten. Nichts regte sich, nur am Bug plätscherte das Wasser, das wir mit halber Dampfkraft durchschnitten.

Vor uns ragte schon in scharfen Konturen der große Vogelberg empor, unser Ziel.

»Ob sich die Herren wohl wieder auf Fanafute zusammengefunden haben?« unterbrach ich einmal das Schweigen, mich an den neben mir auf der Kommandobrücke stehenden Tischkoff wendend.

»Was weiß ich,« war seine Antwort, aber durchaus nicht unfreundlich gegeben. »Also der hohle Vogelberg hat einen Hafen mit geheimer Einfahrt, groß genug, um auch die ›Sturmbraut‹ durchzulassen?«

Der Fuchs! Als ob der das nicht am besten selber wisse! Doch ich ging auf seine scheinbare Unkenntnis ein – ich bejahte.

»Werden Sie den geheimen Eingang wiederfinden?«

»Ich hoffe doch.«

»Das Steintor auch öffnen können?«

»Wenn der Mechanismus noch funktioniert, ja.«

»So machen Sie alles klar zur Einfahrt, ich behalte unterdessen das Kommando über das Schiff.«

Dadurch zeigte der seltsame Kauz wiederum, wie genau er das Fahrwasser und alles andere kannte, er bugsierte die ›Sturmbraut‹ dicht an den Felsen heran und um ihn herum, was ich trotz der hellen Mondnacht niemals gewagt hätte.

Sonst aber ließ er mich allein gewähren. Gegenüber der betreffenden Stelle, von Fanafute abgelegen, ließ ich ein Boot aussetzen, ging selbst mit hinein, wir legten am Felsen an.

Ja, meine tastende Hand fand noch die Vorrichtung, von der ich schon früher gesagt habe, daß sie wegen ihrer Einfachheit nicht näher zu beschreiben ist, und der Mechanismus funktionierte auch noch, unter einem leichten Drucke auf den vorspringenden Stein wich die ganze Wand zurück oder kam vielmehr uns entgegen.

Obgleich ich dies gehofft hatte, war mein Staunen dennoch nicht gering.

Wir hatten zurzeit nämlich gerade die erste Hälfte der Flut, für unser Vorhaben, mit dem ganzen Schiffe in den hohlen Felsen einzudringen, allerdings sehr günstig, die Flut mußte uns hineintreiben. Aber ich hatte gefürchtet, daß das steinerne Tor, welches sich nur ganz langsam bewegte, eben diesen Druck der Flut nicht überwinden würde.

Nun ging das mächtige Tor dennoch der Flut ganz leicht entgegen, drückte das eindringende Wasser zur Seite.

Später erkannte ich, daß hier ein ebenso einfacher Mechanismus wirkte. Es war eine andere Wasserkraft, welche hier funktionierte: aus dem Brunnen füllte sich ein Bassin selbsttätig mit Wasser, welches sich dann auf eine schiefe Fläche ergoß und somit das Tor vorschob, auch den Druck der Flut überwindend. Anders kann ich diesen Mechanismus wiederum nicht beschreiben, nur möchte ich hierbei erwähnen, daß ich lebhaft an maurische und indische Wasserkünste erinnert wurde; denn die alten Mauren und Indier

haben durch Wasserkräfte Leistungen vollbracht, welche uns heute fast unbegreiflich erscheinen. Und noch heute besitzt der Maharadscha von Heiderabad einen kleinen Palast, der ganz aus Stahlschienen und Glas gebaut ist, und welcher, für gewöhnlich in einem paradiesischen Tale liegend, zur Zeit der Ueberschwemmung auf einen fast hundert Meter hohen Berg versetzt wird, ebenfalls durch Wasserkraft, wozu allerdings einige hundert Kulis das ganze Jahr pumpen müssen, um diese Arbeitsleistung ein einziges Mal im Jahre innerhalb weniger Minuten erzielen zu können.

Jetzt trieb die ›Sturmbräut‹ von ganz allein hinein, nur gesteuert von Tischkoffs kundiger Hand.

Wir brauchten nicht so im Finstern zu sein wie damals, eine Menge Lampen sorgten bald für das hellste Licht, wenn dieses auch nicht die weite Halle, einen ummauerten und überdachten Hafen, durchdrang.

Jetzt aber sah ich erst, was für eine Menge kleinerer und größerer Fahrzeuge hier lagen, selbst stattliche Schiffe, aber alle neuerer Bauart.

Und was für Augen nun meine Jungen machten!! Die glaubten doch natürlich zuerst, ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht zu träumen!

Sie staunten jedenfalls noch mehr als unsere weiblichen Gäste, die schon durch die phantastische Lektüre einigermaßen vorbereitet gewesen waren. Aber von meinen eigenen Leuten hatte außer Goliath ja auch niemand nur eine Ahnung von so etwas gehabt!

Da ich nun einmal von unseren weiblichen Passagieren gesprochen habe, so will ich gleich hier erwähnen, daß sich das Verhältnis der Nonnen zu uns während der zwei Wochen Beisammenseins zwischen engen Schiffsplanken noch nicht geändert hatte. Weder waren wir einander näher gekommen, noch hatten die Nonnen ihr Interesse für das Zukünftige, was ihrer wartete, verloren. Die Priorin hielt nach wie vor auf strenge Mannszucht, und

ich ließ sie gewähren. Die Nonnen ordneten sich ihr ja noch immer freiwillig unter. Um intimere Freundschaft zu gewinnen, dazu mußten wir entweder längere Zeit beisammen sein, oder es mußte irgendein besonderes Ereignis eintreten.

Im übrigen befanden sich die Nonnen ja schon in einer ihnen neuen Welt, und ganz besonders fleißigen Gebrauch machten sie von unserer reichhaltigen Bibliothek, die ich damals in London bei der Ausrüstung von einem in so etwas bewanderten Buchhändler auch mit einer ganzen Kollektion der besten und interessantesten Romane hatte ausstatten lassen, und die Priorin hinderte ihre Schutzbefohlenen nicht am Lesen. Denn einmal ging so weit ihre Macht überhaupt nicht mehr, und dann war die Priorin selbst die eifrigste ›Schmöckerin‹.

Schließlich will ich nur noch erwähnen, daß ich nicht für nötig befunden hatte, bei der Einfahrt den Nonnen die Augen zu verbinden, was einige Enttäuschung hervorzurufen schien, und dann hatte ich mich wieder gegen tausend Fragen zu wappnen, und spaßhaft war dabei nur, daß die sämtlichen vierundachtzig Frauenzimmer der festen Ueberzeugung waren, sich hier an der Ostküste von Zentralamerika zu befinden. –

Es war jetzt keine Zeit zu weiteren Erforschungen, die ich nicht schon damals gemacht hätte. Zur allgemeinen Besichtigung dieses eingemeißelten Hafens war auch eine ganz andere Lichtquelle nötig, wenn eine solche nicht schon vorhanden, aber erst zu finden war.

Jetzt mußte das Tor wieder geschlossen und die ›Sturmbräut‹ befestigt werden, dann bewegten sich die hundertfünfzig Menschen, die wir zusammen zählten, ich an der Spitze, hinter mir Tischkoff, Goliath den Schluß bildend, in langer Reihe die an dem Hafen hinführende Galerie entlang.

Mit Leichtigkeit fand ich auch den zweiten Ausgang, die Steintür funktionierte, und ich betrat als erster wieder den engen

Raum, welcher den eigentlichen Brunnenschacht und die Eingänge zum Kohlenbergwerk enthielt.

Wichtig war es für mich, hier in dem am Boden angesammelten Kohlenstaub noch die drei sehr verschiedenen Fußspuren zu erblicken, nämlich die einst Lord Seymour, Goliath und ich hinterlassen hatten, und neue waren nicht hinzugekommen.

So hatte also auch Lord Seymour das Innere des Felsens nicht wieder betreten, denn wenn er dies gewollt, so hätte er wohl schwerlich wieder einen Luftballon benutzt, sondern den bequemereren Wasserweg gewählt.

Dann ging es durch die mehr als siebenzig Etagen die zahllosen Stufen hinauf.

Mochten die Nonnen durch das, was sie im spärlichen Scheine der Laternen zu sehen bekamen, auch in noch so großes Staunen versetzt werden – die Anstrengung des Stufensteigens besiegte jedes andere Gefühl, und dasselbe galt von meinen Jungen. Seeleute sind eben keine Bergsteiger, das Erklettern der Wanten, von den Landratten hartnäckig Strickleitern genannt, ist doch etwas ganz anderes.

Als wir endlich jene der obersten Etagen erreicht hatten, in der einst die gesamte Mannschaft untergebracht gewesen, in der sich also noch jetzt die zahlreichen Lagerstätten befanden, waren wir alle zusammen, meine Person nicht ausgeschlossen, zu Tode erschöpft, die zarteren Nonnen mochten noch etwas toter sein, und meine großen und kleinen Jungen hatten trotz aller eigenen Müdigkeit schon längst die Galanterie gezeigt, die Kuttenträgerinnen – Not kennt kein Gebot – am Hinterteil die Stufen hinaufzuschieben, ich sah sogar, wie einige der kleinsten Bengels ihren Kopf in diesen fleischigsten Teil des menschlichen Körpers gestemmt oder vielmehr gebohrt hatten.

Auch zum großen Verteilen der Betten war jetzt keine Zeit mehr.

»Wo sind denn hier die Apfelsinenbäu – bau – bäume?« fragte neben mir Miß Maud, die letzte Plantagenet, die sich bei dieser Treppentour am wackersten gezeitigt hatte, mit schwerer Zunge. »Und die Schoko – Schokola – la – la –«

Das lade brachte sie nicht mehr heraus, die Schokolade mußte ihr überhaupt wohl schon im Traume erscheinen – sie fiel einfach um, oder legte sich doch gleich, wo sie stand, auf den Boden hin und machte auch sofort so ein zartes Jungferngeschnarche.

Den anderen ging es nicht viel besser. Sie waren seit gestern früh auf, hatten den ganzen Tag in Anbetracht dessen, daß wir uns der geheimnisvollen Insel näherten, in fieberhafter Aufregung verbracht, ebenso die ganze Nacht, und nun zuletzt diese anstrengende Treppentour – es war einfach alle mit ihnen.

Ich machte es kurz.

»Die Schafe links, die Böcke rechts,« sagte ich und brauchte nicht erst zu kommandieren, daß die meistens schon im Gehen Schlafenden in ihre Nischen linkerhand getragen wurden, das besorgten meine galanten Jungen von ganz alleine – selbstverständlich in allen Ehren.

Ausgezogen brauchten sie ja auch nicht zu werden, die waren gewohnt, in Kutte und Stiefeln zu schlafen, obgleich noch in letzter Zeit eine Aenderung eingetreten zu sein schien. Ich selbst warf mich auf das erste beste Bett und schlief noch in derselben Minute den Schlaf des Gerechten.

Das erste Tageslicht, welches durch die Fenster drang, weckte mich wie gewöhnlich.

Ein allgemeines Sägen, nichts weiter. Doch, da auch ein Wasserplätschern. Es war Goliath, der schon Toilette gemacht und auch für die anderen die Waschbassins mit Wasser füllte.

Ein Blick durch eines der runden Fenster belehrte mich, daß ich mich auf der Fanafute abgewendet gelegenen Seite befand, von hier aus war nichts weiter als das freie Meer zu sehen, nur hin und wieder ein winziges Inselchen, nicht der Rede wert, die

eigentliche Inselwelt befand sich auf der anderen Seite – doch ehe ich diesen ganzen riesenhaften Saal durchmaß, konnte ich mich auf kürzerem Wege nach oben begeben.

Diese meine Absicht hatte ich Goliath mit leiser Stimme mitgeteilt, wir stiegen empor, kamen also zuerst durch die Etage, welche die Offizierswohnungen enthielt, passierten dann die Geschützatterie, dann den Proviautraum und kamen so in den völlig nackten Saal, der jedenfalls den früheren, jetzt verschollenen Bewohnern dieses Felsenberges als Tummelplatz gedient hatte.

Wo aber befand sich hier nun die lose Platte, die wir damals über uns wieder geschlossen hatten? Jeder von uns hatte eine Laterne mitgenommen, aber ich bezweifle fast, daß ich die Stelle in dem zwei Quadratkilometer großen Felde ohne Goliaths Spürsinn über meinem Haupte wiedergefunden hätte.

Doch dieser Neger, der trotz aller Bildung die Eigenschaften eines echten Wilden gewahrt zu haben schien, irrte sich nicht in der Richtung; wir fanden die steile, eiserne Leiter wieder, und von hier unten war es gar nicht so schwer, die Platte zu entfernen, es befand sich eine sinnreiche Hebelvorrichtung daran.

So stand ich wiederum auf dem himmelhohen Plateau und saugte mit Entzücken die köstliche Morgenluft ein.

Dann schritten wir hinüber nach der Westseite, und zu meinen Füßen lag im goldenen Sonnenschein die Inselwelt, welche nach den Angaben in den geographischen Handbüchern aus den zweihundertfünfzig Eilanden bestehen soll, während doch von hier oben aus der erste Blick sagte, daß es weit über tausend sein müssen, allerdings dann auch die ganz kleinen mitgezählt, welche das große, gebirgige Fanufute umgeben.

Die Häuser und Gärten auf dieser Hauptinsel waren von hier oben aus mit bloßem Auge zu erkennen – allerdings mußte man schon wissen, daß diese weißen Punkte Häuser seien – und durch mein Taschenfernrohr sah ich auch bereits winzige Menschlein kribbeln.

»Ob sich wohl auch Lord Seymour und die anderen Seezigeuner wieder eingefunden haben, um ihre phantastischen Pläne zu verwirklichen?« meinte ich, mehr zu mir selbst sprechend.

»Belebt ist Fanafute ja noch,« entgegnete Goliath, »nur ist daraus nicht auch auf die Anwesenheit der Herren zu schließen.«

Ich warf dem Sprecher einen Blick zu – nämlich ob auch er ein Fernrohr habe – um ihn dann erstaunt anzusehen.

»Du kannst faktisch die Menschen schon mit bloßen Augen erkennen?!«

»Ja, ich sehe kleine Punkte sich zwischen den Häusern und in den Feldern und Gärten bewegen, und das können doch nur Menschen sein.«

Es war mir kaum glaubhaft. Und doch, ich hatte ja schon manche Probe von dieses Negers fabelhaft scharfem Auge bekommen.

»Und dort,« fuhr Goliath mit ausgestrecktem Arm fort, »dort auf jener Insel sind ebenfalls Menschen – auf der zweiten, dritten Insel rechts – ja, und da ist ja auch eine Burg darauf – und dort auch – und auf jener ebenfalls – alle diese kleineren Inseln haben jetzt Häuser bekommen, die fast wie kleine Ritterburgen aussehen!«

Mein Fernrohr bestätigte Goliaths Angaben. Hin und wieder erhob sich auf einer der kleineren Inseln, aber nur, wenn diese ihren Ursprung nicht allein dem Korallenwachstum, sondern auch vulkanischer Kraft verdankte, auf diesem Kegelberge ein Gebäude, welches mit seinen Türmen und Zinnen ganz einer Ritterburg alten Stils glich.

Die Entfernung war ja eine sehr große, auch für ein besseres Fernrohr. Näheres konnte man nicht unterscheiden – so viel aber war nun für mich gewiß, daß diese Seezigeuner besonderer Art, nämlich nach durchaus phantastischer Richtung, unterdessen ihr Vorhaben ausgeführt oder doch schon die Vorbereitungen zum künftigen Spiele getroffen hatten, die alten Ritterzeiten wieder

aufleben zu lassen mit allem, was dazu gehört – daß jeder Ritter in seiner Burg als selbständiger Fürst lebt, von seinen Vasallen umgeben als von seiner Volke, und bringen die Zechgelage, zu denen man sich gegenseitig einladet, keine Abwechslung mehr, dann geht es einmal zum Kampfe, Burg gegen Burg, so wie heute nach Jahrhunderten Nation gegen Nation zum Kriege rüstet, oftmals auch nur wegen einer geringen Differenz ihrer Oberhäupter. Und dabei muß ich Philosoph in Seestiefeln und Teerjacke immer wieder bemerken, daß damals diesen Rittern in ihren isolierten Burgen wie auch ihren paar Vasallen diese Kriegsspielerei genau so wichtig, von solch welthistorischer Bedeutung dünkte, wie es heute bei ganzen Nationen der Fall ist. Und im Grunde genommen, durch das Teleskop von einem anderen Planeten aus betrachtet, oder man braucht nur im Luftballon tausend Meter hoch zu gehen, ist dies alles doch nur Ameisenbalgerei, ohne welche der liebe Gott seine Sonne noch immer aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte.

»Das muß ich mir in der Nähe besehen!« war mein nächster Gedanke, laut ausgesprochen.

Wir begaben uns wieder hinab in den Schlafsaal, wo noch immer eifrigst gesägt wurde. Einige Matrosen waren aber doch schon auf, vom Hunger geweckt, und widmeten ihren Forschergeist dem Aufsuchen von Lebensmitteln.

Wir konnten sie zurechtweisen, aus dem Proviantraum in die Riesenküche, und mein eigener Magen sprach schon längst eine deutliche Sprache, so wurde zunächst Schmutz auf die Beine gebracht und in sein neues Reich eingeführt, dann, nach dem delikaten Mahle, an dem aber noch längst nicht alle Leute und keine einzige der Nonnen teilnahm, wählte ich sechs Matrosen aus, welche mich wieder die siebzig Etagen hinab nach dem Schiffe begleiten mußten.

Vorher hatte ich einige Instruktionen gegeben, was unterdessen alles zu machen sei, vor allen Dingen sollten die Ingenieure ihre

ganze Aufmerksamkeit den Fahrstühlen widmen, daß bald diese schreckliche Kletterei aufhören würde.

Sonst konnten sich die Leute hier amüsieren, wie sie wollten; die brauchten doch einige Tage, um alles zu untersuchen, sie sollten sogar alles durchstöbern, womöglich mit Papier und Bleistift in der Hand, um mir dann später Bericht abzustatten, sie konnten auch vom Plateau aus nach Herzenslust Umschau halten – und ich war also mit Goliath und den sechs Matrosen als Bootsrunderer nach unten abgerückt.

Unterdessen aber waren, zumal in Anbetracht der kolossalen Verhältnisse dieses Felsenberges, doch gute zwei Stunden vergangen, ehe ein ausgesetztes Boot der ›Sturmbräut‹ durch das von mir geöffnete Tor hinaussteuerte.

Ich schloß dieses wieder, die mitgekommenen Matrosen gleich in die dazu nötigen Handgriffe einweihend.

»Immer fragt, wenn ihr etwas wissen wollt!« ermunterte ich die, welche vorläufig noch immer nur staunen konnten.

»Wer hat denn diesen Berg ausgehöhlt? Wer hat alle diese Schiffe und Vorräte hier angehäuft?«

Ja, das war gerade die einzige Frage, die ich nicht beantworten konnte.

»Werden wir jetzt hierbleiben?«

»Jawohl, Kinder, hier werden wir bleiben, und ich denke, hier wird es uns besser gefallen, als auf der nach faulendem Seetang duftenden Fucusinsel.«

»Und was werden wir hier treiben?« wagte der Vorwitzigste zu fragen.

»Ein Asyl für Seezigeuner gründen – für andere Menschen, welche so wie wir mit aller Welt zerfallen sind, von dieser unschuldig verfolgt werden,« entgegnete ich, eine leise Andeutung von meinen zukünftigen Plänen gebend, vorläufig aber auch nichts weiter.

So hatten wir den Felsenberg umsteuert, vor uns lagen die zahllosen Inseln, bald befanden wir uns zwischen ihnen.

Da hatten wir eine solche Ritterfestung vor uns, auf einem ganz ansehnlichen Kegelberge liegend. Auf dem Turme wehte eine Flagge, deren Farben wir noch nicht unterscheiden konnten, auch Menschen waren schon zu bemerken – vor allen Dingen aber wurde jetzt unsere Aufmerksamkeit durch ein seltsames Fahrzeug gefesselt, welches, von einer Insel zur anderen strebend, uns entgegenkam.

Es war ein Ruderboot oder vielmehr ein Ruderschiff, eine Galeere, von dreifach übereinander angebrachten, mächtig langen Riemen fortbewegt.

Die Ruderer selbst waren nicht zu sehen, dazu war die Bordwand zu hoch, aber wir hörten den taktmäßigen Paukenschlag, durch welchen schon zuzeiten der alten Phönizier die Galeerensklaven in Takt gehalten wurden.

Wahrhaftig, diese phantasiereichen Herren hatten es an nichts fehlen lassen, um sich in die alten Zeiten zurückzusetzen!!

Jetzt stoppte die dreifache Backbordseite, während die andere weiter ruderte, so drehte das stattliche Fahrzeug, dessen Bug eine Gallionsfigur zierte, anscheinend ein germanischer Gott, bei, um auf uns zuzuhalten.

Hierbei bemerkte ich gleich, daß die Ruderer noch nicht ganz eingeübt waren, dieses Manöver klappte nicht so, wie es wohl sollte, die langen Ruderstangen klapperten tüchtig zusammen, was bei dieser Art von Fortbewegung freilich Entschuldigung verdiente, denn so etwas will unter geübten Rudermeistern wohl eingeschult sein.

Da erschien auf der hohen Back eine Gestalt – und ich war fast enttäuscht, keine Figur aus grauem Altertume zu erblicken, etwa im Brustpanzer mit Beinschienen oder doch in weißer Toga – und dennoch freute ich mich, in dem dicken Männchen mit den gestickten Kniehosen Seine Herrlichkeit den Lord Archibald Seymour zu erkennen, der nun einmal meine ungeteilte Sympathie gewonnen hatte.

»I dr Deiwel, ist denn das nicht der Kapitän Richard Jansen?!« rief er mir von seinem hohen Standpunkte entgegen.

»Jawohl, ich bin's!« erwiderte ich mit eben solch lachendem Gesicht.

»Ich denke, Sie sind schon lange tot? Was machen Sie denn noch hier auf dieser schönen Erde? Na, da kommen Sie nur herauf!«

Die Galeere war vollständig gestoppt worden, mein Boot legte bei, ich schwang mich an einem ausgeworfenen Seile empor.

»Rudert dorthin nach der Burg,« rief Seymour meinen Leuten hinab, dabei nach der Insel deutend, die wir schon vorhin im Auge gehabt. »Wir gehen auch hin,« wandte er sich dann an mich, meine Hand schüttelnd, »ich will nur meine Ruderknechte noch etwas warm machen. Nu, woher kommen Sie denn eigentlich?«

Während ich schon erzählte, sah ich mich etwas um.

Aber wenn man noch kein Modell gesehen, sich in eine sachgemäße Beschreibung nicht hineingelebt hat, ist so eine Rudergaleere schwer zu schildern.

Die Hauptsache war, daß auf jeder Seite vierzig Ruderer saßen, und zwar auf Bänken übereinander. Denn auf jeder Seite befanden sich dreimal zehn Ruder oder Riemen, ebenfalls übereinander angebracht. An den unteren saß je ein Mann, desgleichen an den darüber befindlichen – doch waren schon diese Riemen in der zweiten Etage viel länger, um über die unteren zu greifen, so mußte das bei denen in der dritten Etage noch mehr der Fall sein, und von diesen erforderte denn auch jede der wenigstens zwölf Meter langen Riemenstangen zwei nebeneinandersitzende Männer zur Bedienung.

Hier erwähne ich, daß in alten Zeiten bei den Galeeren, die bis zu fünf Reihen Ruder hatten, auch bis zu fünf Mann an einem Riemen saßen, und daher ergibt sich die große Anzahl der Leute, mit denen die alten Galeeren bemannt waren, sechshundert und noch

mehr Menschen, denn nun kommt doch auch noch die andere Seite in Betracht, dann sind vor allen Dingen die Krieger zu bedenken: diese Ruderknechte nahmen am Kampfe ja gar nicht teil, sie waren ja gewöhnlich angekettet. Hingegen ist zu bedenken, daß solche Galeeren auch keine sehr weiten Reisen unternahmen, sich wenigstens immer nahe den Küsten hielten, wo sie den Proviant ergänzen konnten, und auch sonst sind diese alten Galeeren nicht etwa mit unseren Kriegsschiffen zu vergleichen, selbst wenn sie mächtige Katapulte und Ballisten an Bord hatten.

Hier waren es also achtzig Mann, welche die Ruder bedienten, lauter indische Kulis, kraftvolle Gestalten, und mich wunderte fast, daß Lord Seymour, um aller Natürlichkeit gerecht zu werden, sie nicht mit Ketten an die Bänke geschmiedet hatte.

Dann waren noch einige andere Männer vorhanden, Europäer, meist englische Gesichter zeigend, auch noch in ihrer gewöhnlichen Garderobe, mit verschiedenen Aemtern betraut. Die Hauptperson war wohl der Paukenschläger. Eigentlich heißt dieser Mann, den schon die alten Phönizier an Bord ihrer Galeeren hatten wie dann auch die Griechen und Römer, anders, aber ich kenne den klassischen Namen nicht mehr.

Er hatte eben ein paukenähnliches Instrument vor sich, auf dem er zum Rudern den Takt schlug.

Ich war dem Lord in die Kajüte gefolgt, trotz deren fürchterlichen Enge der größte Raum, den es hier gab.

»Sie sind wieder im Vogelberg?«

»Ja.«

»Mit der ›Sturmbräut‹?«

»Ja.«

»Wie sind Sie denn damals von der Osterinsel fortgekommen?«

Ich hatte meinen Entschluß bereits gefaßt.

»Mylord, ich darf Ihrem Ehrenwort trauen.«

»Ja, bei dieser siegreichen Hose des seligen Nelsons, bei den Zähnen meiner Geliebten!«

Ich erzählte von der Entführung Blodwens.

Der edle Mylord war viel zu sehr Nevermindman, als daß er besonders staunen konnte.

»Ja, da freilich konnten wir tage- und wochenlang nach der Verschwundenen suchen!« sagte er nur. »Lady Blodwen ist für tot erklärt worden.«

»Mit welchem Rechte? Nur deswegen, weil man sie in dem unterirdischen Labyrinth nicht fand?«

»Nicht nur deswegen. Wissen Sie nicht, was bald nach Ihrer Abreise auf der Osterinsel passiert ist?«

»Ich weiß gar nichts, ich bin immer auf hoher See gewesen,« entgegnete ich, denn den Lord auch über die Fucusinsel einzuweihen, dazu hatte ich keinen Grund.

»Aber Sie wissen doch, daß die Lady eine Unmenge wilder Bestien auf der Insel hatte?«

»Ich ahnte es wenigstens. Sie wollte uns auch solche klassische Tierkämpfe zum besten geben.«

»So ist es. Diese Bestien, Löwen und Tiger und andere Raubtiere, waren in den Kammern jenes ausgehöhlten Kraters untergebracht. Sie waren erst einen Tag fort, da sind alle diese Käfige von irgendeiner schadenfrohen Hand geöffnet worden, die Bestien ergossen sich über die ganze Insel, alles Lebendige niederreißend. Daher der Name reißende Tiere. Aber viele fanden aus dem Labyrinth auch nicht den Ausweg, die trieben sich darin herum.«

So sehr mich auch dieser Fall interessierte, mußte ich doch erst bei der Hauptsache bleiben.

»Nun, und wie hängt das nun damit zusammen, daß man an Lady Blodwens Tod glaubt?«

»Man fand unten in einem Gange einen menschlichen Leichnam, das heißt, nur noch die größten Knochen davon, auch die rotblonden Haare, wie die Lady sie hatte, und dann auch die Fetzen eines Kleides, wie sie es damals immer trug – na, da mußte sie doch eben von den Bestien gefressen sein.«

Tischkoff hatte damals das Richtige prophezeit – wenigstens war da ein Eingriff jener Verwandten stark zu vermuten.

»Lady Blodwen befindet sich bei mir.«

»Ob sie's auch wirklich ist?« meinte Seymour zweifelnd.

»Na, hören Sie mal, Mylord, machen Sie keine Geschichten! Sie können sie dann ja auch selbst sehen, mit ihr sprechen.«

»Na, dann kann sie auch nicht von den Bestien gefressen worden sein, dann haben die Verwandten ihre Erbschaftsansprüche auch zu zeitig eingeleitet.«

»Haben sie das schon?«

»Jawohl. Die Lady soll doch dreißig Millionen Dollar auf einer New-Yorker Bank haben. Aber die sind erst zum 1. April nächsten Jahres gekündigt.«

Ich wußte genug – und ich hatte ja auch genug Zeit, die Sache anders zu schieben. Denn daß ich das tun würde, das stand bei mir nun bombenfest!

So war die Hauptsache für mich erledigt, nun konnte dasjenige daran kommen, wofür ich für meine Person mich noch mehr interessierte.

»Wie war denn das nun, als die Löwen und Tiger plötzlich die Freiheit gewannen?«

»Na, ich sage Ihnen – da hätten Sie dabeisein sollen! Wir befanden uns gerade alle oben auf dem Berge, hatten noch eine gute Stunde bis zur Küste, und plötzlich erschallt der Schreckensruf: Die Raubtiere sind los! Und wir keine Gewehre mit! Höchstens einen Revolver!«

»Aber der Rückzug zu den Schiffen gelang?«

»Er mußte gewagt werden, und er gelang. Ein Glück nur, daß die Biester noch Tiere wie Kühe und auch andere Menschen genug zum Niederreißen hatten!«

Ja, auch dieser edle Lord war in gewissem Sinne ein Gemüts-mensch!

»Sie haben Menschen angegriffen?«

»Ungefähr ein Dutzend hat man gezählt. Nur traurige Chinesen und Indier. Aber das ist nur schätzungsweise. Es mögen viel mehr gewesen sein. Alles stürzte ja in wilder Flucht den Schiffen zu, sie gingen drauf, wie sie kamen, und da war eben kein Zählen mehr möglich. Die ganze Geschichte löste sich ja dann in Wohlgefallen auf; jeder segelte davon, wohin es ihm beliebte. Von Europäern scheint kein einziger gefehlt zu haben.«

»Ist denn nicht Jagd gemacht worden? Das muß doch gerade ein Sport gewesen sein für diese Herren.«

»Wir haben's wohl probiert, aber, wissen Sie – wir sind Jachtsportsmen, keine Jäger. Wir sind in einem Hause drei Tage lang von einem Dutzend Tigern belagert worden, haben Hunger gelitten, und als wir glücklich wieder heraus waren, hatten wir die Geschichte satt, da haben auch wir uns davongemacht.«

»Wieviel Raubtiere sind es denn gewesen?«

»Na, mindestens sechs Dutzend, Löwen und Tiger allein, die der Papapopulos da zusammengebracht hatte. Auch Ihr kleiner Freund Algots hatte ja ein paar dazu geliefert, aber nur einige wenige zahme. Wie z. B. den Tiger, auf dem sich die Lady Blodwen malen ließ. Aber bestimmte Angaben über die Anzahl konnten wir nicht bekommen.«

»Ja, was ist denn nun sonst aus den Tieren geworden?«

»Das wird sich erst finden. Die Leytenstones hatten jetzt nur noch ihre Erbschaftsgedanken im Kopfe, dampften gleich ab. Und wir sind, nachdem wir so böse Erfahrungen mit den Ludersch gemacht haben, dann ebenfalls bald abgesegelt, um hier unsere Pläne, die wir unterdessen ausgeheckt hatten, in Wirklichkeit umzusetzen, haben aber dort einen vollbemannten Dampfer zurückgelassen, der die Insel ständig umkreuzen, alles im Auge behalten soll, daß kein unbefugter Nimrod, der von der Geschichte gehört

hat, die Insel betritt, um seinen Jagdgelüsten zu frönen. Nach einem halben Jahre, haben wir beschlossen, wollen wir wieder einmal nachschauen, wie sich dann die Tierchen als Robinsons entwickelt haben, und so lange soll der Dampfer dort also warten, für so lange Zeit ist er auch verproviantiert. Höchstens Trinkwasser muß er sich von der Insel verschaffen.«

»Ja, wovon leben denn aber unterdessen die Raubtiere?«

»Nun, da ist ja anderes Viehzeug noch genug vorhanden. Die Lady Blodwen hatte doch großartige Kolonisationspläne mit ihrer Insel vor, Papapopulos hatte Hunderte von Rindern, Schafen und Schweinen und Gott weiß was hinbringen müssen. Denen ist ebenfalls die Freiheit gegeben worden, da können sich die Löwen und Tiger und Bären ja delectieren. Bären waren nämlich auch eine ganze Menge vorhanden.«

»Ja, aber dieses lebendige Schlachtvieh wird doch auch einmal alle, sogar sehr bald. Was meinen Sie denn wohl, was siebzig solcher großer Raubtiere, wie viele es doch mindestens gewesen sein sollen, täglich gebrauchen? Die gehen mit ihrem lebendigen Proviant doch nicht etwa ökonomisch um!«

»Well, das ist es ja gerade, was wir wissen wollen, was die Viecher anfangen, wenn sie nichts mehr zu fressen haben. Dann müssen sich die Raubtiere doch gegenseitig auffressen. Wie wird sich das nun entwickeln? Das ist eben die interessante Frage. Wir haben deshalb schon große Wetten abgeschlossen. Ich bin der festen Meinung, daß zuerst die Bären drankommen. Sogar die kleineren Katzenarten, wie Leoparden und Jaguare werden, vom wütenden Hunger geplagt, sich an die Bären machen, sogar an die stärksten Exemplare. Meinen Sie nicht auch, daß der geschmeidige Leopard selbst dem riesigsten Grislybären überlegen ist?«

»Hm, da wage ich wirklich kein Urteil, ich habe darin gar keine Erfahrung.«

»Wir ja auch nicht, deshalb wetten wir eben. Mr. Fairfax ist mit Monsieur Chevalier gerade der gegenteiligen Ansicht, die Bären wären es, die zuletzt die Alleinherrschaft behalten würden, selbst unter den Löwen würden sie mit der Zeit aufräumen. Andere geben dem Tiger vor dem Löwen den Vorzug, und ich gestehe, daß dies etwas für sich hat. Nun, wir werden ja sehen, wer recht behält. So hat jeder einzelne seine besondere Ansicht, und danach sind die Wetten formuliert worden. Mr. Rug hat zehntausend Pfund dafür gesetzt, daß sich alle diese Raubtiere zuletzt überhaupt nicht angreifen, sondern Fische fressen würden. Sie würden sich mit der Zeit zu Fischfängern heranbilden. Natürlich nicht im Boote, nicht mit der Angel – sondern schwimmend, oder vom Lande aus durch Tatzenschläge – Sie wissen, so wie es die Hauskatze am Goldfischglas macht. Nun, ich will vorläufig diese Idee nicht so ohne weiteres zurückweisen. Wir werden ja sehen.«

Na, da bekam ich ja wieder einmal etwas zu hören! Was die alles ausheckten – einfach tolle Kerls!

Uebrigens begann ich mich jetzt auch für diese Sache zu interessieren.

»Ja, das sollten Sie aber alle zusammen selbst mit beobachten.«

»Wissen Sie, das dauerte doch etwas zu lange. Wir hatten dem Schlachtvieh nun einmal die Freiheit gegeben, dagegen war nichts mehr zu machen. Nun müssen wir geduldig das Endresultat abwarten. Und unter den Gästen der Lady damals war auch ein Gelehrter, ein Amerikaner, Mr. David – ein Zoologe – auch ein großer Statistiker – der Kerl kann gleich so im Handumdrehen berechnen, wie viele Hühner es in hundert Jahren auf der Erde geben würde, wenn man keine Eier mehr äße, sie alle ausbrüten ließe – und der hat auch ausgerechnet, daß die sechs Dutzend Raubtiere doch noch etwas länger als ein halbes Jahr brauchen, um das ganze vorhandene Schlachtvieh aufzufressen. Denn, wie gesagt, es war doch eine große Menge. Und nun kommen ja auch Geburten mit in Betracht, besonders von Schweinen. Ich habe seine

Berechnung gesehen – mit Kubikwurzeln und Gleichungen. Fabelhaft! Sollte sich aber Mr. David geirrt oder sonstwie verrechnet haben, sollte es mit der Auffresserei doch fixer gehen – na, dann kommt der Dampfer eben hierher, es ist ja gar nicht weit, meldet es uns, dann fahren wir sofort hin. Und natürlich treffen wir genügende Vorbereitungen, um die gegenseitige Auffresserei der Raubtiere in aller Muße beobachten zu können, mitten unter ihnen mang, ohne selbst von ihnen gefressen zu werden. Ich arbeite schon an einer derartigen Erfindung.«

»Darf man nicht schon etwas von dieser Ihrer Erfindung erfahren?« fragte ich, nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken könnend.

»Warum nicht? Schließlich ist's ja auch einfach genug. Wenigstens im Grundprinzip. Ein Wagen oder ein Käfig, der auf Rädern geht. Das ist doch ganz einfach. Aber wie nun den Käfig, in dem man steckt, fortbewegen, von innen heraus, so daß man gemütlich auf der Insel herumgondeln kann, das ist die Frage. Was meinen Sie, wie dieses Problem zu lösen ist?«

Im Augenblicke stand ich hier wirklich vor einem Problem, wozu ich bemerke, daß damals das Veloziped noch nicht erfunden war.

»Nun, mit der Stechstange fortschieben,« meinte ich dann, mußte aber auch gleichzeitig einmal herzlich lachen.

Denn ich sah schon im Geiste den dicken Lord in solch einem Käfigwagen stecken, mit der Stechstange, wie er auf diese Weise auf der Osterinsel herumgondelte, umlagert und umsprungen von Löwen und Tigern, die immer mit den Tatzen hineinhakelten.

Der edle Lord beachtete mein Lachen nicht.

»Ja, auf die Stechstange sind auch alle anderen gleich gekommen. Nein, ich werde das Problem der Fortbewegung ganz anders lösen.«

»Nun?«

»Das verrate ich noch nicht. Passen Sie nur auf. Sie denken, ich kann so etwas nicht erfinden? O, ich habe auch noch eine andere Erfindung gemacht – eine Erfindung, ich sage Ihnen – eine Erfindung . . . «

Das dicke Männchen kniff die Augen zu und schnalzte mit den Fingern und leckte mit der fleischigen Zunge über die Lippen – gerade wie ein Kenner bei der Weinprobe.

»Auch auf dem Gebiete der Fortbewegung?« lächelte ich.

»Nee, was ganz anderes – 's ist zum Schießen.«

»Eine neue Schußwaffe?«

»So was Aehnliches.«

»Eine Kanone?«

»Nee, 'nen kugelsicheren Panzer.«

Na, endlich war's heraus. Und mein Staunen war nicht gering.

»Einen kugelsicheren Panzer? Wozu brauchen Sie denn den?«

»Wozu? Na, damit ich nicht totgeschossen werde, wir alle nicht.«

Halt, jetzt ging mir eine Ahnung auf! In gewisser Hinsicht bin ich doch nicht schwer von Begriffen.

»Ach, Sie wollen hier gegeneinander Krieg führen?«

»Jawohl!« nickte der edle Lord gravitatisch. »Und damit die Geschichte nicht gar zu gefährlich wird, habe ich extra dazu einen kugelsicheren Panzer erfunden. Faktisch, meine eigene Erfindung, habe so ein Ding bei einem Londoner Waffenschmied herstellen lassen, gleich fünfhundert Stück, und ein Muster ist heute früh angekommen, jetzt fahre ich nach Fairfaxens Burg, wo die Herren gestern abend zusammengekommen sind, und wenn sie so weit nüchtern sind, dann kann die Probe gleich stattfinden. Es ist der Panzer, den ich selber tragen werde.«

»Sie wollen selbst dieses kriegerische Spiel mitmachen?«

»Ei gewiß, nu allemal doch!«

»Ich dachte, Sie wollten dies alles nur von Ihrer Insel aus beobachten.«

»Ja, das war ursprünglich meine Absicht. Da aber machte ich eben die Erfindung mit dem kugelfesten Panzer – nun spiele ich selber mit, nun kann ich ja nicht totgeschossen werden.«

Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!

»Sie können aber doch immerhin noch ernstlich verwundet werden.«

»Wieso denn?«

»Nun, darf denn nur auf die Brust geschossen werden?«

»Ueberall hin. Sogar direkt ins Auge darf geschossen werden. Nur nicht mit Kanonen, das ist streng verboten.«

»Ah so, da ist wohl auch ein Helm mit geschlossenem Visier da?« lächelte ich.

»Selbstverständlich – alles, was zu einem Panzer gehört.«

Ich wollte Seine Herrlichkeit nicht darauf aufmerksam machen, daß zu einem Panzer nicht unbedingt ein Helm gehört.

»Wenn Sie nun einen Schuß in den Hals bekommen?«

»Geht nicht – Kugel prallt ab. Hals ebenfalls gepanzert.«

»In den Arm?«

»Arm ist gepanzert.«

»Ins Bein?«

»Bein gepanzert.«

»In den Fuß?«

»Eiserne Stiefel.«

»Hören Sie mal, das, was Sie einen Panzer nennen, ist wohl eine ganze Rüstung?«

»Selbstverständlich eine ganze Rüstung. Habe ich das nicht immer gesagt? Ach, Sie dachten wohl, es wäre nur so ein Brustharnisch? Nee, damit wäre doch nichts anzufangen. Wenn man sich nun gerade einmal umdreht, wenn einer gerade seine Flinte abdrückt? Nee, selbstverständlich eine ganze Rüstung.«

»Sie haben das Ding schon hier?«

»Hier an Bord. Nur die eine, meine, mir nach Maß zurechtgeschneidert.«

»Kann ich diese Rüstung nicht einmal sehen?«

»Bitte um Entschuldigung, sie ist unten eingepackt, kann jetzt nicht gut dazu. Sie werden ja dann der Schuß-, Hieb- und Stichprobe beiwohnen, an meinem eigenen Leibe. Bin selber gespannt, ob eine Kugel durchgeht. Habe es nämlich noch gar nicht probiert, das Schiff ist vorhin erst angekommen, bin mit der Kiste gleich abgefahren. Ja, bin wirklich sehr gespannt.«

»Und gleich fünfhundert Stück solcher Rüstungen haben Sie bestellt?«

»Jawohl, können schon nächsten Monat hier sein, hoffentlich dann auch unsere fünfhundert Vasallen.«

»Ach, die beziehen Sie erst?«

»Gewiß. Aus Halifax. Novascotiamen. Mein Faktotum ist extra deshalb nach Halifax gereist, um dort die fünfhundert Kerls anzuwerben.«

»Und er wird wirklich solche Männer finden, die bereit sind, sich totschießen zu lassen?«

»Na warum denn nicht?« fragte der Lord erstaunt. »Jeder bekommt pro Tag drei Dollar, pro Schlacht einen Dollar extra, und zwar nur für die Stunde, und die angefangene Stunde wird voll gezählt – was meinen Sie denn wohl, wie sich diese Novascotiamen herbeidrängen werden!«

Seymour hatte recht – ich hatte meine Frage auch sofort bereut.

»Ja,« fuhr der Lord fort, »Ende nächsten Monats kann's losgehen. Wir könnten ja jetzt schon katzbalgen, so mit den Ruder-galeeren, uns kleine Seeschlachten liefern, ohne Schießerei, uns nur so im Vorbeifahren die Ruder wegknacken, uns in den Grund rammeln, aber – aber ... «

Lord Seymour nahm erst einmal aus der Tasche seiner Weste aus Menschenhaut eine goldene Dose und aus dieser umständlich eine Prise für seine Gesichtsgurke.

»Aber was?« fragte ich. »Warum können nicht schon jetzt solche Vorspielchen stattfinden?«

»Die Kerls sind ja egal besoffen.«

Da konnte ich mir nicht helfen, da mußte ich einmal aus Herzensgrunde lachen.

»Ja,« seufzte der Lord dann, als ich mich wieder beruhigt hatte, »so ein halbes Jahr will ich mitmachen, dann besehe ich mir die Geschichte auf der Osterinsel, und dann will ich heiraten.«

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben. Das war nämlich so unvermutet herausgekommen.

»Dann wollen Sie was?«

»Heiraten.«

Also ich hatte doch recht gehört. Alle schienen ihre Prinzipien ändern zu wollen.

»Das freut mich, daß Mylord das edle Geschlecht der Seymours nicht aussterben lassen wollen,« sagte ich mit ungewöhnlicher Galanterie. »Darf ich fragen, wer die Glückliche ist, der Sie Ihre Hand reichen werden?«

»Nu irgendeine.«

Ich blickte den Lord an, der sich eingehend mit seiner Gesichtsurke beschäftigte.

»Sie wissen noch nicht, wen Sie heiraten werden?« fragte ich ungläubig.

»Nee, das weeiß 'ch selber noch nich. Ich werde deswegen nach England gehen.«

»Ah, Mylord wollen erst unter den edelsten Töchtern Englands Umschau halten.«

»Nu, so sehr edel braucht se gerade nich zu ein. Auch auf die Schönheit geb 'ch nischt. Wenn se nur darnach beschaffen is, daß se von mir Kinder kriegen kann.«

Wir sprachen Englisch – aber auch die englische Sprache hat ihre Jargons.

»Sehen Sie,« fuhr der Lord fort, während ich noch ein etwas fassungsloses Gesicht machen mochte, »die Geschichte ist die: ich habe Verwandte, die natürlich auf mein Geld spekulieren, oder

sagen wir gleich: auf meinen Tod. Denken Sie sich, die haben versucht, mich unter Kuratel zu bringen. Jetzt, seit einem halben Jahre geht die Geschichte. Als ob ich mir solche Späße wie hier mit den Inseln nicht leisten könnte! Und überhaupt, ich kann mit meinem Gelde doch machen, was ich will. Also mit der Kuratel wurde nun freilich nischt! Aber sie haben's doch probiert, und nun werde auch ich meine Rache nehmen.«

»Ach so, nun verstehe ich die Heirat.«

»Jawohl. Jetzt sollen diese guten Nichten und Vettern auch gänzlich das Nachsehen haben. Ich heirate und setze meine Frau als Universalerbin ein, suche mir ein recht leichtsinniges Frauenzimmer aus, das das Geld unter die Leute zu bringen weiß, etwa eine Schauspielerin, eine Balletteuse oder so was Aehnliches, und dann zur Vorsicht werde ich noch einen großen Haufen Kinder ...«

Der Kiel des Fahrzeuges knirschte auf Sand, es gab einen Ruck.

»So, wir sind da – an Mr. Fairfaxens Insel.«

Ich folgte dem vorsichtigen Manne mit der kugelfesten Rüstung hinaus.

Diese war auch seine erste Sorge. Vom Boden des Fahrzeuges ward eine sargähnliche Kiste hervorgebracht, und ich empfand schon jetzt vor solch einem Eisengewand ein geheimes Grauen, als ich sah, daß vier kräftige Männer an dieser Kiste tüchtig zu schleppen hatten.

Der Leichenzug bewegte sich den Berg hinauf, auf dessen Gipfel die Ritterburg thronte. Auch eine Zugbrücke fehlte nicht. Leichenzug deshalb, weil uns die sargähnliche Kiste vorangetragen wurde.

Ich will diese Ritterburg nicht näher beschreiben. Es waren früher mehr Seezigeuner zusammen gewesen, aber mit der Schlachtenspielererei waren die wenigsten einverstanden gewesen – sie mochten dem kugelsicheren Panzer doch nicht recht trauen, oder

Lord Seymour hatte seine rettende Erfindung damals noch nicht gemacht gehabt.

Lord Seymour hatte inzwischen noch mehr solcher Burgen bauen lassen, aber nur vier waren jetzt bewohnt, nämlich von der alten Garde, die ihm treu geblieben: Mr. Brown, Mr. Fairfax, Mr. Rug und Monsieur Chevalier.

So lange das Kriegspielen noch nicht ordentlich losgehen konnte, vertrieb man sich die Zeit mit Frühstücken, die abends anfangen und morgens aufhörten.

Gestern hatte das Zechgelage auf der Burg des Puppenkleiderfabrikanten stattgefunden. Lord Seymour hatte ausnahmsweise deshalb nicht mitgemacht, weil heute sein sehnlichst erwartetes Schiff fällig gewesen war, welches die erste Rüstung mitbringen sollte, für sein eigenes Maß angefertigt, wie sie denn auch eingetroffen war.

Nur das eine will ich bemerken, daß die Einrichtung des Zimmers, in dem ich die vier Herren zusammen fand, ausschließlich aus leeren Zigarrenkisten bestand. Tische, Stühle, ein Sofa, Schränke, ein wunderhübscher Schreibtisch – – alles aus leeren Zigarrenkisten zusammengenagelt.

Mag diese eine Angabe genügen, wie es sonst in solch einer ganzen Burg aussah. Denn jedes Zimmer war anders. Aber da würde man ja gar nicht mit Schildern fertig. Nur immer so verückt wie möglich – – und dennoch: originell!

Alle Herren waren mehr oder weniger verkatert, mit Ausnahme des Australiers, dem gar nichts anzusehen war, obgleich er natürlich zuerst unter den Zigarrenkistentisch gefallen war.

»Meine Rüstung und Kapitän Jansen sind eingetroffen,« sagte Lord Seymour bei seinem Eintritt summarisch.

Diese Sportsmen waren, wie schon häufig erwähnt, viel zu sehr abgebrüht – abgekitzelt, möchte ich sagen, um bei meinem plötzlichen Hiererscheinen auch nur ein verwundertes Gesicht zu machen. Die Hauptsache war für sie jetzt auch die kugelfeste Rüstung, für diese zeigten sie wirkliches Interesse.

Der Sarg ward geöffnet, ich sah darin einen Ritter liegen. Denn daß in dem eisernen Leibe und in den Gliedmaßen kein Fleisch und Blut steckte, das konnte man ja gar nicht sagen.

Das war natürlich nicht der Fall. Es war eben eine vollständige Ritterrüstung, und zwar für Lord Seymours dicken Wanst berechnet – so eine Art von eisernem Faß, auf dicken Beinen stehend und mit Henkelarmen daran.

Freudestrahlend packte der Lord aus, wobei ihm wegen des Gewichtes noch andere helfen mußten, erklärte das Ganze näher.

Vorläufig hing alles noch zusammen, bildete ein festes Ganzes, erst mußten verschiedene Schrauben gelöst werden, wozu ein besonderer Schraubenschlüssel vorhanden war, und da sah ich, daß die Wandungen des Brustpanzers wie die der Hosen und Aermel, wenn man sich so ausdrücken darf, mindestens einen halben Zoll stark waren, und dasselbe galt von dem Helm, der vorn ein aufklappbares Visier und oben eine Spitze hatte.

»Wieviel wiegt denn diese Rüstung?«

»So ungefähr anderthalb Zentner,« war die freudestrahlende Antwort.

Ich dachte mir hierzu mein Bestes.

Trotzdem mußte auch ich dann den feinen Mechanismus der gelenkigen Teile bewundern, wie an den Knien und besonders auch an den eisernen Handschuhen. Trotz der kolossalen Stärke konnte man jeden einzelnen Finger ohne Anstrengung bewegen.

Zunächst zeigte Lord Seymour, wie eine Uhrfedersäge den Stahl nicht ritzen könne. Eben diese besondere Härtung sei seine Erfindung, und ich war wirklich etwas baff. Da konnte der Lord wirklich ein wichtiges Problem gelöst haben.

Dann wurden Gewehre, Lanzen und Aexte geholt, um die Widerstandsfähigkeit der Rüstung im Besonderen zu prüfen, aber noch nicht am Leibe des Lords, dazu war dieser doch zu vorsichtig, sondern der hohle Rittersmann ward zunächst in eine Ecke gelehnt.

Die Herren luden ihre Gewehre und schossen abwechselnd auf den Rittersmann, stachen und hieben auf ihn ein, und ich konnte tatsächlich nicht die geringste zurückgelassene Spur der Kugeln und Hiebe und Stiche an dem Stahl wahrnehmen.

Aber etwas anderes fiel mir doch auf. Schon die Gewehrschüsse. Der Knall war gar nicht so sehr laut, wie er in diesem Zimmer hätte sein sollen. Ich untersuchte die Patronen.

Schon damals schoß man mit Spitzkugeln, hier aber sah ich in den Patronenhülsen runde Kugeln stecken, und dann weiter erklärte mir der Lord, daß laut Abmachung in dem zukünftigen Land- und Seekriege nur mit besonders präparierten Patronen geschossen werden dürfte, welche nur den vierten Teil der sonst üblichen Pulverladung hatten.

Aha, Vorsicht ist und bleibt die Mutter der Porzellankiste – auch die solch eines eisernen Rittersmannes!

»Ja freilich,« sagte der Lord, »mit Spitzkugeln darf man nicht gleich drauflosböllern, dann könnte's doch einmal ein Loch geben. Hö hö hö hö!!« schrie er gleich darauf den hünenhaften Australier an, der eben mit einer Streitaxt zum wuchtigen Schlage auf den Rittersmann ausholte. »Nur man sachte, nur man sachte, daß Sie meine Rüstung nicht kaputt haun! Nee, so drauflosgehaun darf bei uns nicht werden, das haben wir doch gleich ausgemacht!«

Na, etwas beruhigt über das Schicksal der zukünftigen Kriegshelden war ich doch geworden.

Dann kam der große Zeitpunkt, da Lord Seymour selbst die Rüstung anlegen wollte, um die Kugel- und Hiebfestigkeit an seinem eigenen Leibe zu demonstrieren.

Zunächst mußte entschieden werden, ob der Lord da erst seine Kleidung ausziehen oder diese anbehalten, mit dieser in das Eisengewand hineinrutschen sollte.

Eine Debatte entspann sich, wie das früher die alten Ritter gehandhabt hätten, und man kam zu dem Resultat, daß die Ritter früher zwar ihre Oberkleider abgelegt, aber die Unterkleider anbehalten hätten, ehe sie sich zum Kampfe panzern ließen.

»Mylord, ziehen Sie Ihre Hose und Jacke und Weste aus, Sie müssen in Unterkleidern hinein.«

Lord Seymour hatte sich nicht an dieser Debatte beteiligt, kalt lächelnd hatte er nur zugehört.

»Das ist alles recht schön und gut,« erklärte er jetzt, als ihm der Beschluß gemeldet wurde, »aber ich trage prinzipiell keine Unterhosen und kein Hemd; wenn ich hier die Hose des Admirals Nelson – Heil und Ehre seinem Angedenken – und Jacke und Weste ausziehe, so bin ich bis auf die Strümpfe splitterfasernackt, und die Herren werden doch nicht verlangen, daß ich mir in dieser kugelsicheren Eisenrüstung den unvermeidlichen Tod holen soll.«

Nein, das verlangten die Herren nicht, und so ward der Lord vom Ablegen der Kleidung entbunden.

Er zog nur seine Schuhe aus, und er war fertig zum Hineinkrauchen, was nun freilich seine Schwierigkeiten hatte.

Denn, wie gesagt, die Rüstung konnte nicht in lauter einzelne Teile zerlegt werden, man mußte eben so nach und nach hineinkrauchen.

Ich kann nur versuchen, dieses schwierige Experiment zu beschreiben.

Einzelne Teile konnten ja doch losgeschraubt werden. Zunächst also schlüpfte der dicke Lord unter halsbrecherischen Exerzitien mit dem linken Beine, dann mit dem rechten in die stählernen Hosen hinein, welche selbst aber ein festes und dennoch bewegliches

Ganzes bildeten. Hierauf kam der Brustpanzer daran, dann wurde der Rückenteil angesetzt, und nun wurde hinten eine Schraube gedreht, und diese drei Teile waren wie zusammengenietet.

»Fest, immer recht fest anziehen,« kommandierte noch der Ritter, während Mr. Fairfax, der ja als Puppenkleidermacher in so etwas die größte Erfahrung hatte, mit dem großen Schraubenschlüssel an dem unverschämten Hinterteile des Eisenmannes herumleierte.

Dann ward der aufklappbare Helm um den Kopf gelegt, zusammengeklappt und gleichfalls zugeschraubt, wodurch er auch mit dem übrigen Panzer fest verbunden ward, und der kugel-, hieb- und stichfeste Ritter war fertig.

Lord Seymour, das Visier herabgelassen, begann schwerfällig auf und ab zu gehen. Und wie das nun aussah, diese eiserne Tonne, wie die zwischen den Zigarrenkisten herumwatschelte, hinten mit dem Schraubenzapfen, der wie ein zu langer Kork aussah, der ein gewisses Loch verschließen mußte – – einfach nicht zu beschreiben!

Ich konnte gar nicht begreifen, daß die anderen Herren nicht ebenfalls vor Lachen brüllten. Ein Glück nur, daß sie sich nicht an meinen Heiterkeitsausbrüchen stießen.

»O, wie stark fühlt man sich doch in solch einer Ritterrüstung!« erklang es dumpf wie aus einem Grabe hinter dem geschlossenen Visier, »ich fühle eine Armee in meiner Faust.«

Langsam hob Lord Seymour den gewaltigen Eisenklumpen, den er seine Faust nannte, schlug auf den aus Zigarrenkisten bestehenden Tisch und schlug, wie zu erwarten gewesen, durch die dünnen Brettchen hindurch. Ganz konnte der Tisch ja nicht zusammenbrechen – wohl aber verlor der Ritter bei diesem Schlage die Balance, fiel vornüber auf den Tisch, und da freilich brach dieser unter der Eisenlast gänzlich zusammen, der edle Ritter lag zwischen lauter Zigarrenbrettchen.

Er wollte wieder aufstehen. Ja, hatte sich was! Lord Seymour lag wie eine ungeheure Schildkröte da, langsam Arm und Beine hin und her bewegend, nur nicht wie eine Schildkröte hilflos auf dem Rücken, sondern hilflos auf dem Bauche.

»Aufrichten, aufrichten!« kommandierte seine Grabesstimme.

Ja, das war aber gar nicht so leicht. Vier Mann griffen zu, ich selbst mit, aber wir konnten ihn nur auf die andere Seite wälzen, ihn nicht wieder auf die eisernen Beine bringen. Man stelle sich nur solch einen eisernen Mann von mindestens drei und einem halben Zentner Gewicht vor, um das begreiflich zu finden.

»Da muß erst eine Winde angebracht werden,« wurde geäußert.

Ich löste das Problem in kürzerer Weise. Mittels zweier Hebestangen ward es doch möglich, den gefallenen Rittersmann wieder in die Höhe zu fuhrwerken.

»Aber nicht wieder umfallen, Mylord!«

»Nein, umfallen darf man nicht. Wer in der Rüstung umfällt, gilt überhaupt als toter Mann. Abgemacht?«

»Er soll für immer ausscheiden?«

»Nicht gerade für immer, aber doch aus dem Kampfe, in dem er gefallen ist. Im nächsten Kampfe ist er wieder lebendig.«

Solche Bemerkungen, das zukünftige Kriegsspiel betreffend, wurden von den Herren fortwährend ausgetauscht.

Lord Seymour wollte seine Gehversuche erneuern, fand aber einen Widerstand. Er hinkte, nur das rechte Bein war noch beweglich, das linke war steif. Bei dem Sturze mußte an den Gelenken des Knies etwas in Unordnung gekommen sein.

Lord Seymour hielt das für Kleinigkeit, wollte jedenfalls deshalb nicht gleich wieder die Rüstung ausziehen – und wie nun der dicke Ritter mit dem steifen Beine herumhumpelte – – jetzt war ich es, der plötzlich zwischen eingedrückten Zigarrenkisten lag – ich hatte mich nämlich vor Lachen auf das Sofa geworfen.

Plötzlich blieb der Ritter stehen, bückte sich etwas, soweit die Rüstung es erlaubte, die eisernen Hände fingerten hinten an der Hauptschraube herum.

»Fix fix fix fix fix fix,« erklang es dumpf in dem Helm, »schraubt mir die Hose ab, fix fix fix fix!«

»Was ist denn los?« wurde gefragt.

»Fix fix fix fix, eh's zu spät ist – ich habe heute früh Sauerkraut gegessen – fix fix fix fix, schraubt mir die Hose ab!«

Aha, jetzt ward's verstanden, was da los war! Dann allerdings war Eile geboten.

Also schnell den Schraubenschlüssel her, angesetzt und . . .

Knacks, ging es da.

»Der Schraubenkopf ist abgebrochen,« sagte Mr. Brown, der geleierte hatte.

»Fix fix fix fix fix, ich halt's keine halbe Minute mehr aus!« jammerte es hinter dem geschlossenen Visier.

»Ja, aber die Mutter ist abgebrochen.«

»Was kümmert mich die abgebrochene Mutter, zieht mir die Hose ab, die Hose ab, die Hose ab – fix fix fix fix!«

Aber da war nichts mehr zu machen! Die Schraube war glatt abgebrochen. In dem Loche sah man nur noch den Zapfen, gar nicht mehr hervorstehend.

Und als sich Mr. Rug bückte, um ebenfalls diesen Unfall näher zu besichtigen, kam ihm eine Idee, oder vielleicht ganz unbewußt griff er in die Hosentasche und zog sein Taschenmesser, ein gewaltiges Ding, und er machte den ebenso gewaltigen Korkenzieher auf . . . aber er besann sich, daß dies doch kein Flaschenpfropfen sei, er steckte das Messer wieder ein.

»Ja, wie soll aber dem nun die Hose ausgezogen werden?«

Da erscholl innerhalb der eisernen Rüstung ein eigentümliches Getöse – so etwa wie knatterndes Kleingewehrfeuer aus weiter Entfernung – und Lord Seymour richtete sich wieder auf.

»Nicht mehr nötig – zu spät –«

Wir sahen uns an, die Größe des Unglücks noch gar nicht recht erfassend.

Nur der Australier behielt seine Besinnung. Bedächtig griff er in die Brusttasche, zog eine Zeitung hervor, faltete sie auseinander, hielt sie dem Lord hin.

»Brauchen Sie vielleicht Papier?«

»Danke sehr, nein – ich muß gleich in die Wäsche – hat schließlich wenig zu sagen, bin so etwas schon gewöhnt – aber – aber – brrrr, hier drin stinkt's aber!«

Lord Seymour hob die knolligen Eisenfinger, um das Visier zu öffnen, wie er es anfangs wiederholt getan, und es hatte tadellos funktioniert. Jetzt aber wollte die Klappvorrichtung nicht in die Höhe gehen, um das edle Mops Gesicht mit der blauroten Gurke zu zeigen, für welche ebenfalls besonders Maß genommen worden war.

»Verflucht, was ist denn das? Macht mir doch einmal das Visier hoch!«

Aber vergebens bemühten wir uns alle einer nach dem anderen, die Scharniere wollten sich nicht mehr bewegen.

»Bringt mal die Schmierkanne her.«

Auch das Schmieren hatte keinen Erfolg.

»Ich halt's vor Gestank nicht mehr aus,« klagte der Lord in seinem eisernen Grabe, »ich kriege auch schon keine Luft mehr – und ich bin ja noch gar nicht richtig fertig.«

»Na, da muß eben der ganze Helm losgeschraubt werden.«

Jawohl, das war das Allereinfachste. Diesmal war es Mr. Fairfax, welcher den Schraubenschlüssel ansetzte – knacks, ging es wiederum, jetzt war auch noch dieser Schraubenkopf abgebrochen.

»Ei du griene Neine!« seufzte der kugelsichere Ritter im Grabestone, als ihm dieses Resultat gemeldet wurde, und dann antwortete er mit gedämpftem Kleingewehrfeuer.

»Wir müssen die Rüstung aufsagen oder -feilen.«

»Geht ja nicht, da faßt keine Feile.«

Wohl eine Viertelstunde mühten wir uns geistig und körperlich ab, den Ritter aus seinem kugelsicheren Eisenkleide herauszuschälen.

Mr. Rug kam bis aufs Aufknacken unter der hydraulischen Presse.

»Was soll denn nun daraus werden?« jammerte der Lord. »Ich will doch in einem halben Jahre heiraten.«

»In einem halben Jahre?« meinte Mr. Fairfax. »Na, da haben Sie ja noch lange Zeit bis dahin.«

»Ja, wie soll ich denn aber inzwischen etwas ins Maul kriegen? Da muß ich doch verhungern. Erst nicht heiraten können und dann schon vorher verhungert sein – Herrje! Herrje!!«

Ja, die Sache war wirklich kritisch. Meine Lachlust konnte das freilich nicht dämpfen.

Endlich kam einer auf die Idee, die Spitze des Helms zu untersuchen, und da zeigte sich, daß diese abgeschraubt werden konnte.

Das erste Loch war glücklich entstanden! Denn die kleinen Löcher für Nase und Augen kamen ja gar nicht in Betracht.

»Ist es möglich, ihm durch dieses Loch oben im Schädel Nahrung zuzuführen?« wurde gefragt.

»Gießen Sie erst mal eine Flasche Eau de Cologne hinein,« meinte dagegen der Lord.

»Kriegen Sie denn jetzt genügend Luft?«

»O, daran hat's nur überhaupt nie gefehlt. Nur der Gestank. Aber schließlich gewöhnt sich der Mensch an alles.«

»Sie fühlen sich also so weit ganz behaglich?«

»O ja, das wohl. Was soll denn aber nun mit meiner Heirat werden? So kann ich doch nicht heiraten?«

»Nu, warum denn nicht?«

»Aber da kann ich doch keine Kinder kriegen, die ich unbedingt brauche.«

»Nee, das allerdings nicht, das wäre wenigstens mit Schwierigkeiten verknüpft.«

EIN ZWISCHENSPIEL MIT LIEBE.

Auf diese Weise ging es noch eine gute Weile weiter. Jede Bemerkung war humoristisch, aber bei diesen verrückten Sportsmen wußte man niemals, ob sie Witze machen wollten oder im Ernst redeten.

Doch hier mußte unbedingt etwas geschehen. Eben wollte ich einen diesbezüglichen Vorschlag machen, nämlich vor allen Dingen einmal kundige Schlosser herbeizuholen, als die Tür aufgerissen wurde und Goliath hastig hereintrat.

»Kapitän, ein englisches Kriegsschiff naht der Insel. Es ist sehr spät bemerkt worden, weil es hinter Fanafute aufdampfte, es ist schon ganz nahe.«

Wenn nicht bei den anderen Herren, so machte diese Meldung doch auf mich einen starken Eindruck. Ich hatte jede Begegnung mit einem Kriegsschiff zu meiden, zumal wenn es die englische Flagge führte.

Hierbei möchte ich aber einmal noch etwas anderes anführen.

Der Leser dürfte sich vielleicht schon gewundert haben, daß Lord Seymour wie auch Mr. Brown, beides geborene Engländer, mit mir, der zwei englische Kriegsschiffe vernichtet hatte, noch immer freundlich verkehrten. Ja, damals, als wir uns auf der Osterinsel wiedersahen, nach jenen Katastrophen, hatten sie mir sogar Huldigungen dargebracht, und eben deswegen, weil mir so etwas zuwider ist, hatte ich gar nicht darüber gesprochen.

Woher dieser Mangel an Patriotismus? Es mag hauptsächlich in dem Worte ›Seezigeuner‹ liegen. Auch diese Sportsmen hatten bereits keinen Sinn mehr für Heimat, Vaterland und dergleichen, vielleicht ganz unbewußt waren ihnen diese Begriffe verlorengegangen.

Und bei Lord Seymour kam nun auch das noch dazu, daß er mit seinem Vaterlande überhaupt auf immer gespannteren Fuß geraten war.

»Was? Ein englisches Kriegsschiff?« rief er sofort hinter seinem Visier. »I dr Deiwel, was hat denn das hier zu suchen?! Nun weiß ich auch, warum es hier so stinkt!!«

Aber ich hatte jetzt keine Zeit mehr, mich auf solche Witze einzulassen.

Von diesen Fenstern aus war von dem Kriegsschiff nichts zu sehen, es kam von der anderen Seite, und ich ging auch nicht erst hinaus, um Umschau zu halten.

»Wie weit ist es noch entfernt?«

»Vielleicht noch drei Seemeilen,« entgegnete Goliath.

»Meine Herren, dann muß ich schnell Abschied nehmen.«

»Ja, Kapitän, dann ist es wohl das beste, wenn Sie sich unsichtbar machen,« stimmten mir die Herren bei, »falls das Kriegsschiff uns doch einen Besuch abstattet; denn unseren Schuß dürfen Sie nicht gar zu hoch anschlagen, wenn Sie auch sonst natürlich auf uns rechnen können.«

»Das weiß ich, und ich danke Ihnen sehr, meine Herren. Wissen Sie schon, wohin ich mich begeben werde?«

»Ich werde Ihnen ein Versteck in meiner Burg zeigen, wo kein Mensch Sie finden soll, folgen Sie mir,« sagte Mister Fairfax, sich schon nach der Türe wendend.

Aber ich vertrat ihm den Weg.

»O nein, ein derartiges Verstecken gibt es bei mir nicht,« lachte ich. »Nur dorthin gehöre ich, wo meine Leute sind, und nachdem ich die instruiert habe, werde ich wohl wieder an der Oeffentlichkeit erscheinen.«

»Ja, wo befindet sich eigentlich Ihre ›Sturmbraut?‹«

»Sie haben wirklich keine Ahnung?«

»Nein! Wo denn?«

»Sie wissen nichts von dem Vogelberge dort?« fragte ich dagegen, nach dem Felsen deutend, der von hier aus sichtbar war.

»Was von dem Vogelberge?« erklang es erstaunt zurück.

So hatte der wackere Lord unser Geheimnis brav bewahrt.

»Ich überlasse es dem Lord, Sie einzuweihen, so weit er es für gut findet – und, Mylord, Sie können zu den Herren von dem hohlen Eie sprechen, denn es dürfte bald ans Tageslicht kommen, wo ich mich aufhalte. Auf Wiedersehen meine Herren – auf Wiedersehen in heiratsfähigem Zustande, Mylord!«

Ich begab mich schnell hinaus und schritt mit Goliath den Bergabhang hinab.

Ja, da konnte ich das Kriegsschiff mit der englischen Flagge schon sehen, eine Korvette, ein Schlachtschiff zweiten Ranges. Es dampfte mit halber Kraft zwischen den Inseln hindurch. Auf welche es zuhielt, war noch nicht zu beurteilen.

»Wo liegt das Boot?«

»Hier unten in der Bucht.«

Zehn Minuten später strebte ich wieder dem Vogelberge zu, den ich in zwanzig Minuten erreichte. Von dem Kriegsschiffe war von hier aus nichts zu sehen.

Das Tor öffnete und schloß sich wieder unter meiner Hand. Als ich mit meinen Jungen den Brunnenschacht betrat, von dem aus der eigentliche Aufstieg begann, sah ich in der Finsternis Lichter – Laternen, die von Kienock und einigen Heizern getragen wurden. Sie arbeiteten unterhalb eines nach oben fühlenden Schachtes herum.

»Kapitän,« sagte der Ingenieur, als er mich erkannte, »der Aufzug funktioniert bereits, ein regelrechter Fahrstuhl, der durch eine sinnreiche Wasserkraft getrieben wird. Das ist ja hier großartig! Hier ist nämlich nicht nur dieser Brunnen, sondern auch eine artesische Quelle, die noch gegen zehn Meter hoch über dem Meeresspiegel emporspringt, aber abgestellt werden kann, und diese

zehn Meter genügen, um den Fahrstuhl und alle anderen Vorrichtungen in Betrieb zu setzen, sogar das Brunnenwasser kann bis zur ersten Etage hinaufgepumpt werden, allerdings mit großem Wasserverlust, was indes bei der artesischen Quelle nicht in Betracht kommt.«

Der Ingenieur war ganz in Eifer geraten. Mich interessierte dies alles jetzt nur insoweit, als ich die Möglichkeit sah, einen Fahrstuhl benutzen zu können.

»Der Fahrstuhl funktioniert schon?«

»Jawohl, bis nach oben. Aber erst von der nächsten Etage an, hier sind wir noch bei der Arbeit, es muß doch einiges repariert werden, vieles ist sehr eingerostet.«

Kienock begleitete uns bis zur nächsten Etage, um während der gefährlichen Fahrt als Führer auf dem Fahrstuhl zu dienen. Gefährlich nenne ich die Fahrt deshalb, weil ein Fahrstuhl ein mir damals noch gänzlich unbekanntes Ding war, und dann handelte es sich um eine Tiefe von mehr denn achthundert Metern, über der man zuletzt schweben würde, und wenn die Vorrichtung auch schon einmal geprobt war, so bot das doch nicht die geringste Garantie für die künftige Sicherheit.

Aber wenn Kienock die Fahrt mitmachen wollte, gab es bei mir natürlich kein Zurücktreten.

»Ist hier schon das englische Kriegsschiff gesichtet worden?« fragte ich, während wir uns noch auf der Treppe befanden.

»Ein englisches Kriegsschiff?« wiederholte Kienock erstaunt.

Er war schon seit zwei Stunden hier unten, konnte also noch nichts wissen.

Ich brauchte ihn jetzt nicht weiter einzuweihen.

»Aber – aber,« fuhr er zögernd fort, »aber etwas anderes ist hier passiert.«

»Etwas passiert?« fragte ich erschrocken, gleich stehen bleibend.

»Ja – ich weiß nicht, ob ich den Herrn Kapitän schon vorbereiten darf – Kapitän Algots wird Sie darüber wohl selbst sprechen wollen ... «

Ich sah im Scheine der Laterne Kienocks Gesicht – danach zu beurteilen, konnte es nicht ein direktes Unglück gewesen sein – es war nur ein sehr verlegenes Gesicht.

»Na, was gibt's denn?«

»Haben der Herr Kapitän denn heute früh nichts bemerkt?«

»Wann denn?«

»Nu als Sie aufstanden. Sie waren doch früher auf als wir alle.«

»Nein, ich habe nichts bemerkt. Heraus mit der Sprache!«

»Der Matrose Hein hat die Nacht bei einer Nonne geschlafen,« platzte Kienock heraus.

Ach du griene Neine! hätte auch ich jetzt rufen mögen.

Ich bemerkte gar nicht, daß ich mich mit meinen Jungen schon auf einer eisernen Plattform befand, die in die Höhe ging – so griff mich das eben Gehörte doch an.

»Der Teufel soll den Hein holen!!« stellte ich mich entrüsteter, als ich in Wirklichkeit war. »Wie ist denn das gekommen?«

»Ja, wie das nun eben so kommt,« entgegnete Kienock ganz richtig auf meine dumme Frage.

»Wie ist denn das herausgekommen, meine ich,« verbesserte ich mich.

»Nu, als wir alle schon auf waren, wie der Herr Kapitän die Ruderer aussuchte, da lagen die beiden immer noch im Bette, Hein getraute sich doch nicht, unter der Decke hervorzukriechen.«

Ich hatte schrecklich dagegen anzukämpfen, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Also während wir zusammen gefrühstückt, während ich die Instruktionen gegeben und die sechs Ruderer ausgesucht, hatten die beiden immer zusammen unter einer Decke gelegen! Es war doch eigentlich köstlich!

Da habe ich aber wohl noch nachträglich zu erwähnen, daß unserem Frühstück keine einzige der Nonnen beigewohnt, die hatten alle noch geschnarcht. Und eine Musterung über meine Leute hatte ich nicht gehalten, das Fehlen eines Matrosen war mir nicht aufgefallen. Auch von diesen hatten ja noch viele geschlafen.

»Was für eine unglückliche oder vielleicht glückliche Nonne ist denn das gewesen?«

»Ich weiß nicht, wie sie heißt.«

In gewissem Sinne war das begreiflich. Es waren gar zu viele Namen.

»Was sagt denn nun die Priorin dazu?«

»Gar nichts.«

Aufmerksam blickte ich meinen zweiten Maschinisten an. Diese zwei Worte hatten gar so kläglich geklungen. Warum das?

»Die sagt gar nichts?«

»Nein.«

»Nun heraus mit der Sprache! Ihr verheimlicht mir etwas!!«

»Die darf doch gar nichts sagen.«

»Weshalb denn nicht?« stutzte ich immer mehr, je höher ich mit dem Fahrstuhl kam.

»Bei der ist doch Kapitän Algots gewesen.«

»Er hat mit ihr darüber gesprochen?« fragte ich Unschuldsvoller, dem durchaus keine Ahnung des wahren Sachverhalts aufgehen wollte.

»Nein – in der Nacht.«

»Wie? In der Nacht hat Karlemann schon mit der Priorin darüber gesprochen?«

»Ja – nein – ich weiß nicht, ob sie schon in der Nacht darüber gesprochen haben – – Kapitän Karlemann ist in der Nacht doch selber bei der Priorin gewesen.«

Der Fahrstuhl blieb stehen – und auch der Kreislauf meiner Gedanken.

»Ist – selber – bei der Priorin gewesen?! Die ganze Nacht?«

»Nu, ob gerade die ganze Nacht, weiß ich nicht. Wir anderen haben's ja nicht verschlafen, wie der Hein.«

»Ihr – anderen ... «

»Na ja, ich will mich ja durchaus nicht herausreißen,« wurde mein Kienock immer kleinlauter und verlegener, »nur gerade der Hein hatte 's verschlafen – ich war ja selber bei einer ... «

»Was? Du Himmelhund – bei einer Nonne?!«

»Ja.«

»Bei welcher?«

»Ich weiß ja nicht, wie sie heißt. Sehen Sie, Herr Kapitän, wie das nun eben so kam ... wir hatten doch gestern abend die Nonnen heraufbugsiert – die langen Treppen herauf – ich hatte die eine doch so halb getragen – und da sind wir uns enig geworden – und da konnte ich doch nicht schlafen – und wie ich dann leise aufgestanden bin, da wurde gebstet – und ich dachte doch, das wäre die – aber es wurde überall gebstet – die hatten alle dasselbe ausgemacht ... «

Kienock kam nicht weiter, die Wände des Schachtes hallten wider von meinem dröhnenden Gelächter.

Und ich glaube, ich brauche diese delikate Angelegenheit nicht näher zu schildern, wie alles gekommen war.

Menschlich, allzu menschlich!

Es hatte ja überhaupt gar nicht anders kommen können, und ich hatte es ja selbst gar nicht anders gehofft.

Und hatte ich nicht gesagt, daß nur einmal eine besondere Gelegenheit zu kommen brauchte?

Ja, man schafft eine Nonne nicht ungestraft an die siebzig Treppen hinauf!

Während meine Jungen zum größten Teil ihren Kopf in den fleischigsten Teil gebohrt, um so beim Treppensteigen behilflich zu sein, hatte sich vorne Herz zum Herzen gefunden. Denn wie ich schon jetzt erfuhr, hatten sich Karlemanns kleine Bengel durchaus nicht ausgeschlossen. Vielleicht mochten die Nonnen auch zu sehr

verschüchtert gewesen sein, als daß sie dem Liebesantrage zu widerstehen gewagt hätten.

Es war also in der Nacht, während ich Unschuldiger den Schlaf des Gerechten schlief, alle meine Schutzbefohlenen todmüde glaubte, überall ›gestet‹ worden. Aber diese ›Bsterei‹ war eben eine allgemeine gewesen. Und da in der Nacht alle Katzen grau sind, wußte jetzt niemand mehr, wem er eigentlich seine Liebesbezeugungen zugewandt hatte.

Eine nette Geschichte! Ein Glück nur, daß Blodwen die Nacht an meiner Seite zugebracht hatte, sonst wäre die am Ende auch noch verwechselt worden.

Die Wohnetage war erreicht. Von meinen Jungen, zu denen ich jetzt auch Karlemanns Bengel zähle, waren nicht viele zu sehen, und die sich nicht noch rechtzeitig hatten zurückziehen können, waren krampfhaft mit irgend etwas beschäftigt, und von Nonnen war überhaupt nichts zu erblicken.

Karlemann empfing mich.

»Herr Kapitän, ich muß Ihnen was erzählen,« begann er, im ganzen Gesicht schmunzelnd.

»Ich weiß schon alles.«

»Faktisch?«

»Kienock hat mir schon alles erzählt.«

»Na, dann ist es ja gut.«

»Eine nette Geschichte.«

»Nicht wahr? Sehen Sie, die ewige Vorsehung hat es gewollt. Die Priorin sieht es jetzt selber ein. Die habe ich nämlich auf mich genommen, mit Absicht, damit sie dann das Maul halten muß.«

»Karlemann, Sie sind ein Teufelskerl.«

»Nicht wahr?«

»Und wie soll die Geschichte nun weiter werden?«

»Die Priorin ist fürs Heiraten, und hierin mag ich ihr nicht widersprechen. Nur ein paar alte Schachteln sind vorhanden, die keinen abgekriegt haben oder jetzt keinen abkriegen können.

Oder einige von den Jungen müssen gleich zweie nehmen. Ich selber wäre ja dazu bereit, wenn ich . . . «

Ich glaube fast, der Junge wollte für sich auch noch eine Prämie beanspruchen!

»Nein, Karlemann, daraus wird nichts. Ich will ja gern zugeben, daß hier die ewige Vorsehung gewirkt hat . . . «

»Und ich!«

»Na ja, meinetwegen auch Sie – aber etwas auf Anstand wollen wir doch halten. Weibergemeinschaft wird hier bei mir jedenfalls nicht eingeführt.«

Karlemann schlug in komischer Weise die Hacken zusammen.

»Wie Herr Kapitän befehlen.«

»Ja, und wie soll ich denn dieses Verhältnis nun lösen, wenn niemand seinen Partner, respektive seine Partnerin mehr kennt?«

»Nu, da entscheidet einfach das Los.«

»Damit dürfte die Priorin aber wohl schwerlich einverstanden sein.«

»Was, die nicht?! Die hatte doch selber erst davon angefangen, da wird, wie gewöhnlich, die ewige Vorsehung befragt.«

»Ach so, richtig, daran hatte ich im Augenblick gar nicht gedacht.«

»Daß aber dabei die ewige Vorsehung die Passenden zusammenführt,« fuhr der unverbesserliche Zigeunerknabe mit listigem Augenblinzeln fort, »dafür werde ich sorgen, der Herr Kapitän Karl Algots. Einmal ist die ewige Vorsehung mir freilich ganz eigenmächtig schon zuvorgekommen, das läßt sich nun nicht wieder gutmachen. Na, dann bleibt's eben beim ersten Male . . . «

Karlemann sprach noch weiter, er schien seine Züchtungspläne noch weiter entwickeln zu wollen, aber ich hatte mich schon abgewandt, wollte nichts mehr hören.

Und faktisch, mir begann etwas zu grauen. Was daraus noch werden sollte, diese zur Hälfte noch unreifen Knaben – oder doch

wenigstens winzigen Wichtelmänner – und diese zum Teil stattlichen Weiber – und wenn da Karlemann nach seinen Plänen die im voraus bestimmten Lose zog, was er sicher einzurichten wußte . . . ich wollte lieber gar nicht mehr daran denken. Mochte die Sache gehen, wie es . . . wie es . . . wie es die ewige Vorsehung durch die Hand Karlemanns bestimmen würde.

ALS IMPERATOR.

»Wissen Herr Kapitän schon, daß sich in der Nähe von Fanafute ein englisches Kriegsschiff befindet?«

Mit dieser Frage war Mahlsdorf auf der Bildfläche erschienen.

Er hatte einen ganz roten Kopf, auch er kämpfte mit Verlegenheit.

Und ich wußte, warum. Also auch Mahlsdorf hatte ein schuld-
beflecktes Gewissen! Und das alles, während ich ruhig geschlafen!
Auf diese Weise hatten meine sonst so biedereren Leute mich einmal
hintergangen!

Na, von mir hatte er keine Vorwürfe zu fürchten. Ich wollte
auch gar nicht erst prüfen, wer mir eigentlich noch mit offenen
Blicken ins Auge schauen konnte.

»Ja, ich weiß es,« entgegnete ich, »es hat mich erst von dort
vertrieben. Was macht es?«

»Es ist in einiger Entfernung von Fanafute vor Anker gegan-
gen.«

»Ist schon ein Boot an Land gegangen?«

»Bis vor einer halben Minute noch nicht. Ich sah Sie ja im Boote
zurückkommen, hörte soeben, daß Sie schon oben seien, und da
bin ich gleich hergeeilt.«

Na, trotz aller Liebesgedanken war der Steuermann ja immer
auf seinem Posten gewesen, da verdiente er doppelte Verzeihung.

Ich ging diesmal nicht auf die Plattform des Felsens hinauf, son-
dern begab mich nur an die westliche Seite dieses Raumes, wo ich

ja durch die Fenster ebenfalls die ganze Inselwelt überschauen konnte.

Karlemann hatte sich uns beigesellt, Mahlsdorf hatte schon ein großes Fernrohr bei sich, das noch etwas ganz anderes leistete, als mein kleines Tascheninstrument.

Also es war eine stattliche Korvette, jedenfalls eine gepanzerte, die einige hundert Meter vor Fanafute ankerte.

Jetzt wurde doch ein Boot ausgesetzt, es strebte auf Fanafute zu. Der Offizier darin mußte ein sehr hoher sein.

Was wollte dieses Kriegsschiff hier? Ich fürchtete Schlimmes für Lord Seymour, der schon davon gesprochen hatte, daß man ihn unter Kuratel zu stellen versucht, und dieser Lord war recht wohl eine Person, derentwegen man eigens ein Kriegsschiff ausschickte.

»Sehen Sie dort die Insel mit der Burg? – Der Berg, auf dem sie liegt, hat drei Zacken wie eine Krone,« wandte ich mich an Mahlsdorf, ihm genau die Richtung bezeichnend.

»Jawohl, und von diesem ist vorhin ein außerordentlich großes Ruderboot abgegangen, mit dreifachen Riemen, eine altertümliche Galeere.«

»Wohin ist es gegangen?«

»Nach Fanafute.«

»Haben Sie gesehen, ob vorher aus der Burg einige Herren – Männer, herausgekommen sind und diese Galeere benutzt haben?«

»Jawohl, und der eine schien wie in einer Ritterrüstung zu stecken, konnte kaum gehen,« lächelte Mahlsdorf.

Ich hatte es geahnt. Lord Seymour hatte sich mit den Herren nach Fanafute, nach seiner eigentlichen Residenz begeben, um von dortaus mit dem Kriegsschiffe zu verkehren.

Und mein Entschluß war schon gefaßt gewesen.

»Bei dieser Unterredung möchte ich zugegen sein. Auch wenn ich etwas zu spät komme. Jedenfalls gehe ich sofort wieder zurück.«

Mahlsdorf wie Karlemann fuhren gleichzeitig erschrocken auf.

»Das dürfen Sie nicht, Kapitän!«

»Warum denn nicht?«

»Es ist ein englisches Kriegsschiff.«

Mehr Worte waren auch gar nicht nötig.

»Ich gehe dennoch hin, und ich bin nur noch einmal hierhergekommen, um eben wegen meiner Sicherheit Instruktionen zu geben. Ich hätte schließlich auch das Boot mit den Matrosen hierherschicken können, um gleich dortzubleiben, aber ich hielt es doch für besser, erst selbst meine Instruktionen zu geben, selbst erst noch einmal nach den Kanonen zu sehen, ob hier alles intakt ist.«

Damit begab ich mich, ohne eine Erwiderung abzuwarten, nach der zweithöheren Etage hinauf, in der sich die Geschütze befanden, unterwegs Kienock, bekanntlich ein ehemaliger Artillerieoffizier, und einige meiner am Geschütz ausgebildeten Leute mitnehmend. Mahlsdorf und Karlemann folgten unaufgefordert.

»Sind diese Geschütze gebrauchsfähig, Kienock?«

Der Ingenieur ließ nur einmal eine der riesigen Armstrong-Kanonen ausfahren, prüfte die Visiervorrichtung, öffnete den Verschlusskopf, blickte durchs Rohr und erklärte alles für gebrauchsfähig.

»Wissen Sie, wo die Munition liegt?«

»Ja, dort hinten. Das war das erste, was ich näher untersuchte.«

»Werden Sie das englische Kriegsschiff dort treffen können?«

»Beim dritten Schuß garantiere ich einen Decktreffer,« erklärte Kienock ohne weiteres.

Einen Decktreffer! Eine aufs Deck schlagende Granate, von hier oben aus geworfen, mußte von furchtbarster Wirkung sein! Und selbst wenn auch das Deck gepanzert gewesen wäre – was aber sicher nicht der Fall war – eine Granate aus dieser Höhe mußte alles durchschlagen, von der Vernichtung an Menschenleben gar

nicht zu sprechen. Auf See ist solch ein Bogenschuß von Schiff zu Schiff nur nicht möglich.

»Also Sie wollen wirklich hin, Kapitän?« nahm da Karlemann wieder das Wort.

»Unbedingt!«

»Wozu eigentlich?«

»Um zu erfahren, was dieses Kriegsschiff hier will.«

»Jeder Matrose ist berechtigt, Sie über den Haufen zu stechen, er geht straffrei aus und erhält auch noch eine Prämie von fünfzigtausend Pfund Sterling, und da nützt Ihre vorherige Drohung, das Kriegsschiff in den Grund schießen zu wollen, gar nichts, einer der Matrosen wird das schon riskieren, und kein Offizier kann ihn daran hindern.«

Ich wurde nachdenklich. Der Junge hatte recht. Daß mich kein Gefühl der Feigheit beschlich, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber mit einem vogelfreien Desperado ist es eben eine ganz eigentümliche Sache.

»So signalisieren Sie doch,« fuhr Karlemann fort, »befehlen Sie dem Kommandanten, sich hierherzubegeben, da werden Sie ja gleich erfahren, was er will – und will er nicht kommen, dann drohen Sie, das Kriegsschiff, sobald es nur Miene macht, die Anker zu lichten, in den Grund zu schießen.«

Ich fuhr empor. Bei Gott, dieser Junge hatte wieder einmal den besten Rat gegeben!

Und dann hatte dies noch einen besonderen Vorteil. Es war doch schwierig, der Geschützmannschaft Instruktionen zu geben, wie weit sie beim Scharfschießen gehen durfte. Denn ich hatte durchaus nicht die Absicht, nochmals ein Kriegsschiff zu vernichten, wodurch auch wieder viele Menschenleben draufgehen mußten. So aber war ich selbst bei den Geschützen.

»Ja, das machen wir! Sollten sie nicht auf Flaggen reagieren, kann auch noch ein Abgesandter hingeschickt werden.«

Drei Minuten später donnerte aus der Batterie des Vogelberges ein Signalschuß, nur mit einer Pulverkartusche abgefeuert, und ich selbst stand schon oben am westlichen Rande des Plateaus neben einer hohen Flaggenstange, die von zwei Mann gehalten wurde, alles war bereit zum Signalisieren.

Erst aber mußte die Wirkung des Schusses abgewartet werden.

Daß er gehört worden, war selbstverständlich, und auch das hatte man auf Fanafute wie auf dem Kriegsschiff sofort heraus, wo er abgefeuert worden war. Durch mein ausgezeichnetes Fernrohr, auf einem Stativ festgeschraubt, konnte ich erkennen, welche Verwirrung besonders auf dem Kriegsschiff entstand, wie alle Teleskope nach unserem Felsenberge gerichtet wurden.

Auch uns mußte man ja erblicken, und so war durch ein gutes Fernrohr auch eine Unterscheidung der Flaggen möglich.

Jetzt gab es bei mir kein Ueberlegen mehr.

»Der Kommandant des englischen Kriegsschiffes sofort hierher!!« ließ ich ohne weiteres signalisieren.

Die Ueberraschung auf dem Kriegsschiffe mußte groß sein. Man schien gar nicht gleich die Flagge finden zu können.

Dann aber kletterten doch einige zur kurzen Frage empor.

»Wer dort?«

»Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbräut‹,« ließ ich entgegenen.

Hei, das gab eine Bestürzung!! Wie die aufgestocherten Ameisen, rannten sie durcheinander, besonders auf der Kommando-
brücke.

»Verstanden?«

»Ja.«

Dann ließ ich durch drei nacheinanderfolgenden Flaggenreihen ausdrücken:

»Sobald das Kriegsschiff die Anker lichtet, schieße ich es in den Grund! Kapitän Richard Jansen.«

Jetzt schien man dort drüben zu erstarren.

»Weshalb?« wurde dann gefragt.

»Der Kommandant sofort hierher!« ließ ich wiederholen.

»Wohin?«

»Nach diesem Felsenberge.«

»Wozu?«

»Unterredung mit mir.«

»Kommandant muß erst verständigt werden.«

»Gut. Halbe Stunde Frist. Dann beschieße ich das Schiff.«

Die Flaggenunterredung war beendet. Obgleich anzunehmen war, daß der an Land befindliche Kommandant von diesem Gespräch bereits Kenntnis genommen, ging doch vom Kriegsschiff ein Boot ab, darin einige Offiziere.

Diese begaben sich in ein Haus, in welchem für gewöhnlich Lord Seymour wohnte; sie kamen nach einiger Zeit wieder heraus, jetzt aber mit jenem hohen Offizier, den Mahlsdorf schon vorhin gesehen, er erkannte ihn gleich an dem langen, schwarzen Barte wieder, und fünf Minuten später war das Boot nach dem Felsenberge unterwegs.

O, was für ein beschämendes Gefühl mußte das für diesen Mann sein, mir so bedingungslos gehorchen zu müssen! Aber was blieb ihm anderes übrig? Auf meinen Tod standen 50 000 Pfund, auf meine lebendige Ergreifung wohl 400 000; aber solch ein Kriegsschiff kostete viel, viel mehr, und der Kommandant war verantwortlich dafür, von seinen Leuten ganz abgesehen.

Und ehe er sich auf einen Kampf um Leben und Tod mit mir einlassen durfte, brauchte er wohl besondere Instruktionen, und ... die Engländer hatten mich schon mehrmals kennen gelernt!

Es blieb dem Kommandanten nur zweierlei übrig: entweder meiner Aufforderung Folge zu leisten oder ... Selbstmord zu begehen! Und dann hinterließ er einen schmachbedeckten Namen.

Für mich galt es jetzt zu überlegen, wo der Kommandant zu empfangen sei.

Doch wo anders, als hier in dem hohlen Felsen selbst? Das Geheimnis war ja nun sowieso verraten, mochten die Engländer jetzt auch erfahren, wie es darin aussah, damit sie wußten, wie wir uns wehren würden, falls sie uns einmal anzugreifen wagten.

In diesem Felsen waren wir einfach unüberwindlich, und es hätte Jahre bedurft, um uns auszuhungern, ganz abgesehen davon, daß wir mit unseren Armstrong-Geschützen das Meer in meilenweitem Umkreise beherrschten, wir schossen alles in den Grund, wir konnten gar nicht blockiert werden, der ungeschickteste Kapitän hätte uns mit Nahrungsmitteln in Hülle und Fülle versehen können.

Ja, das war hier etwas ganz anderes, als auf jener afrikanischen Leuchtturminsel, und . . . jetzt waren wir Desperados, die schon gezeigt hatten, daß sie keine Schonung übten!

Ich befahl Mahlsdorf, dem Boote entgegenzufahren, um es hierherzugeleiten. Dem Kommandanten wie dem mitkommenden zweiten Offizier sei natürlich der größte Respekt zu beweisen, und das um so mehr, als sie nicht erst gefragt hatten, ob ihre Person auch geschützt sei. Das hatte mich überhaupt etwas frappiert.

Mahlsdorf ging ab, ich selbst traf Vorbereitungen zum Empfang, der in der Offiziersmesse stattfinden sollte, die man schon früher hier gehabt hatte.

»Sie haben wohl nicht gern, wenn ich bei dieser Unterredung bin?« meinte Karlemann noch.

»Nein,« konnte ich diesem vernünftigen Jungen ganz ruhig erwidern.

Ich befand mich in einiger Aufregung, zum ersten Male nach jenen Katastrophen sollte ich mit einem Repräsentanten Englands eine Auseinandersetzung haben – es war doch ein wichtiger Moment – aber ich hatte nicht vergessen, für Champagner zu sorgen, denn der Champagner ist bei Begegnungen zwischen höheren Schiffsleuten nun einmal etwas Unvermeidliches geworden – auch das Schiff selbst wird mit Champagner getauft – und ganz

ruhig ward ich, als ich Schritte vernahm, von denen ich gleich ganz bestimmt wußte, daß sie dem Kommandanten angehören mußten.

Und er stand vor mir, der hochgewachsene Mann mit langem, schwarzem Vollbart, in der goldstrotzenden Uniform eines Kapitäns zur See.

Einige Sekunden, vielleicht auch einige Minuten blickten wir uns schweigend an, aber es waren durchaus keine feindseligen Blicke, mit denen ich gemustert wurde, eher bewundernde, hier muß ich es einmal sagen, und er war äußerlich so aufgeregt wie ich innerlich.

»Kapi – Kapitän Richard Jansen!!« brachte er endlich hervor. Er hatte mehrmals ansetzen müssen, um es herauszubringen.

»Ich bin es.«

»Ich weiß es.«

»Und mit wem habe ich die Ehre?«

Er hatte sich wieder gefaßt. Meine Höflichkeit mochte viel dazu beitragen.

»Lord Connaught, Kommandant der ›Prinzeß Albert.«

Mir gab es wie einen Stich durch's Herz. Es war eine seltsame Fügung, daß es gerade das Schwesterschiff des von mir vernichteten sein mußte, das jetzt unter meinen Kanonen lag.

»Ein Verwandter des bekannten Herzogs von Connaught?« fragte ich dann mit Ruhe.

»Ein Bruder.«

»Bitte, Mylord, nehmen Sie Platz.«

Er setzte sich, ich mich ihm gegenüber. Auf mein Klingeln brachte mein Bernhard in tadelloser Aufmachung den Champagner.

»Auf Ihr Wohl, Mylord!«

Er nahm das Glas, aber zögerte.

»Ich dürfte nicht mit Ihnen anstoßen.«

»Weshalb nicht?«

»Wenn ich Sie nicht auch von einer anderen Seite als nur als Todfeind Englands, als den Vernichter seines Stolzes, seines besten Kriegsschiffes, kennen gelernt hätte. Auf Ihr Wohl, Herr Kapitän Jansen!«

Ich fragte nicht, inwiefern er mich von einer anderen, einer besseren Seite kennen gelernt habe – ich tat ihm Bescheid, und es waren offene, ehrliche Augen, denen ich begegnete.

»Ich bin außer mir,« sagte er, als er den Kelch absetzte.

»Weshalb?«

»Dieser ausgehöhlte Felsen!«

»Sind Sie mit dem Fahrstuhle heraufgekommen?«

»Ja.«

»Dann haben Sie noch sehr wenig gesehen.«

»In der unterirdischen Hafeneinfahrt schon genug.«

»Dort allerdings.«

»Ist dies Ihr Werk?«

»Nein.«

»Wessen Werk sonst?«

»Das weiß ich selbst nicht. Ein Zufall ließ mich die Eigenschaft dieses sogenannten Großen Vogelberges entdecken, bei Gelegenheit einer Ballonfahrt, und ich fand alles so, wie es jetzt noch ist, aber von Menschen verlassen, und ich weiß nicht, wer diese Menschen gewesen sind, es ist mir alles selbst ein Rätsel. Ich werde Sie dann herumführen. Nun aber zur Hauptsache, weswegen ich Sie hierher bat. Weshalb sind Sie nach Fanafute gekommen?«

»Um Lord Archibald Seymour zu verhaften.«

»Weshalb verhaften?«

»Wegen Hochverrats.«

»Was? Hochverrat?!« stieß ich noch bestürzter denn zuvor aus.

»Ja! Diese Inselgruppe ist zwar Lord Seymours persönliches Eigentum, aber er durfte die Inseln nicht armieren, er hat es getan, und das ist Hochverrat.«

Aha, also auf diese Weise hatte man schnell einen Grund gefunden, um der Person dieses Lords habhaft zu werden, um ihn dann später unter Kuratel stellen zu können. Denn offenbar ging dies alles doch von seinen Verwandten aus, die selbstverständlich ebenfalls hohe Adelspersonen waren.

Lord Connaught gab übrigens selbst gleich zu, daß dies nur ein Vorwand war, allerdings für etwas anderes.

»Außerdem,« fuhr er fort, »will Lord Seymour hier Dinge in Szene setzen, welche die Regierung von England, das hier doch die Oberhoheit hat, niemals dulden kann.«

»Was für Dinge?«

»Sollten Sie nicht wissen?«

»Die Kriegsspielerei.«

»Ja. Da kann England unmöglich ruhig zusehen, daß einer seine Staatsangehörigen auf Englands Grund und Boden solche gefährliche Spielerei treibt.«

Der Lord hatte recht. Ich selbst hatte schon ganz ähnliche Gedanken gehabt.

Jeder geordnete Staat ist im Grunde genommen ein Gesellschaftsvertrag auf Gegenseitigkeit; auf diese Weise sind die Gesetze gemacht worden.

Niemand darf in seinem Hause zwischen den Nachbarn eine Pulverfabrik betreiben. Und was Lord Seymour hier vorhatte, das konnte eine politische Pulverfabrik werden.

»Und außerdem geht das, was Lord Seymour und seine Gesellschafter hier arrangieren wollen, gegen alle moralischen Gesetze der Menschlichkeit, und da diese Inseln unter Englands Oberhoheit stehen, ist es auch die Pflicht Englands, so etwas zu verhindern.«

Wiederum mußte ich beistimmen.

Ja, ich liebe Kriegsspiele, das Messen Mann gegen Mann; mag dabei auch einmal Blut fließen, und mögen auch einmal Knochen

brechen, aber ... es hat, wie schon gesagt, alles seine Grenzen. Das hier konnte leicht zur Menschenschlächtereie werden.

Ich selbst war schon entschlossen gewesen, hier beizeiten einzugreifen, mag dies auch von einem Manne, der schon halb und halb zum Seeräuber geworden, merkwürdig klingen.

Ich hätte es eben getan, nach meinem Gewissen handelnd, und damit basta!

»Also Sie sind hierhergekommen, um Lord Seymour zu verhaften?«

»Ja.«

»Auf wessen Befehl?«

»Auf Befehl der königlichen Regierung von England.«

»Sie sollen ihn nach England bringen?«

»Ja.«

»Haben Sie Lord Seymour schon deshalb gesprochen?«

»Eben vorhin.«

»Den Verhaftungsbefehl gegen ihn schon ausgesprochen?«

»Und was sagte er dazu?«

»Er machte eine Szene.«

»Inwiefern?«

»Er verlachte mich, er drohte, mein Schiff zu beschießen, bedrohte auch meine eigene Person. Kurz, er will Gewalt entgegensetzen.«

Das hatte ich mir alles denken können.

»Und was werden Sie tun?«

»Da muß auch ich mit Gewalt vorgehen.«

»Was werden Sie tun? Bitte, erklären Sie sich näher.«

»Ich werde Fanafute bombardieren müssen.«

»Das werden Sie nicht tun.«

»Es ist meine Pflicht, so lautet mein Auftrag.«

Jetzt nahm die Unterhaltung einen ganz anderen Ton an, der Lord, sich auf seinen Degen stützend, blickte mich auch mit ganz anderen Augen an.

»Wenn ich selbst nun die Garantie übernehme, daß hier eine solche Kriegspielerei nicht stattfinden wird?«

»Ich habe den Auftrag, Lord Archibal Seymour gefangen nach England zu bringen.«

Das war das Kürzeste gewesen, was der Kommandant hätte sprechen können.

»Aber ich werde seine Gefangennahme nicht zulassen,« wurde ich jetzt ebenso kurz.

Der Lord kniff die Lippen zusammen und blickte finster vor sich hin.

»Ich weiß, daß Sie mir überlegen sind,« murmelte er.

»Wollen Sie meine Batterie, meine Geschütze besichtigen?«

»Ich glaube es auch so.«

»Well, dann sprechen wir doch ganz offen. Werden Sie nachgeben?«

»Ich muß es leider. Aber,« fuhr der Kommandant, sich zugleich erhebend, mit erhobener, wenn auch nicht drohender Stimme fort, »England wird mit bewaffneter Macht zurückkommen und dennoch seinen Willen durchsetzen!«

Auch ich war aufgestanden, achselzuckend. Mir war nichts daran gelegen, daß die Unterredung schon beendet sei.

»Das glaube ich wohl. Auf den Inseln werden die Kriegsschiffe wohl schwerlich noch etwas vorfinden, dafür werde ich sorgen ...«

»Aber Sie selbst bleiben hier?«

»Ja, ich bleibe hier, und eben davon wollte ich sprechen.«

»Auch dieser Felsenberg ist englischer Besitz.«

»Ist Eigentum des Lords Seymour.«

»Dessen Vermögen jetzt natürlich kassiert wird, und überhaupt stehen alle diese Inseln unter englischer Oberhoheit, also auch dieser Felsenberg.«

»Sie meinen, England wird mich von hier vertreiben?«

»Sicher, und, Herr Kapitän, ich rate Ihnen gut ...«

»Wollen Sie das Innere nicht erst einmal besichtigen,« fiel ich ihm ins Wort, »daß Sie dann Ihrer Regierung davon berichten und ... vor einem Vorgehen gegen mich warnen können?«

Natürlich erklärte sich der Kommandant sofort bereit dazu.

Wir durchwanderten die oberen, eingerichteten Etagen, und immer größer wurden die Augen des Kommandanten, die zuvor ja nur den Schacht des Fahrstuhles gesehen, und immer unverhohlener drückte er sein grenzenloses Staunen aus, als er die ungeheueren Vorräte an Proviant und Munition aufgespeichert sah, von den Armstrong-Geschützen gar nicht zu sprechen.

Wiederholt mußte ich ihm erklären, daß ich selbst nicht wisse, woher dies alles stamme.

Wahrscheinlich aber dachte auch er an Seeraub, und ich selbst mußte es nach seiner Vermutung wohl sein, der dies alles zusammengetragen hatte.

So waren wir in die letzte Etage gekommen, soweit diese in bewohnbarem Zustande war. Die anderen waren ja sonst gänzlich leer.

Hier drängte sich eine Schar Nonnen zusammen, die sich bisher vor uns ängstlich zurückgezogen hatten, hier aber hatten wir einem Teile von ihnen zufällig den Ausweg versperrt. Es war wirklich ganz ohne meinen Willen geschehen.

»Was ist denn das?« stutzte der Lord schon beim Anblick der verummten Gestalten, die vom hellen Tageslichte übergossen waren.

»Das sind unsere Frauen – oder doch unsere zukünftigen – nein, schon unsere jetzigen. Nur der Segen des Priesters fehlt noch, den sie sich aber gleich selbst erteilen können.«

»Das sind doch – doch – Nonnen?!«

»Allerdings, und eben deswegen können sie gleich selbst den Segen sprechen.«

Da, wie Lord Connaught immer noch ganz fassungslos auf die verummte Nonnenschar starrte, als habe er doch schon eine Ahnung, wage es nur gar nicht zu glauben, trat die eine hervor, zugleich die Kapuze vom Gesicht ziehend.

»Na, was soll's?« erklang es unverzagt mit heller Stimme. »Jawohl, Lord Connaught, Sie irren sich nicht, wir sind es wirklich.«

Jetzt drohten die Augen des Lords die Höhlen zu verlassen.

»Die Prinzeß von Plantagenet!!« stieß er dann hervor.

»Jawohl, ich bin es, und wir sind es alle – alle vierundachtzig der Schwestergemeinschaft von Manchester, welche vor fünf Monaten von Cardiff aus mit der ›Hekuba‹ die Heimat verlassen haben, um uns nach Tasmania zu begeben.«

»Und Sie sind in die Gefangenschaft dieses Desperados gefallen?« kam es ächzend aus dem Munde des Kommandanten.

»Gefallen? In die Gefangenschaft? O nein, ganz im Gegenteil! Wir sind ihm und seinen wackeren Leuten freiwillig gefolgt, um uns in das sogenannte Joch der Ehe zu begeben ... Mutter,« wandte sich das Plappermäulchen zurück, »wollen Sie nicht lieber gleich das Wort ergreifen? Wir brauchen uns doch wahrhaftig nicht mehr zu genieren, und der Herzogin von Manchester als unserer Priorin glaubt er vielleicht mehr als mir, daß Kapitän Jansen nicht etwa in den Verdacht als Frauenräuber kommt.«

»Ganz und gar nicht,« ließ sich da die Priorin vernehmen, ebenfalls mit enthültem Gesicht vortretend, denn nun war einmal der Stein ins Rollen gekommen. »Die ewige Vorsehung, der wir gedient haben und noch immer dienen, hatte beschlossen, daß wir diesen Männern, welche uns immer durchaus höflich behandelt haben, die ich direkt auch keine Seeräuber nennen kann, folgen, um über ihr Seelenheil zu wachen ... «

Leider kam die Priorin in ihrem Sermon zu unserer Verteidigung nicht weiter.

»Die Nonnen der Vorsehung von Manchester!!« schrie Lord Connaught plötzlich auf, als begriffe er es erst jetzt, habe bisher

nur an eine Vision geglaubt. »Die höchste Aristokratie Englands!! In Gesellschaft dieses für vogelfrei erklärten Seeräubers und seiner Leute!! Und freiwillig sind sie ihm gefolgt!! Um ihre Frauen zu werden!! Sie sagen es selbst!! Himmel, stürze ein!! Kapitän, Sie müssen mit dem Teufel im Bunde sein!!!«

Mit diesem letzten Worte stürzte er davon, dem Fahrstuhle zu, und wäre dieser nicht gerade oben gewesen, von Kienocks kundiger Hand geführt, Connaught wäre in den Schacht hinabgepurzelt.

Ich sollte ihn auch nicht eher wieder erblicken, als bis er sich achthundert Meter tief unter meinen Füßen befand, als er in seinem Boote zurückruderte, an Bord seines Schiffes.

Dieses lichtete alsbald die Anker, ohne von uns daran durch Kanonenschüsse gehindert zu werden. Nur paßten wir gut auf, daß nicht etwa Lord Seymour als Gefangener mitgenommen wurde. Doch nein, der ganz von Sinnen gekommene Kommandant dachte gar nicht mehr an so etwas.

Die Korvette verschwand in nördlicher Ferne hinter den Inseln, und eine halbe Stunde später stand ich auf Fanafute wieder dem Lord Seymour gegenüber, der noch immer der kugelfeste Mittelsmann war, nur nach seinem Kopfe durfte man nicht mehr zielen, denn den Helm hatte man ihm schon abgelöst. Mit der Erfindung des Lords war es eben doch nicht so weit her, einer Feile in der Hand eines richtigen Schlossers trotzte diese Rüstung jedenfalls nicht, und bald war der edle Lord völlig aus dem Eisen herausgeschält, konnte ins Bad gehen und die siegreiche Hose des Admirals Nelson wie seine anderen Kleider in die Wäsche geben.

VIER MÖWENBOTSCHAFTEN.

»Ja, was nun, meine Herren?«

Sie hatten mich alle nach dem Vogelberge hinüberbegleitet, um dessen Inneres erst einmal zu besichtigen, und da merkte ich, daß

diese Sportsmen trotz aller Abgebrühtheit doch noch eines Stauens fähig waren, und das verstärkte sich noch, als sie den Nonnen vorgestellt wurden, deren Geschichte erfuhren.

Dann hatte ich sie in einem geschlossenen Raume zur Versammlung zusammengerufen, an welcher außer meinen Offizieren auch noch Karlemann teilnahm.

Die Kriegspielerei war beendet, oder sollte überhaupt niemals einen Anfang nehmen. Das sahen alle sofort ein. England würde bald mit noch ganz anderer Macht zurückkehren, um seine Rechte zu wahren, um auch in den Besitz dieser natürlichen Seefestung zu kommen.

»Well, dann wird eben ein ernstlicher Krieg daraus,« sagte Lord Seymour, sich dabei vergnügt die Hände reibend. »Wir verteidigen diese Seefestung natürlich bis zum letzten Zwieback. O, das soll sogar herrlich werden!«

Ganz derselben Meinung waren die anderen vier Herren.

»Dann werden aber auch Sie zu vogelfreien Desperados. Haben Sie sich das auch schon richtig überlegt?«

Ja, Lord Seymour wenigstens war sich dessen schon bewußt, daß auch er, nachdem er sich seiner Verhaftung entzogen, das englische Kriegsschiff mit Beschießung bedroht hatte, nun ebenfalls ein vogelfreier, heimatloser Seezigeuner geworden sei, der auf dem Wege des Rechtes auch keinen Anspruch mehr auf sein Vermögen und seinen sonstigen Besitz in England zu machen habe.

Lord Seymour schien sich aus alledem verdammt wenig zu machen, und die anderen Herren schlossen sich ihm einfach an, waren also bereit, hierzubleiben und dem zurückkehrenden England Widerstand zu bieten, ganz gleichgültig, welches Ende die Sache nehmen würde.

Das war ja gerade so etwas für diese Sportsmen, hier hatte sich ihr Ideal erst richtig verwirklicht, über die Köpfe aller anderen

Nationen hinweg ein eigenes Seekönigreich gründen, jedem Einspruch bewaffneten Widerstand leisten.

»Sie machen da doch natürlich auch mit?« ward ich in wahrhaft ängstlichem Tone gefragt.

»Mir bleibt wohl gar nichts anderes übrig.«

»Na, sehen Sie, da sind Sie doch noch unser Zigeunerkönig geworden!« erklang es jetzt im fröhlichsten Tone.

»Ja, aber zunächst muß ich mein Königreich doch einmal verlassen.«

»Weshalb?«

Ich wurde diesen Herren gegenüber ganz offen. Wie mich Blodwens flehentliche Blicke unausgesetzt verfolgten! Ich hatte ihr ja auch versprochen, das Kind von New-York abzuholen.

Wie war das nun zu machen? Das war jetzt die große Frage. Mein erster Plan war, mich allein nach New-York zu begeben, das Kind mit List oder sogar mit Gewalt zu entführen.

Jetzt aber durch diese allgemeine Beratung wurde es anders.

Blodwen sollte sich ganz einfach selbst nach New-York begeben, und zwar in Begleitung von Mr. Fairfax, der ja selbst ein angesehenener New-Yorker Kaufmann war.

Wolle sich der Leser nicht wundern, wie wir zuletzt auf Mr. Fairfax als auf Blodwens Begleiter kamen.

Diese Unterredung währte nicht etwa nur eine Stunde oder etwas darüber, sondern um zu diesem Entschlusse zu kommen, dazu brauchten wir nicht weniger als vier Tage.

Das heißt, wir konnten uns während dieser vier Tage nicht einigen, die verschiedensten Pläne wurden gemacht, angenommen und immer wieder verworfen, weil ein noch besserer gefunden worden war, bis eben von Mr. Fairfax selbst dieser letzte gemacht worden war: Blodwen selbst sollte nach New-York gehen, in Begleitung von Mr. Fairfax.

Es war auch wirklich das Beste, was wir hätten beschließen können. Meine lange Person hätte überall erkannt werden können, vielleicht mit unsäglichen Schwierigkeiten und Verfolgungen kämpfen müssen. Ich selbst hätte erst nach San Francisco oder gar nach der Ostküste Amerikas gebracht werden müssen, vom eigenen Schiffe, von eigenen Leuten, und was sollte da unterdessen aus dem Vogelberge werden?

Kurz und gut, unser Plan war jetzt folgender, womit sich auch Blodwen in größter Freude einverstanden erklärte:

Es wurde ein an den Elliceinseln vorübersegelndes Schiff abgewartet und abgefangen, dessen Ziel San Francisco war. Blodwen und Fairfax begaben sich an Bord, benutzten von San Francisco aus nach New-York die erst vor kurzem eröffnete Pacificbahn. Dadurch wurde der Weg natürlich ganz bedeutend abgekürzt.

Man konnte Blodwen ja gar nichts anhaben. Ihr Kind hatte sie selbst in Pension gegeben, man mußte und würde es ihr ohne weiteres wieder ausliefern. Dann würde sie auch gleich das falsche Gerücht von ihrem vermeintlichen Tode zerstören, sie würde ihr Kapital kündigen, es womöglich sofort erheben, gegen ein entsprechendes Reugeld. Und an ihrer Seite war als Beschützer Mr. Fairfax, den ich immer mehr als einen ganzen Mann kennen lernte, trotz aller seiner Schrullen.

Und dann schließlich noch eines: Karlemann hatte auf dem Vogelberge unterdessen schon wieder seine Möwenstation eingerichtet. Mr. Fairfax würde in Käfigen einige Möwen mitnehmen, welche, wo sie auch abgelassen wurden, nach diesem Vogelberge zurückkehrten, und nicht nur das, sondern sie würden auch wieder von hier dorthin zurückfliegen, von wo sie gekommen waren.

So behauptete Karlemann, und wir durften nicht mehr daran zweifeln, da Versuche im kleinen, die im Laufe der Tage wiederholt von Insel zu Insel oder auch von diesem Vogelberge nach einem Schiffe, das seinen Standpunkt ganz bedeutend änderte, regelmäßig glückten.

Dann hatten Blodwen respektive Fairfax die Möglichkeit, sich mit uns immer in Verbindung zu setzen und auch wir konnten ihnen sofort Antwort geben, wenn wir ihre Botschaft einmal erhalten hatten.

Dann handelte es sich nur noch darum, die beiden an Bord eines Schiffes zu bringen, welches nach San Francisco ging.

Zu diesem Zwecke wurde aus dem gemauerten Hafen ein Schooner gewählt, welcher mit genügender Besatzung und den beiden an Bord ständig oder doch am Tage über in der Nähe des Vogelberges umherkreuzte. Es war zugleich gewissermaßen ein Wachtschiff, dessen Besatzung jeden Tag abwechselte.

Von dem achthundert Meter hohen Vogelberge aus konnte das Meer natürlich noch in ganz anderem Umkreise beobachtet werden. Wurde nun ein nach Norden gehender Dampfer gesichtet, so wurde alsbald durch Signale, die aus weiterer Entfernung nicht gesehen werden konnten, auch unser Wachtschiff davon benachrichtigt, es sollte dem Dampfer rechtzeitig den Weg verlegen, nannte irgendeinen angenommenen Namen und fragte nach dem Ziele des Dampfers.

Dieses brauchte ja nicht direkt San Francisco zu sein. Wenn es nur irgendein Hafen an der Westküste Nordamerikas oder meinetwegen auch der nördlichen Hälfte Südamerikas war. Von dort aus würden die beiden schon eine andere Fahrgelegenheit nach Frisco finden. Nur nicht gar zu weit südlich dürfte er liegen, sonst könnten wir selbst ja gleich um Kap Horn segeln, Blodwen gleich direkt noch New-York bringen.

Aus demselben Grunde durften wir auch nicht gar zu lange auf solch ein Schiff warten. Acht Tage wurden als Frist angesetzt. War bis dahin kein solcher Dampfer aufgetrieben worden, dann sollte sich die ›Sturmbräut‹ oder irgendein anderes der vorhandenen Schiffe auf den direkten Weg nach Frisco machen. Nur mußte sich dann das ganze Zigeunerlager einmal teilen, denn wir konnten die

Nonnen doch nicht ohne männlichen Schutz zurücklassen. Wenigstens die Hälfte der ganzen Besatzung mußte zurückbleiben, ich wahrscheinlich selbst, und dann würden wir wieder in schwerer Sorge um das Schiff mit unseren Kameraden sein.

Dies alles wurde also vermieden, wenn so ein ungefähr nach jener Richtung gehender Dampfer oder meinetwegen auch Segler aufgetrieben wurde. Nur hatten wir eher mit einem Dampfer zu rechnen, weil die Elliceinseln ziemlich in der Seeroute zwischen Neuseeland und den nordamerikanischen Häfen der Westseite liegen, während Segelschiffe um die ganzen Inselgruppen einen großen Umweg machen.

Blodwen und Fairfax sollten sich dann als Schiffbrüchige ausgeben, als Mann und Frau, welche von dem Schoner im offenen Boote aufgefischt worden seien. Fairfax hatte aus Liebhaberei an Bord des Schoners einige Möwen gefangen, wollte sie mitnehmen.

--

So, das war unser Plan.

Nicht wahr, alles ganz fein ausgesponnen?

Ja, aber! Wenn ich zwischen meine Fäuste nur einmal den Mann bekommen könnte, der die Wenn und die Aber erdacht hat!

Die Hauptsache war schließlich, daß Blodwen mit allem einverstanden war und dann vor allen Dingen auch, daß ich ihr traute.

»Die dreißig Millionen Dollar lasse ich fahren, nur mein Kind will ich wiederhaben, dann kehre ich sofort zu dir zurück. Wenn ich nur bei dir sein kann, mein Richard!«

So sagte sie immer und immer wieder, und ich kann nur sagen, daß unser Verhältnis ein recht glückliches war – oder überhaupt ein derartiges, wie es so schön auch in der ersten Zeit unserer Liebe kaum gewesen.

Was wir sonst alles ausmachten, wie z. B. wegen der Rückkehr, wegen unserer Verheiratung usw. usw., das kann ich hier unmöglich alles schildern, oder ich müßte darüber ein dickes Buch schreiben.

Genug, wir hatten dabei auch nicht die kleinste Möglichkeit vergessen.

Es war am sechsten Tage, seitdem uns das englische Kriegsschiff verlassen, als in der Frühe ein nordwestlich gehender Dampfer gesichtet wurde. Unser Wachtschiff lag schon zur gewöhnlichen Ausfahrt bereit, Mr. Fairfax und Blodwen begaben sich schnell an Bord, in solchen Kostümen, wie man sie von Schiffbrüchigen verlangen kann, die nicht richtig mit anderen Kleidern versorgt werden konnten, Fairfax außerdem mit einem großen Holzbauer, der vier Möwen enthielt.

Erwähnen will ich noch, daß diese Tiere nur mit Salzfleisch gefüttert zu werden brauchten.

Ich will nicht die Gefühle zu schildern versuchen, die mein Herz erfüllten, als ich Blodwen noch einmal an meine Brust drückte. Sie war in letzter Zeit eine so ganz, ganz andere geworden. Und meiner aufrichtigen Zärtlichkeit mischte sich eine düstere Ahnung bei . . . im letzten Augenblick wollte ich noch den ganzen Plan aufgeben, lieber zu meinem ursprünglichen zurückkehren.

Aber ich überwand diese Schwäche. Ach, hätte ich sie doch nicht überwunden, hätte ich doch dieser inneren Stimme Gehör geschenkt! Was wäre mir alles erspart geblieben!!

So sah ich sie absegnen. Wenn ich noch eine Hoffnung gehabt hatte, so war es nur die, daß dieser Dampfer ein ganz anderes Ziel im Auge habe, dann nur noch zwei Tage, dann konnte ich sie wenigstens selbst direkt nach San Francisco bringen.

Aber auch daraus sollte nichts werden, das Schicksal hatte alles, alles ganz anders bestimmt.

Schnell hatte ich mich mit dem Fahrstuhl wieder hinaufbegeben, wir konnten durch die Felsenluken ungesehen alles beobachten.

In einer halben Stunde war unser Schoner in genügender Nähe des Dampfers, durch unsere Fernrohre konnten wir die Flaggensignale mitlesen.

Unser Schoner hißte die englische Flagge und grüßte, der Dampfer erwiderte mit dem Sternenbanner.

»Beowulf, New-Castle, Kapitän Robinson,« meldete unser Schoner seine vorgeblichen Personalien.

Daß diese nicht stimmten, davon würde man sich auf dem Dampfer doch nicht gleich im Schiffsregister orientieren, und dann später würde Mr. Fairfax schon eine Ausrede wissen. Alles, alles war ja bis ins Kleinste ausgemacht worden.

»Admiral Helison, Philadelphia, Kapitän Sykman,« stellte auch der Dampfer sich vor.

»Wohin?«

»Acapulco, dann San Francisco.«

O weh, das Schicksal hatte es gewollt! Der Dampfer fuhr sogar nach Frisco, lief vorher nur noch einmal einen mexikanischen Hafen an.

»Wir haben zwei Schiffbrüchige an Bord. Wollt ihr sie mitnehmen?«

Ohne Zögern bejahte der Dampfer.

So, nun war es entschieden!

Wenn es irgendwie vermieden werden kann, so legen zwei Schiffe auch bei ruhigster See niemals Seite an Seite.

Die beiden Schiffe verständigten sich, dann beobachtete ich durch das Fernrohr, wie unser Schoner, noch in bedeutender Entfernung von dem Dampfer, ein Boot aussetzte, ich sah Blodwen und Fairfax einsteigen, letzterer durch seinen Vogelkasten ausgezeichnet, Martin übernahm die Steuerung, das Boot ging hinüber, die beiden an Bord des Dampfers, das Boot zurück ... und nun sah ich Blodwen noch einmal mit dem Taschentuche winken, nach dem Schoner zurück, in Wirklichkeit aber doch nach dem Vogelberg – mir galt dieser letzte Abschiedsgruß – und eine Viertelstunde später war der Dampfer verschwunden.

Das war am 9. November gewesen.

In frühestens vierzehn Tagen konnte ich die erste Möwenpost aus San Francisco erwarten.

So, nun konnten wir unser Leben fortsetzen. Wir waren Inselzigeuner geworden, aber auf unserem Felsenberge doch viel mehr mit der See verknüpft als damals auf der Fucusinsel inmitten einer Wiese, auf der von Wasser gar nichts zu sehen gewesen.

Zunächst wurde alles Transportable, was die Sportsmen auf den Inseln besaßen, nach dem Vogelberg übergeführt, darunter Kostbares genug.

Dann waren gegen tausend Menschen zu entlassen, welche auf den Inseln gearbeitet oder sonstwie beschäftigt gewesen waren. Schiffe standen genug zu ihrer Verfügung, mit voller Besatzung, auch Geld war überflüssig vorhanden, um sie zu entlohnen.

Sie alle wollten nach Sydney – aus einem Grunde, den ich hier nicht näher zu erwähnen brauche, es wurde dort gerade eine Eisenbahn gebaut – und als die vierzehn Schiffe eines Morgens die Anker lichteten, sah ich Lord Seymour weinen.

Was dann sonst noch auf den Inseln zurückblieb, wurde ebenfalls nach dem Vogelberge übergeführt, nicht zum wenigsten die noch zahlreich vorhandenen Schiffe und Fahrzeuge, und doch hätte der eingemauerte Hafen noch immer die zehnfache Anzahl fassen können.

Der von gewisser Seite gemachte Vorschlag, auch alle Baulichkeiten in die Luft zu sprengen, wurde abgelehnt. Wenn das nötig werden sollte, weil sich Feinde darin verschanzten, so konnten das noch immer unsere Kanonen besorgen.

Eingeschossen wurden diese Kanonen allerdings schon jetzt, auch sonst wurde viel exerziert, und dann war es vor allen Dingen Karlemann, der gleich wieder dafür sorgte, daß in dem ausgestorbenen Felsenberge neues, frisches Leben einkehrte, denn darin hatte der Junge wie in noch manch anderem etwas los.

In dem oberen Saale wurden Recks und Barren gebaut, überhaupt ein richtiger Turnsaal daraus gemacht, da wurde von früh

bis abends geschwungen und gesprungen und besonders auch Ballspiele arrangiert, an denen sich auch die Nonnen immer mehr mit Feuereifer beteiligten.

Ja, hier war doch ein ganz anderes Leben als auf der Fucusinsel, die von einer Wiese umgeben war, welche man nicht betreten durfte!

Wir blieben noch immer Seeleute. Ein Schiff war ständig draußen – Manövrieren, Schießen, Fischfang, Wettsegeln, Wettrudern, Wettschwimmen – fürwahr, wenn wir uns hier behaupten konnten, würden wir uns bald zu einem Seevolk entwickeln, wie die Welt es noch nicht gesehen hatte – zu einem Volke von Seeathleten möchte ich fast sagen.

Hatte ich schon immer die tüchtigste Mannschaft an Bord meiner ›Sturmbraut‹ gehabt, so verwandelte sich jetzt auch noch der plumpeste Matrose in kurzer Zeit in einen Akrobaten und Parterregymnastiker, der aber auch am Trapez sich hätte zeigen können, und kein Heizer gab wieder solch einem Matrosen etwas nach.

Karlemann hatte schon öfters darüber gemurrt, daß ich während seiner Abwesenheit die körperliche Ausbildung seiner zwerghaften Jungen vernachlässigt habe, was nun schnellstens nachgeholt wurde, und immer wußte Karlemann, der ja, wie bekannt, selbst ein Meister in allen akrobatischen Künsten war, für Abwechslung zu sorgen, dem Ganzen neue Spannkraft zu verleihen.

O, es war tatsächlich ein herrliches, kraftvolles Leben, das bei uns wieder eingekehrt war! Ich sehe noch heute den freudigen Stolz, mit welchem mein alter Beyer, der erste Ingenieur, am Reck die Kippe mit nachfolgendem Riesenschwung machte, sogar mit einem eleganten Saltomortale auf das Fangnetz abgehend, was er seinen schon eingerostet gewesenen Knochen niemals mehr zuge-
traut hätte.

Und Karlemann sorgte auch dafür, daß diese kraftvolle Generation eines Seeathleten-Geschlechtes erhalten bliebe.

Der große Tag kam, an welchem die ewige Vorsehung entscheiden sollte, welches Weiblein und welches Männlein zusammengehöre, wie aller Welt Lauf.

Zuerst mußte das Los entscheiden, wer dann die einzelnen Lose zu ziehen habe. So zog erst jeder sein Los, und gerade Karlemann zog dasjenige, welches ihn zum Stellvertreter der ewigen Vorsehung bestimmte.

Dieses war der erste Streich, und der zweite folgte gleich.

Wenigstens war doch mit Sicherheit anzunehmen, daß er die Zettelchen, die er aus einer Urne zog, vorher markiert hatte, vielleicht durch Nadelstiche, wenn davon auch nichts zu merken war – daß er also die einzelnen Paare ganz nach eigenem Ermessen zusammenkuppelte.

Doch das war ein ›Geschäft‹, dessen ich mich höchst ungern erinnere, und so will ich auch keine einzige Andeutung machen, wie die einzelnen Paare von der ewigen Vorsehung bestimmt wurden.

Mir blutete nämlich das Herz dabei. Oder es mochte auch nur das höchste Schamgefühl sein. Ich war nun eben einmal solch ein seltsamer Kauz.

Höchstens will ich noch sagen, daß auch mir Karlemann eine der Nonnen noch anschmieren wollte – welche, will ich gar nicht sagen – doch wurde nichts daraus, ich widerstand der ewigen Vorsehung.

Doch was für mich gilt, galt nicht für die anderen. Ein solennes Hochzeitsfest wurde gefeiert, und alles war eitel Freude und Seligkeit.

»Hier bleiben wir – hier bleiben wir für immer!!«

Diesem allgemeinen Wahlspruche schien sich auch Karlemann anschließen zu wollen. Er offenbarte mir seine Absichten.

Seinen anfänglichen Plan, den er mir damals auf der Fucusinsel mitgeteilt, nämlich wieder solch ein Zirkusschiff zu schaffen, neu auszustaffieren, hatte er aufgegeben.

Einmal hatte er damals noch gar nicht recht gewußt, wie er sich mit der übrigen Welt stand. Wie ich von seiner afrikanischen Seeburg aus die beiden englischen Kriegsschiffe vernichtet, war ihm wohl schon bekannt gewesen, aber er hatte eben die Tragweite dieser Katastrophe noch gar nicht recht gewürdigt.

Jetzt sah er es ein. Wenn er wieder öffentlich auftrat, als Schiffseigentümer oder sonstwie, würde England ihm immer Schwierigkeiten in den Weg legen, handelte es sich doch auch noch immer um die Schätze, welche er den Aschantis abgenommen hatte.

Kurz, Karlemann konnte sich jetzt ebensogut für einen vogelfreien Seezigeuner und sogar für einen mit allen Mitteln verfolgten Desperado halten, wie wir anderen alle zusammen.

Außerdem aber war dem Leben des genialen Jungen auf der Fucusinsel ein ganz anderes Ziel vorgeschrieben worden. Nicht zum geringsten hatte ich dies veranlaßt. Karlemann wollte sich fernerhin ganz der Möwenzucht widmen, er gedachte für den Menschen aus der sonst so scheuen Möwe tatsächlich einen geflügelten Hund zu gewinnen.

So widmete er jede freie Minute, die er seiner sonst schon so in Anspruch genommenen Zeit abgewann, dieser Beschäftigung, der Dressur von Möwen. Wie er es machte, sahen wir nicht, ich selbst erfuhr es nie, wir gewahrten nur ab und zu ein Resultat, eines immer staunenswerter als das andere.

Ich will nur das erwähnen, daß es tatsächlich ein geflügelter Hund war, den er immer auf seiner Schulter sitzen hatte. Diese Möwe apportierte ganz regelrecht, brachte jedes fortgeschleuderte Stück Holz zu ihrem Herrn zurück – aber es war eben ein Vogel, ein Meeresvogel – selbst den von dem achthundert Meter hohen Felsen herabgeworfenen Stock wußte sie mit untrüglicher Sicherheit wiederzufinden, brachte ihn innerhalb drei Minuten zurück!

Kann man denn von einem gezähmten Vogel mehr verlangen?

Daß Karlemann Möwen besaß, welche auf sein Geheiß davonflogen und mit Fischen im Schnabel zurückkehrten, die sie ihm ablieferten, war für uns schon ganz selbstverständlich.

Mögen diese Andeutungen dafür genügen, wozu er sonst noch diese Tiere abrichtete. Jeder Tag brachte eben neue Ueberraschungen, Wunder, für uns andere Sterbliche einfach unbegreiflich. – –

So verging uns die Zeit im Fluge, selbst mir, so häufig meine Gedanken auch mit Sorgen bei Blodwen und ihrem Begleiter weilen mochten.

Eines Abends kam Karlemann zu mir, ein Zettelchen in der Hand.

»Eine Möwenpost aus San Francisco! Glückliche dort angekommen!«

»Von Blodwen und Mr. Fairfax?« fragte ich ganz stupid.

»Na, von wem denn sonst?«

»Ja, die können doch noch gar nicht dort sein.«

»Warum denn nicht? In sechzehn Tagen?«

»Was? Heute hätten wir schon . . . «

»Den 25. November.«

Ja, dann freilich!

Ich habe hiermit nur einmal zeigen wollen, wie mir die Zeit verstrich. Ich hatte höchstens an acht Tage gedacht, seitdem uns die beiden verlassen.

Dann aber läßt sich auch meine Erregung denken, als ich das Zettelchen ergriff, welches in geschickter Weise am Bauche des Vogels noch unter den Federn angebracht gewesen.

Solch eine Möwe hätte unterwegs gefangen, unter Umständen sogar abgebalgt werden können – vielleicht wäre sie ausgestopft in ein Museum gekommen, ohne daß jemand eine Ahnung davon gehabt, wie sie bei sich am Körper ein Briefchen hatte.

Es war wieder eine Erfindung von Karlemann gewesen, wie er diese Zettelchen am Leibe der Vögel anbrachte, so sinnreich und doch so einfach, daß man es gar nicht beschreiben kann.

Wir hatten auch eine Geheimschrift ausgemacht, kaum zu entziffern, aber die war hier nicht nötig.

Mr. Fairfax meldete die glückliche Ankunft in San Francisco, in vier Stunden schon ging der Pacific ab, Blodwen fügte ihren herzlichen Gruß hinzu.

Dann noch Angabe des Tages, der Stunde und Minute, da die Möwe aus ihrem Käfig gelassen worden war.

Sie hatte zu den fast tausend Meilen, die uns von San Francisco trennten, kaum sechs Stunden gebraucht. Da war es also nichts, wie wir uns früher bei den Versuchen in der Fucusbank ausgerechnet, daß sie die Meile in einer Minute zurücklege. Jetzt machte sie in derselben Zeit das Dreifache. Die Sache war einfach die – d. h., einfach für den, der überhaupt

alles ›ganz einfach‹ findet – daß sie um so schneller flog, eine je größere Strecke sie zurückzulegen hatte, dann kam sie immer mehr ins ›Schießen‹, wenn man sich so ausdrücken darf, und mit einem Pfeile läßt sich ja solch eine Möwe auch nur vergleichen.

»Da können wir sie nun freilich nicht mit einem Gegengruß zurückschicken,« meinte Karlemann, während er die heißhungrige Möwe fütterte.

»Wäre das überhaupt möglich?« fragte ich.

»Na, wissen Sie denn das immer noch nicht?«

»Indem Sie ihr eine andere Möwe mitgeben?«

»Nein, sie fliegt auf mein Geheiß auch wieder dorthin zurück, wo sie abgelassen worden ist.«

Das wollte ich nur noch einmal, hören, um . . . es niemals begreifen zu können.

Denn der Leser wird sich erinnern, daß wir das damals, als wir die ersten Versuche in der Fucusbank anstellten, ganz anders handhabten.

Jetzt aber wollte Karlemann seine geflügelten Hunde schon so weit haben, daß sie von ganz allein dorthin zurückkehrten, von wo sie nach weiter Reise abgelassen worden waren. Mir einfach unbegreiflich!

»Wenn die aber schon im Eisenbahnzuge sitzen,« fügte er noch hinzu, »daß die Möwe auch da ihren Bauer wieder aufsucht, hineinkriecht, wenn man ihn zum Coupéfenster hinaushält, das ist freilich ein bißchen zu viel verlangt. Einen festen Standpunkt muß der Käfig haben, oder er darf doch nicht gar zu sehr verändert werden, muß recht sichtbar aufgestellt werden.«

»Und dann würde sie sich zu jeder Zeit dorthin zurückfinden?« mußte ich noch immer staunen.

»Na, nach einem Jahre natürlich nicht mehr.

Alles hat seine Zeit und seine Grenzen. Vorläufig garantiere ich nur für eine Woche. Wie lange das Erinnerungsvermögen einer Möwe sonst währt, das muß ich erst noch heraustüfteln. Sie verlangen immer auch gleich gar zu viel.«

Der Junge wußte ja gar nicht, wie bescheiden ich mit meinen Ansprüchen war!

Wieder vergingen die Tage, welche zu Wochen wurden.

»Kommt ein Vogel geflogen!« sang Karlemann eines Tages in aller Frühe, als er die Wolken musterte, und gleich darauf hatte sich im bereitgehaltenen Käfig eine zweite Briefmöwe eingefunden.

Es flatterten hier genug Möwen herum, schossen pfeilschnell durch die Lüfte – und wie nun der Junge diese eine schon aus weiter Entfernung als die betreffende errannt hatte, war mir ein Rätsel.

Doch was kümmerte mich das jetzt! Wieder eine Botschaft aus New-York!

»Seit zwei Tagen in New-York. Darling ist bei mir. Groß und gesund. Hat mich gleich wiedererkannt. Morgen zurück. Deine glückliche Blodwen.«

Und dann noch darunter gekritzelt:

»Habe gar keine Schwierigkeiten gehabt. Meine Kündigung auf der Bank angenommen, aber Geld nicht erhalten können, erst 1. April.«

Karlemann betrachtete diese Botschaft, die mich in Entzücken versetzte, mit rein praktischen Augen.

»Da können wir ihr wieder keine Botschaft zusenden. Das wäre nur möglich gewesen, wenn sie die Briefftaube gleich bei Ankunft in New-York abgeschickt hätten.«

Nein, Blodwen war eben gefühlvoller gewesen. Erst, nachdem sie mir nur das beste hatte melden können, war die Möwe abgelaufen worden.

Ich liebte das Tierchen, welches mir in acht Stunden von der anderen Hälfte der Erdkugel solch eine fröhliche Botschaft gebracht, und hätte ich nicht so genau Blodwens Handschrift gekannt, ich würde es noch immer nicht für möglich gehalten haben.

Nun konnte ich mich wieder auf vierzehn Tage gefaßt machen, ehe die dritte Botschaft aus San Francisco zu erwarten war.

Blodwen hatte nichts von Mr. Fairfax erwähnt, aber eben deswegen war ganz selbstverständlich, daß dieser noch bei ihr war.

Mr. Fairfax war reich mit Geldmitteln ausgestattet, und es war ausgemacht worden, daß er in San Francisco gleich einen kleinen Dampfer charterte, welcher die beiden hierher zurückbrachte.

Jetzt zählte ich die Tage, und es war am zehnten nach jener zweiten Botschaft, als ich gerade neben der auf dem Plateau befindlichen Möwenstation stand und zusah, wie Karlemann seine Zöglinge fütterte.

Sie waren teils zusammen, teils einzeln in Käfigen untergebracht, aber sonst fast alle frei, flogen aus und ein, und wäre nicht schon an den hölzernen Käfigen von Menschenhand das Unnatürliche gewesen, man hatte sie für in völliger Freiheit befindliche Vögel halten können, und schließlich bedienen sich doch auch

Stare und andere sonst ungezähmte Vögel künstlicher Nistkästen, die ihnen von Menschen geboten werden.

Plötzlich hielt Karlemann mitten in seiner Beschäftigung inne.

»Nanu, was ist denn das?!« sagte er erstaunt. »Da ist ja die dritte Möwe gekommen! Aus Frisco kann die doch noch nicht sein, heute, erst am zehnten Tage!«

Ja, mir wäre es überhaupt gar nicht aufgefallen; weder der Käfig, noch die Möwe, welche darin saß, unterschied sich von den anderen.

Aber Karlemann irrte sich wohl nicht, und im nächsten Augenblick war ja auch der Beweis da.

Er nahm das sich putzende Tier heraus, drehte es auf den Rücken, nahm von hier einen Zettel ab. Und ich las zu meinem Schrecken:

»Pacific zwischen Wheeling und Vandalia entgleist. Von Indianern überfallen. Gefangen. Sonst allright. Werden gut behandelt. Scheinen nordwärts entführt zu werden. Habe noch eine Möwe, kann sie behalten. Also weitere Botschaft abwarten, wenigstens bis morgen, bis ich Ziel erfahren habe. Fairfax.«

Von Indianer überfallen!! In den Händen von Rothäuten!!

»Vandalia und Wheeling liegen im Staate Utah,« ließ sich da Tischkoffs Stimme vernehmen, der plötzlich neben mir stand, wie immer, wenn er gebraucht wurde. »Es kann sich nur um einen Stamm der Sioux handeln, der dort haust.«

»Ein gefährlicher Menschenschlag?« war meine nächste Frage. Tischkoff zuckte die Achseln.

»Die Ansiedlung hat ihren Namen daher, weil dort einmal die Sioux bei einem Ueberfall wie die Vandalen gehaust haben. Aber Fairfax meldet ja, daß sie gut behandelt würden.«

Ein schlechter Trost! Und nun hieß es warten, immer warten – wenigstens bis zum nächsten Tage.

Und am nächsten Tage sollte auch die vierte und letzte Möwe mit der Botschaft kommen.

»Werden als Gefangene nach dem Pitsee gebracht, wo der Stamm des schwarzen Fuchses sein ständiges Lager hat. Werden anständig behandelt. Scheint auf Lösegeld anzukommen. Fairfax.«

LANDUNG IN AMERIKA.

So, nun wußten wir ungefähr, wo wir die Gefangenen zu suchen hatten, wenn wir die Befreiung nicht der amerikanischen Miliz oder den Hinterwäldlern überlassen wollten.

Nein, das wollten wir allerdings nicht, und wir hatten jenen Tag nicht mit nutzlosem Warten verbracht.

Ach, was galt es da alles zu erwägen und zu besprechen!

Die Gegend, wo die Zugentgleisung stattgefunden hatte, zeigte auch auf der Spezialkarte nur einen weißen Fleck, größer als ganz Deutschland.

Unerforscht, alles noch ganz unbekannt, wie es heute, nach fast fünfzig Jahren, noch gar viele solcher weißen Flecken in Nordamerika gibt, welches sonst doch vom deutschen Schulmeister den Kindern als schon völlig kultiviert geschildert wird, so daß ein kleiner Durchbrenner dort keine Indianer und kein Wild zum Schießen mehr finden würde.

Jawohl, kommt mal hin!!

Nur die durchgehende Pacificbahn war eingetragen, auf meiner Karte, vor drei Jahren entworfen, allerdings erst projektiert, und die Ingenieure hatten doch kein weiteres Terrain nivelliert, als die Schienen eben brauchten, und wenn hüben und drüben vielleicht noch ein Kilometer hinzukam, so war dieser Streifen doch auch auf der größten Karte gar nicht zu sehen.

Einige Forschungen waren in dem weißen Fleck ja doch schon gemacht worden.

Zunächst war da das Wort ›Dakotah‹ eingetragen. Die Sioux selbst nennen sich Dakotahs. Eigentlich hatten diese früher viel nördlicher gehaust, tun es auch heute noch, soweit die rebellischen Stämme nicht nach dem Indianerterritorium überführt worden sind, wo sie unter Aufsicht stehen – das heißt, was man so Aufsicht nennt.

Bei dieser Ueberführung nach dem Indianerterritorium nun war solch ein Stamm Sioux seiner militärischen Begleitung entwichen, hatte sich hier im Süden des Staates Utah festgesetzt, und man ließ sie dort auch in Ruhe, einmal, weil sie selbst Frieden hielten, und zweitens wohl deshalb, weil ihnen dort überhaupt nicht beizukommen war, und die erst so kriegerischen Sioux waren wiederum deshalb hier so friedliebend geworden, weil sie eben keinen weißen Ansiedler fanden, dem sie die Kopfhaut hatten abziehen können.

Dies alles erzählten mir meine Handbücher, aber auch Tischkoff schien dort wie zu Hause zu sein.

»Sie sind wohl schon dort gewesen?« fragte ich einmal.

»Nein, ich habe mich nur für dieses südliche Utah einmal aus einem besonderen Grunde sehr interessiert.«

Na, da war das wieder einmal so ein merkwürdiger Zufall! Vielleicht hatte Tischkoff früher einmal Mormone werden wollen. Denn dort oben in Utah hausen doch die Mormonen.

Dann weiter war auf einer farbigen Karte angedeutet, daß es hier neben Prärie auch viel Wald gäbe, daß sich durch die Mitte vielleicht auch ein Gebirge zöge – da, wo es von der Bahn durchquert wurde, war allerdings ein deutlicher Klecks, mit Strichelchen umgeben, die sich in unsicherer Weise fortsetzten, und ebenso unsicher punktiert war ein großer See, der nach seinem Entdecker, oder doch von dem, der seine Existenz zuerst der Welt verkündet hatte, Pitsee genannt worden war.

Deutlicher war das südliche Ende dieses Sees begrenzt, aus dem sich der Rio Colorado nach Süden ergießt.

»Ist der Rio Colorado schiffbar?« war meine nächste Frage, nachdem ich dies alles in Erfahrung gebracht hatte.

»Jawohl, bis in den Pitsee hinein,« entgegnete der allwissende Tischkoff.

»Auch für ein größeres Boot?«

»Selbst für Fahrzeuge bis zu hundert Tonnen.«

»Ja, dann könnten wir ja gleich vom Golf von Californien aus bis in jene Gegend fahren, in unserem eigenen Boote, oder mit einem kleinen Dampfer, dann brauchten wir nicht erst nach San Francisco zu gehen.«

»Sie vergessen wohl, daß dort oben jetzt Winter herrscht. Nur in seinem südlichen Teil ist der Strom noch offen, aber schon auf dem 55. Breitengrade mag er jetzt bereits zugefroren sein und wird erst im März wieder frei.«

Tischkoff hatte recht, ich hatte vergessen, daß wir ja in drei Tagen Weihnachten feiern konnten.

Es würde ein trübes Weihnachten werden, auch zusammen konnten wir es nicht feiern.

So wurde hin und her beraten, als aber dann am anderen Tage die letzte Botschaft eintraf, den Ort, wo wir die Gefangenen zu suchen hätten, doch schon etwas genauer angehend, da war bei uns alles auch bereits fertig.

Noch in derselben Stunde ging die ›Sturmbrat‹ mit vollem Dampfe ab, nach San Francisco, zur einen Hälfte mit meinen Matrosen, zur anderen mit Karlemanns Jungen bemannt, die auch voll und ganz ihren Mann standen.

Als Kommandanten der Seefestung hatte ich Mahlsdorf zurückgelassen, ich selbst würde an Deck mit Wache gehen, und die Hälfte unserer Leute unter Mahlsdorfs Kommando genügte ja, um die Festung gegen jeden Feind zu verteidigen, der sich innerhalb dieser sechs Wochen aber noch nicht gezeigt hatte.

Auch Tischkoff war mitgekommen, der sowieso die ›Sturmbrat‹ nur verlassen hatte, um sich zu einem Spaziergang mittels

des Fahrstuhles oben auf das Plateau zu begeben. Sonst hatte er immer bei Lampenschein unten in seiner Kabine bei seinen geliebten Büchern gehockt, außer von Bordwänden noch von meterstarken Steinmauern umschlossen.

Und auch Karlemann wollte sich der Expedition anschließen.

»Da gehe ich mit, solche Indianersch in undressierter Freiheit muß ich mir einmal in der Nähe ansehen,« hatte er gesagt.

Wen ich sonst zu dieser Expedition mitnehmen würde, das konnte ich mir während der vierzehn Tage überlegen, die wir nach San Francisco hatten. Vielleicht war, wenn wir dort ankamen, der Fall schon erledigt, die Gefangenen waren schon von anderer Seite befreit worden.

Jedenfalls hatten wir alles an Bord, um zwanzig Mann zu solch einer Expedition durch die Wildnis vollständig ausrüsten zu können, denn wir hatten im Laufe der Zeit in der großen Seefestung, deren Magazin ganz dem modernsten Ausrüstungsgeschäft glich, sogar derartige Jagdanzüge gefunden, von denen einer auch mir paßte, vorausgesetzt, daß ich die Lederhosen in lange Schaftstiefel steckte.

Das erste aber war, als wir den Hafen verließen, daß wir unser Schiff maskierten, das heißt, durch Holzverkleidungen sein Aussehen möglichst veränderten. Denn es hieß noch immer ›Sturmbraut‹, wir selbst waren vogelfreies Wild, und damit war auch bei unserer Ausschiffung zu rechnen. Wir durften doch nicht etwa sorglos in den Hafen von San Francisco segeln, uns so einfach auf die Pacificbahn setzen.

Nun, wir wußten, wie das zu machen war, und nach kurzer Zeit wurden wir Hauptpersonen uns einig, daß auch nur wir drei die Expedition, falls sie überhaupt nötig sei, unternehmen würden: Tischkoff, Karlemann und ich.

Waren wir an Land gesetzt, dann suchten wir zu Fuß oder auf sonstige Weise San Francisco zu gewinnen, dort erkundigten wir uns nach dem Schicksal der Gefangenen, mindestens mußte deren

Befreiung dort schon bekannt sein – – und wenn das nicht der Fall, so traten wir eben die Reise per Eisenbahn an.

Vorher aber wurde die draußen auf dem Meere liegende ›Sturmbraut‹ benachrichtigt, daß sie sich unverzüglich nach dem Vogelberg zurückzubeben habe.

Auf welche Weise diese Benachrichtigung stattfinden sollte? Nun, Karlemann hatte einige seiner Möwen an Bord, er würde sie auch an Land mitnehmen, und er versicherte, daß es für solch eine Möwe eine Kleinigkeit sei, die nur einige Meilen von der Küste entfernt liegende ›Sturmbraut‹ wiederzufinden, da kamen noch ganz andere Streckenunterschiede in Betracht, ehe er auch so etwas für unmöglich erklären würde, und so ein Vogel ließe sich durch keine künstliche Verkleidung irremachen.

Wie wir uns sonst in der amerikanischen Wildnis zurechtfinden würden, das blieb unserer eigenen Geschicklichkeit überlassen, wir mußten uns nach einem geeigneten Führer umsehen.

So dachte ich, Tischkoff dachte noch etwas anders.

»Ueberlassen Sie sich meiner Führung,« sagte er bei solch einer Gelegenheit, als ich dies erwähnte. »Ich bin zwar noch nicht direkt in jener Gegend gewesen, weiß aber sonst recht gut mit Rothäuten umzugehen. Können Sie reiten?«

Ich mußte gestehen, noch nie ein Pferd zwischen meinen langen Beinen gehabt zu haben.

»Sie werden es lernen – nein, Sie werden es können, sobald es sein muß.«

Dann war noch meine lange Persönlichkeit zu bedenken, auf deren Ergreifung 400 000 Pfund Sterling standen, die sich wohl auch mancher Yankee zu verdienen wünschte, und es war doch ganz sicher, daß diese meine auffallende Persönlichkeit in den hinter nur erlassenen Steckbriefen, welche die von England ausgesetzte Prämie anboten, ganz genau beschrieben war. Ich hatte solch einen Steckbrief noch gar nicht gelesen, hatte ja seit langer, langer Zeit gar keine Zeitung mehr zu Gesicht bekommen.

Nun, etwas konnte ich mein Aussehen schon verändern. So spärlich mein Schnurrbärtchen auch war, um so üppiger wucherte mein Vollbart. Ich ließ ihn mir nur niemals stehen; ich kam mir mit dem Vollbart immer wie ein Schneidergeselle vor, war eben nicht daran gewöhnt.

Aber seit einem Monat hatte ich mir ihn doch einmal stehen lassen. Haar und Bart wurden schwarz gefärbt, und als ich mich im Spiegel betrachtete, einmal schon in voller Jagduniform *à la* Hinterwäldler, in langen Schaftstiefeln, den Sombrero verwegen aufs Haupt gedrückt – fürwahr, ich erkannte mich selbst nicht wieder.

»In Ihnen vermutet niemand den Kapitän Jansen,« versicherte auch Tischkoff. »Und gerade solche baumlange Hinterwäldlergestalten mit Revolver und Bowiemesser laufen in Nordamerika massenhaft herum. Sie werden nicht im geringsten auffallen.«

»Und Sie selbst?«

»Ich?«

»Sind Sie in der Welt nicht sehr bekannt?«

»Ich bin schon seit langer Zeit verschollen, mich kennt kein einziger Mensch mehr,« war die Antwort, und plötzlich verdüsterte sich das sonst so gutmütige Gesicht mit den tausend Fältchen.

»Und Karlemann? Auch er ist doch eine sehr auffallende Figur, und mancher dürfte wissen, wie wir beide zusammengehören – Kumpe machen, wie Karlemann sagt, und der ehemalige Zirkusdirektor ist schon populär genug geworden.«

Ich hatte den letzten Satz noch nicht beendet, als in die Kajüte ein Junge gehüpft kam.

»Na, Papa, sind wir denn noch nicht bald da?!« rief eine helle Kinderstimme.

Ich starrte den etwa zehnjährigen Knaben einige Augenblicke wie ein Phantom an. Unter den Jungen, die sich an Bord befanden, war doch kein einziger solcher, der . . .

Da freilich gingen mir die Augen auf. Es war Karlemann, in einem Matrosenanzug, wie ihn so kleine Knaben tragen, vor allen Dingen aber mit kurzgeschorenen, blondgefärbten Haaren, und ich kann gar nicht sagen, wie sehr diese Veränderung wirkte.

Wäre ich nicht zufällig darauf gekommen, daß auch Karlemann solch eine Veränderung vornehmen würde, ich hätte ihn überhaupt niemals erkannt.

Am fünfzehnten Tage veränderte ich den Kurs. Bald bekamen wir die kalifornische Küste in Sicht, die wir allerdings schon seit vielen Tagen zur rechten Hand gehabt hatten.

Sonst sei nur noch erwähnt, daß wir während dieser Zeit mit so manchem Schiffe Grüße gewechselt, ihnen einen fingierten Namen genannt hatten, so auch zwei amerikanischen Kriegsschiffen, ohne auf irgendwelches Mißtrauen zu stoßen. Hierzu lag ja auch gar kein Grund vor.

Nun kam es darauf an, mit einem Boote irgendwo die Küste zu erreichen. Das klingt viel einfacher, als es in Wirklichkeit ist.

Die Küste jedes kultivierten Staates, der auf fremde Einfuhrartikel Zoll legt, wird doch durch Zollschiffe beobachtet, auf eine gewisse Entfernung darf kein Schiff, kein Fahrzeug, nicht das kleinste Boot herankommen, es wird angehalten und durchsucht.

Nun werden alle diejenigen, welche die ganzen Verhältnisse nicht kennen, meinen, es sei doch gar nicht möglich, die Küsten von ganz Amerika so durch Zollschiffe schützen zu lassen.

Ich kann aber nur erklären, daß dies dennoch der Fall ist. Ich kann nur versichern, daß es furchtbar schwierig ist, in einem Boote irgendwo an der Küste Amerikas ungesehen zu landen. Aber weshalb, das vermag ich nicht zu sagen. Da muß man eben die ganzen Verhältnisse kennen. Eine Küste sieht *in natura* eben ganz anders aus als auf der Landkarte.

Im übrigen ist die Sache doch auch ganz einfach: wäre das so leicht, irgendwo ungesehen zu landen – na, dann brauchte Nordamerika doch überhaupt gar nicht erst eine Zollsteuer einzuführen. Da würden Tabak, Spirituosen, Bekleidungsartikel usw. usw., auf den in den Vereinigten Staaten ein ungeheurer Einfuhrzoll gesetzt ist, doch von allen Seiten ins Land gepascht werden.

Nein, das geht eben nicht! Jawohl, es geht, es wird auf diese Weise gepascht, von Leuten, die das professionell betreiben, von Schmugglern – aber eben, weil diese Schmuggler eine Art von Volkshelden sind, denen man eine eigene Literatur gewidmet hat, daraus sieht man doch schon, mit welch unsäglichen Schwierigkeiten solch ein heimliches Betreten der Küste verbunden ist, wobei gar nicht in Betracht zu kommen braucht, daß die ausgeschifften Waren erst noch am Lande transportiert werden müssen.

Schmuggle von Bord an Land nur zwanzig Pfund Tabak, da hast du schon zwanzig Taler verdient, in einer Stunde – wenn das eben so ginge, wie sich das mancher vorstellt – oder es braucht ja nur ein Beutelchen mit Diamanten zu sein, in der Tasche – du könntest mit einem Male ein vermögender Mann sein! – – –

Ja, es ist schlimm, ein vogelfreier Desperado zu sein, der nicht mehr als Passagier fahren darf. Das Land, auf welchem die Flagge der Kultur und Zivilisation weht, ist ihm auf gesetzmäßigem Wege verschlossen, er darf sich nicht einmal der Küste nähern, ohne daß sofort auf ihn Jagd gemacht wird.

Nun, es mußte gewagt werden. Und nun allerdings waren wir berufsmäßigen Seezigeuner auch ganz besondere Menschen, die sich auf so etwas schon verstanden – mit allen Hunden, mit allen Seehunden gehetzt.

»Hat jemand von euch schon einmal an der kalifornischen Küste Schmuggel getrieben?« fragte ich meine Matrosen, hatte sie schon früher danach gefragt.

Ei gewiß, gleich zwei, der Matrose Emil und Paul, jener solide, ruhige Matrose, dem ich so etwas am allerwenigsten zugetraut hätte, den Staat um den Zoll zu betrügen.

Ja, ich hatte mir eben meine Mannschaft ausgesucht!

»Bei Barrysand ist die beste Gelegenheit, ein Boot an Land zu schmuggeln,« lautete beider Bescheid.

»Wie weit ist das von San Francisco entfernt?« fragte ich.

»Keine drei Meilen.«

»Warum ist dort die Gelegenheit günstig?«

»Weil niemand für möglich hält, durch die Schälén hindurchzukommen.«

»Ihr aber kennt den Weg?«

»Wie unsere Hosentaschen.«

»Ja, Barrysand ist gut,« mischte sich da Tischkoff ein, »aber Holdenrock ist besser.«

»Holdenrock!!« riefen da die beiden ehemaligen Schmuggler erschrocken. »Ihr wollt bei Holdenrock landen?!«

»Ich halte es für das beste.«

»Bei Holdenrock kann kein Boot landen!«

»Ich bin schon öfters dort gelandet.«

»Diese Nacht gibt es einen Sturm!«

»Desto besser! Herr Kapitän, fügen Sie sich meinem Rate.«

Und ob ich dazu gewillt war! Nur die Frage lag mir auf der Zunge, ob mein Kommodore vielleicht früher hier auch Schmuggel getrieben habe. Ich unterdrückte sie. Außerdem hielt ich ihn lieber für allwissend – für den ewigen Juden, wie er sich ja selbst einmal genannt hatte, und der ewige Jude soll ja jedes Fleckchen auf der Erde kennen.

Die Nacht wurde für uns insofern günstig, als ein heftiger Schneesturm ausbrach. Aber ob für unser Vorhaben günstig? Nun, Schmuggler haben viel zu gewinnen – und Desperados nichts weiter zu verlieren als ihr Leben.

Mit Anbruch der Dunkelheit übernahm Tischkoff das Kommando. Das erste war, daß er alle Lichter löschen ließ, und von da an weiß ich nichts mehr zu erzählen. Ich konnte nicht einmal die Hand vor den Augen unterscheiden.

Mit voller Kraft ließ Tischkoff die ›Sturmbräut‹ nördlich gehen, dann mit halber östlich, und nach einer Viertelstunde hörten wir eine Brandung tosen, mehr und mehr, daß sich uns allen das Haar auf dem Kopfe sträubte. So dicht ließ Tischkoff die ›Sturmbräut‹ herangehen.

Dann stoppte er, ließ ein Boot aussetzen. Alles war schon abgeteilt, alles fertig.

Tischkoff, schon in seinem Lederkostüm, die Doppelbüchse über dem Rücken, hüllte sich, wie wir beiden anderen, in eine wasserdichte Decke, die uns als Universalmittel begleiten würde, gab Martin wegen der Rückfahrt Instruktionen.

»Mr. Algots,« wandte er sich dann an Karlemann, der mit einem Käfig bewaffnet war, welcher drei Möwen enthielt, »haben Sie auch eine Möwe, welche sich von Bord aus zu uns zurückfinden wird, wenn wir sie mitnehmen, sie macht dann auch im Boot den Weg an Bord zurück?«

Ich hatte gar nicht verstanden, was Tischkoff eigentlich meinte, es war gar zu kompliziert, aber Karlemann hatte sofort verstanden, er machte schon einen Käfig fertig, in den aus einem besonderen Verschlag eine vierte Möwe hineinkam.

»Wird sie aber auch bei diesem Schneesturm fliegen, noch dazu in der Nacht?« fragte Tischkoff zweifelnd.

»Na, sonst würde ich sie doch nicht erst mitnehmen!« war Karlemanns grobe Antwort, während ich froh war, daß auch mein Kommodore einmal so etwas bezweifeln konnte.

»Dann in's Boot!!«

Wir waren bereit zur nächtlichen Todesfahrt, zu der uns die nahe Brandung die Musik lieferte. Nein, hier hatten wir keinen

Zollkutter zu fürchten! Und ohne meines Kommodores Führung hätte auch ich niemals so etwas gewagt.

Ich drückte statt allen nur noch einmal meinem Martin die Hand, der jetzt die ›Sturmbraut‹ allein nach dem Vogelberge zu führen hatte, dorthin, wo jetzt der heißeste Sommer herrschte. Aber ich traute der Tüchtigkeit dieses zweiten Steuermanns vielleicht mehr als meinem Mahlsdorf; ich hatte damals einen glücklichen Griff getan, als ich, einer Eingabe zufolge, den Mörder meines Wagner zu dessen Nachfolger erwählt hatte, und sonst waren in der langen Zeit genug Matrosen dazu ausgebildet worden, provisorische Steuermannsdienste zu tun.

Fort ging's in der sechsriemigen Jolle, ins unbekannte Reich der Nacht hinein, von Tischkoffs feiner und doch so nerviger Hand gesteuert.

Wohin? Das wußte er allein. Gewiß! Wollte ich nicht an übernatürliche Dinge glauben, so mußte er diesen Weg schon öfters gemacht haben, und dann durfte für sein Auge noch immer die schwärzeste Finsternis kein Hindernis sein, was ja auch nicht zu dem übernatürlichen gehört.

Finsternis, Gischt und Donnergeprall, in dem unser Boot tanzte – mehr weiß ich nicht zu sagen.

Mit einem Male aber ward es ganz still, das Toben der Brandung klang plötzlich wie aus weiter Entfernung, obgleich wir sie doch soeben erst verlassen hatten. Wir mußten uns in einer Höhle befinden, welche für die Brandung unerreichbar war, wenn ich mir das auch nicht erklären konnte.

Das Boot stoppte, stieß mit dem Bug an, wurde von Tischkoff mit einer Hakenstange abgesetzt.

»Wir sind am Ziel. Aussteigen!«

Ich hatte festen Boden unter den Füßen, konnte aber absolut nichts sehen.

»Wirst du dich nach der ›Sturmbraut‹ zurückfinden können, Enoch?« wurde der mitgekommene Bootsmann von Tischkoff gefragt.

»Nee,« war die prompte Antwort.

»Siehst du dort nicht die lichte Oeffnung?«

Ja, auch ich erblickte in der schwarzen Finsterins etwas Lichtes.

»Dort steuerst du hinein, und dann immer durch die Brandung. Hier, nimm diesen Käfig mit, und sobald du an Bord der ›Sturmbraut‹ bist, läßt du die Möwe fliegen. Verstanden?«

»Verstanden habe ich wohl, aber wenn ich nun niemals wieder an Bord der ›Sturmbraut‹ komme, was soll ich dann fliegen lassen?«

»Deine Seele! Nun vorwärts!«

Das Boot ging ab, ungesehen von mir. Wir standen in der Finsternis. Ach, es waren gar bange Minuten, die ich zu erdulden hatte! Sie wurden mir zur Ewigkeit.

Wie in aller Welt sollte denn bei dieser Stockfinsternis das Boot die ›Sturmbraut‹ wiederfinden? Das Schiff hatte alle Lichter gelöscht, durfte wegen der Zollwächter auch nicht durch die vorsichtigste Blendlaterne auf sich aufmerksam machen, und dasselbe galt doch auch von dem Boote.

Da plötzlich fühlte ich, während sonst hier absolute Windstille herrschte, einen ziemlich starken Luftzug im Gesicht, gleichzeitig ein Klatschen wie Vogelflügel . . .

»Die Möwe ist zurückgekehrt, sie sitzt auf meiner Schulter,« sagte in diesem Augenblicke Karlemann zu meinem grenzenlosen Staunen.

»Well, dann ist die Bootsbesatzung auch an Bord. Wir wollen jetzt schlafen!«

WENN MAN AUF DER PACIFIC DIE FAHRT UNTERBRICHT.

Ich schildere nicht, wie wir bei Anbruch der Morgendämmerung die Höhle verließen, eine Landstraße erreichten und auf

dieser nach Passieren verschiedener Flecken und Vorstädte das eigentliche San Francisco.

Auch dabei will ich mich nicht aufhalten, wie wir nach und nach von dem Eisenbahnüberfall erfuhren, bekamen wir doch manches Falsche zu hören.

Die beste Quelle fanden wir in einem Herrn, welcher selbst diesen Zug mit benutzt hatte, ebenfalls schon in der Gewalt der Sioux gewesen, aber von den die Indianer verfolgenden Bahnbeamten, welche ja zugleich gewissermaßen eine militärische Bedeckung des Zuges bilden, wieder befreit worden war, ebenso wie alle anderen, welche die Sioux mit fortgeschleppt hatten, bis auf drei, die noch vermißt wurden.

Da die Namen der Passagiere der Pacific auf den Stationen registriert werden, konnten wir diese leicht erfahren: Mr. Fred Hudson mit Gattin und zweijähriger Tochter Hildegard.

Stimmte! Unter diesen Namen waren, wie ausgemacht, Mr. Fairfax und Blodwen gereist.

»Nur diese drei sind von den Sioux fortgeschleppt worden?«

»Nur diese drei.«

»Wieviel waren denn zuerst im ganzen gefangengenommen worden?«

»Wir waren achtzehn oder neunzehn, die schon von den Rothäuten überwältigt worden waren.«

»Und wieviel Tote?«

»Kein einziger.«

»Und Verwundete?«

»Nur ein Gentleman hatte eine zerschmetterte Hand. Aber die hatte er sich schon vorher an der Coupétür zerquetscht.«

Je mehr ich erfuhr, desto verworrener wurde mir im Kopfe, und das hier war, wie schon gesagt, die sicherste Quelle. Denn, ach, was hatte ich von anderen erst zu erfahren bekommen! Auch Zeitungen hatten zuerst erzählt, die sämtlichen Passagiere seien von den Rothäuten unter dem berüchtigten Black Fox massakriert

worden; dann wurde immer mehr dementiert – vorausgesetzt, wenn man es für nötig hielt – und zuletzt stellte sich die Sache als ganz harmlos heraus.

Nicht einmal richtig entgleist war der Zug, er hätte nur entgleisen können.

Der Lokomotivenführer hatte zwischen Vandalia und Wheeling, auf waldigem Terrain mitten in der Nacht, im Scheine des vorausgeschickten Blendlichtes noch rechtzeitig bemerken können, daß die Verbindung seiner Schienen gelöst und die Schienen zur Seite geschoben waren, hatte die Maschine auch noch rechtzeitig zum Stillstand bringen können.

Etwas freilich hatten sich ihre Räder schon in den Boden gegraben, einen gewaltigen Ruck muß das wohl gegeben haben.

Solch ein Zug durch die Wildnis führt natürlich an Werkzeug und Personal alles mit, was man zu Reparaturen braucht. Die Schienen mußten ausgebessert werden, die Lokomotive wurde mittels Winden emporgehoben und ein Stück zurückgesetzt.

Die erschrockenen Passagiere, viele hundert, verließen den Zug, um zu sehen, was es gebe.

Plötzlich ein teuflisches Gebrüll.

»*The red men, the red men!*«

Ein Ueberfall durch Indianer!

Man schoß aus den Coupéfenstern zwischen die Bäume, ohne irgend etwas zu sehen.

Einige aber wollten wirklich rote Gestalten gesehen, sogar den Black Fox, den schwarzen Fuchs, der sich durch einen Angriff auf eine Ansiedlung früher einmal einen gefürchteten Namen gemacht hatte.

Einige besonders couragierte Passagiere, eben jene achtzehn oder neunzehn, drangen auch in den Wald ein.

Und diese sahen sich auch wirklich von Rothäuten umzingelt, welche wenigstens in dem Lichte der aufblitzenden Schüsse sichtbar wurden.

»Es hätte mit uns schlimm gestanden, wir waren tatsächlich umzingelt, der Rückweg uns abgeschnitten, wenn das Bahnpersonal uns nicht herausgehauen hätte.«

So weit glaubte ich meinem Gewährsmanne, der mit zu den wackeren achtzehn oder neunzehn gehört hatte, alles.

Nur daß von ihnen kein einziger auch nur eine Schramme davongetragen hatte.

»Schossen denn die Indianer nicht auf Sie und ihre Gefährten?«

»Na und wie!«

»Scharf?«

»Mit Platzpatronen werden die wohl nicht geschossen haben.«

»Merkwürdig dann, daß auch nicht die geringste Verwundung vorkam.«

»Es war eine stockfinstere Nacht, und was verstehen denn diese Rothäute vom Schießen.«

»Sind denn Indianer gefallen?«

»Weiß nicht, Sir.«

»Sind keine Toten gefunden worden?«

»Als die Lokomotive intakt war, fuhren wir weiter.«

»Wie lange dauerte dieser ganze Aufenthalt?«

»Höchstens dreiviertel Stunde.«

»Und dann fehlten jene drei Passagiere, das Ehepaar mit dem Kinde?«

»Well. Die Mitfahrenden machten darauf aufsam, daß jene sich nicht mehr in dem Coupé befanden.«

»Wie lange nachher wurde das bemerkt?«

»Zwei Stunden später.«

»Wie ist das möglich, erst zwei Stunden später!?«

»Mein Gott, man sitzt doch in solch einem Zuge nicht immer auf der Bank, es sind Durchgangswagen mit Restauration und allem. Nach zwei Stunden fiel das Fehlen des Ehepaares mit dem

Kinde aber doch auf, es wurde gemeldet, die Schaffner kontrollierten – und eine Stunde später war konstatiert, daß die drei wirklich fehlten.«

»Und da?«

»Ja, was da?«

»Kehrte der Zug nicht zurück?«

Der Yankee sah mich verständnislos an, und selbst von Karlemann bekam ich einen mitleidvollen Blick.

Ja, mit solch einem Eisenbahnzuge muß es doch eine etwas andere Sache sein als mit einem Schiffe, und heutzutage soll es bei der Dividendenjägerei auch schon hin und wieder vorkommen, daß ein Dampfer gar nicht erst stoppt, wenn bei hoher See ein Mann über Bord gewaschen wird. Einfach unrettbar verloren!

Zu meiner Zeit damals hätte freilich solch ein Kapitän das Land nicht wieder betreten dürfen, er wäre sofort gelyncht worden, noch an Bord wäre gegen ihn gemeutert worden, und jedes Seegericht hätte die Meuterer freigesprochen. Die Zeiten haben sich eben geändert, meiner Ansicht nach nicht zum Besseren, trotz aller wunderbaren Erfindungen, welche die Neuzeit gemacht hat, ist der Mensch zurückgegangen.

»Ist nichts zur Befreiung der Unglücklichen getan worden?«

»Schon in Vandalia wurde es gemeldet.«

»Nun, und?«

»Weiß nicht, Sir.«

»Was wissen Sie nicht?«

»Ob sich in Vandalia Männer gefunden haben, die sich zur Verfolgung aufmachten. Vandalia ist eine sehr kleine Niederlassung. Und alles, was eine Waffe tragen kann oder will, befindet sich im Kriege.«

Ja, das war es eben! Ueber den letzten Kriegsnachrichten, auf die ich mich hier absolut nicht einlassen will, hatte man jenen Vorfall in San Francisco schon vollständig vergessen.

Nein, es war eben nichts zur Befreiung der Gefangenen oder Verschwundenen getan worden, hier nicht und da nicht.

Wer war denn eigentlich dieser Mister Hudson mit Gattin und Kind? Sie hätten erst reklamiert werden müssen, von Verwandten oder sonst wem, auch die Zeitungen hätten da ein gewichtiges Wort mitsprechen müssen, dann hätte sich die Regierung verpflichtet gesehen, sich mehr mit dieser Sache zu befassen – so aber kümmerte sich niemand um die Verschwundenen, und der Krieg, der im Westen tobte, schwemmte vollends jede Teilnahme hinweg. Das ist das freie Amerika, in dem sich jeder um sich selbst kümmern muß.

Jetzt fing auch unser Gewährsmann von den letzten Siegen der Union an, und da war mit ihm überhaupt nichts mehr zu reden, wir verabschiedeten uns schnell.

»Gerät man da nicht fast auf den Verdacht,« sagte ich draußen, »als ob es den Rothäuten bloß darauf angekommen sei, dieser drei Personen habhaft zu werden?«

»Wir wollen uns nicht auf solche Erwägungen einlassen, welche ganz zwecklos sind, sondern lieber machen, daß wir auf die Station kommen, der Zug geht in einer Viertelstunde ab,« entgegnete Tischkoff, und er hatte recht.

Nur fünf Stunden hatten wir in San Francisco Zeit gehabt und unterdessen auch unsere Ausrüstung ergänzt: Rucksäcke, in die einiges Kochgeschirr und Proviant kamen, und dann vor allen Dingen Pelzjacken.

Kalifornien hat bekanntlich ein äußerst mildes Winterklima. Es gibt ja manchmal Schnee, aber kalt war jener Schneesturm durchaus nicht gewesen, die Flocken waren gleich zu Wasser geworden. Das würde sich ändern, sobald wir das Felsengebirge überschritten hatten. Dort starrte jetzt alles in Eis und Schnee, da waren jetzt Pelzjacken, bis an die Knie gehend, und entsprechende Stiefel und Fausthandschuhe sehr angebracht.

Ich hatte mir eine Expedition ins Innere Amerikas immer im Sommer, im Frühjahr gewünscht – nun, wir würden auch im Winter fertig werden, und uns trieb die Pflicht, nicht das Vergnügen oder der Sport.

Belegt waren unsere Plätze im Zuge bereits, auch hatten wir schon gemeldet, daß wir ihn an jener Stelle zwischen Vandalia und Wheeling, wo das Unglück stattgefunden hatte, zu verlassen wünschten.

Man kann den Pacificzug, der übrigens gar nicht so schnell fährt, wie sich mancher vorstellt – kaum so schnell wie ein deutscher Personenzug – überall verlassen und besteigen – letzteres voraussetzend, daß man ihn durch Signale zum Halten bringt – nur kostet das pro Person fast ebensoviel wie die ganze Fahrt durch den amerikanischen Kontinent, damals fünfundachtzig Dollar mit Zuschlag für Benutzung des Aussichtswagens etc.

Nachmittags um zwei fuhren wir fahrplanmäßig ab. Bald darauf sah ich, so lange es hell war, nach jenem gestrigen Schneesturme die herrlichste Frühlingslandschaft. Aber schon gegen Abend änderte sich die Gegend, hin und wieder zeigte sich Schnee, dann mußten die Wagen geheizt werden, und am anderen Morgen konnten die Fenster nicht mehr aufgetaut werden, wir befanden uns im vereisten Gebiete der Rocky Mountains.

Ich schildere die dreitägige Fahrt nicht. Wenn sich die wortkargen Passagiere überhaupt unterhielten, so drehte sich das Gespräch ausschließlich um die Szenen auf dem Kriegsschauplatze.

Erst als wir am Nachmittage Vandalia erreichten, wo die Lokomotive Wasser und Feuerung nahm, erinnerte man sich, daß wir uns bald der Stelle näherten, wo vor drei Wochen der Zug von Indianern überfallen worden war.

Wir bekamen wieder schauerliche Geschichten zu hören. Es war besser, gar nicht darauf zu achten.

Uebrigens hatte es mit dem ›bald‹ noch eine gute Weile.

Die nächste Station, Wheeling, wurde erst in vierundzwanzig Stunden erreicht!

»Heute nacht gegen elf hält der Zug an jener Stelle,« meldete uns der Schaffner.

Zum Glück hatte niemand es gehört, sonst wären die Yankees doch gesprächiger geworden, um uns mit Fragen zu bestürmen.

Die meisten der Passagiere waren ja phlegmatisch genug, auch diese Nacht wie die vorhergegangenen ruhig auf ihren Bankbetten zu verschlafen. Viele aber waren doch äußerst aufgeregt, quälten sich mit den fürchterlichsten Vermutungen ab.

Da ein allgemeines Kreischen, nicht nur aus weiblichen Kehlen kommend . . . der Zug hielt!

Nicht mit einem alles durcheinanderwerfenden Ruck war er stehen geblieben, ganz sanft hatte er gebremst, aber es genügte doch eben schon, daß er überhaupt auf freiem Felde, wie man sagt, hielt, und hierherum mußte ja auch die Unglücksstelle sein, das hatte man sich längst ausgerechnet.

»Die Sioux!! Der schwarze Fuchs!! Wir sind entgleist!! Wir werden überfallen!!«

So und anders erklangen die zeternden Schreckensrufe.

Und nun sehe ich noch vor mir den dicken Herrn, der immer mir gegenüber auf dem Bankpolster gelegen hatte, friedlich schnarchend, wie der plötzlich mit gleichen Füßen aufspringt, einen Revolver aus der Hosentasche reißt und auch in demselben Augenblicke sechsmal durchs Coupéfenster schießt, gleich durch die Glasscheiben, daß alles nur so splittert. Und wie er mit der Schießerei fertig ist, reibt er sich die verschlafenen Augen und sieht sich verwundert um.

»Was ist denn eigentlich los?«

Es fielen noch andere Schüsse, es gab eben noch andere kampfbegierige Helden, die schon zu den Fenstern hinausböllerten, und ein Glück war nur, daß niemand draußen war, dem sie schaden konnten.

Dem Zugpersonal, an solche Szenen schon gewöhnt und dafür eingerichtet, gelang es schnell, die ängstlichen wie die mutigen Passagiere zu beruhigen – doch ehe es noch so weit war, hatte sich bereits ein Kondukteur auf uns drei gestürzt.

»Aussteigen, aussteigen!! Raus, raus, raus, raus, raus!!!«

Das heißt, er gebrauchte dementsprechende englische Worte.

Zeit ist in Amerika Geld, ganz besonders auch auf der Pacific, und wir hatten nur für einige Sekunden Aufenthalt bezahlt.

Also die Coupétür aufgerissen, und wir wurden schon vom Kondukteur hinausgedrängt. Wir waren ja auch schon vorbereitet gewesen, hatten Rucksack und Büchse und alles umgehängt, waren auch in die Pelzjacke geschlüpft, und Karlemann erhaschte noch im letzten Augenblick seinen Vogelbauer.

Tischkoff war der erste, der vom Trittbrett herabsprang, Karlemann der zweite, ich der letzte.

O, wie war mir da zumute, als ich mit einem großen Schritte in die finstere Nacht hineintrat, tief hinab, und auch gleich bis fast zur Brust im Schnee versank, und auch das war nicht angenehm, wie mir, aus dem sehr warmen Coupé kommend, gleich ein grimmig kalter Wind um Nase und Ohren piff!

Und wie mir noch so durchs Gehirn zuckte, daß jetzt die Expedition gegen die Indianer erst richtig losging, daß ich mir das Betreten des Kriegspfades aber eigentlich ganz anders vorgestellt hatte, da hörte ich die Lokomotive schon wieder keuchen, schneller und schneller huschten die erleuchteten Wagenfenster an mir vorüber, und da ging auch die grüne Laterne hin, welche den letzten Wagen bezeichnete, und war im Nu in der Ferne oder hinter irgend etwas Dunklem verschwunden.

Stockfinsternis, Todesschweigen, und ich irgendwo in Amerika bis an die Brust im Schnee steckend.

»So, nun kann's losgehen,« sagte ich. »Seid ihr denn auch alle da?«

»Hilfe, Hilfe, ich ertrinke!!« hörte ich da Karlemanns Stimme zetern.

Himmel, daran hatte ich gar nicht gedacht – der winzige Knirps mußte ja in dem Schnee, der mir bis zur Brust ging, spurlos verschwunden sein, und schließlich kann man doch auch im Schnee ertrinken, mindestens ersticken.

Na, so schlimm konnte das ja noch nicht sein, die Stimme gab mir die Richtung an, ich patschte in dem Schnee herum und fand denn auch einen zappelnden Gegenstand.

»Höher, höher, immer noch ein bißchen höher!« kommandierte Karlemann, als ich ihn am Kragen herauszog. »Setzen Sie mich doch gleich auf Ihre Schultern, wozu haben Sie die denn sonst?«

Es war wohl auch der richtige Vorschlag.

»Haben Sie Ihren Vogelbauer?«

»Ja, aber drei Schneeschipper wären mir jetzt lieber.«

Ich mußte doch lachen, als ich den Wichtelmann mit seiner ganzen Ausrüstung auf meine Schultern hob.

»Verflucht und zugenäht und zugeschneit!« ließ sich Karlemann von dieser seiner sicheren Höhe vernehmen. »Ich habe mir Amerika doch ganz anders vorgestellt.«

Er sprach vollkommen meine Ansicht aus, die ich schon vorhin erwähnte.

»Mister Tischkoff, sind Sie da?«

»Hier, hier – mir nur immer nach – ich stecke zwar auch bis zum Halse drin, der Grund scheint sich aber zu heben – mir nur immer nach!«

Ja, hatte sich was – nur nur immer nach! Ich konnte faktisch die dicht vor die Augen gehaltene Hand nicht sehen.

»Warten Sie, ich mache gleich Licht,« tröstete Karlemann auf meinen Schultern und ritzte ein Streichholz nach dem anderen an.

Es war ganz zwecklos. Der sturmähnliche Wind ließ es höchstens zu einem Aufblitzen kommen, und da sah ich wohl ab und

zu einen Baum stehen, aber den bemerkte ich auch, wenn ich mit der Nase dagegenstieß.

Und so fuhrwerkten wir mindestens eine Stunde in dem Schnee herum, der einem normalen Menschen bis zum Halse ging. Dabei wehte ein grimmigkalter Wind, wie er mir so schneidend selten auf der Kommandobrücke um die Nase gepiffen hatte, weder in der arktischen noch in der antarktischen Zone.

Wirklich an jene Stunde, da ich zum ersten Male in Amerika den Kriegspfad gegen die Indianer betrat, werde ich gedenken.

Karlemann auf meinen Schultern, der freilich konnte gut Witze reißen.

»Es gibt hier nur zweierlei,« sagte er. »Entweder wir pfeifen den Pacificzug zurück und steigen wieder ein, oder wir warten bis zum Frühjahr, bis der Schnee hier wegschmilzt.«

»Wenn Sie jetzt nicht Ihre dummen Witze lassen, werfe ich Sie rückwärts in den Schnee.«

»Probieren Sie's nur, ich sitze hier fest, und wenn Sie noch einmal so eine Drohung riskieren, schnüre ich Ihnen mit meinen Beinen einfach die Luft ab. Hü, hott, Schimmel!!«

Dann faßte Tischkoff meine Hand, und endlich, endlich tauchten wir immer mehr aus dem Schnee empor, bis wir nur noch bis an die Knie darin zu waten brauchten. Nun schien die Schneedecke aber auch nicht dünner zu werden, bei der Kniehöhe blieb's.

Wir mochten nur beim Verlassen des Zuges gerade in einen Graben oder in ein Loch oder in eine Schneewehe oder in sonst etwas gesprungen sein, hätten aber ebensogut auch in etwas springen können, wo es überhaupt kein Herauskommen mehr gab.

Bäume vor uns, Bäume hinter uns, Bäume seitwärts . . .

»Das nennt man einen Wald,« erklärte Karlemann, als ich ihn von meinen Schultern herabgleiten ließ, nachdem er zuvor geäußert hatte, daß er viel lieber da oben sitzen bleiben möchte, was es nun freilich nicht gab.

So, nun standen wir drei zusammen wiederum in der Stockfinsternis da, in einem immer stärker werdenden Sturme, der auch immer eisiger zu werden schien, und daß der Schnee uns jetzt nur bis an die Knie ging, war doch nur ein geringer Trost, und bei Karlemann traf das überhaupt gar nicht zu, der hatte noch immer mit seinem ›Bauchknöppchen‹ zu messen.

»Wir müssen hier die Nacht verbringen,« sagte Tischkoff, »wir wollen ein Lagerfeuer machen.«

Ich hatte solch eine kühne Idee noch gar nicht zu fassen gewagt, aber bald sollte ich merken, was für einen Führer in der Wildnis ich in Tischkoff hatte.

Zunächst merkte ich an gewissen Geräuschen und sonstigen Kennzeichen, daß er in dem Schnee herumkrebste, er suchte Holz zusammen. Es war gut, daß er uns nicht aufforderte, ein Gleiches zu tun, denn ich hätte ihn beim besten Willen nicht darin unterstützen können, Karlemann wohl auch nicht. Schnee genug, auch dicke Bäume, aber von losen Aesten war weder mit Händen noch Füßen etwas zu fühlen.

»Bitte, trampeln Sie hier den Schnee fest,« ließ sich Tischkoff dann vernehmen.

Ja, das konnten wir eher, und wir beide trampelten feste.

Dann ein wiederholtes Knacken und am Boden ab und zu ein winziger Funke, und dann hörte ich ein Keuchen und Pusten.

Ich konnte es nicht sehen, aber ich vermutete, daß mein Kommodore jetzt kniete, den Kopf dicht am Boden, und emsig in den Zunder blies, der nicht glimmen wollte.

»Bitte, blasen Sie mit – hier, hier bin ich.«

Gut, blasen wollte ich wohl – aber ob's was nützte, das bezweifelte ich stark. Zunächst hatte ich überhaupt meine liebe Mühe, meinen Kommodore zu finden, bis ich ihm zufällig auf die große Zehe trat, dann tastete ich mich an seinem Körper weiter, bis ich ihm gegenüber kniete und lustig in den Boden oder vielmehr in

den Schnee blies. Dann fing auch Karlemann dienstbereit zu blasen an, schien aber in eine ganz andere Richtung zu blasen.

Doch wahrhaftig, da plötzlich entstand dicht vor meinen Augen ein glühender Haufen ... und noch plötzlicher zischte ein Feuermeer auf, das mir gleich meinen schönen, schwarzgefärbten Vollbart verbrannte.

Tischkoff hatte den Zunderlappen mit Pulver eingerieben, hatte mich auch gewarnt, war aber mit seinem ›Vorsicht!‹ doch etwas zu spät gekommen, da hatte ich nur noch die Hälfte von meinem Vollbart.

Karlemann war vorsichtiger gewesen, der hatte immer ganz anderswo geblasen, fingerte noch jetzt an meiner hinteren Körperseite herum.

Na, die Hauptsache war, daß wir jetzt einen glimmenden Lappen hatten, das ist zwar noch lange kein Lagerfeuer, an dem man sich wärmen kann, aber doch schon immer etwas.

Also es wurde weitergeblasen, Tischkoff fing mit Streichhölzchen an, die er vorsichtig über den glimmenden Zunder legte – erst wollten die Lundersch durchaus nicht brennen – blasen, immer blasen, meine Herrschaften!! – schließlich besann sich eins, fing an zu glimmen, bekam eine kleine Flamme, die aber gleich wieder ausging – dann kamen andere Aestchen daran, die dieser Hexenmeister von Tischkoff irgendwoher gezaubert hatte ... und so ging das weiter, bis wir um ein helloderndes, mächtiges Lagerfeuer saßen!

Aber wolle sich der geneigte Leser keinen Illusionen hingeben!!

Um elf hatten wir den Pacificzug verlassen, ungefähr eine Stunde lang waren wir im Schnee herumgewatet, und die Uhr zeigte auf halb drei, als wir endlich rufen konnten, ›hurra, das Feuer brennt!‹

Ehe ich mich aber daransetzen konnte, mußte ich erst meinen eigenen Leichnam durch Auftauen ablösen. Ich war nämlich bei dem langen Blasen mit den Knien angefroren. Und ich glaube,

meine halbe Lunge lag auch mit in dem Feuer, abgesehen von meinem halben Backenbarte.

Ja, wir hatten sogar dermaßen geblasen, daß der Sturm die Konkurrenz aufgegeben hatte. Es war unterdessen völlig Windstille eingetreten.

Nun aber konnten wir uns auch voll und ganz dem Genusse des Lagerfeuers hingeben, wenn nicht seiner Wärme, so doch der Beleuchtung, die es verbreitete.

Es war tatsächlich ein herrlicher Anblick, den ich in kleinem Umkreise hatte. Ein amerikanischer Urwald, ohne besonders viel Unterholz, aus mächtigen Tannen und Fichten bestehend, wie ich solche noch nie gesehen, die Stämme bis zu vier Meter dick, ihre Höhe in diesem Lichtschein nicht zu ermessen, aber wo die Zweige weiter herabreichten, oder wo ein junges Stämmchen trieb, da war jede Nadel von weißem Kandiszucker überzogen – eben eine herrliche Winterlandschaft oder doch Winterbild, die Konturen waren ja äußerst eng begrenzt, und dieses Bild nun erleuchtet vom blutigroten Schein unseres Lagerfeuers!

Es wurde auch sonst gemütlich. Jetzt fanden wir überall mit Leichtigkeit Holz. Das Feuer fraß sich noch etwas tiefer in den Schnee hinein, fand aber bald festen Grund, und die nähere Umgebung vermochte die Wärme doch nicht aufzutauen, so daß wir auf unseren Decken ganz trocken saßen.

Die Rucksäcke wurden geöffnet, Kessel und Proviant, aus Zwieback und kaltem Fleisch bestehend, hervorgeholt.

Es wäre ja eigentlich nicht nötig gewesen, daß wir gleich früh um drei frühstückten, wir hatten kurz zuvor im Speisewagen noch einmal gut vorgelegt gehabt und zu mehr als zu einer anständigen Mahlzeit konnte dieser Proviant auch nicht reichen, wir hätten ihn lieber für den Fall der Not aufheben sollen – aber dieses Entkommen aus dem Schneeloch mußte doch gefeiert werden, überhaupt dieser Anfang unserer amerikanisch-hinterwäldlerischen Expedition, und dann konnten wir diesen Proviant doch nicht

ewig mit uns herumschleppen, einmal mußte er ja so wie so gegessen werden, denn wir verhungerten ebenfalls sowieso, wenn wir nicht bald etwas schossen, und der Teufel soll ganz Amerika holen, wenn es darin nicht noch irgend etwas Eßbares gibt. Dann hört die ganze amerikanische Romantik auf.

Hierüber waren wenigstens wir beide uns einig, Karlemann und ich, und Tischkoff stimmten insofern bei, als er schwieg, während wir den Proviant auspackten.

Dagegen erhob er Einspruch, als wir beide, Karlemann und ich, den Vorschlag machten, das Teewasser, aus ehemaligem Schnee hergestellt, welches in dem Teekessel so schön sang, lieber nicht zu Tee, sondern zu einem solennen Grog zu verwenden.

»Wir haben den Rum eigentlich nur als Medizin mitgenommen,« lächelte Tischkoff, als Karlemann schon seine Korbflasche entkorkte.

Karlemann ließ sich dadurch nicht einschüchtern, ließ seine Rumflasche vielmehr schon gulkern.

»Einmal ist Rum keine Medizin,« entgegnete er, »und zweitens fühle ich mich überhaupt krank, also muß ich auch Medizin trinken. Prost – ah – noch etwas mehr Zucker!«

»Wir werden den Rum sehr gut gebrauchen, wenn wir mit den Rothäuten in Berührung kommen.«

»Sollte da eine Donnerbüchse nicht dieselbe erhitzende und sechs Zoll kaltes Eisen dieselbe beruhigende Wirkung ausüben? Uebrigens haben wir ja noch zwei andere Rumflaschen. Ich bin nur immer der opferfreudigste.«

Es mußte auch an die Möwen gedacht werden, für welche Karlemann besondere Fleischabfälle mitgenommen hatte. Daß er die Tiere nicht dicht ans Feuer gestellt, hatte wohl seinen Grund.

Jetzt beschäftigte er sich mit den Tieren.

»Vielleicht dressierter Möwenbraten gefällig?« fragte er nach einer Weile, seine Hand ausstreckend, auf der ganz still mit angezogenen Fängen eine Möwe auf dem Rücken lag.

Alle vier waren erfroren. Daß diese Vögel, die sich doch sonst in jedem Schneewetter und zwischen Eisschollen wohlfühlen, hier so schnell der Kälte erlegen waren, durfte uns wundernehmen. Es war eben die Gefangenschaft, die sie nicht ertrugen. Die Bewegung hatte ihnen gefehlt, da war ihnen das Blut erstarrt.

Nun, wir nahmen es uns nicht allzu sehr zu Herzen, daß uns nun das Mittel genommen worden war, uns mit den fernen Kameraden verständigen zu können.

Karlemann schlug vor, zur Trauerfeierlichkeit auch gleich noch die zweite Rumflasche zu leeren, und schließlich kam auch noch die dritte und letzte daran.

Die Mahlzeit war beendet, der Grog alle.

»Es ist vier Uhr,« sagte Tischkoff, »wir wollen noch die drei Stunden bis zum Tagesanbruch schlafen. Einer muß aber wachen.«

»Ich übernehme die erste Wachstunde!« rief Karlemann sofort, bewies diesmal aber keine besondere Opferfreudigkeit, denn auch ich fühlte nichts von Müdigkeit, und Tischkoff jedenfalls auch nicht.

So saßen wir drei rauchend am Feuer, sprachen von diesem und jenem, natürlich vor allen Dingen von unserer nächsten Marschroute, die uns an den Pitsee bringen sollte.

Doch gebe ich nach wie vor nichts wieder von diesen unseren Plänen.

Plötzlich verstummte Tischkoff mitten im Worte, ließ die Pfeife sinken und saß vorgeneigt wie eine Statue da.

Wir beiden anderen lauschten, starrten aber wohl noch mehr unseren Führer an, der sich jedoch nicht rühren wollte.

Nur Karlemann meinte gleich etwas herauszufinden.

»Hier riecht es nach Hasenbraten, nicht wahr?« flüsterte er. »Ich habe es schon lange gerochen, wollte es nur nicht sagen – wer soll denn hier Hasenbraten braten?«

»Still,« flüsterte jetzt auch Tischkoff, »hier schleicht etwas – ein Mensch.«

»Der hat Hasenbraten gegessen oder solchen noch einstecken,« beharrte Karlemann, mit der Nase wie ein Jagdhund schnüffelnd.

Ich selbst konnte weder etwas hören noch etwas riechen.

Tischkoff erhob sich, spähte um sich, duckte sich wieder.

»Ja, hier ist ein Mensch in der Nähe,« hauchte er. »Wartet auf mich, bis ich zurückkomme!«

Und die Büchse ergreifend, nur seine Decke zurücklassend, schlich er geduckt davon, war sofort aus dem Bereiche des Feuerscheines verschwunden.

Mir kam erst jetzt richtig zum Bewußtsein, daß wir hier nicht nur so ein Picknick hielten, sondern daß wir uns auf dem Kriegspfade befanden. Alle Empfindungen, die ich als Kind beim Lesen von Indianergeschichten gehabt, lebten in mir mit einem Male wieder auf. Schnell meine Büchse schußfertig machend, lauschte ich mit angehaltenem Atem, ohne aber zu wagen, aufzustehen.

Karlemann dagegen faßte die Situation von einer anderen Seite auf.

»Hier riecht es nach Hasenbraten,« wiederholte er.

»Ich bitte Sie, lassen Sie nun endlich Ihre dummen Witze!« herrschte ich ihn an, so vorsichtig ich auch sprechen mußte.

»Dummen Witze? Nee, faktisch, hier hat's schon lange nach Hasenbraten gerochen, ich wollte's nur nicht sagen, ich glaubte's selber nicht, wir aßen doch Roßbäff, aber jetzt rieche ich's ganz deutlich, 's ist wirklich Hasenbraten.«

Ja, warum sollte der Junge nicht schließlich recht haben? Konnte sich hier nicht jemand irgendwo einen Hasen braten, ihn am Feuer rösten?

»Nee, er bratet ihn mit Speck,« versicherte Karlemann, immer wieder witternd.

Ich sah mich um, dabei aufstehend, konnte aber nichts von einem Feuerschein bemerken.

So verging eine Weile, ohne daß Tischkoff zurückkam.

Karlemann gähnte, sah nach seiner Zwiebel.

»Fünf Uhr! Meine Nachtwache ist vorüber. Jetzt kommen Sie daran. Wenn ein Indianer oder sonstwer kommt, wecken Sie mich. Gute Nacht.«

Sprach's wickelte sich in seine Decke und war sofort sanft entschlafen.

Mir wurde die Zeit furchtbar lang, und diese verging, ohne Tischkoff zurückzubringen. Ich suchte manchmal Holz zusammen, es unterm Schnee vorschaukeln müßend, nährte das Feuer, wartete, lauschte und spähte. Kein Schuß, kein Tischkoff, gar nichts.

Gegen halb acht begann es zu dämmern. Karlemann erwachte.

»Ist Tischkoff noch nicht zurück?« fragte er, nachdem er sich ausgegähnt hatte.

»Nein.«

»Wenn er nun gar nicht wiederkommt, wie lange sollen wir denn hier warten?«

»Wir wollen diese Möglichkeit lieber gar nicht erwägen.«

»Haben Sie wenigstens noch etwas zu essen?«

»Auch das nicht.«

»Und Möwen sind ganz ungenießbar. Hm.«

Trotzalledem zog Karlemann sein Jagdmesser hervor, ein unheimlich langes, dünnes Ding, und dann staunte ich nicht schlecht, als er aus seinem rechten Pelzstiefel auch noch einen Wetzstahl zum Vorschein brachte. Bedächtig begann er das Messer zu wetzen.

»Haben Sie noch etwas zu essen?« fragte ich ihn nach einer Weile.

»Ich? Nee.«

»Ich dachte, weil Sie Ihr Messer wetzten. Das macht Appetit. Warum haben Sie denn den Wetzstahl mitgenommen?«

»Um mein Messer zu wetzen, wenn es stumpf wird.«

»Warum wetzen Sie es denn jetzt?«

»Nu, ich warte auf den Indianer, den ich skalpieren will. Haben Sie schon einmal jemanden skalpiert?«

»Ich hatte noch nicht das Vergnügen.«

»Ja, ein Vergnügen muß das wirklich machen, so ringsherum einen Kreis um den Schädel zu schneiden, und dann – – zuck! – – da ruppt man das ganze Haar heraus. Das soll nämlich gar nicht so leicht sein, das muß man erst lernen.«

»Sie würden einen Menschen skalpieren können?«

»Ob ich's kann, weiß ich nicht. Wie gesagt, es soll gar nicht so leicht sein.«

»Ich meine, Sie würden es fertig bringen, einem Menschen die Kopfhaut abzuziehen? Sie würden es versuchen?«

»Nu, weshalb bin ich denn sonst mitgekommen?« war die erstaunte Gegenfrage. »Ei ja, so einen echten Indianerskalp, von mir selber abgezogen, den muß ich haben, darauf habe ich mich schon lange gefreut.«

Und Karlemann erging sich weiter in Worten über das Vergnügen des Skalpierens.

Es wurde heller. Ja, es war eine großartige Winterlandschaft, die wir erblickten, aber die Freude daran wollte nicht mehr recht aufkommen.

Vier Stunden war Tischkoff nun schon fort. Das war doch eine gar lange Zeit. Und konnte er nicht einen seiner Anfälle bekommen haben, irgendwo hilflos im Schnee liegen?

»Wir wollen seine Spur verfolgen,« schlug ich vor.

»Ja, und auch gleich etwas nach Jagdbeute ausspähen,« stimmte Karlemann bei.

Wir machten uns auf den Weg, nichts zurücklassend als unser noch glimmendes Lagerfeuer, also auch gleich Tischkoffs Decke mitnehmend.kehrte er unterdessen zurück, so konnte er ja wiederum unseren Spuren folgen.

Schon nach einer Viertelstunde erreichten wir, immer den tiefen Fußstapfen nachgehend, wieder den erhöhten Bahndamm.

Vor allen Dingen muß ich da erwähnen, daß ich mich in der Nacht in der Richtung vollkommen geirrt hatte; ich hätte die Bahn ganz wo anders vermutet, denn das Vorhandensein einer zweiten war hier ausgeschlossen.

Die durch ganz Amerika gehende Pacificbahn befaßt sich natürlich möglichst wenig mit komplizierten Bauten. Hier war offenbar wegen häufiger Schneewehen ein Damm nötig gewesen, auf dem die Schienen entlangliefen.

»Das ist ja die Stelle, wo wir selber ausgestiegen sind!« meinte Karlemann.

Im ersten Augenblick sah das auch so aus. Der tiefe Schnee war zerwühlt, dann gingen mehrere Spuren in nördlicher Richtung davon.

Aber in der nächsten Minute mußte ich Karlemanns Ansicht widersprechen.

»Nein, das sind nicht unsere Spuren. Wo wir aus dem Zuge sprangen, da war der Schnee ganz bedeutend tiefer. Bedenken Sie doch nur, daß wir eine Stunde brauchten, um uns daraus hervorzuarbeiten, und dann ist das doch auch nur die Spur einer einzigen Person, welche hier herausgekommen ist.«

»Es sind zwei Spuren.«

»Bitte, die eine gehört Tischkoff an; aber bis dicht an den Bahndamm ist der gar nicht gekommen, der ist nur bis hierher gegangen, hat sich dann umgedreht und den Mann verfolgt, der sich hier herausgearbeitet hat.«

»Ja, sieht da das aber nicht fast gerade aus, als ob noch jemand anders den Pacificzug mit uns verlassen hätte, nur von einem anderen Wagen aus?«

So war es. Karlemann sprach aus, was auch ich schon gefolgert hatte.

Gleichzeitig mit uns mußte noch ein anderer Passagier den Zug hier verlassen haben, nur einige Wagen hinter uns.

Derselbe Zug mußte es wohl gewesen sein, ein anderer konnte hier noch nicht passiert sein, das hätten wir doch wohl bemerkt. Die Pacificzüge verkehren ja nur sehr spärlich. Damals wurde nicht einmal täglich einer von New-York respektive von San Francisco abgelassen.

Wir wanderten den Bahndamm entlang und kamen nach wenigen Minuten wirklich an jene Stelle, wo ganz deutlich ersichtlich war, wie hier in dem viel tieferen Schnee drei Personen herumgeklaubt hatten, und als wir die drei verschiedenen Spuren verfolgten, kamen wir denn auch wieder nach unserer Lagerfeuer zurück.

Wir gingen abermals Tischkoffs Spur nach, jetzt freilich zum zweiten Male auch unserer eigenen, und kamen wieder an jene Stelle, wo für uns immer deutlicher ersichtlich wurde, daß hier ein einzelner Passagier den Pacificzug gleichzeitig mit uns verlassen hatte.

Wozu? Wer war dieser Mann?

Es waren natürlich ganz vergebliche, daher zwecklose Fragen.

Tischkoff hatte sie praktisch zu lösen gesucht, indem er der Spur gefolgt war.

Wie er aber darauf gekommen, sich zuerst hierherzubehalten, wenn er die Anwesenheit eines Menschen irgendwie bemerkt hatte?

Nun, es konnte ja ein Zufall gewesen sein, daß er sich zuerst hierherbegeben hatte.

Jedenfalls hatte Tischkoff von hier aus die nördlich führenden Spuren verfolgt, und wir wollten nun den beiden nachgehen, da wir so über lang oder kurz ihn doch noch einmal wieder erreichen mußten.

»Ja, wenn er nicht schneller ist als wir,« meinte Karlemann.

Nun, so schlimm würde es wohl nicht werden. Wir hätten lieber an eine andere Möglichkeit denken sollen, die uns einen Strich durch die Rechnung machen konnte, was wir eben nicht taten.

Die beiden Spuren, deren Verfolgung wir jetzt aufnahmen, waren sehr leicht voneinander zu unterscheiden.

Der andere ausgestiegene Passagier trug einen gewöhnlichen Stiefel, während sich Tischkoff, als wir uns in San Francisco ausrüsteten, einen hackenlosen Pelzstiefel ausgesucht hatte, anders als nach unserem Geschmack. Zudem war Tischkoffs Fuß bedeutend kleiner als der des Fremden.

Die Spur führte gegen einen Kilometer nordwärts. Dann änderte sich der Schritt des Unbekannten, wurde weiter, manchmal aber auch enger, ging hin und her.

»Hier ist er geschlichen,« lautete unser beider Urteil.

Weswegen war er geschlichen? Jedenfalls hatte er uns bemerkt, uns beobachtet.

Dann hatte er sich auch in den Schnee gelegt, war auf Händen und Knien gekrochen, hatte Kreise beschrieben.

Und als wir ungefähr das Zentrum dieser Kreise konstatierten, fanden wir unser eigenes Lagerfeuer wieder!

»Der Kerl hat erst unsertwegen den Pacificzug verlassen,« sagte Karlemann, und ich konnte ihm nur beistimmen, wobei mir etwas unheimlich zumute wurde.

Sollte mich jemand erkannt haben, der mir von San Francisco aus gefolgt war?

War dieser Mann vorausgeeilt, um die Sioux am Pitsee zu benachrichtigen, daß wir uns zur Befreiung der Gefangenen aufgemacht hatten?

Ich wollte mich solchen Vermutungen nicht weiter hingeben, so nahe sie auch lagen.

Dann weiter konstatierten wir, daß Tischkoffs erste Spur ziemlich parallel mit dieser zweiten lief. Also hatte Tischkoff diese Spur

erst rückwärts verfolgt, bis dorthin, wo der Fremde den Zug verlassen hatte, was uns zuerst nur nicht aufgefallen war, weil sich die beiden Fährten doch ziemlich weit auseinander befanden.

Der Fremde hatte sich noch mehrmals hingelegt, den Kopf immer unserem Lagerfeuer zugekehrt. Aber wie lange er hier immer gelegen, das konnten wir natürlich nicht bestimmen, und es war sehr fraglich, ob das ein professioneller Fährtensucher hätte sagen können.

Aber etwas anderes war es, was Karlemann mit Recht behaupten durfte.

»Ein Lagerfeuer hat er sich nicht angebrannt.«

»Ganz gewiß nicht.«

»Dann hat er sich auch keinen Hasen braten können. Also muß noch ein zweiter Mensch in der Nähe gewesen sein.«

»Der sich einen Hasen gebraten haben soll?«

»Sicher. Ich hab's ganz bestimmt gerochen.«

Ich ließ meinen kleinen Freund bei seinem Hasenbraten.

Die Spuren gingen immer weiter nördlich, wir verfolgten sie. Hingelegt hatte sich der Fremde nicht mehr. Wußte er, daß ihm ein anderer auf den Fersen war? War aus dem Nachschleichen schon eine richtige Verfolgung geworden?

So marschierten wir wohl eine Stunde hinter den beiden Fußstapfen her, immer im knietiefen Schnee, dabei auch noch nach etwas anderem ausspähend.

Unser Weg ward von zahlreichen Wildfährten gekreuzt, meist von kleineren und zum Teil sehr großen Huftieren herrührend; der darin schon etwas erfahrene Karlemann wollte die Abdrücke von Hirschen und sogar von Büffeln unterscheiden, aber was nützten uns diese hinterlassenen Spuren? Wir spähten nach einem lebendigen Wild, und ein solches war nicht zu erblicken.

Ab und zu ein kleiner Vogel, der an einer der Riesentannen hämmerte, wohl ein Specht, sonst war der Wald wie ausgestorben.

Da endlich sahen wir doch in einiger Entfernung einen großen Hirsch mit prachtvollem Geweih stehen, der nach uns äugte. Aber noch ehe wir das Gewehr in Anschlag bringen konnten, setzte er schon in mächtigen Sprüngen davon, und bei diesen dichtstehenden Bäumen war ein Schießen ganz ausgeschlossen, außerdem war er in der nächsten Minute verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen.

Trotzdem machten wir uns sofort an eine Verfolgung, fanden auch die frische Spur, gingen ihr nach, wurden aber bald durch andere Spuren irreführt, bekamen den Hirsch nicht wieder in Sicht.

»Können Sie nicht wie eine verliebte Hirschkuh blöken?« fragte Karlemann.

»Ich nicht, aber mich wundert's, daß Sie das nicht können, da Sie doch früher die Wilddieberei betrieben haben.«

»Nein, so weit ging meine Jägerei nicht,« seufzte Karlemann.

Ja, wir kamen immer mehr zu der Ansicht, daß es in Amerika doch nicht genügt, mit einem Schießprügel herumzulaufen, mag die Gegend den Fährten nach auch noch so wildreich sein. Damals in Afrika war das etwas ganz anderes gewesen, da hatte man an den Flüssen die Tränkplätze, wo man sich des Abends nur in den Hinterhalt zu legen brauchte, um Fleisch in Hülle und Fülle zu bekommen. Bei diesem Schnee aber brauchte das Wild keine Tränkplätze, hier mußte man das Terrain und die Gewohnheiten der Tiere ganz anders kennen, wollte man ihnen beikommen.

Wir verfolgten unsere eigenen Spuren zurück, um wieder auf die von Tischkoff zu kommen, in dessen Auffinden jetzt unsere einzige Hoffnung bestand. Konnten wir doch eventuell bald mit dem Hungertode rechnen.

»Ich gehe nach dem Eisenbahndamm zurück und springe in den nächsten Zug,« brummte Karlemann ärgerlich.

Er machte natürlich nur Spaß. Dieser Junge war wohl der letzte, der die Flinte so schnell ins Korn oder in den Schnee warf.

Unsere Lage sollte aber bald noch viel bedenklicher werden.

Anstatt immer heller, wurde es wieder dunkler, und bald schüttelte Frau Holle ihre Betten. Es begann zu schneien, daß man wie durch einen dichten Gaseschleier keine drei Meter sehen konnte.

Immer verwischter wurden die Spuren, wir folgten nur noch flachen Vertiefungen in der ebenen Schneedecke, und dann kamen wir auf ein höher gelegenes Terrain, wo von ihnen überhaupt nichts mehr zu sehen war. Der gestrige Sturm mochte hier den früheren Schnee weggefegt haben, jetzt bildete er eine glatte Fläche.

»Karlemann, es hilft nichts, wir müssen zurück an unser Lagerfeuer und auf Tischkoff warten, wie er es uns gesagt hat.«

»Und wenn er nun nicht wiederkommt? Sollen wir dort bis in alle Ewigkeit sitzen?«

»Tischkoff wird wiederkommen.«

Karlemann mußte den Charakter dieses rätselhaften Mannes nun wohl auch kennen gelernt haben, daß er gar nicht widersprach.

So traten wir den Rückweg an. Aber wir konnten kaum noch unsere eigenen, soeben gemachten Spuren wiederfinden; von denen jener beider Männer war überhaupt nichts mehr zu bemerken. Und dann kamen wir dort, wo wir auf den Hirsch gepürscht hatten, in einen Wortstreit, welche abzweigende Spur diejenige sei, die nach der Richtung des Bahndammes zu führte. Karlemann wollte die linke aufnehmen, und ich war der festen Ansicht, daß wir geradeaus müßten.

»Immer nach Süden,« sagte Karlemann.

»Jawohl, nach Süden, und Süden ist dort,« sagte ich, nachdem ich meinen Taschenkompaß befragt hatte.

Auch Karlemann hatte einen solchen bei sich.

»Wo soll Süden sein?«

»Dort.«

»Nein, dort!« entgegnete Karlemann, ziemlich in die entgegengesetzte Richtung deutend.

Die Nadeln unserer Kompassse zeigten den Nordpol fast in entgegengesetzter Richtung an.

»Mein Kompaß zeigt richtig.«

»Meiner auch.«

Wir stritten uns nicht lange, wunderten uns nicht, sondern hatten bald herausgefunden, was hier nur vorliegen konnte.

Mit diesen kleinen Taschenkompassen ist es ja eine unsichere Geschichte. Man braucht nur einmal in die Nähe einer elektrischen Anlage zu kommen, braucht nur durch irgendeinen Zufall einen magnetisch gewordenen Schlüssel in der Tasche zu haben – schwubb, wird die so überaus empfindliche Magnetnadel polariert, beeinflußt, wird abgelenkt, und das für immer.

Und wir hatten kein Mittel, zu konstatieren, welcher von den beiden Kompassen nun die richtige und welcher die falsche Richtung anzeigte. Und bei umzogenem Himmel hört doch auch jede Bestimmung nach der Sonne auf, es hätte gar nicht so zu schneiden brauchen, daß man keine drei Schritte weit sehen konnte. Und schließlich hatte nun auch noch ein starker Wind eingesetzt, der den körnigen Schnee vor sich hertrieb und im Nu auch unsere eigenen, zuletzt getretenen Spuren verwischte.

So standen wir jetzt völlig ratlos in dem verschneiten Urwalde da.

ICH BEGEGNE MEINEM DOPPELGÄNGER.

»Eine nette Geschichte,« brach ich zuerst das Schweigen. »Jetzt finden wir uns nicht einmal mehr nach dem Lagerfeuer zurück, wo wir auf Tischkoff warten sollten.«

»Und der findet jetzt auch nicht mehr unsere Spuren,« ergänzte Karlemann.

»Tischkoff wird uns dennoch wiederzufinden wissen.«

»Hol der Teufel Ihre Vertrauensseligkeit! Mir wäre jetzt ein Rehbock oder auch nur ein Hase viel lieber . . . «

Schnell riß Karlemann die Büchse hoch, setzte sie aber gleich wieder ab.

»Halt, das war ein Mensch!«

Ich hatte schnell nach der Richtung gesehen, wohin er blickte, konnte aber nichts gewahren.

»Jawohl, dort zwischen den beiden Tannen hat ein Mann gestanden,« versicherte Karlemann, »eine lange Gestalt!«

»Haben Sie sich auch nicht getäuscht?«

»Ich habe ihn ganz deutlich stehen sehen.«

»Wohin verschwand er denn?«

»Es war mir, als wenn er hinter einen Baum gesprungen wäre.«

»Dann müssen wir doch wenigstens seine Spuren noch finden.«

Ich wollte schon hin, Karlemann hielt mich an meinem Pelzrock zurück.

»Aber Vorsicht! Und wenn es nun ein Feind ist, der uns niederknallt?«

»Ja, was bleibt uns aber sonst übrig? Und besser, einen schnellen Tod durch eine Kugel, als langsam Hungers sterben.«

Karlemann sah das ein und schloß sich mir an. Wir konnten, des Waldlebens ganz unkundig, auch tatsächlich gar keine besondere Vorsicht anwenden.

»War es ein Indianer oder ein Weißer?« fragte ich noch.

»So genau freilich konnte ich nicht unterscheiden, durch diesen Schneeschleier. Es war eine lange Männergestalt, die kaum zehn Schritte von hier zwischen den Bäumen stand.«

Nur zehn Schritte? Dann wären wir ja sowieso in der Gewalt dieses Mannes gewesen, wenn er Böses gegen uns im Schilde geführt hätte.

Wir also hin. Und richtig, kaum zehn Schritte, so sahen wir in dem tiefen Schnee vor uns eine frische Spur von Männerstiefeln, und ohne Zweifel war er jetzt seiner eigenen Spur rückwärts

gefolgt, ohne besondere Vorsicht. Die Fußstapfen gingen durcheinander, einmal aber die Spitze der Stiefel uns zugekehrt, dann wieder abgewendet.

»Holla, ist jemand hier?!« rief ich mit allem Aufgebot meiner Lunge.

Keine Antwort. Wir der Spur nach, so schnell wir durch den tiefen Schnee fort konnten.

Die Spur lief fort und fort; der Mann, der uns doch offenbar erblickt, floh vor uns. Das konnte ja wieder eine nette Geschichte werden, und dann mußten wir somit erst recht einen Feind vermuten, oder doch einen Mann, welcher nicht wollte . . .

Da blieben wir beide wie angewurzelt stehen.

»Stopp, oder ich schieße!« hatte uns eine Stimme aus dichtester Nähe entgegennonert.

Aber zu sehen war niemand, obgleich es jetzt zu schneien aufgehörte.

Da deutete Karlemann mit der Hand, und richtig sah ich dort hinter einem Baume die Mündung eines Gewehres hervorlugen.

»Sobald ihr mir zu Gesicht kommt, schieße ich!« fuhr die Stimme fort.

»Weshalb schießen? Wir haben gegen Euch nichts Feindliches im Sinne,« entgegnete ich.

»Weshalb verfolgt ihr meine Spur?«

»Weil wir uns freuen, einen Menschen zu finden. Wir haben uns verirrt.«

»Verirrt? Hahaha!« lachte es rauh. »Macht mir doch nichts weis! Wie kann sich denn ein Mann verirren?«

»Das mag Euch unbegreiflich erscheinen, weil Ihr wahrscheinlich im Walde zu Hause seid, wir aber sind keine Waldmenschen und wissen weder aus noch ein.«

»Wie kommt ihr hierher?« klang es jetzt versöhnlicher.

»Wir haben in dieser Nacht den Pacificzug verlassen und wissen nun weder aus noch ein.«

»Weshalb habt ihr denn den Pacificzug verlassen?«

»Wollt Ihr nicht lieber hervortreten? Ihr habt wahrhaftig nichts von uns zu fürchten.«

»Fürchten? Hahaha! Und daß ihr keine Jäger seid, das merkt euch doch jedes Kind an, weil ihr gar so tölpelhaft im Schnee herumpatscht.«

»Na also! Weshalb tretet Ihr da nicht hervor?«

»Weil ich mit keinem Menschen mehr zu tun haben, ihn gar nicht mehr sehen mag. Habt ihr Kautabak?«

Das war eine seltsame Wortfolge. Aber Tabak ist eben ein gar merkwürdiger Stoff.

»Massenhaft!« entgegnete ich, aus der Tasche eine ganze Platte hervorziehend.

Und der Tabak übte seine Anziehungskraft aus; der Mann trat hervor.

Ich starrte ihn im ersten Augenblicke wie eine Erscheinung aus dem Jenseits ein.

»Herrjeh, das sind Sie ja selber, Käpt'n!« rief da auch Karle-mann.

Ich hatte zuerst geglaubt, mein Spiegelbild zu sehen!

Dem Aeußeren nach sah dieser Mann allerdings anders aus, d. h., in der Kleidung. Das Pelzkostüm, welches er trug, anscheinend selbstgefertigt, war sehr abgeschabt – aber vor allen Dingen überschritt auch dieser Mann bei weitem das menschliche Normalmaß, wir gaben wohl einander nichts nach, und dann genau dasselbe kupferbraune Gesicht, wie ich es bis vor kurzem täglich im Spiegel hatte betrachten können, also auch mit solch einem weißblonden Bärtchen.

Ich glaube, sich selbst, seine eigene Physiognomie, kann man wohl am allerwenigsten beschreiben, und so will ich es auch hier

nicht tun. Kurz und gut, mein völliges Spiegelbild, nur nicht gerade jetzt, weil ich gegenwärtig einen Vollbart trug, allerdings einen etwas ruinierten, den ich wie das Haupthaar schwarz gefärbt hatte.

Der Fremde schien gar keine Aehnlichkeit herauszufinden, oder der Farbunterschied der Haare genügte ihm – kurz, er ging, das Gewehr über die Schulter hängend, mit ausgestreckter Hand auf mich zu.

»Nur einen Biß, nur einen einzigen Biß!« sagte er, als er mir die Platte aus der Hand nahm und, wie ein heißhungeriger Wolf in ein Stück Fleisch, hineinbiß, nur daß dies eben Tabak war.

»Nun, mit einem einzigen Bissen braucht Ihr Euch nicht zu begnügen!« lachte ich erleichtert. »Ihr könnt die ganze Platte behalten, kann Euch auch noch ein paar andere abgeben, habe ein ganzes Pfund bei mir, das sind zehn solcher Platten, ohne den Tabak, den ich sonst noch in der Tasche habe.«

»Ja, Tabak, Kautabak. – Was ist der Mensch, wenn er keinen zwischen den Zähnen hat? Hatte keine Zeit, mich damit zu versorgen. Wollte deswegen schon nach Vandalia. Ich nach Vandalia! Hahaha! Glaubt Ihr, Fremder, daß sich ein verfolgter Raubmörder in eine Ansiedlung wagen kann, nur um einen Bissen Kautabak zu bekommen?«

Ich starrte den Sprecher an. Wie gesagt, ich sah mich selbst im Spiegel wieder, so wie ich sonst mein Bild gewohnt war. Und der Leser darf mir glauben, daß ich weder wie ein Raubmörder noch sonst wie ein Halunke aussah.

»Raubmörder?!«

Der Mann lachte.

»Nein, nein, braucht keine Bange zu haben. Ich habe in meinem Leben noch nie ein Tier getötet, wenn ich nicht dessen Fleisch bedurfte, oder wenn es mir nicht gefährlich wurde. Werde wegen etwas ganz, ganz anderem verfolgt.«

»Weswegen sonst?«

»Das geht Euch nichts an, Fremder!« wurde der andere plötzlich grob, lenkte aber gleich wieder ein. »Was wollt Ihr für so eine Platte? Wieviel könnt Ihr entbehren? Geld kann ich Euch freilich nicht geben.«

»O, was das anbetrifft, mir ist verdammt wenig um Geld . . . «

»Flucht nicht!!« unterbrach er mich schroff.

Oho, das hätte ich von diesem Manne, doch offenbar ein Hinterwäldler, nicht erwartet, ich hatte von diesen Leuten bisher anderes erfahren. Nun, einen ungünstigen Eindruck machte das nicht auf mich.

»Aber ich kann Euch anderes dafür geben,« fuhr er fort, die Platte in seiner Hand zärtlich betrachtend, sich jedenfalls nicht wieder von ihr trennen könnend.

Ich dachte daran, daß ich hier einen Vorteil auf meiner Seite hatte.

»Ja, einen Gegendienst könnt Ihr uns allerdings tun.«

»Welchen?«

»Wir haben uns hier gründlich verirrt.«

»Wo ist der dritte Mann, mit dem Ihr in der Nacht den Pacificzug verließ?«

Also auch schon davon wußte er. War das vielleicht der Mann, der uns umschlichen hatte?

»Ihr wißt, daß wir noch einen Begleiter hatten?«

»Ja, ich sah, wie drei Männer aus dem Pacific sprangen, dachte: was wollen die? Habe Euch etwas beobachtet.«

»Da seid Ihr wohl selbst mit dem Zuge gefahren?«

»Ich? Nein. Wie kommt Ihr darauf?«

»Weil wir annehmen, daß noch ein vierter Mann den Zug hier verlassen hat.«

»Stimmt auch. Aus einem Wagen weiter hinten stieg noch ein anderer Mann.«

»Seid Ihr ihm gefolgt?«

»Ich? Was kümmert das mich?« war wieder die schroffe Antwort. »Ich sah Euer Lagerfeuer, ging gar nicht weit heran, drehte wieder um, machte mir dort unten in einer Versenkung ein Feuer.«

Zunächst wurden meine Gedanken durch Karlemanns Benehmen abgelenkt. Der Junge war näher an den Mann herangetreten und beschnoberte ihn wie ein Jagdhund.

»Hören Sie, Sie riechen nach Hasenbraten!« fing Karlemann schon wieder an.

»Möglich, habe welchen in meinem Schnappsack.«

»Haben Sie sich gestern welchen gebraten?«

»Ja, hatte gestern abend zwei Stück geschossen.«

»Na,« sagte Karlemann mit entsprechender Handbewegung zu mir, »hatte ich es nicht gesagt?«

»Ist das Euer Sohn?« wandte sich jetzt der Fremde wieder an mich. Ich verneinte. »Seid Ihr verheiratet?«

»Ja.«

»Schade! Wie kann ein vernünftiger Mensch überhaupt heiraten!«

Oho, das ließ ja nun wiederum tief in den Charakter dieses Mannes blicken. Er war überhaupt menschenscheu, das hatte ich nun heraus.

»Wo ist jetzt also Euer anderer Gefährte?«

Ich erzählte, wie wir am Lagerfeuer umschlichen worden waren, wenn nicht von diesem Manne hier, dann eben von jenem anderen, der gleich uns den Pacificzug verlassen hatte, aber ohne unser vorheriges Wissen; unser Gefährte hatte die Anwesenheit eines Menschen gemerkt, hatte sich entfernt, war den Spuren gefolgt, wir heute früh den Spuren der beiden, bis wir nicht mehr konnten, und so hatten wir uns gründlich verirrt, wußten weder aus noch ein, zumal wir auch nicht mehr unseren Kompassen trauen durften.

Aufmerksam hatte mir der Fremde zugehört.

»Weshalb habt Ihr überhaupt den Zug verlassen?« fragte er dann.

»Wißt Ihr, wie vor drei Wochen hier in dieser Gegend der Pacific überfallen worden ist?«

Nein, der Mann hatte noch gar nichts davon gehört.

»Ihr seid ein Waldläufer?«

»Mann, was geht Euch an, was ich bin?« war wieder die barsche Gegenfrage, von einem mißtrauischen Seitenblicke begleitet.

Irgend etwas mußte dieser Mann doch auf dem Gewissen haben.

»Kennt Ihr den schwarzen Fuchs?« fragte ich dennoch unbeirrt weiter.

»Den Häuptling der hier hausenden Dakotahs?«

»Ja.«

»Den kenne ich.«

»Dieser hat den Pacificzug zum Entgleisen gebracht.«

»Das sieht dem schwarzen Fuchs ähnlich.«

»Er hat Gefangene gemacht und diese nach Norden entführt.«

»So?« klang es gleichgültig zurück.

»Und unter diesen Gefangenen befinden sich meine Frau und mein Kind, die will ich jetzt befreien.«

»Hättet lieber nicht heiraten sollen!« knurrte der andere, setzte aber in milderem Tone hinzu: »Ja, Fremder, da kann ich Euch wirklich nicht helfen.«

»Und ich dachte eben, Ihr könntet es.«

»Ich?«

»Wißt Ihr, wo der schwarze Fuchs sein ständiges Lager hat?«

»Am Pitsee.«

»Wart Ihr schon dort?«

»Früher oftmals.«

»So könnt Ihr uns doch den Weg dorthin zeigen.«

Wie erschrocken fuhr der Fremde zusammen, scheu nach Norden blickend.

»Nein, Fremder, da verlangt Ihr zu viel von mir, ich muß machen, daß ich über die Grenze komme, habe mich schon zu lange Euretwegen hier aufgehalten. Wollt Ihr mir noch ein paar Platten Tabak geben oder nicht?«

»Wenn Ihr uns als Führer nach dem Pitsee dient.«

»Gehabt Euch wohl,« sagte der andere sofort, warf mir die Platte Tabak, die er noch immer in der Hand hielt, vor die Füße schulterte seine Büchse und wandte sich zum Gehen.

Ich vertrat ihm schnell den Weg.

»Mann, laßt doch mit Euch sprechen! Ich will ja gar nicht wissen, weshalb es Euch aus dem Norden forttreibt, daß Ihr nicht wieder dorthin zurück wollt . . . «

»Erfahrt Ihr auch nicht.«

»Wißt Ihr, wo wir diese Nacht gelagert haben?«

»Ja.«

»Könnt Ihr Euch dorthin zurückfinden?«

»Warum nicht? Das ist keine dreihundert Schritte von hier.«

Ich blickte mich um, der Fremde streckte auch den Arm aus, um die Richtung zu bezeichnen, aber ich gestehe, daß ich nicht glaubte, die Stelle wiederzufinden, wo wir auf Tischkoffs Rückkunft warten sollten. Dreihundert Schritte haben in solch einem verschneiten Walde doch schon etwas zu bedeuten.

»So bringt uns wenigstens dorthin.«

»Das kann geschehen, den Gefallen will ich Euch tun.«

Ohne weiteres schritt mein Doppelgänger voran, ohne sich um die zu Boden geworfene Platte Tabak zu kümmern, die ich selbst aufheben mußte, da sich auch Karlemann nicht bücken wollte.

Wir hatten nach einem kurzen Marsche einen dichteren Bestand von Bäumen umschritten, als sich mir ein überraschender Anblick bot.

Auf einer Waldblöße flackerte ein helles Feuer, und der Mann, der daran saß, mit einem Bratspieß beschäftigt, war kein anderer als Tischkoff.

»Hallo!!«

Er wendete kaum den Kopf, drehte den Bratspieß weiter, und der Klumpen, der an diesem hing, war in diesem Augenblick auch für mich die Hauptsache.

Zunächst aber blieb unser Führer stehen.

»Ist das Euer Begleiter, der Euch verlassen hat?«

»Er ist es.«

»Dann hat er sein Wort gehalten, er sitzt auf derselben Stelle, wo Ihr heute nacht gelagert habt.«

Ich hätte die Gegend gar nicht wiedererkannt. Sie sah bei Tagesbeleuchtung so ganz anders aus. Oder hier, zwischen den gleichförmigen Baumstämmen war überhaupt kein Unterschied zu machen.

»Wollt Ihr mir nun ein halbes Pfund Kautabak abgeben?«

»Ihr sollt es haben. Aber wollt Ihr nicht mit ans Feuer gehen und unser Gast sein?«

»Nein, ich muß weiter, und das schleunigst. Geld kann ich Euch aber nicht geben.«

Ich hatte schon meinen Rucksack geöffnet und fügte zu der angebissenen Platte noch vier weitere, was zusammen ein halbes Pfund ausmachte.

»Dank Euch. Dann nehmt dies hier, vielleicht habt Ihr Spaß daran, oder könnt es sonst einmal zu Gelde machen.«

Mit diesen Worten hatte der Fremde unter seinem Wamse ein kurzes, goldenes Kettchen hervorgezogen, an dem sechs kleine Herzen hingen, ebenfalls aus Gold. Er hielt mir den Schmuck hin.

»Was soll ich denn damit?!« rief ich erstaunt.

»Wie gesagt, macht es einmal zu Gelde.«

»O nein, das behaltet nur ... «

»Ich nehme nichts geschenkt an, und ich bin froh, wenn ich das Ding los bin.«

»Ja, was ist denn das aber?«

»Eine sehr unangenehme Erinnerung für mich. Gehabt Euch wohl.«

Dabei hatte er das wie ein Armband geschlossene Kettchen über den Lauf meines Gewehres gleiten lassen, hatte sich sofort gewandt und ging mit langen Schritten durch den Schnee davon.

Was sollte ich tun? Jetzt konnte ich ihm nicht mehr nachlaufen. Ich ließ ihn gehen, steckte den Schmuck ein, dachte lange Zeit gar nicht mehr daran.

So hatte ich nicht einmal den Namen meines Doppelgängers erfahren, welchem selbst aber unsere große Aehnlichkeit wohl gar nicht aufgefallen war, eben weil ich meinen Bart verändert und schwarz gefärbt hatte, und dieser Mann hatte wohl selten seine Züge im Spiegel studiert.

Es war eigentlich kein Abenteuer gewesen, das ich mit diesem meinen Doppelgänger erlebt hatte. Was für eine böse Suppe er mir aber später noch einbrockte, allerdings ohne seine böse Absicht, wird der Leser erfahren.

MEIN ERSTES DEBUT IN AMERIKA.

Jetzt eilten wir an das Feuer.

»Tischkoff, Sie wieder hier?!«

»Schon seit zwei Stunden.«

»Was für einen Erfolg haben Sie gehabt?«

Gar keinen. Tischkoff erzählte. Es hatte uns tatsächlich ein Mann umschlichen, der gleich uns den Pacificzug verlassen. Erst gegen Tagesanbruch hatte Tischkoff ihn in Sicht bekommen.

»Als er sah, daß ich ihn verfolgte, band er sich Schneeschuhe an die Füße, und da war er für mich nicht mehr zu erreichen, er flog wie ein Hirsch auf festem Boden davon.«

Fand ich hierbei etwas Unverständliches, so staunte ich noch mehr, als Tischkoff neben sich griff und mir eine ganze Menge ... Lawntennisschläger zeigte, hätte ich beinahe gesagt.

Es waren aber keine Lawntennisschläger, sondern indianische Schneeschuhe, wie ich sie sowohl aus meiner Kinderzeit aus Abbildungen wie später aus ethnographischen Museen kannte.

Da heutzutage wohl das Aussehen eines Lawntennisschlägers allgemein bekannt sein dürfte, so ist hiermit auch die Form des indianischen Schneeschuhes beschrieben. Oder nicht? Dann ist so ein Ding allerdings schwer zu beschreiben. Vorn ein Halbkreis, etwa die Hälfte eines kleinen Faßreifens – einer von Mutters Gurkenfäßchen – dieser halbe Bogen geht nach hinten spitz zu, und nun ist das ganze mit einem Flechtwerk aus irgendeinem Stoffe durchzogen, bei den besten Lawntennisschlägern aus Saiten, Schafsdärmen, bei denen für fünf Groschen aus Bindfaden. Nur ist der indianische Schneeschuh bedeutend größer und vor allen Dingen viel länger. Mit dem skandinavischen Schneeschuh, dem Ski, hat er aber gar keine Aehnlichkeit.

»Woher haben Sie denn diese Schneeschuhe?«

»Die habe ich mir erst unterwegs gemacht, auch gleich welche für Sie, nur leider zu spät.«

Ich begriff noch nicht recht.

»Ja, warum hat der Fremde nicht gleich seine Schneeschuhe benutzt? Warum ist er erst so lange mühsam durch den Schnee gewatet?«

»Weil auch er sich seine Schneeschuhe erst unterwegs fertigte.«

So erfuhr ich jetzt etwas ganz Neues. Ich, der ich mich früher stark für Indianerleben interessiert, hatte geglaubt, die Schneeschuhe gehörten zum Inventar des Wigwams eines nördlichen Indianers, im Winter würden sie hervorgeholt.

Das ist aber nicht der Fall. Sie werden stets erst bei Bedarf gefertigt. Solch eine Rothaut geht sogar in der Annahme, daß er Schneeschuhe brauchen wird, ohne diese auf die Jagd, fertigt sie aber erst, wenn der günstige Schneefall eintritt. Er wählt Zweige aus, am liebsten Birke oder Weide, oder aber Nadelholz, biegt

sie, flicht Bast hinein – eins zwei drei, ist ein solider Schneeschuh fertig.

Na, nicht gerade eins zwei drei – aber länger als eine Viertelstunde braucht er nicht, um solch ein Paar Schneeschuhe herzustellen, auf denen er tagelang über den Schnee rast, an Steine und Baumwurzeln stößt, ohne daß diese leichten Schneeschuhe aus dem Leime gehen.

Das muß man gesehen haben, nämlich diese Geschicklichkeit der nordischen Rothäute bei Herstellung solcher Schneeschuhe, um es glauben zu können. Denn wenn man so ein Ding betrachtet, glaubt man, ein geschickter Arbeiter müsse mindestens ein paar Tage mit all seinem Handwerkszeug daran gearbeitet haben. Und so ein Indianer fertigt sie im Dauerlauf, nur mit Hilfe von Fingern, Messer und Zähnen, da biegt er und knüpft er und flicht er, innerhalb einer Viertelstunde sind alle beide fertig, er bindet sie an seine Füße, auch wieder in einer Weise, daß die leichten Dinge fester sitzen, als unsere modernsten Schlittschuhe durch den kompliziertesten Mechanismus und Riemenschnallen, und haben sie ihren Zweck erfüllt, so wirft er sie wieder weg.

Das ist so ein Merkmal, an welchem man in der Ausstellung einen echten Indianer, einen echten roten Jäger der Wildnis erkennt. Er soll nur einmal Schneeschuhe machen.

Ebenso ist es auch mit dem Pfeil, der noch heute für den modernsten Sohn des großen Geistes bei der Büffeljagd unerlässlich ist. Einen Büffel mit dem Feuertgewehr zu jagen, würde für einen Indianer dasselbe sein, als wenn ein weidgerechter Jäger auf ein edles Wild mit Sprenggeschossen schießen wollte. Das ist Tradition, hängt sogar mit Religion zusammen.

Nun, auch wir Kinder haben uns Pfeil und Bogen gemacht, und wir wollten auch eiserne Spitzen haben, daß der Pfeil in der hölzernen Scheibe wirklich stecken blieb. Aber mit welcher Sorgfalt wir auch den Nagel oder die abgebrochene Klinge des Federmessers vorn in dem Schlitz des Schaftes befestigten, wie wir ihn

auch mit Draht umwickelten – schon nach dem ersten Schusse hatte das Ganze doch seinen Halt verloren, und ein geschickter Schlossergeselle, der uns behilflich sein wollte, konnte das ebenfalls nicht ändern, was für Kniffe er auch anwendete, um Spitze und Schaft fest miteinander zu verbinden.

Wie macht es nun der Indianer, daß er seinen Pfeil immer wieder verwenden kann, weil dieser nicht im geringsten gelitten hat, auch wenn er auf einen steinharten Büffelknochen stößt, wenn er so tief in einen Baumstamm gedrungen ist, daß man ihn nur unter Anwendung aller Kraft wieder herausreißen kann?

Ja freilich, wenn man solch einen indianischen Pfeil auch betrachtet, wie der angefertigt ist, wie da die Verbindungsstelle mit dünnen Sehnen umwunden ist!

Wie lange Zeit gebraucht ein Indianer zur Herstellung solch eines unverwüstlichen Pfeiles? Man denkt an einige Tage.

Mitnichten, er stellt solch einen Pfeil in wenigen Minuten her. Der berühmte Alexander von Humboldt hat hierüber Versuche angestellt, mit der Uhr in der Hand, allerdings bei südamerikanischen Indianern, aber dasselbe gilt doch auch für die nordamerikanischen, überhaupt für alle unzivilisierten Jägervölker der Erde, die noch Pfeil und Bogen gebrauchen, und er hat einen Indianer beobachtet, der solch einen gediegenen Pfeil aus einem Baumzweig mit Federn und Stahlspitze mittels Sehnen in noch nicht ganz drei Minuten zusammenbaute, und welcher Indianer dazu länger als zehn Minuten braucht, der ist überhaupt ein Stümper, der sein Kriegerexamen nicht bestanden hat.

Das ist auch so ein Merkmal, an dem man einen echten Indianer, der noch von der Jagd lebt, erkennen kann. Wenn man so eine Ausstellung besucht, soll man nur dem indianischen Schauobjekt die Materialien zur Anfertigung eines Pfeiles geben, und wie lange er dazu braucht, das ist der Prüfstein für seine Echtheit.

Ich glaube, es ist wert gewesen, daß ich mich hierbei so lange aufgehalten habe. In Jugendschriften bekommt man so etwas jedenfalls nicht zu lesen. –

»Ich selbst,« fuhr Tischkoff fort, »hatte leider zu spät daran gedacht, mir Schneeschuhe zu fertigen. Diese hier habe ich auf dem Rückweg gemacht, und auf meinem Paare habe ich einen Hirsch ereilt, von dem ich diese Keule mitgebracht habe.«

Das war für uns beide auch die Hauptsache. Das Fleisch war schon gar, mit Heißhunger machten wir uns darüberher. Deshalb konnte die Unterhaltung ja fortgesetzt werden.

»Was für ein Mann mag das nun gewesen sein?«

»Einer, der uns schon in San Francisco erwartet hat, der mit uns gefahren ist und nun vorausseilt, um unsere baldige Ankunft am Pitsee zu melden.«

Ich wunderte mich nicht ob dieser Erklärung, ich hatte ganz Aehnliches gedacht.

War es nicht schon auffallend, daß nur Mister Fairfax, Blodwen und das Kind entführt worden waren? Konnte der ganze Anschlag nicht von einem ›Blaßgesicht‹ ausgehen, welcher die Lady von Leytenstone in New-York beobachtet hatte, dem hier solch ein Plan gekommen war, um mich, auf dessen Ergreifung vierhunderttausend Pfund standen, ins Innere Amerikas zu locken, um mich mit Hilfe von Indianern leicht überwältigen zu können?

Mögen diese Andeutungen genügen dafür, worüber wir uns des Längeren unterhielten. Wir alle waren der selben Ansicht.

Wegen des Fremden, der uns bis hierher begleitet hatte, stellte Tischkoff nur eine kurze Frage und begnügte sich mit meiner ebenso kurzen Erklärung.

»Was dachten Sie denn, als Sie uns nicht mehr hier fanden?« fragte ich.

»Ich hatte doch gesagt, daß ich hierher zurückkehren würden, da würden auch Sie schon wieder hierherkommen,« entgegnete er einfach.

»Ja, wie wollen wir nun eigentlich die Befreiung der drei in Szene setzen?« fragte ich nach einer Weile weiter.

Wir hatten hierüber während der langen Reise tatsächlich noch kein einziges Wort verloren.

Was mich anbetrifft, so mag diese Gleichgültigkeit mit meinem ganzen Charakter zusammenhängen. Ich selbst stellte mir die ganze Sache eben äußerst einfach vor. Ich fürchtete mich doch nicht etwa vor solch einer Bande Rothäute. Wir gingen einfach hin – »heraus mit den Gefangenen!!« – und wollte man uns Widerstand entgegensetzen, so gab's einfach Backpfeifen.

Faktisch, so hatte ich mir die ganze Sache vorgestellt, rechnete noch nicht einmal mit blauen Bohnen und kaltem Eisen – ich hatte überhaupt der Zukunft noch gar keine Beachtung geschenkt. Das war eben so meine sorglose Natur; der große Ueberschuß von Kraft, den ich damals in meinem zwei Meter langen Leichnam fühlte, ließ gar keinen sorgenvollen Gedanken aufkommen.

Jetzt aber dachte ich doch einmal daran. Und da sollte ich erkennen, daß meine beiden Gefährten, der alte wie der junge, ganz genau solche Charaktere waren.

»Nu,« sagte Karlemann mit kauendem Munde, »wir gehen eben hin und holen die drei wieder ab, und wenn die Indianer noch etwas von uns wollen, dann ziehen wir ihnen eben die Haut über die Ohren. Darauf freue ich mich ja gerade.«

»Ja,« nahm jetzt auch Tischkoff das Wort, »zunächst lassen wir uns gefangennehmen.«

»Was? Gefangennehmen?« fuhren Karlemann und ich gleichzeitig empor.

»Jawohl!« entgegnete Tischkoff mit unerschütterlicher Miene. »Natürlich nur *pro forma*. Wir müssen doch erst einmal wissen, was die eigentlich wollen, von wem das alles ausgeht. Und das erfahren wir doch am besten als Gefangene, da geben sie sich uns offen zu erkennen. Natürlich bleiben wir nur so lange Gefangene, wie uns beliebt. Dann schütteln wir die eventuellen Fesseln ab,

dann drehen wir den Spieß herum, dann wollen wir diesen roten Leutchen einmal zeigen, was solche Seezigeuner zu bedeuten haben, die sich von Kindheit an alle Winde der Erde um die Nase haben pfeifen lassen. O, wir wollen denen etwas vormachen, daß ihnen die Augen übergehen.«

Tischkoff sprach ganz aus meinem Herzen und sicher auch aus Karlemanns. Aber inwiefern, das kann ich hier nicht näher definieren. Es war einfach ein überlegenes Kraftbewußtsein, welches uns verbot, hierüber noch mehr Worte zu verlieren. Ein Kriegsplan brauchte erst gefaßt zu werden, wenn es so weit war, wahrscheinlich aber war überhaupt keiner nötig.

Es war Mittag, als Tischkoff uns Sachkundigen die Schneeschuhe an die Füße band. Das Schneeschuhlaufen will gelernt sein, obgleich der indianische Ski nicht mit dem langen, schmalen des Skandinaviers zu vergleichen ist. Dieser ist mehr ein Schneeschlittschuh, man will auf ihm möglichst schnell über den Schnee hinweggleiten, jener soll nur durch das breite Flechtwerk das Einsinken in den weichen Schnee verhindern, und will man schneller vorwärts kommen, so muß man eben rennen. Einiges Schusseln kommt ja dann auch noch hinzu.

Immerhin, es will gelernt sein, man muß sich daran erst gewöhnen. Nun, nach einer halben Stunde schon war dies geschehen.

Es ging in nordöstlicher Richtung davon. Die Gegend wurde hügeliger, immer noch dicht mit Kiefern und Fichten bestanden, dann aber hörten diese auf, fingen erst in einiger Entfernung wieder an, dazwischen zog sich ein sehr breiter Schneestreifen hin, im Gegensatz zur Umgebung völlig eben.

»Wissen Sie, was das ist?« fragte Tischkoff.

»Offenbar ein zugefrorener Fluß, ein Strom.«

»Ja, der Colorado. Wir werden ihn als Weg benutzen.«

Und so taten wir, zwei Tage lang. Es war ein höchst bequemer Marsch. Auch an Wild war kein Mangel mehr, Tischkoff verstand

die Jägerei ganz anders als wir. Sonst will ich hierüber nichts weiter erwähnen.

Es war am Morgen des dritten Tages. Wir mußten uns nach Tischkoffs Versicherung in der dichten Nähe des Pitsees befinden. Bisher hatten wir noch nicht eine einzige menschliche Spur gefunden.

Wir hatten den Flußlauf verlassen, um die ganz frische Fährte eines Hirsches zu verfolgen, der bei jedem Schritte bis zum Leibe in den Schnee eingebrochen war.

Solche Fährten waren sehr häufig, aber nicht jede durfte in der Absicht oder in der Hoffnung verfolgt werden, das betreffende Wild noch einholen zu können. Denn es hatte inzwischen nicht wieder geschneit, und wer wußte denn, wann diese Fährte entstanden war, wie weit sich das Wild unterdessen entfernt hatte?

Ja, einer wußte es: Tischkoff. Er erwies sich immer mehr als der erfahrenste Jäger. Mein Kommodore konnte eben sagen: diese Fährte ist alt, diese ist ganz frisch. Er machte nur klar, wodurch er das unterscheiden konnte, aber ich verstand seine Erklärungen nicht. Hierin schien Karlemann ein intelligenterer Schüler zu sein als ich.

So schnell wir konnten, eilten wir über den Schnee dahin, den tiefen Löchern nach, welche die gespaltene Hufe zurückgelassen hatten. Mit Instinkt hatte das Tier, nach Tischkoffs Versicherung ein großer Hirsch, immer die am wenigsten tiefen Stellen zu wählen gewußt, hatte aber doch nicht vermeiden können, oft bis zum Rücken im Schnee zu versinken, hatte dann stets böse würgen müssen.

Jetzt kamen wir wieder an Stellen, wo die Hufe nur wenige Zoll eingebrochen waren, und der Schnee schien zwischen diesen Hügeln merkwürdigerweise überall nur ganz flach zu sein, und dann mußten wir uns auf eine lange Verfolgung gefaßt machen, wenn wir sie lieber nicht gleich ganz aufgaben.

Da, als wir so nebeneinander über die Schneedecke eilen, kommt plötzlich hinter einem Hügel eine in Pelze gehüllte Gestalt hervor, ebenfalls auf Schneeschuhen, ein Beil in der Hand, einen Tomahawk, und wie mir noch zur Besinnung kommt, daß dieses dunkle Gesicht doch sicher einem Indianer angehören muß, der uns hier mit seinem Fleischerbeil angreifen will, und wie ich so noch überlege, wie ich den Kerl empfangen will, da saust er schon wie ein Phantom an mir vorüber – und im nächsten Moment pralle ich, der ich sowieso schon ganz kopfscheu geworden, mit einem haarigen, zottigen Etwas zusammen, das gleichfalls hinter dem steilen Hügel hervorgekommen war.

Ich komme bei dem hahnebüchernen Zusammenstoß nicht zu Falle, bin aber doch ein Stück zurückgeschleudert worden – und da steht unter einem donnerähnlichen Gebrüll das zottige Etwas aufgerichtet vor mir, ich sehe zwei haarige Arme, die mich umschlingen wollen, sehe ein weitaufgesperrtes Maul mit furchtbaren Zähnen . . .

»Ein Grisly, ein Grislybär!!« höre ich da Tischkoff schreien.

Ja, daß ich mit einem grauen Bären ein Rencontre gehabt, hatte ich mir nun auch schon gedacht, vorläufig aber hielt ich mich nicht mit zoologischen Studien auf.

»Was? Du Himmelhund willst mich beißen?!«

Und da ich gerade meine rechte Hand frei hatte, gab ich dem Vieh eins an den Kopf, daß es gleich die Balance auf seinen dicken Beinen verlor und sich im Schnee herumkollerte.

Doch im nächsten Moment war der Bär wieder auf den Füßen, abermals aufrechtstehend, und jetzt kam ich zu spät, er hatte mich schon zwischen seinen Armen – freilich nicht lange, da hatte ich ihn hinten beim kurzen Schwanzstummel angesackt, so gewissermaßen beim Hosenbunde – und ehe er mich beißen konnte, wirbelte er schon durch die Luft und schmetterte zu Boden, daß da keine weiche Schneeschicht etwas half, ich hörte alle Knochen knacken – aber da war er schon wieder auf den Beinen, wieder

an mir in die Höhe – nun hatte ich aber diese Spielerei satt, nun verabreichte ich ihm erst eins von unten, daß der Rachen, wie von einer Mechanik getrieben, zuklappte, und dann hing der zerschmetterte Unterkiefer herunter – aber ehe ich mir das richtig besehen konnte, gab ich ihm erst noch mit der Faust eins auf den Oberschädel, und dann folgte ein Tritt in den Bauch nach, wobei ich konstatierte, daß ich keinen Schneeschuh mehr am Stiefel hatte – und da sagte der Grislybär noch einmal höööhhh, legte sich in den Schnee und blieb so liegen, ohne sich noch zu rühren.

»Wah!!!« erklang es da.

Ich blickte mich verwundert um. Wie lange die ganze Geschichte gedauert hatte, weiß ich nicht, Lange jedenfalls nicht, und da sehe ich mich mit einem Male von lauter Indianern umringt, alle auf Schneeschuhen, mit Gewehr und Tomahawk und hauptsächlich auch mit langen Lanzen bewaffnet, und sie alle blicken auf mich und blicken auf den Bären, der keinen Mucks mehr sagt, und Tischkoff steht da mit über der Brust verschränkten Armen, und Karlemann bricht plötzlich in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Außerdem steht noch am nächsten Baumstamm ein Indianer, den Tomahawk wie zum Wurfe erhoben, keuchend, und ich will gleich erwähnen, daß es derselbe war, der von dem Grislybär verfolgt worden. Er hatte ein viel dunkleres Gesicht als seine Kollegen, eine fast schwarze Haut.

»Wah!« erklingt es da noch einmal, erst von einem hervorgestoßen, und »wah!!!« schreien alle anderen nach.

»Ja, wah,« wiederholte Karlemann, sich die Augen trocknend, denn er hatte vor Lachen Tränen geweint. »Käpten, das haben Sie fein gemacht, das war sogar noch besser als damals bei den Gorillas.«

»Hau!« fängt jetzt der eine Indianer zu bellen an.

»Hau hau hau!!!« bellen alle anderen nach.

Na, von Hunden, welche viel bellen, hat man bekanntlich nichts zu fürchten. Ich ging erst einmal hin zu dem Bären, um ihm an den Puls zu fühlen.

Nein, der schlug nicht mehr. Mit dem ganzen Bären war es vorbei. Ich hatte ihm die Schädeldecke vollständig eingetrieben, und das hält auch kein Grislybär aus, der es sonst mit einigen Gewehrkugeln und Lanzenstichen nicht so genau nimmt.

Und jetzt erst merkte ich, was für ein respektabler Bursche das war! Wir schätzten ihn dann später auf mindestens acht Zentner, und aufrecht stehend überragte er mich noch ein klein wenig.

Auch Tischkoff war hinzugetreten, ebenso die Indianer, rund ein Dutzend.

Sie betasteten den Kopf des Bären, der plötzlich ganz weich geworden war, wenigstens wackelte unter dem Schädelfell alles, wie auch der Unterkiefer nur noch aus Knochensplintern bestand, und dann lenkten sie wieder ihre Augen respektvoll auf mich.

Endlich, nachdem er mich lange genug so angestarrt hatte, richtete der schwarzhäutige Indianer das Wort an mich.

»Der Bärenschmetterer ist ein starker Mann, der schwarze Fuchs möchte sein Freund sein,« sagte er mit tiefen Gutturaltönen in gebrochenem Englisch.

Aha, der schwarze Fuchs! Also die wollten mich fangen? Na, da konnte der Tanz ja gleich noch einmal beginnen. Und das wollte ich ihm auch gleich sagen.

»Du bist der schwarze Fuchs?«

»Hau.«

»Nicht wahr, du hast vor drei Wochen den Pacificzug überfallen?«

Nicht nur auf diesem schwarzen, auch auf allen kupferroten Gesichtern machte sich eine Verlegenheit bemerkbar, so sehr man auch versuchte, diese zu unterdrücken.

»Hau!« wurde dann zögernd meine Frage bejaht.

»Hast du einen Mann, eine Frau und ein Kind zu Gefangenen gemacht?«

»Hau,« mußte noch zögernder zugegeben werden.

»Es ist mein Freund, mein Weib und mein Kind, und ich komme, um sie wieder abzuholen.«

»Sie sind meine Gäste gewesen, und der schwarze Fuchs freut sich, sie dem Bärenschmetterer wieder zuführen zu können.«

Aha, auch dieser schwarze Fuchs wußte etwas von Trauben, welche sauer sind, weil sie ihm zu hoch hängen.

Die anderen Indianer begannen unterdessen den Bären zu zerwirken, und ich machte sie nicht darauf aufmerksam, daß sie dazu eigentlich erst meine Erlaubnis einzuholen hätten, ich behielt mir den Häuptling vor.

»In wessen Auftrag hast du eigentlich den Zug überfallen und die Gefangenen fortgeführt?«

»Das gelbe Wiesel ist ein Lügner, es wird die Hand des schwarzen Fuchses zu fühlen bekommen,« stieß jetzt der Häuptling grimmig hervor, dabei als Zeichen seiner Verachtung ausspuckend.

»Wer ist dieses gelbe Wiesel?«

»Halt,« mischte sich da Tischkoff ein. »Herr Kapitän, Sie verstehen diesen Häuptling nicht richtig zu behandeln, lassen Sie mich einmal mit ihm sprechen.«

Und zu meiner Verwunderung begann Tischkoff eine Sprache zu reden, die ich nicht verstand, da der Häuptling aber so schnell antworten konnte, mußte es wohl seine eigene sein.

Wohl eine Viertelstunde unterhielten sich die beiden, während die anderen immer fleißig an dem Bären herumfleischerten, auch schon ein großes Feuer anzündeten. Es sollte also sofort versucht werden, möglichst viel von dem delikaten Bären im Magen verschwinden zu lassen.

Die Unterhaltung der beiden schien beendet zu sein, der schwarze Fuchs hatte würdevoll am Feuer, über dem bereits ein

Rückenstück schmorte, Platz genommen, mich durch eine würdevolle Handbewegung auffordernd, ein Gleiches zu tun.

»Die Sache ist folgende,« wandte sich jetzt Tischkoff an mich, und ich schicke voraus, daß die Rothäute während seiner Erzählung oftmals ein zustimmendes Hau bellten. »Vor etwa zwei Monaten sind in das Lager dieser Sioux drei Männer gekommen, welche den Häuptling überredeten, er solle mit seinen Kriegern einen Pacificzug, der in einigen Tagen kommen würde, überfallen. Aber alles Blutvergießen solle vermieden werden. Es handele sich einzig und allein um die Gefangennahme zweier Personen, die auch ein Kind mit sich hatten. Diese drei sollten von den Sioux nach ihrem Lager am Pitsee gebracht und, falls eine Befreiung eingeleitet würde, vor den Verfolgern auch weiter entführt werden. Hierfür wurden den Sioux, etwa achtzig Kriegern, hundert Gewehre mit genügender Munition und andere Geschenke versprochen.

»Aber dieses war erst das eine. Nun kommen Sie selbst in Betracht. Der Wortführer jener drei Intriganten rechnete ganz bestimmt darauf, daß Sie selbst hierherkommen würden, um die Lady und das Kind zu befreien. Und als zweites sollten nun Sie gefangen werden, das heißt, in die Gewalt jener drei kommen, wofür die Sioux dann hundert Pferde erhielten.

»Gut, der schwarze Fuchs ging auf alles ein. Das eine Blaßgesicht verließ den Stamm wieder, begab sich zur nächsten Station, fuhr jedenfalls nach New-York zurück, um der Lady Abfahrt abzuwarten. Oder wie das sonst arrangiert worden ist, das freilich vermag mir dieser Indianer nicht anzugeben. Aber wie Mister Fairfax die beiden Möwen hat fliegen lassen, davon weiß er mir zu berichten.

»Kurz und gut, die Spitzbuben wußten, in welchem Zuge sich die drei befanden, dieser wurde zur Entgleisung gebracht. Der Putsch gelang. Gestern ist nun ein viertes Blaßgesicht in dem Indianerlager angekommen, um unsere oder hauptsächlich Ihre Ankunft zu melden, und diese Bande hier war schon bereit, uns in

Empfang zu nehmen. Da wurden die Indianer von einem Grislybären überrascht, der hat die ganze Situation geändert. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen.«

»Und wer sind nun die drei, welche es auf uns und hauptsächlich auf mich abgesehen haben?« fragte ich.

»Das kann ich leider nicht erfahren. Die Blaßgesichter scheinen sich zu hüten, sich mit ihren Namen anzureden, und die Indianer haben ihnen nach ihrer Sitte gleich neue Namen gegeben. Die Hauptperson ist das gelbe Wiesel, nach seiner gelben Hautfarbe und nach seiner Zierlichkeit so genannt, mag vielleicht auch etwas Schleichendes an sich haben. Der zweite heißt wegen seines langen Halses Langhals, und der dritte hat einen Namen bekommen, der sich nicht anders übersetzen läßt als mit Großmaul.«

»Und der vierte?« lachte ich. »Der heute erst angekommen ist?«

»Der hat noch keinen Namen bekommen, der ist noch zu neu.«

»Ja, wer mögen diese drei Personen wohl sein?«

»Irgendwelche Menschen, die sich eben durch diesen Putsch ein schönes Stück Geld verdienen wollen. Lady Blodwen ist in New-York gesehen worden, die ganze Geschichte ist doch auch sonst bekannt genug – *well*, da ist in deren Hirnen eben dieser geniale Plan entstanden.«

Ja, die Sache war einfach genug. Trotzdem rieb ich mir die Stirn.

»Da fällt mir etwas ein.«

»Nun?«

»Wie wäre es denn, wenn ... oder da muß ich erst fragen, wie wir uns jetzt zu diesen Indianern stehen?«

»Wie gesagt, dieser Bär hat die ganze Situation geändert. Zu unseren Gunsten. Oder vielmehr Sie haben alles herumgedreht.«

»Sie meinen, diese Sioux werden nicht mehr feindlich gegen uns vorgehen?«

»Herr Kapitän, wissen Sie, was das bedeutet, einen grauen Bären getötet zu haben?«

O ja, ich wußte schon etwas davon, aus Büchern, und nicht nur aus erfundenen Jugenderzählungen.

Der graue Bär ist das furchtbarste Raubtier Amerikas, wenn nicht der ganzen Welt, denn nicht umsonst hatte Lord Seymour darauf gewettet, daß die grauen Bären auf der Osterinsel unter allen anderen Raubtieren aufräumen würden, auch unter den Tigern und Löwen.

Kurz und gut, wer einen Grislybären erlegt hat, ist in ganz Amerika der Held, und ich . . .

»Und Sie haben dem Ungeheuer den Kopf nur mit der Faust zertrümmert,« fuhr Tischkoff fort, »Sie sind jetzt für diese Indianer ein unantastbarer Heiliger, der nur zu befehlen braucht.«

»Wie wäre es denn da,« nahm ich meine vorhin unterbrochene Rede wieder auf, »wenn ich den Indianern befehle, uns dennoch als Gefangene zu behandeln? Da könnten wir doch erst jene drei Männer . . .«

»Ist alles bereits besorgt,« fiel mir Tischkoff ins Wort.

»Was besorgt?«

»Nun eben, wie Sie sagen. Dieselbe Idee habe ich bereits gehabt, mich mit dem schwarzen Fuchs darüber verständigt.«

»Wir werden scheinbar als Gefangene behandelt?«

»Jawohl. Wir wollen uns nur noch an diesem Bärenrippenstück delectieren, dann werden wir gebunden in Triumph nach dem Lager gebracht, und wenn Sie wünschen, können Sie auch einen Knebel in den Mund bekommen.«

»Danke sehr. Ist diesen Sioux dabei aber auch zu trauen?«

»Daß diese Gefangenschaft nicht nur eine scheinbare ist? Ich versichere Ihnen nochmals, daß Sie von jetzt an . . .«

»Nein, das meine ich nicht, das glaube ich schon. Aber ob diese Rothäute auch ihre Rolle gut spielen werden?«

»O, was das anbetrifft – in solcher Verstellungskunst nimmt es so eine Rothaut auch mit dem gewieftesten Yankee auf.«

»Dann ist das ja famos!« rief ich erfreut. »Aber wenn nun einer der drei Blaßgesichter hierherkommt und uns beim fröhlichen Schmause als Freunde der Indianer findet?«

»Sehen Sie nicht, daß bereits Wachen vorgeschoben sind? Außerdem befinden wir uns noch gute zwei Stunden von dem Lager entfernt.«

In der Tat, ich hatte schon vorhin bemerkt, daß sich drei der Sioux entfernt hatten.

»Sollte sich einer von jenen nähern, so werden wir rechtzeitig benachrichtigt, und er wird uns gebunden finden.«

Ich hatte nichts mehr zu sagen, ich machte mich über die Bärenrippen her, die unterdessen gar geworden, und fand das Köstlichste was ich je gegessen, und die Rothäute suchten mir auch noch immer die saftigsten Stücke aus, welche sie mir respektvoll auf der Spitze ihrer Skalpiermesser präsentierten.

»Wissen Sie, daß Sie mir mit Ihrer Hauerei den Spaß gründlich verdorben haben?« fragte Karlemann einmal mit fettriefendem Munde. »Was fällt Ihnen denn ein, dem Bären so mir nichts dir nichts den Schädel einzuschlagen?«

»Was für einen Spaß habe ich Ihnen denn verdorben?«

»Nun, ich hatte eben den Respekt dieser roten Schufte, wenn sie uns gefangen hatten, auf eine ganz andere Weise erwerben wollen.«

»Auf welche Weise?«

»Nun ist's zu spät, nun brauche ich's auch gar nicht mehr zu sagen. Oder meinetwegen – sollte dieser Stamm nicht auch so einen Hexenmeister haben, so einen Mediziner?«

»Da müssen Sie Mister Tischkoff fragen, der weiß das besser als ich.«

»Nun, Mister Tischkoff?«

Mein Kommodore schien wie betroffen zu sein, er vergaß, den Bissen zum Munde zu führen, hielt mitten in der Bewegung inne.

»Wie kommen Sie auf diese Frage?«

»Na, was ist denn bei dieser Frage dabei? Ob wohl auch dieser Indianerstamm seinen Medizinmann hat?«

»Ganz sicher. Ohne einen solchen ist ein Indianerlager undenkbar.

»Na, sehen Sie – diesem Zaubermeister wollte ich etwas vormachen, daß ihm seine Skalplocke zu Berge stand, und allen anderen Indianern auch.«

Tischkoff begann plötzlich ganz eigentümlich zu lächeln.

»Na, was haben Sie denn da zu feixen?!« schnauzte ihn Karlemann, der nicht einmal vor einem Großmogul mit dem Elefantenorden Respekt gehabt hätte, in seiner Weise an, die man aber niemals übelnehmen konnte.

»Weil auch ich beabsichtigt hatte, mit dem Medizinmanne meine Experimente zu machen.«

»Was für Experimente?«

»Das möchte ich vorläufig mein Geheimnis bleiben lassen.«

»Dann erfahren Sie auch von mir nichts. Oder haben Sie etwas in der Tasche?«

»Ja,« lächelte Tischkoff.

»Ich auch.«

Diese Zwischenunterhaltung, welche auf deutsch geführt worden, war beendet.

So hatte also jeder der beiden sein Geheimnis, seinen Plan, wie er den Rothäuten hatte mächtig imponieren wollen, um gleich wieder die Freiheit zu gewinnen und dann als Gebieter auftreten zu können.

Nur schade, meine Krafterleistung hatte alle diese schönen Pläne vernichtet.

Nun, ich sollte später doch noch erfahren, was die beiden vorgehabt hatten, sie konnten es schließlich noch anwenden.

Die Mahlzeit war beendet, obgleich wir noch einen langen Weg vor uns hatten, beschlossen wir, schon jetzt die Rolle als Gefangene zu spielen.

So wurden uns die Waffen abgenommen, uns selbst die Hände auf dem Rücken mit Riemen gebunden, ganz sachgemäß. Ich hätte meine liebe Not gehabt, diese Lederriemen zu sprengen.

Nur in Karlemanns Kopf stieg noch einmal ein Zweifel auf.

»Und wenn die Kerls nun doch wirklich Ernst machen und uns ...«

Ein warnendes Zischen Tischkoffs ließ ihn verstummen.

»Vorsicht, lassen Sie diesen Verdacht nicht dem Häuptling hören, er enthält für ihn wie für jeden anderen dieser Krieger eine furchtbare Beleidigung. Uebrigens können Sie ganz ohne Sorge sein ...«

»O, von Sorge ist bei mir überhaupt gar keine Rede – im Gegenteil, mir wäre höchst angenehm, wenn die Sioux uns jetzt im Ernste gebunden hätten, da hätte ich noch immer Gelegenheit, ihnen zu zeigen, wie schnell ein Seezigeuner, wie ich einer bin, die Fesseln abstreifen und den Spieß herumdrehen kann. Schade, wirklich schade, daß mir dieser Schlagtot den ganzen Spaß verdorben hat!«

Ich erhielt neue Schneeschuhe, weil meine bei dem Ringkampfe in die Brüche gegangen waren, die Krieger bepackten sich mit Fell und Fleisch des ausgeweideten Bären, und die Karawane setzte sich in Bewegung.

Wir hatten unterwegs noch viel zu sprechen. Besonders war ich es, der an Tischkoff noch manche Frage zu stellen hatte, weil ich verschiedenes nicht recht glauben wollte.

Würden sich die Rothäute nicht dadurch verraten, daß sie mir solchen Respekt entgegenbrachten, auch jetzt noch unterwegs?

Und wenn sie dieses ihr Benehmen zuletzt auch noch änderten, würden sie nicht ihren Kameraden im Lager von dem ›Bärenschmetterer‹ erzählen, ohne imstande zu sein, sie auch auf die Rolle vorzubereiten, welche allgemein gespielt werden mußte?

So hatte ich noch mehr Bedenken. Allein Tischkoff wußte sie alle zu zerstreuen.

»Lernen Sie diese Rothäute nur erst richtig kennen. In gewissem Sinne ist jeder Indianer ein geborener Schauspieler, nämlich dadurch, daß bei ihm als Tugend gilt, jeden Schmerz und besonders auch jede seelische Affektion zu verbergen. Und sie brauchen nicht einmal Worte, um sich zu verständigen, nur einige geheime Zeichen sind nötig, und jeder weiß, welche Rolle er zu spielen hat. Und dieser Häuptling führt gar keinen Namen, der ihn besonders auszeichnet, höchstens seine dunkle Hautfarbe wird betont. Die einzelnen Dakotahstämme haben doch noch ihre besonderen Namen, und dieser hier, der damals den transportierenden Soldaten auf Nimmerwiedersehen entwischt ist, führt als Totem einen Fuchs, auf der Brust eintätowiert, und umsonst werden sie dieses Wappen wohl nicht bekommen haben.«

So sprach Tischkoff, und ich war beruhigt. Meine Aengstlichkeit beruhte ja auch nur darauf, daß die geplante Komödie mißglücken könnte.

TAUBENEI.

Zwei Stunden später lag vor uns eine völlig ebene, unübersehbare Schneefläche – der zugefrorene Pitsee – und am östlichen Ufer, dort, wo wir den dunklen Wald verließen, erhob sich ein umfangreiches Zeltdorf, aus buntbemalten Wigwams bestehend.

Sicher hatten wir schon vorgeschobene Wachposten passiert, aber nichts von diesen bemerkt, als wir zunächst von kläffenden Hunden begrüßt wurden. Dann kamen uns Kinder entgegen, welche noch neugierig sein durften, ebenfalls in Pelze gehüllt, starrend vor Schmutz und Fettschmiere.

So zogen wir in das Zeltdorf ein. Vor den Wigwams brannten Feuer, an denen Indianer hockten, rauchend, faulenzend, selten mit irgend etwas beschäftigt, und für mich in Indianerschmökern Belesenen war es ganz selbstverständlich, daß sie uns nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten.

Anders die Frauen, die Squaws. Sie ließen einmal die Arme, welche diese gequälten Geschöpfe sonst nie ruhen lassen dürfen, sinken, setzten die Holzlast ab, um uns neugierig zu betrachten und untereinander Bemerkungen auszutauschen, deuteten sogar mit Fingern auf uns.

»Das sind sie, das sind sie!« hörte ich sie sagen, wenn ich auch ihre Gutturalsprache nicht verstand.

Aber wie ganz anders wären wir von diesen Frauen empfangen worden, wenn wir als Gefangene eingebracht worden wären, die mit ihren Männern und Brüdern und Söhnen im Kampfe gelegen, etwa gar solche getötet hätten! Dann wären uns diese Weiber entgegengeeilt, hätten uns unter Schimpfworten angespien und ins Gesicht gekratzt, und die Krieger hätten ihnen zunächst nicht gewehrt, weil sie ihren Frauen doch auch einmal ein Vergnügen machen wollten.

Wir aber waren eben ganz besondere Gefangene. Zwar würde man sich nicht an unseren Schmerzen am Marterpfahl ergötzen können, es gab also in dem ewigen Einerlei kein großes Fest, dafür aber würden wir durch Lösegeld dem Stamme eine ganze Menge schöner Dinge einbringen, den Stamm mit einem Schlage zu einem reichen Volke machen.

Aus diesem unseren Empfang konnte ich schon schließen, daß auch die anderen Gefangenen hier gut behandelt wurden, und ich fand dies überhaupt so selbstverständlich, daß ich deswegen gar nicht erst gefragt hatte.

»Hallo, da sind sie!!« erklang da der Ruf freudigsten Erstaunens.

Hinter einem Wigwam waren zwei Männer vorgetreten, zwei ganz bemerkenswerte Gestalten.

Den einen, unverkennbar ein unvermischter Europäer, so dunkel sein Gesicht und so indianisch sein Aeußeres auch sonst sein mochte, kann ich nur als einen Riesen bezeichnen, und zwar als einen ungeschlachten.

Er mochte noch etwas größer sein als ich, nun aber eine ganz andere Figur! – zu dem unförmlichen Büffelschädel paßten auch der Leib und die Gliedmaßen, mächtige Schultern, mit denen sich die meinen trotz deren ansehnlicher Breite noch nicht messen konnten, mit wahren Elefantenbeinen, die noch dazu in dicken Pelzhosen steckten.

Die größten, dicksten und stärksten Männer in Gesellschaft habe ich unter den englischen Brauknechten oder vielmehr Bierfahrern gefunden. Es ist nicht allein, daß diese Leute schwer zu tragen haben, sondern die Londoner Brauherren setzen eben ihren Stolz darein, nur solche ungeschlachte Riesen zum Ausfahren ihrer Bierfässer zu haben, es ist eine Art von Reklame.

Nun das hier war solch ein Londoner Bierfahrer.

Ganz das Gegenteil von diesem war der andere, offenbar ein Mestize, auch nicht gerade klein, aber vor allen Dingen mit einem abnorm langen Halse, den er ungeschützt wie eine Schildkröte aus dem Pelzpanzer herausreckte, und diesem unmenschlich langen Halse entsprachen auch die Schultern, die eigentlich gar nicht vorhanden waren, die Arme gingen gleich vom Halse ab, und auf diesem Halse saß ein ebenso länglicher Kopf.

Daß dieser merkwürdige Mensch von den Indianern den Namen ›Langhals‹ bekommen hatte, war ganz selbstverständlich.

Wer war dann der andere? Das gelbe, zierliche Wieselchen sicherlich nicht. Dann mußte ich die Ehre haben, Herrn ›Großmaul‹ kennen zu lernen.

Daß dieser ungeschlachte Riese Goliath, der doch über eine unbändige Kraft verfügen mußte, keinen anderen Namen bekommen hatte, der seine besonderen Eigenschaften bezeichnete, das warf ein ganz verdächtiges Licht auf ihn.

Die beiden wollten gleich auf uns zu, aber der den Zug führende Häuptling machte nur eine energische Handbewegung, und sie

traten sofort zurück. Das waren also nur dem eigentlichen Menschenräuber untergeordnete Subjekte, das hatte ich mir gleich gedacht, war der eine doch auch ein Mestize.

Der schwarze Fuchs ging auf einen Wigwam zu, schlug die Decke zurück, wir traten ein, hinter uns noch einige rote Krieger.

Dann wandte sich der Häuptling an mich, zog sein Skalpiermesser, machte an seinem Handgelenk einige schneidende Bewegungen, setzte mir die Spitze des Messers auf die Brust, zog es zurück, schaute mich mit einem raschen Senken des Kopfes fragend an.

Ich kann diese Pantomime nicht so wiedergeben, wie sie mir vorgemacht wurde. Jedenfalls war sie außerordentlich ausdrucksvoll vorgebracht, wäre für jedes Kind verständlich gewesen.

»Nein, ich denke an keine Flucht, die Fesseln können uns ruhig zerschnitten werden.«

Dann wurde noch mit der Hand ein horizontaler Kreis beschrieben.

»Nein, wir werden auch diesen Wigwam nicht verlassen,« konnte ich wiederum sofort antworten.

Die Italiener leisten viel in der ausdrucksvollen Gebärdensprache, aber so leicht verständlich wie diesen Häuptling oder überhaupt wie diese nordischen Indianer habe ich noch niemanden mimen sehen.

Die Lederriemen wurden nicht zerschnitten, sondern aufgeknüpft, wir drei waren allein in dem Zelt.

Worüber wir, diese Gelegenheit des Alleinseins benutzend, uns flüsternd unterhielten, ist nicht von Belang. Dagegen will ich bemerken, daß man uns nur die Waffen, nicht die Rucksäcke abgenommen hatte, und wer eine Waffe in der Tasche trug, oder wie Karlemann, im Stiefelschaft, der hatte auch diese noch. Im übrigen aber hatten wir die großen Revolver im Futteral am Gürtel hängen gehabt, und die hatten wir wie die Jagdmesser selbstverständlich abgeben müssen, hatten es freiwillig getan.

Nicht lange währte es, so kamen einige Weiber herein, mit Feuerbrand und genügend Holz; der Rauch fand durch das oben etwas offene Zelt genügenden Abzug, und dann folgte von zarten, allerdings auch sehr schmutzigen Händen ein Kessel nach, in dem sich ein dampfendes Ragout aus verschiedenem Fleische befand, dessen Ursprung sich nicht mehr erkennen noch heraus-schmecken ließ. Von unserem Bären war jedenfalls nichts dabei, der hätte in dieser Schnelligkeit noch nicht garg gekocht sein können.

Nun, wir hatten schon wieder zwei Stunden Marsch hinter uns: wir ließen uns zum Mahle nieder, und wie meine Gefährten, so dachte auch ich nicht daran, mein Taschenmesser zum Vorschein zu bringen, oder ich dachte vielmehr daran, dies nicht zu tun – wir behelfen uns mit Holzspänen, mit denen wir in dem Kessel fischten, und wenn wir Begehr nach der Bouillon hatten, die übrigens ebenso delikat wie das ganze Ragout schmeckte, so konnten wir etwas in einen der mit dem Messer geschnitzten Holzteller gießen, welche, wie noch anderer Hausrat, in dem Wigwam herum-lagen.

»Uff!«

Es war ein eintretender Indianer, der dies gesagt hatte, ein junger Krieger, mit einem ideal stolzen Gesicht, und so stolz war auch die ganze Haltung, wie er, die lange, federgeschmückte Tabakspfeife, das Kalumet, im Arm, nachlässig eintrat, und nun noch dazu ein gefälligeres, dünneres Pelzkostüm, mit roten Sehnen genäht, auch sonst verziert, die Mokassins prachtvoll gestickt, in der ölgetränkten Skalplocke einige kleine Federn – eine Erscheinung, die gleich meine ganze Sympathie hatte.

»Uff!« wiederholte Karlemann, einen Fleischlappen, wahrscheinlich das Ohr irgendeines Tieres, auf seinem Holzspan balancierend, während er den Besuch musterte.

Die regelmäßigen, wahrhaft klassisch-schönen Züge unbeweglich, wie aus Kupfer getrieben, ließ sich der junge Krieger an unserem Feuer mit untergeschlagenen Beinen nieder, führte die noch qualmende Pfeife langsam zum Munde, rauchte, mit seinen glänzenden Augen starr ins Feuer blickend.

Das war also nicht die berühmte Friedenspfeife, die man uns anbieten wollte, sonst hätte der doch nicht weitergeraucht, während wir aßen.

Wir sollten uns wahrscheinlich nicht im Essen stören lassen. Nun, das taten wir auch nicht, und ich hielt es so wie Tischkoff, ich beachtete den Indianer gar nicht.

Karlemann dachte dagegen anders,

»Was will denn der?« fragte er in seiner Weise, immer noch das Ohr am Holzspan vor sich balancierend.

Karlemann hatte Deutsch gesprochen, und der junge Krieger rauchte schweigend.

»Sprechen Sie Deutsch?« fing jetzt Karlemann an. »*Parlez-vous français?* Ooch nich? *Parla italiano?* Russisch? Spanisch? Hindu-stanisch?«

Jetzt hielt ihm Karlemann, der wieder einmal etwas in den Kopf bekam, seinen Holzstock mit dem großen Ohre hin.

»Bitte sehr – darf ich Ihnen etwas anbieten?«

Da huschte über das kupferrote, stolze Gesicht ein flüchtiges Lächeln, und dann neigte er sich etwas vor, als er, die Pfeife sinken lassend, in bestem Deutsch sagte:

»Danke sehr. Wünsche gesegnete Mahlzeit allerseits. Mein Name ist Doktor Hau.«

Na, ich kann nur sagen, daß ich den Mund offen behielt, in den ich soeben einen großen Bissen hatte stecken wollen.

Denn das war nicht etwa ein angemalter Indianer, der so sprach, das war ein ganz waschechter, so echt, wie die furchtbare Narbe, die sich von der rechten Schläfe an dem muskulösen Hals hinabzog.

Hätte mir aber ein alter, zittriger, bebrillter Professor versichert, er wäre zurzeit noch Indianerhäuptling, ich wäre ob solcher Dreistigkeit nicht minder verblüfft gewesen, und jetzt sperrte auch Karlemann seinen Rachen auf.

Nur Tischkoff blieb ganz ruhig.

»Doktor Hau?« fragte er, die Betonung auf das erste Wort legend.

»Zu dienen! Doktor *juris* und der Philosophie.«

»Wo haben Sie studiert, wenn ich fragen darf?«

»Auf dem Maryland-College in New-York die Rechtswissenschaft, Philosophie auf verschiedenen Universitäten Deutschlands, den Dokortitel erhielt ich in Heidelberg.«

»Es – ist – nicht – möglich!!« brachte ich jetzt hervor.

»Und weshalb nicht?« fragte Tischkoff. »Wissen Sie, wer in Amerika der berühmteste Operateur ist?«

Ganz zufällig hatte ich einmal davon gehört.

»Professor Tobias Hulkan.«

»Und wissen Sie, welcher Nation diese Kapazität der ärztlichen Wissenschaft und Kunst angehört?«

»Er ist offenbar ein Amerikaner.«

»Jawohl, und zwar ein ganz echter! Das ist ein Hurone!«

»Das mag schon möglich sein, die Huronen sind jetzt ein kultiviertes Volk . . . «

»Ja, jetzt – aber dieser Professor Hulkan hat noch als gereifter Knabe den Verzweiflungskampf gegen die Bleichgesichter mitgeführt, den blutigen Tomahawk in der Hand.«

Ich blickte den jungen Krieger fragend an.

»Und Sie?«

»Bei mir trifft ganz dasselbe zu, und wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen.«

Er brauchte dazu höchstens zehn Minuten.

Vor etwa zwanzig Jahren war der jetzt vierundzwanzigjährige Wis-kon-sun, das ist Taubenei, mit bei dem Siouxsstamme gewesen, der unter militärischer Bedeckung nach dem Indianerterritorium übergeführt werden sollte.

Der Stamm entwich seinen Wächtern, nur das oder der kleine Taubenei ging dabei verloren, wurde von den Blaßgesichtern wiedergefunden; ein Missionar nahm sich seiner an, brachte ihn in eine Erziehungsanstalt, wollte aus dem aufgeweckten Knaben gleichfalls einen Indianermissionar machen.

Weil das kleine Taubenei sich nicht gewöhnen konnte, ja oder nein zu sagen, immer bei seinem hau blieb, wurde er Hau genannt, welchen Namen er später akzeptierte. Sonst hatte er nur noch eine ganze Menge biblische Vornamen bekommen.

Aus der Mission wurde nichts. Hau kam in andere Hände, studieren sollte er, durfte aber wählen, was er wollte, und nachdem er eine unserem Gymnasium entsprechende amerikanische Schule besucht hatte, wählte er das Rechtsstudium, wollte Advokat oder etwas Aehnliches werden.

Aber auch dabei blieb es nicht. Nachdem er in der Rechtswissenschaft den Dokortitel erhalten, wandte er sich ganz der Philosophie zu, mit der er sich schon immer beschäftigt hatte, und bald genügte ihm da auch Amerika nicht mehr, er ging, durch Stipendien unterstützt, nach dem klassischen Lande der Denker, nach Deutschland, um hier von den größten Philosophen die Weisheit aller Zeitalter zu hören.

Was aber nun den jungen Doktor zweier Fakultäten veranlaßt hatte, vor zwei Jahren wieder seinen Stamm aufzusuchen, um für immer als Jäger wieder unter seinen roten Kameraden zu leben, das kann ich nicht näher erklären, obgleich er selbst es mir damals sagte.

Seine philosophische Doktorwürde in Heidelberg hatte er durch eine Dissertation über die Rede Buddhas an die Licchavis erlangt, und diese Rede behandelt dasselbe Thema, welches der

König aller Könige in den Worten zusammengefaßt hat: »Es ist alles eitel!«

Mehr kann ich nicht sagen, und für den verständnisvollen Leser genügt das auch. Hierbei bemerke ich, daß auch ich mich stark mit indischer Philosophie befaßt habe, und das hatte der junge Indianer erst durch einige Fragen herausgebracht, ehe er sich mir weiter offenbarte – aber alles innerhalb von zehn Minuten.

Und er hatte jene Abhandlung nicht nur mit der Feder, sondern mit dem Herzen geschrieben.

»Da habe ich meinen Doktorhut abgelegt, bin wieder zu meinen roten Stammesgenossen an den Pitsee gegangen, um von dem Fleische des Wildes zu leben, welches ich mit eigener Hand erlege, nicht durch Pulver und Blei, sondern mit Pfeil und Bogen, den ich selbst schnitze, und in das Fell des Wildes kleide ich mich.«

Ja, ich verstand diesen jungen Krieger – wie eine wehmütige Stimmung überkam es mich – Sehnsucht nach Nirwana nennt es der Indier – und doch drängte sich mir gleichzeitig eine spitzfindige Frage auf.

»Bauen Sie auch den Tabak selbst, den Sie rauchen?«

Der junge Indianer lächelte unbeleidigt.

»Nein, den bekomme ich durch Tausch, und mein Pfeil hat auch keine Knochenspitze, sondern eine stählerne, in einer englischen Fabrik hergestellt, vielleicht auch *made in Germany*. Sie hatten recht mit Ihrer Frage – und dennoch – *cka ven dami*, es ist alles eitel – und ich weiß, wie weit ich da zu gehen habe.«

Wenn er das wußte, dann war es ja gut, dann ging das keinen anderen Menschen etwas an.

»Haben Sie nicht Hang zur Einsamkeit?« mußte ich nur noch einmal fragen. »Wollten Sie nicht lieber Einsiedler werden?«

»Nein, ich eigne mich nicht dazu, ich muß unter Menschen sein – aber unter Menschen, die mich nicht verstehen, die mich nicht fragen.«

Auch das verstand ich; dieser junge Indianer mit dem doppelten Doktorhut wollte also seine roten Brüder durchaus nicht belehren – er hatte entsagt, vollkommen entsagt.

»Ich teilte Ihnen dies nur mit, damit Sie wissen, wie Sie zu mir sprechen können.«

Auch das hatte ich verstanden, was er hiermit hatte sagen wollen.

»Sie waren doch nicht mit unter der Truppe, welche uns hierherbrachte?«

»Nein.«

»Sie kommen als Abgesandter des Häuptlings, mit dem ich mich verständigen soll?«

»Ja.«

»Hat er Ihnen schon alles mitgeteilt?«

»Alles, so weit er konnte und selbst wußte.«

»Sie sind in die Komödie eingeweiht, welche wir hier aufführen wollen?«

»Ja, und eben deswegen komme ich zu Ihnen; denn mit einem meiner roten Brüder würden Sie sich wohl schwer auseinandersetzen können.«

»Sind auch alle übrigen eingeweiht?«

»Alle Krieger.«

»Und die Frauen und Kinder?«

»Kommen bei uns nicht in Betracht, sie dürfen den Mund nicht auf tun, sollte das gelbe Wiesel eine Frage stellen, und dieser Befehl genügt.«

»Wie wird die Erlegung des Bären motiviert? Soll ihn ein Indianer, etwa der Häuptling erlegt haben?«

»O nein, kein Sioux wird sich mit fremden Federn schmücken,« war die stolze Antwort.

»Was wird da sonst vorgegeben?«

»Wenn eine Erklärung nötig ist, so wird es vorläufig heißen, man hätte ihn tot aufgefunden. So ist auch bereits zu Langhals und zu dem Großmaul gesagt worden.«

»Wer ist denn nun eigentlich dieses gelbe Wiesel, von dem der ganze Anschlag ausgeht?«

»Ich halte ihn für einen Spanier.«

»Wie ist sein eigentlicher Name?«

»Seine Leute reden ihn einfach Sennor an. Dann habe ich auch einmal den Namen Rodrigo gehört.«

»Und wer ist dieser Langhals, den ich vorhin schon gesehen habe?«

»Ein Mestize, den er als Dolmetscher mitgebracht hat. Er muß sich schon früher unter den Sioux aufgehalten haben, beherrscht unsere Sprache vollkommen, ist mit allen unseren Sitten vertraut, ist auch sonst ein tüchtiger Jäger. Außerdem weiß er dadurch zu imponieren, daß er mancherlei Heilkünste und anderen Hokuspokus versteht, so daß unser Mediziner schon ganz eifersüchtig geworden ist. Es war sehr schlau, daß der Leiter des Ganzen sich gerade diesen Mann zu seinem Sekretär ausgesucht hat.

»Und wer ist das sogenannte Großmaul?«

»Mit diesem ist der Sennor Rodrigo in seiner Wahl weniger glücklich gewesen. Die Sache ist doch die: der Sennor, der sich mit uns in Verbindung setzen wollte, kannte unsere Sprache und unsere Sitten nicht, ist wohl noch nie unter Indianern, vielleicht noch nie im wilden Westen gewesen. In Langhals, wahrscheinlich ein heimatloser Wald- und Prärieläufer, hatte er den richtigen Mann gefunden, dieser führte die ganzen Geschäfte, d. h. die Unterhandlungen mit unserem Häuptling, und zwar äußerst geschickt. Nun sah sich der vorsichtige Sennor auch noch nach einem persönlichen Schutze zur Reise in den wilden Westen um. Seine Wahl ist auf einen ungemein großen, starken Mann gefallen. Von seinen Genossen und vom Herrn selbst wird er Grant genannt. Es mag ebenfalls ein Waldläufer oder ein Indianeragent

sein. Auch er spricht mehrere Indianerdialekte, den unsrigen aber nur ganz mangelhaft. Sein Herr, der Sennor, kann sich mit uns viel besser unterhalten. Es ist nämlich ganz erstaunlich, wie schnell dieser Spanier unsere Sprache lernt, ich möchte fast gar nicht glauben, daß er vor wenigen Wochen noch kein Wort der Sioux-sprache gekannt hat. Doch das nur nebenbei. Insofern hat sich der Sennor ja auch nicht in jenem riesenhaften Grant geirrt, als dieser tatsächlich eine fast fabelhafte Körperkraft besitzt, aber ... «

Wir wurden durch den Eintritt eines Indianers unterbrochen, und so viel ich auch diesen Vertrauensmann noch zu fragen hatte, so sollte eine Fortsetzung jetzt doch nicht mehr stattfinden.

Der zweite Indianer sprach einige kurze Sätze zu Taubenei, wie ich ihn doch lieber nennen will, da mir der Name Doktor Hau noch heute schwer zu schreiben fällt, wenn ich mir diese ideale Gestalt eines roten Kriegers vor die geistigen Augen zurückzaubere.

»Der Sennor ist mit seinem Begleiter ins Lager zurückgekommen,« wandte sich Taubenei an mich, »er ist ganz aufgeregt vor Freude, daß Sie sich schon hier als Gefangener befinden, aber er ist auch außer sich über unsere Unvorsichtigkeit, daß wir Ihnen und Ihren Begleitern die Fesseln abgenommen haben.«

»Das heißt mit anderen Worten: er hat einfach Angst.«

»Nichts anderes ist es.«

»Na, dann binden Sie uns doch wieder!«

»Das verlangt er auch. Eher will er nicht zu Ihnen.«

»Well, befreien Sie diesen Furchthasen von seiner Angst.«

Die beiden Indianer banden uns wieder, diesmal sogar an den Füßen.

»Wir schlingen die Knoten so, daß Sie sich durch einen kleinen Ruck sofort befreien können,« sagte Taubenei.

Nun, das war mir ganz recht. Aber ich verwarnte besonders Karlemann, keine voreilige Handlung zu begehen.

»Halten Sie mich doch nicht für so dumm,« war seine Entgegnung.

»Sie haben sich nicht eher zu befreien, als bis ich es tue.«

»Ich füge mich überhaupt ganz meinem Schicksale,« wußte sich Karlemann wieder elegant auszudrücken.

Die Hauptsache aber war, daß ich ihm traute. Einen Strich durch meine Rechnungen hatte mir Karlemann noch niemals gezogen.

»Können wir nicht belauscht werden?« fragte ich Taubenei, der sich noch mit meinen Füßen beschäftigte.

»Es stehen Wachen im ganzen Umkreise des Wigwams, und dieser Feigling wagt sich ja gar nicht so nahe heran an den Ort, wo er Sie vorläufig noch in Freiheit weiß.«

»Ich glaube, Doktor, Sie haben von vornherein auf meiner Seite gestanden.«

»Das habe ich allerdings. Doch davon sprechen wir später, wir dürfen die beiden nicht so lange warten lassen.«

»Wer ist eigentlich der andere?«

»Ich weiß noch nicht. Er kam gestern zum ersten Male hierher, der Sennor verkehrt ganz kameradschaftlich mit ihm. Diese beiden sind die eigentlichen Macher des ganzen Geschäftes, die anderen sind nur die Diener. Der Sennor hat hier operiert, während der andere das auswärtige Geschäft leitete.«

»Wissen Sie eigentlich, wer ich bin? Was diese ganze Sache überhaupt zu bedeuten hat?«

»Einiges habe ich aus den Zwiegesprächen der beiden Diener belauscht. Sie erzählen es mir später einmal, das interessiert mich, obgleich ich sonst gar nicht neugierig bin. Sie scheinen aber einmal ein ganz besonderer Mensch zu sein, und, wie gesagt, ich stand schon immer auf Ihrer Seite, ich hätte dem Häuptling doch noch einen Strich durch die Rechnung gemacht, wenn auch zum Schaden meiner eigenen Brüder. Dieser Sennor ist ein Halunke.«

Wir waren gebunden, lagen wie die Mehlsäcke da, und die beiden Indianer verließen den Wigwam.

WAS FÜR EIN UNTERSCHIED ZWISCHEN LAND- UND
SEEZIGEUNERN IST.

Bald näherten sich draußen Stimmen.

»Ist er auch fest gebunden?« wurde auf englisch gefragt.

»Als wären die Riemen aus Eisen,« entgegnete die Stimme Taubeneis, der jedenfalls den Dolmetscher machte.

»Ich kann ja mit hineinkommen,« sagte ein gewaltiger Baß, der nur dem Riesen Goliath oder, wie ich lieber sagen will, dem Londoner Brauknecht angehören konnte. »Wenn er sich befreien sollte, da brauche ich doch nur einmal ganz sachte zuzufassen, dann ...«

»Nein, nein,« wurde der Mann unterbrochen, dessen Namen Großmaul ich nun schon eher begriff, »mein Revolver genügt mir, mit dem will ich ihn schon in Schach halten, schließlich ist auch er doch nur ein sterblicher Mensch. Mister Medwell, Sie kommen natürlich mit, machen auch Sie Ihren Revolver bereit. Aber selbstverständlich wird nur in höchster Notwehr geschossen, und dann auch nicht gleich in Kopf oder Brust, sonst könnten uns viermalhunderttausend Pfund verloren gehen.«

»Ich werde mich schön hüten!« lachte eine andere Stimme.

Die Decke am Eingang ward zurückgeschlagen.

Die Hauptsache aber ist, daß ich schon beim Klange der Stimme jenes vorsichtigen Mannes förmlich erschrocken zusammengefahren war.

Himmel, diese Stimme, wo hatte ich denn die schon einmal gehört?!

Und Karlemann dachte ganz dasselbe.

»Das ist doch – das ist – das ist ...«

»Still!!« zischte ich, denn schon traten die beiden Männer ein.

Den einen sah ich gar nicht, meine Augen hingen nur starr an dem anderen, an dem mit dem gelbbraunen Gesicht, eine kleine, zierliche Gestalt im eleganten Pelzkostüm, wenn dieses auch schon etwas mitgenommen war.

Ja, nun war es erklärt, woher dieser Sennor Rodrigo so außerordentlich schnell die Sprache der Sioux gelernt hatte!

»Papa – Papa . . . « konnte ich in meinem Staunen aber vorläufig nur hervorbringen.

» . . . Popelmann,« ergänzte mich da Algots.

»I dr Deiwel, Sie schulden mir doch noch zweitausend Dollar für meine beiden dressierten Löwen, die ich Ihnen damals verkaufte!«

»Papapopulos!« konnte auch ich jetzt geläufig sagen.

»Ja, Herr Kapitän, ich bin es,« entgegnete der Armenier, in gewissem Sinne mein Schwager, sehr höflich, hielt aber weniger höflich die Mündung seines Revolvers auf mich gerichtet.

Ich hatte mich von meinem Staunen erholt. Das Geschäft konnte beginnen.

»Na, was soll's?«

»Sie wissen doch ganz genau, um was es sich handelt.«

»Nicht so ganz genau.«

»Wenn ich jetzt losdrücke, habe ich mir fünfzigtausend Pfund Sterling verdient.«

»Ja, wenn Sie mich töten.«

»Ich werde mich schön hüten.«

»Dann drücken Sie also nicht los.«

»Nein, ich werde Sie lieber lebendig an England ausliefern.«

»Und wieviel bekommen Sie in diesem Falle?«

»Viermalhunderttausend Pfund.«

»So standen die Aktien schon vor einem halben Jahre. Ist die für meine Ergreifung ausgesetzte Prämie noch nicht höher gestiegen?«

»Ich glaube nicht,« entgegnete dieser patente Geschäftsmann ganz sachgemäß, und nun wollte ich auch so sein, ich hatte überhaupt erst damit angefangen.

»Immer noch nicht höher? Ich dachte, daß ich viel mehr wert sei.«

»Das sind Sie auch, Herr Kapitän.«

»Wieso?«

»Ich schätze Sie höher ein.«

»Auf wieviel?«

»Nun, so auf zehn Millionen Pfund.«

»Kartoffeln?«

»Pfund Sterling.«

»Mann, Sie sind wohl wahnsinnig!« sagte ich, aber dabei ward mir etwas unbehaglich zumute.

»Die Schätze, die Sie besitzen, lassen sich ja überhaupt gar nicht taxieren.«

»Sie haben wohl etwas von den Schmucksachen der Aschantis gehört?«

»Jawohl.«

»Na, da irren Sie sich aber gründlich, wenn Sie die auf zehn Millionen Pfund schätzen. Nicht den hundertsten Teil ist dieser Tand wert.«

»Mag sein, aber ich habe auch noch etwas anderes gehört.«

»Was denn?«

»Von einer Perlenbank im chinesischen Meere, die Sie jederzeit ausbeuten können.«

O weh, Atlanta hatte geplaudert! Denn der hatte ich von jener Perlenbank erzählt. Von der geographischen Lage hatte sie allerdings keine Ahnung.

»Was wollen Sie nun eigentlich von mir?«

»Ein Lösegeld.«

»Wieviel?«

»Sagen wir rund eine Million Pfund Sterling.«

»Sie sind bescheiden.«

»Bin ich auch.«

»Wenn Sie mich nämlich für den Besitzer von untaxierbaren Schätzen halten.«

»Ja ja, ich bin bescheiden.«

»Und wenn ich Ihnen nun dieses Lösegeld verweigere?«

»Dann begnüge ich mich mit viermalhunderttausend Pfund.«

»Das heißt, dann liefern Sie mich an England aus.«

»Selbstverständlich.«

»Hm, das will überlegt sein,« brummte ich mit scheinbarer Nachdenklichkeit.

»Da will gar nichts überlegt sein. Was Ihrer in England wartet, wissen Sie doch.«

»Nun, was denn?«

»Hier, lesen Sie . . . «

Papapopulos griff unter seine Pelzjacke, brachte aber die Hand leer wieder zum Vorschein.,

»Ach so . . . bitte, Mr. Medwell, gehen Sie doch einmal in mein Zelt, in der Kiste gleich oben auf liegt die betreffende Zeitung.«

Der andere, der bisher ruhig seitwärts gestanden hatte, und über den ich nichts weiter zu sagen habe, als daß er einen sogenannten ›besseren‹ Eindruck machte, begab sich hinaus.

Und darauf hatte ich nur gewartet. Denn so ohne weiteres tot- oder anschießen lassen wollte ich mich doch nicht.

»Hm, ich kann Ihnen aber doch nicht die zehn Millionen Pfund Sterling so in aller Schnelligkeit auszahlen,« sagte ich, nur um irgend etwas zu sagen, während meine Hände hinter dem Rücken arbeiteten.

»O, es wird Ihnen ein leichtes . . . «

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche, vergessen Sie Ihre Rede nicht, aber vielleicht machen Sie es doch etwas billiger, wie?«

Und bei diesen Worten war ich aufgesprungen und hatte den armenischen Jüngling auch schon zwischen meinen Händen. Ob er noch den Revolver auf mich angeschlagen gehabt hatte, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls war er nicht zum Schießen gekommen.

Hingegen kam er noch zum Schreien, da hatte sich meine Hand zu spät auf seinen Mund gelegt.

»Zu Hilfe, Med . . . «

Weiter kam er nicht. Und er hatte auch laut genug gekreischt. Na, es schadete nichts, da gab es nur noch schnell einige Anordnungen zu treffen – Dispositionen, wie der Geschäftsmann sagt.

»Schnell, Tischkoff, befreien Sie sich von Ihren Fesseln, halten Sie diesen Knaben, damit ich den anderen in Empfang nehme . . . «

Zu spät, der andere hatte sich noch nicht weit genug entfernt gehabt, ich war etwas gar zu fix gewesen, Medwell hatte den Ruf noch gehört, er kam schon wieder hereingestürzt.

O, das konnte böß für mich werden, er schlug schon den Revolver auf mich an, und ein Loch in die Haut wollte ich mir bei diesen Abenteuerchen doch nicht gern holen.

Aber war ich zu fix gewesen, so war ein anderer noch fixer als ich, und zwar sollte das nicht Tischkoff sein.

Plötzlich, oder in demselben Moment, da Medwell wieder in dem offenen Zelteingang erschien, schien er sich – wenigstens machte das so auf mich diesen merkwürdigen Eindruck – eines anderen zu besinnen, er setzte sich plötzlich hin, ruckförmig, daß er auch gleich mit beiden Beinen etwas nach oben fuhr . . . und erst hinterher bemerkte ich, daß dieses Hinsetzen kein freiwilliges gewesen war, die Beine waren ihm unter dem Leibe weggezogen worden, und zwar von keinem anderen, als von Karlemann, den ich nur bei seiner Kleinheit übersehen hatte.

»Na, da helfen Sie mir doch, Tischkoff!!« schrie Karlemännchen, während er auf dem Manne kniete und sich mit dessen Revolver beschäftigte, den jener nicht gleich hergeben wollte. »Helfen Sie mir, oder ich mache den Kerl kalt!«

»Na na, nur nicht gleich so heftig, nur immer Ruhe,« sagte ich, während ich selbst den armenischen Jüngling entwaffnete.

Das heißt, der Leser darf nicht glauben, daß dies gar so gemütlich vor sich ging. Oder doch nur mit Worten, nicht in den Handlungen. Das alles dauerte ja nur den zehnten Teil der Zeit, die ich gebrauche, es zu erzählen, und ich kann nicht gerade sagen, daß Tischkoff langsam gewesen wäre, er war schnell genug an Karlemanns Seite und half den anderen mit entwaffnen. Aber im übrigen ging es doch eigentlich ganz gemütlich zu – so, wie ich es liebe.

»Sollen wir ihn binden?« fragte Karlemann.

»Ach, das ist nicht gerade nötig, macht euch nicht so viel Umstände,« entgegnete ich, und ließ selbst meinen Armenier wieder los, baute mich vor ihm auf und verschränkte die Arme über der Brust, betrachtete ihn so gutmütig von oben herab.

»Na, Herr Pa-pe-pi-po-pulos, was sagen Sie denn nun dazu? Wollen Sie es nicht etwas billiger machen? Eine Million Pfund ist mir wirklich zu viel, die habe ich ja gar nicht, oder da müßte ich gar lange unten auf dem Meeresgrund nach den Perlmuscheln herumkriechen.«

Na, dieses Gesicht!! Unbeschreiblich! Dem kam doch erst jetzt zur Besinnung, wie es hier eigentlich stand, daß sich das Blättchen gewendet hatte. Und meine humoristischen Worte mochten für ihn erst recht unbegreiflich sein.

Dann fing er wieder an um Hilfe zu schreien, erst auf englisch, dann auf russisch, dann auf arabisch – bis er sich besann, daß er sich ja in Amerika unter Indianern befand, und er übersetzte seine Hilferufe in Siouxsch – oder wie deren Sprache nun heißt.

Merkwürdig war für mich, daß er dabei gar nicht daran dachte, das Weite zu suchen, denn ich hielt ihn nicht etwa fest, und ich habe doch auch keine Schlangenaugen, welche ein Karnickel auf die Stelle bannen.

Wirklich kamen auch einige Indianer hereinspaziert, ganz gemächlich, die lange Pfeife in der Hand, darunter auch der Häuptling.

»Uff!!« sagte dieser letztere, und die anderen stimmten dieser Aeußerung mit einem allgemeinen »Hau!!« bei.

Jetzt mochte Monsieur Papapopulos merken, daß hier doch etwas nicht in Ordnung war, er machte ein unbeschreiblich dummes Gesicht, und Mr. Medwell, den meine beiden Gefährten sich hatten aufrichten lassen, stand wie ein begossener Pudel da.

Da fuhr der Armenier mit etwas intelligenterem Gesicht endlich empor.

»Das ist schnöder Verrat!!!« schrie er aus Leibeskräften.

»Warum denn gerade schnöder?« meinte ich. »Verrat ist Verrat.«

»Ihr habt mich betrogen, ihr steht auf seiten dieser Gefangenen!!« zeterte der Armenier weiter.

»Der Bärenschmetterer ist mein Freund!« ließ sich jetzt der schwarze Fuchs vernehmen, nachdem er eine mächtige Dampfwolke vor sich hingeblassen hatte. »Uff!!«

»Hau, hau!!« bellten die anderen.

»Du bist ein Verräter, du bist ein Feigling!!« schrie ihn Papapopulos, der jetzt aufzutauen begann, wütend an.

Da senkte der schwarze Fuchs seine Hand mit der Pfeife, dafür hob er seinen Fuß – ich wußte erst gar nicht, was er eigentlich wollte, diese Bewegung war so automatisch ausgeführt – plötzlich aber hatte Monsieur Papapopulos seinen Tritt weg, der ihn gleich zum Wigwam hinausbeförderte.

An dieser schnellen Entfernung war mir gerade nichts gelegen, ich hatte ihn mit zwei großen Schritten draußen eingeholt, vertrat ihm den Weg.

Und da standen auch gerade Herr Langhals und Herr Großmaul da, der eine reckte seine Schildkrötengurgel noch weiter zum Pelzpanzer heraus und der Londoner Bierfahrer bekam tellergroße Glotzaugen, und wir standen noch nahe genug am Zelt, daß auch Medwell alles hören konnte.

»Hört,« fing ich an, und mich packte der Uebermut immer mehr, »ihr habt nun wohl schon gemerkt, daß aus diesem Geschäft nichts wird. Eine Million Pfund Sterling habe ich nicht, und auch die 400 000 Pfund könnt ihr euch nicht verdienen, denn lebendig fangen und ausliefern lasse ich mich nicht. Es tut mir leid, aber ich mag nicht, ich kann nicht, ich ich ich ich . . . das ist eben nicht nach meinem Geschmack. So bleiben nur noch 50 000 Pfund Sterling übrig, die euch von England prompt ausgezahlt werden, wenn mich einer niederknallt. Ja, das dürft ihr, das erlaube ich euch, dagegen habe ich nichts. Hier, mein lieber Papapopulos,« ich hielt ihm seinen Revolver hin, ganz automatisch nahm er ihn, »hier haben Sie ihren Revolver wieder, damit Sie mich totschießen können. Ja, totschießen dürfen Sie mich – aber das sage ich euch,« und ich hob mit gutmütiger Warnung den Finger, »wer auf mich schießt – scharf, nicht nur mit Platzpatronen – der kann sich auf was gefaßt machen – da werde ich eklig – da gib'ts Backpfeifen links und rechts. Verstanden?«

Na, wie diese Kerlchen dastanden!! Ich muß immer bei dem Gleichnis von dem begossenen Pudel bleiben.

»Und dann möchte ich euch noch eins sagen,« fuhr ich gemächlich fort, »nicht wahr, ihr seid doch alle zusammen Zigeuner?«

Ich wurde wohl nicht verstanden, man glotzte mich an.

»Bist du nicht ein Zigeuner?« wandte ich mich jetzt direkt an den Londoner Bierkutscher.

»Yes, Sir,« entgegnete dieser, vielleicht ganz unbewußt.

»Und du bist doch auch ein Zigeuner, nicht wahr?« fragte ich weiter den Langhalsigen.

Auch dieser bejahte gehorsam.

»Na, und Sie sind doch erst recht ein Zigeuner,« wandte ich mich an den Armenier.

Dieser hatte gleich gar nicht den Mut zu einer Verneinung.

»Ganz gewiß, sehr richtig.«

So, das genügte mir, den Mr. Medwell, der entfernter stand, brauchte ich nicht erst zu fragen.

»Also ihr seid alle zusammen Zigeuner. Ich bin auch einer, meine beiden Gefährten ebenfalls. So sind wir alle zusammen Zigeuner. Nur ist zwischen uns ein kleiner Unterschied, oder vielmehr ein sehr großer. Wer von euch weiß denn, in welchem Verhältnis das auf der Erde befindliche Wasser, also alle Meere zusammen, zu dem über das Wasser hervorragenden Festlande steht? Wer weiß das?«

Da hob der riesenhafte Bierkutscher, sich vielleicht in die Schule zurückversetzt fühlend, wie ein kleiner Junge die Finger in die Höhe.

»Ich.«

Er hätte eigentlich sagen sollen: ich, Herr Lehrer. Dieser riesenhafte Kerl, wie er so zimperlich den Finger hob und so zimperlich ›ich‹ sagte – es war eine urkomische Figur.

»Nun, mein Sohn?«

»Ein Drittel der Erde ist mit Land bedeckt, zwei Drittel mit Wasser.«

»Gut, sehr gut! Du kannst einen Platz heraufücken. Also die Erde ist gerade mit noch einmal so viel Wasser bedeckt wie mit Land. Oder man könnte auch sagen, obgleich das nicht ganz stimmt: es gibt noch einmal so viel Wasser wie Festland. In Wahrheit fällt dieses Verhältnis noch sehr zu Ungunsten des Festlandes aus. Aber lassen wir das. Kurz und gut – das Wasser, die See ist

dem Lande ganz, ganz bedeutend überlegen. Und nun ist der Unterschied zwischen uns folgender: ihr seid Landzigeuner, wir aber sind Seezigeuner. Und wie nun das Meer, die See doppelt, vielleicht aber auch zehnfach an Menge dem Lande überlegen ist, so sind wir Seezigeuner auch euch Landzigeunern mindestens doppelt überlegen. Verstanden? So, Kinder, nun geht nach Hause und merkt euch diese Parabel!«

Nach diesen Worten wandte ich mich und ging in den Wigwam zurück.

DER UNTERSCHIED ZWISCHEN LAND- UND SEEZIGEUNERN WIRD NOCH DEUTLICHER GEMACHT.

Karlemann wurde nachträglich von Lachkrämpfen befallen, und auch meinen Kommodore sah ich einmal herzlich lachen.

»Kapitän, meine ungeteilte Hochachtung, das haben Sie einfach großartig gemacht!« zollte er mir dann Beifall. »Bei Gott, es gibt doch noch eine ganz andere Waffe, als die, welche die Menschen mit all ihrer Technik erfunden haben!«

»Was machen die Kerls nun eigentlich?« meinte Karlemann, als er sich ausgelacht hatte, und spähte durch einen Riß der Decke zum Wigwam hinaus. »Sie sind verschwunden.«

»Mögen sie machen, was sie wollen,« entgegnete ich, »die werden sich jetzt wohl erst mit dem Häuptling auseinandersetzen. Mir auch ganz egal, für mich sind sie jetzt Luft. Wir wollen lieber fragen, was wir jetzt anfangen. Wollen wir hier nicht erst etwas mit den Indianern amerikanische Jagdfreuden genießen?«

»Oder,« sagte Tischkoff, dabei ein recht listiges Gesicht machend, »wollen Sie nicht erst einmal Ihre Gattin und Ihr Kind aufsuchen?«

Weiß Gott, das hätte ich über all diesen Geschehnissen beinahe vergessen! Oder vielmehr nicht nur ›beinahe‹, sondern ich hatte es wirklich ganz und gar vergessen. Ich muß mich doch nicht recht

zum Familienleben eignen. Na ja, was kann man denn auch von einem Zigeuner in dieser Hinsicht verlangen!

Doch ich brauchte sie nicht erst aufzusuchen.

»Richard, mein Richard!!«

Blodwen, in Pelz eingemummelt, hing an meinem Halse.

»Und du hast wirklich nur mit einem Faustschlage solch einem furchtbaren Bären den Kopf zerschmettert?!«

Es war tatsächlich ihr zweites Wort gewesen. Dann gingen wir in einen anderen Wigwam, zu unserm Kinde.

Es war ein sehr hübsches, niedliches Mädchen, es konnte laufen, es konnte schon ein bißchen plappern, ich nahm es auf den Schoß, nannte es mein liebes Kind und dergleichen, ich freute mich tatsächlich ungemein, aber ... ich wußte nicht recht, was ich mit dem kleinen Geschöpf anfangen sollte. Wie gesagt, ich eigne mich eben nicht recht zum Familienleben. Das heißt, ich kann mit einem kleinen Kinde sehr hübsch spielen, tue es auch sehr gern, es ist faktisch mein größtes Vergnügen, mich mit so einem Wurm auf dem Boden herumzukollern – aber ich muß allein mit ihm sein. Jede erwachsene Person stört mich dabei, und wenn es meine eigene Frau ist. Ich weiß nicht – dann komme ich mich solch einem Baby gegenüber furchtbar hilflos vor. Und ich glaube, es gibt noch genug andere Menschen, Männer, denen es ebenso geht. Und vielleicht sind das nicht die schlechtesten Menschen.

»Wie heißt denn eigentlich unser Kindchen?!«

»Ja, das hat noch immer keinen Namen. Es ist ja noch gar nicht getauft.«

»Ach, was das anbetrifft – das ist ja nicht so eilig, das besorgen wir später einmal. Aber einen Namen muß unser Kindchen doch haben.«

Nein, es bekam eben keinen Namen, es war und und blieb eben ›Unserkindchen‹, und das ist schließlich doch auch ein Name. Blodwen nannte es höchstens noch ›Darling‹, Liebling, und auch ich gebrauchte diesen Kosenamen häufiger.

»Guten Tag auch, Herr Kapitän.«

Erst jetzt bemerkte ich Mr. Fairfax, der wie ein Schneider mit gekreuzten Beinen in einer Ecke saß. Türken und Indianer sitzen zwar auch so da, aber Fairfax saß so als Schneider da, denn er schneiderte wirklich, flickte bunte Lappen zusammen.

»Was machen Sie denn da?«

»Nnnnnpuppupuppenkleider,« stotterte Mr. Fairfax durch seine krumme Nase.

Faktisch, da lagen eine ganze Menge Bälge, aus den verschiedensten Materialien zusammengestellt, zum Teil auch schon bekleidet, Harlekiner und Schäfermädchen und Hofdamen und andere Kreaturen, und wirklich reizend kostümiert. Und diese Puppen waren nicht etwa nur für Unserkindchen bestimmt, sondern Mr. Fairfax hatte in den drei Wochen alle Indianerkinder mit Puppen versorgt und war noch immer bei der Arbeit, und wenn jedes Indianerkind seine Puppe hatte, da gab's doch immer wieder Reparaturen.

Na, die beiden hatten sich ja die Zeit zu vertreiben gewußt, obgleich mir Blodwen gleich erklärte, daß sie dabei nur ganz minimal tätig gewesen, mit Mr. Fairfax könne sie sich in dieser Kunst nicht messen, was mir nun gleich wieder eine Frage eingab.

»Was, Mr. Fairfax, können Sie denn das auch, Puppenkleider schneiden?«

»Nu freilich, ich habe doch in New-York eine Nnnnnnpuppupuppupuppenkleiderfffabrik.«

»Das weiß ich wohl, aber daß Sie so etwas mit eigener Hand fertigen können!«

Ei gewiß doch! Dieser Yankee hatte im Geschäft seines Vaters von der Pike auf gedient, hatte alle Werkstätten durchlaufen müssen. Als er mit ins Geschäft eintrat, da war das natürlich vorbei gewesen, da war er als Seezigeuner hinaus in die Welt gegangen, um das verdiente Geld wieder zu verpulvern.

Und eigentlich doch merkwürdig! Auf See schießt der Kerl Schiffe zusammen, und hier an Land sitzt er da und macht für Indianerkinder Puppenbälge und Kleidchen dazu. Zigeuner!

Nun, wir hatten uns gar viel zu erzählen. Die Gefangenen hatten sich über nichts zu beklagen gehabt, mehr brauche ich nicht zu erwähnen.

»Du kannst dir denken, wie erstaunt ich war, als ich in unserem eigentlichen Entführer meinen früheren Sekretär, den Papapopulos erkannte. Ich bekam ihn erst zu sehen, als wir hier . . .«

Blodwen wurde durch Taubeneis Eintritt unterbrochen.

»Ich störe doch nicht?«

»Durchaus nicht.«

Zunächst sprang der Puppenkleideronkel auf seine Schneiderbeine.

»Was sagt der Indianer da?« schrie er.

»Er fragt, ob er nicht stört.«

»Was?! Was fragt die Rothaut? Die ist wohl ganz und gar verrückt geworden?!«

Ich wußte gleich, was Mr. Fairfax eigentlich wollte. Der indianische Krieger mit dem doppelten Doktorhut hatte sich diesem hier noch nicht so wie mir zu erkennen gegeben.

»Beruhigen Sie sich nur, Mr. Fairfax, dieser junge Mann hat eine höhere Dorfschule absolviert, sollte Missionar werden, hat es aber vorgezogen, lieber beim Skalpiermesser zu bleiben. – Nun, Mr. Taubenei, was steht zu Diensten?«

»Erst jetzt kommt dem Sennor ganz zum Bewußtsein, was er verloren hat.«

»Das glaube ich.«

»Aber dem schwarzen Fuchs Vorwürfe zu machen, das wagt er nicht.«

»Das glaube ich ebenfalls.«

»Er hat ihm noch mehr geboten, wenn er Sie wiederergreift, aber der schwarze Fuchs verschließt seine Ohren.«

»Das freut mich, und ich werde mich dafür erkenntlich zeigen.«

»Nach Ihren Anschauungen dürfte unser Häuptling einen Treubruch begangen haben.

»Das läßt mich ganz kalt.«

»Aber es ist für uns unmöglich, einen Mann, der einen grauen Bären erlegt hat, in Fesseln zu halten, und nun gar, wenn das Töten des Bären auf solch eine noch nie dagewesene Weise geschehen ist.«

Diesmal blieb ich eine Entgegnung schuldig.

»Nur eines gäbe es noch, wodurch Ihr Ansehen wieder schwinden könnte, und damit rechnet diese Sippschaft.«

»Nun?«

»Wenn Sie von einem anderen Manne besiegt würden, so würde dieser wieder das größte Ansehen genießen, er würde selbst unsere Krieger veranlassen können, Sie wieder gefangenzunehmen.«

»Wie besiegt?«

»Durch einen Zweikampf.«

»Durch einen Zweikampf?!« fuhr ich betroffen empor.

Denn – ich weiß nicht, wie ich gerade auf diesen Gedanken kam – ich dachte im Augenblick an ein amerikanisches Duell, wobei Leben und Tod mit Würfeln ausgeknobelt wird. Ich mußte so eine Geschichte vor kurzem gelesen haben, vielleicht während der Eisenbahnfahrt. So etwas sah auch diesem Armenier am ähnlichsten, wenn ich mir sein verschmitztes Gaunergesicht vorstellte.

»Was für ein Zweikampf?«

»Mit keinen Waffen.«

»Sie meinen ein amerikanisches Duell?«

»Ganz richtig, das nennt man wohl so.«

Also ich hatte doch richtig geahnt.

»Nein, da muß ich bedauern, mein Leben knobele ich nicht aus – ich knobele überhaupt nie.«

»Was tun Sie nie?«

»Knobeln.«

»Knobeln – was ist das?«

»Nun, mit Würfeln spielen.«

»Würfeln?« wiederholte Taubenei mit einigem Staunen, soweit ein Indianer staunen darf, ob nun mit oder ohne Doktorhut. »Solch einen Zweikampf kenne ich nicht. Nein, nur ohne Waffen – allein durch körperliche Kraft und Gewandtheit – ringen oder boxen.«

Ach so, das war etwas anderes! Wenn ich schon schwer geatmet hätte, so hätte ich jetzt erleichtert aufatmen können.

»Da ziehe ich das Boxen dem Ringen vor. Also mit dem Papapopulos, genannt das gelbe Wieselchen? Ach nein, das arme Kerlchen täte mir aber leid.«

»Nein, der Große, Grant, fordert Sie zum Zweikampfe heraus.«

»Ach so,« sagte ich nochmals, und diesmal mit wirklicher Erleichterung. »Na ja, wann soll's denn losgehen?«

»Sobald wie möglich.«

»Gut, ich brauche bloß meine Pelzjacke auszuziehen, ich boxe lieber in Hemdärmeln.«

»Der Riese bestimmt aber Ringen.«

Ich muß gestehen, daß mir ein Boxgang lieber gewesen wäre. Im Boxen hatte ich wirklich etwas los. Ich war einmal als Matrose von einigen englischen Passagieren, die mich hatten boxen sehen, in Folge einer Wette mit einem berühmten, wenn nicht dem berühmtesten englischen Championboxer zusammengebracht worden. Einige Backse hatte ich von dem allerdings abbekommen – aber das war auch so ein Kerl, der von früh bis abends nichts weiter tat als boxen – und der brauchte von mir nur einen einzigen Schlag zu bekommen, da hatte er genug gehabt. Im Ringen war ich weit weniger bewandert, das hatte ich in der Jungenzeit geübt, hielt es noch immer für eine Kinderspielerei, obgleich ich wußte, daß es Athleten gibt, die sich professionell aufs Ringen

legen. Uebrigens wird das Ringen auch von allen nordamerikanischen Indianern leidenschaftlich betrieben.

Aber von dieser meiner Abneigung gegen das Ringen sagte ich natürlich nichts, so etwas gab es bei mir nicht.

»Hat denn hier der Herausforderer zu bestimmen, auf welche Weise der Zweikampf stattfinden soll?« fragte ich nur noch.

»Ja, das hat der Herausforderer zu bestimmen.«

»Gut, dann werde ich mit ihm ringen. Wie sind die Regeln?«

»Es ist alles erlaubt.«

»Jeder Handgriff?«

»Ja.«

»Auch Beinestellen?«

»Alles. Nur nicht schlagen.«

»Auch Beinestellen, hm. Und wann gilt man als besiegt?«

»Wenn man auf dem Rücken liegt.«

»Und wenn ich nun auf den Rücken zu liegen komme?«

»Dann sind Sie der Gefangene des Siegers, der mit Ihnen machen kann, was er will.«

»Mich auch binden?«

»Jawohl!«

»Und wenn ich mir das nun nicht gefallen lasse?«

»Das müssen Sie sich gefallen lassen. Sonst wird der Häuptling, der als Schiedsrichter fungiert, Sie mit Gewalt überwältigen lassen. Sie müssen überhaupt auf diese Bedingungen eingehen, sonst sind Sie in den Augen dieser indianischen Krieger kein Ehrenmann.«

»Gut, ich unterwerfe mich allen Bedingungen. Und gesetzt nun den Fall, ich bin's, der dieses Groß ... diesen großen Herrn auf den Buckel legt, was dann?«

»Dann können natürlich Sie mit ihm machen, was Sie wollen.«

»Was machen?«

»Er wird Ihnen gebunden ausgeliefert, Sie können ihn sogar töten, ihn am Marterpfahl sterben lassen, und dasselbe gilt natürlich auch für seinen Herrn.«

»Was? Auch seinen Herrn, den Papapopulos könnte ich dann töten?« rief ich erstaunt.

»Selbstverständlich. Eigentlich ist es doch dieser Sennor, der Sie zum Zweikampf herausfordert, aber er stellt einen Stellvertreter, für den er natürlich auch voll und ganz verantwortlich ist. Wird sein Stellvertreter besiegt, dann hat der Sennor auch alle Verantwortung zu tragen.«

Ich wußte nicht recht, wie sich das die Indianer vorstellten, die dies alles so selbstverständlich fanden. Na, schließlich war mir das ja ganz egal . . .

»Ja, kann da nicht hier auch der Kapitän einen anderen für sich stellen?« mischte sich da plötzlich Karlemann ein, der bisher nur aufmerksam zugehört hatte.

»Dazu hat er natürlich auch das Recht,« lautete Taubeneis Entgegnung.

»Well, dann sagen Sie dem Papapopulos, daß ich für den Bärenschmetterer mit dem Großmaul ringen werde.«

Obgleich der rote Advokat und Philosoph wieder ein echter Indianer geworden war, blickte er doch mit maßlosem Staunen auf den Knirps herab.

»Was? Du willst mit dem Riesen ringen?« lächelte er dann.

»Jawohl, ich werde ihn auf den Rücken legen.«

Ich will nicht weiter des Längeren schildern, wie Taubenei durchaus nicht glauben wollte, daß dieser Wichtelmann Ernst mache, bis ich es war, der ihm diese Versicherung gab.

Mir selbst zwar kam die Absicht Karlemanns etwas ungeheuerlich vor, aber ich kannte diesen deutschen Zigeunerknaben doch schon zur Genüge und wußte, daß der manches fertigbrachte, was anderen Menschen unmöglich erschien.

Taubenei verließ das Zelt, um unseren Entschluß zu melden.

»Glauben Sie wirklich, diesen ungeschlachten Riesen auf den Rücken legen zu können?« wandte ich mich dann an Karlemann.

»Na, denken Sie denn, ich würde sonst für Sie eintreten?« lautete Karlemanns Antwort, und eine nähere Erklärung sollte ich von dem Gernegroß auch nicht bekommen, ich mußte mich ganz auf ihn verlassen.



Eine halbe Stunde später standen wir inmitten des Lagers auf einem freien Platze, wo der Schnee schon längst festgetreten und mit Fellen und Decken belegt war, umringt von dem ganzen roten Volke der Fuchsindianer.

Der Londoner Bierkutscher hatte sich schon seiner Pelzkleidung entledigt, auch der Jacke und Weste, er stand nur in Hosen und Hemd da, und ich muß sagen, daß er in diesen enganliegenden Sachen mir gar keinen so ungeschlachten Eindruck mehr machte, zwar alles noch kolossal, jetzt vielleicht erst recht, der mächtige Körper mit schwellenden Muskeln ausgestattet, aber ich erkannte sofort, aus jeder Bewegung, daß dieser gewaltige Leib auch eine große Geschmeidigkeit besaß.

Ganz offenbar hatte ich es mit einem professionellen Athleten zu tun, der sich systematisch zum Ringkämpfer ausgebildet hatte, und gerade in jetziger Zeit kann man ja oft genug im Zirkus und in anderen öffentlichen Schaustellungen beobachten, was für eine katzenartige Geschmeidigkeit diese riesenhaften Ringkämpfer besitzen, von denen wohl keiner unter zwei Zentnern wiegt.

Es mochte ihm wie dem Armenier schon vor unserer Ankunft auf dem Kampfplatze klargemacht worden sein, daß nicht ich, sondern mein kleiner Begleiter mit dem Riesen ringen wolle, und es war begreiflich, daß man noch immer an einen Scherz glaubte.

Ich will nicht schildern, wie dieser Unglaube zerstreut werden mußte, und dann brach der Riese in ein Gelächter aus, daß die

Wigwams umgefallen wären, wenn sie statt aus Lederhäuten aus Steinmauern errichtet gewesen wären.

Nun, schließlich war der Riese bereit, auf den Scherz einzugehen.

Auch Karlemann hatte sich seiner Pelzkleidung entledigt. Unter dem Zeug, das er noch anhatte, war nichts von der außerordentlichen Muskulatur dieses Wichtelmannes zu bemerken, die ungewöhnliche Körperkraft des kleinen Mannes konnte man höchstens an den breiten Schultern erraten. An einen würdigen Gegner des Riesen war deshalb natürlich nicht im geringsten zu denken. Eben ein besonders kräftig entwickelter Knabe, weiter nichts, mit dem der Riese Fangball spielen würde, auch wenn er doppelt so breite Schultern gehabt hätte.

Weitere Vorbereitungen gab es hier nicht, nicht erst ein Händeschütteln oder dergleichen.

Während ich eine ziemlich lange Einleitung zu diesem Ringkampfe gebraucht habe, dauerte dieser selbst keine zwei Minuten.

»Na, da komm mal her, mein liebes Kindchen,« sagte der Riese gutmütig, ging mit ausgestreckten Händen auf den schon in der Mitte des Platzes stehenden Karlemann zu und ... lag plötzlich platt auf dem Rücken, die Beine in die Luft reckend, während Karlemann, die Arme über der Brust verschränkt, die Stulpnase hochreckend, seinen rechten Fuß auf die Brust des Gefällten setzte.

»Gesiegt! Regelrecht, was?«

Ich kann gar nicht schildern, mit welcher blitzartiger Geschwindigkeit sich Karlemann gebückt und dem Riesen die Beine unter dem Leibe weggezogen hatte, und ebensowenig vermag ich den Eindruck zu schildern, wie das aussah, als dieser Knirps jetzt so mit hochgerekter Nase dastand, den Fuß auf die Brust des besiegten Gegners gesetzt. Es war einfach ein unbeschreibliches Bild!

Die Rothäute waren erst als phlegmatische Zuschauer gekommen, mit der Absicht, ihre Würde zu wahren, aber ich merkte

schon, wie aufgeregt sie im Laufe des Kampfes werden würden, falls ein solcher wirklich zustande kam – aber die Krieger kamen so wenig wie die Frauen und Kinder dazu, ihrem Jubel Luft zu machen, es ging alles viel zu schnell.

Einige Sekunden hatte der Riese bewegungslos dagelegen, wahrscheinlich glaubend, der Himmel sei über ihm zusammengebrochen, dann aber schnellte er mit einem Wutschrei in die Höhe, und zwar mit einer Leichtigkeit, welche allein schon verriet, was für eine Gewandtheit doch in diesem schweren Körper steckte – und sofort sah er sich vor, gebückt lief er gegen den etwas zurückgesprungenen Karlemann an – und dann sprang dieser vor den Händen, die ihn packen wollten, seitwärts, aber in einer Weise, die ich wiederum nicht beschreiben kann, Karlemann beschrieb während dieses Luftsprunges förmlich einen Haken, einen Winkel, stand plötzlich im Rücken des Riesen, ein Griff nach den Beinen, und diesmal lag der Londoner Bierkutscher platt auf dem Bauche und so mußte Karlemann diesmal seinen Fuß auch auf den Rücken des gefällten Gegners setzen, wieder mit verschränkten Armen, wieder die Stulpnase in die Luft gereckt, ein Bild un-nachahmlicher Würde.

»Besiegt! Regelrecht, was?«

Dann blickte er nach unten und machte ein verwundertes Gesicht.

»Achso, der liegt auf dem Bauche, da muß ich ihn erst . . .«

Er kam nicht weiter. Nicht mit einem Wutschrei, sondern mit einem Wutgebrüll war der Riese diesmal aufgesprungen, wieder auf Karlemann zu . . . und nun passierte etwas, Karlemann führte ein Manöver aus, das ich gar nicht mit den Augen verfolgen konnte.

Es kam mir vor, als ob Karlemann dem Riesen von vorn zwischen den Beinen hindurchgehuscht sei, denn er stand plötzlich hinter ihm, hatte dann aber seinen Kopf schon wieder zwischen

dessen Beinen, und plötzlich überschlug sich der Riese nach rückwärts, stürzte nieder und kam abermals auf den Rücken zu liegen.

Karlemann hatte ihn einfach mit dem Kopfe ausgehoben – aber wie er das fertiggebracht, das war mir eben ein Rätsel. Mit dem Momentphotographenapparat wäre es vielleicht zu beobachten gewesen, nicht mit den Augen.

»Nummer drei! Genügt das nun endlich?« fragte Karlemann in seiner gewöhnlichen Siegerpose.

Ja, für die Rothäute genügte es, deren starres Staunen wich plötzlich, sie begannen zu toben, auch der würdigste Krieger, der sonst erhaben über jede Gefühlsempfindung war.

»Alla, alla, alla!!!« schrien und jubelten sie in einem fort, so daß ich mich einen Augenblick unter Arabern wähnte, welche ihren Allah anriefen. Dieses ›Alla‹ hatte aber wohl etwas anderes zu bedeuten, und dann wurde ganz energisch gebellt, als ob eine Meute Köter losgelassen worden wäre.

Aber für den Londoner Bierkutscher war es noch immer nicht genügend. Wieder brüllend vor Wut auf, wieder auf seinen zwerghaften Gegner los!

Ich hatte dieses Spiel nun satt, und wenn sich hier niemand als Schiedsrichter einmischte, so wollte ich es tun.

Also ich sprang zwischen die beiden, und als ob der Riese nur darauf gewartet hatte, so hatte er mich plötzlich gepackt.

Wie lange wir uns herumgebalgt haben, und was für Kunstgriffe der Kerl alles angewendet hat, weiß ich nicht mehr, wußte es auch damals nicht. Er versuchte mich wohl auszuheben, hatte den einen Arm um meine Hüften geschlungen und die andere Hand auf meinen Oberarm gelegt, und eine Riesenkraft hatte dieser menschliche Elefant wirklich, hätte ich nicht noch meinen Pelzrock angehabt, seine Fingerkuppen hätten wohl blutige Spuren in meinem Arme zurückgelassen, mir das Fleisch abgerissen.

Mit dem Ausheben war es bei mir freilich nichts, er hob mich wohl einige Male in die Höhe und setzte mich unsanft wieder

hin, aber umfallen tat ich bei diesem Experiment nicht – und so wandte er noch andere Kunstgriffe ohne Erfolg an – dann legte er beide Hände hinten in meinen Rücken und drückte, drückte immer mehr, und ich kann nur sagen, daß das ganz abscheulich weh tat, ich hätte vor Schmerz gleich laut aufbrüllen mögen.

Mit diesem Schmerze kam mir aber erst richtig zum Bewußtsein, was der Kerl eigentlich von mir wollte – und da erfaßte mich plötzlich die Berserkerwut – ›du Himmelhund verfluchter!‹ – und da hatte ich ihn hinten bei den Hosen gepackt, schlenkerte ihn im Kreise herum, und dann schmetterte ich ihn auf den Boden nieder, daß alle Knochen krachten.

»Nun – hast – du – wohl – endlich – genug!!« schrie ich, ihn bei jedem Worte von neuem aufhebend und ihn gegen den Boden stauchend.

Aber nein, der Kerl hatte eben immer noch nicht genug; sofort, als ich ihn losließ, schnellte er wieder empor, wieder mit einem Gebrüll, das gar nichts Menschliches mehr an sich hatte, auf mich los, aber diesmal nicht, um mich zum Ringkampf zu packen, er führte einen Faustschlag gegen mich, der mir die Kinnlade zerschmetterte hatte, wenn er meinen Kopf getroffen hätte – aber er traf eben nur meine Faust, mit der ich pariert, und dann schlug ich nach, und weil er meine rechte Faust parierte, sagte ich ›na da!‹ und gab ihm eins von der anderen Seite, was er nicht parieren konnte, und da stürzte er hin, und sprang nicht wieder auf. Das Blut floß ihm aus Nase und Mund, sich mit dem Geifer vermischend, den er schon immer vorm Maule gehabt.

»Alla, alla, alla!!« tobten jubelnd die Rothäute.

Jawohl, nun war's ›alla‹, der Riese wurde davongetragen und in die Kaltwasserkur genommen. Sonst hatte es ihm nichts weiter geschadet, nur daß er auf der rechten Seite nicht mehr kauen konnte. Da hatte er keine Backzähne mehr.

Ich will nicht schildern, was man mit Karlemann und mir alles anstellte, um uns zu ehren. Es waren unter dem Eise viele Fische gefangen worden – wir bekamen als Delikatesse nur die Köpfe davon. Mag diese Andeutung genügen, wie man uns entgegenkam. Ganze Fische wären mir freilich lieber gewesen.

Dagegen will ich ausführlich bei einer Szene verweilen, die sich noch am Abend desselben Tages abspielte, und die ein blutiges, gräßliches Ende nehmen sollte.

Den Mediziner hatten wir schon zu sehen bekommen. Es war durchaus nichts Besonderes an ihm. Ein ältlicher Indianer wie alle anderen. Respekt ward ihm nicht entgegengebracht.

Anders wurde das, als er am Abend in voller Ordenstracht seine Zeremonien vornahm, um aus einem kranken Kinde den bösen Geist auszutreiben.

Er erschien in einem phantastischen Kostüm, mit getrockneten Eidechsen und Fröschen und anderem Gewürm behängen. Ehrfürchtig wurde ihm Platz gemacht, als er sich nach dem Feuer begab. Das an Fieber erkrankte Kind war nicht zur Stelle, das war auch ganz Nebensache – Hauptsache war, daß der Mediziner unter einem monotonen Gesang um das große Feuer herumhopschte und dann verschiedenen Hokusfokus ausführte.

Ich bekam tatsächlich Seltsames, Unerklärliches zu sehen. So nahm der rote Zauberer wiederholt glühende Holzkohlen aus dem Feuer, mit den bloßen Fingern, ließ sie flach in seiner Hand liegen, legte sie auf die nackten Arme und auf andere Körperteile, und er zeigte nicht nur keine Aeußerung von Schmerz, sondern es war auch wirklich nichts davon zu merken, daß die glühenden Kohlen das Fleisch oder auch nur die Haut versengt hätten.

Ich weiß hierfür keine Erklärung, suche sie auch nicht. Ich habe dasselbe Experiment der Unverbrennlichkeit in Indien, in Aegypten und Marokko ausführen sehen, von Fakiren und von Derwischen. Ich habe in Kalkutta gesehen, wie ein Fakir die in früheren Zeiten auch bei uns angewandte Feuerprobe bestand, indem er

über weißglühende Eisenplatten schritt, wozu er wenigstens zehn Schritte nötig hatte, ganz langsam, ohne sich im mindesten die nackten Sohlen zu verbrennen.

Die Tatsächlichkeit dieser Feuerbeständigkeit werden zahllose Menschen bezeugen können, die im Orient gewesen sind, und keiner hat ein Recht, an deren Aussagen zu zweifeln, so lange er nicht selbst dort gewesen ist.

Die einzige natürliche Erklärung dieses scheinbaren Wunders wäre für mich die, daß es sich hierbei ähnlich verhält, wie mit dem Leidenfrostschens Tropfen.

Wer nun freilich nicht weiß, was das ist, der sogenannte ›Leidenfrostsche Tropfen‹, der muß sich von einem Physiker darüber belehren lassen, ich fühle mich hierzu nicht verpflichtet. Ehe man den Inhalt eines Buches beurteilen will, muß man erst das ABC lernen.

Kurz, dieser rote Hexenmeister zeigte sich gegen Feuer unempfindlich. Das heißt, ins Feuer selbst griff er nie, oder er beeilte sich, die Holzkohlen da heraus zu bekommen, und da zog er wohl auch einmal die Hand unter Zeichen des Schmerzes zurück. Aber die hellglühenden Kohlen selbst konnten ihm nichts anhaben. Er legte sie auf die herausgestreckte Zunge; es zischte – aber keine Spur von Versengung war dann zu merken.

So oft die Indianer dies auch schon gesehen haben mochten, schauten sie doch immer wieder mit ehrfürchtigem Staunen zu. Der Mediziner wandte sich hauptsächlich an mich, ließ mich seine Haut und seine Zunge untersuchen, er wollte mir offenbar imponieren – du kannst wohl einem Bären den Schädel einschmettern, aber feuerbeständig bist du doch nicht, oder mach's mir doch einmal nach! – bis ich mich endlich gelangweilt abwandte.

Ich suchte Tischkoff auf, der sich in einem Wigwam bei dem kranken Kinde befand und sich hier als viel besserer Mediziner erwies, indem er dem fiebernden Baby Chinin einflößte, das er

bei sich hatte. Den Erfolg davon freilich würde wohl jener rote Hexenmeister für sich beanspruchen.

Ich erzählte Tischkoff von dem, was ich gesehen, fragte diesen weitgereisten, so manches wissenden und könnenden Mann, selbst ein menschliches Geheimnis, ob er mir für diese Feuerbeständigkeit eine Erklärung geben könnte.

»Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.«

Das hatte ich freilich auch schon gewußt.

Das Gemurmel der ihren Mediziner bewundernden Rothäute drang bis hierher, und jetzt wurden daraus laute Rufe des Stauens, der Hexenmeister mußte ihnen etwas ganz Besonderes vormachen.

Da kam Karlemann angestürzt.

»Dieser Langhals begräbt unsere ganze Autorität!« rief er.

»Begräbt was?« lachte ich.

»Unsere Au – Au – Aueritätät, oder wie das Ding heißt.«

»Unsere Autorität, meinen Sie wohl.«

»Jawohl, die vergräbt er.«

»Vergraben tut er sie?« lachte ich noch immer. »Wie macht er denn das?«

»Nu, indem er sich Stecknadeln in den Bauch sticht.«

Ich dachte zuerst, auch Karlemann hätte das Fieber und spräche im Delirium.

»Ich komme sofort,« sagte aber Tischkoff ganz ernst, der eben das Kind in nasse Tücher einwickelte.

Ich selbst ging gleich mit Karlemann zurück. Am Lagerfeuer hatte sich unterdessen die Situation verändert, jetzt, war es Langhals, welcher den Indianern etwas vorzauberte, und wieder bekam ich Dinge zu sehen, die ich zwar schon an anderen Orten beobachtet hatte, die mir aber bis heute ebenso unerklärlich sind.

Zunächst holte der Mestize mit der langen Gurgel ebenfalls glühende Holzkohlen aus dem Feuer, zeigte seine Unverletzlichkeit, wie ihm die Glut nichts anhaben könne.

Ich vermutete, daß er dieses Experiment nur meinetwegen wiederholte. Das war jedenfalls schon die Einleitung zu noch anderen Kunststücken gewesen, er wollte nur auch mir noch einmal zeigen, wie er dasselbe wie der Medizinermann könne, was für ihn nur Kleinigkeit sei.

Jetzt war auch Papapopulos zur Stelle, und er hatte von Anfang an seine Augen mit höhnischem Ausdruck auf mich gerichtet, während der Medizinermann finster auf den neuerstandenen Rivalen blickte.

Es blieb nicht dabei, daß der Mestize die glühenden Kohlen nur auf die Zunge legte, sondern er verschluckte sie auch. Faktisch, er nahm direkt aus dem Feuer eine weißglühende Kohle, legte sie auf die Zunge, zog diese zurück, schluckte, und ganz deutlich war zu sehen, wie die Kohle die lange Gurgel hinabglitt.

Auch dieses Experiment des Feuerfressens habe ich in Indien von Fakiren ausführen sehen. Dabei ist dieses Feuerfressen nicht mit dem zu vergleichen, welches man manchmal auf deutschen Jahrmärkten von Schwarzen sehen kann. Die brennende Substanz, welche diese Hokuspokusmacher unter rauchender Flamme in den Mund stecken und unter Zischen kauen und verschlingen, ist Kolophonium, und wer den Mut hat, kann dieses Experiment sofort nachmachen, das brennende Kolophonium in den Mund stecken, und wer Geschmack daran findet, kann es auch hinterschlucken, ohne den geringsten Schmerz dabei zu empfinden.

Dasselbe gilt auch vom Kork. Darauf beruht das Kunststückchen vom Verspeisen eines brennenden Salats. Man schneidet von einem Kork dünne Scheibchen ab, tut, als ob man Gurkensalat anrühre, spießt so ein Scheibchen mit der Gabel an, brennt es an

einem Lichte an und kann nun diese brennende Scheibe getrost in den Mund stecken, es brennt durchaus nicht am Gaumen.

Woher das kommt, daß Kolophonium, Kork und andere Substanzen keine heiße Flamme geben, weiß ich nicht. Der Ausdruck ›kalte Flamme‹ dürfte aber ein ganz falscher sein. Wahrscheinlich kommt es daher, daß Kolophonium und Kork außerordentlich schlechte Wärmeleiter sind, und in dem Augenblick, da man das brennende Zeug in den Mund steckt, erlischt die Flamme, und die brennbare Substanz hat sich dabei nicht im mindesten erhitzt.

Von den glühenden Holzkohlen aber konnte dies nicht gelten. Wenn ich eine anfassen wollte, verbrannte ich mir die Finger, während der Mediziner sie ruhig auf seiner Hand liegen ließ, dieser langhalsige Mestize sie sogar verschluckte, was nun wieder der rote Hexenmeister nicht nachzumachen wagte.

Hierauf zeigte der Mestize einige lange, starke Stecknadeln, bohrte sie auf seinem Oberschenkel in die Lederhose, so daß sie zunächst aufrecht stehen blieben, nahm ein flaches Stück Holz und trieb mit einem Schläge die Stecknadeln in seine Lederhose hinein, und da diese nicht sehr stark sein konnte, mußten die Nadeln wohl auch ins Fleisch dringen.

Daß dem wirklich so war, zeigte er an anderen nackten Körperteilen. Er stach sich eine, dann mehrere Stecknadeln in den entblößten Oberarm, in die Hand, in die Nacken, bis an die Kuppe, zuletzt durchstach er sich auch die Nase und sogar die Zunge, so daß man die Nadeln zur anderen Seite wieder herauskommen sah, zog sie hin und her, und weder floß Blut noch war sonst eine Wunde oder irgendwelche hinterlassene Spur zu sehen.

Ich habe das gleiche Experiment nicht nur in Indien, sondern auch in deutschen Jahrmärkten ausführen sehen. ›Der unverwundbare Fakir‹ – wenn es auch ein angemaltes Bläßgesicht war. Mir ebenfalls unerklärlich. Gelehrte Theorien von dehnbaren Zellengewebe und dergleichen sind eben nur Theorien, keine richtigen Erklärungen. Wenn ein einziges der zahllosen Aederchen

durchstochen wird, müßte Blut fließen, und warum dies nicht geschieht, ist mir eben unbegreiflich; ich zerbreche mir aber auch nicht den Kopf darüber.

Auf diese Indianer jedoch machte das noch nie Gesehene, diese scheinbare Unverwundbarkeit, einen kolossalen Eindruck, auch der würdevollste Krieger verlor seine Fassung, stimmte mit ein in die allgemeinen Rufe des Staunens, und das steigerte sich bis zum Entsetzen, als der Mestize zuletzt dieselben Experimente mit einer Art langer Hutnadel fast ausführte, auch ein Stilett mit besonders dünner Klinge zu nennen, welche schon ganz gefährliche Waffe er sich ebenfalls in die verschiedensten Körperteile stieß, sogar direkt in den Leib, dann das Stilett dem Mediziner hinhaltend, er sollte ihm das nachmachen, welches Verlangen der rote Zauber-künstler mit Schrecken von sich wies. Hier hatte er eben seinen Meister gefunden.

Ich war mir damals gar nicht recht bewußt, was für uns hierdurch alles auf dem Spiele stand. Ich kannte gar nicht die Macht, welche der Mediziner oder überhaupt so ein Hexenmeister, der etwas mehr kann als andere Menschen, weil er vorgeblich mit Geistern in Verbindung steht, über die Indianer ausübt – ich war besonders dadurch getäuscht worden, daß ich anfangs bemerkt hatte, wie wenig Ehrfurcht man doch dem bezeugte, den man mir als den Mediziner vorgestellt hatte. Damals hatte sich dieser eben nicht ›in Dienst‹ befunden, da war er noch ein gewöhnlicher Mensch gewesen.

Wenn mich jetzt etwas stutzig machte, so war es nur der überaus höhnische Ausdruck, mit dem mich der Armenier unausgesetzt anblickte, und dasselbe galt auch von dem Mestizen selbst, wenn er sich an mich wandte, mich aufforderte, ich solle ihm seine Kinkerlitzchen nachmachen, und ich konnte mich des dreisten Burschen nicht erwehren.

»O weh, wenn die Sache so steht, da heißt es beizeiten eingreifen,« flüsterte da Tischkoff, der neben mich getreten war.

Ich verstand ihn gar nicht – ein anderer wußte die Situation besser zu erkennen und zu beurteilen.

»Ja, und das sofort,« sagte Karlemann, mehr gegen das Feuer tretend.

Der Mestize hatte sich die lange Hutnadel wieder einmal in den Bauch gestoßen und wollte den Medizinmann überreden, das Gleiche zu tun.

»Das ist ja noch gar nichts,« sagte Karlemann, »sich so eine dünne Nadel in den Bauch stoßen – das kann jeder dumme Junge, wenn er weiß, wie's gemacht wird, aber hier, hier . . . «

Und Karlemann griff in seinen rechten Stiefelschaft und brachte das Ding zum Vorschein, welches er sein Skalpiermesser nannte. Es war, wie schon gesagt, ein ungewöhnliches Messer, die Klinge mindestens zwölf Zoll lang, dabei ganz schmal, also auch ähnlich wie ein Stilett aussehend, jedoch ein wirkliches Messer, indem es eine Schneide besaß. Solch ein Messer wird wohl auch in der Küche für besondere Zwecke verwendet, es hat einen bestimmten Namen, den ich aber nicht kenne.

»Hier, stich dir einmal diese Stecknadel in den Wanst!«

Plötzlich war es ganz still im Kreise, und verzagt blickte der Mestize erst das lange Messer und dann den kleinen Sprecher an.

»Dieses Messer?«

»Ja ja, stich dir das einmal in den Bauch oder sonstwohin, und wenn da kein Blut fließt, dann will ich Hans Mops heißen.«

»Mach mir das erst einmal vor.«

»Du denkst, das Messer schneidet nicht? Dringt nicht ins Fleisch? Hier . . . «

Daß das Messer sehr spitz war, konnte man so sehen, und Karlemann nahm ein Stück Holz her und schnipselte mit Leichtigkeit dicke Spähne ab. Das Messer mußte scharf wie ein Rasiermesser sein.

»Na, bitte, stich dir dieses Messerchen mal in den Leib oder sonstwohin.«

»Ja ja, mach es mir nur erst einmal vor,« war die unwirsche Antwort.

»Dann machst du's mir nach?«

»Ja.«

»Gut, da will ich mir das Messer in den Leib stoßen, aber noch ganz anders als wie du.«

Und Karlemann neigte den Oberkörper etwas zurück, öffnete den Mund, steckte die Spitze des Messers hinein und ließ die ganze Klinge in den Hals hinabgleiten, erst langsam, zog das Messer wieder heraus und stieß es noch mehrmals schnell bis an den Griff hinab.

Ich hatte schon viel von Schwertverschluckern gehört, zufällig aber noch keinen gesehen. Außerdem hatte ich immer geglaubt, daß die Waffe unbedingt ganz stumpf sein müsse, welche in die Speiseröhre hinabgestoßen wird.

Kurz und gut, es sah schrecklich aus, wie sich Karlemann das lange Messer, von dessen Schärfe er uns vorher eine Probe gegeben, wiederholt in den Hals hinabstieß. Bis an die Lunge mußte die Klinge mindestens gehen.

»So, nun mach du mir das mal nach!«

Mit diesen Worten hielt Karlemann dem Mestizen das Messer hin.

Die umstehenden roten Krieger waren vor Staunen keines Lautes fähig, sie standen wie die Statuen, viele den Mund geöffnet, als wünschten sie selbst, das Messer zu verschlingen.

Aber die Zeichen von Entsetzen waren allgemeine, und die dunkle Gesichtsfarbe des Mestizen war plötzlich eine aschgraue geworden, mit weithervorgequollenen Augen stierte er die vorgehaltene Waffe an, dabei halb wie zur Flucht gewandt.

Und da lenkte ein Zähneknirschen meine Aufmerksamkeit nach dem Armenier. Ja, Monsieur Papapopulos war es, der mit den Zähnen knirschte, und sein quittengelbes Gesicht war mehr olivengrün geworden.

Er rief dem Mestizen einige Worte in einer mir unverständlichen Sprache zu, aber instinktiv hörte ich deutlich das Wort ›Feigling‹ heraus. Er forderte den Mestizen auf, das Gleiche zu tun.

»Na, keine Lust?« spottete Karlemann. »Da ist doch gar nichts weiter dabei, und wenn du unverwundbar bist, kann dir doch so ein Messerchen nichts anhaben, das ist doch sogar recht harmlos, man verschluckt doch auch manche spitze Gräte, die man sich nicht ins Fleisch bohren darf. Hier, das schmeckt sogar sehr gut, das kühlt innerlich . . . «

Und wieder ließ Karlemann das lange Messer bis zum Griff, noch diesen in den Mund nehmend, in seinem Halse verschwinden, stieß noch mehrmals schnell nach, hielt das Messer dann wieder mit spöttischen Worten dem aschgrauen Mestizen hin,

»Wah!!« waren die roten Krieger jetzt imstande, ihrem Staunen Ausdruck zu geben.

»*Poltroon, coward* – Feigling, Memme!!« schrie der Armenier, diesmal englische Worte gebrauchend.

Und da passierte etwas, wofür ich noch heute keine Erklärung weiß.

Aber es kommen schon solche Fälle vor, daß jemand in einer Aufwallung etwas unternimmt, wovon er schon vorher bestimmt weiß, daß es über seine Kräfte geht, daß er dabei unterliegt, es mit dem Leben büßt – und er tut es dennoch!

Plötzlich ergoß sich über das aschgraue Gesicht des Mestizen eine dunkle Blutwelle, hastig riß er dem Jungen das Messer aus der Hand, bog den Oberkörper zurück, den Mund aufgesperrt, die Klinge hineingesetzt – und mit einem Ruck stieß er sie bis an das Heft hinab.

Einen Moment stand er. Dann brach er zusammen. Und aus seinem Munde ergoß sich ein dunkler Blutstrom.

In drei Minuten hatte er seine Seele ausgehaucht. Das Messer hatte die Lunge dermaßen verletzt, daß sie nicht mehr funktionieren konnte, er hatte ersticken müssen. Oder vielleicht hatte der Stahl sogar das Herz getroffen.

ETWAS ÜBER DIE MORMONEN.

»Jetzt haben wir gewonnenes Spiel,« sagte Tischkoff, als wir wieder in unserem Wigwam waren, »jetzt können wir nicht mehr ausgestochen werden.«

Er erklärte mir näher, was auf dem Spiele gestanden hatte. Ich hörte gar nicht hin – ich war mächtig erschüttert.

»Was wollten Sie denn den Indianers vormachen?« fragte Karlemann.

Auch die Antwort darauf vernahm ich nicht. Mir kam die blutige Szene nicht vor den Augen weg.

Erst Taubeneis Meldung, Papapopulos träfe mit seinen übriggebliebenen zwei Begleitern Vorbereitungen, das Lager zu verlassen, sie wollten wohl noch die Mondscheinnacht benutzen, brachte mich in die Wirklichkeit zurück.

Tischkoff brauchte mich nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß dies nicht geschehen dürfe. Erst mußten wir selbst mit Blodwen und Kind wieder den amerikanischen Kontinent verlassen haben.

Mir eine meiner mitgenommenen Zigarren ansteckend, begab ich mich mit meinen Begleitern hin.

Die drei hatten ihre Rucksäcke gepackt und schnallten sich schon ihre Schneeschuhe an.

»Monsieur Papapopulos, Sie sind mein Gefangener.«

»Ich?«

»Ich habe Ihren Stellvertreter doch im Ringkampfe besiegt – und überhaupt, Sie werden dieses Indianerlager nicht eher verlassen, als bis ich es für gut befinde.«

»Warum nicht?«

»Fragen Sie nicht so dumm! Sie sollen mir nicht noch einmal Fallen stellen.«

»Ich werde mich hüten, ich habe Sie kennen gelernt.«

Aber natürlich blieb ich bei meinem Entschluß, und der Arme-
nier gab auch schnell genug nach.

»Wie lange müssen wir dann noch hier bleiben?«

»Das kommt darauf an, wann wir abreisen. Tischkoff, was meinen Sie?«

»Ganz wie Sie bestimmen.«

Ich war schon längst mit einer Idee umgegangen, die ich aber hier nicht aussprechen wollte. So führte ich Tischkoff noch einmal hinaus und abseits, auch Karlemann nahm an der Beratung teil, schließlich auch Blodwen und Mister Fairfax.

»Ich hätte die größte Lust, hier noch einige Zeit unter den Rothäuten zu verbringen,« eröffnete ich die Unterhandlung.

»Wie Sie wollen,« sagte Tischkoff wiederum.

Blodwen hingegen bat mich mit flehenden Worten, sie doch möglichst rasch von hier fortzubringen. Sie könne dieses eintönige Leben nicht mehr ertragen.

»Aber ich wüßte nicht, wohin ich dich anders bringen sollte, als wieder auf den Vogelberg zurück.«

»Dorthin will ich auch.«

»Ist es dort nicht ebenso eintönig?«

»Durchaus nicht, dort hat es mir wundervoll gefallen, in Gesellschaft der englischen Damen . . . aber ich weiß, Richard, du selbst möchtest gern hierbleiben – so bleib doch.«

Mir kam diese leichte Entschließung, sich wieder von mir trennen zu wollen, durchaus nicht merkwürdig vor. Dazu war ich schon viel zu sehr Zigeuner geworden. Ich freute mich vielmehr über dieses Entgegenkommen Blodwens.

»Ja, wie willst du aber hinkommen?«

Tischkoff erklärte sich bereit, ihr Begleiter zu sein.

Kurz und gut, es wurde beschlossen, daß Tischkoff, Fairfax und Blodwen mit dem Kinde allein nach dem Vogelberge aufbrechen sollten.

Das war auch eine Maßregel der Vorsicht. Ich war doch gar zu leicht zu erkennen, jetzt erst recht in Blodwens Gesellschaft.

Und konnte ich denn einem anderen Blodwen und Kind sorgloser anvertrauen als meinem Kommodore?

Welchen Weg er einschlagen wollte, ob über San Francisco oder sonstwie, wie er überhaupt den Vogelberg wieder zu erreichen beabsichtigte, das konnte erst bei jeder Gelegenheit entschieden werden.

»So werde ich also noch einige Zeit allein hierbleiben. Den Rückweg zu unserem Versteck werde ich dann schon zu finden wissen, darüber braucht ihr euch keine Sorge zu machen. Wann werden Sie da aufbrechen?«

»Dann sofort morgen in aller Frühe.«

»Und Sie, Algots? Finden Sie gut, daß Sie den ersten Trupp begleiten?«

»Nein, auch ich will die Indianersch erst noch näher kennen lernen.«

»Das ist ja vortvefflich, dann bleiben wir zusammen hier.«

»Nein, nicht hier – hier gibt's ja keine Skalpe abzuziehen – ich gehe erst einmal ein bißchen ins Indianerterritorium.«

Karlemann mußte am besten wissen, was er tun wollte, und zu- oder abzureden war diesem überreifen Jungen doch überhaupt nicht.

Ich begab mich zu Papapopulos zurück und erklärte ihm, wie Tischkoff vorgeschlagen, daß er noch eine Woche mit seinen Begleitern hier zu bleiben habe.

Er jammerte etwas, dann beruhigte er sich bei dieser Entscheidung.

»Sie rauchen da eine wunderbare Zigarre. Ach, eine Zigarre! Auch ich hatte mir welche mitgenommen, aber sie sind ins Wasser

gefallen. Würden Sie mir nicht einmal eine Zigarre verehren? Ich werde mich bei Gelegenheit revanchieren.«

Natürlich – ich präsentierte dem, den ich eigentlich jetzt am Marterpfahle langsam hätte rösten lassen können, mein gefülltes Zigarrenetui.

»O, Sie sind ja wohlversorgt,« schmunzelte der armenische Jüngling und ... nahm gleich drei heraus.

Wo war es denn gewesen, wo ich schon einmal so eine edle Unverschämtheit kennen gelernt hatte, gegen die ich einfach machtlos bin?

Ach so, als ich damals die Jacht verfolgte, die mir Atlanta entführt hatte, jener französische Kavalier mit seiner Tante!

Aber der war noch eine Unschuld gegen diesen Armenier hier gewesen.

»O, ich habe durch diese verfehlte Spekulation großen Schaden erlitten, großen Schaden,« fing er an, und er detaillierte weiter, wie ich doch eigentlich daran schuld sei, daß er gegen zweitausend Dollar umsonst geopfert habe, weil er mich nicht erwischt hätte.

»Ganz abgesehen von den vierhunderttausend Pfund Prämie, die ich schon ganz sicher in meiner Tasche wähnte, und da bin ich noch immer bescheiden, nicht wahr? Ich hatte ja sogar auf zehn Millionen spekuliert, und das alles, alles ist mir nun entgangen, und noch zweitausend Dollar extra zugeschustert, und an alledem sind nur Sie schuld. Könnten Sie mir nicht eine kleine Entschädigung gewähren?«

Na, ich starrte doch diesen armenischen Jüngling wie eine Erscheinung aus dem Jenseits an.

Was er weiter schwatzte und jammerte, weiß ich nicht, jedenfalls verstand dieser Kerl zu schwatzen und zu jammern ... und ich? Ich gutes, dummes Luder überlegte mir schon, ob es da nicht wirklich angebracht sei, dem armen Kerl mit einer Entschädigung

für seine verfehlte Spekulation, mich an England auszuliefern, helfend unter die Arme zu greifen.

»Was macht denn Atlanta?« fragte ich zunächst.

»Die habe ich nicht mehr,« entgegnete der Armenier ohne Zögern.

»Wo ist sie denn?«

»In Paris.«

»Wie kommt sie denn dorthin?«

»Ich habe sie an einen französischen Edelmann verkauft, an den Vicomte, Vicomte – ich komme nicht gleich auf den Namen, er steht in meinen Geschäftsbüchern – o ja, die ist sehr glücklich.«

Mir begann zu grauen, ich entfloh. Aber um das Schicksal meiner einstigen Freundin bekümmerte ich mich sonst nicht weiter. Er hatte sie ja glücklich verkauft. –

Am anderen Morgen bei Tagesanbruch nahm Blodwen Abschied von mir. Ich küßte sie, nahm noch einmal unser Kindchen auf den Arm, schüttelte Tischkoff und Fairfax die Hand, und ich sah sie gehen, geleitet von einigen Indianern.

Ich sah ihnen mit sehr wenig schwermütigen Empfindungen nach. Zigeunerblut! Schon der Seemann kennt kaum ein Abschiednehmen. Wir wollten uns ja bald wiedersehen.

Ich gab mich den Jagdfreuden hin – für die Indianer kein Vergnügen, sondern eine Pflicht, um ihre hungrigen Frauen und Kinder mit Nahrung zu versehen.

Ja, ich bestand manche Abenteuer, aber sie sind nicht wert, erzählt zu werden.

Am ersten Tage war Karlemann mitgegangen, am zweiten blieb er im Lager, er wollte sich ausschlafen, und als ich zurückkam, fand ich mit Kohle auf die Lederwand des Wigwams geschrieben:

»Adjöh, ich ge ins Indiahnerderodrum auf wihddrseen Gabtean Algots.«

Er war wie ein Zigeuner davongegangen. Na, seinen Namen konnte er wenigstens schreiben.

So war ich ganz allein, wenn ich die Rothäute nicht als geeignete Gesellschaft im Wigwam anerkennen wollte.

Doch nein, ich hatte einen gediegenen Freund gefunden: Taubenei. Er hatte nicht renommiert, seine höfliche Sprechweise war keine leichte Tünche gewesen, sondern ich lernte immer mehr einen hochgebildeten Mann kennen, mit dem ich mich unterhalten konnte wie selten einmal mit einem Menschen.

Ja, ich habe merkwürdige Ideen über Welt und Menschheit, und hier hatte ich einen gefunden, der auf alles eingehen konnte, der fast ebenso dachte wie ich.

So gingen wir beide meistens allein auf die Jagd, und während wir im Schnee vergraben auf dem Anstand lagen, weit entfernt vom Zeltorf die grimmig kalten Nächte am Lagerfeuer verbrachten, unterhielten wir uns über die größten Probleme, die es unter diesem Sternzelt gibt – und dabei hatte dieser doppelte Doktor nichts von seinem indianischen Instinkt und den anderen Fertigkeiten eines wilden Jägers verlernt, oder sie waren ihm zurückgekehrt – er war der beste Fährtsensucher des ganzen Stammes, auch in allen anderen Jägerkünsten seinen Brüdern überlegen, und was ich von ihm lernte, sollte mir bald sehr zustatten kommen.

Aber eins lernte ich nicht: reiten. Dieser Siouxstamm hatte Pferde, an sich schon magere, elende Tiere, und wenn ich auch den Versicherungen glaubte, daß sie in den warmen Jahreszeiten Strapazen aushielten, denen jedes andere im Stall gefütterte Pferd unterliegen würde, so konnten sie sich jetzt vor Schwäche doch kaum auf den Beinen halten, denn mühsam mußten sie sich die spärlichen Grashalme unter dem Schnee hervorscharren.

Damals empfand ich es als ein Glück, daß ich nicht hin und wieder gezwungen wurde, meine langen Beine über einen Pferderücken zu legen. Der Respekt, den man mir noch immer entgegenbrachte, der sich infolge meiner angeborene Schießfertigkeit

auch immer erneuerte, wäre bald futsch gewesen. Denn wer nicht reiten kann, der ist bei diesen Indianern doch gar kein Mensch.

Besser aber wäre für mich gewesen, ich hätte es gelernt. Denn ich sollte durch diese meine Ungeschicklichkeit sehr bald in schlimme Lagen kommen.

Am achten Tage wurden Papapopulos und seine Begleiter entlassen, soweit sie noch lebten. Das heißt, nur Langhals fehlte. Der Armenier hatte von meinen Zigarren mehr als ich geraucht, aber seinem sehnsüchtigen Wunsche, ihn für seine mißglückte Spekulation mit mir auch noch pekuniär zu entschädigen, hatte ich glücklicherweise mannhaft standhalten können. Ich hätte mich dann später ja selbst ohrfeigen müssen.

So vergingen wiederum zwei Wochen. Da erkannte ich die Wahrheit des Wortes: *cka ven dami* – es ist alles eitel. Das heißt, ich war dieser Jägerei überdrüssig.

Aber schon nach Hause, nach dem Vogelberg? Es war das erstmal in meiner Zigeunerperiode, daß ich mich allein befand, der ich sonst ständig von vielen Menschen umringt war – Strohwitter in mehrfacher Hinsicht – ich wollte meine Freiheit doch noch etwas länger genießen.

Einst waren wir, Taubenei und ich, bei unseren philosophischen Gesprächen, die sich auch viel um Religion drehten, auf die Mormonen zu sprechen gekommen.

Ich will hier gleich in Kürze einschieben, was über die Sekte der Mormonen zu sagen ist.

Ihr Stifter war Joe Smith, geboren am 25. Dezember 1805 zu Sharon im Staate Vermont, U. S. A. Nachdem er sich im Staate New-York in den verschiedensten Berufsarten versucht, sich besonders auch mit Schatzgräberei befaßt hatte – ob mit oder ohne Erfolg, weiß ich nicht – befahl ihm nach seiner Behauptung im September 1827 eine Engelserscheinung, an einem Hügel zwischen Palmyra und Canandaigua nach »heiligen Messingplatten«

zu graben. Er fand die bezeichneten Platten auch, sie waren aber mit einer Schrift bedeckt, die er nicht lesen konnte.

Da erschien ihm im Traume Moses und lehrte ihn mit Hilfe der wunderbaren Steine Urim und Thummin, die Geheimschrift zu übersetzen. (Was für wunderbare Steine das aber waren, darf man mich nicht fragen. *Quien sabe.*)

Smith übersetzte also die Schrift und gab sie unter dem Titel ›*Book of the Mormons*‹ heraus, jetzt das heilige Buch der ›Heiligen des jüngsten Tages‹, wie die Mormonen sich selbst gern nennen – was Mormon heißt, wird später erklärt – das Buch ist gegenwärtig so ziemlich in alle Kultursprachen übersetzt.

Diese heilige Schrift enthält fünfzehn Bücher und erzählt in einer der biblischen nachgebildeten Sprache, wie zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem ein frommer Jude namens Lehi mit seiner Familie von Palästina nach Amerika auswanderte – wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, ich bleibe bei der schlichten Mormonenwahrheit – und hier hat er nun seine wunderbaren Reiseabenteuer, sowie die Offenbarungen, welche Gott ihm hinsichtlich der künftigen Schicksale seines Volkes und des ganzen menschlichen Geschlechtes mitteilte, auf Messingplatten verzeichnet.

Mehrere seiner Söhne gingen in die Wildnis und wurden Häuptlinge verschiedener Indianerstämme. Die Nachkommen seines Sohnes Nephi aber waren schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt gute Christen, die an dieselben Lehrsätze wie unsere neuesten Theologen glaubten, ihre Kinder taufte und andere christliche Gebräuche hatten.

Die Priesterwürde und die Messingplatten erbten in Nephis Familie fort. Ihr erschien auch der auferstandene Christus, wählte aus ihr zwölf Apostel, die in kurzem das ganze Land – also Nordamerika – zum Christentum bekehrten.

Als zu Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Kirche in Amerika durch Spaltung und Kriege zerfallen war, erschien Mormon, ein gewaltiger Kriegsheld und gar frommer Heiliger, welcher die vom Fluche befallenen Lamaniten nach Südamerika vertrieb. Doch sie kehrten um 400 nach Nordamerika zurück, und die christlichen Nephiten erlagen ihrem Schwerte. Nur wenige von ihnen blieben übrig, darunter auch Mormons Sohn Moroni, welcher diese wahrheitsgetreue Historie auf Messingplatten aufschrieb, zugleich auch ausdrücklich Joe Smith aus Sharon im Staate Vermont als ihren Entdecker und als Mormons Nachfolger bezeichnete.

So viel über diese heilige Schrift.

Nachforschungen von unparteiischer Seite haben das wahrscheinliche Resultat ergeben, daß diese sogenannte Bibel der Mormonen ein vom Pfarrer M. Davison ums Jahr 1812 abgefaßter phantastischer Roman ist, der ungedruckt blieb. Durch den Buchdrucker Sidney Ridgon, einen der eifrigsten Anhänger Joe Smiths, gelangte das Manuskript in dessen Hände, und der machte dann die Geschichte mit den Messingtafeln daraus.

Ueber die Religion der Mormonen und ihre Gebräuche werde ich an anderer Stelle sprechen, denn ich sollte dies alles noch gründlich kennen lernen.

Im Jahre 1830 organisierte Smith die neue Sekte, und diese siedelte sich, gleich im Anfang mehr als hundert Mitglieder zählend, im Staate Missouri an. Aber betont muß werden, daß damals von Vielweiberei noch keine Rede war. Davon steht überhaupt gar nichts im Buche Mormons, es wird darin auch nicht etwa die eventuelle Erlaubnis erteilt.

Die Mormonen verstanden Propaganda zu machen. Außerdem imponierte das, wie durch ihren Fleiß jede neue Kolonie, die sie gründeten, rasch in die Höhe kam.

Wegen ihrer Extravaganzen wurden sie aus Missouri verwiesen. Im Jahre 1840 siedelten sie nach Illinois über, bereits 2100 Köpfe stark.

Sechs Jahre später kam es zu einer offenen Schlacht zwischen den Mormonen und den anderen Ansiedlern, wobei Joe Smith seinen Tod fand.

Sein Nachfolger wurde Brigham Young, der mit den ›letzten Heiligen‹ über die Felsengebirge zog, wobei sie furchtbare Kämpfe mit den Indianern zu bestehen hatten.

So kamen sie auch nach Utah, gründeten hier am großen Salzsee die Stadt Great Salt Lake City, die wir fernerhin einfach Salzstadt nennen wollen.

Schon Joe Smith hatte in seinen letzten Lebensjahren die Vielweiberei eingeführt, mit der frommen Begründung, das sei ein ›Privilegium, welches die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit voraussetzt‹. Ob das stimmt, lasse ich dahingestellt sein, da bin ich nicht kompetent.

Jedenfalls aber brachte diese konzessionierte Vielweiberei Männlein und besonders Weiblein massenhaft herbei, und nicht nur alte Jungfern, die sonst keinen Herrn der Schöpfung mehr fanden. Die Mormonen begnügen sich nicht wie die Mohammedaner mit nur sechs Weibern. Brigham Young hatte gegenwärtig deren fünfzig, wovon er allerdings zwanzig von seinem Vorgänger mit übernommen hatte.

Bis zum Jahre 1857 hatte die Unionsregierung dieses Verhältnis wie überhaupt die ganze Sekte geduldet, Young war sogar zum Gouverneur des Staates Utah ernannt worden, den er in die Höhe gebracht hatte.

Dann kamen Bedenken. Die Mormonen sollten ihre Salzstadt und ganz Utah verlassen. Die Mormonen wollten nicht. Da schickte die Regierung 2500 Soldaten hin und ... da bekamen diese 2500 Soldaten von den Mormonen die schmachlichsten Hiebe.

Hierauf überlegte es sich die Regierung anders; den Mormonen wurde Amnestie erteilt, und so sitzen sie mit ihren Frauen heute noch am großen Salzsee. Zu meiner Zeit waren es in ganz Utah etwa 50 000 Seelen, und allüberall in der Welt suchten sie Proselyten zu gewinnen. Doch hatten die Bekehrten die Pflicht, nach Utah überzusiedeln. –

Bei Gott, dieses Leben dort mußte ich einmal kennen lernen! Ich hatte es ja gar nicht mehr so weit – vierzig deutsche Meilen, die ich auf Schneeschuhen bequem in vier Tagen zurücklegen konnte. Auch die Witterung war günstig, der Winter war nicht so streng geworden, wie er sich angelassen, dabei aber gab's herrliche Schneeschuhbahn.

Taubenei schüttelte schwermütig den Kopf, als ich ihn zur Begleitung aufforderte. Nein, er verließ seinen Stamm niemals wieder. Er war noch nie am großen Salzsee gewesen, konnte mir also auch nicht den Weg angeben.

Nun, den wollte ich schon selber finden. Es war Karlemanns Kompaß gewesen, der falsch gezeigt hatte, und der Himmel ist doch nicht immer umwölkt. Und wie man Wild beschleicht, das hatte ich unterdessen auch gelernt, ich konnte mir also helfen, falls mir der Proviant ausging.

Es galt nur noch, die braven Sioux zu entschädigen, weil denen doch nun auch die für meine Gefangennahme versprochene Prämie entgangen war.

Ich hatte fünfzigtausend Dollar in Papiergeld verschiedener Länder in meiner Briefftasche, und wenn es nach mir gegangen wäre, so hätte ich den Rothäuten, die mich gastlich bewirten, gleich die Hälfte gegeben, ebenso vielleicht, wenn ich ein paar Millionen bei mir gehabt hätte. Denn der Zahlenbegriff, wenn es sich um Geld handelt, geht mir vollständig ab.

Taubenei aber erklärte mir, daß seine roten Brüder mit Papiergeld absolut nichts anfangen könnten. Nach einer Ansiedlung kam niemand, auch der im Jahre zweimal eintreffende Pedlar,

der Indianeragent, der auf seinem Wagen Pulver, Tabak, Decken und dergleichen brachte, würde es nicht annehmen. Aus welchem Grunde, verstand ich nicht recht.

»Na, vielleicht dann das hier?«

Und ich zeigte einen Lederbeutel, welcher hundert englische Pfundstücke enthielt.

Jawohl, das wurde mit jubelnder Freude angenommen, um ... die Goldstücke zu durchlöchern und damit die Weiber zu schmücken – soweit diese noch jung waren. Am meisten bekamen wohl die noch unverheirateten Mädchen davon ab, welche dadurch wieder im Werte stiegen, weil der Vater die Braut bezahlt bekommt, mit Pferden, Waffen, Pelzen und dergleichen.

So hatte ich mich als tadelloser Gast, dessen Wiederkunft man gern entgegensah, verabschiedet, und an einem herrlichen Februarmorgen machte ich mich auf die Strümpfe oder vielmehr die Schneeschuhe, ein Paar als Reserve noch auf dem Rücken tragend.

DIE GESCHICHTE VON DEN SECHS GOLDENEN HERZCHEN UND VON DER KAFFEEBOHNE.

Ich übergehe die nächsten drei Tage. Rutschen, immer rutschen! Am Tage schwitzte ich wie ein Kohlentrimmer, und des Nachts am Feuer fror ich wie ein Schneider. Die einzige Abwechslung brachte mir ein Schneesturm, in dem ich beinahe mein Leben gelassen hätte, sonst aber war nichts des Erzählens wert. Verirren konnte ich mich nicht – das hier war doch etwas ganz anderes, als damals in der Nacht – denn ich hatte meinen Sextanten mit Taschenlogarithmen bei mir, und auf meiner Karte war schon die Umgebung der Mormonenstadt verzeichnet, also kannte ich auch genau ihre geographische Lage.

Als ich am dritten Tage eine geographische Bestimmung machen wollte und die Logarithmentafeln hervorzog, vermißte ich meine Briefftasche, welche die fünfzigtausend Dollar enthielt,

nichts weiter. In Amerika braucht man ja keine Legitimationspapiere, und ich hätte mich doch gehütet, irgendwelche Papiere bei mir zu haben, die mich als den bekannten Richard Jansen kennzeichneten.

Fünzigtausend Dollar verloren! Schrecklich, nicht wahr?

Nun, ich dachte anders. Wenn ich es mir recht überlegte, mußte ich sie vor vier Stunden verloren haben, als ich zuletzt mein Logarithmenbuch aus der Tasche gezogen hatte.

Ich konnte meine Spur zurückverfolgen, aber sicher nicht weit, denn es wehte ein starker Wind, welcher den feinkörnigen Schnee auf der vorigen, hartgefrorenen Schicht vor sich hertrieb, und so mußten die schwachen Spuren, welche die Schneeschuhe hinterließen, bald verwischt sein.

Wie weit ich die Spuren zurückverfolgen könnte, davon überzeugte ich mich gar nicht erst. Ich drehte überhaupt nicht um, in der Annahme, daß sie eben sehr bald aufhören würden.

Jetzt hatte ich in Münzen gerade noch zwei Dollar und fünf Cent bei mir, das sind drei Taler. Recht so, oder eigentlich schon zu viel; ein Zigeuner, ob nun zu Lande oder zur See, darf überhaupt kein Geld haben, und wie ich mit meinen drei Talern in der Salzstadt mit den Mormonen fertig und dann nach dem Vogelberg zurückkommen würde, das blieb der Zukunft überlassen. Mein Appetit und meine sonstige Gesundheit litten darunter jedenfalls nicht.

Vom Abend des dritten Tages an konnte ich wegen umwölkten Himmels keine Ortsbestimmung mehr machen, mußte mich ganz auf den Kompaß verlassen, und das galt auch für den vierten Tag.

Weit ab von der Mormonenstadt konnte ich aber doch nicht mehr sein, mich wunderte schon, noch keine Ansiedlung zu finden. Das Gebiet, welches die Mormonen mit unsäglichem Fleiße kultiviert haben, muß sich doch meilenweit um die Stadt herum erstrecken, um fünfzigtausend Menschen ernähren zu können.

Aber ich sah nicht einmal eine Hütte, und einem Menschen war ich überhaupt noch nicht begegnet.

Es war gegen Mittag, als ich in weiter Ferne einen Wapitihirsch sah, der die Rinde einer jungen Tanne abschälte. Bisher hatte ich mich noch nicht mit Jagd aufgehalten, auch hatte ich im Rucksack noch immer getrocknetes Fleisch, aber ich schmachtete schon längst nach einem frischen Braten.

Also ich umging das Tier, bis ich den Wind gegen mich hatte, schlich mich auf Händen und Knien heran. Aber es bekam Witterung oder merkte meine Annäherung sonst, es floh davon. Entgehen konnte es mir trotzdem nicht, die harte Schneekruste war nur dünn, der schwere Hirsch brach mit seinen schmalen Hufen noch immer ein, ich mußte ihn bald einholen können.

Ich richtete mich auf – in diesem Augenblick sauste etwas Schwarzes an meinen Augen vorbei, gleichzeitig schnürte mir eine unsichtbare Kraft meine Oberarme fest an den Leib, und ebenso schnell wurden mir die Füße nach hinten gerissen, daß ich vornüber stürzte, mich mit den Händen nur noch ein wenig abstützen könnend.

Noch hatte ich keinen Gedanken darüber gefaßt, was eigentlich passiert war, höchstens schoß es mir durch das Gehirn: das ist ein Schlaganfall; aber du hast doch gar keine Anlage zu so etwas – da wurden meine schon festgeschnürten Oberarme von hinten gepackt, noch mehr zurückgezogen, und das waren menschliche Hände, welche mir die Handgelenke zusammenbanden, ehe ich nur an einen Widerstand hatte denken können.

»Fest?«

»Allright!«

»Auf!!«

Meine Füße wurden befreit, man war mir behilflich, mich emporzurichten, was doch gar nicht so leicht ist, wenn man mit auf dem Rücken gebundenen Händen platt auf dem Bauche liegt.

Drei in Pelze gehüllte Männer standen vor mir, mit Gewehr, Revolver und Jagdmesser bewaffnet, zwei von ihnen rollten je einen Lasso zusammen.

Sie mußten die beiden Lassos gleichzeitig nach mir geschleudert haben, oder den einen um eine Hundertstel Sekunde früher als den anderen. Dessen Schlinge war an meinem Leibe bis zu den Füßen herabgeglitten, die zweite Schlinge hatte sich um meine Arme legen müssen, dann erst waren mir die Füße weggerissen worden.

Das war eine Kunstleistung allerersten Ranges gewesen, zudem, wie ich später erfuhr, auf beträchtliche Entfernung ausgeführt, aber ich dachte jetzt an alles andere, als dieses Kunststück im Lassowerfen zu bewundern.

Unter die Räuber gefallen! Oder hatten die es nicht nur auf Geld und Wertsachen, worunter auch Waffen zu verstehen sind, abgesehen, sondern wußten die auch schon etwas von dem Kapitän Richard Jansen, an dem eine hübsche Summe zu verdienen war?

Wohl waren es verwitterte Gesichter, die ich erblickte, aber Banditenphysiognomien waren es eigentlich nicht. Vor allen Dingen fiel mir der tiefe, fast feierliche Ernst auf, der sich bei dem einen wie bei dem anderen gleichmäßig ausprägte.

»Was wollt ihr von mir?«

»Schweig!« sagte der eine in bestimmtestem Tone zu mir, aber nicht, daß er mich anherrschte.

»Ihr seid Wegelagerer!«

»Schweig!«

»Nehmt mir ab, was ich habe, und . . . «

»Schweig!« wurde zum dritten Male wiederholt,

Hierauf wechselten die drei einige Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand. Aber nun schon an die Siouxsprache etwas gewöhnt, mußte ich annehmen, daß es ein Indianerdialekt sei, es kamen darin so viel Gaumenlaute vor.

Das Resultat der kurzen Unterredung war, daß die Lassos wieder aufgerollt und mir an jeden Fuß einer geknüpft wurde; die beiden Lederschnüre wurden von je einem in die Hand genommen, welche dann etwas zurückblieben, so daß ich durch Wegreißen der Füße sofort zum Sturz gebracht werden konnte, der dritte eilte auf seinen Schneeschuhen voran, und so ging es davon, ich *volens volens* mit.

»Aber so sagt mir doch nur . . . «

»Schweig!«

Und dabei blieb es. Vielleicht noch zweimal fing ich an, wurde aber stets durch ein ›Schweig‹ unterbrochen; da gab ich meine Bemühungen auf, ich schwieg, und auch meine Begleiter wechselten kein einziges Wort miteinander.

Was sollte das? In wessen Hände war ich gefallen? Was hatten die mit mir vor?

Meine lebhafteste Phantasie hatte den weitesten Spielraum, und diese Spiele will ich nicht schildern.

Hauptsache ist, daß ich zu der Ueberzeugung kommen mußte, diese Lederriemen, die meine Hände umschlungen hielten, nicht sprengen zu können. Große Kraftanstrengung durfte ich allerdings nicht machen, ich hatte ja zwei hinter mir.

Wenn ich mich nicht irrte, so mußte die Mormonenstadt direkt nördlich von mir liegen, und wir schlugen eine westliche Richtung ein, beschrieben wohl auch einen großen Bogen, so daß es dann südlich ging, also dorthin, woher ich gekommen war.

Freilich fehlte mir jeder Anhalt, woraus ich die Himmelsgegenden bestimmen konnte. Aber ich war eben der festen Ueberzeugung, daß wir eine Richtung nach Süden eingeschlagen hätten.

»Wohin bringt ihr mich?«

»Schweig!«

Ein rätselhaftes Verhalten! Meine Phantasie war bei der nüchternen Annahme stehen geblieben, daß das Kolonisten seien, Hinterwäldler, denen ein Pferd gestohlen worden war, man kannte

den Pferdedieb nicht weiter, ich war von den Verfolgern als einziger Mensch in der Wildnis gefunden worden, jetzt mußte ich dieser Pferdedieb sein. Oder ich konnte ja auch etwas anderes gestohlen, ein anderes Verbrechen begangen haben.

»Was soll ich denn begangen haben?«

»Schweig!«

Immer mehr fiel mir der feierliche Ernst in diesen Gesichtern auf, wozu auch die Schweigsamkeit paßte.

Nach und nach machte ich aus mir einen Sünder, der noch etwas ganz anderes begangen hatte, als nur einen Pferdediebstahl, etwa ein wichtiges Geheimnis verraten, und nun wurde ich vor das heilige Femgericht geführt. Daher diese hehre Feierlichkeit. Nur daß man in mir eben den Unrechten erwischt hatte, jetzt mußte ich für den Frevler büßen, wurde gevierteilt oder langsam geröstet, oder lebendig vergraben, oder sonstwie vom Leben zum Tode befördert.

Jedenfalls war das hier eine ganz geheimnisvolle Geschichte.

So konnte ich träumen, während ich auf meinen Lawntennis-schlägern über den Schnee schusselte, was mit auf den Rücken gebundenen Händen etwas mehr Schwierigkeiten bereitete, auch wieder erst gelernt sein wollte – und was der Mensch gelernt hat, das kann er.

Der Leser merkt wohl: ich machte mir verdammt wenig Kopfschmerzen über die Lage, in die ich da geraten war. Ich war nur gespannt, wie das enden würde, was da noch kam – faktisch, dieses Abenteuerchen machte mir das größte Vergnügen, das war so recht nach meinem Geschmack, und vorläufig hatte ich ja noch meine heile Haut.

Nur das bereitete mir einiges Unbehagen, daß ich seit . . .

Der Führer hielt, meine Füße wurden gebremst. Gefallenes Holz lag hier reichlich umher, in fünf Minuten flammte ein großes Feuer auf, und der eine packte ein großes Stück Fleisch aus, noch blutig.

Na, das ließ ich mir gefallen! Ich hatte eben ein bißchen lamentieren wollen. Dieses Fleisch war sogar weit besser, als dasjenige, welches ich mir vorhin erst hatte schießen wollen; denn dieses hier mußte schon einige Tage alt sein, es war ganz zart, zerschmolz auf der Zunge, während frisches Hirschfleisch nicht gerade eine Delikatesse ist.

Fertig zum Feuern – d. h. zum Essen.

»Ihr könnt mir getrost die Hände freigeben, ich denke nicht ...«

»Schweig!«

Ich wurde wie ein Baby gefüttert, jeder Bissen mir in den Mund geschoben. Na, mir auch ganz egal. Der Mann, der mich wartete, hatte freilich etwas zu tun. Ich hatte nur immer Angst, daß er zu zeitig aufhören würde. Aber er hatte ein so geduldiges Herz, wie ich einen geduldigen Magen.

Endlich war auch mein Appetit gestillt, eine Viertelstunde später, als der meiner Begleiter.

»Danke, kann nicht mehr,« sagte ich, als noch immer ein großes Stück Fleisch vor meinen kauenden Mund gehalten wurde.

»Schweig!«

Dieses Wort schien bei dem einen, welcher es stets zu mir gesagt hatte, stereotyp geworden zu sein, vielleicht hatte sein Sprachschatz gar kein anderes.

Weiter ging es, immer dem Süden zu – meiner Ansicht nach. Von der Sonne war nichts zu sehen, aber das hat man doch so im Gefühl. Freilich kann man sich da auch irren. Doch ich glaubte, mich nicht zu irren – es ging dem Süden zu.

Um fünf Uhr begann es zu dunkeln, und bald darauf belehrten mich außer bellenden Hunden auch erleuchtete Fenster, daß wir eine Ansiedlung passierten, die sich sehr lang erstreckte.

Hin und wieder begegneten wir auch einem Menschen, an dem meine Begleiter aber wortlos vorbeischusselten, ohne auch von dem anderen angeredet zu werden.

Daraus war doch eigentlich zu schließen, daß meine Begleiter hier zu Hause sein müßten. Sollten sie da aber nicht begrüßt werden? Denn die uns Begegnenden waren keine Indianer.

Doch wir eilten weiter. Die ganze Geschichte wurde mir immer rätselhafter.

In was für eine Weltgegend und unter was für Erdbewohner war ich denn nur hier geraten?!

Die erleuchteten Fenster blieben hinter uns, es kamen auch keine anderen, und dennoch hatte ich das Gefühl, als wenn links und rechts noch immer Häuser ständen, welches Gefühl noch dadurch verstärkt wurde, daß ab und zu ein Hund anschlug. Zu sehen war nichts mehr, es herrschte eine Stockfinsternis, durch welche meine Begleiter mit unverminderter Schnelligkeit weitereilten.

Ja – nochmals muß ich es sagen – ich hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß ich mich durch eine Dorfgasse bewegte!

Warum soll ich nicht einmal etwas vorgreifen? Hätte ich mich umgeblickt, so würde ich zu meinem Staunen bemerkt haben, daß all die Lichter, welche ich soeben passiert hatte, plötzlich verlöscht waren.

Uebrigens war mir doch gewesen, als ob auch noch vor mir erleuchtete Fenster seien, während jetzt nichts mehr davon zu sehen war.

Hier lag unbedingt ein Rätsel, ein Geheimnis vor. Mir ward faktisch ganz unheimlich zumute.

»Was ist denn hier . . . «

»Schweig!«

»Erlaubt mir wenigstens die Bemerkung, daß ich nicht . . . «

»Schweig!« erklang es diesmal etwas herrisch.

» . . . die Hand vor den Augen sehen kann, noch weniger meinen Führer.«

Das Ende eines Lassos ward mir in die Hand gedrückt, mein Führer zog, und so ging es weiter.

Der Wind ward stärker, die verschiedenen Gerüche, welche jedes Haus ausströmt, hörten auf – wir mußten uns wieder im Freien befinden, und zwar auf freiem Felde.

Mit unverminderter Schnelligkeit ging es weiter, wie lange, weiß ich nicht – jedenfalls stundenlang. Ich gestehe, daß ich der Erschöpfung nahe war.

Und dann hatte ich abermals das ganz bestimmte Gefühl, daß ich mich zwischen Hütten, zwischen Häusern befand, die hier noch viel näher als jene zusammenrückten. Aber kein einziges Licht in der undurchdringlichen Finsternis, kein Laut! Außerdem hatte es zu schneien begonnen.

»Halt!«

Ich bremste gehorsam, lief nur etwas gegen meinen Führer an.

Quietschte da nicht eine Tür? Jawohl, ich ward von hinten geschoben und fühlte harten Boden unter meinen Füßen.

Hände tasteten an meinen Schneeschuhen, lösten die Riemen, dann ward ich wieder von hinten geschoben, stolperte über Stufen, stolperte eine Treppe hinauf.

Nun stelle man sich meine Lage vor, in dieser Stockfinsternis!

»Wo bin ich denn . . . «

»Schweig!«

Die Hände geleiteten mich etwas sorgsamer, wieder hatte ich das Gefühl, als wenn vor mir eine Tür geöffnet würde; ich fühlte auch unter meinen Füßen eine Schwelle – da knüpften geschickte Finger die Knoten an den Banden meiner Hände auf, ich erhielt einen kräftigen Stoß, und hinter mir fiel eine Tür ins Schloß. Ich hörte den Schlüssel umdrehen.

So, nun stand ich da, zwar ein freier Mann, aber keine Ahnung vom ›Wo bin‹ im finsternen Weltall.

Ja, etwas unheimlich war mir zumute, aber eigentlich gefiel mir das gerade.

»Na, Richard, da hast du ja mal so ein Abenteuerchen, wie du es dir immer gewünscht hast!«

Dann entsann ich mich, daß ich ja ein Feuerzeug bei mir hatte, Feuerstein, Stahl und Zündschwamm. Die Waffen hatte man mir gleich am Anfang abgenommen gehabt, die drei hatten sich im Tragen geteilt, aber sonst war ich nicht untersucht worden, hatte z. B. auch noch mein Dolchmesser in der Tasche.

Ein Feuerzeug ist keine gefüllte Streichholzschachtel – ich brachte den Zunder wohl zum Glimmen, aber es fehlte mir jegliches Holz, um eine Flamme anzublasen.

Nun, wenn ich eine große Fläche des Zündschwammes zum Glimmen brachte, konnte ich doch schon etwas Umschau halten.

Gedielter Fußboden, gemusterte Kalkwände, eine sehr solide Tür mit festem Schloß, ein stark vergittertes Fenster, ein Tischchen mit Decke, darauf Wasserflasche und Glas – und daneben ein Bett mit dicker Federdecke, blendend weiß überzogen.

»Allright!«

Und ich zog mich aus, kroch unter die Federn und schlief herrlich.

Wie gewöhnlich weckte mich die erste Morgendämmerung. Als ich mich angezogen hatte, war es völlig hell geworden.

Zu dem, was ich gestern nacht beim Scheine des glimmenden Zunders gesehen hatte, kam noch ein Regal an der Wand mit einigen Büchern hinzu, ferner ein Waschtisch mit allen nötigen Utensilien, welche von mir sofort der Benutzung unterzogen werden sollten.

Vorher trat ich natürlich erst einmal ans Fenster. Ein kleiner, verschneiter Hof, von hohen Mauern umringt, nichts weiter.

Jetzt wusch ich mich, zog den Rock wieder an, aber nicht die Pelzjacke.

Wäre ich dazu gekommen, nur ein einziges der Bücher vom Regal zu nehmen, so hätte ich wohl sofort gewußt, wo ich mich befand. Aber ich sollte eben nicht dazu kommen.

Eben konstatierte ich nach meiner Taschenuhr, die ich gestern abend gewohnheitsmäßig aufgezogen hatte, daß es schon bald

um neun war, wonach es ein sehr nebliger Tag sein mußte, als es im Schlosse rasselte, die Tür ging auf, und . . . herein trat eine ältere Frau, eine würdige Matrone, sehr einfach, aber sehr sauber gekleidet, ein weißes Häubchen auf dem ergrauten Haupte.

Sie guckte mich an, ich guckte sie an, und dann bemerkte ich, daß sich ihre guten, treuen Augen mit Tränen füllten, und richtig, jetzt wurde auch die Schürze zu Hilfe genommen.

»Ezechiel!« schluchzte es hinter der schwarz und weiß karierten Schürze.

Na, mir war etwas dämlich zumute, etwas sehr dämlich.

»Ezechiel, mein lieber, guter Ezechiel!« wurde noch einmal hinter der Schürze geschluchzt und gedruckt.

Ich fand faktisch gar keine Worte, kein einziges. Das ›Ezechiel‹ hatte einen sehr angenehmen Klang für mich, ich hatte schon seit drei Wochen keinen ehrlichen Schluck über meine Lippen bekommen – aber sonst wußte ich nicht im geringsten, was die eigentlich mit ihrem ›Ezechiel‹ von mir wollte.

Die Schürze wurde von den Augen entfernt, ganz durchnäßt, die gute Alte mit den faltigen Bäckchen, wie samtne Pfirsiche rötlich angehaucht, ging mit ausgestreckten Händen auf mich zu.

»Komm, mein lieber, guter Ezechiel – komm zurück – alles soll vergeben und vergessen sein!«

Na, nun fing bei mir doch eine kleine Ahnung zu dämmern an, ich wollte es nur nicht glauben. Ich war und blieb ganz perplex.

»Aber – aber – aber – aber . . . «

Mehr brachte ich nicht heraus. Und da hatte sie mich schon an den Händen gefaßt, zog mich durch die offengebliebene Tür hinaus, auf einen Korridor, es ging auf eine andere offene Tür zu.

»Komm, mein einziger Ezechiel, deine Frau und Kinder . . . «

»Nee, Frau, nee!!« schrie ich da auf. »Hier ist ein Irrtum, ich bin nicht . . . «

Zu spät! Ich war schon in das sehr geräumige Zimmer gezogen worden und . . .

»Papa, Papa, Papa, Papapapapapapapapa . . . «

Ich dachte doch, ich wäre in einen Ameisenhaufen getreten!

Wieviel Kinder es waren, die von allen Seiten an mir emporzuklettern suchten, weiß ich nicht. Oder kann man Ameisen zählen? Denn die, die meine Beine umklammerten und mich als Kletterstange benutzen wollten, das waren noch die allerwenigsten, noch in weitem Umkreise wiebelte und knebelte alles um mich herum, die äußersten suchten sich heranzudrängen, um mich ebenfalls zu umarmeln, da aber konnten sie lange warten, in meiner Nähe war schon alles besetzt.

Ich will gleich jetzt verraten, wieviel Kinder es waren, die mich ihren Papa nannten: 72 – geschrieben zweiundsiebzig – ganz akkurat geschrieben: zweiundsiebzig.

Und das waren noch nicht alle Lebewesen, welche das große Gemach füllten.

In weitem Halbkreis an den Wänden standen einige Dutzend Frauen, junge und alte, allerdings nur die eine hatte schon etwas gräuliches Haar – und gar viele von ihnen hatten noch ein Baby auf dem Arm, welches nicht an meinen Beinen herumkrabbelte, weil es noch nicht laufen konnte, und deshalb eben saß es noch auf dem Arm, zum Teil auch lagen sie an der Brust und hielten ihr Frühstück – und welche Frau kein Kind zu stillen oder zu wiegen hatte, die stillte mit der Schürze ihre Tränen – oder sie stillte auch das Kind und die Tränen gleichzeitig.

»Papa – mein guter Papa – mein lieber Papa – nun bleibst du bei uns – nun gehst du nicht wieder von uns fort – Papa – mein guter, lieber Papa – Papapapapapapapapapapapa . . . «

So winselte und quietschte es zu meinen Füßen von Kinderstimmen, und auch die Frauen an der Wand waren nicht still.

»Ezechiel! Ezechiel, wie konntest du das nochmals machen! Ezechiel, sind wir dir nicht immer gute Frauen gewesen? Ezechiel! Ezechiööööö!!!«

Glaubt man mir, daß ich dem Wahnsinn nahe war?

Jawohl, wenn ich nicht träumte, dann war ich wahnsinnig.

Ich sollte aus dem Traume wie aus dem Wahnsinn gerissen werden.

Mein Blick, vorläufig noch der eines vom Wahnsinn Geplagten, irrte über die Kinderköpfe hinweg nach den Frauen, irrte weiter die Wände entlang, bis er auf einem Gemälde haften blieb – ein sehr buntes Bild – riesig bunt – es stellte einen Mann dar, der in seinem Kostüm die altägyptische Tracht, so etwa 6000 vor Christi, mit dem achtzehnten Jahrhundert, mit der Rokokozeit zu verbinden wußte, einen geflochtenen Bart, einen Brustharnisch, Samtpumphosen und Schnallenschuhe, bewaffnet mit einer Armbrust und mit einem Tomahawk, und darunter stand mit großen Buchstaben, wer dieser Mann war:

Mormon.

Und da wich der Traum und da wich der Wahnsinn von mir!

Nicht unter die Räuber, sondern unter die Mormonen war ich gefallen!

Und da kam über mich, wie weiland über den Joe Smith, der Geist des Herrn und erleuchtete mich, auf daß ich mit einem Male voll und ganz die Wahrheit erkannte.

Mein schwarzgefärbtes Haar war schon längst wieder blond geworden, und vor meiner Abreise aus dem Indianerlager hatte ich mich noch einmal rasiert, jetzt hatte ich wieder solche Stoppeln wie damals mein Doppelgänger . . .

Der Fremde war einfach ein Mormone gewesen, ich wurde für ihn gehalten, hier begrüßten mich seine Frauen und Kinder!

Nun, dieser Irrtum mußte sich ja bald aufklären lassen.

»Ich bin gar nicht Ezechiel!!« überschrie ich den allgemeinen Tumult. »Ich habe . . .«

Ja, hatte sich was! Es blieb bei dem ›Papa‹ der Kinder und bei dem ›Ezechiel‹ der Weiber in unzähligen Wiederholungen – aber die Frauen blieben nicht an der Wand stehen, jetzt ergriffen auch sie die Offensive, rückten gegen mich vor, um mich ebenfalls in

ihre Arme zu schließen, und diese erwachsenen Personen konnten doch etwas höher langen als die Kinder, ich war umschlungen wie von den Armen des Polypen, hier gab es keinen Widerstand – halb zog man ihn, halb sank er hin und . . . ich lag der Länge nach auf einem Sofa, und über mir lagen die Weiber und Kinder dutzendweise und wollten mich mit ihren Liebkosungen ersticken.

»Papa, mein lieber Papa, nun gehst du nicht wieder von uns fort – wir wollen auch immer ganz artig sein – Ezechiel, mein lieber Ezechiel, warum bist du schon wieder davongeflohen, wir sind dir doch stets gute Frauen gewesen.«

So und ähnlich erklang es immer wieder in zahllosen Wiederholungen.

Da endlich packte mich die Teutonenwut, die Weiber und Kinder flogen links und rechts davon, ich war aufgesprungen.

»Zum Teufel noch einmal, ich bin ja gar nicht Ezechiel, ich bin noch niemals hier gewesen, ich bin ja . . .«

Kreischend waren die Weiber und Kinder vor mir zurückgewichen.

Da bückte sich die eine, hob etwas vom Boden auf, hielt es zunächst in der Hand verborgen.

»Du willst gar nicht Ezechiel sein?« fragte sie in triumphierendem Tone.

»Nein doch, nein, ich will erzählen, wie alles gekommen ist, dieser Ezechiel ist mein Doppelgänger, der mir wie ein Ei dem anderen gleicht, aber nehmt doch nur Vernunft an . . .«

»Wie kommst du denn da zu unseren Herzen?«

Und mit noch größerem Triumph hielt das Weib, ein junges, recht hübsches Frauchen, ein goldenes Kettchen empor, an dem sechs kleine Herzen hingen.

Ganz automatisch griff ich in die Westentasche, in die ich den mir von dem Fremden eingehändigten Schmuck damals gesteckt hatte – er war daraus verschwunden, ich mußte das Kettchen bei

dem Handgemenge verloren haben, die an meinem Leibe herumkrabbelnden Finger hatten ihn mir aus der Tasche gerissen, und das war beobachtet worden.

Obleich mich nun diese sechs goldenen Herzchen noch lange nicht zu dem echten Ezechiel stempelten, sah ich doch schon im Geiste die furchtbaren Verwicklungen, die sich für mich hieraus ergeben würden, denn alles, was ich nun der Wahrheit gemäß erzählen wollte, würde man mir jetzt erst recht nicht glauben – und wie gebrochen sank ich beim Anblick des goldenen Kettchens plötzlich auf das Sofa zurück.

»O, Ezechiel, o, Ezechiöööö!« stöhnte ich. »Was für einen niederträchtigen Streich hast du mir da gespielt!«

Dann sprang ich von neuem empor.

»Nein, hier liegt ein Irrtum vor, ich bin nicht Ezechiel . . . «

»Na, mein Sohn, nun lasse endlich deine Komödie,« erklang da eine tiefere Stimme, und in dem Kreise der Weiber tauchte plötzlich die Gestalt eines grauhaarigen Mannes auf, »du hast dich schon zweimal irrsinnig gestellt und hast zweimal zugegeben, daß du nur Komödie gespielt hast. Willst du es zum dritten Male versuchen?«

»Mich irrsinnig zu stellen? Nein, ich bin nicht wahnsinnig, aber ein Irrtum liegt hier vor, ich bin tatsächlich nicht jener Ezechiel . . . «

»Also du bleibst bei deiner Behauptung, daß du nicht Ezechiel O'Donald bist?«

»Nein, sondern ich bin – ich bin – heiße . . . «

Donnerwetter, ich wußte im Augenblick gar nicht recht, wie ich mich nennen sollte. Meinen richtigen Namen wollte ich doch lieber nicht angeben.

»Siehst du, du hast dich auf deine Komödie gar nicht recht vorbereitet. Ein sehr geschickter Komödiant bist du überhaupt nie gewesen. Erkennst du diese Frauen und diese Kinder als die deinen an?«

»Nein, nein!!« schrie ich. »Und dieser Irrtum wird sich auch noch aufklären!«

»Höre, mein Sohn, du weißt doch, daß wir für dich eine besondere Tobzelle eingerichtet haben . . . «

»Meinetwegen steckt mich in die Tobzelle, aber der Mann dieser Frauen und der Vater dieser Kinder bin ich nicht!!«

»Wie du willst. Wir werden dir Zeit zum Besinnen geben.«

Und in demselben Augenblick wurden von hinten meine Handgelenke gepackt und mir auf den Rücken gepreßt, gleichzeitig ward ich vorwärtsgestoßen.

Ich wußte, daß mich diese Hände nicht lange hätten halten sollen, aber ich dachte an keinen Widerstand. Für mich war nur die Hauptsache, erst einmal aus diesem Gedränge von Frauen und Kindern herauszukommen, was mir förmlich die Besinnung raubte.

»Papa, mein guter Papa – Papapapapapapa – Ezechiöööö!!« erklang es noch einmal hinter mir, als ich schon über die Schwelle geschoben wurde, und mein für mich unsichtbarer Führer schob mich weiter, einen Korridor entlang. An seinem Ende war eine offene Tür, ich ging durch dieselbe, und sie fiel hinter mir ins Schloß.

Das war die sogenannte Tobzelle, in welche mein Doppelgänger schon wiederholt eingesperrt worden war?

Nun, eine ganz richtige Tobzelle war das nicht. Die Polsterung, damit sich der Irrsinnige nicht den Kopf einrennen kann an den Wänden, fehlte.

Aber behaglich sah es hier durchaus nicht aus. Nackte Wände, ein Stuhl und ein Tisch. Das hochangebrachte Fenster war ebenso stark vergittert, wie das jenes Zimmers, in dem ich die Nacht verbracht hatte, aber anstatt des weichen Bettes stand hier nur eine Holzpritsche.

So, nun hatte ich Zeit zum Ueberlegen. Was ich alles dachte, will ich hier nicht wiedergeben, könnte es auch gar nicht. Jedenfalls war es eine ganz verdammte Geschichte.

Aber den Mut brauchte ich noch nicht gleich sinken zu lassen. Das war hier nur die erste Vorstellung gewesen. Diese Mormonen mußten doch bald von ganz allein zu der Ueberzeugung kommen, daß ich nicht der echte Ezechiel oder Ezechiööööl sein konnte. Ich hatte doch – um zunächst rein Aeüßerliches zu erwähnen – eine andere Kleidung an, hatte verschiedene Sachen, Gegenstände bei mir, welche jener Mormone, der- doch offenbar seiner großen Familie durch die Lappen gegangen war, nicht besessen hatte, und dann vor allen Dingen . . .

Ein Geräusch an der Tür unterbrach meine Erwägungen, die ich schon mit Ruhe anstellen konnte. Erst jetzt bemerkte ich, daß dort in Bruthöhe ein Schiebefensterchen angebracht war, dieses wurde geöffnet.

Es war der grauhaarige Kopf jenes Mannes, der an der Oeffnung erschien.

»Nun, mein Sohn, hast du dich unterdessen besonnen?«

»Gestatten Sie zunächst eine andere Frage: wenn ich Ezechiel O'Donald sein soll, so hätte ich das Vergnügen oder die Ehre, vor mir meinen Vater zu sehen?«

»Frage nicht so töricht, Ezechiel, es nützt dir gar nichts.«

»Bitte, lieber Vater, nimm doch einmal an, daß ich wirklich wahnsinnig bin, oder daß ich das Gedächtnis verloren hätte.«

»Nun, und?«

»Ich erkenne Sie nicht als meinen leiblichen Vater an.«

»Der bin ich auch nicht.«

»Was sind Sie sonst zu mir, da Sie mich doch immer Ihren Sohn nennen?«

»Ich bin dein Schwiegervater.«

»Ich soll Ihre Tochter geheiratet haben?«

»Sogar sechs Töchter von mir.«

Himmel noch einmal!!!

»Ich bin mir dessen wirklich nicht bewußt. Wer sind Sie eigentlich?«

»Stelle dich nur nicht so. Du bist Ezechiel O'Donald, der Schwiegersohn des Mormonenvaters und ersten Priesters Brigham Young.«

Oha!! Was für eine hohe Ehre hatte mein Doppelgänger genossen! Und nun war ich sein Nachfolger.

»Also,« fuhr der alte Mormonenhäuptling mit ziemlich milder Stimme fort, »gib deine Komödie auf, du hast sie schon zweimal vergeblich gespielt. Uebrigens komme ich wegen etwas ganz anderen hierher. Woher hast du die Pelzsachen? Woher hast du das fremde Gewehr und die anderen Waffen, die du nicht von hier mitgenommen hast?«

»Sehen Sie, Mister Young – Hochwürden, oder wie ich Sie sonst nennen muß – sehen Sie, das sind tatsächlich meine Sachen, denn ich bin nicht Ihr Schwiegersohn, jener Ezechiel O'Donald . . . «

»Unglücklicher, willst du denn nicht dein hirnverbranntes Leugnen aufgeben?«

»Nein, denn ich bin weder hirnverbrannt, noch ein Lügner. Bitte, lassen Sie sich doch erzählen, wie ich . . . «

»Du weißt doch, was wir mit dir machen?« wurde ich abermals unterbrochen.

»Nein.«

»Du bleibst hier, bis du dich wieder anders besonnen hast.«

»Dann müßte ich ewig hierbleiben.«

»Bei Wasser und Brot!«

»Meinetwegen.«

»Und dann kommst du in die Tütenfabrik.«

»In die Tütenfabrik? Sehr gut das! Aber mir ganz egal.«

»Gut, wie du willst!«

Und die Klappe ward wieder zugeschoben.

Nein, das hatte ich nicht gewollt, ich sprang schnell hin, klopfte, donnerte dagegen, vergebens, die Klappe ging nicht wieder auf, ich konnte sie mit meinen Fingernägeln nicht zurückschieben.

Verdammt und zugenäht!! Das war eine böse Geschichte!

Na, wenn das hier auch eine Tobzelle war – toben tat ich deshalb nicht. Im Gegenteil, jetzt empfand ich einmal den Humor der ganzen Sache, ich brach in ein herzliches Lachen aus.

Wenn nur nicht schon die Frühstückszeit vorbeigewesen wäre, ich hatte ganz beträchtlichen ...

Da ging die Klappe wieder auf, ein anderer Kopf zeigte sich, eine Hand langte einen Krug herein, und als ich den genommen hatte, folgte ein Laib Brot nach, worauf sich die Klappe wieder schloß.

Also man machte Ernst mit dem Brot und Wasser. O weh! Ich bin gerade kein Gourmand, ich bin mit einer tüchtigen Portion Bohnen und Salzfleisch vollkommen zufrieden, sehe und rieche sogar darüber hinweg, wenn letzteres den normalen Zustand der Genießbarkeit etwas überschritten hat – dafür bin ich Seemann, sonst hätte ich doch lieber Pastor werden sollen – aber Brot und Wasser? Nein, das ist nun weniger nach meinem Geschmack, besonders, wenn ich draußen in der Küche noch etwas anderes weiß.

Nun, ich spülte den Laib Brot hinunter.

Dann klopfte und donnerte ich so lange gegen die Tür, bis sich wieder die Klappe öffnete und der Kopf des Mannes erschien, den ich meinen Wärter nennen will.

»Was willst du?«

Ich gab ihm zu verstehen, daß Brot und Wasser noch nicht genügen, um die Bedürfnisse eines Menschen zu befriedigen, und ... ich bin stubenrein erzogen worden.

»Du weißt doch, wo du es findest.«

»Nein, das weiß ich eben nicht.«

»Du bist doch schon mehrmals hier drin gewesen, Ezechiel.«

»Ich bin aber nicht Ezechiel.«

»Du bist unverbesserlich.«

»Sage mir lieber, wo ich es finde.«

»Dort an der Wand, du brauchst nur den Riegel zurückzuschieben.«

Er war so vernünftig, es mir näher zu beschreiben, ich suchte und fand den Riegel und in einer kleinen Wandnische den Eimer.

Der Leser verzeihe mir, aber ich kann es nicht leiden, ich finde es geradezu komisch, wenn in einer Erzählung bei der Einrichtung einer Gefangenzelle in der jemand einige Zeit, vielleicht gar Jahre lang verbringen muß, etwas derartiges vergessen wird, was durchaus nicht zu den Nebensachen gehört.

Und für mich war jetzt die Hauptsache, daß die sofortige Untersuchung ergab, wie diese Wandnische auch von hinten eine kleine Tür haben mußte, freilich von hier innen nicht zu öffnen. Denn ich trug mich schon stark mit Fluchtgedanken.

So verging der Vormittag. Wenn ich einmal nach meiner Uhr sah, so dachte ich stets daran, ob ich denn nicht durch diese Gegenstände jene überzeugen könnte, daß ich nicht der durchgegangene Ezechiel sei.

Ich mußte den Alten oder sonst jemanden, der hier ausschlaggebend war, unbedingt noch einmal mit Ruhe sprechen. Aber diesmal blieb mein anhaltendes Klopfen und Donnern gegen die Tür unberücksichtigt – nicht ungehört, denn außer einem wütenden Hundegebell, von mehreren Kötern stammend, das mein Klopfen stets beantwortete, glaubte ich manchmal auch menschliche Stimmen zu vernehmen.

Da endlich, als ich schon mit Wehmut konstatierte, daß die Mormonen recht spät zu Mittag speisen müßten, erschien an der Klappe wieder der Kopf des Alten, der sich mir als Mormonenfürst, als Brigham Young vorgestellt hatte.

Erst betrachtete er mich lange schweigend, der ich in der Mitte des Raumes stand, und ich ließ mir diese Musterung gefallen.

»Ezechiel!«

»Mein Herr, wollen wir doch einmal in Ruhe verhandeln.«

»Mir sind Bedenken aufgestiegen, daß du vielleicht doch nicht mein Schwiegersohn bist.«

Na, endlich!

»Ich bin es auch nicht.«

Jetzt erwartete ich ganz bestimmt, daß Mr. Brigham Young fragen würde: wer sind Sie sonst? – Aber statt dessen fragte er:

»Haben Sie eine Kaffeebohne?«

Mein Staunen läßt sich denken ob dieser unvermuteten Frage.

»Ob ich was habe?«

»Eine Kaffeebohne.«

»Eine Kaffeebohne?« konnte ich nur wiederholen. »Wo soll ich denn die haben?«

»Am linken Beine.«

Da plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den . . . vom Gehirn.

»Sie meinen, ob ich ein Muttermal am Körper habe?«

»Ja, alle deine Frauen wissen davon zu erzählen, daß du hinten am linken Beine einen Leberfleck hast, der gerade wie eine Kaffeebohne aussieht, auch so eine weiße Naht ist vorhanden, wie jede Kaffeebohne sie hat.«

Gerettet! Ja, jetzt sah ich meine Rettung aus dieser Kalamität.

»Nein!! Nein!!!« jauchzte ich förmlich auf. »Ich habe am ganzen Körper keinen einzigen Leberfleck noch sonstiges Muttermal!!«

»Wir werden dich gleich untersuchen, das wird den Ausschlag geben, mach dich bereit dazu,« erklang es, und die Klappe schloß sich wieder.

Gerettet! Ich knöpfte schon meine Hose ab.

Wo sollte die Kaffeebohne sein? Am linken Beine?

Wie ich mein Bein auch betrachtete, oben und unten, vorn und hinten, ich konnte kein Fleckchen sehen. Ganz hinten konnte ich

mich allerdings nicht besehen, was für Schlangenstellungen ich auch einnahm, aber ich wußte ganz bestimmt, daß ich dort hinten weder eine Kaffeebohne noch sonst etwas hatte, sonst hätte mir doch früher einmal meine Mutter oder ein Spielkamerad oder sonst jemand etwas gesagt, wenn man mich einmal *in natura* bewundern konnte

So stand ich noch da, in einer sehr unästhetischen Stellung, mich wie ein Wurm krümmend, um meine Hinterteile betrachten zu können, als die Tür aufging, und herein marschierten einige Männer, alte und jüngere, an der Spitze Mr. Brigham Young.

Ihr Eintritt war sehr unvermutet erfolgt, ich genierte mich etwas, wollte schnell meine Hose wieder Hochziehen.

»Nun zeige mal her!«

Na, hier handelte es sich um etwas, wobei man sich nicht genieren durfte, es stand gar zu viel auf dem Spiele.

Also ich ließ meine Hose wieder herunterrutschen. Mr. Brigham Poug zog ein Futteral hervor, setzte eine mächtige Hornbrille auf die Nase, bückte sich . . .

»Nu natürlich, die schönste Kaffeebohne!«

Zuerst war ich viel zu erstarrt, um ein Wort hervorbringen zu können. Erst als ich das bestätigende Nicken der anderen gewahrte, fuhr ich empor.

»Was?!« schrie ich. »Was soll ich da hinten haben?«

»Eine ganz deutliche Kaffeebohne.«

»Das ist nicht wahr!!!« fing ich jetzt zu heulen an. »Ich habe keine Kaffeebohne!!«

»Aber mein lieber Ezechiel, willst du deinen eigenen Augen nicht trauen?«

Mit diesen Worten hatte er einen kleinen Taschenspiegel hervorgezogen, hielt ihn etwas seitwärts, hielt ihn so geschickt, daß ich gerade den Körperteil im Spiegel sah, worauf es hierbei ankam, ich brauchte mich nur ein klein wenig zur Seite zu wenden, und . . . da sah ich wahrhaftig auf meinem fleischigsten Körperteil

einen dunkelbraunen Leberfleck, der akkurat das Aussehen einer Kaffeebohne hatte!

Es war zu viel für mich – ich brach auf der Pritsche zusammen – setzte mich auf meine Kaffeebohne.

»Nun, willst du jetzt noch leugnen, daß du mein Schwiegersohn bist?«

Nur ein Stöhnen entrang sich meiner Brust. Diese Kaffeebohne, die ich doch sicher seit meiner Geburt unbewußt an meinem Körper herumgeschleppt, hatte mich überwältigt.

»Ezechiel O'Donald, gibst du zu, daß du überführt bist?«

Noch einmal vermochte ich aufzuschreien.

»Nein, nein, und abermals nein!!! Ich bin nicht dieser Ezechiel, ich bin ein anderer!!«

»Die Frauen sollen hereinkommen und selbst ihre Erklärung abgeben.«

Und sie kamen herein, die jüngeren und zum Teil auch älteren Weiber, die meine Ehegesponste sein sollten. Achtundzwanzig Stück waren es, wie ich später erfuhr, mit denen ich im Laufe der Jahre zweiundsiebzig Kinder gezeugt haben sollte – die totgeborenen und verstorbenen noch gar nicht mitgerechnet.

»Entkleide dich noch einmal, Ezechiel, deine Frauen selbst sollen ihr Urteil abgeben.«

O, o, das hätte nicht kommen dürfen!

Ich wagte mich doch nicht in Gegenwart von Frauen zu entkleiden, mochte ich ihnen einzeln gegenüber sonst auch noch so intim sein. Da war ich nun ein sonderbarer Kauz! Ich wäre vor Scham doch gleich gestorben.

»Nein, nein, niemals!« schrie ich also, krampfhaft meine Hose festhaltend.

»Gibst du zu, an deinem linken Schenkel eine Kaffeebohne zu haben?«

»Ja – ja – aber das ist meine Kaffeebohne – und nicht die von Ezechiel – der hat eine andere Kaffeebohne!«

»Du meinst, sie wäre nicht an der richtigen Stelle?«

»Das weiß ich nicht – nein, nein, ich habe meine Kaffeebohne an einer ganz anderen Stelle!!«

Ich schrie immer aus Leibeskräften, krampfhaft meine Hose festhaltend. Ich verging ja jetzt schon vor Scham.

»Wißt ihr ganz genau, wo sich die Kaffeebohne befindet?« wandte sich mein Schwiegervater an meine Frauen.

»Ja!« erklang es einstimmig.

»Habt ihr die Kaffeebohne alle gesehen?«

Auch diese Frage ward ohne Zögern allgemein bejaht.

»So entblöße deinen Körper, Ezechiel!«

»Nein – nein – ich geniere mich – ich geniere mich!!« schrie ich aus Leibeskräften.

»Du genieerst dich? Wohl, ich werde die Zelle verlassen, ebenso die Aeltesten – vor deinen Frauen wirst du dich doch nicht genießen. Also untersucht ihn!«

Und ich sah, wie er sich mit den Männern zum Gehen wandte – und ich sah die achtundzwanzig Weiber, wie sie blieben, wie sie bereit waren, die Untersuchung eventuell mit Gewalt vorzunehmen – ich sah sie schon die Hände nach mir ausstrecken . . . und da war es mit meiner Kraft vorbei!

Noch einen Blick zum Himmel emporgeschickt, und ergebungsvoll kam es aus meinem Munde:

»Es – ist – vollbracht!«

Doch nein, das sagte ich nicht – das war nur eine Ideenverbindung, die mir jetzt beim Schreiben einfällt – sondern ich sagte, aber in ganz demselben Tonfall:

»Ich – bin – Ezechiel!!«

WAS ICH ÜBER MEINEN DOPPELGÄNGER ERFAHRE.

Meine Besucher hatten mich wieder verlassen.

Was sie sonst noch zu mir gesprochen hatten, weiß ich nicht.

Die Hauptsache war für mich, daß sie gegangen waren, ohne mir die Hose heruntergezogen zu haben.

Wie ein geprellter Frosch lag ich auf meiner Pritsche – auf meiner Kaffeebohne.

Nach und nach aber beruhigte ich mich, beruhigte mich immer mehr.

Ich begann den Humor dieser ganzen Geschichte zu empfinden, und da stieg in mir eine Idee auf.

Wenn die mich durchaus für Ezechiël hielten, wenn ich dadurch, daß ich es zugab, eine ganze Menge Frauen und Kinder glücklich machen konnte – gut. warum sollte ich da nicht wirklich die Rolle meines Doppelgängers spielen?

Da mußten dann allerdings knifflische Sachen in Betracht kommen. Da hatte ich nicht nur väterliche Pflichten, sondern auch eheliche zu erfüllen.

Gut, ich war dazu bereit. Ueber diesen meinen Entschluß ist der sittsame Leser hoffentlich nicht gar zu sehr entrüstet, eher begreiflich wäre für mich, wenn er sich darüber wunderte.

Aber habe ich bisher auf den Leser den Eindruck eines unmoralischen Menschen gemacht? Ich glaube: sicher nicht! Obgleich ich mich stets als einen Saufaus und einen Dammichbruder und einen Rowdy ausgegeben habe. Vielleicht habe ich mich sogar schlechter gemacht, als ich damals in Wirklichkeit gewesen bin. Das darf ich jetzt sagen, da ich dies als alter Mann schreibe.

Nein, ich war kein schlechter, kein unmoralischer Mensch. Aber auch ein Kopfhänger bin ich nie gewesen. Kurz und gut – ich will mich hier nicht auf moralische und ethische Reflexionen einlassen – kurz und gut, ich war bereit, die Rolle meines Doppelgängers zu spielen, mit allen Pflichten und Rechten, und mein Gewissen sollte dabei nicht im geringsten belastet werden. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich – basta!

Aber da mußte ich doch erst wissen, wer mein Doppelgänger eigentlich war. Bisher hatte ich nichts weiter von ihm erfahren, als

daß er der Schwiegersohn des Mormonenpräsidenten war, dessen sechs Töchter geheiratet hatte, noch mehr Frauen, daß er schon mehrmals seiner großen Familie durchgebrannt war, sich dann irrsinnig gestellt hatte.

Sollte auch ich mich irrsinnig stellen?

Meine Erwägungen, die mir manches Lächeln abnötigten, wenn ich nicht ein lautes Auflachen ersticken mußte, sollten bald unterbrochen werden, man sollte mich von anderer Seite in alles dies einweihen.

Der Nachmittag war vergangen, ich hatte einen zweiten Laib Brot erhalten, die Winternacht war angebrochen.

In der Zelle war es ganz behaglich warm, obgleich sich kein Ofen darin befand; es mußte wohl ein Schornstein durchgehen. Schlummerlos lag ich auf der Pritsche, lauschte dem Hundebell, welches hin und wieder erscholl, und hing meinen Gedanken nach, Fluchtpläne mit abenteuerlichen Komödienentwürfen verbindend.

Die Möglichkeit, nach meiner Taschenuhr zu sehen, besaß ich nicht mehr, denn das Feuerzeug hatte ich in dem Pelzkostüm stecken, und hier drin war es stockfinster.

Da knackerte es wieder an der Tür, ich hörte, wie die Klappe zurückgeschoben wurde, konnte aber, mich etwas aufrichtend, nichts sehen. War das Fensterchen schon geöffnet, dann konnte auch draußen kein Licht sein.

Einige Sekunden verstrichen. Ich glaubte, es habe sich jemand in anderer Weise an meiner Tür zu schaffen gemacht.

»Charly!« wurde da geflüstert.

Aha, einmal ein anderer Name als Ezechiel! Das wirkte schon auf mich.

»Wer ist da?«

»Schläfst du, Charly?«

An Bord meines Schiffes hatte ich einen meiner Leute wegen solch einer dummen Frage angeschnauzt, wo anders hätte ich

darüber gelacht – hier löste diese flüsternde Stimme in mir ganz andere Empfindungen aus

»Was gibt es?« flüsterte ich ebenso zurück.

»Hier – ich bringe dir eine Schüssel mit Essen – lauter Reste vom Abendbrot – alles in einen Topf zusammengewürfelt – aber fein!«

Na, als mir nun auch noch ein delikater Duft in die Nase schlug, da war ich fix auf den Beinen, und nach einigem Tasten hatte ich auch den großen hölzernen Holznapf erwischt.

»Du mußt aber gleich essen,« fuhr die flüsternde Männerstimme fort, »ich muß den Napf wieder mitnehmen. Das geht diesmal nicht so wie damals. Immerhin, ich habe eine Stunde Zeit, mit dir zu schwatzen. Sie sind alle im Tempel – ich habe Hausdienste. Was, das schmeckt anders als trocken Brot?«

Ja, das schmeckte anders. Was es eigentlich war, konnte man nicht recht bestimmen. Auch so ein Indianerragout. Ein Hühnerflügel, ein Kalbsschnitzel, Schinken, ein Stück Spiegelei – alles »zusammengewürfelt«, wie jener gesagt, in einer Sauce schwimmend, noch etwas warm.

Löffel und Gabel gab's nicht – brauchte ich auch nicht. Jedenfalls aber speisten diese »letzten Heiligen« nicht schlecht zu Abend.

»Aber wirf nicht so wie damals einen Knochen weg, den man dann in deiner Zelle findet,« wurde ich gewarnt.

»Ohne Sorge,« brummte ich mit schmatzendem Munde.

So sehr ich mich aber auch diesem unerwarteten Genusse hingab, arbeitete doch dabei das Innere meines Hirnschädels auf angestrengteste.

Ich hatte in diesem Hause einen speziellen Freund. Mochte auch er mich für den Durchbrenner Ezechiel halten – immerhin, dieser meinte es ganz anders mit mir als alle Frauen und Kinder von jenem.

Wie sollte ich nun mit diesem fertig werden? Sollte ich mich ihm vertrauen?

Mein Entschluß war gefaßt. Es mußte riskiert werden.

»Wo hast du dich denn nur die drei Wochen herumgetrieben?«
erklang es da wieder an der Oeffnung. »Du hättest doch schon
längst über die Grenze sein können!«

»Du bist wohl ein guter Freund von Ezechiel?« fragte ich ent-
gegen.

Es verging eine ganze Weile, ehe eine Antwort kam.

»Na, nun hört aber doch alles auf!« erklang es dann im Tone
des höchsten Erstaunens.

»Was hört auf?«

»Auch mir gegenüber willst du den Verrückten spielen?!«

»Und ich versichere dir, daß ich wirklich nicht dieser Ezechiel
O'Donald bin.«

»I, mach mir doch nichts vor! Keiner kennt dich doch so gut
wie ich, wir haben doch zusammen auf der Schulbank gesessen
...«

»Willst du mich einmal anhören?«

»Na?«

Und ich, nachdem ich schon den geleerten Napf zurückgege-
ben hatte, erzählte – erzählte, wie ich mich bei den Dakotahs am
Pitsee aufgehalten, wie ich im Walde einen Fremden getroffen
hatte, der mir so ähnlich wie ein Ei dem anderen gesehen, der
mir für ein halbes Pfund Kautabak die sechs goldenen Herzchen
geschenkt hatte.

Zehn Minuten hatte ich dazu bedurft – der andere hatte mir
andächtig zugehört, nur manchmal durch einen leisen Ruf des
Staunens sich Luft machend, mir schon hierdurch verratend, daß
ich endlich einen Menschen gefunden hatte, der meinen Worten
glaubte.

Eigentlich kam es mir etwas merkwürdig vor, der Mann glaubte
mir gar zu schnell, und ich sollte seinen Charakter oder seine Ver-
standsschärfe überhaupt nicht gerade günstig beurteilen lernen.

»Ist nicht möglich!« sagte er, als ich geendet, zuletzt schildernd, wie mich die drei Männer gebunden hierhergeschleppt hatten. »I, so etwas sollte man ja gar nicht glauben!!«

Aber es lag schon in seinem Tone, daß er es dennoch glaubte.

»Wie ich sagte.«

»Du bist also wirklich nicht der Charles O'Donald?«

»Nein.«

»Wie heißt du denn sonst?«

»Pieter Maritz,« entschied ich mich kurz, mich für einen Holländer ausgehend, dessen Sprache ich vollkommen beherrschte, und in Amsterdam war ich wie zu Hause.

»Du, das glaube ich noch gar nicht recht.«

Aber wieder in einem Tone gesagt, der das Gegenteil verriet.

»Und weshalb nicht?«

»Da muß ich dir erst ein bißchen auf die Zähne fühlen.«

»Nur zu.«

»Wie hieß denn unser Lehrer?«

»Wie soll ich denn das wissen, wenn ich gar nicht dein Jugendfreund bin?«

»Wie hieß denn das Schiff, mit dem wir nach Amerika fuhren – du weißt, wo wir uns zwischen die Kohlen versteckten?«

»Ja, ich bin doch gar nicht mit dir gefahren.«

»Wo haben wir denn damals das Paket vergraben?«

»Ich weiß nichts von einem Paket.«

»Was war denn da drin?«

»Wie soll ich denn das wissen?«

»Du weißt es wirklich nicht?«

»Nein.«

»Hm. Dann kannst du doch nicht der Charly O'Donald aus der Fleetstreet sein.«

Der Leser versteht. Diesen Mann konnte ich nicht als beweiskräftigen Zeugen dafür gebrauchen, daß ich nicht der Ezechiel sei. Der Mann war einfach beschränkt, etwas sehr beschränkt. Aber

nicht etwa blödsinnig, nicht einmal direkt dumm. Er gehörte zu denen, welchen das Himmelreich ist. Ein Kind des Lichtes, nicht so klug wie die Kinder der Finsternis, aber ... war er nicht der einzige, der jetzt wirklich wußte, daß ich nicht der Ezechiel sei? Das Licht der geistigen Beschränkung hatte tatsächlich gesiegt.

»Also du bist nun überzeugt, daß ich nicht der durchgebrannte Ezechiel bin?«

»Ja, wenn du gar nichts davon weißt, was der wissen muß, dann kannst du's wohl nicht sein.«

»Wie heißt du?«

»Ben Smart. Hier bei den Mormonen aber bin ich der Habakuk.«

»Und wer ist denn nun dieser Ezechiel oder Charly O'Donald? Erzähle mir doch etwas von dem!«

Benjamin Smart, genannt Habakuk tat es. Ich füge gleich noch etwas mehr hinzu, was ich erst später im Laufe der Zeit erfuhr. Immerhin konnte mir sein Freund schon genügend von jenem mitteilen, ich verstand zwischen den Zeilen, zwischen seinen Worten zu lesen resp. zu hören.

Sie waren beide aus einer Vorstadt Londons gebürtig. Die Eltern des einen hatten Fleetstreet Nr. 18, die des anderen Fleetstreet Nr. 19 gewohnt.

Die englischen Jungen sind nicht minder romantisch und abenteuerlustig veranlagt als die deutschen, in England spielt die Indianerliteratur sogar eine noch ganz andere Rolle als in Deutschland.

So verkrochen sich die beiden zwölfjährigen Bengels eines Tages in den Kohlenraum eines Schiffes und rutschten nach Amerika, um Indianerhäuptlinge zu werden.

Hinüber kamen sie auch, aber mit der Häuptlingswürde hatte es noch gute Weile. Es ging ihnen in New-York recht schlecht, bis sie bei einer umherwandernden Theatertruppe ein Unterkommen

fanden. Ben blieb beim Lampenputzen und dergleichen Beschäftigungen, der intelligentere Charles mimte feste mit – in Knabenrollen.

Uebrigens wurde ihre Schauspielerei bald mit ihrem ursprünglichen Ziele verbunden, indem die Theaterschmiere weite Reisen von Stadt zu Stadt unternahm, wobei oft genug Wildnisse zu durchqueren waren, sie kamen auch mit Indianern in Berührung, und schließlich wurden aus den heranreifenden Jünglingen zwei tüchtige Trapper und Waldläufer.

So verlebten sie viele Jahre in allen Wildnissen Nordamerikas. Ab und zu stellte sich bei ihnen aber doch die Sehnsucht nach einem behaglicheren Leben ein. Charly wurde dann mit Vorliebe wieder Schauspieler, Ben putzte nach wie vor die Lampen. Und darauf ging es immer wieder einmal in die Urwälder und in die Prärien hinein.

Vor fünf Jahren, in Cincinnati, hatten die beiden einen Mormonenmissionar predigen hören, der Proselyten machte.

»Was, da kann man so viel Frauen heiraten, wie man will? Du, Ben, da gehen wir mit!«

Bei Charly hatte das ewige Weibliche nämlich schon immer eine große Rolle gespielt – deshalb hatte er es auch niemals auf die Dauer im jungfräulichen Urwalde ausgehalten – und Ben ließ selbstverständlich seinen Freund nicht im Stiche.

Gut, die beiden gingen mit nach der großen Salzstadt, wurden als Mormonen eingeseget. Aber mit dem Heiraten geht es auch bei den Mormonen nicht so fix. Da muß man auch dort erst eine Frau ernähren können.

Die Mormonen beschäftigen in der wildreichen Umgebung viele Fallensteller und Pelzjäger, welche Wild besorgen müssen, es ist überhaupt ein einträgliches Geschäft. Auch die drei Männer, die mich mit ihren Lassos gefangen, waren solche gewesen.

Ben und Charly hatten erst einen Marsch von vielen Wochen durch die Wildnisse hinter sich, hatten diese Art von Erwerb wieder einmal satt – und dann fehlt dort eben die holde Weiblichkeit – kurz und gut, Charly entschied sich für eine Tütenfabrik, wo auch Frauen und Jungfrauen beschäftigt waren, klebte Tüten und Papiersäcke, und der biedere Ben klebte selbstverständlich mit.

Ben war ein kleiner, untersetzter Kerl und hatte mit dem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen, hatte Pockennarben – Charly hingegen war ein stattlicher, hübscher Bursche – so wie ich. Da es sich um meinen Doppelgänger handelt, kann ich's ja doch nicht leugnen, und wie sehr ich auf meine ›Schönheit‹ eitel bin, weiß ja der Leser.

Die Oberaufsicht über die Tütenfabrik führte Salah Young, die zwölfte bis neunundzwanzigste Tochter des Mormonenpräsidenten.

Sie ging nicht nur in den Sälen hin und her, um nach dem Rechten zu sehen, sondern sie setzte sich manchmal auch hin, und wenn sie so dem neuen Tütenkleber gegenüber zu sitzen kam, dem großen und dem hübschen, dann kiekten sich die beiden an – und dann seufzte erst Charly – und dann seufzte Salah – und dann kiekten sie sich wieder an – und dann trampelte Charly mit seinem Latschen der Präsidententochter auf den Hühneraugen herum – und eines Tages, als niemand weiter es hören konnte, flüsterte der verwegene Charly: Salah, ick liebe dir.«

Ob nun die Mormonenpräsidententochter errötend flüsterte: »Sprechen Sie mit meinem Papa!« – das weiß ich nicht, das konnte mir auch Ben nicht sagen, der übrigens gar nicht so umständlich erzählte.

Kurz und gut, der Papa gab nicht nur seinen Segen, sondern seiner Salah auch noch zwanzigtausend Dollar mit. Denn auch bei den Mormonen spielt das Geld die größte Rolle, und dort herrscht nicht etwa Gütergemeinschaft, wie man manchmal hört. Es gibt in der Salzstadt gar arme Schlucker.

Und mein Doppelgänger mußte tatsächlich ein tüchtiger Kerl gewesen sein. Er kam aus der Tütenfabrik ins Sekretariat, wurde schnell die rechte Hand des Präsidenten – und mehr noch: dieser kuppelte ihm im Laufe des ersten Jahres auch noch fünf weitere Töchter an, die Judith, die Suleikah, und wie sie alle mit ihren biblischen Namen hießen, und jede bekam ihre zwanzigtausend Dollar mit, und das hätte der schlaue Brigham Young doch sicher nicht getan, wenn er nicht gewußt, was für einen tüchtigen Kerl er vor sich gehabt. Der Präsident hatte doch noch einen ganzen Haufen anderer Schwiegersöhne. Ezechiel, wie er nun umgetauft hieß, war einer der letzten, und wenn Young schon unter den früheren seinen Nachfolger erwählt hatte, so wurde das rückgängig gemacht, jetzt war Ezechiel zum Nachfolger des Präsidenten bestimmt.

Ben, jetzt Habakuk, betonte auch ganz besonders, was für ein gescheiter Kerl sein Freund sei.

»Der kann schreiben und lügen wie ein Advokat.«

Und mehr kann man doch auch von dem zukünftigen Mormonenfürsten nicht verlangen.

Und der Mormonenkronprinz blieb nicht bei den sechs Präsidententöchtern, er heiratete weiter, Brigham Young selbst wollte es, sorgte dafür, kuppelte zusammen, immer nur die reichsten Witwen und Jungfrauen.

»Und so heiratete Charly immer noch eine, und immer noch eine – oder manchmal auch gleich drei und vier bis sechs – denn wenn einer bei uns stirbt, da gibt es doch allemal gleich einen ganzen Haufen Witwen – und er heiratete immer weiter, und immer weiter, und immer weiter . . . «

»Na, wieviel Frauen hat er denn zusammen?« fiel ich dem Erzähler ins Wort, denn der schien bei dem ›und immer weiter‹ heute nacht bleiben zu wollen.

»Na, so ein Sticker achtundzwanzig – oder es mögen auch neunundzwanzig sein – – ach so, und da ist ja zuletzt auch noch die Rebekka dazugekommen.«

Heiliger Popanz! Achtundzwanzig Frauen! Oder es konnten auch neunundzwanzig sein! Oder wahrscheinlicher dreißig!

Und die sollten jetzt alle mein sein! Dreißig Stück!

Wie ich aber später erfuhr, irrte sich Ben alias Habakuk. Er hatte den Abgang von zwei Frauen vergessen, es blieb doch nur bei achtundzwanzig.

Habakuk war ja zwar hier bei seinem Freunde Hausverwalter, da er aber über die Frauen und Kinder kein Buch führte, konnte so ein Irrtum schon unterlaufen.

»Und wieviel hat er denn Kinder?«

»Na, so ein Sticker siebzig bis achtzig. Ganz so genau kann man das nicht zählen, die Gören laufen ja immer durcheinander.«

»Alle von ihm?«

»Jawohl – nee – das heißt – ja – das weiß ich nicht so genau.«

»Haben denn die Witwen, die er geehelicht hat, keine Kinder mitgebracht?«

»Ei freilich, die schwere Masse – und die unverheirateten Mädels auch – aber immerhin, Charly muß doch ein Sticker siebzig bis achtzig haben – sehen Sie, das kann man doch nicht so genau zählen – es sterben doch immer welche, und andere werden wieder geboren – und das geht immer so weiter – i, wer soll denn daderbei aufpassen – da wird man doch ganz verrückt dabei.«

Der Erzähler seufzte tief auf, und dann fuhr er fort:

»Ja, und so heiratete Charly immer weiter – und immer weiter – und immer weiter . . . «

»Na ja, bis er bei der Rebekka angekommen war,« mußte ich dem Habakuk abermals in die Zügel fallen. »Und wie steht er sich denn nun mit diesen dreißig Weibern?«

»O, ganz gut! Jede der sechs Präsidententöchter hat ihm 20 000 Dollar eingebracht – und was die nun später noch alles zu erwarten haben – und die vier oder fünf Witwen von dem Strumpfwirker Melchisedek hatten zusammen an die 100 000 Dollar – und da war ein englisches Mädchen, die Delila, die hatte allein 150 000 Dollar – und die Judith brachte ihm auch gegen 60 000 Dollar ein – wir sind doch hier keine armen Leute, wenn es auch genug gibt, die nischt haben, wie ich – und die drei oder vier Witwen vom Schuster Hesekeel – jawohl, es waren vier, die Hosenna, die Salah Nummer zwei, die Delila Nummer ... «

»Da ist also Ihr Freund Ezechieel hier ein reicher Mann geworden?« unterbrach ich den Erzähler, der mir wohl sämtliche dreißig Namen zum besten geben wollte.

»Nu sicher!«

»Wieviel mag er denn im Vermögen haben?« interessierte ich mich doch etwas.

»Nu, eine Million Dollar mindestens.«

»Aber darüber darf er nicht frei verfügen?«

»Nu, warum denn nicht?«

»Hier wird aber sonst wohl recht armselig gelebt?«

»Nu nee. Nur Schnaps gibt's hier nicht, sonst ist alles da.«

»Und mit den Frauen ist er auch immer gut ausgekommen?«

»Ganz gut. Ein gemütliches Familienleben gibt's hier überhaupt, ei ja!«

»Hat er keine Kratzbürste dazwischen?«

»Eine Kratzbürste?«

»Eine Teufelin, die ihm das Leben zur Hölle machte.«

»Nee, nicht im geringsten.«

»Ja, weswegen ist er denn da schon zweimal durchgebrannt?«

»Nu, weil er's hier nicht mehr aushalten konnte.«

»Weswegen konnte er es denn hier nicht mehr aushalten?«

»Ja, weswegen, weswegen – haben Sie mal ein Sticker dreißig Frauen und ein Sticker siebzig bis achtzig Kinder!«

Der Mann hatte recht, ganz recht. Da mögen die Frauen noch so gut und die Kinder noch so brav sein – bei solcher Massenhaftigkeit kann doch einmal die Gemütlichkeit aufhören, was aber mit Worten gar nicht zu beschreiben ist.

»Also da ist Ezechiel durchgebrannt?«

»Zweimal schon, und allemal haben sie ihn wiedergekriegt.«

Habakuk erzählte ausführlicher. Vor etwa einem Jahre war Ezechiel zum ersten Male durch die Lappen gegangen. Als man am nächsten Morgen sein Verschwinden demerkte, erinnerte man sich, an dem Mormonenkronprinzen schon seit einiger Zeit verdächtige Symptome bemerkt zu haben, man dachte gleich an eine Flucht, und mit Hilfe von Waldläufern und ausgezeichneten Spürhunden hatte man schon am zweiten Tage den Flüchtling wieder eingeholt, obgleich er damals beritten gewesen war.

Dabei ist zu bedenken, daß es sich hier um ein Gebiet handelt, welches fast so groß wie Deutschland ist, aber außer den Mormonen kaum einen ständigen Einwohner hat.

Zurückgebracht, hatte Ezechiel den wilden Mann gespielt, hatte sich irrsinnig gestellt, wollte das Gedächtnis verloren haben, z. B. seine Frauen nicht mehr erkennen.

Aber bei Wasser und Brot war dem biedereren Mormonen schnell genug die Erinnerung zurückgekehrt. Denn mein Doppelgänger war auch innerlich ganz so veranlagt wie ich – der Magen war die schwächste Seite an seinem langen Körper.

Sonst aber hörte ich immer mehr heraus, daß mein Spiegelbild doch etwas anders geartet war, als ich – Monsieur Ezechiel mußte nämlich seinem Charakter nach ein rechter Waschlappen gewesen sein.

Kurz und gut, er gab seine Verstellung nicht nur auf, indem er doch hätte tun können, als kehre ihm nach und nach die Erinnerung zurück, sondern das Wasser und Brot hatten ihn so mürbe gemacht, daß er gleich offen gestand, er habe sich nur irrsinnig gestellt.

Dem Sünder wurde verziehen; Ezechiel kehrte reumütig in die Arme seiner ›Sticker‹ achtundzwanzig bis dreißig Frauen und ›Sticker‹ siebzig bis achtzig Kinder zurück, um . . . ein halbes Jahr später sich wieder dieser Umarmung zu entwinden, um abermals bei Nacht und Nebel zu verduften.

Er wurde wiederum eingeholt, und auf die geistigen Fähigkeiten meines Doppelgängers wirft es gerade kein besonders günstiges Licht, daß er nichts anderes wußte, als sich abermals irrsinnig zu stellen, mit Verlust der Erinnerung, genau wie zum ersten Male.

Und zum zweiten Male kurierten ihn Wasser und Brot, und zum zweiten Male war mein Ebenbild so dämlich, seine Simulation einzugestehen.

Diesmal verfuhr man etwas härter mit ihm, er wurde aller seiner Würden entkleidet, der degradierte Mormonenkronprinz mußte wieder in die Tütenfabrik gehen, wo er vor vier Jahren seine Laufbahn begonnen hatte.

Aber es währte nicht lange, so rückte er wieder auf, bis ins Sekretariat, wurde wieder in alle Aemter und Würden eingesetzt. Es sollte eben ein äußerst liebenswürdiger Kerl sein, dem man nicht so leicht böse sein konnte – es war eben mein Doppelgänger – und dann hat man auch nicht umsonst die sechs Töchter vom Landesvater geehelicht.

So ist alles wieder schön und gut, da . . . reißt mein Urian zum dritten Male aus. Diesmal hatte er sich als Beförderungsmittel Schneeschuhe gewählt. Die Spur war verwischt worden, auch die besten Jagdhunde hatte nichts mehr machen können.

Das war nun schon drei, bald vier Wochen her. Diesmal mußte es ihm gelungen sein. Da sehen ihn gestern früh drei Waldläufer, die auf dem Wege zur Heimat waren, also ebenfalls Mormonen, wie er auf einen Hirsch pürscht, nur wenige Meilen von der Salzstadt entfernt.

Na, da hatten sie den Kronprinzen gefangen und wieder nach Hause bugsiert.

»Weshalb wurde ich nicht gleich gestern ins Verhör genommen? Es konnte doch nicht gar so sehr spät gewesen sein, als ich eingeliefert wurde, und das muß doch hier gleich allbekannt geworden sein.«

»Weil gestern Sabbat war.«

Aha, das gab mir schon viele Erklärungen! Die Mormonen feierten den Sonnabend als heiligen Tag.

»Am Sabbat darf wohl auch nicht gesprochen werden?«

»Nur das allernotwendigste.«

Daher also das fortwährende ›Schweig!‹

»Und am Abend darf wohl auch kein Licht gebrannt werden?«

»Im Winter nur bis sechs Uhr abends, dann muß alles ausgelöscht werden.«

Jetzt waren mir diese Rätsel erklärt.

»Nun, Ben-Habakuk, du bist doch wohl überzeugt, daß ich nicht jener Ezechiel bin?«

»Ja, jetzt muß ich's wohl glauben.«

»Nun wirst du doch als Zeuge der Wahrheit auftreten?«

Es erfolgte eine kleine Pause.

»Sagen kann ich's wohl, aber Zweck hat's nicht,« erklang es dann zögernd. »Ist es denn nur wahr, du hast wirklich eine Kaffeebohne am ... «

»Ja, leider,« mußte ich lachen, wenn auch mit möglicher Vorsicht.

»Genau an derselben Stelle, wo Charly sie auch hat?«

»Dessen Kaffeebohne habe ich nicht gesehen, kann auch meine eigene nur im Spiegel bewundern.«

»Ja, aber wenn du einmal die Kaffeebohne hast – da kann ich nichts machen, da könnte ich reden, was ich wollte.«

Für mich war diese Sache erledigt.

»Könntest du mir nicht zur Freiheit verhelfen?«

»Nee, wie denn? Ich habe keinen Schlüssel zu dieser Tür.«

Nun wußte ich, wes Geistes Kind ich vor mir hatte, hatte es schon aus seiner Erzählung herausgehört.

Ben-Habakuk war ein braver Kerl, der als treuer Freund mit seinem Kameraden durch dick und dünn gegangen war und auch mit ihm geflohen wäre, wenn jener es von ihm gewünscht hätte. Aber während der Gefangenschaft hatte er seinem Freunde so wenig helfen können, wie jetzt mir, dazu war er viel zu geistesschwach. Ja, ihm einmal einen guten Bissen zustecken – aber auch nichts weiter.

»Wieviel Frauen hast du denn hier?«

»Nu, ein Sticker . . . «

Er brach ab.

»Was hast du?« fragte ich nach einer Weile, als er gar nicht wieder anfangen wollte.

»Du, ich muß jetzt gehen, ich höre Schritte, die kommen aus dem Tempel.«

Die Schüssel hatte er schon wieder, die Klappe wurde zugeschoben.

ICH BIN UND BLEIBE EZECHIEL.

»Willst du jetzt vernünftig sein, Ezechiel?«

Das sagte am anderen Morgen Brigham Young zu mir durch die Klappe, durch welche ich kurz vorher schon mein Brot bekommen hatte.

»Ja, ich will vernünftig sein.«

»Weißt du jetzt, daß du Ezechiel O'Donald bist?«

»Selbstverständlich bin ich der.«

»Und wer bin ich?«

»Mein Schwiegervater.«

»Wie heiße ich?«

»Mister Brigham Young.«

»Was für einen Posten bekleide ich hier?«

»Na, du bist doch der Präsident der letzten Heiligen am großen Salzsee.«

»Wie hast du früher geheißen, ehe du Mormone wurdest?«

Ich hatte während der ganzen Nacht Zeit gehabt, meinen Entschluß zu fassen, und während ich bisher alle Fragen richtig beantwortet hatte, starrte ich jetzt den Frager erst wie geistesabwesend an, dann griff ich an meine Stirn, rieb daran.

»Da hieß ich – ich hieß – ich hieß – Himmel, ich weiß doch gar nicht mehr . . . «

Und ich rieb immer weiter an meiner Stirn, das Gesicht an der Oeffnung dabei anstarrend.

Es waren gar kluge Augen, die mich lange Zeit aufmerksam musterten.

»Weißt du wirklich nicht mehr, wie du früher hießest?«

»Ich hieß – ich hieß . . . «

»Char – Char . . . « kam mir der Präsident zu Hilfe.

»Char – Char?« wiederholte ich ganz geistesabwesend.

Das heißt, der Leser darf nicht etwa glauben, daß ich den Namen Charly aus der gestrigen Erzählung vergessen hätte! Nein, ich ging meinem ganz bestimmten Plane nach.

Und siehe da, man kam mir entgegen, indem ich neben dem Kopfe meines alten Schwiegervaters eine weibliche Stimme flüstern hörte, nicht leise genug für mein gutes Ohr:

»Siehst du, Bngnam, ich habe es doch gleich gesagt – ganz richtig im Kopfe ist er nicht. Irgend etwas fehlt ihm drin.«

»Charly,« sagte jetzt der Schwiegerpapa.

»Jawohl, richtig, richtig – Charles O'Donald hieß ich früher!« jauchzte ich förmlich auf. »Wie kann man nur so schnell seinen eigenen Namen vergessen!«

»Wie fühlst du dich denn, Ezechiel?«

»O, ganz gut. Nur sehr großen Hunger habe ich.«

»Hast du nicht Kopfschmerzen?«

»Durchaus nicht.«

»Na na. Und wer ist denn das?«

Das Schiebefenster war groß genug, daß zur guten Hälfte noch ein anderer Kopf daran erscheinen konnte. Es war das Gesicht der guten, alten Frau, die mich zuerst bewillkommt hatte.

»Na, wer ist das?« wurde wiederholt, als ich die Pfirsichbäckchen einige Zeit verständnislos angestiert hatte.

»Ach, das ist ja meine Schwiegermutter!«

»Ja, aber welche?«

Ja, aber welche! – Was für eine Nummer, das war hier die große Frage. Denn Brigham's sechs Töchter, die ich geheiratet hatte, konnten doch von sechs verschiedenen Frauen sein.

»Nun, das ist doch natürlich, natürlich . . . «

»Siehst du, Brigham, ich hatte doch recht,« stimmte mir die Alte wieder bei, als ich stockte. »Aber du selbst bist doch Ezechiel?«

»Freilich, wer denn sonst!«

»Siehst du, Brigham, das ist nur so halb und halb – der ist wirklich ein bißchen hä. Erkennst du denn deine Tante Rebekka nicht mehr?«

»Ach ja, natürlich, Tante Rebekka!!«

Aber eine meiner Schwiegermütter schien sie doch zu sein, die wurde hier nur Tante genannt. Uebrigens würde ich mich bald nicht mehr zwischen diesen vielen Rebekkas hindurchfinden.

»Willst du jetzt brav sein, Ezechiel?«

»Ganz brav.«

»Niemals wieder entfliehen?«

»Niemals wieder. Aber nicht wahr, in die Tütenfabrik steckt ihr mich nicht wieder?«

»Nein, wir haben etwas anderes mit dir vor.«

Doch das war in einem Tone gesagt worden, dem ich nicht noch Schlimmeres als die Tütenfabrik entnehmen konnte.

Denn Papiersäcke zusammenzuleimen, dazu hatte ich durchaus keine Lust, ich vertrage die sitzende Lebensweise nicht, da ist mir die Tretmühle immer noch lieber – und in diesem Falle wäre ich

lieber ins Sekretariat gekommen, wo ich sicher Einblicke in das interne Leben der Mormonen gewinnen konnte.

»Na, da komm!«

Die Tür ward geöffnet. Ja, mein Doppelgänger mußte doch ein rechter Waschlappen gewesen sein, daß man ihn so mir nichts, dir nichts gleich aus der ›Tobzelle‹ herausließ, ohne besondere Vorichtsmaßregeln zu treffen.

»Du willst wohl erst frühstücken?«

»Ach ja, Tante Mirja.«

»Tante Rebekka,« wurde ich verbessert, und dabei bemerkte ich, wie sie ihren Gatten heimlich anstieß, als wie: siehst du, ich habe doch recht.

»Aber willst du nicht erst ein Bad nehmen?«

Na, zuerst wäre mir ein Frühstück eigentlich lieber gewesen. Aber ich wollte mich fügen.

»So komm in dein Ankleidezimmer!«

Glücklicherweise schritt meine Schwiegermama, die ich Tante nennen mußte, voraus. Es ging einen sehr dunklen Korridor entlang, der von diesem abzweigte – das Haus schien sehr groß zu sein – hier konnte ich nichts anderes merken, als daß ich einen weichen Teppich unter den Füßen hatte, der sich wie hohes Moos um den Stiefel schmiegte, dann strahlte mir durch eine geöffnete Tür helles Licht entgegen . . .

Donnerwetter, war das eine Pracht in dem geräumigen Zimmer!! Das heißt, kein Gold und Silber, aber wunderbar geschnitzte Möbel aus den seltensten Hölzern und dann vor allen Dingen auch prachtvoll gestickte Teppiche und Decken.

Und außer den vielen Kleiderschränken verriet besonders das Monstrum von Waschtisch, mit zwei marmornen Becken, über jedem zwei Hähne mit der Bezeichnung ›Kalt‹ und ›Warm‹, daß dies tatsächlich nur ein Ankleidezimmer sei.

Ich hatte geglaubt, mich in einem schlichten Bauernhause zu befinden. Ich hatte ja bisher noch nichts weiter gesehen als das

erste, so überaus simple Schlafzimmer mit dem hochgetürmten Bauernbett, das große, nackte Zimmer, an dessen Wand nur Mormons Bild hing, die sogenannte Tobzelle und dann einige nackte Korridore.

Aber ich sollte bald erkennen, wo ich mich eigentlich befand, daß ich bisher nur Vorräume zu sehen bekommen hatte, in denen sich der Eintretende des Straßenschmutzes entledigen sollte – und ich sollte noch erkennen, was es heißt, der Kronprinz der Mormonen zu sein, der erste Schwiegersohn des so gut wie allmächtigen Präsidenten, welchem nur noch die Macht fehlt, alle diejenigen seiner Untertanen, deren Besitz und Vermögen er wünscht, einfach köpfen zu lassen. Heutzutage wird das eben einfacher durch Heirat und durch anderweitige Erbschaftsregulierung gemacht.

»So,« sagte meine Schwiegermama, eine zweite Tür öffnend, und was für eine geschnitzte Flügeltür, »nun wirst du hier erst ein Bad nehmen.«

Himmelbombenelement, so eine Badeeinrichtung!!

Eine, zwei, drei, vier, fünf Wannen, groß genug, daß sich immer gleich drei Personen hineinsetzen konnten – aber keine aus Blech, sondern Marmorbassins mit eingelegtem Mosaik, mit Dusche und allem Komfort, und so auch außerhalb für alles gesorgt, wenn man das Bad verlassen hatte.

Tante Rebekka hatte über dem einen Bassin die Hähne aufgedreht und das große Thermometer hineingelegt.

»Wirst du allein fertig werden?« fragte sie glücklicherweise, denn ich hatte meine Schwiegermama schon im Geiste als Badefrau gesehen, die mich abrumpeln wollte.

»Selbstverständlich, ich bade mich doch hier nicht zum ersten Male!« entgegnete ich unverzagt.

Da ging sie, und mein erstes war, daß ich beide Türen abriegelte; dann konnte ich mich dem Genusse des Badens hingeben.

Als ich einmal zu plätschern aufhörte, vernahm ich gedämpfte Stimmen. Im Nebenzimmer erteilte meine Schwiegermama Instruktionen, jedenfalls meinen Frauen.

Alles hörte ich nicht; aber doch einiges, um mir ein Bild machen zu können.

Ich sei doch im Kopfe nicht ganz normal – etwas hä! – es sei doch nicht nur Verstellung, sondern hin und wieder könne ich mich doch auf verschiedenes nicht erinnern. Aber das würde sich schon wieder geben, ich müsse nur einmal auskuriert werden.

Also ich würde vorläufig nicht wieder ins Sekretariat kommen, sondern solle einige Zeit hier zu Hause bleiben, unter der sorgsamsten Pflege meiner Frauen.

Mit einem allgemeinen Geschnatter stimmten die Draußenstehenden alledem bei.

Jawohl, die waren jetzt endlich auf den richtigen Trichter gekommen! Wer Millionär ist, und wer solch ein Heim mit so viel guten Frauen und wohlerzogenen Kindern hat, und er geht immer wieder durch die Lappen, um draußen in Eis und Schnee oder zuzeiten auch im Sonnenbrande herumzuströmen – der kann unbedingt nicht ganz geistig normal sein.

So simuliere ich noch, auch ganz genau das treffend, wie jetzt allgemein über mich geurteilt wurde, da . . . geht plötzlich die Tür auf, die ich für fest verriegelt halte, und hereinkommen die sämtlichen Frauen, die mich schon gestern auf dem Sofa abgebalgt hatten!

»Nun, mein lieber Ezechiel, soll ich dir ein bißchen helfen?«

Das sagte nicht nur die eine, sondern das sagten alle zusammen, aber jede mit etwas anderen Worten, so daß gleich wieder ein allgemeines Geschnatter entstand.

Ach du großer Schreck!! Ich hatte schon eine Heidenangst gehabt, meine Schwiegermama könnte die Bademeisterin spielen wollen, und jetzt kommen die alle herein, so ein ›Sticker‹ achtundzwanzig bis dreißig, um mich zu bedienen, der ich hier in der

Badewanne sitze, wie man eben meistens in der Badewanne sitzt!!

Na, schließlich hatte ich Kautz es doch überwunden. Nach fünf Minuten war mir alles egal geworden. Es waren ja meine Frauen. Ich hatte A gesagt, nun mußte ich auch B sagen – mit diesem festen Vorsatze war auch meine Ruhe wiederhergestellt. Und ich ließ mich abseifen und dann mit Handtüchern abrumpeln und in einen Bademantel einwickeln und dann von geschäftigen Händen ankleiden, und zwar mit anderen Sachen, die mir wie angegossen paßten.

»Da – ist die Kaffeebohne!«

Ja, meine Kaffeebohne spielte bei der ganzen Zeremonie eine große Rolle, jede wollte sie immer noch einmal bewundern.

Denn mir kam es fast vor, wenigstens anfangs, als ob doch nicht so alle ganz fest davon überzeugt seien, daß ich wirklich der Ezechiööööl wäre. Es mußten doch irgendwelche Bedenken aufgestiegen sein, auch Brigham Young hatte mir gegenüber davon ja schon eine Andeutung gemacht.

Was für Bedenken das aber gewesen waren, das sollte ich niemals erfahren.

Jetzt gab die Kaffeebohne den Ausschlag, ohne daß direkt gesagt wurde, wie durch dieses Muttermal nun jeder Zweifel geschwunden sei. Es lag nur immer in dem freudigen Ausrufe: »Da – da ist ja die Kaffeebohne!«

Vor allen Dingen tat sich bei dieser Untersuchung ein Weib hervor. Ich hatte es bei der ersten Vorstellung ganz übersehen, obgleich es sonst gar nicht so leicht zu übersehen war. Aber ich war ja damals ganz blind gewesen.

Es war ein äußerst langes Weib, mir an Größe nur sehr wenig nachgebend, und bei einem Weibe ist solch eine Körperlänge doch nun noch etwas ganz anderes, als bei einem Manne – einfach eine Riesin, aber keine Riesendame, wenn man sich darunter immer ein sehr korpulentes Frauenzimmer vorstellt, sondern dürr wie

eine Hopfenstange, ohne Busen, aber mit wahren Pferdeknochen im Leibe und mit einer knarrenden Männerstimme.

Ausgezeichnet war sie durch ein mächtiges Schlüsselbund, das an ihrem Gürtel hing, und jetzt zeichnete sie sich noch dadurch aus, daß sie immer oder doch bei jeder günstigen Gelegenheit meine Kaffeebohne durch eine Lorgnette bewunderte, sich gar nicht daran sattsehen konnte.

Ich will gleich erwähnen, daß dieses Knochengerüst, welches den liebreizenden Namen Delila führte, jene Engländerin war, die dem Mormonenstaate und dann speziell dem Ezechiel oder meinerwegen auch jetzt mir, also dem Kronprinzen, einhundertfünfzigtausend Dollar eingebracht hatte und deshalb hier eine große Rolle spielte.

Denn sehr reiche Frauenzimmer, die vom Heiratsteufel sogar bis zu den Mormonen getrieben werden, kommen doch nicht hierher, Millionärinnen sind dünn gesät. Die Masse muß es eben bringen.

Hier im Hause übte Delila, deren ursprünglichen Namen ich nie erfahren habe, das Amt einer Wirtschaftlerin, der Beschließerin aus, welche die ganze Wäsche und dergleichen unter sich hatte. –

So blieb ich in diesem Hause, blieb Ezechiel der Mormone mit der Kaffeebohne.

Zunächst muß ich das Haus schildern, welches ich mit keinem Schritte wieder verlassen sollte.

Es war das Rathaus, eigentümlicherweise ›*beehive*‹ genannt, Bienenstock, aber auch zu anderen Zwecken als zu Beratungen der Stadtväter dienend.

Vor allen Dingen war das Rathaus auch die Residenz des Mormonenpräsidenten – oder sagen wir gleich Mormonenfürsten – welcher mit seinen mehr denn fünfzig Frauen im ersten Stock

wohnte, und der ihm zum Teil gewordene Name ›*Beemaster*‹, Bienenvater, war nicht nur ein Spott, sondern im Laufe der Zeit zum richtigen Titel geworden, wenn auch nur vertraulich gebraucht.

Mir selbst, dem Lieblingsschwiegersohne, war der zweite Stock eingeräumt, und mir standen nicht weniger als vierzig Zimmer zur Verfügung. Da nun noch viele andere Wohnungen hinzukamen, deren jede mehrere Frauen und zahlreiche Kinder zu beherbergen hatte, ferner das Sekretariat und andere Verwaltungsabteilungen, so läßt sich denken, was für ein Haus dieser ›Bienenstock‹ ist!

Eigentümlich bei der Bauart ist – eigentlich ganz praktisch, nur nicht gerade für meine Zwecke – daß jede Etage, wie überhaupt jede Familienwohnung ihren eigenen Treppenaufgang hat, so daß die einzelnen Familien gar nicht in Berührung miteinander zu kommen brauchen, sich auch nicht auf Korridoren begegnen, obgleich Verbindungstüren vorhanden sind.

Nun, ich hatte über meine Frauen tatsächlich nicht zu klagen. Es war mir so lange unbegreiflich, wie solch eine Masse Frauen, die nur einen einzigen Mann haben, sich miteinander vertragen können, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen mußte. In andere Familien bekam ich zwar keinen Einblick, aber dort würde es wohl auch nicht anders sein.

Joe Smith, jedenfalls trotz aller Schrullen ein genialer Organisator, hatte, als er die unbeschränkte Vielweiberei eingeführt, eben dafür gesorgt, daß Eifersucht und Zank aus sonstigen Gründen gar nicht aufkommen konnte.

Da war wohl die Hauptsache, daß jede Frau ihr eigenes Schlafzimmer hatte, und der Mann verbrachte jede Nacht der Reihenfolge nach, wie er die Frauen nach und nach geheiratet hatte. Uebrigens gilt das ja noch für heute, so müßte ich also eigentlich im Präsens sprechen.

Die zweite Hauptsache, und vielleicht die noch größere, war, daß jede Frau ein Amt, eine Beschäftigung hatte, alles mußte

arbeiten, wenn nicht im, dann außer dem Hause, in irgendeinem Bureau der Stadtverwaltung, in einer Fabrik, ganz wie es der Präsident befahl oder die Stadtväter beschlossen hatten, und wenn die Arbeit auch auf Bitten der Betreffenden geändert werden konnte, so gab es da doch keinen Unterschied in der Person.

Die Kinder wurden von Lehrern und Lehrerinnen gemeinsam erzogen, ganz vortrefflich, und schliefen, wenn sie in einem gewissen Alter von der Mutter genommen wurden, sehr früh, gleich nach dem Stillen, auch in einem gemeinsamen Saale, und ich vermute fast, daß die Mütter ihre Kinder bald selbst nicht mehr erkannten, sie miteinander verwechselten, denn sonst wäre mir eine so unterschiedslose Liebe fast gar nicht erklärlich.

Nur die drei Hauptmahlzeiten versammelten alle Frauen und Kinder an der Tafel, ferner der Gottesdienst, der in der Hauskapelle für alle die stattfand, welche im ›Bienenstock‹ wohnten.

Ich hatte erst vor, mich über die Religion und Zeremonien der Mormonen etwas zu verbreiten, will es aber lieber ganz unterlassen, da es doch zu weit führen würde.

Bei mir nun aber war es doch etwas anderes, wenigstens gegenwärtig. Auch meine Frauen waren sonst am Tage wenig zu Hause oder in abgelegenen Räumen beschäftigt, aber ich war krank, geistig nicht ganz normal, die Frauen sollten mich pflegen, und so hatte ich sie alle den ganzen Tag um mich herum.

Wie gesagt, ich hatte über nichts zu klagen. Sie sahen mir den kleinsten Wunsch von den Augen ab, ich durfte rauchen, die vortrefflichsten Zigarren, so viel ich wollte, während sie mit Handarbeiten beschäftigt waren, und ich konnte nach keinem Streichholz greifen, ohne daß sich schon zehn Hände danach ausstreckten.

Kein Streit, kein Zank, alles sanft und liebevoll – aber dieses Geschnatter!! Kurz und gut – ich weiß nicht, ob auch mein Voroder Doppelgänger früher so gepflegt worden war, und ob das der Grund zu seinen wiederholten Fluchtversuchen gewesen – nach

acht Tagen war ich, der ich sonst statt Nerven stählerne Klavierdrähte hatte, vollkommen nervös geworden.

Ja, acht Tage hatte ich ausgehalten, hatte mich baden und in den Haaren krauen und füttern lassen – dann hielt ich es nicht mehr aus. Eine Empfindung überkam mich, die ich gar nicht beschreiben kann. Diese dreißig Frauen ständig um mich herum, diese siebzig Kinder täglich sehr oft, diese Liebkosungen, dieses Schnattern, dieses Papapapapapapapa, dieses Ezechiööööööl – faktisch, meine Nerven wurden ganz zerrüttet.

Und wenn sie auch einmal nicht schnatterten, wenn am Sabbat das Schweigen des Todes herrschte – die zahllosen Personen waren doch um mich herum, aller Augen auf mich gerichtet, um mir jeden Wunsch an den Augen abzulesen – – allein schon das Atmen dieser vielen Menschen, für die weiter nichts existierte als meine geheiligte Person, wurde für mich über alle Begriffe lästig, es klang mir zuletzt wie ein Donnergetöse in den Ohren.

Nach und nach hatte ich durch Aufpassen alle diese achtundzwanzig Weiber mit Namen zu unterscheiden gelernt, ich kannte die Schränke, wo ich meine Bedürfnisse zu suchen hatte – so schienen ich geistig wieder gesund zu werden, meine Erinnerung kehrte zurück.

Da eines Morgens begann ich wieder die Namen zu verwechseln – und das war keine Verstellung, sondern das war der Anfang von Nervosität, jetzt wurde ich wirklich geisteskrank, wenn man dabei auch nicht gleich an Wahnsinn zu denken braucht. Aber jetzt verwirrte sich das Erinnerungsvermögen tatsächlich bei mir.

Ich hatte erlauscht, daß ich bald meine Beschäftigung im Sekretariat wieder aufnehmen sollte. Darauf hatte ich nur gewartet, und jetzt wurde daraus nichts mehr.

»Er ist immer noch krank, wir müssen ihn noch pflegen. Ezechiel, willst du – willst du – soll ich – willst du ... mein lieber Ezechzechzechzechiöööööl!«

Himmelgottver ...

Ja, ich hatte nur darauf gewartet, wieder ins Sekretariat zu kommen, als freier Mensch – um entfliehen zu können.

Denn unter diesen Verhältnissen zu entfliehen, das war gar nicht so einfach.

Ein einziges Mal war es mir gelungen, mit meinem Freunde Ben-Habakuk, der also hier Hausverwalter war, allein zusammenzukommen.

Da hatte ich erfahren, wie ich hier bewacht wurde, oder wie schwer mir überhaupt eine Flucht geworden wäre – ganz unmöglich!

Ins Freie führte nur eine Treppe hinab, unten saß nicht nur eine, sondern saßen mehrere Portiers, welche große Hunde bei sich hatten, wie es in der Mormonenstadt überhaupt sehr viele Hunde gab.

An meiner ganzen Etage zog sich ein Balkon entlang, der mir den einzigen Spaziergang im Freien bot, allerdings auch für einen Menschen, der sich täglich auslaufen muß, vollkommen genügend. Und dann wurde das ganze Riesengebäude von einer hohen Mauer umgeben, über die ich wohl gekommen wäre, wenn da unten eben nicht des Nachts außer menschlichen Wächtern auch noch Hunde gewesen wären.

Was nützte mir, daß ich von meinen Fenstern im Süden freies Feld und auch Wald erblicken konnte? Ich sah durchaus keine Möglichkeit zur Flucht.

Und doch mußte sie gewagt werden, und zwar bald, oder ... ich wurde wirklich wahnsinnig.

Dabei muß man immer bedenken, daß ich doch ganz genau die Rolle meines Doppelgängers zu spielen hatte, und der war ein Waschlapfen gewesen. Was für einen Grund sollte ich denn angeben, um einmal aus den Mauern des Bienenstockes herauszukommen?

Vergebens zermarterte ich mein Hirn. Es schien doch eigentlich alles so einfach zu sein, ich war doch weder gebunden, noch saß ich hinter einer verriegelten Tür – und dennoch unmöglich!

In meiner Phantasie wurde ich sogar zum Brandstifter. Feuer anlegen, die allgemeine Verwirrung zur Flucht benutzen!

Aber dergleichen Dinge, welche die schwersten Folgen nach sich ziehen können, sind durchaus nicht nach meinem Geschmack. Daß ich dann vielleicht hätte erfahren müssen, durch mich wäre die ganze Hauptstadt dieser fleißigen Menschen in Asche gelegt worden – nein, solch einer Eventualität wollte ich mein Gewissen doch nicht aussetzen.

Und eines Tages, als ich zur Andacht in der Kapelle saß, kam mir die höhere Erleuchtung.

Gewagt war mein Plan freilich, furchtbar gewagt – aber doch noch immer keine Brandstiftung.

AUF WELCHE WEISE ICH MEINE FLUCHT BEWERKSTELLIGE.

Der Abendgottesdienst war beendet, in Gesellschaft meines Volkes Hühner schritt ich als Hahn zur Abendtafel, der also auch die zahllosen Küchlein beiwohnten.

Es war ein Zufall, daß meine Flucht noch heute nacht ausgeführt werden mußte, oder ich hätte noch vier Wochen warten müssen. Weshalb, inwiefern ein Zufall, das wird der Leser gleich merken, wenn er nicht schon aus den ›vier Wochen‹ etwas herausgehört hat, und ich kann gleich noch etwas deutlicher werden, indem ich sage: noch genau achtundzwanzig Tage hatte ich warten, die Flucht aufschieben müssen.

Sonstige Vorbereitungen brauchte ich nicht. Ich hatte mich ja schon immer mit Fluchtgedanken getragen, wußte z. B., wo ich im Hause Waffen fand, und alles andere mußte meinem guten Stern überlassen bleiben.

Die Abendmahlzeit war beendet, die Kinder wurden abgeführt, die achtundzwanzig Frauen schwatzten noch etwas, suchten besonders mich zu unterhalten, dann wurde noch aus Mormons heiligen Messingtafeln, jetzt allerdings aus Papier bestehend, vorgelesen, der Abendsegen gesungen, und die Tafel löste sich auf.

Jede der achtundzwanzig Frauen, nachdem sie noch einmal mich und sich gegenseitig abgeküßt hatten, zog sich auf ihr Zimmer zurück, nur die eine nicht, denn die nahm mich mit – und das war die Knochenstange Delila, die war heute an der Reihe, heute zum ersten Male. Denn ich war doch noch keine vier Wochen hier.

So ging ich mit in ihr Schlafzimmer. Ich hatte ja schon manches durchgemacht, die ganze Geschichte war mir schon zur Gewohnheit geworden, es war manches Frauenzimmer darunter, zu dem ich hatte sagen mögen: hebe dich von hinnen, du gefällst mir nicht – na, ich hatte noch nie ein Wort verloren, hätte mich auch schön gehütet.

Aber freilich dieses Knochengerüst ... mir graute! Mir hatte schon lange davor gegraut, und doch sollte diese jetzt mein rettender Engel werden.

Verlange der Leser keine Intimitäten!

Herrgott, die Knochen, die da nach und nach zum Vorschein kamen! Und es wurde immer knochiger und immer knochiger!

Zuvor hatte ich noch etwas anderes zu besorgen.

»Hast du nicht eine Schere, liebe Delila?«

»Wozu, lieber Ezechiel?«

»Mir ist ein Fußnagel ins Fleisch gewachsen, er macht mir rechte Schmerzen.«

»Schmerzen? O o o o! Zeige mir deinen Fuß, mein lieber Ezechiel!«

Verschnitten waren mir meine Zehennägel im Bade regelmäßig worden, da war nichts mehr zu schneiden – aber ich mußte unbedingt wissen, ob meine heutige Frau in ihrem Zimmer eine Schere hatte und dann hauptsächlich, wohin sie die gewöhnlich legte.

Also ich bezeichnete die Stelle, wo es mir weh täte, es entspann sich eine lange Konversation, daß da doch eigentlich gar kein Nagel ins Fleisch gewachsen sei, aber Delila mußte mir wohl glauben, daß dort etwas nicht in Ordnung sei, sie fummelte daran herum, und dann paßte ich gut auf, wohin sie die Schere legte – einfach ins Schubfach des Nähtisches.

So, das war meine einzige List gewesen, die ich zur Vorbereitung der Flucht notwendig hatte.

Dann ging es ins Bett.

Ich hörte eine Uhr schlagen.

Um neun Uhr sagte Delila zu mir: »Nun gute Nacht, mein einziger Ezechiël, schlafe recht wohl.«

Und um elf Uhr packte ich sie bei der Gurgel und drückte ihr die Luft ab.

Sie wachte sofort auf, röchelte und wollte sich wehren, aber ich hatte mit der anderen Hand bereits ihre Gelenke gepackt.

Einige Vorbereitungen hatte ich ja zuvor doch noch getroffen, z. B. mich, als noch das Licht brannte, nach dem Handtuch umgesehen, und so konnte ich das jetzt im Finstern finden, brauchte nur einen Griff zur Seite zu tun, hatte gleich zwei zur Hand, und mich mit meiner ganzen Schwere über ihren Körper werfend, daß sie die Arme nicht rühren konnte, ppropfte ich ihr erst ein gut Teil des einen Handtuches in den Mund, mit dem anderen band ich ihr die Hände zusammen, und mit dem zugekehrten Bettuch, das ich ihr unter dem Leibe wegzog, auch noch die Füße.

Es war ein schwieriges Kunststück gewesen, aber es war gelungen, nicht einen einzigen Laut hatte sie ausstoßen können.

So, jetzt konnte ich Licht machen. Mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen, so weit wie der Mund, aus dem das halbe Handtuch herausging, stierte sie mich an, als ich Knebel und Binden noch einmal bei Lichte untersuchte und ihre Knoten verbesserte, das Handtuch noch etwas tiefer in den Mund hineinpropfte.

»Tut mir leid, aber ich kann dir nicht helfen, jetzt muß ich einmal Egoist sein.«

Aber nun schnell!! Die schien noch gar nicht zu wissen, daß man auch mit einem Knebel im Munde noch röcheln und stöhnen kann.

Also vor allen Dingen die Schere her und mir vor dem Spiegel den Schnurrbart abgeschnitten, so kurz wie möglich.

Ich hatte ja ein Rasiermesser, aber das war in meinem Zimmer, und der Leser muß sich erinnern, daß ich diesen ganzen Plan erst während der Predigt in der Kapelle ausgeheckt hatte, dann war ich wie gewöhnlich nicht erst in mein Zimmer gekommen, und nur hier bei dieser einen Bettgenossin konnte ich meinen Plan ausführen. Wäre es nicht darauf angekommen, hätte ich noch einige Tage Zeit gehabt, ehe ich mit diesem Knochengerüst das Schlafzimmer teilte, so hätte ich mich ja ganz anders vorbereiten können, hätte mir etwa auch Opium oder sonst einen Schlaftrunk aus der Hausapotheke besorgt. Aber heute abend war dies alles nicht mehr möglich gewesen, und jede argwohnerregende Handlung oder nur eine Frage hatte ich vermeiden müssen.

So, der Schnurrbart war gefallen, so weit das mit der Schere möglich gewesen. Nun schnell an den Kleiderschrank!

Große Auswahl hatte ich nicht – ich erwähne erst jetzt, daß alle Mormonen, Männer wie Frauen, das gleiche Kostüm tragen, die Männer den langschößigen Rock, aber keine Kniestrümpfe, wie die Quäker, die Frauen ein einfaches Kleid aus braunem Stoff.

Solch ein Kleid nahm ich, schlüpfte hinein – zuerst hineintretend, mit den Füßen anfangend, es mir nicht überwerfend, wie es Weibersitte ist – Gott sei Dank, die holde Delila hatte durchaus keine zartere Taille als ich, ich konnte zuknöpfen!

Dann eine Mormonenkapuze auf, das Gesicht sehr überschattend, als einzigen Schmuck ein blaues Bändchen drumgeschlungen, auch ein großes Taschentuch nicht vergessend, meine eigenen Stiefel angezogen, d. h., diejenigen, die ich ebenfalls erst meines Vorgängers Garderobe entliehen hatte – und als ich einen Blick in den Spiegel warf, konnte ich mit meinem Aussehen zufrieden sein.

Das unendlich lange Knochengerüst von Delila, wie es leibte und lebte! Nur das Gesicht war ein anderes, der Hals viel stärker. Das mußte dann, wenn es darauf ankam, eben das Taschentuch verdecken.

Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich im Spiegel zu bewundern – mir pochte das Herz nicht schlecht. Und jetzt fing die Geknebelte auch zu stöhnen und zu winseln an, da galt es, zu handeln.

Licht und Schlüsselbund genommen und hinaus. Daß im Hause, wenigstens hier in meiner Etage, während der Nacht niemand auf war, wußte ich bestimmt. Im allgemeinen war mein Fluchtplan ja nicht von heute, über solche Sachen hatte ich mich schon orientiert. Die Mormonen hielten auf Nachtruhe, wie auf die Sabbatfeier, wo jedes unnötige Wort vermieden werden mußte.

Die überall liegenden Teppiche machten meine Schritte unhörbar. Mein erstes Ziel war die Speise- oder richtiger Vorratskammer, wozu ich hauptsächlich der Proviantmeisterin Schlüssel mitgenommen hatte.

Auch das hatte ich schon ausspioniert; denn was ist der Mensch, wenn er vielleicht tagelang auf der Flucht sein muß, und er hat nichts zu essen?

Schinken und Brote in schwerer Menge! Mehr als Schinken und Brote brauchte ich nicht zu sehen.

Wohin die verstecken? O, mein Hirn hatte in den drei Stunden, während welcher ich neben meiner Dulzinea gelegen, fieberhaft gearbeitet!

Ueber einen bedeutenden Busen verfügte dieses weibliche Knochengerrüst nicht, aber einen kleinen Ansatz dazu hatte sie doch, und in dem Oberkleide war Platz für noch mehr, und ich hatte gar nichts, um diese Hülle auszufüllen, das heißt, nichts von meinem eigenen Fleisch und Blut – so mußten es ein Schinken und ein Vierpfundbrot tun.

Ha, was stand da auf dem Sims? Flaschen!

Flaschen waren hier selten, Opodeldokflaschen, Rizinusölflaschen – aber keine Flaschen mit trinkbarem Inhalt. Rizinus und Lebertran rechne ich nicht direkt zu den trinkbaren Flüssigkeiten, sonst gehörte auch Petroleum hierzu. Es gab hier nur ein selbstgebrautes Bier, das aus Fässern verzapft wurde – ein Sauluderzeug!

Bei der einen Flasche war der Kork halb herausgezogen; ich entfernte ihn, roch hinein – Sprit, Schnaps!

Daher auch die etwas rötlich angehauchte Nase meiner Delila.

Die Flasche wieder zugedekkt – rrrin in den keuschen Busen!

So, verproviantiert war ich!

Das heißt, ich habe dies zu ausführlich geschildert. In Wirklichkeit brauchte ich nicht so lange dazu. Es waren nur drei Griffe gewesen.

Mein zweiter Gang war ins Speisezimmer, dessen Wände reichlich mit Waffen und was sonst noch zur Jagd und zum Kriege gehört, verziert waren. Die Mormonen haben ja, wie schon erwähnt, eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich, und sie sind stolz auf ihre Abenteuer in den Wildnissen, die sie als Märtyrer ihres einzigen richtigen Glaubens durchwandern mußten.

Ich wählte einen kurzen Hirschfänger, ein Messer, einen Revolver und ein Paar Schneeschuhe, die einen sehr soliden Eindruck machten. Wohin mit dem Zeug? Am Körper konnte ich es nicht verbergen. Ich riß von der Wand eine Decke, irgendeine Trophäe, wickelte alles ein. Aber auf ein Gewehr mußte ich verzichten, das wäre nicht so einzuwickeln gewesen, ohne sehr aufzufallen, und

ebenso hatte ich auch zu dem Revolver keine Patronen, wußte nicht, wo ich solche finden sollte.

Nun wieder hinaus, unter dem Arm das Paket, in der Hand das Licht, welches ich aber hinsetzte, sobald mir unten von der Treppe herauf Licht entgegenschimmerte.

Die erste Treppe hinab. Auf dem Korridor standen zwei Wächter mit einem mächtigen Köter.

»Um Gott, Missis Delila!!«

»Laßt mich, laßt mich! Er liegt im Sterben!« stieß ich mit möglichst knarrender Stimme hervor, meine etwas höher schraubend, und war schon an ihnen vorbei, die zweite Treppe hinab.

Jetzt kam's drauf an!

In dem hellerleuchteten Portal standen ebenfalls zwei Männer mit mehreren Hunden, und ein einziger Ausruf der Ueberaschung und ein Anschlagen der Hunde genügte, um noch mehr Wächter herbeizulocken.

»Missis Delila, was . . . «

»Ich muß ihn holen, ich muß ihn holen! Ezechiel liegt im Sterben – höööööö!!!« schrie und schluchzte ich hinter meinem Taschentuche, dabei mit der Hand, unter deren zugehörigem Arm ich das Paket geklemmt hatte, krampfhaft an der Klinke des Tores rüttelnd.

Dabei bemerkte ich, daß schon die sämtlichen Hunde an mir herumschnüffelten, und wenn man in solchen Situationen überhaupt etwas konstatieren kann, so konstatierte ich das, daß die Hunde einen ihnen wohlbekannten Geruch witterten. Ich hatte nicht umsonst ein schon älthliches Kleid meiner Delila ausgewählt. Wenn die mich gewittert hätten, den sie gar nicht kannten, so hätten sich die wachsamen Tiere jedenfalls ganz anders gebärdet, hätten gleich Radau gemacht.

»Auf auf auf, ich muß ihn holen, ich muß ihn holen!!« wimmer-te ich.

»Was? Ezechiel im Sterben?!«

»Auf auf auf, ich muß ihn holen!!«

»Wen wollen Sie denn ... «

»Auf auf auf, jede Sekunde ist kostbar, sonst ist mein Ezechiel unrettbar verloren!!!« heulte ich hinter meinem Taschentuche, wie nur ein Weib heulen kann.

Und, weiß Gott, die Männer ließen sich düpieren!

Was sie dachten, weiß ich nicht – ich war eben Delila, die Schließerin, die hier mit am meisten zu sagen hatte – ich hatte doch auch das heilige Schlüsselbund am Gürtel hängen – oben war irgend etwas Schreckliches passiert, der Kronprinz sollte im Sterben liegen, Delila wollte irgend jemanden holen ... kurz und gut, eifertig sprang ein Mann mit einem großen Schlüssel herbei, schloß auf, riß das Tor auf – ich hinaus!

Ein schreckliches Schneegestöber! Erleuchtet war die schnurgerade Straße durch einzelne Petroleumlampen, welche an Pfählen hingen.

Links um die Ecke und gradeaus, durch den Schnee gerannt, der mir bis an die Knie ging.

Als ich den zweiten Laternenpfahl erreicht hatte, war von dem Lichte des ersten, den ich passiert, schon nichts mehr zu sehen, solch einen Schleier bildete der fallende Schnee.

Im Scheine dieser zweiten Laterne schnallte ich mir die Schneeschuhe an die Füße, und nun ging es auf dem breiten Flechtwerk, welches das Einsinken auch in den weichsten Schnee verhindert, was von dem skandinavischen Ski nicht gilt, in ganz anderer Weise weiter.

Noch wollte ich einem mir begegnenden Menschen immer als Missis Delila gelten, wollte mich also noch nicht des beim Rennen äußerst hinderlichen Damenkostüms entledigen, war aber schon bereit, jeden Menschen, der etwa Lunte witterte, mich mit Gewalt aufhalten wollte, niederzuschlagen, und auch mit jedem Hunde wäre ich fertig geworden.

Einen Plan der Mormonenstadt hatte ich gesehen. Auf diese Weise hatte ich mich ja doch schon auf eine eventuelle Flucht vorbereitet gehabt.

Die Hauptstraße führte direkt ins freie Feld, als Chaussee dann durch einige Dörfer. Schwenkte ich aber ab, so ließ ich diese eben links oder rechts liegen, und jetzt herrschte überall freie Schneebahn. Hielt ich mich links, so konnte ich den Wald schon in sechs Stunden erreichen, während sich mehr westlich die Wüste gegen hundert Meilen nach Süden erstreckte. Denn die Mormonenstadt lag ja ursprünglich in einer Salzwüste, die nur zum kleinen Teil unter unsäglichen Mühen fruchtbar gemacht worden ist. Der Wald, den ich von meinen Fenstern aus erblickt hatte, war nur eine künstlich angelegte Baumgruppe, so groß sie auch sein mochte.

Die Lampen hörten auf, die Häuser – jetzt wollte ich das Frauenkleid abstreifen, es mir über den Kopf ziehen.

Da ward mir so kalt an den Beinen, die Kälte ging immer höher an den Körper hinauf ... der Wind blies mir den Schnee an den nackten Leib.

Und noch ehe ich das Kleid abgezogen hatte, war mir schon alles klar, und ich wußte nicht, ob ich furchtbar erschrecken oder ob ich in ein schallendes Gelächter ausbrechen sollte.

Ich hatte ganz einfach vergessen, vor Anlegen des Frauenrockes meinen eigenen Anzug anzuziehen, hatte unter diesem Damenkleide nichts weiter an als das Hemd, mit dem ich mich zu Bett gelegt. Dann, als ich die Stiefel anzog, hatte ich nur noch an die Strümpfe gedacht.

Wie es möglich ist, so etwas zu vergessen? Wie es möglich ist, daß ich das erst jetzt merkte, da ich doch schon immer im Schnee gepatscht war? Mußte ich nicht gleich von Anfang an die Empfindung gehabt haben, daß ich unter dem Frauenrock nichts weiter als ein Hemd auf dem nackten Körper trug?

Du lieber Gott! Man wolle nur meinen Zustand bedenken! Ich hatte ja vor kaum erst fünf Minuten das Weib im Schlafe überwältigt, dann mit fieberhafter Eile den Bart abgeschnitten, das Kleid aus dem Schranke gerissen, in Strümpfe und Stiefel gefahren, in die Speisekammer und in den Waffensaal hinein, dann die Treppe hinuntergejagt, mir den Ausgang erzwungen und dann weiter gerannt – schon jetzt troff der Schweiß mir vom ganzen Leibe herab ... nein, ich hatte absolut nichts bemerkt – bis jetzt, da ich das Kleid emporhob.

Nevermind. Ich hatte wirklich eher Lust, zu lachen. Waren das hinter mir nicht Stimmen? Weitergerannt.

Nein, es waren keine Verfolger. Oder sie konnten mich nicht einholen.

Nun aber war es vorbei mit dem Lichte. Undurchdringliche Finsternis umgab mich, oder vielmehr ein weißer Schleier, der mir naßkalt ins Gesicht peitschte.

Man wolle sich meine Lage vorstellen. In einem Schneesturm, der niemals warm ist, nur mit einem gar nicht so dicken Frauenrocke bekleidet, außer dem Hemde nichts darunter, kaum die Richtung wissend, die Hand vor den Augen nicht sehen könnend, viele Tage vor sich habend, ehe man auf einen Menschen hoffen darf, keine Möglichkeit, Wild erlegen und ... Feuer machen zu können!

Fürwahr, die Situation, in die ich mich da tollkühn – oder sagen wir lieber mit unbegreiflichem Leichtsinn begeben hatte, war einfach verzweifelt. Ich mußte rettungslos in meinen Tod gehen.

Und was für Empfindungen hatte ich? Laut jauchzte ich auf, dem Schneesturm entgegen.

»Frei, frei, endlich befreit von dieser Weiberbande!!«

Ja, das war die Empfindung, die mich jetzt beherrschte. Ein Gefühl, des grenzenlosesten Glücks!

Ob das so bleiben würde, das war freilich eine andere Frage. Auch ich bin ja ein Mensch, manchmal sogar ein sehr schwacher.

Vorläufig aber hielt diese Empfindung, die ein den Mauern entsprungener Sträfling besitzt, an.

So schnell ich konnte, eilte ich vorwärts, und ich blieb warm dabei. So sehr kalt konnte es auch gar nicht sein.

Nach und nach begann ich aber besonders an den Knien zu frieren, während der Oberkörper noch von Schweiß triefte, und ich dachte an meine Schnapsulle.

»Will doch sehen, was sich meine Delila da in ihrer heiligen Speisekammer heimlich reserviert hat.«

Der Branntwein war äußerst stark, mußte fast reiner Spiritus sein, und hatte einen ganz eigentümlichen Geschmack.

Außerdem bekam ich dabei etwas in den Mund, kleine Körner, und fast sofort wußte ich, was das war, die Zunge ist ja das allerempfindlichste Tastorgan, sie konnte die kleinen, etwas länglichen Körner unterscheiden, dazu kam noch die Erinnerung, auch Mutter hatte solchen Spiritus aufgesetzt . . . Ameisenspiritus!!

Da konnte ich mir nicht helfen, da brach ich in ein schallendes Gelächter aus, und was vielleicht der Branntwein, ob nun mit oder ohne Ameisen, nicht bewirkt hätte, das erzielte mein neu hervorbrechender Humor. Mit unverzagtem Mute ging es weiter, dem aus Süden blasenden Schneesturme entgegen, und ab und zu wurde noch immer ein Schluck Ameisenspiritus genommen.

Und mein guter Stern, auf den ich fest baute, sollte mich denn auch nicht verlassen, er sollte mir in dieser Nacht noch tatsächlich aufgehen.

Es hörte auf zu schneien, der Sturm ließ schnell nach, aber nicht eher, als bis er die Wolken davongejagt am Himmel funkelten die Sterne, und nicht nur nach dem Polarstern konnte ich Seemann kontrollieren, daß ich immer eine südöstliche Richtung eingehalten hatte, für mich die beste.

Auch eine Uhr waren für mich die Sterne, die ihre gegenseitige Stellung verändern.

Es war gegen sechs Uhr, in einer Stunde mußte es zu dämmern beginnen.

Und da in der Ferne ein Feuer! Ein Nichtseemann hätte wahrscheinlich von einem Licht gesprochen. Aber das rote, etwas flackernde Lichtchen konnte nur ein richtiges, von Holz genährtes Feuer sein.

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Der Mensch oder die Menschen, welche dort, wahrscheinlich schon im Walde, ein Lagerfeuer unterhielten, in der Wildnis, waren doch unbedingt mit Schußwaffen und Munition versehen. Und wollte ich das Siouxlager oder gar den Bahndamm oder die nächste Ansiedlung lebendig erreichen, so mußte ich unbedingt in den Besitz von Munition für meinen Revolver kommen, besser noch in den eines Gewehres.

Selbst auf die Gefahr hin, daß es mormonische Jäger waren, welche in mir gleich den zum vierten Male durchgebrannten Kronprinzen erkannten und mich wieder fangen würden, mußte es gewagt werden, und daß ihnen diesmal das Fangen nicht gelang, dafür würde ich sorgen, nun war ich doch schon gewitzigt, kein Lasso sollte mich mehr umschlingen, und sonst war ich zu jedem Kampfe bereit.

So wickelte ich zum ersten Male mein Paket aus, warf die Scheide des Hirschfängers gleich fort, trug die entblößte Klinge schon jetzt in der Hand, während ich auf das Feuer zueilte.

Ich sollte mich in der Entfernung desselben sehr getäuscht haben. Die Nacht wich schon der Morgendämmerung, als ich das Feuer noch immer in beträchtlicher Entfernung von mir zum letzten Male erblickt hatte, dann schien es zu verlöschen, oder ich konnte auch die Richtung etwas geändert haben, so daß zwischen uns ein Baum gekommen war, denn dort begann der Wald, wie ich jetzt bereits unterscheiden konnte.

Da, als ich noch überlegte, ob es unter solchen Verhältnissen nicht besser sei, mich dem Lagerfeuer auf einem Umwege zu nähern, schon zwischen den Bäumen, was allerdings wenig Zweck

hatte, wenn ich bereits beobachtet worden war – – da kam aus diesem Waldessaum ein Mann heraus, bewegte sich direkt auf mich zu, mit einer Schnelligkeit, welche verriet, daß er Schneeschuhe an den Füßen hatte.

Vielleicht noch hundert Schritte trennten uns voneinander. Ob ich selbst nun weitereilte, oder ob ich vor Staunen stehen blieb, weiß ich nicht, denn . . . ich erkannte doch gleich diese baumlange Gestalt wieder.

O, wunderbarer Zufall – mein Doppelgänger!!

Ich weiß wirklich nicht mehr, wie das Zusammentreffen stattfand. Es sollte ja alles auch noch viel überraschender kommen.

Ich stutzte, staunte noch immer – nicht nur über diesen wunderbaren Zufall, sondern auch darüber, wie jener so schnell auf mich zueilte – ich wußte ja noch gar nicht, wie ich ihn empfangen sollte, als Freund oder als Feind – da hat er mich schon erreicht, und plötzlich liegt der lange Kerl vor mir im Schnee auf den Knien.

»Verzeihe mir, Delila, ach, wenn du wüßtest, was ich alles erlitten habe!!«

So erklingt es zu meinen Füßen in allerkläglichstem Tone.

Will der Leser mir glauben, daß ich erst an eine Vision dachte? Aber im nächsten Augenblick zuckte auch die Erkenntnis durch mein Hirn, was hier vorlag, und ich hatte fast Lust, hellauf zu lachen.

Monsieur Ezechiel, der vor nun bald zwei Monaten seinen Frauen zum dritten Male durchgebrannt war, kehrte als reumütiger Sünder zurück – und jetzt hielt er mich für seine Delila, deren Energie er wohl am meisten fürchtete.

Wie er sich freilich zusammenreimte, daß er hier mit ihr zusammentraf, früh um sieben nach einer stürmischen Winternacht, gute sechs Stunden auf Schneeschuhen von der Mormonenstadt entfernt, das sollte ich jetzt nicht und niemals erfahren.

Seine Delila war ihm eben hier erschienen, und damit basta.

»Verzeihe mir, meine liebe Delila, ich will ja so etwas auch nie wieder tun!« wimmerte es weiter zu meinen Füßen, und er wagte nicht einmal zu der Gefürchteten emporzublicken.

Was sollte ich tun? Mit sehr gemischten Empfindungen blickte ich auf den Knienden herab, wußte ich immer nicht, ob ich aus vollem Halse lachen oder diesem jämmerlichen Waschlappen einen Tritt geben sollte, den ich als solchen Charakter bei unserem ersten Zusammentreffen gar nicht erkannt hatte, da hatte er auf mich einen ganz anderen Eindruck gemacht.

Vor allen Dingen aber sah ich jetzt, daß mein Doppelgänger warme Pelzkleidung trug und am Riemen ein Gewehr hängen hatte, wie auch sein Gürtel mit Patronen gespickt war.

»Wo bist du die ganze Zeit gewesen?« fragte ich erst, ehe ich zu handeln begann.

Ich hatte meine Stimme durchaus nicht verstellt, aber Ezechiel schien nichts zu merken, und das knochige Weib, dessen Rock ich trug, verfügte ja nun allerdings auch über eine polternde Männerstimme.

»Weit, weit unten im Süden,« wimmerte also der Kniende nach wie vor. »Ach, wenn du wüßtest, was ich alles durchgemacht habe, wie traurig es mir gegangen ist!«

»Kommst du allein?«

»Ja.«

»Hast du keinen Begleiter dort am Feuer?«

»Nein, wen denn?«

»Du hast die Nacht dort am Feuer verbracht?«

»Ja. Ach, meine einzige Delila, verzeihe mir doch nur, ich will ja auch von jetzt an immer zu Hause bleiben.«

Und bei diesen Worten umklammerte er jetzt sogar meine Knie.

»Zieh mal deine Sachen aus!«

Dieser Befehl mußte ihm doch etwas überraschend kommen.

»Was? Die Hose soll ich ausziehen?« fragte er in kläglichstem Tone.

Ganz bestimmt glaubte er, er solle sich der Hose entledigen, damit seine Delila ihn besser übers Knie legen könne – aber an diesem kalten Wintermorgen war das doch eigentlich ein gar zu barbarisches Verlangen.

Und die Hauptsache war, daß er bei der ängstlichen Frage aufblickte – und da plötzlich veränderten sich seine zerknirschten Gesichtszüge – der Schreck wurde von Staunen abgelöst ...

»Das ist ja – das ist ja ... !«

Er hatte seinen Irrtum und mich erkannt, aber ich ließ ihm nicht lange Zeit, zur Besinnung zu kommen.

Er wollte aufschnellen, aber so weit ließ ich ihn nicht kommen, hatte ihn schon bei den Schultern gepackt, warf ihn hintenüber und kniete auf ihm.

In diesem Augenblick sah ich in jener Richtung, aus der ich gekommen war, dunkle Punkte sich auf der weißen Fläche bewegen, in weiter, weiter Entfernung. Es konnten Krähen, es konnten aber ebensogut Menschen sein, die auf meine Verfolgung bedacht waren.

Das gab bei mir den Ausschlag, wie ich hier zu handeln hatte. Obgleich mein Doppelgänger sonst ganz meine Statur hatte, auch solche Knochen, zweifelte ich doch nicht daran, daß ich ihm bedeutend überlegen war; man hat sich nicht sein ganzes Leben lang mit halsstarrigen Segeln herumgebalgt, andere schwere Arbeit verrichtet, das gibt anderes Mark in die Knochen, als wenn man auf der Theaterbühne als unbesiegbarer Held mit papiernen Drachen kämpft – aber es hätte doch einen ordentlichen Ringkampf geben können, und wenn ich ihn überwältigt und gebunden, wie sollte ich ihm denn dann die Sachen vom Leibe ziehen?

Also die dunklen, sich bewegenden Punkte, die ich für Verfolger halten konnte, gaben bei mir den Ausschlag – im buchstäblichen Sinne dieses Wortes gemeint – das heißt, ich gab ihm mit der Faust einen Schlag gegen die Schläfe, und da schloß er mit einem kleinen Seufzer die Augen und blieb still liegen.

Es konnte sein, daß ich ihn getötet hatte. Ich hätte mir faktisch nicht viel daraus gemacht. Der Selbsterhaltungstrieb war jetzt stärker als jedes andere Gefühl.

Aber schon als ich ihm den Pelzrock abstreifte, merkte ich, daß er doch nicht so ganz tot sein könnte, Herz und Puls schlugen noch. Dann kamen Pelzstiefel und Hosen daran, unter denen er noch wollenes Unterzeug trug, das freilich schon seit langer Zeit kein Wasser mehr gesehen hatte, und nachdem ich mein Damenkostüm ausgezogen, wobei ich einmal mitten in der Winterlandschaft in bloßem Hemde dagestanden, verwandelte ich mich selbst in einen bepelzten Eskimo.

Als ich ihm noch die Pelzkappe abnahm, dann Gewehr und Patronengürtel, schlug er die Augen auf.

»Ausgeschlafen? So, da habt Ihr Kleid und Hut Eurer Delila, meine Stiefel werden Euch auch passen. Umkommen werdet Ihr nicht, den Weg wißt Ihr doch – zu Mittag könnt Ihr zu Hause sein. Nun gehabt Euch wohl, grüßt mir Eure Frauen und meine Kinder – adjüs!«

Während dieser Worte hatte ich mir meine eigenen Schneeschuhe wieder angeschnallt, fort ging es, dem Walde zu und hinein. Noch einmal einen Blick zurückwerfend, sah ich meinen Doppelgänger dastehen, das Kleid seiner Delila in der Hand und es von allen Seiten betrachtend, und da endlich mußte ich meiner Lachlust einmal Luft machen, und so brach ich während des ganzen Tages, wenn ich mir vorstellte, wie der echte Ezechiel nun empfangen würde, was für Aufklärungen und neue Verwicklungen das noch alles geben mußte, in ein schallendes Gelächter aus.

Habe ich mich schon bisher nicht mit Kleinigkeiten aufgehalten, so zum Beispiel wie ich mich überzeugt, daß sich in einer der Pelztaschen auch ein Feuerzeug befand, so will ich auch nicht die sechs Tage beschreiben, während welcher ich nach Süden marschierte oder vielmehr schusselte.

Meine Absicht war gewesen, noch einmal das Siouxlager am Pitsee zu besuchen, aber da ich meinen Sextanten im ›Bienenstock‹ zurückgelassen hatte, konnte ich mich ja über nichts weiter als über die Himmelsrichtungen orientieren, und so verpaßte ich den ganzen Pitsee.

Ich traf überhaupt keinen einzigen Menschen, dagegen sehr viel Wild, welches von Süden nach Norden zu wandern schien, eine wärmere Witterung ankündigend, so daß ich niemals Not litt.

DESERTEUR, TRAMP UND STRASSENRÄUBER.

Am Nachmittage des sechsten Tages, schon seit längerer Zeit gut aufpassend, daß ich nicht etwa den verschneiten Schienenstrang ahnungslos überschritt, denn auf diesen setzte ich meine ganze Hoffnung, ward mir ein »Stopp!« entgegengerufen; zwischen den Bäumen trat eine hinterwäldlerische Gestalt hervor, die merkwürdigerweise als Kopfbedeckung eine Soldatenmütze trug.

»Wer seid Ihr?«

»Ein Reisender.«

»Wohin?«

»Nach der nächsten Ansiedlung!«

»Das ist Wheeling, wohin auch wir wollen.«

Was ich aber in Wheeling wollte, wie ich überhaupt aus Amerika wieder herauskommen sollte, das hatte ich mir noch nicht überlegt. Meinem Charakter gemäß überließ ich alles dem Zufall, und das ist manchmal auch weit besser, als wenn man immer Pläne spinnt, die niemals ausgeführt werden können.

»Kommt mit!« sagte der Hinterwäldler mit der Soldatenmütze.

»Wohin?«

»In unser Lager. Es wird gerade abgekocht.«

»Was für ein Lager ist denn das?«

»Na, unser Lager.«

»Ihr seid Jäger?«

»Jawohl, wir sind fast alle Jäger.«

Ich folgte dem Manne, in der Erwartung, eine winterliche Jagdexpedition zu treffen, von Sportsmen ausgerüstet, die wahrscheinlich hier den Pacificzug verlassen hatte.

Da kamen von hinten noch andere Männer, davon einige vollständig uniformiert. Ich erkannte darunter einen Offiziersmantel der nordamerikanischen Grenzmiliz.

»Bei allem, was lebt!« schrie da der eine. »Da ist ja unser Deserteur wieder!!«

»Na, Charles O'Donald – Reue bekommen, he?«

Im Nu war ich umringt – und ebenso schnell war mir alles klar.

Mein Doppelgänger hatte mir den zweiten Streich gespielt, wenn auch wiederum ohne böswillige Absicht. Er hatte sich ganz einfach von der Miliz anwerben lassen, war wieder desertiert – jetzt sollte ich zum zweiten Male für ihn ausbaden.

Was sollte ich tun? Blitzähnlich schoß es mir durch den Kopf, daß hier alles vergeblich war, jede Aufklärung, wenigstens vorläufig. Und Flucht? Das waren ehemalige Jäger, welche ihre Büchsen schußbereit im Arme hielten – ich wäre keine drei Schritte weit gekommen.

»Im Namen der Kriegsgesetze – Charles O'Donald, Ihr seid mein Gefangener!« sagte der Offizier zu mir.

Ich gab jeden Widerstand auf, ließ mir die Hände auf den Rücken binden, wurde fortgeführt.

Nur eine kurze Strecke, so tauchte zwischen den Bäumen ein Biwak mit Feuern auf, an denen einige Dutzend Männer lagerten, nur zum kleinen Teil schon uniformiert. Auch ein aufgeschlagenes Zelt war vorhanden, und in diesem Augenblick brauste in dichter Nähe von Osten nach Westen ein Pacificzug vorbei, der wenig beachtet wurde, weil sich die allgemeine Aufmerksamkeit mir zuwenkte.

Während ich durch das Lager geführt wurde, rief man wiederholt erstaunt meinen Namen, das heißt den meines Doppelgängers, einige lachten, nannten mich einen Schafskopf und dergleichen, mehrere spien vor mir aus.

Ich ward an ein Feuer gebracht, wo niedergeschlagen ein anderer Gefangener saß, von zwei Posten bewacht.

»So, da hast du Gesellschaft, Michel. Der ist freilich weiter gekommen als du, der Schafskopf ist aber von allein zurückgekehrt.«

Ich konnte mich meinen Gedanken hingeben, will sie aber nicht schildern.

Die Mannschaft kochte ab. Nach einer halben Stunde wurde ich von zwei Soldaten nach dem Zelte gebracht.

In diesem befanden sich drei Offiziere, an einem Feldtischchen sitzend.

»Der desertierte Charles O'Donald,« meldete der eine Uniformierte, der mich mit hierhergeleitet, wohl ein Sergeant.

Der eine Offizier, als Captain, das ist Hauptmann, gekennzeichnet, sah mich lange an und schüttelte dann den Kopf. Er machte mir mit seinem männlichen Gesicht und den ernstesten Augen gleich einen sehr guten Eindruck.

»Desertiert! Mann, habt Ihr denn nicht überlegt, was Ihr tatet?«
Es hatte fast schwermütig geklungen.

Ich raffte mich empor.

»Darf ich den Herrn Captain allein sprechen?«

Ob dieses Wunsches erstaunte oder gleich unwillige Gesichter.

»Ihr seid wohl verrückt?«

»Ich habe eine sehr wichtige Meldung zu machen.«

»Wichtige Meldung? Denkt nicht, daß Ihr so durchkommt. Ihr habt Euer Leben verwirkt.«

»Darf ich den Herrn Captain allein sprechen?« wiederholte ich.

»Unsinn! Wo habt Ihr Euch während der drei Wochen herumgetrieben? Könnt Ihr irgendwas zu Eurer Entschuldigung anführen?«

»Ja.«

»Nun?«

»Ich bin gar nicht jener Charles O'Donald, der sich wohl hat anwerben lassen und dann wieder desertiert ist.«

»Oho! Mann, wir kennen Euch doch alle!«

»Ich habe einen Doppelgänger.«

Die beiden anderen Offiziere lachten mich einfach aus, der Captain aber ließ mich erzählen.

Ich gab mich für einen Jäger aus, mich noch immer Pieter Maritz nennend, hatte mit zwei anderen Sportsmen den Pacificzug verlassen, drei Wochen allein bei den Sioux am Pitsee verbracht – ich schilderte das Zusammentreffen mit meinem Doppelgänger, wie ich in der Mormonenstadt dessen Rolle gespielt hatte, und so weiter und so weiter, alles den Tatsachen entsprechend – mich nur nicht für Kapitän Richard Jansen ausgehend.

Die Offiziere amüsierten sich köstlich – ich verstand zu erzählen, hatte ja Pastor werden sollen – dann aber lachten mir die beiden Leutnants einfach ins Gesicht, für sie hatte ich vergeblich geredet.

»Bursche, erzählt uns doch keine Märchen! Na ja, Ihr seid ja auch früher Komödiant gewesen, da lernt sich so etwas.«

Nach der Hauptmann hatte ab und zu gelächelt, jetzt aber blieb er ernst.

»Nein, wenn Ihr das wirklich alles erfunden hättet, dann solltet Ihr lieber Dichter werden, dann wäret Ihr ein gottbegnadeter. Hm, ich kann die Sache nicht so ohne weiteres entscheiden. Jedenfalls habt Ihr durch diese Erzählung Euer Leben gerettet – vorläufig – sonst wäret Ihr noch heute abend erschossen worden. So werdet Ihr uns nach Springfield begleiten, nach unserer Hauptgarnison, wo man über Euch aburteilen wird. Ich mag nicht den Tod eines Mannes auf meinem Gewissen haben, der vielleicht doch unschuldig sein könnte.«

Der Captain hatte gesprochen, ich ward wieder hinausgebracht, an jenes Feuer zurück.

Na, etwas hatte meine, bis auf einen kleinen Punkt wahrheitsgetreue Erzählung also doch genutzt, sonst wäre ich noch heute nacht ein toter Mann gewesen.

Aber nach Springfield transportiert werden? Man hätte auch gleich New-York sagen können. Dazu hatte ich verdammt wenig Lust. San Francisco war für mich viel näher, auch viel näher dem Vogelberge.

Wenn ich nun während dieser langen Zeit, die ich da als Gefangener zu verbringen hatte, als Kapitän Richard Jansen erkannt wurde? Nach den hinter mir erlassenen Steckbriefen lag das sehr nahe. Schon jetzt konnte dieser Fall eintreten. Und ich war derjenige, welcher damals das unionistische Fort Charleston für die Konföderierten im Sturme genommen hatte.

Ich werde mich im Folgenden kürzer fassen, als der Leser vielleicht erwartet hat. Aber wozu braucht man da viele Worte zu machen?

Die Truppe biwakierte in dieser Nacht hier an Ort und Stelle. Woher sie kam, wie sie die Weiterreise ausführen wollte, konnte ich aus den einzelnen Gesprächen an den Lagerfeuern nicht heraus bekommen. Die meisten schienen neu angeworben zu sein. Es waren eben Werbeoffiziere, welche im Innern Amerikas, hauptsächlich unter Jägern und Ansiedlern, für den Bürgerkrieg, der im Osten des amerikanischen Kontinents noch immer tobte, jetzt erst recht, brauchbare Soldaten suchten.

Uebrigens waren meine Gedanken mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Mitternacht mochte nahe sein. Ich lag in meinen Pelzsachen, deren Taschen man alles entnommen hatte, zusammen mit dem anderen Deserteur auf einer Decke an einem Feuer, das von den beiden auf und ab gehenden Wachtposten manchmal mit frischem Holz genährt wurde. Meine Hände waren nur jetzt vorn gefesselt

worden, und zwar nicht mehr mit Riemen, sondern mit einer Kette, welche durch Schellen an meinen Handgelenken saß. Die Kette war so kurz, daß ich sie, wenn ich meine Hände faltete und die Finger auseinanderbog, straff spannen konnte, hatte so aber doch das Essen zum Munde führen können.

An demselben Feuer lagen noch andere Soldaten – alle schlafend.

Ich war bereit, beobachtete nur, mich selbst schlafend stellend, durch die vorsichtig geöffneten Lider die beiden Wachtposten. Ob draußen noch mehr aufgestellt waren, wußte ich nicht, es war mir auch ganz egal. Mir war überhaupt alles egal. Nur bis nach Springfield wollte ich mich nicht schleppen lassen, um dort ins Gefängnis zu kommen, langwierige Verhöre vor dem Kriegsgericht bestehen zu müssen.

»Da geht der Mond auf,« sagte der eine Posten.

Ja, den Mond hatte ich ebenfalls erwartet.

Der andere Wachtposten blickte nach derselben Richtung, und darauf hatte ich gleichfalls nur gewartet.

Ich faltete die Hände und ruckte – ein Knacks – und ich war aufgesprungen, hatte die beiden Soldaten hinten am Rockkragen gepackt, schmetterte sie mit der Brust zusammen – und ich floh mit weiten Sprüngen in den Wald hinein, dem Westen zu.

Erst Gebrüll, und dann Schüsse. Ich hörte die Kugeln an mir vorbeipfeifen, an die Bäume klatschen.

Ich floh unverletzt weiter. Doch wie soll man solch eine Flucht auf Tod und Leben beschreiben?

Einmal rannte ich gegen einen Baum, daß ich niederstürzte und fast die Besinnung verlor.

»Das bedeutet deinen Tod,« zuckte es mir in dem Augenblick, da mir das Feuer aus den Augen sprühte, durch den Kopf, und ich war wieder auf den Füßen, rannte wie ein gehetzter Hirsch weiter.

Nun, sie erreichten mich nicht, so wenig wie eine Kugel, die anfangs noch abgefeuert wurde.

Ein Glück war, daß hier nur sehr wenig Schnee lag, und bei meinen langen Beinen sollte mich auch keiner auf Schneeschuhen einholen können. Ein Pferd wäre hier gar nicht durchgekommen, dazu standen die Bäume zu dicht.

Ich floh die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen zu grauen begann, war ich freilich fertig, ich brach zusammen.

Den Rest hatte mir eine steile Böschung gegeben, die ich noch überwunden hatte, und vor mir ging es immer steiler hinauf. Das Felsengebirge meldete sich an.

Da sah ich von Osten her einen Pacificzug kommen. Die Lokomotive nahm die Steigung, begann zu keuchen.

Fieberhaft arbeitete mein Hirn, und wie soll man solche Gedanken, solche Pläne beschreiben?

Die Lokomotive, vorn mit mächtigen Schneeschaufeln, ein Wagen nach dem anderen fuhr an mir vorüber. Es war ein Güterzug, und auch sonst war kein Mensch zu sehen.

Da raffte ich mich empor, der ich dicht neben dem Schienenstrang lag, ergriff eine langsam an mir vorübergleitende Eisenstange, und ich stand auf dem Trittbrett eines Güterwagens.

Was nun? Hier konnte ich nicht stehen bleiben. Mich oben auf einen Wagen setzen, das würde ebenfalls wenig Zweck haben, da wäre ich doch bald von einem Beamten entdeckt worden.

Und ich kannte solche Geschichten – von Leuten, die selbst ›Tramps‹ in Amerika gewesen waren. Tramps heißen dort die Vagabunden, die Landstreicher. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese mit Vorliebe versuchen, bei Durchquerung der ungeheuren Gebiete als blinde Passagiere die Eisenbahnzüge zu benutzen. Es wird wenig Federlesens mit ihnen gemacht. Jeder Beamte, jeder Schaffner oder Bremser, der einen Tramp in oder auf dem Zuge irgendwo entdeckt, schießt ihn sofort mit dem Revolver nieder, schießt ihn herunter.

Sitzt ein Tramp auf den Puffern, und wird er nicht vom Zugpersonal entdeckt, so kann er sich doch beim Passieren einer Station nicht deren Personal verbergen, und wenn es von hier aus den Zugbeamten nicht mehr zu melden ist, so wird es nach der nächsten Station telegraphiert, daß sich auf dem Zuge ein Tramp befindet, und dieser muß sich rechtzeitig durch einen Sprung retten, will er sich nicht einer Kugel aussetzen. Aber auch dieser Sprung kann seinen Tod bedeuten.

Man muß diese amerikanischen Landstreicher kennen gelernt haben, um glauben zu können, was die alles wagen, um ein Stückchen mitzufahren.

Manchmal hört man auch, wie sie sich in Güterwagen verkriechen, wo sie natürlich viel sicherer aufgehoben sind. Aber das sind seltene Ausnahmen. Eben wegen solcher Tramps, abgesehen von Dieben, werden die Güterwagen beim Einladen scharf bewacht, sonst immer unter Verschuß gehalten.

Dies alles wußte ich. Dennoch gab es für mich kein anderes Mittel, wollte ich nicht die tausend Meilen bis nach San Francisco zu Fuß laufen, also auf die Puffer!

So tastete ich mich auf dem Trittbrett an der dazu dienenden Eisenstange entlang, wollte auch einmal einen Türgriff benutzen, da ... gab die Schiebetür nach, öffnete sich.

Was war das? Ein unverschlossener Güterwagen? Sollten sich in diesem Wagen nicht Beamte befinden?

Mir alles ganz egal! Ich wollte schon fertig werden – wenn ich inzwischen nur immer ein Stückchen weitergekommen war. Meine Sorglosigkeit in so etwas kannte keine Grenzen. Daß meine Handgelenke noch von eisernen Manschetten umschlossen waren, an denen noch ein Stückchen Kette baumelte, daran dachte ich im Augenblick freilich nicht.

»Good morning, Gentlemen.«

Mit diesen Worten schwang ich mich durch den Spalt hinein.

Keine Antwort, finster bis auf das wenige Licht, welches durch den mannesbreiten Spalt hereindrang – da machte ich die Tür schnell wieder hinter mir zu.

Es roch nach Korn, ich trat auf Körner. In Amerika wird das Korn größtenteils nicht in Säcken verladen, sondern gleich in den Wagen hineingeschaufelt. Dieser hier war nur halb voll; das Getreide auch mehr an der hinteren Seite aufgehäuft.

»Gerettet!« seufzte ich auf, ein ›vorläufig‹ dabei vergessend.

Da raschelte etwas.

»Tramp, he?« fragte eine männliche Stimme.

»Yes.«

»Gottes Tod über Euch, war denn die Tür offen?«

»Sonst wäre ich doch nicht hereingekommen.«

»Hm, ich hatte sie doch ganz fest mit Draht zugemacht, da muß ... «

An meinem Anzuge tasteten Hände, ein Mensch glitt an mir vorbei, machte sich an der Tür zu schaffen.

»So, diesmal geht der Draht nicht wieder ab,« sagte der andere, und ich will die furchtbaren Flüche nicht wiedergeben, die er hinter jedem zweiten Worte einschaltete. »Wer seid Ihr?«

»Ich bin desertiert.«

»Aha. Sonst was auf dem Kerbholz?«

Wir unterhielten uns weiter. Ich gab mich ganz einfach für einen Landstreicher aus, der sich von der Miliz zum Kriege hatte anwerben lassen und wieder desertiert war. Mein Reisegefährte stellte sich mir dann als John Kelly vor, von Profession Einbrecher. Hatte zuletzt in Omaha City ›gearbeitet‹, ohne besonderes Glück, und als ihm der Boden dort zu heiß geworden, war es ihm gelungen, aller Mittel bar, in einem unbewachten Getreidewagen des Pacificzuges zu verschwinden.

Geld hatte er also nicht, wohl aber sein ganzes Handwerkszeug bei sich, ferner hatte er sich auch mit einem großen Krüge Wasser verproviantiert. War schon zwei Tage unterwegs, wollte nach San

Francisco, wo sein Handwerk besser blühen sollte, er auch gute Freunde hatte.

Es war ein braver Kerl, dieser professionelle Einbrecher, der auch schon ein paar Morde auf dem Gewissen hatte. Er gab mir zu trinken, gab mir Kautabak und feilte mir auch meine eisernen Manschetten ab.

Vier Tage verbrachten wir hier in dem Güterwagen, kauten Tabak, kauten Körner und erzählten uns; der blutige John mehr von seinen Abenteuern als ich.

Auch Wassermangel litten wir nicht, da es beständig schneite, und des Nachts machte John von dem erbrochenen Schlosse der Tür den Draht ab, schlich das Trittbrett entlang und sammelte hier den Schnee auf, mit dem wieder der Wasserkrug gefüllt wurde.

Ich war also ebenfalls ein Tramp, oder vielmehr nichts weiter als ein harmloser Tramp, ein Landstreicher, der sich bisher nur im Gebiete der Mormonen herumgetrieben hatte, und da John den ganzen Staat gar nicht kannte, ich aber doch schon manches von den Mormonen zu erzählen wußte, so konnte ich meine Rolle ganz vortrefflich spielen. Mischte ich einmal Seemannsausdrücke bei, so kam das einfach daher, weil ich früher zur See gefahren war, und nun konnte ich erst recht Abenteuer erzählen.

»Hört, Piet,« sagte da einmal John, wohl gleich am zweiten Tage unserer Reise, »kennt Ihr nicht zufällig auch den Richard Jansen, den Kapitän von der ›Sturmbraut?«

Aha, ich mußte vorsichtig sein!

Nein, den kannte ich nicht, hatte noch nie etwas von mir selber gehört.

»Was soll denn mit dem sein?«

Der Einbrecher, der sich immer in Städten aufgehalten, wußte aus den Zeitungen gut Bescheid über mich, über die von England ausgesetzte Prämie und alles andere.

»Die möchtet Ihr Euch wohl gern verdienen, die 400 000 Pfund, was?«

»Na und ob! Aber wer weiß, wo der schwimmt, und das ist doch ein schwerreicher Kerl, das ist für unsereins nichts.«

Ha, wenn der gewußt hätte!

Und dann versuchte John, mich in seine Kreise zu ziehen, mich zum Einbrecher zu machen, ich sollte in San Francisco unter seinen Kameraden eine regelrechte Schule durchmachen.

»Ihr habt doch Knochen und Muskeln wie von Stahl, Ihr müßt Schmiere stehen.«

Es war gut, daß er mich nur befühlen, mich nicht sehen konnte. Rauchtobak hatte er nicht, wir hätten wohl auch kaum rauchen dürfen, falls doch einmal unser Wagen geöffnet würde, wahrscheinlich hatte jener überhaupt kein Streichholz bei sich.

Ich ging auf seinen Vorschlag nicht so ohne weiteres ein, wollte es mir erst überlegen.

Sonst kann ich nicht alles, nicht den tausendsten Teil wiedergeben von alledem, was wir während der vier Tage geschwätzt haben. Jedenfalls bekam ich einen tiefen und auch sehr interessanten Einblick in das amerikanische Verbrecherleben.

Die Tage vergingen. Mir wurde nach und nach recht elend zumute. Nichts weiter als nur dieses Korn zu kauen – wenn es Hafer gewesen wäre, wäre ich zum Gaule geworden.

Es war ein schwacher Trost, daß mir John ausführlich erzählte, wie er schon einmal als Tramp von San Francisco nach New-York gefahren war, vierzehn Tage lang, in einem Wagen, der nur rohe Kartoffeln enthalten hatte, sich von diesen nähren müssend, und es war auch gegangen.

Wie wir in San Francisco den Wagen verlassen würden, blieb ganz dem jeweiligen Zufall überlassen. Einfach, sobald wir in den Bahnhof einfuhren, aus dem Wagen herausspringen, im Menschengewühl verschwinden.

»Und wenn nun kein Menschengewühl da ist?«

»Geschossen wird dann nicht mehr auf uns,« tröstete John.

Es sollte anders kommen, besser. In der Nacht des vierten Tages ließ die Lokomotive häufig Pfiffe ertönen, der Zug fuhr immer langsamer, bis er gänzlich hielt.

John hatte in letzter Zeit schon wiederholt die Schiebetür etwas geöffnet und vorsichtig hinausgespäht. Er machte diese Fahrt ja nicht zum ersten Male, und man kann sich doch überhaupt berechnen, wann ungefähr der Zug sein Ziel erreichen muß, wenn die Ankunftszeit beim Pacificzug auch nicht so genau zu bestimmen ist. Jedenfalls konnten wir nicht mehr weit entfernt von San Francisco sein, wir waren schon längst vorbereitet.

»Wir sind bei Paderbrock,« flüsterte John jetzt, »der Zug kann nicht einlaufen, hier müssen wir heraus.«

Also, eins zwei drei – den Draht abgerissen, John hinausgesprungen, ich ihm nach, einen Bahndamm hinab, hinein in das lehmige Feld; denn hier, jenseits des Felsengebirges, hatte schon der Frühling begonnen.

Hin und wieder an der Bahn ein Licht, in einiger Entfernung eine ganze Ansiedlung von Lichtern.

Ich stolperte nicht schlecht über den Sturzacker. Nicht nur, daß ich in den vier Tagen das Gehen verlernt hatte, sondern erst jetzt fühlte ich, wie mich dieses Kornfutter tatsächlich ganz geschwächt hatte.

»Was nun?«

»Jetzt müssen wir zunächst einbrechen,« meinte John ganz gemütlich, und ich erhob durchaus keinen Protest.

»Um uns mit Nahrung zu versehen?«

»Gewiß, erst müssen wir doch etwas Tüchtiges essen.«

»Bei einem Farmer?«

»Nein, das ist schwierig wegen der Hunde, Kommt nur mit!«

Und ich ging mit. Der blutige John schien in dieser Vorstadt, deren Grenze wir bald erreichten, sehr zu Hause zu sein.

Ich will nicht schildern, wie wir den Einbruch ausführten. Ich sollte auch nur insofern dabei tätig sein, als ich Schmiere stehen mußte.

Gut, ich stand Schmiere, unter einem Baume, der an einem Garten stand, über dessen Zaun John geklettert war.

Auch wie mir dabei zumute war, will ich nicht schildern. Schrecklich! Noch ein ganz anderes Gefühl, als wenn ich von der Kommandobrücke aus in undurchdringlicher Finsternis die nahe Brandung donnern höre. Selbst meinen nagenden Hunger vergaß ich darüber.

Und da Hundegebell, menschliche Stimmen – ›Haltet den Dieb!‹ – und ich floh davon, meinen Gefährten seinem Schicksale überlassend, so wie es überhaupt abgemacht worden war.

Ei, waren das damals Augenblicke, Minuten, Stunden! Die werde ich nicht vergessen. Da ist mir der blutigste Kampf von Bordwand zu Bordwand doch lieber gewesen.

Ich ein flüchtiger Einbrecher!!

Ich umging die Ansiedlung, umfloh sie, gewann wieder die Landstraße, lenkte meine Schritte dahin, wo ich in weiter Ferne einen langgestreckten Lichtschein am Horizont sah. Das konnte nur das erleuchtete San Francisco sein, in dem ich schon früher mehrmals gewesen war, ohne besonders darin Bescheid zu wissen.

Verfolgt wurde ich nicht. Aber was sollte nun aus mir werden? Ich fiel vor Schwäche bald um, und ich wußte, daß ich nur meinen Magen mit etwas Nahrhaftem zu füllen brauchte, um gleich wiederhergestellt zu sein.

Da kam mir ein Lichtchen entgegen. Ich trat zur Seite und wartete. Es war ein Mann, der einen Handwagen zog, auf dem verschiedene Säcke lagen.

Und da packte es mich plötzlich wie Wahnsinn. Oder was war es sonst, diese innere Stimme, die mir zuflüsterte: falle diesen Mann an, beraube ihn, und du bist gerettet – und tust du es nicht,

so bist du verloren, dann hat deine Laufbahn hier in San Francisco ein Ende!

Und ich folgte dieser seltsamen Stimme, mit drei großen Schritten stand ich vor dem Manne.

»Mann, habt Ihr etwas zu essen?« stieß ich in heiserem Tone hervor, mich ganz unbewußt des Deutschen bedienend.

Der Mann, den ich bei dem schwachen Sternenscheine nicht weiter unterscheiden konnte, war gleich beim Anblick meiner riesenhaften Gestalt in die Knie gesunken.

»Herrjesens, Herrjesens, da ham se mich doch ooch mal angefallen!« wimmerte er gleich in schönstem Sächsisch.

Aber ich war nicht in der Stimmung, einen Humor zu empfinden, erst jetzt merkte ich, wie rebellisch mein Magen war.

»Ob Ihr was zu essen habt!« herrschte ich den Knienden an.

»Ja doch, ja, mei gutstes Herrchen, enne Butterbemme.«

»Her damit!«

Mit zitternden Händen zog das Bäuerlein aus dem Brustlatz ein Paket hervor, wickelte etwas aus – ich verschlang das dargereichte Brot, doch auch nur wieder aus Mehl bestehend, die daraufgestrichene Butter kam gar nicht in Betracht.

»Habt Ihr nicht sonst etwas Eßbares bei Euch? Fleischwaren?«

»Ja doch, ja, mei gutstes Herrchen – enne Wurscht, zwee Würschte – wenn Se mir nur nich's Läm nähm.«

»Her die Würste!«

»Die muß'ch erscht ausbacken, geduldjen Se sich nur noch e Weilchen.«

Er erhob sich und kramte in seinem Wagen herum, brachte zwei Würste zum Vorschein, ich nahm sie beide, biß in die eine wie ein heißhungriger Wolf hinein. Es war eine nach deutscher Art zubereitete Blutwurst, von Deutschen auch erst in Amerika wie in England eingeführt oder hier angefertigt, auch nur wieder für Deutsche.

Ha, das schmeckte!! Nach jedem Bissen fühlte ich neue Lebenskraft durch meinen geschwächten Körper rieseln.

Und da faßte ich eine Idee. Nun war es einmal geschehen, warum auch nicht weiter?

»Habt Ihr Geld?«

Da sackte das in Amerika ansässig gewordene deutsche Bäuerlein gleich wieder in die Knie zusammen.

»Nee, ach nee, mei gutstes Herrchen.«

»Ihr habt Geld, ich weiß es!«

»Nu, wenn Ihr'sch wißt – ich habbe meine eenz'ge Kuh verkooft, fier fuffzehn Dollar, und wenn'ch die nich heeme bringe, kriege ich von meiner Frau Dresche, denn die gloobt doch nich, daß ich angefallen bin, die denkt doch natierlich, ich hab's wie gewöhnlich versoffen.«

»Hört, Mann, ich will Euch etwas sagen: ich bin kein Straßenräuber ... «

»Ja ja, mei gutstes Herrchen, das gloob'ch schon, awwer, awwer, awwer ... «

»Wie heißt Ihr?«

»Gustav Strohbach tu ich heeßen.«

»Wo wohnt Ihr?«

»Nu, in Paderbrock.«

»Wo da?«

»Nu in der Oak-Cottage.«

»Gustav Strohdach, Paderbrock, Oak-Cottage – gut, ich werde es mir merken. Hört, Mann, gebt mir die fünfzehn Dollar, ich werde sie euch zehn-, hundertfältig zurückerstatten. Ja, ich werde Euch zweitausend Dollar durch die Post zuschicken. Glaubt Ihr mir das?«

»Nee!«

Da mußte ich doch einmal lachen. Aber die Zeit drängte.

»Her mit dem Gelde!«

Und das Bäuerlein rückte einen ziemlich schweren Lederbeutel heraus, wahrscheinlich nur mit Silber gefüllt.

»Ihr werdet es hundertfach wiederbekommen, verlaßt Euch darauf.«

Sein Jammern klang mir nach, es schnitt mir durchs Herz, aber ich konnte nicht helfen. Geld mußte ich in San Francisco unbedingt haben.

So war ich zum Wegelagerer, zum Straßenräuber geworden. Daß es selbstverständlich mein Entschluß war, dem Beraubten das Geld so bald wie möglich wieder zuzuschicken, eine ganz andere Summe, das ändert daran nichts.

Aber während des halbstündigen Marsches, den ich noch bis zu dem Weichbilde der Stadt hatte, kam mir auch zur Erkenntnis, daß ich ohne diese brutale Handlung, die mir zwei große Würste eingebracht hatte, kraftlos liegen geblieben wäre.

So kehrte meine Lebensenergie noch immer mit jedem Bissen, der in den Magen hinabwanderte, zurück, das fühlte ich ganz deutlich. Ich war tatsächlich außerordentlich geschwächt gewesen, habe andererseits einen wahren Geiermagen, der alles sofort verdaut und dem Blute zuführt. Aber zum Vegetarier eigne ich mich nicht.

VOM REGEN IN DIE TRAUFE.

Es war etwas nach Mitternacht, als ich eine Hauptstraße der westlichen Zentrale Amerikas erreichte, alles noch in vollem Leben. Ich suchte die ruhigsten Seitenstraßen auf. Wohin ich mich zu wenden hatte, um nach dem Hafen zu kommen, wußte ich ungefähr, durfte nur nicht die Richtung verlieren.

Wie nun weiter? Alles dem Zufall überlassen, nur erst den Hafen erreichen, dorthin gehörte ich Seebär.

Als ich schnellen Schrittes an einer erleuchteten Schenke vorbei wollte, spie die Tür gerade eine Schar betrunkenen Kerls aus, und ehe ich mich versah, hatten mich einige an den Arm gepackt.

»Käpt'n Jansen, Käpt'n Jansen!« erklang es jubelnd im Chor. »Wir haben den Käpt'n von der ›Sturmbräut‹ erwischt, wir haben uns viermalhunderttausend Pfund verdient!«

Ich erschrak mächtig. Aber ich schüttelte die Betrunkenen nicht von mir ab; denn in demselben Augenblick sagte ich mir auch schon, daß es Matrosen waren, die mit mir langen Person sich nur einen Jux machten.

»Was zahlt Ihr Lösegeld? Sonst liefern wir Euch der Polizei aus.«

Ich griff in den Beutel unter meiner Jacke, warf einige Silberdollars aufs Pflaster, die eiligst aufgehoben wurden.

»Achtung, Jungens, das ist ein Gentleman, und der hätte nicht nötig, uns was zu geben, fühlt mal dem seine Knochen!«

»Laßt uns zurückgehen.«

»Nein, in die ›Drei Flammen!«

»Jungens, wir müssen an Bord, Mitternacht ist schon vorbei, um drei segelt die ›Tahiti‹ ab.«

Der Name ›Tahiti‹ wirkte auf mich wie ein Stichwort. Von Tahiti aus hätte ich es gar nicht mehr so weit bis nach der Ellicegruppe gehabt; im offenen Boote wollte ich dort von Insel zu Insel kommen.

Freilich war das nur ein Schiffsname gewesen, das war mir nur so durchs Gehirn geschossen.

Die Matrosen, die mich einmal gepackt, ließen mich los, jetzt sollte ich mit denen das spendierte Geld vertrinken. Wer ich sonst war, das war doch diesen Matrosen ganz egal.

»Wohin geht die ›Tahiti?« fragte ich, nur um einmal etwas zu sagen.

»Eben nach Tahiti.«

»Was, nach Tahiti?!«

»Jawohl, geht regelmäßig hin und her, von Frisco nach Tahiti und zurück.«

Mich überkam es wie der heilige Geist.

»Jungens, braucht ihr nicht noch einen Mann an Bord?«

»Voll angemustert!«

»Dann verstaut mich!«

»Weshalb?« wurde gefragt, aber ohne jedes Mißtrauen.

»Bin von einem Engländer gelaufen, habe keine Papiere mehr.«

»Well, kommt mit!«

Mein Verlangen war etwas ganz Selbstverständliches, was in jedem großen Hafen täglich passiert. Ein Matrose desertiert, hat nun keine Papiere mehr, ohne welche er nicht regelrecht angemustert werden kann. So versteckt er sich auf einem Schiffe, kommt auf hoher See wieder zum Vorschein, und ist die Mannschaft auch schon vollzählig, seine Arbeitskraft wird doch noch immer gebraucht, und falls der Kapitän so knauserig ist, ihm dann seine Arbeit nicht zu bezahlen, so stellt er ihm bei guter Führung doch ein Zeugnis aus, und dieses eine Papier genügt dann für jede weitere Anmusterung – mit Ausnahme im soliden Deutschland. Die deutschen Seebehörden fordern unbedingt ein vollständiges Seefahrtsbuch, in welches die sämtlichen Reisen eingetragen sind, und geht dieses verloren, so muß es erst wieder zusammengestellt werden. Deshalb hat man auch nur in Deutschland Strafen wegen Desertion zu erwarten.

Mich in der Mitte, zog die Bande singend und johlend durch die Straßen, und ich wußte mich etwas ›klein‹ zu machen.

»Hast was ausgefressen, he?« wurde ich nur ein einziges Mal gefragt.

»Ich erzähl's euch später,« entgegnete ich, und es genügte.

Die versoffenen Kerle, Engländer, Skandinavier und Deutsche, die ihre Heimatsberechtigung verloren, hatten überhaupt nur noch Interesse für Schnaps, folgten aber der Warnung des Vernünftigsten, nicht mehr in eine Schenke zu gehen. Es wurden von meinem Gelde nur einige Flaschen Branntwein herausgeholt, um sie mit an Bord zu nehmen, und als ich noch einige Dollar dazugab, war ich erst recht ihr Mann.

So kamen wir an den Hafen, wo noch gar viele Schiffe unter Gas- und anderer Beleuchtung befrachtet und gelöscht wurden, und erst jetzt erfuhr ich, daß die ›Tahiti‹ ein Dampfer war, ein ganz stattlicher, der dicht am Kai lag und ebenfalls noch Säcke waggonweise einnahm.

Die zurückkehrende Mannschaft, welche zum Teil noch einmal beurlaubt worden war, wurde vom Steuermann mit fürchterlichen Flüchen in Empfang genommen. Es gingen und kamen noch so viel Fremde hin und her, Beamte, Makler und andere, zum Teil ganz phantastische Gestalten, wie man sie nun einmal in Amerika sieht, daß meine lange, in Pelz gekleidete Gestalt durchaus nicht auffiel.

»Hier hinein, schnell!« sagte ein Matrose zu mir, und ich kletterte an der eisernen Leiter in eine offene Luke hinein und . . . hatte abermals Getreidekörner unter meinen Füßen. Diesmal aber war es kein Korn, sondern Mais.

Nun, ich krabbelte mehr nach hinten, kroch in den Mais bis an den Hals hinein, dafür sorgend, daß ich bei Gelegenheit auch den Kopf noch verschwinden lassen konnte, und wartete des Kommenden.

Aber es kam niemand. Dann ward die Luke geschlossen; das übliche Laufen an Deck entstand, welches am deutlichsten die baldige Abfahrt kennzeichnet, ich hörte auch Kommandos, und die Planken begannen zu zittern, der Dampfer hatte sich in Bewegung gesetzt.

In dem fröhlichen Bewußtsein, nach so vielen Widerwärtigkeiten nun bald mein Ziel erreichen zu können, das ich jetzt meine Heimat nennen mußte, schlief ich endlich ein.

Diesmal war es nicht die Morgendämmerung, die mich zum Erwachen brachte, sondern . . . der Hunger und Durst.

Wie lange ich geschlafen hatte? Ich wußte es nicht. Da war mein Magen keine Uhr, auf die ich mich verlassen konnte.

Aber ich hatte keine Lust, den harten Mais zwischen den Backzähnen zu zerschroten. Gleichmäßig schlingerte das Schiff hin und her, keine Schritte mehr an Deck – wir mußten uns mindestens schon außerhalb des Hafens befinden, wahrscheinlich schon auf hoher See, denn eine halbe Stunde hatte ich doch nicht nur geschlafen.

So wühlte ich mich durch den nachgiebigen Mais, nach jener Richtung hin, wo ich die Leiter vermutete, fand sie, kletterte die wenigen Sprossen empor, die aus dem Getreide ragten.

Der Lukendeckel war fest geschlossen. Sollte ich warten, bis einer der Matrosen eine Gelegenheit suchte und fand, um den Deckel aufzuschrauben? Es war diesen Burschen nicht recht zu trauen, sie waren gestern abend gar zu sehr bezechet gewesen, sie konnten mich vergessen haben.

Ich klopfte, immer stärker, bis ich gegen den Deckel donnerte. Das trieb ich wohl eine Viertelstunde, bis ich zu der Ueberzeugung kommen mußte, nicht gehört zu werden.

Da stieg ich noch etwas höher, bis ich den Rücken gegen den Deckel stemmen konnte, preßte – und da gab der Deckel nach, flog beiseite, die Luke war offen.

»Gottver . . . was für ein verfluchter Hund ist denn das?«

Ich hätte mich eigentlich nicht gleich so gewaltsam befreien sollen. Die eisernen Schrauben waren verbogen, abgeplatzt, und ich hatte vergessen, daß ich mich nicht auf meinem eigenen Schiffe befand.

Doch schon stand ich an Deck, einem kleinen, vierschrötigen Manne gegenüber und . . . ich kannte ihn!

Kapitän Helmer, unter dessen Kommando ich vor fünf Jahren eine Reise nach Mexiko gemacht hatte, ein Deutscher, aber zum Novascotiaman geworden, ein brutaler Kerl erster Klasse, dabei ein Geizhals durch und durch, der mich einmal bald an den Galgen gebracht hätte, nämlich als ich ihn niederschlagen wollte, was aber meine letzte Willenskraft noch verhindert hatte.

Wütend blickte er mich an – da plötzlich erstarrte sein Auge – nahm einen ganz anderen Ausdruck an – ein ungläubiges Staunen.

»Ja – den – den kenne ich doch ... Richard! ... Richard Jansen, der Kapitän von der ›Sturmbraut!!« fing er dann zu brüllen an.

»Packt ihn, Leute, das ist der Kapitän Richard Jansen, packt ihn!!«

Matrosen kamen angerannt. Ich war viel zu sehr niedergeschmettert, um an eine Gegenwehr denken zu können, die mir ja auch gar nichts genützt hätte.

Eigentlich hätte ich, ein weitgereister Seebär, doch damit rechnen müssen, auf diesem Schiffe bekannte Gesichter zu finden, selbst erkannt zu werden. Ja, diese Möglichkeit war vorhanden gewesen. Andererseits aber gibt es auf der Erde doch so viele Schiffe, daß das nicht anders ist, als wenn man einmal das große Los zieht.

Nein, ich hatte diese Möglichkeit verworfen, eben gar nicht damit gerechnet.

»Packt ihn!!«

Und ich wurde gepackt, von hinten und von vorn, von den Matrosen, die mir hatten helfen wollen. Aber es blieb ihnen ja gar nichts anderes übrig, als zu gehorchen, und, wie gesagt, auch von mir wäre es Narrheit gewesen, hier Widerstand zu leisten.

»In die Arrestzelle mit ihm! Legt den Stowaway in Eisen! Aber seht euch vor, das ist ein Wilder!«

Drei Minuten später saß ich, nachdem mir Kapitän Helmer noch die Pelzjacke vom Leibe gerissen, mir auch noch einmal in die Hosentaschen gegriffen hatte, in einer kleinen Zelle, deren Wände aus nackten Eisenplatten bestanden, erleuchtet von einem kleinen Bollaube, in Eisen gelegt.

Es war ein moderner Dampfer, daher auch die Vorrichtung, um in Eisen gelegt zu werden, bequemer, als man es sonst auf alten Schiffen und heute noch auf Seglern findet, wo man einfach mit Ketten an die Wand gefesselt wird, gewöhnlich auch in einem ganz finsternen Raume.

Wenn man hier von einer Bequemlichkeit sprechen darf! Von einer Wand zur anderen lief eine starke Eisenstange, an die ich mit jedem Handgelenk durch einen freilaufenden Ring durch eine kurze Kette gefesselt war, so saß ich auf einem Stuhl, natürlich mit dem Boden fest verbunden, vor mir stand ein kleiner Tisch, den ich mit den Händen erreichen konnte – wegen des Essens, wozu ich mich nur bei jedem Bissen bücken mußte, und wenn ich den Stuhl verließ, mich zur Seite schob, so erreichte ich eine gepolsterte Bank, auf der ich mich ausstrecken konnte, nur daß meine Hände immer in einiger Höhe an der Eisenstange blieben.

Ich hatte weder Zeit, dieses Experiment zu probieren, noch mich Betrachtungen über meine Lage hinzugeben, denn schon rasselte es wieder an der verschlossenen Tür, Kapitän Helmer trat ein.

»Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut?‹ fragte er, nachdem er mich einige Zeit mit recht vergnügtem Gesicht betrachtet hatte.

Hier half kein Leugnen mehr.

»Ich bin's!«

»Wie kommen Sie auf mein Schiff?«

»Ich habe mich vor der Abfahrt im Frachtraume verstaute.«

»Wie kommen Sie überhaupt nach San Francisco?«

»In Geschäftssache.«

»Hatten wohl Ihre Liebste abholen wollen, die Lady Dingsda, was?«

Der wußte schon Bescheid. Daß die Lady von Leytenstone in New-York gewesen war, mochte ja auch durch Zeitungen allgemein bekannt geworden sein.

»Ja.«

»Wo ist die Lady jetzt?«

»Weiß nicht.«

»Verpaßt?«

»Ja.«

»Wo ist Ihr Schiff?«

»Weiß selbst nicht.«

»Ist mir auch ganz schnuppe. Ich rufe das nächste mir begegnende englische Kriegsschiff an, liefere Sie aus, habe mir 400 000 Pfund Sterling verdient, hähähä.«

Ja, der hatte gut grinsen.

»Kapitän Helmer!«

»Na?«

»Sie sind doch ein vernünftiger Mann.«

»Was gibt's? Macht's kurz, ich muß auf die Kommandobrücke.«

»Ich kann Ihnen noch viel mehr geben, als nur 400 000 Pfund

...«

»Ach Papperlapapp. Wenn Sie was hätten, dann würden Sie sich nicht hier verstauen.«

»Kann ein vogelfreier Desperado nicht einmal in solch eine Lage kommen? Vielleicht aber haben Sie doch schon von den Schätzen gehört, welche den Aschantis ...«

»Ich will Ihnen etwas sagen,« fiel er mir abermals ins Wort. »Freilich nehme ich immer so viel wie ich kann, aber 400 000 Pfund Sterling sind schon eine ganz hübsche Summe, und die verdiene ich mir ehrlich, und darauf halte ich auch, denn mein Sohn ist in New-York Advokat, und nächstens wird er zum Senator gewählt, und das ist auch etwas wert. Verstanden? Sie kommen auf das nächste englische Kriegsschiff, hähähä.«

»Schuft, Halunke!« sagte ich, als sich jener wieder der Tür zuwandte, auf die Gefahr hin, sofort blutig geschlagen zu werden.

Aber er ging. Ich war ein gar zu kostbares Objekt, und Kapitän Helmer war über Beleidigungen erhaben – wenn es ihm etwas einbrachte.

Ich hatte wieder Zeit, nachzudenken. Aber es hatte keinen Zweck. Ich saß eben hier in Eisen und würde an das nächste englische Kriegsschiff ausgeliefert werden.

Und dann? Es würde alles genau so kommen, wie das Schicksal es wollte. Und warum denn verzagen? War ich nicht schon einmal dem Zuchthaus entsprungen? Ich traute meinem Kommodore.

Mein Mut sank um so weniger, als ich ganz ausgezeichnet gepflegt wurde. Das Stillsitzen war allerdings nicht mein Fall, aber dagegen war nichts zu machen. Uebrigens bemerke ich, daß diese Ketten hier allen meinen Kraftanstrengungen gespottet hätten.

So vergingen die Tage. Ich zählte sie nicht mehr, fragte niemals den Matrosen, der mir das Essen brachte, die Zelle reinigte, strafte ihn wie Kapitän, Helmer, der ebenfalls täglich erschien, um sich wohlwollend nach meinem Befinden zu erkundigen, mit Verachtung.

Wenn ich auf etwas wartete, so war es nur das, daß man meine Schlösser öffnen würde, weil ich die ›Tahiti‹ verlassen sollte. Es dauerte recht lange, die englischen Kriegsschiffe sind doch sonst nicht so dünn gesät. Freilich führt der Große Ozean seinen Namen nicht umsonst.

Und da eines Tages, es mochte vielleicht der zehnte sein, erschien Kapitän Helmer nicht nur wie sonst höchstens in Begleitung eines einzigen Matrosen, sondern brachte gleich vier mit.

Ich wußte schon, was es geschlagen hatte – und richtig, die Ringe wurden von der Stange gelöst, freilich auch gleich wieder vereinigt, ich wurde gefesselt hinausgeführt.

»Na, nun adjüs,« feixte der Wiedehopf »ein englischer *manof-war* ist in Sicht, nun bekomme ich meine 400 000 Pfund Sterling.«

Ich überlegte mir kaltblütig, ob ich zum Mörder werden sollte oder nicht. Nein, zum Mörder doch lieber nicht. Aber eins auswischen wollte ich ihm noch, woran er sein Leben lang denken sollte. Nur jetzt noch nicht. Oben an Deck, angesichts der ganzen Mannschaft, beim Abschiednehmen.

So kam ich nach oben. Richtig, dort, in einer Entfernung von sechs Knoten, dampfte eine Fregatte, die englische Kriegsflagge zeigend.

Die beiden Schiffe wechselten schon Signale miteinander.

»Gottver . . . was ist denn das?!« schrie da Kapitän Helmer.

Ja, auch ich hatte die Signale schon mitgelesen, ohne ein Hilfsbuch dazu nötig zu haben.

»Können nicht stoppen,« signalisierte das Kriegsschiff zurück.

»Wir haben doch den Kapitän Richard Jansen an Bord, signalisiert das, signalisiert das!!« brüllte Helmer und sprang selbst an den Signalmast.

Allein es half nichts.

»Können nicht stoppen,« gab das Kriegsschiff zurück und hetzte davon, dem Nordosten zu, daß die Funken nur so aus dem Schornstein stoben.

Wie ich später erfuhr, hatte die Fregatte ein Leck bekommen, mußte mächtig pumpen, um noch den nächsten Hafen zu erreichen, durfte keine Minute Zeit verlieren.

Wenn ich dadurch auch nicht gerettet war, so freute ich mich doch ganz bannig, den Kapitän Helmer so wettern zu hören. Und noch mehr durfte ich mich freuen, das ›Auswischen‹ oder gar einen Mord verzögert zu haben.

Dagegen beunruhigte mich, was ich gleich von einem der Steuerleute zu hören bekam.

»Kapitän, folgt doch meinem Rate, übergebt den Strolch dem ersten besten englischen Kauffahrer, der uns in Sicht kommt.«

O weh, dann allerdings konnte ich schnell von Bord kommen.

»Fällt mir gar nicht ein,« entgegnete aber Helmer. »Und wenn diesem Schiffe nun etwas passiert?«

»Das kann jedem Kriegsschiffe auch so gehen.«

»Ja, aber dann habe ich die Quittung des Kapitäns in Händen, die ist schon gültig, um die Prämie zu bekommen. Amtlich bleibt amtlich.«

So konnte ich also wieder auf das nächste englische Kriegsschiff warten.

Ich ward wieder hinuntergebracht, angekettet.

Abermals vergingen einige Tage unter bester Verpflegung, und kein Kriegsschiff schien kommen zu wollen, um mich in Empfang zu nehmen.

Wir hatten immer sehr gute Fahrt gehabt. Da ich aber nicht einmal wußte, wieviel Knoten der Dampfer machte, konnte ich auch nicht wissen, wo ungefähr wir uns befanden, zumal ich ja auch die Zeit verloren hatte. Doch sehr weit von Tahiti konnten wir unmöglich mehr sein.

EINER, AN DEN ICH SCHON NICHT MEHR GEDACHT HATTE.

Eines Nachts wurde ich durch ein furchtbares Donnerwetter geweckt. Als ich mich hinlegte, war fast ganz stille See gewesen, das Schiff hatte kaum geschlingert, und jetzt tanzte es wie ein wahnsinniger Ziegenbock.

Das hatte mich nicht zum Erwachen bringen können, wohl aber der Skandal, den Petrus im Himmel machte. Vielleicht auch die plötzliche Helligkeit. Meine Zelle war beständig erleuchtet, ununterbrochen mußten die Blitze zucken, ein einziger Donner rollte.

Ich wurde gar nicht recht klug daraus, was für ein Unwetter das eigentlich war. Ich konnte gar nicht so lange geschlafen haben, und obgleich die dicke Glasscheibe meines Fensters geschlossen war, so daß mich kein Luftzug treffen konnte, glaubte ich doch bestimmt annehmen zu dürfen, daß auch draußen kein Sturm herrschte.

Was in aller Welt hatte das Meer plötzlich in so furchtbare Aufregung gebracht? Denn es war einfach toll. Hätte ich auf meiner Bank nicht so fest zwischen Tisch und Wand eingepreßt gelegen, ganz abgesehen von den angeketteten Händen, so wäre ich schon längst herunter . . .

Da, als ich das noch so denke, bekomme ich einen Ruck, der mich gleich von der Bank hochhebt und quer über den Tisch legt, daß meine festgehaltenen Hände ganz verrenkt sind.

Wahrhaftig, jetzt erwartete ich selbst den Untergang der Erde, mindestens dieses Dampfers.

Und der furchtbare Ruck? Gerammt oder aufgelaufen!

Der Ruck wiederholte sich nicht, plötzlich lag das Schiff ganz ruhig, zitterte aber in anderer Weise – aufgelaufen! – ich räkelt mich auf die Bank zurück, auf meinen Schemel – da klirrten Schlüssel an der Tür, das konnte ich noch in dem allgemeinen Tumult hören, es stürzte jemand herein, den ich nicht sehen konnte, weil gerade jetzt einmal das Blitzen aufhörte . . .

»Kapitän, Kapitän, wir sind aufgelaufen, wir sind geborsten, geboooooorsten!!!«

Und zwei Hände beschäftigten sich an den meinen, suchten mit Schlüsseln meine Ringe zu öffnen.

Und ich saß plötzlich ganz starr da.

Himmel, diese Stimme, welche dies geschrien hatte!! Wo hatte ich diese schon früher gehört? Woher war mir diese so gut bekannt?

Und da zucken wieder die Blitze auf, und da sehe ich vor mir ein braunes und doch ganz blasses Gesicht.

»Hans!« schrie ich auf. »Hans!!«

»Tötet mich nachher, tötet mich nachher!« ächzte er brüllend, um sich verständlich zu machen. »Ich muß Euch retten, ich muß Euch erst retten, tötet mich nachher!«

Es war Hans, der Leichtmatrose. Und als ich mir bewußt wurde, daß ich nicht nur träumte, ward ich wieder kalt.

»Aufgelaufen?« fragte ich, während er mit den vielen Schlüsseln in den Schlössern probierte, jeden Blitz zum Ausschauen benutzend.

»Ja, ja!«

»Ein Taifun?«

»Nein, nein, gar kein Sturm. Wahrscheinlich ein Erdbeben – ein unterseeisches Erdbeben; Kapitän Kapitän, ich finde den Schlüssel nicht!!«

»Nur ruhig Blut. Was macht die Mannschaft?«

»Die will das Schiff verlassen.«

»In den Booten?«

»Daran ist nicht zu denken. Wir sitzen auf festem Land, sie wollen sich hinüberseilen.«

»Wie sitzt das Schiff?«

»Weiß nicht, weiß nicht. Aber es kann jeden Augenblick auseinanderbrechen. Kapitän, Kapitän, ich bekomme Euch nicht los!!«

Es ist schade, daß man solch eine Szene schriftlich durchaus nicht wiedergeben kann. Hans zitterte an allen Gliedern, und dennoch arbeitete er mit den Schlüsseln ganz sachgemäß.

»Könnt Ihr Euch nicht lossprengen?«

Aber das darf man nicht einfach im fragenden Tone lesen, sondern das muß man mit allem Aufgebot seiner Lungenkraft brüllen.

Ich stemmte mich und preßte und ruckte – alles vergebens, hier waren die Eisenketten stärker als ich.

»Wartet, wartet, ich hole eine Feile.«

Nach einigen Minuten kam er wieder hereingestürzt, außer einer Feile diesmal auch eine brennende Lampe mitbringend, in deren Scheine er es noch einmal mit den kleineren Schlüsseln versuchte, um dann in fieberhafter Eile mit feilen zu beginnen.

Ob es Zweck hatte? Jeden Augenblick konnte das Schiff mitten auseinanderbrechen. Eine nette Aussicht das.

»Was macht die Mannschaft?«

»Weiß nicht, war nicht oben.«

Hans feilte wie ein gelernter Schlosser oder Ein- und Ausbrecher, der blutige John hatte es nicht besser gemacht.

Nach fünf Minuten war meine linke Hand frei und das Schiff noch nicht geborsten, nach weiteren fünf Minuten auch meine rechte und die Planken hielten immer noch zusammen.

Wir hinauf. Als ich die Kajütentür öffnete, sah ich ein glattgewaschenes Deck – von Masten und Schornstein und dergleichen gar keine Spur mehr, alles fortgewaschen – und im nächsten Blitz sah ich eine Woge angerollt kommen, vor der ich schleunigst die Kajütentür zumachte.

»Die ganze Mannschaft hat sich an Deck befunden?«

»Ja.«

»Auch die Heizer?«

»Alle, alle!«

»Du, Hans, dann befindet sich auf diesem Schiffe auch kein Mensch mehr – außer uns. Da ist alles fortgeschwemmt worden.«

»Dann seid Ihr gerettet, Kapitän.«

»Ja, vor den Menschen – vorläufig. Welche Zeit ist es?«

In einer Stunde mußte es hell werden. Und es wurde hell. Aber gesprochen haben wir während dieser Stunde nicht. Solch eine Stunde läßt sich gar nicht beschreiben, wenn man im Innern des Schiffes sitzt und immer nur darauf wartet, daß alles aus dem Leime geht und man plötzlich mitten drin im Wasser liegt, das von allen Seiten auf einen hereinbricht.

Also es war hell geworden, und ein wolkenbruchartiger Platzregen, der dann aber wieder plötzlich nachließ, hatte die furchtbare See schon wieder beruhigt, wenn auch noch nicht daran zu denken war, ein Boot auszusetzen, vorausgesetzt, daß wir eins gehabt hätten.

Wir durften uns an Deck wagen. Vor uns lag ein Koralleneiland, sicherlich noch vor kurzem, bis gestern, mit Kokospalmen bestanden, vielleicht auch mit Hütten, in denen Insulaner gewohnt –

eine Flutwoge war darüber hinweggegangen und hatte alles fortgewaschen.

Ja, das konnte nur ein Erdbeben gewesen sein, und ich will gleich bemerken, daß es dasjenige war, welches damals in der Südsee, auch auf den malaiischen Inseln noch, so furchtbares Unheil angerichtet hat. Auch viele neue Inseln sind damals entstanden, der Meeresboden hatte sich eben gehoben, wie wir selbst noch erkennen sollten.

Ich dachte auch an meinen Vogelberg – nein, diesen soliden Mauern konnte solch ein Erdbeben nichts anhaben.

Und unser Schiff? Das saß zwischen Klippen, war vorn geborsten, aber das Hinterteil ragte weit höher empor, so daß nach hinten nicht mehr Wasser eindringen konnte, als schon geschehen war, und wie ich glaubte, saß es jetzt ganz fest, konnte nicht vollends entzweibrechen.

Von Menschen war nichts mehr zu erblicken, keiner in den inneren Räumen zu finden, soweit wir diese untersuchen konnten.

Ob sie nun versucht hatten, sich an Land zu seilen oder sonst was – die ganze Mannschaft, die sich an Deck befunden, war auf Nimmerwiedersehen weggespült worden.

»Ja, Hans,« wandte ich mich an diesen, »so sind nur wir beide mit dem Leben davongekommen – ich, weil ich unten angeschmiedet saß, und du, weil du mich nicht im Stiche lassen wolltest.«

Nachdem ich diese Worte gesprochen, ereignete sich eine dramatische Szene.

Hans, der noch genau so aussah wie früher, nur daß er jetzt ein etwas geisterhaftes Gesicht hatte, zog sein Schiffsmesser, hielt es mir hin und entblößte mit der anderen Hand seine Brust.

Aber ich ging nicht auf die dramatische Szene ein, so gut ich auch wußte, was jener wollte, ich las ja gleich alles in seinen Augen.

»Na, was soll das?« fragte ich gemütlich.

»Tötet mich, Kapitän!«

»Töten?«

»Stoßt mir das Messer in die Brust!«

»Du bist wohl verrückt? Weshalb denn nur?«

»Weil ich – weil ich . . . «

Mühsam rang seine Brust nach Atem.

»Weil du damals desertiert bist?« kam ich ihm zu Hilfe.

»Nein – nein!!« klang es wie ein Todesschrei. »Weil ich – weil ich – o Gott, o Gott, ich kann es gar nicht aussprechen!!«

»Doch nicht etwa deshalb, weil du dich in Blodwen verliebt hattest?«

Es wirkte wie ein Blitz, so brach der Junge in die Knie zusammen.

»Ihr wißt – Ihr wißt . . . «

»Na ja, ich hatte deine Kleiderkiste geöffnet, und da fand ich Blodwens Photographie und Liebesgedichtchen und dergleichen.«

Mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen stierte der Junge mich an.

»Ihr wißt – Ihr wißt – und Ihr könnt so zu mir sprechen, Kapitän?«

»Aber, närrischer Kauz, was ist denn da weiter dabei? Ich bin auch einmal ein in jedes hübsche Mädchel verliebter Kauz gewesen . . . «

So sprach ich, und ich sprach noch weiter, nur um ihn zu beruhigen, und es gelang mir.

Was den Matrosen so furchtbar erregte? Mancher wird es nicht verstehen. Ein unverdorbenener Charakter, der noch die Richtigkeit jenes Bibelwortes fühlte: Wer ein Weib nur ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon usw. Ja, im Herzen liegt es!

»Steh auf, ich verzeihe dir, wenn ich dir überhaupt etwas zu verzeihen hätte.«

Als er meine Füße küssen wollte, nahm ich ihn beim Griebse und stellte ihn wieder auf die Beine. Damit war diese Angelegenheit aber auch zwischen uns Männern erledigt.

Einiges hatte ich allerdings noch zu fragen.

Ja, Hans war bei der Befreiung Blodwens aus dem Irrenhause zum Mörder geworden. Er hatte es nicht gewollt, es beunruhigte sein Gewissen sehr wenig, er hatte auch genug gebüßt.

Dann, als er sich von Blodwen verabschiedet hatte, mehr von ihr geflohen war, eben weil er seine Liebe für eine Unlauterkeit, für eine direkte Sünde hielt, war er wieder in die Welt gegangen, mit blutendem Herzen, hatte Schiffsdienste genommen, zuletzt auf der ›Tahiti‹.

»Wußtest du denn, daß sich hier überhaupt ein Fremder verstaubt hatte?«

Nein. Die bezechten Matrosen hatten mich, wie ich gehnt, rein vergessen gehabt.

Und nun der Schreck von Hans, wie sein Kapitän aus der Luke auftaucht, gleich erkannt und festgenommen wird.

»Ich wollte Euch retten, das war ganz selbstverständlich – ja, aber wie, wie!! Als das englische Kriegsschiff angerufen wurde, habe ich gebetet, wie noch nie in meinem Leben.«

Es klang seltsam aus dem Munde eines Matrosen. Nun, sein Gebet war ja erhört worden – so wollen wir annehmen, zuletzt freilich auf eine schreckliche Weise für andere.

»Wo befinden wir uns?«

In der Nähe irgendeiner größeren Inselgruppe, gar nicht mehr so weit von ›Tahiti‹ entfernt, mehr wußte Hans nicht.

Er besorgte mir aus der Kajüte des Kapitäns Sextant und was ich sonst brauchte, um eine geographische Ortsbestimmung zu machen.

Keine zweihundert Seemeilen nordöstlich von Fanafute entfernt! Besser hätten wir es gar nicht treffen können. Es wäre gar

nicht nötig gewesen, daß sich dazwischen noch ein Inselchen befand, welches auf der Spezialkarte als bewohnt und als Wasserstation bezeichnet war. Diese fünfzig deutsche Meilen konnten wir im Boot selbst nur mit Rudern in höchstens drei Tagen machen, und jetzt würde hier immer Westwind wehen.

Aber woher ein Boot nehmen?

»Wir bauen uns eins,« sagte ich.

»Der Schiffszimmermann hatte die kleine Jolle in seiner Reparaturwerkstelle, wenn das Boot nicht zerschmettert worden ist ...«

Wir begaben uns hinab – nein, das Boot, in das eine neue Planke eingesetzt worden war, lag festgekeilt, brauchte nur noch heraufbefördert zu werden.

Das hatte einige Schwierigkeit, weil ja alles weggeschlagen war, also auch die Winden. So mußten wir uns erst eine solche bauen, und wir beeilten uns, das Boot heraufzubringen, wenn wir es bei diesem Seegang auch nicht benutzen konnten. Ging das ganze Schiff aber doch noch in Trümmer, dann mußten wir uns dennoch sofort der Jolle anvertrauen.

SCHRECKLICHE ENTDECKUNGEN.

Zwei Tage vergingen, die See wurde wieder glatt wie ein Spiegel, als wenn sie niemals etwas Böses verbrochen hätte, und die ›Tahiti‹ hielt noch immer zusammen.

Ich hatte mich in dem Schiffe unterdessen umgesehen, den Geldschrank offen gefunden, aber es war nichts darin.

Am Morgen des dritten Tages ließen wir die Jolle ins Wasser, ausgerüstet mit allem, was man zu einer wochenlangen Reise nötig hat.

Mit dem günstigsten Winde ging es ab, und so sollte es auch bleiben.

Schon während unserer Arbeit auf dem Schiffe hatte ich Hans viel von dem hohlen Vogelberge erzählt, den er ja noch gar nicht

kannte, der aber doch schon früher im Kreise unserer Interessen gelegen hatte, ich berichtete ihm auch sonst über unsere Schicksale, und so verging die Zeit schnell genug.

Dann machten wir während dieser Seefahrt wundersame Entdeckungen. Eine Flutwelle mußte furchtbar gehaust haben. Jene Insel, die als bewohnt bezeichnet, fanden wir völlig kahl, und dann wieder stießen wir auf ein ziemlich umfangreiches Eiland, welches ganz neu aus den Fluten emporgestiegen sein mußte, alles wies darauf hin, und es machte mir Vergnügen, dieses jungfräuliche Land als erster Mensch zu betreten.

Wir machten ausgezeichnete Fahrt. In der Nacht des zweiten Tages wurde ich von Hans, der Steuer und Segel bediente, geweckt. Am westlichen Himmels zeigte sich ein roter Schein. Ich machte nach den Sternen eine geographische Bestimmung und berechnete, daß dort schon die Elliceinseln liegen müßten.

Heller und heller ward der Schein, bis wir zuletzt eine Feuerfarbe erkannten. Ein feuerspeiender Berg. Und wenn dort nicht eine vollständige Revolution vor sich gegangen war, so konnte nur die höchste Erhebung in Betracht kommen, Fanafute selbst.

»Der ganze Vogelberg ist durchaus hohl?« fragte Hans.

Ich verstand, was er nicht direkt auszusprechen wagte, aber ich konnte nicht daran glauben, daß dieser ganze Felsen, mit dem Meeresgrunde fest verbunden, auch nur sehr erschüttert werden konnte.

Bei Tagesanbruch ward das Feuer des speienden Berges schwächer, wenigstens für unsere Augen, und dann, als wir immer näher kamen, hüllte uns eine Aschenwolke ein, so daß wir schließlich gar nichts mehr sehen konnten.

Mit einem Male aber drehte sich der Wind, es herrschte der schönste Sonnenschein.

Ja, wo waren wir den eigentlich? Der Berg dort gehörte zu Fanafute, wenn er jetzt auch Feuer spie, aber dann mußte hier doch auch . . .

Schnell machte ich eine geographische Ortsbestimmung – ich stutzte, mußte mich verrechnet haben – machte sie noch einmal – ja, sie stimmte bis auf die Zehntelsekunde – und dann hätte sich doch gerade hier auf dieser Stelle . . .

Ich beugte mich über den Bootsrand – und das Wasser war klar wie Krystall – aber ich brauchte gar nicht so tief zu sehen – da sah ich es wie einen ungeheuren Trümmerhaufen liegen, wie eine zusammengestürzte Pyramide . . .

Und da lehnte ich mich zurück und schlug stöhnend die Hände vor die Augen.

»Der Vogelberg ist zusammengestürzt!!«

So war es, es änderte sich nichts. Hier hatte er sich erhoben, hier lag er jetzt als ungeheurer Trümmerhaufen, die letzten Steine kaum zehn Meter unter der Wasseroberfläche.

Mein Schreck, meine Fassungslosigkeit läßt sich denken. Ich weinte wie ein Kind. Nein, noch ganz anders.

Aber ebenso schnell erholte ich mich wieder.

»Nein, sie haben sich noch rechtzeitig gerettet!!« rief ich aus innerster Ueberzeugung.

Woher ich das so bestimmt wußte? Weil ich der festen Ueberzeugung war, daß Tischkoff mit seinen Begleitern schon längst den Vogelberg wieder erreicht hatte und – es war eben mein Glaube, mein Aberglaube an die schier übernatürlichen Fähigkeiten dieses rätselhaften Mannes, was mir jetzt wieder Hoffnung einflößte.

»Sie leben noch, Tischkoff hat sie alle noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht!«

Ja, aber was nun? Sie hatten kein Zeichen hinterlassen, falls dies möglich gewesen wäre, keine Möwe war zu sehen, falls ich hoffen durfte, daß man mir durch einen von Karlemanns geflügelten Hunden eine Nachricht hätte zukommen lassen wollen.

Ja, Karlemann! Auch der war in Betracht zu ziehen. Denn hätte der das Indianerterritorium so bald schon wieder verlassen sollen?

»Wir müssen zunächst hier warten,« entschied ich, und Hans stimmte mir bei.

Zunächst fertigten wir aus einem leeren Wasserfäßchen eine Boje, indem ein mehr als zehn Meter langes Seil daran befestigt wurde, unten ein kleiner Anker daran, von denen wir zwei im Boote hatten, dieser wurde versenkt, und auf die Oberseite des schwimmenden Fasses schrieb ich mit Teer, den wir wegen eines eventuellen Dichtmachens mitgenommen hatten, in großen Buchstaben: Fanafute R. J.

So, das genügte vollkommen.

»Wir wollen uns nach Fanafute begeben?« fragte Hans.

»Ja, denn hier still liegen zu bleiben, das hat doch keinen Zweck. Ich will mich auf der Insel nur einmal umsehen, und es könnte doch sein, daß wir dabei diese Stelle für längere Zeit außer Sicht bekommen.«

»Und wenn inzwischen nun ein anderes Schiff hierherkommt, ein englisches Kriegsschiff, und es schließt aus dieser Inschrift dasselbe, was unsere Freunde schließen sollen?«

Hans hatte recht, aber . . . das lag alles in Gottes Hand.

Ich betone ausdrücklich, daß ich dabei an ›Gottes Hand‹ dachte. Seit einiger Zeit dachte ich recht oft über meine letzten Schicksale nach, wie alles doch so wunderbar gekommen war, und ich war nahe daran, ein recht gläubiger Christ zu werden.

So segelten wir nach Fanafute. O, das sah schrecklich aus! Die dem feuerspeienden Berge entquellende Lava hatte sich nach allen Seiten hin ergossen, nicht ständig, sondern sie hatte nur häufig ihre Richtung geändert, und was sie an Bäumen und anderem Pflanzenwuchse nicht erreicht, das war dennoch durch die ausströmende Hitze zugrunde gegangen. Vielleicht mochte ja zur

Zeit der Katastrophe auch der ganze Boden glühend heiß gewesen sein. Hier und da reckte sich noch ein gespenstischer Baumstumpf empor, sonst nichts weiter, und von einem grünen Blatte oder Halme keine Spur mehr, auch die Gebäude waren sämtlich in Trümmer gelegt.

Nein, hier war nichts mehr zu wollen. Alles ein spitzes Lavafeld, alles Schutt und Asche.

Ob auch der Gelehrte, der Meteorologe, der oben auf dem Berge gehaust, und die Insel damals nicht verlassen hatte, seinen Tod gefunden oder sich noch rechtzeitig hatte retten können? Ich wußte es nicht.

Gegenwärtig ergoß sich die Lava nach Westen. Ich war noch niemals einem feuerspeienden Berge so nahe gewesen, nur deshalb suchte ich den glühenden, zähflüssigen Strom auf. Es war schaurig-schön, besonders wie er sich zischend ins Meer ergoß, aber derartiges ist schon so oft von gewandterer Feder beschrieben worden, daß ich es hier nicht tun will.

Auch den Berg selbst bestiegen wir von der anderen Seite, kamen durch Drehen des Windes in einen Aschenregen, der uns die Haut verbrannte – und dann war es hauptsächlich der Durst, der uns bald zur Rückkehr zwang.

Ja, Wasser, das war die große Frage, wenn wir länger hierbleiben wollten. Mit Proviant und Wasser war unser Boot noch immer für acht Tage ausgerüstet; den Proviant konnten wir einteilen, wahrscheinlich uns auch neuen verschaffen, besonders wenn wir an Fische dachten – aber Wasser, Wasser!

Wo hier auf Fanafute die Quelle war, wußte ich gar nicht, und ich war sicher, daß sie ausgetrocknet war.

Wir besuchten die benachbarten Inseln. Hier überall genau dasselbe. Die Burgen zusammengestürzt, die Vegetation verbrannt, obgleich hier kein Feuer aus der Erde gebrochen war. So hatte es eben im Innern seine Wirkung getan.

Auf einer dieser Inseln fanden wir eine Stelle, wo noch ganz genau zu erkennen war, daß hier einst eine Quelle gewesen. Vollständig ausgetrocknet!

»Dann, Hans, dürfen wir auch nicht mehr lange zögern.«

Der Tag war unterdessen vergangen, während der ganzen Nacht spähte ich nach einem Feuer aus, immer auf die ›Sturmbräut‹ hoffend – eine Hoffnung, die fast an Wahnsinn grenzte – und am anderen Morgen waren wir bereit, diese Gegend, wo sich ein gutes Stück meines Lebens abgespielt hatte, wieder zu verlassen.

Vorher aber vernichtete ich wieder meine Boje.

Glaubte ich so fest an meinen Kommodore, daß er noch rechtzeitig imstande gewesen war, alle meine Freunde und Freundinnen von der Vernichtung zu retten, dann mußte ich auch daran glauben, daß er imstande war, mich auch ohne solch ein hinterlassenes Zeichen, das mir sehr gefährlich werden konnte, wiederzufinden.

»Wohin nun, Hans?«

»Ja, Kapitän, wenn Ihr's nicht wißt!« war die niedergeschlagene Antwort.

»Ich möchte deine Ansicht hören.«

»Ich habe schon immer an die Fucusinsel gedacht.«

Ja, ich auch. Wenn die ›Sturmbräut‹ oder sonst ein Fahrzeug mit allen Bewohnern des Vogelberges der Katastrophe entgangen war, so hatten sie, wenn sie ein anderes Asyl suchen wollten, sich doch unbedingt nach der Fucusinsel begeben.

Aber das war ein gar weiter Weg, in diesem gebrechlichen Boote um Kap Horn herum. Und doch, es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten von Insel zu Insel zu kommen suchen, dann an der Küste von Südamerika entlang – und nachdem wir diesen Plan gefaßt, blieb alles andere Gott überlassen.

Wir segelten und ruderten nach Süden. Ach, was haben wir während dreier Wochen alles durchgemacht! Wenn ich diese drei

Wochen beschreiben wollte, so würde es allein ein dickes Buch wie dieses hier.

Wir passierten die verschiedenen Insel-Archipele. Hier war gar nichts von dem Erdbeben zu bemerken, die Kokospalmen nickten im Winde, aber ständig hatten wir Kämpfe mit Insulanern zu bestehen. Ob diese nun Menschenfresser waren oder nicht – es verging kein Tag, ohne daß wir mehrmals von Eingeborenen in ihren leichten Booten angegriffen wurden, weil sie es auf unsere Jolle, auf unsere Ausrüstung abgesehen hatten, und ehe wir uns wieder mit Trinkwasser und mit Kokosnüssen versehen hatten, unsere einzige Nahrung während dieser langen Zeit, mußten stets erst einige Eingeborene ihr Leben lassen. An einer Quelle wären wir bald gefangen worden, und wer weiß, wie es uns da ergangen wäre; denn gerade diese Wilden schienen nach den Abzeichen, die sie trugen, Menschenfresser zu sein.

Ich weiß nicht, wie viele Menschen ich in diesen drei Wochen vom Leben zum Tode befördert habe, nur wegen eines Fäßchens Wasser, wegen einiger elenden Kokosnüsse. Ein Glück nur, daß wir so reichlich mit Patronen versehen waren, daß diese Insulaner noch solch ungeheueren Respekt vor Feuergewehren hatten, und schließlich auch, daß die armselige Vegetation dieser Inseln so gar kein Versteck bietet, so daß wir niemals beim Landen und beim Wasserholen wie beim Auflesen der Kokosnüsse beschlichen werden konnten.

Und dann das große Glück nicht zu vergessen, daß der Himmel uns immer ein freundliches Gesicht zeigte und immer guten Wind schickte, niemals Sturm, und als wir doch einmal dem Verschmachtungstode nahe waren, da füllte er unser als Trog ausgespanntes Segel mit Regenwasser.

Dann mußten wir scharf nach Osten ausbiegen, und das letzte Eiland, das wir jetzt noch bis nach der Küste Amerikas hatten, war die Osterinsel.

Die Osterinsel! Was würden wir dort finden? Sollten die Flüchtlinge nicht ...

Doch ich wollte mich keinen Hoffnungen hingeben.

So kamen wieder sieben Tage auf offener See, während wir nur mit fünf gerechnet hatten; widrige Winde, ein Wasserfäßchen lief aus, so daß wir die Rationen einteilen mußten, und als ich die untergehende Sonne dieses siebenten Tages aufnahm, standen wir wieder einmal dem Verschmachtungstode gegenüber, davon, daß wir auch schon Hunger litten, gar nicht zu sprechen.

Aber die Berechnung hatte auch ergeben, daß wir uns nur zwanzig Seemeilen von der Osterinsel entfernt befanden. Dafür drohte uns freilich ein Sturm, der aber wiederum glücklicherweise aus Westen kommen wollte. Bei einem nur einigermaßen starken Ostwind wären wir einfach rettungslos verloren gewesen, ebenso bei Windstille, denn wir befanden uns in einer aus Osten kommenden Meeresströmung, der wir auch bei aller Kraft nicht entgegenrudern konnten.

Und der Sturm brach los. Und nun Gott befohlen!

Hei, das war eine Nacht!

Ich kann nicht umhin, hier eine Betrachtung einzuschieben.

Hat der literarisch bewanderte Leser schon bemerkt, wie jeder wahre, echte Abenteurer, der sich einen historischen Namen gemacht hat, wie ein Pizarro, ein Cortez, Kerls, die sich doch sonst vor keinem Teufel fürchteten, von Menschen gar nicht zu sprechen, immer aufs Geratewohl rin in die Gefahren – daß diese Abenteurer *comme il faut* zugleich auch immer tief religiöse Menschen gewesen, anscheinend allerdings nur äußerlich, eben als Katholiken früherer Zeiten, die niemals vergaßen, mit fromm gebeugten Knien das Abendmahl zu nehmen, ehe sie sich in die ihnen unbekannte Gefahr stürzten, die auch hinterher stets zur Kirche gingen, um Gott für die glückliche Rettung zu danken? Und dabei dennoch blutdürstige Wüteriche und Henker allerersten Klasse!

Ist dieser Widerspruch im Charakter solcher Abenteurer noch niemandem aufgefallen? Und man wird auch bemerken, daß in wirklich guten Jugendschriften, wie es doch solche genug gibt, dieser eigenartige Charakterzug bei solchen Abenteurern stets betont wird, bei amerikanischen Goldsuchern, bei Helden der Wildnis, bei Seeräubern und dergleichen Männern. Die haben immer das Kreuz bei sich, welches sie vertrauensvoll küssen, vor, im und nach dem mörderischen Kampfe. Kurz und gut, wahre Teufel in Menschengestalt, und dabei bigott im höchsten Grade!

Schlechte Jugendschriftsteller, die nur hinter dem Ofen ihre Erzählungen zusammenphantasieren, denken freilich nicht an so etwas, die können ja so etwas gar nicht begreifen.

Und doch ist es so. Auch mit dem Protestantismus ist es so geblieben. Sogar der um sich greifende Atheismus hat daran nichts geändert. Glaubt man nicht mehr an Gott, so glaubt man ganz einfach an etwas anderes, an einen Götzen, an einen Fetisch, den man sich als Talisman um den Hals gehängt hat, an seinen guten Stern oder an so etwas.

Als einziges Beispiel sei nur der große Napoleon erwähnt, doch ein Abenteurer *comme il faut*. Ein ausgesprochener Atheist, war der von Aberglauben durch und durch verseucht. Der Donnerstag war sein Unglückstag, da wagte er kein Unternehmen – begegnete ihm früh ein altes Weib, so war der ganze Tag verpfuscht, aber war es ein Kind, womöglich ein schöner Knabe, dann riskierte Napoleon alles – und siegte stets. Außerdem soll er sich noch viel mit Talismanen herumgeplagt haben, so wie heutzutage fast alle Künstler, Schauspieler und dergleichen, welche öffentlich auftreten, die Erfolg haben müssen, und ich meine fast, daß so wohl jeder Mensch an seinen Talisman, an seinen guten Stern, an seinen Götzen glaubt – wenn er nicht den einzigen Gott vorzieht.

Nun, auch ich traute meinem guten Stern, der mich bisher immer so wundersam geführt, mir immer aus allen Nöten geholfen hatte. Oder ich will diesen meinen guten Stern doch gleich den

lieben Gott nennen. Deshalb braucht man ja nicht immer auf den Knien zu rutschen, in gewissem Sinne nicht einmal ein frommer Mensch zu sein, der ich auch wirklich nie gewesen bin, vielmehr stets ein hartgesottener Sünder, der aber auch stets die Sünde von anderen verzeihen konnte.

Hei, das war eine Nacht!

»Na, da adjüs, Kapitän!« brüllte mir Hans wohl ein dutzendmal zu.

Aber »Mut, Mut, noch haben wir Planken unter uns!« entgegnete ich ihm dann stets, ebenso brüllend.

Und da ein Krach, ein Ruck, ein Schlag gegen die Stirn, und ich war tot.

IM KÄFIGWAGEN.

Doch nein, ich war nur bewußtlos gewesen. Zuerst fühlte ich, wie man meine Schläfen mit etwas Feuchtem rieb, und dann schlug ich die Augen auf.

Es war Hans, der sich mit mir beschäftigte. Den beachtete ich zunächst nicht, sondern schaute mich mit verwunderten Augen um.

Lachender Sonnenschein, eine tobende See, und ich selbst in einiger Entfernung auf grünem Rasen gebettet.

»Du, Hans, wie kommen wir denn hierher?«

»Wir sind gescheitert.«

»Wo ist das Boot?«

»Spurlos verschwunden.«

»Hast du mich hierhergetragen?«

»Nein. Ich verlor das Bewußtsein, mir war's zuletzt nur, als ob ich durch die Luft sauste, und als ich vorhin erwachte, lag ich dort, drei Schritte von Euch entfernt. Kapitän, an uns ist ein Wunder geschehen.«

Ich hatte es ja gesagt: man soll nur seinem Stern vertrauen, der verrichtet manches, was sich sonst kein Mensch erklären kann.

Oder wenn man durchaus eine natürliche Erklärung haben will, so waren wir eben kameradschaftlich nebeneinander gegen dreißig Meter durch die Luft gesaust. Schließlich konnte uns auch eine Woge bis hierher getragen haben, obgleich nichts davon zu merken war, daß hier Wasser gestanden hatte. Aber solch eine Woge, die einen abschleudert, kann ja wie eine Kanone wirken.

»Habt Ihr etwas gebrochen, Kapitän?«

»Nein, ich nicht. Nur der Kopf tut mir ein bißchen weh. Und du, Hans?«

»Ich bin ebenfalls heil davongekommen. Und nun seht einmal dorthin, Kapitän, was für ein kurioses Ding das ist.«

Ich hatte mich schon erhoben, um meine Knochen zu befühlen, drehte mich um – ja, ich staunte auch nicht schlecht.

Da stand ein großer Käfig, aus Eisenstangen zusammengesetzt, darin außer einer Art von Maschine eine Kiste, und das Ganze auf vier Rädern ruhend.

»Wir sind auf der Osterinsel, Lord Seymour ist schon hier gewesen, hat hier schon seine Erfindung probiert, den fahrbaren Gitterwagen!«

»Das habe ich mir auch schon gedacht,« entgegnete Hans, dem ich während der langen Fahrt gar viel davon erzählt hatte.

Wir begaben uns hin. Der Käfig war drei Meter lang, zwei Meter breit und ebenso hoch, die sehr breiten Räder, ebenfalls aus Eisen, zeigten an ihrem äußeren Umfange kurze Stacheln. Uebrigens ruhte der Käfig nicht auf diesen Rädern, sondern er stand dazwischen fest auf dem Boden.

Die Maschinerie kann ich nicht beschreiben, so einfach sie auch war. Wohl genau dieselbe, wie jeder Fahrstuhl sie hat, in dem sich Gelähmte durch Hin- und Herbewegen von Hebeln fortschieben können, und vier solcher Hebel, mit Handgriffen versehen, waren auch im Innern des Wagens zu sehen.

Aber er war nicht mehr zu benutzen, der Käfig war von seinen Achsen herabgebrochen, stand, wie schon gesagt, fest auf dem

Boden, und deshalb mochte Lord Seymour ihn auch hier im Stiche gelassen haben.

Immerhin, dieser Käfig mußte benutzt worden, Lord Seymour hier gewesen sein – doch jetzt erwog ich dies alles nicht, jetzt konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf ein Fäßchen, welches sich nebst vielen anderen Gegenständen im Innern des Käfigs befand, erwägend, ob da nicht Wasser drin sein könnte, denn ich sagte bereits, daß wir schon am gestrigen Tage Durst gelitten hatten, und durch meine Bewußtlosigkeit war dieser nicht gestillt worden. Der Hunger kam erst in zweiter Linie.

Eine Gittertür war vorhanden, auch ein Schloß, aber wie ich auch daran heruntastete, sie ging nicht zu öffnen, obgleich das Schloß nicht eigentlich verschließbar zu sein schien, da mußte nur irgendein Mechanismus wirken.

»Kapitän, Kapitän!!« schrie da Hans in einem Tone, der mich schnell seinen Blicken folgen ließ.

Himmelherrgott, da kommt ein buntgestreifter Königstiger angekrochen, ein mächtiges Vieh, direkt auf uns zu, nur dreißig Schritte von uns entfernt, schon zum Sprunge geduckt, will nur die Entfernung noch etwas durch Kriechen verkürzen.

Und wir kein Gewehr und gar nichts! Auch kein Baum in der Nähe!

»Hinter den Käfig, hinter den Käfig!« schrie Hans.

Der dachte wohl nicht daran, daß dann der Tiger nur auf den Käfig zu springen brauchte, dann hatte er uns erst recht!

Nein, ich sah in dieser Tür unsere einzige Rettung, und ich schüttelte nicht schlecht an den Stäben, daß ich die ganze Last von einigen Zentnern fast aushob, und dann fingerte ich wieder an dem Schlosse herum.

»Kapitän, Kapitän, hinter den Käfig, er will springen!!«

Ein den Sprung ankündigendes Gebrüll – und da plötzlich wich die Gittertür unter meinem Drucke zurück – wir beide hineingestürzt, die Tür hinter uns zugeschmettert – – und fast in demselben Augenblick prallte auch der Tiger dagegen, daß ich dachte, der ganze Käfig müßte umkippen – und dann stand das riesenhafte Tier aufgerichtet am Gitter und häkelte mit der furchtbaren Pranke hindurch – und ich sofort mein Schiffsmesser heraus und ihm eins über die Pfote gegeben, daß er laut aufheulend einen Sprung rückwärts machte, dann aber nicht weiter fliehend, sondern sich hinlegend und die blutige Pranke leckend.

Aufatmend blickten wir beide uns an. Das war eine Rettung im letzten Moment gewesen. Und dann wandte ich mich, erst jetzt meinen furchtbaren Durst bemerkend, wieder dem Fäßchen zu, so gegen fünfzig Liter fassend, welches auf einer Kiste lag, von zwei Hölzern festgehalten.

Im unteren Spundloch steckte ein Messinghahn. Um ja keinen Tropfen verlorengelassen zu lassen, falls noch etwas Wasser darin war, nahm ich eins der beiden am Boden stehenden Gläser, richtige Bierseidel, hielt es unter, drehte vorsichtig den Hahn auf.

O weh, nichts weiter als eine gelbe Brühe lief heraus, welche auch noch dazu stark schäumte. Es war der letzte Rest Wasser, welcher schon längst vollkommen verdorben war, die Farbe des Eichenholzes angenommen hatte!

So dachte ich!

»Das sieht doch gerade aus, als ob es richtiges Bier wäre,« meinte hingegen Hans.

Hm. Gleich nach dem Einschenken wurde die gelbe, erst etwas trübe Sauce ganz klar, oben blieb eine Schaumkrone stehen.

Ich führte das volle Glas vorsichtig an den Mund, trank vorsichtig – trank weniger vorsichtig, das ganze Glas aus, schenkte noch einmal ein, trank das zweite Glas mit einem Zuge aus, ein drittes, ein viertes, und als ich mir den Schaum vom Mund gewischt hatte, sagte ich mit einem tiefen Seufzer:

»Das ist Bayrisch.«

Anderswo in Deutschland nennt man es Lagerbier, wir Norddeutschen sagen Bayrisch, wenn es Bayern auch nie gesehen hat.

»Ist denn das noch gut?!« staunte Hans.

Ja, auch ich hatte Grund zum Staunen, vorläufig aber keine Zeit dazu.

Wir beide hielten hier drin im Raubtierkäfig einen solennen Kommers ab, während der Tiger draußen noch immer sein Blut ableckte.

Als ich aber noch einige Glas getrunken hatte, war mein Durst insoweit gestillt, daß ich erst einmal durch das obere Spundloch untersuchte, wieviel Bier überhaupt drin war, und da konstatierte ich, daß das Faß überhaupt nur zur Hälfte gefüllt gewesen sein konnte.

»Dann kann Lord Seymour auch erst vor ganz kurzem die Insel verlassen haben, wenn er sich nicht noch hier befindet!« sagten wir einstimmig.

Weshalb das so sein mußte, liegt wohl klar auf der Hand. Das Bier war wohl etwas matt, aber sonst noch tadellos erhalten. Nun aber hält sich doch kein Faß Bier längere Zeit in solch einem warmen Klima, wie es hier herrscht, im Freien liegend, und das Bier ist schon am zweiten Tage völlig verdorben, wenn das Faß nun gar nur halb voll ist.

Woher Lord Seymour, mit dem wir wohl bloß rechnen konnten, das Faß Bier hatte, war Nebensache. Die Hauptsache war, daß er sich erst gestern hier in diesem Käfig befunden hatte, um eine Bierreise mit Jagdvergnügen zu machen, erst gestern konnte er die Insel verlassen haben – wenn er sich nicht noch darauf befand, und dann kamen noch jedenfalls alle unsere Freunde und Freundinnen vom Vogelberge in Betracht.

Auch aus anderen Kennzeichen konnten wir dasselbe schließen. Am Boden lag ein Zigarren- und einige Zigarettenstummel.

Lord Seymour rauchte niemals solche Papierzigarrchen, von denen er verächtlich sprach, hingegen kam da Monsieur Chevalier in Betracht. Und man kann einem Zigarrenstummel doch so ziemlich ansehen, ob er erst einen Tag oder schon viele Wochen alt ist, zumal wenn er im Freien liegt. Der hier war noch nicht älter als einen Tag.

Und dann war auch noch die Spur vorhanden, welche die Räder im Grase hinterlassen, als sich der Wagen bis hierherbewegt hatte, um hier zusammenzubrechen. Diese Spur war eine ganze neue, sonst hätte sich das Gras schon ganz anders aufgerichtet.

Aber vor allem das Bier, das Bier!! Ich hatte immer meinem guten Stern vertraut – jetzt flüsterte mir dieses Bier noch eine ganz andere Hoffnung als feste Gewißheit zu! Und zum Danke dafür wurde es vertilgt.

»He, Kapitän, eine richtige Speisekammer!« rief da Hans.

Er meinte Speiseschrank. Er hatte die Kiste geöffnet, welche als Unterlage des Fasses diente, keine rohe Kiste, sondern ganz hübsch angefertigt, die vordere Seitenwand als Tür – Schinken, verschiedene Wurstarten, englische Käse, hartgekochte Eier, Sardinen, Anchovis und Gott weiß was – aber nichts, was ich nicht auch auf der ›Sturmbräut‹ gehabt hätte. Und diese in Silberpapier gewickelte Salamiwurst – na, das war doch meine eigene, die erkannte ich doch unter tausenden heraus!

Und dann in einem unteren Fache nicht nur Hartbrot, feiner Zwieback, sondern sogar Frischbrot, und zwar wirklich noch frisch!

»Der hat das erst gestern zurückgelassen, wenn er und sie alle sich nicht noch hier befinden!!«

Doch zu dieser Erkenntnis waren wir ja bereits früher gelangt. Jetzt sahen wir all diese schönen Dinge mit anderen Augen, zogen sie zu uns Gemüte, und dann konnten wir wieder getrost in die Zukunft blicken, freilich wiederum mit etwas anderen Augen als mit normalen, denn wir hatten das ganze Faß geleert, und auf

nüchternem Magen war auch mir das Bier zu Kopfe gestiegen, wenn auch von Bezechtheit keine Rede war. Wir befanden uns eben in rosiger Stimmung.

Ja, was nun? Darüber hatten wir nicht zu bestimmen. Der von mir gekennzeichnete Tiger, jedenfalls ein Männchen, bekam Gesellschaft. Ein Tigerweibchen kam angesprungen, kümmerte sich nicht viel um den verwundeten Herrn Gemahl, sondern ging unter einem donnernden Gebrüll gleich auf uns los, oder vielmehr auf die Gitterstäbe, häkelte durch sie nach uns, wurde dann auch durch den anderen Tiger unterstützt, dessen Wunde an sich geringfügig war.

Erreichen konnten sie uns nicht, wir brauchten gar nicht direkt in der Mitte des Käfigs zu stehen. Aber diese Hakelei wollten wir uns nicht lange gefallen lassen.

Inzwischen hatten wir weiter die verschiedenen Kisten untersucht, die für gewöhnlich Sitzplätze abgaben, und unter anderen nützlichen Gegenständen auch zwei ausgezeichnete Doppelbüchsen gefunden und hierzu außer einem angerissenen Paket Patronen, Kugel wie Schrot, noch drei weitere mit je hundert Stück Patronen.

»Das sieht doch bald aus, als hätten die den Käfig recht eilig zwangsweise verlassen müssen, daß sie gar nichts mitgenommen haben,« meinte ich, während ich mein Gewehr lud.

Es war kein Kunstschuß, als ich den einen Tiger ins Auge traf, ich hatte ihm die Mündung fast direkt daransetzen können. Ohne jedes Röcheln brach er tot zusammen, während der andere, der etwas weiter abseits zusammengekauert gesessen hatte, es nochmals mit einem Sprunge probierte, daß der Käfig auf dieser Seite ganz bedeutend gehoben wurde, dann freilich gleich in seine alte Lage zurückfiel.

Hierauf zog es das Weibchen doch vor, das Weite zu suchen, und ich hinderte Hans daran, ihm eine Kugel nachzuschicken.

Mich hatte das Wackeln des Käfigs infolge des Sprunges nachdenklich gemacht. Hätte er noch auf Rädern gestanden, wäre er ohne Zweifel umgekippt.

Sollte Lord Seymour, der hier tatsächlich etwas Geniales geschaffen hatte, wenn ich auch die Beweglichkeit des Fuhrwerks nicht mehr prüfen konnte, nicht an so etwas gedacht haben?

Und dann sah auch das ganze Rädergestell so merkwürdig aus, so wohl erhalten, von einem Bruche war gar nichts zu bemerken.

Außer den vier Hebeln, die zum ruderartigen Fortbewegen dienten, zum Drehen der Räder, war noch ein anderer Hebel vorhanden, viel stärker als jene, und schon von einer Ahnung erfüllt, versuchte ich ihn nach den Seiten zu legen, preßte stärker – und wahrhaftig, wie er herunterging, so hob sich der ganze Käfig, bis er nicht höher ging, und da ruhte er, da man den Hebel einstellen konnte, tatsächlich auf den Rädern.

»Heureka, ich hab's gefunden! Wenn sonst noch alles intakt ist, dann können wir ja losgondeln.«

Und es war alles noch intakt! Schon meine Kraft, an dem einen Paar Handhebeln ausgeübt, genügte vollkommen, um die Räder in Drehung zu versetzen, und als nun auch noch Hans die seine einsetzte, brachten wir den Käfigwagen trotz seiner Schwere mit Leichtigkeit vorwärts.

An den spielenden Mechanismus eines modernen Fahrrades freilich darf man nicht im entferntesten denken. Aber jedenfalls erforderte es keine größere Kraftanstrengung, als ein mittleres Seeboot durch Rudern vorwärts zu bringen, und ich konnte schon jetzt berechnen, daß dieser Gitterwagen auch eine ziemliche Steigung nahm.

Zunächst probierten wir noch einmal den Mechanismus und fanden bald heraus, wie der Wagen sich durch Umlegen jenes Hebels nach der anderen Seite wieder auf den Boden setzte, fanden eine Bremse und anderes, was zur Sicherheit während der Fahrt diente.

Fürwahr, Lord Seymour hatte damals nicht mit seiner Erfindergabe renommiert, und die Zeit meiner Abwesenheit hatte er ebenfalls auszunützen verstanden.

Also gondelten wir los. Es machte uns faktisch ein außerordentliches Vergnügen, so auf dem Trockenen herumzurudern. Und das würden doch nicht die beiden einzigen Tiger gewesen sein, die von der ganzen Menagerie übrig geblieben waren! Was wir da also alles noch erblicken und erleben würden, wenn wir nur erst einmal die Nähe der Küste verlassen hatten!

Dabei hatten wir auch unsere Zukunft im Auge. Unser nächstes mußte sein, Wasser aufzusuchen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß auf der Osterinsel wohl sehr viele Quellen dem Gestein entspringen, aber kein einziger Bach erreicht das Meer, sie verschwinden schon vorher in den Spalten. Doch ich konnte mich noch einer Stelle entsinnen, wo eine Quelle ganz unten am Fuße einer Felswand herausgekommen war, der Boden dort war eben gewesen, und ich wußte sie wiederzufinden.

Uebrigens schien auch der Wagen zuletzt von dort gekommen zu sein, die Spuren liefen nach jener Richtung hin, wurden dann freilich von vielen anderen Radspuren gekreuzt, ein Zeichen, wie fleißig Lord Seymour und sein oder seine Begleiter hier schon mit dem Käfigwagen herumgekreuzt waren.

Wir hatten noch keine dreihundert Meter zurückgelegt, als ein röchelndes, abgestoßenes Gebrüll ertönte, und gar nicht weit vor uns erhob sich aus dem Grase ein mächtiger Löwe und zog sich vor uns grollend zurück, verschwand in einem Wäldchen, welches noch aus Blodwens Zeiten stammte, obgleich sonst auf dieser Seite nichts von Häusern und anderen Werken von Menschenhand zu sehen war.

Der Löwe hatte recht wohlgenährt ausgesehen, ebenso wie die beiden Tiger. Woher bezogen sie ihr Futter? Wie hatte sich die

Geschichte nun entwickelt? Noch hatten wir nichts von Rindern, Schweinen und dergleichen erblickt.

»Ein Kaninchenbau!« rief da Hans.

Ja, überall waren kleine Anhöhen, durch ihre Farbe von dem grünen Grase abstechend, aber oft auch schon wieder überwachsen, so daß man die Einfahrlöcher der harmlosen Nager gar nicht sah, und unserem Wagen boten die kleinen Erhöhungen nicht den geringsten Widerstand.

Da huschten welche – und da sauste ein gelber Streifen durch die Luft – eine Löwin – hatte ein Kaninchen zwischen den Pranken, und dann mit dem Bissen im Maule vor unserem Wagen auf und davon.

Und solche Kaninchenansiedlungen fanden wir im Laufe der Tage allüberall in der Ebene verstreut, es mußten Millionen von Kaninchen sein, aber eben in Kolonien gesondert, und jede Kolonie hatte ihren Tyrannen, einen Löwen, einen Tiger oder ein sonstiges Raubtier, welches Tag und Nacht vor den Löchern auf der Lauer saß, manchmal auch ein sich vertragendes Pärchen, niemals aber zwei männliche oder zwei weibliche, und noch weniger Raubtiere verschiedener Arten zusammen.

Wohl mochte es manchmal zu einem blutigen Kampfe zwischen zwei Rivalen kommen, wie wir es auch einmal beobachteten zwischen einem Panther und einem jungen Löwen, die sich gegenseitig solch ein Jagdgebiet, oder auch Weidegrund zu nennen, streitig machten, aber im allgemeinen herrschte doch zwischen den großen Raubtieren selbst Frieden, sie hatten eben Nahrung genug, wenn solch ein Kaninchen für ein derartiges Ungeheuer auch nur einen Bissen bedeutete. Dafür waren die Kaninchen massenhaft vorhanden und ohne Mühe zu fangen.

So hatte sich alles ganz anders entwickelt, als jene Sportsmen gemeint, ihre verschiedenen Ansichten durch Wetten vertretend. Sie hatten wohl gar nicht gewußt, daß damals auch Kaninchen ausgesetzt worden waren, wahrscheinlich gleich massenhaft, und

für Blodwens ideale Kolonie wäre das eine böse Geschichte geworden, die Karnickel schienen ihre an sich schon ungeheure Fruchtbarkeit in diesem Klima, welches keinen Winter kennt, aber auch keine alles verdorrnde Hitze, noch gesteigert zu haben. Denn wenn die wilden Kaninchen nicht in einem strengen Winter massenhaft zugrunde gingen, ebenso bei anhaltender Dürre – das Kaninchen säuft überhaupt gar nicht, die Feuchtigkeit des frischen Pflanzenwuchses genügt ihm – so wären sie ja bald Herren der Erde.

Bären der verschiedensten Art beobachteten wir dann später mehrmals im Gebirge, d. h. von der Ebene aus, uns selbst sollte das Gebirge verschlossen bleiben, und die Bären mochten dort ebenfalls dem Fange von Kaninchen obliegen, welche steile Gelände der Ebene ja noch vorziehen. Von Rindern, Schafen, Schweinen und dergleichen zahmen Tieren oder Hausgeflügel dagegen war absolut nichts mehr zu bemerken, die waren den Raubtieren schon zum Opfer gefallen. Ob jenes Gelehrten trigonometrische Berechnung, wie sich Lord Seymour damals ausgedrückt, wegen der Zeit stimmte, konnten wir nicht beurteilen.

Ich habe vorgegriffen. Unser erstes Ziel war jene Quelle. Wir erreichten sie. Ja, diese leicht zugängliche Tränke war auch für die Raubtiere ein begehrenswertes Ziel geworden, das sah man an den zahllosen Spuren. Aber sie schien nur des Nachts aufgesucht zu werden, wir brauchten keinen vierbeinigen Rivalen zu verschrecken.

Wie der ingenüose Erfinder dieses Wagens mit allem gerechnet hatte, zeigte sich darin, daß auch eine Stange vorhanden war, aus mehreren Stöcken zusammensetzt, vorn mit einem kleinen Schöpfeimer, so daß Wasser eingenommen werden konnte, ohne den Käfig verlassen zu müssen.

Nachdem das Faß ausgespült und mit Wasser gefüllt war, galt es für uns die wichtigste Frage zu lösen: Befanden sich unsere Freunde noch hier oder nicht?

Am einfachsten war diese Frage zu lösen, indem wir einmal eine Fahrt längs der Küste rund um die Insel machten. Denn sie konnten doch nur per Schiff gekommen sein, dieses oder Spuren ihrer Abfahrt mußten wir dann erblicken.

Wir traten die Reise rund um die Erde sofort an. Aber auf zwei Tage konnten wir uns gefaßt machen. Die Osterinsel hat einen Umfang von mehr als fünf geographischen Meilen, und ganz so schnell wie ein rüstiger Fußgänger kam unser Gefährt denn doch nicht vorwärts, und wenn wir vernünftig waren, mußten wir von vornherein mit verschiedenen Hindernissen und Stockungen rechnen, außerdem war es jetzt schon bald Mittag.

Also wieder nach der Küste, aber nach einer anderen Richtung, und diese entlangefahren. Sandige Stellen zwangen uns zu großen Umwegen, denn da kam der Wagen nicht vorwärts. Doch herrschte im allgemeinen der feste Boden mit Graswuchs vor.

Hin und wieder eine Kaninchenkolonie, dann aber stets gleich riesig groß, stets beherrscht von irgendeinem Raubtier oder einem Pärchen.

Grollend zogen sie sich stets vor uns zurück. In der Nähe eines Wäldchens verließen wir einmal den Käfig, um Brennholz zu sammeln. Denn auch mit einem kleinen Ofen war der Wagen versehen, sowohl für Spiritus- als für Holz- oder Kohlenfeuerung eingerichtet. Wir wollten uns Tee kochen.

Wir hatten erst einiges Holz aufgelesen, als wir noch rechtzeitig zwischen den Bäumen einen Leoparden anschleichen sahen, in gar nicht so hohem Grase sich so geschickt verbergend, daß wir ihn nur durch einen Zufall entdeckt hatten.

Diesmal flüchteten wir nicht, ich erlegte ihn noch außerhalb des schützenden Käfigs. Aber das sollte uns eine Warnung sein.

Wir bekamen auch noch ein anderes Beispiel zu merken, wie es die Raubtiere dennoch auf uns abgesehen hatten.

Kurz vor dem Hafen, an welchem Blodwen eine ganze Stadt angelegt hatte, mußten wir einen waldähnlichen Park passieren.

Als wir noch unser Staunen aussprachen, wie Blodwen oder ihr Sekretär nur solche Eichen und Platanen hatte hierhertransportieren können, wie diese Bäume in ihrer Heimat mit allen Wurzeln ausgehoben worden waren, um hier wieder eingesetzt zu werden, vernahm ich einen schweren Fall, der den ganzen Wagen erschüttern machte, und in demselben Augenblick sah ich, wie etwas Schwarzes wie ein Schatten von oben herabschlug und Hans den Südwester, den er trug, vom Kopfe riß.

Es war ein schwarzer Sundapanther, der auf unserem Käfig saß. Er hatte auf einem Baumast gelegen, war auf uns herabgesprungen, und hätte er es nicht auf den viel kleineren Hans abgesehen gehabt, sondern auf mich, der ich mit dem Kopfe fast an die Decke stieß, so hätte ich jetzt mindestens einen zerfleischten Kopf gehabt.

Meine Kugel machte dem Raubritter schnell ein Ende, für uns aber war das wieder eine Warnung, alle größeren Bäume zu meiden.

Dann steuerten wir in die Häuserkolonie ein, welche man schon eine kleine Stadt nennen konnte.

Überall sproßte Gras, und überall empfing uns donnerndes Gebrüll, Pfauchen und Zischen – überall hatten sich in den Wohnungen und Speichern Raubtiere einquartiert, wohl am meisten solche, welche Familie hatten, oft sah ich vor Türeingängen junge Löwen, Tiger, Panther und andere Raubtiere spielen, unter sich oder mit lebendigen Kaninchen, welche ihnen die das Spiel überwachende Mutter gebracht hatte, sie im Fangen unterrichtend – reizende Bilder, aber uns begann doch etwas zu grauen.

Zwar nahm die Mutter bei unserer Annäherung gewöhnlich eines der Jungen nach dem anderen ins Maul und verschwand schleunigst in der Tür eines Hauses, oder trieb schon größere durch sanfte Tatzenschläge vor sich her, einmal sah ich durch ein

Parterrefenster solch eine kleine Löwenfamilie auf dem Sofa gebettet – aber nicht immer zeigten sich die Eltern so nachgiebig gegen uns.

Ein donnerndes Gebrüll, und wieder war es ein Königstiger, der aus einem Fenster heraus gegen unseren Käfig sauste, und hätten wir uns nicht zufällig dicht an der jenseitigen Häuserwand befunden, so wäre der Wagen umgestürzt, und wie wir ihn dann wieder hätten aufrichten sollen, wobei wir ihn doch verlassen mußten, das war in dieser Nachbarschaft ein Problem, dessen Lösung ich mir lieber gar nicht ausmalen wollte.

So machten wir schleunigst, daß wir dieses Raubnest hinter uns bekamen.

Im Hafen hatte kein Schiff gelegen, und jetzt bezweifelte auch ich, die ›Sturmbraut‹ noch wo anders zu erblicken.

Wir setzten zwar unsere Reise längs der Küste fort, hatten jetzt aber auch anderes zu beraten.

Wir hungrigen Gäste hatten den Speiseschrank bald leer gemacht, und nun hieß es, wie weitere Nahrung bekommen.

Hans hielt das zuerst für sehr einfach – Karnickel schießen – ich aber hatte darin doch schon so viel Erfahrung, um zu wissen, wie schwer Kaninchen zu schießen sind, und Hans kam nach einigen Fehlschüssen, die er auf hin und wieder vorbeihuschende Tiere abzugeben, zu derselben Ansicht. Da kann man fast ebenso gut auf den Blitz schießen. Es waren ja nur immer solche Tiere, welche, von uns aufgescheucht, nach ihren Löchern flohen, ein sitzendes bekamen wir niemals zu sehen, und als es mir doch einmal glückte, eines zu erlegen, hatte auch schon im Nu ein versteckt gelegener Jaguar es erwischt und war mit einem Sprunge verschwunden.

Nun, wir fanden doch noch ein ergiebiges Jagdgebiet, ehe wir unsere Zähne an dem völlig ungenießbaren Raubtierfleisch probieren mußten, welches selbst vom gefräßigsten Neger verschmäht wird.

Ziemlich nahe dem Strande erhob sich ein steiler Hügel, auf dem wir es von Kaninchen wimmeln sahen. Ich erkannte gleich, daß dies für Jagdzwecke ein weit günstigeres Gebiet war, als die Ebene. Auf der schiefen Fläche konnte man die Tiere immer in dem Grase umherhuschen sehen; Raubgesindel konnte sich aus diesem Grunde nicht so leicht anschleichen, das Gras war hier auch nur sehr kurz, dafür aber sehr frisch, saftig, und infolge des Fehlens der Raubtiere wiederum waren die Kaninchen gar nicht scheu, ließen uns ziemlich weit herankommen.

Ein Schrotschuß von mir ließ zwei von ihnen den Hügel herabrollen und unten liegen bleiben. Da freilich bemerkten wir, daß auch diese Kolonie ihren Herrn und Gebieter hatte. Sofort kam ein Löwe hervor, der einmal recht mager aussah, ein Zeichen, wie schwer ihm der Fang wurde, aber noch ehe er die kleine Beute im Maule hatte, blieb auch er liegen, von meiner Kugel durch die Schläfe geschossen.

Eine Löwin schien es hier nicht zu geben, jetzt waren wir Gebieter über diesen Weidegrund des Fleisches, und in kurzer Zeit hatte ich noch fünf weitere Kaninchen erlegt, die wir uns abholten.

Uebrigens genügte ein einziges dieser gemästeten Karnickel vollkommen, um selbst einen Magen, wie den meinen, für einen halben Tag zu befriedigen, und der Erfolg der Jägerei schmälerte sich auch nicht, die Tierchen wurden nicht scheuer, oder sie mußten eben, vom Hunger geplagt, dem Futter nachgehen, und falls sie dies unsertwegen dann später nur während der Nacht tun würden, so hatten wir vorläufig Mondschein.

Nur ein Unangenehmes hatte dieses Jagdgebiet. Die einzige Stelle, wo wir Wasser schöpfen konnten, lag gerade auf der anderen Seite der Insel, bis dahin hatten wir gute zwei Stunden zu fuhrwerken.

Zunächst beendeten wir unsere Rundreise. Dazwischen hielten wir eine Nachtruhe in dem Käfig ab. Von Ruhe konnte man freilich

nicht viel sprechen. Ein ununterbrochenes Konzert von Raubtierstimmen aller Art. Auch wagten wir uns nicht am Boden auszustrecken; denn jetzt wurden wir ganz anders umschlichen, als am Tage, und besonders mein langer Körper hätte an irgendeinem Ende von einer durchhakelnden Pranke erwischt werden können.

So schliefen wir auf den Kisten im Sitzen, in die vorgefundnen Decken gewickelt, außerdem mußte einer immer wachen.

Wie würde sich das hier auf dieser Insel nun noch weiter entwickeln? Würde die Osterinsel ständig solch ein Park von Raubtieren bleiben?

Nun, da brauchten nur einmal einige englische Sportsmen davon zu hören, was für ein Jägerparadies es hier in der Südsee gab, vielleicht hatten sie schon davon gehört, waren schon unterwegs – in einigen Wochen würden die hier den letzten Schwanz weggeschossen haben.

Und was sollte denn aus uns werden? Sollte dieser Käfig zu unserem Sarge bestimmt sein?

Ja, wenn nicht irgend etwas anderes kam, das uns mitnahm, so mußten wir wohl auf jene englische Jagdgesellschaft warten, die uns aus diesem Käfig befreite.

Das ward uns am anderen Tage klar, als wir die ganze Insel abgerudert und nichts von der ›Sturmbraut‹, oder von einem sonstigen Schiffe bemerkt hatten.

So, dann konnte ja das Robinsonleben im Raubtierkäfig beginnen.

An jenem Hügel Kaninchen schießen, auf der anderen Seite der Insel uns mit Wasser versehen, unterwegs Holzauflesen – das war unsere Tages- und Hausordnung. Zu sonstigen Spazierfahrten blieb uns da gar nicht mehr so viel Zeit übrig.

So vergingen drei Tage. Mit den beiden vorigen, da wir uns erst ›häuslich‹ eingerichtet hatten, waren es zusammen fünf.

Mir hing das ewige Karnickelfleisch schon ellenlang zum Halse heraus, und wenn mich Hans ansah, so konnte ich darin die

stumme Frage lesen: ›Was nun, Käpt'n? Wie soll das noch mit uns werden?‹

Nun, am sechsten Tage sollte eine Aenderung eintreten – freilich nicht zu unserem Vorteil.

Wir hatten in der Vollmondnacht einige Rabbits geschossen – zu deutsch Karnickel – oder ganz genau sieben Stück, fuhrwerkten nun nach der Quelle, um dort nicht nur Wasser einzunehmen, sondern um auch einmal unsere Hemden zu waschen, allerdings ohne Seife.

Diese Mohrenwäsche fand innerhalb des Käfigs statt; denn wenn auch kein Raubgesindel zu erblicken war, diesen Ludersch – wie Karlemann gesagt hätte – war nie recht zu trauen, gerade hier boten Felsblöcke gute Verstecke. Als Waschwanne diente vorläufig unser Trinkwasserfaß.

Hans rumpelte also unsere Hemden, die dadurch eine Schattierung heller wurden, während ich unterdessen von einem schon abgezogenen Karnickel erst das Fett ablöste, dies in der vorgefundenen Bratpfanne auf dem Ofenfeuer zerließ und dann das kleine Vieh in seinem eigenen Speck briet.

Es war ein Idyll, wir beide, nur noch mit der Hose bekleidet, wie wir so eingesperrt im raubtiersicheren Käfig unseren häuslichen Beschäftigungen nachgingen. Wenn ich mich nur nicht schon so vor dem Karnickelgeruch geekelt hätte – und dann war es auch bitter, daß wir keinen Tabak hatten.

So, unser Frühstück war fertig, wir spülten jeden Bissen mit mehreren Schlucken Wasser hinter – aber nicht etwa, daß Karnickelbraten schlecht schmecke, ganz im Gegenteil, es gleicht fast ganz dem Hühnerfleisch, nur nicht immer und immer muß man es essen – dann spülten wir das Waschfaß tüchtig aus, füllten es und traten den Rückweg an.

Unterwegs mußten wir Holz auflesen, unser Vorrat ging zu Ende. Das geschah immer am besten in der Nähe jenes kleinen Waldes, an einer Stelle, wo nur niedrige Bäume standen, daß wir auch von oben herab vor Raubtieren gesichert waren.

Wir hielten an; zur Vorsicht ward der Käfig auf den Boden gelassen, falls doch einmal ein Vieh dagegensprang, sicherten die Umgegend ab, verließen den Wagen und sammelten trockenes Holz auf.

»Ein Tiger, Käpt'n!«

Richtig, da kam einer angeschlichen! Ein Glück, daß all diese großen Raubtiere niemals in mehreren Sprüngen auf die erspähte Beute zustürzen, sondern die Entfernung muß stets eine solche sein, daß sie jene mit einem einzigen Satze erreichen können, vorher schleichen sie sich nur an, und verfehlen sie einmal das Opfer, dann verfolgen sie es niemals, sondern drehen sofort um, schleichen wieder davon, und zwar in ganz merkwürdiger Weise, mit eingezogenem Schweife, akkurat, als ob sie sich ihrer Ungeschicklichkeit schämten.

Nun, wegen eines anschleichenden Tigers ging ich nicht mehr in den Käfig zurück. Die Gewehre hatten wir stets bei uns, aber ich allein schoß, Hans war nur mein Büchsenhalter, das zweite Gewehr hatte ich aber noch nie gebraucht.

Die vorige Charakterschilderung muß aber doch in etwas eingeschränkt werden. Hat man einen anschleichenden Löwen oder Tiger nur verwundet, dann allerdings springt er mehrmals los, um den Jäger zu erreichen, und dann ist das ja auch etwas ganz anderes, dann will er Rache nehmen.

Wie ich eben anlegte, sah ich dicht hinter dem Tiger ein zweites Exemplar angeschlichen kommen, das Weibchen – nee, unter solchen Verhältnissen zog ich es doch vor, lieber in meine Häuslichkeit zurückzukehren, und so taten wir.

Aber kaum hob ich hinter dem sicheren Gitter das Gewehr – da war kein Luder mehr zu erblicken!

Wir hatten genügend Holz aufgehäuft, mußten nur die paar Schritte hinfahren, um es einnehmen zu können.

Hans drehte den Hebel, der den Käfig wieder auf die Räder hob.

Da sah ich im Grase eine schwarze Physiognomie auftauchen, den Kopf eines Sundapanthers, er zeigte mir etwas die Zähne, und das sah geradeso aus, als ob das Vieh feixte. Ehe ich das Gewehr in Anschlag bringen konnte, war es schon wieder verschwunden.

»Na, Hans, was wird's denn?«

»Ja, Herr Kapitän, der Hebel dreht sich wohl, aber, aber, aber ...«

Ach du großer Schreck! Ich sah es schon! Der Hebel ließ sich ganz leicht von einer Seite nach der anderen drehen – eben viel zu leicht, er hob dabei den Käfig nicht.

Ich brauchte auch gar nicht lange nach dem Fehler zu suchen – ein Rad fiel um – da war etwas gebrochen.

Um da etwas reparieren zu können, mußten wir den Wagen verlassen. Die paar Bestien draußen waren schnell durch einige Schüsse verscheucht.

Drei gingen, und sechs kamen. Ich brauchte nur die Tür zu öffnen, so waren sie zur Stelle, und zwar schienen sie jetzt gemeinsame Sache zu machen, ohne Ansehen der Person und Rasse, mit einem Male hielten sich Tiger und Löwen und Panther und Jaguare ganz gemütlich nebeneinander auf, was ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte, um uns grimmig anzufletschen.

Die schienen zu wissen, was uns passiert war, und daß Einigkeit stark macht.

Uebrigens brauchte ich den Wagen gar nicht erst zu verlassen. Jetzt entdeckte ich die Bruchstelle an der vorderen Achse, und da war einfach nichts zu machen.

»Hans, jetzt sind wir gefangen.«

»Ja, Kapitän, was nun?«

»Einfach warten, bis eine englische Jagdexpedition oder etwas anderes kommt, was uns aus dieser fatalen Lage befreit.«

Ja, wir befanden uns in einer äußerst fatalen Lage. Was half's, daß ich im Laufe zweier Tage gegen ein Dutzend der verschiedensten Raubtiere wegschoß?

Wie gesagt, die schienen genau zu wissen, wie es mit uns stand, und obgleich sie uns doch gar nicht würden verzehren können, da wir ja in dem raubtiersicheren Käfig als Skelette enden würden, so ließen sie doch nicht locker, lungerten Tag und Nacht um uns herum.

Und das Allergemeinste dabei war, daß wir, ohne selbst mit-speisen zu können, zusehen mußten, wie sie ihre von mir erlegten Kameraden auffraßen.

Ich habe schon von zwei Tagen gesprochen. Ja, unsere Kaninchen waren schon längst alle, wir hatten das Faß noch halb voll Wasser, aber das hinderte nicht, daß ich mir aller zwei Stunden meinen Gürtel ein Loch enger schnallen konnte.

So brach der dritte Hungertag an.

»Hans, mit uns ist es aus.«

»Ach, Herr Kapitän!«

»Bis morgen abend halte ich es nicht mehr aus.«

»Der Mensch soll doch sieben Tage hungern können, zumal, wenn er Wasser hat.«

»Ja, aber ich nicht, darin bin ich kein Mensch.«

Eine längere Pause trat ein. Ich schoß nach einem Panther, schoß aber drei Meter daneben. So zitterten vor Schwäche meine Arme.

»Kapitän!« fing da Hans wieder an.

»Na?«

»Habt Ihr schon einmal von Schiffbrüchigen gehört?«

»Was soll diese unvollendete Frage?«

»Wenn Schiffbrüchige im offenen Boote nichts mehr zu essen haben, dann – dann – ziehen sie das Los, wer – wer zuerst von den anderen . . . «

Der brave Kerl kam nicht dazu, mir seinen abgemagerten Leichnam als Futter anzubieten.

Plötzlich erweiterten sich seine Augen, er sprang auf.

»Ein Segel, ein Segel!!«

SCHARLIKAMUFF.

Ja, da war ein Segel, eigentlich mehrere. Gut eine Seemeile von der Küste entfernt fuhr ein Boot, welches nicht allzu klein sein konnte; denn außer dem Hauptsegel hatte es noch zwei Klüver gesetzt.

Ein Glück, daß wir nicht direkt hinter dem Walde saßen, sonst hätten wir gar nicht die See und damit auch nicht dieses Boot erblicken können.

Aber ob wir uns bemerkbar machen konnten, das war eine andere Frage. Doch Schüsse mußten schon gehört werden.

Wir schossen einzeln, dann auf Kommando gleichzeitig unsere Doppelbüchsen ab, und dann befestigten wir die noch nicht ganz getrockneten Hemden an der Stange des Schöpfeimers und schwenkten sie.

O weh, da verschwand schon das Boot hinter dem Walde, ohne uns ein Gegenzeichen gegeben zu haben.

Aber da kam es auch schon wieder zum Vorschein, der Küste bedeutend näher, es hatte nur gewendet, und als wir wieder die Hemden flattern ließen, schwenkte ein Mann eine Flagge. Das Boot hielt jetzt direkt auf die Küste zu.

Aber waren wir deshalb schon gerettet? Konnte uns denn dieser Mann zu Hilfe kommen? Sollten wir ihn nicht lieber warnen?

Ich übergehe diese Fragen, die wir uns angstvoll stellten, und an solche Fragen, wie denn dieses einsame Boot hierherkäme,

denn ein Schiff zeigte sich nicht, dachten wir gar nicht – wir beobachteten mit atemloser Spannung.

Jetzt zeigten sich zwei Männer. Es mußte ein gedecktes Boot sein, sie standen sehr hoch. Die Segel wurden gerefft, das Boot lief in voller Fahrt auf den Sand, ein Anker fiel, der eine Mann sprang heraus.

Dies geschah in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern von uns.

Der Mann schritt schnurstraks, wenn auch gemächlich, auf uns zu. Ein Gewehr hatte er über der Schulter hängen und in der Hand etwas wie einen Stock, oder ich will gleich Hundepeitsche sagen.

»Um Gottes willen,« schrie ich da auf, »ein Tiger, ein Tiger, seht Ihr ihn denn nicht?!«

Ja, schon war ein Tiger unterwegs, schlich durch das Gras auf den Ankommenden zu, war ihm schon ganz nahe.

»Der Mann ist rettungslos ver . . . «

Da erstarb mir das Wort im Munde. Jetzt hatte ich die kleine, gedrungene Gestalt erkannt.

»Karlemann, Karlemann!!« jauchzte ich auf.

Kein anderer war es. Aber sah er denn den Tiger gar nicht, dieser Junge, der immer mit Raubtieren . . .

Da duckte sich der Tiger zum Sprunge, und Karlemann blieb ganz ruhig stehen, hatte etwas in der Hand, aber etwas anderes als die Hundepeitsche, doch auch wie ein Stock aussehend, setzte diesen an den Mund – und plötzlich machte der Tiger kehrt, lief mit einem ganz eigentümlichen Kopfschütteln davon – und Karlemann ihm schnell nach, ihm ein paar mit der Peitsche übergezogen und ihm dann noch einen Tritt gegeben, worauf er seinen Weg ganz ruhig fortsetzte.

Was in aller Welt war das gewesen? Na, es war eben Karlemann!

Und wie das nun ausgesehen hatte, als der Knirps dem Ungeheuer ein paar überzogen und dann noch einen Tritt gegeben –

alles andere war vergessen, ich brach in ein schallendes Gelächter aus, und Hans stimmte mit ein.

»Karlemann, Karlemann, wir sind hier!«

»Ja, ja, ich merk's schon.«

»Vorsicht, Vorsicht, hier wimmelt es von wilden Tieren!!«

»Ae, die tun mir nischt. Dadervor komm ich ja äm her!«

So hatte er, langsam schlendernd, uns fast erreicht. Aber Karlemann nahm die Sache natürlich doch nicht so auf die leichte Achsel. Nur war er eben gewöhnt, mit wilden Tieren umzugehen, darin war er ein gottbegnadetes Genie.

Diesmal war es ein bemährter Löwe, der ihn aufs Korn nahm. Er duckte sich zum Sprunge, und Karlemann ging ganz ruhig direkt auf ihn zu, nur den Oberkörper etwas vornüber geneigt.

War es sein Auge, das den Löwen in Schach hielt, ihn bewegungslos machte? Ganz gewiß! Der Löwe sprang nicht, knurrte nur, schlug mit dem Schweife den Boden, sonst aber blickte er starr auf den kleinen Mann, bis dieser kaum drei Schritte von ihm entfernt stand.

Und da steckte Karlemann etwas in den Stab, den er trug, führte ihn an den Mund, wir hörten ihn pusten, ein gelber Strahl schoß durch die Luft, auf den Kopf des Löwen zu, sich aber gleich zur Wolke verbreitend – und sofort sprang der Löwe auf, aber nach rückwärts, schüttelte den Kopf und nieste herzhaft dabei, trabte niesend davon – Karlemann ihm aber erst noch einmal nach und ihm mit dem Seestiefel einen derben Tritt aufs Hinterteil versetzt.

»Warte, Luder!!«

Es war eine unbeschreibliche Szene gewesen. Aber sie wiederholte sich nicht mehr. Die sämtlichen Raubtiere, die uns umlagert, waren plötzlich verschwunden, wie weggeblasen. Ja, Karlemann hatte sie wirklich mit dem Pusterrohr weggeblasen. Ob ihnen dieses Beispiel genügte, oder ob sonst etwas an dem Jungen war, sein Blick, ein von ihm ausgehender Geruch – ich weiß es nicht.

Uebrigens habe ich ja schon früher einmal erwähnt, welch kolossalen Einfluß dieser Junge auf jedes Tier ausübte – damals, als er zu uns an Bord kam, als Blodwens wütende Bullenbeißer ihn hatten anfallen wollen. Da hatte er die Biester auch nur anzusehen brauchen, nur ein gebieterisches Wort, und sie waren sofort furchtsam davongeschlichen.

»Wie kommen Sie denn hierher? Was machen Sie denn hier? Guten Morgen auch!«

»Karlemann, Sie sind mir wieder einmal als Retter erschienen!«

Dabei aber dachte ich im Augenblick wirklich nicht mehr an meinen Hunger.

»I, das ist doch der der der der Hans?! Das Hänschen?! Nu, was macht denn ihr beide hier drin im Käfig?«

»Das ist Lord Seymours Erfindung.«

»Das habe ich mir lebhaft gedacht. Na, da rutschen Sie mal los!«

Ich öffnete die Tür, ich erzählte auf der Stelle alle meine Schicksale, weder an die knurrenden Raubtiere noch an meinen knurrenden Magen denkend, wenn ich mich auch so kurz wie möglich faßte.

Dann schritten wir zusammen dem Boote zu, unsere Hemden ganz vergessend.

»Da ist es Ihnen ja fast genau so gegangen wie mir!«

»Wieso?«

»Na, ich war auch nicht schlecht erschrocken, wie ich anstatt des großen Vogelberges nur noch unter dem Wasser einen großen Scherbelhaufen sehe. Aha, sagte ich mir, da ist scharlikamuff.«

»Was sagten Sie?«

»Scharlikamuff!«

»Was ist denn das?«

»Das ist Pawneesch. Scharlikamuff – es ist alle, es ist vorbei, futsch, futschikado, futschikadissimo. Also die Kerls scheinen

doch noch zu leben. So so, hm hm hm hm. Na, das freit mich – freit mich wirklich.«

Ich blieb einmal stehen, als promenierten wir auf der Hamburger Esplanade.

»Karlemann – ich weiß nicht,« schnüffelte ich, wie ich schon lange geschnüffelt hatte, »Sie riechen gerade wie – wie – wie'n alter Kuhkäse.«

Auch Karlemann war stehen geblieben, hob mit bösem Gesicht sein Blaserohr sich vor den Mund und mir vors Gesicht, wobei er es ziemlich vertikal halten mußte.

»Wie ein alter Kuhkäse soll ich riechen?« schrie er mich wütend an. »Wenn Sie das noch einmal sagen, puste ich Sie an, und Sie sind ... scharlikamuff!!«

»Sie blasen wohl mit spanischem Pfeffer?«

»Jawoll! Das Pfund zu'n Dollar. Sie sind blind auf ewig und kriegen die Niese, bis Sie scharlikamuff sind.«

»Hm. Eigentlich ein ganz vortreffliches Mittel, um sich wilde Tiere vom Leibe zu halten. Das können Sie sich patentieren lassen. Man hält dem Vieh einfach das Blaserohr unter die Nase und pustet hinein – scharlikamuff.«

»Jawoll. Aber das Vieh darf nicht zuerst pusten.«

»Nee, faktisch,« lachte ich, »Sie riechen gerade wie verfaulter Quark. Gehört dieses Odeur vielleicht auch mit zur Raubtierbändigererei?«

Karlemann ließ das Pusterohr sinken, um sich dafür hinter den Ohren zu kratzen.

»Sie können recht haben. Sehen Sie, die Sache ist die – als ich mich in San Francisco verproviantierte ... was ist wohl das konzerterierteste Nahrungsmittel?«

»Das konzentrierteste meinen Sie wohl, was am meisten Eiweißstoff enthält? Das dürfte die Nuß sein. Sie denken aber wohl an Käse?«

»Jawoll. Käse ist die nahrhafteste Nahrung. Fressen Sie nur mal 'n Pfund Käse, wie Ihnen der schwer im Magen liegt. Na, sehen Sie, und weil ich nun in meinem Boote nicht gar zu viel Platz hatte, mußte ich so was wählen, und da nahm ich einige Zentner Käse mit. Aber nicht so alten, der auseinanderläuft, oder den man gleich zu Markte treiben kann, weil die Maden von ganz allein laufen. Nee, so dumm ist Karlemann nicht. Sie kennen doch englischen Käse?«

»Na und ob.«

»Läuft der auseinander?«

»Der ist ganz fest.«

»Stinkt der?«

»Eigentlich gar nicht.«

Karlemann kratzte sich wieder hinter den Ohren.

»Ja, eigentlich nicht. Aber unter den Aequator darf er doch nicht kommen. Unter der Linie wurde der harte Käse doch eine weiche Schmiere – – und und und – – da fing er an zu stinken – – und und und – – da kamen Maden hinein – – und und und und – – nu ist er ähm scharlikamuff.«

Wir hatten das Boot noch immer nicht erreicht, und ich dachte noch immer nicht an meinen Magen; der Käse, von dem ich kein großer Freund bin, erinnerte mich noch nicht.

»Sie waren im Indianerterritorium?«

»Ei gewiß doch.«

»Haben Sie auch Skalpe erbeutet?«

»Eine ganze Masse! Ich habe doch mit den Pawnees gegen die Schwarzfußindianer gekämpft. Ja, ich habe sozusagen den Tomahawk ausgegraben. Ei ja, ich habe immer feste Schkalpe abgeruppt.«

»Was haben Sie denn damit gemacht?«

»Nu, geräuchert, wie's alle Indianersch machen. Und dann habe ich sie mit der Post nach Hause geschickt, sechsundzwanzig

Stück – feine Exemplare, sage ich Ihnen! – Nur der eene ist 'n bißchen kaputt, da hatte ich nicht richtig geschnitten, und da habe ich mit den Haaren ein paar Fleischlappen rausgeruppt. Ja, die hänge ich mal in meine gute Stube. Aber einmal bin ich grimmig hineingefallen. Denken Sie, was mir passiert ist, wie man mich angeschmiert hat ...«

»Sie angeschmiert?« fragte ich diesen holden Knaben.

»Na, hören Sie nur zu. Da war der Häuptling von den Schwarzfüßlern, schon ein alter Kerl, aber mit einer prachtvollen Skalplocke, viel länger als die anderen, und nun recht fein eingebuttert und mit bunten Federn gespickt – die mußte ich haben. Na, es dauerte auch gar nicht lange, da konnte ich den Kerl durch den Kopf schießen. – Sie brauchen kein Gesicht zu machen, es war ein ehrlicher Kampf. Aber was denken Sie, was nun weiter kam? Also ich nehme den Kopf zwischen die Beine, packe die Skalplocke, will um die Kopfhaut mit dem Messer einen Kreis beschreiben – da ist das alles gar nicht nötig, die Skalplocke geht mit der ganzen Kopfhaut von ganz alleine los – aber ich kann sie auch wieder so zurückschnellen lassen – da ist das eine Perücke, mit einer Gummischnur befestigt – die Firma, die sie geliefert hat, stand auch inwendig drin – Israel Schleikel in New-York – und dann noch darunter: *made in Germany*.«

Trotz der grausigen Schilderung mußte ich doch herzlich lachen. Karlemanns Vortragsweise war auch danach.

Wir hatten das Boot erreicht, ein gedecktes, schlankes Fahrzeug von sechs Meter Länge, welches man auf einem Binnengewässer schon eine Jacht nennen würde.

Zunächst wurde meine Aufmerksamkeit durch den zweiten ›Mann‹ gefesselt, der aber ebenfalls ein halbwüchsiger Junge war, und zwar erkannte ich in ihm gleich einen nordamerikanischen Indianer.

»Dschumschamschai oder so ähnlich,« stellte ihn mir Karlemann vor, »auf deutsch der kleine Waschbär – aber nicht etwa wegen seiner Reinlichkeitsliebe so benamst. Es ist ein Pawneejüngling, der kurz vor seinem Kriegerexamen stand. Ich habe ihm so viel von dem freien Seeleben vorgeschwatzt, bis er mit mir durchgebrannt ist. Warum sollen denn nur immer deutsche Jungen bei Nacht und Nebel durchbrennen, um nach Amerika zu den Indianersch zu gehen? Kann es nicht einmal auch umgekehrt sein?«

Der Indianerjüngling, noch keine vierzehn Jahre alt, benahm sich schon würdevoll wie ein erwachsener Krieger, war über Neugier und alles erhaben.

Dann aber kam die Hauptsache: das Essen. Karlemann war mit allem verproviantiert, nicht nur mit Käse, nach dem das ganze Fahrzeug schon von weitem stank.

Die Mahlzeit mußte an Deck eingenommen werden, wenigstens, wenn man dabei aufrecht sitzen wollte: denn innen war alles mit Proviant und Wasserfäßchen vollgepfropft, nur so viel Raum lassend, daß sich ein Mensch zum Schlafen ausstrecken konnte, denn der zweite Mann mußte ja immer an Deck sein, bei schlechtem Wetter am Steuerruder festgelaßt.

So wenigstens war es anfangs gewesen, bei der Abfahrt; jetzt war durch Verringerung des Proviantes schon mehr Platz geworden, auch wir beiden neuen Ankömmlinge fanden im Zwischendeck noch eine Schlafstelle.

Während des Essens, das jetzt erst recht noch mehr Raum schaffte, erzählte ich meine Abenteuer ausführlicher, besonders die bei den Mormonen. Karlemann hatte ja meinen Doppelgänger selbst gesehen.

Da aber machte ich wieder einmal eine eigentümliche Entdeckung. Dieser kleingebliedene Junge mit dem alten Gesicht

konnte ununterbrochen Witze reißen, doch er selbst war für Humor durchaus nicht empfänglich. Wohl hatte ich ihn schon oft lachen hören, aber dann war die Ursache gewöhnlich nur Spott, er belachte etwa die Unbehilflichkeit oder Dummheit eines anderen.

Ich verstand gewiß zu erzählen, wie ich da plötzlich von den siebzig Kindern und dreißig Weibern attackiert worden war, deren Vater und Gatte ich sein sollte, aber in Karlemanns altem, schon faltig gewordenem Gesicht zuckte keine Muskel.

Immer mehr kam er mir wie ein greiser Wichtelmann vor, der schon die Erfahrung einiger Jahrhunderte hinter sich hat.

»Hatten die Weiber nicht Geld?« war dann seine nächste Frage.

Ich berichtigte, was mir Habakuk darüber mitgeteilt hatte, und dann konnte Karlemann wohl begreifen, daß ich meine Brieftasche mit allem Gelde verloren hatte, aber nicht, daß ich nicht meinen Gattinnen vor der Flucht etwas »abzuknöppen« verstanden hatte.

So war und blieb er immer derselbe. In dieser Hinsicht, wenn es sich um Geldangelegenheiten handelte, konnte mit diesem deutschen Knaben kein Yankee antreten.

Aber fast unbegreiflich fand er, der selbst in einem elenden Boote die Reise von Hamburg nach Afrika angetreten hatte, dieses, damals doch auch schon fast erreicht hatte, wie ich in einem offenen Boote bis hierhergekommen war.

Freilich, ich habe ja auch schon erzählt, wenigstens angedeutet, was für ungeheure Strapazen und Gefahren wir zu bestehen gehabt hatten, wir hatten uns nicht im Falle der Not an eine bewohnte Küste retirieren können, und dann waren wir eben von einer äußerst glücklichen Witterung begünstigt worden.

Bei Karlemanns Boot, das er sich in San Francisco gekauft, war das etwas ganz anderes, das war ein gedecktes, seefestes Fahrzeug, der mit Blei ausgefüllte Kiel machte ein Kentern auch im schwersten Seegange ganz unmöglich – immerhin, es hatte doch etwas auf sich, in solch einem winzigen Fahrzeug eine Fahrt von

einigen tausend Meilen über die hohe See anzutreten; bei uns war das ja etwas ganz anderes gewesen, wir hatten einfach der Not gehorcht, Karlemann hatte dieses primitive Beförderungsmittel aus freiem Antriebe gewählt, um direkt nach dem Vogelberge zu kommen, ohne andere Menschen in unser Geheimnis einweihen zu müssen – und daß er bei diesem ungeheuerlichen Vorhaben so gar nichts fand, das zeigte eben, daß er ein geborener Seezigeuner war.

Nun, schließlich konnten wir uns ja da die Hand reichen.

»Sie sind überzeugt, daß die vom Vogelberge vor kurzem hier gewesen sind?«

Ich gab meine plausiblen Gründe dafür an. Zunächst interessierte sich Karlemann am meisten für das Fäßchen Bier.

»Bier? Wirkliches bayrisches Bier?!« fragte er immer wieder.

Er kam einige Zeit gar nicht darüber hinweg, erwägend, woher die das wohl bekommen hatten. Wahrscheinlich von einem Postdampfer.

»Na, da scheinen die eben nicht scharlikamuff gegangen zu sein,« meinte er dann. »Aber warum die Grasaffen nur gar nichts hinterlassen haben, wo wir sie suchen müssen!«

»Weil sie es für selbstverständlich finden, daß wir sie auf der Fucusinsel zu suchen haben, und so eine hinterlassene Nachricht hätte doch von einem anderen gefunden werden können.«

»Nein, das wäre alles zu aschanrieren gewesen. Na, lassen wir das. Jetzt begeben wir uns also nach der Fucusinsel, natürlich nicht um Kap Horn herum, das wäre zu dieser Jahreszeit eine gar zu böse Fahrt, sondern wir gehen natürlich über die Landenge von Panama. Wir müssen ja auch ein ganz anderes Boot haben, ein Dampfboot, mit jener Schneidevorrichtung versehen, um in die Fucusbank eindringen zu können, und erst möchte ich noch ein bißchen hierbleiben.«

So blieben wir noch einige Tage verankert. Das erste war, daß wir den gebrochenen Käfigwagen wieder aufsuchten, und der

Sohn des deutschen Schlossermeisters zeigte sich als vollendeter Schmied und Mechaniker; noch an demselben Tage war der Wagen wieder gebrauchsfähig.

War es eine geheimnisvolle Atmosphäre, die diesen deutschen Zigeunerknaben umgab, oder war es das Feuer, das Klingen des Hammers auf dem funkenspritzenden Eisen, welches die Raubtiere abhielt, uns so wie früher anzugreifen? Ich weiß es nicht.

Wir fuhren auf der Insel hin und her, Karlemann gab sich nicht dem Jagdvergnügen hin, sondern er erlegte die stattlichsten Exemplare der verschiedenen Raubtiere nur des Felles wegen, welches der Indianer immer sofort gerben, wenigstens abschaben und mit Fett einreiben mußte.

Ich würde diese zweite Periode auf der Osterinsel ganz übergehen, wenn sich am Ende derselben nicht ein besonderes, zum Teil sehr humoristisches Ereignis zugetragen hätte.

Karlemann hatte, besonders in der verlassenen Stadt, mit unerhörter Kühnheit oder auch durch raffinierte Listen schon einige junge Raubtiere erbeutet, Löwen, Tiger, Panther und andere, die wir aber niemals länger als zwei Tage am Leben erhalten konnten, es fehlte ihnen an Milch, sie gingen zugrunde, obgleich Karlemann ihnen den flüssigen Käse ins Maul schmierte.

»Ich brauche ein paar milcherne Mütter.«

Als erste Falle wurde der Käfigwagen verwendet, es gingen auch einige erwachsene Exemplare hinein, aber niemals eine der gewünschten Mütter, welche Milch geben konnten.

Wie dann Karlemann überhaupt diese Menagerie einrichten wollte, war mir durchaus nicht klar. Doch das war seine Sache, der wußte sich schon zu helfen.

Eine Fallgrube war bei der erforderlichen Breite und Tiefe mit unseren unvollkommenen Werkzeugen doch schwer zu graben, sie hätte nichts anderes erzielen können als der Käfig – Karlemann wußte einen anderen Rat, den ihm wieder sein geniales Gehirn eingab.

Unter den künstlich angepflanzten Bäumen waren auch sehr viele Kastanien, welche zurzeit blühten, und es ist ja bekannt, daß die Kastanienknospe einen braunen, sehr klebrigen Saft, eine Art Harz ausschwitzt.

Karlemann machte eine Probe im kleinen, und als diese zur Zufriedenheit ausfiel, wurden im größten Kessel solche Kastanienknospen massenhaft ausgekocht, bis eine genügende Menge von Vogelleim zusammen war.

Ja, Karlemann wollte die Raubtiere wie die Vögel mit Leim fangen.

Zu diesem Zwecke spionierte er erst aus, wo sich des Nachts weibliche Exemplare, welche zu Hause Junge hatten, aufhielten, auf Beute lauerten, köderte diese Stelle noch mehrmals besonders an, bis er seiner Sache sicher war, hatte sich nur solche Stellen ausgesucht, wo unter einem Baume viel gefallenes Laub lag, und eines Nachmittags nun bekleckerte er dieses gefallene Laub mit Vogelleim.

Es ist dies eine Art von Fang, der besonders auch in Afrika von den Eingeborenen betrieben wird. Sie machen es ganz ebenso, dort, wo sie einen Löwen angeködert haben, oder auch wo das Raubtier nach einer nur angefressenen Beute des Nachts zurückkehrt. Auch sie gießen dort also über das gefallene Laub einen Klebstoff aus, der Löwe tritt hinein, und schon wenn er einige Blätter an den Fußballen hat, wird er gleich so unwillig, daß er sich zu wälzen anfängt – bis er zuletzt als ein einziger Klumpen von Blättern und Aestchen blind und hilflos dasteht, daß man ihn mit einem Netz, schon mit einem Strick fortführen kann.

Aber um in Besitz von lebendigen Tieren zu kommen, die man etwa an Europäer verkaufen kann, ist das keine gute Fangart. Die Eingeborenen verstehen nicht, diese angeklebte Schicht wieder zu entfernen, denn mit heißem Wasser und mit der Schrubbürste zu scheuern, das geht natürlich nicht, das läßt sich der Löwe denn doch nicht gefallen, solange er noch ein Glied rühren kann – und

so tötet man ihn eben, was jetzt ohne Gefahr geschehen kann, worauf es den Negern auch nur ankommt. Doch selbst das Fell ist dann nichts mehr wert, es kann doch nicht mehr so gut gesäubert werden, die Eingeborenen wenigstens verstehen es nicht.

Karlemann hatte von dieser Fangmethode, wie ich mich vergewissert, noch gar nichts gehört. So allumfassend waren die Kenntnisse dieses Jungen ja gar nicht. Deshalb aber war es nur um so anerkennenswerter, daß dies seinem eigenen Schädel entsprungen war, und da mußte ich ihm wohl auch glauben, daß er schon ein Mittel wüßte, die verleimten Tiere innerhalb unseres Käfigs auch wieder von der Blätterschicht zu befreien.

Also Karlemann hatte den ganzen Boden unterhalb eines hohen Baumes vollgekleckert, und auf diesem Baume wollte er selbst die Nacht zubringen, um beobachten zu können, wobei ihm auch der kleine Waschbär Gesellschaft leisten sollte. Wir beiden anderen, Hans und ich, mußten währenddessen auf dem Boote bleiben, sollten nur auf einen Schuß warten.

So taten wir. Es war eine helle Mondnacht. Wir lauschten, aber kein Schuß wollte fallen.

Da, gegen Mitternacht, sahen wir – der Mond hatte sich hinter einer Wolke verborgen, es herrschte ein sehr schwaches Dämmerlicht – zwei Gestalten nach dem Strande gelaufen kommen, die wir nur für zwei Raubtiere halten konnten. Denn Karlemann und der Indianer waren das nicht, diese unförmlichen Gestalten.

»Zwei Bären!!« schrien wir gleichzeitig.

Es war das allererstmal, daß wir hier im Boote von Raubtieren angegriffen wurden, und Bären, die nur im Gebirge hausten, hätten wir am allerwenigsten erwartet. Hatten sie es übelgenommen, daß wir unter Karlemanns Führung auch einige Abstecher zu Fuß ins Gebirge gemacht und einige von ihnen erlegt hatten, um unser Fahrzeug mit geräucherten Bärenschinken zu verproviantieren?

Unsere Büchsen waren schußbereit angelegt, da ließ sich noch rechtzeitig eine menschliche Stimme vernehmen, die freilich wenig Menschliches an sich hatte.

»Nicht schießen, um Gottes willen nicht schießen, wir sind's doch!«

Ja, es war Karlemann mit seinem kupferroten Gefährten, freilich kaum noch als Menschen erkenntlich. Ueber und über in eine dicke Schicht von Blättern und Aestchen eingewickelt.

Zunächst galt es, ihr Gesicht freizumachen, denn nur mit Mühe hatten sie sich kleine Oeffnungen zum Sehen und Atmen schaffen können, und dann verschmierten wir auf Karlemanns Anordnung ein ganzes Fäßchen Butter, ehe nur die angeleimte Blattschicht abgelöst werden konnte, und dann mußte noch einen ganzen Tag lang heißes Wasser gemacht werden.

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt manchmal selbst hinein, und das gilt wohl auch von der Leimrute.

Der kleine Waschbär war doch noch nicht so ganz von der Ueberlegenheit seines noch kleineren Herrn überzeugt. Die beiden hatten, als sie oben auf dem Ast gesessen, wegen irgendeiner verschiedenen Meinung das Streiten bekommen, Karlemann war handgreiflich geworden, hatte seinem Gefährten eine gelangt, der Pawneejunge hatte sich das nicht gefallen lassen – die beiden hatten sich dort oben gepackt, waren heruntergepurzelt, mitten in die Schmiere hinein, hatten sich darin im Ringkampfe herumgewälzt, bis sie sich eben in dem Zustande defanden, in welchen sie eine Löwin oder Tigerin hatten bringen wollen. Dann, als sie völlig zugeklebt waren, hatten sie es doch für besser befunden, einträchtig nebeneinander nach dem Boote zurückzulaufen, um unsere Hilfe zu beanspruchen.

»Mir geht seit einiger Zeit alles schief,« sagte Karlemann, sobald er wieder sprechen konnte, »es ist alles scharlikamuff.«

Und er segelte ab, ohne solch einen Versuch zu erneuern.

AUF NACH BORNEO!

Wir erreichten ohne Unfall die Hafenstadt Panama, verkauften hier aber unser Boot noch nicht, sondern nahmen es als Frachtgut mit auf die Eisenbahn, welche uns in wenig Stunden über die Landenge nach Colon brachte, von den Yankees Aspinwall genannt, und das war sehr gut, denn ein so kleines und dennoch für Seezwecke geeignetes Dampfboot war hier doch nicht gleich aufzutreiben, und so zog Karlemann vor, in unser eigenes Segelboot eine kleine Hilfsmaschine mit Propellerschraube einbauen zu lassen, was in dem Hafentädtchen, welches einige Reparaturwerkstätten besitzt, keine Schwierigkeiten bot.

Wir brauchten uns in Aspinwall nur eine Woche aufzuhalten, so war dies alles geschehen, und außerdem war in einer anderen Schlosserwerkstelle schon solch eine Messervorrichtung nach Zeichnung angefertigt worden, die wir selbst später, wenn es nötig war, mit leichter Mühe an unser Fahrzeug schrauben konnten.

Der kleine Karlemann wollte sich nicht zu sehr bemerkbar machen, ich war bei alledem sein Geschäftsträger gewesen, nur daß er mir niemals mehr Geld gab, als ich eben brauchte – er schien trotzdem reichlich damit versehen zu sein – und niemand war auf die Vermutung gekommen, in meiner langen Gestalt den vielgesuchten Kapitän Richard Jansen vor sich zu haben. Es gibt eben noch andere solche lange Kerls, die auf Abenteuer ausgehen.

Daß wir ein nur mit einer Hilfsmaschine ausgestattetes Segelboot benutzten, hatte seine Vor- wie auch Nachteile. Ein Dampfer ist immer ganz anders gebaut, als ein schlankes, auf hohem Kiel gehendes Segelboot, er kann unter allen Umständen viel mehr fassen als das letztere, und Kohlen mußten wir doch auch mitnehmen, sonst hätte die Hilfsmaschine ja gar keinen Zweck gehabt. Hingegen konnten wir so bei nur einigermaßen günstigem Winde immer die Segelkraft ausnützen, während bei einem regelrechten Dampfer, zumal bei einem Boote, eine Takelage nur sehr

wenig Zweck hat, und dann brauchten wir bei Einnahme des Proviantes eben nicht zu knausern, und es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob die Hauptnahrung aus Schiffszwieback oder Konservenfleisch bestehen soll. So verproviantierten wir uns nur mit den ausgiebigsten Nahrungsmitteln – allerdings nicht wieder mit Käse, und wo sonst nur noch ein Eckchen frei war, das wurde mit Wassergefäßen, hauptsächlich mit Schläuchen, ausgefüllt.

Als die erste Probefahrt mit der Hilfsmaschine zur völligen Zufriedenheit ausfiel, verwandelte sie sich sofort in die Abreise; wir kehrten nicht zurück, sondern es wurde sofort in das Karibische Meer gesteuert, und zwar mit gelöschtem Feuer, nur mit Segeln, und sollten wir die Hilfsmaschine auch gar nicht benutzen, bis wir in der Fucusbank waren. Als wir die westindischen Inseln hinter uns hatten, mußten wir einen Sturm überstehen, und da allerdings lernten wir noch einmal kennen, was es heißt, in solch einer winzigen Nußschale über den Ozean zu steuern.

Schrecklich! In meinem kleinen, offenen Boote wäre natürlich an so etwas gar nicht zu denken gewesen, hier hielten wir es aus, im Innern des Bootes geborgen, lieber auf dem Bauche als auf dem Rücken liegend, fest eingekellt, über uns natürlich die Luke wasserdicht geschlossen. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich glaube doch, daß wir uns trotz des schweren Kieles mehrmals überschlagen haben. Daß dabei die Takelage niedergelegt und bombenfest gelascht war, ist selbstverständlich.

Länger als vierzig Stunden haben wir so eingesargt gelegen, ein Spielzeug der wütenden See, die mit uns Fußball spielte. An Essen und Trinken gar nicht zu denken.

Dann aber war auch dies überstanden, und mit dem besten Winde hatten wir in vier weiteren Tagen die Fucusbank erreicht, ohne eine Schaufel Kohle verbraucht zu haben, konnten auch immer noch mit dem Westwind in diese eindringen, vorn am Bug die Schneidevorrichtung.

Erst die letzten beiden Tage mußten wir wegen Windstille dampfen, und meine Besorgnis war nicht die, was geschehen sollte, wenn die doch nur ganz oberflächlich montierte Maschine einmal versagte, sondern, wenn wir jetzt die Insel in Sicht bekamen, und sie zeigte sich als menschenverlassen.

Aber meine Sorge sollte unnötig gewesen sein. Der Berg der Fucusinsel tauchte auf, der festsitzende Riesendampfer, jenes Kornschiff, welches ich einst genommen, und die ›Sturmbraut‹ selbst, nach der ich erst ängstlich ausgespäht, hing . . . in der Luft!

Sie war von den ungeheueren Winden der ›Indianarwa‹ emporgehoben worden, zur Reparatur, oder doch um abgeklopft zu werden, und ich hatte schon früher erwähnt, daß dies eben von dem riesigen Dampfer aus möglich war, gegen den meine ›Sturmbraut‹ nur einem Boote glich, so daß wir hier immer ein vorzügliches Trockendock hatten.

Und dann konnten wir auch durch das Fernrohr die vielen Menschlein unterscheiden, schließlich mit bloßen Augen, und dann legten wir bei.

Ich will nicht schildern, mit welchem Jubel ich empfangen wurde, wie ich selbst jubelte. Es waren gegen einhundertfünfzig Personen, denen ich allen die Hand zu schütteln hatte, mit jedem einzelnen noch einige Worte wechseln mußte.

»*All right*, nichts ist passiert,« konnte Mahlsdorf endlich sachgemäß melden.

»Wo ist Mister Tischkoff?«

»Der studiert.«

»Was ist mit der ›Sturmbraut‹?«

»Nur einmal die Muscheln abklopfen.«

»Wie war es mit dem Erdbeben in dem Vogelberge?«

Tischkoff war mit Fairfax, Blodwen und Kind auf einem gecharterten Dampfer angekommen, der alsbald wieder entlassen wurde – ein Geheimnis war ja eigentlich gar nicht mehr zu hüten gewesen – so waren drei Wochen vergangen, als Tischkoff eines Tages

seine Studierkabine verlassen und den Befehl gegeben hatte, alles, was man mitnehmen wollte, einzupacken, die ›Sturmbräut‹ klarzumachen, man müsse wegen eines baldigen Erdbebens, welches auch den Vogelberg bedrohe, diesen sofort verlassen.

Man hatte dem Befehle selbstverständlich gehorcht, und am anderen Tage war denn auch plötzlich ein Unwetter losgebrochen, dem man aus gewissen Erscheinungen anmerken konnte, daß ein unterseeisches Erdbeben stattfinden müsse.

»Woher hat denn das Tischkoff im voraus gewußt?«

»Kapitän, da fragt Ihr mich zu viel. Mister Tischkoff hat darüber kein Wort verloren.«

Ich selbst konnte darüber denken, was ich wollte. Tischkoff selbst hat mir niemals Aufklärung gegeben.

»Aber deshalb gleich die Flucht zu ergreifen!« fugte Mahlsdorf noch hinzu. »Diesem soliden Felsen kann solch ein Erdbeben doch nichts anhaben.«

»Ihr wißt noch gar nicht, was mit dem Vogelberg passiert ist?«

»Nein. Was denn?«

»Dieser solide Felsen ist jetzt ein Trümmerhaufen, dessen Kuppe nicht mehr über die Wasserfläche emporragt.«

Mahlsdorf behielt vor Staunen und Schreck den Mund offen. Sie hatten absolut noch nichts davon gewußt.

»Hat Tischkoff kein Zeichen wegen meiner Rückkehr hinterlassen?«

»Als ich ihn darauf aufmerksam machte, meinte er, es wäre doch ganz selbstverständlich, daß auch Sie sich nach dieser Fucusinsel, unserem letzten Versteck, wenden würden.«

»Was machen die Nonnen?« hatte ich mich nun nur noch zu erkundigen.

»Bei denen hat es sich ausgenannt,« lächelte Mahlsdorf.

»Das weiß ich!« fuhr ich ihn etwas an. »Was machen sie sonst?«

»Nun, die haben sich auf der ›Indianarwa‹ häuslich eingerichtet und wissen sich zu beschäftigen.«

»Kein Streit?«

»Gar nicht.«

»So, hm, hätte so etwas unter so vielen Frauenzimmern gar nicht für möglich gehalten – und doch – habe darin nun schon etwas Erfahrung. Gefällt es ihnen denn hier?«

»Sehr gut!«

»Haben sie diese Lebensweise noch nicht überdrüssig bekommen?«

»Noch nichts gemerkt.«

»Sehnen sie sich denn nicht wieder nach ihren alten Verhältnissen zurück?«

»Nicht im geringsten.«

Ich instruierte den ersten Steuermann noch für die ganze Mannschaft, daß der zurückkehrende Hans mit allen Fragen zu verschonen sei, und entließ ihn, um, wie es sich für einen Familienvater gehört – darin hatte ich nun schon einige Erfahrung – die erste Stunde meiner Frau und dem Kinde zu widmen.

Ich hatte viel zu erzählen – aber mein Abenteuer unter den Mormonen verschwieg ich, war gar nicht in der Mormonenstadt gewesen, immer unter den Sioux am Pitsee, und Karlemann war auf eben dieselbe Verschwiegenheit schon vorher vereidigt worden. Besser ist besser, und was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß – was doch auch wohl von anderen gilt. –

Wir klopfen das Schiff ab, scheuerten es, malten es wunderschön an, splißten das ganze Tauwerk neu und gaben uns der Jagd hin.

Die freigelassenen Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und alle anderen Tiere hatten sich ungeheuer vermehrt, niemals würden wir Fleischmangel leiden, wir brauchten überhaupt nur von Fleisch zu leben, für jede Reise konnten wir uns auf Monate hinaus mit eingesalzenem Fleisch verproviantieren, und da der Zuwachs nach meiner Berechnung noch viel stärker sein mußte, als was wir verbrauchten, so würde eine eine Quadratmeile große

Insel nach einigen Jahren durch ihr Fleisch mindestens tausend Menschen ernähren können.

Für den, der da nachrechnen will, sei erwähnt, daß die geographische Quadratmeile fünfzig Quadratkilometer oder fünftausend Hektare hat, und daß auf solch einem Gebiet, wenn die Vegetation eine so üppige ist, wie hier, genügend Vieh weiden kann, um jahraus jahrein tausend Menschen zu ernähren, ist wohl begreiflich. In Deutschland steht jedem menschlichen Magen nur ein einziger Hektar zur Verfügung, wozu noch das unfruchtbare Land, Wald und Gott weiß was hinzugeteilt werden muß.

Ja, aber was nun? Na wir keine Landbauern werden wollten, sollten wir Bukanier werden, welche nur am Viehschlachten ihre Freude hatten?

Aus den spanischen Bukaniern gingen die Flibustier hervor – bei uns hatte das alles eine verdammte Aehnlichkeit, nur daß wir den Gang der Entwicklung nach rückwärts eingeschlagen hatten.

Nein, ich hatte keine Lust, zeit meines Lebens Büffel zu jagen und sie abzuhäuten, ihr Fleisch zu räuchern oder einzusalzen, und auch die Jagd auf Gänse, Enten und Hühner, welche in einem Sumpfe neben dem Bergabhang total verwildert waren, sich zu ungeheueren Scharen vermehrt hatten, machte bald keinen Spaß mehr.

»Sind Sie schon einmal auf Borneo gewesen?«

Es war mein Kommodore, der sich zum ersten Male wieder blicken ließ, um sich gleich mit dieser Frage an mich zu wenden, ohne an irgendwelches Begrüßungswort zu denken oder sonst eine andere Frage zu haben.

»Nein, nur auf Java, in Batavia.«

»Kennen Sie die Geschichte Borneos, überhaupt die geschichtliche Entwicklung der malaiischen Rasse?«

»So gut wie gar nicht.«

»Der ganze malaiische Archipel ist einmal von einem anderen, jetzt ausgestorbenen Volke beherrscht worden, das schon auf einer sehr hohen Kulturstufe stand.«

»Ah, das ist das Volk, für deren Sprache Sie sich so interessieren!«

»Dieses Volk, Malusos genannt, hat viele Bauten, Denkmäler hinterlassen, besonders auf Borneo, allerdings schwer noch zu finden, weil alles überwuchert ist, im Sumpf und Urwald versteckt liegt.«

»Aha!«

»Ich hätte große Lust, mich einmal nach Borneo zu begeben, um diese Bauten, welche auch Inschriften tragen, zu studieren.«

Darauf hatte ich ja nur gewartet!

»Und ich darf Sie mit der ›Sturmbräut‹ hinbringen, nicht wahr?«

»Wenn Sie die Liebenswürdigkeit hätten?«

Na und ob! Ich hatte schon immer meine Bootsmannspfeife in der Hand gehabt, jetzt ließ ich sie ›klar zum Manöver!‹ schrillen. Enoch und Goliath piffen das Kommando mit, Madam Hullogan steckte drei Finger in den Mund und piff wie eine hundertpfertige Lokomotive, und bald fiel ein Kanonenschuß, welcher die am Lande Zerstreuten zurückrief.

Die Fässer waren schon längst voll von gesalzenen und gepökelten Rindern, Schöpsen, Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnerer und anderem Viehzeug, so vortrefflich ist wohl noch nie ein Schiff verproviantiert gewesen; auch die Tanks waren voll frisches Wasser, die Bunker voll bester Anthrazitkohle, schon wurde Feuer unter die Kessel gemacht, deren Dampf die tadellosen Maschinen treiben sollte – es galt nur noch, zu bestimmen, wer mitkommen und wer hierbleiben sollte. Denn sämtliche mitnehmen, alle die achtzig Nonnen, das ging diesmal nicht.

Mein Kommodore war deshalb schon nicht mehr zu sprechen. Ich ließ alles zusammentrommeln oder vielmehr pfeifen. In den

wenigen Minuten, die mir noch blieben, hatte ich mich schnell auf eine Rede präpariert, die aber wieder einmal nicht nötig werden sollte.

Wenigstens kam ich nicht darüber hinaus, daß die ›Sturmbraut‹ eine Reise nach Borneo antreten würde. Ich sah gleich verschiedene erstaunte und noch mehr mißmutige Gesichter, die mir schon genug sagten.

Es fand eine Beratung statt, und dann wurde mir mitgeteilt, daß sämtliche Frauen hierzubleiben wünschten. Nichts war mir lieber, so brauchte ich nicht erst zu befehlen oder doch die göttliche Vorsehung zu befragen.

»Und du, Blodwen?«

»Ach, ich möchte auch lieber hierbleiben!«

Ich muß leider gestehen, daß dies zu hören mir ebenfalls äußerst angenehm war.

Dann waren nur noch die Jungen abzuteilen, die großen wie die kleinen.

Aber die zurückbleibenden Weiber mußten doch eine große Anziehungskraft ausüben – es sind eben nicht alle Menschen so wie ich – es meldeten sich genug große und kleine Männer, welche diesmal vorzogen, auf der Insel zu jagen, als auf See eventuell gejagt zu werden – und nun liegt es eigentlich auf der Hand, daß dies alles solche Charaktere waren, welche ich, wenn ich die Auswahl hatte, ganz gern entbehrte, und zuletzt blieben mir von meinen eigenen Leuten nur noch zweiundzwanzig und von Karlemanns Jungen fünfundzwanzig, was zusammen eine gar stattliche Besatzung ergab. Da war es gut, daß wir immer brav geschossen, gesalzen und geräuchert hatten.

Seit Tischkoffs letztem Worte waren noch nicht ganz zwei Stunden vergangen, als die ›Sturmbraut‹ schon ostwärts davondampfte, und wenn der Wind günstig gewesen wäre, daß wir hätten segeln können, so wäre es noch bei weitem schneller gegangen.

Aber unsere Abfahrt sollte eine Verzögerung erleiden, wir sollten noch einen Mann unfreiwillig zurücklassen müssen.

Die letzte Umarmung war schon erledigt, der letzte Kuß hatte geknallt, mancher Matrose hatte sich noch einmal beim Abschied von seiner Dulzinea die Augen gewischt, obgleich ich der festen Ueberzeugung war, daß seine Tränen gar nicht so ehrlich waren. Zum Abschiedwinken kamen wir noch nicht, da mußte erst das Schiff abgesetzt werden.

Da bricht unter einem kanonenschußartigen Knalle eine Trosse – es reißt ein Tau, würde die Landratte sagen – die letzte, durch die wir mit der ›Indianarwa‹ verbunden sind, es ist niemandes Schuld gewesen – aber da liegt der Hans, der gerade daneben gestanden, das Bein ganz auf dem Rücken. Die abspringende Trosse hat ihm das Bein zerschmettert oder doch gebrochen.

Was tun? Ihn dennoch mitnehmen? Das wäre Torheit gewesen. Doktor Selo hatte an Land zu bleiben gewünscht, und ich hatte ihn gern gelassen. Mein Goliath verstand ebensoviel wie der.

Also noch einmal beigelegt, zu dem armen Hans, dessen erstes Wiederauftreten so unglücklich ablaufen mußte, noch ein paar tröstende Worte gesprochen, und dann die Kommandos zum abermaligen Absetzen gegeben.

»Das ist ein böses Oweh,« hörte ich einen Matrosen sagen, das lateinische Wort ›Omen‹ sehr sinnreich mit ›Oweh‹ übersetzend.

Ich gab dem unglückkrächzenden Raben einen Backs ins Genick, und damit war die Sache erledigt.

Nur nicht abergläubisch! Wir hatten ja noch immer unseren Klabautermann an Bord, was konnte uns denn da Schlimmes geschehen? Der Leser versteht den Widerspruch, wenn ich dies sage. Einen Seemann, der nicht wenigstens etwas abergläubisch ist, gibt es nicht, oder es ist keine tüchtige Salzwasserratte.

Und deshalb fiel das Taschentücherzurückwinken – vorausgesetzt, daß man ein Taschentuch besaß, womit es verteufelt

schwach bestellt war – auch nicht so enthusiastisch aus, wie es wohl sonst geschehen wäre.

»Schreibe mir recht oft, Richard, ich antworte immer gleich wieder!« rief mir Blodwen noch einmal nach, und dann hob sie ihr Kind, mein Kind, unser Kindchen hoch.

Ja, ich konnte ihr wirklich jederzeit schreiben, sie konnte mir auch immer antworten.

Karlemann hatte sich während der letzten vierzehn Tage ausschließlich mit dem Fangen und Dressieren von Möwen beschäftigt, hatte einen ganzen Schwarm, in Käfige gesperrt, mit, und er versicherte, daß diese noch anders abgerichtet waren als die früheren, wir sollten Wunder erleben. Eine Korrespondenz hin und her sei nach wie vor eine Kleinigkeit.

Daß dem wirklich so war, konnten wir während der Reise fast täglich beobachten. Fast jeden Tag ließ Karlemann eine Möwe fliegen, der wir irgendeine Botschaft anheften konnten, einen Gruß, eine Erkundigung nach Hans, die Möwe flog davon, nach Westen, und zwar um so schneller, je mehr wir uns von der Fucusinsel entfernten, jenseits von Afrika, als dieses schon zwischen uns lag, mit der Schnelligkeit einer abgeschossenen Flintenkugel, und in angemessener Zeit, jedenfalls aber dann später Tag und Nacht mit ungeheurer Geschwindigkeit fliegend, kehrte sie zurück, dieselbe, mit der Antwort von denen auf der Fucusinsel, wo Balduin Nauke der Möwenmeister war.

Wir wußten nicht, worüber wir mehr staunen sollten, über diese wunderbare Dressur, wie Karlemann das den Tieren nur überhaupt beigebracht haben konnte, oder über die ungeheure Fluggeschwindigkeit dieser Möwen, und dann ganz besonders auch über ihre Findigkeit.

Wir waren vier Tage von der Insel entfernt, nahe der Grenze der Fucusbank, als wieder eine Möwe abgelassen wurde.

Während ihrer Abwesenheit maskierten wir die ›Sturmbraut‹, veränderten ihr Aussehen, verwandelten das Vollschiß in einen

dreimastigen Schoner, der keine Takelage mehr hat, nur Besansegel führt, erhöhten Hinter- und Vorderteil durch Bretteraufbaue, die ganze Bordwand, wußten die Kommandobrücke zu verwandeln – kurz, die ›Sturmbraut‹ war unmöglich wiederzuerkennen, wenigstens von keinem Menschen, er hätte sich direkt an Deck begeben können. Ich selbst hätte mich täuschen lassen.

Da wir schon zu alledem Vorbereitungen getroffen hatten, war die völlige Verwandlung in sechs Stunden geschehen. Die letzten vier Stunden waren wir schon im freien Wasser gewesen, hatten immer vollen Dampf gegeben, hatten auch noch Segel benutzt, so hatten wir innerhalb dieser sechs Stunden mindestens neunzig Knoten oder zweiundzwanzig geographische Meilen zurückgelegt, so weit also auch unsere Stellung auf der Meeresfläche verändert.

Früh um sieben hatten wir die Möwe abgelassen, halb zwei kehrte sie zurück, schoß in ihren Kasten, brachte den Gegengruß zurück. Also die hatte sich durch keine Maskierung täuschen lassen.

Und das war noch gar nichts gegen später, als wir erst Afrika hinter uns hatten. Da blieb so eine Möwe zwei Tage lang aus, unterdessen hatten wir unsere Lage auf dem Wasser manchmal um mehr als fünfhundert bis sechshundert Knoten verändert, und dennoch wußte uns die Möwe mit untrüglicher Sicherheit wiederzufinden.

Fürwahr, für diese Möwen scheint der ganze Erdball ein übersichtliches Terrain zu sein. Merkwürdig auch war, daß uns keine einzige verloren ging, also niemals einem anderen Raubvogel oder einem Raubfisch zum Opfer fiel, obgleich sie unterwegs immer fischen mußte, sonst wäre sie bei ihrer riesigen Verdauungskraft doch verhungert.

Bei anderen Schiffen konnte sie sich freilich nicht aufhalten. Dieser Hexenmeister von Karlemann, schon mehr ein kleiner Gott,

hatte eben den Charakter dieser freien Seevögel ganz für seine Zwecke umzumodeln gewußt. – –

Es ging um das Kap der guten Hoffnung herum.

Ich fühlte mich äußerst glücklich als freier Kapitän, als wahrer König des Meeres.

Manchmal konnte ich laut auflachen. Dann dachte ich an meine Ezechiel-Periode, als Mormone mit der Kaffeebohne.

Nein, ich vermißte durchaus keine weibliche Gesellschaft. Ich war . . . überfüttert worden, hatte mir den Magen mit der holden Weiblichkeit verdorben. Wir hatten zwar ein Weib an Bord, aber das hatte einen Schnauzbart und trug noch immer mächtige Seestiefel.

Und nicht anders schien es all meinen Jungen zu gehen, den großen wie den kleinen, die dachten auch nicht viel an »nach Hause«. Deshalb waren sie mir ja eben gefolgt.

Ich wußte sie zu beschäftigen und bei guter Laune zu halten. Unsere ganze Reise war eine fröhliche Turnerfahrt zu nennen.

Mister Tischkoff war und blieb der seltsame Kauz, der rätselhafte, geheimnisvolle Geist in Menschengestalt.

Wenn das Wetter es erlaubte, machte er nach wie vor an Deck seine Morgenpromenade, sonst blieb er unsichtbar, ab und zu noch immer tagelang, woselbst der Steward dann auch seine Kabinentür verschlossen fand, so daß jener tagelang hungerte, und auch während seines Spazierganges hatte er noch kein einziges Wort wieder an mich gerichtet.

Jetzt kam die zweite Hälfte der Fahrt, durch den Indischen Ozean, ebenso lang wie die erste Hälfte.

Wir hatten zwar noch genug Trinkwasser, um Borneo zu erreichen, aber es konnte nichts schaden, wenn wir den bisherigen Verbrauch schon vorher ergänzten, ehe wir wieder ins offene Meer hineingingen. Hier an der Ostküste Afrikas mußte doch eine Gelegenheit dazu sein, wir brauchten ja keinen Hafen anzulaufen, konnten uns mit Flußwasser begnügen.

So dachte ich eines Abends, als wir eben das eigentliche Kap hinter uns hatten, allerdings noch außer Sicht des Tafelberges – und als ich das eben dachte, kam Bernhard, mein mir treu gebliebener Steward.

»Mister Tischkoff läßt fragen, ob er den Herrn Kapitän einmal in der Kajüte sprechen darf,« meldete er so höflich, wie ihm gewiß auch aufgetragen worden war.

Aha, dieser Wundermann hatte wieder einmal meine Gedanken erraten! Aber ich sollte mich doch irren, nicht wegen der Wasserfrage hatte mich mein sonst allwissender Kommodore zu sprechen gewünscht.

Tischkoff saß in der schon erleuchteten Kajüte, hatte einige Karten vor sich aufgeschlagen, welche nicht alle aus meiner Bibliothek stammten, wie ich gleich erkannte.

»Haben Sie sich schon etwas über die Verhältnisse von Borneo orientiert?«

Ja. Aber es war nicht viel gewesen, was mir die Bücher hatten erzählen können.

Dreizehntausend geographische Quadratmeilen groß, die Küsten außerordentlich zerbuchtet, das Innere, soweit es bekannt ist, fast nur Urwald, dazwischen Sümpfe, welche die Region der Dschungeln bilden, isolierte Gebirge, auch ganz jäh emporsteigende Berge, zum Teil noch tätige Vulkane.

An eßbarem Wild Ueberfluß. (Ich mache es so wie Heinrich Heine, der die ganze Lebewelt in zwei große Kategorien teilt – genießbar und ungenießbar – auf welche Weise sich also auch die Menschen teilen lassen.) Mit Ausnahme eines kleinen Leoparden fehlen alle Raubtiere, welche die anderen Sundainseln sonst bevölkern und unheimlich machen, daher auch die starke Vermehrung der Hirsche, Büffel, Wildschweine, Vögel usw. Merkwürdigerweise fehlen auch alle Giftschlangen, aber ebenso Elefant und Rhinoceros. Eine Spezialität von Borneo ist bekanntlich der Orang-Utang.

Mit Ausnahme einiger noch selbständigen Reiche, unter Sultanen stehend, ist Borneo holländischer Besitz. Aber Holland hat mit dieser Insel, die nach der ersten Beschreibung so paradiesisch sein muß, bisher wenig Glück gehabt, sie hat ihm bisher noch immer weit mehr gekostet, als sie eingebracht hat.

Das kommt daher: die eingeborene Bevölkerung, der Hauptsache nach aus Malaien und Dajaks bestehend, welche wir noch später kennen lernen werden, ist fürchterlich faul. Die Malaien bauen nur gerade so viel, wie sie brauchen, und die Dajaks leben von der Jagd.

Obleich nun Borneo durchaus kein ungesundes Klima hat, gehen doch keine europäischen Auswanderer hin. Einfach aus dem Grunde nicht, weil sie, wenn sie nun einmal nach einer der Sundainseln wollen, lieber nach Java gehen. Auf Java haben sie schon Eisenbahnen und noch vieles andere, dort werden sie ihre Erzeugnisse gleich los, und dabei steht Java noch längst nicht unter voller Kultur, und so lange man also auf dieser bequemeren Insel noch billiges Land genug bekommt, werden die anderen Sundainseln links liegen gelassen, ganz besonders Borneo, weil dort die Dajaks hausen, welche die ekelhafte Angewohnheit haben, den Fremden die Köpfe abzuschneiden, um sie als Trophäe auf die Palisaden ihrer Dörfer zu stecken.

Was mich aber bei der Lektüre über Borneo am allermeisten interessierte, das war, daß da unten auch schon einmal so ein Abenteurer gehaust hatte, auch so ein Seezigeuner, der mir hätte die Hand reichen können, nicht minder aber dem etwas anders gearteten Karlemann.

Im Jahre 1843 erschien an der Küste Borneos eine kleine Jacht, mit zehn Mann und einigen Kanonen besetzt, welche einem englischen Sportsman und Allerweltsabenteurer namens James Brooke gehörte.

Sein Hierherkommen hatte einen bestimmten Zweck.

Wenn man eine gute, große Karte von Borneo betrachtet, noch heute, so sieht man im Norden einen breiten Landstreifen, fast den vierten Teil der ganzen Insel einnehmend, der nicht mit den holländischen Farben angestrichen ist. Auf den deutschen Karten ist diese Gegend ›Reich Borneo‹ bezeichnet, auf englischen Karten ist sie ›Property Borneo‹ benannt, und sonst ist es das Gebiet des Sultans von Bruni, der sich noch heute von den Holländern unabhängig zu erhalten gewußt hat.

Damals nun wurde die ziemlich bevölkerte Gegend um die Residenz Bruni herum, der Insel Labuan gegenüber gelegen, von malaiischen Seeräubern sehr heimgesucht; der Sultan von Bruni, der sonst einen ganz hübschen Seehandel von Insel zu Insel betrieb, konnte sich ihrer nicht erwehren.

Da bot ihm James Brooke seine Hilfe an, sie wurde angenommen, und innerhalb zweier Jahre hatte dieser gewiefte Abenteurer mit seiner kleinen Jacht unter den malaiischen Seeräubern vollkommen aufgeräumt, und für die, welche noch übrig blieben, genügte sein schrecklicher Name, um sie in die Flucht zu treiben.

Zum Danke dafür beschenkte der Sultan ihn mit einer Landschaft in seinem Reiche, einem Küstenstriche von sechzehn Meilen Länge und zehn Meilen Breite, östlich von Kap Duti, dem westlichen Zipfel von Property Borneo.

Gut, Brooke setzte sich hier fest, zog noch andere Abenteurer herbei, proklamierte sich gleich als König, wurde als solcher auch von den dort lebenden Eingeborenen, da der Sultan ihn bestätigte, anerkannt.

Borneo ist äußerst reich an Kohlen, Gold und anderen Mineralien, auch an Edelsteinen. Aber das alles wird nur im Innern gefunden, in den isolierten Bergen, lohnt sich die Ausfahrt nicht, da lassen die köpfeabschneidenden Dajaks auch niemanden herein.

Es gibt auch Küstengebirge, aber gerade hier wird von alledem nichts gefunden.

Auch Sarawak, Brookes kleines Königreich, ist gebirgig, er suchte nach Schätzen, fand weder Kohlen noch Gold noch Edelstein, wohl aber . . . Antimon in schwerer Menge! Und Antimon ist ein gar begehrtes, wegen seiner Seltenheit kostbares Metall. Das Antimon wird hauptsächlich gebraucht zu feinen Legierungen, in der Feuerwerkerei, zu medizinischen Zwecken.

Und der Abenteurer, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der aber damals sonst nichts weiter besessen als seine kleine Jacht, wurde bald ein schwerreicher Mann. Allein im Jahre 1854 hatte er durch seine Antimonausbeute einen Reingewinn von hundertfünfzigtausend Talern – das ist zehnmal mehr, als was Holland jährlich von ganz Borneo hat, abgesehen davon, daß diese Insel ihm jährlich zweihunderttausend Taler kostet. –

Mit diesem letzten Bericht über die Jahreseinnahme schloß mein in der Historie des James Brooke am weitesten gehendes Buch.

Nur noch etwas anderes fand ich erwähnt.

Die Kunde von dem Glücke des englischen Abenteurers, der plötzlich ein kleiner König geworden war und durch seinen Antimonhandel schon eine Million verdient, hatte sich natürlich schnell verbreitet, und ebenso natürlich war es England, welches von allen Mächten zuerst auf der Bildfläche erschien, um seinen ätzenden Senf dazwischenzugeben.

Gut, sagte der Kommandant des abgeschickten Kriegsschiffs als Vertreter Englands zu dem Sultan von Bruni, wir wollen die Güte haben, diesen James Brooke als König anzuerkennen, aber dafür mußt du uns die Insel Labuan geben, und wenn du das nicht willst, dann schießen wir deine Residenz in Grund und Boden.

Was sollte der arme Sultan tun? Er mußte wohl ja sagen. Was der Holländer dazu sagte, weiß ich nicht. Er hatte eben versäumt, sich in den Besitz von Labuan zu setzen, obgleich diese Insel der Schlüssel zu ganz Borneo ist, so wie Sansibar zu ganz Afrika.

Kurzum, so setzten sich die Engländer auf Labuan fest, so wie sie sich in Gibraltar, auf Malta, auf Helgoland, in der Walfischbai und auf Sansibar festgesetzt haben, die Holländer auslachend, die Spanier, die Franzosen, die Italiener und die Deutschen wie alle übrigen Nationen auslachend, die in der Welt noch Kolonien suchen.

Es muß noch viel mehr rot angestrichen werden, hat Cecil Rhodes gesagt – und man sieht auch noch heute, während sonst ganz Borneo holländisch ist, den Namen der wichtigen Insel Labuan rot unterstrichen. Und so werden die Engländer noch viel mehr rot anstreichen, bis ... ihnen ihre rote Farbe noch einmal als verzehrende Flamme über dem Kopfe zusammenschlagen wird. – –

Das war es, was ich über Borneo wußte, brauchte es aber meinem Kommodore nicht zu sagen, meine einfache Bejahung seiner Frage genügte.

»Hier liegen die alten Bauten, die ich besuchen möchte,« fuhr Tischkoff fort, auf eine Karte von Borneo deutend, die der Schiffsbibliothek angehörte.

Wohin seine Fingerspitze deutete, zeigten sich einige Seen eingetragen, zwei davon mußten dem Maßstabe nach ziemlich groß sein.

Diese Seengegend befand sich gleich hinter jenem Gebiete Sarawak, das hier aber nicht besonders gekennzeichnet war, in der Provinz Sintang, die ziemlich gut erforscht zu sein schien.

Diese Provinz Sintang, unter holländischer Oberhoheit stehend, wird von dem größten Gewässer Borneos durchströmt, von dem Pontianak, der an der Westküste bei der gleichnamigen Hafenstadt mündet, auch sonst lagen viele Städte oder Ansiedlungen daran, durch kleine Kreise markiert, und obgleich der Pontianak nicht diesen Seen entspringt, war doch deutlich gezeigt, daß er mit ihnen durch kleinere Flüsse in Verbindung steht.

»Da könnte man wohl den Strom gleich hinauffahren?« meinte ich.

»Allerdings.«

»Aber doch nicht gleich mit der ganzen ›Sturmbraut?‹«

»Doch. Was meinen Sie wohl, was für ein gewaltiger Strom das ist!«

Ja, ja, darin hatte ich schon einige Erfahrung, wie in der Wirklichkeit alles ganz anders aussieht, als auf solch einem Kärtchen.

»Aber dann doch nicht auf dem Fließchen bis in den See hinein?«

»Auch das.«

»Das Fließchen sieht aber äußerst dünn aus.«

Tischkoff lachte geräuschlos.

»Mein lieber Kapitän, das meiste was hier eingetragen, ist nur der Phantasie entsprungen. Man hat eine Ahnung, daß der Pontianak mit diesen Seen in Verbindung steht, die Eingeborenen behaupten es, es muß auch so sein, man erkennt es aus bestimmten Anzeichen – aber benutzt hat diesen Wasserweg wohl noch kein Europäer, und wenn er sich zufällig hingefunden, so hatte er doch in dem ewigen Dunkel des Urwaldes kein Mittel, die Richtung des Weges festzustellen, es ist nämlich ein unentwirrbares Labyrinth von einzelnen Wasserläufen, und so hat man sich eben begnügt, hier eine feine Linie zu ziehen, nur um anzudeuten, daß hier eine Wasserverbindung zwischen Strom und See existiert.«

»Kennen Sie den Weg?«

»Ich kenne ihn.«

»Woher?« entfuhr es mir.

»Ich besitze eine Karte,« entgegnete mein Kommodore, der da doch manchmal sonderbar sein konnte, gleichmütig.

»Sie sind schon einmal dort gewesen?« fragte ich nun auch weiter.

»Ja. Aber kurz vor meinem Ziele mußte ich umkehren. Der Zugang zu den Seen wurde mir verwehrt. Diese alten Bauten, auf die ich es eben abgesehen habe, sind Heiligtümer.«

»Wer verwehrt Ihnen den Zutritt?«

»Dajaks, welche dort hausen.«

»Inwiefern gelten denen diese alten Bauten für heilig?«

»Die jetzt ausgestorbenen Malusos hatten ihre eigene Religion, eine sehr blutige, mit Menschenopfern verbundene. Es ist sehr wohl möglich, daß diese Religion in ganz Borneo noch jetzt zahlreiche Anhänger hat, natürlich ganz heimlich. Die Dajaks selbst sind Heiden, glauben eigentlich an gar nichts, aber wahrscheinlich werden sie von einer Priesterkaste, welche dort an jenen Seen haust, als Hüter ihres Geheimnisses benutzt.«

»Ah, Sie meinen, dort hält sich eine heimliche Priesterkaste verborgen?«

»Das weiß ich sogar bestimmt.«

»Das ist allerdings sehr interessant.«

»Deshalb eben will ich hin, um dieses Geheimnis zu enträtseln.«

»Das erstemal gelang es Ihnen also nicht?«

»Nein.«

»Sie wurden mit Gewalt daran gehindert?«

»Ja, ich wurde beschossen, mit vergifteten Pfeilen.«

»Was, mit vergifteten Pfeilen?!«

»Alle Dajaks bedienen sich vergifteter Pfeile, die kleinste Verwundung durch sie führt in derselben Minute noch den Tod herbei.«

»Das ist doch höchst unangenehm,« sagte ich mit entsprechender Empfindung.

Teufel noch einmal, ich fürchte mich so leicht vor keiner Waffe – aber vergiftete Pfeile? Das ist etwas Niederträchtiges.

»Unterdessen habe ich ein Mittel gefunden, um die Folgen der Vergiftung mit Sicherheit aufzuheben, der Betreffende ist gerettet.«

»Ah, das ist ja vortrefflich,« sagte ich mit Erleichterung.

»Es ist ein inneres Mittel, welches das ins Blut gehende Gift sofort neutralisiert, dann braucht die Wunde nur noch ausgebrannt zu werden, und es hat absolut keine Folgen.«

»Ausgebrannt?« wiederholte ich mißtrauisch.

»Die brennende Zigarre genügt. Es ist nur wegen des Eiterns.«

»Das ist weniger vortrefflich.«

»Wollen Sie lieber wegbleiben?« lächelte Tischkoff.

»Gott bewahre, ich dachte nur so. Also wir können mit der ›Sturmbräut‹ wirklich bis dort in die Seen dringen?«

»Ja, ich benutzte damals ein offenes Boot mit nur wenigen Begleitern als Ruderer, aber ich habe mich eben überzeugt, daß dieser Wasserweg, den man freilich kennen muß, auch von einem großen Schiffe befahren werden kann. Ihre ›Sturmbräut‹ wird nirgends auf Schwierigkeiten stoßen. Höchstens, daß immer einige Matrosen auf den obersten Rahen sitzen und die den ganzen Fluß überspannenden Schlingpflanzen zerhauen müssen.«

Ich stellte mir in meiner lebhaften Phantasie solch eine Fahrt durch einen Urwald vor, auf meinem großen Schiffe, und immer mehr ward ich Feuer und Flamme für dieses abenteuerliche Unternehmen. An die vergifteten Pfeile dachte ich schon gar nicht mehr, auch nicht an den glühenden Zigarrenstummel.

»Und dann werden wir uns den Eintritt in dieses geheimnisvolle Priesterreich mit Gewalt erzwingen?«

»Das ist eben meine Absicht.«

»Well, ich bin dabei!«

Bei einem nochmaligen Blicke auf die Karte, wo sich der ganze Stromlauf, mit vielen kleinen Kreisen Städte und Ansiedlungen angehend, markiert zeigte, stieg mir noch ein Bedenken auf.

»Wird man uns da aber auch überall so ungehindert passieren lassen?«

»Warum nicht? Man kann uns ja gar nicht aufhalten. Es gilt nur, durch den Hafen von Pontianak zu kommen, der allerdings von den Holländern stark befestigt ist, aber eine Stromsperre gibt es doch nicht. Wir rutschen einfach bei Nacht durch . . . «

»Dann haben wir aber doch noch zahllose andere Städte oder Flecken zu passieren.«

»Nun, was macht das?«

»Wir können von dort aus beschossen oder sonstwie behindert werden.«

»Ja, wie sollen denn aber diese Flecken erfahren, daß wir kommen?«

»Sie werden vom Haupthafen aus benachrichtigt.«

»Auf welche Weise? Dort gibt es noch keine Telegraphen.«

»Durch Reiter, die uns am Ufer doch mit leichter Mühe überholen.«

»Ist ganz ausgeschlossen. Dort sind alle Ufer total versumpft. Es gibt keine anderen Wege als die Flüsse. Wir könnten höchstens durch ein Boot überholt werden, das werden wir aber eben zu verhindern wissen.«

»Gut, wir müssen aber doch auch zurückkehren, dann weiß man doch schon von uns, da hilft bei unseren großen Schiffe keine Maskerade mehr, und da braucht man auch nicht zu wissen, daß man die berüchtigte ›Sturmbräut‹ vor sich hat.«

»Wir werden einen anderen Rückweg einschlagen.«

»Welchen?«

»Hier den Palo werden wir benutzen.«

Tischkoff zeigte mir den Strom, jedenfalls viel kleiner als jener, der, aus dem Innern kommend, nicht wie der Pontianak nach der östlichen, sondern nach der nördlichen Küste ging, dabei das Gebiet Sarawak durchfließend.

»Ja, der kommt aber doch gar nicht aus diesen Seen.«

Er entsprang nämlich der Karte nach viel weiter östlich, schien aus mehreren Nebenflüssen zusammenzufließen.

»Das ist ein Irrtum. Der Palo kommt dennoch aus diesen Seen.«

»Was? Wie wäre denn solch ein Irrtum möglich?! Das ist doch ein Unterschied von wenigstens dreißig geographischen Meilen!«

»Ja, diese Zeichnung beruht eben auf Phantasie, auf Annahmen. Es ist ja auch möglich, daß er von dort oben Nebenflüsse erhält. Aber der Hauptstrom kommt aus dem Larsee, auf den wir es hauptsächlich abgesehen haben. Geehrter Herr Kapitän, bedenken Sie doch, was für Mühe man sich schon gegeben hat, die Quellen des Nils zu finden. Sollte man nicht meinen, daß dies ganz einfach ist? Zumal, da der Nil, so weit man ihn kennt, keinen einzigen Nebenfluß hat. Da geht man ganz einfach immer am Ufer entlang, oder fährt ihn im Boote hinauf – da muß man doch einmal an die Quelle kommen. Jawohl, das ist eben in Wirklichkeit alles ganz anders, als es auf der Karte aussieht! Da kommen vor allen Dingen Sümpfe in Betracht, unentwirrbare Labyrinth von Wasserstraßen. Nun sehen Sie hier diese Karte an, die sieht etwas anders aus.«

Tischkoff breitete eine Karte aus, mit Farben auf Pergament gemalt.

Ja, das sah allerdings anders aus! Sie zeigte nur die Umgebung jener Seen, aber das war eine ungeheure Menge, und nun Wasserstraßen kreuz und quer, wogegen das Wasserstraßennetz von Venedig eine Kleinigkeit zu nennen war.

Und hier sah man auch, wie der nach Norden gehende Palo wirklich aus diesem See herauskommen sollte, aus einem Labyrinth von Sümpfen.

Ich konstatierte noch, daß diese Pergamentkarte sehr alt sein mußte, es waren auch Schriftzeichen eingetragen, doch in Hieroglyphen, die mit dem Arabischen Aehnlichkeit hatten – und ehe ich noch genauere Betrachtungen anstellen konnte, hatte Tischkoff die Karte schon wieder zusammengefaltet.

Gern hätte ich gefragt, wie mein Kommodore in den Besitz dieser Karte gekommen sei, doch so etwas war ja nicht erlaubt. Aber eine andere Frage war mir wohl gestattet.

»Haben Sie von dem Abenteurer James Brooke gehört?«

»Dem der Sultan von Bruni die Provinz Sarawak schenkte? Gewiß.«

»Was ist aus dem eigentlich geworden?«

»Der ist im Jahre 1858 im Kampfe mit Dajaks gefallen.«

»Erst vor vier Jahren? Ach was! Und was ist denn nun aus seinem Königreiche geworden?«

»Bis zu seinem Tode ging alles vortrefflich. Die Antimonbergwerke waren im besten Flor.«

»Und dann?«

»Dann kam England und hat die Provinz Sarawak als Eigentum annektiert.«

Dieses verflixte England!

»Das beutet jetzt die Antimonbergwerke aus?«

»Jawohl.«

»Hatte denn James Brooke keine Erben?«

»Doch. Einen Sohn und eine Tochter.«

»Haben die denn keinen Anspruch gemacht? Es war doch ihr gutes Eigentum.«

»James Brooke hatte eine Tochter des Sultans von Bruni geheiratet, nach mohammedanischem Ritus, und eben deshalb erkannte England die diesem Verhältnis entsprungenen Kinder nicht als rechtmäßige Erben an, und da keine sonstigen Verwandten da waren, so wurde der Besitz des Verstorbenen von England annektiert.«

Mir schwoll etwas ganz unheimlich in der Brust an, das mir siedendheiß zu Kopfe stieg.

»Was haben da die Kinder gemacht?« fragte ich, mich beherrschend.

»Was sollten die machen? Es waren unmündige Kinder. Die sind verschollen.«

»Haben die nicht wenigstens eine Entschädigung bekommen?«

»Eine solche ist ihnen wohl angeboten worden, aber sie wurde von ihrem Vormunde, einem malaiischen Fürsten, verschmäht. Dann wollten sich die Engländer auch dieser Kinder bemächtigen, für spätere Fälle, aber da waren diese schon verschwunden, nicht mehr zu finden. Sie werden wohl am Hofe ihres noch lebenden Großvaters sein.«

»Und wie faßten die dortigen Eingeborenen diese Vergewaltigung auf?«

»Es gab wohl einen kleinen Aufstand, der aber bald in Güte wieder beigelegt wurde. Die englischen Unternehmer dort, denen die Regierung die Bergwerke verpachtet hat, verstehen diese Malaien zu behandeln. Mehr weiß ich sonst auch nicht. Wie ist es nun, sind Sie noch mit allem versehen, um Borneo erreichen zu können?«

So sprachen wir doch noch über die Wasserfrage und beschlossen, lieber weder Hafen noch Flußmündung aufzusuchen, es langte noch vollkommen, um den Pontianak zu erreichen, wo wir ja Wasser genug schöpfen konnten.

AUF DEM PONTIANAK.

Wir durchkreuzten den Indischen Ozean, steuerten durch die Sundastraße, von Java und Sumatra gebildet, ohne ein Abenteuer zu bestehen, ohne von einem englischen oder einem sonstigen Kriegsschiffe angehalten zu werden, wohl aber wiederholt mit einem solchen Grüße wechselnd und auf Verlangen irgendeinen fingierten Namen nennend. Ehe man dort in der internationalen Schiffsliste nachgeschlagen und eventuell Verdacht geschöpft hatte, waren wir schon längst außerhalb Schußweite.

An einem Nachmittage lag vor uns im Sonnenscheine Pontianak, eine Stadt von damals 18 000 Einwohnern, also ein ganz

beträchtlicher Hafen, nicht nur so ein Nest, ist es doch auch die Residenz des Gouverneurs von West-Borneo.

Auch befestigt ist diese Hafenstadt, wir konnten die mit Kanonen gespickten Batterien schon von weitem erkennen, was freilich kein besonders günstiges Zeichen ist. Heutzutage darf ein Fort gar nicht mehr als solches zu erkennen sein, in Kiel und Wilhelmshaven sieht man nichts von den massenhaften Riesengeschützen, man kann dicht neben ihnen stehen.

Lotsen boten uns ihre Dienste an, und wie immer, wenn er gebraucht wurde, stand plötzlich mein Kommodore neben mir.

»Ist nicht nötig, ich kenne die Einfahrt, kenne den ganzen Stromlauf.«

Tischkoff übernahm das Kommando, wir steuerten mit vollem Dampf in die Bucht, in den Hafen ein, wir umfuhren verankerte Schiffe, kamen in ein anderes, sehr breites Wasserbecken, welches von kleineren und größeren Fahrzeugen belebt war, wo aber wirkliche Seeschiffe fehlten – die Mündung des Pontianak, schon der Strom selbst.

Die Stadt im allgemeinen kümmerte mich nicht, ich beobachtete nur unsere Umgebung, was für ein Aufsehen da auf den Schiffen wie an Land entstand, weil ein so großes Schiff schlank durch den Hafen fuhr.

Denn ein Schiff kann doch nicht so mir nichts dir nichts in einen Hafen steuern, etwa anlegen, wo es will, da sind Formalitäten zu beobachten, der Hafenmeister ist hier der Allgewaltige.

Ein kleiner Dampfer mit der holländischen Regierungsflagge hielt seitwärts auf uns zu, kam dicht heran.

»Was für ein gottverfluchtes Luderschiff ist denn das?!« schrie uns ein uniformierter Kerl zu.

Ich stand gerade am Heck, beugte mich über die Bordwand und deutete auf den Schiffsnamen, der unten angemalt war: ›Anna Maria, Boston‹.

Das war nur auf schwarze Leinwand gemalt, die aber so geschickt ausgehängt war, daß man die Nase dicht daran halten mußte, ehe man die Maske bemerken konnte.

»Wohin wollt ihr denn?«

»Weit, weit,« winkte ich mit der Hand in unbestimmte Ferne.

»Bei Gottes Tod, dreht bei!!«

»Is nich, is nich,« winkte ich wiederum ab.

»Beigedreht, oder ich schieße!!« brüllte der unten.

Da wir nur mit halber Kraft dampften, konnte sich das kleine Boot neben oder vielmehr hinter uns halten.

»Schießen Sie man los!« war meine freundliche Aufmunterung.

Da fiel wirklich ein Kanonenschuß – freilich nicht von dem da unten abgegeben. Ich wußte, woher er kam, lenkte meine Augen nach der Seewarte.

Dort wurden Flaggen gehißt, unsertwegen, und es mochten uns schon mehrere Signale zugegangen sein, die wir nur nicht beachtet hatten.

»Anna Maria! Zum letzten Male: beigedreht, oder ihr werdet beschossen!«

Tischkoff blickte gar nicht hin, und ich war ebenfalls sorglos. Eine Kanonenkugel, die uns nicht direkt traf, konnte anderen Schaden genug anrichten, das Wasser war ja überall belebt, der Strand auf beiden Seiten mit Hütten und Faktoreien besetzt, so weit das Auge die Flußufer überblicken konnte.

Da doch noch ein Kanonenschuß, aber wiederum ein blinder.

»Seeräuber, Seestrolche!!« brüllte unten der Mann auf dem uns hartnäckig folgenden Dampfboot.

»Nun macht, daß ihr wegkommt, sonst fangen wir auch an zu böllern!«

»Und das nicht nur blind,« setzte Tischkoff hinzu, ebenfalls am Heck erscheinend. »Die Leinwand weg!«

Er hatte einige Matrosen mitgebracht, welche schnell das Segeltuch mit dem falschen Namen entfernten.

Ich hatte hinten noch immer den einst ehrlichen Namen meines Schiffes stehen – ›Sturmbraut‹ – nur den Heimatshafen hatte ich wegmachen lassen, früher London, dann New-York – wir hatten ja keine Heimat mehr – aber auf die ›Sturmbraut‹ hatte ich gehalten, mit einem gewissen Gefühle des Stolzes – immer wieder blendend weiß angepinselt, und die Matrosen hatten sich um diese Ehre gestritten. Nur für andere waren wir ehrlos.

Und nun die Wirkung dieses weißleuchtenden Namens! Ich glaube, das kleine Dampfboot hatte Augen und erschrak selber. Ohne daß ich ein Kommando gehört hätte, stoppte es plötzlich, blieb schnell zurück.

»So, nun wissen sie, mit wem sie es zu tun haben!« sagte Tischkoff, als er sich wieder auf die Kommandobrücke begab.

Ich konnte diese seine Handlungsweise nicht recht begreifen, aber ... riesig freuen tat sie mich doch. Wäre nicht Tischkoff an Bord gewesen, zu dem ich doch in einer gewissen Abhängigkeit stand – wenn auch nur wie etwa der Sohn zum Vater – ich hätte ebenso gehandelt, vorausgesetzt, daß ich auf diesen Einfall gekommen wäre.

Denn ob nun ›Anna Maria‹ oder ›Sturmbraut‹, das war doch schließlich ganz egal. Wir hatten etwas getan, was, so einfach es im Grunde genommen auch ist, in der Weltgeschichte zu Friedenszeiten vielleicht noch gar nicht vorgekommen ist. Segeln durch einen großen, befestigten Hafen direkt in die Mündung des Flusses hinein, dem dieser Hafen seine Existenz verdankt, immer weiter ins Land hinein.

Was die jetzt wohl denken mußten! Ganz abgesehen davon, daß es die berühmte ›Sturmbraut‹ war.

Ich glaubte damals, dieses tolle Stückchen müßte im ganzen Seefahrtswesen eine Revolution hervorrufen. Die Bedingungen zur Hafeneinfahrt sind denn auch deshalb durch internationale Gesetze damals geändert, verschärft worden.

Nun, man konnte uns nichts anhaben. Links und rechts Häuser und Hütten, der Strom selbst hier sehr belebt, das war unser Schutz, und bald genug waren wir außer Schußweite.

Daß man uns jetzt aber nicht wieder herauslassen würde, das war selbstverständlich. Deshalb wurden wir auch gar nicht verfolgt, kein Dampfboot blieb uns auf der Spur, wenigstens war nichts davon zu erblicken. Die hielten uns eben in diesem Flusse für gefangen; daß derselbe noch einen anderen Ausgang nach dem Meere hatte, das wußten die ja nicht.

Doch, da sprengten am Ufer einige Reiter, hüben wie drüben, die uns bald überholt hatten.

»Hat nichts zu sagen,« meinte Tischkoff. »Die Flußufer sind nirgends mehr armiert.«

Die Meldereiter kamen auch nicht sehr weit. Wie abgeschnitten hörten auf beiden Ufern plötzlich alle Ansiedlungen auf; ein Sumpf gebot Halt.

Wie wir beobachten konnten, wollten die abgessenen Reiter wohl ein Boot benutzen, um uns noch zuzukommen, wollten die Meldung von dem Vorfall noch nach Ansiedlungen jenseits des Sumpfes tragen – ganz zwecklos, sie handelten eben nach Befehlen, die ihnen von sinnlos gewordenen Beamten gegeben worden waren.

Wir hoben alle ihre Bemühungen auf, indem wir schon vorüberraschten, noch ehe sie ein Fahrzeug bekommen hatten.

Eine halbe Meile hinter der Stadt begann schon der Urwald. In gewaltiger Breite trug der Pontianak seine schwarzen Fluten zwischen mächtigen Bäumen hin, welche selbst noch im Wasser standen, so daß hier von einem Ufer eigentlich gar keine Rede war. Deshalb gab es hier auch noch kein Wild, auch Affen konnte man noch nicht verlangen, dagegen zeigten sich schon sehr viele Papageien, und wir wurden von einem Geschwätz in holländischer

Sprache überrascht – durchgebrannte, oder nur ein besonders begabter Papagei mochte dem heimatlichen Bauer entflohen sein, er hatte seine Wörtlein die wilden Kameraden gelehrt.

Karlemann bekam gleich wieder eine Idee.

»Babegein, hm. Damit habe ich mich noch gar nicht befaßt. Ich werde ein paar von den Ludersch fangen, die müssen aber bei mir noch was ganz anderes lernen, die müssen große Reden halten können – ich glaube, das bringt einen guten Feng Geld ein.«

Vorläufig aber war keine Zeit, um ›Babegein‹ zu fangen.

Nicht lange, so wich der Urwald wieder einer malaiischen Ansiedlung mit holländischer Faktorei. Das bedingte der feste Boden. Denn wo solcher an den Flußufern zu finden war, war dieser hier in der dichten Nähe der Hauptstadt natürlich benutzt worden, die Bäume hatten fallen müssen.

So wechselte immer wieder Urwald mit Ansiedlungen, nur daß diese immer spärlicher kamen, oder mehrere lagen nach einer größeren Strecke dicht zusammen.

Die Nacht brach an. Am Bug ward eine große Blendlaterne mit Reflexspiegel befestigt, das war alles, was Tischkoff brauchte, um sich zurechtzufinden.

Es war eine herrliche Tropennacht. Das Wasser rauschte leise an den Bäumen, überall leuchteten Glühkäfer, manche so groß wie ein Taubenei, und nun überhaupt – dieses große Schiff, mit allem Komfort versehen, mitten im jungfräulichen Urwald – so etwas hatte ich mir auch in meinen romantischsten Jugendphantasien nicht träumen lassen

Am angenehmsten wurde die Nacht dadurch, daß die schrecklichen Moskiten fehlten.

Dann konnten wir auch den Himmel nicht mehr sehen, nicht deshalb, weil die Bäume wegen Verschmälerung des Flußbettes näher zusammengedrückt waren, sondern schon begannen Schlingpflanzen eine dichte Decke zu spinnen.

Doch uns konnte sie nicht hindern, wir hatten bereits vor Anbruch der Dunkelheit die Masten, die keine Takelage mehr hatten, verkürzt und dann völlig umgelegt.

Wir gingen Wache wie auf See. Als ich nach einem kurzen Schläfe wieder an Deck kam, begann schon der Morgen zu grauen. Eigentlich mochte es schon tageshell sein, aber hier im Urwald unter den Schlingpflanzen herrschte eine ewige Dämmerung.

Im Laufe dieses Tages passierten wir noch zwei Ansiedlungen, und diese Ortschaften machten, daß uns ab und zu ein Fahrzeug oder eine ganze Flotille entgegenkam. Die Eingeborenen staunten nicht schlecht unser großes Schiff an, das taten aber nicht weniger auch die spärlichen Europäer, die manchmal in den primitiven Booten saßen.

Wir machten in der Stunde sechs Seemeilen, und wenn man auf einer großen Karte die zahlreichen Krümmungen dieses Stromes genau ausmaß, so mußten wir etwa zwei und einen halben Tag gebrauchen, die Nacht also mitgerechnet, um die ganze Strecke von Pontianak bis nach jener Stelle zurückzulegen, was auch Tischkoff ebenso wie dann die Tatsache bestätigten.

Von Tischkoff sei hierbei bemerkt, daß er diese ganze Zeit unentwegt am Steuerrad stand und auch noch zwei weitere Tage und Nächte stehen sollte, ohne ein Auge zugetan zu haben.

Die schlauesten von den Matrosen meinten, das sei nur so zu erklären, weil er sich vorher wieder einmal ein paar Tage ausgeschlafen habe, und ich widersprach ihnen nicht.

Am Morgen des vierten Tages – d. h. unserer Fahrt, wir waren erst zwei und einen halben Tag unterwegs – zeigte der Fluß vor uns eine ganz andere Beschaffenheit.

An Mündungen von Nebenflüssen waren wir schon wiederholt vorbeigekommen. Irrfahren konnte man da nicht, denn einmal stießen diese Seitenarme fast rechtwinklig ein, dann war ihr Wasserlauf immer bedeutend schmaler als der Hauptstrom.

Hier aber zeigte sich eine ganze Masse von abzweigenden Kanälen, oder man hätte auch sagen können, daß sich der Strom plötzlich ungeheuer verbreiterte und überall mit Inselchen durchsetzt war, und zwar nicht nur mit im Wasser stehenden Baumgruppen, sondern es war wirklich festes Land, wie überhaupt die Sumpfreigion schon längst aufgehört hatte, ohne daß deshalb die Ansiedlungen häufiger geworden wären. Ueberall hätte man durch Fällen des Waldes anbauwürdiges Land gehabt, doch hier sah man eben, wie wenig noch auf Borneo kultiviert ist, selbst noch in der Nähe der größten Stadt.

Wo der Hauptstrom floß, konnte man allerdings noch unterscheiden. Die zahllosen Kanäle zweigten sich alle linkerhand ab, aber die meisten noch immer breit genug, um die ›Sturmbraut‹ einzulassen, und Tischkoff steuerte denn auch in einen solchen hinein.

»Würden Sie diesen Weg noch einmal allein finden?« wandte sich Tischkoff an mich.

Ich bejahte.

»Nein, das würden Sie nicht können.«

»Weshalb nicht? Diesen Kanal würde ich schon wiedererkennen.«

»Aber dann werden wir uns gleich in einem Labyrinth befinden.«

»Ich meine auch nur den Weg, den wir bisher zurückgelegt haben.«

»Auch auf diesem würden Sie Ihr Schiff nicht zurückbugsieren können. Sie glauben gar nicht, wieviel Sand- und Schlamm­bänke ich schon umsteuert habe.«

Das hatte ich ebenfalls nicht gemeint, nur den allgemeinen Weg, etwa in einem Boot. Wie schwierig das Fahrwasser war, das hatten wir ja erkannt, als Tischkoff das Schiff auch auf dem breitesten Wasser fortwährend hin und her gesteuert hatte, manchmal ganz dicht bis ans Ufer heran.

Woher kannte mein Kommodore diesen tagelangen Stromweg so außerordentlich genau? Ich erfuhr es nicht.

Daß er all diese Hindernisse bei einer einzigen Reise niemandem beibringen konnte, war begreiflich, und so hatte er auch niemals den Lehrmeister gespielt.

Wenn aber nun meinem Kommodore ein Unfall zustieß, was dann?

Da konnte ich nur auf die Richtigkeit seiner Worte bauen, die er einst zu mir gesprochen: ihm könne der Tod nichts anhaben. Inwiefern nicht, darüber zerbrach ich mir in meiner Weise nicht den Kopf.

Noch etwas tiefer drangen wir ein, jetzt sahen wir, daß das wirklich ein unentwirrbares Wasserlabyrinth sei; da ließ Tischkoff stoppen.

Während die ›Sturmbräut‹ langsam nach einem Inselchen trieb, bis sie in den Aesten eines Baumes hängen blieb, mußte ich alle Mann an Deck zusammenrufen.

Hierbei will ich einmal bemerken, daß sich auch die fünf Sportsmen an Bord befanden. Die hatte Tischkoff ebenfalls mit nach der Fucusinsel genommen, wir machten doch jetzt gemeinschaftliche Sache, sie hatten mich auch begleitet.

Ich hatte das so selbstverständlich gefunden, daß ich bisher noch gar nichts davon erwähnt, wie ich ja überhaupt die ganze Reise übergangen habe. Jedenfalls hatte ich so immer angenehme Gesellschaft gehabt.

Da ich nun einmal dabei bin, Versäumtes nachzuholen, sei hier auch einmal bemerkt, daß schon meine ganze Kajüte und noch andere Kabinen voll Oelbilder hingen, die verschiedensten Sujets behandelnd, Seestücke, Szenen vom Leben an Land und an Bord unseres Schiffes, gemalt von Mynheern van Zyl, der noch genau derselbe Dreckbarthel war, aber fleißig malte, immer die Pfeife

zwischen den Zähnen, dem es am liebsten war, wenn er nicht angesprochen wurde, dann auch nur mit einem Knurren antwortende

Auch er hatte mich selbstverständlich begleitet, malte jetzt an einer Dschungellandschaft, und Monsieur Chevalier, der am meisten davon verstand, behauptete, daß jedes dieser Gemälde auf jeder Ausstellung den Ehrenplatz verdiene.

So waren wir alle versammelt. Tischkoff sprach davon, daß wir jetzt in ein Gebiet kämen, in dem Dajaks hausten, welche mit vergifteten Pfeilen schossen, auch uns sicherlich beschießen würden.

Deshalb solle sich womöglich niemand an Deck sehen lassen. Sehen lassen! Es sollten sich wohl immer welche oben befinden, die besten Schützen, aber möglichst unsichtbar. Das sei meine, des Kapitäns Sache.

Das eigentlich sofort tödliche Pfeilgift könne unschädlich gemacht werden. Tischkoff verteilte Papierchen, die ein Pulver enthielten. Bei der leisesten Verwundung sollte dieses Pülverchen verschluckt, dann die Wunde sofort ausgebrannt werden. Das könne eventuell jeder selbst machen, etwa mit der brennenden Zigarre, sonst gleich hinunter zu Goliath, der sich immer zu diesem Liebesdienst bereithalten würde.

Meine Leute hörten nichts Neues. Ich hatte davon schon zu den Offizieren gesprochen, diese hatten es weitergegeben.

Ja, ich hatte die Jungen sogar in Verdacht, daß sie sich über diese Wundenausbrennerei freuten, sie hofften, ich würde Zigarren verteilen, sie könnten immer rauchen, was sonst während der Wache nicht etwa erlaubt ist – ich hatte schon so etwas gehört, und ich wollte ihre seligen Hoffnungen auch nicht zuschanden machen.

Und wem vielleicht doch das Herz etwas schneller schlug, weswegen er ja noch lange keine Memme zu sein brauchte – na, der durfte von dieser allgemeinen Stimmung doch keine Ausnahme machen.

Während wir hier noch still lagen, wurde um die Kommando-
brücke und besonders um die Stelle, wo sich Steuerrad und Bus-
sole befanden, eine Bretterwand gezogen, hoch genug, daß die
Dahinterstehenden auch nicht vom höchsten Baume aus erblickt
werden konnten. Für die anderen genügten vorn und hinten die
Kistenaufbaue, durch welche wir das Aussehen der ›Sturmbraut‹
verändert hatten. Hier drin sollte sich die Wache immer aufhalten.
Arbeit an Deck würde es ja gar nicht geben. Nur wurden über-
all noch Schießscharten angebracht, und ich gab entsprechende
Instruktionen, wann loszuknallen war, falls sich ein verdächtiger
Mensch zeigte.

Dann ging es weiter, die ›Sturmbraut‹ mit viertel, meine Jun-
gen mit vollem Dampf. Ich hatte einige tausend Stück Zigarren an
Bord.

Nichts zeigte sich. Wenn es einmal in den Büschen knackte, so
war es ein fliehendes Wild gewesen.

Tischkoff sagte, daß wir den ersten See noch am Abend er-
reichen würden. Ueber seine früheren Erlebnisse sprach er nicht,
auch nicht, was er sonst eigentlich beabsichtigte.

Immer mehr merkte ich die Schwierigkeiten des Weges. Oft-
mals lag vor uns ein ganz breiter Wasserstreifen, Tischkoff aber
steuerte in den allerschmälsten hinein, immer wieder in einen
anderen, wir beschrieben förmliche Halbkreise. Gerade in dem
breitesten Kanal war auch ein ganz flaches Boot auf dem Grunde
sitzen geblieben, sehr viele Kanäle sollten blind enden.

Dabei steuerte Tischkoff nach keiner Karte, sondern frei aus
dem Kopfe. Wenn er sich das erstemal nach einem Plane gerich-
tet, konnte es denn solch ein phänomenales Erinnerungsvermö-
gen geben?

Zu Mittag wurde nach der Ablösung des Mannes am Ruder ge-
pffiffen.

Der Matrose Konrad, der daran war, kam unter der Back hervor,
eilte schnellen Laufes über Deck, auf die Treppe zu.

Noch ehe er diese erreicht hatte, sah ich etwas durch die Luft gesaust kommen, in demselben Augenblick brach der Matrose zusammen, nach dem Halse greifend, aus dem der Schaft eines Pfeiles hervorsah.

Ich brauchte nicht die Kommandobrücke zu verlassen, von hinten und vorn kamen Matrosen hervorgestürzt, um ihren Kameraden zu bergen.

Da zischte und piff es in der Luft – die wackeren Retter wurden mit einem ganzen Hagel von Pfeilen überschüttet.

Den Erfolg sah ich nicht, schlimm konnte es nicht sein, sie alle gewannen wieder die sichere Deckung, Konrad mitnehmend, und schon knatterte es auch aus den Schießscharten; die Zurückbleibenden waren nicht minder brav gewesen, sie hatten die Umgehend nicht aus den Augen gelassen, und jetzt sah ich selber an den Ufern, hüben wie drüben auf Aesten menschliche Gestalten hocken.

Auch mein Gewehr sprach, ich schoß einige dunkle Gestalten wie Früchte herab.

Zwei oder drei stürzten ins Wasser, doch Tischkoff ließ nicht stoppen, und den einen Schwimmer sah ich im Rachen eines Krokodils verschwinden.

»Folgen uns die denn wie die Affen auf den Bäumen nach?«

»Nein, das können sie nicht, das war nur ein Vorposten, und wir haben es unglücklich getroffen, daß gerade bei einem solchen der Wechsel stattfinden mußte.«

Meine größte Sorge war jetzt natürlich, was die Pfeile ange richtet hatten.

Da sprang abermals ein Matrose über Deck und die Treppe zur Kommandobrücke herauf.

Es war gut abgelaufen. Konrad hatte als erster die schlimmste Wunde erhalten, der Pfeil war ihm in den Hals gedrungen, aber ohne Speise- oder Luftröhre und Schlagader zu verletzen. Goliath

hatte die Wunde ausgebrannt und verbunden, jetzt saß Konrad schon beim Essen.

Die übrigen Verletzungen waren noch geringfügiger gewesen. Die Pfeile wurden mit so wenig Kraft abgeschossen, daß sie kaum einen festen Kleiderstoff durchdrangen.

Das ist es ja eben: das wilde Volk, welches seine Waffen vergiftet, den Dolch, den Pfeil, weiß diese Waffe auch nie recht zu handhaben. Das ist der Fluch der Feigheit. Vergiften sie die Pfeile, weil sie eben nicht schießen können, ihr Bogen keine Kraft hat, oder haben sie infolge dieses hinterlistigen Vergiftens, da ja die kleinste Wunde genügt, um ein Tier, einen Menschen zu töten, das Anfertigen von kraftvollen Waffen und das sichere Schießen verlernt?

Eines wird wohl vom anderen abhängen. Jedenfalls wird ein echter Jäger oder Krieger, wie der nordamerikanische Indianer, solch eine hinterlistige Waffe stets verachten. Dafür aber durchbohrt er mit seinem Pfeil auch einen Schild von Büffelhaut, welcher, richtig gehalten, selbst einer Büchsenkugel spottet.

Auch dieser Matrose hatte einen Pfeilschuß in den Arm erhalten. Er zeigte mir die Wunde, welche nur deshalb böse aussah, weil sie ausgebrannt war, wahrscheinlich viel intensiver, als nötig gewesen.

»Nun, wie tat das?«

»Was denn?«

»Das Ausbrennen.«

»Wenn's weiter nix ist,« war die mit verstecktem Stolz gegebene Antwort. »Bei uns zu Hause werden die Schweine doch auch gebrannt.«

»Aber die werden wohl tüchtig dabei jauchzen.«

»Wir nicht.«

»Wie fühlst du dich denn sonst?«

»Wie soll ich mich denn fühlen?«

Er konnte eben sofort seinen Dienst antreten. Tischkoffs geheimnisvolles Pulver hatte seine Pflicht getan, bei diesem wie bei allen anderen.

Wir wurden nicht mehr beschossen, nicht anderswie belästigt.

Es war gegen Abend, als der Wald plötzlich aufhörte – vor uns lag der unübersehbare Spiegel eines Sees, in diesem hin und wieder ein bewaldetes Inselchen, auch sonst alles umsäumt von gigantischen Bäumen – eine herrliche Landschaft, die bald vom vollen Lichte des Mondes übergossen ward.

Wir fuhren noch tiefer ein, bis auf Tischkoffs Befehl die Anker ausgeworfen wurden, außer Büchenschußweite von jeder Insel.

Dann zog sich Tischkoff in seine Kabine zurück, er wollte schlafen, und bis auf die Wache pfl egten alle der Ruhe, die wir reichlich verdient hatten. Denn in Erwartung dessen, was uns bevorstand, hatte während der ganzen Fahrt niemand einen ordentlichen Schlaf in der Koj e gehalten.

Am anderen Morgen zeigte uns die Sonne dasselbe liebliche Bild des inselreichen Sees im Urwalde. Sonst war nichts zu sehen, was unsere Aufmerksamkeit gefesselt hätte.

Da, als Tischkoff eben das Kommando zum Ankerhieven gab, kam hinter einer Insel ein Boot hervor, direkt auf uns zuhaltend.

Es wurde von sechs dunkelhäutigen, fast nackten Gestalten gerudert, die siebente war in ein weißes Gewand gehüllt – es war ein alter, weißbärtiger Mann, schon von weitem in seinen Gesichtszügen den Kaukasier, den Europäer, den Germanen verratend.

Ohne jede Vorsichtsmaßregel war das Boot herangekommen, legte neben uns bei.

Wir hatten die Kommandobrücke verlassen, Tischkoff bat mich, ihn den Sprecher machen zu lassen, er würde sich zunächst des Englischen bedienen, sonst des Holländischen, das ja auch ich verstehe.

»Was wollt ihr?« rief er hinab.

»Das habe ich Sie zu fragen, was Sie hier wollen,« entgegnete der Alte in tadellosem Englisch.

Oho! Aber diese Antwort war eigentlich nicht in anmaßendem, eher in würdevollem Tone gegeben worden.

»Wünschen Sie an Deck zu kommen?« fragte jetzt Tischoff sehr höflich.

»Ich bitte darum,« erklang es ebenso zurück.

Das Fallreep ward hinabgelassen. Der Alte stieg mit ziemlicher Rüstigkeit herauf.

Zunächst ruhten seine Augen lange auf Tischkoff.

»Der Mann, der schon einmal in unser Reich dringen wollte – ich dachte es mir fast,« sagte der Alte dann.

»Ich kenne Sie nicht, habe Sie damals nicht gesehen,« erwiderte Tischkoff.

»Aber ich Sie.«

»Damals wurde ich durch einen anderen, durch einen Malaien gewarnt, weiter vorzudringen, und das recht spät, denn da hatte man mir schon die Hälfte meiner Leute weggeschossen.«

»Jetzt bin ich es, der Sie warnt.«

»Wer sind Sie, oder wie darf ich Sie nennen?«

»Ich bin . . . man nennt mich den Alten vom See.«

»Ein schlechter Titel zur Anrede. Wovor warnen Sie mich?«

»Weiter in unser Reich zu dringen.«

»Sie merken wohl, daß ich diesmal schon ganz bedeutend weiter vorgedrungen bin, als damals in dem offenen Boote.«

»Aber noch kein Mensch hat dieses unser Reich lebendig wieder verlassen.«

»Ich bezweifle überhaupt, daß ein Fremder schon so weit vorgedrungen ist.«

»Kehren Sie um!«

»Nein, sondern ich bitte, so wie damals, die Bauten der alten Malusos besuchen und studieren zu dürfen.«

»Kehren Sie um!!« erklang es nochmals in eindringlichstem Tone.

»Ich kehre nicht um!«

»Das ist Ihr und aller Ihrer Leute Tod.«

»Das bezweifle ich.«

»Haben Sie nicht schon Tote genug in Ihrem Schiff?«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil Sie unbedingt von unseren Wächtern beschossen worden sind.«

»Wir können uns doch verborgen gehalten haben.«

»Es sind genug Leute von Ihnen getroffen worden.«

»Woher ist das Ihnen schon bekannt?«

»Ich weiß es.«

»Nun gut. Ja, viele sind von vergifteten Pfeilen verwundet worden, aber ich habe dennoch keine Tote an Bord.«

»So haben Sie diese eben schon ins Wasser versenkt.«

»Mitnichten. Ich habe Sejara.«

So ungefähr klang das Wort, welches Tischkoff aussprach, und welches auf den Alten einen solch kolossalen Eindruck machte. Mit verärbten, Gesicht prallte er zurück.

»Sie haben . . . ?«

»Sejara. Ja, diese vergifteten Pfeile können uns jetzt nichts mehr anhaben, ich habe das Gegenmittel dazu.«

»Woher . . . ?« stieß der Alte noch immer schreckerfüllt hervor.

»Das ist diesmal mein Geheimnis.«

Der Alte hatte sich schnell wieder gefaßt, warnend hob er den Finger.

»Und wenn dem auch so ist – kehren Sie um, kehren Sie um!! – Dies ist das Reich des Todes, aus dem kein Sterblicher den Rückweg findet – wir haben noch ganz andere Mittel, als vergiftete Pfeile, wir werden Sie und Ihr ganzes Schiff vernichten!«

»Ich bin neugierig, diese Mittel kennen zu lernen.«

»Ein Wort meines Gebieters genügt.«

»Wer ist dieser Gebieter?«

»Sie werden ihn zu Ihrem Schrecken kennen lernen.«

»So mag er zunächst jenes Wort aussprechen. Ich aber glaube nicht an Zauberworte, und gegen irdische Waffen und Mittel, mit denen man uns schaden könnte, bin ich gewappnet.«

»Unglücklicher, kehren Sie um!!!«

»Nein! Ich werde meinen Willen mit Gewalt durchsetzen – ich werde diese alten Bauten besichtigen, und niemand soll mich daran hindern.«

Der Alte blickte den Sprecher an, hob leicht die Schultern und wandte sich zum Gehen.

»Halt!«

Tischkoff vertrat ihm den Weg.

»Was wollen Sie noch?«

»Ich habe Lust, Sie als Geisel festzuhalten. Sie sind durch nichts als Abgesandter oder Parlamentär geschützt und geben sich mir direkt als Feind zu erkennen.«

»So tun Sie es. Mein Gebieter hat mir befohlen, mich zu Ihnen zu begeben, um Sie zu warnen, und ich habe gehorcht. Tun Sie es, legen Sie mich in Ketten, töten Sie mich, martern Sie mich!«

»Nein! Ich werde Sie freiwillig als unverletzlichen Parlamentär behandeln. Aber verschonen Sie mich fernerhin mit Ihren Drohungen, sie haben bei mir keinen Zweck.«

»Und doch spreche ich die Wahrheit: Sie und Ihre Leute gehen in den Tod.«

»Das wird sich finden. Jetzt aber werde auch ich einmal drohen. Wer ist Ihr Gebieter?«

»Der Herr der heiligen Seen.«

»So sagen Sie ihm, daß ich, wenn er mir nicht die Erlaubnis dazu gibt, dennoch die alten Bauten der Malusos besichtigen werde, und für jeden Mann, der hier durch seine Schuld den Tod findet, werde ich blutige Sühne fordern, und wird er mir zu lästig, so werde ich seine Residenz in Trümmern schießen. Verstanden?«

»Seine Residenz?« fragte der Alte mit offenbarem Stutzen.

»Ja, die heilige Stadt der Malusos, welche auf der Elefantinsel liegt.«

Wieder erschrak der Alte furchtbar.

»Woher wissen Sie . . . «

»Ich weiß noch viel mehr. Sagen Sie aber auch Ihrem Gebieter, daß er, wenn er mich in Ruhe läßt, in mir keinen Verräter zu fürchten hat. Sechs Jahre lang habe ich dieses euer Geheimnis still in meiner Brust verwahrt, ich werde es fernerhin hüten, nur meinen eigenen Wissensdurst will ich löschen.«

»Und Ihre Leute?« wurde der Alte jetzt doch kleinlauter und nachgiebiger.

»Sind ebenfalls verschwiegen wie das Grab.«

»Ich werde es meinem Gebieter berichten.«

Diesmal wurde der Alte nicht mehr zurückgehalten, er bestieg sein Boot, dieses verschwand wieder hinter der Insel.

Noch immer wußte ich nicht, um was es sich eigentlich handelte – nun ja, eben um die Baulichkeiten eines ausgestorbenen Volkes, das seine eigene Religion gehabt hatte, die jetzt noch an versteckten Orten heimlich gepflegt wurde – aber für Tischkoff selbst mußte dies alles schon eine Vorgeschichte haben, die ich jedoch nie erfahren sollte.

Uebrigens war das auch gar nicht nötig, es war schon genug, was ich selbst hier noch erlebte.

Wir dampften weiter, richteten auch wieder die Masten auf, nutzten die aufkommende Brise mit Segeln aus, und es war nicht anders, als wenn wir uns auf dem Meere befänden, etwa im Aegäischen Archipel, wo in gewissen Gebieten die Inselchen nicht minder zahlreich sind.

Nur diesen hatten wir auszuweichen, sonst war der See für unser Schiff überall tief genug. Das Wasser war klar wie Kristall, jeden der zahlreichen Fische konnte man noch auf dem weißsandigen Grunde erkennen, die Tiefe betrug mindestens zehn Meter.

»Das ist unser erstes Ziel,« sagte Tischkoff, auf eine vor uns liegende, größere Insel deutend.

»Wie weit können wir heran?«

»Das weiß ich nicht, das müssen wir erst untersuchen.«

So ganz allwissend war mein Kommodore also doch nicht, und auch seine Kenntnisse über diese Gegend hatten ihre Grenzen.

Die Maschine begann wieder zu arbeiten, wir näherten uns vorsichtig der bewaldeten Insel. Ein Loten war nicht nötig, man konnte auch hier bis dicht an die Insel den Grund erkennen, und wir durften so weit herankommen, bis wir das Schiff mit Seilen an Bäumen befestigten. Dann genügte ein kurzes Laufbrett, um an Land zu gelangen.

»Es ist keine weitere Vorsicht beim Betreten der Insel nötig,« sagte Tischkoff vorher, wieder zeigend, daß er doch schon etwas in die hiesigen Verhältnisse eingeweiht war. »Sie ist unbewohnt, ganz verwildert, und sie verteidigen zu lassen, hat man gar keine Zeit gehabt, wir sind zu plötzlich gekommen. Aber wir wollen doch zeigen, daß wir auch Kanonen führen. Lassen Sie doch einmal beide Breitseiten abfeuern.«

Ich gab dazu die Kommandos; sechzehn Kanonen waren es, die mit Kartuschen geladen und gleichzeitig durch die offenen Stückpforten abgefeuert wurden.

Es gab einen mächtigen Spektakel, das Echo grollte lange nach, selbst das ferne Gebirge gab es noch wieder.

Kreischend flohen Papageien und andere Vögel davon, die vielen Affen dagegen, die wir in den Zweigen bemerkt und die uns ohne Scheu schnatternd begrüßt hatten, waren dessen nicht fähig, wie gelähmt blieben sie hocken, viele purzelten auch von den Bäumen herab und blieben eine Zeitlang wie die geprellten Frösche liegen, bis die allgemeine Flucht begann.

Dann fanden wir aber doch einige, welche der furchtbare Schreck wirklich getötet hatte.

»Und den hier hausenden Eingeborenen wird es nicht anders gehen,« sagte Tischkoff, »wir haben nichts von ihnen zu fürchten.«

Aber so ganz sorglos war er doch nicht. Wozu forderte er sonst zur Begleitung die ganze Freiwache, und wenn er die Leute zu einer Arbeit gebrauchte, wozu mußten sich diese dann außer mit Messern und Aexten auch mit Gewehren und Revolvern bewaffnen?

Nun, wir waren eben immerhin in Feindesland.

Also es waren dreiundzwanzig Mann, die Hälfte aller meiner Leute, soweit Arbeitshände in Betracht kommen, welche sich der Expedition in der vorgeschriebenen Ausrüstung anschlossen, wozu dann noch außer meiner Person der zweite Steuermann und Maschinist, Lord Seymour, Fairfax, Brown und Chevalier kamen. Nur Mr. Rug blieb zurück, der hatte schon wieder einmal einen Rausch auszuschlafen.

Die mitgenommenen Aexte und Messer waren sehr nötig. Wir mußten uns jeden Schritt durch Buschwerk und Schlingpflanzen hauen, und das schneidende Messer reichte wahrhaftig manchmal nicht aus, es gehörten wuchtige Axthiebe dazu.

Nein, so ganz allwissend war Tischkoff doch nicht. Er kannte nicht die Lage der gesuchten Bauwerke, er wußte nur bestimmt, daß sich solche auf dieser Insel befanden, vermutete sie in der Mitte liegend, aber sonst konnte er nicht einmal die Richtung angeben, und wie sich später zeigte, hatten wir manchen Weg unnötig gehauen, obgleich wir dicht an einem Bauwerk vorbeigekommen waren.

Man muß sich nur die Ueppigkeit solch einer tropischen Vegetation vorstellen können, um das begreiflich zu finden – und was mich anbetrifft, so freute es mich förmlich, es diene zu meiner Erleichterung, daß sich mein Kommodore einmal als ›auch nur ein Mensch‹ erwies.

Da fanden Axt und Messer in den Schlingpflanzen einen Widerstand, den sie nicht besiegen konnten, und nach Beseitigung einer

dicken, grünen Schicht zeigte sich ein Stück Mauerwerk. Nur auf diese Weise hatten wir zufällig eine Wand gefunden.

Jetzt begann die eigentliche Arbeit, das Bloßlegen der Mauer. Von dem ganzen Gebäude, dem sie angehörte, konnten wir uns absolut noch keine Vorstellung machen; alles Schlingpflanzen und Buschwerk und Bäume, von denen wohl noch so mancher gefällt werden mußte, wollte man das ganze Gebäude wirklich freilegen.

Eine Stunde hatten wir vielen Menschen zu tun, ehe wir nur einige Quadratmeter der verfilzten Schicht aus Schlingpflanzen entfernt hatten, dann aber zeigten sich mächtige Quadersteine – die man vorläufig freilich auch noch für Steinplatten halten konnte – und diese waren frei von Moos und Gras und allen anderen Schmarotzerpflanzen, die Schlingpflanzen hatten nichts anderes neben sich aufkommen lassen.

Die Steine waren über und über mit keilschriftartigen Hieroglyphen bedeckt, eingemeißelt, und ich entsann mich, ganz ähnliche Buchstaben gesehen zu haben, als ich einmal einen Blick in Tischkoffs dicke Schweinslederfolianten geworfen hatte.

Außerdem aber zeigten sich die verschiedensten Figuren, Menschen wie Tiere, in jenem steifen Stile eingemeißelt, den man auch bei den alten Aegyptern findet, und doch wieder anders, was ich hier nicht näher beschreiben kann. Erwähnt mag nur noch werden, daß hier z. B. bei den Männern der charakteristische Flechtbart fehlte. Was hatten denn aber die alten Bewohner der Sundainseln mit den Aegyptern zu tun?

Doch auch hier stellten die einzelnen Szenen meistens dar, wie Männer und Frauen den verschiedenen Beschäftigungen nachgingen, zu Hause, auf dem Felde, bei der Jagd.

Unter den Tieren spielte die wichtigste Rolle der Elefant, er war überall dabei, mir schien aber, daß er nicht als Arbeitstier gebraucht wurde, er sah immer nur zu, z. B. wie Ochsen den Pflug zogen, überall wurde er nur gefüttert, und bei einigen Szenen war ganz deutlich ersichtlich, daß er auch angebetet wurde.

»Haben die Malusos den Elefanten göttlich verehrt?« fragte ich Tischkoff, der schon in ein Buch abzuzeichnen begann.

»Ja, aber nur die Malusos.«

»Die Malusos waren über die sämtlichen Sundainseln verbreitet?«

»Nein, sie herrschten nur auf Borneo und Celebes.«

»Nicht wahr, auf Celebes gibt es doch ebenfalls keine Elefanten?«

»Nein, nur auf Java und Sumatra.«

»Wie kommt das nur eigentlich? Diese Inseln ähneln sich doch sonst in Klima und Vegetation und in allem ganz und gar.«

»Wissen Sie, daß es in Irland keine Frösche gibt?«

»Das weiß ich.«

»Wie erklären Sie sich das?«

Ich wußte keine Antwort.

In England und Schottland kommen Frösche massenhaft vor, in Irland existiert kein einziger. Und Vegetation und Klima dieser ›grünen Insel‹, sollte man meinen, müßten dem Frosche doch gerade sehr günstig sein. Man hat Frösche eingeführt, nicht nur Gelehrte zur Konstatierung dieser Tatsache, Kröten besonders wegen ihres Nutzens im Garten, sie bleiben auch am Leben, im Glase, im Garten, auf Wiesen, sie werden dick und fett, erreichen ein hohes Alter, aber . . . sie schreiten in Irland nicht zur Fortpflanzung. Wer löst dieses Rätsel? Bisher hat es noch kein Mensch gekonnt.

»Ob früher hier Elefanten gewesen sind, weil sie bei den Malusos eine so große Rolle gespielt haben?«

»Schwerlich, und eben aus dieser Verehrung kann man dies schließen. Möglich, daß ab und zu ein Elefant über die Meerenge von Insel zu Insel geschwommen ist, der dann wie eine Gottheit empfangen wurde. Auch in dem eigentlichen Indien gibt es ja heilige Elefanten, es brauchen gar keine weißen zu sein.«

Eine andere Bilderreihe wurde bloßgelegt, welche offenbar Gerichtsverhandlungen vorführte und dann, wie der Verurteilte bestraft wurde: mit dem Schwerte geköpft, aufgehangen, verbrannt – aber auch andere Strafen, wie Bastonade und dergleichen; die Malusos schienen da recht niedliche Strafen gehabt zu haben, der eine hing an einem Baume, es war ganz deutlich zu erkennen, daß ihm der Strick unter den Armen durchgezogen war, aber man hatte seine Füße mit mächtigen Steinen beschwert – und dann andere Situationen, die ich mir nicht erklären konnte, danach auch kein Verlangen trug.

So z. B. lag da einer auf einer Art von Bett, die Beine festgebunden, und zu seinen Füßen stand ein Ochse, der sehr angelegentlich die Fußsohlen dieses Mannes betrachtete, während wie gewöhnlich ein Elefant zuguckte. Da sich dieses Bild mitten unter lauter Szenen befand, welche ausschließlich Strafen darstellten, so mußte wohl auch das eine sein, aber was für eine, das wußten die Götter – vielleicht auch mein Kommodore.

Ein anderes Bild fesselte meine Aufmerksamkeit.

Da sah man ganz deutlich, wie auf einem Altar ein Mensch geschlachtet, geopfert wurde, und zwar wiederum zu Ehren eines mit einem Heiligenschein umgebenen Elefanten, und nicht nur das, sondern auf einem zweiten Bilde war ersichtlich, wie ein Mensch regelrecht zerwirkt und die einzelnen Stücke von anderen verspeist wurden. Ein durch Tracht und Haarfrisur ausgezeichnete Kerl, ein Häuptling oder gar ein König, wenn nicht ein Hoherpriester, hatte ein Herz in der Hand, so wie auch wir und besonders Liebende es immer darstellen, und biß eben mit Wohlbehagen hinein. Es fehlte nur noch der Pfefferkuchenspruch darauf.

»Waren denn die Malusos Menschenfresser?« wandte ich mich an Tischkoff.

»Nein.«

»Aber hier wird doch ein Mensch geopfert und aufgefressen.«

»Das stimmt schon, aber eigentliche Menschenfresser waren sie doch nicht. Das Verzehren des menschlichen Opfers war eine vorschriftsmäßige Handlung der Frömmigkeit, geradeso wie bei den Azteken. Bei diesen wurden die gefangenen Feinde zu Ehren des Sonnengottes geopfert, dann mußten die Teilnehmer von dem Fleische essen, aus Gehorsam gegen die Religion. Denn die alten Mexikaner waren sonst doch alles andere als Menschenfresser.«

Na, ich danke für solch eine Frömmigkeit!

»Und das tun die hier hausenden Malusos noch jetzt?«

»Weiß nicht,« brummte Tischkoff, ganz in seine Zeichnungen vertieft.

Mich konnten diese Ausgrabungen aus grünem Flechtwerk nicht mehr reizen. Allein bahnte ich mir mit Messer und Axt den Weg, der Mauer entlang folgend, die man jetzt dort vermuten konnte, wo die zusammengefilzten Schlingpflanzen selbst einer Mauer glichen, kam in eine Gegend, wo ich nur noch das Messer zu benutzen brauchte, immer lichter wurde der Urwald, bis ich in eine Waldgegend gelangte, die eher einem Parke glich.

Es standen hier auch ganz andere Bäume, welche dem Boden wohl etwas mitteilten, was die Schlingpflanzen nicht aufkommen ließ, und auch das Unterholz war nur sehr spärlich, zwischen den Bäumen hindurch sah ich den See schimmern.

Wenn mein Kommodore allwissend gewesen, so wäre er von hier gekommen, hier hätte er viel leichteres Spiel gehabt, obschon er sich noch immer ein tüchtiges Stück hätte durcharbeiten müssen, denn ich hatte mich doch ziemlich weit von jener Ruine entfernt.

Nun, ich gab mich dem Genusse hin, hier in einem tropischen Urwalde wie in einem Parke spazieren gehen zu können, warf mich in das weiche, ausnahmsweise niedrige Gras, welches überall den Boden bedeckte, spazierte dann weiter nach dem Strande.

Da sah ich einen Busch, mit großen, roten Früchten behangen – Tomaten, auch Liebes- oder Paradiesapfel genannt; denn das

soll die Frucht gewesen sein, welche Eva dem Adam reichte. Die Orientalen, welche unsere Religion geschaffen haben, kennen unseren Apfel gar nicht.

Ich esse Tomaten leidenschaftlich gern, als Salat mit Essig und Oel, wie auch gleich so. Man muß nur erst hinter den Geschmack kommen.

Nachdem ich eine Menge Früchte gepflückt hatte, warf ich mich ins Gras, begann sie zu verspeisen.

Sie schmeckten viel süßer als die, welche ich in Italien und in anderen südlichen Ländern gegessen hatte. Doch in der heißen Zone hatte ich sie wohl noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Dann erzeugte eben hier die Sonnenwärme diese größere Süßigkeit.

Hätte ich früher die Tomaten mit etwas aufmerksameren Augen gegessen, so würde ich gewußt haben, daß die Früchte ganz andere Kerne haben – aber ich stecke alles unter der Nase und nicht darüber hinein – und wäre ich ein Botaniker gewesen, so hätte ich vielleicht gewußt, daß die Blätter des Tomatenstrauches übel riechen, während von diesem Busche ein süßer Duft ausging, so süß, wie das Fleisch der Früchte schmeckte.

Mit einem Male wurde ich recht müde. Ich hatte doch in der vergangenen Nacht ein paar gute Stunden geschlafen?

Und immer müder wurde ich, die Augen fielen mir zu.

Da stieg in mir schon eine kleine Ahnung auf. Sollten diese Paradiesäpfel unter dieser Zone vielleicht . . .

Und da war ich schon eingeschlafen.

EINE KITZLIGE GESCHICHTE.

Süße Träume umgaukelten mich, süß wie das Fleisch dieser Früchte, und wenn es keine echten Paradiesäpfel gewesen wären, so führten sie mich im Traume doch in den siebenten Himmel.

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Plötzlich hat so eine glutäugige Huri, mit der ich gerade poussiere, eine Lanze in der Hand und kiekst mich damit in den Bauch.

Au, das tat weh! Und obgleich das Mädels nicht weiterstach, blieb der Schmerz doch, zerwühlte mir die ganzen Eingeweide.

Das tat so weh, daß ich darüber erwachte.

Und im Wachen ward es nicht besser, ich hatte nicht nur geträumt, hatte wirklich fürchterliche Leibscherzen, vulgo Bauchkneipen.

»Diese verdammten Liebesäpfel . . . «

Ich erstarrte, glaubte, die Äpfel hätten auch meine Augen behext.

Ich lag nicht mehr im weichen Grase gebettet, sondern sehr hart – hatte über mir nicht mehr grüne Zweige, sondern eine gewölbte Decke, aus großen Quadersteinen bestehend – und noch enger lag ich in einem Sarge, in einem Kasten, in dem ich meine Gliedmaßen nur wenig bewegen konnte. Doch mein Kopf war frei, ruhte wohl auf einem Kissen, ich sah mit dem Kopfe aus diesem Kasten heraus, mein Hals wurde eng von Holzplanken umgeben. Wie so ein modernes Schwitzbad für den Hausbedarf, wo man nur mit dem Kopfe herausguckt, nur daß ich darin nicht saß, sondern ausgestreckt lag.

Hallo!! Ich hatte im Augenblick kein Bauchkneipen mehr. Ich wendete den Kopf, sah Quaderwände und daran verschiedene seltsame Geräte stehen, Pritschen und Böcke mit eisernen Ringen und dergleichen – und ich hatte all dieses Gerümpel schon einmal gesehen – in Stein gehauen, die bildliche Wiedergabe der Strafverfahren und Marterwerkzeuge der Malusos!

Mein Schreck läßt sich denken. Denn ich kann ebenso erschrecken wie ein anderer Mensch.

»Trink, Faringi!« erklang da eine Stimme.

Ich drehte meinen eingezwängten Kopf nach der anderen Richtung und starrte einen schwarzen Kerl an, der eben aus einer Flasche etwas in einen hölzernen Löffel goß.

»Wo bin ich?«

»Nix Anglisi – trink!«

Er wollte mir den Löffel in den Mund schieben, aber ich biß die Zähne zusammen.

»Haben Sie noch Schmerzen?« fragte da eine andere Stimme.

Es war der Alte vom See, wie er sich genannt, der neben dem Schwarzen aufgetaucht war.

»Wo bin ich?«

»In den Händen der Malusos.«

Das hatte ich mir schon selber gesagt.

»Wie komme ich hierher?«

»Sie haben von den Früchten des Schlafbaumes gegessen.«

»Das erklärt mir noch immer nicht, wie ich hierhergekommen bin.«

Ich blieb ganz sachgemäß – nur immer hübsch eins nach dem anderen – als wenn ich nicht in einem kopffreien Sarge, sondern wohlgeborgen im Bette eines Krankenhauses läge, wo ich zu befehlen hätte, und der alte Knasterbart blieb ebenso sachgemäß – vorläufig.

»Sie sind eingeschlafen und von meinen Leuten gefunden worden.«

»Ihre Leute sind auf der Insel gewesen?«

»Ja.«

»Sie sind in einem Boote hingerudert?«

»Ja.«

»Und haben mich als Gefangenen mitgenommen?«

»So ist es.«

»Wie lange habe ich denn geschlafen?«

»Einen Tag und eine ganze Nacht.«

Sapperlot! Das hätte ich im Traume wirklich nicht gedacht.

»Fühlen Sie noch Schmerzen, wie man sie nach dem Genusse dieser Früchte bekommt?«

Nein, die Magenschmerzen waren tatsächlich mit einem Male verschwunden, jetzt nicht nur augenblicklich vergessen.

»Wir haben Ihnen auch immer während des Schlafes von einem heilsamen Mittel eingeflößt.«

»Das ist nett von Ihnen. Aber warum hat man mich hier in diesen Kasten eingesperrt?«

»Damit Sie wehrlos sind.«

»Ja, das ist allerdings bequemer, als wenn man einen Menschen erst binden muß. Was hat man mit mir vor?«

»Sie werden dem heiligen Elefanten geopfert.«

Hallo! Und das so ganz gelassen, sogar freundlich herausgebracht!

Diesem eigentlich gutmütigen Gesicht des würdevollen Alten war überhaupt nicht recht zu trauen, das hatte ich schon heraus. Er hatte doch etwas Falsches in den Augen.

»Ich – werde – geopfert?!«

»Gewiß. Wir haben Ihren Gebieter genug gewarnt, in unser Reich einzudringen.«

Ich hielt es für geratener, mich nicht für den Kapitän jenes Schiffes zu erkennen zu geben.

»So machen Sie doch meinen Gebieter dafür verantwortlich.«

»Das wird er auch, der befindet sich ebenfalls schon in unseren Händen.«

»Was?!« stieß ich hervor.

»Die ganze Besatzung des Schiffes.«

Ich erstarrte abermals.

»Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr!« schrie ich dann wild auf.

»Es ist so. Uebrigens ist mir ganz gleichgültig, ob Sie das glauben oder nicht. Ehe Sie aber geopfert werden, sollen Sie mir einige Fragen beantworten.«

Ich hatte mich wieder beruhigt. Mochte es kommen, wie es wollte.

»Nun?«

»Was wissen Sie über den Mann mit dem faltigen Gesicht zu sagen?«

»Ueber Mr. Tischkoff?«

»Ich weiß nicht, wie er heißt. Sie sind der Kapitän jenes Schiffes, aber er ist Ihr Gebieter.«

Der Alte kannte also doch schon meinen Rang. Das war begreiflich. Ich hatte bei seinem Besuche eine Jacke mit Abzeichen getragen.

»Ich weiß gar nichts von ihm,« lautete meine Antwort.

»Hören Sie, wenn Sie nicht sprechen wollen, so werden Sie dazu gezwungen!«

»Wie wollen Sie denn das anfangen?« stellte ich mich unschuldig.

»Sie werden gefoltert.«

Ich stieß ein verächtliches Lachen aus, was aber noch einen anderen Grund hatte, als nur, um meinen Trotz zu zeigen.

»Ja, Sie werden noch viel mehr lachen.«

»Allerdings, nämlich über Sie – jetzt haben Sie ja bewiesen, was für ein Renommist und Lügner Sie sind.«

»Inwiefern?« klang es so gemütlich wie immer zurück.

»Sie haben vorhin doch gesagt, auch Mr. Tischkoff befände sich in Ihren Händen.«

»Nun, und?«

»So fragen Sie diesen doch selbst, was Sie über ihn wissen wollen.«

»Das haben wir bereits getan.«

»Und er will nicht sprechen?«

»Nein, er wollte nicht sprechen.«

»So foltern Sie diesen Mann doch.«

»Das haben wir bereits getan; er ist den Folterqualen erlegen.«

Ich erschrak doch mächtig. Gerade diese fast freundliche Ruhe des Alten war es, die so überzeugend wirkte. An die Unsterblichkeit meines Kommodores glaubte ich doch nicht so recht, dachte jetzt überhaupt gar nicht an seine damalige Behauptung, die er ja vielleicht auch ganz anders gemeint haben mochte – betreffs Unsterblichkeit der Seele und dergleichen.

»Er ist tot?!«

»Ja, unter Folterqualen verendet.«

»Und er hat nicht das gesagt, was Sie von ihm wissen wollten?«

»Nein, er hat kein Wort gesprochen; mit festgeschlossenem Munde ließ er sich alle Glieder verrenken.«

Ich starrte den Sprecher, der ein so gutmütiges Gesicht hatte, an, und dann fuhr ich mit wildem Triumphem empor, soweit meine enge Halskrause das erlaubte.

»Nun, so probiert dasselbe bei mir – und ihr werdet dasselbe erleben – werdet sehen, wie ein Mann aller Qualen spotten wird!«

»Sie wissen, wer dieser Mann, den Sie Tischkoff nennen, ist?« fragte dann der Alte in aller Gemütsruhe.

»Ja, ich weiß es.«

Ich wußte es ja durchaus nicht, aber ich befand mich wirklich in einer Stimmung, um jenen immer mehr zum gewaltsamen Vorgehen zu reizen.

»Sie wissen, woher er die Kenntnisse von unserem Reiche hat?«

»Ja.«

»Wie er zu der Zeichnung der Flußläufe gekommen ist?«

»Ich weiß es.«

»Wie er in Besitz des Gegengiftes zu dem Pfeilgift gelangt ist?«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Ich weiß es, alles, alles, aber ich verrate nichts.«

»Dann werden Sie gefoltert.«

»Immer zu!«

»Aber auf eine ganz andere Weise, als wir bei jenem angewandt haben.«

»Machen Sie das, wie Sie wollen.«

»Sie sollen dabei nicht sterben.«

»Mir sehr angenehm!«

»Denn dem heiligen Elefanten müssen lebendige Menschen geopfert werden, noch zuckend müssen wir sein Fleisch essen.«

»Also auch Sie essen Menschenfleisch? Guten Appetit – und gute Zähne wünsche ich, mein Fleisch wird verdammt zäh sein!«

»Deshalb dürfen Sie nicht unter der Folter sterben,« fuhr der Alte unbeirrt fort.

»Das haben Sie schon einmal gesagt.«

»Nicht einmal Schmerzen sollen Sie dabei empfinden.«

»Das ist mir noch angenehmer, zu hören. Nur ist mir unbegreiflich, wie man jemandem auf der Folter etwas auspressen will, ohne daß er dabei Schmerzen empfindet.«

»Das begreifen Sie nicht?!«

Das war in einem Tone gesagt, daß ich mein abgewandtes Gesicht wieder einmal dem geschwätzigen Alten zukehrte.

Und da sah ich, wie sich das sonst so würdevolle, fast gutmütige Gesicht total verändert hatte, es war förmlich entstellt durch einen furchtbaren Hohn, und jetzt las ich es auch in den Augen, daß dieses Mannes eigentlicher Charakter die blutdürstigste Grausamkeit war.

»Sie begreifen nicht, wie das möglich ist?« sagte er in einem ebenso furchtbar höhnischen Tone, wie er nur zu diesem Gesicht paßte. »Und ich sage Ihnen: lachen sollen Sie dabei, lachen, lachen, lachen . . . «

Ich glaube, er sagte es noch einige Male, seine Stimme entfernte sich dabei, er kam mir, der ich den Kopf nicht heben konnte, durch Zurückgehen aus den Augen.

Ich hatte nicht lange Zeit, über den Fall nachzugrübeln.

Ueber mir erscholl ein schauerliches Trompetengeschmetter, vor meinen Augen tauchte es wie ein grauer, dicker Ast auf, bis ich auch den Kopf des Elefanten sah. Er trat hinter mich, nur sein Rüssel blieb über meinem Kopfe schweben.

Auch Menschen waren hereingekommen, ab und zu ging einer an mir vorüber, dunkelbraune Gestalten, fast nackt, aber mit bunten Federn und Blumen geschmückt – und dann wurde eine Kuh vorübergeführt, ich sah zufällig noch das Euter, ehe sie aus meinem engbegrenzten Gesichtskreise wieder verschwand – ich glaubte, sie mußte zu meinen Füßen Stellung genommen haben – ja, jetzt hörte ich sie dort vorn brüllen.

Da fiel mir jenes Bild ein, wie der Mann auf der Bank gelegen, wie eine Kuh seine Füße beschnobert hatte.

Was in aller Welt sollte das bedeuten? Auf welche Weise sollte ich gemartert werden? Und was hatte der Alte immer von ›Lachen‹ geschwätzt?

Doch jetzt dachte ich nur daran, daß ich überhaupt gefoltert werden, sollte, und ›Foltern‹ und ›Schmerzen‹ sind wohl untrennbare Begriffe.

Ich war gewillt, die Folter zu bestehen, unter Schmerzen zu sterben.

Noch einmal: des war ich gewillt, hatte es ja selbst provoziert.

Ob ich die Folterqualen aushielt, stumm, höchstens noch meine Peiniger verspottend, das war eine andere Sache.

Das kann kein Mensch im voraus sagen, und tut er es, so ist er an sich schon ein Renommist, dem nicht viel zuzutrauen ist. Renommisten sind stets Feiglinge.

Er kann den festen Willen haben, alle Folterqualen standhaft zu ertragen – das genügt schon, schon dann ist er ein Held – aber ob er sie wirklich erträgt, ob er nicht zu wimmern beginnt und um Erbarmen fleht – das weiß nur der, der die Zukunft in alle Ewigkeit kennt.

Eine Stimme sprach in salbungsvoller Weise, ein allgemeines Gemurmeln, ein monotoner Gesang – es war für diese Menschen eine feierliche Handlung, sie beteten.

Dann erschien wieder der Alte neben mir.

»Willst du mir jetzt alles mitteilen, was du über diesen Tischkoff weißt?«

»Nein!«

»Du weißt, woher er die Pläne von unserem Gebiete hat?«

»Ja, das weiß ich,« forderte ich nun immer mehr heraus.

»Und du willst nicht sprechen?«

»Nein!«

»Wir werden dich sprechend machen.«

Ein fremdes Wort, und ich fühlte, wie hinten der Kasten geöffnet wurde, indem es kühl von unten herauf kam.

Sofort wurden meine Füße gepackt und meine Beine noch unterhalb der Knie eingeschraubt, worauf man mir die hohen Schnürstiefel und dann auch die Strümpfe auszog.

»Willst du sprechen?«

»Ich verrate nichts!«

Man kann mir nicht verdenken, daß mir ganz unheimlich zumute wurde, um so mehr, als ich gar nicht sehen konnte, welche Vorbereitungen man traf, was für Folterqualen mich erwarteten. Ich dachte an Splitter, die man mir unter die Zehennägel bohren wolle, an glühende Kohlen und dergleichen. Aber meinem Entschlusse, allen Qualen zu trotzen, blieb ich treu. War fast selber gespannt, was ich in dieser Hinsicht leisten könne.

Wieder ein fremdes Wort, und da fühlte ich, wie man in meine Fußsohlen mit einem scharfen Messer lange Einschnitte machte, in jede deren zwei, von den Zehen an bis zur Hacke.

Die Einschnitte konnten gar nicht tief sein, wahrscheinlich wurde nur die Haut geritzt. Es schmerzte durchaus nicht, so wenig wie das Impfen am Oberarm – im Gegenteil, ich hatte eine fast angenehme Empfindung dabei. Wohl schnitt es, schmerzte es ein

klein wenig, aber zugleich war es wie ein Kitzeln, daß ich gleich hätte laut auflachen mögen.

Ich habe einmal ein merkwürdiges Buch gelesen, sehr sinnlich geschrieben, üppig, aber in gewissem Sinne hochinteressant. Da wurde erzählt, wie sich zu allen Zeiten hysterisch veranlagte Menschen, aber nicht nur solche, sondern auch andere, besonders Weiber, Lustempfindungen der verschiedensten Art erzeugten.

Besonders im byzantinischen Kaiserreiche sollen sich Frauen Blutegel an die Fußsohlen gesetzt haben, Mücken, Flöhe und dergleichen, das soll ihnen höchst angenehm gewesen sein, zuerst, daß sie sich nicht kratzen durften, und dann, daß sie sich nach Herzenslust kratzen konnten – und nicht nur das, sondern weil die Empfindung des Kitzels mit der Zeit immer schwächer wurden, indem sich die Nerven daran gewöhnten, abgestumpft wurden, mußten sie die Ursache immer verstärken, bis sie ihre Fußsohlen von Sklaven zerfleischen ließen, und da war nicht nur der Prozeß der Heilung, der ja immer mit einem Kitzeln verbunden ist, angenehm, sondern auch das schmerzhaftes Zerfleischen selbst.

Weiter kam ich in meinen Erinnerungen nicht, denn plötzlich fühlte ich an meinen Fußsohlen einen brennenden Schmerz, daß ich, wenn ich nicht an meinen Vorsatz gedacht, laut aufgeschrien hätte.

Die Schnittwunden an meinen Fußsohlen wurden mit etwas eingerieben, erst mit etwas Feuchtem, dann wie mit einem scharfem, das heißt körnigen Pulver mit scharfen Ecken, was ich fast für Salz halten mochte.

Doch gleich ließ der furchtbare Schmerz wieder nach. Wohl tat es noch weh, aber dazu kam ein anderes Gefühl, ein kitzelndes – kurz, eine Verbindung von Gefühlen, die fast angenehm zu nennen war.

Da brüllte die Kuh, und im nächsten Augenblick fühlte ich, wie es über meine eng zusammenliegenden Fußsohlen in kurzen Zwischenräumen wie ein scharfes Reibeisen ging, immer von unten nach oben.

Was soll ich sagen? Ich brüllte laut auf vor schreiendem Lachen!

Jetzt wußte ich, was jenes Bild vorgestellt, was man mit mir selbst vorhatte.

Zu Tode kitzeln! Ich hatte schon oft genug davon gehört, gelesen – auch in jenem Buche war davon die Rede gewesen – ich hatte nie daran geglaubt, es für ein Märchen gehalten.

Ganz abgesehen von mir! Ich bin überhaupt nicht kitzlig. Mich kann man am Halse oder unter den Armen oder sonstwo kitzeln soviel man will – ich werde höchstens unangenehm. Und wenn ich also da auch nicht mitsprechen kann, so hielt ich es doch auch bei einer sehr reizbaren Person für ausgeschlossen, daß sie durch dieses nicht zu ertragende Kitzeln sich zu Tode lachen kann.

Aber zwischen Kitzeln und Kitzeln ist doch ein Unterschied. Ich will hier nicht von Nervenreiz und dergleichen sprechen, sondern bleibe einfach bei dem allgemein bekannten Worte ›Kitzel‹. Mit einer Federspule darf man mich in den Nasenwinkeln auch nicht kitzeln, dann fange ich ebenfalls an zu lachen und zu jucken. Und wie empfindlich meine Fußsohlen gegen Kitzeln waren, das empfand ich jetzt.

Kurz, ich brüllte geradezu hinaus vor Lachen. Ich wußte, wie man das bewerkstelligte – man hatte meine Sohlen mit Salzwasser eingerieben, das leckte die Kuh mit ihrer reibeisenähnlichen Zunge gierig ab, das Salzwasser wurde immer erneuert, und die feinen Einschnitte in der Haut, noch etwas ins Fleisch, trugen nur dazu bei, die kitzelnde Empfindung zu verstärken.

Und als mir zum Bewußtsein kam, auf welche Weise man mich zum Sprechen bringen wollte, da kam mir auch mein Vorsatz wieder in Erinnerung – ich verstummte, blieb ruhig liegen.

Es gelang mir auch vorläufig, eine kurze Zeit. Aber was ich während dieser wenigen Minuten, vielleicht nur Sekunden, ausgestanden habe, das kann ich gar nicht schildern, da fehlt überhaupt jedes Wort.

Meine Hände waren frei, die sah man ja auch nicht, die durfte ich bewegen – und mit diesen meinen Händen habe ich mir in der Kiste die Sachen vom Leibe gerissen, habe mir die Nägel ins Fleisch gebohrt, immer tiefer, habe mir Fleischfetzen aus den Schenkeln gerissen.

Und dann begann ich zu keuchen – und dann brach der Angstschweiß aus allen Poren hervor – und dann der Todesschweiß – und dann war es vorbei mit meiner Widerstandskraft, denn ich war ein von einem irdischen Weibe geborener Mensch – und da brach ich in ein gellendes Lachen aus und wand mich in meinem Kasten in krampfhaften Zuckungen, soweit die Halskrause und die festgeschnallten Füße es erlaubten.

Ich glaube, daß ich alle Schmerzen und Qualen standhaft ertragen kann – ich will nicht renommieren, aber ich glaube es. Es sind so viele Märtyrer auf dem Scheiterhaufen, am Kreuze gestorben, sie sind fürchterlich gefoltert worden und haben bis zum letzten Atemzuge ein lächelndes Antlitz gezeigt – Blaßgesichter haben am Marterpfahl ebenso mit spöttischer Verachtung alle Qualen ertragen wie jeder nordamerikanische Indianer – ich habe genug Gliedmaßen amputieren sehen, ohne Narkose, habe selbst Beine und Arme abgesägt, und ich habe oft genug den Fall erlebt, daß der Betreffende mit keiner Wimper zuckte, der eine Matrose kaute dabei seinen Tabak klein, ein anderer rauchte seine Pfeife dazu – ja, ich glaube, ich weiß es, das könnte auch ich! Ich wäre zu stolz dazu, Zeichen des Schmerzes zu geben, da würde ich mich selbst verachten.

Aber hier die an meinen Fußsohlen leckende Rinderzunge – das hielt ich nicht aus, das ging über meine Kräfte.

»Hahahaha – ich will gestehen – hahaha – hört auf – hört auf – hahahahaha – ich sterbe vor Lachen!!«

Und das Lecken der scharfen Rinderzunge hörte auch auf, sofort war jede kitzelnde Empfindung verschwunden.

Aber keuchend und röchelnd lag ich da, wohl schon Schaum vor dem Munde – es war dennoch nicht anders, als ob ich die furchtbarsten Schmerzempfindungen durchgemacht hätte.

»Willst du gestehen?«

»Ich habe nichts zu gestehen.«

»Was, schon wieder?!«

»Nein, ich weiß ja selbst nicht, wer dieser Tischkoff – –«

Da fing das Reibeisen von Zunge schon wieder zu lecken an. Einen Augenblick wollte ich fest bleiben, konnte es auch – dann aber war ich von neuem überwältigt.

»Ich kann ja gar nichts aussagen,« wimmerte ich unter brüllendem Lachen. »Erbarmen, Erbarmen – hahaha – – das hatte ich ja nur so gesagt – hahahaha ... «

»Bei meinem Heiland, was geht hier vor?!« wurde da mein soziales Brüllen noch von einer durchdringenden Stimme übertönt, die nur einem Weibe angehören konnte, und da das Lecken sofort aufhörte, war es auch sofort mit dem Kitzel vorbei, die Nachwehen bestanden nur noch in vollkommener Erschöpfung.

Und während zu meiner Linken, mir sichtbar, der Alte stand, sah ich zu meiner Rechten plötzlich ein Mädchen stehen mit blondem Haar und weißer Haut, die schlanke Gestalt nach malaiischer Weise in einen enganliegenden Sarong aus kostbarster, buntschillernder Seide gewickelt, vielen Schmuck von Gold, Perlen und Edelsteinen tragend.

Dieses Mädchen, vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahre alt, eben erst zur Jungfrau erblüht, kam mir wie ein Engel, wie eine Fee aus dem Märchenlande vor – und der Alte, trotz seines weißen Gewandes, wie ein der Hölle entstiegener Teufel.

Denn solch eine Grimasse schnitt er beim Anblick des Mädchens, das ihm ebenfalls ganz überraschend gekommen sein mußte.

»Was willst du hier, Jokonda?« stieß er hervor.

Sie sprachen Englisch zusammen, und dabei blieb es. Offenbar sollten die umstehenden Eingeborenen ihre Unterhaltung nicht verstehen. Ich gebrauche das im Englischen fast ganz unbekanntes ›du‹, um wiederzugeben, wie die beiden auf vertrauterem Fuße stehen mußten.

»Was hier vorgeht, frage ich!«

»Du siehst es ja.«

»Du hast den Gefangenen gefoltert, obgleich ich es dir streng verboten habe.«

»Das ist keine Folter, ich mache nur Kaiadoba mit ihm.«

»Hast du mir nicht selbst gesagt, daß Kaiadoba die fürchterlichste Qual sei, an der jeder Mensch unter Lachen stürbe?«

»Ich hätte ihn nicht sterben lassen.«

»Aber die furchtbare Qual muß er doch ausstehen. Und weshalb machst du Kaiadoba mit ihm?«

»Er soll mir gestehen, wer jener Mann mit dem faltigen Gesicht ist, der unsere Gewässer und fast alle unsere Geheimnisse kennt ... «

»Das weiß dieser Mann, der Kapitän jenes Schiffes, gar nicht.«

»Woher willst du denn das wissen?«

»Weil jener Mann, der sich Mister Tischkoff nennt, sich mir bereits offenbart hat.«

Das Stutzen des Alten war groß.

»Was?! Er hat – sich dir – offenbart?!«

»Ja.«

»Wie ist denn das möglich? Hast du denn schon mit ihm gesprochen?«

»Er befindet sich als Gast auf der Insel. Während du dich mit dem Gefangenen beschäftigtest, d. h., während du meiner Ansicht

nach dem an der giftigen Frucht Erkrankten deine Pflege widmetest, habe ich mich an Bord jenes Schiffes begeben und mit dem fremden Manne Rücksprache genommen.«

»Den Tod über dich!!« schrie der Alte in plötzlich hervorbrechender Wut auf.

»Solche Worte verbitte ich mir!« fuhr da aber auch das Mädchen empor, und trotz seiner zierlichen Gestalt und seiner lieblichen Gesichtszüge stand es im Augenblick doch wie eine zürnende Rachegöttin da, ohne dadurch etwas von seiner Hoheit einzubüßen.

Ich sah es schon kommen – hier sollte so etwas ausbrechen, was man im gewöhnlichen Leben einen Familienstreit nennt – und so war es denn auch.

Der Alte brach in ein höhnisches Lachen aus.

»Du – du? Gar nichts hast du dir zu verbitten!«

»Was?! Was wagst du mir zu sagen?« fuhr das Mädchen noch mehr empor, mit einem Male ganz bleich werdend.

»Daß du dir gar nichts zu verbitten hast!«

»Oho! Oho! Wer hat hier zu befehlen, wir, mein Bruder und ich, oder Sie, Mynheer Gustav van Roch?«

Ein Wort gab schnell das andere, jetzt schien aber die Unterhaltung trotz aller Bissigkeit doch zeremonieller zu werden, oder eben deshalb, so daß ich wieder das ›Sie‹ wähle.

»Hahaha!« lachte der Alte. »Glaubt ihr Kinder denn wirklich, daß ihr hier überhaupt etwas zu befehlen habt?«

»Allerdings haben wir schon längst bemerkt, daß Sie uns zu Puppen machen wollten, denen man nur scheinbar gehorcht, während Sie hier als Tyrann regieren wollen!«

»Nun, wenn ihr das schon längst gemerkt habt, dann ist es ja gut, dann erspart ihr mir ja die nähere Erklärung!« lachte der Alte weiter, welcher Hohn das brave Mädchen aber nicht viel zu inkommodieren schien.

»Ja, es wäre gut für Sie, wenn nicht auch wir schon Gegenmaßnahmen getroffen hätten.«

»Maßregeln? Was für Maßregeln?« stutzte der Alte doch etwas.

»Sie werden es erfahren. Und nun befehle ich Ihnen: Dieser Gefangene wird sofort befreit, er ist unser Gast!«

»Und ich sage dir: er bleibt auf der Folterbank! Willst du es denn endlich hören? Er soll der erste dieser vermaledeiten Farin-gis sein, der dem heiligen Elefanten geopfert wird, dessen noch rauchendes Herz unsere Leute essen werden, auf daß sie nicht mehr nur dem Namen nach Malusos sind, sondern würdige Nachfolger ihrer großen Ahnen. – Auf, ihr Priester der Malusos, fahrt fort mit Kaiadoba an diesem verfluchten Fremden, der heilige Elefant wartet und segnet eure Arbeit!«

Der Alte hatte wohl vergessen, daß er Englisch sprach, was die dunkelhäutigen Kerls nicht verstanden – jedenfalls sah ich keine Gestalt sich rühren.

Oder war es die Erscheinung dieses Mädchens, daß sie dem Alten den Gehorsam verweigerten?

Sie war dichter an mich herangetreten, und erst jetzt sah ich, daß sie in der rechten Hand eine Art Hundepeitsche trug, und mit der linken Hand machte sie sich an meiner hölzerner Halskrause zu schaffen.

»Dieser Mann ist frei, sage ich!«

»Wehe, wenn du ihn zu befreien wagst!« erklang es aus dem Munde des Alten noch drohender, als aus dem ihren, und auch er streckte die Hand aus, um sie zu hindern.

»Weg die Hand!«

»Zurück!«

»Gottes Tod über ... «

»Da!!«

Es klatschte, knallte schon mehr – und die steife Lederpeitsche hatte über das weißbärtige Gesicht des Alten einen blutenden Streifen gezogen.

Der Getroffene war zurückgetaumelt, die Hände vor dem blutenden Gesicht – dann aber fuhr er wie ein Rasender empor.

»Das mir – das mir – nun ist es gut – ram ram mahadeo, ram mahadeo, mahadeeeooooo!!!«

Die ersten Worte waren keuchend, die letzten gellend von seinen Lippen gekommen.

Und ich kannte diese Worte ›ram ram mahadeo‹, hatte wenigstens von ihrer Bedeutung gelesen, schon von Augenzeugen erzählen hören.

Die Indier haben sich schon seit uralten Zeiten der Elefanten nicht nur zur Arbeit, sondern auch im Kriege bedient, und dabei wiederum nicht nur als Reittier, sondern die kolossalen Dickhäuter mußten selbst mit ›Soldatenspielen‹, mußten direkt als furchtbare Gegner vorgehen.

Jedes Tier unterliegt manchmal Wutanfällen, wenn man da nicht gleich von Wahnsinn sprechen kann, und das um so mehr, je höher entwickelt seine Geistesfähigkeiten sind. Und das klügste Tier ist unbestreitbar der Elefant.

Die Veden, das sind die heiligen Bücher der Brahmanen, wie die der Buddhisten, z. B. Buddhas Lebensbeschreibung, der Indier Evangelium, sind voll von wahnsinnigen Elefanten. Alles wirft der rasende Riese nieder, zerstampft es unter seinen Füßen, da hilft keine Waffe, Regimenter zerstieben vor dem Ungeheuer – da tritt ihm Bodhisadwa Buddha entgegen, mit liebevollem Blick streckt der Göttersohn die Hand gegen ihn aus – und kraftlos bricht das Ungeheuer plötzlich zusammen, beruhigt erhebt es sich wieder, schmiegt sich gehorsam an den Gottgesandten – der Geist des Wahnsinns ist von ihm gewichen.

Und diesen Wahnsinn können die Indier bei jedem gutabgerichteten Elefanten künstlich hervorrufen. Noch heute. Der Führer singt mit kreischender Stimme: ram ram mahadeeeoo!!– und da gerät der Elefant plötzlich außer sich, wirft den Rüssel zurück, ein furchtbares Gebrüll, und nun drauflos, alles Lebendige unter

die Füße gestampft! Wie das den Tieren beigebracht wird, weiß ich nicht. Schließlich ist das gar nicht so schwer zu begreifen. Der Elefant wird eben erst in sicherem Verschlage öfters zur Wut gereizt, durch Schläge und Stiche, immer unter jenem Kampfrufe.

»Ram ram mahadeeeeeooo!!!« hatte auch der Alte gekreischt.

Und da aus dem Rüssel, der ständig über meinem Kopfe geschwebt hatte, ein schmetterndes Gebrüll, aber ein ganz anderes als vorhin, das war gegen dieses nur das Lärmen eines Kinder-trompetchens gewesen. Einfach haarsträubend, im übrigen ganz unbeschreibbar, mit keinem anderen Tone zu vergleichen.

»Ram ram mahadeeeeeooo!!!« brüllte der Alte nochmals.

Was sollte der Elefant? Nun, jedenfalls tat er nicht das, was der Alte von ihm verlangte, vielmehr ganz offenbar gerade das Gegenteil.

Plötzlich schoß der graue Rüssel wie eine vorwärtsschnellende Schlange über mich hinweg, und im nächsten Augenblick zappelte der Alte über meinem Kopfe, umschlungen von eben diesem Rüssel.

Ich hörte noch viele Schreie des Entsetzens, sah die mir zunächst stehenden Kulis auf und davon stürzen – mehr Zeit zum Beobachten hatte ich nicht, und es war auch keine günstige Gelegenheit, um Studien zu treiben.

Sofort hatten weiche Händchen an meinem Halse herumgekrabbelt, ich sah das Mädchen nach dem Fußende des Kastens springen, der Sargdeckel wurde emporgekippt, ich war frei.

»Wir müssen fliehen, wir müssen fliehen – schnell, schnell – wir sind noch nicht in Sicherheit!«

Das ließ ich mir nicht zum zweiten Male sagen, und wenn meine Glieder auch durch das lange, eingeschränkte Liegen sehr gelähmt waren, vielleicht mehr noch durch den Genuß jener höllischen Frucht, so war ich wieder lebendig gewordener Toter doch schnell genug aus meinem Sarge heraus, und ich hatte noch so

viel Geistesgegenwart, sofort nach meinen Strümpfen und Stiefeln zu greifen, die ich am Boden liegen sah. Denn ich bin nicht gern barfußig in Gesellschaft, zumal in Damengesellschaft.

Die Fußfutterale auch noch anzuziehen, dazu hatte ich freilich keine Zeit mehr, das Mädels, mein Engel, hatte mich schon bei der Hand genommen und zog mich mit sich fort.

Es ging im Laufschrift durch ein Tor in der Wand. Vor mir waren keine Menschen mehr, und als ich noch einmal zurückblickte, sah ich den riesenhaften Elefanten dastehen und mit dem zappelnden und brüllenden Alten noch immer Fangeball spielen, oder ihn doch im Rüssel so hin und her schwenken.

Und weiter Hand in Hand im Laufschrift durch einen endlosen Gang!

»Können Sie laufen?« fragte mich unterwegs einmal mein Engel mit fliegendem Atem.

»Das merken Sie doch.«

»Hat man Ihnen nicht die Fußsohlen aufgeschnitten?«

Ich fühlte wirklich absolut nichts davon. Ja, doch – aber nichts weiter als etwas Jucken. Es waren eben ganz schwache Hautritze gewesen.

»Wir sind noch nicht gerettet,« stieß meine Führerin wieder mit fliegendem Atem hervor. »O, das wird noch ein Blutbad geben – ein furchtbares Blutbad – wenn wir nur erst auf dem Schiffe sind!«

»Auf meinem?«

»Ja, ja, auf der ›Sturmbräut‹.«

»Wo liegt die?«

»Hier an der Mauer. Ha, wenn das van Roch gewußt hätte, daß das Schiff bis dicht an die Insel herankam! Aber er war eben so ganz in seine scheußliche Beschäftigung vertieft, und so war dies schließlich auch ein Glück.«

Wir hatten das Ende des Klostersganges – denn an einen solchen mußte ich immer denken – erreicht, und da sah ich an einer Art von Kaimauer meine ›Sturmbräut‹ liegen, sah meine Jungen

an Deck stehen – in diesem Augenblicke aber, als mich die brennende Sonne umflutete, fühlte ich mit einem Male eine furchtbare Schwäche über mich kommen – und plötzlich war mir, als ob die ›Sturmbraut‹ mit der ganzen Takelage in die Luft schösse, während ich in die Tiefe versank – das Bewußtsein hatte mich zum zweiten Male verlassen.

DIE KINDER VON JAMES BROOKE.

»Wie befinden Sie sich, Herr Kapitän?«

Ich sah mich in meiner Koje liegen, und neben mir saß Tischkoff, schon wieder mit einem Löffel.

»Danke, ganz gut.«

»Fühlen Sie kein Gliederreißen?«

Ich betastete meinen Körper.

»Nein, bei mir reißt gar nichts.«

»Sie haben doch wenigstens ein Dutzend Früchte von dem Schlafbaume gegessen, wie wir dann an den Kernen erkannten.«

»Wahrscheinlicher sogar drei Dutzend.«

»Mensch, haben Sie eine Natur! Drei Früchte genügen schon, um einen normalen Menschen zu töten. Und Sie schlafen gesund und erwachen ohne Krämpfe.«

»Mir ist von den Malusos, wie sich die Kerls nennen, schon vorher etwas eingeflößt worden.«

»Ich weiß es. Aber trotzdem. Ich glaube, Sie können ein Beefsteak mit Arseniksauce vertragen. Doch lassen wir das. Sind Sie zum Sprechen und zum Zuhören fähig?«

»Ich denke, das könnten Sie doch merken. Wer ist nun eigentlich dieses engelgleiche Mädchen, das mich gerettet hat?«

»Sie ahnen es nicht?«

»Nein.«

»Das ist die Tochter von James Brooke.«

Nein, das hatte ich allerdings nicht geahnt. Das heißt nämlich, in meinem Sarge hatte ich mich überhaupt nicht mit Ahnungen

abgegeben, und jener ›Familienstreit‹ hatte sich gar schnell abgepielt.

»Was Sie nicht sagen! Sollte James Brooke nicht eine Tochter des Sultans von Bruni geheiratet haben?«

»So ist es, das ist ihre Mutter.«

»Und war das nicht eine Malaiin?«

»Ganz recht.«

»Dieses Mädels hat aber verdammt wenig Aehnlichkeit mit einer Malaiin, sieht vielmehr ganz wie eine reinrassige Engländerin aus.«

»Weil sie eben ganz nach dem Vater geraten ist. Solche Naturspiele kommen vor. Der Sohn, Rudyard Brooke, hat wieder Aussehen und Wesen der Mutter. Sonst aber dennoch ein germanisches Herz.«

»Ja, wie kommen die Kinder von James Brooke eigentlich hierher?«

»Wollen Sie nicht lieber zuerst erfahren, wie Sie selbst hierherkommen?«

»Ja, erzählen Sie von Anfang an.«

»Sie haben uns mit Ihrer Entfernung große Sorge gemacht. Erst als Sie auch nicht zum Mittagessen an Bord kamen, suchte man Sie. Ihre Fährte war ja leicht genug zu finden, nur Sie selbst nicht, aber ich erkannte doch sofort, daß Sie von den Früchten des Schlafbaumes gegessen hatten, und ferner, daß Sie in die Hände von Eingeborenen gefallen waren. Das verrieten Ihre Spuren und die eines Bootes, das halb auf den Strand gezogen worden war.

»Nun, es war zum Teil auch meine Schuld, ich hätte die ganze Insel besser bewachen lassen sollen. Eingeborene hatten trotz unserer Schießdemonstration gewagt, die Insel von einer anderen Seite zu betreten, hatten Sie im todähnlichen Schläfe gefunden, Sie mitgenommen.

»Als wir das konstatiert hatten, war es schon nachmittags gegen vier Uhr. Sofort Dampf aufgemacht und hin nach jener Insel,

welche die Malusos ihre Residenz nennen. Doch über die Malusos selbst später.

»Ich ließ mich an Land rudern, auf jede Gefahr hin. Mynheer van Roch, der sich selbst den Alten vom See nennt, das Haupt dieser Bande, kam mir denn auch entgegen.

»Ja, ganz richtig, der Kapitän des Schiffes wäre in seiner Gewalt, und er würde Sie uns nicht eher ausliefern, als bis ich bei meinem Gott und bei sonst etwas heiligst geschworen hätte, sofort den Rückweg anzutreten, wegen der Verschwiegenheit müßten wir statt Ihrer drei Matrosen als Geiseln stellen, wie wir drei vornehme Malaien bekommen sollten, die später wieder ausgetauscht würden.

»Ich drohte damit, die ganze Residenz in Trümmer zu schießen. Er lachte mich einfach aus. Dann könnten wir zusehen, wie Sie dem heiligen Elefanten geopfert würden.

»Sie verstehen. Dieser geriebene Holländer, von dem ich Ihnen noch später erzählen werde, wußte eben ganz genau, daß Sie hier doch eigentlich die Hauptperson sind, mindestens, daß wir Sie niemals aufopfern würden, und somit hatte er uns ganz in der Hand.

»Nun war guter Rat teuer. Ich erbat mir Bedenkzeit bis zum anderen Morgen, was mir auch gewährt ward, wodurch jedoch der gute Rat nicht billiger wurde.

»Ich saß die ganze Nacht in meiner Kabine und zermartete mir den Kopf, wie herauskommen aus dieser Kalamität. Da ward ein Boot gemeldet. Wären es Feinde gewesen, sie hätten uns überumpeln können. So finster war die Nacht, und so geräuschlos war es herangekommen.

»Ein Weib, eine Malaiin wünsche mich zu sprechen, meldete mir der ob seiner Nachlässigkeit ganz verwirrte Mahlsdorf.

»Sie kam in die Kajüte. Und als sie sich aus Tüchern und Schleiern gewickelt hatte, sah ich vor mir eine junge Engländerin stehen, fast ein Kind noch.

»Wissen Sie, wer ich bin?« – Nein. – »Jokanda, die Tochter von James Brooke, die mit ihrem Bruder, der jetzt krank darniederliegt, hier bei der geheimen Sekte der Malusos ein Asyl gefunden hat, und ich komme, um mich mit Ihnen zu verbünden.«

»Sie erzählte mir die ganze Nacht. Was ich von ihr erfuhr, ist folgendes:

»Vor vier Jahren also starb James Brooke, bisher von den Engländern in Ruhe gelassen. Jetzt aber kamen diese, forderten die Provinz Sarawak als erbloses Besitztum eines englischen Untertanen als ihr Eigentum. Wie sie die beiden vorhandenen Kinder nicht als erbberechtigt anerkannten, weil der Vater eine Malaiin nach mohammedanischem Ritus geehelicht, das habe ich Ihnen ja schon erzählt.

»Der Sultan von Bruni mußte klein beigeben, er nahm seine beiden Enkel an seinen Hof. Aber diese, die zwölfjährige Jokanda und der um ein Jahr ältere Rudyard, waren hier vor Nachstellungen von englischer Seite nicht sicher. In der Ansicht, daß sie doch einmal als berechtigte Erben auftreten, überhaupt Schwierigkeiten machen könnten, trachtete man den beiden Kindern nach dem Leben, mindestens nach der Freiheit, suchte sie mehrmals zu entführen. Wenn die Attentäter auch immer Indier oder Chinesen waren, so gingen die Anschläge doch ganz offenbar von England aus, wenn ich auch nicht gerade von der englischen Regierung sprechen will.

»Nun muß ich eine andere Hauptperson auftreten lassen, den Radscha von Surinam, mit seinem eigentlichen Namen Mynheer Gustav van Roch.

»Der ist früher einmal holländischer Offizier gewesen, hat es bis zum General gebracht, wurde auf den holländischen Sundainseln Gouverneur von verschiedenen Distrikten, wurde wegen mehrerer Delikte, die seinem maßlosen Hochmüte entsprangen, immer versetzt, bis sein Maß voll war. Er wurde aller Ehren und Aemter entkleidet, mit Schimpf und Schande davongejagt.

»Mynheer van Roch schnaubte und schwur Rache gegen sein eigenes Vaterland, verschwand und ... tauchte als erster Minister des Sultans von Bruni unter dem Namen eines Radschas von Surinam wieder auf.

»Und nun ist dieser alte Holländer länger denn zehn Jahre bemüht gewesen, seinen Landsleuten in den indischen Kolonien das Leben so sauer wie möglich zu machen. Das heißt, er operierte immer gegen die Regierung, die ihn davongejagt.

»Von großer politischer Bedeutung sind diese seine vom Haß diktierten Bemühungen allerdings nie geworden. Der Aufstand der Atschinesen auf Sumatra wäre auch ohne ihn nie zur Ruhe gekommen, auch ohne seine ministeriellen Ratschläge hätte sich das Property Borneo unter dem Sultan von Bruni noch immer unabhängig halten können.

»Aber dieses Abtrünnigen Haß oder Ehrgeiz ging noch weiter: Ganz Borneo, alle Sundainseln müssen den Holländern wieder aus den Zähnen gerückt werden, sie sollen denen gehören, die sie von jeher besessen, den Malaien!

»Daß nun mit den schwächlichen Malaien allein kein ordentlicher Aufstand anzuzetteln war, das mußte dieser geriebene Politiker und Kriegsmann von selbst wissen. So wandte er sich an England, versprach der Regierung ganz Borneo und so weiter in die Hände zu spielen, und wenn die englische Regierung auch nicht offiziell auf so etwas einging, so fanden sich doch Hintermänner genug, die gleich unter dem Schutze der englischen Flagge zur Annexion der Provinz Sarawak bereit waren.

»So war es also dieser Mynheer van Roch, welcher das Erbe von James Brookes Kindern, als deren würdevoller, ihre Rechte wählender Vormund er sich aufspielte, den Engländern in die Hände lieferte, und er selbst sorgte dafür, daß es dabei unter den dortigen Eingeborenen nicht zum Aufstande kam, daß sich diese die fremde Annexion ruhig gefallen ließen.

»Aber bald erkannte dieser edle Holländer, daß er bei seinem doppelten Spiele sich selbst betrogen hatte. Die englischen Unternehmer, schon im Besitze der rentablen Antimonbergwerke, trauten dem Frieden doch nicht recht, sie wollten auch noch James Brookes Kinder als Sicherheit haben.

»Kurz und gut, Mynheer van Roch hielt es für besser, diese Kinder, als deren Vormund er sich schon immer aufgespielt hatte, in Sicherheit zu bringen. Doch wohin?

»Wohl kein zweiter Mensch ist in die Verhältnisse der Eingeborenen des Sundaarchipels so tief eingeweiht wie dieser alte Holländer. So war er auch ziemlich genau orientiert über die Sekte der Malusos, so geheim sich diese auch halten.

»Ueber die Malusos habe ich Ihnen ja schon früher erzählt. Das waren eben die Ureinwohner dieser Inseln, hatten ihre besondere Religion, eine sehr blutige, selbst mit Menschenopfern und Menschenfresserei verbunden. Also diese Religion existiert noch, wird aber ganz, ganz geheim betrieben, ihrer Anhänger sind nur noch wenige, sie machen auch keine Propaganda.

»Mynheer van Roch kannte den geheimen Sitz dieser Sekte, eben hier auf den Inseln dieser Seen, die von einem undurchdringlichen Wasserlabyrinth umgeben sind, kannte den Weg hierher. Woher er diese Kenntnis hat, weiß ich nicht. Vielleicht hat er sie einem Mitgliede der Sekte durch Martern erpreßt, obgleich das gar nicht so leicht sein soll. Ich selbst bin auch nur durch einen Zufall in alles dies eingeweiht worden, habe Pläne und anderes durch einen Zufall erhalten.

»Also der alte Holländer zog sich mit den unerwachsenen Kindern hierher zurück, wußte die Malusos zu beeinflussen, daß sie ihn gastfreundlich aufnahmen. Das war vor vier Jahren. Roch fand damals ein aus Malaien und Dajaks gemischtes Völkchen von etwa zweitausend Seelen vor, das auf den Inseln zerstreut lebte, sich von etwas Ackerbau, Jagd und Fischfang ernährte und den heiligen Elefanten anbetete.

»Aber dieser heilige Elefant, der die ganze Welt erschaffen hat, das Symbol der Göttlichkeit, existierte damals nur in den Köpfen dieser schrecklich unwissenden Eingeborenen, und dann noch in zahllosen Bildnissen und Monumenten. Auf ihre Religion will ich sonst nicht weiter eingehen. Kurz, Eingeborene hatten hier einmal die großartigen Ueberreste der Kultur einer verschwundenen Nation entdeckt, Bauten, Monumente, und dergleichen, eine Ahnung von der alten Religion war noch vorhanden, so machten sie jetzt das alles nach. Aber bis zu Menschenopfern oder Menschenfresserei verstiegen sie sich durchaus nicht. Wenn ein Dajak ab und zu den Kopf eines Fremden mitbrachte, so war das etwas ganz anderes, diesem Sport huldigen auch alle anderen Dajaks, die gar nichts von den Malusos wissen.

»Und nun stieg in dem Kopfe des alten Mannes, der von seinen eigenen Landsleuten davongejagt, von den Engländern geprellt worden war, die grandiose Idee auf, die aber schon mehr an Wahnsinn grenzte. Mynheer van Roch ist so alt, daß er schon bald wieder kindisch wird – aber es gibt eine ganz besondere Art dieser Altersschwäche – der an Wahnsinn grenzende Hochmut, meinerwegen auch Cäsarenwahnsinn genannt.

»Tod allen Fremden! Tod der ganzen Menschheit! Und als erstes Handwerkszeug sollten ihm hier diese Malusos dienen, mit denen er zunächst die Insel Borneo von der Fremdherrschaft befreit.

»Trotz seines Wahnsinns ging der alte Holländer ganz systematisch vor. Er ist früher weit in der Welt herumgekommen, versteht manche Künste, die ihm auch die hiesigen Gaukler nicht nachmachen können. Dazu mögen noch Hilfsmittel der modernen Chemie und Physik kommen.

»Dies alles brachte er nun nach und nach den beiden Kindern bei, wußte diese mit einem größeren Nimbus zu umgeben, stellte

sie als mit übernatürlichen Kräften begabte Propheten, als Halbgötter hin, dazu bestimmt, einst wieder ein malaiisches Reich zu gründen, wie die Malusos es früher gehabt.

»Dann war ihm die Hauptsache, auch die alte Religion der Malusos in ihrer Ursprünglichkeit wiederherzustellen. Welcher Mittel er sich dazu bediente, dafür nur ein einziges Beispiel.

»Eines Tages wurde der heilige Elefant angebetet, der auf der Hauptinsel in natürlicher Größe aus Stein gemeißelt daliegt. Van Roch sorgte für bengalische Beleuchtung, für Feuerwerk und dergleichen, was diese von aller Welt abgeschiedenen Malaien alles nicht kennen, Jokonda muß in Verzückung verfallen, sie spricht eine Beschwörung, als Zeichen ihrer Göttlichkeit soll sich der steinerne Elefant erheben – – und richtig, er steht auf, fängt an zu brüllen, er lebt.

»Na, Sie werden darüber nicht staunen. Höchstens über die Raffiniertheit dieses alten Mannes, wie er es verstanden hat, einen lebenden Elefanten heimlich hier einzuschmuggeln und ihn so zu einer steinernen Rolle abzurichten.

»Aber Sie können sich wohl auch die Wirkung dieser Gaukelei auf die Gemüter dieser naiven Naturkinder vorstellen.

»Diese Naivität machte ihm nur den Strich durch die Rechnung, daß diese Naturkinder nicht zum Gebrauch von Menschenopfern zu bewegen waren, noch weniger zum Genuß von Menschenfleisch, nicht einmal der blutdürstigste, kopfabnehmende Dajak.

»Aber van Roch hatte weiter gewühlt und gepredigt, schließlich hatte er das geblendete Völkchen doch so weit, wie er wollte. Als erstes sollte ein Malaie, der eine Strafe verdient, dem heiligen Elefanten auf dem Altar geopfert werden, sein Fleisch würde man verspeisen, die schon bestimmten Priester sein noch rauchendes Herz – – da waren es James Brookes Kinder, welche ihm den zweiten Strich durch die Rechnung machten.

»Jokonda und Rudyard hatten unterdessen die Kinderschuhe abgelegt, hatten sich entwickelt, konnten selbständig denken, ihr besseres Ich war erwacht.

»Nein, zu solchen Kinkerlitzchen wollten sie sich nicht mehr hergeben. Wohl wollten sie ihr Erbe von den Engländern zurückhaben, es mit Waffengewalt zurückerobern, aber nicht als betrügende Gaukler, und nun gar solche blutige, schauderhafte Zeremonien – nein, niemals!

»Kurz und gut, die feierliche Hinschlachtung, die ganze heilige Handlung wurde unterbrochen. Das ist erst vor zwei Wochen passiert. Und seitdem ist das Heerlager der Malusos in zwei Parteien gespalten. Wenn auch noch nicht in scharfer Grenze, so daß man noch nicht sagen kann, wieviel Anhänger jede Partei hat. Vorläufig hat es nur gegärt, es werden Reden gehalten, noch immer hat van Roch versucht, die Kinder wieder für sich zu gewinnen.

»Vorhin aber ist der Streit zum offenen Ausbruche gekommen. Rudyard liegt gegenwärtig am Wundfieber darnieder. Ein Krokodil hat ihn in den Schenkel gebissen. Nicht schlimm, er wird bald wiederhergestellt sein. So übernahm Jokonda die Ueberwachung der Verhältnisse. Sie erfuhr von Ihrer Gefangennahme, gebot Ihre Pflege. Dann erfolgten Beratungen, wie man uns Fremde empfangen sollte. Es ging sehr hitzig zu. Als man sich nicht einigen konnte, stattete mir Jokonda einen heimlichen Besuch ab. Sie erzählte mir all dies, was Sie jetzt von mir gehört haben.«

Tischkoff hatte seine lange Erzählung geschlossen.

»Da fehlt aber noch viel,« sagte ich, als mein Kommodore nicht wieder beginnen wollte. »Wie war denn nun das mit meiner Befreiung aus dem Sarge?«

»Aus dem Sarge?«

»Aus dem Kasten, in dem ich eingeklemmt lag, damit mir die Kuh gemütlich die Füße ablecken konnte. Ist das Ihnen nicht bekannt?«

»Natürlich, Jokonda hat mir doch alles erzählt. Auf ihren Vorschlag dampften wir bei Morgengrauen gleich dicht an die Insel heran, um mit einem Schlage der ganzen Sache ein Ende zu machen, wir waren eben sofort die Sieger.

»Die Aufregung unter der Inselbevölkerung war beim Anblick unseres Schiffes, das dicht an einer Mauer beilegte, natürlich kolossal. Jokonda eilte sofort davon, um Sie aus Ihrem Gefängnis zu befreien. Ihre Autorität, die sie vorläufig noch besaß, hielt sie zu ihrem Schutze für genügend. Aber sie witterte gleich Unheil, weil van Roch nicht zu sehen war und keine Vorbereitungen zu unserer Abwehr traf.

»Richtig, sie fand ihn mit seinen Priestern in einem Heiligtume, zu dem nur die Eingeweihten den Zugang kennen, er war dabei, Sie zu martern, und das war insofern gut, als man eben dadurch keine Möglichkeit gehabt hatte, ihn von der Ankunft unseres Schiffes zu benachrichtigen. Wie das tapfere Mädchen Sie befreit hat, wissen Sie ja selbst am besten.«

»Und was geschah dann weiter?«

»Zunächst holte Jokonda noch ihren kranken Bruder, ließ ihn an Bord bringen. Es war die höchste Zeit, denn da kam schon der racheschnaubende Holländer angestürmt, blies in ein Büffelhorn, und das Blutbad begann.«

»Was für ein Blutbad?«

»Nun, die Geschwister haben genug Getreue, die wollten sich ihnen anschließen, zu uns an Bord kommen, aber nur wenigen gelang das. Sie waren zum Teil noch zu weit ab. Die Malusos, d. h. die Anhänger des alten Holländers, haben mit Lanze, Schwert und Kris schrecklich unter ihnen aufgeräumt.«

»Konnten Sie denn da mit meinen Jungen nicht eingreifen?« fuhr ich empor.

»Leider gar nicht. Daß ich alles getan hätte, wenn es eine Möglichkeit gegeben, können Sie sich wohl denken. Aber Sie müssen

die baulichen Verhältnisse dieser Inseln erst kennen lernen, um diese Unmöglichkeit begreiflich zu finden.«

»Konnten Sie denn nicht mit Kanonen dazwischenschießen?«

»Um Jokondas Getreue zu töten? Nein, es ging nicht. Uebrigens währte der Kampf nur kurze Zeit. Was noch lebte, wurde gefangengenommen, Jokonda schätzt sie auf wenigstens fünfzig Mann, welche jetzt in einem burgähnlichen Hause interniert sind. Vierzehn Mann konnten sich zu uns an Bord retten, zweiunddreißig Mann gelang es, in Booten noch unsere Insel zu erreichen. Nun haben die aber leider ihre Frauen und Kinder zurücklassen müssen.«

»Was für eine Insel ist das?«

»An der jetzt die ›Sturmbraut‹ verankert liegt, eine kleinere, auch mit Heiligtümern besetzt, in Büchenschußweite von jener großen entfernt, auf der sich die Residenz befindet.«

»Was soll nun geschehen?«

»Jetzt gilt es, die Gefangenen aus den Händen der Malusos zu befreien.«

»Auf welche Weise?«

»Das ist erst noch zu beraten.«

Ich wußte nicht gleich, was ich sonst noch zu fragen hätte. Ja, doch, eins fiel mir ein.

»Warum liege ich hier eigentlich in der Kojе?«

»Weil Sie krank sind.«

»Keine Spur davon,« sagte ich, sprang heraus, schlüpfte in Kleider und Stiefel und begab mich mit Tischkoff an Deck.

IM INNERN DES HEILIGEN ELEFANTEN.

Die ›Sturmbraut‹ lag in der Ausbuchtung einer kleineren Insel, zwischen deren Bäumen ich altertümliche Bauten sah, welche hier aber von allem Schlingpflanzenwuchs und anderem Unkraut freigehalten worden waren.

Es gab im Umkreise noch andere Inselchen, auf denen solche Baulichkeiten zu erkennen waren, doch vor allen Dingen fesselte die Aufmerksamkeit eine sehr große Insel, auf der fast gar nichts von Vegetation zu bemerken war. Sie war vollständig mit Gebäuden bedeckt, und zwar mit altertümlichen, sich immer der Pyramidenform nähernd, jedoch viel stumpfer als die ägyptischen Pyramiden.

Lebhaft wurde ich etwas an das alte Babylon erinnert, so wenigstens hatte ich mir immer in meiner Phantasie solch eine Stadt aus uralten Zeiten vorgestellt, und da war ja zum Beispiel auch der Nimrosturm, wenn auch in etwas kleinerem Maßstabe, immerhin alle anderen Gebäude weit überragend.

Doch die Blicke wurden zunächst von meiner Umgebung gefesselt.

Am Strande und zum Teil auch an Deck trieben sich braune, mehr ganz- als halbnackte Gestalten herum, welche, lebhaft gestikulierend, zusammen schwatzten, ihre Speere und Dolche drohend nach jener Inselstadt schwenkten, während unter anderen eitel Jammern und Wehklagen herrschten.

»Das sind die, welche sich gerettet haben,« erklärte Tischkoff, »aber viele sind in Sorge um ihre zurückgebliebenen Weiber und Kinder. Nun wollen Sie wohl zuerst Mister Rudyard Brooke kennen lernen?«

Er lag in einem Klappstuhl, in Decken gebettet, ein gereifter Jüngling, schon mit einem Flaum, ein edles Gesicht, die malaisische Abstammung verratend, während die blauen Augen von germanischer Treue und Tatkraft erzählten.

Lächelnd streckte er mir die Hand entgegen, und ich ergriff sie mit jener Ehrfurcht, die ich stets auch vor den Nachkommen großer Männer habe, und bei mir braucht ein großer Mann kein historisch bekannter Welteroberer zu sein. In meinen Augen war James Brooke, der durch seine Tatkraft und seinen Unternehmungsgeist sich sein eigenes kleines Königreich geschaffen hatte,

ebenfalls ein großer Mann gewesen. Denn was für ein Stümper war ich planloser Abenteurer doch gegen diesen!

»Mister Tischkoff hat mir erzählt, daß Sie, Herr Kapitän Jansen, der eigentliche Kommandant dieses Schiffes sind, er nur Ihr beratender Freund ist, eigentlich nur Ihr Gast.«

Ich weiß nicht, was ich darauf Abwehrendes geantwortet habe,

»Doch, so ist es. Und Mister Tischkoff wiederum hat Ihnen schon alles über uns erzählt.«

»Ich glaube, alles zu wissen.«

»Aber über eins hat er Sie doch falsch unterrichtet.«

»Und das wäre?«

»Wir, Jokonda und ich, sollten entschlossen sein, das uns von den Engländern abgenommene Erbe unseres Vaters wiederzugewinnen.«

»So wurde mir erzählt.«

»Das ist nicht richtig. In dieser Ansicht wurden wir nur durch Mynheer van Roch erzogen, diese Rachedgedanken wurden uns eingepflegt; aber dann haben wir erkannt, daß diese englischen Unternehmer die Provinz Sarawat ganz rechtmäßig in Besitz genommen haben, es ist uns eine Abfindungssumme von zweihunderttausend Pfund gezahlt worden, und ob das nun zu wenig gewesen oder nicht – der, welcher für uns handeln durfte, hat den Kontrakt unterzeichnet – wir sind auf rechtmäßigem Wege abgefunden worden.«

»Wer hat denn dieses Geld bekommen?« mischte sich da Karlemann ein, der sich ebenfalls eingefunden hatte.

»Das ist im Besitze des Sultans von Bruni, und wie ich unseren Großvater kenne, steht es jederzeit zu unserer Verfügung. Nein, etwas anderes ist es, was ich begehre.«

»Und was ist das?« fragte ich wieder.

»Die Freiheit!« war die lakonische Antwort.

»Enthält man die Ihnen denn vor?«

»Man tat es; jetzt kann man es nicht mehr.«

Träumerisch waren die blauen Augen in die Ferne gerichtet, und nach einer Weile erklang es ebenso träumerisch:

»Ich möchte so gern Baumeister werden.«

Für manchen mochte das kindlich, sogar lächerlich geklungen haben, nicht für mich, ich verstand diesen Jüngling.

Ihm genügte nicht, ein kleiner oder sogar großer König zu werden, er wollte hinaus ins Leben, um zu arbeiten, zu schaffen, und was er werden wollte, dazu hatte ihm der lange Anblick hier dieser alten Baudenkmäler die Anregung gegeben.

»Aber,« fuhr er energisch wieder fort, »ehe ich von hier gehe, müssen die Engländer mir doch noch etwas ausliefern, was sie meiner Schwester und mir von unserem tatsächlichen Erbe vor-enthalten.«

»Was ist das?«

»Ich werde Ihnen später davon erzählen. Vor allen Dingen können wir diese Gegend doch nicht eher verlassen, als bis wir die Eingeborenen, die treu zu uns gehalten, befreit haben.«

»Wie ist das zu machen?«

»Ja, wie ist das zu machen?« wiederholte er so träumerisch wie zuvor, während ich von ihm, der doch die Verhältnisse am besten kennen mußte, einen Kriegsplan erwartet hatte.

Ich blickte nach jener Insel, wo sich zwischen den Gebäuden noch kleine Menschlein erkennen ließen, und musterte die Umgebung.

»Wir bombardieren einfach die Stadt.«

»Das darf nicht geschehen. Die unersetzlichen Bauten mit Inschriften müssen der Nachwelt erhalten bleiben,« mischte sich da zum ersten Male Tischkoff als Gelehrter ein.

»Und außerdem,« fügte Rudyard hinzu, »würden wir ja das Leben unserer Getreuen gefährden.«

»Wissen Sie nicht, wo diese gefangengehalten werden?«

»Nein, das weiß ich nicht, das kann überall sein, und eben wegen einer Beschießung werden sie von dem schlaun Roch überallhin verteilt worden sein, was er uns auch noch beizeiten mitteilen würde.«

»Ist die Insel reichlich mit Proviant versehen?«

»Sogar mit sehr wenig, die ganze Bevölkerung ist fast nur auf den Ertrag der Jagd angewiesen, und das Wild muß an den Küsten erbeutet werden.«

»So hungern wir die Insel einfach aus, und daß keine Kommunikation stattfindet, dafür können wir schon mit unseren vielen Booten sorgen.«

»Dann aber würden auch unsere Getreuen mit verhungern, und ich zweifle nicht daran, daß dieser Holländer, dessen Charakter ich erst in der letzten Zeit kennen lernen sollte, sie sogar als Schlachtvieh benutzen würde.«

»Na, da greifen wir eben die Insel im offenen Sturme an,« sagte ich ungeduldig, »trotz aller vergifteten Pfeile.«

»Auch dann würde man erst die Gefangenen töten. Nein, alles dies geht nicht.«

»Sie haben einen anderen Plan? So nennen Sie ihn doch!«

Der junge Mann blickte sich um. Es waren einige der Malaien in der Nähe, er streckte mit einer eigentümlichen Bewegung beide Arme seitwärts aus, und wer diese Geste gesehen hatte, machte den anderen darauf aufmerksam, bis sie alle verschwunden waren.

Meine Leute waren viel zu gut erzogen, als daß sie in Hörweite gewesen waren, wenn ich mich mit einem Fremden unterhielt, falls sie nicht wegen einer Arbeit dort sein mußten.

»Es ist etwa zwei Jahre her,« begann jetzt Rudyard ohne Umschweife zu erzählen. »Wir waren noch Kinder, Jokonda und ich, und so spielten wir eines Tages an der Nordküste jener großen Insel, dort, wo die alten Gebäude alle in Trümmern liegen, suchten

nach kleinen steinernen Götzenbildern, die man hier manchmal findet.

»Plötzlich stieß Jokonda einen Schrei aus und verschwand vor meinen Blicken. Eine Lehmdecke, die wir für Stein gehalten, war unter ihren Füßen eingebrochen. Sie war nicht tief gestürzt, und sie beeilte sich auch nicht, wieder herauszukommen, sondern sie meldete mir, das sich daß Loch seitwärts fortsetze.

»Auch ich stieg hinab, wir verfolgten den Tunnel bis an sein Ende. Dieses bestand in einer Steinplatte. Nach einigem Rütteln bemerkten wir, daß diese beweglich war, wir konnten sie beiseite schieben, und wir stiegen hinauf in einen finsternen Raum.

»Aber wo wir uns nun eigentlich befanden, das sollte uns lange ein Rätsel bleiben; bis wir kleine Löcher entdeckten, durch die wir spähen konnten, und da kam uns zur Erkenntnis, daß wir uns im Innern des großen heiligen Elefanten befanden.

»Die Malusos haben nicht nur lebendige, sondern auch steinerne Elefanten angebetet. Ein solcher steht im Elefantenturm, den ihr dort seht, von riesenhafter Größe, dreimal so groß wie ein natürlicher, aus schwarzem Stein gemeißelt, und Mynheer van Roch hatte uns schon früher erzählt, daß in diesem Elefanten die zum Opfer bestimmten Menschen lebendig verbrannt wurden, wozu auch noch die Roste vorhanden sind, hatte uns die Klappvorrichtung gezeigt, durch welche der steinerne Elefant, bevor er glühend gemacht, mit Menschen beschickt wurde.

»Diese Klappe konnten wir nicht von innen öffnen, wir mußten zurück. Es gab für uns auch noch etwas anderes zu entdecken. Von dem Haupttunnel zweigte noch ein zweiter ab. Als wir diesen verfolgten, kamen wir wieder an eine Steinwand, die mit Löcherchen durchsetzt war, und durch diese erblickten wir den eigentlichen Opferraum, die große Halle, in der der riesige Elefant aufgestellt ist.

»Diese Steinplatte vermochten wir nicht zur Seite zu bringen, aber für einige kräftige Männer muß es ein leichtes sein.

»Wir hüteten diese Entdeckung als unser Geheimnis. Einmal macht es doch jedem Kinde Freude, irgendein Geheimnis, ein geheimes Versteck zu besitzen, und dann bekam dieser Tunnel für uns noch eine besondere Bedeutung.

»Wiederholt benutzten wir ihn, aber immer sorgsam jede Spur bei der Ein- und Ausfahrt verwischend, eine Zeit wählend, da wir nicht vermißt wurden, und da haben wir in dieser heiligen Opferhalle oftmals Mynheer van Roch beobachtet und belauscht, wie er sich mit seinem Freunde, dem Radscha Siuntala, der ihm hierher gefolgt ist, unterhielt, wie er ihm alle seine Pläne offenbarte, wobei auch dieser heilige Elefant mit Menschenopfern wieder zu Ehren kommen sollte.

»Auf diese Weise sind wir in alle intriganten Pläne, die Roch mit den Malusos und hauptsächlich mit uns vorhatte, eingeweiht worden, und wenn wir noch oftmals in das Innere des steinernen Elefanten krochen, so geschah es auch deshalb, um uns zu überzeugen, ob nicht auch ohne unser Wissen der teuflische Holländer schon Menschen verbrannt habe. Doch wir haben niemals Knochen oder sonstige Ueberreste gefunden.

»Und hier für uns nun ist die Hauptsache, daß wir ungesehen bis in das Innere der Stadt gelangen können, und da wird der Schreck ein so großer sein, daß niemand mehr an eine Gegenwehr denkt. Am besten freilich wäre, wenn wir zuvor auch noch erfahren könnten, wo die Gefangenen untergebracht sind, daß die zuerst befreit werden.«

Der junge Malaie mit dem germanischen Blute schwieg.

»Sonst weiß kein anderer Mensch von diesem Tunnel?« fragte ich.

»Kein einziger.«

»Sind die Tore, welche die Heiligtümer abschließen, sehr stark, oder wie kann man sie überhaupt öffnen?«

»Es sind offene Tore ohne Türen.«

So vergewisserte ich mich noch über verschiedenes, und dann wurden sofort die Vorbereitungen zu unserer nächtlichen Expedition getroffen.

Die Nacht war angebrochen, und der Mond ging erst früh um drei auf.

Es war eine wolkenbedeckte, daher stockfinstere Nacht. An der Küste der großen Insel flackerten überall Feuerchen auf, ein Zeichen, wie man dort auf der Hut war.

Es war gegen neun Uhr, als ich die vier größten unserer Boote ins Wasser ließ, auf der Seite, welche der Insel abgewandt war, denn auch wir mußten ja helle Lichter führen, um einen Angriff der Malusos rechtzeitig bemerken zu können.

Wie die Schleicherpedition auszuführen sei, war schon reiflich besprochen worden. Rudyard konnte wegen seiner Wunde nicht mitkommen, Jokonda mußte unsere Führerin sein, und dieses Mädchen hatte ja schon Mut und Umsicht genug bewiesen.

In die vier Boote gingen zwanzig meiner Jungen und ebensoviel Malaien oder Dajaks mit, die ausgesuchtesten Männer, während die anderen, Weiße wie Braune, zum Schutze des Schiffes zurückblieben, unter Tischkoffs Kommando, der wieder einmal für solch ein Abenteuer gar kein Interesse zeigte.

Die Boote stießen ab. Die Feuer auf der Insel gaben uns die Richtung an, mußten aber in weitem Bogen umfahren werden, da wir uns südlich von der Insel befanden, jene Stelle aber auf der Bordseite lag.

Nun kam es darauf an, ob auch dort die Küste bewacht würde.

Ja, leider brannten auch dort drei Feuerchen, jedes etwa hundert Schritte von dem anderen entfernt, und Jokonda teilte mir mit, daß sich zwischen den beiden letzten, dem einen sogar ganz nahe, der Eingang zu dem Tunnel befände.

Noch einige Schläge mit den mit Tüchern umwickelten Rudern, und wir konnten an den Feuern auch menschliche Gestalten erkennen. Daß man die Boote von dort aus gewahren könne, daran war nicht zu denken, wir konnten sogar ziemlich dicht an die Küste heranfahren, aber immerhin waren jene beiden Wachtfeuer jetzt die größten Hindernisse für uns.

»Diese Wächter müssen sterben, es geht nicht anders,« sagte Jokonda, und dann wandte sie sich in malaiischer Sprache an einige ihrer braunen Gefährten.

Als hätten sie schon solch einen Befehl erwartet, zogen fünf von ihnen ihren Kris aus dem Gürtel, nahmen ihn zwischen die Zähne, glitten wie die Aale über Bord und waren in der Nacht verschwunden.

Ich war nicht wenig über diese Kürze verblüfft.

»Die werden diese Wächter tatsächlich in aller Stille abfertigen?«

»Der Tod wird über sie kommen wie der Engel in der Nacht. Es sind fünf Dajaks, die besten Kopfjäger, die treu zu mir gehalten haben, sie beschleichen jeden anderen ihresgleichen, und die wissen das Herz mit sicherem Stoß zu treffen.«

»Aber, Miß, wenn Sie so ausgezeichnete Krieger zur Verfügung haben, da brauchten Sie uns plumpe Seebären doch eigentlich gar nicht, um die Gefangenen zu befreien, überhaupt um dieser ganzen Sippschaft den Garaus zu machen, da können wir Ihnen und Ihren Leuten doch nur hinderlich sein.«

»Nicht doch. Nur weil diese Eingeborenen die ihnen in jeder Hinsicht überlegenen Europäer hinter sich oder vielmehr mit sich wissen, finden sie den Mut zu solch einem Unternehmen. Und den Tunnel dürfen sie überhaupt nicht betreten, mindestens nicht das Ziel erreichen, von wo sie erkennen, wo sie sich befinden, im Innern des Allerheiligsten; denn der religiöse Aberglaube ist ihnen doch schon zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie da ein Eingreifen wagten, und eben deswegen sollen sie

dann unter einigen wenigen Matrosen in den Booten zurückbleiben, während Sie und Ihre wackeren Leute mir nachfolgen, denn die müssen dann doch die Hauptsache ausführen.«

Daß die Malaien und Dajaks sämtlich als Bewachung des Bootes zurückbleiben sollten, das hatten wir tatsächlich schon ausgemacht, darauf hatten Jokonda wie Rudyard bestanden, ohne damals einen Grund dafür angegeben zu haben.

Ich blickte nach den Feuern. Die Wächter tauchten in dem roten Scheine auf und verschwanden wieder, sonst war nichts zu bemerken.

Jokonda ließ die Boote noch etwas näher heranrudern, dann mußten sie stoppen.

So verging wohl eine Viertelstunde, ich ward immer unruhiger.

»Ob es ihnen auch glückt, die Wächter zu überrumpeln?«

»Ganz sicher. Ich kenne diese Leute, die ich dazu auserwählt habe.«

»Können sie nicht Krokodilen zum Opfer gefallen sein?«

»Krokodile vermeiden das kristallklare Wasser, wo sie keine Fische erbeuten können, sie würden verhungern. In diesem See gibt es keine . . . da, da, am rechten Feuer ist es geschehen!«

Ich hatte gerade nach diesem hingeblickt, und es war mir gewesen, als ob einer der Wächter mit Absicht seinen Arm dreimal vor dem Feuer hin und her bewegt hätte.

»Und jetzt ist auch an dem linken Feuer das Zeichen gegeben worden. Nun vorwärts, der Weg ist frei!«

Die Matrosen legten sich in die Riemen, kraftvoll, aber doch so vorsichtig wie möglich.

»Wenn diese Wächter nun abgelöst werden?« fragte ich noch einmal zweifelnd.

»Meine Dajaks sind jetzt doch als Wächter am Feuer.«

»Ja eben, wenn nun die abgelöst werden sollen, und man findet andere daran, die man doch leicht als Ihre Getreuen erkennen wird?«

»Ah so, ich weiß, was Sie meinen, habe auch schon etwas von Militär gehört. Nein, solch eine militärische Ablösung gibt es hier nicht, und würden diese Dajaks dennoch besucht, so würden sie sich zu helfen wissen.«

Die Kiele der Boote knirschten auf Sand, wir hatten das Ufer erreicht, brauchten nur wenige Schritte noch durchs Wasser zu waten.

Als Landungsstelle hatten wir gerade die Mitte zwischen beiden Feuern gewählt, welche ja nun auch von unseren Leuten unterhalten werden mußten, doch reichte ihr Schein nicht bis zu uns, um auch nur die Konturen der Boote sichtbar zu machen, und das dritte, äußerste Feuer auf dieser Seite kam für uns überhaupt nicht in Betracht.

Wir waren an Land, außer Jokonda und mir noch achtzehn Mann, die zurückgebliebenen Malaien brachten die vier Boote unter Anleitung von zwei meiner Matrosen wieder mehr in den See hinein. Aber auch sie würden sich noch an einem Kampfe zu beteiligen haben, wenn es dazu kommen mußte.

Es ging einige Schritte in die Stockfinsternis hinein, über Gras und Steine, einer an der Hand des anderen, Jokonda den Kopf dieser Schlange bildend.

Dann blieb sie stehen.

»Hier ist die Oeffnung,« flüsterte sie, »helfen Sie mir den Stein wegwälzen.«

Dazu genügte wohl die Kraft zweier Kinder, es mußten aber eben zwei Paar Hände sein, welche zugriffen.

Als ich in dem Erdloch stand, konnte ich noch mit dem Kopfe heraussehen, fühlte nur mit den Füßen unten die seitliche Oeffnung, in der Jokonda bereits verschwunden war. Diese kleine Person brauchte sich vielleicht nur zu bücken, ich aber mußte auf Händen und Knien kriechen.

Doch bald erhöhte sich der etwas abwärts führende Schacht wieder, auch ich konnte mich ziemlich aufrichten, und nachdem

ich mich vergewissert, daß alle hinter mir waren, was militärisch durch Abzählen konstatiert wurde, setzten wir den Marsch fort, in dem unterirdischen Tunnel, der so schmal war, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen konnten.

Der Elefantenturm lag in der Mitte der ziemlich kreisrunden Insel, und da deren Durchmesser etwa zwei Kilometer betrug, hatten wir einen zu durchwandern, so daß wir bei dem langsamen Vorwärtsgang auf eine Viertelstunde zu rechnen hatten.

Während dieses Schleichweges mußte ich mich nur immer wundern, wie die beiden halbwüchsigen Kinder damals den Mut gehabt hatten, gleich beim ersten Male diesen unterirdischen Tunnel bis an sein Ende zu verfolgen, ohne ein Licht bei sich zu haben, mit den Händen und Füßen tastend . . . doch alle diese Erwägungen vergingen mir, als ich vor mir in der Stockfinsternis plötzlich einen Lichtschein auftauchen sah.

Ich stieß gegen meine Führerin, sie war stehen geblieben und nicht minder überrascht als ich.

»Was ist denn das?« flüsterte sie. »Die Opferhalle ist erleuchtet?«

Jetzt war mir auch die Eigenart dieses rötlichen Lichtscheins aufgefallen. Man konnte die Lichtquelle eher als eine viereckige, rotglühende Platte bezeichnen. Es war einfach die siebartig durchlöchernte Steinplatte, von welcher Rudyard mir erzählt hatte.

Und da auch ein Stimmengemurmel – und jetzt ein eintöniger Gesang.

»O weh, die Malusos sind hier zu einer feierlichen Handlung versammelt!«

»Desto besser, so haben wir sie gleich alle zusammen,« sagte ich und drängte meine Führerin vorwärts.

Wir hatten die Platte erreicht, konnten noch nebeneinander stehen und durch die ziemlich großen Löcher alles überblicken.

Ich sah eine weite Halle, mit Menschen gefüllt, festlich in bunte Seide gekleidet und mit Blumen geschmückt, den in der Mitte aufrecht stehenden, riesigen Elefanten umringend.

Wie mir Rudyard gesagt, war er mindestens dreimal so groß wie ein natürlicher, ausgewachsener Elefant, ich hätte ihn eher für aus Bronze gefertigt gehalten als aus Stein gemeißelt, denn es war doch ein großes Kunststück, den Rüssel, so dick er auch sein mochte, so wagerecht in die Luft ragen zu lassen.

Der geheime Eingang aus diesem Tunnel in sein Inneres sollte durch das rechte Hinterbein gehen, und dieses war ja nun allerdings dick genug, um selbst einen korpulenten Menschen durchzulassen.

Dann gab es noch einen anderen Eingang ins Innere, durch den weitgeöffneten Rachen, in dem auch die gewaltigen Stoßzähne nicht fehlten. Eine Art aus Holz gezimmerte Bockleiter führte hinauf.

Doch die Hauptsache, worüber wir alle andere vergaßen, war, daß diese schwarze Riesenfigur schon von züngelnden Flammen umspielt wurde, welche aus einem unter dem Leibe aufgestapelten Holzstoße emporschlugen.

»Um Gott, da sind schon Menschen drin, die lebendig geröstet werden sollen!!« stöhnte neben mir Jokonda.

Ja, daran zweifelte auch ich nicht. Die ›religiöse‹ Zeremonie war schon weit vorgeschritten, die ›Gemeinde‹ betete und sang, daß der heilige Elefant, dieser moderne Moloch, das Opfer gnädig annehme, und ich sah an der Wand noch eine Menge von braunen Männern, Weibern und Kindern stehen, mit gebundenen Händen, von Kriegern bewacht, mit entsetzten Augen nach dem menschenfressenden Ungeheuer stierend – kurz, ich zweifelte nicht im geringsten, daß sich im Innern des Molochs schon Menschen befanden.

»Hinaus, hinaus, vielleicht können wir sie noch retten!!« schrie Jokonda, alle Vorsicht vergessend, und stemmte sich gegen die

durchlöchernte Steinplatte, die kaum drei Zentimeter dick sein konnte.

Beobachtete ich jetzt auch nicht mit kaltem Blute, so daß ich alles genau beschreiben konnte, wie es hier aussah, so war doch mein Kopf mit einem Male ganz kalt geworden.

»Halten Sie ein, Miß!« sagte ich, die Aufgeregte zurückziehend.

»Wenn wir jetzt hier hervorbrechen, so wird die ganze Bande davonfliehen, Tore gibt es ja genug, und wir wären in derselben Lage, als wenn wir irgendwo an der Insel gelandet wären.«

»Aber die unglücklichen Gefangenen, die Gefangenen, die schon verbrennen!!« jammerte Jokonda.

»So lassen Sie uns doch erst diese befreien, durch die Hintertür, die durch das Elefantenbein führt.«

Schon das plötzliche Nachlassen des Widerstandes verriet, daß sie gleich die Richtigkeit meines Vorschlages erkannt hatte.

»Wahrhaftig! Gut, gut, kommen Sie!«

Ich hielt sie noch einmal zurück, erteilte erst dem hinter mir befindlichen Mahlsdorf einige Instruktionen. Er sollte hier meinen Beobachtungsposten einnehmen, auf mein Zurückkommen warten – was sonst zu tun war, wenn sich irgend etwas in der Situation änderte, das freilich mußte seiner eigenen Initiative überlassen bleiben, und Mahlsdorf war ja auch der Mann, der selbständig handeln konnte.

Dann folgte ich meiner Führerin, ließ mich von ihrer Hand leiten, und wir hatten kaum die Reihe der uns folgenden passiert, als wir in einen Seitentunnel einschwenkten, es ging etwas tiefer hinab, dann wieder hinauf, und Jokonda blieb stehen.

»Hier müssen wir hinaufklettern.«

Ich bemerkte, daß sie einen senkrechten Schacht hinaufstieg. Als ich einmal tastete, fühlte ich noch ihre Füße und außerdem in der sonst glatten Felswand eingeschnittene Kerbe.

Ich wartete einige Minuten, dann hielt ich für besser, ebenfalls emporzuklettern.

»Denken Sie sich, es ist gar niemand drin, der Steinboden fühlt sich auch noch gar nicht heiß an,« klang es mir da entgegen.

Nun, desto besser! Da wurde der Backofen eben, weil Stein doch ein gar schlechter Wärmeleiter ist, schon vorher ein bißchen angeheizt, damit man dann nicht so lange auf das knusprig gebratene Fleisch zu warten brauchte.

Jetzt wollte ich mir aber auch einmal das Innere dieses modernen Molochs ansehen.

»Kann ich hinaufkommen?«

»Kommen Sie nur, es ist ganz hell hier.«

Hierbei bemerke ich, daß nur wohl mehrere Laternen mit uns führten, auch ich meine eigene, sie aber vorsichtshalber noch nicht benutzt hatten.

Mich in einen Schornsteinfeger verwandelnd, war ich schnell oben, und ich sah zwei Lichtstrahle wie weiße Streifen durch die Finsternis gehen. Sie gingen von den Augen des Elefanten aus, und wenn man sich erst daran gewöhnt, genügten sie vollständig, um seine Umgebung zu erkennen.

Von ›Umgebung‹ war freilich nicht viel die Rede. Der steinerne Dickhäuter hatte kein Herz, keine Lunge, keinen Magen, keine Eingeweide – es war einfach ein Hohlraum, und auch von Ueberbleibseln von Menschen, die hier früher lebendig oder tot verbrannt worden, war keine Spur zu bemerken, selbst die Asche mußte ausgekehrt worden sein.

Zunächst konstatierte ich, daß der Boden zwar schon etwas warm war, aber von Hitze gar keine Rede. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit dem Elefanten zu, konnte mit Leichtigkeit an der Innenseite des Halses in den ungeheueren Kopf klettern, wobei ich bemerkte, daß der Rachen mit einer Platte verschlossen war, die hier nicht aus Stein bestand, sondern wohl aus Eisen, oder vielmehr, was ich aber erst später bei genauerer Untersuchung konstatierte, aus Bronze.

Der Elefant hat überhaupt kleine Augen, das war auch hier beibehalten, das Loch hatte nur einige Zoll im Durchmesser, was aber vollkommen genügte, um den ganzen vor mir liegenden Raum zu überblicken.

Es hatte sich unterdessen nicht viel geändert. In der Mitte standen ungefähr zwei Dutzend Weiber, mit Blumen geschmückt, um sie herum schritten in monotonem Gesange eine Reihe Männer, das andere Publikum brüllte immer den Refrain mit, welcher ›dschai dschai dschai‹ lautete, und in der Mitte dieser Weiber wieder stand auf einer altarähnlichen Erhöhung mein alter Freund Mynheer van Roch, phantastisch herausgeputzt, und machte dazu mit den Händen segnende Bewegungen.

»Das sind gewiß die ersten Opfer, welche in dem glühenden Ofen verbrannt werden sollen,« meinte Jokonda, die sich neben mich gestellt hatte und durch das andere Auge spähte.

Sie selbst wußte ja gar nicht, was diese Zeremonien zu bedeuten hatten.

»Ja, das ist gewissermaßen die Vorbereitung zur Einsegnung der Konfirmanden,« entgegnete ich.

Weiter unterhielten wir uns während dieses Beobachtens über das, was nun zu tun sei.

Wir mußten eben zurück und gleichzeitig durch jenen Tunnel hervorbrechen. Was ich zuerst als ein großes Hindernis angesehen hatte, nämlich, daß hier in dieser Halle sehr viele Malusos versammelt waren, um das Gebäude herum wahrscheinlich das ganze Inselvolk, soweit es nicht Wache ging, zeigte sich bei näherer Betrachtung als ein großer Vorteil.

Für uns handelte es sich ja nur darum, die Gefangenen zu befreien, die unsertwegen dem Tode geweiht waren, und diese waren hier ja alle hübsch beisammen, die würden beim Anblick ihrer jungen Gebieterin sicher nicht fliehen, aber daß die anderen in heillosen Flucht davonstürzen würden, daran war doch gar kein

Zweifel, wir konnten ja auch mit einigen blauen Bohnen nachhelfen, und dann wollten wir uns unter Jokondas Führung, da wir wohl kaum sämtlich den Tunnel zum Rückweg benutzen konnten, schnell nach dem Ufer durchgeschlagen haben, und dann konnte die ›Sturmbräut‹ sofort mit der Kanonade beginnen, und daß Tischkoff genau den richtigen Zeitpunkt traf, das war für mich doch ganz selbstverständlich.

So hatte ich mit Jokonda besprochen, während wir immer beobachteten, ohne daß sich dort unten etwas änderte.

»Nun wollen wir aber keine Zeit mehr verlieren,« sagte sie jetzt. »Wir müssen in der Halle sein, noch ehe der Ofen mit diesen Weibern gefüllt wird. Kommen Sie schnell!«

Auch ich rutschte wieder an dem Halse hinab. Zunächst befühlte ich einmal mit der Hand den Boden. Immer noch erst lauwarm, so wie die ganze Temperatur hier drin, noch ganz gut auszuhalten. Der Stein, wer weiß wie dick, mußte sich doch recht schwer anheizen lassen. War er freilich erst einmal heiß, dann konnten die Brote schnell hintereinander gebacken werden.

Uebrigens, nebenbei bemerkt, wenn ich nun einmal so ein Maluso wäre, oder überhaupt Freude an solcher Menschenrösterei hätte, ich würde meinen Moloch doch ganz anders konstruieren. Vor allen Dingen dürfte er nicht von Stein sein, sondern von Metall, das sich schnell erhitzt und schnell wieder abkühlt, und dann müßte man die schmorenden Opfer doch auch beobachten können, um sich an ihren Qualen . . .

Mein etwas merkwürdiger Gedankengang wurde durch einen leisen Schrei Jokondas unterbrochen.

»Um Gott, wir sind gefangen!«

»Was, gefangen?!«

»Der Ausgang ist verschlossen!«

Schnell war ich an Ort und Stelle und fühlte dort, wo des Elefanten hohles rechtes Hinterbein beginnen sollte, festen Boden.

Ich brannte meine Laterne an und sah denn auch richtig in die Oeffnung eine bronzene Platte eingepaßt, mit einer nur ganz geringen Fuge, ohne jede Handhabe.

»Haben Sie denn beim Heraufkommen die Klappe hinter sich zugemacht?« fragte Jokonda.

»Ich habe überhaupt nichts von einer Klappe bemerkt. War denn eine vorhanden?«

Diese meine Frage war keine so dumme, zwecklose, wie ich sie durchaus nicht leiden kann. Es konnte ja jemand hinter uns gewesen sein, der den Deckel eingepaßt hatte.

»Jawohl, eine solche ist vorhanden, die muß man eben aufstoßen.«

»Auf welche Weise?«

»An einem Handgriff.«

»Sie geht in Scharnieren, in Angeln?«

»Ja.«

»Wie oft haben Sie diesen hohlen Elefanten besucht?«

»Wenigstens ein dutzendmal.«

»Und diese Klappe ist niemals von allein zugefallen?«

»Niemals.«

»Dann könnte ich wirklich der schuldige Teil sein,« gestand ich jetzt.

Ich entsann mich nämlich, daß ich beim Verlassen des Loches mit dem Fuße an irgend etwas hängen geblieben war, es mit mir ziehend – aber an solch eine Klappfalle hatte ich doch nicht gedacht.

Doch darüber brauchten wir nicht zu disputieren, jetzt handelte es sich für uns darum, die Klappe wieder aufzubekommen.

Ich will nicht schildern, was für Anstrengungen ich machte, wie ich mit dem Messer arbeitete, um das vermaledeite Ding wieder in die Höhe zu bringen. Wie lange ich mich so abmühte, weiß ich nicht, mir fehlte jede Zeitbestimmung.

Und dabei brach bei mir der Schweiß aus allen Poren hervor, und es war nicht allein der sogenannte Angstschweiß.

»Jetzt wird der Boden heiß, fühlen Sie nur,« sagte Jokonda mit etwas heiserer Stimme.

Ja, ich merkte es schon, ich brauchte nicht erst zu fühlen.

Wir blickten uns im Scheine meiner Laterne an – ich sah ein ruhiges Mädchenantlitz, in dem noch nichts von Verzweiflung oder Todesangst zu erkennen war.

»Das ist eine nette Geschichte,« meinte ich

»Wir müssen den Deckel aufbekommen, oder wir sind verloren!«

»Ich habe mein möglichstes getan.«

»Wir müssen, wir müssen!«

Aber sie selbst stürzte sich nicht auf die vermaledeite Platte, um mit den Fingernägeln daran zu kratzen, was vielleicht manch anderes Mädchen und Weib getan hätte, sondern sie überließ die sachgemäße Behandlung der widerspenstigen Platte mir.

Es war vergeblich. Und wir dampften. Schon ging die Hitze des Fußbodens durch die Schuhsohlen, auf den Knien liegen konnte ich nicht mehr.

»Dann muß der Ausweg durch den Rachen uns Rettung bringen.«

Hier an dieser hinteren Stelle war der Boden noch kühl zu nennen gewesen. Bei dem Wege nach dem Halse begann es brenzlich zu riechen – unsere Ledersohlen fingen schon an zu sengen.

Der Hals dagegen war wieder kühler, noch mehr der Kopf. Das heißt, das galt nur von den Steinwänden, sonst hüllte uns hier oben erst recht ein heißer Brodem ein, die Luft war kaum noch atembar.

Dort unten ward noch immer getanzt und gesungen. Wir aber wollten die Augen des Elefanten nicht mehr zum Beobachten benutzen, sondern wir preßten unseren Mund an die Oeffnung, damit wir wenigstens noch atmen konnten.

Was nützte es? Immer glühender ward die Atmosphäre, die unsere Körper umhüllte, ein russisches Heißluftbad war nichts mehr dagegen.

Nein, in einem Backofen zu verbrennen, der noch dazu die Gestalt eines Elefanten hatte, dieses Los hätte ich von meinem Schicksale denn doch nicht erwartet.

Dann untersuchte ich den Verschuß des Rachens, fand keinen Handgriff, und all mein Drücken und Stemmen war vergebens.

Wir mußten uns bemerkbar machen, um nur dieser Todesart zu entgehen, und so schrien wir aus Leibeskräften durch die Löcher. In diesem Augenblicke aber verwandelte sich der eintönige Gesang dort unten in ein Heulen, welches unser Rufen übertönte, und in diesem Heulen wollte keine einzige Pause eintreten.

Noch ein Mittel wußte ich, um den Malusos vielleicht begreiflich zu machen, daß sich in dem Backofen schon Menschen befanden. Ich zog den einen der beiden Revolver, die ich am Gürtel hängen hatte, setzte die Mündung gegen das Loch. Durchstecken konnte ich den Lauf nicht.

»Halt, halt, nicht schießen, wir werden dennoch gerettet!!« schrie da Jokonda.

Ich zog den Revolver wieder zurück, brachte dafür das Auge an die Oeffnung.

Die Ringelreihegesellschaft dort unten hatte sich aufgelöst, die Weiber waren gepackt worden, wurden nach dem Elefanten zu geschleppt, alles unter einem ohrenbetäubenden Lärm, und schon stieg als erster der Hohepriester, Mynheer van Roch, die Stufen der Bockleiter empor.

Und was wollte er anderes als die Klappe des Rachens öffnen?

Ich war bereit, ihn zu empfangen, in mir jauchzte alles. Wenn der Kerl nur nicht gar so langsam die Stufen emporgestiegen wäre, jeder Schritt wurde mir zur Ewigkeit, fühlte ich an meinem Leibe doch schon das ewige Höllenfeuer brennen, glaubte wirklich, daß auf der Haut schon Blasen entständen.

Jetzt endlich hatte der alte Holländer mit dem mächtigen Turban die oberste Stufe erreicht, an der metallenen Platte knackerte es, sie öffnete sich . . .

Ich wollte ihn packen, aber es gelang mir nicht. Daß sich ihm aus dem glühenden Schlunde zwei Arme entgegenstreckten, die zu einem menschlichen Oberkörper gehörten, das ging dem alten Holländer doch über die Hutschnur, oder vielmehr über die Turbanschnur – er prallte zurück und purzelte hinab.

Und dann stand ich draußen an seiner Stelle, tief diese atembare Luft einsaugend. Und was für den Priester galt, das galt auch für die ganze Gemeinde.

Ein Moment Todesstille, erzeugt durch lähmendes Entsetzen, und dann ein einziger gellender Schrei.

»Albeteel, albeteel! – Der Teufel, der Teufel!«

Und alles stürzte in sinnloser Flucht den Ausgängen zu, an denen kein Mangel war, während gleichzeitig aus einer Seitenwand meine Jungen hervorbrachen, Mahlsdorf an der Spitze. Er hatte immer beobachtet, und als ich plötzlich aus dem Rachen des Elefanten dem Hohenpriester entgegengesprungen war, da hatte er gewußt, was es hier geschlagen, und er hatte mit einem Tritt seines Seestiefels die dünne Steinplatte in Trümmern gelegt.

Doch nicht alle waren geflohen. Die gefangenen Männer und Frauen waren vor Angst schon halbtot gewesen, und dann hatte ihnen die Erscheinung der mir sofort nachfolgenden Jokonda gesagt, daß es ein guter Teufel war, welcher dem feurigen Elefanten entstieg, der ihnen die Rettung bringen würde.

Was sich in den folgenden Stunden ereignete, kann ich nicht im einzelnen schildern.

Eigentlich ereignete sich überhaupt gar nichts. Die Abteilungen, welche unter Fackelbeleuchtung die Straßen der alten Stadt durchstrichen, die Revolver in der Hand, erblickten keinen einzigen Menschen mehr, und die Mannschaft der Boote, welche sich

uns bald zugesellte, auch von der ›Sturmbräut‹ aus, konnte uns Aufklärung geben.

Als die Malusos gesehen, daß sich die weißen Fremden schon innerhalb der Stadt befanden, hatten sie eben schleunigst die Insel verlassen, die wenigsten in ihren primitiven Booten, die meisten hatten sich einfach ins Wasser gestürzt, um die nächsten Inseln oder die Küste des umgebenden Festlandes schwimmend zu erreichen, auch die Weiber, die Kinder mitnehmend.

Wir fanden in derselben Nacht nur noch ein einziges, etwa einjähriges Kind, welches durch sein Schreien meine Jungen angelockt hatte.

Als sich am anderen Tage durchaus keiner der Malusos sehen lassen wollte, setzten wir das arme Wurm, ein kleines Mädchen, in ein Boot, ruderten dieses weit in den See hinaus und ließen es dort zurück, dafür sorgend, daß das Kind darin sichtbar war, und es dauerte auch gar nicht lange, so näherte sich hastig ein von zwei Eingeborenen gerudertes Boot, nahm jenes ins Schlepptau; die beiden verschwanden hinter einer Insel.

So war von dem ganzen ›Volke‹, welches hier auf dieser Insel aus mehr als tausend Köpfen bestanden haben sollte, nur der alte Holländer zurückgeblieben. Aber Mynheer van Roch war tot. Er hatte sich beim Sturze von der hohen Treppe außer einem Beine auch das Genick gebrochen.

Wir verweilten zwei Wochen hier, nur Tischkoffs wegen, welcher die alten Bauten untersuchte, ihre Skulpturen und Inschriften abzeichnete, auf dieser Insel sowohl wie auf anderen.

Wir anderen hatten bald kein Interesse mehr für die alten Gebäude, in und an denen wir auch wirklich gar nichts Bemerkenswertes fanden, keine Särge mit Mumien und dergleichen. Manchmal ein kleines, steinernes Götzenbild, das wir uns als Andenken mitnehmen konnten, das war alles.

Dann lagen wir dem Fischfang und an der Küste der Jagd ob. Wohl floh manchmal vor uns ein aufgescheuchter Eingeborener

davon, aber während dieser ganzen zwei Wochen wurden wir durch keinen einzigen Pfeil belästigt.

Nach diesen zwei Wochen traten wir auf der ›Sturmbraut‹ die Rückfahrt an, aber nach einer anderen Küste, unter Tischkoffs Führung einen anderen Weg wählend – jenen, der durch den Stromlauf des Palo gebildet wurde.

Die von uns befreiten Malaien und Dajaks wie auch jene, welche schon vorher geflohen waren, die also zu den Geschwistern gehalten hatten, wollten uns nicht begleiten.

Ich weiß nicht, was für lange Debatten da stattfanden, jedenfalls blieben sie zurück. Sie wollten sich wohl, Boote benutzend, eine neue Heimat suchen, wo sie vor der Rache ihrer ehemaligen Religionsgenossen sicher waren.

Viele Jahre später, als ich schon nicht mehr der Welt angehörte, erfuhr ich zufällig einmal, daß diese Ruinen der ehemaligen Ureinwohner Borneos das Ziel einer holländischen Forschungsexpedition geworden waren, aber von deren Erfolg hörte ich nichts, also auch nicht von dem ferneren Schicksale der Malusos, mit denen ich noch selbst Bekanntschaft gemacht hatte.



Hiermit wollen wir wieder einmal unseres Helden persönliche Erzählung verlassen und das Folgende aus anderen Berichten zusammenstellen.

DAS HALSBAND DER SULTANIN.

Wir versetzen uns nach Bantang, der Hauptstadt der unter englischem Schutze stehenden Provinz Sarawak, am Ausfluß des Palo gelegen.

Mr. Ephraim Jonas, der Direktor der Angloindischen Antimonbergwerksgesellschaft, saß in seinem Privatkontor und zog in dem großen Hauptbuch die Jahresbilanz, und als er die Feder weglegte, konnte sich der alte Herr mit der Habichtsnase mit Recht

schmunzelnd die hageren Hände reiben, denn der Reingewinn der Gesellschaft betrug in diesem Jahre mehr als 70 000 Pfund Sterling, und da der Herr Direktor außer seinem Gehalt von 8000 Pfund Sterling auch den vierten Teil der Aktien besaß, so fiel ihm natürlich auch der vierte Teil dieses Reingewinnes zu.

Nachdem Mr. Ephraim Jonas seiner Freude durch schmunzelndes Händereiben genügenden Ausdruck gegeben hatte, blickte er eine Zeitlang sinnend durch das Fenster, vor dem sein Schreibtisch stand.

Er konnte von hier aus ein gut Teil des Stromes überblicken, belebt von größeren und kleineren Fahrzeugen, Kähnen, welche stromabwärts das Antimonerz aus den höherliegenden Bergwerken nach den Schmelzhütten brachten, deren rauchende Schornsteine man noch sehen konnte, während eine Reihe leerer Kähne durch einen Dampfer wieder stromauf geschleppt wurden, und so zeigte sich überall ein geschäftiges Leben im Hauptlager dieser englischen Bergwerksgesellschaft, welche, durch großes Kapital und alle Hilfsmittel der modernsten Ingenieurwissenschaft unterstützt, die Ausbeute der Antimongruben noch auf einen ganz anderen Stand hatten bringen können, als dem einzelnen Privatmanne, James Brooke, mit seinen geringen Mitteln und Kenntnissen in diesem Geschäft früher möglich gewesen war.

Doch dieses geschäftige Bild konnte den Direktor nicht fesseln, das hatte er ja täglich vor seinen Augen, und nach dem englischen Kanonenboot, welches seit einigen Tagen im Hafen lag, um den Eingeborenen wieder einmal die englische Kriegsflagge und einige zehnzöllige Kanonenmündungen zu zeigen, blickte er gleich gar nicht.

Seine Augen waren nur sinnend gradeaus gerichtet, aber ideale Gedanken konnten ihn wohl schwerlich beschäftigen, denn der Blick dieser grauen Augen harmonierte ganz mit der geierähnlichen Nase wie überhaupt mit dem ganzen Raubvogelgesichte.

Die Folge dieses angestregten Nachsinnens war, daß sich der Direktor erhob, und nachdem er das Hauptbuch im Panzerschrank verschlossen, ging er durch eine Seitentür in das benachbarte Zimmer.

Auch dieses enthielt viele Panzerschränke, wir wollen aber gleich verraten, daß ihr Inhalt nichts mit dem geschäftlichen Betriebe der Gesellschaft zu tun hatte.

Nachdem Jonas die schwere Tür hinter sich geschlossen und abgeriegelt hatte, öffnete er durch umständlichen Mechanismus einen der Panzerschränke, zog eine breite Schublade heraus, in der in verschiedenen Fächern eine Anzahl Dolche lagen, und auch manche Dame wäre beim Anblick dieser Waffen außer sich vor Entzücken geraten, oder ihre Augen hätten ebenso habgierig gefunktelt, wie jetzt die des Mr. Ephraim Jonas.

Denn es waren keine gewöhnlichen Dolche, mit denen man sich verteidigt oder vorsätzlich einen Menschen vom Leben zum Tode befördert – zum größten Teil waren Scheide und Griff mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzt, danach war auch das Metall, aus dem die ganze Waffe bestand, und war es doch einmal nur einfache Bronze oder etwas ähnliches, so zeigte es dafür eine wunderbare Arbeit, eine kunstvolle Ziselierung – Kunstwerke der indischen Handarbeit, wie wir sie in Europa mit all unseren Hilfsmitteln niemals nachahmen können.

Mr. Ephraim Jonas war nämlich ein Sammler von indischen Raritäten, speziell von Dolchen. Es gibt ja noch andere indische Raritäten und Kostbarkeiten, die von europäischen Handwerkern gar nicht nachzuahmen sind, abgesehen von ihrem historischen Werte, als da sind: Urnen, Vasen, seidene Tücher, viele Quadratmeter groß, die sich dennoch durch einen Fingerring ziehen lassen, und dergleichen mehr – Mr. Jonas aber hatte es einzig und allein auf indische Dolche abgesehen, die man auch wirklich noch als Dolche bezeichnen konnte. Eine Waffe, die von der Spitze der Scheide bis zum äußersten Ende des Griffes länger als neun ein viertel Zoll

war, wurde von ihm schon zu den Halbschwertern gerechnet und konnte daher sein Verlangen nicht mehr reizen, und wenn der um einen viertel Zoll längere Dolch auch ein Wunderwerk der indischen Goldschmiede- und Juwelierkunst gewesen und von dem König Ikshvaku, Buddhas Vater, nachgewiesenermaßen selbst im Gürtel getragen worden wäre.

In dieser Hinsicht war Mr. Ephraim Jonas ein echter Engländer, dessen Gründlichkeit keine Grenzen kennt. Der Deutsche ist in der ganzen Welt wegen seiner Gründlichkeit bekannt, aber mit dem Engländer kann er sich da doch bei weitem nicht messen.

Für die englische Gründlichkeit gibt der Professor Maximus Powl, der berühmte englische Zoologe, ein hübsches Beispiel, der in den achtziger Jahren nach Hinterindien ging, um dort die Sippschaft der Wanzen zu studieren, Bettwanzen, Tierwanzen, Baumwanzen und was für Wanzen es sonst noch gibt. Zwei Jahre hat er dazu gebraucht, dann kehrte er mit seinen an Insektennadeln gespießten Wanzen nach England zurück, um in seinem Heim seine Jagdbeute zu ordnen, zu untersuchen, zu klassifizieren und dann darüber ein tatsächlich epochemachendes, dickes Wanzenbuch zu schreiben, und nachdem dies geschehen war, ging er wieder für einige Jahre nach Hinterindien, um diesmal dieselbe Untersuchung auf ... die dort vorkommenden Flöhe zu erstrecken, Menschenflöhe, Hundeflöhe, andere Tierflöhe, Vogelflöhe.

Nun fragt man einen Menschen: konnte dieser englische Gelehrte das Sammeln der Wanzen nicht gleich mit der Jagd auf Flöhe verbinden?

Nein, das konnte er eben nicht, da hätte er zerstreut werden können, nur immer hübsch eins nach dem anderen, nur immer so gründlich wie möglich.

Doch wir wollen das lieber nicht Gründlichkeit, sondern Pedanterie nennen, und die Ehre der größten Gründlichkeit bleibt auf allen Gebieten dennoch der deutschen Nation gelassen.

Mr. Ephraim Jonas also hatte seinen ganzen Sammeleifer auf indische Dolche konzentriert, die nicht länger sein durften als neun ein viertel Zoll; wurde ihm einer angeboten, der dieses Maß nur um eine Viertellinie überschritt, so wies er ihn zurück, wollte ihn nicht geschenkt haben, und wenn er auch ein großes Vermögen repräsentiert hätte – d. h. nicht für seine Sammlung, sonst hätte dieser Mann mit der Geiernase ihn schon angenommen, um ihn zu verkaufen, um die für seine Sammlung zu große Waffe bei Gelegenheit gegen eine kleinere einzutauschen, und deshalb natürlich nahm Jonas auch alles, was er sonst bekommen konnte, und dann natürlich am liebsten geschenkt.

Es ist gar nicht leicht, derartige orientalische Sachen zu bekommen. Ob nun Dolche oder Vasen oder Teppiche oder Schmuckgegenstände – da handelt es sich doch gewöhnlich, besonders wenn sie kostbar sind, um Heiligtümer oder doch um heilig gehaltene Familienerbstücke.

Im britischen Museum kann man zahllose solche indischen Kostbarkeiten anstaunen, da erkennt man, was für ein ungeheurer Reichtum in diesem Indien doch gesteckt haben muß, wie er noch heute drin steckt; das berühmteste Schaustück ist der ›Tiger von Lahore‹, in Lebensgröße ganz aus bunten Edelsteinen zusammengesetzt, einfach unschätzbar, ebenso wie der Thronessel des Maharadschas von Nagpure, diese Pracht spottet aller Beschreibung; und was sich dann sonst noch an indischen Wertobjekten in englischem Privatbesitz befindet, das entzieht sich ja der Kenntnis. Denn ein echter Sammler zeigt doch seine Schätze niemandem, spricht gar nicht davon; sie betrachten zu können, das Bewußtsein, sie ganz allein zu besitzen, sich ganz allein an ihrem Anblick weiden zu können, das ist ja eben das undefinierbare Glücksempfinden des echten Sammlers, worin er ganz dem Geizhals gleicht, der er auch gewöhnlich ist.

Diese Schätze sind zusammengeräubert worden, als England von Indien Besitz nahm, zunächst durch die ostindische Kompanie, ein Privatunternehmen, nur von der Regierung sanktioniert, und wenn auch dann noch später Gewalt immer vor Recht ging, alles Kostbare den schwachen Eingeborenen einfach weggenommen wurde, so geht das heute doch nicht mehr so ohne weiteres.

Indische Tempelheiligtümer sind heutzutage überhaupt nicht mehr zu haben. Und reizt einen der Besitz einer kostbaren Waffe, einer seltenen Vase, eines Teppichs oder einer sonstigen Rarität, so muß man den betreffenden Gegenstand dem Eigentümer eben abkaufen.

Nun sind aber solche Sachen, doch meist Familienerbstücke, im allgemeinen meist nicht käuflich zu haben. Und wird eine indische Familie durch Not dazu getrieben, solch ein altes Erbstück zu verkaufen, dann wendet sich die Familie doch lieber an einen reichen Indier, der vielleicht noch einen ganz anderen Preis zahlen kann, als dem reichsten Europäer möglich wäre, und wobei der in Not Geratene vielleicht noch die Möglichkeit hat, das alte Heiligtum später wieder einmal zurückzukaufen, was es bei einem Sammler nicht gibt.

Infolge dieser Schwierigkeiten ist in Indien wie im ganzen Orient ein förmliches Gewerbe entstanden, nämlich von professionellen Dieben, die es einzig und allein auf solche alte Raritäten abgesehen haben. Es ist natürlich das charakterloseste Gesindel, religions- und vaterlandslos, Verräter an den eigenen Stammesgenossen; sie visitieren auch die ärmlichsten Hütten, ob sie nicht ein altes Familienstück enthalten, in den Palästen der Reichen schmuggeln sie sich als Diener ein, um dann bei Gelegenheit mit einem sorgsam gehüteten Familienstück zu verschwinden, welches sie an Sammler oder deren Agenten verkaufen, weit unter dem eigentlichen Werte, wenn auch nicht gerade zu Schleuderpreisen, da diese Leute doch schon immer etwas von Antiquitäten verstehen.

Also fast nur noch auf diese Weise kann heute der Sammler in den Besitz solcher indischer Raritäten und Kleinodien kommen. Aber auch das hat noch einen bösen Haken.

Nach englischem Recht und Gesetz hat der Käufer eines gestohlenen Gegenstandes, wenn er nicht etwa gar als Hehler entlarvt wird, diesen dem rechtmäßigen Eigentümer, der sich als solcher legitimieren kann, zu demselben Preise zurückzugeben, den er der letzten Hand, aus der er den gestohlenen Gegenstand empfangen, gezahlt hat.

Es ist ja nun allerdings gerade hierbei sehr schwer, den Dieb zu ermitteln, solch ein gestohlenen Kleinod geht doch gleich hinaus aus Indien, hinwiederum wissen auch die Indier, wo sie das vermißte Eigentum zu suchen haben, es kommen so ziemlich immer dieselben Sammler in Betracht, und da es sich nun solch ein reicher Radscha ein gutes Stück Geld kosten läßt, vielleicht die Hälfte seines Vermögens opfert, bloß um den gegenwärtigen Eigentümer von etwa nur einer Tonurne ausfindig zu machen, und da arme Kulis dabei durch Sammlungen unterstützt werden, so hat schon mancher Sammler ein Objekt wieder herausrücken müssen, an dessen Anblick er sich bereits seit Jahren in stillen Stunden geweidet hat. –

Mr. Ephraim Jonas war früher Bergwerksbeamter in England gewesen. Er hatte einen hochbezahlten Posten verlassen und war nach Indien gegangen, nur um der Quelle nahe zu sein, aus der er seine Dolchsammlung vermehren konnte.

Denn diese Sammelwut grenzte bei ihm schon mehr an Wahnsinn. Nur um diese Sucht befriedigen zu können, hatte er nicht geheiratet, deshalb war er zum schmutzigen Geizhals geworden, der sich keinen Diener hielt, sich das Essen vom Munde absparte, der tatsächlich mit der Seife knauserte, denn der Penny, den er für ein Stück Seife ausgab, mochte ihm ja gerade an der Summe fehlen, mit der er einen wertvollen Dolch kaufen konnte.

Andererseits hatte diese Sammelleidenschaft ihn dazu angetrieben, alle seine Fähigkeiten bis zum höchsten Grade zu entwickeln, um dadurch wieder so viel Geld wie möglich zu verdienen, nur dadurch hatte er sich von einem kleinen Bergbeamten bis zum Direktor einer großen Aktiengesellschaft emporgeschwungen, der jetzt über ein Einkommen von fast einer halben Million verfügte.

Diese seine Liebhaberei für kleine Dolche war in der ganzen Welt bekannt, d. h., bei allen denen, die sich eben für so etwas interessieren, also zunächst bei Sammlern. Wer keine indischen Dolche sammelte, oder einen überflüssigen hatte, der schickte ihn nach Bantang an Mr. Ephraim Jonas, der zahlte den höchsten Preis dafür, da kannte er keinen Geiz mehr, sondern wurde zum sinnlosen Verschwender.

Aber auch andere kamen zu ihm, Eingeborene, welche von der Not getrieben wurden, eine durch Edelsteine oder historisches Alter wertvolle Familienwaffe zu veräußern, denn der Bergwerksdirektor zahlte vielleicht doch mehr dafür, als ein einheimischer Fürst, und dann noch mehr solche Eingeborene, welche eine derartige Reliquie gestohlen hatten.

Wie viele solcher gestohlenen Dolche Mr. Jonas in seiner Sammlung besaß, war natürlich nicht bekannt. Er zeigte sie ja niemandem.

Aber zweimal war er in den Verdacht gekommen, einen solchen gekauft zu haben. Die erste Behauptung hatte ein malaischer Fürst erhoben, die zweite ein armer Kuli, dem ein uraltes Messer verschwunden war, und als Mr. Jonas ableugnete, waren beide zum Richter gegangen.

Auch in Bantang war eine englische Gerichtsbarkeit, ganz unabhängig von der Aktiengesellschaft, wenn diese auch sonst hier allmächtig war. Die beiden waren also zu diesem Richter gegangen, bezeichneten den Bergwerksdirektor als denjenigen, der die ihnen gestohlenen Waffen dem Diebe abgekauft hätte. Wer der

Dieb sei, das konnten sie freilich nicht angeben, ihre Behauptungen stützten sich schließlich nur auf Vermutungen.

Gleiches Recht für alle! Das heißt, so sagt man, nur der Schein muß immer gewahrt werden. Die Klagen der beiden Eingeborenen wurden angenommen, von dem armen Kuli so gut, wie von dem mächtigen Reichen, der Herr Bergwerksdirektor wurde gerichtlicherseits ins Verhör genommen.

Bei einem anderen wäre einfach eine Haussuchung abgehalten worden, wie es die beiden Eingeborenen auch verlangten. Aber das ging doch bei dem Herrn Bergwerksdirektor nicht, dem England gar so viel verdankte, weil er auf dem Festlande von Borneo die erste englische Flagge aufgepflanzt hatte.

Mr. Ephraim Jonas beschwor, die beiden ganz deutlich beschriebenen Waffen niemals gesehen, also sie auch nicht in seinem Besitze zu haben, und damit war die Sache erledigt. Und als die beiden abgewiesenen Kläger ihn des Meineides bezichtigten, wurden sie hart bestraft.

Dann schwor Mr. Jonas auch noch einmal in einem ganz ähnlichen Falle, nur daß es sich da nicht gerade um einen Dolch handelte.

Er kaufte ja bei Gelegenheit auch noch andere Sachen, die ihm angeboten wurden, indische Teppiche, Urnen, auch große Dolche, Schwerter und dergleichen, für deren Wert er ein ebenso großes Verständnis hatte, nur daß er sie nicht sammelte, sondern diese billig erworbenen Gegenstände dann weiter an Liebhaber verkaufte oder sie gegen Dolche vertauschte.

Noch nachträglich zu erwähnen ist, daß Jonas schon unter James Brooke der erste Beamte, der Direktor dieser Antimonbergwerke gewesen war. Brooke, der ja nur ein tatkräftiger Abenteurer war, sonst keine Kenntnisse im Bergbau besaß, hatte ihn aus Ostindien geholt, wo Jonas damals in einem Kupferbergwerk angestellt gewesen war, hatte dem tüchtigen Ingenieur und Geschäftsmann einen Gehalt gegeben, der von dem jetzigen nur wenig

übertroffen wurde; oder hatte ihn an dem ganzen Unternehmen partizipieren lassen, und mit Recht hatte Brooke sein ganzes Vertrauen in diesen Mann gesetzt, denn dessen eigentliches Verdienst war es gewesen, daß das ganze Unternehmen, soweit es die geschäftliche Seite betraf, zu solch hoher Blüte gekommen war.

Vor fünf Jahren war die Gattin James Brookes gestorben. Er hatte also eine Tochter des Sultans von Bruni geheiratet. Als ihre Hinterlassenschaft geordnet wurde, meist aus Schmucksachen bestehend, die sie als Mitgift mitbekommen hatte, alte Familiensstücke, wurde ein Diamanthalsband von unschätzbarem Werte vermißt.

Die Aufregung war groß. Niemand konnte sagen, wann Suleika es zum letzten Male getragen hatte, oder alle Behauptungen widersprachen sich.

Der Verdacht mußte sich auf die Dienerschaft lenken, ganz besonders auf die Amme der Sultanin, eine alte Malaiin, welche die sämtlichen Schmucksachen unter sich gehabt hatte.

Sie leugnete – selbstverständlich. In Brookes Abwesenheit ließ Jonas, der der Wiederherbeischaffung des Halsbandes all seine freie Zeit widmete, die alte Frau peitschen, foltern, um von ihr ein Geständnis zu erzwingen; denn er war gar zu fest von ihrer Schuld überzeugt.

Unter den Qualen der Folter gestand die alte Sotinja denn auch ein, das Halsband gestohlen zu haben. Sie hätte es im Parke vergraben, an einer Stelle, die sie genau bezeichnen konnte.

Dieses Geständnis aber rettete nicht ihr Leben, noch in derselben Stunde erlag die alte Frau den Wirkungen der Tortur.

Es wurde an jener Stelle nachgegraben, man fand tatsächlich das Kästchen aus kostbarem Holze, aber das noch wertvollere Halsband war nicht darin.

Nun ging wieder die Untersuchung los, bis James Brooke selbst das Zeitliche segnete.

Er hätte sich, wie man zu sagen pflegt, wohl im Grabe umgedreht, hätte er gewußt, wie Jonas, auf dessen Treue er bei Lebzeiten geschworen, jetzt sein möglichstes tat, um den Kindern seines Herrn das Erbe zu entreißen. Er war es, der mit Mynheer van Roch verhandelte, wonach das ganze Bergwerksunternehmen eine englische Aktiengesellschaft wurde, nachdem man die Kinder mit einer lächerlich kleinen Summe abgefunden hatte.

Bald darauf erhob der Sultan von Bruni die gerichtliche Klage gegen ihn, daß er selbst, Ephraim Jonas, damals das Halsband seiner Tochter entwendet habe. Ein Malaie, der damals in des Direktors Diensten gestanden, habe auf dem Sterbebette gebeichtet, er sei heimlicher Zeuge gewesen, wie Jonas die schon auf der Folterbank liegende Sotinja überredet habe, sie solle doch, um ihr Leben zu retten, irgendeine Angabe machen, wo sie das gestohlene Halsband vergraben habe, nur um erst einmal Zeit zu gewinnen.

Die Malaiin sei in ihrer Todesangst wohl darauf eingegangen, und da man nun an jener Stelle, die ihr Jonas erst vorgeschrieben, auch wirklich wenigstens das Kästchen fand, so müsse doch also auch Jonas selbst der Entnehmer des Halsbandes sein. Der Malaie habe teils aus Furcht vor dem allmächtigen Manne, teils aus einem alten Hasse gegen das ganze Sultansgeschlecht von Bruni bisher keine Anzeige gemacht, erst in der Todesstunde sei ihm die Reue über seine Verschwiegenheit gekommen.

Jonas wies diese Anklage entrüstet zurück. Nein, gerade umgekehrt, dieser Malaie hatte immer einen Haß gegen ihn gehabt, noch auf seinem Sterbebette hatte er ihm, wie man sagt, eins auswaschen wollen.

Und der tadellose Ehrenmann beschwor, von der Entwendung des Halsbandes nichts zu wissen, daß ihm Sotinja jenes Geständnis damals freiwillig gemacht habe, und damit war die ganze Angelegenheit erledigt.

So sehen wir jetzt den Herrn Direktor vor einem geöffneten Panzerschranke stehen und eine Serie seiner Sammlung mit entzückten Augen betrachten, und nicht nur das, sondern er nahm einen Dolch nach dem anderen, streichelte ihn zärtlich und drückte ihn inbrünstig gegen seine Lippen.

Wer nicht selbst leidenschaftlicher Sammler ist, versteht ja so etwas gar nicht. Mit dem Kusse der Geliebten läßt sich das nicht vergleichen. Mr. Ephraim Jonas war ein äußerst fleißiger Mann, er arbeitete bis zur Erschöpfung, und die zeitweilige Besichtigung seiner Sammlung bedeutete für ihn dieselbe geistige Erfrischung, wie wenn etwa ein genialer, selbstdenkender Gelehrter, der aber aus materieller Not am Schreibtisch mechanische Frondienste leisten muß, ab und zu nach einem philosophischen Werke greift, das seine Lieblingslektüre bildet.

Plötzlich stutzte der Direktor, lauschte.

Drüben in sein Privatkontor war jemand eingetreten, ganz auffällig geräuschvoll.

Und sein Stutzen verwandelte sich in Schreck, als jetzt heftig gegen die Tür gepocht wurde.

Eine ganz blasse Nase bekommend, warf Jonas den Panzerschrank zu und öffnete die Zimmertür.

Es war sein Sekretär, der so ungestüm Einlaß begehrte.

»Mister Hudley, was fällt Ihnen denn . . . ja, Mensch, was ist Ihnen denn?«

Der Sekretär war wirklich ganz verstört.

»Herr Direktor, ein Schiff kommt den Strom herab, ein großes Schiff!«

Zunächst starrte Jonas den Sprecher verständnislos an.

»Sie meinen wohl, es kommt mit der Flut herab, in den Strom herein.«

»Nein, es dampft den Strom herab, kommt aus dem Innern des Landes – ein großes Schiff mit voller Takelage.«

Noch immer starrte Jonas den Sprecher fassungslos an.

»Das ist gar nicht denkbar . . . «

Er eilte an dem Sekretär vorbei, sprang ans Fenster.

Ja, da kam wirklich den Strom herab ein großer Dreimaster mit voller Takelage, auch mit einer Maschine ausgerüstet, denn aus dem Schlotte wirbelten Rauchwolken empor.

»Die ›Anna Maria‹,« hauchte der Direktor mit farblosen Lippen, »nein, die ›Sturmbraut‹, die vor vier Wochen in den Pontianak eingelaufen ist!!«

Denn jener ungeheuerliche Vorfall mit dem Schiffe, das sich dann als die berüchtigte ›Sturmbraut‹ zu erkennen gab, war auch schon hier bekannt geworden; Schiffe hatten die Nachricht davon hergebracht, es stand ja schon in allen Zeitungen, und der Direktor brauchte gar keine so große Kombinationsgabe zu besitzen, brauchte die ›Sturmbraut‹ noch gar nicht gesehen zu haben, um sofort zu wissen, daß dieses Schiff kein anderes sein könne, als jene ›Sturmbraut‹, die damals von Westen her in das Innere Borneos eingedrungen war.

»Ja, wie kann sie aber da hier auf dem Palo wieder herauskommen?!!«

»Herr Direktor, das ist der Seeräuberkapitän Richard Jansen!« stöhnte der Sekretär, dem das Herz wohl überhaupt sehr leicht herunterrutschte.

Diese Bemerkung brachte den Direktor zunächst auf andere Gedanken, die nichts mit dem Ergründen von geographischen Rätseln zu tun hatten.

Sein Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an, die lange Habichtsnase ward noch länger, als er sich wieder die knöchernen Hände rieb.

»Kapitän Richard Jansen, hm,« brummte er, dabei starr nach dem stattlichen Schiffe blickend. »Viermalhunderttausend Pfund stehen auf seine lebendige Ergreifung – fünfzigtausend Pfund erhält der, der ihn nur tötet – hm – fünfzigtausend Pfund Sterling – dann könnte ich mir gleich den Dolch des Maharadscha . . . «

Seine ihm wohl sehr angenehmen Betrachtungen wurden durch polternde Schritte unterbrochen, die ihn emporschrecken ließen.

»Was ist das?!«

Er sollte es gleich erfahren. Ein Herr stürzte herein, ein Bureauschreiber.

»Herr Direktor, retten Sie sich, der Seeräuberkapitän Richard Jansen . . . «

Der Mann ward von einer vorläufig noch unsichtbaren Faust zurückgerissen, der Direktor blickte nach der zweiten Tür, die nach seinem Allerheiligsten führte, duckte sich zum Sprunge, kam aber nicht dazu, ihn auszuführen.

Schon traten vier Männer ein, vierschrötige Matrosen, was man ihnen gleich an den Teerjacken ansah, geführt von einem fünften, und wir wollen gleich verraten, daß es Mahlsdorf war.

»Mister Ephraim Jonas, der Direktor vom Janzen? Jawohl, das sind Sie, Ihre Geierphysiognomie ist mir zur Genüge beschrieben worden, und die können Sie nicht verleugnen. Mann, bleiben Sie stehen, denken Sie nicht etwa an Flucht!«

Nein, der Direktor konnte gar nicht daran denken, weil es hier nur zwei Türen gab und jenes andere Zimmer gar keinen weiteren Ausgang besaß.

Aber man ist nicht umsonst Bergwerksdirektor in einem noch ziemlich wilden Lande. Mr. Ephraim Jonas ließ sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen.

Sofort hatte er sich wieder gefaßt. Seinen Revolver zog er noch nicht, hätte ihn aber in einem Moment schußbereit in der Hand haben können.

»Was wollen Sie? Wer sind Sie, daß Sie hier so einzudringen wagen?«

»Ich bin der erste Steuermann der ›Sturmbrant‹ . . . «

»Was? Der ›Sturmbrant?«

»Jawohl, die Sie doch recht gut kennen – und der Kapitän der ›Sturmbräut‹, den Sie doch ebensogut kennen, Richard Jansen ist sein Name, ladet Sie höflichst zu sich an Bord ein.«

Es war allein die Ueberlegenheit, die in diesen Worten lag, welche dem Direktor sagte, daß hier aller Widerstand vergeblich sei.

Etwas freilich mußte er sich doch noch sträuben, das verlangte die ganze Situation.

»Sie sind wohl verrückt!«

»Was?! Hören Sie, vorläufig bin ich noch höflich! Also bitte, folgen Sie mir!«

»Was will der Kapitän von mir?«

»Das werden Sie von ihm selbst erfahren. Na, wollen Sie nun kommen?«

»Ich stehe unter dem Schutze eines englischen Kanonen . . . «

»Diesem englischen Kanonenboot haben wir bereits signalisiert, daß es sich nicht muckst, und es liegt wie ein Mäuschen vor der Katze da. Sie wissen doch, wer wir sind? Nun lade ich Sie aber nicht mehr ein – Jochen, Konrad, henkelt den Herrn Direktor unter die Arme, der alte Herr scheint etwas schwach auf den Beinen zu sein.«

Zwei Matrosen traten vor. Als sie die Hände ausstreckten, um ihn zu fassen, hätte der Direktor noch immer Zeit gehabt, seinen Revolver zu ziehen; aber er tat es nicht, er wollte sich lieber auf seine geistigen Kräfte verlassen, die ihn noch immer auch in den gefährlichsten Situationen, die in diesen Gegenden ja oft genug vorkamen, herausgeholfen hatten.

So ließ er sich unter die Arme nehmen, und die Matrosenfäuste ergriffen auch noch zärtlich seine Hände.

Zunächst ging Mahlsdorf nach der anderen Tür, öffnete sie, blickte in das Zimmer, welches die vielen Panzerschränke enthielt, nickte zufrieden.

»Alles so, wie es mir beschrieben wurde. Karl, du stellst dich hier auf, zieh dein Käsemesser, und du, Moritz, hältst hier Wache! Niemand hat mehr diese Zimmer zu betreten. Verstanden?« wandte er sich an den Sekretär. »Sagen Sie es Ihren Kollegen. Wer hier eintritt, wird niedergehauen, und wenn ich diese beiden Matrosen dann verletzt vorfinde, oder etwa eingeschlafen, dann wird ganz Bantang zusammenkartätscht. Verstanden? Na, was werden Sie denn auf einmal so käseweiß?«

Diese letzten Worte hatte er an den Direktor gerichtet. Ja, als dieser gesehen, wie Mahlsdorf nach jener Tür gegangen war, in sein Heiligtum geblickt hatte, da war er wirklich todblaß geworden, ein Zittern ging durch seine Glieder, er hatte einen krampfhaften Versuch gemacht, seine Arme freizubekommen, jetzt hätte er wohl Gebrauch von seinem Revolver gemacht – freilich hatten die herkulischen Matrosen von diesem Versuche einer Befreiung fast gar nichts verspürt.

»Das ist Hausfriedensbruch!« stöhnte er.

»Hausfriedensbruch? O nein, das ist noch etwas ganz anderes. Mit solchen Kleinigkeiten wie Hausfriedensbruch geben wir uns gar nicht erst ab.«

»Ihr wollt mir meine kostbare Sammlung rauben!« ächzte Mr. Jonas.

»Rauben nicht, vielleicht nur einmal besichtigen. Doch nun genug der Worte! Kehrt! Ohne Tritt – marsch!«

Der Direktor ward hinausgeführt, durch den Saal, in welchem viele Schreiber standen und saßen, sich in noch gar nichts finden könnend, jedenfalls aber auch nicht an einen Befreiungsversuch denkend; es ging die Treppe hinab, durch den Hof, über die Straße an den Strand, wo ein Boot von der ›Sturmbräut‹ wartete.

Diese lag mitten im Strome verankert, sämtliche Kanonen waren ausgefahren worden, überall schauten aus den Stückpforten drohend die respektablen Mündungen hervor, auch nach dem

einen Kilometer weiter stromab im Hafen liegenden Kanonenboot, auf welchem dieselbe Ruhe herrschte wie in der ganzen Stadt. Denn Kapitän Jansen hatte unterdessen schon Befehle gegeben, sie öffentlich bekannt gemacht. Jeder Widerstand, jede drohende Bewegung oder auch nur Miene dazu ward sofort mit Kanonenschüssen vergolten.

Während der Bootsfahrt noch visitierte Mahlsdorf des noch immer Festgehaltenen Taschen, brachte einen Revolver zum Vorschein.

»Haben Sie sonst noch Waffen bei sich?«

»Nein!«

»Wirklich nicht?«

»Auf mein Ehrenwort, nein!«

»Hm, wollen lieber selber noch einmal nachschaun.«

Mahlsdorfs Hand strich an des Direktors Körper herum, und der Steuermann mußte in so etwas schon eine große Uebung haben, seine Hand mußte für so etwas sehr empfindsam geworden sein, denn als er dem Gefangenen unter die Weste und noch unters Hemd griff, brachte er einen kleinen Dolch zum Vorschein, der an einer Lederschnur auf der Brust gehangen hatte, so flach, daß er einer anderen tastenden Hand wahrscheinlich entgangen wäre.

Zunächst zog Mahlsdorf den Dolch aus der Scheide, betrachtete den Stahl, der nur Papierstärke besaß.

»Ein merkwürdiges Ding! Aber doch immerhin ein Dolch. Und Sie sagten doch vorhin, Sie hätten keine Waffe mehr bei sich. Ist das etwa keine Waffe?«

»Nein.«

»Was denn sonst?«

»Nur eine Spielerei.«

»Eine Spielerei, so. Sollte diese Spielerei nicht vergiftet sein?«

»Vergiftet?«

»Stellen Sie sich nicht so dumm, als ob Sie mich nicht verstehen. Ist die Klinge nicht vergiftet?«

»Gott bewahre!«

»Wirklich nicht?«

»Sonst würde ich die Klinge doch nicht so leichtsinnig auf der nackten Brust tragen.«

»Na, deswegen, in der Metallscheide. Auf Ihr Ehrenwort, dieser Dolch ist nicht vergiftet?«

»Auf mein Ehrenwort!«

»Na, da geben Sie mal Ihre Hand her, da will ich mal ein bißchen hineinritzen.«

Mahlsdorf griff nach einer der festgehaltenen Hände, da aber machte Jonas vor Schreck eine solche krampfhafte Bewegung, daß er sich bald befreit hätte.

»Was haben Sie denn? Nur ein ganz klein wenig in die Haut stechen.«

»Ich – ich – ich kann kein Blut sehen,« stöhnte der sich wild Sträubende.

»Ach was, geben Sie her . . . «

»Nein – nein – der Dolch – der Dolch – könnte doch vielleicht vergiftet sein!«

Mahlsdorf sah den Erbleichten einige Sekunden fest an, dann machte er keinen Versuch weiter, sagte nur noch etwas.

»Also das nennen Sie keine Waffe! Und innerhalb einer Minute geben Sie zum zweiten Male ein falsches Ehrenwort. Ich bedaure, daß ich keine Kette bei mir habe. Ein ehrlicher Seemannshanf ist für Sie zu schade, wir könnten das Ende nicht wieder gebrauchen, und wir haben keinen Ueberfluß an Stricken. Jochen, Konrad, laßt den Menschen los, ihr besudelt eure Hände!«

Die ›Sturmbräut‹ war erreicht, der Direktor wurde genötigt, das Fallreep zu erklettern. Mahlsdorf half durch einen Kniestoß nach, und Mister Ephraim Jonas stand vor der riesenhaften Gestalt des

Kapitäns, an dem er schon auf irgendeine Weise wenigstens 50 000 Pfund zu verdienen gehofft hatte.

»Mister Ephraim Jonas?« fragte Jansen, nachdem er den vor ihm Stehenden einige Zeit schweigend gemustert hatte.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« stieß jener mühsam hervor.

»Folgen Sie mir!«

Ehe sich Jansen wenden konnte, trat Mahlsdorf an ihn heran.

»Ich möchte Ihnen doch erst melden, was ich mit diesem Gentleman erlebt habe, wie der mit seinem Ehrenwort umzugehen gewohnt ist.«

»Nun?«

Mahlsdorf erzählte mit kurzen Worten; ruhig hörte Jansen zu, nur immer den Mann betrachtend.

»Es wundert mich nicht; gut – folgen Sie mir in die Kajüte!«

Er schritt voraus, aber doch nicht so ganz sorglos, die Anordnungen waren schon getroffen worden, zwei andere Matrosen schlossen sich an, deren ungeballte Hände auch schon genügten.

Auf der Schwelle des Kajüteneinganges stockte der Fuß des Direktors, er prallte zurück. Der Anblick von James Brookes Kinder war es, der ihm solchen Schreck eingeflößt hatte.

»Rudyard – Jokonda – ist es möglich!« stöhnte er.

»Was erschrecken Sie denn so vor uns, Mister Jonas?« fragte Rudyard, der seinen Fuß wieder gehrauchen konnte. »Sie haben doch keinen Grund dazu!«

»Setzen Sie sich, Mr. Jonas,« machte Jansen dieser Szene ein Ende.

Der Direktor merkte schnell genug, daß er sich anders benehmen müsse, er bekam seine Fassung wieder.

»Ich habe Sie ja für tot gehalten,« sagte er, als er sich setzte, und anderes mehr, um seinen Schreck zu rechtfertigen, und dann sprach er auch etwas von Freude ob dieses Wiedersehens der Kinder seines hochverehrten früheren Herrn.

»Kommen wir zur Sache!« mußte Jansen ihn abermals unterbrechen. »Mr. Jonas, Sie werden von diesen Geschwistern Rudyard und Jokonda Brooke beschuldigt, ein Diamantenhalsband ihrer Mutter, der Tochter des Sultans von Bruni, gestohlen zu haben.«

Jetzt zeigte der Direktor durchaus keinen Schreck, höchstens Staunen über diese Anschuldigung.

»Ist denn nicht vor Gericht bewiesen worden, daß ich schon einmal so unschuldig verdächtigt worden bin?« war sein erstes Wort.

Doch wir wollen nicht ausführlich dabei verweilen, wie er sich zu rechtfertigen suchte. Kapitän Jansen machte auch sehr kurzen Prozeß.

»Rudyard und Jokonda Brooke waren dabei, als jener Malaie, Soliman war sein Name, auf dem Sterbebett das Geständnis ablegte, und beide sind der festen Ueberzeugung, daß der Sterbende die Wahrheit gesagt hat. Ist dem nicht so?«

»Ja, Herr Kapitän,« antwortete das Geschwisterpaar einstimmig.

»Sie sind also im Besitze dieses Schmuckes.«

»Es ist nicht wahr!«

»Dann haben Sie ihn schon verkauft.«

»Herr Kapitän, wollen Sie sich die Sache doch überlegen. Ich habe dieses Halsband oft genug gesehen, es war ein prachtvolles, ganz auffallendes Geschmeide, solch einen Schmuck dürfte man ja gar nicht zu verkaufen wagen . . . «

»Nun gut, dann ist er eben noch in Ihrem Besitze.«

Jetzt begnügte sich der Direktor damit, einfach wie bedauernd die Schultern zu heben.

»Wollen Sie diesen entwendeten Schmuck freiwillig wieder ausliefern?«

»Was heißt freiwillig? Ich habe ihn nicht!«

»So werden wir Sie dazu zwingen!« ließ sich Jansen nicht beirren.

»Sie wollen mich doch nicht etwa foltern?« fragte Jonas mit großen Augen. »Lassen Sie mein ganzes Haus durchsuchen, ich will Ihnen die Schlüssel zu den Geldschränken geben, welche meine Sammlungen enthalten . . . «

»O nein. Sie haben schon so oft vor einer Haussuchung gestanden, daß Sie für ein absolut sicheres Versteck wohl gesorgt haben werden. Aber tatsächlich, ich werde das Geständnis mit Gewalt erpressen.«

»Sie wären wirklich fähig, mich der Tortur auszusetzen?«

»Bei Ihnen, ja. Es ist für Sie übrigens sehr charakteristisch, daß Sie dabei immer gleich von Folter und Tortur sprechen. Unsereins denkt da nur an Prügel, wir Seeleute an die neunschwänzige Katze. Kennen Sie dieses Instrument?«

Jansen hatte unter sich gegriffen und ließ etwas durch die Luft pfeifen, die sogenannte neunschwänzige Katze, welche noch heute auf englischen Kriegsschiffen, auf deutschen wenigstens noch bei Schiffsjungen, als entehrende Strafe angewendet wird.

Aber es ist ein vielverbreiteter Irrtum, oft auf Bildern ersichtlich, daß man sich diese neunschwänzige Katze als eine Art Geißel vorstellt, aus neun einzelnen Riemen oder Stricken bestehend, unten womöglich noch mit Widerhaken versehen. Es ist ganz einfach ein Tauende, und nur weil dieses Strafinstrument früher in der hochnotpeinlichen Zeit unter gewissen feierlichen Zeremonien angefertigt wurde, aus neun einzelnen sogenannten Karthelen zusammengedreht oder geflochten, deren jede ein Vergehen ausdrücken sollte, dessentwegen es die Prügelstrafe gab, daher der Name.

Auf den Direktor hatte das pfeifende Heulen einen sehr geringen Eindruck gemacht.

»Schlagen Sie mich, wie Sie wollen,« sagte er ganz ruhig, »schlagen Sie mich tot – ich kann nichts anderes aussagen als

die Wahrheit, und die ist: ich weiß nicht, wo das Halsband der Sultanin geblieben ist.«

»O, mein geehrter Herr Direktor,« entgegnete Jansen spöttisch, aber es lag auch etwas Fürchterliches darin, »daß Sie zu denjenigen Menschen gehören, welche sich lieber zu Tode prügeln lassen, ehe sie nur ein Goldstück herausgeben, weil dieses Goldstück ihnen eben lieber ist als ihr Leben, das sehe ich Ihnen gleich an. Sie haben nicht umsonst so ein Raubvogelgesicht und so eine charakteristische Nase.«

»Was haben Sie mit mir vor?«

»Das werden Sie gleich sehen. Ich kenne ein Mittel, es ist sogar an mir selbst probiert worden, es sollte mich eigentlich wundern, wenn es nicht auch Ihnen bekannt ist . . . «

In diesem Augenblicke trat der Matrose Pieplack ein, die Hacken zusammenschlagend.

»Der Ochse ist da, Herr Kapitän,« meldete er.

Trotz des Ernstes der Situation konnte der so humoristisch veranlagte Jansen ein Lächeln doch nicht unterdrücken.

»Ist er schon an Bord?«

»Er hat sogar schon das ganze Deck vollschweineriert. Aber – aber – aber . . . «

»Na, aber was?«

»Der Ochse hat Euter, eigentlich ist er eine Kuh, einen richtigen Ochsen konnte ich nicht gleich auftreiben.«

»Schon gut, schon gut, es braucht ja auch nicht gerade ein Ochse zu sein, bei mir war es ja überhaupt ebenfalls eine Kuh, die macht die Sache vielleicht sogar noch besser. Nun kommen Sie, Herr Direktor.«

Aber dieser hatte gar keine Lust, aufzustehen; die hinter ihm stehenden Matrosen mußten ihn wieder unter die Arme nehmen.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte er mit schreckensbleicher Miene.

»Wissen Sie, was Kaiadoba ist?«

»Kaiadoba?«

»Sie wissen es nicht?«

»Nein. Was ist das?«

»Desto besser, wenn Sie es noch nicht wissen. Sie werden es gleich kennen lernen. Führt ihn hinaus!«

Richard Jansen hatte diesen Mann wohl ganz richtig beurteilt, wenn er meinte, er würde jede Tortur ertragen, ehe er ein Geständnis ablegte, durch welches er einen schmerzlichen Verlust erlitt.

Daß es genug solche Menschen gibt, daran ist doch gar kein Zweifel. Der Grund zu dieser Widerstandsfähigkeit läßt sich sogar logisch erklären. Während der körperlichen Schmerzen denken sie daran, was für einen seelischen Schmerz sie hinterher durch die Preisgabe eines Geheimnisses oder eines Besitzes haben werden, und schon in der Einbildung ist der seelische Schmerz über den zukünftigen Verlust stärker als der körperliche Schmerz. Das gilt sogar für den Märtyrer, der für die edelste, idealste Sache alle Martern standhaft, lächelnd erträgt. Der wäre etwa durch Ableugnen seines Glaubens dann der unglücklichste Mensch.

Aber das Ungewisse, das Geheimnisvolle war es, weil ihm das Wort Kaiadoba ganz fremd war, weshalb der Direktor mit einem Male zusammenbrach, daß er hinausgeschleppt werden mußte. Denn ein starker Held war der ja nun gerade nicht, seine Charakterstärke entsprang nur einem schmutzigen Geize.

An Deck waren mit Segeln vier Wände gezogen worden, ein oben offenes Zelt, in dieses ward Jonas gebracht.

Matrosen hielten an einem Strick eine gutmütig aussehende Kuh, dann war noch eine Art Pritsche aufgeschlagen.

Der Leser weiß, was Jansen beabsichtigte – Kaiadoba – und Meister Pieplack sollte dabei den Henker spielen.

»Gestehen Sie, das Halsband der Sultanin gestohlen zu haben?« wandte sich Jansen zuvor nochmals an den Direktor.

Dieser stierte verständnislos, aber auch angsterfüllt die so überaus gutmütig aussehende Kuh an.

»Ich habe das Halsband nicht.«

»Ich frage nicht, ob Sie es noch besitzen, sondern ob Sie es damals überhaupt entwendet haben.«

»Nein, ich weiß gar nichts davon.«

»So legen Sie sich auf die Pritsche!«

Der Delinquent mußte auf sie niedergedrückt werden, kundige Matrosenhände banden ihn fest, besonders auch die Füße, welche noch über die Pritsche ragten.

»Pieplack, zieh ihm Stiefel und Strümpfe aus!«

Meister Pieplack tat es, zog wenigstens erst die Stiefel ab, dann zögerte er.

»Die Strümpfe auch?« fragte er.

»Gewiß, gewiß!«

»Der hat aber schon lauter Löcher in den Strümpfen, unter den Sohlen überhaupt gar nichts mehr.«

»Zieh ihm die Strümpfe aus!«

Pieplack kam der Aufforderung nach.

»Der könnte sich aber die Füße auch einmal waschen.«

»Das wird ihm gleich die Kuh besorgen. Nun pinsele ihm die Sohlen ein.«

Sie wurden mit einer starken Salzlösung bestrichen. Von einem Aufritzen der Haut sah Jansen vorläufig noch ab, das konnte noch immer geschehen, falls es nicht so ging.

Die vorgeführte Kuh beschnüffelte die angefeuchteten Sohlen und begann sofort gierig zu lecken.

Im gleichen Moment fing Jonas sich zu krümmen und zu lachen an.

»Na, was soll denn das – hahaha – das halte ich ja gar nicht aus – hahahahaha – so hört doch nur auf – hahahahaha . . .«

»Gestehen Sie, das Halsband damals gestohlen zu haben?«

»Hahahaha – nein, nein – hahahaha – das halte ich nicht mehr aus – hahahaha!«

Die Salzlösung auf den Sohlen ward ständig erneuert, und der Festgebundene krümmte sich unter krampfhaftem Lachen wie ein Wurm, krallte die Finger in seine Schenkel, der Schweiß brach aus allen Poren hervor.

»Hahahaha – hört auf, hört auf – ich sterbe vor Lachen – hahahaha . . . «

Auf Jansens Wink ward die Kuh etwas zurückgezogen. Keuchend lag der Direktor auf der Pritsche, das Gesicht noch ganz verzerrt.

»Gestehen Sie, das Halsband damals gestohlen zu haben?«

»Nein, ich weiß nichts davon.«

Ein Wink, und die Kuh begann wieder zu lecken.

»Hahahaha – ja, ja, ich will alles gestehen,« fing der Delinquent jetzt unter schrecklichem Lachen zu brüllen an. »Hahahaha – hört doch nur auf – ich sterbe – hahahaha – ja, ja, ich habe das Halsband gestohlen – hahahahaha . . . «

Die Kuh war wieder zurückgezogen worden. Und Jansens männliches Antlitz hatte einen fast entsetzten Ausdruck angenommen. Er war immlich entsetzt über die Wirkung, welche dieses seltsame Zwangsmittel ausübte.

Er hatte es ja erwartet – und doch fürchtete er sich fast vor dieser schnellen Wirkung.

Doch diese seine Schwäche war schnell wieder vorüber.

Mit furchtbar arbeitender Brust lag der Direktor da, Schaum vor dem Munde.

»Also Sie gestehen, das Halsband gestohlen zu haben?«

»Nein, nein!« erklang es röchelnd.

»Führt wieder die Kuh heran!«

Diesmal genügte schon die Drohung, mit der kitzelnden Tortur fortzufahren, da war der Widerstand gebrochen.

»Ja, ich habe damals das Halsband gestohlen!«

»Was haben Sie damit gemacht?«

»Ich habe es verkauft.«

»An wen?«

»An – an – an einen mir unbekanntem Mann.«

»So so, an den großen Unbekannten. Herr Direktor, widersprechen Sie sich doch nicht. Sie haben ja vorhin selbst gesagt, daß man solch ein auffälliges Halsband nicht verkaufen kann . . . «

»Ich habe die Steine ausgebrochen und alles einzeln verkauft.«

»An wen?«

»An verschiedene englische und amerikanische und holländische Juweliere, so immer bei Gelegenheit, durch dritte Hand.«

»Sie widersprechen sich ja immer mehr. Vorhin wollten Sie das ganze Halsband an einen Ihnen unbekanntem Mann verkauft haben. Das ist ein deutlicher Beweis, daß sich dieses Halsband noch in Ihrem Besitze befindet.«

»Es ist nicht wahr.«

»Führt die Kuh wieder heran!«

Wir wollen die weitere Handlung nicht in ihren Details verfolgen. Sie hatte immer wieder ihre Pausen des Leugnens.

Aber der leckenden Rinderzunge konnte der Delinquent doch nicht standhalten. Schließlich hatte er alles gestanden, auch wo man das Halsband finden würde.

Er hatte eine genaue Beschreibung gegeben; Mahlsdorf ward wieder abgeschickt, er begab sich in das Kontor zurück, in jenes Zimmer mit den Panzerschränken, hatte an der Wandtapete bald die bezeichnete Stelle gefunden, als er darauf drückte, öffnete sich ein geheimes Wandfach.

Dieses enthielt nicht nur das gesuchte Halsband, sondern auch noch mehrere Dolche und andere Sachen, von denen man jetzt doch annehmen konnte, daß sie nicht rechtmäßig in den Besitz des Direktors gekommen waren.

»Ich mische mich prinzipiell nie in Dinge, die mich nichts angehen,« sagte Jansen, nachdem ihm alles dies gemeldet worden war.

»Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Das soll auch in diesem Falle gelten. Die Geschwister Brooke haben sich an mich gewendet, ihnen bei der Wiederbeschaffung des verschwundenen Erbstückes ihrer Mutter behilflich zu sein, und so würde ich auch jedem anderen helfen, soweit ich kann. Aber sonst will ich kein Detektiv werden, ich fühle mich nicht dazu geeignet, allem Unrecht nachzuspüren, und ich glaube überhaupt, bei Ihnen würde man da niemals fertig; denn ich halte Sie zu allem fähig, schon Ihrer Physiognomie nach. – Nun aber etwas anderes. Ich bin ein Feind aller Folter, mochte sie auch nicht bei Ihnen anwenden. Denn dieses Kitzeln der Fußsohle ist doch etwas ganz anderes, nur ein ganz vortreffliches Mittel, um jemandem die Zunge zu lösen. Sie jedoch haben einen Menschen zu Tode foltern lassen, von dessen Unschuld Sie von vornherein überzeugt gewesen sind – daß Sie ein meineidiger Schuft sind und so weiter und so weiter, davon will ich gar nicht sprechen, dafür werden Sie sich einmal vor einem höheren Richter zu verantworten haben – aber eine Tracht Prügel mit der neunschwänzigen Katze sollen Sie doch noch bekommen, das kann ich mir doch nicht versagen.«

Und bald darauf hallte das ganze Schiff wider von dem Wehegeheul des Herrn Direktors, der unter der Peitsche wohl kaum gestanden hätte, aber durch Schreien sich Luft machen mußte.

Mag das genügen. Sonst wollen wir solche Prügelszenen nicht näher beschreiben.

Auch im übrigen sei diese Episode aus unseres Helden Leben ganz kurz erledigt, bis wir seine persönliche Erzählung wieder aufnehmen.

Der Herr Direktor ward wieder an Land gebracht und, da er nicht mehr stehen konnte, einfach in den Sand gelegt, und zwar auf die Bauchseite, auf der anderen würde er einige Zeit ohne Schmerzen nicht mehr liegen oder sitzen können; der gekaufte Ochse, der aber in Wirklichkeit eine Kuh war, ward als Schlachtvieh zurückbehalten, und die ›Sturmbräut‹ lichtete die Anker und

dampfte stromabwärts, an dem englischen Kanonenboote vorüber, welches höflich den Abschiedsgruß erwiderte, ohne daran zu denken, dem gefürchteten Seeräuberschiffe, wie es jetzt ganz einfach bezeichnet wurde, eine Kugel nachzuschicken.

Die Geschwister Brooke wünschten, nach Bruni zu ihrem Großvater gebracht zu werden. Weshalb, was sie sonst beabsichtigten, was später aus ihnen wurde, das ist wohl alles in Jansens Tagebüchern angegeben worden, doch auf solche Einzelheiten bei Personen, die nur eine Nebenrolle spielen, wollen wir uns nicht einlassen.

Genug, die ›Sturmbraut‹ ging nach Bruni, der Residenz des Sultans von Property Borneo, und dieser Handelshafen, in dem viele Holländer, Engländer und Amerikaner ansässig sind, ist wichtig genug, daß ihn allmonatlich ein Postdampfer anläuft.

Wie schon früher erwähnt, liegt diesem Hafen gegenüber die Insel Labuan, welche von den Engländern annektiert worden ist, als Kohlenstation stark befestigt, von einem ständig dort liegenden Kriegsschiffe bewacht, sehr oft von anderen besucht.

Die ›Sturmbraut‹ hatte nichts zu fürchten. Bruni, dessen Unabhängigkeit bekannt ist, darf von keinem Kriegsschiffe angelaufen werden, und sollte die Verfolgung eines notorischen Piraten dieses Verbot aufheben, so wollte das doch Zeit und Weile haben.

Die Entfernung zwischen Labuan und Bruni beträgt immerhin achtzehn geographische Meilen, auch ist der Hafen von Bruni so beschaffen, daß eine Blockade unmöglich wäre, und überhaupt: im Schiffslexikon der ›Sturmbraut‹ war das Wort ›Fürchten‹ ausgestrichen.

In einen Hafen, der für ihn eine direkte Mausefalle bedeutete, hätte sich Jansen natürlich ohne dringenden Zwang niemals begeben, aber bei einem so beschaffenen Hafen, wie Bruni ist, trug er nicht das mindeste Bedenken. Das war ja nichts anderes, als wenn er an einem englischen Kriegsschiffe in Rufweite vorbeifuhr.

Außerdem gebrauchte er noch immer die Vorsicht, Aussehen und Namen des Schiffes zu ändern – wenn auch nur aus der Vorsicht, nicht unternehmungslustige Menschen in Uniform oder Zivil zu kühnen Versuchen zu verleiten, wobei sie sich blutige Nasenstüber holen würden.

Jansen ward von dem alten Sultan von Bruni wie ein königlicher Gast empfangen, er hatte nur einen Tag bleiben wollen, aber das ihm zu Ehren gegebene Fest, an dem sich die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ wachenweise beteiligte, währte drei Tage, dann nahm er Abschied von den Geschwistern Brooke.

Und nun lassen wir ihn wieder persönlich erzählen.

EINE IDEE VON BARNUM.

Das erste war, als ich während dieser Festlichkeiten einmal aufatmen konnte, daß ich mir von einem französischen Dampfer, der direkt aus Marseille gekommen war, die letzten Nummern des ›Lloyd‹ ausbat, die ich noch nicht gelesen hatte, und ich war schon seit langer Zeit ganz aus dem Konzept gekommen.

Das Wort ›Lloyd‹ ist allgemein bekannt, besonders in Zusammensetzungen, wie Norddeutscher Lloyd, Oesterreichischer Lloyd und dergleichen, was mit dem Seewesen zusammenhängt.

Aber ich glaube, was das Wort ›Lloyd‹ eigentlich bedeutet, woher es stammt, das ist wohl den allerwenigsten bekannt, und das ist auch eine ganz merkwürdige Geschichte.

Frederic Lloyd war im 17. Jahrhundert Restaurateur. Um das Jahr 1680 machte er neben dem Börsengebäude in London ein Kaffeehaus auf, das bald der Versammlungspunkt aller Schiffsmakler, selbständigen Kapitäne usw. wurde. Wer die schnellste und sicherste Auskunft über irgend etwas im Seewesen der ganzen Erde haben wollte, der ging zu Lloyd. Dann vor allen Dingen wurden hier die Versicherungen abgeschlossen.

Man ging nicht mehr zur Schiffsbörse, sondern man ging zu Lloyd, und schließlich veränderte sich die Bedeutung dieses Wortes ganz, so daß, als vierzig Jahre später für die Seeassekuranz ein eigenes Haus gebaut werden mußte, dieses den Namen ›Lloyd‹ bekam. Und heute haben wir einen Norddeutschen Lloyd und einen Oesterreichischen Lloyd und noch viele andere Lloyds, alles abstammend von dem Namen jenes Budikers und Cafetiers, den selbst man aber gar nicht mehr kennt.

Vor allen Dingen haben wir ›Lloyds Paper‹, die internationale Schiffszeitung, obligatorisch für alle Kapitäne, und wenn im offenen Meere von einem Kriegsschiffe eine chinesische Dschunke angehalten und revidiert wird, und der chinesische Kapitän, der dann aber das Kapitänspatent für große Fahrt haben muß, sonst darf er eben nicht aufs hohe Meer hinaus, ist nicht im Besitze der letzten Nummer des ›Lloyd‹, die er ausgerechnetermaßen besitzen kann, so wird er bestraft.

Im ›Lloyd‹ wird von Greenwich aus behördlich alles verkündet, was der Kapitän wissen muß. Dort und dort ist ein neues unterseeisches Riff entdeckt worden, dort ist ein Schiff gesunken, das noch gefährlich werden kann, dort treibt ein Wrack, dort ist ein neuer Leuchtturm errichtet worden, dort versagt ein Leuchtfeuer usw. usw. Danach werden die Seekarten verbessert, und wer erwischt wird, daß er's nicht getan hat, wird bestraft.

Dann ein großer Inseratenteil. Verkäufe von Schiffen und dergleichen. Und dann schließlich ein höchst interessanter Briefkasten.

Hier geben die heimatlosen Jachtsportsmen das nächste Ziel an, was sie aber in der nächsten Nummer widerrufen, hier korrespondieren sie untereinander, und da bekommt man in jeder Nummer merkwürdiges Zeug zu lesen. – –

Mehr als ein Dutzend Nummern waren es, die mir der französische Kapitän geschickt hatte.

Ich schlage zufällig den Inseratenteil auf, und da fällt mir auch gleich mein Name auf, der über einer ganzen Seite steht, und zu meinem Staunen lese ich:

»An Mister Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbraut‹.

»Hochgeehrter Herr Kapitän!

»Ich Endesunterzeichneter, Taylor P. Barnum, entbiete Ihnen als Ihr aufrichtigster Bewunderer meinen devotesten Gruß und erlaube mir, Ihnen folgendes zu unterbreiten:

»Jedenfalls wissen Sie gar nicht, hochverehrter Herr Kapitän, was für zahllose Bewunderer Sie in allen Ländern der Erde haben. Seit ich einmal öffentlich den Gedanken aussprach, daß mir vielleicht möglich sei, mit Ihnen eine Tournee zu machen, erhalte ich täglich Tausende von Briefen, welche alle anfragen, wann und wo der König aller Seekönige einmal zu sehen, zu sprechen, zu photographieren und . . . zu küssen sei. Von diesen Briefschreibern will ich nur den Herzog von Canderbury, den Fürst von Rossadelsky und den Milliardär H. L. Augsten hervorheben, von den Damen die Herzogin von Lammermore, die Fürstin Lacroix, die bekannte Minenkönigin da Rosa.

»Im Namen all dieser Ladies und Gentlemen spreche ich die ergebene Bitte aus, daß Sie einen bestimmten Punkt auf dem Meere angeben, wo Sie sich zu einer bestimmten Zeit mit Ihrer berühmten ›Sturmbraut‹ efinden. Dazu ist nur nötig, daß Sie mir von Ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsort einen eingeschriebenen Brief zuschicken – einfach an Taylor P. Barnum, New-York – oder noch besser eine Vertrauensperson. Nach Erhalt Ihrer Zusage bedarf ich nur noch einer Zeit von vier Wochen, um alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen zu haben. Oder, wenn Sie wünschen, werde ich den Tag meiner Abreise im ›Lloyd‹ bekannt geben. Alles übrige können Sie sich ja selbst leicht berechnen.

»Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie, auf dessen Ergreifen oder Tod eine so hohe Prämie steht, nichts zu fürchten haben. Ich bin Geschäftsmann und als solcher ein Mann des

Friedens. Außerdem werde ich auch meine Auswahl treffen und große Garantien fordern. Und dann brauche ich hier wohl auch nicht erst zu sagen, daß es Ihr eigener Vorteil sein wird.

»Bitte, teilen Sie mir Ihre Bedingungen mit, schriftlich oder durch Vertrauensmann.

»Als der Ihnen sicher bekannte Entrepreneur, der im Jahre 1843 mit dem Zwerge Tom Thumb 400 000 Dollar und im Jahre 1850 mit der Sängerin Jenny Lind während einer achtmonatigen Tournee 900 000 Dollar verdient hat, zeichne ich mit tiefster Hochachtung als Ihr

ganz ergebener
Taylor P. Barnum.«

So lautete der gedruckte Brief, welcher in großen Buchstaben eine ganze Seite einnahm, und wie oben angezeigt war, kostete diese nicht weniger als vierzig Pfund Sterling oder achthundert Mark, bei Wiederholungen steigender Rabatt, aber nicht über zwanzig Prozent.

Ich weiß nicht – mir stieg plötzlich eine Blutwelle der Scham ins Gesicht, schnell blätterte ich herum – nein, ich wollte, da sich auch meine Gäste in der Kajüte befanden, lieber einstweilen diese ganze Nummer verschwinden lassen.

»Hohohoho,« lachte da Karlemann, der in einem Lehnstuhl saß und ebenfalls solch eine Lloyd-Nummer vor sich hatte.

»Was haben Sie denn?« fragte ich, schon von einer bösen Ahnung erfüllt.

»Hier, lesen Sie mal – der Humbugmacher Barnum will Sie photographieren und küssen, hohoho!«

»Steht es da auch drin?« fragte Mister Fairfax aus einer anderen Ecke.

»Hier auch,« ließ sich Mister Rug, der einmal seinen nüchternen Tag hatte, vernehmen.

Dreizehn Nummern hatte ich, und in den letzten sieben stand dieser an mich gerichtete Brief.

»Das machen wir!« erklang es dann einstimmig.

»Aber, meine Herren, wir sind – ich bin doch kein . . . «

»Das wird selbstverständlich gemacht!«

Sie ließen nicht locker, und es dauerte auch gar nicht lange, so sah ich selber ein, wie eine Scham da ganz unangebracht war, daß das vielleicht ein Abenteuer so ganz nach meinem Geschmacke werden konnte.

Als bald wurde eine Beratung abgehalten, an der von den Hauptpersonen nur Tischkoff nicht teilnahm, weil der wieder einmal ein bißchen tot war.

Jawohl, ein Vertrauensmann war besser als ein Brief. Die Gelegenheit war recht günstig. Heute schrieben wir den 6. April, morgen wurde hier der Postdampfer erwartet, welcher in drei Wochen in Kapstadt sein mußte, und von dort war täglich Gelegenheit nach New-York.

Wenn wir sehr mäßig rechneten, so konnte der Vertrauensmann – und ich will gleich erwähnen, daß sich hierzu wiederum Mister Fairfax erbot – spätestens am 1. Juni in New-York sein, so daß die Begegnung der Schiffe Mitte des nächsten Monats stattfinden konnte, wenn sie nicht zu weit entfernt von New-York stattfand.

»Sagen wir am 15. Juli auf dem 30. Breitengrade und dem 50. Längengrade,« entschied ich, ohne erst die Karte befragt zu haben. »Das ist außerhalb aller Dampferlinien, und da bin ich auch in der Nähe der Fucusbank.«

»Wollen Sie erst noch einmal nach der Fucusinsel, um die anderen zu holen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Und was verlangen Sie dafür?«

Erst wollte ich davon nichts wissen, aber die anderen ließen nicht locker, und sie hatten recht.

Wenn Barnum, der damals als König des Humbugs die Höhe seines Ruhmes erlangt hatte, mit mir ein Geschäft machen wollte,

so konnte auch ich etwas dabei verdienen, wenn ich gleich beabsichtigte, das Geld zu einem wohltätigen Zwecke zu verwenden.

»Also die Hälfte seines Gewinnes.«

Ich will nicht schildern, was wir noch alles besprachen, was für Instruktionen Fairfax sonst noch erhielt.

Am anderen Tage kam der englische Postdampfer richtig an, wir selbst lichteten die Anker, Mister Fairfax zurücklassend, und waren verschwunden, noch ehe die hatten erfahren können, daß das die berühmte ›Sturmbraut‹ gewesen war.

Als sich Tischkoff wieder an Deck zeigte, teilte ich ihm alles mit.

»Wie Sie wünschen,« sagte er, womit er diese ganze Angelegenheit erledigt hatte, und dann fuhr er fort: »Da wir dann noch genügend Zeit haben, möchte ich Sie bitten, erst einmal die Ostküste von Madagaskar anzulaufen. An der Flußmündung des Rangazarak liegt in erreichbarer Tiefe das Wrack eines deutschen Dampfers, der vor einigen Jahren dort gesunken ist. Ich möchte es gern einmal untersuchen.«

Sprach's und verschwand, um nicht eher wieder aufzutauchen, bevor ich fünf Wochen später dieses Ziel erreicht hatte.

Es war ein unbedeutendes Flößchen, der Karte nach von der Quelle bis zur Mündung keine zehn Meilen lang, welches sich ins Meer ergoß. Die ganze Gegend, soweit wir sie überblicken konnten, war ebener, steriler Boden, nur mit der dürftigsten Vegetation bedeckt. Kein vierfüßiges Tier war zu sehen, geschweige denn ein Mensch.

Tischkoff bezeichnete ganz genau die Stelle, wo das Wrack liegen sollte, eine Seemeile von der Flußmündung entfernt.

»Was für ein Dampfer war es denn? Was hatte er denn geladen?«

»Das weiß ich selbst noch nicht, das will ich eben erst untersuchen.«

Woher wußte er denn da überhaupt, daß hier ein Dampfer gesunken war? Nun, das hatte er auf eine ganz natürliche Weise erfahren können. Dann aber machte ich Beobachtungen, die mich sehr an der Offenheit meines Kommodore zweifeln liehen, oder hier lag eben ein für mich unergründliches Rätsel vor.

Ich selbst tauchte mit Tischkoff, von ihm dazu aufgefordert, hinab.

Bei elf Meter Tiefe fanden wir einen hölzernen Raddampfer von etwa achthundert Tonnen, dessen Leib von einem unterseeischen Riff aufgeschlitzt worden war.

Es war dies die zweite Angabe, welche ich während meiner Seeräuberperiode dann später nach Greenwich berichtete, und die im ›Lloyd‹ veröffentlicht wurde.

So kann auch ein Seeräuber der Menschheit unschätzbare Dienste leisten.

Es war der ›Fahrewohl‹ aus Bremen, der vor zwei Jahren hier gesunken war, mit Kopra befrachtet, das ist das getrocknete Fleisch der Kokosnuß, die wir natürlich schon ganz verrottet fanden.

Wie ich später erfuhr und auch schon jetzt ziemlich sicher konstatieren konnte, hatte sich die ganze Mannschaft in Booten noch rechtzeitig retten können, unter Mitnahme der Papiere und der Schiffskasse.

Sechzehn Tage blieben wir hier untätig liegen. Weshalb? Weil Tischkoff täglich hinabtauchte, mit Zwischenpausen stundenlang unter Wasser blieb. Wozu? Das sagte er nicht.

Am sechzehnten Tage mußten wir ein Tau hinablassen, und als wir es wieder heraufzogen, war ein kleiner Blechkoffer an ihm befestigt.

Bernhard, der Steward, hatte gesehen, wie Tischkoff ihn in seiner Kabine öffnete. Es waren außer Kleidungsstücken viele Briefe darin gewesen, und auf diese war es meinem Kommodore offenbar angekommen.

Was hatten nun diese Briefe zu bedeuten? Wie war Tischkoff zu der Kenntnis gekommen, daß sich solch ein Koffer, nach dem er sechzehn Tage lang gesucht hatte, in dem Wrack befand?

Er gab keine Aufklärung.

Vom Kap der guten Hoffnung aus hatten wir eine sehr ungünstige Fahrt, ständigen Gegenwind, an der Maschine brach etwas, tagelange Reparatur, wobei wir immer rückwärts anstatt vorwärts kamen, wir wurden bis in die südliche Eisregion verschlagen, und als die ›Sturmbraut‹ dann wieder nach Norden dampfen konnte, hatte ich überhaupt gar keine Zeit mehr, noch einmal durch die Fucusbank zu segeln, um unsere Insel aufzusuchen, falls ich dies beabsichtigt hätte.

Mit der Insel waren wir in ständiger Verbindung geblieben, dank Karlemanns Möwen. Für uns war das schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, wir sahen nichts Wunderbares mehr darin, daß wir eine Möwe mit einem Gruße, mit einer Anfrage abgehen ließen, welche hier in dieser Gegend noch an demselben Tage mit der Antwort zurückkam.

Wir erhielten ja von der Fucusinsel genug mitgeteilt, aber es war nichts dabei, was erwähnenswert wäre.

Am Morgen des 14. Julis erreichten wir den Kreuzungspunkt des 30. und 50. Grades, nördlich von der Fucusbank gelegen.

Ich hatte unterdessen schon oft genug bereut, auf den Vorschlag des Humbugkönigs Barnum eingegangen zu sein. Was für einen Zweck hatte das alles? Mir war es noch immer schrecklich, so zwecklos in der Welt herumzukutschieren. Dann doch lieber, wenn man nichts weiter zu tun hat, Jagd auf Sklavenhändler machen, dabei gibt es ja auch immer etwas zu verdienen.

In der Nähe des unsichtbaren Zieles, nur auf dem Meere durch ideale Linien gedacht, ward mein Interesse aber doch wieder rege.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als ich nach der aufgehenden Sonne bestimmte, daß sich hier an diesem Punkte – wenn

dieser ›Punkt‹ auf dem Meere auch etwas groß war – der 30. Breitengrad mit dem 50. Längengrade kreuzte.

Weit und breit kein Segel zu sehen. Ankergrund gab es nicht, wir ließen uns schaukeln, kreuzten etwas hin und her, konnten uns den Spielen der Phantasie hingeben.

Würde die Gesellschaft auch wirklich kommen? Barnum hatte gesagt, er wolle nur von dem Empfange meiner Zusage im Lloyd Nachricht geben. Aber da hätte ich einen weit späteren Termin bestimmen müssen. Das hätte er doch erst nach Greenwich an die Redaktion telegraphieren müssen, dann mußte die Zeitung erst nach der Westküste von Südafrika kommen – kurz und gut, wollte ich solch eine Nachricht haben, so hätte ich einen weit späteren Termin bestimmen müssen.

So wollten wir einige Tage, meinetwegen auch einige Wochen hier warten, was ja dasselbe war, wie wenn wir planlos hin und her gesegelt wären. Dabei ersparten wir sogar noch Kohlen und Arbeitskraft.

Der Tag verging. Der 13. Juli brach an, und weder Segel noch Rauchwolke wollte am Horizont sichtbar werden. Wir befanden uns zwar zwischen Europa und Nordamerika, dem befahrensten Meeresteile der Erde, aber nicht innerhalb der bekannten Dampferlinien, und der Atlantische Ozean ist eben viel größer, als er auf der Karte aussieht. Ich bin einmal von Liverpool nach New-York gefahren, auf einem Segler, immer Westwind, immer von Norden nach Süden und zurückgekreuzt, von Grönland bis in die spanische See hinauf, und da haben wir in diesem ›belebtesten Ozean‹ während sechs Wochen nicht ein einziges Segel zu sehen bekommen!

So wurde es Mittag.

»Ein Segel!« erklang da der Ruf.

Es kam von Nordwesten, aber kein Segel, auch keine Mastspitze, sondern nur ein Rauchwölkchen war sichtbar. Ich selbst hatte vorhin von ›weder Segel noch Rauchwolke‹ gesprochen, sonst

aber kennt der Seemann nur ein ›Segel‹, womit er überhaupt ein Schiff meint. Der Engländer läßt sogar den Dampfer segeln, wenn dieser auch kein einziges Segel führt.

»Ein Dampfer!« ward erst dann noch erklärend hinzugesetzt.

Daß er aus Nordwesten kam, sprach sehr dafür, daß er der erwartete war.

Doch wir durften uns noch keinen Illusionen hingeben. Warten!

Die erste Mastspitze tauchte auf, eine zweite, eine dritte – nach einer Stunde hatten wir den Dampfer voll in Sicht, und er hielt direkt auf uns zu.

Ein Kriegsschiff war das nicht, das war für uns die Hauptsache – und wir konnten auch annehmen, daß Batnum den Termin pünktlich eingehalten hatte.

Flaggen gingen hoch.

»Sultana«, New-York. Barnum.«

»Sturmbraut«. Willkommen. Kapitän Jansen,« ließ ich zurücksignalisieren.

»Darf ich an Bord kommen? Barnum.«

»Immer.«

Ich hatte tatsächlich die Immer-Flagge gezeigt. Mir war überhaupt recht humoristisch zumute. Das ganze Wetter war auch danach beschaffen – blauer Himmel, die See wie ein Spiegel.

Der Dampfer, wenigstens dreitausend Tonnen, für damalige Verhältnisse ein recht stattliches Ding, schmuck getakelt und gemalt, kam bis auf eine Seemeile heran, stoppte.

An Deck wimmelte es von Menschen, Männlein und Weiblein. Ein intensives Taschentuchwedeln war schon immer gewesen, sobald man nur durch das Fernrohr etwas hatte unterscheiden können, jetzt ein endloses »Hipp hipp hurra!!« – ich glaube, es war sogar mein Name dabei – und jetzt: tschin! – ein schmetternder Tusch, und dann ein schmetternder Marsch von Trompeten und Posaunen mit Paukenbegleitung.

Na, soll einem da nicht das Herz im Leibe lachen! Ich kam immer mehr in die animierte Jahrmarktsstimmung hinein.

Ein Boot wurde ausgesetzt; in einem der beiden einsteigenden Herren erkannte ich Mr. Fairfax, der andere konnte nur Barnum sein, der mir erst einmal eine Visite abstatten wollte. Mit sechs schmuck uniformierten Ruderern ging es nach der ›Sturmbraut‹.

Barnum! Der König des Humbugs! Wer kennt ihn nicht?

Meine Mannschaft war mein Volk – nein, meine Jungen, meine Kinder, für deren geistige Ausbildung ich mich auch verpflichtet fühlte, an Bord der ›Sturmbraut‹ verging fast kein Tag ohne Instruktionsstunde; denn meine Jungen sollten nichts sehen, was sie sich nicht erklären konnten. Heute hielt ich ihnen eine Lektion über fliegende Fische, morgen über die Eisberge, und inzwischen kam ein Vortrag über die Entstehung der Bibel, wozu ich mich stets durch ernsthafte Studien erst präparierte. Das nennt man nun ein Seeräuberleben!

Und so hatte ich auch über Taylor P. Barnum eine ganze Anzahl belehrender Instruktionsstunden abgehalten. War oder ist er es nicht wert? Für mich, ja.

Man mag über diesen Schausteller und Humbugmacher denken, wie man will – von der richtigen, unparteiischen Seite aus betrachtet ist Barnum ein genialer Kerl, der Bewunderung verdient. Auch kann man ihm keine ehrlose Handlung nachweisen. Da gibt es ganz andere Geschäftsleute, vor deren Geldsack die Welt anbetend kniet, aber auf welch schmutzige Weise sie ihn gefüllt haben, danach wird gar nicht gefragt! Barnum hat siebenmal bankerott gemacht, fürchterliche Bankerotts, aber zuletzt sind seine Gläubiger doch immer zufrieden von ihm gegangen. Sonst hätte er ja auch nicht stets wieder solch kolossalen Kredit bekommen.

Ich konnte meinen Jungen etwas über Barnum erzählen, mehr als man im Konversationslexikon findet; denn mir war einmal eine Broschüre in die Hände gekommen, von ihm selbst verfaßt: ›Wie man Millionär wird‹, seinen eigenen Lebenslauf schildernd. Ich

hatte sie nicht völlig lesen, nur darin blättern können, es war aber doch viel sitzen geblieben.

Geboren am 5. Juli 1810 zu Danbury im nordamerikanischen Staate Konnektikut von armen Eltern, wurde er mit vierzehn Jahren Diener in einem kleinen Laden auf dem Lande, heiratete im neunzehnten Jahre, dann gab er eine Zeitung heraus, wurde wegen politischer Pamphlete verhaftet und bestraft. Nach verschiedenen mißglückten Spekulationen wurde er Schauspieler, dann Kunstreiter. Im Jahre 1842 kaufte er eine kleine Schaubude, entdeckte ein winziges Männlein, das er General Tom Thumb nannte, und welches ihm schnell ein großes Vermögen einbrachte.

Nun blieb er bei der Schaustellerei. Aber auch wieder in besonderer Weise. Seinen Haupttreffer machte er, als er im Jahre 1850 die berühmte Sängerin Jenny Lind engagierte, die schwedische Nachtigall, mit ihr eine Tournee durch die nordamerikanischen Staaten machte, und obgleich er die Lind fürstlich bezahlte und ungeheure Unkosten hatte, verdiente er in den neun Monaten noch 900 000 Dollar.

Mit diesen Millionen baute er sich bei seinem Heimatsdorfe einen orientalischen Palast, den er Iranistan nannte, alles feenhaft eingerichtet, und als dies geschehen war, machte er ... wieder einmal bankerott.

Unterdessen hat er sich immer wieder mit den großartigsten Unternehmungen beschäftigt, welche aber stets auf Humbug beruhten, dazwischen immer wieder einmal bankerott machend.

So stand in meinem Konversationslexikon zu lesen.

Zum Teufel noch einmal, ist denn das Humbug, wenn man eine schwedische Sängerin nach Amerika bringt?!

Pfui über solches Geschreibsel!

Ich konnte nun nach seiner Selbstbiographie etwas mehr über Barnum erzählen. Jene ›verschiedenen mißglückten Spekulationen‹ in seiner Jugendzeit, das ist eben das Interessante dabei. Uebrigens kann ich gar nicht sagen, daß sie ihm mißglückt sind. Barnum hat als echtes Genie nur niemals das Geld zusammenhalten können. Verdient und wieder verpulvert. Nicht nur die Lind, sondern jeden seiner Angestellten hat er immer fürstlich honoriert. Er hat seine Gläubiger bezahlt, obwohl er es nach dem Offenbarungseide gar nicht mehr nötig gehabt hätte.

Sein Spekulationsgenie kam schon im zartesten Kindesalter zum Durchbruch. Er hat ja allerdings manches hahnebüchene Stückchen ausgeführt, aber . . . köstlich zu lesen!

Zuerst erzählt er, wie ihm im vierten Lebensjahre das ›Ich bin‹ zum Bewußtsein gekommen ist, und wie er da, hinten zum Höschchen noch das Hemd heraus, sofort begann, seinen Spielkameraden die Marbelkugeln abzunehmen. Nur in einer Hand befindet sich die Kugel – links oder rechts – wo ist sie?

Hier nun entwickelt Barnum eine psychologisch-mathematische Theorie, welche wahrhaft klassisch zu nennen ist. Wie er sich immer ausrechnen konnte, in welche Hand der Spielkamerad das nächstmal die Kugel nehmen wird, wie er also den Charakter des Betreffenden zu beurteilen verstand.

Und das ist es, was schon den vierjährigen Hosenmatz als den echten Barnum kennzeichnet, der dann zum Schausteller, zum Allerweltsunternehmer wird, wobei es darauf ankommt, den Geschmack, die Eigenart, die Gedanken des jeweiligen Publikums zu erraten.

Am köstlichsten dünkt mich aus seiner frühesten Jugend die Geschichte mit den Ochsenhörnern.

In der benachbarten Stadt wurde ein lebhafter Handel mit Ochsenhörnern betrieben. Eines Abends wird ein kleiner Händler aus seiner Wohnung gepocht, es ist ein achtjähriger Junge, der den

Mann scheu fragt, ob er ihm ein schönes Hörnerpaar abkaufen wolle, bringt es nach langem Zögern auch gleich zum Vorschein.

»Junge, woher hast du die Hörner?«

»Gefunden.«

»Das ist nicht wahr, die hast du gestohlen!«

Nach noch längerem Leugnen und Zögern gibt der kleine Barnum endlich zu, die Hörner wirklich gestohlen zu haben, drüben aus der Niederlage des reichen Grossisten.

Der Kleinhändler hat ein enges Herz, aber ein weites Gewissen. Die Hörner sind vielleicht fünf Dollar wert, er gibt dem kleinen Barnum einen dafür.

»Soll ich noch mehr bringen? Die sind dort drüben ganz leicht zu mausen.«

»Nur immer zu, aber laß dich bloß nicht erwischen, ich weiß von nichts.«

Also die beiden machen ›Kumpe‹, der kleine Barnum bringt jeden Abend ein gestohlenen Ochsenhorn, manchmal auch gleich mehrere Paare, er erhält seine Dollars, und alles geht gut.

Eines Tages revidiert der Händler, hier der Hehler, sein Lager, das er hinter seinem Hause hat. Da fällt ihm auf, daß doch recht viele Hörner fehlen. Gewiß, ihm sind eine ganze Menge gestohlen worden.

Er versteckt sich, lauert auf, der Dieb schleicht sich richtig ein – im Scheine der Blendlaterne erkennt er seinen Lieferanten, den kleinen Barnum.

»Ha, jetzt weiß ich – du stiehlt meine eigenen Hörner!!«

Der kleine Barnum hat sich nicht erwischen lassen, und in gesicherter Weite steckt er die Hände in die Hosentaschen und sagt:

»Jawohl, das waren immer Ihre eigenen Hörner – hinten mause ich sie Ihnen und vorne verkaufe ich sie Ihnen – zeigen Sie mich nur an, wir wollen mal sehen, wer mehr hineinfällt, ich oder Sie.«

Auch hierüber mag man denken wie man will – jedenfalls war es ein genialer Spitzbubenstreich, der kleine Barnum hatte eben seinen Mann gekannt, so wie er dann stets das Publikum zu beurteilen wußte – das Publikum, auch gleich Welt genannt, welche betrogen sein will.

Ich für mein Teil kann darin kein großes Verbrechen sehen. Da müßte auch das ein Verbrechen sein, wenn jemand Stiefel anpreist, in jedem anderen Geschäft fünf Taler kostend, bei ihm nur einen, und kauft man sie, so fallen einem beim ersten Regenwetter die angeleimten Sohlen ab. Wer da von Betrug spricht, der verdient auch noch Prügel, weil er für einen Taler ein Paar waserdichte Stiefel haben wollte.

Barnum war also auch Zeitungsherausgeber. Das heißt, er schrieb, setzte, druckte und verkaufte die Zeitungen selbst. Er schaffte sich einen Gaul an und nannte sich stolz ›Gestütsbesitzer‹. (Uebrigens ist er auch einmal ein gesuchter Jockey gewesen.) Er gründete eine Goldminenaktiengesellschaft, brachte deren Aktien tatsächlich an die Börse – und er selbst war der einzige Aktionär, der Direktor, vertrat das gesamte Schreiberpersonal, war der einzige Goldgräber in der Mine. Und dennoch soll das damals, als der Goldminenschwindel in Amerika in der höchsten Blüte stand, die einzige ›Aktiengesellschaft‹ gewesen sein, an der die Leute nichts verloren haben. Die meisten dieser Goldminen existierten damals ja nur in der Luft, der pure Schwindel, die Hauptsache war ein pompöses Bureau – Barnum hat sich wenigstens redlich Mühe gegeben, irgendwo in der Erde Gold zu finden. – –

Und nun kam dieser Mann herangerudert, vor dem ich tatsächlich Bewunderung hegte, wenn auch eine etwas anderer Art als für Julius Cäsar oder Goethe.

Es war ein Zufall, daß ich noch nie sein Bild gesehen hatte, so freigebig er sich sonst auch auf Reklamezetteln konterfeite. Nun, er sollte mir ja gleich persönlich gegenüberstehen.

Ich hatte keine Vorbereitungen zu seinem und der anderen Herrschaften Empfang getroffen. Oder doch?

Mein Schiff war in tadelloser Ordnung, gemalt wie ein Schmuckkästchen, darauf hielt ich immer. Aber die Uniformen hatte ich meine Jungen sich nicht anziehen lassen, sie waren in Arbeitskleidung, manche mit Teer besudelt, ich hatte sie nicht erst sich waschen lassen, und ich selbst, der ich überhaupt den mit goldenen Streifen besetzten Affenrock haßte, mich seiner sogar schämte, trug ein der Hitze entsprechendes Kostüm, nämlich eine weiße Arbeitshose und ein baumwollenes Hemd, und da wir eben Deckwaschen gehabt hatten, wobei ich ein bißchen mit geholfen, langschäftige, bis an den Leib reichende Wasserstiefel, und die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgekrempelt – und dabei blieb es.

War das vielleicht etwas berechnende Eitelkeit? Gut, mag es sein! Jedenfalls fühlte ich mich so am behaglichsten.

Die Dampfermatrosen entwickelten beim Rudern und Beilegen gerade keine große Schneidigkeit, und dann stiegen die beiden Herren das Fallreep herauf.

»Mmmmmister Taylor Mmmmmmmmbarnum – Kakakakapitän Richard Janesen,« stellte M. Fairfax, dessen schiefe Nase heute ihren unglücklichen Tag zu haben schien, vor.

Na, da war er! Richtig, so hatte ich ihn mir auch vorgestellt! Ein kleiner, untersetzter Mann mit starker Anlage zum Bierbauch – das gehörte ja nicht gerade zu dem Bilde, das ich mir von dem König des Humbugs gemacht – aber der Kopf war ganz der erwartete. Ein bartloses, fleischiges Schauspielergesicht, in dem sich wahnsinniges Genie mit kühler Energie und spöttischer Ueberlegenheit paarte, und dieses Gemisch eingerahmt von einer wilden Fülle kurzer Locken.

Hatte ich nicht vorhin von Goethe gesprochen? Jawohl, das war ein sogenannter Goethekopf.

Und warum soll man denn nicht solch einen Mann wie Barnum mit einem Dichter vergleichen? Der eine begeistert das Publikum durch seine auf der Bühne zu Fleisch und Blut gewordenen Phantasiegestalten, der andere versetzt es durch Zwerge und andere Mißgeburten in Entzücken. Der eine macht Gedichte, der andere macht künstliche Hühnereier und dergleichen.

Ja, unter Umständen steht solch ein Mann wie Barnum noch weit über dem produktivsten Dichter.

Ich hatte einmal Gelegenheit, einem Verleger einen Manuskriptband Gedichte anzubieten – – nicht meine, ich bin nicht so verbrecherisch veranlagt. Aber ich hatte sie gelesen, und ich tat mein möglichstes, den Verleger auf ihren Wert hinzuweisen, damit er sie drucken ließ, denn der Autor wollte sie nicht auf seine Kosten herausgeben, was für viele ein beschämendes Gefühl hat.

Es war ein Verleger aus Sachsen, auch einer mit einem Bierbauche, und nachdem ich von der edlen Dichtkunst im allgemeinen und für meinen Freund im besonderen gesprochen hatte, ihn als einen gottbenedigten Dichter preisend, sagte dieser Herr aus Sachsen, die ersten Worte mit entsprechender Verachtung:

»Gedichte – – – Gedichte – – – ich gann ooch Gedichte machen – – – da is weiter nischt dabei . . . awwer se hinterher ooch vergoofen, das is de Gunst.«

Der Mann hatte recht, die Hauptsache bleibt immer 's Vergoofen.

»Herr Kapitän, Sie sehen vor sich Ihren größten Bewunderer.«

Er sprach noch mehr. Er sprach wie ein Buch – nein, wie ein Mann, der nicht nur Bücher machen, sondern sie hinterher ooch vergoofen kann.

Dann saßen wir in der Kajüte und tranken Champagner zusammen mit den anderen fünf Sportsmen, und Karlemann durfte natürlich nicht fehlen.

Er stierte den König des Humbugs immer mit einem eigentümlich wilden Blicke an, nicht merkend, daß seine Nase vier Knoten

lief, bis ihm Lord Seymour mit väterlicher Güte sein rotes Taschentuch anbot.

Karlemann nahm es, wischte sich die Nase, dann sagte er »ft!« und spuckte seinen aufgespeicherten Tabakssaft ganz dicht am Kopfe des ungekrönten Königs vorbei, in den dahinter befindlichen Wandspiegel hinein, gerade dorthin, wo der Spiegel zeigte, daß das Lockenhaupt in der Mitte sich schon ganz bedenklich zu lichten begann.

Ich wußte, woher dieser stille Haß Karlemanns kam. Konkurrenzneid!

Es waren noch viele Komplimente zu wechseln, ehe wir zur Sache kamen.

»Wieviele Passagiere haben Sie denn an Bord?« fragte ich.

»Zweihundertunddreiundfünfzig. Bitte, hier ist die Liste.«

Und Barnum zog aus der Brusttasche ein Futteral, aus diesem eine Papierrolle, stand auf, ließ sie aufrollen, und da sein Stehen bei weitem nicht genügte, die ganze Rolle zum Entfalten zu bringen, stellte er sich erst auf den Stuhl, dann kletterte er auf den Tisch, und da die mit Namen beschriebene Rolle noch immer kein Ende nehmen wollte, kletterte der dicke Mann wieder herab und zog den ganzen Papierstreifen drei- oder viermal durch die Kajüte.

»Warum haben Sie denn die Namen nicht in ein Buch geschrieben?« fragte Brown.

»Weil die Liste so übersichtlicher ist.«

Das war durchaus nicht der Fall, ganz im Gegenteil. Aber ich wußte schon den Grund. Eben alles Reklame, auf den Trick kommt es an, das Publikum muß überrascht, frappiert werden. Hier bei uns hatte das ja gar keinen Zweck, aber solche Sensationsmacherei und Effekthascherei war diesem Manne schon in Fleisch und Blut übergegangen, und um die Rollenliste seiner Passagiere möglichst lang zu machen, hatte er zwischen den einzelnen Namen große Abstände gelassen.

»Darf ich Ihnen die Namen vorlesen?«

»Es ist wirklich nicht nötig,« wehrte ich lächelnd ab.

Ich blickte einmal darauf – die Reihe eröffnete tatsächlich der Herzog von Canderbury, dann kam die Herzogin von Lammermore, dann Fürst Rossadelsky, dann die Prinzess Lacroix . . .

»Ich habe die Namen nach dem Range geordnet, und nach reiflicher Ueberlegung habe ich eine englische Herzogin vor einer französischen Prinzessin rangieren lassen. Herr Kapitän haben doch nichts dagegen?«

»O, bitte sehr,« mußte ich wiederum lächeln. »Und wer ist der letzte?«

Barnum zog den Schwanz der Papierschlange zu sich heran.

»Soweit ich die Vermögensverhältnisse der Herren und Damen nicht kannte, habe ich sie nach den Namen alphabetisch geordnet, abgesehen davon, daß der Adel vorangeht, wenn ich auch einen Millionär vor solch einem zerlumpten spanischen Hidalgo gehen lasse. Hier ist der letzte: Xaver Zsarlonitz aus Konstantinopel, ein junger Armenier, der das Erbe seines Vaters schnellstens durchzubringen sucht.«

»Aus Konstantinopel?«

»Jawohl, aus Konstantinopel.«

»Er hielt sich wohl gerade in New-York auf?«

»Nein, er ist direkt aus Konstantinopel nach New-York gereist, als ich die Ankündigung in allen Zeitungen Amerikas und Europas veröffentlichen ließ, daß Gelegenheit sei, den berühmten Kapitän Richard Jansen persönlich kennen zu lernen. O, was meinen Sie wohl, von woher da die Herren und Damen überall gekommen sind? Hier ist ein Herr aus Pernambuko in Brasilien, hier eine Dame aus Tomsk in Sibirien. Sie hatten ja die Güte, mir noch sechs Wochen Frist zu geben, oder, die Fahrt nach hier abgerechnet, doch noch fünf Wochen, und in dieser Zeit kommt man heutzutage schon aus dem Herzen Sibiriens bis nach New-York. Diese Rusin ist acht Tage mit Pferde-Express gefahren, ehe sie die nächste Eisenbahnstation erreichte, acht weitere Tage auf der Eisenbahn

nach Hamburg; vierzehn Tage später war sie in New-York, hatte dann bis zu unserer Abfahrt immer noch einige Tage Zeit.«

Gott im Himmel noch einmal, was für ein berühmtes Tier war ich doch geworden!

»Aber diese Leute müssen doch erst benachrichtigt worden sein!«

»Gewiß doch! Ich habe eben in allen Zeitungen annonciert.«

»Aber die Annonce muß doch erst hingeschickt werden?«

»Sicher!«

»Bis nach Sibirien?«

»Bis nach der russischen Zeitung, welche dort gelesen wird.«

»Ja, der Brief, welcher diese Annonce enthielt, hatte aber doch erst die lange Hinreise zu machen.«

»Kein Brief, wurde alles telegraphisch gemacht. Die telegraphische Verbindung auf der Erde ist ja weit besser als die durch Eisenbahnen. Spaltenlange Annoncen telegraphiert.«

»Das muß aber schreckliches Geld gekostet haben.«

»Was tut's? Kommt alles wieder ein. Danach sind die Preise berechnet.«

»Ja, wie steht's nun eigentlich mit dem ...« mischte sich da Karlemann ein, statt des Unvollendeten mit den Fingern die Geste des Geldzählens machend.

Ich hatte schon beobachtet, wie Barnum meinen kleinen Freund wiederholt scharf gemustert hatte. Er mochte von diesem deutschen Zigeunerknaben schon gehört haben, ganz bestimmt von dessen Zirkusschiff. Jetzt aber blieb der Geschäftsmann bei der nächstliegenden Sache, diesmal brachte er aus der Brusttasche keine Papierrolle, sondern ein dickleibiges Notizbuch zum Vorschein, dessen etliche hundert Seiten mit Schrift und Zahlen von mikroskopischer Kleinheit bedeckt waren.

»Das ist nur ein kleiner Auszug aus dem Hauptbuche, aber schon genügend, um unseren Gewinn erkennen zu lassen. Bitte, wollen Sie prüfen.«

Nur ein kleiner Auszug! Mir ward schon jetzt grün und gelb vor den Augen.

»Was haben denn nun die Passagiere für dieses Vergnügen zu zahlen?« mußte sich Karlemann wieder einmischen.

»Das ist ganz verschieden, von zehntausend Dollar an bis zu zweihundert. Ich habe die verfügbaren Plätze auf dem Dampfer verauktioniert, und was nun meine Unkosten anbetrifft, so ersehen Sie alles aus diesem Konto.«

Auch Karlemann machte ein wahrhaft verzweifertes Gesicht, als er in dem dickleibigen Notizbuche blätterte. Für den war Buchführung erst recht etwas nicht Existierendes.

»Na, was haben Sie denn nun an der ganzen Geschichte verdient, wenn Sie auch schon die Rückbeförderung der Passagiere berechnen?«

»Rund 20 000 Dollar.«

»Was, mehr nicht? Sie wollen uns doch nicht etwa weismachen, daß Sie mit einem Verdienst von 10 000 Dollar, der auf Ihren Teil kommt, da die andere Hälfte uns gehört, zufrieden sind?«

Außer in den Worten hatte die Beleidigung auch schon im Tone gelegen, mit dem Karlemann dies gesagt. Da aber der amerikani-sche Geschäftsmann ganz ungerührt blieb, wollte ich Karlemann noch weiter handeln lassen, ehe ich mich ins Mittel legte.

»Faktisch nicht mehr! Sehen Sie sich doch meine Unkosten an. Nun ist die Hauptsache aber die, daß der eigentliche Verdienst doch jetzt erst kommen soll.«

»Wieso erst jetzt?«

»Nun, indem sich der Herr Kapitän von den einzelnen Passa-gieren interviewen und photographieren läßt.«

»Sie meinen, daß ich mir das bezahlen lasse?« nahm jetzt wieder ich das Wort.

»Selbstverständlich!«

»O nein, das geht ganz gegen meinen Charakter.«

»Aber geehrter Herr Kapitän, das ist doch die Hauptsache vom ganzen Geschäft, da soll doch erst unser Verdienst anfangen!«

»Nehmen Sie Geld dafür, ich kann mich für so etwas nicht bezahlen lassen.«

»Aber warum denn nicht?! Sie können das Geld ja zu wohltätigen Zwecken verwenden.«

Barnum sprach noch weiter, und es gelang ihm, meinen Widerstand zu brechen. Es war dies sogar ein Beweis der großen Ehrlichkeit dieses Mannes. Denn da ich mich schon bereit erklärt hatte, mich interviewen und photographieren zu lassen, aber kein Geld dafür anzunehmen, so hätte Barnum ja alles allein in die Tasche stecken können, was er jedoch eben zurückwies, er wollte mit mir teilen.

»So überlassen Sie also mir, die einzelnen Preise zu bestimmen?«

»Gut, machen Sie das alles!«

»Dann können wir ja gleich anfangen.«

»Well, lassen Sie die ›Sultana‹ hier beilegen.«

»Nein, das geht nicht. Jeder Passagier muß einzeln im Boote herübergerudert und dann wieder zurückgebracht werden.«

»Wozu denn das?!«

»Da bin ich Ihnen erst die Erklärung schuldig, daß ich in einem Punkte mein Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe, nicht ganz halten kann. In der öffentlichen Aufforderung hatte ich gesagt, daß ich wegen Ihrer Sicherheit von den Passagieren Garantie fordern würde. Denn auf Ihre lebendige Ergreifung steht eine Prämie von 40 000 Pfund Sterling, auf Ihren Tod, sagen wir gleich auf Ihre Ermordung, eine Prämie von 60 000 Pfund ... «

»Von 60 000? Ich dachte, es seien nur 50 000.«

»Diese Prämie ist wieder um 10 000 Pfund erhöht worden.«

»Von wem?«

»Es ist in England deshalb abermals eine Sammlung veranstaltet worden.«

»So so. Nun, fahren Sie fort in dem, was Sie vorhin sagen wollten.«

»Es war mir nicht möglich, eine Garantie zu fordern. Das hätte dann doch mehr sein müssen als 60 000 Pfund, und das ist doch nicht gut angängig. Ich habe es also so angeordnet, daß die Passagiere einzeln herübergerudert werden, jeder Herr oder Dame darf Sie nur allein in der Kajüte sprechen.«

»Ja, aber wozu nur diese Separierung?« fragte ich in tatsächlicher Unwissenheit.

»Nun, sollte jemand doch ein Attentat geplant haben, um sich durch Ihre Ermordung die Prämie zu verdienen – na, dann dürfte es ihn wohl sein eigenes Leben kosten, also hätte solch ein Attentat doch gar keinen Zweck.«

»Ach, Sie glauben wohl gar, ich fürchte mich vor einem Attentat?« lachte ich belustigt. »Nein, lassen Sie Ihr Schiff mal ruhig anlegen und die Herrschaften herüberspazieren.«

Ich selbst hatte wirklich noch gar nicht daran gedacht, daß solch ein Massenbesuch für mich gefährlich werden könnte, nur Mahlsdorf hatte einmal davon beginnen wollen, war aber von mir gleich abgewiesen worden.

»Und dennoch bitte ich Sie, die Besucher einzeln empfangen zu wollen.«

»Haben Sie denn solche rabiate Subjekte mitgebracht, denen so etwas zuzutrauen ist?«

»Das nicht, ich habe unter der großen Masse von Bewerbern eine gar sorgfältige Auswahl getroffen, habe gar manchen Herrn zurückgewiesen, nur zum Schaden – aber er war mir als Rowdy bekannt. Der Einzelempfang liegt doch in der Natur der Sache, wegen des Photographierens und so weiter.«

»Nun gut. Ihr Schiff kann ja dennoch herankommen, und was für einen Preis soll ich nun fordern, wenn man mich photographieren will?«

Barnum griff wieder zur Musterrolle

»Sie sehen hier doch hinter jedem Namen zwei Zahlen verzeichnet.«

»Die sehe ich.«

»Die erste bezeichnet die Summe in Dollar, die Sie für jede Photographie verlangen . . . «

»Was? 10 000 Dollar für eine Photographie?!« rief ich erstaunt.

»Weshalb nicht? Diese Zahl steht doch hinter dem Herzog von Canderbury, und der hat es, das kann der mit einer Hand zahlen. Ich habe mir natürlich meine Leute angesehen, hier der Graf von Mognili braucht, obgleich auch noch ein vielfacher Millionär, bloß 3000 Dollar zu zahlen, dann gibt es bloß noch hunderte, bei den letzten hatte ich gemeint, uns nur noch mit fünfzig Dollar begnügen zu müssen, sonst könnte doch einmal einer abspringen.«

»Haben Sie denn das den Leuten nicht schon vorher gesagt?«

»O nein.«

»Weshalb nicht?«

»Anfangs hätten sie sich vor solchen Ausgaben doch sträuben können. Sie hätten es vielleicht für närrisch gefunden, hätten gefürchtet, ausgelacht zu werden. Sind sie aber erst einmal an Ort und Stelle, dann zahlen sie alles.«

Ich blickte den Sprecher an. Ja, dieser Mann verstand sein Geschäft. Uebrigens ja ein ganz bekannter Trick aller Schausteller. Eintritt einen Groschen – und wenn man drin ist und mit einigem Wenigen abgespeist ist, so kommt die Schauer- und Schreckenkammer, Eintritt zwei Groschen – und dann vielleicht noch ein besonderes Kabinett, vor dem etwa eine dekolletierte Dame steht, Eintritt nur für Herren, fünf Groschen.

»Und was soll hier die zweite Zahl hinter dem Herzog, die 15 000?«

»15 000 Dollar, wenn er Sie während des Photographierens umarmen will, oder auch nur Arm in Arm, überhaupt in einer vertraulichen Stellung, als wäre er Ihr Freund.«

Ich mußte herzlich lachen.

»Und die Herzogin von Lammermore braucht nur 3000 Dollar zu zahlen?«

»Ja, die kann sich mit dem Herzog von Canderbury nicht messen.«

»Dahinter steht aber doch sogar eine 20 000.«

»20 000 Dollar, wenn sie Sie küssen will.«

»Wenn die Photographie darstellen soll, wie ich sie küsse?« lachte ich.

»Ob photographiert oder nicht, jeder Kuß kostet bei der 20 000 Dollar.«

»Ist sie denn wenigstens hübsch?

»Geschmackssache!« meinte Barnum achselzuckend. »Sie gehen doch hoffentlich darauf ein?«

»Meinetwegen, weil es für die Armen sein soll.«

»Aber halbpant!«

»Jawohl, wie ausgemacht!« mußte ich immer wieder lachen. Wollte der an meinen Küssen verdienen!

Dann hatten wir noch einiges zu besprechen, wie die einzelnen Zusammenkünfte arrangiert werden sollten und anderes mehr, worauf sich Barnum zurückrudern ließ.

Die ›Sultana‹ kam heran und wurde, wie verabredet, in einem Abstand von etwa fünf Metern mit der ›Sturmbräut‹ durch mehrere Balken und Reserverahen zu einem festen Ganzen verbunden.

Denn dicht Bord an Bord zu legen, das hatte auch ich nicht für gut befunden. Da hätte doch kein Verbot, kein Zurückhalten etwas genutzt, diese neugierigen, sensationslüsternen Herren und Damen hätten meine ›Sturmbräut‹ überschwemmt, alles durchstößt, und daran war mir denn doch nichts gelegen.

So wurde durch ein Brett nur eine schmale Brücke hergestellt, diese war leicht zu bewachen, während die fünf Meter ohne Gefahr für sein Leben niemand zu überspringen wagen durfte.

Der erste, welcher herübermarschierte und zu mir in die Kajüte kam, brachte einen großen Kasten und ein Gestell mit. Es war

der Photograph, dem noch viele andere Kästen mit Platten nachgebracht wurden.

Damals war die Kunst des Photographierens noch etwas anderes als heute, da gab es noch keine Taschenapparate, und einen Photographen konnte man sich nicht anders vorstellen, als mit schwarzen Händen, nämlich dauernd geschwärzt durch Höllenstein, salpetersaures Silber. Ein anderes Mittel, um die Platten lichtempfindlich zu machen, gab es damals nicht.

Hierauf erschien Mr. Barnum in Begleitung eines älteren Herren, der nur als Seine Herrlichkeit der Herzog von Canderbury vorgestellt wurde.

Der Engländer fragte nicht viel mehr als nur, was es koste, wenn ich mich mit ihm zusammen photographieren lasse.

»Zehntausend Dollar.«

Es war mir schwer gefallen, dies zu sagen, ich schämte mich fast – aber das war sofort vorbei, als ich sah, was für große Augen der Herzog da machte.

»Zehntausend Dollar? Sie sind wohl . . . «

»Was soll ich sein?« fragte ich in entsprechender Weise. »Ist Ihnen das zuviel? Bitte, dort ist die Tür.«

Das genügte, der Widerstand war gebrochen, und der edle Herzog nahm es auch durchaus nicht übel, sondern zog sein Scheckbuch.

»Auf wessen Namen?«

»Auf Mister Taylor P. Barnum.«

Wir kamen zusammen auf eine Platte, und zwar wünschte der Herzog richtig, daß ich meinen Arm in den seinen legte, und ich tat es, ohne auf Barnums heimliche, aber erregte Zeichen zu achten, daß ich für solch eine intime Stellung eigentlich 5000 Dollar mehr zu fordern hätte.

Als dies geschehen war, wurde der Herzog von einem Matrosen in Empfang genommen, der ihn durch das ganze Schiff zu führen

hatte, während Barnum schon den zweiten Besuch hereinbrachte, die Herzogin von Lammermore.

Aber der Leser braucht keine Angst zu haben, daß ich ihm so alle zweihundertdreiundfünfzig Passagiere vorführen werde, die Barnum mitgebracht hatte.

Als ich mich dieser Zahl erinnerte, begann es mir selbst zu grauen. Aber es sollte alles ganz anders kommen.

So will ich auch gar nicht erst die nachfolgenden fünf Personen beschreiben. Ich ließ mich photographieren, ganz wie gewünscht wurde, meinetwegen hätte ich auch den Kopf zwischen die Beine gesteckt, ließ mich küssen, ganz egal, wie die Betreffende aussah, und wenn sie auch so eine Karpfenschnauze hatte wie die brasilianische Minenbesitzerin, und Barnum steckte immer die Schecks ein.

Nach der Brasilianerin kam Nummer sieben.

»Signor Mognili, Graf von Vidacoste,« stellte Barnum vor.

Ich sah einen schwarzbärtigen Herrn, sah zwei schwarze Augen, die plötzlich wie glühende Kohlen aufleuchteten, sah, wie der Kerl mit einer blitzschnellen Bewegung einen Revolver aus der Tasche riß, sah einen Feuerstrom . . .

Mehr sah ich nicht, hörte nicht einmal den Knall, fühlte nur einen heftigen Schlag gegen die Herzgegend, im Herzen selbst einen stechenden Schmerz – ich brach zusammen.

EIN ENDE MIT SCHRECKEN.

Als ich erwachte, fühlte ich mich nach Borneo zurückversetzt, glaubte, soeben von Jokonda aus dem Sarge befreit worden zu sein, in dem man mich zu Tode hatte kitzeln wollen, und wo ich dann angesichts meines Schiffes ohnmächtig geworden war.

Denn wiederum sah ich mich in meiner Koje liegen und neben mir Tischkoff sitzen, aus einem Fläschchen etwas in einen Löffel tröpfelnd.

»Ist Jokonda gerettet?« flüsterte ich.

Tischkoff sah mich prüfend an.

»Was sagen Sie da? Können Sie sich nicht erinnern, was mit Ihnen geschehen ist?«

»Ach so, ja – ich dachte, ich wäre in Borneo – nein, der Kerl hat auf mich geschossen.«

»Sie können sich auf alles besinnen?«

»Ich bin ganz klar im Kopfe, Signor Mognili, Graf von Vidacoste. Ich dachte, er hätte mich ins Herz geschossen – wenn man im Augenblick des Todes überhaupt noch etwas denken kann.«

»O ja, das kann man recht gut. Und die Kugel wäre Ihnen auch durchs Herz gegangen, wäre sie nicht gerade auf die große, metallene Verschußplatte Ihrer Brieftasche aufgeschlagen, die Sie in der Innenseite Ihres Hemdes trugen.«

Seit mir Doktor Selo die Brieftasche entwendet, dadurch begünstigt, daß ich sie einfach in der ausgezogenen Jacke hatte stecken lassen, hatte ich mir in alle meine Hemden Taschen machen lassen, da konnte so etwas nicht wieder vorkommen.

Das hatte mir das Leben gerettet.

»Sie waren trotzdem dem Tode sehr nahe. Sie hatten eine hartnäckige Herzlähmung.«

»Hier riecht es recht nach gutem Kognak,« schnüffelte ich zunächst.

»Ja, wir haben Sie stundenlang mit Branntwein gerieben, frottiert und massiert, bis der Herzschlag mit voller Stärke zurückkehrte, worauf Sie in einen erquickenden Schlaf fielen.«

»Warum hat der Kerl eigentlich auf mich geschossen?«

»Eine Tat des Wahnsinns. Denn ist er wirklich der schwer begüterte Graf von Vidacoste, so kann ihm gar nicht viel an der Million gelegen sein. Hingegen ist dieser italienische Edelmann wegen seiner prahlerischen Eitelkeit bekannt, er hat sich durch Ihre Ermordung einen Namen machen wollen.«

»Was sagt er denn selbst über seine Tat?«

»Der konnte gar nichts mehr sagen.«

»Was?«

»Der war auf der Stelle tot.«

»Selbstmord? Oder er ist doch nicht etwa ... gelyncht worden?«

»Sie könnten diesen Schuft wohl auch gar noch bedauern?«

»Es wäre mir wenigstens höchst unangenehm, wenn meine Jungen etwa Lynchjustiz ausgeübt hätten.«

»Nein, das haben Sie gleich selbst besorgt, und das gründlich.«

»Ich?«

»Sie sind doch auf ihn zugestürzt und haben ihm mit der Faust eins auf den Kopf versetzt, daß er gleich mit zerschmettertem Schädel niederstürzte.«

»Ich?!« konnte ich nur nochmals wiederholen, denn dessen vermochte ich mich absolut nicht zu entsinnen.

Hatte ich es aber getan, dann empfand ich auch keine Gewissensbisse darüber.

»Was sagt denn nun Barnum dazu?«

»Ja, was sollte der dazu sagen? Da halfen keine Entschuldigungen. Er ist sofort abgefahren.«

»Abgefahren?«

»Gewiß. Unter Ihren Leuten brach eine kleine Art Meuterei aus. Aber im besten Sinne gerechtfertigt. Schon beim siebenten Besuch war ein Mordanschlag geschehen, die Matrosen wollten das Leben ihres Kapitäns, ohne den sie nichts mehr sind, nichts mehr auf dieser Erde zu suchen haben, nicht fernerhin aufs Spiel setzen. Es wären ja noch zweihundertfünzig solcher Besuche zu erledigen gewesen. Mahlsdorf trat im Namen aller ganz energisch auf. Und was sollte Barnum tun? Der war ja selbst ganz kleinlaut geworden. So wurde die Verbindung zwischen den Schiffen gelöst. Mahlsdorf hat wohl ganz recht gehandelt, wenn er sagte, Barnum solle das ganze Geld, welches er bisher verdient habe, allein behalten.«

»Natürlich, natürlich!«

»Barnum schied mit dem Versprechen, Ihnen die Hälfte dennoch zukommen zu lassen.«

»*Nevermind*, sprechen wir doch gar nicht von diesem Gelde!«

»Lord Seymour und die anderen vier Gentlemen haben sich an Bord der ›Sultana‹ begeben.«

»Weshalb?«

»Sie wollen nach New-York, um sich neue Jachten zu kaufen.«

»Gut, daß ich deren Gesellschaft endlich los bin, sie wurde mir schon langweilig. Was sagten denn aber die anderen Passagiere?«

»Na, Kapitän, ich denke, wie die die Sache auffassen, das kann Ihnen ebenfalls gleichgültig sein.«

Da fuhr ich empor. Erst jetzt fiel mir das Zittern der Schiffsplanken auf.

»Wir dampfen doch!«

»Schon seit acht Stunden, wir befinden uns bereits in der Fucusbank. Ja, Kapitän, nun etwas anderes, der Hauptgrund, weshalb wir die ›Sultana‹ sofort verlassen mußten. Sind Sie fähig, eine Nachricht zu vernehmen, die Sie mehr aufregen wird?«

Es war dies nur eine Vorbereitung gewesen, denn Tischkoff war sonst nicht der Mann, der unnütze Worte verschwendete.

»Sprechen Sie!«

»Wir haben ja nicht täglich Möwen nach der Fucusinsel abgeschickt. Die letzte vor vier Tagen, wir erhielten prompt die Antwort, daß dort alles gut stände. Als nun die ersten Besuche von der ›Sultana‹ herüberkamen, fiel es Karlemann ein, dem diese ganze Geschichte ein Dorn im Auge zu sein schien, sich mit seinen Möwen zu beschäftigen, eine nach der Insel zu entsenden. Nur mit einem Gruße. Die Möwe blieb recht lange aus. Nach seiner Berechnung hätte sie schon in drei Stunden zurück sein können, und sie kam erst in vier Stunden wieder, und zwar . . . mit demselben Zettel, er war ihr gar nicht abgenommen worden. Karlemann klopfte mich sofort heraus, wir schickten gleich mehrere Möwen

mit Anfragen ab – es kehrten nicht einmal alle zurück, und diejenigen, welche wiederkamen, hatten noch denselben Zettel, er war ihnen nicht abgenommen worden. Ja, Kapitän, dort auf der Insel ist etwas nicht in Ordnung, wir müssen sogar das Schlimmste fürchten. – Kapitän, was ist Ihnen?!« setzte Tischkoff erschrocken hinzu.

Ja, mit mir ging etwas ganz Merkwürdiges vor sich.

Ich fühlte plötzlich meinen Herzschlag aussetzen, alles in mir wurde eiskalt, ich wollte sprechen, aber vermochte es nicht, ich war bewußtlos, und dennoch hörte ich Tischkoff ganz deutlich sprechen.

Ich habe von den Empfindungen Scheintoter gelesen. Dieselben hatte ich. Ja, ich war tot – und dennoch lebte ich – aber die Ewigkeit war an mich herangetreten ... anders kann ich es gar nicht beschreiben.

Ich habe schon früher häufig erwähnt, daß ich manchmal in einen eigentümlichen Zustand verfallte, und das von klein auf. Besonders wenn einmal eine große Gefahr an mich herantritt, oder wenn ich furchtbar gereizt werde.

Während da innerlich bei mir plötzlich alles kocht, werde ich äußerlich ganz ruhig, ich handle blitzschnell scheinbar mit kaltblütigster Ueberlegung, indem ich stets das Richtige treffe, genau den Handgriff ausführe, der am nötigsten ist, während ich in Wirklichkeit absolut nicht weiß, was ich tue.

Dieser Zustand hier war wiederum ein ganz anderer. Er mochte noch eine Folge der eben erst überstandenen Herzlähmung sein. Immerhin, es war ein anormaler Zustand, ich muß für Zustände dieser Art doch veranlagt sein.

Uebrigens war er ganz plötzlich wieder vorüber, ich konnte wieder sprechen.

»Was mag da geschehen sein?« fragte ich ganz ruhig, während sich mein Herz dabei schmerzhaft zusammenschnürte.

»Die Möwen könnten es erzählen – wir müssen uns noch vier Tage gedulden.«

»Ja, gedulden,« wiederholte ich, und dann brach ich in ein schreckliches Lachen aus.

Und mit diesem letzten Worte und mit diesem Lachen müssen wir Jansens persönliche Erzählung schließen, denn hiermit schließt auch sein eigenes Tagebuch.

Wohl hat er dann noch genug geschrieben, aber nur noch philosophische Reflexionen über die Nichtigkeit dieses Daseins.

Ueber seine eigenen Erlebnisse hat er dann selbst nicht mehr berichtet, konnte es gar nicht.

Nicht, daß er ständig in einem traumhaften Zustande gehandelt hätte, aber jedenfalls war sein ganzes Leben durch eine seelische Verschiebung in eine andere Phase eingetreten. Mag die vorübergehende Herzlähmung daran schuld gewesen sein, oder das, was er erst später auf der Fucusinsel erleben sollte.

Er hätte übrigens sein Tagebuch gar nicht weiter fortführen können. Denn anscheinend blieb er äußerlich noch ganz derselbe, Abenteuer und Gefahren suchend, lebenslustig, humorvoll, vielleicht mehr als zuvor, aber das entsprang jetzt alles einer anderen Quelle.

In der Hinterlassenschaft des alten Leuchtturmwächters wurden ja noch viele andere Manuskripte vorgefunden, von anderer Hand stammend, wahrscheinlich hat auch der Maler Harry van Zyl viel mit dazu beigetragen, und diesen Aufzeichnungen wollen wir von jetzt an folgen.

Es war Mitternacht, als Jansen an Deck kam. Seit vier Stunden schon durchschnitt die ›Sturmbraut‹ mit der Messervorrichtung

den grünen Fucus, und sie würde das noch fünf weitere Tage zu tun nötig haben, ehe man die Insel in Sicht bekommen konnte; denn diesmal drang man von Norden her in die Fucusbank ein, und das war ein viel weiterer Weg als von Osten oder Westen.

Trotzdem brauchten die Möwen zu diesem Wege nur andert-halb Stunden, wobei allerdings zu bedenken ist, daß die ›Sturm-braut‹ durchaus nicht ihre ganze Schnelligkeit entwickeln konnte. Wohl dampfte sie mit voller Kraft, aber der zähe Seetang war doch äußerst hinderlich, zumal die Schraube ihn erst immer zerreißen mußte, und die Wirkung des ständig herrschenden Gegenwindes empfand man hier doppelt. So machte die ›Sturmbraut‹ in der Stunde kaum sechs Knoten.

Die Offiziere gingen auf der Kommandobrücke abwechselnd Wache, Jansen selbst schritt zwischen Fock- und Kreuzmast hin und her, und das vier Tage und Nächte lang, seinen Spaziergang kaum einmal unterbrechend, jedenfalls sich niemals setzend, von Schlaf gar nicht zu sprechen.

Kann denn ein Mensch vier Tage und vier Nächte ohne Schlaf aushalten?

Ha, man lasse sich von einem alten Soldaten erzählen, der Feld-züge mitgemacht hat, besonders bei Belagerungen, wenn alle Ner-ven ständig angespannt sein müssen, um den stürmenden Feind rechtzeitig zu bemerken, da kommen noch ganz andere Perioden ohne Schlaf vor – man denke nur an die Belagerung von Port Ar-thur, da sind ganze Regimenter wochenlang ohne Schlaf gewesen – und jeder Seemann kann von solchen schlaflosen Perioden vieler Tage erzählen.

Die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ fand also gar nichts Besonde-res dabei, daß ihr Kapitän so rastlos auf und ab wanderte, wie er das aushalten konnte. Sie alle litten ja selbst unter der fürchterli-chen Ungewißheit über das Schicksal der auf der Insel Zurückge-bliebener.

Diese Ungewißheit oder vielmehr diese Qual ward auch noch dadurch immer frisch gehalten oder sogar verstärkt, daß man ab und zu eine Möwe abschickte, und kehrte sie überhaupt wieder zurück, so brachte sie keine Antwort, sondern denselben Zettel mit.

Etwas anderes war es, was die Matrosen nicht begreifen konnten, weshalb sie für ihren Kapitän fürchteten.

Jansen hat ja selbst oft genug gesagt, wie er wohl alle Strapazen mit Leichtigkeit aushalten konnte, Hitze und Kälte und Nachtwachen – nur den Hunger nicht. Es ist ja auch ganz leicht erklärlich, daß die stärksten Körper am leichtesten zusammenklappen, wenn ihnen nicht die genügende Quantität Nahrung zugeführt wird, um die verbrauchte Kraft zu ersetzen.

Und nun nahm dieser Hüne vier Tage und vier Nächte keinen Bissen zu sich. Und merkwürdig war dabei, daß sich sein Aussehen durchaus nicht änderte, da war von einem Zusammenfallen oder hohlen Augen keine Rede, und sein Schritt blieb stark und doch elastisch wie in seiner besten Zeit.

Das machte: alle Tätigkeit hatte sich auf die Seele konzentriert, nur diese arbeitete, die Tätigkeit des Körpers kam dagegen gar nicht in Betracht, und der Geist, die Seele, braucht keine konsistente Nahrung.

Aber beängstigend war es doch, gerade in den Augen dieser Matrosen, die wohl schwerlich oft über die Existenz einer Seele nachgrübelten.

Es war am dritten Tage, als Bernhard, der Steward, ihm in den Weg trat.

»Herr Kapitän!«

»Was gibt's?«

»Das Mittagessen ist serviert.«

»Räume es wieder fort!« sagte Jansen ungeduldig und wollte an dem Steward vorbei.

Aber dieser vertrat ihm zum zweiten Male den Weg.

»Ich habe es schon dreimal abgeräumt, Frühstück und Abendbrot auch.«

Mit großen Augen stierte Jansen den Sprecher an, und ein immer wilderer Ausdruck prägte sich darin aus.

»Was willst du?!« stieß er dann mit heiserer Stimme hervor.

»Herr Kapitän, essen Sie doch, sonst ist man ja gar kein Mensch mehr.«

Der wilde Ausdruck verschwand, nur finster blieben die Augen.

»Mensch, wenn jetzt ein Offizier, Mahlsdorf oder Martin, mir so wie du den Weg vertreten hätte, um mir zum Essen zu raten – es wäre vielleicht sein Tod. Bin ich denn ein Kind? Räume ab!«

Und Jansen setzte seinen Weg ab, der brave Steward hatte nichts erreicht.

Ein neuer Morgen brach an, der des vierten Tages.

Als Mahlsdorf nach der Kommandobrücke schritt, um den zweiten Steuermann abzulösen, ward er vom Kapitän angehalten.

Jansen hatte mit einem Male ein ganz anderes Gesicht, ein heiteres, fast lachendes, aber . . . es lag auch etwas Verzerrtes darin.

»Mahlsdorf, kennt Ihr den Prediger Salomo?«

»Den in der Bibel? Ja, so etwas, aus der Schule.«

»Wie lautet der zwölfte Vers im dritten Kapitel?«

»Nee, so weit geht meine Kenntnis nun freilich nicht.«

»Er lautet: Darum merke ich, daß nichts Besseres ist, denn fröhlich sein und sich gütlich tun. – Und dasselbe spricht der weiseste aller Weisen, zugleich der Liebling Gottes, immer wieder aus: daß es in dieser Welt nichts Besseres gibt, als fröhlich in seiner Arbeit zu sein und sich sonst vergnüglich zu tun, gut zu essen und zu trinken; denn alles, alles andere sei eitel. Wer weiß, sagt er, dem sonst nichts verborgen war, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde? Mensch, genieße deine fröhlichen Stunden, solange du lebst, und kümmere dich nicht um das Spätere. Das sagt dieser gottweise König immer und immer wieder. So im vierundzwanzigsten Verse

des zweiten Kapitels, im siebzehnten Verse des fünften Kapitels, das ganze zwölfte Kapitel ist ein Lobgesang auf das, was man heute Materialismus nennt.«

Mahlsdorf blickte seinen bibelfesten Kapitän etwas unsicher an. Aber er freute sich, daß dieser ihn überhaupt wieder einmal ansprach, freute sich über sein heiteres Aussehen – die Verzerrung der Züge übersah er dabei.

»Ei, Kapitän, seid Ihr aber in der Bibel bewandert! Das hätte ich Euch doch gar nicht zugetraut.«

»Nicht?« lachte Jansen. »Ich habe doch Pastor werden sollen – hahahaha – ich Pastor – hahahaha – ich Pastor, ich Pastor, hahahaha – hahahaha!!«

Unter diesem Lachen ließ Jansen den Steuermann stehen, und dieser blickte ihm ganz verblüfft nach, sogar etwas ängstlich.

»Was für ein merkwürdiges Lachen! Das hat gar nicht natürlich geklungen.«

Die Hauptsache aber war, daß sich der Kapitän sofort ein ausgiebiges Frühstück bestellte.

Aber dann hatte es hiermit doch eine besondere Bewandtnis.

Als nach einer Viertelstunde die dampfenden und kalten Schüsseln auf dem Tische der Kajüte standen, sagte Jansen:

»Nein, trage es in meine Kabine. Ich will dann gleich schlafen gehen, ich bin hundemüde.«

Seit wann aß denn der Kapitän in seiner Schlafkabine?

Er kam erst in der Nacht wieder zum Vorschein, er hätte also fast zwanzig Stunden schlafen können, aber wenn der Steward an der Tür gelauscht, hatte er den Kapitän immer murmeln hören.

Als Bernhard dann die Kabine aufklarte – d. h. aufräumte – zeigte sich, daß der Kapitän wohl in der Koje gelegen hatte, aber wohl recht unruhig, alles war herausgerissen, die obere Decke gleich direkt zerfetzt. Und die sämtlichen Schüsseln waren wohl geleert, dann aber entdeckte Bernhardt an der Metalleinfassung

des Bollauges, daß der Kapitän die Speisen zum Fenster hinausgeschüttet hatte, der Fensterrand verriet die ganze Speisekarte, und Jansen hatte vergessen, Messer und Gabel wenigstens zu beflecken.

Er hatte einfach wiederum nichts gegessen, dagegen wohl die ganze Flasche Portwein geleert.

Wieder während der ganzen Nacht ein ununterbrochener Spaziergang an Deck, dazu nur eine Zigarre nach der anderen geraucht, und dann, als die Sonne aufging, stand er auf der Kommandobrücke.

»Da liegt sie!«

Ja, da lag sie, nämlich ihre Heimat, die Fucusinsel mit dem Berge.

Von dieser nördlichen Seite aus aber hätte man auf ihr niemals Leben erblicken können, selbst die Möwenstation war von hier aus verdeckt.

Die ganze Insel mußte umfahren werden, was wenigstens zwei Stunden in Anspruch nahm.

Die Erregung unter den Matrosen war natürlich eine ungeheure, nur dem Kapitän war nichts von einer solchen anzumerken, er stand wie eine eherne Statue auf der Brücke, nach der Insel blickend, auch das tiefbraune Gesicht wie aus Erz gegossen.

Aber da ereignete sich etwas, was doch einmal seinen inneren Zustand verriet.

Zum ersten Male während dieser Fahrt kam Tischkoff wieder an Deck, und bei seinem Anblick schrak Jansen förmlich zusammen, und dann war er mit dem Sprunge eines Panthers von der Kommandobrücke herab, stand dicht vor dem alten Herrn.

»Mann, Sie sind doch allwissend – wenigstens wissen Sie mehr als andere Menschen – Sie haben schon genug Proben von fast übernatürlichen Fähigkeiten gezeigt – ja, Sie sind unbedingt ein

Hellseher – – warum lassen Sie mich hier verzweifeln, warum sagen Sie nicht, was dort geschehen ist, warum sagen Sie es nicht, warum sagen Sie es nicht, warum sagen Sie es nicht . . . «

Die umstehenden Matrosen erschrakten furchtbar.

Schon von Anfang an war das Gebaren des Kapitäns furchterregend gewesen; mit heiserer Stimme hatte er die ersten Worte hervorgestoßen, und immer kreischender wurde seine Stimme, und jetzt packte er Tischkoff mit seiner riesigen Faust vorn an der Brust, um ihm die Antwort herauszuschütteln.

Da aber beobachtete man das Seltsame. Dieser Griff der herkulischen Faust hätte wahrscheinlich einen starken Eichbaum zum Wanken gebracht, wenn dieser nur irgendwie zu packen gewesen wäre – der schlanke, schwächliche Russe aber stand unberührt, als wäre er von Stein und in das Deck eingemauert.

Ruhig blickte er den so furchtbar Aufgebrachten an.

»Kapitän Jansen, fassen Sie sich. Sie tun mir unrecht. Bei Gott, ich weiß es nicht – sonst würde ich es Ihnen schon gesagt haben.«

Und da war die seltsame Aufwallung ebenso schnell wieder vorüber. Nur noch ein Blick von schrecklicher Wildheit in das faltige Gesicht, dann verwandelte sich dieser Blick, er wurde eher schwermütig, und Jansen zog seine Hand zurück, um sich damit über die Stirn zu fahren.

»Ach, mein Kopf! Verzeihen Sie mir, Mister Tischkoff – ich wußte gar nicht, was ich tat.«

Mit diesen Worten kehrte er auf die Kommandobrücke zurück und blieb da nach wie vor ganz ruhig stehen.

Die Leute aber hatten etwas gesehen, was sie an ihrem Kapitän noch nie beobachtet hatten.

»Gerade, als ob er wahnsinnig geworden wäre!« wurde scheu geflüstert.

Noch eine Drehung, und seitwärts vor ihnen lag die ›Indianarwa‹.

Ja, was war das? Weshalb wurden die Möwen nicht mit der Rückantwort abgesandt? An Deck des Riesendampfers bewegten sich doch Menschen, und wer konnte das anders sein als die zurückgebliebenen Matrosen?

So konnte man denken, wenn man nur seinen Augen trauen wollte.

Aber das Fernrohr erzählte alsbald etwas anderes.

»Englische Marine-Uniformen!! Und sie haben Geschütze aufgefahren!!«

Anders war es nicht. Die Zurückgebliebenen hatten gar keine Kanonen besessen, und dort standen zwei große Schiffsgeschütze, ganz abgesehen von den englischen Blaujacken.

»Mahlsdorf, Martin,« flüsterte Jansen mit blassen Lippen, »seht ihr nicht welche von unseren eigenen Leuten?«

»Nein, Herr Kapitän.«

»Keinen einzigen?«

»Nein.«

»Keines der Weiber?«

»Nein, nur fremde Matrosen, und zwar englische.«

»Dann ist's ein Faktum, dann leide ich doch nicht an Halluzinationen. Ein Glück, ein großes Glück!«

»Sie laden die Geschütze!!« erklang da der Ruf.

Die englischen Kriegsschiffsmatrosen, deren Schiff aber nicht zu erblicken war, hatten sich schon an den beiden Geschützen zu schaffen gemacht, exerzierten regelrecht – und da zwei Feuerströme mit nachfolgendem, donnernden Krachen – die eine Granate flog weit über die ›Sturmbraut‹ hinweg, die zweite tiefer zwischen Groß- und Kreuzmast hindurch.

»Recht so, recht so, das nenne ich einen warmen Empfang, hahahaha!« lachte Jansen. »Die sind wenigstens gleich ehrlich, das lobe ich mir. An die Geschütze!!«

Aber die ›Sturmbraut‹ sollte gar nicht dazu kommen, mit ihren Feuerschlünden zu sprechen.

Drüben waren die Geschütze nochmals geladen worden, das eine gab einen regelrechten Feuerstrom von sich, das andere war plötzlich von einem ganzen Feuermeere eingehüllt, ehe es durch Rauch unsichtbar wurde.

Außerdem gleichzeitig furchtbare Schreie, die man noch bis hierher vernahm.

»Da ist der Schuß hinten zum Verschlusskopf herausgefahren oder das ganze Rohr ist gesprungen,« lautete sofort das Urteil der Sachverständigen.

Als sich der Rauch verzogen hatte, sah man es auch sofort bestätigt. Nur das eine Geschütz war noch vorhanden, das andere war verschwunden, und ringsherum war das Deck mit liegenden Menschen bedeckt, andere hinkten, krochen davon, man vernahm noch immer ihr Schmerzgeheul. Was sonst noch lebte, stand vor Entsetzen gelähmt da.

»Feine Geschütze!« sagte Jansen trocken. »Doch merkwürdig, daß die Engländer immer solches Pech haben!«

Gleich darauf ward dort drüben eine weiße Flagge gezeigt.

»Die Dummköpfe, konnten die das nicht eher tun, mußten sie erst auf uns feuern? Das kann ihnen das Leben kosten.«

Die ›Sturmbräut‹ dampfte heran, bis sie an dem Riesenschiff anlegte, an ihrer gewöhnlichen Stelle.

Von weitem hatte man das Deck desselben übersehen können, in der Nähe war das nicht mehr möglich. Deshalb hatte Mahlsdorf einige Matrosen in die Takelage hinaufgeschickt.

»Wir müssen doch darauf gefaßt sein, daß die uns eine Falle bauen,« sagte er zu Jansen.

»Deshalb eben haben Sie einen Beobachtungsposten hinaufgeschickt, und daß Sie diese Vorsichtsmaßregel getroffen, habe ich bei meinem ersten Offizier ganz selbstverständlich gefunden, und im übrigen behalten Sie Ihre Bemerkungen für sich, wenn ich Sie nicht frage – wir sind jetzt im Kriege, die Gemütlichkeit hat ein Ende!« war Jansens harte Entgegnung.

Daß aber so etwas an Bord nicht übelgenommen wird, ist schon häufig genug erwähnt worden. Jeder Soldat kann ja schon im Manöver manchmal beobachten, wie da so ein patentes Offizierchen, dessen Empfindsamkeit in bezug auf Ehre sonst der einer Jungfer gleicht, von seinem nächsten Vorgesetzten hochgenommen wird, und es darf mit keiner Wimper zucken.

Jansen stieg als erster das Fallreep empor, nicht einmal einen Revolver in der Hand, aber ebenso selbstverständlich findend, daß ihm Mahlsdorf, der von der Freiwache war, mit der Hälfte der ganzen Mannschaft folgte, und diese war nun allerdings bis an die Zähne bewaffnet.

An Deck standen vierzehn englische Kriegsschiffsmatrosen aufgebaut, darunter auch zwei Maate, Unteroffiziere, die meisten mehr oder weniger blutend, ohne Waffen, vor der Front ein junger Offizier, den gesenkten Degen an der Spitze mit der Linken gefaßt, während der rechte Arm, aus dessen Schulter das Blut reichlich floß, schlaff herabhing.

Dann lagen noch neun Mann da, die Opfer der Geschützexplosion, tot, schrecklich verstümmelt, verbrannt, noch röchelnd. Sonst hatte sich alles, was sich noch auf den Füßen halten konnte, aufgestellt.

Wie bei einem Spaziergange promenierte Jansen gemächlich auf den Offizier zu, blieb mit eiserner Ruhe vor ihm stehen.

»Nun? Wer sind Sie denn?«

»Leutnant Raleigh, dritter Wachoffizier der ›Glory of Scotland‹.«

»Wie kommen Sie denn eigentlich hierher?«

Es lag etwas Fürchterliches in dieser Ruhe, ja, fast Gemütlichkeit, mit welcher Jansen seine Fragen stellte, angesichts dieser blutbefleckten Soldaten, angesichts der ganzen Situation, da man ja noch gar keine Gewißheit über das Vorgegangene hatte.

Diese atemberaubende Fürchterlichkeit empfanden wenigstens seine hinter ihm stehenden Leute, und das ist es ja eben, weshalb

wir Jansen gar nicht mehr sprechen lassen könnten, selbst wenn er dies beschrieben hätte. Aber ein Selbstbiograph kann so etwas, was seinen eigenen Gefühlen entspringt, gar nicht schildern, oder wie würde denn das klingen! Das geht einfach nicht. Es liegt ein tiefer Sinn dahinter, wenn der berühmte Philosoph Thomas Carlyle, der Scharfsinnigsten einer, sagt, daß auch die aufrichtigste Selbstbiographie ein frommer Selbstbetrug ist.

»Ja, wie kommen Sie denn eigentlich hierher?« erklang es also so gemütlich, wie man das auf der Straße einen Bekannten fragt.

»Wir haben diese Insel gestürmt.«

»Ach was! Die ›Glory of Scotland?‹

»Ja.«

»Ein englisches Linienschiff, nicht wahr, erst vor einigen Jahren erbaut?«

»Ja.«

»Na, wie ist es denn dabei gegangen? Wo sind denn nun die Verteidiger?«

»Sie sind ... sie sind ... «

Auch der junge Offizier empfand das Furchtbare dieser unnatürlichen Situation, sein sonst gebräuntes Antlitz hatte eine wächserne Leichenfarbe angenommen, seine Brust rang keuchend nach Atem, und das war nicht nur eine Folge seiner Verwundung.

»Geflohen? In der Luft verschwunden? Oder halten sie sich irgendwo auf der Insel versteckt?«

»Sie sind gefallen.«

»Alle?«

»Alle, alle! Wie die Löwen haben sie gekämpft.«

»Wie die Löwen haben sie gekämpft?« wiederholte Jansen, immer in demselben nachlässig-gleichmütigen Tone. »Na, das wollte ich auch meinen – ich, Richard Jansen war nämlich ihr Kapitän. So so, die sind also alle tot.«

»O, Kapitän, Kapitän, das ertrage ich nicht länger!!« erklang es da hinter Jansen stöhnend. Die Stimme kam aus Mahlsdorfs Munde, und er drückte die Empfindungen aller anderen aus.

»Können's nicht ertragen?« meinte Jansen, ohne sich umzublicken. »O, wir werden wohl noch etwas ganz anderes ertragen müssen, und was man nicht kann, lernt man eben. Was ist denn da weiter dabei? Es geht dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt auch er, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh, denn es ist alles eitel, es fährt alles an einen Ort, es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub – spricht der Prediger Salomo im dritten Kapitel Vers achtzehn . . . nein, Vers neunzehn bis zwanzig.«

»Der Käpt'n ist irrsinnig geworden!« ward hinter ihm geflüstert.

»Wahnsinnig? I, Gott bewahre!« erklang es so gemütlich wie immer. »Also tot, tot, alles tot! Ja, mein lieber Leutnant, da waren doch auch eine ganze Masse Frauen – gegen achtzig – unsere Frauen – sind die auch tot?«

»Alles, alles tot!« brachte der Gefragte mühsam hervor.

»Totgeschossen? Mit Kaliber acht? Oder mit Kanonen? Mit dem Bajonett?«

»Nein, nein!«

»Was denn sonst?«

»Dort, dort!«

Der Offizier ließ den Degen fallen, um seine gesunde Hand ausstrecken zu können; alles drehte sich um, folgte der angegebenen Richtung – da sah man etwas, was man noch gar nicht bemerkt, weil alles vorhin nur die ›Indianarwa‹ im Auge gehabt hatte.

Da sah man, etwa einen Kilometer von der Küste der Insel entfernt, auf der schwimmenden Wiese es sich wie einen Hügel wölben, der früher nicht vorhanden gewesen.

»Hm, sieht fast wie ein Grabhügel aus,« meinte Jansen, und seine Gemütsruhe dabei kann gar nicht oft genug betont werden,

denn das eben war ja das Furchtbare bei der ganzen Sache, »wie ein Hünengrab.«

»Dort liegt die ›Glory of Scotland‹ begraben,« stöhnte der Leutnant.

»Wie ist denn das gekommen?«

»Sie dampfte ab – sie kannte ja die Gefahr – plötzlich stoppte sie – ein Rennen an Deck – verzweifelte Versuche, sich von der grünen Umschlingung zu befreien – das Land auf andere Weise zu erreichen – Boote, Bretter wurden ausgesetzt – vergebens, alles vergebens – langsam wurden Schiff und Mannschaft in die Tiefe hinabgezogen, langsam, langsam, langsam, langsam . . . «

Jetzt war es der junge Offizier, vor dem man sich entsetzen konnte – wie er das ›langsam‹ mit immer mehr ersterbender Stimme fortwährend wiederholte, wie er dabei an allen Gliedern zu zittern begann . . . er machte etwas Schreckliches, das er erlebt, geschaut hatte, im Geiste noch einmal durch, und alle Zuhörer mit ihm.

Nur auf Jansen schien dies alles gar keinen Eindruck zu machen.

»Nun, und wo sind denn die Weiber?«

»Sie liegen ebenfalls dort begraben.«

»Alle?«

»Ja – nein – nicht alle konnten gefangen davongeführt und an Bord des unglücklichen Schiffes gebracht werden.«

»Weshalb nicht alle?«

»Sechs – sieben von ihnen begingen Selbstmord.«

»Aha, aha! Also sieben von ihnen haben Selbstmord begangen? Bravo! Sich erschossen?«

»Die meisten haben sich das Messer in die Brust gestoßen, oder – oder – sie haben die Matrosen aufgefordert, sie niederzuschießen, sie niederzustechen . . . «

»Und die dazu aufgeforderten Matrosen taten es?«

»Mann, Mann, Kapitän, nun laßt mich aus mit Euren Fragen, Ihr seid ja kein Mensch!!« schrie da der Leutnant in tiefster Seelenqual auf, sich die gesunde Hand vors Gesicht schlagend.

»Und Ihr seid kein Waschlappen!!« herrschte ihn Jansen an, nicht donnernd, vielmehr ganz leise, aber doch in einer Weise, daß er sofort die Hand wieder sinken ließ.

»Also die Matrosen kamen der Aufforderung nach?«

»Ja, ja, es waren die letzten, die noch gegen uns kämpften, bis sich auch diese in unsere Bajonette stürzten.«

»Hat sich denn keiner ins Gebirge geflüchtet, wo er euch doch besser aus dem Hinterhalte beschießen konnte?«

»Kein einziger. Der letzte fiel im offenen Kampfe.«

»Brav gemacht, brav gemacht!«

»Nicht einmal einen Verwundeten fanden wir dann. Der schon Sterbende hat sich noch das Schiffsmesser ins Herz gestoßen.«

»Bravo, bravo, Kinder!!« wandte sich Jansen an seine Leute.

»Klingt das, was wir da zu hören bekommen, nicht wie himmlische Sphärenmusik?«

Was sollten die Leute antworten, was überhaupt denken? Scheu starrten sie ihren Kapitän an, sie verstanden ihn ja gar nicht, mußten ihn doch für wahnsinnig halten.

»Hat denn keine der Frauen mitgekämpft?«

»Ja, eine, ein Mädchen.«

»Ein Mädchen? Welches?«

»Wir kannten sie ja fast alle – es war die . . . «

»Die Lady Maud Plantagenet, Prinzess von Suffolk,« fiel Jansen ein.

»Ja, sie war es. Sie kämpfte wie eine Löwin; wir wollten sie schonen, obgleich ihre Kugeln unsere Reihen lichteten – dann, als wir zum Sturme übergingen, rannte sie in unsere Bajonette.«

»Herrlich, herrlich!!« jubelte Jansen mit einem Gesicht, als ob er den Himmel offen sähe. »Ja, sie war eine Enkelin des Königs Richard Löwenherz! Mann, Sie kommen mit mir an Bord, Sie müssen meinem Maler die einzelnen Szenen angeben, das muß für die Ewigkeit verherrlicht werden. – Und war da nicht eine Frau mit einem Kinde?«

»Die Lady von Leytenstone!« flüsterte der Leutnant scheu.

»Nun?«

»Dort!!«

Wieder deutete der junge Offizier nach dem grünen Grabhügel auf der schwimmenden Wiese, Jansen blickte einmal hin, dann senkte er den Kopf, um ... aufmerksam seine Stiefelspitzen zu betrachten.

Das war der ganze Eindruck, den die Nachricht von dem Tode des Weibes, das er so heiß geliebt, und seines Kindes auf ihn hervorbrachte ... äußerlich!! Das hinzuzusetzen darf nicht vergessen werden.

Dann hob er mit einer raschen Bewegung wieder den Kopf.

»So. Alles tot! Dann wäre das erledigt. Ich kann niemanden wieder lebendig machen. Nun wollen wir die Sache von der geschäftlichen Seite aus betrachten. Wie kommt die ›Glory of Scotland‹ überhaupt hierher?«

»Korvettenkapitän Sir Falking erhielt am 10. Juni den Befehl, mit der ›Glory of Scotland‹, welche in Portsmouth lag, nach Kapstadt zu gehen. Unterwegs wurde Lissabon angelaufen. Hier kam ein Herr an Bord, den uns Kapitän Falking einmal bei Gelegenheit als Mister Hobby oder Holly vorstellte. Sonst sind wir mit dem Herrn, der uns dann begleitete, gar nicht mehr zusammengekommen, so daß ich nicht einmal seinen nur einmal gehörten Namen angeben kann. Er war Gast des Kapitäns, hielt sich nur in der Kapitänskajüte auf, war für uns ebenso unnahbar wie der Kapitän

selbst. Die Hauptsache aber ist, daß in einer Lissaboner Werftschmiede auf Anordnung dieses Herrn einige lange Messer angefertigt wurden, deren Zweck uns zuerst durchaus unverständlich war. Da lag überhaupt ein Geheimnis vor. Dieser Mister Hobby oder Holly schien dem Kapitän Falking zuerst gar nicht bekannt gewesen zu sein, dann staken sie immer zusammen . . . «

»Fassen Sie sich kürzer! Wußten die Offiziere, daß die ›Glory of Scotland‹ hier in diese Fucusbank eindringen sollte?«

»Durchaus nicht. Angesichts der Fucusbank, etwa auf dem 28. Breitengrade, ließ Kapitän Falking zu unserem Erstaunen die sonderbare Messervorrichtung am Bug des Schiffes anbringen, die meisten hatten sie überhaupt noch gar nicht gesehen. Dann, als wir in die Fucusbank eindrangten, erkannten wir ihren Zweck. Vier Tage durchschnitt wir das grüne Gewinde, ohne daß Kapitän Falking ein Ziel angab. Erst als diese Insel im Fernrohr zu erkennen war, rief er uns Offiziere zusammen, teilte uns mit, daß diese Insel das Versteck des Seeräuberkapitäns Richard Jansen sei, des größten Feindes Englands. Das heißt, ich spreche mit seinen eigenen Worten . . . «

»Bitte, genießen Sie sich durchaus nicht. Sagte er denn, woher ihm das bekannt sei?«

»Nein, mit keinem Worte.«

»Wußte er, daß sich die Frauen darauf befanden?«

»Ja, das vermutete er wenigstens. Früher hatten sich die Nonnen, Damen aus der höchsten Aristokratie Englands, in einem hohlen Felsenberge der Südsee aufgehalten, waren dort gefangengehalten worden, wie sich Kapitän Falking ausdrückte; dieser Berg war durch ein Erdbeben zerstört worden, aber alle Bewohner hatten sich noch rechtzeitig retten können . . . «

»Woher war dies alles dem Kapitän bekannt?«

»Darüber verlor er kein Wort. Aber ganz sicher verdankte er all diese Kenntnisse dem fremden Herrn, dem Mister Hobby oder Holly . . . «

»Sie haben nicht erfahren, wer dieser Herr war, woher der alles wissen konnte?«

»Nein.«

Jansen blickte zurück, sah Tischkoff stehen.

»Mister Tischkoff, können Sie eine Erklärung geben?«

»Keine Ahnung!«

»So fahren Sie fort!«

Der Leutnant schilderte den Kampf noch einmal ganz ausführlich. Wir wollen uns dabei nicht mehr aufhalten.

Genug, die zurückgebliebenen Matrosen, die großen wie die kleinen, waren bis zum letzten Mann als Helden gefallen, auch die Lady Maud, sieben andere der Frauen hatten Selbstmord begangen, darunter die Priorin, die anderen waren an Bord des Schiffes gebracht worden.

»Ich erhielt den Befehl, mit zwei Geschützen und der dazugehörigen aus vierundzwanzig Matrosen bestehenden Bedienungsmannschaft hier zurückzubleiben. Dann dampfte die ›Glory von Scotland‹ wieder ab . . . «

»Halt! Weshalb sollten Sie hier zurückbleiben?«

»Falls Sie selbst hierher zurückkehren würden.«

»Sie sollten die Insel gegen mich verteidigen?«

»Ja.«

»Mit nur zwei Geschützen und vierundzwanzig Mann?«

»Ja.«

»Wußte denn Kapitän Falking nicht, daß Sie es in diesem Falle mit der ›Sturmbraut‹ zu tun bekommen würden?«

»Das sagte er.«

»Und er hielt diese Verteidigungsmannschaft für genügend?«

»Das sagte er gerade nicht – ich hatte einfach zu gehorchen.«

»Sagte er, wann er zurückkehren wollte?«

»In zehn bis vierzehn Tagen.«

»Wohin wollte er sich in dieser Zeit begeben?«

»Das erfuhr ich nicht.«

»Wohin wollte er die Frauen bringen?«

»Darüber machte er keine Andeutung. Sir Falking hielt zwischen sich und den Offizieren eine noch starrere Schranke aufrecht, als sonst an Bord der Kriegsschiffe üblich ist.«

»Und er hielt vierundzwanzig Matrosen unter einem Offizier mit zwei Geschützen für genügend, um die Insel gegen mich, gegen die zurückkehrende ›Sturmbraut‹, zu verteidigen?« fragte Jansen nochmals.

»Indem er uns zurückließ, nicht mehr, mit dem Befehl, die Insel unter allen Umständen zu verteidigen, die ›Sturmbraut‹ in den Grund zu schießen, aber womöglich recht viele Gefangene zu machen, darunter auch den Kapitän, Sie selbst, muß er zwei Geschütze und vierundzwanzig Mann wohl für genügend gehalten haben.«

Jansen konnte nur den Kopf schütteln.

»Wenn Sie hierin ein Rätsel finden, Herr Kapitän,« ließ sich da Tischkoff vernehmen, »so dürfte ich es Ihnen wohl lösen können.«

»Nun?«

»Sir Falking hätte nie gewagt, sich mit der ›Sturmbraut‹ in einen Kampf einzulassen, er hat von allem Anfang gewußt, daß eine Verteidigung der Insel vergeblich sein würde, aber der Schein mußte doch wenigstens gewahrt werden – so hat er diesen Leutnant mit einigen wenigen Männern auf einen sogenannten verlorenen Posten gestellt.«

»Aha! Leutnant Raleigh, sind Sie auch dieser Ansicht?«

Ueber das blasse Antlitz des jungen Offiziers ergoß sich eine dunkle Blutwelle.

»Nein,« sagte er dann, wobei er sich aber förmlich aufraffen mußte.

»Sprechen Sie die Wahrheit, schon Ihr Erröten hat Sie entschuldigt. Glauben Sie, daß Kapitän Falking Sie auf einen verlorenen Posten gestellt hat?«

»Ich – ich – ich war bei dem Kapitän sehr unbeliebt, es waren die beiden schlechtesten Geschütze, die er mir zurückließ . . . «

Mehr brachte der junge Offizier nicht hervor, und es genügte auch schon, er hatte hiermit jene Frage bejaht.

Jansen stampfte mit dem FuÙe auf.

»Schurke!«

Dann betrachtete er wieder angelegentlich seine Stiefelspitzen.

»Ja,« fuhr er dann aus seinen Gedanken empor. »Wann hat sich dieser Kampf eigentlich zugetragen?«

»Vor vier – vor fünf Tagen.«

»Am . . . wissen Sie das Datum nicht?«

»Am 15.«

Da ging in dem Gesicht des Kapitäns Jansen eine seltsame Umwandlung vor sich, es nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an; immer weiter quollen seine Augen hervor, mit denen er den Offizier anstierte, und plötzlich brach er in ein Lachen aus – lachte, lachte in einer Weise, daß sich seinen Leuten das Haar auf dem Kopfe zu sträuben begann.

»Am 15. Juli – hahahaha – am 15. – hahahahaha . . . «

Und so fort in unzähligen Wiederholungen, er konnte sich gar nicht wieder beruhigen.

»Er ist wirklich wahnsinnig geworden!« wurde geflüstert.

Ja, Jansen mußte unbedingt wahnsinnig geworden sein, und als dieses schreckliche Lachen gar nicht aufhören wollte, trat Mahlsdorf auf ihn zu, faßte ihn am Arm, bereit, ihn mit vereinten Kräften unschädlich zu machen; denn einem Wahnsinnigen ist ja alles zuzutrauen.

»Um Gottes willen, Kapitän, was ist Ihnen . . . «

Er kam nicht weiter; Jansen schüttelte den starken Mann durch eine leichte Armbewegung wie ein Kind von sich ab.

»Ich wahnsinnig? Hahahahaha! Kann ich denn dafür, daß Sie so geistlos sind, diesen famosen Witz nicht zu verstehen? Am 15.

Juli, hahaha! Da lasse ich mich photographieren – lasse mich küssen – für Geld – und hier – hahahaha – und hier – und hier – hahahaha – hahahahaha . . . «

Und unter diesem schrecklichen Lachen wandte sich Jansen und ging an Bord, in seine Kabine, und man hörte noch lange sein wahnsinniges Lachen, bis es endlich verstummte,

»Dann aber habe ich ihn weinen hören, schrecklich weinen,« konnte später der Steward in der Foxel erzählen.



Die ›Sturmbräut‹ blieb einige Tage hier liegen.

Als Jansen wieder zum Vorschein kam, zeigte er sich ganz vernünftig, und dennoch war sein Wesen kein normales, indem er alles, was zu tun war, gar so kaltblütig vornahm.

Kaltblütig besichtigte er das Massengrab, in dem die Gefallenen von den Kriegsschiffsmatrosen in aller Eile bestattet worden waren, ließ von seinen Leuten darüber einen ungeheueren Steinhauften errichten, nichts weiter – dann fuhr er auf der Galeerenjacht nach dem grünen Hügel, gebildet von den Mastspitzen des gesunkenen Kriegsschiffes, die von dem Fucus überwuchert worden waren, untersuchte alles ganz kaltblütig, als ruhe darunter nicht sein Kind und das Weib seiner Liebe, überzeugte sich, daß es da kein Tauchen gab.

Dann mußte er mit Tischkoff wohl eine Unterredung gehabt haben, von der seine Leute nur das Resultat erfuhren.

Die verwundeten Kriegsschiffsmatrosen waren von Goliath verbunden worden, einige starben bald, dann wurden auch sie, wie die Unverletzten, auf die ›Indianarwa‹ gebracht.

»Leutnant Raleigh, Sie und Ihre Leute bleiben hier auf dieser Insel interniert!«

Der Offizier schien schon etwas Aehnliches erwartet zu haben, er sagte gar nichts dazu.

»Es wird Ihnen die Möglichkeit genommen, die Insel wieder zu verlassen. Sie werden auch unter Bewachung stehen.«

»Es bleiben von Ihren Matrosen welche zurück?«

»Nein, nur der alte Herr, Tischkoff ist sein Name.«

Einige der englischen Matrosen baten, sie mit auf das ›Seeräuberschiff‹ zu nehmen, auch sie wollten ›Seeräuber‹ werden.

Es wurde ihnen kurzerhand abgeschlagen.

»Begeht Selbstmord, wenn ihr das einsame Leben hier nicht ertragen könnt. Uebrigens wird euch Mr. Tischkoff schon zu beschäftigen wissen.«

»Was, Tischkoff soll hierbleiben?« fragte Karlemann ganz erstaunt, als er dies vernahm.

»Er soll nicht, sondern er will.«

»Warum denn?«

»Das ist meine und seine Sache!« entgegnete Jansen seinem kleinen Freunde schroff.

Karlemann nahm das nicht übel, er holte seine vergrabenen Schätze, die er von den Aschantis erworben, brachte sie an Bord der ›Sturmbraut‹.

Bei solchen Beschäftigungen wurde noch oft über die Einzelheiten des Kampfes gesprochen, da gab es ja noch viel nachzuholen.

So erfuhr man zum Beispiel erst jetzt, daß unter den Inselbewohnern, welche freiwillig oder gezwungen an Bord des Kriegsschiffes gegangen waren, sich auch ein Mann befunden hatte – Doktor Selo.

Doktor Selo hatte versucht, den Verräter zu spielen, indem er nämlich gewußt, daß Karlemann diese seine Schätze hier auf der Insel vergraben hatte. Nur hatte er leider nicht die geringste Ahnung, an welcher Stelle, ebensowenig wie Blodwen oder sonst eine der Frauen, von den anderen, die es etwa wissen konnten, war keiner lebendig in die Hände der Engländer gefallen, und man

hatte schnell genug eingesehen, wie aussichtslos es sei, auf der großen Insel nach einem unbekanntem Versteck zu suchen.

So hatte auch Selo seinen Tod gefunden, aber nicht gegen Menschen kämpfend, sondern erstickt von der grünen Umschlingung, auf dem Schiffe, bei welchem etwas an der Maschine versagt haben mochte.

Unterdessen nahm die ›Sturmbräut‹ Wasser ein, wurde ganz mit Kohlen gefüllt, und nachdem dies geschehen war, segelte sie ab, außer einer Erinnerung an eine vergangene Periode Tischkoff mit all seinen Büchern zurücklassend.

Weshalb er zurückblieb, das erfuhr niemand, da zeigte sich Jansen als unnahbarer Kapitän.

AUF DER KOMMANDOBRÜCKE.

»Sagt, Mahlsdorf, kann es ein herrlicheres Leben geben? Endlich, endlich habe ich mein Ideal erreicht, von dem ich schon in frühester Kindheit geträumt. Ein schmuckes schnelles Schiff, die tüchtigste Mannschaft, den Safeschrank voll Geld, eine unerschöpfliche Geldquelle wissend, und so in der schönen Welt, auf dem freien Meere umherfahren können . . . sagt, Mahlsdorf, gibt es denn ein herrlicheres Leben?«

So sprach Jansen, auf der Kommandobrücke, auf einem Klappstuhle unter dem ausgespannten Sonnensegel liegend. Er hatte den wachegehenden ersten Steuermann zu einer Flasche Rotwein eingeladen, ihm eine Zigarre aus der Extrakiste angeboten.

Etwas mißtrauisch blickte Mahlsdorf seinen Kapitän von der Seite an.

Wie dieser so bequem dalag, jetzt mit dem rotfunkelnden Bordeaux in dem erhobenen, sein geschliffenen Glase liebäugelnd, dann daraus schlürfend, dann die köstlich duftende Havanna zum Munde führend – ja, Jansen bot ein Bild vollkommenen Glückes, oder doch satter Zufriedenheit.

Und so konnte man ihn jetzt täglich beobachten.

Seit acht Tagen hatte die ›Sturmbräut‹ die Fucusbank hinter sich, trieb mit leichtgeschwellten Segeln dem Norden zu, und den ganzen Tag konnte man den Kapitän lustig pfeifen und singen hören, wenn er sich nicht an den Spielen der wenig beschäftigten Matrosen beteiligte, und dann war er erst recht die ausgelassene Lustigkeit selbst.

Wollte er seinen Schmerz betäuben? Nein, diese Lustigkeit war ganz ungekünstelt.

Oder sollte Richard Jansen mit einem Male wirklich ein so hartes Herz bekommen haben, daß er den Verlust von Frau und Kind als die Befreiung von einer lästigen Fessel empfand?

Der Steward konnte anderes erzählen. Der sonst so wohlerzogene Schiffskellner hatte sich seit einiger Zeit angewöhnt, an der Tür seines Herrn zu lauschen, besonders des Nachts.

»Der Käpt'n weint wieder wie ein Kind,« meldete er dann den Matrosen in der Foxel. »Es ist herzerbrechend, ich kanns gar nicht mehr mit anhören.«

Dann ward es stets still in der Foxel. Die munterste Unterhaltung verstummte wie die ernsteste, dem Vorleser versagte die Stimme.

Die Matrosen stemmten die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Fäuste und simulierten vor sich hin.

»Bernhard, lat mi mal lauschen, ick möcht den Käpt'n mal wienen hiern,« sagte einmal ein Matrose, als der Steward um Mitternacht der Freiwache wieder solch eine Meldung brachte.

»Du bist verrückt, Emil, an der Tür des Kapitäns lauschen, weiter fehlte nichts!«

»Ich gebe dir tein Dollar.«

»Wenn du das noch einmal sagst . . .,« entgegnete der Schiffskellner, den Satz nicht vollendend, dafür aber schon die Jackenärmel zurückstreifelnd und dabei einen von Muskeln und Sehnen starrenden Arm zeigend, den man der schwächtigen, geschmeidigen Kellnergestalt nimmermehr zugetraut hätte.

»Ick gev di mien Piep.«

Emil hatte an Bord die schönste Tabakspfeife, ein kuriozes Ding, mit heiligen, sogar historischen Erinnerungen verknüpft, der Stolz seines Besitzes, um den er von allen anderen beneidet wurde.

Diesem Angebote schien der ungetreue Steward doch nicht widerstehen zu können.

»Na, da komm mit!«

Als Emil nach einigen Minuten zurückkam, schnitzte er nicht weiter an dem Schiffchen, mit dem er gerade beschäftigt war, sondern legte sich gleich zur Koje, und lange Zeit schien er die Zudecke als Schnupftuch zu benutzen, obgleich der Steward dann seine Pfeife gar nicht haben wollen.

Und nun schlich sich ein Matrose nach dem anderen unter Bernhards Führung durch die Korridore nach der heiligen Schlafkammer, um das Ohr an die Tür zu legen, um »den Käpt'n mal wienen to hiern«, und dann benahmen sie alle sich stets ebenso wie Emil.

Das geschah nicht in einer einzigen Nacht, sondern wiederholt, es mußte den Matrosen einen förmlichen Ohrenschaus bereiten.

Und warum nicht? Weshalb geht man denn in ein Trauerspiel?

Es nahm erst ein Ende, als solch eine Schleichpatrouille einmal in den Korridoren von Mahlsdorf erwischt wurde, wie zwei schon das Ohr gegen die betreffende Tür gelegt hatten.

»Was macht ihr denn da?!« fragte Mahlsdorf mit maßlosem Staunen, an den Untergang des Schiffes, den Untergang der Welt, ja, mehr noch – vielleicht an eine Meuterei glaubend.

Vollständige Fassungslosigkeit der Matrosen!

Da aber passierte etwas Seltsames. Der erste Steuermann hob nur die Hand. »Fort!« Nichts anderes, keine einzige Frage.

Seit dieser Zeit also unterblieb das Lauschen. Aber es war doch geschehen, jeder hatte seinen Kapitän einmal weinen hören.

Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß sich der Kapitän, wenn er sich an Deck zeigte, auch des Nachts, immer in der vortrefflichsten Stimmung befand, so wie auch jetzt, und da war nichts von Künstelei zu bemerken.

»Aber eins gehört doch noch zum vollkommenen Glück,« fuhr Jansen fort.

»Hm!« brummte Mahlsdorf.

»Nun, was meinen Sie?«

»Arbeit!«

»Ach, Arbeit!« entgegnete Jansen geringschätzend. »Ich habe über die Arbeit in letzter Zeit etwas andere Ansichten bekommen. Es ist ein komisches Ding mit der Arbeit, mit dem Willen, der Menschheit nützliche Dienste zu leisten. Einer schon höher entwickelten Moral entspringt ja dieses Bestreben, ohne dessen Ausführung man sich unbefriedigt, sogar unglücklich fühlt, aber schließlich ist das nur ein Uebergangsstadium zu einer noch höheren Lebensauffassung. Es laufen doch genug Menschen herum, welche scheinbar mit Recht hoch geehrt werden, weil sie Tausende von Händen beschäftigen – aber betrachtet man es näher, so erkennt man, daß auch das eitel ist. Dabei will ich gar nicht von Branntweinbrennern, Bierbauern, Kanonenfabrikanten und dergleichen Großindustriellen, die Kommerzienräte werden, sprechen. Nehmen Sie einen Hutfabrikanten an. Einen guten Hut billig herzustellen, ist gewiß eine ehrbare Arbeit; aber nützlich für die allgemeine Menschheit ist sie nicht. Der den Kopf bedeckende Hut ist doch eigentlich ein völlig überflüssiges Ding, ebenso wie der Schlips und anderes mehr. Die hochentwickelten Griechen und Römer haben auch keine Kopfbedeckungen gekannt, so wenig wie heute noch die meisten Naturvölker, welche dafür auch nichts von Kahlköpfigkeit wissen. Lassen Sie darauf eine ärztliche Autorität hinweisen, oder noch besser: der in der Herrenmode tonangebende Prinz of Wales soll auf die Idee kommen, keinen Hut mehr zu tragen, nur noch im bloßen Kopfe zu laufen – noch

in derselben Woche sehen Sie in England keinen Hut mehr, zwei Wochen später keinen mehr in Frankreich und Deutschland, keinen mehr in der ganzen Welt, und wer noch einen trägt, dem laufen die Kinder nach. Alle Hutfabriken bleiben stehen – ein Zeichen, wie vollständig überflüssig sie gewesen sind.«

»Ja, was sollen dann aber die beschäftigungslosen Hutmacher anfangen?«

»Eben etwas anderes. Der vornehmste Stand ist der des Bauern. Wenn es keinen Bauern mehr gibt, müssen wir alle verhungern. Oder jeder muß sich sein eigenes Brot bauen, und wenn er Fleisch essen will, sich das Vieh dazu züchten. Solch ein Gemeinwesen von lauter kleinen Ackerbauwirtschaften, über die ganze Erde verbreitet – ein ideales Bild, und durchaus nicht unausführbar. Verwirklichen wird es sich allerdings niemals. Die Hälfte der Menschheit besteht aus Schmarotzern, wenn sie das mich nicht selbst empfinden. Na, lassen wir das. Das ist eine Schraube ohne Ende. Aber jedenfalls bin ich über meine frühere Ansicht über die Arbeit hinaus. Prost, Stürmann!«

»Auf Ihr Wohl, Herr Kapitän!«

»Nein, zum vollkommenen Glück ist noch etwas anderes nötig,« nahm Jansen dann wieder das Wort.

»Ein gutes Gewissen.«

Jansen betrachtete angelegentlich seine Hand, und im Augenblick wußte Mahlsdorf, woran der Kapitän jetzt dachte.

Daß nämlich an dieser Hand schon so manches Blut klebte.

»Ja, ein gutes Gewissen gehört zum ungetrübten Glück, und das habe ich,« entgegnete Jansen dann. »Nein, es ist etwas ganz anderes.«

»Gesundheit.«

»Das ist selbstverständlich. Oder doch nicht so ganz. Ich habe manchen kranken Menschen kennen gelernt, ständig von Schmerzen geplagt, und in seinem Herzen wohnte dennoch harmonischer Friede. Uebrigens will ich hier ganz persönlich sein, ich spreche

nur von mir. Nein – die Furchtlosigkeit vor dem Tode und der feste Vorsatz, sofort dieses Leben von sich abzuschütteln, sobald man es aus irgendeinem Grunde nicht mehr ertragen kann oder mag – das gehört für mich zum vollkommenen Glück.«

Mahlsdorf sah den Sprecher wieder einmal von der Seite an – Jansen sah ganz heiter aus, durchaus nichts von Schwermut.

Da Jansen nicht fortfuhr, schien dieses Thema erledigt zu sein. Daß es aber auch für uns nicht überflüssig war, werden wir bald erkennen.

Mahlsdorf blickte nach der Takelage, stand auf, musterte die Segel noch gründlicher.

»Was liegt an?«

»Nordost zu Ost, ein Viertel Ost,« meldete sofort der am Ruder stehende Matrose.

Der Steuermann braucht ja nur einen Blick auf den Kompaß zu werfen, so weiß er es selbst, was anliegt, und ob der Matrose richtig steuert, die Nadel richtig spielen läßt – wenn es auch gar keine Nadel ist – doch wir wollen hier nicht technisch werden – aber die Frage, was anliegt, d. h., was der Kompaß zurzeit anzeigt, wird an den steuernden Matrosen fortwährend gestellt, zur Probe, ob er nicht etwa träumt. Er muß im Moment antworten können. Zögert er, verspricht er sich, korrigiert sich, so gibts beim zweiten Male eins zwischen die Zähne.

»Nordost zu Ost,« sagte hierauf Mahlsdorf.

»Nordost zu Ost,« wiederholte der Matrose, immer das Rad spielen lassend, denn dieses wird nie festgehalten, die Nadel muß immer ausschlagen, die Kunst des Steuerns ist nur die, sie nach beiden Seiten gleichmäßig ausschlagen zu lassen.

Um ein bis drei Striche kann man dabei nicht richtig steuern, nur soll der Matrose, wenn er gefragt wird, dann auch die Wahrheit sagen, worauf der Steuermann oder Kapitän den eigentlichen Kurs nochmals angibt.

»Recht so!«

Daraufhin trat Mahlsdorf an das Geländer der Kommando-
brücke.

»Rrrreeeeeeeee!!!« schrie er mit allem Aufgebote seiner Lungen-
kraft, die Stimme dabei immer mehr sinken lassend, so daß eine
Art von Gesang daraus wurde.

Und »rrreeeeeeeeeeeee!!!« hallte es allüberall wider, die Matrosen
kamen angestürzt, fallen lassend, was sie gerade in Händen
gehabt, um die an Deck aufgeschossenen Taue und alles andere
laufende Gut zum kommenden Manöver zu klaren.

Dieses langgezogene »Ree« ist seit uralten Zeiten auf den Han-
delsschiffen aller Nationen das vorbereitende Kommando zum
Wenden oder überhaupt zum Richten der Rahen, nur von Deck
aus, niemand braucht dazu in die Takelage – ohne daß ein Mensch
sagen kann, was dieses Wort bedeuten soll.

Nun, es wird wohl vom englischen »right« kommen, richtig, fer-
tig, reit ausgesprochen, ein er kann man aber nicht in die Länge
ziehen, es wird ein i daraus, und im Schiffsennglisch heißt es über-
haupt ret.

»Was wollen Sie denn, Stürmann?« fragte Jansen, ohne sich
aus seiner bequemen Lage aufzurichten.

»Die Backbordtrossen müssen angeholt werden, die Segel ste-
hen nicht mehr ganz voll.«

»Dann lassen Sie doch lieber ein paar Striche nördlicher steu-
ern.«

»Ja,« lachte Mahlsdorf, denn für Seeleute war hier auch wirk-
lich ein Witz vorhanden, »dann ist es aber nicht mehr Nordost zu
Ost, wie Sie angegeben hatten, ich kann den Kurs doch nicht so
eigenmächtig ändern.«

»Ach, das hatte ich damals doch nur gesagt, weil der Wind ge-
rade danach stand. Lassen Sie die Leute nur wieder wegtreten.
Ruder!«

»Ay ay.«

»Nordost!«

»Nordost.«

»Recht so!«

Das Kommando war belegt, die Leute klärten das Deck und traten weg, die ›Sturmbräut‹ schwenkte mit dem Schnabel mehr nach Norden, wodurch die Segel in volleren Wind kamen, es herrschte wieder die frühere Stille.

»Nein,« fuhr dann Jansen fort, »lassen Sie die Segel nur immer so stehen, danach wird immer gesteuert. Sie dachten, ich hatte ein Ziel?«

»Ich mußte es doch annehmen.«

»Nein, wir segeln immer beim Winde. Wenn der Wind ganz umspringt, von der anderen Seite kommt, geht's eben nach Südwest. Der Himmel ist überall derselbe.«

Und Jansen schenkte die beiden Gläser wieder voll, brannte sich eine neue Zigarre an.

Eine lange Pause trat ein.

»Kapitän, darf ich mir eine Frage erlauben?« nahm Mahlsdorf endlich das Wort.

»Und?«

»Es ist eine Frage, welche die Schranke der Bordroutine durchbricht.«

»Na, ich denke doch, wenn wir so gemütlich zusammensitzen.«

»Sie haben wirklich gar kein Ziel?«

»Nein. Ich bin von jetzt an eins mit dem Ozean, mit der Sonne, mit der ganzen Natur. Wie das Sonnenstäubchen, so will ich mich vom Winde treiben lassen.«

»Immer?«

»Immer!«

»Aber wir werden einmal Trinkwasser nehmen müssen.«

»Wir fangen den Regen auf.«

»Unser Proviant wird einmal ergänzt werden müssen.«

»Daß Sie Materialist mich daran erinnern müssen, daß ich kein bedürfnisloses Sonnenstäubchen, sondern ein dem Durst und

Hunger unterliegender Mensch bin!« sagte Jansen mit scheinbarem Aerger. »Nun gut, so will ich mich nicht mit einem Sonnenstäubchen, sondern mit einem Hirsche vergleichen, der seiner Atzung nachgehen muß. Oder lieber mit einem Schmetterlinge, der ebenfalls vor dem Winde treibt. Ja, freilich, auch der Schmetterling braucht zur Erhaltung seines unsicheren Lebens Blumenstaub, den er nicht auf der See findet, so müssen auch wir einmal an Land, um Blumenstaub zu sammeln, und sei es auch aus einer so stinkigen Blume wie London oder Neapel.«

»Ja, da ist ein Schmetterling besser dran als wir,« ging jetzt Mehlsdorf auf den Vergleich ein, »der findet doch schließlich auch Wasserblumen.«

»Bravo, Mahlsdorf, lassen Sie mal Ihre poetische Ader fließen! Ja, und warum sollen wir uns nicht mit solchen Wasser- oder Seeblumen begnügen?«

»Weil wir eben keine Schmetterlinge sind, wir brauchen etwas Festeres als Blumenstaub.«

»Und ist das etwa nicht auf der See zu finden?«

»Da müßten wir uns gerade Seetang kochen. Na ja, und Fische.«

»Nichts weiter? Können Sie sich nicht mehr entsinnen, wie wir damals am Feuerland das Wrack ausnahmen?«

»Hm, Wracks ausnehmen, was man so das Brot des Meeres nennt. Das kommt aber nicht alle Tage vor.«

»Alle Tage ist das auch nicht nötig, nur wenn man den Proviant ergänzen muß.«

»Da wollen aber solche Wracks erst gefunden sein.«

»Haben wir nicht schon genug solcher Wracks gefunden? An der Küste von China, bei Madagaskar?«

»Ja, damals war noch der allwissende Tischkoff bei uns.«

»Er hat mir seine Allwissenheit in bezug auf die Lage solcher Wracks schriftlich mitgegeben.«

»Hat er?!« stieß Mahlsdorf überrascht hervor.

»Ja, eine ganze Masse, über die ganze Erde verteilt.«

Auf des Steuermanns Lippen brannte eine Frage.

Woher nur ist diesem rätselhaften Manne das alles bekannt?

Mahlsdorf unterdrückte sie.

»Freilich,« nahm dann Jansen wieder das Wort, »große Delikatessen werden wir in diesen Wracks, die für uns erreichbar sind, gerade nicht finden. Oder vielmehr kommen gerade Delikatessen in Betracht, präserviertes Fleisch und dergleichen – vorausgesetzt, daß man so etwas zu der Zeit, als das betreffende Schiff sank, schon kannte. Hartbrot und Salzfleisch, Mehl und Hülsenfrüchte, soweit es sich in wasserdichten Fässern befunden hat. Kurz und gut – die meisten Wasserblumen sind übelriechend, ich habe selten einen Schmetterling auf einer Wasserrose gesehen – die Lotos wird vielleicht nur deshalb so besungen, weil sie einmal eine wohlriechende Wasserblume ist – und so dürfte auch der Blumenstaub, den wir auf oder im Meere sammeln wollen, meistens ebenfalls übelriechend sein. – Na, so pedantisch war das ja auch gar nicht gemeint, wir werden schon genug Häfen anlauen.«

Jansen hob sein gefülltes Glas gegen die Sonne, und als er die Brechung der Strahlen durch den roten Wein betrachtete, trat immer mehr ein Lächeln auf seinem Antlitz hervor, und zwar ein sonniges Lächeln.

»Ich weiß nicht – seit einiger Zeit tauchen in mir fortwährend Jugenderinnerungen auf. Ach, diese holden Jugendtorheiten! Wie ich jetzt so den Rotwein funkeln lasse . . . waren Sie in Venedig?«

»Nein.«

»Nicht gerade schön, aber romantisch, historisch, denkwürdig. Und dann dieses freie Leben! Besonders wenn man Geld hat. Es war in meiner ersten Matrosenzeit, schließlich noch gar nicht so lange Jahre zurück, und doch dünkt es mich wie ein Traum aus weiter, weiter Ferne. Wir kamen mit Petroleum von New-York,

wurden abgemustert. Ich bekam rund hundertfünfzig Dollar, achthundert Lire. Junge, was kostet Venedig!

»Wie gewöhnlich machte ich mich gleich von den anderen los. Die gingen in die erste Hafenkneipe, wo es genau so aussah wie in jeder anderen Hafenkneipe zu Hamburg oder Kapstadt oder Valparaiso oder sonstwo in der Welt, wohin Seeleute kommen. Dort blieben sie sitzen, bis das letzte Kupferstück versoffen war, bis sie mit einem Tritt hinausbefördert wurden, schon nach zwölf Stunden.

»So etwas gab es bei mir nicht. Mir brannte das Geld ja nicht minder in der Tasche, es wurde ebenfalls mit liederlichen Frauenzimmern durch die Gurgel gejagt. Zum Besichtigen von Sehenswürdigkeiten kam ich auch niemals, obgleich ich mir das stets vornahm – aber immerhin, etwas mehr hatte ich doch stets von meinem Gelde, als es in ein und derselben verräucherten Kneipe den Wirtsleuten an den Kopf geworfen zu haben, konnte hinterher immer etwas erzählen.

»Ich hatte damals statt eines Kleidersackes einen Koffer, ein banniges Ding. Den auf die Schulter genommen und losmarschiert. Auf dem Kai erst ein Handgemenge mit zerlumpten Individuen, die meinen Koffer tragen wollten. Endlich ließ ich mich bewegen, ihn zwei solchen Lazzaroni anzuvertrauen, weil sie mir sonst die Sachen vom Leibe gerissen hätten, und tottreten wollte ich dieses Gewürm doch nicht gleich – als die beiden den Koffer aber gar nicht von der Stelle brachten, hatte ich Ruhe vor ihnen.

»Dafür wurde ich jetzt von Fremdenführern in die Mitte genommen. Einem von ihnen vertraute ich mich an, einem kleinen Kerlchen von schäbiger Eleganz, wohl ein Oesterreicher.

»Jawohl, herumführen in Venedig, Dogenpalast, Markuskirche, Glasspinnerei – will alles sehen. Erst aber ein Logis, wo ich schlafen kann, keine Kneipe, privat, fein, vornehm, nicht über fünfte Etage, Aussicht nach vorn, auf dem Balkon Wasserklosett mit Musik.

»Wir marschierten los. In Venedig muß man nicht etwa unbedingt immer in der Gondel fahren. Wohl überall Lagunen, Wasserstraßen, das ganze Leben wickelt sich auf dem Wasser ab, auch der Möbelwagen beim Umzug ist eine Gondel, aber längs dieser Lagunen laufen auch immer Fußwege. Nur wegen der Treppenbrücken kann es keine Pferde und Wagen geben.

»Weit kamen wir nicht. ›Hier wollen wir erst mal innen gehen, hier gibt's halt a fein's Weinchen,‹ sagte mein Führer an der ersten Ecke. Gut, wir kehrten ein, aßen und tranken, und als wir wieder heraus waren, sagte mein Führer an der nächsten Ecke: ›Hier wollen wir erst mal innen gehen, hier gibt's halt a fein's Weinchen.‹ Und das sagte er an jeder Ecke, so noch vier- oder fünfmal. Und dann, wenn wir drin saßen, setzte er stets noch hinzu: ›Hier gibt's halt auch was fein's zu babbeln.‹ Nebenbei bemerkt, mein Mentor bestellte sich immer Limoneees, mit Vorliebe Paprika-Limoneees. Wissen Sie, was das ist, Limoneeeeees? Nein? Ich glaubte damals zuerst, der Kerl wollte Limonade haben, Paprika-Limonade. Nein, es war Schöpsenfleisch, Lämmernes. Dieser Oesterreicher hatte aber so eine merkwürdige Aussprache, er sagte immer Limoneeeeees. Es ist mir unvergeßlich, jedenfalls gehört es mit zu meinen Erinnerungen.

»So sofften und fraßen wir uns – oder feiner ausgedrückt: babbelten wir uns bis in die innere Stadt durch. Endlich kamen wir doch zur Hauptsache. Wir erkletterten in einem alten Hause drei Treppen, ein kleines, ältliches Weiblein mit einem mächtigen Buckel machte auf, zeigte mir ein Zimmer. Sehr hübsch, sogar fein, pro Tag nur ein Lire. Ich bezahlte gleich für sieben Tage, gab ein Goldstück, zwanzig Lire, und ich konnte mir doch von der armen Buckligen nichts wieder herausgeben lassen. Na, wie die knixte und mir die Hand ableckte! 's war noch eine Signorina, ein Fräulein. Sogar ihren Namen weiß ich noch, Signorina Rosalia Ferroni.

»Ich mußte wegen der polizeilichen Anmeldung meinen Namen aufschreiben: sie gab mir ihre Adresse, dann trotteten wir wieder ab, ohne Koffer, den ich bisher treulich auf dem Buckel geschleppt hatte.

»Nun wollen wir erst die Glasspinnerei besichtigen, sie ist gleich hier nebenan,« sagte mein Führer, »aber erst wollen wir mal hier innen gehen, hier gibt's halt a fein's Weinchen und halt was fein's zu babbeln.«

»Und bei der Babbelei von Limoneeeeees mit *vino bianco* oder *nero* blieb es. Die Glasspinnerei habe ich nicht zu sehen bekommen, geschweige denn die Markuskirche oder den Dogenpalast. Von außen, ja. Dann war mein Führer fertig, machte den schmalen Fußsteig voll mit Paprika-Limoneeeeees und dem anderen Inhalte seines Magens, und als er damit fertig war, legte er sich in diese Schmiere, um zu schlafen. Ich gab ihn in einer Kneipe auf, machte mich allein auf den Weg, um die Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt zu besichtigen.

»Aber auch ohne Führer kam ich in keine Glasspinnerei und in keine Kirche. Immer aus einer Trattoria und Birraria in die andere. Trattoria ist eine landesübliche Restauration, in der Birraria gibt es kein Essen, aber, wie der verzerrte Name schon ausdrückt, außer Wein auch Bier. Und in der Birraria sind stets Kellnerinnen. Diese Bierstuben in Italien entsprechen überhaupt ganz unseren Weinstuben mit Damenbedienung. Wenn man dort eine Kellnerin traktieren will, spendiert man ihr eine Pulle Bier. Wein hat sie immer, das fremdländische Bier ist etwas Rares. Dabei ist es nicht etwa teuer. Fünfzig Centesimi die Flasche, vier Groschen. Teuer nur im Gegensatz zum Wein, und dort ist eben das Geld rar. Der Italiener arbeitet nicht gern, deshalb verdient er nichts. Ich habe einmal auf dem Markusplatze beobachtet, wie ein Arbeiter eine Granitplatte durchsägte, vier Stunden sägte er daran, bis er sie durch hatte, und vier Stunden lang war er dicht von Menschen umringt, die ihm zusahen, und zwar immer von denselben, die

gingen nicht eher, als bis der die Steinplatte durch hatte. Mitten auf dem eiligsten Geschäftswege waren sie stehen geblieben, alles andere war vergessen, stundenlang, die mußten unbedingt warten, bis der die Steinplatte durch hatte. Das ist so echt italienisch. Zeit kostet ja nichts. Ich Germane blieb allerdings auch vier Stunden stehen, aber bei mir war das doch etwas ganz anderes, ich hatte wirklich Zeit, und ich beobachtete nicht den Steinsäger, sondern das italienische Volk in diesen Zuschauern. Da war zum Beispiel ein Mann, wahrscheinlich ein Hoteldiener, der hatte einen Sack auf dem Rücken, durch ein Loch konnte man sehen, daß Eis drin war, das Wasser lief auch unten heraus – und auch dieser Mann stand mit seinem Eissacke vier geschlagene Stunden lang da, in der glühenden Augustsonne, das Eiswasser lief ihm immer die Kniekehlen herunter – aber der merkte nichts, wie sein Sack immer leichter wurde – der mußte unbedingt dabeisein, wenn der Säger die Steinplatte durch hatte, und wenn dabei auch alle Alpengletscher zu Wasser wurden. Das muß eine Lust sein, solch einen italienischen Diener zu haben.

»Im Laufe des Tages war ich mehrmals bezechet gewesen und wieder nüchtern geworden. Gegen abend packte mich der Schlaf. Ich will nach meinem Logis. Da habe ich die Adresse verloren. Heute weiß ich sie noch im Kopfe – Via della Pisa Nummer hundertachtundsiebzig dritte Etage bei der Signorina Rosalia Ferroni – an jenem Abend war sie in meinem Gedächtnis ausgelöscht. Umwerfen kann mich kein Spiritus, nur mit dem Gedächtnis wird's dann manchmal mau. Kurz, ich kann mich nicht mehr auf die Adresse entsinnen. Na, wird schon morgen kommen, ich schlafe anderswo.

»Wie ich so durch eine Straße wandle, denke ich, das ist doch diejenige, welche? Jawohl, das ist das alte Haus, unten ist auch das Schuhwarengeschäft.

»Zufällig habe ich mein Haus wiedergefunden. Ich ziehe die Klingel, oben geht ein Fenster auf, an einem Stricke wird mir ein

Schlüssel heruntergelassen, ich leuchte mir mit Streichhölzern die Treppen hinauf, die schon am Morgen so finster waren.

»Oben in der dritten Etage steht mit einer Oelfunsel ein junges, pompöses Weib, die ihren Buckel vorn hat, wohin er beim Weibe gehört. Eigentlich hätte ich diese Bemerkung jetzt nicht machen sollen, denn dieser Ausdruck ward dann später noch wirklich gebraucht. Nun ist es aber einmal geschehen.

»*Ah, Signor Capitano – salute, salute!*«

Das war gewiß eine Schwester oder sonst eine Verwandte von der Alten, welche den Buckel hinten hatte – jedenfalls stand sie schon bereit, um den freigebigen Logierer zu empfangen.

»Sie schwadronierte auf mich ein, wovon ich kein Wort verstand – ein bildschönes Mädel, groß und stramm – komplimentierte mich in mein Zimmer hinein, brannte ein Wachlicht an – *bona notte, Signore* – verschwand.

»Ich hose mich aus, will ins Bett steigen, da merke ich erst, wie durchschwitzt ich bin, will ein anderes Hemd anziehen, sehe mich nach meinem Koffer um, suche ihn vergebens.

»Ich öffne die Tür. *Signorina?!!* – *Si si si si si, Signore!*« erklingt es zurück.

»Ich hatte die alte Frau erwartet, vor der ich mich weniger geniert hätte – Herrgott im Himmel, Mahlsdorf, Sie wissen doch, wie ich bin – steht da plötzlich vor mir das statiöse Frauenzimmer – und ich im Hemd!

»Also mit einem Satze ins Bett hinein und die Decke bis an die Ohren gezogen.

»Nun war ich gesichert. Ich brachte mein Verlangen nach dem Koffer vor, französisch, englisch – was der Koffer auf italienisch heißt, wußte ich nicht.

»*Niente capito, Signore.*«

»Ich versuchte einen Koffer zu beschreiben, fing auch einmal auf deutsch an, und da wurde ich zufällig verstanden.

»*Ah, coffera, coffera – si si si si, Signore!*«

»Sie eilt hinaus, kommt wieder und bringt . . . na, was meint Ihr, Mahlsdorf, was sie hereingeschleppt bringt? Einen Nachtstuhl. Der Nachtstuhl heißt nämlich auf italienisch *coffera*.

»Nein, einen Nachtstuhl will ich nicht, den Koffer, meinen Koffer!«

»*Si si si si, Signore, coffera, coffera, bona coffera!*«

»Und um zu beweisen, was für ein guter Nachtstuhl das ist, daß ich mich ihm ruhig anvertrauen kann, macht sie die Klappe auf, wischt mit ihrer Hand vorn über das Sitzbrett, zeigt sie mir – hier, ganz sauber – und Papier hat sie auch gleich mitgebracht.

»Na, in so etwas bin ich nun weniger genierlich.

»Fräulein, Sie sind ein Original!« lache ich.

»*Ah, orinale, orinale – si si si si si, Signore!*«

»Sie wieder hinaus – und was bringt sie diesmal mit? Einen Nachttopp! *Orinale* heißt das Nachtgeschirr. Sie hatte mein Wort Original falsch verstanden.

»Ja, Sie haben gut lachen, Mahlsdorf! Erst lachte ich auch, dann aber wurde ich wild. Ich wollte doch meinen Koffer haben!

»Es kam noch eine andere Frau herein, klein und alt, nur leider ohne Buckel, ich gestikuliert den beiden vor, was ich haben wollte, meinen Koffer, den ich der Frau mit dem Buckel gegeben, die mich heute früh hier empfangen, mir hier dieses Zimmer vermietet hatte – die beiden verstanden mich nicht.

»Dann aber beschwichtigende Handbewegungen, die Alte ging, kam bald mit einem jungen Herrn wieder zurück.

»Nicht Englisch, nicht Französisch, wohl aber Deutsch.

»Ick – habben – gedient – sibben – Wocken – in – preußick Berlino. Ick – sprecken – perfekt – Deutschland tun.«

»Na, ich wurde mit ihm fertig, er verstand mich.

»Italienisches Gespräch mit den beiden Weibern, seitens dieser verwundertes Kopfschütteln, dann, als ich auf meinen Koffer bestand, energischer Protest.

»Nein – Sie – habben – nix Koffer – geben ab.«

»Nanu!«

»Wie – sein – Ihr – wertiges Name?«

»Richard Jansen.«

»Nein – Sie – heißen – Walter Formann.«

»Nein, ich heiße Richard Jansen.«

»Nein – Sie – heißen – Walter Formann.«

»Nanu, ich werde doch wissen, wie ich heiße!«

»Dann – Sie – sein – Andermann.«

»Sehr richtig, dann werde ich wohl ein anderer sein.«

»Und – Sie – haben – mir – geben ab – ääääääh – Koffer?«

»Ich bin heute früh hier gewesen: eine Frau hat mir hier dieses Zimmer vermietet, ich habe ihr für eine Woche zwanzig Lire gegeben, sie bekam wegen polizeilicher Anmeldung schriftlich meinen Namen.«

»Italienischer Austausch mit den beiden Frauen, verwundertes Kopfschütteln.

»Sie – hat – machen – Ihnen auf?«

»Jawohl, sie hat mir die Saaltür geöffnet.«

»Dieses – Frau – hier?«

»Er deutete dabei auf die Alte.

»Nein, diese nicht.«

»Wer – sonst? Wie – sie aussehen – tun?«

»Nun, vor allen Dingen hatte sie einen Buckel.«

»Buckel? Was das sein, Buckel?«

»Na, einen Höcker, einen Ast, hinten so ein Ding.«

»Ich, der ich im Bette aufrecht saß, hatte dabei bezeichnende Bewegungen hinter meinem Rücken gemacht, und da leuchteten die Augen des jungen Herrn verständnisvoll auf.

»Aaaaah – das Frau – hat gehabt – eine Bussen hinten!«

»Das war es gewesen, was ich vorhin gemeint hatte, hier hörte ich diesen Ausdruck überhaupt zum ersten Male in meinem Leben.

»Jawohl,« lachte ich, »sie hatte ihren Busen hinten, und sogar einen ganz mächtigen Bussen.«

»Nein – hier – nix Frau – mit – Bussen hinten. Sie sein in – falsches Haus – in falsches Zimmer.«

»Ha, da ging auch mir endlich eine Ahnung auf. Unterdessen war mir die Erinnerung wieder etwas zurückgekehrt, ich kiekte mich um – jawohl, dieses Zimmer hatte nur ein Fenster, und ich wußte ganz bestimmt, daß jenes zwei besessen hatte.

»Aber dasselbe Haus muß es doch sein,« sagte ich kleinlaut. »Unten ist doch ein Schuhwarengeschäft.«

»Si si, unten – sein – Schuckwarren. Weissen Sie – nix mehr – Straße?«

»Die Erinnerung ward mir immer lichter.

»Jawohl, die Signorina Rosalia Ferroni, via della Pisa Nummer 178, dritte Etage.«

»Via della Pisa? Ooooh, Signore, das sein – ganz andere Seit von Venetia – weit, serr weit – halbe Stunde gondola.«

»Ach du griene Neine!! Ich hier im Hemd in einem fremden Bette – mein richtiges steht auf der anderen Seite von Venedig – halbe Stunde gondola – und hier bringt man mir Nachtstuhl und Nachttopp.

»Den beiden Frauen ward der Irrtum aufgeklärt, erstaunte Blicke, die schmucke Dirne verzog das Mäulchen, und beide machten, daß sie hinaus kamen.

»Ja, was sollte ich nun tun?

»Signor, ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung!«

»Ooooh, bitte serr – sehr angenehm gewesen sein – abber – wenn Sie nix sein – Signor Capitano Walter Formann – Sie müssen – Bett verlassen – Bett besetzt sein – wir – erwarten.«

»Ja ja, ich stehe sofort auf.«

»Der Herr, wirklich ein überaus höflicher Gentleman, verließ mich, ich heraus, mich wieder angehost. Jetzt kam mir die ganze

Komik zum Bewußtsein, ich mußte furchtbar an mich halten, um nicht laut aufzulachen. Das hätte die doch auch noch beleidigt.

»Ich war schon ziemlich wieder in großer Toilette, als es an der Tür klopfte, der Herr kam wieder herein, einen Zettel in der Hand.

»Verrrzeihung, ick – sprecken – und skreiben – perfekt – Deitsland – abber – kein – England. Können Signore – das – setzen über?«

»Das englisch abgefaßte Telegramm war von keinem anderen, als von Kapitän Walter Formann, in dessen Bette ich gelegen hatte, und ein Zufall war es, daß es – zwar nicht in der via della Pisa, wo ich jetzt sein sollte, sondern in der Stadt Pisa selbst aufgegeben worden war.

»Er meldete darin in respektvollsten Grüßen, daß er leider erst morgen abend hier eintreffen könne.

»Na, dann hätte ich eigentlich gleich wieder in sein Bett steigen können. Aber ich dachte nicht daran, mir war dies alles doch recht fatal gewesen, zumal das mit dem *coffera* und dem *orinale*, von dieser statiösen Frau hereingebracht, die wirklich einen ganz aparten Eindruck machte, die mich für einen anderen gehalten, gegen den, wenn er ihr auch fremd, sie sich doch vielleicht so etwas hätte erlauben können. Vielleicht der erwartete Goldonkel aus Amerika.

»Großen Dank!« sagte der Herr, als ich ihm den Inhalt der Depesche plausibel gemacht. »Serr großen Dank – merr noch größer Dank, Signore!«

»Er wollte, sich immer verbeugend, gehen, ich hielt ihn zurück.

»Was bin ich schuldig?«

»Ooooh, Signore – nix, nix – serr freuen – Irrtum menslick – nix, nix.«

»Nein, das Bett muß ich mindestens bezahlen.«

»Ooooh, Signore – nix, nix – nun . . . wenn Sie wollen durkaus – einne – Flasche Birr – Damen sick – serr freuen sick!«

»Ich griff in die Tasche, holte ein Goldstück hervor und gab es ihm.

»Ooooooh, swansik Lire – ick nix wechseln kann!«

»Bitte sehr, ich will nichts wieder heraushaben.«

»Denn ich war doch ein feiner Bengel, der sich nicht lumpen ließ, und seitdem ich die Hose wieder anhatte, brannten mir die Goldfuchse wieder wie glühendes Eisen in der Tasche, hatte ich heute doch auch gar keine rechte Gelegenheit gehabt, Geld auszugeben.

»Na, dieser Italiener heulte sein ›oooooh‹ wie ein angeschossener Kettenhund, wollte das Goldstück wirklich durchaus nicht annehmen, bis er endlich doch nachgab.

»Abber – Signore – Sie werdden uns gebben – das Ehrre – bißken – mit uns – mangare, mangare – Abend essen.«

»Gut, das nahm ich dankbar an. Der Abendbrottisch war schon gedeckt, mit dem üblichen Wein, die Alle ging noch einmal fort, brachte noch Fleisch und einige Flaschen Bier mit, wir ließen uns nieder, parlierten zusammen, daß man davon Bauchkneipen bekommen konnte.

»Wie ich nach und nach erfuhr, war es Mutter, Sohn und Tochter. Die letztere, das statiöse Frauenzimmer, erst achtzehn Jahre, war eine ganz frischbackene Witwe, nach dem Tode des Gatten, eines italienischen Steuermanns, war sie wieder in das Haus der Mutter gezogen, der Sohn Buchhalter, Kommis.

»Auch über meinen zukünftigen Bettnachfolger suchte ich mich zu erkundigen.

»Ooooooh – gutt Freund von ander Freund – ganz fremd in Venetia – Freund hat Freund geben unsere Adresse – kein Logierhaus – nix gutt Logierhaus – abber hier bei uns gutt aufgehoben – und – wir nix reich – einige Lire gern mitnehmen haben.«

»Diese Offenheit gefiel mir außerordentlich. Ueberhaupt eine solide, hochanständige Familie, das merkte man bei jedem Worte, bei jeder Geste.

»Was mich anbetrifft, so war ich weniger anständig.

»Die Mutter wollte von dem Gelde des Gastes noch mehr Bier holen, ich ließ nicht locker, sie mußte von mir anderes annehmen, mußte alles auf meine Kosten holen, ich ließ Champagner und Mastika anfahren, einen sehr starken, süßen Schnaps, und . . . wir kamen immer mehr in die richtige Stimmung.

»Und an meiner Seite saß die junge Witwe. Ich sage Ihnen, Mahlsdorf – ein Weib – wie Milch und Blut – achtzehn Jahre alt – dabei gebaut wie eine Juno – erst von der Ehe einmal genippt . . . kurz und gut – ich trat ihr einmal mit meinem Latschen auf die Hühneraugen.

»Sie zog ihren Fuß nicht zurück! Ich wurde kühner, trampelte noch ein paarmal auf ihrem Schuhchen herum, und sie zog den Fuß noch immer nicht zurück. Ich krabbelte mit meiner Stiefelspitze ihr ein bißchen weiter an der Wade herauf, und sie duldete es. Ich suchte unter dem Tischtuch ihre Hand, drückte sie, und sie erwiderte den Druck.

»Aha, ahi! Ja, aber Mutter und Sohn! Die schwatzten immer ahnungslos zusammen, auch mit der Tochter, die ganz unbefangen war, nicht röter werden konnte, da ihr die Getränke schon etwas zu Kopfe gestiegen waren, und wir alle befanden uns in der Laune, wo man so etwas gar nicht mehr merkt, was unter dem Tische vor sich geht.

»Nun – ooooh, Signore – Sie bleiben wohl hier – die Nacht?!«

»Ja, ich wollte gleich hier bleiben.

»Gute Nacht allerseits!«

Die junge Witwe und die Mutter leuchteten mir ins Schlafzimmer, machten das Bett wieder – die Mutter ging, die Tochter blieb.

»Eine zweite Nacht konnte ich nicht bleiben, weil da mein Ersatzmann aus Pisa kam, der mich ablöste.

»Auch der englische Kapitän Formann war ein ganz stockfremder. Aber er war der Freund eines Herrn, der hier schon öfters aus-

und eingegangen war, hatte die Adresse dieses pikanten Nachtquartiers erhalten und – was nämlich die Hauptsache ist, um diese ganze Geschichte zu verstehen – war von jenem der Familie empfohlen worden, jener schon bekannte Hausfreund hatte für ihn gebürgt. Das ist ein Gentleman, den könnt ihr ruhig aufnehmen.

»Denn, wie gesagt, im Grunde genommen eine ganz anständige Familie. Das sind eben italienische Verhältnisse, die wir bei uns gar nicht kennen. Darin ähneln die Italiener fast einem unschuldigen Naturvolke, für welches die Sünde gar nicht existiert. Wäre ich ein unflätiger Geselle gewesen, oder hätte ich mich nur etwas unhöflich, brüsk gezeigt – die hätten mein ganzes Gold nicht angenommen, hätten mich hinauskomplimentiert. So aber machte ich einen guten Eindruck – da war ich empfohlen, ich wurde direkt zum Bleiben aufgefordert.

»Goethe hat in seiner italienischen Reise ein Urteil über die Italienerinnen gefällt, was ich ganz bestätigt gefunden habe, sogar noch mehr in der folgenden Geschichte.

»Ich bummelte wieder aus einer Kneipe in die andere. Nicht einmal in eine Gondel kam ich. Am dritten Tage aber hatte ich meine Stammkneipe. Eine Birraria. Mit sechs Kellnerinnen – und dann die Patrona, die Wirtin, eine unförmliche Maschine, die aber nur hinter der Bar stand oder saß.

»Na, ich spendierte die Bierpullen dutzendweise. Ich wurde mein Geld gar nicht los, diese Mädels dort sind so überaus bescheiden, sogar in den Animierkneipen. Die eine konnte ein bißchen Französisch, die mußte immer die Dolmetscherin machen. Es war eine faule Zeit, ich war immer der einzige Gast.

»Kinder,« sagte ich an einem frühen Nachmittage, »was fangen wir jetzt an?« Ich dachte so an Bockspringen oder Schinkenklappen oder so was Aehnliches. – »Wir fahren nach dem Lido, ach ja, nimm uns alle mit, Riccardo!« – So erklang es im Chore. Und wie diese Italienerinnen nun das »Riccardo« aussprechen – Ridschardo – das kann aber ein anderer gar nicht nachmachen – als wenn

süße Butter auf der Zunge zerschmilzt. – ›Was ist denn das, der Lido?‹ – ›Na, die Insel, wo Tag und Nacht Klimbim ist. Ach ja, Riccardo, nimm uns doch mit nach dem Lido, bitte, bitte!‹

»So erklang es im Chore, die kleinen Mädels schmeichelten wie die Kätzchen. Auf diese Weise lernt man gar schnell eine fremde Sprache. Ich verdanke meine ganzen Sprachkenntnisse überhaupt nur Kellnerinnen.

»Na, warum denn nicht?‹ – ›Ja, aber du mußt erst die Patrona fragen, da muß doch das Lokal geschlossen werden, wenn wir alle mitgehen, das hast du natürlich zu bezahlen.‹

»Au! Meine Geldverschwendung bewegte sich immer innerhalb gewisser Grenzen. Etwas wollte ich denn doch dafür haben, und wenn ich gleich alle sechs Mädels mitnahm, hatte ich gewiß nichts davon, und dann auch noch dafür bezahlen, weil dann die ganze Bude geschlossen werden mußte? Das konnte eine teure Schmiere werden.

»Na, ich ging hin zu der Patrona. Und wissen Sie, was die verlangte, wenn die ganze Bude geschlossen würde? Ich hatte schon einen Hundertlireschein bereit gemacht. Fünf Lire. Dann machte sie die ganze Bude zu.

»Doch wie gesagt, es war eben eine faule Zeit, es kam sowieso niemand, außerdem mußten die Mädels am Abend wieder zurück sein, da fing sich eher ein Grünfink, und dann machte die Wirtin zur Bedingung, daß ich auch sie mitnehme.

»Also die Klappe zugemacht und losgezittert mit den sieben Frauenzimmern, nach dem Rialto. Unterwegs, als wir an einem Schokoladengeschäft vorbeikamen, bettelte mich die eine an, ich gab ihr eine Lire ... ach, dieser Jubel von den kleinen Mädels, wie die in den Laden hineinrannten, um sich Bonbons zu kaufen. Und ich hatte eigentlich jeder einen Lire geben wollen. Aber ich war eben gar nicht dazu gekommen. Ueberaus bescheiden – oder eben noch nicht so verwöhnt.

»Eine Gondel genommen und über die blaue Adria gefahren. So bin ich in Venedig wenigstens einmal in eine Gondel gekommen. Und hätte ich die Mädels nicht bei mir gehabt, die doch Bescheid wußten – ich hätte dem Gondolieri für mich allein für die halbe Stunde den zehnfachen Preis bezahlen müssen. Diese Spitzbuben kennen doch ihre Pappenheimer.

»Eine reizende Insel mit lauter Restaurationen und überall Klimbim, Jahrmarktstrubel. Und am Strande alles wimmelnd von badebehosten Männlein und Weiblein, die sich an den Händen faßten und sich jauchzend den blauen Wellen entgegenwarfen, wenn sie nicht im Sande lagen und sich von der Sonne schmoren ließen. Doch daß so Männlein und Weiblein zusammen badeten, war mir nichts Neues mehr.

»Nicht wahr, Riccardo, jetzt wollen wir erst etwas essen?« hieß es.

»Wir promenierten den Strand entlang, gingen in das Hotel von hinten hinein, die Weiber sprachen mit dem Portier, wir wurden geführt, vor uns wurde eine Tür aufgemacht.

»Ich denke doch, die wollen ein *Chambre séparée*. Na ja, ein solches war es ja auch, mit Stühlen und gedecktem Tisch, mit vielen Kleiderhaken zum Ablegen der eventuellen Ueberkleider – aber da war am Boden auch ein großes Wasserbassin, welches durch eine Gitterwand offenbar mit dem Meere in Verbindung stand.

»Und eins, zwei, drei – die Frauenzimmer reißen ihre Kittel ab.

»Nanu, nanu, was macht ihr denn da?«

»Na, wir wollen uns doch baden, wozu geht man denn sonst auf den Lido?«

»Ja, draußen im Meere!«

»Ach, da draußen muß man ja Badekostüme anhaben – und da bekommt man auch nichts zu essen – erst wird hier gebadet und dann diniert.«

»Mahlsdorf Sie kennen mich. Ich bin ein kurioser Kauz. Mit einer, ja, allemal – aber wie sich die sechs Heben vor meinen Augen immer mehr in feigenblattlose Evas verwandelten, und die dicke Maschine von Patrona dazu – ich denke doch jeden Augenblick, mich muß der Schlag treffen.

»Aber es half alles nichts, sie zogen mir die Stiefel aus, zogen mir alles andere vom Leibe – na – und da hopste auch ich mit ins Bassin, und nun ging's in dem brühwarmen Wasser los.

»Mahlsdorf, es sind eigentümliche Weiber, diese Italienerinnen. Man kann sich mit einer wirklich feinen, hochgebildeten Italienerin, oder, was noch mehr sagen will, mit der sittsamsten Tochter einer mittleren Bürgersfamilie ganz offen über Dinge unterhalten, welche man bei uns in Deutschland selbst in einer Gesellschaft, wo es schon freier zugeht, nicht einmal anzudeuten wagt, und das Mädchen selbst bleibt ganz unberührt davon, verliert dadurch von dem Heiligenscheine ihrer Keuschheit keinen Schimmer. An der Italienerin bewahrheitet sich, daß dem Reinen alles rein ist. Das ist es, was Goethe so stark betont hat. Ich hab's erlebt. Es waren doch Kellnerinnen der gewöhnlichsten Sorte, mit denen ich hier zusammen badete, es waren ganz einfach Dirnen – von einer platonischen oder idealen Liebe natürlich keine Rede, das wäre doch lächerlich, im Gegenteil, von glühender Sinnlichkeit, aber . . . frei von jeder Gemeinheit, ich habe nie ein unflätiges Wort gehört, immer graziös, immer naiv dabei. Es sind unschuldige Kinder der Sünde – nein, da kann man überhaupt gar nicht von Sünde sprechen.

»Es ist der Hauch der uralten Kunst, der noch immer durch ganz Italien weht, alles veredelnd, selbst das, was wir überkultivierten Nordländer als gemein bezeichnen, und wenn es bei uns genug Männer gibt, besonders Schwarzröcke, welche die Venus mit einem Mantel bekleidet haben wollen, so verraten sie dadurch

nur ihre eigene Geniertheit, die Unsauberkeit ihrer innersten Gedanken, die sie vergebens zu bemänteln suchen. Dort in Venedig ist mir das voll und ganz zum Bewußtsein gekommen.

»Na, wir plätscherten wie toll in dem Bassin herum. Und nun der ungeheuere Fleischklumpen von Wirtin – ach Gott, ach Gott, was haben wir über die gelacht!

»Jetzt wollen wir essen,« hieß es dann, als wir uns ausgetobt hatten. »Pikkolo, Pikkolo!«

»Richtig, es kam ein befrackter Kellner, nahm die Bestellung in Empfang, verzog keine Miene, wie wir acht nackten Menschen da so im Wasser standen. Selbstverständlich nicht. Der kannte das ja eben gar nicht anders.

»Das Essen kam sofort, das Hauptgericht bildete Makkaroni, und wir speisten – aber nicht etwa oben an dem Tische, sondern hier unten im Wasser, das war alles gleich danach eingerichtet, Holzschüsseln, die schwammen, wir standen herum, und die Mädels beugten sich zurück, sperrten den Schnabel auf und ließen die langen Nudeln die Kehle hinabgleiten. So im Wasser stehend zu essen, das gehört nämlich mit zum Hauptvergnügen beim Besuche des Lidos.

»Dann bekamen wir Kostüme, und nun ging die Baderei erst noch einmal richtig im offenen Meere los. Dazu hatten wir aber erst noch ein Stückchen Weg zu gehen, und noch einmal kam mir die Komik der ganzen Situation recht zum Bewußtsein, wie ich mit meinen langen Storchbeinen über den Strand stolzierte, hinter mir her gackernd meine sieben Hennen.« – –

Jansen schwieg.

Traumverloren blickte er in die Ferne, noch ein glückliches Lächeln um den Lippen.

»Ja, es war eine schöne, schöne Zeit!«

Nach und nach erstarb das Lächeln.

»Und warum soll sie nicht wiederkommen? Bin ich nicht ein freier Mann, freier denn je? Bin ich nicht noch immer jung? Sagt,

Mahlsdorf, wer will mich daran hindern, mich wieder in den Strudel des Lebens zu stürzen und es mit vollen Zügen zu genießen? Wer will mich daran hindern, wer will mich daran hindern . . . «

Mahlsdorf hatte zuletzt auf einer Seekarte mit dem Zirkel gemessen – plötzlich kam ihm die Stimme des Kapitäns so ganz anders vor, sie wurde heiser, es klang immer wilder – und noch ehe er erschrocken nach dem sich so veränderten Sprecher blicken konnte, ward er hart an der Schulter gepackt und heftig geschüttelt.

Vor ihm stand Jansen, total verändert, mit wild rollenden Augen, das Gesicht fast verzerrt.

»Wer will mich daran hindern?!« stieß er zwischen den knirschenden Zähnen hervor. »Sprecht, Mahlsdorf, wer will mich daran hindern, wieder jung wie damals zu werden – wieder der lustige Richard – wer will mich daran hindern, wer – will – mich – daran – hindern?? Sprecht oder es ist Euer Tod!!«

»Um Gott!!« rief der zu Tode erschrockene Mahlsdorf, »Kapitän, was ist Euch denn?!«

Jansen hörte auf zu schütteln, er schien zu lauschen, sein Gesicht glättete sich wieder, er zog die Hand zurück.

»Dummes Zeug,« sagte er dann ganz ruhig, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, »ich glaube, ich habe geträumt. Na, was gibt's denn da unten?«

KARLEMANN, DER SADIST UND VOLKSBEGLÜCKER.

Es waren Karlemann und der Steward, welche sich streitend der Kommandobrücke näherten.

»Bernhard will mir kein Oel geben.«

»Ich habe nur noch eine einzige Flasche!« verteidigte sich der Steward.

»Ja, aber eine Zehnliterflasche, eine ganze Kruke.«

»Mister Algots will aber einen großen Kochtopf voll haben, in den mindestens die Hälfte hineingeht.«

»Dann hat er noch immer die Hälfte, das reicht zu dem bißchen Salat.«

»Wer weiß, wann ich wieder Oel bekomme!«

»Wozu brauchen Sie denn so viel Oel?« fragte Jansen.

»Das ist meine Sache!« wurde der Knirps wieder einmal unverschämt.

»Wenn Sie so antworten, dann mag es auch Ihre Sache sein, woher Sie das Oel bekommen. Kann es denn nicht Maschinenöl sein?«

»Jawohl, fressen Sie mal das, was ich kochen will, mit Schmieröl.«

»Ach so, eine Speise wollen Sie kochen!« konnte Jansen schon wieder lachen.

»Ganz richtig.«

»Was für ein Gericht denn?«

»Was Sie sogar gern essen. Warten Sie, ich komme gleich hinauf.«

Karlemann verschwand noch einmal unter der Kommando-
brücke.

»Steward,« rief Jansen dem sich ebenfalls entfernenden Provi-
antmeister nach, »schreibe einmal alles auf, was ergänzt werden
muß.«

»Das habe ich bereits getan, und das ist bis auf Fleisch und
Hülsenfrüchte so ziemlich alles, sogar das Salz wird knapp.«

»So bring mir die Liste!«

Karlemann kam die Treppe herauf, steckte gleich die Hände in
die Hosentaschen und begann hin und her zu marschieren.

»Käpt'n, ich habe was.«

»Nun, was denn?«

»Eine Idee, eine Idee, eine Idee – eine großartige Idee!«

»Was für eine Idee?«

»Das wird nicht verraten.«

»Na, dann verschonen Sie mich mit Ihren Andeutungen.«

»Ich muß Sie aber doch erst um einen Rat fragen.«

»So fragen Sie los!«

»Sie wollen doch immer gern arbeiten.«

»Na, darauf bin ich nicht mehr so versessen.«

»Sie wollen doch nicht nur so planlos hin und her gondeln, sondern dabei einen nützlichen Zweck verfolgen.«

»Wären Sie vorhin oben gewesen, so hätten Sie gehört, wie ich Mahlsdorf auseinandersetzte, daß sich darin meine Ansichten bedeutend geändert haben.«

»Aber die Matrosen müssen beschäftigt werden.«

»Die sind beschäftigt genug.«

»Durchaus nicht! Die haben viel zu viel Freizeit. Und was tun sie in dieser Freizeit? Gegen das Turnen will ich ja gar nichts einwenden, aber da sitzen sie da und spielen Karten . . . «

»Oho, oho!! Haben Sie denn überhaupt schon einmal gesehen, daß Matrosen Karten gespielt haben? Das gibt es an Bord meines Schiffes nicht.«

»Na, da spielen sie nicht Karten, aber – aber – da sitzen sie da und lesen egal in Büchern, tun gerade, als ob sie das nicht schon in der Schule gelernt hätten.«

Jansen mußte herzlich lachen ob dieser eigentümlichen Ansicht über das Lesen.

»Na ja,« verteidigte sich Karlemann, »wenn man's in der Schule gelernt hat, was braucht man denn da noch zu lesen? 's ist ja doch nur alles Unsinn, was in den Büchern steht.«

Dann kratzte er sich nachdenklich in seinen langen Haaren, die, wie schon einmal erwähnt, bei dem jetzt fünfzehnjährigen Jungen schon weiße Fäden zeigten.

»Ja, manchmal ist's aber doch ganz gut, wenn man so was kann. Sie haben doch hier oben so, ein Prä – Prä – Prä . . . na, wissen Sie denn nicht, was ich meine?!« schnauzte Karlemann seinen langen Freund zuletzt an.

»Ein Prä . . . wenn Sie nicht wenigstens noch eine Silbe hinzusetzen, da ist wirklich schwer etwas zu erraten.«

»Prä – Präpa . . . na, da haben Sie die zweite Silbe.«

»Präparat.«

»Ach, ist denn ein Präparat etwa ein Buch?!«

»Ach so, ein Buch soll es sein. Ein Buch, das mit Prä anfängt?«

»Na, wie heißt denn solches Fleisch und Gemüse, das man so lange in Büchsen aufheben kann, bis es drin stinkig wird?«

»Ach, präserviert!«

»Richtig, richtig, präseverariert! Na, wissen Sie nun, was für ein Buch ich meine?«

»Ein Buch, das präserviert ist?«

»Nicht präserviert, dafür gibt es doch auch noch einen anderen Namen. Herrgott, Käpt'n, sind Sie aber heute schwer von Verstandemich! Da sieht man nun, was das ganze Lesen nütze ist!«

Jansen sah seinen kleinen Freund starr an, dann legte er den Finger an die Nase.

»Hören Sie mal, Karlemann – Sie meinen doch nicht etwa ein Konversationslexikon?«

»Na, endlich! Das hat aber lange gedauert! Ja, das ist das Buch, welches ich meine.«

Auszusprechen wagte Karlemann dieses Wort nicht, jetzt nicht und niemals.

Und unser Held hatte eine großartige Probe seines Scharfsinnes gegeben. Präserviertes Gemüse und Konversationslexikon – präserviert, konserviert, Konversationslexikon – es ist doch ein gar weiter Umweg, den der suchende Geist machen muß.

Karlemann sah es selber ein, er reckte sich auf den Zehenspitzen empor, um seinen langen Freund wohlwollend auf den Bauch klopfen zu können.

»Neneee, alter Junge, ich erkenne Ihren Scharfsinn ganz an – Sie sind wirklich ein Rateluder. Also Sie haben so ein Ding hier oben?«

»Gewiß, hier im Kartenhaus. Aber unten in der Bibliothek ist auch eins, gleich zwei.«

»Ich weiß, aber ich, Kapitän Karl Algots, kann mir doch nicht von so einem ungebildeten Matrosen zeigen lassen, wie man da nachguckt. Das kann nur ein anderer Kapitän. Ist es wahr, daß da alles drinsteht?«

»Alles – was heißt alles?«

»Alles muß drinstehen, sonst ist es nicht so ein richtiges Buch, wie ich meine.«

»Na ja, es steht alles Wissenswerte drin – alles was der Mensch wissen muß.«

»Zum Beispiel, zum Beispiel . . . wie man saure Nieren kocht?«
Diesmal war es Jansen, der sich hinter den Ohren kratzte.

»Nee, Karlemännchen – wie man saure Nieren kocht, das steht nun allerdings nicht im Konversationslexikon.«

»Na, da sehen Sie, was Ihre ganzen Bücher wert sind!«

»Ja, das ist etwas anderes. Da gibt es Spezialbücher. Das finden Sie im Kochbuch.«

»Kochbuch? Was ist denn das?«

»Nun, ein Buch, in dem alle Rezepte verzeichnet sind, wie man die Speisen kocht.«

Karlemann reckte seinen Oberkörper vor.

»Wie man kocht? Sie denken wohl, Sie können mich veralbern? So ein Buch gäbe es? Na, nun lassen Sie mich aber aus!«

»Faktisch, solche Kochbücher gibt es genug. Da wird ganz genau beschrieben, wie man die Geschichte anrührt, was für Zutaten man hinzusetzt, wie lange man es kochen läßt . . . «

»Wirklich? Gut, ich will's glauben. Aber nur glauben! Meinetwegen auch zusehen. Aber essen mag ich's nicht. Nenee, Jansen, mir machen Sie nichts vor, da bin ich doch zu helle. Das hätten Sie mal meiner Mutter sagen sollen, die hätte Ihnen nicht schlecht den Kochlöffel um die Ohren gehauen. Oder wenn in einem Buche ganz genau beschrieben wird, wie man schwimmt, oder wie man

die Riesenwelle macht – können Sie da etwa schwimmen und die Riesenwelle machen? Nenee, Jansen, mich veralbern Sie nicht.«

»Na, was wollen Sie nun im Konversationslexikon nachsehen?«

»Sie sollen mir nur zeigen, wie's gemacht wird, daß man's drin findet. Probiert habe ich's, aber es ging nicht. Da habe ich von vorne angefangen, einmal, dachte ich, muß es doch kommen, aber das dauerte doch ein bißchen gar zu lange, da ließ ich's sein.«

»Sie wollen mir das Wort nicht sagen?«

»Auf keinen Fall. Es wird nichts verraten.«

»Mit welchem Buchstaben fängt das Wort wenigstens an?«

»Mit welchem Buchstaben? Hm, wollen gleich mal sehen.«

Und Karlemann hob die Hand und begann mit dem ausgestreckten Zeigefinger in der Luft zu malen; es war köstlich anzusehen, am köstlichsten aber, wie er plötzlich kopfschüttelnd die Hand zurückzog, schnell in sie hineinspuckte und dann tat, als ob er das in die Luft Geschriebene wieder auswische, als hätte er also etwa eine große Schultafel vor sich, worauf er wieder langsam zu malen begann, abermals in die Hand spuckend, und auswischend, und das so fort.

»Schreibt man das Wort groß?«

»Ja, ich weiß ja gar nicht, was Sie schreiben wollen. Ist es denn ein Hauptwort?«

»Ein Hauptwort? Nee, 's ist was zu essen.«

»Na, dann wird's groß geschrieben,« lachte Jansen.

Er hatte schon längst gesehen, daß es ein S und ein a war, was Karlemann in die Luft malte.

»Es fängt mit dem S an, also mit dem großen,« entschied Karlemann dann auch endlich.

»Und was ist der nächste Buchstabe?«

»Dann kommt – kommt – warten Sie mal, da muß ich erst nachsehen.«

Und Karlemann fing wieder an, in die Luft zu schreiben, auch noch mehrmals auswischend, obgleich es immer ein a war, das er unsichtbar hinschrieb.

»Ja, jetzt weiß ich es, aber ich sag's nicht. Sonst könnten Sie es gleich wissen. Sie sind ja eben so ein Rateluder.«

»In welchem Bande haben Sie denn vorhin nachgelesen, als Sie das Wort suchen wollten?«

»Nu, ich fing eben mit dem ersten an.«

»Mit dem A?«

»Ja, erst kam das große A. Und da stand schon ein Meerrettich drinne! Was für einen Sums die nur mit so einem einzigen Buchstaben machen! Und dann kam ein großes A mit einem kleinen a. Nu, das war aber erst ein Haufen. Da habe ich lieber aufgehört.«

»Und Sie wollten ein Wort suchen, das mit dem S beginnt? Wollten deshalb das ganze Konversationslexikon durchlesen, so an die sechzehn Bände? Na, das hätte nun freilich ein bißchen lange gedauert.«

»Deshalb komme ich eben zu Ihnen! Sie sollen mir zeigen, wie das gemacht wird.«

Sie gingen ins Kartenhaus, wo auch ein sechzehnbandiges Konversationslexikon aufgebaut war.

Karlemann hatte das Nachschlagen gar schnell begriffen. Denn daß dieser deutsche Zigeunerknabe sonst ein gar aufgeweckter Kopf war, daran wird wohl nicht gezweifelt. Er hatte wegen seiner Wilddieberei und sonstigen Beschäftigungen, die ihm Geld einbringen mußten, nur immer zu wenig Zeit für die Schule übrig gehabt, hatte diese ja ganz vorzeitig verlassen, war auch sonst immer zurückgeblieben. Seine Schulbildung – was man so jetzt Schulbildung nennt, worüber einst unsere Nachwelt das Urteil fällen wird – entsprach kaum der eines neunjährigen Jungen, selbst mit seinem Schreiben sah es noch ganz mangelhaft aus, von Orthographie gar nicht zu sprechen – und der Dorfschulmeister, der ihn verprügelt, hatte nicht geahnt, daß dieser faule Schlingel

schon die schwierigsten trigonometrischen Formeln mit Logarithmen lösen konnte.

»So, jetzt weiß ich, wie es gemacht wird. Nun gehen Sie mal weg, jetzt will ich's mal allein machen.«

Während Jansen auf der Brücke hin und her ging, beobachtete er, wie Karlemann den B-Band nahm, darin blätterte, suchte, bis er zu lesen begann, mit dem schmutzigen Finger immer die Zeilen verfolgend.

Es dauerte lange, ehe er eine Spalte herunter hatte, denn auch mit dem Lesen sah's bei Karlemännchen mau aus, und es war ein Artikel von vielen Spalten.

»So, nun können Sie wieder hereinkommen. Sehen Sie, nischt ist es mit Ihren Büchern! Gleich über Bord schmeißen sollte man sie. Da lese ich eine halbe Stunde, daß mir die Augen triefen – kein Wort steht darin.«

»Was wollten Sie denn wissen?«

»Bruch habe ich aufgeschlagen. Da steht was drin von Nenner und Zähler, von Dezimalbrüchen und gemischten Brüchen – dann schwatzen die etwas von Moorbruch und Blätterbruch – dann fangen die gar an von Schenkelbruch und von Unterleibsbrüchen, daß man gleich das Brechen kriegen kann – – aber von dem Bruch, von dem ich was wissen will, da steht kein Sterbenswörtchen drin.«

»Ja, was für einen Bruch meinen Sie denn?«

»Bruchschokolade.«

Jansen krümmte sich vor Lachen.

»Nein, Bruchschokolade steht allerdings nicht drin,« sagte er dann. »Da müßten Sie schon unter Schokolade nachschlagen, würden es aber auch dort nicht finden. Ja, wenn die Fabrikation von Bruchschokolade eine eigene Industrie wäre . . . «

»Bruchschokolade keine eigene Industrie? Na, ich danke!«

»Aber Karlemännchen, Bruchschokolade ist doch nur ein Abfall bei der Schokoladenfabrikation! Was so beim Einpacken zerbricht, das wird in eine besondere Kiste geworfen . . . «

»Oho, oho!! Nur man sachte! In Hamburg gibt's eine große Fabrik, mit ein paar hundert Arbeitern, die macht nichts weiter als Bruchschokolade.«

»Das ist ja gar nicht möglich, das ist . . . «

»Wenn ich Ihnen sage! Ja, die machen auch erst die Schokolade in großen Tafeln, aber dann werden die zerschmissen, zerhauen, oder es gibt gleich eine Maschine dazu, die das besorgt, und dann wird das Zeug billig verkauft, das soll aussehen, als wäre es Abfall, den man eigentlich gar nicht mehr verkaufen könnte, oder nur so nebenbei, wobei man noch Geld zusetzt – aber in Wirklichkeit wird diese Bruchschokolade erst künstlich fabriziert. Na, was sagen Sie nun? Ist das keine Industrie?«

Ja, da freilich konnte Jansen nichts mehr sagen. Mit diesem Jungen war eben auch gar nichts anzufangen.

»Sie wollen also Bruchschokolade fabrizieren?«

»Bruchschokolade?« wiederholte Karlemann in seinem ihm eigentümlichen, impertinenten, höhnischen Tone, den man ihm aber unmöglich übelnehmen konnte. »Na, wie in aller Welt soll ich denn hier an Bord Schokolade machen können? Jansen, Sie haben heute unbedingt Ihren unglücklichen Tag, Sie sind rein borniert! Wissen Sie denn gar nicht, was man dazu alles braucht, um Schokolade zu machen? Da braucht man vor allen Dingen Kartoffelmehl – und und und – Zucker – und und und – Fannilsche – und und und – eine braune Farbe . . . «

»Und vor allen Dingen doch wohl Kakao.«

»Was soll man zur Schokolade brauchen?«

»Kakao; das ist doch der Hauptbestandteil der Schokolade.«

»Kakao? Nee. In der großen Hamburger Schokoladenfabrik, in der mein Onkel arbeitet, der mich mal mit reinnahm und mir alles zeigte, da kam keen Kakao in de Schokolade. Und der Fabrikant muß es doch besser wissen als wie Sie, wie man Schokolade macht – der ist Kommerzienrat und hat einen ganzen Haufen Orden.«

Jansen machte, daß er hinaus kam. Bald aber wurde er wieder ins Kartenhaus gerufen. Schützend hielt Karlemann die Hände über das aufgeschlagene Buch.

»Ich glaube, jetzt hab' ich's. Was ist denn das, Ismus?«

»Ismus? Das verstehe ich nicht. Isthmus.«

»Nee. Ismus. Das Wort selber finde ich nicht, aber doch den Anfang, und da hängt ein Ismus dran.«

»Aha, jetzt weiß ich, was Sie meinen. Ja, Karlemann, das – das – kann ich Ihnen auch nicht recht erklären. Ich bin in den technischen Ausdrücken des Sprachenaufbaues auch nicht bewandert. Es ist – es ist – eine sächliche Verallgemeinerung . . . oder ich will Ihnen doch Beispiele geben. Katholik, Katholizismus; Buddhist, Buddhismus; Anarchist, Anarchismus . . . «

»Aha, aha, aha!! Jetzt weiß ich schon. Ja, dann stimmt's, dann habe ich das Wort auch gefunden, nur mit einem Ismus. Sie können wieder rausgehen.«

Und Karlemann begann abermals, mit der Fingerspitze unter den Zeilen zu rutschen. Man sah ganz deutlich, wo er gelesen hatte, er ließ eine geistige Spur zurück, materialisiert durch seinen schmutzigen Finger.

Er las wieder sehr lange, dann hörte man ihn fluchen.

»Na Krrreiz und Krrruzifix noch einmal! Ist denn das Buch besoffen oder bin ich's! Da werde doch der Teifel draus klug! Das kann man doch nicht essen!«

»Soll ich Ihnen helfen?« fragte Jansen.

»Ja, kommen Sie her, und nun habe ich die Geschichte satt, Sie erfahren's doch sowieso, sobald ich das Oel habe. Nun lesen Sie mal das hier. Welches Schwein soll denn das fressen? Ich werde überhaupt

gar nicht draus klug, was da eigentlich geschwatzt wird.«

Jansen trat näher, beugte sich über das Buch.

»Was meinen Sie denn?«

»Na hier, hier, das fettgedruckte Wort, wo die Geschichte anfängt.«

»Sadismus?« fragte Jansen in grenzenlosem Staunen.

»Jawohl, Sadismus.«

»Ja, Mensch, wie kommen Sie denn auf Sadismus?!« staunte Jansen immer mehr.

»Na, ich will hier Sadismus machen.«

»Was? Sie wollen hier an Bord meines Schiffes den Sadismus einführen?! Sie sind wohl . . . nicht recht bei Troste?! Wissen Sie denn überhaupt, was Sadismus ist?«

»Freilich, sonst würde ich's doch nicht machen. Dazu brauche ich doch das Oel. Hier steht nun allerdings etwas ganz anderes, das verstehe ich überhaupt gar nicht.«

Jansen merkte schon, daß hier ein kolossaler Irrtum vorlag.

»Nun sagen Sie mal, was Sie eigentlich aufsuchen wollten.«

»Na, Sadine.«

»Sadine, was ist denn das?!«

»Mensch, stellen Sie sich doch nicht so dumm!! Sie wissen nicht, was eine Sadine ist? Die schwimmt im Meere – und dann kommt sie in Blechdosen – mit Oel – die ganze Dose fünf Silber Groschen – es gibt auch noch größere – die einzelne Sadine kostet immer einen Groschen.«

»Ach, Sardine meinen Sie, Sarrrdine!«

»Meinetwegen Sarrrdine, das ist doch ganz egal, auf so einen lumpigen Buchstaben kommt's doch nicht drauf an. Und sehen Sie – Sardine habe ich nicht gefunden – aber hier Sardismus – und das

stimmt ja auch ganz, wie Sie sagten – – Katholik, Katholizismus; Buddhist, Buddhismus; Nihilist, Nihilismus; Sardine, Sardismus. Aber was nun hier drin steht, das stimmt nicht. Da ist von Fischen und Blechbüchsen gar nicht die Rede. Das ist ja Luderzeig, das kann man doch nicht essen.«

»Ja, lieber Karlemann, das ist aber doch auch ein Unterschied, Sardine und der Graf Sade, auf den einzigen lumpigen Buchstaben kommt es recht wohl an, die Sardine schreibt sich eben mit dem r.«

»Tut sie?«

Karlemann fing wieder mit dem Zeigefinger in der Luft zu schreiben an, manchmal auch wieder mit der nassen Hand auswischend und neu beginnend, bis er seiner Sache sicher war.

»Weeß Kneppchen, Käpt'n, Sie haben recht, die Sardine hat in der Mitte ein r, ein kleines r. Wissen Sie, Käpt'n, wo ich das nun weiß, da brauche ich auch erst gar nicht davon zu lesen. So ein Buch kann doch überhaupt nicht mir, dem Kapitän Karl Algots, erzählen, wie man Sardinen in Oel kocht und dann in Blechkästen einsperrt.«

»Also Sardinen wollen Sie in Oel präservieren? Das ist das große Geheimnis, die große Idee?«

»Jawohl, ich will hier eine Oelsardinenfabrik begründen.«

»Hier auf dem Schiffe?«

»Gewiß, hier an Bord. Das ganze Zwischendeck wird als Küche eingerichtet, für die Fische werde ich sorgen – das verstehe ich, das wissen Sie doch, ich fange sogar dort Fische, wo gar keine sind – Ihre Leute kochen sie in Oel, packen sie in Blechbüchsen ein, löten diese zu und so weiter. Vielleicht können wir ja auch noch gleich eine Blechbüchsenfabrik betreiben. Doch das will überlegt sein. Sehen Sie, da haben Ihre Matrosen immer etwas zu tun – und die Hauptsache ist: wir verdienen schweres Geld dabei.«

»Hm,« brummte Jansen, sein Lächeln unterdrückend. »Und wer soll uns denn diese Sardinen abkaufen?«

»Na, die Menschen, die Menschen! Oder doch alle die, welche Oelsardinen gern essen. Und das sind doch die meisten. Oder essen Sie keine Oelsardinen?«

»O ja, ab und zu ganz gern.«

»Ich nicht. Wenn ich eine Oelsardine sehe, nur eine verschlossene Büchse, kriege ich allemal gleich den Durchfall. Ich mußte nämlich einmal als Kind immer Rhinozerosöl nehmen. Und ich kann überhaupt nichts Oeliges in den Mund nehmen. Da mache ich meinem Namen Algots alle Ehre. Und wenn ich nun eine Flasche mit Oel sehe, oder eine Oelsardine, oder sonst etwas Oeliges – da muß ich allemal an das Rhinozerosöl denken, und ich kriege sofort den Durchfall.«

»Hm, und bei dieser Abneigung gegen alles Oelige wollen Sie Oelsardinen en gros fabrizieren?«

»Nu warum denn nicht? Oder denken Sie etwa, der Kommerzienrat frißt seine Schokolade selber? Ebensowenig wie ich früher meine eigenen Eier.«

»Aber, Karlemann, Sie müssen doch bedenken, daß es schon Oelsardinenfabriken genug geben wird, die wegen der Konkurrenz ganz rationell arbeiten müssen – da können wir sie wohl schwerlich billiger herstellen.«

»Da können Sie recht haben, aber bei uns ist das doch wieder etwas ganz anderes. Wollen Sie jetzt ein richtiger Seeräuber werden?«

»Was sagen Sie da?!« fuhr Jansen empor.

»Na na – antworten Sie mir nur ganz ruhig.«

»Ob ich Seeraub treiben will? Nein, niemals!«

»Ganz meine Ansicht. Mit der richtigen Seeräuberei ist heutzutage nicht mehr viel los, es kommt nischt dabei heraus. Aber nun nehmen Sie mal an – Sie sehen ein Schiff, Segler oder Dampfer – Sie signalisieren: ›Sturmbraut‹, Kapitän Richard Jansen, streicht die Segel!!! – glauben Sie nicht, daß da jedes Schiff sofort stoppen wird?«

»Hm. Jedes gerade nicht. Aber die meisten doch wohl.«

»Und werden wohl an keinen Widerstand denken.«

»Ein Handelsschiff so leicht nicht.«

»Na, sehen Sie. Und nun gehen Sie hinüber an Bord, aber nicht etwa als Seeräuber, sondern Sie ziehen vor dem Herrn Kapitän höflich die Mütze, stellen sich vor – mein Name ist Richard Jansen, Sie kennen mich wohl schon, ich bin gegenwärtig Oelsardinenreisender, meine Firma ist höchst leistungsfähig – nicht wahr, Herr Kapitän, Sie nehmen mir etwas ab, es ist meine erste Geschäftsreise – vielleicht tausend Büchsen gefällig? Ach, nehmen Sie doch lieber gleich zehntausend. Sie kommen dabei viel billiger weg, werden selbst ein Bombengeschäft damit machen. Aber ich verkaufe nur gegen bar. – Glauben Sie, Jansen, daß der Kapitän Ihnen mit Freuden zehntausend Büchsen abkaufen wird?«

Vorläufig konnte Jansen nur lachen.

»Sie brauchen ihm deshalb keine Kanone auf die Brust zu setzen,« fuhr Karlemann fort, »nicht einmal eine Pistole. Das ist ein ganz ehrliches Geschäft.«

»Nein, das ist es nicht! Dann treibe ich lieber gleich ganz offen Seeraub.«

»Machen Sie es – ich mache dazu Oelsardinen. Nun will ich Ihnen aber etwas anderes sagen, Jansen. Halten Sie mich für dumm?«

»Ganz das Gegenteil.«

»Habe ich nicht immer nur originelle Ideen gehabt, die was einbrachten?«

»Ja, Karlemann, das haben Sie, Sie sind ein wirkliches Genie.«

»Na, und da können Sie glauben, ich wollte Oelsardinen machen?«

»Sie wollen's gar nicht?! Ja, was zum Teufel zerren Sie mich denn da erst mit den Oelsardinen so lange herum?!«

»Ruhig, ruhig. Etwas ist schon dabei. Sie sagten vorhin, Sie hätten über die Arbeit andere Ansichten bekommen. Ich ebenfalls.

Nur ist's bei mir gerade umgekehrt als wie bei Ihnen. Sie gehen hinab, ich hinauf. Ich will mich veredeln. Ja, ververedeln will ich mich. Ich habe früher Hühnereier fabriziert, auch viel Geld damit verdient. Aber waren diese Hühnereier etwas wert für die allgemeine Menschheit? Nein, denn diese meine selbstgelegten Hühnereier waren Schwindel. Sie enthielten keine Spur von Eiweiß, sie enthielten keine Spur von Fett – außerdem bekam man nach ihnen den Durchfall. Jetzt aber habe ich etwas erfunden, womit ich die ganze Menschheit beglücken werde. Ja, Jansen, ich will ein Wohltäter der Menschheit werden.«

»Na, nun schießen Sie los mit Ihrer Beglückerei, Sie Wohltäter der Menschheit!«

Karlemann holte tief Atem, ehe er fortfuhr:

»Im Meere leben bekanntermaßen eine ganze Masse Fische. Es werden ja auch genug gefangen; aber was ist das im Gegensatz zu der Unmenge von Menschen, die auf der Erde herumlaufen. Nur die Küstenbewohner wissen etwas von richtiger Fischnahrung. Das macht, man kann die Fische nicht weit verschicken, nicht lange aufbewahren. Gefangen, geschlachtet, gebraten oder gekocht und gegessen. Was nicht bald gegessen wird, fängt an zu stinken. Es gibt ja einige Ausnahmen – Hering, Bücking, Sprotte, Sardine. Aber was ist das, was da verkonsumiert wird, im Gegensatz zu der ungeheuren Menge von Fischen, die im Meere herumschwimmen? Durch diese Einseitigkeit, die sich nur auf gewisse Fische erstreckt, beginnen sich denn auch schon die Reihen des Herings und seiner kleineren Kollegen ganz bedenklich zu lichten, aus der Ostsee ist er bereits herausgefressen, und doch immer nur von einigen wenigen Liebhabern eines gesalzenen oder marinieren Herings. Eine wichtigere Rolle als Volksnahrungsmittel spielt schon der Stockfisch, der getrocknete Kabeljau, der sich in diesem Zustande ewig hält, aber doch auch nur für die obersten Nordländer, und überhaupt ist Stockfisch ganz einfach Luderzeug.

»Aber haben Sie schon einmal einen geräucherten Delphin gesehen? Oder einen marinierten Haifisch? Oder einen Walfisch in Oel? Sehen Sie, das ist es, was ich meine. Die Menschheit weiß die Fische noch gar nicht zu verwerten. Es sind nämlich auch herzlich wenig Fische, die wir essen können. Das heißt, wir verstehen sie nicht zuzubereiten. Kabeljau, Schellfisch, Flunder, Makrele, Aal – mehr kommt für uns als Nahrung aus dem Meere kaum in Betracht. Und was für ungeheuere Scharen anderer Fischarten streichen nun durch das Meer! Der Fischer geht ihnen aus dem Wege, denn wo diese sind, kommen die nicht vor, auf die er es abgesehen hat, und geraten sie zufällig in sein Netz, wirft er sie ärgerlich wieder über Bord. Sie kommen für die Menschheit nicht in Betracht, ihr Fleisch ist zu hart, zu zäh. Denken Sie nur, wie man mit dem Walfisch verschwenderisch umgeht. Ich weiß schon, es ist kein Fisch, aber auch er schwimmt doch im Meere. Man löst ihm nur die Barten ab, den Speck – und die übrigen hundert Zentner Fleisch überläßt man den Möwen und den Haien. Das ist ein Skandal! Aber welcher Segen, wenn der Haifisch genießbar wäre! Die im Süden segelnde Schiffe hätten immer frisches Fleisch, und unter dem furchtbarsten Räuber des Meeres würde bald aufgeräumt sein, was man wieder an dem Fischreichtum merken würde. Dasselbe gilt ja auch von allen anderen Raubfischen, deren Fleisch wegen ihrer Zähigkeit fast immer ungenießbar ist.

»Man hat schon viel versucht, dieses harte Fleisch weich zu bekommen, daß man es verdauen kann, zunächst kauen. Man hat es immer mit überhitztem Dampfe probiert, besondere Kochtöpfe dazu gemacht – ganz vergebens. Aber auf eine ganz einfache Idee ist man noch nicht gekommen.«

»Auch die großen Fische in Oel zu kochen,« sagte Jansen, der jetzt wirklich mit Interesse zuhörte.

»Ja, das ist es. Wissen Sie, bei welcher Temperatur Oel – Pflanzenöl – zu sieden anfängt?«

»Ich weiß es nicht aus dem Kopfe, aber ... «

»Ich kann es Ihnen sagen. Die Pflanzenöle sieden alle zwischen 250 und 300 Grad. Woher ich das weiß? Nicht etwa aus Ihren dämlichen Büchern. Weil ich der Sohn eines Schmiedes bin. Stahl wird oft in Oel gehärtet. Anstatt den ausgeschmiedeten und gefeilten Meißel in Wasser zu löschen, wodurch er glashart wird, und ihn dann auf einem rotglühenden Eisen wieder anlaufen zu lassen, gelb, rot oder blau, löscht man ihn lieber in Oel, in kaltem oder in heißem, je nachdem man ihn hart haben will, wozu man ihn braucht. Aber das will gelernt sein, das kann man nicht aus Büchern studieren. Und in so etwas war mein Vater ein Luder. Das war überhaupt ein Diftelmaier. Der hätte kein Dorfschmied zu bleiben brauchen. Er wußte nur nichts aus sich zu machen. Ein gar heller Kopp? Deshalb habe ich ihn auch zu meinem Vater erwählt. – Doch Spaß beiseite! Man kocht bereits Fische in Oel, um sie aufheben zu können, aber nur solche, welche an sich schon ein ganz zartes Fleisch haben. Ja, man hat auch schon immer Rindfleisch gekocht und Bouillon getrunken. Aber auf den Gedanken, die ungeheueren Rinderscharen, welche auf den Prärien Südamerikas weiden, bisher fast ganz wertlos, für die allgemeine Menschheit nutzbar zu machen, indem aus ihrem Fleische der Extrakt gezogen wird – auf diesen eigentlich doch so einfachen Gedanken ist erst Justus Liebig gekommen, der mußte die Menschheit erst mit der Nase draufdrücken. Ja ja, Jansen, Sie brauchen mich nicht so anzukieken, ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe. Und was Professor Justus Liebig für das Rindvieh gewesen ist, das werde ich, Kapitän Karl Algots, für die Fische sein.«

Karlemann erhob sich, nahm eine möglichst gravitatische Miene an.

»Ja, Jansen, ich will ein Wohltäter der Menschheit werden! Und passen Sie auf, ich werd's. Es wird die Zeit kommen – Sie sind noch jung, Sie können's noch erleben – wo man mir allüberall in der Welt ein Denkmal aus Stein setzen wird – und da werden Sie sehen, wie ich so dastehe – so – oder so – etwa den rechten Fuß

auf einen Delphin gesetzt, in die Wade kneipt mich ein Krebs – unter dem linken Arm habe ich ein dickes Buch, in der rechten Hand eine Angel – als Bekleidung würde ich ein Fischernetz vorschlagen – oder die eine Hand habe ich sinnend vor die Stirn gelegt – oder den Finger an die Nase – und darunter wird man lesen können: Karl Algots, der Wohltäter der Menschheit, welcher uns den in Oel gesottenen Walfisch schenkte – und wenn mein Geburtstag ist, da wird man vor meinen Denkmälern Freudenfeuer anzünden – und man wird Freudentränen weinen – und die Gesangvereine werden kommen – links stehen die Frauen und Jungfrauen, rechts die Männer – und man wird eine auf mich gedichtete Hymne singen: Heil – dem – Oelfischkocher Algots – und nun im Chor: Algots, Aalgots, Aaaalگووoots – und nun fangen die Jungfrauen mit ihrer lieblichen Stimme an: Aal Aal Aal Aal – und jetzt fallen die Männer mit ihrem Basse wuchtig ein: gots gots gots gots . . . «

AN BORD DES PASSAGIERDAMPFERS.

Der an der Tür lauschende Mahlsdorf wurde nur dadurch daran verhindert, vor Lachen umzufallen, daß in diesem Augenblicke ein von Osten kommender Dampfer gesichtet wurde.

»Karlemann, Sie hätten Schauspieler werden sollen, Komiker, Sie würden nicht weniger verdienen, als mit Ihren genialen Ideen,« sagte Jansen nur noch, sich die Tränen aus den Augen wischend, dann war er wieder Kapitän.

Es war ein großer Raddampfer, welcher schnell aufkam, und nach den vielen Menschen, die an Deck standen, mußte es ein Passagierdampfer sein, und zwar wohl ein französischer oder italienischer, denn man befand sich in der Dampferlinie Gibraltar-Südamerika.

Wenn das auch nur ideale Linien sind, nur gedachte, so kann man das doch ziemlich genau bestimmen. Schon ein von Lissabon kommender Dampfer hätte ganz anders gesteuert, und dieser hier hielt offenbar den Kurs nach Cap Branco.

Die beiden Schiffe waren nahe genug zusammengekommen, um Signale wechseln zu können.

Es ist durchaus keine Vorschrift des internationalen Seegesetzes, daß sich begegnende Schiffe einander Namen, Heimatshafen und Ziel nennen müssen. Das gehört nur zur Seeroutine, ist eine Pflicht des Anstandes.

Wohl aber wird dem Kapitän von der Reederei direkt vorgeschrieben, sich jedem Schiffe, das ihm begegnet, vorzustellen, ihm alles Bemerkenswerte zu melden, was an Bord in letzter Zeit vorgefallen ist.

Der Grund hierzu liegt klar auf der Hand. Es kann ja vielleicht die letzte Kunde sein, welche das betreffende Schiff von sich zu geben vermag, in der nächsten Stunde liegt es vielleicht mit Mann und Maus geborsten auf dem Meeresgrunde, und der Reeder will doch natürlich immer möglichst viele Nachrichten von seinem oder über sein Schiff haben.

Denn was einem Schiffe zusignalisiert wird, das muß wörtlich ins Logbuch eingetragen werden, das ist gesetzliche Vorschrift.

So hißte jetzt der Passagierdampfer eine Reihe von SignalfLAGgen.

»Apulia«, Genua, Kapitän Garzotti.«

So, nach dieser ersten Vorstellung erwartete der Dampfer die des Seglers.

»Was für einen Namen soll ich signalisieren?« fragte Mahlsdorf.

»SturmbrAUT«, natürlich »SturmbrAUT« – und dann meinen ehrlichen Namen.«

Gut, die FLAGgen gingen hoch.

»SturmbrAUT«, Kapitän Richard Jansen.«

Hei, gab das dort drüben eine Ueberraschung auf der Kommandobrücke! Von da aus verpflanzte sie sich, von Matrosen oder Offizieren, über das ganze Deck, in aller Schnelligkeit mochten von denen, welche von diesem Desperadoschiffe schon mehr wußten, Schaudergeschichten erzählt werden – die Passagiere schwirren

durcheinander, verschwanden unter Deck, kamen wieder zum Vorschein, und besonders auf dem Promenadendeck, nur den Passagieren erster und zweiter Kajüte zugänglich, sah man, wie schon Hände gerungen wurden, und nicht nur von Damen, durch das Fernrohr erkannte man ganz deutlich einen Mann, der ein Gewehr lud.

»Was nun?« fragte Mahlsdorf weiter.

»Ob uns die ›Apulia‹ mit kleinem Proviant aushelfen kann. Seht, Mahlsdorf, auch auf dem Meere gibt es wohlriechende Lotosblumen, und das massenhaft, wir werden immer genug Blumenstaub sammeln können.«

»Soll ich befehlen, daß sie die Segel streichen?« fragte Mahlsdorf ganz verwirrt. Denn jetzt schien doch die Seeräuberei anzufangen, der Kapitän handelte doch etwas anders als er vorhin gesprochen hatte.

Aber Jansen machte Mahlsdorfs Ansicht sofort zunichte.

»Segel streichen? O nein, ich will kein Seeräuber werden. Ob die ›Apulia‹ uns kleinen Proviant abgeben kann. Ganz höflich. Das kann doch auch jedes andere Schiff anfragen. Jawohl, nur immer höflich.«

Aber es hatte doch etwas Besonderes in Jansens Stimme gelegen, etwas Höhnisches, zumal in der letzten Wiederholung, ganz höflich sein zu wollen.

Die Frage wurde gestellt. Unter kleinem Proviant versteht man Zutaten, wie Zucker, Salz, Essig und dergleichen.

»Und ob er Oel hat, Salatöl,« setzte Karlemann noch hinzu.

»Unsinn!« meinte Jansen. »Das wird sich doch zeigen, wenn wir an Bord sind.«

Und das war eine starke Andeutung, daß Jansen auf alle Fälle beabsichtigte, den Passagierdampfer zu betreten, also zuletzt doch zu Gewaltmitteln gegriffen hätte, obgleich, wie wir gleich sehen werden, die ›Sturmbraut‹ jetzt dazu wenig in der Lage war.

Große Unruhe auf der Kommandobrücke wie auf dem ganzen Schiff, die Offiziere berieten sich schnell, dann wurde die Frage bejaht, worauf die Offiziere wieder die Köpfe zusammensteckten.

»Na – na – wird es nun bald?« sagte Jansen spöttisch. »Ah, da ist es ja schon.«

Die Schaufelräder hörten auf zu arbeiten, und das war es, worauf Jansen gewartet hatte.

»Sollen wir den Proviant hinüberbringen?« wurde drüben angefragt.

»Gar keine Antwort,« entschied Jansen. »Die werden sofort erkennen, auf welche Weise ich mir das Gewünschte selbst holen werde.«

Und schnell folgte Kommando auf Kommando, die Matrosen flogen die Wanten hinauf.

Wenn der Dampfer nicht gestoppt hätte, so wäre die ›Sturmbräut‹ gar nicht fähig gewesen, ihn einzuholen. Seit sie die Fucusbank verlassen, hatte sie nämlich noch keine Schaufel Kohlen verfeuert. Jansen war mit einem Male überaus sorglos geworden.

Jetzt wollte er den Dampfer ansegeln, neben ihm beilegen, nur unter Zuhilfenahme der Segel, und da bekamen die Offiziere und Matrosen des Dampfers nun allerdings etwas zu sehen, ein heutzutage höchst seltenes Kunststück.

Es ist gar kein Zweifel, daß die Segelkunst früher auf einer weit höheren Stufe gestanden hat. Denn das Segeln ist wirklich eine Kunst, sogar eine Wissenschaft. Es sind Gelehrte, Physiker und Mathematiker, welche in der Studierstube die Form des neu zu bauenden Segelschiffes entwerfen, jedes einzelne Segel nach dem Parallelogramm der Kräfte anordnen, und unter den Kapitänen wieder gibt es Segelmeister, deren Kunst eine göttliche Inspiration genannt werden kann, denn wem es nicht gegeben ist, der lernt es nie.

Dies alles gilt noch für heute, da es noch immer achtmal so viele Segler wie Dampfer gibt, und es werden noch genug Segelschiffe gebaut, die immer größere Dimensionen annehmen.

Aber die Manöver, welche früher von den Seglern ausgeführt wurden, die wie die weißen Schwäne über die Ozeane flogen, werden heute gar nicht mehr gewagt, sind nicht mehr auszuführen. Der Pfiff des ersten Dampfers war das Grabgeläute für die edle Segelkunst. Früher konnte kein Segelschiff in den Hafen geschleppt werden, da hieß es: selbst ist der Mann! – und wollte es draußen im Sturm nicht an der Küste zerschellen, so mußte es eben den Hafen zu gewinnen suchen, und da mußte alles riskiert werden.

Früher waren die Kräfte in der Seeschlacht viel gleicher verteilt, und da kam es weniger darauf an, das feindliche Schiff in den Grund zu schießen, als es vielmehr durch Entern zu nehmen, die Schiffe suchten sich also stets anzusegeln, oder aber das schwächere suchte dem stärkeren durch geschicktes Manövrieren auszuweichen, um wieder Luft zum Abfeuern der Kanonen zu bekommen. Dabei aber war die Schießerei viel harmloser. Die Kaliber allerdings gaben unseren heutigen nichts nach, aber nur Kugeln, keine Granaten, und dann waren die Schiffe doch aus Holz, nicht aus Eisen, das Loch konnte fast immer wieder zugestopft werden, während die Eisenplatten selbst unter einer Spitzkugel zersplittern. Es gibt Sachverständige, welche deshalb noch heute den Bau von hölzernen Kriegsschiffen befürworten, die ganze Panzerung weglassen wollen. Erst durch das Aufkommen der wasserdichten Schotten, welche das Schiff in viele einzelne Abteilungen zerlegen, die sich unbeschädigt mit Wasser füllen können, hat sich das etwas geändert.

Die Hauptursache der Ungelenkigkeit der heutigen Segler aber ist wohl, weil man möglichst Leute zu sparen sucht, indem man sich beim Anlaufen des Hafens und bei anderen Gelegenheiten

immer auf den Dampfer verlassen kann, während früher dazu unbedingt viel mehr Matrosen nötig waren.

Nun, an Bord der ›Sturmbräut‹ waren überreichlich Matrosen vorhanden, zweiundzwanzig große und fünfundzwanzig kleine, die aber vollständig ihren Mann standen, zu den ersteren zählten auch die Heizer, die ebenfalls im Takelagedienst ausgebildet worden waren, so hatte jede einzelne Rahe ihre Bedienungsmannschaft, und Jansen hatte sie so sicher am Schnürchen wie seine Signalpfeife.

Und diese gab schrillend die einzelnen Kommandos, von den beiden Bootsmannspfeifen wiederholt, das Schiff wurde mehr in den steifen Wind gedreht, mit geschwellten Segeln schoß es auf den Dampfer zu, drehte bei und kam von hinten auf, ein Segel verschwand nach dem anderen, wurde gerefft und festgemacht, und dennoch sah es aus, als ob die ›Sturmbräut‹ den Dampfer hinten in die Seite rammen müsse – – da noch ein gellender Pfiff, die ›Sturmbräut‹ schwenkte herum, gleichzeitig rollte sich das letzte Segel zusammen, und trotz der ganz ansehnlichen See legte sich der stattliche Segler so sanft neben den Dampfer, als wenn ein Kind seine Spielschiffchen auf dem Tische zusammenrückt.

Im Nu war von den an Deck gebliebenen Matrosen die Verbindung mittels Tauen hergestellt, ohne Enterhaken und dergleichen, die beiden Schiffe bildeten ein festes Ganzes.

Während die Passagiere in diesem Manöver des vermeintlichen Piratenschiffes nichts weiter als einen Ueberfall sahen und daher zeternd durcheinanderliefen, wenn sie nicht auf den Knien lagen, einige sogar schon Uhr und Geldbeutel ziehend, weil ihnen ihr Leben lieber war, standen die Offiziere und zum größten Teil auch die Matrosen wie die Statuen da und sperrten Maul und Nase auf.

War denn das Zauberei? Sie hatten das Segelschiff soeben noch mit voller Leinwand in ziemlicher Entfernung gesehen, plötzlich

schoß es auf sie los, segelnd, nicht dampfend, was sie sofort erkannten, und nun lag es plötzlich mit festgemachten Segeln neben dem Dampfer.

So etwas gab es eben nicht mehr!

Mahlsdorf sah, wie sein Kapitän hinüber wollte, so wie er ging und stand, allein, er hielt ihn zurück.

»Kapitän,« bat er, »bedenken Sie, was Sie tun, Sie sind . . . «

»Ich will solch eine Warnung nicht noch einmal hören, auch nicht in bittendem Tone. Passiert mir doch etwas, dann tun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen rechtfertigen können.«

Mit diesen Worten sprang Jansen auf die Bordwand und war an Deck des nur um ein wenig höheren Dampfers.

»Wo ist der Signor Capitano?«

Noch wollte kein Leben in die Erstarrten kommen. Unbeweglich stierten sie alle die hünenhafte Gestalt des Mannes an, von dem jetzt alle Welt wußte, dessen Person jetzt das Gespräch aller Menschen bildete, so weit diese im Schweißse ihres Angesichts das endlose Meer pflügen müssen.

Und immer spöttischer blickten die Augen, als sie diese erstarrte Menge musterten.

»Leute, auf meinen Kopf steht eine Prämie von 50 000 Pfund Sterling, oder sogar 60 000 – anderthalb Millionen Lire. Will sie sich niemand verdienen? Es kostet ja nur einen Schuß.«

Sie alle hatten ihn verstanden, er hatte es im besten Italienisch gesagt, sie mochten auch schon vorher von allein daran gedacht haben, wurde doch jetzt über diese immense Prämie, die auf des Seedesperados Vernichtung stand, in allen Kajüten, Offiziersmesen und Matrosenfoxeln ständig gesprochen.

Aber . . . es fiel eben kein Schuß! Niemand wagte, sich zu rühren.

Endlich raffte sich der Kapitän auf, als der eines erstklassigen Passagierdampfers ein Kavalier, kam die Treppe herab.

»Kapitän Garzotti?«

»Ich bin es.«

»Richard Jansen, Kapitän der ›Sturmbraut‹.«

»Es ehrt mich ungemein.«

Es sah fast aus, als wolle Jansen ihm ins Gesicht lachen.

»Mir ist der kleine Proviant ausgegangen.«

»Es steht Ihnen alles zur Verfügung. Darf ich Sie bitten?«

Der Kapitän hatte gemerkt, daß er doch nicht einen solchen Seeräuber vor sich hatte, der gleich mit Gewalt vorgehen wollte, er lud ihn in die Kajüte ein.

Gleich darauf mußte Bernhard mit der Kiste kommen, er fand die beiden schon beim unumgänglichen Champagner sitzen.

So sehnlichst wohl auch Karlemann dieser Unterredung beizuwohnen wünschte, so wußte er doch, wie weit er in seiner Dreistigkeit gehen durfte. Die Grenzen, welche die Bordroutine zieht, sind eisern.

Nicht lange dauerte es, so brachten Matrosen des Dampfers Kisten und Säcke angeschleppt. Bernhard war wieder dabei, als sie über die beiden Bordwände auf die ›Sturmbraut‹ wanderten, die einzelnen Stücke waren gekennzeichnet, was sie enthielten, und es handelte sich nicht nur um kleinen Proviant, also um Zucker, Salz und dergleichen, was die Hausfrau wohl als Zutaten bezeichnet, sondern es wurde auch großer Proviant in schwerer Menge übergenommen, unter anderem viele Kisten mit Eiern, in Dosen präserviertes Fleisch und Gemüse aller Art, einige Dutzend riesiger Salamiwürste, ungeheuere Blöcke von Stracchino und Gorgonzola, die in Italien beliebtesten Käsearten, Dosenbutter, aus dem Eisraum kommend, für Passagierdampfer damals eine ganz neue Errungenschaft, während sich die ›Sturmbraut‹ noch mit dem wasserumspülten Kielraum begnügen mußte, einige Fässer mit gepökelten Ochsenzungen, schließlich auch ganze Käfige voll lebender Tauben, Hühner, Enten und Gänse.

Solche Passagierdampfer sind ja überreichlich verproviantiert, die Gäste der ›Apulia‹ brauchten diese Abgabe von Nahrungsmitteln wahrscheinlich gar nicht zu merken.

Schließlich noch große Kisten mit Wein aller Art, und den Schluß der Vorstellung machte eine endlose Kette von Bratwürsten, die soeben in der Fleischerei frisch gestopft worden waren. Auf diesen Genuß mußten die Passagiere erster und zweiter Kajüte heute nun freilich verzichten.

»Na, solchen Blumenstaub lasse ich mir gefallen,« schmunzelte Mahlsdorf, und alle Matrosen schmunzelten mit ihm.

Die Mannschaft der ›Sturmbräut‹ hatte stets das beste bekommen, was im Hafen zu haben gewesen war, nicht gerade Austern und Kaviar und Champagner, aber doch an Fleisch und Gemüse. Nun aber ist die Art des Schiffsproviant, welcher nicht verdirbt, doch nur eine beschränkte, so war die ›Sturmbräut‹ während ihrer langen Reisen meistens auf Hülsenfrüchte und Salzfleisch angewiesen, abgesehen von Hartbrot, und merkwürdig ist, daß man diese Nahrung trotz ihrer schweren Verdaulichkeit längst nicht so schnell überdrüssig bekommt wie Büchsenfleisch und anderes präserviertes Zeug, dem man durch künstliche Mittel den Anschein der Frische wahren will.

Auf einige Delikatessen hielt Jansen ja immer, und diese verbrauchte er allerdings dann nur für sich, höchstens die Offiziersmesse bekam ab und zu davon etwas ab, sonst aber begnügte er sich mit einfacher Mannschaftskost, während er andererseits, wenn eben das beste zu haben war, auch seine Matrosen darin schwelgen ließ, und da er doch nicht die ganze Bratwurstschlange allein aufessen konnte, auch die Ochsenzungen bald überdrüssig bekommen hätte, so durften die Matrosen jetzt mit Recht schmunzeln.

»Das wird hüt all upfräten!« grinste Meister Pieplack, welcher, seitdem ihm durch jenen unglücklichen Schuß die Möglichkeit genommen worden war, noch einmal Familienvater werden zu können, ein ausgesprochener Gourmand geworden war oder doch nur noch Sinn für Fresserei hatte.

»Das kostet aber auch alles schweres Geld – Seepreise,« sagte der Steward.

»Was, der Käpt'n bezahlt?!« fragte Mahlsdorf erstaunt.

»Na, was dachten denn Sie, Stürmann?« durfte der Steward, der, obgleich in der Musterrolle nur als Matrose geführt, doch an Bord eine Ausnahmestellung einnimmt, den ersten Offizier geringschätzend fragen. »Sie dachten wohl, wir wären wirklich Seeräuber, die hier plünderten? Nee, bezahlen wir alles mit einer Hand!«

Mahlsdorf kratzte sich hinter den Ohren.

»Hm, dann ist der Vergleich mit dem Blumenstaub doch nicht ganz zutreffend, die Schmetterlinge bezahlen dafür nischt.«

»Und wo bleibt denn mein Oehhhl?!« ließ sich jetzt Karlemann vernehmen.

»Nur ruhig, die sind noch nicht fertig, und unser Käpt'n denkt an alles.«

So war es auch. Jetzt hatte Jansen erst alles eingehandelt, worüber der Kapitän des Dampfers verfügen konnte.

»Mehr als drei Kruken Oel können Sie mir nicht abgeben? Ich glaubte, ein Schiff, welches italienische Passagiere befördert, sei gerade recht reichlich mit Oel versehen; die Italiener wollen doch alles in Oel gebraten haben, lieben Bohnensalate und dergleichen, alles in Oel schwimmend.«

»Eben deswegen kann ich nicht viel Oel abgeben; denn der Herr Kapitän sagten doch selbst, meine Passagiere sollten unter der Entnahme nicht leiden . . . «

»Ach, natürlich. Sie haben recht, ganz recht. Das war ja Torheit, was ich vorhin sprach. Na, da muß sich Karlemann vorläufig eben mit drei Kruken Oel begnügen.«

»Und dennoch könnte ich Ihnen vielleicht eine große Quantität feinstes Olivenöl verschaffen.«

»Sofort?«

»Jawohl. Unter der Fracht befinden sich hundert große Flaschen feinstes Olivenöl, die Flasche zu zehn Litern, und sie sind leicht erreichbar. Ich war zufällig dabei, als sie verstaut wurden, stehen gleich obenauf.«

»Können Sie aber auch darüber verfügen? Unannehmlichkeiten sollen Sie nicht davon haben.«

Der italienische Kapitän blickte den Mann an, der zwei englische Kriegsschiffe vernichtet hatte, über den die ungeheuerlichsten Gerüchte umliefen, und der jetzt das zarteste Gewissen zeigte.

Von der Fracht, über welche der Kapitän doch nicht frei verfügen konnte, hatte Jansen bisher durchaus nichts haben wollen. Zum Beispiel hatte er zuerst auch mehr Wein begehrt, unter der Fracht befanden sich viele Fässer italienischen Weines, aber der Kapitän kannte den Preis nicht, und Wein ist ein Spekulationsobjekt, eine Liebhaberei, deren Wert niemand beurteilen kann. So hatte Jansen davon abgesehen.

»O, bei Oel ist das doch etwas ganz anderes, und wenn Sie dafür den höchsten Marktpreis zahlen . . . «

»Nun gut, wenn Sie es verantworten können. Und wie ist wohl der höchste Marktpreis?«

Der Zahlmeister mußte kommen, der kaufmännische Leiter des Schiffes, er sah erst im Frachtbuche nach.

»Diese hundert Glaskruken Olivenöl sind der Firma Steffenson und Kompanie in Rio de Janeiro überhaupt nur gegen Nachnahme abzugeben.«

»Gegen wieviel?«

»Gegen fünfhundert Dollar. Das ist . . . ein ganz normaler Preis für bestes Olivenöl.«

»Wenn ich das Doppelte zahle, dürfte Empfänger oder Absender wohl zufrieden sein.«

»Aber selbstverständlich!« lachte der Zahlmeister, wie auch der italienische Kapitän gern lachte – nämlich ein Lachen der Erleichterung, daß dieser gefürchtete Seeräuberkapitän so ganz anders auftrat, als erwartet.

Es wurde Anweisung gegeben, die in Kisten verpackten Oelflaschen aus dem Frachtraume, wo sie zufällig leicht erreichbar waren, heraufzubefördern.

»Was macht das nun alles zusammen?«

Die Rechnung wurde ausgestellt – etwas über 9000 Lire, – Jansen hatte tüchtig eingekauft, und dazu kamen noch 1000 Dollar oder 4000 Lire für das Oel.

Jansen zog seine Brieftasche, die er vor dem Betreten des Dampfers in seiner Kabine, die den Panzerschrank enthielt, gefüllt hatte, entnahm ihr eine Hundertpfundnote nach der anderen.

Dann sah er nach seiner Uhr.

»Sie haben drei Viertelstunden Aufenthalt durch mich gehabt. Sagen wir eine Stunde. Was berechnen Sie dafür?«

Das hätte etwas Tüchtiges gekostet, aber der Kapitän wollte davon nichts wissen, und er hatte auch das freie Recht, darauf zu verzichten.

»Ich schätze es mir zur höchsten Ehre, Sie kennen gelernt zu haben, und ich werde der Welt berichten, daß Kapitän Richard Jansen durchaus nicht . . . «

»Genug!« unterbrach Jansen ihn mit weniger Höflichkeit, als er bisher gezeigt. »Daß ich hier einmal Proviant gekauft und die Rechnung bezahlt habe, kann mich nicht weiß brennen. Wenn man genug Geld hat, weshalb soll man denn da rauben?«

Mit dem tiefsten Respekt blickten Kapitän und Zahlmeister auf die dicke Briefftasche, deren Umfang durch die Bezahlung der großen Summe noch nicht im geringsten abgenommen hatte.

»Ist es wahr, Herr Kapitän,« platzte da der Zahlmeister heraus, »daß Sie eine noch unbekannte Perlenbank kennen?«

»Woher wissen Sie denn das?«

»Das – das – ist doch allgemein bekannt; in jeder Zeitung ist davon zu lesen.«

Es war die Folge von Atlantas Geschwätzigkeit, viel hatte sie freilich nicht erzählen können.

»Ja, ich kenne eine solche.«

»An der chinesischen Küste?«

»Ja.«

»Wo da?«

»Na, nun hören Sie aber auf!« lachte Jansen belustigt, und die anderen beiden stimmten mit ein, froh, daß der gefürchtete Mann die dreiste Frage nicht übelgenommen hatte, was sie nun aber auch zu weiteren Fragen ermutigte.

»Ist die Perlenbank leicht zugänglich?«

»Sehr leicht.«

»Schöne Perlen?«

Jansen zog unter seiner Weste ein Beutelchen hervor, schüttete es aus – und Kapitän und Zahlmeister konnten einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

Das Lederbeutelchen hatte nicht nur Perlen, sondern auch Diamanten und andere Edelsteine aller Farben enthalten, wundervolle Exemplare, jeder einzelne ein Vermögen repräsentierend, und unter den Perlen waren solche von der Größe eines Kirschkernes.

Wenn die Augen des italienischen Kapitäns und des Zahlmeisters jetzt so auffunkelten, so brauchten sie deswegen noch keine habgierigen Menschen zu sein.

»Es sind keine ausgesuchten Exemplare, ich habe nur so in den Kasten gegriffen.«

Nur so in den Kasten gegriffen – wie das klang!

Und Jansen hatte es so nachlässig gesagt – offenbar mit Berechnung, er beabsichtigte etwas dabei, denn unser Held war doch alles andere als ein Renommist oder eitel auf solchen Tand, und er hatte wohl auch nicht umsonst vorhin das Lederbeutelchen mit diesen Kleinodien gefüllt und es mitgenommen. Er selbst hätte wahrscheinlich das Gespräch darauf gebracht, um sie zeigen zu können.

»Verkaufen Sie diese Steine und Perlen?« fragte der Kapitän.

»Wenn ich einmal Geld brauche, gewiß.«

»In der ersten Kajüte ist ein Passagier, ein Diamantenhändler ...«

»Nein, ich benötige jetzt keines baren Geldes.«

»Diese Perlen stammen von jener Bank?«

»Jawohl.«

»Prachtvoll! Unschätzbar! Und die Edelsteine, wenn ich fragen darf?«

»Ebenfalls von dort.«

»Aber Diamanten findet man doch nicht im Meere!«

»Weshalb nicht?«

»Wie? Sie wissen eine unterseeische Diamantengrube?«

»So ist das nicht gemeint. Als ich auf die Perlenbank nieder-tauchte, fand ich zufälligerweise auch ein Wrack. Es war ein Schiff gewesen, welches von Indien kam, viele indische Diamantenhändler, welche ihren Tod gefunden ... ich beförderte die glitzernden Steinchen eimerweise herauf.«

Immer fassungsloser blickten die beiden auf den Sprecher.

»Und der Aschantischatz?« flüsterte der Zahlmeister.

Schon diesem bündigen Ausdrucke konnte man entnehmen, daß der ›Aschantischatz‹ bereits ein populäres Wort geworden war.

»Dieser gehört zwar nicht mir, aber er befindet sich bei mir an Bord.«

»Wenn Ihr Schiff aber nun einmal untergeht?«

»Nun, was dann? Dann werde ich neben ihm auf dem Meeresgrunde ruhen.«

Jansen entnahm seiner Briefftasche eine weitere Hundertpfundnote.

»Da Sie die versäumte Zeit nicht bezahlt haben wollen, so gestatten Sie wenigstens, daß ich Ihnen dies zur Verteilung an Ihre Mannschaft gebe.«

»Ich nehme es im Namen meiner Leute mit Dank an, werde es verteilen.«

»Aber nicht rangmäßig, sondern ganz gleichmäßig, wenn ich bitten darf.«

»Wie Sie wünschen. Vor Gott sind ja auch alle Menschen gleich.«

»Und vor einem Desperadokapitän, der, wenn nicht aus Not, so doch vielleicht aus Sport, aus Liebhaberei zum Seeräuber werden kann, ebenfalls. Wie viele Zwischendeckspassagiere haben Sie an Bord?«

»Dreihundertachtunddreißig,« konnte der Kapitän aus dem Kopfe sagen.

»Italiener?«

»Fast nur Italiener, armes Volk, Bauern und Handwerker, die sich in Brasilien, welches immer viele Leute sucht, als Arbeiter verdingen wollen.«

Jansen hatte außer einer ganzen Reihe von Hundertpfundnoten auch noch einige Goldstücke aufgezählt.

»Hier, dreitausendachthundertdreißig Pfund. Auf den Kopf kommen zehn Pfund. Sie haben wohl die Güte, das Geld unter die Zwischendeckspassagiere zu verteilen.«

»O, Herr Kapitän, für jeden zehn Pfund Sterling – zweihundertfünfzig Lire – das bedeutet für diese durchweg bettelarmen Leute ja ein Kapital!!«

»Eben deswegen halte ich zehn Pfund für genügend, man soll die Armut nicht verwöhnen.«

»Ich will die Leute gleich davon in Kenntnis setzen, daß sie sich wenigstens bedanken können,« sagte der Zahlmeister und wollte die Kajüte schnell verlassen.

Aber Jansen hielt ihn zurück.

»Nein, nein, unter keinen Umständen! Sie sollen es erst erfahren, wenn wir uns schon wieder entfernt haben.«

Die Unterredung war beendet, die Herren verabschiedeten sich aufs höflichste, Jansen begab sich an Bord seines Schiffes zurück.

Wäre schon bekannt gewesen, was er angeordnet, so wäre er jetzt von mehr und minder zerlumpten, braunen Gestalten umringt worden, die ihm die Hand zu küssen versucht hätten. So wurde der vermeintliche Seeräuberkapitän nur noch immer angst-erfüllt angeblickt.

Die Verbindung wurde gelöst, mit demselben staunenswerten Manöver kam die ›Sturmbraut‹ wieder frei, schoß mit geschwellten Segeln davon.

Aber sie war noch in Rufweite, als dort drüben auf dem Dampfer ein donnerndes ›Eviva!!‹ erscholl, das gar kein Ende nehmen wollte, und Hunderte von bunten Tüchern winkten der ›Sturmbraut‹ den Abschiedsgruß nach.

Jetzt hatten die Zwischendeckspassagiere erfahren, was für ein edler Pirat das war, er konnte nur mit Rinaldo Rinaldini verglichen werden, der ja auch nur den Reichen nahm, um es den Armen zu geben, was ja überhaupt jeder brave Räuber tun muß. Und wer nicht kapiert, daß solche Räuber stets die Helden in der Volksliteratur bleiben werden, und das mit gutem Rechte, wie schon unser Schiller bewiesen hat – der gehört jedenfalls zu denen, welche als Romanhelden einen Schwindsüchtigen mit zerfressenem Rückenmark haben wollen.

Mahlsdorf konnte sich diese enthusiastischen Abschiedsgrüße nicht erklären, er wußte ja noch gar nichts von der wohltätigen Stiftung seines Kapitäns, er dachte höchstens, die Zwischen-deckspassagiere, an Bord des eine kleine Welt bedeutenden Schiffes das breite Volk vertretend, zollten im allgemeinen dem Seeräuberkapitäne ihre Hochachtung – – und im übrigen kümmerte ihn das auch sehr wenig, er sog mit Behagen den Duft der Bratwürste ein, die schon zu Dutzenden in einer Riesenpfanne unter Schmutjes Aufsicht bratzelten, und dabei wurden in Mahlsdorf ganz andere Gedanken ausgelöst.

»Ha, wenn die gehnt, daß wir nicht einmal unsere Kanonen geladen hatten! Aber das mußte für die ja so selbstverständlich sein, daß unsere Kanonen geladen waren, daß wir sie gar nicht erst zu laden brauchten.«

Es war eine verzwickte Logik, aber Mahlsdorf hatte ganz recht. Nur, daß der Urheber dieses verzwickten Gedankenganges der Kapitän gewesen war.

EINE NETTE UEBERRASCHUNG.

Während die ›Sturmbräut‹ neben dem Dampfer gelegen hatte, war von der Mannschaft der ersteren ein Haifisch gefangen worden, der sich mit einigen anderen Kollegen um die beiden stillliegenden Schiffe herumgetrieben hatte.

Es wird ja nicht etwa jeder Haifisch gefangen, der einem Schiffe nachfolgte. Da würden die Matrosen in den südlichen Breiten doch niemals fertig. Der Schreiber dieses glaubt sogar, daß in Jugendschriften mehr Haifische gefangen werden als in Wirklichkeit.

Einmal macht's Spaß, ein zweites Mal – läßt man die Bestien schwimmen.

Erst nachdem Karlemann seine hundert Flaschen Olivenöl in Empfang genommen, hatte er die Matrosen sofort veranlaßt,

einen der Haie zu ködern, der an Deck gleich regelrecht zerwirkt wurde.

Wir wissen, zu welchem Zwecke. Karlemann wollte gleich sein Experiment beginnen. Oelhaifisch, entsprechend der Oelsardine. Doch es handelte sich vorläufig weniger um eine Präservierung des Fleisches, wie bei der Sardine, sondern überhaupt um das schrecklich zähe Fleisch des Haifisches in Oel, dessen Siedepunkt also noch über 250 Grad Celsius liegt, weich zu bekommen, und gelang ihm das, war das Fleisch dann genießbar oder überhaupt kaubar, dann hatte Karlemann tatsächlich zum Wohle der Menschheit ein wichtiges Problem gelöst, dann mußte man durch Kochen in Oel auch jeden anderen Fisch weich bekommen, der sonst wegen seines zähen Fleisches den besten Zähnen widersteht.

Denn widerwärtig schmeckt das Fleisch des Haifisches sonst nicht etwa, das weiß man von ganz jungen Exemplaren, und auch das Fleisch der alten schmeckt ganz gut, wenn man es vorher fein gewiegt hat. Nur ist es vollständig unverdaulich, liegt im Magen wie Blei, wird wie solches wieder ausgeschieden. Es handelte sich also mehr um eine ›Aufschließung‹, wie der technische Ausdruck lautet, um das unverdauliche Fleisch angreifbar für den Magensaft zu machen.

Es ist tatsächlich deshalb schon viel experimentiert worden, aber immer nur mit überhitztem Dampf, der auch bei den höchsten Temperaturen nicht genügt hatte.

Die Idee, statt des Wassers das viel schwerer siedende Oel zu benutzen, liegt eigentlich so nahe, und doch war noch niemand darauf gekommen, dieser deutsche Zigeunerknabe mußte wieder einmal diesen Gedanken ausgeheckt haben.

Etwas ganz Aehnliches liegt mit dem Stroh vor. Es füllt den Magen der Rinder und Pferde, hat aber gar keinen Nährwert, wird nicht verdaut. Da kommt vor einigen Jahren ein amerikanischer Offizier auf den Gedanken, das gehäckselte Stroh durch Kochen mit Natronlauge ›aufzuschließen‹, und gewinnt hierdurch

ein wertvolles Futter. Denn viele Nährstoffe hat das Stroh schon, diese sind nur im gewöhnlichen Zustande unverdaulich.

Auf diesen so einfachen Gedanken hätte jeder Chemiker kommen können – nein, es war ein Infanterieoffizier, der sich sonst gar nicht mit Chemie abgab.

Also Karlemann traf seine Vorbereitungen. In der Kombüse war auf dem großen Herde neben der Bratwurstpfanne noch genug Platz für seine Manipulationen.

Zwar duldet kein Koch gern einen Rivalen in seinem Reiche, am wenigsten ein Schiffskoch. Schmutje sprach etwas von ›Swienerie‹ und dergleichen, aber Karlemann war eine Respektsperson, nicht nur dem Range nach, sondern alles blickte in aufrichtiger Bewunderung zu dem Knirpse . . . nicht empor, sondern hinab.

Er nahm den größten Topf, füllte ihn zur Hälfte mit Oel, was schon zwei der großen, dickbauchigen Flaschen verschlang, zwanzig Liter, legte einige Stücke von dem Haifischfleische hinein, machte ein tüchtiges Feuer darunter.

»Erst will ich es kalt ansetzen, das muß alles ausprobiert werden.«

»Sie hätten das Fleisch erst wiegen oder doch wenigstens in kleine Stücke schneiden sollen,« meinte der Koch.

»Nee, das wäre doppelte Arbeit. Wird das Fleisch so weich, dann braucht es nicht erst gewiegt zu werden, und würde das gewiegte Fleisch nicht weich, dann erst recht nicht das ganze.«

»Sie müssen in mehreren kleinen Kesseln verschiedene Proben zugleich machen.«

»Nee,« wehrte Karlemann wiederum ab, »im kleinen fällt alles gewöhnlich ganz anders aus, als hinterher im großen, wenn man's wirklich machen will.«

Karlemann sprach da eine Weisheit aus, welche viele unserer heutigen Chemiker und Techniker nicht einsehen wollen, weshalb sie dann ihre Patente niemals verwerten können.

»Das wird aber eine teure Schmiere,« mußte der Koch seinem Mißtrauen immer wieder Luft machen.

»Wieso denn? Oel verdampft nicht, und das kann doch immer wieder benutzt werden, gerade wie beim Pfannkuchenbacken, und hier dringt das Oel nicht einmal in das Fleisch ein.«

So unterhielten sich die beiden, während Karlemann immer brav das Feuer schürte und manchmal seinen schmutzigen Finger in den Topf steckte, um zu sehen, wie weit sich das Oel schon erwärmt habe, so wie es ganz unschuldige Dienstmädchen mit dem Kaffeewasser machen – »ob's bald kocht.«

Lange durfte er das nicht mehr probieren, das Oel ward schon zu heiß.

Da, als Karlemann wieder einmal den Finger zurückzog, schon schlenkernd, fiel ein Tropfen auf die bereits glühende Ofenplatte. Puff, ging es, mit einer kleinen Feuererscheinung.

»Nanu, was war denn das?« rief Schmutje erschrocken, denn die kleine Detonation war auch wirklich zum Erschrecken gewesen.

»Das Oel ist auf der heißen Ofenplatte verpufft.«

»Das macht kein Oel, und – und – das riecht auch gar nicht wie verbranntes Oel, das – das – riecht auch ganz merkwürdig.«

»Das ist feinstes Olivenöl.«

»Haben Sie es schon gekostet?«

»Ich werde mich hüten, pfui Deiwell!«

Schmutje steckte in den Hals einer der geleerten Glasflaschen den Finger, leckte das daran haftengebliebene Oel ab.

»Das schmeckt ja ganz süß.«

»Na ja, schmeckt denn Olivenöl nicht süß wie Nuß?«

»I wo. Das sagt man wohl so, aber Olivenöl schmeckt doch nicht süß, überhaupt kein Oel. Und das hier schmeckt wie Zuckerwasser. Nee, das ist überhaupt gar kein Oel.«

»Was denn sonst?« fragte Jansen, der in diesem Augenblicke an der offenen Kombüse tür vorbeigegangen war und die letzten Worte gehört hatte.

»Herr Kapitän, was Sie da eingekauft haben, das ist gar kein Olivenöl.«

»Ja, was denn sonst?«

»Das weiß ich nicht; aber Olivenöl ist es nicht, überhaupt kein Oel, das schmeckt ganz zuckersüß.«

»Es ist mit Zucker versetzt.«

»Olivenöl? Das gibt es ja gar nicht! Es schmeckt überhaupt ganz eigentümlich.«

Jansen hob die eine Flasche auf, in der sich durch Stehen wieder genug Oel angesammelt hatte. Dieses war hellgelb und dickflüssig, glich sonst ganz gutem Olivenöl.

Auch er netzte den Finger, kostete.

»Wahrhaftig, das schmeckt süß wie Zucker, und – und – auch sonst ganz eigentümlich. Nein, das ist kein Speiseöl.«

»Und wenn es auf die heiße Herdplatte kommt, dann pufft's.«

»Was tut's?«

»Es verpufft mit Feuer, gerade wie Pulver.«

Jansen versuchte das Experiment, nur mit einem Tropfen, den er auf die Herdplatte fallen ließ, und prallte vor der Explosion zurück, so klein diese auch war.

»Kienock, kommt mal herein!« rief er dem vorbeigehenden zweiten Maschinisten zu. »Sie sind doch so ein halber Chemiker.«

Wir haben schon häufig erwähnt, daß Kienock früher Artillerieoffizier gewesen war, der ja sowieso über ziemliche Kenntnisse aus der technischen Chemie verfügen muß, und an Bord stand er um so mehr in dem Rufe eines Chemikers, weil er einen photographischen Apparat besaß, da viel mit Säuren und anderen Chemikalien hantierte.

Der Maschinist kam herein, betrachtete den Rest in der Flasche, roch hinein, kostete, schüttelte den Kopf, und dann wollte auch er das Experiment mit dem Entzünden machen.

Hierzu aber zog er einen Faden aus seinem Wollrock, feuchtete ihn an, brachte ihn an das Herdfeuer.

Kein Brennen, sondern wieder ein Verpuffen mit Feuererscheinung.

Ganz blaß war Kienock zurückgefahren, die Hände zitterten, mit denen er die Flasche hinaustrug.

Er beehrte einen Hammer, wischte einen Eisenboller ab, ließ aus der Flasche vorsichtig einen Tropfen darauf fallen, stellte die Flasche weg, schlug mit dem Hammer auf den Tropfen.

Ein ganz gehöriger Knall, mindestens wie der eines Zündhütchens.

Und Kienock verfärbte sich noch mehr.

»Um Gottes willen,« stieß er keuchend hervor, »fort mit dem Topfe vom Feuer – aber Vorsicht, Vorsicht – das ist nichts anderes als Nitroglyzerin!!«

Wenn die anderen noch nicht wußten, was Nitroglyzerin ist, so wußte es doch Jansen, und dem fuhr der Schreck auch nicht schlecht in die Beine.

Nitroglyzerin ist eine chemische Verbindung von Salpetersäure und Glycerin und bildet den wirksamen Bestandteil des heutigen Dynamits, welches man aber damals noch nicht kannte. Dynamit ist nichts weiter als Kieselguhr oder sonst ein poröser Stoff, der mit Nitroglyzerin getränkt wird. Nur weil ein pulverisierter oder gar fester Stoff handlicher ist als eine Flüssigkeit, wird Dynamit heute bevorzugt. Sonst übertrifft Nitroglyzerin es eigentlich noch an Wirkung.

Nun, Jansen hatte die Kraft seiner Beine schnell wiedererlangt – den mächtigen Kessel bei den Henkeln gepackt, vom Feuer gehoben und hinausgetragen.

Daß er dabei auf den Zehenspitzen schlich, war nicht gerade nötig, aber das charakterisierte seine innere Verfassung dabei, – und außerdem gehörte Jansens Kraft dazu, um den zentnerschweren Kessel so tragen zu können, zwei hätten beim Tragen leicht etwas verschütten können, der Kessel war ziemlich bis zum Rande voll, und wer weiß, was dann passiert wäre.

»Nicht über Bord gießen!« warnte Kienock. »Lassen Sie es sich lieber hier abkühlen, nun ist die Gefahr vorbei. Bei Vermischung mit Wasser könnte sich das Oel vielleicht erst recht erhitzen, so wie rauchende Schwefelsäure mit Wasser, so genau bin ich mit den Eigenschaften des Nitroglyzerins doch nicht vertraut.«

Jansen hatte den Kessel an Deck gesetzt, jetzt wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der ihm plötzlich hervorgebrochen war.

»Himmel und Hölle, das hätte ja einen netten Spaß gegeben! Sie sind überzeugt, daß es wirklich Nitroglyzerin ist?«

»Ohne jeden Zweifel. Ich erkannte es gleich am Geschmack. Es kam mir nur gar zu ungeheuerlich vor, als ich den großen Topf auf dem Feuer sieden sah, ich wollte es gar nicht glauben.«

»Wie lange läßt sich denn Nitroglyzerin erhitzen, ehe es explodiert?«

»Bis zum Siedepunkt, dann zersetzt sich alles mit einem Schläge.«

»Und wo liegt sein Siedepunkt?«

»Das weiß ich nicht genau. Jedenfalls gar nicht so sehr hoch. Und da hätte nur ein Funke hineinzufallen brauchen – da, Schmutje raucht neben dem offenen Pulverfasse ganz gemütlich seine Pfeife! – oder es hätte nur etwas an dem Kessel herunterzulaufen brauchen – – um Gott, um Gott!! Herr Kapitän, setzen Sie einen allgemeinen Gebetstag mit Fasten an!«

»Das ganze Schiff wäre in die Luft geflogen?«

»Nein, da müßte sich der Explosivstoff schon im Innern des Schiffes befinden.«

»Aber auseinandergeborsten.«

»Auch das nicht. Wohl explodiert das Nitroglyzerin ganz anders als Pulver, nach allen Seiten, vornehmlich auch nach unten, weswegen es nicht das Pulver zum Schießen ersetzen kann – aber die Wirkung hat doch ihre Grenze, die Gase suchen sich immer den freiesten Weg. Diese Kombüse wäre natürlich weggewesen, das ganze Deck wäre reingebblasen worden, Boote weg, Masten weg – von den Menschlein gar nicht zu sprechen.«

»Also ... auch ... ich!!« ließ sich Karlemann vernehmen und sich gleichzeitig auf eine Bank fallen. »Haifisch in Nitroglyzerin – und das nennt man nun Sardinen in Oehhhl!«

Schnell verbreitete sich diese Kunde durch das ganze Schiff, und der Kapitän demonstrierte den Leuten dann an Beispielen, was Nitroglyzerin zu bedeuten hat, in was für einer furchtbaren Gefahr sie alle bei Karlemanns Haifischkocherei geschwebt hatten.

Daß die sämtlichen hundert Flaschen Nitroglyzerin enthielten, daran war gar kein Zweifel, deshalb brauchte nicht erst jede Flasche geöffnet und untersucht zu werden.

Die Frage war nun, wie der italienische Kapitän dazu gekommen war, diese Flaschen für Olivenöl auszugeben.

Ein Verdacht lag da sehr nahe. Man hatte das Seeräuberschiff auf diese Weise vernichten wollen.

Aber das war gar weit hergeholt, das wäre ein ganz plumper Versuch gewesen, und Jansen wies denn auch solch einen Verdacht gegen die Ehre des italienischen Kapitäns sofort energisch zurück.

Nein, die Sache lag ganz anders. Es hatte jemand Nitroglyzerin nach Rio de Janeiro schicken wollen. Wozu solch eine große Menge dort gebraucht wurde, tut hier nichts zur Sache.

Passagierschiffe dürfen überhaupt keine Explosivstoffe als Fracht mitnehmen, nicht einmal Streichhölzer – Frachtschiffe nur

in Ausnahmefällen, und dann muß gleich das ganze Fahrzeug eine außerordentlich hohe Versicherungsprämie bezahlen, die natürlich die Auftraggeber zu tragen haben.

Deshalb gehen ab und zu besondere Frachttransporte über das Wasser, man nennt sie gleich Pulverschiffe, welche eben nichts weiter als solche Explosivstoffe mitnehmen. Dann verteilt sich die Versicherung mehr, dem Schiffe wird im Hafen eine besondere Stelle angewiesen, oder es wird noch auf Reede gelöscht, wird besonders behandelt usw.

Daß der italienische Passagierdampfer hundert Flaschen Nitroglyzerin mitgenommen hatte, wovon ihm bekannt, das war gänzlich ausgeschlossen. Nicht eine einzige wäre angenommen worden.

Nein, da hatte jemand die hohe Versicherung und alle anderen Umstände sparen wollen, hatte das ganz gleich aussehende Nitroglyzerin als Olivenöl signiert, und er war damit durchgekommen.

Das war die einfache Erklärung der Sache.

Jansen ließ sich über die Eigenschaften des Nitroglyzerins durch Kienock belehren, las darüber nach und stellte dann einige Versuche an.

Er füllte ein Fläschchen mit der öligen Flüssigkeit, schleuderte es, hinten am Heck stehend, weit in die Luft hinaus und schickte schnell eine Revolverkugel nach, mit jener Sicherheit, um die ihn jeder Cowboy beneidet hätte, während sich Jansen in dieser Schießfertigkeit niemals besonders geübt haben wollte.

Die Revolverkugel traf das Fläschchen, die Folge war ein Feuerkreis und eine furchtbare Detonation.

Noch augenscheinlicher ward die Wirkung des Nitroglyzerins, als er auf dieselbe Weise ein Fläschchen in einiger Entfernung vom Schiff im Wasser zur Explosion brachte.

Da zeigte es sich, wie das Nitroglyzerin nach allen Richtungen, besonders auch nach unten wirkt.

So klein das Fläschchen auch gewesen, wühlte es doch einen ungeheueren Wasserberg auf, der erst nachträglich zerrissen wurde, wobei sich im Meere eine förmliche Schlucht bildete, in die sich rauschend und schäumend das zurückstürzende Wasser ergoß.

Hierauf hatte Jansen eine einsame Viertelstunde des Nachdenkens, und die Folge davon war, daß er alle Mann zusammenrief, ihnen eine Rede hielt, zu ihnen wie zu Freunden und Brüdern sprach.

Wir wollen die Ansprache nicht wiedergeben.

Das Hauptthema bestand in der Frage: ›Was soll aus uns werden?‹

Ja, was sollte aus ihnen werden? Es war wirklich einmal wert, darüber zu sprechen.

Wenn die ›Sturmbräut‹ nun einmal Schiffbruch erlitt oder auf ein Riff lief, wo sie festgebannt saß – die Mannschaft konnte sich vielleicht in den Booten retten – aber was dann? Sollte sie auf einem anderen Schiffe ein ganz gleiches Leben von vorn beginnen?

Oder wenn die ›Sturmbräut‹ im Gefecht mit einem Kriegsschiffe zum Wrack geschossen wurde, oder nur einen einzigen Unterschuß bekam – ja, dann konnte die Mannschaft vielleicht noch immer in die Boote gehen; aber sollte sie sich aus diesen als Gefangene nehmen lassen, derer ganz sicher der Galgen wartete?

Jansen hatte seine Fragen derartig gestellt, daß seine Absicht sofort verstanden werden mußte.

Zunächst indes erfolgte noch keine Antwort, in finsterem Schweigen blickten die wetterharten Männer alle ihren Kapitän an.

»Oder wollen wir unsere Gemeinschaft lieber auflösen? Wollen wir das Schiff verlassen? Ich habe genug Geld und anderes an Bord, um jeden von euch zum reichen Manne zu machen . . . «

»Niemals, Kapitän, die ›Sturmbräut‹ verlassen wir niemals!!« erklang es da einstimmig im Chore.

»Wenn wir sie aber nun, wie ich vorhin geschildert, gezwungen verlassen müssen ...«

»Wir verlassen sie nicht, da sprengen wir sie und uns lieber in die Luft!« erklang es ebenso einstimmig, als hätten diese fünfzig Mann nur einen Gedanken und einen Mund.

Das Folgende wollen wir nicht wiedergeben, können es gar nicht.

Kurz, mit wildem Jubel wurde des Kapitäns Vorschlag angenommen, das zufällig in die Hände bekommene Nitroglyzerin, fast zwanzig Zentner, derartig im Schiff noch unter der Wasserlinie zu verteilen, daß ein einziger Schuß unter der Wasserlinie genügen mußte, um das ganze Schiff in die Luft zu sprengen.

Und alsbald wurde der Plan ausgeführt, sich einen Vulkan zu schaffen, auf dem man fernerhin tanzen wollte. Die großen Flaschen wurden in viele Hunderte von kleinen umgefüllt, die sich von einer früheren Proviantlieferung noch an Bord befanden, und so das furchtbare Sprengöl allüberall an den Bordwänden verteilt, soweit sich diese noch unter der normalen Wasserlinie befanden, und nur eine einzige dieser Flaschen brauchte durch einen feindlichen Schuß oder durch Aufrennen auf ein Riff zur Explosion gebracht zu werden, das entzündete im Nu auch alle anderen – die ›Sturmbräut‹ würde spurlos von der Meeresoberfläche verpufft sein.

Während dieser Arbeit, während sich die Matrosen also gewissermaßen ihr eigenes Grab bereiteten, allerdings eine ganz besondere Art von Grab, zeigten sie auch ein ganz merkwürdiges Verhalten.

Es wurde schon vorhin angedeutet, durch den bekannten Vergleich mit einem Vulkan, auf dem man tanzt.

Eine wilde Lustigkeit bemächtigte sich aller, während sie mit den gefährlichen Flaschen hantierten, die Witze flogen nur so hin und her, und sie forderten das Schicksal nicht nur mit Worten heraus, sondern sie mußten sogar durch Befehl davon abgehalten

werden, daß sie nicht dazu rauchten. Einige hatten sich, sogar während sie das fürchterliche Sprengöl umfüllten, wirklich schon ihre Pfeifen angebrannt gehabt.

Galgenhumor! Was ist das, Galgenhumor? Eine trotzigste Verhöhnung des Schicksals – die furchtbarste Auflehnung des Menschen gegen die himmlischen Mächte – der an den Felsen geschmiedete Prometheus verspottet noch die Götter, wenn ihm die Geier die immer wieder nachwachsende Leber ausfressen – und so kann der sogenannte Galgenhumor sogar echt sein – jedenfalls die gewaltigste Aeüßerung, deren der Mensch fähig ist, um seine freie Unabhängigkeit gegenüber dem Schicksal zu beweisen – selbst etwas Göttliches, so entsetzlich es auch sonst sein mag.

Unterdessen hatte Schmutje in der Kombüse sein viel harmloseres Werk vollendet, es wurde aufgetafelt, und der Kapitän gab noch mehr dazu, spendierte auch den ganzen Wein, den er von dem Passagierschiff bekommen – ja, es war eine Art Henkersmahlzeit – so wilde Gesänge hatten die Planken der ›Sturmbräut‹ wohl noch niemals von der sonst so gesitteten Mannschaft zu hören bekommen – dann aber schien auch wieder echte Lustigkeit durchzuklingen.

Nur einer war mit dem allgemeinen Abkommen nicht zufrieden.

Bei der ersten Gelegenheit nahm Karlemann den Kapitän zur Seite.

»Hören Sie, Sie wollen sich mit der ganzen ›Sturmbräut‹ in die Luft sprengen?«

»Wenn es sein muß – ja.«

»Da bin ich aber gar nicht damit einverstanden – habe noch keine Lust, gen Himmel zu fliegen, möchte lieber noch ein bißchen auf dieser schönen Erde bleiben.«

»So verlassen Sie das Schiff,« sagte Jansen kurzerhand.

»Nee, dazu habe ich auch keine Lust. Nur in die Luft fliegen mag ich nicht. Wenn Sie durchaus wollen – fliegen Sie alleine, ich fliege nicht mit.«

Wie sich Karlemann das vorstellte, darüber sprach er sich nicht weiter aus.

Die Geschichte mit dem Nitroglyzerin sollte aber noch nicht alle sein.

Beim Mittagstisch wurde Madam Hullogan vermißt, und erst jetzt erinnerte man sich, sie schon seit längerer Zeit nicht gesehen zu haben. Da sie trotz ihres Schnauzbartes und trotz ihrer Seestiefel doch kein richtiger Mann war, war ihr Fehlen auch nicht aufgefallen, als alle Mann zusammengerufen wurden.

Enoch suchte sein holdes Ehegespons und fand es in der gemeinschaftlichen Schlafkabine stöhnend in der Koje liegen.

»Was ist denn los, Hullogan?!« fragte Enoch zuerst erschrocken.

»Wird sich sterben, wird sich arme Hullogan verrecken elendiglich!« erklang es ächzend und winselnd.

Durch diese Erklärung ihres Zustandes ward der brave Bootsmann zunächst auf einen anderen Gedanken gebracht.

Schnell ging er wieder hinaus, machte die Tür hinter sich zu, begab sich in die Foxel zurück.

»Se stärvt,« verkündete dieser Mustergatte mit glückstrahlender Miene, »lat se stärvn.«

Aber damit waren die Matrosen nicht einverstanden. Wenn sie Madam Hullogan nicht dem Leben erhalten konnten, so wollten sie doch wenigstens bei ihrem Tode zugegen sein.

Also marschierte alles in feierlicher Prozession nach der Sterbekammer, die meisten noch ihre Backentaschen mit Bratwurst gefüllt.

»Aber seht euch vor,« warnte Enoch noch einmal, »dau is dee Düwel ok dabie.«

Ja, mit Madam Hullogan schien es recht schlimm zu stehen. Sie hielt sich den Bauch und wand sich in Todeszuckungen, sonst war sie nicht zum Sprechen zu bringen.

Goliath war als Arzt schon zur Stelle, auch der Kapitän ward gerufen.

Endlich gestand sie. Es war nämlich ein kleiner Diebstahl zu gestehen. Madam Hullogans Vorliebe für Olivenöl wurde schon einmal erwähnt, und dieses brauchte nicht gerade aus Sardinienbüchsen zu stammen.

Also die hundert Flaschen feinstes Olivenöl hatten es ihr ange-tan, und in einem unbewachten Moment, als sich Schmutje und Karlemann nicht in der Kombüse befanden, hatte sie sich hin-ingeschlichen, hatte die eine Flasche, die erst zur Hälfte in den Topf entleert worden, an den Mund gesetzt, hatte einmal tüchtig getrunken, und wenn Madam Hullogan einmal tüchtig trank, so durfte man annehmen, daß es mindestens ein Liter gewesen war.

»Es schmeckte sich so lieblich und süß, aber ist sich Sauluder-zeug elendigliches, liegt sich wie Blei im Bauche!« wimmerte die Unglückliche.

Hatte die also Nitroglyzerin getrunken, wohl gleich einen gan-zen Liter!

Nun, ein direktes Gift ist Nitroglyzerin nicht, so wenig wie ei-ne Stiefelsohle oder ein Kilogramm Hufeisennägel, und Madam Hullogans Magen mußte auf Hufeisennägel und dergleichen Stoffe geeicht sein – sie vertrug das Liter Nitroglyzerin, nicht einmal wieder herausgeben wollte ihr Magen das, was er einmal gefaßt hatte, sie verschluckte sogar den Brechweinstein tassenweise mit dem größten Behagen, die Folge davon war nur, daß die Magen-schmerzen aufhörten, und dann war Madam Hullogan auch ge-rettet.

»I drrr Deiwel, i drrr Deiwel!« sagte der krummbeinige Ehe-mann niedergeschlagen, als er dieses Resultat erfuhr.

Aber erledigt war die Sache hiermit noch lange nicht.

Von dieser Zeit an war und blieb Madam Hullogan eine unkrepierte Granate oder, um mehr nach Enochs Ansicht zu sprechen, eine Höllenmaschine, bei der es nur eine Frage der Zeit war, wann sie einmal losplatzte, und so sorglos die Matrosen auch damals mit dem Sprengöl umgegangen waren, so ängstlich zeigten sie sich im Falle der sprengölgeladenen Madam Hullogan.

Einen Kommentar zu diesem Verhalten braucht der Leser natürlich nicht – Witzblätter gab es ja an Bord der ›Sturmbraut‹ nicht, so mußte man die Witze selber machen – dagegen ist das Verhalten der lebendigen Höllenmaschine gegenüber selbst etwas näher zu beschreiben.

Eine schwarze Tafel hatte es in der Foxel schon immer gegeben, wo angeschlagen wurde, was man auf der Kommandobrücke nicht zu wissen brauchte – obgleich es auch dort immer bekannt und herzlich belacht wurde – und so stand da jetzt zu lesen, wie man sich gegen diese lebendige Höllenmaschine vorsichtig zu verhalten habe.

Vor allen Dingen in ihrer Nähe kein Streichholz anritzen, nicht mit brennender Pfeife an ihr vorübergehen – auch nicht einmal ein zündendes Wort durfte in ihrer Gegenwart fallen, keine feurigen Blicke durfte man nach ihr werfen usw.

Mit Mutterwitz ist ja der Matrose reichlich gesegnet, ja, in Matrosenfoxeln findet man oft genug wirklichen Geist, ausreichend, um jahraus jahrein ein Witzblatt zu füllen, dessen Inhalt sonst mühsam zusammengestohlen werden muß – aber die Hauptsache war doch, wie das nun die Matrosen getreulich ausführten, wie sie vorsichtig die Hand über die brennende Tabakspfeife hielten, wenn sie an Madam Hullogan vorübergingen, wie sie mit einem erschrockenen Sprunge vor ihr zurückwichen, was sich hier nur leider nicht wiedergeben läßt.

Und das Beste oder das Gefährlichste an der ganzen Sache war nun, daß Madam Hullogan als echte Irländerin vom alten Schläge selbst nicht ohne qualmenden Kalkstummel zu denken war,

und ob sie nun an ihre Explosivgefährlichkeit glaubte oder nicht – ganz egal, sie paffte nach wie vor weiter. Da war es nun allerdings gefährlich, in ihrer Nähe zu weilen.

Nur einen gab es an Bord, der hierbei keinen Witz fand, der eben die Sache wirklich ernsthaft nahm: Enoch, ihr Ehegatte.

Dieses Mißverstehen der Sachlage hatten die Matrosen natürlich sofort heraus, und nun begannen sie auch noch ihren krummbeinigen Bootsmann zu martern, und der hatte um so mehr Grund zur Besorgnis, weil doch die explodierbare Höllenmaschine neben ihm schlief, und Madam Hullogan hatte wie so mancher männliche Seemann die Gewohnheit, sich auch mit qualmender Tabakspfeife in die Kojen zu legen, diese noch im Schlafe auszurauchen.

Kurz, Enoch verrannte sich so in eine fixe Idee, daß er die Sache bis vor den Kapitän brachte. Er wollte von seiner Frau getrennt sein, wenn nicht vom Tische, so doch vom Bett.

»Die geht mal ffft, ich warte immer drauf, und da kann ich keine Nacht mehr auch nur ein einziges Auge zutun.«

Jansen suchte seinem Bootsmann durch ernsthafte Erklärung und durch Spott diese fixe Idee auszutreiben – Enoch ging davon, schlief noch bei seiner Frau, aber von seinem Wahne war er jedenfalls nicht geheilt worden. Na, dann war er eben bereit, als treuer Ehegatte mit in die Luft zu fliegen. Der Kapitän und die anderen würden es schon noch erleben.

Und so sollte es denn wirklich kommen!

Eines Nachts, da Jansen auf der Kommandobrücke stand, hörte er wie die anderen einen dumpfen Knall, aus dem Innern des Schiffes kommend.

So sehr bedeutend war er nicht gewesen – aber immerhin, es hatte geknallt, es mußte untersucht werden, was das gewesen war, wenn sich nicht sofort eine Wirkung zeigte.

Als alles noch so dastand und wartete, ob da noch etwas anderes nachkäme, stürzte Enoch, als Bootsmann Freiwächter, in Hemd und Unterhosen an Deck.

»Mien Fru is in de Luft gefffft!« schrie er, das Verschwinden von der irdischen Bildfläche durch eine entsprechende Armbewegung markierend.

Dem Kapitän schlossen sich noch viele Matrosen an, um die Sache zu untersuchen. Denn etwas Bedenkliches war es doch, den Knall hatte man wirklich gehört.

»Ich liege ganz ruhig da und schlafe mit einem Auge,« erklärte unterwegs Enoch ganz verstört, »neben mir schnarcht Hullogan – da plötzlich sehe ich einen Feuerschein, die ganze Kabine ist voll Feuer, gleichzeitig ein furchtbarer Knall – und wie ick hinkieke, is mien Fru futsch. Se is in de Luft gefffft. Ick hävv's ja glicks geseggt.«

»Seid Ju denn da nich mitflogen?« fragte Meister Pieplack.

»Nee! Worum soll ick?«

»Seid Ju denn da aber nich wenikstens en bäten ahngebrannt?« beharrte Pieplack als Untersuchungsrichter.

Der Bootsmann betastete erst seine Unterhosen und dann sein Riechorgan.

»Nee! Worum soll ick?«

»Nu, wenn die ganze Kabine in Flammen gestanden hat.«

»Et war tjo keen Pulver, et war tjo Nierenglüsserüüühn.«

So weit war man mit dem Hin und Her gekommen, als man die Kabine erreichte.

Das Auffallende war eigentlich nur das, daß Madam Hullogan sich nicht darin befand. Nur ihr buntgestreifter Rock und ihr anderes bißchen Gelumpe hing noch da.

Jansen glaubte ja überhaupt an die ganze Geschichte nicht.

»Die ist einfach mal hinausgegangen,« meinte er.

»Ja, aber ich habe sie doch knallen hören,« verteidigte sich Enoch.

»Dat kann schon stimmen, se hädd geknallt!« meinte Pieplack.

»Du hast wirklich eine Feuererscheinung gesehen?« fragte Jansen mißtrauisch.

Enoch schilderte den Vorgang nochmals. Nur mit einem Auge geschlafen, plötzlich ein ganzes Feuermeer, ein furchtbarer Knall, und wie er sich nach seiner Frau umgewendet, da war die eben verschwunden gewesen. Einfach in die Luft gefffft.

»Es ist ja aber gar kein Qualm hier,« sagte Jansen, sich gleich über diese Worte als über etwas recht Dummes ärgend.

»Tjo, es is awwer doch ok Nierenglüsserüüühn. Tjo tjo, Käpt'n, min Fru is fffft. Nor ehrn Rock hat se dalaten.«

Jansen konnte sich dieses schnauzbärtige Frauenzimmer auch im Geiste nicht anders vorstellen als mit ihren unverschämten Seestiefelis.

»Wo hat sie denn ihre Seestiefel?« fragte er daher, weil er diese nicht sah.

»De hädd se mitnommen.«

»Mitgenommen? Wohin denn?«

»Na, in de Luft. In'n Himmel. In de Höll.«

»Ja, die hat aber doch nicht die schweren Seestiefel beim Schlafen an!«

»Immer.«

Der Mensch lernt eben nie aus. Jansen glaubte doch, während der langen Jahre alle Geheimnisse seiner ›Sturmbräut‹ kennen gelernt zu haben, und er wußte noch nicht einmal, daß Madam Hullogan auch in ihren großen Seestiefeln zur Koje ging! Einfach aus dem Grunde, weil sie diese Seestiefel überhaupt nicht mehr abbekam. Sie hatte diese kolossalen Stiefel vor einem Dutzend Jahren einmal anprobiert und hatte sie nicht wieder von den Füßen bekommen, mit dem besten Willen nicht.

»Vor wieviel Jahren?!« fragte Jansen förmlich erschrocken.

»Vor nem dossend Johren.«

»Vor zwölf Jahren?«

»Jau jau, Käpt'n. 's mag ok noch länger her sünt. Damals hädd se ok noch Strümpf anhatt – wo de bläm sind, weet se nich.«

Jansen starrte den Sprecher wie eine Erscheinung aus dem Jenseits an.

»Sie kriegt die Seestiefel überhaupt nicht mehr ab, kann sie nicht mehr abbekommen?«

»Never, Käpt'n.«

»Wenn sie aber nun einmal besohlt werden müssen?«

»Werd glicks an de Feut besorgt.«

Und Jansen sah im Geiste ein Bild – wie der Schuster die Beine Madam Hullogans auf dem Schoße hatte und ihr die kolossalen Seestiefel gleich am Leibe besohlte . . .

»Ja, warum schneidet sie sich denn da nicht die Schäfte ab?«

»Afsneeden? Do geihn see dock kaputt. Un dat's goot Roßleder, mien Fru smart se jeden Obend mit Swiensfett in, eh se in de Koje krägt.«

Jansen wollte offenbar zusammenschauern – da ward er durch wuchtige Tritte aus seinen Träumen gerissen – Madam Hullogan kam hereinmarschiert, im Hemd und in ihren unsterblichen Seestiefeln.

Also sie war nicht in die Luft geflitt, weder in den Himmel, noch in die Hölle. Es löste sich alles auf natürliche Weise.

Nicht einmal geknallt hatte Madam Hullogan, sondern in der benachbarten Kammer hatte sich eine Kiste von der Laschung gelöst, war umgefallen. Kurz vorher hatte Hullogan die Seite ihres Ehegemahls und die Kabine verlassen. In Enochs Gehirn nun, der fortwährend von einer Explosionsgefahr seines Ehegesponnes träumte, hatte sich der Knall im Geiste mit einer Feuererscheinung verbunden, seine Frau war verschwunden gewesen – so war es gekommen.

Ja, auf natürliche Weise gelöst war dieser schwierige Fall. Nun aber brauchte Enoch nicht dafür zu sorgen, daß der Spott einmal einschlafen würde.

DAS PULVERSCHEFF.

Im Longisland-Sund, der Bucht von New-York, segelten zwei Lotsenkutter um die Wette auf den dreimastigen Schoner zu, der durch Flagge einen Lotsen wünschte.

Am geordnetsten in der Welt geht es doch wohl in Deutschland zu. Es ist eben ein Polizeistaat. Aber so geregelt auch an den deutschen Küsten das Lotsenwesen sein mag, so sehr auch jede Ueberschreitung der Vorschriften durch schwere Strafen geahndet wird, so kommen doch auch hier zwischen den Lotsenfahrzeugen, welche nach Schiffen ausspähen, förmliche Wettfahrten auf Tod und Leben vor.

Abgeteilt können sie nicht werden, jeder muß für sich selbst ausspähen, wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und es geht eben um die hohe Lotsenprämie, es geht um all das, was man sonst noch an Bord des aus weiter Ferne kommenden Schiffes zu erwarten hat, es geht um die Ehre.

Wenn das nun schon von dem soliden Deutschland gilt, wie da erst in anderen Staaten, zumal in England und gar in Nordamerika, wo der Kampf ums Dasein überhaupt jede Rücksicht aufhebt, wo man die an Wahnsinn grenzende Wettsucht des Engländers und Amerikaners bei jeder Gelegenheit hervorbrechen sieht?

Ein Wettsegeln zwischen zwei konkurrierenden Lotsenfahrzeugen wird hier tatsächlich stets zum Kampfe um Tod und Leben. Da wird alles riskiert, was nur zu riskieren ist, um dem Rivalen zuvorzukommen, und ist ein Dampfer dabei, so ist es noch das unschuldigste Mittel, wenn die Mannschaft ihre Buttertöpfe ins Feuer wirft und sich an die Ventile hängt. Wie oft hat da schon ein Kollege den anderen mit Absicht gerammt und übersegelt!

Zu solch einem Endkampf sollte es hier nicht kommen. Der eine Kutter sah sich zu sehr im Nachteil, mit ein paar fürchterlichen Flüchen gab er auf. Dabei soll hier, wenn wir das Fahrzeug fluchen lassen, gezeigt werden, wie Schiff und Mannschaft eins sind.

Der siegreiche Kutter kam dicht an den großen Schoner heran, die See ließ es zu; an einem zugeworfenen Tau schwang sich der Lotse, an dem zur Zeit die Reihe war, an Deck des fremden Schiffes, der Kutter steuerte sofort wieder davon, um nach anderen einlaufenden Schiffen zu spähen.

Denn jedes solches Fahrzeug hat mehrere Lotsen an Bord, oder, wenn die staatlichen Beamten diesen Titel auch noch nicht verdienen, so doch Gehilfen, welche denselben Dienst schon tun dürfen, Lotsen-Assistenten, Lotsen-Aspiranten, alle schon nach langjähriger Praxis auf einer Lotsenschule ausgebildet, geprüft und vereidigt.

Trotz seiner grauen Haare hatte sich der Lotse mit der Behendigkeit eines Affen an das hohe Deck des großen Dreimasters geschwungen. Seestiefel und Oelanzug, obgleich das Wetter gegenwärtig sehr gut war, und auf dem Rücken hatte er einen wasserdichten Sack, der außer einiger Wäsche auch Mundvorrat für mehrere Tage enthielt. Denn das Wetter konnte sich ja ändern, nur der Wind brauchte umzuspringen, so mußte der Lotse, wenn der Kapitän sich von keinem Dampfer einschleppen lassen wollte, diese Tage an Bord bleiben, und der Lotse darf nichts anderes verlangen als Trinkwasser. Natürlich ist diese Mitnahme von eigenem Mundvorrat nur ein Hohn, diese Lotsen sind manchmal sogar ganz unverschämte Kerls.

Der an Bord Gekommene stand vor der hünenhaften Gestalt eines Mannes, den er wohl für den Kapitän nehmen mußte.

»Was für ein Schiff ist das, Käpt'n?«

Dabei blickte er sich um, er suchte nach dem Schiffsnamen, der doch sonst gewöhnlich an Rettungsringen, Holzeimern und dergleichen beweglichem Gut zu lesen ist, und dann, weil er gar nichts sah, blickte er verwundert den vor ihm stehenden Riesen an, verwundert vielleicht auch deshalb, weil sich dieser so stumm stellte.

»Seid Ihr der Kapitän?«

»Ich bin's.«

»Was für ein Schiff ist das?«

»Solltet Ihr mich und mein Schiff nicht kennen?«

Dem Lotsen war so etwas noch nicht passiert, ganz verwirrt blickte er um sich, und seine Verduzttheit nahm nur noch zu, als er überall solche ernste, stumme Männer stehen sah.

»Ja, bin ich denn hier auf einem verhexten Gespensterschiffe ...«

»Nein, aber auf der ›Sturmbraut‹, und ich bin Kapitän Richard Jansen.«

Dieser wetterharte Lotse war sonst gewiß nicht leicht zu erschrecken, aber bei dieser so gelassen ausgesprochenen Erklärung prallte er doch zurück, machte eine Bewegung, als wolle er über Bord springen.

Jansens eiserne Faust faßte ihn bei der Schulter.

»Was wollt ihr von mir?« stieß jener hervor, sich schon nicht mehr rühren könnend.

»Ihr sollt mich unter Eurer Flagge in den Hafen bugsieren.«

»Ihr gebraucht Gewalt?«

»Ja.«

Mit einem Male war der Lotse wieder ganz ruhig.

»Ich bin Beamter.«

»Deshalb eben wollte ich Euch an Bord haben, sonst aber seid Ihr nur ein Mensch.«

»Und wenn ich mich nun weigere?«

»Dann werde ich Euch zwingen.«

»Wie wollt Ihr denn das anfangen?« höhnte der Alte jetzt ganz unerschrocken.

»Mann, nehmt Vernunft an! Solltet Ihr nicht verheiratet sein?«

»Ich bin's.«

»Habt Ihr Kinder?«

»Ja.«

»Na, dann gebt Euren Kindern einen reichen Vater,« sagte Jansen ganz gemütlich, und einen entsprechenden Ausdruck nahm auch gleich das verwitterte Gesicht des Alten an.

Es war ein amerikanischer Beamter, und wenn nicht etwa verächtlich von den Yankees im allgemeinen gesprochen werden soll, so ist ein amerikanischer Beamter doch etwas Besonderes, auch er muß sich seine Stelle erst erkaufen.

»Well, was gebt Ihr mir, wenn ich Euch in den Hafen bugsiere?«

»Wieviel verlangt Ihr?«

»10 000 Dollar.«

»Das ist sehr viel für einen so kleinen Dienst.«

»Ihr wollt meinen Kindern doch einen reichen Vater geben, und 10 000 Dollar ist eigentlich noch kein Reichtum, ich bin also noch sehr bescheiden, während Ihr sonst doch kein Knauser sein sollt.«

»Gut, 10 000 Dollar!«

»Her damit!«

»Na, na!« lachte Jansen. »Traut Ihr mir nicht?«

»O ja. Euch traue ich.«

»Aber ich traue noch nicht so ganz Euch. Also Ihr habt zwischen 10 000 Dollar und einer Revolverkugel zu wählen. Ich weiß, Ihr Lotsen habt Eure geheimen Zeichen. Bei der ersten Bewegung, die ich mir nicht erklären kann, seid Ihr eine Leiche, verstanden?«

»Well, 10 000 Dollar lebendig ziehe ich mir vor.«

»So heißt zunächst Eure Flagge, dann kommt auf die Brücke.«

Jansen zog seine Hand zurück, dafür ward der Lotse von zwei Matrosen in die Mitte genommen, die ihn nicht wieder verließen, und wenn sie auch keine offenen Waffen zeigten, so mußte der Lotse wohl wissen, daß hier eine Gegenwehr nicht mehr möglich war.

Zunächst hißte er am Kreuzmast, dem hintersten, seine Flagge, welche durch die auffallendste Farbe ausdrückte, daß sich an Bord dieses Schiffes überhaupt schon ein amtlicher Lotse befand, und durch ein besonderes Zeichen ward noch der Name dieses

Lotsen angegeben, falls eine Unregelmäßigkeit oder sonst etwas passierte.

Die Anwesenheit solch eines amtlichen Lotsen befähigt das Schiff, direkt in den Hafen einzulaufen, mit Umgehung aller sonstigen Förmlichkeiten, es hält die Zollbeamten und die Gesundheitspolizei fern, bis es im Hafen vor Anker oder am Kai liegt, und darauf eben war es Jansen nur angekommen, der sonst zur Einfahrt in irgendeinen der New-Yorker Häfen keinen Lotsen gebraucht hätte.

Dann begab sich der Pilot auf die Kommandobrücke, um die Führung zu übernehmen. Doch hatte man noch gut eine Stunde zu segeln.

Auch der Lotse steuert nicht selbst, so wenig wie der Kapitän oder Steuermann, wogegen besonders in Jugendschriften so oft gesündigt wird. Auch er gibt nur dem am Steuerrad stehenden Matrosen immer die Richtung an, selbst wenn die Fahrt zwischen Klippen und Sandbänken hindurch geht, etwa wie im Roten Meere.

»Alles gesund an Bord?«

»*All right.*«

»Wann ist die letzte Krankheit vorgekommen?«

»Haben seit Jahren keinen Fall einer epidemischen Krankheit gehabt.«

»Mit was befrachtet?«

»Kohlen.«

»Kein reglementswidriges Gut an Bord?«

»Nein.«

»Auch keine Explosivstoffe?«

Diese Frage war in einem Tone gestellt und von einem Blicke begleitet, daß Jansen stutzte.

»Pulver und sonstige Geschützmunition vorschriftsmäßig untergebracht.«

»Kein Nitroglyzerin?«

»Mann, woher wißt Ihr?!«

Möglich wäre es allerdings gewesen. Die ›Sturmbräut‹ hatte sich unterdessen lange genug auf offener See umhergetrieben, jenes italienische Auswandererschiff mußte schon längst sein Ziel, Rio de Janeiro, erreicht haben.

Aber wie war das herausgekommen, daß jene Flaschen nicht Olivenöl, sondern Nitroglyzerin enthalten hatten? Der Empfänger mußte doch allen Grund gehabt haben, nicht davon zu sprechen, mochte er auch noch so sehr geschädigt worden sein.

Nun konnte der Lotse Aufklärung geben. Die ›Apulia‹ erzählte, wie sie unterwegs von dem berüchtigten Seeräuberschiffe angehalten worden war, die Sensation war groß, noch größer aber die Aufregung jener Firma, welche aus Italien die hundert Riesenflaschen Olivenöl erwartet hatte.

Das Geheimnis war eben doch nicht gut gewahrt worden, auch Angestellte waren eingeweiht gewesen, es wurde geschwätzt, die ganze Sache verraten.

Diese ganze Geschichte war von Zeitungsberichterstatern sofort nach New-York telegraphiert worden. Wie man nun gegen jene englische Firma vorgegangen war, das wußte auch der Lotse noch nicht, der sich schon seit einigen Tagen wieder auf dem Wasser befand – und die Hauptsache war doch auch, wie jetzt dieses Seeräuberschiff zwanzig Zentner Nitroglyzerin an Bord hatte, genug, um eine ganze Flotte in die Luft zu sprengen.

»Ja, aber woher wißt Ihr denn, daß auch mir bekannt ist, wie diese Flaschen Nitroglyzerin enthalten? Ich hatte doch Olivenöl gefordert und solches zu bekommen geglaubt.«

Es war eine etwas schwer zu verstehende Erklärung, welche der Lotse hierfür gab, zumal, da er sich auch noch unbeholfen ausdrückte.

Wozu hatte der Piratenkapitän solch eine ungeheuere Quantität Olivenöl gebraucht? Sollte er nicht gewußt haben, daß es sich um Nitroglyzerin handelte? Woher er dies gewußt? Nun, er hatte

eben seine Spione überall an Land – oder aber, hatte dieser Piratenkapitän nicht schon oft genug gezeigt, daß er mit dem Teufel im Bunde stand, konnte er daher nicht allwissend sein?

Kurz und gut, es wurde allgemein angenommen, daß der Kapitän der ›Sturmbraut‹ recht gut gewußt habe, was sich in Wirklichkeit in jenen Oelflaschen befand.

Jansen hielt nicht für nötig, den Lotsen über die Wahrheit aufzuklären.

»Ja, ich habe die zwanzig Zentner Nitroglyzerin an Bord.«

»Wozu?«

»Um gelegentlich in die Luft zu fliegen und vielleicht noch andere mitzunehmen.«

Der Lotse war zunächst mit dieser Antwort zufrieden, er hatte einige Ruderkommandos zu geben, auch mußten die Segel gerichtet werden, was jetzt von Deck aus geschehen konnte, da die ›Sturmbraut‹ als Schoner getakelt war, also nur große Besansegel führte, von den Masttoppen bis an Deck reichend.

»Ich habe die ›Sturmbraut‹ noch nicht selbst gesehen, nur auf Abbildungen, und da hat sie immer ganz anders ausgesehen,« meinte der Lotse dann, prüfend um sich schauend.

»Ich habe einfach die Takelung verändert.«

»Ja, das ist wohl leicht zu machen, aber der Bau war auf den Bildern ein ganz anderer.«

»Das hinten und vorn sind nur hölzerne Aufbaue, aus Kisten und Brettern hergestellt, mit Leinwand verkleidet.«

»Das ist doch nicht möglich!«

Der Lotse verließ einmal die Brücke, um sich mit eigenen Augen in der Nähe davon zu überzeugen, selbst mit den Händen greifen mußte er, ehe er glauben konnte, daß das wirklich nur ein Maskenkostüm aus Holz und Leinwand war, so geschickt war diese Theaterdekoration gemacht. Einem schlechten Wetter freilich hätte sie nicht standgehalten, doch dann wäre sie eben solider

hergestellt worden. Jetzt genügte sie vollkommen. Die ›Sturm-
braut‹ war eben nicht wiederzuerkennen, nicht von den eigenen
Leuten, wenn sie nach einiger Abwesenheit ihr Schiff so wieder-
gefunden hätten.

Die letzte Spitze von Longisland war passiert, jetzt kam es bald
darauf an, in welchen der vielen Häfen von New-York einzusteu-
ern sei. Denn hierzu rechnet man auch die Häfen von Hoboken,
von Brooklyn und noch andere.

»In den Petroleumhafen!« entschied Jansen auf des Lotsen dies-
bezügliche Frage.

Damals legten alle Petroleumschiffe noch direkt in New-York
an, wo schon die Hauptstraßen beginnen, wie die Wallstreet, und
erst eine furchtbare Feuersbrunst mußte ganz New-York bedro-
hen, ehe man diesen gefährlichen Schiffen einen entlegenen Platz
anwies – nach der alten Regel, daß man den Brunnen erst zu-
deckt, wenn ein Kind darin ertrunken ist.

»Was? In den Petroleumhafen?!« stutzte der Lotse denn auch
gleich.

»Jawohl, mitten zwischen die Petroleumschiffe, möglichst am
Kai!«

»Mit Eurem Nitroglyzerin?!«

»Eben deswegen! Mann, versteht Ihr denn nicht, was ich will?
Und Ihr habt überhaupt nur zwischen Eurer Belohnung und dem
Tode zu wählen.«

Ja, jetzt verstand der Lotse, und er gehorchte, wahrscheinlich
nur gar zu gern.

Die Reede wurde passiert, schon hier von Schiffen aller Art und
aller Nationen wimmelnd, dann tauchte erst recht ein Masten-
wald auf, und dann zeigte sich das eigentümliche Bild New-Yorks
von der Hafenseite aus, welches man nicht weiter beschreiben
kann, das muß man selbst gesehen haben. Die Grenze zwischen
Wasser und Land scheint nämlich ganz wegzufallen, die Schiffe
liegen noch zwischen den Häusern, ragen mit ihren Rahen bis

in die Fenster hinein, und nun dazu die ungeheueren Gebäude, wenn es damals auch noch keine solchen mit zwanzig und mehr Etagen gab – immerhin, ganz kolossale Geschäfts- und Wohnhäuser, alles übersät mit schreienden Reklameplakaten, und dazwischen also die bewimpelten Schiffe – wie gesagt, ein ganz merkwürdiges Bild, welches man in keinem anderen Hafen der Welt findet. Es ist durch die kolossale schnelle Entwicklung New-Yorks entstanden, nichts hat systematisch geregelt werden können, so hat sich eines immer zwischen und über das andere geschoben.

»Brisbane, Adelaide, Kapitän Oglas,« hatte die ›Sturmbraut‹ durch Flaggen gemeldet, und diese fingierten Namen, ganz aus der Luft gegriffen, waren auch hinten am Heck zu lesen, zwar nur auf schwarzgeteeter Leinwand geschrieben, was aber nicht zu bemerken war.

Jetzt war ein Segeln nicht möglich; einer der zahllosen kleinen Schleppdampfer ward angerufen, er spannte sich vor.

Es war an Bord der ›Sturmbraut‹ wohl kein Matrose, dem nicht das Herz mächtig schlug, als man jetzt so zwischen den vielen Schiffen und Fahrzeugen durchgeschleift wurde.

Oftmals kam man einem anderen so nahe, daß man hätte hinüberspringen können.

Ja, das war noch etwas ganz anderes als damals, da man durch den Hafen von Bantang direkt in den Strom eingedrungen war.

Jansen selbst hielt seine riesige Gestalt in dem Kartenhaus verborgen, von wo aus er alles übersehen und auch noch kommandieren konnte; aber wie leicht konnte einer der Matrosen erkannt werden, die doch noch von früherher Kameraden hatten, und man wußte von ihnen, daß sie sich gegenwärtig nur auf der ›Sturmbraut‹, auf diesem vogelfreien Piratenschiffe, befinden konnten.

Doch das tollkühne Stückchen sollte wiederum glücken. Eine halbe Stunde später lag die ›Sturmbraut‹ am Kai, von der eigentlichen Mauer allerdings noch durch ein anderes großes Segelschiff getrennt, welches bereits seine Tanks mit Petroleum füllte, und

schon legte sich ein drittes Schiff vor die ›Sturmbraut‹, diese war eingekeilt, das Piratenschiff saß wie in einer Mausefalle.

Doch daß Jansen dies gewollt, wenigstens nichts weiter darauf gab, ist selbstverständlich.

Unten in der Kajüte erhielt der Lotse seine 10 000 Dollar.

»Nun macht, daß Ihr von Bord kommt. Ihr werdet doch wohl sowieso spurlos verschwinden.«

»Das werde ich allerdings,« grinste der Lotse; »aber wenn Ihr wünscht, kann ich ja noch verkünden, was für ein Schiff das ist.«

»Ist nicht nötig, das werde ich gleich allein tun.«

Es gab an Land Personen genug, welche für das Neuangekommene Schiff das größte Interesse hatten: Hafenbeamte, die Vertreter der Firmen, welche Schiffe ausrüsten, Händler und Hausierer der verschiedensten Art, müßige Neugierige im allgemeinen, und sobald ein Schiff einmal im Hafen ist, ist sein Betreten jedem Menschen erlaubt, man kennt es gar nicht anders. Nur Passagierdampfer und natürlich Kriegsschiffe haben dagegen ein Verbot, und sonst ist auch noch ein Hindernis, wenn das Schiff noch im freien Wasser liegt, so daß man erst ein Boot benutzen muß.

So ergoß sich auch jetzt sofort, das am Kai liegende Petroleumschiff als Brücke benutzend, eine Schar Menschen über das Deck der ›Sturmbraut‹, vor allen Dingen Agenten und Hausierer, die es noch eiliger hatten als die Hafenbeamten.

Jansen hatte die Kajüte wieder verlassen, trat ihnen entgegen.

Ein Herr, der an die Matrosen schon Karten austeilte, welche zum Besuchen eines verrufenen Tingeltangels einluden, die paradiesischen Freuden dieser Hölle priesen, war wohl der erste, in dem beim Anblick der hünenhaften Gestalt eine Ahnung aufging.

Er prallte vor ihr zurück, musterte sie mit weitaufgerissenen Augen.

»By Jove, ist das nicht – ist das nicht . . . «

»Nun?«

»Der Kapitän Richard Jansen?«

»Ich bin's, und das ist mein Schiff, die ›Sturmbraut‹.«

Seine Zettel fallen lassen, kehrt machen und über die beiden Bordwände zurückvoltigieren, das war für den Gentleman das Werk eines Augenblicks. Und dann verkündete sein Schreien, was für eine Bewandnis es mit diesem Schiffe hatte, abgesehen davon, daß auch die anderen von allein zu derselben Erkenntnis kamen und schleunigst machten, daß sie von diesem schwimmenden Vulkan herunterkamen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde durch ganz New-York. Was für einen Eindruck sie hervorbrachte, läßt sich gar nicht schildern. Dazu ist New-York zu groß.

»Der Piratenkapitän Richard Jansen – mit seiner ›Sturmbraut‹ im New-Yorker Hafen – mit seinen zwanzig Zentnern Nitroglycerin mitten zwischen den Petroleumschiffen, dicht an den Petroleumschuppen!!«

Lähmendes Entsetzen oder wilde Hast, in den Straßen drängten die einen vorwärts, die anderen rückwärts – ganz New-York glich einem aufgestachelten Ameisenhaufen. Einen direkten Vorteil hatten nur die Publikhäuser, die Restaurationen aller Art – die machten die besten Geschäfte.

Der erste Beamte, der die ›Sturmbraut‹ betrat, war der Polizeidirektor von New-York in eigener Person, und das machte diesem Manne alle Ehre. Er kam allein, woraus man schließen durfte, daß er keinen anderen Begleiter gefunden hatte.

Er wurde vom Kapitän in der Kajüte empfangen, brauchte nicht zum Sitzen eingeladen zu werden, er sank gleich auf einen der drehbaren Stühle und mußte sich zunächst den perlenden Schweiß von der Stirn wischen.

»Sie sind der Kapitän Richard Jansen?«

»Ja!«

»Ich weiß es, Sie sind's.«

»Kennen Sie mich?«

»Barnums Photographien!« stöhnte der Polizeidirektor.

Ja, unseres Helden Aussehen war nun schon bekannt geworden.

»Das ist Ihre ›Sturmbräut‹?« fuhr der Direktor fort, sich mit Gewalt zusammenraffend.

»Sie ist es.«

»Sie sieht ganz anders aus, als sie sonst immer in Wort und Bild beschrieben wird.«

»Meine Leute entfernen bereits das Maskenkostüm.«

»Mann, Kapitän – – was wollen Sie hier in New-York?«

»Ich komme in geschäftlicher Angelegenheit hierher.«

»In welcher?«

»Sprechen wir erst über etwas anderes. Sie wissen doch, daß ich zwanzig Zentner Nitroglyzerin an Bord habe?«

»Ich weiß es, ich weiß es!« konnte der Mann immer wieder nur stöhnen, sich auch noch immer den Schweiß abtrocknen müsend.

»Es ist wirklich Nitroglyzerin, was mir der italienische Kapitän ohne sein Wissen als Olivenöl verkaufte.«

»Ich weiß es, ich weiß es!«

»Wollen Sie sich davon überzeugen?«

»Nein, nein – ich glaube es, ich glaube es!«

»So kommt dieser Sprengstoff noch zu dem Pulver hinzu, welches ich sonst im Schiffe habe, und ich bin reichlich mit Munition für meine Geschütze versehen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Diese tausend Liter Sprengöl sind in kleinen Flaschen im Innern des Schiffes verteilt, besonders unter der Wasserlinie.«

»Was wollen Sie damit sagen?« konnte der Beamte nur wiederholen.

»Daß man nicht ungestraft irgend etwas gegen mich und mein Schiff unternehmen darf. Ich bin entschlossen, wenn man irgendwie gegen mich vorgehen will, einem meiner Matrosen, den ich

etwa an Land schicken werde, auch nur ein Haar krümmen sollte, sofort das ganze Schiff in die Luft zu sprengen; das heißt, ehe ich mich der Gewalt ergebe. Ich bin ein Desperado, habe nichts mehr zu verlieren, und so denken alle meine Leute. Ja, ehe wir unsere Freiheit verlieren, wollen wir lieber mit einem kolossalen Knalleffekt sterben, wie die Welt ihn vielleicht noch gar nicht erlebt hat. Und was solch eine Explosion hier im Petroleumhafen für New-York zu bedeuten hätte, können Sie sich wohl vorstellen.«

»Um Gottes willen, um Gottes willen!« konnte der Polizeidirektor wiederum nur murmeln, und zu seiner Todesangst mochte vielleicht auch viel beitragen, daß sich das Polizeipräsidium ganz in der Nähe befand, daß er darin seine Wohnung besaß, daß er erst vor kurzem geheiratet und die reiche Ausstattung seiner Frau wie die ganze sonstige Einrichtung noch nicht versichert hatte.

»Was wollen Sie hier?« fragte er sachgemäß, nachdem er sich wieder gefaßt hatte.

»Ich komme nicht etwa als Räuber.«

»Nicht?« erklang es ebenso mit ungläubigem Staunen, wie erleichtert.

»Sie glauben, ich würde durch solch eine Drohung mit einer eventuellen EXplosion eine Erpressung ausüben wollen?«

»Ja, ich hatte es fast geglaubt,« gab der biedere Beamte unumwunden zu.

»Woraus schließen Sie das?«

»Weil – weil . . . «

Der Direktor fand doch nicht gleich einen Grund, diesem sogenannten Seeräuber war eigentlich doch gar nichts Schlechtes nachzusagen.

Die Vernichtung der englischen Kriegsschiffe hatte nichts mit den Vereinigten Staaten zu tun; durch die Erstürmung des Forts von Charleston hatte sich dieser Seeräuber wohl als Feind der Union gezeigt, doch mehr indirekt, das war für ihn nur eine private Handlung gewesen, wie nun schon längst bekannt geworden.

»Haben Sie die näheren Einzelheiten gehört, wie ich den italienischen Passagierdampfer angehalten habe?«

»Ich glaube wohl. Gestern ist schon der schriftliche Bericht angekommen, der in den Zeitungen veröffentlicht worden ist.«

»Bin ich da irgendwie als ein Räuber aufgetreten?«

»Ganz im Gegenteil, Sie haben sich als großmütiger Gentleman gezeigt, mehr als dreihundert arme Italiener gedenken Ihrer als ihres Wohltäters.«

»Nun, auch in New-York werde ich nicht sengen und plündern,« lächelte Jansen. »Ich komme hierher, um meine braven Jungen nach langem Aufenthalt auf See einmal wieder die Freuden des Landes kosten zu lassen, die Freuden einer großen Hafenstadt – nach ihrem Geschmacke. Verstehen Sie, Herr Direktor?«

»Ich verstehe vollkommen,« erklang es noch erleichterter

»Da können wir uns nicht heimlich einschmuggeln, das ist überhaupt nicht unser Fall. Offen sind wir hier in den Hafen gesegelt – allerdings mit einer kleinen List, unter einer falschen Flagge, das war doch nicht zu vermeiden – aber da wir nun einmal hier liegen, zeigen wir auch offenes Visier. Können Sie als Polizeidirektor nun für die Sicherheit meiner Leute garantieren, wenn ich sie an Land lasse, daß sie sich nach Matrosenweise einmal austoben?«

»Ich glaube, es zu können. Das heißt – da ist schwer von einer Garantie zu sprechen. Sie selbst sind es ja, der den Druck ausübt.«

»Nun gut. So machen Sie den Vermittler zwischen mir und der Oeffentlichkeit. Ich werde also meine Mannschaften wachenweise an Land lassen, daß sie sich einmal amüsieren können. Glauben Sie ja nicht etwa, daß ich meinen Matrosen die Erlaubnis gegeben habe oder geben werde, in der Stadt wie die Vandalen zu hauten, weil wir, wenn wir es nicht sind, so doch für vogelfreie Seeräuber gehalten werden. Vogelfreie Desperados sind wir ja übrigens wirklich. Amüsieren sollen sie sich, sich austollen, austoben – aber nicht mehr, als jedem anderen Matrosen erlaubt ist, der

sein schwerverdiertes Geld möglichst schnell durchbringen will. Sonst ist nur jede polizeiwidrige Ueberschreitung der öffentlichen Ordnung zu melden. Allerdings möchte ich nicht gern haben, daß sich in solch einem Falle die Polizei selbst gleich einmischt, etwa den oder die Uebeltäter zur Wache bringt. Angetrunken könnten die Burschen doch etwas sein, sie halten zusammen und ... wir sind nun eben einmal ganz andere Menschen geworden, die außerhalb aller Gesetze stehen. Daher bitte ich, von solch einer polizeilichen Einmischung absehen zu wollen. Ich bitte sehr höflich darum.«

»Ganz, wie Sie bestimmen, Herr Kapitän!« entgegnete der Polizeidirektor mit einer kleinen Verbeugung.

»Wenn mir solch eine Ueberschreitung sofort gemeldet wird, werde ich mit einem Teile der Wache schnellstens zur Stelle sein und die Uebeltäter dingfest machen, und dann wird man sehen, wie auch ein Seeräuber auf Wahrung der öffentlichen Ordnung hält. Hier öffentlich an Deck dieses meines Schiffes werde ich den Uebeltäter bestrafen lassen, und zwar wahrscheinlich viel, viel härter, als Polizei oder Gericht tun würde.«

»Herr Kapitän, auch ich habe eine vorgesetzte Behörde, vor allen Dingen den Magistrat, den ich sofort von alledem benachrichtigen werde.«

»Und Sie glauben, daß diese Bedingungen angenommen werden?«

»Aber selbstverständlich, selbstverständlich!«

Jansen mußte bei dieser Dienstefrigkeit ein Lächeln unterdrücken. Freilich, New-York, befand sich da in einer schlimmen Lage; es blieb den Vertretern der Stadt ja gar nichts anderes übrig, als auf alles einzugehen, wollte man nicht die ganze Stadt in Flammen sehen. Sommerhitze und Wind waren gerade günstig dazu.

»Gut, so wäre dies erledigt! Nun sagte ich Ihnen schon, daß ich auch in geschäftlicher Angelegenheit hierherkomme. Würden Sie die Güte haben, auch hierbei den Vermittler zu spielen?«

»Bitte, sehr gern!«

»Es handelt sich um das Vermögen meiner Frau, welches bei der New-Yorker Bodenkreditgesellschaft angelegt ist und von ihr schon zum 1. April dieses Jahres gekündigt ... was ist Ihnen denn?«

Ja, der Polizeidirektor hatte plötzlich ein ganz merkwürdiges Gesicht gemacht.

»Ihrer ... Frau?« wurde zögernd wiederholt.

»Nun ja, die Lady Blodwen von Leytenstone, Sollte Ihnen mein Verhältnis zu ihr nicht bekannt sein?«

»Doch.«

»Ich bin mit ihr regelrecht getraut worden.«

»Ich weiß es.«

»Durch die Priorin einer englischen Schwestergemeinschaft, welche zur gesetzlichen Trauung berechtigt war.«

»All dies wurde ja durch den englischen Kriegsschiffskapitän bekannt, der Sie damals in dem hohlen Vogelberge besuchte.«

»Nun, und was haben Sie da zu staunen?«

»Ich staune nicht, ich fürchte nur, daß Sie da auf die größten Hindernisse stoßen werden.«

»Wieso?«

»Wissen der Herr Kapitän denn nicht, was sich unterdessen zugetragen hat?«

»Was hat sich zugetragen?« Jetzt war es Jansen, welcher stutzte.

»Die englische Regierung hat schon vor langer Zeit bekannt gemacht, daß alle Ehen, welche jene Priorin, eine geborene Herzogin von Manchester, nach ihrem Verlassen Englands geschlossen hat, null und nichtig sind.«

Es sah fast aus, als wollte Jansen wild in die Höhe fahren, aber er beherrschte sich, blieb sitzen und nagte nur einige Zeit finster an seiner Unterlippe.

»Tatsache?«

»Das ist allgemein bekannt, ist zur Kenntnis aller Behörden gelangt.«

»Ist da auch schon von einer Erbschaft gesprochen worden?«

»Oft genug! Das müßige, sensationslüsterne Publikum hat ja immer Zeit zu so etwas und wird darin von den Zeitungen unterstützt.«

»Nun?«

»Als Erben kämen natürlich die nächsten Verwandten in Betracht.«

»Wer sind diese?«

»Die Brüder und eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, ein Lord Hektor von Leytenstone, ein Lord James, eine Lady . . . «

»Ich weiß, ich weiß!« stieß jetzt Jansen doch mit einigem Ingrimm hervor. »Ich muß diese Verwandten doch am besten kennen. Ich meine, ob sie schon Ansprüche auf diese Erbschaft gemacht haben?«

»Das können sie ja noch gar nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Da müßte Lady Blodwen doch erst verstorben sein.«

»Jene Verwandten haben ihre Erbschaftsansprüche doch schon einmal geltend gemacht.«

»Da galt Lady Blodwen eben für tot.«

»Wann denn?«

»Damals, als sie auf der Osterinsel verschwunden war, von einem reißenden Tiere . . . «

»Ach, richtig, richtig!« fuhr Jansen aus seinem Sinnen empor. »Und unterdessen ist sie ja selbst wieder in New-York gewesen, eben um ihr Kapital zu kündigen. Ja, da werde ich allerdings Schwierigkeiten haben. Nun, ich danke Ihnen, Herr Direktor.«

Es war in einem Tone gesprochen worden, daß sich der Besuch unweigerlich erheben mußte. Jansen beachtete ihn gar nicht weiter, bemerkte auch nicht, wie jener an der Tür zögernd stehen blieb.

»Herr Kapitän!«

»Was gibt es?«

»Es handelt sich um dreißig Millionen Dollar.«

»Ganz richtig! So hoch beläuft sich die Summe, die bei jener Bank angelegt ist.«

»Das ist eine riesige Summe.«

»Vielleicht für den, der sich durch Zahlen blenden läßt. Mir kann so etwas nicht imponieren.«

»Alle diese Petroleumschiffe, die ganzen Petroleum-Magazine dürften keinen Wert von dreißig Millionen repräsentieren.«

Jäh fuhr Jansen auf seinem Stuhle herum.

»Mann, was wollen Sie damit sagen?!«

Der Polizeidirektor wurde so verlegen, daß er keine Antwort fand.

»Sie meinen, ich wäre fähig, mit Brandstiftung und dergleichen zu drohen, falls man mir dieses Geld vorenthält? Und Sie machen mich darauf aufmerksam, daß diese ganzen Hafenanlagen keine dreißig Millionen wert sind, so daß ich gar keinen genügenden Druck ausüben könne? Nein, geehrter Herr, ein Mordbrenner bin ich nicht. Will ich jenes Geld haben, werde ich es mir auf andere Weise zu verschaffen wissen, aber nicht so, daß Unschuldige darunter leiden. Sorgen Sie nur dafür, daß dieses mein Pulverschiff hier nicht in die Luft fliegt, dafür könnte ich allerdings nichts.«

EINE SPIRITISTISCHE SITZUNG.

Jansen war hauptsächlich nach New-York gekommen, um die dreißig Millionen zu erheben, welche Blodwen damals von dem Maharadscha oder dessen Stellvertreter als Preis für jenes geheime Dokument erhalten hatte.

Daraus wurde nun nichts. Die Regierung des schlaunen Englands hatte ihm einen Riegel vorgeschoben. Und zum Mordbrenner wollte Jansen, wie er selbst gesagt, denn doch nicht werden.

Außerdem kennen wir den Charakter unseres Helden und besonders seine Ansicht über Geld und dergleichen schon genug, um zu wissen, wie wenig ihn dies im Grunde genommen berührte.

Seine Absicht war gewesen, über Blodwens Tod zu berichten, wenn auch nicht ganz der Wahrheit gemäß – wenigstens nicht von jener Insel in der Fucusbank hätte er gleich gesprochen – aber seine ganze Mannschaft konnte doch Blodwens Tod bezeugen, und genügte das noch nicht, so wäre Jansen vielleicht auch erbötig gewesen, die auf der Fucusinsel lebenden englischen Soldaten als Zeugen zu bringen.

Jetzt dachte er an so etwas nicht mehr. Nun mochte Blodwen auch noch als lebend gelten, damit jene rechtmäßigen Erben, denen unser Held doch durchaus nicht hold gesinnt war, wenn er auch einmal ihre Verteidigung ergriffen hatte, keine Ansprüche auf die Hinterlassenschaft machen konnten. Bevor diese nur auf den Gedanken kamen, daß die Schwägerin wieder einmal tot sein könnte, würde doch schon einige Zeit vergehen, dann waren wiederum fünf Jahre nötig, ehe sie für verschollen erklärt resp. die Ansprüche der Erbberechtigten giltig wurden – kurz, da war noch lange Zeit, um einen Entschluß zu fassen, und unterdessen lag das Geld doch ganz sicher, wenn auch unverzinst.

Daß Jansen seine Leute im Zwischendeck noch einmal vornahm und ihnen Verschwiegenheit betreffs der Vorgänge auf der Fucusinsel einschärfte, war eigentlich ganz überflüssig; aber er tat es. Dann schickte er sie wachenweise an Land, auf daß sie sich einmal nach Matrosenart amüsieren konnten.

Auch in dieser Hinsicht hatte sich Jansen auf Schlimmeres vorbereitet, als es sich dann in Wirklichkeit zeigte. Die Matrosen, die großen wie die kleinen, gingen in die Kneipen, in Tingeltangels, ins Theater, amüsierten sich und ließen sich anstaunen und

kehrten ohne besondere Vorfälle immer wieder in geschlossenen Trupps zurück, so, wie sie ausgerückt waren. Eben dieser feste Zusammenhalt machte ja alle bösen Zufälle unmöglich.

Immerhin, über diese ganze Sache lag doch etwas von Ungeheuerlichkeit gebreitet. Das freie Amerika und besonders New-York hatten schon manches an Terrorismus erlebt, aber so etwas denn doch noch nicht.

Kommt da ein Schiff, welches einfach als Piratenschiff gilt, welches überall in der Welt gesucht wird, weil man es vernichten will, legt sich mitten in New-York in den Hafen und schickt seine See-räubernschaft an Land, damit sie sich da belustigen kann!

Ja, aber was sollte man dagegen tun? Diesen Fall als eine Lektion hinnehmen, um später besser aufzupassen, daß so etwas nicht noch einmal passierte?

Mit zwanzig Zentnern Nitroglyzerin mitten zwischen den Petroleumschiffen, o weh!! Die New-Yorker Polizei hielt ihre zahllosen Hände nicht nur schützend über die Matrosen der ›Sturmbraut‹, wenn sie zechend in den Kneipen saßen, mit geschminkten Frauenzimmern Champagner aus Eimern tranken und mehr oder minder johlend durch die Straßen zogen, sondern in Uniform und Zivil wurde auch von Polizisten und Kriminellen das Pulverschiff selbst und mehr noch dessen Umgebung bewacht, das andrängende Publikum zurückgehalten und beobachtet.

Denn da lagen einige spekulative Gedanken sehr nahe.

Der Kapitän des Pulverschiffes – wie die ›Sturmbraut‹ jetzt allgemein genannt wurde, wenn es sich auch um Nitroglyzerin handelte – ging zwar nicht an Land, mit keinem Schritt, aber sicher nicht aus Angst, denn er zeigte sich ganz sorglos an Deck, und auch ein ungeübter Schütze hätte ihn vom Kai aus wegknallen können, so nahe lag das Schiff an der Landungsmauer.

Dann hätte sich der glückliche Schütze 60 000 Pfund Sterling verdient gehabt. Ja, aber lebendig hätte er sie wohl nicht bekommen. Nicht nur die sämtlichen New-Yorker und auswärtigen Versicherungsgesellschaften hatten ihre Wachen um das Pulverschiff postiert, immer zum Zuhauen bereit – jeder brave Bürger wünschte dem Herrn Piratenkapitän doch lieber von ganzem Herzen gesegnete Mahlzeit und angenehme Ruhe, als daß die Mannschaft dann aus Rache ganz New-York in Flammen setzte.

Aber auch noch eine andere Spekulation war zu bedenken.

Nicht nur in Verbrecherspelunken – nein, gerade in den solidesten Geschäftskreisen ward jetzt ganz ernsthaft besprochen, ob es sich nicht vielleicht doch lohne, das Pulverschiff mit Absicht in die Luft zu sprengen.

Der Aschantischatz – Diamanten und Perlen – das waren jetzt die Schlagworte.

Bekannt war dies ja alles schon früher gewesen, nun aber hatte der Kapitän der ›Apulia‹ dies alles noch einmal aufgerührt.

Würde es sich nicht lohnen, eine furchtbare Feuersbrunst zu verursachen, wenn man dann hoffen durfte, dort, wo das in die Luft gegangene Pulverschiff gelegen, und in der weiteren Umgebung im Schlamm des nicht allzu tiefen Wassers das Geschmeide der Aschantihäuptlinge und die sonstigen Diamanten und Perlen zu finden? Würden diese Schätze den verursachten Schaden nicht reichlich decken?

Aber da gab es wiederum etwas anderes zu überlegen.

Was die Yankees da ausgrübelten, das hatte eine große Ähnlichkeit mit jener verzwickten Logik, welche Mahlsdorf damals wegen der ungeladenen Kanonen der ›Sturmbräut‹ aufgestellt, als diese neben der ›Apulia‹ gelegen hatte.

Sollte der Piratenkapitän nicht dasselbe bedacht haben, was für eine Freude er da der Einwohnerschaft bereiten konnte? Sollte er seine Schätze nicht erst irgendwo geborgen haben? Sollte er aber seine Leute nicht instruiert haben, daß diese auf Befragen

ausagten, er hätte die Schätze an Bord, auf daß man sein Schiff in die Luft sprengte und dann im Schlamm nichts weiter fände als Pfahlmuscheln?

Also hatte es gar keinen Zweck, seine Matrosen deswegen erst auszufragen, im guten oder im bösen.

Also wollte man auch lieber nicht sprengen.

Und so kam es, daß das Pulverschiff nach einigen Tagen mit heilen Planken und vollzähliger Mannschaft wieder den Hafen von New-York verließ.

Vorläufig aber lag es noch da, bewacht und angestarrt.

Wie gesagt, Jansen begab sich mit keinem Schritt an Land, ohne sonst für seine Person irgendwelche Vorsicht zu zeigen.

Die Sehnsucht, die er jüngst für die Genüsse des Lebens gezeigt, schien sich nicht auf New-York zu erstrecken, dies gönnte er nur seinen Leuten.

Aber amüsieren hätte er sich jedenfalls können, wenn er gewollt. Gleich die erste Post hatte ganze Körbe voll Briefe gebracht, viele, sehr viele davon in rosafarbenen Kuverts. Sie waren gar nicht angenommen worden, kein einziger. Dann meldeten sich Besuche, bei Tage wie bei Nacht, zu letzterer Zeit besonders Damen – sie wurden kurzerhand abgewiesen.

Nur Zeitungen kamen an Bord.

»Mahlsdorf, was halten Sie vom Spiritismus?«

Ja, der Spiritismus!

Der uralte Spiritismus – schon in der Bibel erwähnt, wie Saul durch die Hexe von Endor Samuels Geist zitieren läßt, abgesehen von den alten Aegyptern, Chaldäern, Medern usw. – war einem hochverehrlichen Publikum wieder einmal aufgewärmt als etwas ganz Neues vorgesetzt worden.

Ihren Ausgang hatte die neue Geistertheorie mit Praxis in Amerika genommen, war zunächst nach England gegangen, wo der ›Spiritualismus‹, wie damals genannt, hoffähig wurde. Die Gräfin van Beirac, erste Hofdame und intimste Freundin der Königin

Viktoria, war eifrigste Spiritistin, die Leibkammerzofe der englischen Königin ein geschultes Medium. Gladstone war überzeugter Spiritist. Wissenschaftliche Vertreter wurden in England zuerst Professor William Crookes, seinerzeit der berühmteste Physiker, Entdecker des Thalliums, und Professor Barley, Elektrotechniker, welcher ein Instrument erfand, wie man bis zum Meter bestimmen kann, wo das transatlantische Kabel gerissen ist, so daß es eben dort aufgefischt wird, wodurch die Kabelgesellschaften jährlich Hunderttausende ersparen. In Deutschland wurde als wissenschaftlicher Verfechter des Spiritismus am bekanntesten der Leipziger Professor Zöllner, Astronom, als Kometenforscher weltberühmt.

Was ist denn nun eigentlich am Spiritismus?

Hast du, geneigter Leser, schon einmal einer spiritistischen Sitzung beigewohnt? Das kostet allerdings ein paar Taler.

Nicht? Dann hast du auch kein Recht, darüber zu urteilen!

Kann man denn aber wirklich glauben, daß sich solche Männer, wie die oben genannten, zu denen in neuerer Zeit noch Edison kommt – Edison, der Erfinder des Telephons, des Phonographen, der lebenden Photographien, dieser Edison ist der gläubigste Spiritist! – daß sich solche Männer, welche jeder neuen Erscheinung in der Natur mit strengster mathematischer Gründlichkeit zu Leibe gehen, in ihrem eigenen Laboratorium von einem Taschenspieler oder gar von einem kleinen Mädchen jahrelang an der Nase herumziehen lassen?!

O sancta simplicitas!

Ebenso bedauernswert aber sind auch alle die, welche aus dem Spiritismus nun gleich eine Religion machen, an Geister oder gar an das Wiedererscheinen von Verstorbenen glauben.

Ja, es passieren in den spiritistischen Sitzungen, wenn ein gutes, zuverlässiges Medium dabei ist, rätselhafte Dinge. Durch Tischklopfen werden Fragen über Dinge beantwortet, von denen nur der Frager etwas wissen kann. Gegenstände fliegen durch

die Luft; es zeigen sich rätselhafte Lichterscheinungen; es zeigen sich sogar leuchtende Gestalten, welche unter Umständen sprechen, sich anfassen lassen, und welche verstorbenen Personen ganz ähnlich sehen.

Aber wer sagt denn, daß das Geister oder die Seelen Verstorbener sind? Hierfür ist noch nicht ein einziger Beweis erbracht worden! Und das ist es eben, was auch alle jene doch gewiß bedeutenden, scharfsinnigen Männer gesagt haben und noch sagen: ja, es gibt etwas in der Welt, was wir noch nicht in wissenschaftliche Formeln zwingen können; in den spiritistischen Sitzungen kommen Phänomene zustande, welche scheinbar mit den Naturgesetzen im Widerspruch stehen, soweit wir diese kennen; trotzdem sind sie reell, aber daß sie von Geistern hervorgebracht werden oder selbst Geister oder die materialisierten Seelen Verstorbener sind, dafür fehlt noch jeder Beweis.

Wie sich diese sachlichen Forscher die rätselhaften Vorgänge nun aufzuklären suchen, das werden wir später aus anderem Munde erfahren.

Bis zu den vollständigen Geistererscheinungen hatte der Spiritismus es in Amerika damals noch nicht gebracht, so weit war die Mediumschaft, die tatsächlich der Entwicklung fähig ist, noch nicht ausgebildet. Es kam nur zu undeutlichen Lichterscheinungen, die höchstens die Form einer Hand annahmen. Dagegen flogen überall in Amerika Messer, Gabeln und andere Gegenstände durch die Luft, in manchen Zimmer wurden alle Möbel rebellisch, und dann vor allen Dingen wurden das harmlose Tischrücken und noch mehr das weniger unschuldige Tischklopfen gepflegt.

Denn daß sich die Klopfgeister als Engel, Teufel oder als Seelen Verstorbener ausgeben, was dann gläubig als Offenbarung aus dem Jenseits angenommen wird, das ist eben bei weniger selbstdenkenden Köpfen das Gefährliche bei der Sache.

Also, der Spiritismus stand damals schon in Amerika in herrlichster Blüte, man zählte bereits ums Jahr 1860 in den Vereinigten Staaten an die neun Millionen Spiritisten, die über zweihundert Vereine mit großartigen Klubhäusern bildeten, und wohin man spuckte, da spuckte man auf ein Medium.

Diese Mediums, meist Weiber, priesen ihr Gewerbe in Plakaten und Zeitungsannoncen wie die Hebammen an, mit denen sie in gewisser Hinsicht ja auch große Aehnlichkeit haben; nur daß sie Geister heben.

Durch diese zahllosen Annoncen in jeder Zeitung war Jansen auf seine Frage gekommen.

»Was halten Sie vom Spiritismus, Mahlsdorf?«

»Nischt!« war die prompte Antwort.

»Na, sprechen Sie sich mal etwas deutlicher aus,« lächelte Jansen.

»Unsinn, Mumpitz, Gehirnerweichung, amerikanischer Humbug!«

»Haben Sie schon einmal einer Sitzung beigewohnt?«

»Nein, Gott sei Dank nicht, werde mich auch schön hüten.«

Aber gehört und gelesen hatte Mahlsdorf doch schon viel davon, ebenso Jansen. Darüber unterhielten sich die beiden, was nicht der Wiedergabe wert ist.

»Ich möchte doch einmal solch einer Sitzung beiwohnen,« meinte dann Jansen.

»Dazu haben Sie hier überall Gelegenheit, in jedem Hause wird sogenannter Circle gehalten.«

»Auch öffentlich?«

»Auch öffentlich gegen Eintrittsgeld.«

»Ich möchte doch lieber so ein Medium hier an Bord haben, hier in meiner Kajüte muß die Sitzung stattfinden. Denn daß sehr viele Medien Taschenspielererei und überhaupt Schwindel treiben, das gestehen ja sogar die gläubigsten Spiritisten ein. Das Geisterbeschwören ist eben ein einträgliches Geschäft geworden.«

»Es wird nur kein Medium an Bord der ›Sturmbraut‹ wollen.«

»Warum nicht? Es können ja hier dieselben erforderlichen Bedingungen geschaffen werden, Dunkelkabinetts und sonst alles, und alle Geister werden doch nicht wasserscheu sein?

»Ja, aber es ist das Pulverschiff!«

»Ach so – nun, es wird sich schon ein Medium gegen Geld und gute Worte bereitfinden lassen. Einen guten Leumund habe ich ja sonst.«

Schön, Mahlsdorf wollte sich auf die Suche machen.

»Soll es ein Mann oder eine Frau sein?« fragte er noch.

»Gibt es denn auch männliche Medien?«

»Ei gewiß.«

»Ich dachte, weil hier lauter Weiber annoncieren.«

»Meistenteils sind es allerdings Frauen und Mädchen, weil die eben mehr zur Hysterie veranlagt sind als Männer.«

»So holen Sie ein Mädchen.«

»Soll es jung und hübsch sein?«

»Machen Sie, daß Sie fortkommen! Bringen Sie ein Medium, das Geister rufen kann!«

Diese Unterredung und vor allen Dingen Mahldorfs letzte Frage charakterisiert die Stimmung, in der sich die beiden befanden und wie sie den ganzen Spiritismus auffaßten – lächerlich!

Jansens letzte Worte hatte der soeben eintretende Karlemann gehört.

»Was? Sie wollen ein Medium holen lassen?«

»Ja, ich möchte mir den Mumpitz doch einmal in der Nähe betrachten. Haben Sie auch schon etwas von Spiritismus gehört?«

»Ei nun freilich, allemal!«

»Waren Sie auch schon in einer Sitzung?«

»Das noch nicht, habe es auch gar nicht nötig, ich kann selber Geister rufen.«

»Was können Sie?«

»Geister rufen. Jawohl, ich kann Geister rufen – aber ob sie auch kommen, das freilich ist eine andere Frage.«

Eine Stunde später war es wiederum Karlemann, welcher die Botschaft brachte:

»Mahlsdorf kommt und bringt wirklich eine mit – sie ist nicht gerade jung und hübsch, dafür aber hat sie den Tadderich und wackelt mit'm Koppe.«

Karlemann sprach nur die allgemeine Ansicht aus, welche die sogenannten Aufgeklärten, die aber noch nie eine spiritistische Sitzung besucht, sich über ein Medium gebildet hatten und noch heute haben – daß es nämlich unbedingt ein bleichsüchtiges, überhysterisches Frauenzimmer sein muß.

Der Junge konnte die Kommende noch gar nicht gesehen haben, er hatte eben nur die allgemeine Ansicht ausgesprochen – und so war Jansen nicht wenig überrascht, als in die Kajüte eine weibliche Person eintrat, die durchaus keine Aehnlichkeit mit solch einem Medium besaß, wie er es sich bisher immer gedacht hatte.

Obgleich elegant gekleidet, paßte der Ausdruck ›Dame‹ nicht recht auf sie – auch nicht Frau oder Mädchen – es war eine einfache Vornehmheit in schwarzem Tuchkleid, ohne jeden Schmuck, durch einen breiten, weißen Kragen und weiße Manschetten sehr an eine barmherzige Schwester erinnernd.

Man kann solch eine Schwester, die es ernst mit ihrem Berufe nimmt, ganz in der Nächstenliebe aufgeht, auch in jedem anderen Kostüm stets erkennen. Es ist eben die Seele, welche die Gesichtszüge formt, und das Auge ist nun vollends der Spiegel der Seele. Und da wird man finden, daß diese Pflegerinnen trotz ihrer vielen Nachtwachen am Krankenbett meistens durchaus kein bleiches, ungesundes Aussehen haben, gerade bei diesen barmherzigen Schwestern sieht man unter dem weißen Häubchen so viele frische, rosige Gesichter, und der Ernst des Auges wird durch eine innere Heiterkeit verklärt.

Und solch eine Gestalt war die Eintretende, vielleicht eine Frau mittleren Alters, an der aber die Flucht der Jahre spurlos vorübergegangen war, ohne in der reinen, weißen Stirn eine Falte zu hinterlassen, die braunen Augen blickten klar wie die Sterne, und die runden Wangen blühten wie die Pfirsiche.

»Missis Nightingale,« stellte Mahlsdorf in höflichster Weise vor.

Jansen war vollständig verblüfft. Vor allen Dingen aber unterlag er der Wirkung, welche stets reine, durchgeistigte Frauen gerade auf die stärksten, robustesten, selbst rohsten Männer ausüben. Er wurde plötzlich hilflos wie ein Kind, brachte es nur zu einer linkischen Verbeugung.

»Sie sind der Herr Kapitän dieses Schiffes?« fragte eine sanfte, wohl lautende Stimme.

»Ja – jawohl – gewiß doch,« stammelte der riesenhafte Mann.

»Sie wünschen sich mit einer verstorbenen Person in Verbindung zu setzen?«

»Es wäre mir äußerst angenehm.«

»Ich bringe aber keine Materialisationen fertig.«

»O, bitte, bitte, hat gar nichts zu sagen.«

»Ich bin nur ein Klopfmedium.«

»Sehr angenehm – Richard Jansen ist mein Name.«

Da endlich hatte Jansen seine Verlegenheit überwunden, es kam ihm zum Bewußtsein, wie tölpisch er sich benahm, was ihn aber nun hinterher nicht von neuem verlegen machte.

»Also Geistererscheinungen können Sie nicht hervorbringen?«

»Nein, die Spirits melden sich bei mir nur durch Klopfen an.«

»Durch Klopfen im Tisch?«

»Das ist nicht unbedingt nötig, aber gewöhnlich sitzt man um einen Tisch. Eine magnetische Kette muß unbedingt gebildet werden, und das geschieht am besten auf einem Tisch.«

»Die magnetische Kette, ich verstehe. Welcher Bedingungen bedarf es sonst?«

Die Frau blickte sich in der Kajüte um.

»Gar keiner weiter. Nun ja, ein Tischchen, um das wir uns setzen können.«

»Wird sofort besorgt werden.«

»Wieviel Personen werden an der Sitzung teilnehmen?«

»Können es nicht nur zwei sein, ich und dieser Herr hier?«

»Nur zwei? Da ist der Erfolg sehr zweifelhaft.«

»Wie kommt das?«

»Das weiß ich selbst nicht. Ich habe nur meine Erfahrungen, um die Theorien der Spiritualisten kümmere ich mich gar nicht. Es dürfen nicht zu wenige und nicht zu viel sein. Mein Schutzgeist hat mir wiederholt gesagt, daß die Spirits am meisten die Sieben als eine heilige Zahl lieben.«

Hier kam schon das Religiöse zum Vorschein, wodurch sich die Spiritisten selbst so schaden.

»Sind Sie schon von Kind an Medium gewesen, wenn ich fragen darf?« erkundigte sich Jansen nun zunächst.

»O nein, erst vor vier Jahren überkam es mich plötzlich.«

»Wie geschah das, wenn ich fragen darf?«

»Mein Mann wurde bei der Arbeit in einer Sandgrube verschüttet . . . «

»Ihr Gatte war Baumeister, Ingenieur?« wurde Jansen jetzt immer dreister, oder aber: seine Wißbegierde siegte.

»Nein, Erdarbeiter.«

»Ein gewöhnlicher Erdarbeiter?« fragte Jansen erstaunt.

»Nur ein Arbeiter, er verdiente sehr wenig, aber es genügte, um uns und die Kinder gut zu ernähren, und wir führten das glücklichste Leben, bis es einem allweisen Gott gefiel, mir Mann und alle drei Kinder innerhalb einer Woche zu nehmen. Wir waren Quäker.«

Was dieser Nachsatz sollte, wußte Jansen nicht recht, und doch gab er ihm den Schlüssel zu dem vorliegenden Rätsel.

Diese Arbeiterfrau war von jeher eine tiefreligiöse, geistig hochstehende Natur gewesen – welches geistige Niveau nun allerdings absolut nichts mit der sogenannten Schulbildung zu tun hat – durch die Schicksalsschläge war ihr Charakter erst recht veredelt worden, die geistige Tätigkeit übertraf die körperliche – daher auch diese Durchgeistigung des Aeußerlichen. Und dann war sie eben unter die Spiritisten geraten.

»Ja,« fuhr sie fort, mit einer Heiterkeit, die merkwürdigerweise gar nichts Unnatürliches an sich hatte, »doch in derselben Woche starben auch meine drei Kinder – im Alter von vier bis neun Jahren – an der Diphtheritis. Und ich bekam ein schweres Nervenfieber. Da hörte ich in der Wand immer klopfende Töne. Auch später noch, als ich wieder gesund war. Ich konnte es mir nicht erklären. Ich fürchtete mich, bis eine fromme Dame zu mir kam, welche Spiritualistin war. Die erklärte es mir. Sie sagte, ich sei ein Medium. Ein Geist wolle mich sprechen. Es war meine älteste Tochter, die Nancy, die mich trösten wollte. Sie ist seitdem mein Schutzgeist.«

»Haben Sie sich auch mit Ihrem Manne und mit Ihren anderen Kindern verständigen können?«

»Ja. Wollen wir beginnen?«

Kleine Vorbereitungen waren doch nötig. Ein Kartentisch wurde hereingetragen, auch einige lose Stühle, die Bollaugen mußten geschlossen werden, und die Hängelampe wurde so niedrig geschraubt, daß sie nur ein ganz schwaches Licht verbreitete.

»Weshalb kommen die Geister immer im Dunklen?« fragte Jansen mit einigem aufsteigenden Spott.

»Wohl weil ihnen helles Licht unangenehm ist. Aber bitte, stellen Sie an mich nicht solche Fragen. Gelehrte Spiritualisten können Ihnen da viel bessere Auskunft geben.«

Als Teilnehmer erwählte Jansen seine vier Offiziere, außer den Steuerleuten also auch die beiden Maschinisten, Jansen und Karlemann, und da das Medium selbst mit an dem Tische Platz nehmen wollte, so war die gewünschte heilige Zahl Sieben vorhanden.

Außer Jansen und Kienock, dem zweiten Ingenieur, schienen alle anderen Teilnehmer die ganze Sache von der spaßhaften Seite zu nehmen. Das drückten sie nicht mit Worten aus, noch weniger durch Lachen oder Witze – aber es war ihnen doch anzumerken, die Gesichter so halb spöttisch, halb mißtrauisch.

Nur Kienock zeigte sich ganz tiefsinnig.

»Es ist nichts weiter zu tun, wir wollen uns setzen,« sagte das Medium.

Sie setzten sich also um den runden Tisch und bildeten nach Anweisung die sogenannte magnetische Kette.

Wenn man dabei an einen elektrischen Strom denkt, der geschlossen durch die Körper der Teilnehmer gehen soll, so genügt eigentlich, daß sich alle bei den Händen fassen, und wirklich geben sich viele Medien hiermit zufrieden. Die meisten aber wollen die Kette noch geschlossener haben, so daß der Strom den kürzesten Weg hat. Dazu legen alle Teilnehmer die Hände auf den Tisch, ihre Daumen aneinander, während die kleinen Finger die der Nachbarn berühren.

So geschah es auch hier. Neben dem Medium saß auf der einen Seite Jansen, auf die andere hatte sich gleich Karlemann gedrängt.

»So, sonst ist nichts weiter nötig. Nun müssen wir warten, bis sich ein Geist durch Klopfen meldet,« sagte Mrs. Nightingale.

Das Licht genügte noch, daß einer die Züge des anderen sehen konnte, und man sah fast nur fidele Gesichter.

»Darf man sprechen?« fragte Karlemann nach einer Weile.

»Jawohl. Die Geister lieben sogar eine Unterhaltung.«

»*Do you speak German?*«

Nein, die Frau verstand kein Deutsch.

»Käpt'n, paßt auf, daß sie nicht mit dem Fuße kloppt,« meinte da Karlemann, sich des Deutschen bedienend, »ich passe hier auf.«

»Haben Sie den Fuß auf ihren gestellt?«

»Nein. Sie?«

»Ich auch noch nicht.«

»Tun Sie es auch noch nicht, sonst kloppt sie mit was anderem.

Ich will schon aufpassen.«

Eine Weile verging, kein Klopfen wollte hörbar werden.

»'s kommt nischt,« meinte Karlemann.

»Ja, es dauert etwas lange,« bestätigte das Medium.

Na, da will ich einmal ein bißchen nachhelfen, dachte Karlemann mit vergnügtem Sinn, hob das Bein und – bumberrumbumbum – stieß mit der Stiefelspitze unten gegen die Tischplatte.

Die anderen waren nicht schlecht zusammengefahren, selbst Mahlsdorf, der die spöttischste Miene aufgesetzt hatte. Der Mensch bleibt eben immer ein Mensch – auch der aufgeklärteste ist der Abkömmling eines Geschlechtes, das sich seit Jahrtausenden mit Teufeln, Hexen und Geistern herumgeplagt hat – und nun hier das düstere Licht, die ganze Spannung, man hatte sich doch nicht zum fröhlichen Mahle um den Tisch gesetzt – es hat doch etwas auf sich.

»Da – da hat sich ein Geist gemeldet,« erklärte das Medium vertrauensvoll, und fast bewundernswert war, daß auch Karlemann ein ängstliches Gesicht machen konnte.

»Nun müssen wir Fragen stellen,« erklärte das Medium ganz ruhig, als habe noch kein Geist seinen Besuch angemeldet; oder der konnte eben warten, Geister haben vielleicht viel Zeit. »Wie man sich mit den Geistern unterhält, ist ganz verschieden. Aber es ist allgemein eingeführt, und auch ich habe das mit den mich besuchenden Geistern ausgemacht, daß man langsam das Alphabet hersagt, und wenn der betreffende Buchstabe kommt, der an der Reihe ist, so läßt der Spirit im Tisch einen Klopfon erschallen, nur

einen. Stellt man eine Frage, und er bejaht sie, so klopft er zweimal. Verneint er, so schweigt er entweder, oder er läßt Poltertöne erschallen, eine Art Trommeln.«

»So, nun bin ich orientiert,« dachte Karlemann vergnügt, »nun kann's losgehen.«

»Ist ein Geist da?« fragte das Medium mit lauter Stimme, als wären die unsichtbaren Bewohner einer anderen Welt schwerhörig.

Bumbum, bejahte Karlemann mit seiner Stiefelspitze.

»Es wird mein Schutzengel sein, er meldet sich stets zuerst, führt die anderen Spirits gewissermaßen ein. Bist du es, meine Nancy?

Karlemanns Entschluß war gefaßt. So etwas wie Gemüt kannte dieser deutsche Zigeunerknabe ja nicht. Mit einem Bumberrumbumbum verneinte er die Frage.

»Nicht? Das wundert mich. Doch es ist möglich. Da muß ich den Herren erst noch eine Erklärung geben. Es ist eigentlich ganz selbstverständlich, daß nur die Geister erscheinen, mit denen man zu sprechen wünscht, an die man also denkt, und zwar muß das ganz lebhaft geschehen, mit aller Kraft der Sehnsucht. Eine Seele, die man bei Lebzeiten gehaßt hat, wird kaum kommen. Wird nun von den verschiedenen Teilnehmern gleichzeitig an mehrere Verstorbene gedacht, so wird natürlich die Seele herbeigezogen, an welche am stärksten, am sehnsüchtigsten gedacht wird. Verstehen die Herren?«

Ja, die Herren verstanden – oder auch nicht. Was dieses Medium so selbstverständlich und natürlich fand, das ging ja über ihre Begriffe, und der erste Schreck über das Klopfen hatte sich schnell in offenes Mißtrauen verwandelt. Karlemann hatte auch so gar nicht geisterhaft geklopft.

»Denkt jeder der Herren lebhaft an eine verstorbene Person, die ihm im Leben teuer war?« fragte das Medium.

»Ja!« erklang es einstimmig in der Tischrunde.

»So wollen wir sehen. – Wie heißt du? Nenne deinen Namen, den du bei Lebzeiten führtest, auf die dir doch sicher bekannte Weise. Ich sage jetzt das Alphabet her, und wenn der erste Buchstabe deines Namens kommt, so klopfst du mit einem Schläge. Also paß auf: a – b – c – d – e . . .«

Bums, machte Karlemann schlagfertig mit dem Fuße.

»Also mit E beginnt der Name. Weiter: a – b – c – d . . .«

Bis m kam die Zahlende, dann stoppte Karlemann das Alphabet mit einem Donnerschläge gegen die untere Tischplatte.

»Em. Weiter: a – b . . .«

»Darf ich einmal unterbrechen?« fragte Jansen.

»Gewiß.«

»Kann nicht auch der Geist das Alphabet klopfen? Ich habe einmal davon gehört?«

»Jawohl, das geht. Er klopft so lange, bis der betreffende Buchstabe kommt, und wir zählen immer mit. Aber ich finde die andere Art besser, daß wir zählen und der Geist klopft.«

»Wäre es da nicht viel einfacher, wenn der klopfende Geist morste?«

»Morste? Was ist das?«

»Morsen, die Telegraphensprache, aus Punkten und Strichen bestehend. Der Punkt könnte durch einen einfachen Klopftton, der Strich durch einen doppelten ausgedrückt werden.«

»Ah so, ich weiß, ich habe wenigstens schon davon gehört. Ja, das wird manchmal angewendet. Aber ich selbst verstehe diese Telegraphensprache nicht. Außerdem muß es ein Geist sein, welcher das bei Lebzeiten verstanden hat.«

»Dann würde er morsen?«

»Jedenfalls.«

»Auch ohne daß Sie selbst es können?«

»Gewiß, ich bin ja nur ein willenloses Werkzeug, dessen sich der Spirit bedient.«

»Ja, meine Herren, wer von Ihnen hat denn einen Verstorbenen zitiert?« wandte sich Jansen an die Umsitzenden.

»Das kann man doch noch nicht wissen,« erklärte das Medium. »Es ist eben der Geist, an den mit der intensivsten Sehnsucht gedacht worden ist, aber wer das ist, das muß doch nun erst konstatiert werden.«

»Gut, so fahren Sie nach Ihrer Methode fort.«

»Ich kann ja gleich einmal fragen. – Geist, der du dich angemeldet hast, kannst du morsen?«

Karlemann verschmähte eine Antwort.

»So wollen wir mit dem Hersagen des Alphabetes fortfahren. E und M hatten wir. Also weiter: a–b–c–d . . . «

Sie sagte das ganze Alphabet her bis zum Z, ohne daß ein Klopf-ton erschollen wäre.

Es war nicht, daß Karlemann einmal die Wirkung erproben wollte, wenn er mit der Stiefelspitze keinen Klopf-ton hervorbrachte, sondern Karlemann war plötzlich ganz tiefsinnig geworden.

Hier lag eigentlich doch etwas ganz Merkwürdiges vor. Das Medium ließ sich betrügen, es glaubte selbst, daß die Klopf-töne von einem Wesen aus der vierten Dimension herrührten.

Rechnete denn diese Frau stets damit, daß sie unter den fremden Teilnehmern einen Helfershelfer habe, der auch ohne Verabredung das Klopfen besorgte? Oder wie machte sie das sonst?

So ganz klar kam das Rätsel des vorliegenden Falles dem Jungen nicht zum Bewußtsein, aber es genügte schon, daß er dabei etwas Unbegreifbares fand.

»Merkwürdig,« sagte das Medium, nachdem es den vermeintlichen Geist wiederholt aufgefordert hatte, wenigstens ein Klopfzeichen zu geben, »so etwas ist mir noch gar nicht passiert! Sonst kommt auch immer mein Schutzgeist zuerst, um . . . «

Rumberrumbumbubum, ging es da wieder in der Tischplatte, auf eine Weise, daß diesmal auch Karlemann zusammenschrak.

Denn von diesem ging das Klopfen nicht aus, und es klang auch so ganz anders, als wenn jemand mit dem Fuß gegen die untere Seite der Tischplatte stößt.

»Da – das ist meine Nancy, die erkenne ich sofort am Klopfen,« sagte die Frau mit einem glücklichen Lächeln. »Nancy, bist du's?«

Bumbum, wurde bejaht.

»Soll ich das Alphabet hersagen?«

Bumbum.

Jetzt ging das schneller, als man das nach der Schilderung glaubt, und so wurden nach und nach folgende Buchstaben festgelegt:

E-i-n-s-p-i-r-i-t-w-i-l-l-s-i-c-h-m-a-n-i-f-e-s-t-i-e-r-e-n.

Ein Spirit will sich manifestieren.

Das heißt, es wurde im Englischen ausgedrückt, doch wir bleiben beim Deutschen.

Es gehörte die langjährige Uebung des Mediums dazu, da die Worte immer hintereinander ohne besonderes Abtrennungszeichen gegeben wurden, sie sinngemäß zusammensetzen.

Dabei ermunterte das Medium die Herren auch noch immer, nur nach der Ursache dieser Klopföne zu forschen, sie sollten die Füße auf die ihren setzen, sie könnten auch getrost unter den Tisch blicken, sich unterhalten – nur die magnetische Kette dürfe nicht gelöst werden.

Und die sechs Männer verfolgten auch weniger das Hersagen der Alphabete, was doch ziemliche Zeit in Anspruch nahm, als vielmehr suchten sie wirklich die Ursache dieser Klopföne zu erforschen, und immer unheimlicher ward ihnen dabei zumute.

Denn daß diese Klopföne unmöglich von dem Medium ausgehen konnten, das war schnell festzustellen. Ihr ganzer Körper war unbeweglich. Man hätte denn gerade annehmen müssen, daß sie mit den Zehen in ihren Stiefeln solche Töne hervorbringen könnten, wiederum war es aber doch ganz deutlich zu hören, wie das Klopfen im Tische selbst erscholl, und da hätte man ebenso gut an

Bauchrednerei glauben können, was aber ebenfalls ganz ausgeschlossen war. Wenn man an einem Tische sitzt, so kann man doch wohl unterscheiden, ob es in diesem klopft, oder ob der Schall von anderswoher kommt.

Am eifrigsten blickte Karlemann unter den Tisch, in der Annahme, daß jetzt ein anderer das Klopfen besorge. Das Licht der Lampe reichte noch aus, um auch unter dem Tische alles erkennen zu lassen, und da standen sechs Beinpaare unbeweglich, wie sich auch die anderen durch Bücken nach und nach überzeugten, während es in der Tischplatte immer lustig weiterklopfte.

Der erste Satz war vollendet. Ein Spirit will sich manifestieren.

»Wie heißt dieser Spirit? A–b–c–d–e ... «

Bum!

»A–b–c–d–e–f–g–h–i–k–l–m ... «

Bum!

Und Karlemann bekam mit einem Male eine ganz blasse Nase! Es waren die beiden ersten Buchstaben, welche er vorhin selbst geklopft hatte.

Und weiter ging es.

»A–b–c–d–e–f–g–h–i ... «

Bum!

Und so fort, bis die zwei Namen fertig waren: Emil Nauke.

»Kennt einer der Herren eine Person dieses Namens?« fragte das Medium.

Und ob sie ihn kannten, sie alle zusammen!

Emil Nauke war als Hüter der Mövenstation auf der Fucusinsel zurückgelassen worden und hatte ebenfalls seinen Tod gefunden.

Am allerbetroffensten aber war Karlemann. Emil Naukes Name war es gewesen, den er vorhin hatte angeben wollen, und nun wurde er von einer ganz anderen Seite her genannt!

»Wer hat diesen Geist zu sprechen gewünscht?« fragte das Medium.

»Ich!« flüsterte Karlemann ganz scheu.

»So setzen Sie sich mit ihm in Verbindung, indem Sie den Geist laut fragen. Das Laute ist nicht gerade nötig, man braucht sogar alles nur zu denken, auch die Fragen, die Spirits lesen die Gedanken, aber durch das laute Sprechen konzentrieren sich diese mehr, und das ist unbedingt nötig.«

Es dauerte einige Zeit, ehe der vollständig eingeschüchterte Karlemann dessen fähig war.

»Emil, bist du es?« fragte er dann laut, wenn auch mit zitternder Stimme.

Bumberrumbumbubum, ging es in der Tischplatte, was, wie das Medium schnell erklärte, diesmal nicht als Verneinung aufzufassen war: nur ein neuer Geist hatte sich angemeldet.

»Fragen Sie noch einmal.«

»Emil, bist du es?«

Diesmal erscholl ein ganz anderes Klopfen, einzelne Schläge und doppelte in Zwischenpausen.

»Er morst! Es war das Bejahungszeichen!« erklang es atemlos im Chor.

»Missis Nightingale,« sagte Jansen ganz außer sich, »ich beschwöre Sie – Sie verstehen das Morsen wirklich nicht?!«

»Nein, habe nicht die geringste Ahnung davon. Oder glauben Sie denn, ich will Sie betrügen? Vermuten Sie, daß ich selbst diese Klopföne hervorbringe? Schade nur, daß die magnetische Kette nicht gelöst werden darf, sonst würde ich den Tisch verlassen.«

»Wir können uns ja gleich überzeugen, ob es wirklich unser Freund ist,« meinte Karlemann, der vielleicht zuerst seine Ruhe wiedergefunden hatte, denn wie aufgereggt die anderen waren, läßt sich denken. Nur Kienock schien eine Ausnahme zu machen.

»Bestätige noch einmal, daß du wirklich Emil Nauke bist,« fuhr Karlemann fort, sich jetzt wie fernerhin des Deutschen bedienend, welche Sprache das Medium ebenfalls nicht verstehen wollte, kaum einige Brocken davon.

Das telegraphische Bestätigungszeichen erfolgte. Nauke war wie alle anderen Matrosen auch im Morsen ausgebildet worden.

»Du hast doch auch noch einen anderen Vornamen.«

»Ja.«

»Wie lautet dieser?«

»Max Ferdinand,« wurde gemorst.

»Stimmt! Max Ferdinand Emil Nauke, ich entsinne mich.«

Die anderen Teilnehmer, mit Ausnahme Kienocks, sahen sich verständnislos an. Daß diese Frau diesen Jungen so genau gekannt hatte, war doch wohl ganz ausgeschlossen.

»Du bist tot, Emil?« fragte Karlemann weiter, und niemand fand etwas Komisches dabei.

»Ja.«

»Du bist ein Geist?«

»Ja.«

»Seit wann?«

»Seit – seit – ich weiß es nicht,« wurde geklopft.

»Es ist für die Spirits ungeheuer schwer, Zeitbestimmungen zu machen,« erklärte das Medium, aber erst, als ihm diese scheinbare Unwissenheit des ›Geistes‹ mitgeteilt worden war. »Nach dem Tode ändert sich doch gar vieles. Hier trifft zu, was in der Bibel von Gott gesagt ist: Tausend Jahre sind ein Augenblick, und ein Augenblick sind tausend Jahre.«

»Nun, ich will dem seligen Emil schon auf seine unsterblichen Zähne fühlen,« meinte Karlemann. »Aber wo du deinen Tod gefunden hast, das weißt du doch wenigstens.«

»Ja.«

»Nun, wo denn?«

»Auf der Fucusinsel,« wurde geklopft.

Erschrocken wollten alle Teilnehmer emporfahren, diesmal auch Kienock. Sie sahen ihr größtes Geheimnis in Gefahr.

»Lösen Sie nicht durch Zurückziehen der Hände die magnetische Kette!« warnte das Medium. »Nach einer so plötzlichen

Unterbrechung, welche die Sprints schmerzhaft empfinden, ist es sehr schwer, die Verbindung nochmals herzustellen.«

Die Offiziere blieben sitzen, sie beruhigten sich. Man mußte der Frau glauben, daß sie weder Deutsch noch überhaupt das Morsen verstand.

»Wo liegt diese Insel?« fragte Karlemann weiter.

»21 bis 38 nördliche Breite, 44 bis 5 westliche Länge.«

»Himmelkrrreiz und Krrruzifix!« brachte Karlemann fast ächzend hervor. »Das ist ein Beweis – jetzt muß ich in meinen alten Tagen auch noch an Gespenster glauben!«

Er sprach die Gedanken aller aus.

»Wo hatte ich damals meinen Schatz vergraben?«

»Auf der Insel.«

»Ja, aber wo da, alter Junge?«

»Neben dem kleinen Wasserfall.«

»Himmelbombenelement noch einmal!« ächzte Karlemann wiederum. »Jetzt gefällt's mir aber nicht mehr auf dieser Erde, jetzt gehe ich lieber selber unter die Geister.«

Da erscholl in der Tischplatte wieder jenes trommelnde Klopfen.

»Ein neuer Geist meldet sich an,« sagte das Medium.«

»Ich will aber noch mit meinem toten Emil sprechen.«

»Das geht nicht, es kann sich nur immer ein einziger Spirit manifestieren, und das ist stets der, an den am stärksten gedacht wird.«

»An wen wird denn so stark gedacht?«

Es erfolgte seitens der anderen keine Antwort, alle waren mit sich selbst beschäftigt.

»Wer ist da?« fragte das Medium, nachdem es noch mehrmals so getrommelt hatte.

Es wurden sofort Buchstaben gemorst: b-l-o-d-w-e-n.

»Blodwen, Blodwen!!« schrie Jansen auf.

Das telegraphische Bejahungszeichen erfolgte. Dann aber sollte die ganze Sitzung unterbrochen werden.

Plötzlich schlug das Medium vom Stuhle und wälzte sich in fürchterlichen Krämpfen am Boden. Die Frau wurde von den erschrockenen Männern aufgehoben und auf das Polster gelegt, welches sich längs der Kajütenwand hinzog, wo die Krämpfe schnell nachließen; aber die Frau schien eingeschlafen zu sein.

Man wagte nicht, sie zu stören. So war die Sitzung beendet. Doch man stand noch ganz unter dem Banne der Erfolge.

»O, Blodwen, Blodwen!« stöhnte Jansen wie zuvor. »Also die Gespenstermärchen werden zur Wirklichkeit, es gibt ein Leben nach dem Tode, es gibt ein Geisterreich!«

»Nein, das gibt es nicht!«

Kienock war es gewesen, der das gesagt.

Jansen stierte ihn groß an.

»Was sagen Sie da?«

»Es war ein Lügengeist, der uns genarrt.«

»Ein Lügengeist? Wie meinen Sie das?«

Kienock gab eine Erklärung, wie sie schon damals angewendet wurde, selbst von solchen, die sich selbst Spiritisten nannten, die aber trotzdem nichts mit ›Geistern‹ zu tun haben wollten.

Man muß annehmen, daß der Mensch eine besondere Eigenschaft besitzt, welche nur für gewöhnlich latent ist, gewissermaßen schlafend.

Dieser geheimnisvollen Eigenschaft sind die verschiedensten Namen gegeben worden: unbewußtes Ich, Astralleib, psychische Kraft usw.

Wir bleiben bei dem letzteren Namen, bei der psychischen Kraft, Seelenkraft.

Durch diese sonst noch undefinierbare Kraft der Seele, so undefinierbar wie z. B. die Elektrizität oder der Magnetismus, sollen die indischen Fakire und die modernen Medien ihre wunderbaren Phänomene zustande bringen, darauf beruht das Erscheinen des Doppelgängers, alles Fernsehen, Prophezeien und dergleichen, was ins Gebiet des Uebersinnlichen gehört.

Wer an so etwas überhaupt nicht glaubt, dem ist nun freilich nicht zu helfen, der wird auch nicht an solch eine psychische Kraft glauben. Er kann nur daran erinnert werden, daß schon der Traum uns Rätsel genug aufgibt. Wenn ich träume, ich sitze in der Schule, der Lehrer stellt an mich eine Frage, ich kann sie nicht beantworten, wie ich mein Gehirn auch anstrengt, was man auch im Traume ganz reell empfinden kann – da steht mein Nachbar auf und gibt die regelrechte Antwort – das ist ein Vorgang, bei dem wir uns gar nichts Besonderes denken, weil uns so etwas eben ganz geläufig ist. Im Grunde genommen aber liegt hier ein tiefes Rätsel vor.

Ebenso rätselhaft ist es, wenn man sich im Traume an Personen und Ereignisse erinnert, sie mit voller Naturtreue sieht, resp. noch einmal durchmacht, an die man im wachen Zustande gar nicht mehr gedacht hat, sie waren der Erinnerung schon längst entschwunden.

Hier im Traume, sagen die Theoretiker, arbeitet das zweite, das unbewußte Ich.

Wie nun bei jedem Menschen dieses unbewußte Ich nur im Schlafe zum Erwachen kommt, so gibt es Personen, bei denen es sich auch im wachen Zustande betätigt. Allerdings fallen auch diese dann oft in einen Schlaf, der dann ein magnetischer oder Trance genannt wird. Jedenfalls aber haben alle diese Personen, Fakire wie Medien, etwas Anormales, etwas Krankhaftes an sich. Auch diese Frau war trotz ihrer scheinbaren Gesundheit plötzlich in Krämpfe gefallen.

»Man muß an eine Gedankenübertragung glauben können,« suchte Kienock weiter zu erklären. »Wenn wir nicht dazu aufgefordert worden sind, einen Geist herbeizuwünschen, so ist doch ganz selbstverständlich, daß wir uns, während wir um den Tisch herumsitzen, mit solchen Gedanken beschäftigen. Das Medium empfindet unsere Gedanken, diese gehen auf sie über. Und zwar stets der am stärksten gedachte Gedanke, was sie ja oft genug ausgesprochen hat, nur mit anderen Worten, ihrem eigenen Glauben angepaßt. Karlemann, haben Sie nicht recht lebhaft an Emil Nauke gedacht?«

»Ja,« gab dieser zu, hütete sich aber, zu gestehen, daß er selbst die ersten Klopföne hervorgebracht hatte.

»Sehen Sie. Diese Gedanken gingen auf das Medium über, und weil diese Frau nun einmal bedingungslos an die Existenz von Geistern glaubt, meldete sich auch sofort der angebliche Geist unseres kleinen Freundes durch Klopföne . . . «

»Und wie brachte sie diese Klopföne hervor?« fragte Jansen.

»Durch ihre psychische Kraft.«

»Wollen Sie mir noch etwas näher erklären, wie das möglich ist, durch die Kraft des Willens oder der Seele solche Klopföne zu erzeugen?«

»Das kann ich nun freilich nicht,« meinte Kienock achselzuckend.

»Und das nennen Sie überhaupt eine Erklärung?« lachte Jansen spöttisch. »Nein, da glaube ich doch lieber ganz einfach an Geister.«

Das ist es! Jansen hatte im Namen aller gesprochen, welche aus dem Spiritismus eine Religion machen.

Ja, es gibt eine erklärende Theorie, aber die ist so kompliziert, spielt erst recht so auf das Gebiet des Uebersinnlichen oder Uebernatürlichen hinüber, daß man besser dabei wegkommt, alles den ›lieben Geistern‹ in die Schuhe zu schieben, jede richtige Geistererscheinung sowohl wie das unschuldige Tischrücken.

»Und doch kann ich Sie vielleicht überzeugen, daß hierbei keine Geister im Spiele sind,« nahm Kienock wieder das Wort.

»So tun Sie es doch.«

»Zunächst ist uns nichts anderes mitgeteilt worden, als was nicht wenigstens einer von uns selbst gewußt hätte. Hätten wir etwas gefragt, was wir nicht selbst gewußt, so hätte uns der Geist auch nicht antworten können . . . «

»Sie glauben also, abgesehen von den unerklärlichen Klopfönen, an eine Gedankenübertragung oder ein Gedankenlesen?«

»So ist es.«

»Wenn ich also an eine Person lebhaft denke, von der ich bestimmt weiß, daß sie noch lebt, ich aber bilde mir mit aller Kraft ein, sie sei schon gestorben, und ich wünsche ihren Geist zu sprechen – so würde sich dieser wirklich durch Klopföne anmelden?«

»Das ist es, was ich Ihnen eben vorschlagen wollte! Denn dadurch bin auch ich zur Ueberzeugung gelangt, daß alles nur Gedankenübertragung ist, ein unbewußter Betrug des Mediums.«

»Sie haben ein derartiges Experiment schon einmal gemacht?«

»Ich war wenigstens zugegen, als ein solches gemacht wurde. Auch ich war einst ein gläubiger Spiritist, versäumte keine Sitzung, die mir zugänglich war. Einmal wohnte ich einer solchen in Berlin bei. Es kamen kleine Materialisationen vor, hauptsächlich aber arbeitete das Medium ebenfalls in Klopfen. Alle verstorbenen Personen, die nur gewünscht wurden, meldeten sich, standen Rede und Antwort. Ich hatte meine vor kurzem verstorbene Mutter zu sprechen begehrt, sie kam, teilte mir Sachen mit, die nur sie und ich wissen konnten. Mit solchen Theorien gab ich mich damals gar nicht ab, ich war eben ein bedingungsloser Geistergläubiger. Soll man da das auch nicht werden?«

»Unter den Teilnehmern befand sich nun ein Franzose. Ich weiß seinen Namen noch recht gut – er war als Monsieur de Pailleterin vorgestellt worden. Kennen Sie diesen Namen?«

»Nein, gänzlich fremd.«

»Dieser Franzose, welcher ziemlich gut Deutsch sprach, wünschte seine Frau zu zitieren, die erst vor zwei Wochen gestorben war. Gut, ihr Geist meldete sich – Alice war ihr Vorname – der Herr unterhielt sich mit ihr, beim Abschied gab sie dem Gatten auf, die Kinder von ihr zu grüßen. Und nachdem dies geschehen war, erhob sich der Franzose: ›Da sehen Sie, was von dem ganzen Spiritismus zu halten ist! Meine Frau lebt, ist hier in Berlin im Hotel, ich habe mir ihren Tod nur eingebildet.«

»Aber nun will ich gleich sagen: ich selbst habe dieses Experiment später wiederholt vergebens nachzuahmen versucht. Wenn ich mir einbildete, eine noch lebende Person sei gestorben, ich wünschte den Geist zu sprechen, so bekam ich doch nie ein Zeichen. Das machte, meine Phantasie reichte dazu nicht aus. Ein Hintergedanke, daß dies ja alles gar nicht wahr sei, ist doch immer dabei, und das genügt schon, um den Erfolg aufzuheben. Wissen Sie nun, wer dieser Monsieur de Paillelerin gewesen ist?«

»Nun?«

»Kein anderer als der berühmte Romancier Alexander Dumas. Der heißt eigentlich de Paillelerin. Dumas ist nur sein Pseudonym.«

»Und warum soll das Experiment nun gerade dem gelungen sein?«

»Weil es eben Dumas war, der Dichter mit glühender Einbildungskraft. Dumas gehörte oder gehört noch zu jenen Schriftstellern, welche beim Schreiben weinen, lachen, fluchen und toben, je nach dem, was sie gerade schildern. Sie erleben alles in Wirklichkeit mit. Das soll ja den echten Dichter ausmachen, wie den echten Schauspieler, und nicht umsonst beschließen so viele Schriftsteller und Schauspieler ihr Leben im Irrenhause. Sie können zuletzt Phantasie und Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden. Und daß sich ein Dumas den Tod seiner Frau oder sonst einer Person so lebhaft vorstellen, sich alle Einzelheiten ausmalen konnte, bis er selbst daran fest glaubte, das vermag ich zu begreifen.«

»Ja, ich auch. Sollten wir so etwas aber nicht auch fertig bringen?«

»Wir können noch einmal probieren. Ich habe mir unterdessen überlegt, daß es vielleicht auf andere Weise gelingt.«

»Auf welche?«

»Indem alle Teilnehmer zugleich an den eingebildeten Tod einer noch lebenden Person denken, und dem Ganzen muß eine dramatische Handlung zugrunde gelegt werden.«

»Wie meinen Sie das?«

Kienock blickte nach der Frau, welche noch immer schlafend auf dem Polster lag.

»Nicht hier, sie könnte es doch hören.«

Die sechs Männer, wozu wir auch Karlemann rechnen wollen, begaben sich in einen anderen Raum. Hier eröffnete Kienock seinen Vorschlag, den wir durch die Ausführung erfahren werden.

»Gut!« sagte Jansen nach der längeren Auseinandersetzung. »Machen wir das. Es fragt sich nur, ob diese Frau noch willens oder imstande ist, die Sitzung fortzusetzen.«

»Dann besorgen wir eben ein anderes Medium, es gibt deren ja noch genug.«

»Sie meinen, wir sollen uns die Einbildung, oder wie man es nun nennen mag, schon jetzt einüben?«

»Jawohl, und das um so mehr, als dieses Medium ja doch vielleicht die Sitzung fortsetzen kann.«

Es wurden zwei Matrosen, welche man für die intelligentesten hielt, in die Offiziersmesse gerufen, Ernst und Oskar.

Kienock machte ihnen klar, was man von ihnen verlangte, und die beiden Burschen begriffen schnell genug; mit verhaltenem Lachen willigten sie ein, daß Oskar scheinbar seinen Kameraden ermorde, ihm von hinten das Messer in das Herz stoße.

Diese dramatische Szene wurde sofort ausgeführt, und die beiden Matrosen zeigten sich als geborene Schauspieler, sie brauchten gar keine weitere Anleitung.

Ernst saß auf einem Stuhle und las, da kam Oskar zur Tür herein, ein Stutzen, ein wildes Augenrollen, das Schiffsmesser heraus, mit verzerrtem Gesicht schlich Oskar heran und stieß dem anderen scheinbar das Messer in den Rücken.

»Da, du Lump, weil du mien Diern verführt hast.«

Ernst stürzte vom Stuhle, röchelnd wälzte er sich am Boden, richtete sich noch einmal auf, schüttelte die Faust nach dem Mörder, und dann tat er seinen letzten Seufzer.

»Ausgezeichnet gemacht!« sagte Kienock. »Haben die Herren genau beobachtet?«

Ja, das hatten sie. Niemand hatte auch an ein Lächeln gedacht.

»Wollen wir das noch einmal wiederholen?« fragte Jansen.

»Lieber nicht. Jede Veränderung nur der kleinsten Bewegung könnte auf die Einbildungskraft störend wirken. Aber noch etwas anderes. Wissen die Herren, wie Ernst mit Vatersnamen heißt? Aber nicht sagen, Ernst!«

»Nee, ick bin tut,« sagte zunächst der noch am Boden Liegende. Nein, niemand kannte seinen Vatersnamen.

»So nenne ihn, Ernst – aber nicht deinen richtigen, irgendeinen anderen. Verstehst du, Ernst?«

»Jawoll, als ick noch leben deit, tat ick Hase heeßen.«

»Also Ernst Hase. Hast du sonst noch andere Vornamen?«

»Jawoll, Fürchtegott Nebukadnezar Ernst Hase.«

»Fürchtegott Nebukadnezar Ernst,« wiederholte Kienock. »Bitte, meine Herren, nicht lächeln! Fürchtegott Nebukadnezar Ernst. Und wann bist du geboren? Irgend einen Datum.«

»Am 30. Februar 1473.«

»Halt, keinen Unsinn! Du bist am 29. Februar 1846 geboren, nicht wahr? An einem Schalttage.«

»Jawoll.«

»Also am 29. Februar 1846. Es ist tatsächlich ein Schaltjahr. Haben es sich die Herren gemerkt?«

Das vorbereitete Theaterstück war beendet, und gleichzeitig meldete der Steward, daß die Frau erwacht sei.

Die Herren kehrten in die Kajüte zurück, Mrs. Nightingale zeigte sich etwas verlegen, sie gestand, das sie öfters von Krämpfen befallen würde, was aber sonst gar keinen Einfluß auf ihre Gesundheit habe. Im Gegenteil, von den Krämpfen selbst wisse sie gar nichts, und aus der nachfolgenden kurzen Ohnmacht erwache sie stets wie neugeboren – etwas, was man so oft bei Medien und überhaupt bei hysterischen Personen findet.

Sonst aber erklärte sie sich sofort bereit, die unterbrochene Sitzung wieder aufzunehmen.

Also die Herren gruppierten sich wieder um den Tisch, konzentrierten ihre Gedanken auf die Ermordung jenes Matrosen, wünschten seinen Geist zu sehen.

Es dauerte ziemlich lange, dann polterte es im Tisch.

»Mein Schutzgeist, meine Nancy!« sagte das Medium, vergnügt wie zuvor.

Der Schutzgeist kam nur, um einen Neuling aus der vierten Dimension anzumelden.

»Wie heißt er? A – b – c – d – e – f – g – h – –«

Bum.

»A . . . «

Bum!

Diesmal ging es bis zum s, dann bis zum e, und der Name Hase war fertig.

»Kennt einer der Herren einen Verstorbenen namens Hase?«

»Jawohl,« entgegnete Jansen, »ein Matrose von mir, er starb eines rätselhaften Todes.«

»Sein Geist ist da, setzen Sie sich mit ihm in Verbindung.«

»Hase, bist du es?«

Der Geist fing, wie es die Anwesenden erwarteten, sofort zu erwachen an, bejahte zunächst.

»Wie heißt du mit Vornamen?«

»Ernst,« wurde geklopft.

»Hast du noch mehr Vornamen?«

»Fürchtegott, Nebukadnezar,« kam es prompt zur Tischplatte heraus.

»Wann bist du geboren?«

»Am 29. Februar 1846.«

»Wie starbst du?«

»Ich bin ermordet worden.«

»Von wem?«

»Von Oskar.«

»Von meinem Matrosen Oskar?«

»Ja.«

»Wie hieß dieser mit Vatersnamen?«

Es kam keine Antwort, dagegen wurde das Medium sehr unruhig, erblaßte, stöhnte wie unter Schmerzen.

»Es kommt häufig vor, daß Spirits die einfachsten Dinge vergessen, dann quälen sie sich, und das quält auch mich,« erklärte sie, wie sie wohl für alles eine Erklärung wußte, ohne sich dadurch eines bewußten Betruges schuldig zu machen.

»Wie hat Oskar dich ermordet?« fragte Jansen weiter.

»Er hat mir ein Messer in den Rücken gestoßen.«

»Weswegen?«

»Wegen eines Mädchens.«

»Es ist genug, ich bin kuriert,« sagte Jansen, zog die Hände zurück und stand plötzlich auf, zur Verwunderung des Mediums.

Aber er ließ sich auf keine weiteren Erklärungen ein, fragte, was er schuldig sei und zahlte der Frau die verlangten zehn Dollar.

»Das Rätsel, wie das Klopfen zustande kommt, bleibt bestehen,« sagte Jansen nur noch zu seinen Offizieren, »ebenso, wie das Medium unsere Gedanken lesen kann und anderes mehr. An Somnambulismus habe ich überhaupt immer geglaubt, aber von den Geistern bin ich ein- für allemal kuriert, und nie wieder will ich mit dem Spiritismus etwas zu tun haben.«

So sprach Jansen. Er ahnte nicht, daß das Schicksal ihn in dieser Hinsicht bald auf eine ganz andere Probe stellen würde.

IM TOTEN WASSER.

Die ›Sturmbräut‹ hatte den Hafen von New-York verlassen, ohne aufgehalten worden zu sein. »Fahre wohl und komm nie wieder!«

In drei Wochen durchkreuzte sie den Atlantischen Ozean und passierte unter den englischen Kanonen die Straße von Gibraltar, aber wohlweislich bei Nacht, wie Jansen seinem Schiffe auch wieder ein Maskenkostüm angelegt hatte und beim Signalwechsel oder bei Aufforderung durch ein Kriegsschiff einen falschen Namen angab.

So befand man sich jetzt im Mittelländischen Meer. Dieses, welches nur einen schmalen Ausgang besitzt, eben die Straße von Gibraltar – am Suezkanal wurde damals noch gebaut – kann man ja mit einem Binnenmeer vergleichen, es ist auch ziemlich belebt; aber das Mittelmeer ist doch immerhin so groß, daß man Tage segeln kann, ohne ein anderes Schiff zu erblicken, auch im Mittelmeer ist bewiesenermaßen die Mannschaft so manches Seglers bei anhaltender Windstille verdurstet oder doch dem Verschmachtungstode nahe gewesen – was selbst in der Nordsee mehrmals passiert ist – und zudem ist die Straße von Gibraltar doch immerhin so breit, daß zu ihrer erfolgreichen Absperrung eine ganze Flotte notwendig wäre. In eine Falle hatte sich die ›Sturmbräut‹ also nicht etwa begeben.

»Paßt auf, jetzt geht's nach Venedig! Dort wollen wir uns wieder das Leben schön machen,« sagten die Matrosen, denen der damals am Ruder stehende Mann berichtet, wie der Käpt'n dem ersten Steueremann seine lustigen Abenteuer in Venedig erzählt hatte, wie er dann auch in so eigentümlicher, wilder Weise gefragt hatte, warum er denn sein junges Leben nicht mehr genießen solle.

In New-York hatte man von dieser Absicht freilich nichts gemerkt. Da hatte er, wie gesagt, sein Schiff mit keinem Schritte verlassen, auch nichts an Bord genommen, mit Ausnahme von gutem Proviant.

Der Käpt'n wollte eben nach Venedig, oder sonst nach einem italienischen Hafen, wohin ihn die schönen Erinnerungen am stärksten zogen, und wo es doch auch viel lustiger zugeht, als in New-York.

So disputierten die Matrosen in der Foxel. Sie mußten doch ihre Unterhaltung haben. Und nicht viel anders ging es in der Offiziersmesse zu.

Es war eben eine wilde Reise, bei der das unbekannte Ziel immer das Hauptthema abgibt.

Eine ›wilde Reise‹ hat aber nichts mit Wildheit zu tun, etwa gar mit Piraterie oder dergleichen abenteuerlichen Unternehmungen. In jedem größeren Hafen der Erde, also auch in Hamburg und Bremen, werden täglich Mannschaften zum Antreten einer ›wilden Reise‹ angemustert.

Es gibt zwei Formen der Anmusterung, das heißt zweierlei Arten von Kontrakten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf See. Entweder wird für Fall zu Fall angemustert, das heißt von Hafen zu Hafen und zurück, so daß die Abmusterung stets im Heimatshafen stattfindet, woselbst der Matrose den vollen Gehalt für die ganze Hin- und Herreise ausgezahlt bekommt, oder er wird für eine wilde Reise auf Zeit angemustert, auf zwei, drei und noch mehr Jahre.

Das sind dann die Schiffe, welche kein bestimmtes Ziel haben. Nun ja, das erste. Es geht von Hamburg etwa nach New-York; hier wird die mitgenommene Fracht gelöscht, der Kapitän erhält Anweisung, durch Agenten oder von seiner Reederei, demnach telegraphisch, was er hier einzukaufen und wohin er sich zu wenden

hat, und das geht so immer weiter, bis der Kontrakt mit den Matrosen abgelaufen ist, worauf diese entlassen oder neu angemustert werden müssen.

Das Merkwürdige ist, daß die Mannschaft bis zum ersten Offizier hierbei niemals das Ziel erfährt. Das mag damit zusammenhängen, daß eine derartige Reise eine Art Spekulationsgeschäft ist, es heißt, den Konkurrenten im unklaren zu lassen, um ihm zuvorzukommen. Aber diese Geheimnistuerei wird auch eingehalten, wenn sie gar nicht nötig ist. Das ist den Seeleuten in Fleisch und Blut übergegangen, gehört mit zur Bordroutine. Es wird für hohe See angemustert und damit basta. Und die Bordroutine ist ein wohlgeregeltes Anstandsgesetz, welches geschrieben ein dickes Buch ausfüllen würde. Aber es ist ungeschrieben, seine Paragraphen sind für jeden Seemann selbstverständlich. Wenn ein Steuermann fragen wollte: »Hören Sie, Herr Kapitän, wohin segeln wir eigentlich?« – Das wäre ebenso ungeheuerlich, als wenn man einen Herrn, von dem man als Neuling angestellt wird, gleich über seine intimsten Geschäftsgeheimnisse befragen wollte.

Diese Auseinandersetzung war nötig, um zu erklären, wie Jansen seine Leute so über sein nächstes Ziel im unklaren lassen konnte. Er war ganz derselbe wie früher, verkehrte mit seinen Matrosen kameradschaftlicher, als sonst auf Schiffen üblich ist – aber auch nur seinem ersten Steuermann das beabsichtigte Ziel zu nennen, das wäre ein Verbrechen gegen die Bordroutine, gegen jeden Seemannsstand gewesen. Wenn Grund dazu vorhanden war, ja, warum denn nicht, aber nur nicht so ohne weiteres!

So ging es durch das Mittelländische Meer, immer in östlicher Richtung.

Die Küste von Algier hatte man hinter sich, ohne sie in Sicht bekommen zu haben, als auf der Höhe von Ras Addar, dem nördlichen Kap von Tunis, Jansen einen direkt südlichen Kurs einschlagen ließ, und bald segelte die ›Sturmbrat‹ an der östlichen Küste

von Tunis entlang, durch die große Bucht gebildet, an dieser Stelle Golf von Kabes genannt.

Sie ist trostlos, diese tunesische Küste, und dennoch großartig. Das Gebirge tritt bis dicht an das Meer heran, völlig nackt, ohne die geringste Vegetation, wild, zerrissen, und in den ausgewaschenen Höhlen tost furchtbar die Brandung.

Ab und zu in einer geschützten Bucht eine kleine Ansiedlung von weißen Häuserchen und Hütten mit spärlichen Dattelbäumen.

Die arabischen Bewohner fristen ihr Leben ausschließlich durch Fischfang, hoffen auf antreibendes Strandgut von gescheiterten Schiffen, wobei sie es hauptsächlich auf Brennholz abgesehen haben, und nebenbei wird Seeräuberei getrieben.

Aber da kommen doch nur kleine italienische und griechische Feluken in Betracht, welche von diesen armseligen Hafennestern noch angelockt werden können, mit ihnen Handel zu treiben, größere Schiffe verirren sich nicht hierher, das Wasser ist ihnen auch zu gefährlich.

Dann tauchte vor der ›Sturmbraut‹ eine ansehnliche Insel auf, hinter der sich noch andere zeigten – nackte Felseneilande, wie man schon jetzt durch das Fernrohr erkannte.

»Die Gruppe der Kerkenainseln,« sagte der wachegehende Martin zum ersten Offizier, der seine Freizeit auf der Kommando-
brücke verbrachte.

Auf der speziellen Seekarte war diese ganze Inselgruppe mit warnenden Kreuzen umgeben, ferner verkündete noch ein besonderes Zeichen, daß hier totes Wasser war.

Es gibt auf dem Meere und besonders an den Küsten Gebiete, gewöhnlich nur ganz kleine, wo das Schiff plötzlich nicht mehr dem Steuerruder gehorcht. Das Rad läßt sich spielend leicht hin und her bewegen, aber das Schiff treibt, wie es will, gerade als wenn am Steuerapparat etwas gebrochen wäre, was aber nicht

der Fall ist, und dann mit einem Male funktioniert das Steuer wieder.

Da dieses gefährliche Phänomen hauptsächlich an Flußmündungen auftritt oder im offenen Meere dort, wo auf dem Grunde süße Wasserquellen hervorbrechen, so wird es daher kommen, daß das leichtere Süßwasser und das schwerere Salzwasser verschiedene Schichten bilden, womöglich auch noch nach verschiedenen Richtungen fließend, wodurch das Ruder ohnmächtig wird.

Diese Theorie wird aber dadurch hinfällig, daß dann bei Flut wohl alle Flußmündungen in Betracht kommen müßten, was nicht der Fall ist; diese Erscheinung zeigt sich glücklicherweise sogar nur sehr selten, fast nur bei den westafrikanischen und einigen mexikanischen Flüssen, und dann auch nicht immer, nur zu gewisser Zeit, die man nicht berechnen kann, und dann weiß man mitten im Meere viele süße Quellen, wo die verschiedenen Wasserschichten nachgewiesen werden können, und das Phänomen des ›toten Wassers‹ zeigt sich doch nicht.

Kurz, die Wissenschaft steht hier noch vor einem Rätsel.

Hierüber unterhielten sich die beiden Steuerleute, in der Naturwissenschaft doch schon obligatorisch ziemlich gebildet; jeder vertrat seine eigene Ansicht, als Jansen aus dem Kartenhaus kam.

»Ja, es mag jeder recht haben, aber in der Umgegend dieser Kerkenainseln oder zwischen ihnen gibt es gar kein totes Wasser.«

»Es steht aber hier auf der Seekarte angegeben.«

»Das ist ein Irrtum. Die Araber nennen diese Inseln Lomi el Gehna, das ganze Wasser Moia el Gehna, das ist die Insel respektive das Wasser des Teufels oder des Todes, daraus haben die Franzosen *l'eau de mort* gemacht, das ist den Geographen zu Ohren gekommen, die haben die Bezeichnung ›totes Wasser‹ in seemännischem Sinne eingetragen, ohne die Gegend untersucht zu haben. Nein, solches totes Wasser, wo das Ruder wirkungslos wird, gibt es hier gar nicht.«

»Weshalb haben dann die Araber diese Bezeichnung gebraucht?«

»Die Kerkenainseln gelten den hiesigen Bewohnern für den Aufenthalt des Teufels oder des Todes, alles Lebendige, was in die Nähe dieser Inseln kommt, muß sterben. Den Anlaß zu dieser Fabel mag die Tatsache gegeben haben, daß in der Umgegend dieser Inseln so viele Fische sterben. Vielleicht eine unterirdische Quelle, welche die Umgegend vergiftet. Die Araber haben nun gleich die Fabel ersonnen, daß sich hier zwischen den Kerkenainseln die Geister aller derjenigen aufhalten und ihr Wesen treiben, welche den Tod im Meere gefunden haben. Es ist eine gefeite Stätte, oder vielmehr sie wird wie die Pest, wie die Hölle gemieden.«

»Sind Herr Kapitän schon einmal hier gewesen?« erlaubte sich Mahlsdorf zu fragen.

»Nein, noch niemals.«

Woher war ihm da dies alles bekannt, wenn es auch nicht in den nautischen Büchern stand?

Jansen hatte ein ziemlich dickes Buch in der Hand, den Finger zwischen den Seiten, jetzt hob er es und schlug es auf. Mahlsdorf tat zufällig einen Blick hinein, es war geschrieben, und sofort erkannte Mahlsdorf die steile Handschrift Tischkoffs.

»Ich werde diese Kerkenainseln aufsuchen, sie sind mein Ziel!« wurde jetzt Jansen zum ersten Male über dieses etwas mitteilbarer, ohne aber vorläufig zu sagen, was er dort wollte.

Er gab einen anderen Kurs an, mehr westlich, die Inselgruppe kam wieder außer Sicht, dafür tauchten an der gelben Küste bald die weißen Häuserchen eines arabischen Hafens auf, auf der Karte als Sfaks bezeichnet, sonst ohne jede Bedeutung für den Weltverkehr.

Einige Fischerboote warfen ziemlich weit draußen auf See ihre Netze aus. Die beturbante Besatzung wußte noch nicht recht, ob sie vor dem stattlichen Segler, der aber einen qualmenden Schornstein führte, fliehen sollte oder nicht, und seine Erscheinung war

dazu angetan, auch unter der sonst so phlegmatischen Bevölkerung des Hafennestes Aufregung hervorzurufen. Die meisten der hiesigen Küstenbewohner hatten ja noch gar kein solch großes Schiff gesehen, geschweige denn einen Dampfer.

Aber sie waren doch eben Bewohner der Küste eines der befahrensten Meere, es gab doch unter ihnen welche, die als Seeleute schon in der Welt herumgekommen waren, deren Erzählung man lauschte, und deren Vorschlag war wohl zu danken, daß aus der Bucht alsbald einige jener uralten arabischen Segelfahrzeuge abgingen, Sambuk genannt, noch genau dieselben, wie die Araber vor Tausenden von Jahren hatten.

Jetzt zeigte das große Schiff durch Einreffen der Segel, daß man es tatsächlich auf dieses Hafennest abgesehen hatte, und nun begann erst recht ein Wettfahren mit Segeln und Riemen.

Man brauchte an keine Seeräuber zu denken. Die ›Sturmbraut‹ hatte auch gar keinen Dampf nötig, bei diesem frischen Winde segelte sie alles über den Haufen, das mußten auch diese sekundigen Araber wissen. Sie kamen einfach als Bettler, vielleicht wollten sie auch Fische verkaufen, im übrigen diesem Schiffe eben einen Besuch abstatten.

Die ersten Boote hatten die ›Sturmbraut‹ erreicht, ein allgemeines Geschnatter, wahrscheinlich wurde um Taue gebeten, an denen man das Deck erreichen konnte, was es aber nicht gab.

»Spricht jemand von euch Englisch oder Französisch?« überschrie Jansen den Tumult.

»Moi, moi, moi, moi aussi!!« erklang es aus vielen Booten.

Der französische Einfluß ist in diesen Gegenden doch eben gar groß, noch in den entferntesten Winkeln wird Französisch gesprochen.

Ein älterer Araber in schmutzigweißem Kaftan, der sich durch einen mächtigen Turban und durch einige schöne Pistolen und Dolche im Gürtel auszeichnete, hatte sich durch gebietende Handbewegungen endlich Ruhe verschafft.

»Ich bin der Scheich el belle,« rief er hinauf, »und wenn Sie mit jemandem sprechen wollen, so können Sie es mir mit mir.«

»Der Dorfschulze oder gar der Bürgermeister dieses Raubritternestes – vortrefflich – und er spricht Französisch! Kommen Sie an Bord!«

Das Fallreep ward hinabgelassen und Sorge dafür getragen, daß außer dem Scheich kein anderer mit heraufkam. Jansen ordnete an, daß unter die Insassen der Boote Tabak, Kaffeebohnen, Hartbrot und, wenn sie es annahmen, auch ein Faß Salzfleisch verteilt würde, auch Zucker und noch mehr Salz waren wohl angenehm, und dann empfing er den Scheich in der Kajüte.

Dieser berührte unter fortwährenden Verbeugungen mit der Hand Brust, Mund und Stirn und legte los:

»Salem aleikum, sellem aleina baraktat – begnadige mich mit deinem Segen – Allah sei mit dir und lasse deine Frau fruchtbar sein wie . . . «

Jansen kürzte die Begrüßung dadurch ab, daß er dem Scheich eine seiner längsten holländischen Zigarren überreichte, was auf dessen edlem Halunkenantlitz alsbald ein verklärtes Lächeln hervorzauberte.

»Allah lasse deinen Feinden Steine wachsen im Bauch,« mußte er aber doch noch sagen, ehe er sich die lange Giftnudel an dem vorgehaltenen Streichholz anzündete.

Dann kauerte der Scheich mit untergeschlagenen Beinen auf einem Sessel dem Kapitän gegenüber. Die ›Sturmbraut‹ hatte gestoppt; auch wenn dies nicht der Fall, es wäre dem Scheich wahrscheinlich ganz gleichgültig gewesen. Hier auf diesem großen Schiffe war doch gut sein.

»Bist du ein Seeräuber?« war dann seine erste Frage.

Jansen lächelte. Er wußte sofort die Erklärung für diese Frage. Dieser Araber faßte das ja ganz anders auf, als die ›Sturmbraut‹ sonst betrachtet wurde. Bei dem war Seeräuberei ein ganz ehrlicher Beruf.

»Weshalb glaubst du, daß ich ein Seeräuber sei?«

»Ja, weshalb kommst du sonst hierher?«

»Und wenn ich nun ein Seeräuber wäre und deine Stadt plündern wollte?«

»So würde ich dir raten, es nicht zu tun, dich nicht erst zu bemühen, nicht deine Zeit zu vergeuden, dein schönes Schiff nicht am Strande in Gefahr zu bringen. Denn in Sfaks, dessen Regierung Allah in meine Hände gegeben hat, würdest du nichts finden, was des Mitnehmens wert ist oder was sonst deine Sinne erfreuen könnte. Sieh hier meine Hand, meinen Arm, mein Bein, wie mager meine Gliedmaßen und mein ganzer Leib sind! Und ich bin noch einer der fettesten Männer in dieser Stadt. Hier sterben fast täglich Leute vor Hunger. In ganz Sfaks wirst du keine Unze Gold finden. Unsere Weiber sind klapperdürri, und auch die schönste unserer Töchter hat ein von Pocken zerfressenes Gesicht, und unsere Kinder haben die Dysenterie. Also, ich bitte dich, edler Fremdling, laß ab von dem Städtchen, dessen Untergang Allah schon beschlossen hatte, als er es in seiner Weisheit an die Grenze des toten Wassers verlegte.«

»Ich danke dir für deine gütige Warnung,« lächelte Jansen. »Aber ich beabsichtige auch wirklich nicht, hier einen Raubzug auszuführen. Ist denn hier ein solcher schon einmal vorgekommen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor zwei Jahren.«

»Wie war das?«

Der Scheich erzählte. Ein französischer Kaper hatte diese arabischen Hafenstädte heimgesucht, aber der Scheich konnte nicht genug betonen, wie der Beutezug absolut keinen Zweck gehabt hatte. Mit Abscheu war der französische Freibeuter wieder davongefahren.

Daß solche Freibeuterzüge, von Privatpersonen ausgeführt, noch heute vorkommen, daran zweifelte Jansen nicht. Ach, was passiert nicht alles auf der Erde, was niemals in eine Zeitung kommt! Der aufgeklärte Leser würde so etwas doch gar nicht glauben, und wo kein Kläger ist, da ist bekanntlich auch kein Richter.

Sonst aber übertrieb der Scheich wohl seine Armut. Sehr dick war er allerdings nicht, aber in den Booten hatte Jansen ganz wohlgenährte, kräftige Gestalten erblickt, und auch die Pistolen und Messer des Scheichs waren recht reichlich mit Silber und selbst mit Halbedelsteinen ausgelegt. So strafte er sich selbst Lügen, was aber ein echter Araber gar nicht empfindet.

»Nein, ich bin kein Seeräuber.«

»Weshalb kommst du sonst hierher in das Gebiet der toten Wasser?«

»Ich bin ein Gelehrter, ein Forschungsreisender . . . «

»Ah! So kennst du auch meinen Freund, den Professor Gulliard?«

Jansen hörte den Namen eines damals bekannten Altertumsforschers, der besonders afrikanische Ruinen untersuchte.

»Hast du diesen Professor etwa einmal geführt?«

»Nein, ich habe ihm die Stiefel geputzt und hatte auch einmal die Ehre, ihm den Kaffee auf sein Zimmer zu bringen.«

Durch weitere Fragen stellte sich heraus, daß dieser jetzige Scheich in jungen Jahren in die Fremde gegangen war, auf französischen Schiffen Dienste genommen hatte, bis er in Marseille in einem Hotel Hausknecht geworden war. Dann hatte ihn das Heimweh gepackt, er war in seine einsame Geburtsstadt zurückgegangen, und hatte es dank seiner in der Fremde gesammelten Kenntnisse bis zum Scheich gebracht.

Dies alles erzählte der alte Araber mit Stolz, und er hatte ja auch durchaus keinen Grund, sich deshalb zu schämen, weil er einmal Stiefel geputzt hatte. Sonst wäre er jedenfalls auch nicht Bürgermeister geworden.

»Hier gibt es keine alten Ruinen.«

»Auf diese habe ich es auch nicht abgesehen, sondern ich will das Gewässer erforschen, welches ihr Moia el Gehna nennt.«

Ein erschrockener Blick auf den Sprecher, dann spuckte sich der edle Scheich schnell in die Hand und salbte damit seine Stirn ein – eine Art der Bekreuzigung bei den Mohammedanern.

»Allah il Allah, was willst du in dem Wasser, welches Gott verflucht hat?«

»Eben erforschen, weshalb dort alle Fische sterben.«

»Es ist die Dschehenna, die Hölle für alle die, welche als Ungläubige ihren Tod im Meere gefunden haben. Ich will dich nicht beleidigen, weil du ein Christ bist, aber es ist so – und es gibt ja auch genug ungläubige Mohammedaner, gerade unter denen, welche auf Schiffen fahren, wo sie dann vergessen, ihre täglichen Gebete zu verrichten. Auch diese müssen dort ihr Wesen treiben.«

»Auf welche Weise treiben sie dort ihr Wesen?«

»Als Geister müssen sie dort im Wasser bis in alle Ewigkeit alles noch einmal durchmachen, wie in jener Stunde, da sie im Meere ertranken, bei Schiffbruch oder als sie über Bord fielen.«

»Hast du schon einmal solch einen Geist gesehen?«

»Allah beschütze mich! – Wer diese Inseln betritt, nur in ihre Nähe kommt, der ist des Todes. Aber andere Fischer haben die Geister sich im Wasser winden sehen, die können davon erzählen.«

»Und diese Fischer sind lebendig geblieben? Wie kommt denn das?«

»Sie haben die vierzehnte Sure aus dem Koran gebetet, welche gegen böse Geister schützt.«

»So werde auch ich diese Sure beten.«

»Du bist ein Christ.«

»Auch wir haben Bannsprüche in unserer Bibel, ich werde sie anwenden.«

»Sie werden nichts nützen.«

»Weshalb nicht?«

»Die Fischer, welche von den unseligen Wassergeistern erzählen können, sind bei Sturm nur durch Zufall in das tote Wasser verschlagen worden; deshalb ließ Allah ihren Bannspruch wirksam sein. Aber wer freiwillig dieses Gebiet aufsucht, dem hilft keine Sure, der kehrt nicht wieder zurück.«

»Du meinst, er findet dort seinen Tod?«

»Er muß dort mit den Geistern auf dem Meeresgrunde tanzen.«

»Wohnt in dieser Stadt nicht ein Omar ben Jussuf, welcher stumm ist?«

Der Scheich riß vor Staunen seine Augen weit auf.

»Herr, warst du denn schon hier?«

»Nein.«

»Woher kennst du da diesen Mann, den Allah geschlagen hat?«

Jansen wußte nicht gleich eine Erklärung, er hätte überhaupt gar keine geben können, für ihn war selbst ein unergründliches Rätsel dabei, nämlich das mit Tischkoff verknüpfte, und so schlug er, während er nach einer Antwort suchte, mit dem Buche, welches er noch immer in der Hand hielt, spielend auf sein Knie.

»Du weißt es aus diesem Buche!« sagte da der Scheich, scheu nach dem schwarzeingebundenen Buche blickend.

Mit einiger Ueberraschung bejahte Jansen. Die Erklärung sollte sofort kommen.

»Das ist das siebente Buch Mosis, welches das Geheimnis aller Geheimnisse enthält, nicht wahr?«

Wiederum war Jansen überrascht. Es wurde damals und schon seit langen Jahren, wie aber noch heute, in vielen Zeitungen ein Buch annonciert, das siebente Buch Mosis, geheime Rezepte enthaltend, Geisterbeschwörungen und dergleichen, strotzend von dem unsinnigsten Aberglauben, einfach eine Verlagsspekulation. Merkwürdig aber, welche Lebenskraft dieses Schundbuch hat! Es mag im Titel liegen.

»Du sagst es, es ist das siebente Buch Mosis,« entgegnete Jansen ohne Zögern und mit einiger Belustigung. »Woher aber kennst du denn dieses Buch?«

»Als ich in Marseille war, stand es in allen Zeitungen zu verkaufen, es kostete nur fünf Francs, und wer es kauft, der erfährt alle Geheimnisse des Himmels und der Erden, weiß alle vergrabenen Schätze und kann sie heben, kann alle Krankheiten heilen, kann sich alle Engel, Geister und Teufel untertänig machen.«

»Warum hast du es dir denn da nicht gekauft?«

»Ich habe es mir gekauft.«

»Nun, dann mußt du doch auch alle Geheimnisse des Himmels und der Erden kennen.«

»Das Buch war versiegelt.«

Das stimmte, das Buch wird noch heute unter einem geheimnisvollen Siegelschutz verschickt.

»Das braucht man doch nur aufzubrechen.«

»Ja, dann kann man es aber noch immer nicht lesen. Lesen wohl, die Buchstaben – aber den Sinn versteht man nicht. Man kann die Geister beschwören, aber sie kommen nicht. Das Papier Siegel ist doch nur etwas Aeufßerliches, eine Andeutung, daß auch ein inneres Siegel gebrochen werden muß. Und wer das kann, der hat die Erleuchtung, die man auch zum Lesen des Korans haben muß, sonst stehen auch hier nur Buchstaben drin – der weiß dann alles, was sonst nur Allah weiß. Aber wie wenige Menschen wird es geben, die dieses Siegel brechen können!«

Es war gar nicht so dumm, was der ehemalige Stiefelputzer da sprach. Er wußte schon etwas von Symbolik. Deshalb war er auch Scheich geworden.

Doch weiter wollte sich Jansen nicht hierauf einlassen.

»Nun gut, in diesem siebenten Buche Mosis habe ich gelesen, daß ein Mann namens Omar ben Jussuf lange Zeit, fast einen Monat, auf diesen Geisterinseln zugebracht hat.«

»Das Buch des Propheten Mosis, den auch wir verehren, wenn auch weit unter Mohammed, spricht die Wahrheit,« entgegnete der Scheich, mit noch größerem Respekt nach Tischkoffs Schwarzte blickend.

»Dieser Mann lebt in deiner Stadt.«

»Du sagst es.«

»Und du sagtest vorhin, es wäre noch niemand aus den Wassern des Todes lebendig zurückgekehrt. Wie reimt sich das zusammen? Denn dieser Mann ist nicht nach jenen Inseln verschlagen worden, sondern er hat sich freiwillig hinbegeben, um nach einem Wrack zu suchen, welches ihr vor sechs Jahren dort scheitern saht.«

»Omar ben Jussuf kehrte stumm und gelähmt zurück – ist das ein Leben? Er ist schon ein toter Mann.«

Auf diese Weise war der Scheich freilich nicht zu widerlegen.

»Wie war das mit dem Schiffbruch?«

»Fischer, welche in der Nacht auf dem Meere geblieben waren, hörten Kanonenschüsse. Sie näherten sich den Inseln, so weit sie das wegen des toten Wassers wagen durften, sie sahen die Lichter eines großen Schiffes, bis sie verlöschten. Der dort hausende Teufel hatte es in sein Reich hinabgeholt mit allen Menschen.«

»War es denn eine stürmische Nacht?«

»Durchaus nicht, die See war ganz ruhig.«

»Wie mag denn da das Schiff zugrunde gegangen sein?«

»Steht das nicht in deinem Buche?«

»Ja; aber ich will wissen, ob du es weißt.«

»Es wird ein Dampfer gewesen sein, denn die Schiffer sahen Funken sprühen. Die Nacht war stockfinster, da ist der Dampfer zwischen die Riffe gerannt.«

»Habt ihr niemals etwas von Schiffbrüchigen gehört?«

»Niemals. Wie sollten wir! Der Teufel hat die Lebenden, die in seinen Bereich gerieten, sofort zu sich hinabgeholt.«

»Und Omar ben Jussuf fuhr dann in seinem Boote hin, um nach dem Wrack zu suchen?«

»Er war so verwegen.«

»Einen Monat ist er dort gewesen?«

»Länger noch.«

»Hat mit Schleppnetzen gefischt?«

»Ohne etwas zu finden.«

»Was hat er sonst erzählt?«

»Er konnte nichts erzählen, Allah hatte ihn stumm gemacht, auf daß er nicht berichte, was er Fürchterliches geschaut.«

»Hat er nicht unterdessen eine Zeichensprache gelernt?«

»Was ist das, eine Zeichensprache?«

Wenn der Scheich das nicht wußte, brauchte ihm Jansen nicht erst eine Erklärung zu geben.

»Kann er nicht schreiben?«

»Nein.«

»Aber irrsinnig ist er nicht.«

»Ich weiß nicht. Er flicht von früh bis abends Matten, ohne einmal aufzublicken.«

»Wird er gefüttert?«

»Er bereitet sich sein Essen selbst.«

»Hole mir diesen Omar ben Jussuf hierher an Bord!«

Verwundert blickte der Scheich auf.

»Was willst du von ihm?«

»Er soll mir Näheres erzählen, wie es dort zwischen den Inseln aussieht.«

»Omar ist ja stumm.«

»Auch taub?«

»Nein, hören kann er.«

»So werde ich ihm die Zunge lösen.«

»Das kannst du?«

»Ja. Hole ihn!«

»Er ist lahm.«

»Aber er bewegt sich auf Krücken.«

Jansen wußte, warum der Scheich so lange zögerte, er nahm ein Goldstück aus der Tasche.

»Du erhältst zehn solcher Goldstücke, zehn Pfund Tabak und einen halben Sack Kaffee, wenn du mir den Mann schnellstens bringst.«

Ein Aufleuchten der Augen, der Scheich sprang auf und begann gleich zu rennen. Schon ein einziges Goldstück hätte genügt, aber es war eben Richard Jansen gewesen, der das Angebot gemacht hatte.

Er begab sich auf die Kommandobrücke.

»Entsinnen Sie sich, wie vor sechs Jahren der französische Dampfer ›Renaissance‹ verschollen ist?«

Nein, die beiden Steuerleute hatten gar nichts von einem ›Renaissance‹ gehört. Der Schiffe sind gar zu viele, auch derer, welche niemals wieder einen Hafen erreichen, ohne daß man je etwas von ihrem Verbleib erfährt.

»Aber vielleicht von den Ausgrabungen, welche damals in den Ruinen von Karthago vorgenommen wurden?«

Ja, davon hatten sie gehört.

»Es wurden nach jahrelangem Bemühen viele Inschriften gefunden, selbst noch wohlerhaltene Papyrusrollen, ferner Waffen, Hausgerätschaften, Münzen und anderes mehr, nicht nur für die Wissenschaft von unschätzbarem Werte. Der ›Renaissance‹ sollte die ganze Sammlung nach Frankreich bringen. Der Dampfer hat Marseille nie erreicht. Dort zwischen den Kerkenas hat er seinen Untergang gefunden.«

»Hat man ihn nicht heben oder wenigstens etwas bergen können?« fragte Martin, der zweite Steuermann.

»Niemand hat berichten können, wo er gesunken ist, er muß mit Mann und Maus untergegangen sein, oder die sich auf die Klippen rettende Mannschaft konnte diese nicht verlassen, ist verhungert, verschmachtet.«

»Ja, woher ist denn da Ihnen diese Stelle bekannt?« fragte Martin erstaunt.

Da machte es der Kapitän ganz ebenso, wie es sein Kommandore so oft getan hatte, wenn er gefragt worden war: er wandte sich etwas seitwärts und schwieg. Und Martin bekam vom ersten Steuermann wegen seiner naseweisen Frage einen tüchtigen Puff in den Rücken.

»Mister Tischkoff hat mir davon erzählt, es schriftlich in diesem Buche niedergelegt,« gab Jansen dann doch eine Erklärung, die freilich noch viel zu wünschen übrig ließ. »Arabische Fischer aus Sfaks beobachteten, wie eines Nachts zwischen jenen Inseln ein Schiff seinen Untergang fand. Von jenem französischen Dampfer ahnten die natürlich nichts, die waren auch gleich mit ihrer Geistertheorie bei der Hand. Der Teufel hatte das Schiff, das sich seinem Bereiche unvorsichtig genähert, vollends angelockt und zu sich hinabgezogen.

»So dachte auch keiner dieser mutigen Araber daran, nach dem Verbleibe des Schiffes oder Wrackes zu forschen. Die Gespensterfurcht war größer als die Beutesucht. Nur ein einziger Bewohner von Sfaks schien anders zu denken, gespensterfester zu sein. Omar ben Jussuf hieß der Mann, der sich allein mit einem Boote aufmachte, um nach Strandgut zu suchen. Länger als vier Wochen ist er fortgeblieben, und als er zurückkehrte, hatte er die Sprache verloren. Der Mann hat ganz einfach Unglück gehabt, er kehrte auch nicht in seinem Boote zurück, sondern auf einigen zusammengebundenen Planken, er war zum Skelett abgemagert – er hat eben selbst als Schiffbrüchiger dort auf einer der völlig nackten Inseln hausen müssen, hat während der vier Wochen so viel der Leiden ausgestanden, daß er darüber die Sprache verlor.

»So konnte er auch nichts von seiner Leidenszeit erzählen, die Kunst des Schreibens versteht er nicht, von einer Taubstummensprache, die er sich während der sechs Jahre doch hätte aneignen können, wissen diese Araber hier ebenfalls nichts. Nun war aber

für seine abergläubischen Landsleute auch ganz selbstverständlich, daß Omar Schreckliches geschaut habe, also Gespenster und dergleichen, worüber er vor Grauen die Sprache verloren – oder aber Allah habe ihn stumm gemacht, damit er eben nichts davon erzählen könne. Außerdem bekam er dann noch eine böse Gicht, die ihn vollständig lähmte – erst recht ein Zeichen, wie Allah den Frevler bestraft, der sich in das tote Wasser wagt, in dem der Teufel herrscht.

»Dieser Mann lebt noch. An ihn soll ich mich wenden, hat Tischkoff mir geraten. Ich weiß nach geographischer Bestimmung wohl genau die Stelle, wo der Dampfer gesunken ist, aber um mit der ›Sturmbraut‹ dorthinzugelangen, wäre ein endloses Peilen und Loten nötig, während Omar diese ganze Gegend schon mit dem Fischernetz aussondiert hat, er kann uns als Lotse dienen.«

So, nun wußten die Offiziere, um was es sich handelte. Aber woher nun Tischkoff dies alles wußte, das erfuhren sie nicht, und das hätte ihnen wohl auch Jansen nicht sagen können.

Der Scheich kehrte in seinem Boote zurück und brachte einen ältlichen Araber mit, welcher mittels einer Schlinge an Deck gehievt werden mußte. Von Schmerzen wurde er wohl nicht mehr geplagt, aber während sein Oberkörper und die Arme noch ganz normal, sogar muskulös waren, waren seine Beine bis auf die Knochen ausgetrocknet, so daß er sich nur auf Krücken fortbewegen konnte, lieber aber sich der Länge nach auf dem Leibe mittels der Arme fortschleifte.

Der Scheich erhielt seine Prämie und wollte zum Danke dafür nochmals vor den Geistern des toten Wassers warnen, wurde aber baldigst von Bord gebracht.

Omar ben Jussuf war früher in einem größeren tunesischen Hafen Lotse gewesen, verstand Französisch und war auch sonst ein ganz intelligenter Mensch.

Indem Jansen immer die richtigen Fragen stellte, hatte er bald alles aus ihm herausgebracht, was er von ihm wissen wollte.

Es war so, wie Jansen seinen Offizieren erklärt hatte. Omar hatte damals die Stelle gefunden, wo der Dampfer gescheitert war, wozu er wenigstens acht Tage hatte suchen müssen, mit einem Schleppnetz, dann war er am Fieber erkrankt und war die meiste Zeit bewußtlos gewesen; nur dadurch, daß damals gerade die Regenzeit herrschte, war er auf der nackten Insel dem Verschmachtungstode entgangen; dann, als seine Lebenskraft wieder etwas zurückkehrte, hatte er, sein Boot vermissend, auf einigen zusammengebundenen Planken den Heimweg angetreten, halbverhungert, durch die Krankheit die Sprache verloren, dann auch noch gelähmt werdend und so ein für allemal davon kuriert, noch einmal solch eine Expedition nach dem gesunkenen Schiffe zu machen.

Aber den hundert Goldstücken, welche ihm Jansen anbot, konnte der Mann doch nicht widerstehen, und auf solch einem großen Schiffe war das ja auch etwas ganz anderes.

»Glaubst du, daß dieses Schiff bis an jene Stelle gelangen kann, ohne auf Grund zu geraten?«

Omar nickte. Er hatte ja die ganzen Gewässer zwischen den Inseln mit dem Schleppnetz erforscht, kannte alle Tiefen.

»In welcher Tiefe liegt das Wrack?«

Der Araber zeigte erst zwölf, dann vierzehn Finger.

»In einer Tiefe von zwölf bis vierzehn Metern?«

Ja.

»Hast du nicht auch Geister gesehen?« fragte Jansen dann noch einmal scherzhaft.

Der Mann schüttelte verächtlich den Kopf, und die Reise nach dem toten Wasser konnte beginnen. –

Am anderen Tage zu derselben Zeit durchfuhr die ›Sturmbräut‹ mit Vierteldampfkraft die schmalen Wasserstraßen, welche die Kerkenainseln voneinander trennen.

Es sah trostlos hier aus. Niedrige Felseneilande, auf denen auch nicht ein Grashalm gedieh.

Es war gegen Mittag, als der auf der Kommandobrücke liegende Araber grunzende Laute ausstieß und mit dem ausgestreckten Arm deutete.

»Dort liegt das Wrack?«

Bejahende Bewegungen.

Jansen hatte soeben wieder eine geographische Ortsbestimmung nach der fürchterlich brennenden Sonne gemacht.

»Stimmt genau mit Tischkoffs Angabe,« sagte er dann.

Keine Planke verriet, daß hier ein großes Schiff gescheitert sei. Freilich war das ja auch nun schon sechs Jahre her.

Die ›Sturmbräut‹ warf zwei Anker aus, welche Halt fanden, und wenn die Berechnung stimmte, so mußte sie gerade über der gesunkenen ›Renaissance‹ liegen.

Vom Grunde war nichts zu erkennen. Wohl war das ruhige Wasser ziemlich klar, allein das Auge vermochte es doch nur wenige Meter zu durchdringen, dann wurde es finster, was wohl daher kam, daß der Meeresboden aus schwarzem Basalt bestand.

Zuerst versuchte man sich durch Hakenstangen zu orientieren, was sich dort unten wohl befände, allein da so gar nichts heraufbefördert wurde, mußte man wohl gleich zum Tauchen übergehen.

Die Luftpumpe ward an Deck gebracht, Jansen selbst wollte tauchen. Es befand sich noch ein zweites Tauchkostüm an Bord, aber der Kapitän forderte niemanden auf, ihn zu begleiten.

Der Taucherhelm ward ihm festgeschraubt, vorn am Gürtel die brennende Petroleumlampe befestigt, die durch einen besonderen Luftschlauch gespeist werden muß, aber doch erst vom Tornister des Tauchers aus. Jansen kletterte schwerfällig das starke Fallreep hinab und verschwand langsam in dem finsternen Wasser.

In dieses finstere Wasser starteten nun mehr denn vierzig Augenpaare.

Es hat ja schon mit dem Tauchen eine ganz besondere Bewandtnis. Der Mensch ist eben kein Amphibium, und nun in

solch einem panzerartigen Kostüm stecken, viele Meter, manchmal haushoch unter dem Wasserspiegel, von einem Luftschlauche abhängig sein, von den Armbewegungen der Arbeiter an der Luftpumpe – es ist ein grausiges Gefühl, und zwar nicht nur für den Taucher selbst – für den vielleicht noch weniger – mehr noch für den Zuschauer, welcher gar nichts zu wissen braucht von dem schrecklichen Ohrensausen und dergleichen, was alles der kolossale Wasserdruck erzeugt.

Umsonst wird der Taucher doch auch nicht so hoch bezahlt, hundert Mark und weit mehr noch pro Stunde, wobei er gar nicht unter Wasser zu arbeiten braucht. Schon der Rekrut in der Marine, der zum Taucher ausgebildet wird, bekommt für je fünf Minuten zwanzig Pfennig.

Ist es also schon für jeden mit nur etwas Phantasie begabten Zuschauer ein grausiges Gefühl, wenn er so einen Menschen in seiner Gummipanzerung in dem balkenlosen Wasser verschwinden sieht, zuletzt den unförmlichen Helm, so lag hier doch noch etwas ganz anderes vor.

Das tote Wasser! Von jenem toten Wasser, welches der Seemann fürchtet, hatte man hier nichts gemerkt, immer hatte die ›Sturmbräut‹ dem Ruder gehorcht. Auch tote Fische waren bisher noch nicht zu sehen gewesen, Omar wußte ebenfalls nichts davon zu erzählen.

Aber der echte Seemann fürchtet sich noch vor etwas anderem. Seit uralten Zeiten ist für ihn das Meer mit Gespenstern und Nixen und Kobolden aller Art bevölkert, zahllos sind die Märchen, die man sich in der Foxel darüber erzählt – dazu kommen noch der Klabautermann, der fliegende Holländer und andere Seegeister, böse wie gute – der Matrose sagt, er glaube nicht daran, das seien nur Ammenmärchen, er lacht darüber – und doch, er glaubt daran, das ist ihm eben in Fleisch und Blut übergegangen.

Und unterdessen war unter der ganzen Mannschaft bekannt geworden, was der Käpt'n seinen Offizieren berichtet, was für eine Bewandnis es mit diesem toten Wasser haben sollte, daß sich hier die Seelen aller im Meere Ertrunkenen als Geister ein Rendezvous gäben. Das war ja nur ein Märchen von diesen dämlichen Arabern, aber ... auch diese Matrosen, die sich selbst für aufgeklärt hielten, glaubten nur zu gern an so etwas. Das Gruseln ist ja so schön, es liegt ein für allemal in der Natur des Menschen, der Schöpfer selbst hat es ihm hineingegeben.

So blickten sie jetzt also sämtlich mit starren Augen auf das finstere Wasser, dorthin, wo der Taucherhelm ihres Käpt'ns verschwunden war.

Dann konnten sie noch einige Meter weit den Lichtschein verfolgen, bis auch dieser verschwand.

Und dann starrten sie immer noch mit weitgeöffneten Augen auf die dunkle Flut.

»Wenn er da unten nun welche sieht? Ob da unten auch unsere Kameraden von der Fucusbank sind?«

Das wurde nicht nur gedacht, sondern auch geflüstert, sogar laut gesagt.

»Schämt euch etwas, Kerls!« ließ sich da Mahlsdorf vernehmen. »Ich glaube gar, ihr fürchtet Gespenster ...«

Erschrocken brach er ab. Mahlsdorf hatte die Signalleine zu bedienen, und in diesem Augenblick, etwa fünf Minuten später, nachdem Jansen hinabgetaucht war, ward an ihr heftig gerissen, daß sie fast Mahlsdorfs Händen entglitten wäre.

»Hievt up!«

Ja, da mußte etwas passiert sein! Nochmals wurde so heftig gerissen, und das war kein anderes Signal, als der Wunsch, so schnell wie möglich emporgezogen zu werden.

Also schleunigst das stärkere Tau heraufgezogen, welches Emporziehen der Taucher dadurch unterstützen kann, daß er im Helm und im ganzen Anzug die Luft sich ansammeln läßt.

Der Taucherhelm schien, Jansens Hände tasteten über der Wasseroberfläche, und aus allem und jedem war sofort zu erkennen, daß ihm irgend etwas zugestoßen sein mußte.

Er mußte ganz die Besinnung verloren haben, er fand das Fallreep nicht, griff immer daneben, dann beim Emporsteigen, das mit außergewöhnlicher, sinnloser Hast geschah, verfehlte er immer die Sprossen, glitt aus, stürzte nochmals ins Wasser, glitt immer wieder aus, stürzte über die Bordwand und dann wollte er sich den Helm nicht abschrauben lassen, sondern ihn gleich losreißen.

Als man den Helm endlich abhatte sah man das sonst so gesunde, bronzefarbene Gesicht des Kapitäns aschgrau gefärbt, die Augen weit hervorgequollen, auch sonst verriet er alle Zeichen des Entsetzens.

»Um Gottes willen, Kapitän, was ist Euch, was ist passiert?!« schrie Mahlsdorf.

Nur ein Stöhnen antwortete, dann schleuderte Jansen den Helm von sich und stürzte, so schnell ihm die schweren Bleisohlen erlaubten, der Kajüte zu, verschwand darin.

Jetzt waren es die Matrosen und Offiziere, die sich nicht minder erschrocken anblickten.

»Er hat was gesehen – Geister.«

Kienock war der erste, der den lähmenden Schreck von sich abschüttelte.

»Unsinn, es gibt keine Geister und Gespenster! Ja, passiert ist ihm etwas dort unten, nur ein Gespenst ist ihm nicht begegnet.«

Der zweite, der seine Besinnung wiederfand, war Mahlsdorf.

»Ich muß ihn sprechen. Bleibt zurück, ich will allein hineingehen, er kann nichts weiter tun, als mich zurückweisen.«

Mahlsdorf begab sich in die Kajüte. Jansen saß, tiefend wie er war, auf einem der Drehsessel, die Ellenbogen auf dem Tische, und stierte jetzt den Eintretenden an, als wäre auch dieser ein Gespenst.

»Um Gott, Kapitän, was ist Euch begegnet?«

»Blodwen, Blodwen!!« erklang es ächzend.

»Was? Die Lady wollt Ihr im Wasser gesehen haben?«

»Und Darling – unser Kind – auf dem Arm – und sie winkte mir – komm, Richard, komm, du gehörst zu mir – so winkte sie.«

Und das brachte Jansen auf eine Weise heraus, daß auch den Steuermann eine Gänsehaut nach der anderen überlief.

Endlich raffte er sich zusammen.

»Ihr habt geträumt, Kapitän.«

»Geträumt, hahaha!!«

»Ihr habt eine Vision gehabt.«

»Eine Vision, hahaha!!« erklang es nach wie vor unter einem schrecklichen Lachen.

»Ja, ja, Kapitän, so wird es schon sein. Ihr seid das Tauchen doch nicht so recht gewöhnt, und dreizehn Meter ist ja schon eine ganz beträchtliche Tiefe, da muß auch Euer Körper unter dem Wasserdruck leiden – Ohrensausen und Atemnot, dazu die Fabeln vom toten Wasser, die uns nun einmal suggeriert worden sind . . . «

»Ruft mir Kienock!« wurde der Sprecher ungeduldig unterbrochen. »Kienock hat mir schon einmal die scheinbare Anwesenheit von Geistern auf natürliche Weise erklärt, er soll es auch diesmal tun.«

Der zweite Maschinist kam. Jansen hatte wenigstens etwas seine Ruhe wiedergefunden.

»Kienock, ich habe Lady Blodwen gesehen, mit dem Kinde auf dem Arme!«

»Unten auf dem Meeresboden? Es ist nicht möglich!«

»Wie ich Euch sage. Und fangt nicht etwa wie Mahlsdorf hier davon an, daß ich nur geträumt oder eine Vision gehabt hätte.«

»Wie war die Erscheinung?« fragte Kienock ganz ruhig.

»Ich erreichte den Boden, fand richtig ein Wrack, den Rumpf eines Schiffes, soweit sich das beurteilen läßt. Denn alles ist mit Schlamm bedeckt, mit Muscheln überwachsen. Als ich noch so

mit den Füßen herumstößere, mich bücke und mit den Händen fühle, den Schein der Blendlaterne herumwandern lasse, da fällt der Lichtschein plötzlich auf eine Gestalt – es ist ein Weib – sie hat ein Kind auf dem Arm – und den anderen Arm hebt sie und winkt mir – winkt mir in einem fort . . . «

Neues Grausen bemächtigte sich des Kapitäns, ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper.

»Ihr könnt nicht an eine Vision glauben?« fragte Kienock sachgemäß wie zuvor.

»Nie, niemals!«

»Habt Ihr noch andere Gestalten gesehen?«

»Nein, nur diese eine.«

»Und es war Lady Blodwen?«

»Ja!«

»Woher wißt Ihr das?«

»Ich kenne doch Blodwens Züge!«

»Und es waren ihre Gesichtszüge?«

»Ganz genau dieselben!«

»Wie weit war die Gestalt von Euch entfernt?«

»Das läßt sich schwer beurteilen. Weiter als zehn Meter reicht der Blendstrahl ja nicht, und es war mir, als ob die Gestalt ganz im Hintergrunde stände. Und nun überhaupt meine Verfassung, als ich die Gestalt plötzlich erblicke . . . «

»Kapitän, da bin auch ich doch wie Mahlsdorf der Ansicht, daß Ihr nur eine Halluzination gehabt habt.«

Wie von einer plötzlichen Wut gepackt sprang Jansen auf, faßte den Maschinisten beim Arm und schüttelte ihn derb.

»Was, auch Ihr?! Und ich sage Euch, ich habe Blodwen mit diesen meinen Augen gesehen – mit dem Kinde auf dem Arme – und ihr goldenes Haar schwebte ihr nach – und sie winkte mir, winkte mir . . . und da soll ich eine Halluzination gehabt haben? Hahahaha!!«

Er gab Kienock wieder frei, der sich ruhig hatte abschütteln lassen. Erschöpft sank Jansen auf den Stuhl zurück.

»Wie lange hat die Erscheinung gewährt?«

»Ich war es, der sich entfernte.«

»Wie lange habt Ihr die Erscheinung betrachtet?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht nur einen Augenblick, der aber für mich eine Ewigkeit währte. Stellt Euch nur meine Empfindungen vor, wie ich da plötzlich Blodwen vor mir stehen sehe, mit ihrem goldenen Haar, das Kind auf dem Arme, das ebenfalls dort in der Fucusbank seinen Tod gefunden hat – und sie blickt mich mit ihren geisterhaften Augen an – und sie winkt mir, winkt mir – was Wunder, wenn ich da, von Entsetzen gepackt, an der Signalleine riß. Ich bin doch auch nur ein Mensch, der als Kind ebenfalls Ammenmärchen zu hören bekommen hat.«

»Das eben ist es! Kapitän, werdet nicht gleich unmutig, wenn ich Euch meine offene Ansicht über den Fall sage . . . «

»Sprecht frei heraus! Ich habe mich vorhin töricht benommen.«

»Es ist dennoch nur eine Vision gewesen. Alle Umstände treffen zusammen, um eine solche in Euch hervorzubringen, die Ihr dann scheinbar außerhalb von Euch seht. Das ist die Theorie aller Geistererscheinungen, von denen sogar durchaus glaubwürdige Menschen erzählen können. Zunächst seid Ihr durch jene spiritistische Sitzung damals seelisch auf Geistererscheinungen vorbereitet worden, und wenn Ihr auch das Tischklopfen nicht auf Menschenhände zurückführen konntet, so ändert das daran doch nichts. Ihr habt nun einmal das Gebiet des Uebersinnlichen betreten. Dann habt Ihr jedenfalls auch immer – verzeiht, Herr Kapitän – lebhaft, vielleicht sogar sehnsüchtig an Lady Blodwen und an das Kind gedacht. Drittens kommen nun die arabischen Fabeln in Betracht, welche über dieses Gewässer verbreitet sind, weshalb es gleich das tote Wasser heißt . . . «

»Ihr sprecht ganz vergebens,« fiel Jansen dem anderen ins Wort, aber ohne seine vorige Heftigkeit, »ich weiß ganz, ganz bestimmt, daß ich etwas Reelles mit greifbarer Deutlichkeit gesehen habe.«

Da konnte Kienock nur die Schultern zucken. Und Jansen erhob sich.

»Mein Entschluß steht fest.«

»Was wollt Ihr tun, Kapitän?«

»Ich werde noch einmal hinabtauchen, in der Hoffnung, daß sich das Gespenst abermals zeigt, und dann werde ich nicht wieder die Flucht ergreifen.«

»Ich kann Euch nur beistimmen, Kapitän, würde aber vorschlagen, daß Ihr noch einen anderen Mann mitnehmt.«

Jansen zögerte, und das verriet schon, daß er jetzt wohl an Geister zu glauben geneigt war, aber auch nichts von Furcht wußte.

»Nun gut,« entschied er dann, »zwei Augenpaare werden wohl nicht gleichzeitig dieselbe Vision haben. Wollt Ihr mich begleiten, Kienock?«

Dieser erklärte sich mit Freuden dazu bereit. Der zweite Maschinist war derjenige, welcher in letzter Zeit das Tauchen bei jeder Gelegenheit am meisten geübt hatte.

So hüllte sich auch Kienock in einen Taucheranzug, diesmal wurden an den Gürteln noch Schiefertäfelchen mit Griffeln befestigt, damit man sich unter Wasser verständigen könnte, beide stiegen hinab.

Nach wenigen Sekunden hatten sie den Grund erreicht. Schlammig oder mit Muscheln bedeckt, wie Jansen geschildert hatte. Daß es die Eisenplatten eines Schiffes waren, auf denen sie standen, konnte nur ein Sachkenner beurteilen, der es aber auch schon vorher hätte wissen müssen.

Kienock stand da, blickte sich nach allen Seiten um, so weit das Licht der Laterne reichte.

Daß er von vornherein unter dem Banne einer gewissen Gespensterfurcht stand, hat er dann später selbst zugegeben – dieser Mann, welcher sonst gewiß nicht an Geister und dergleichen glaubte, der sonst auch ganz ruhig auf einem Kirchhof schlafen konnte.

Da ward von hinten sein Arm berührt – furchtbar erschrocken zuckte Kienock zusammen, obgleich es nur Jansen gewesen, der ihn am Arme ergriffen – aber was Kienock dann zu sehen bekam, das genügte, um auch ihm die klare Besinnung zu rauben.

Jansen hatte den Arm ausgestreckt, Kienock sah es schon selbst – dieselbe Gestalt, welche der Kapitän ihm geschildert.

Es war ein Weib, welches am Ende der Lichtstrahlen sich wie weißleuchtend von dem dunklen Hintergrunde abhob, auf dem linken Arme ein Kind, während es mit dem rechten, erhobenen Arme winkte, sich überhaupt bewegte, etwas hin und her und auf und nieder schwebte, wie auch das goldgelbe Haar hin und her wogte ... Blodwen, wie sie liebte und lebte!

Während Kienock noch wie erstarrt dastand, seinen Sinnen nicht trauend, stürzte Jansen vorwärts, so schnell es die Bewegung eines Tauchers im Wasser erlaubt, mit ausgestreckten Armen – da aber wich die Gestalt vor ihm zurück, war plötzlich verschwunden, um nicht wiederzukehren.

FORTSETZUNG UND LÖSUNG DES RÄTSELS.

Die beiden befanden sich wieder an Deck.

Diesmal war es Kienock, der seinen Helm abreißen wollte, er war außer sich, während der Kapitän dann ein ganz ruhiges, nur finsternes Gesicht zeigte.

»Nun, Kienock, wollt Ihr jetzt immer noch von einer Vision oder Halluzination sprechen?«

»Nein, nein!!« schrie jener. »Bei Gott, die Gespenstermärchen werden zur Wirklichkeit ... «

»Glaubt Ihr, daß es Blodwen war?«

»Ja, ja, es waren ihre Züge, es war ihre Gestalt, und sie winkte, winkte wirklich . . . «

Jansen, der sich schnell des Taucheranzugs entledigt hatte, ließ ihn stehen, begab sich in die Kajüte und ward lange nicht mehr gesehen.

So hatten jetzt die übrigen Zeit, Kienocks Erzählungen zu lauschen.

Nun wolle man sich in die Lage der ganzen Mannschaft versetzen. Daß Matrosen und überhaupt Seeleute sehr zum Aberglauben neigen, wurde vorhin und schon wiederholt gesagt, sie glauben an Seegespenster und dergleichen.

Aber das galt doch nicht von der gesamten Mannschaft der ›Sturmbräut‹. Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel. Auch unter ihr gab es einige, wenn es auch nur zwei waren, welche an nichts anderes glaubten, als was sie mit Fäusten packen konnten. Ganz besonders gehörte zu diesen der zweite Steuermann Martin.

Nun nehme man also an, man sähe wirklich einmal einen Geist, der sich mit allen Gründen der Vernunft nicht hinwegleugnen läßt. Oder eine Person, der man unbedingtes Vertrauen schenken darf, kann von einer Geistererscheinung berichten, die sie soeben erst gehabt. Der Vater, der Bruder kommt zu einem und berichtet, wie er soeben den Geist der verstorbenen Schwester mit handgreiflicher Deutlichkeit gesehen hat. Und man geht selbst hin an den Ort und sieht selbst den Geist, er läßt sich nicht weglegen. Kurz und gut, man wird mit einem Male gezwungen, unbedingt an das bisher für unmöglich Gehaltene zu glauben, nämlich, daß sich die Seelen von Verstorbenen den noch lebenden Menschen zeigen können.

Ja, was soll man dann von der ganzen Welt noch halten? Soll man da nicht an allem verzweifeln? Ist das nicht ein Grund, um gleich wahnsinnig zu werden? Soll man Selbstmord begehen oder den Rest seines Lebens hinter Klostermauern unter schweren Bußübungen verbringen?

Der Leser wird verstehen, was hiermit gemeint ist. Der definitive Beweis, den der einzelne Mensch erhält, daß es wirklich Geister und Gespenster gibt, daß die Seele des Verstorbenen noch auf Erden wandeln muß, würde ihm jede Lebensfreude rauben. Die schrecklichen Folgen wären überhaupt gar nicht auszudenken. Was uns darin der Spiritismus bringt und zeigt, selbst Materialisationen, also scheinbar wirkliche Geistererscheinungen und dergleichen, das ist dagegen ja eine lächerliche Kleinigkeit, die nur einen Schwachkopf in Verwirrung bringen kann. Das läßt sich schließlich immer noch durch Taschenspielererei erklären. Aber bei einer echten Geistererscheinung, für die es keine natürliche Erklärung mehr gibt, da ... muß der normale Geist des Menschen ganz einfach überschnappen.

Und in dieser Lage befand sich jetzt die Besatzung der ›Sturmbraut‹.

Einige der Matrosen hatten doch schon früher etwas von Spiritismus gehört – sie hatten gewußt, wie ihr Kapitän mit seinen Offizieren damals in New-York eine spiritistische Sitzung an Bord arrangiert hatte – sie hatten erfahren, was sich dabei Rätselhaftes zugetragen, was durchaus nicht alles auf natürliche Weise erklärt werden konnte, so hatten sie noch mehr über solche Sachen gesprochen ... Mumpitz, alles Mumpitz!

Und wenn es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, so ist sehr interessant, solche unerklärliche Erscheinungen künstlich hervorzurufen, sie zu beobachten, zu studieren, nach Erklärungen zu suchen.

So denkt jeder vernünftige Mensch, der Herz und Hirn am richtigen Platz hat – so muß er denken, sonst ist er ein Phantast, ein Schwächling, ein Waschlappen.

Aber nun hier, hier!!

Der Kapitän hatte Blodwens Geist mit dem Kinde gesehen, der zweite Maschinist hatte die Erscheinung gleichfalls erblickt.

Wollte man etwa glauben, daß diese beiden Männer nur Visionen gehabt hätten? Oder daß sie der ganzen Besatzung verabredetermaßen nur ein Märchen aufbinden wollten?

Gänzlich ausgeschlossen!

Ja, was dann?

Freundlich lachte am azurblauen Himmel die Sonne, aber über der ›Sturmbraut‹ lag es wie das finstere Schweigen einer Todesnacht, und so finster blickten auch alle die wetterharten Gesellen mit den bronzenen Gesichtern in das schwarze Wasser hinab.

»Also hier untenhin kommen wir, wenn wir einmal tot sind,« brach endlich einer der Matrosen das drückende Schweigen.

»Ja, aber nur, wenn wir im Meere versupen,« wurde er belehrt.

»Und wenn wir nicht ertrinken, wohin kommen wir da?«

»Anderswohin.«

»Dann spuken wir auf dem Kirchhof, in Kellern und in Speisekammern, wat?«

»Ja, ja, so wird's wohl sein.«

»Und was machen wir denn da unten?«

»Wir werden's schon selber noch erfahren.«

»Mit den Fischen herumspielen, wat?«

Es lag ein furchtbarer Hohn in dieser Unterhaltung der beiden schlichten Matrosen, die jetzt an ein spukhaftes Weiterleben der Seele glauben mußten – sie drückte die Empfindung der anderen aus, der ganzen Menschheit . . . wenn die ganze Menschheit je in die Lage kommen würde, an so etwas glauben zu müssen.

»Himmelgottver . . . «

Karlemann war der erste, der seinen Gefühlen in einem fürchterlichen Fluche Luft machen mußte. Er verdammte sich und die ganze Welt und Gott bis in alle Ewigkeit, und dabei stampfte er wütend mit dem Fuße auf.

»Und es ist nicht wahr, und ich glaub's nicht, es ist eine verdammte Lüge!« setzte er dann noch hinzu.

Es war der furchtbare Trotz des Prometheus, der bei dem selbständigen Jungen hervorbrach.

Der Kapitän trat wieder aus der Kajüte. Er schien plötzlich ein ganz mageres Gesicht bekommen zu haben, in dem die tiefliegenden Augen glühten, was ihm aber nur ein um so energischeres Aussehen gab. Niedergeschmettert hatte ihn also diese Geistererscheinung sicher nicht.

Ohne die Leute zu beachten, ging er nach dem Heck, blieb dort mit über der Brust gekreuzten Armen stehen, lange Zeit, unentwegt in das finstere Wasser blickend. Auch hörte man ihn wiederholt etwas murmeln, ohne es verstehen zu können.

Dann wandte er sich jäh um.

»Den Taucherapparat klar – meinen!«

Während die Matrosen diesem Befehle sofort nachkamen, wieder in finsternem Schweigen, trat Kienock auf den Kapitän zu.

»Ihr wollt nochmals hinab, Kapitän?«

»Selbstverständlich,« war die unfreundlich gegebene Antwort.

»Was dachtet denn Ihr?«

»Wir beide haben keine Vision gehabt.«

»Nein. Und?«

»Ihr geht doch auf die Gestalt zu.«

»Ich konnte nicht recht sehen, was daraus wurde. Die Gestalt schien zu verschwinden.«

»Das tat sie auch.«

»Sie wich zurück?«

»Sie verschwand wie ein Schatten, zerschmolz in ein Nichts.«

»Kapitän, da wollte ich Euch bitten.«

»Um was? Nun spricht endlich, was Ihr eigentlich wollt! Ich habe keine Zeit mehr auf dieser Erde zu überflüssigen Gesprächen.«

»Ich wollte Euch bitten, von einem nochmaligen Versuche abzustehen. Wir beide sind überzeugt worden, daß es ein regelrechter Geist war – ob die Lady oder eine andere Erscheinung – Ihr

habt sie nicht greifen können, und so hat es auch keinen Zweck mehr, weitere Nachforschungen anzustellen, wir müssen es eben als eine Tatsache hinnehmen, daß ... «

Ein heiseres Lachen unterbrach den Sprecher.

»Und Ihr glaubt, Kienock, daß ich diesem Gespenste weiche?!« stieß Jansen mit einem furchtbaren Grimme hervor. »Dem Menschen gehört die Erde! Dem lebendigen Menschen!!! Und zur Erde gehört auch das Meer! Und ich fühlte mich bisher als freier König des Meeres! Auch dieses Gewässer hier betrachte ich als mein Eigentum! Und ein Gespenst will es mir streitig machen? Hahaha!!! Und ob nun Blodwen oder ein anderes Gespenst, ich rücke ihm zu Leibe – und ich folge ihm, bis ich es habe – ich will mit ihm ringen – und hat Jakob den Jehovah im Ringkampfe besiegt, so werde ich wohl auch mit diesem Gespenst fertig werden!! Blodwen oder ich – folgen mag ich ihr nicht, sie mag winken, wie sie will – Blodwen oder ich – nur einem kann Erde und Meer gehören – etwas anderes gibt es nicht für mich!!!«

Staunend blickte die ganze Mannschaft auf ihren Kapitän. Worüber sie staunten, das wußten sie selber nicht. Sie hatten im Menschen den Herrn der Erde sprechen hören, der noch nie einen anderen Herrscher neben sich geduldet, der selbst den Blitz gebändigt hat – sie hatten sich selbst sprechen hören, wofür ihnen nur bisher die Worte gefehlt hatten.

Karlemann erfaßte wohl zuerst den Sinn dieser Worte.

»Ja, diesen Geist müssen wir haschen, so was dürfte die Polizei ja gar nicht erlauben. Ist denn an Bord nicht noch ein anderes Taucherkostüm, das für mich paßt?«

Es war ein vergeblicher Wunsch. Taucherkostüme für Kinder gibt es in den Spielwarengeschäften noch nicht.

Als sich Jansen schon das seine anlegte, trat ein Matrose vor.

»Kapitän, ich kann ja auch tauchen – nehmt mich mit.«

Jansen hielt mit seiner Beschäftigung inne, sah den Sprecher groß an.

»Weshalb?«

»Weil – weil – weil . . . «

Der Mann wußte nicht gleich eine Antwort, wurde verlegen.

»Denkst du, ich fürchte mich, noch einmal allein hinabzugehen?«

»O nein, Käpt'n, Furcht gibts bei uns überhaupt nicht – aber seht, Käpt'n – das ist es eben – ich möchte das Gespenst auch einmal sehen.«

»Ich auch, ich auch, ich auch!« erklang es im Chor, und dann fiel etwas wie von ›sich nicht gefallen lassen‹, ohne daß dies näher erklärt wurde.

Sie alle wollten eben diesem Gespenste, das ihnen den Rang streitig machte, zu Leibe rücken, ob die spukende Erscheinung nun die Lady war oder sonstwer.

Aber Jansen wehrte ab, er tauchte allein.

Diesmal blieb er lange unten, wenigstens eine halbe Stunde. An Deck herrschte große Sorge. Doch daß er lebte, erkannte man an den Bewegungen des Seiles, noch mehr an den mit der Regelmäßigkeit des Atmens aufsteigenden Luftbläschen.

Jansen bewegte sich hin und her, ging unter dem Schiff weg, soweit dies das verbindende Seil erlaubte, entfernte sich ziemlich weit, bis er endlich wieder emportauchte.

»Ich habe nichts mehr gesehen.«

Er begab sich in die Kajüte, schloß sich in seine Kabine ein.

Die Sonne sank, die Nacht brach an. An Schlaf dachte keiner. Immer hinab in das finstere Wasser geblickt, die Erscheinung Blodwens erwartend.

Mehrmals kam der Kapitän aus der Kajüte, stand lange an der Bordwand, in das Wasser blickend, unverständliche Worte murmelnd.

Bei Sonnenaufgang gab er Befehl, die Anker zu lichten. Die ›Sturmbräut‹ verließ die Inselgruppe. Noch einmal getaucht hätte Jansen nicht, schien aber auch die Untersuchung des Wracks

vergessen oder aus irgendwelchem Grunde aufgegeben zu haben. Doch aus Furcht vor dem Seegespenst sicher nicht, das hatte er ja bewiesen.

Der arabische Lotse ward im Boot nach seiner Stadt gebracht, die ›Sturmbräut‹ fuhr wieder nach Norden hinauf, dann nach Westen, der Straße von Gibraltar zu, welche sie abermals ohne Hindernis passierte.



Drei Wochen waren seit diesem Ereignis vergangen.

Die ›Sturmbräut‹ durchfurchte mit geschwellten Segeln wieder den Atlantischen Ozean, und wenn die Matrosen sich nicht nach den zurückgelegten Knoten und nach dem Kompaß ungefähr berechnen konnten, wo sie sich befanden, von den Offizieren, welche mehrmals am Tage eine geographische Ortsbestimmung machten, erfuhren sie nichts, und diesen wiederum gab der Kapitän kein Ziel an.

Auch sonst ging alles das alte Gleis. Es wurde gearbeitet, geturnt und gelesen – aber die Stimmung war eine ganz andere geworden. Die alte Fröhlichkeit fehlte, etwas wie Melancholie hatte sich über das ganze Schiff gebreitet.

»Wenn wir tot sind, dann müssen wir als Geister herumspuken, wenn nicht auf dem Meeresboden, dann in Kellergewölben oder sonstwo.«

Das war es, womit sich die Gedanken eines jeden beschäftigten, nicht nur Matrosenhirne, und das um so mehr, weil niemand über jenen Vorfall sprach, es nicht wagte.

Hatte Kapitän Jansen jene Stelle deshalb so schnell und ohne Untersuchung des Wracks verlassen, um solche Gedanken von sich und seinen Leuten zu bannen? Es war vergeblich gewesen. Das Seegespenst begleitete Schiff und Mannschaft – und das sollte nicht nur bildlich zu verstehen sein.

Wieder war eines Morgens eine Ortsbestimmung nach der Sonne gemacht worden, der Kapitän selbst kontrollierte die Berechnung, maß dann auf der Seekarte.

»Was liegt an?«

Der Kurs wurde ein wenig geändert, und eine halbe Stunde später mußte aller fünf Minuten eine geographische Ortsbestimmung gemacht werden, wie auch ein Segel nach dem anderen gerefft wurde. Gerade, als ob man sich einem Ziele nähere.

Aber welchem? Ringsherum der unermessliche Ozean, kein Segel zu erblicken, ein solches auch gar nicht zu erwarten. Denn selbst die vom Wind ganz abhängigen Segelschiffe haben ihre gewissen Linien, wenn diese auch nicht mit denen der Dampfer zu vergleichen sind. Aber sie haben ihre Segelkarten, welche sagen: da und dorthin geht nicht, da habt ihr niemals günstigen Wind – und so gibt es auf jedem Ozean ungeheure Gebiete, die vielleicht noch niemals von dem Kiel eines Schiffes gefurcht worden sind.

Es wurde ununterbrochen gelotet. Der Matrose, welcher das Lot auswarf, erkannte zu seinem Schrecken, daß das Wasser immer seichter ward, zuletzt waren es nur noch sechs Meter Tiefe, und dieser Schrecken teilte sich der ganzen Mannschaft mit.

Denn ein Schrecken muß jeden Seemann packen, wenn er mitten im offenen Wasser, mitten im Ozean plötzlich eine Sandbank findet, von der die Welt bisher noch gar nichts gewußt hat.

Der eine Anker fiel und faßte, der Kapitän, welcher bis zuletzt den Stand der Sonne berechnet hatte, ließ das Schiff sich noch etwas drehen, dann fiel auch der Buganker und nagelte die ›Sturmbräut‹ gewissermaßen im Wasser fest.

Jetzt mußten sich beide Steuerleute mit ihren Sextanten bewaffnen, auch der Chronometer aus der Kajüte wurde an Deck gebracht, ferner wurde wieder der Tauchapparat bereitgesetzt, und da wußte die ganze Mannschaft, um was es sich handelte.

Wohl sollte getaucht werden, aber sicher nicht nach einem Schatze, sondern wahrscheinlich nach einer Kanonenkugel, die

einstmals nach genauem Chronometer und genauer geographischer Berechnung hier auf dieser Sandbank im offenen Meere an ganz bestimmter Stelle versenkt worden war, um zu prüfen, ob die beiden Chronometer genau gingen.

Jansen hatte schon zu Blodwen einmal darüber gesprochen, wie aller drei Jahre ein englisches Kriegsschiff eine Reise um die Erde macht, und wie es kurz nach der Abfahrt irgendwo im Meere, nur an einer nicht allzutiefen Stelle, eine Kanonenkugel versenkt, welche dann bei der Rückkehr nach drei Jahren mittels eines Magneten wieder heraufgezogen wird. Das geschieht noch heute, obgleich es mehr eine Spielerei ist. Das Richtiggehen der Chronometer wird jetzt auf eine andere Weise geprüft.

Noch immer ist dieses Verfahren aber das einzige Mittel, dies zu tun, für solche Schiffe, welche keine Gelegenheit haben, einen Hafen anzulaufen, in dem sie sich mit der Sternwarte von Greenwich telegraphisch in Verbindung setzen können. Wie z. B. bei Kriegsschiffen, wenn sie vor feindlichen Häfen liegen.

So lange man genau weiß, daß der Chronometer noch richtig geht, wird eine Kanonenkugel im Meere versenkt und ihre Lage bis zum Bruchteil einer Sekunde der geographischen Breite und Länge berechnet. Nach diesem im Wasser festgenagelten Punkte kann man dann immer wieder die Uhr justieren – auf eine für den mathematisch gebildeten Seemann ganz einfache, für den Laien freilich schwer zu erklärende Weise.

»Nun, Franz, hülle dich ein in den Panzer, du bist ja immer so erpicht aufs Tauchen,« sagte Jansen, der guter Laune zu sein schien, zu seinem Matrosen. »Hier in der Drehe herum wirst du auf dem kiesigen Gründe eine große Kanonenkugel finden. Aber nicht aufheben, nicht anrühren! Sondern gleich daneben pflanzest du möglichst senkrecht diese lange Stange ein, daß sie noch über die Wasserfläche emporragt.«

Der Matrose traf seine Vorbereitungen, kletterte das Fallreep hinab, die Stange ward ihm gereicht, er verschwand.

Er konnte den Grund kaum erreicht haben, als heftig an der Signalleine gerissen wurde, der Taucher kam auch gleich selbst mit seinem Helm wieder zum Vorschein.

Es läßt sich denken, daß sich alle sofort an jene Situation erinnerten, wie dort im toten Wasser ihr Kapitän so hastig an der Signalleine gerissen und dann den ersten Bericht von dem Seegespenst gebracht hatte.

Und richtig, so war es auch wieder hier!

Mit einer furchtbaren Hast kletterte der Taucher an Deck, konnte nicht erwarten, bis man ihm den Helm abgeschraubt hatte, wonach man ihn erst sprechen hören konnte, und schon jetzt war durch das starke Fenster sein vor Entsetzen entstelltes Gesicht zu sehen.

»Die Lady, ich habe sie gesehen!!« war dann sein erstes Wort.

So sehr man auch darauf vorbereitet gewesen war, wollte es ihm jetzt doch niemand glauben.

»Das bildest du dir nur ein,« sagte der Kapitän.

»Nein, nein, ich habe das Seegespenst gesehen!«

»Du standest unter dem Einflusse unserer Schilderung.«

»Ich habe sie gesehen!« konnte der Matrose nur immer wieder hervorstoßen.

»Wie sah sie denn aus?«

»Grün – sie hatte ein grünes Kleid an – und ein Kind auf dem Arme – sie erhob sich dicht vor mir vom Boden.«

»Und was tat sie dann?«

»Sie winkte mir – winkte mit dem erhobenen Arme in einem fort.«

»Franz, du bist gewiß nur . . . «

»Jesus Christus – alle guten Geister – da – da ist sie!« erklang der Ruf.

Einige Matrosen hatten noch hinabgeblickt, wo ihr Kamerad getaucht war, und . . .

Ja, da war sie wirklich, vielleicht noch einen Meter unter der glatten Wasserfläche, ein grüngekleidetes Weib, dem gelbe Haare nachschwebten, auf dem linken Arme ein Kind und mit dem anderen winkend. Durch die Brechung des Wassers zwar etwas verschwommene Konturen, aber alles doch deutlich zu unterscheiden, selbst die starren Augen, welche zu der Mannschaft hinaufblickten.

»Die Lady, sie ist es!« wurde in einer Weise geflüstert, die man nicht beschreiben kann.

»Und sie winkt uns, wir sollen zu ihr hinabkommen!«

Jansen rieb sich seine Stirn, als er da hinabstarrte.

»Himmel und Hölle!« murmelte er. »Bei hellem Sonnenschein – verlich, du Sonne – oder bin ich denn wahnsinnig? Ist dies alles nicht nur ein böser Traum, daß die ganze Welt aus dem Gefüge gegangen ist?«

Wieder war es Karlemann, der zuerst einen praktischen Vorschlag machte.

»Ein Gewehr her! Meine große Elefantenbüchse! Oder soll ich ihr spanischen Pfeffer in die Augen pusten? Dann können wir sie vielleicht lebendig haschen.«

Da ein heiserer Wutschrei, aus des Kapitäns Munde kommend, dem die Schreckensrufe der Matrosen folgten.

Jansen war mit einem Hechtsprung über die Bordwand gesetzt, mit den ausgestreckten Händen gerade auf die weibliche Gestalt zu, verschwand unter dem Wasser, und aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn es eben nicht ein wesenloser Geist war, mußte er die Gestalt auch gepackt haben.

Zu unterscheiden war in den nächsten Augenblicken nichts, das aufgeregte Wasser hatte sich getrübt, schon allein durch die erzeugten Luftblasen.

Dann klärte es sich wieder, es kam herauf, Jansens Kopf, seine Brust, seine Arme ... und in diesen hielt er die Gestalt mit dem Kinde.

Und gleichzeitig erscholl auch sein Lachen, grimmig und furchtbar höhnisch und wirklich herzlich zugleich:

»Eine Gallionsfigur, das ist der ganze Teufelsspuk – hahahaha – eine Gallionsfigur, die an einem Seil am Kiel unseres Schiffes hängt und uns immer nachschwabbelt, hahahaha!!«

Ja, das Rätsel war gelöst, der ruhelose Geist erlöst. Da lag die vermeintliche Blodwen mit ihrem Kinde an Deck.

Eine sogenannte Gallionsfigur, wie wohl fast jedes Schiff eine solche am Bug führt, unterhalb des Bugspriets, möglichst den Schiffsnamen charakterisierend.

Die lebensgroße, aus Holz geschnitzte Figur, stellte jedenfalls die Madonna mit dem Kinde vor. Irgendein Schiff hatte sie verloren, es war ein Tau daran befestigt gewesen, dieses hatte sich mit dem Ende an dem mit Kupfer beschlagenen Kiel der ›Sturmbraut‹ festgeklemmt. Wo das geschahen war, wußte man nicht, war auch ganz gleichgültig. Vielleicht auf der Fahrt durch das Mittelmeer, und so war die Figur auch mit in das ›tote Wasser‹ gekommen.

Wie die spätere Untersuchung ergab, wie man sich aber auch gleich so erklären konnte, hatte das sich voll Wasser gesogene Holz fast genau dasselbe spezifische Gewicht wie das Meerwasser. Also die Figur sank nicht unter, trieb nicht in die Höhe. Unter normalen Verhältnissen lag die Figur flach am Boden. Aber es bedurfte nur der geringsten Strömung im Wasser, wie schon ein Taucher sie in einiger Entfernung erzeugt, so richtete sich der um ein geringes leichtere Oberkörper auf, die Figur stand. Der rechte Arm war abgebrochen, hing aber doch noch an einigen Holzfasern – daher immer die winkenden Bewegungen.

Die früher buntangemalte Figur war von Seepflanzen grün umspinnen worden, nur im Nacken hatte sich eine große Syphusmuschel angesiedelt, die dort ihre langen, goldgelben Fäden spielen ließ.

Das war die ganze Erklärung des Spukes.

Und auf der ›Sturmbraut‹ erscholl ein einziger Freudenschrei – ein Freudenrausch erfaßte alle. Etwas noch ganz anderes als wie nur ein zentnerschwerer Alp war von allen plötzlich gewichen, und der aufgeräumteste war vielleicht Kapitän Jansen.

Nachdem die nautischen Instrumente justiert waren und die ›Sturmbraut‹ wieder in Fahrt gebracht, wurde ein Fest gefeiert, bei welchem es viel übermütiger zuging, als die Planken dieses Schiffes es sonst gesehen hatten.

Bevor wir schildern, was für ungeahnte, böse Folgen dieses Zechgelage haben sollte, wollen wir jener Gespensteraffäre noch ein Schlußwort hinzufügen.

Es hatte sich alles auf natürliche Weise erklärt.

Gesetzt aber nun den Fall, die an einem Tau festgeklemmte Gallionsfigur hätte sich wieder abgelöst, vielleicht erst, nachdem das winkende Weib von der ganzen Mannschaft mit eigenen Augen erblickt worden war, was dann?

Dann hätten vierzig Menschen mit redlichem Gewissen beschwören können, in Wahrhaftigkeit ein Seegespenst erblickt zu haben! Denn wer wäre auf die Idee gekommen, daß es sich nur um eine Gallionsfigur handle, die sich am Kiel zufällig festgeklemmt? Hatte sie sich nicht bewegt, ihren Arm, ganz selbständig? Wer denkt daran, daß der hölzerne Arm gerade nur so an ein paar Spänen hängt?

Dieses Beispiel zeigt, auf welche Weise manche Gespenstergeschichte entstanden sein mag, erlebt und erzählt von klardenkenden Männern, in deren Glaubwürdigkeit sonst gar kein Zweifel zu setzen ist!

Der Schreiber dieses kann etwas ganz Aehnliches erzählen. Der Passagierdampfer, auf dem er sich befand, sichtete im Atlantischen Ozean die berühmte Seeschlange, ein furchtbares Ungeheuer, wenigstens hundert Meter lang, meterdick, der bemähnte Kopf

mit tellergroßen Augen, der immer auf- und zuklappende Rachen mit schrecklichen Reißzähnen ausgestattet.

Es half alles nichts, das mit der Seeschlange war eben doch kein Märchen, da sahen wir sie in voller Lebenskraft raubgierig sich über das Meer schlängeln.

Was für eine Panik da auf dem Passagierdampfer ausbrach, was für Hypothesen da Gelehrte gleich aufstellten, das läßt sich gar nicht schildern.

Beim Näherkommen freilich zerrann die Illusion.

Die vermeintliche Seeschlange war aus Schiffsmatratzen zusammengenäht, wie sie Auswanderer mit an Bord bekommen, die Mähne bestand aus Werg, und in dem Rachen steckte eine Spiralfeder, das Auf- und Zuklappen kam durch die Bewegung der Wellen. Die Mannschaft eines Auswandererdampfers hatte sich den Jux gemacht, diese Seeschlange in die Welt zu setzen.

Gesetzt nun den Fall, jener Auswandererdampfer wäre mit Mann und Maus untergegangen, und die Schlangenspuppe hätte sich vollgesogen und wäre gesunken, noch ehe unser Dampfer so nahe heran war, um die Wahrheit unterscheiden zu können, was dann?

Dann hätten mehr denn 600 Menschen nach bestem Gewissen beschwören können, tatsächlich eine Seeschlange gesehen zu haben.

DIE SÜHNE.

Eine Dampfjacht von mehr als 600 Tonnen steuerte über den Atlantischen Ozean dem Osten zu.

Die Matrosen, welche gerade das Deck scheuerten, befanden sich sämtlich schon in gesetztem Alter, rohe, brutale Gesichter fehlten darunter ganz, allen war die sittsame Ruhe und Manierlichkeit gleich in den Zügen zu lesen, und noch mehr galt das von dem auf und ab gehenden Steuermann, der einen wahren

Heiligenblick besaß, obgleich die breitschultrige Gestalt mit dem verwitterten Gesicht den Seemann *comme il faut* verriet.

»Schiff ahoi!!«

Der, welcher die am Horizont auftauchenden Mastspitzen zufällig zuerst erblickt, hatte es ›ausgesungen‹.

»Rufe den Kapitän, Ned!« sagte der Steuermann zu einem Matrosen.

»Der Kapitän schläft!«

»Du bist allerdings erst im letzten Hafen, den wir angelaufen haben, angemustert worden,« sagte der Steuermann in mildem Tone, wie man es zwar selten, aber doch manchmal auf einem Schiffe zu hören bekommt, »aber es ist dir erklärt worden, und du könntest es nun auch schon durch Erfahrung wissen, daß Kapitän Oliver jedes in Sicht kommende Schiff selbst sehen will. Und wenn er in einer Nacht neunundneunzigmal aus dem Schlafe gestört worden ist, und die Wache sichtet ein Feuer, so wird er zum hundertsten Male geweckt. Geh, Ned, wecke den Kapitän!«

Der zurechtgewiesene Matrose brauchte sich nicht so zu beeilen, der Steuermann hatte auch Zeit zu seiner wohlgesetzten Rede gehabt – vorläufig sah man immer nur drei Mastspitzen.

Aber schon änderte der Steuermann eigenmächtig den Kurs, um auf diese Mastspitzen zuzuhalten.

Aus dem Kajüteneingange kam ein blutjunger, sehr blasser Mensch.

Wie? Sollte das der Kapitän sein?! Da stellt man sich doch einen ganz anderen Mann vor! Allerdings war es ja eine Lustjacht, aber auch die Jachtsportsmen sind immer ganz andere Kerls, umsonst verbringt man sein Leben nicht auf dem Wasser; schon diese Neigung zum seemännischen Berufe oder überhaupt zum Meere setzt eine außergewöhnliche Konstitution voraus.

Vor zwei Jahren war dieser schwächliche, blutjunge, blasse Mensch mit den melancholischen Augen in Boston aufgetaucht und hatte sich eine Jacht gekauft, diese hier.

Warum nicht? Das kann jeder, der Geld hat.

Anders aber war es, als verlautete, daß dieser blutjunge, blasse Mensch, ein Jüngling von 20 Jahren, diese seine Jacht selbst führen wollte, als Kapitän.

Das kann nicht jeder! Ja, jeder Jachtbesitzer kann sich wohl Kapitän schimpfen lassen – ebenso wie es einen Generalagenten gibt, einen Feuerwehrhauptmann, einen Leutnant von der Heilsarmee. Aber um ein richtiger Kapitän zu sein, der ein Schiff über das Meer führen darf, dem sich Menschenleben anvertrauen, dazu muß man vom Schiffsjungen anfangen, mindestens 2 Jahre als Vollmatrose gefahren sein, das Steuermannsexamen gemacht haben, dann nach einigen Fahrten als Steuermann das Kapitänsexamen.

Nun, dieser blutjunge, blasse Mensch, der sich Thomas Oliver nannte, meldete sich beim Bostoner Seeamt zum Kapitänsexamen und bestand es glänzend.

Um zugelassen zu werden, hatte er vorher allerdings erst Papiere über seine frühere praktische Tätigkeit als Seemann vorlegen müssen. Darüber erfuhr die Oeffentlichkeit nichts. Man machte mit dem jungen Menschen, der so feine Fingerchen hatte, behördlicherseits überhaupt ein Geheimnis.

Sachkenner ahnten ja, wer hinter diesem jungen Menschen stecken könne, das heißt, aus welcher Gesellschaftsklasse er im allgemeinen stamme, daß er sofort sein Kapitänspatent erhielt. Doch wir wollen es vorläufig nicht verraten.

Nachdem der blutjunge, blasse Kapitän sein Schiff hatte, sah er sich nach Mannschaft dafür um. Die ersten Leute, Matrosen wie Heizer, holte er sich aus der Kirche, diese besorgten andere, natürlich ebenso geartet wie die Erwählten selbst – lauter Betbrüder.

Nun, um diese Wahl zu treffen, dazu hätte der junge Mensch kein so blasses Gesicht und so melancholische Augen zu haben brauchen. Da hatte er gar nicht so dumm gewählt.

Nirgendwo sieht man so sehr, was für einen mächtigen Einfluß die echte Frömmigkeit auf den Menschen ausübt, wie im Seemannsberufe. Das ›echt‹ muß betont werden; leeres Geplärre tut's freilich nicht. Man soll nur sehen, was so ein Matrose, der jeden Morgen sein Gebet verrichtet, vor dem Essen die Hände faltet, in seiner Freizeit in der Bibel liest und sich nach der Abmusterung von seinen Kameraden absondert, um in die Kirche oder in die Missionshäuser zu gehen – was für ein tüchtiger Kerl so einer auch in der Takelage ist! Ohne Ausnahme! Denn auf den Knien rutschende Betbrüder gibt es an Bord natürlich nicht. Die würden beim Aufentern doch gleich totgetreten werden.

Das wissen auch die Kapitäne. Jeder Kapitän möchte am liebsten lauter solche ›heilige Matrosen‹ an Bord bekommen. Wenn sie nur nicht so dünn gesät wären! Solch ein heiliger Matrose ist immer der nüchternste, pflichttreueste, tüchtigste Mann. Und wenn alles reißt und bricht, der ist immer der erste oben auf der Rahe, alle anderen anfeuernd! Er weiß ja, wo seine Seele bleibt.

Ganz merkwürdig auch, was für einen kolossalen Einfluß so ein einzelner gottesfürchtiger Matrose schnell auf seine anderen Schiffskameraden gewinnt! Die Natur der Sache bringt mit sich, daß dies am Lande, so im allgemeinen Geschäftsleben ganz anders ist. Etwa in einem großen Bureau, wenn da ein Kommiss als ›Mucker‹ erkannt wird – man hänselt ihn. Was soll er auch anfangen? Etwa Predigten halten? Seine Bücher soll er gut führen, dafür wird er bezahlt – und das tut ein anderer ebensogut, vielleicht noch besser, der den Abend in lustiger Gesellschaft verbringt und Sonntags zum Kegelschieben geht.

Der Unterschied dürfte sich vielleicht erst später, nach vielen Jahren zeigen. Der Gottesfürchtige bringt sein Leben ganz, ganz bestimmt noch zu einem guten Abschluß. Denn so wahr das Christentum noch jeden Feind überwunden hat, so wahr selbst der

orthodoxeste Jude die Herrschaft Christi anerkennen muß, nämlich wenn er einen Wechsel ausstellt oder einen Brief schreibt, indem er das Datum nicht vergessen darf – am 24. Dezember 1907 nach Christi Geburt, sonst ist seine Unterschrift ungültig – ebensowahr ist noch kein einziger Mensch im Unglück zugrunde gegangen, der nach Gottes Wort gelebt hat! Selbst die Märtyrer sind mit glücklichem Lächeln am Kreuze gestorben.

Wie so ganz anders an Bord des Schiffes, das eine kleine Welt für sich bedeutet! Auch hier wird der ›heilige Matrose‹ zuerst gehänselt. Aber das ändert sich gar schnell. Der Kapitän hat bald heraus, wen er an Bord hat, er stellt diesen Mann immer an die Stelle, wo eben ein ganzer Mann gebraucht wird, er bevorzugt ihn in jeder Weise, freilich nicht mit Leckerbissen, und dann kommt wohl für jedes Schiff einmal eine Stunde, da der Schreiber dieses, der auf See auch so manche Leidenszeit durchgemacht hat, noch jeden Gottesleugner hat zusammenbrechen sehen. In solchen Stunden erkennt man, was für eine Bewandnis es mit dem sogenannten Atheismus und Freidenkertum und dergleichen hat. Einmal eine Woche lang mit zerfetzten Händen die Pumpenkurbel drehen, wenn die eiskalten Wogen immer über dem Kopfe zusammenschlagen, an den Kleidern Eiszapfen zurücklassend – ei, so eine Zeit kuriert von allem Atheismus! Ach, da wird man mit einem Male so fromm, da erkennt man mit einem Male so deutlich, daß es doch etwas über uns gibt, wovon man in guten Zeiten nur nichts wissen will.

Und da ist es immer dieser ›heilige Matrose‹, der in seinem Gottvertrauen kraftvoll und furchtlos dasteht, als leuchtendes Beispiel für alle anderen, nicht zu verzweifeln, auch nicht auf den Knien zu rutschen, sondern bis zum letzten Atemzuge mutig für Schiff und Leben zu kämpfen – da allerdings hat er Gelegenheit, im ›Weinberge des Herrn‹ zu arbeiten.

Der Schreiber dieses hat es durchgemacht.

Es wird so viel über Missionshelden geschrieben, die etwa in Afrika für ihren Glauben gelitten und ihren Tod gefunden haben. O, wenn man an Land wüßte, wie viele solcher Missionshelden es auf See gibt, arme Matrosen, deren Namen die Welt nie erfährt! Dicke Bücher könnte man über sie schreiben. Und deshalb durften wohl hier einige Zeilen über sie gesagt werden.

Uebrigens findet man ja fast dasselbe beim Militär, im Soldatenberuf. Ein gottesfürchtiger Soldat ist auch immer ein tüchtiger. Das war schon bei den alten Landsknechten der Fall – siehe die Landsknechtslieder – so ist es auch noch heute. So einen alten, wackeren Haudegen, ob nun General oder Korporal, kann man sich ohne wahre Gottesfurcht gar nicht vorstellen. Die gibt das feste Rückgrat. Dabei ist von einem Muckertum gar keine Rede. – –

Als der blasse Kapitän seine Leute zusammen hatte, gab er seinem Schiffe einen Namen. Er nannte es ›Repentance‹. Das ist Buße, Sühne.

Hatte der blutjunge, blasse Kapitän etwas begangen, was er abbüßen wollte? Ja, so sah er aus. Und die geeignete Mannschaft für ein Büßerschiff hatte er auch.

Aber die Zuschauer, welche die schmucke Jacht den Hafen von Boston verlassen sahen, irrten, wenn sie glaubten, daß es nun ein Kirchenschiff gebe, auf dem Bibel und Gesangbuch herrschen, auf dem gepredigt und gefastet würde. Uebrigens nicht einmal etwas Neues, alles schon dagewesen.

Doch von der ›Repentance‹ galt das nicht. Der junge, blasse Kapitän dachte gar nicht daran, seinen Leuten Predigten zu halten. Er war der unnahbare Kapitän, und wer von den Matrosen und Heizern seinen Schnaps trinken wollte – Gottesfurcht schließt ja keinen Schnaps aus – der bekam seinen täglichen Schnaps. Möge dieses etwas drastische Beispiel zeigen, daß die ›Repentance‹ durchaus kein Kirchenschiff war. Es ging genau so zu wie auf jedem anderen Schiffe, nur daß das Fluchen fehlte.

Mit dem jungen, blassen Kapitän freilich war ein Rätsel verknüpft. Daß er ein tüchtiger Seemann war, der schon manches Schiff geführt haben mußte, hatte er mehrmals bewiesen, wenn er das Kommando selbst übernahm. Sonst aber kümmerte er sich um das ganze Schiff nicht, saß immer in seiner Kajüte, selten lesend, mehr schwermütig vor sich hinblickend. Er kam manchmal tagelang nicht an Deck. Deshalb wollte ihn auch seine blasse Farbe nicht verlassen.

Was hier vorlag, war leicht begreiflich. Der junge Mensch hatte der Welt entsagt. Wer heutzutage der Welt entsagen will – wirklich entsagen! – der geht nicht mehr wie früher in die Wüste, sondern er schließt sich in seine Stube ein. Dazu aber gehört schon etwas Kapital, oder man muß Hausarbeiten verrichten, Strümpfe stricken oder, wie Spinoza, Gläser schleifen. Oder er geht in die Fremde, verschwindet. Denn läßt man die Fremde immer Fremde bleiben, so ist man doch immer allein. Ist er mit sogenannten ›Glücksgütern‹ gesegnet, so kauft er sich ein Rittergut. Eine Gartenvilla mit einer hohen Mauer drum genügt auch schon, dann vielleicht noch ein paar große Hunde und ein Plakat – ›Zutritt verboten, hier sind Fußangeln gelegt, Selbstschüsse!‹ – oder er geht auf Reisen. Und hat der menschenscheue Weltentsager sehr viel Geld und Geschmack am Seeleben, dann kauft er sich eine Jacht. Da kann er leben wie Johannes in der Wüste, ohne Heuschrecken essen zu müssen.

Ja, kommt nur hinaus in die Welt, was für eine Unmenge von seltsamen Käuzen es doch gibt! Aber offene Augen muß man haben, um sie zu sehen!

Es gäbe heutzutage viel weniger Originalität denn früher? Nein, nur kurzsichtiger ist man geworden!

Man braucht deshalb gar nicht in die Welt zu gehen. Vielleicht wohnt dicht neben dir ein Nachbar, an dem du wohl einige Eigentümlichkeiten in seiner Lebensweise wahrnimmst, aber du ahnst

nicht, daß er sich nur wenig von dem Simeon Stylites unterscheidet, welcher vierzig Jahre lang auf einer sechsunddreißig Ellen hohen Säule lebte, zu Ehren Gottes, oder auch aus dem ganz egoistischen Grunde, um dem Himmel schon auf Erden näher zu sein.

Auch der junge, weltentsagende Kapitän hatte noch seine besondere Schrulle. Jedes auftauchende Schiff mußte ihm gemeldet werden, nur dann kam er aus seiner Kajüte, griff zum Fernrohr, betrachtete es, schüttelte den Kopf und ging wieder in die Kajüte, um weiterzuträumen.

Bei Tage ließ man sich das noch gefallen, anders wurde es bei Nacht, wenn ein Feuer gesichtet wurde. Dieses mußte dann von der Jacht verfolgt werden, bis man bei Morgengrauen die Konturen des betreffenden Schiffes erkennen konnte. Aber auch dann stets nur ein Seufzen und Kopfschütteln.

Was für ein Schiff suchte der junge Kapitän auf dem Atlantischen Ozean?

Nun, das hatten die Matrosen bald heraus. Eine Erklärung muß der Mensch doch für alles haben und er weiß sie daher auch immer zu finden.

Es war ein deutscher Matrose, der zuerst des Rätsels Lösung fand und es einem deutschen Kameraden mitteilte.

»Sien Brut is ein wegloopen – oder Fru – auch sie hat eine Jacht, er kennt sie, und nun sucht er die.«

Vielleicht kam man der Wahrheit auch sehr nahe. Einmal hatte der als Steward dienende Matrose ihn in der Kajüte überrascht, wie er seufzend eine Photographie betrachtete, die er beim Bemerkten des Matrosen hastig verbarg, und das Bild hatte ein junges Weib dargestellt.

Also er suchte ein Schiff, von dem er nicht mehr wußte, als daß es sich auf dem Atlantischen Ozean befand. Denn auf diesem blieb auch die ›Repentance‹, immer hin und her segelnd oder dampfend, nur einen Hafen anlaufend, wenn der Proviant ergänzt werden mußte, in Frankreich oder Spanien oder Afrika oder

Amerika. Zuletzt hatte man Proviant, Trinkwasser und Kohlen in Truxillo eingenommen, dem größten Hafen von Honduras, Zentralamerika, und nun ging es wieder nach der anderen Seite des Ozeans hinüber, immer nach Schiffen ausspähend, immer wieder seufzend das Fernrohr zusammenschiebend.

Na, ganz richtig war es mit diesem jungen, blassen Kapitän ja nicht! Bei dem war etwas im Kopfe locker. Aber mit nur um so respektvollerer Teilnahme blickten alle diese trotz ihrer Frömmigkeit verwitterten und verwetterten Matrosen zu ihrem Kapitän empor.

»Schiff ahoi!!«

Wieder schraubte der junge Kapitän das Fernrohr. Dabei konnte man die Beobachtung machen, daß diese weißen, feinen, schlanken Hände doch eigentlich recht kräftig waren, wie man sich in der schwächtigen Gestalt wohl überhaupt recht täuschen konnte. Das verriet schon, wie er das doch ziemlich schwere Fernrohr hielt, nach minutenlangem Halten noch nicht das geringste Zittern des Armes, und die ganze Gestalt stand wie ein Eichbaum festgewurzelt in den Deckplanken des ziemlich tanzenden Schiffes.

Auch das blaue Auge in dem bartlosen, knabenhaften Gesicht, das sonst so schwermütig und umflort blickte, leuchtete jetzt wie ein zweischneidiger Stahl auf, den man aus der Scheide zückt.

»Ein Dreimaster, der könnte es sein!« erklang es murmelnd.

Die nächststehenden Matrosen hatten es gehört. Sie wundernten sich nicht. Nur dreimastige Schiffe wußten ihres Kapitäns Interesse zu fesseln. ›Sien Brut, dee em wegloopen,‹ hatte eben eine dreimastige Jacht.

Die ›Repentance‹ hielt also bereits darauf zu. Seit dem Morgen herrschte vollkommene Windstille, doch war die See vom letzten Sturme noch ziemlich aufgewühlt.

Die Masten wuchsen aus dem Wasser, auch der Rumpf kam zum Vorschein.

»Das ist ja merkwürdig,« meinte der Steuermann, der ebenfalls das Fernrohr benutzte.

»Was ist merkwürdig?«

»Der hat ja alle Segel stehen.«

Das war in der Tat sehr merkwürdig. Bei Windstille werden die Segel stets festgemacht. Außerdem ist, wie immer falsch berichtet wird, eine Windstille für den Matrosen durchaus keine Erholungszeit. Da wird in der Takelage alles repariert, was zu reparieren ist, Segel werden ab- und angeschlagen, Arbeit gibt es da jedenfalls immer, die während der Fahrt nicht zu machen ist. Wenn die Windstille sehr lange anhält, dann ist es etwas anderes.

»Und kein einziger Mann in der Takelage!« konnte jetzt beim Näherkommen der Steuermann konstatieren.

»Das Schiff ist ruderlos,« sagte der Kapitän.

Es gehörte ein Falkenblick dazu, um das von hier aus mit bloßen Augen erkennen zu können. Denn mit Hilfe des Fernrohres wäre das nicht zu unterscheiden gewesen, davon kann man sich nur durch den Gesamtanblick des ganzen Schiffes, wie es hin und her schwankt, überzeugen.

Der Steuermann und die Matrosen konnten dies erst viel später bestätigen,

Ein ruderloses Schiff, welches alle Leinwand schlaff herabhängen hat, ein willenloses Spiel der Wogen – man muß wohl ein Seemann sein, um das Unheimliche zu begreifen. Das ist auch so etwas Gespenstisches.

»Das ist es wieder nicht!« seufzte der Kapitän wie immer, als er das Fernrohr zusammenschob.

Aber diesmal entfernte er sich nicht wie sonst, wenn er sich in einem Schiffe betrifft dessen, was sein Geheimnis war, getäuscht sah. Dieses rätselhafte Schiff mußte doch näher untersucht werden, das war sogar die Pflicht eines jeden Seemannes.

Die Jacht kam von hinten auf, und bald konnte man am Heck den Namen lesen: ›Colombina Napoli‹.

Das Schiffsregister wurde nicht erst befragt, sondern nach Menschen gespäht. Es war eigentlich überflüssig. Wäre dort noch ein Mensch an Bord gewesen, so hätte er doch vor allen Dingen das Steuerrad festgehalten. Selbst eine Landratte von Passagier hätte schließlich auf diesen Gedanken kommen müssen.

Jetzt war man nahe genug, um das hochbordige Deck übersehen zu können, wenn man einen der beiden Masten erstieg.

Das besorgte der Kapitän als erster selbst, das war doch kein gewöhnlicher Fall, und der junge, blasse Mensch stieg die Wante empor, langsam zwar, aber mit einer Gewandtheit, die noch mehr als den hierin geübten Seemann verriet. Die eine Hand hatte er dabei in der Hosentasche, mit der anderen berührte er nur einmal so spielend die Wante, in deren Sprossen er emporstieg, so wie man einmal zwecklos das Treppengeländer anfaßt, und bei diesem hüpfenden Schiffe hätte das auch der geübteste Turner nicht fertig gebracht, die Sicherheit hätte ihm gefehlt.

Vom Mars aus, früher Mastkorb genannt, konnte er das Deck überschauen.

Und er sah lang ausgestreckt zwei Männer liegen, in Arbeitskleidung.

Er ließ die Jacht noch weiter vorwärtsgehen, bis er auch das Steuerrad erblicken konnte, und da sah er neben diesem den Matrosen, dem das Rad anvertraut gewesen, zusammengekauert sitzen, den Kopf tief auf der Brust.

Der Kapitän stieg wieder herab.

»Das sieht böß aus – alles tot!«

»Tot?!« stieß der Steuermann entsetzt hervor.

»Drei Mann liegen bewegungslos da, auch der Mann am Ruder, und man kann doch nicht annehmen, daß sie schlafen.«

»Die sind erst vor kurzem an einer ansteckenden Krankheit gestorben!«

Ja, das ist es eben! Mit der Pest geht's schnell. Die Cholera läßt in acht Tagen einen ganzen Passagierdampfer aussterben. Aber auch die Dysenterie genügt schon. Und auch die ist ansteckend.

Was nützt es da, wenn das ganze Schiff mit Gold befrachtet ist, und man bringt's nicht lebendig an Land?

»Leute, es ist ein ausgestorbenes Schiff, von einer Krankheit verseucht. Aber es könnte doch noch jemand am Leben sein. Ich muß hinüber. Wer begleitet mich? Freiwillige vor!«

So viele Matrosen an Deck waren, so viele meldeten sich.

Dieser Opfermut hatte nichts mit Gottesfurcht zu tun. Diese wollen wir hier lieber aus dem Spiele lassen. Das wäre eine Herabsetzung jener anderen Sorte von Menschen. Und man darf überhaupt nicht mißverstehen. Es gibt so manchen Matrosen, der keine zwei zusammenhängende Worte sprechen kann, ohne sich und alle Welt verdammen zu müssen, und unter der Teerjacke schlägt dennoch das allerwackerste Herz.

»Ihr könnt euch auf dem verpesteten Schiffe den Tod holen.«

»Macht nix.«

Weitere Worte wurden nicht verloren, Kapitän Oliver wählte sich vier Mann aus, und während ein Boot ausgesetzt wurde, begab er sich noch einmal in die Kajüte und kehrte mit einer großen Flasche und einer Art Blumenspritze zurück, tränkte sich und die Auserwählten mit Karbol.

Dann gingen sie ins Boot, tanzten hinüber. Eine lange Hakenstange und eine Strickleiter waren nicht vergessen worden, die letztere wurde an der hohen Bordwand eingehakt, der Kapitän hieß seine Leute warten, stieg zunächst allein hinauf.

Nach fünf Minuten erschien sein blasses Gesicht wieder über der Bordwand.

»Bill, Ned, kommt mit herauf – ihr könnt ganz ruhig sein, hier ist niemand an einer ansteckenden Krankheit gestorben.«

Die Matrosen sahen sich verwundert an.

»Was, niemand gestorben? Das mag der Teufel fressen, ich kann's nicht,« sagte der eine, welcher das ganze Evangelium Matthäi auswendig konnte.

»Die sind wohl alle besoffen?« scherzte ein anderer, der es mehr mit dem Evangelium Marci hielt.

Der freundliche Leser versteht wohl, was hiermit angedeutet werden möchte. Er soll sich nicht etwa von solchen ›heiligen Matrosen‹ eine falsche Vorstellung machen. Und der Schreiber läßt die von ihm geschilderten Menschen immer genau so sprechen, wie sie im Leben wirklich sprechen.

Die beiden karbolduftenden Matrosen kletterten hinauf.

Ja, da lagen zwei Tote. Aber sie schnarchten.

Ned und Bill blickten sich an, blickten wieder auf die beiden Schläfer, blickten nach dem am Steuerrad zusammengesunkenen, doch sicherlich ebenfalls schlafenden Mann, und sie machten Bewegungen, als wollten sie sich die Augen reiben, weil sie fürchteten, selbst zu schlafen und nur zu träumen.

»Die Mistkäfer stinken ja nach Schnaps, nach Rum,« meinte dann der Evangelist Matthäus.

»Die Schweinehunde sind ja besoffen!« setzte Evangelist Marcus hinzu.

Und dann beide Evangelisten aus gleichem Munde:

»So was lebt ja gar nicht!!«

»Ja, schlafen tun sie, aber daß sich die ganze Mannschaft so sinnlos bezechet hat, das ist doch wohl ausgeschlossen,« sagte hierauf der blasse Kapitän, welcher trotz aller Weltentsagung keine Predigten hielt, auch niemals fastete, vielmehr auf einen reichlich besetzten Tisch und auf einen guten Tropfen hielt.

Er sprach aus, worauf jetzt auch die beiden Matrosen kamen.

Es mag ja manchmal auf einem Schiffe, auf dem die Disziplin gelockert ist, tüchtig gebügelt werden – aber daß sich der letzte Mann dermaßen betrinkt, daß er das Steuerrad nicht mehr halten kann – – nein, so etwas ist in der Weltgeschichte wohl niemals

vorgekommen. Nicht in den Zeiten der alten Seeräuber und auch heute sogar noch nicht auf einem russischen Meutererschiffe.

Solch eine Vorstellung ist für einen Seemann einfach unmöglich. Ein Landbewohner mag sich eine illuminierte Pulverfabrik vorstellen.

Der Kapitän beugte sich herab, rüttelte diesen, rüttelte jenen – ganz erfolglos. Die Schläfer sägten weiter, einen Duft von Rum ausatmend, und dasselbe galt von dem Manne neben dem sich drehenden Steuerrade.

»Betrunken sind sie, aber ... nein, das ist ja ganz unmöglich!!«

»Wißt, Käpt'n, ich weiß, was hier passiert ist,« nahm da der eine Matrose mit geheimnisvoller Miene das Wort.

»Nun?« horchte der Kapitän hoch auf.

»Hier liegt ein großes Rätsel vor.«

»Ja, aber was für ein Rätsel?«

»Nu eben ein großes Rätsel.«

Der junge Kapitän belächelte diese Weisheit des Matrosen nicht, auch sagte er ihm kein zürnendes Wort, sondern er wandte sich zur weiteren Untersuchung des Schiffes, um selbst die Lösung dieses Rätsels zu finden.

Eine offene Luke führte ins Zwischendeck hinab. Auf der Treppe lag wiederum ein Schläfer und machte bö – bö – bö. Er blies Suppe, eine besondere Art des Schnarchens.

Dann befanden sich die drei im Zwischendeck. Was sie hier erblickten, das war nun freilich für den Charakter der Mannschaft sehr belastend.

In dem sonst leeren Zwischendeck war eine lange Tafel aufgeschlagen, zwischen den Leisten standen noch Schüsseln, zum Teil noch Schiffskost enthaltend, ferner viele Flaschen und Gläser, eine riesige Punschbowle – und unter dem Tische und den Bänken lagen die, welche hier gezecht und geschmaust hatten, alle sinnlos

betrunken, keines anderen Lautes fähig, als des Schnarchens, keiner anderen Bewegung, als die das schlingernde Schiff mit ihren willenslosen Leibern erzeugte.

»Die müssen ja haaahnebüchen gesoffen haben!«

»Und wie viele das sind!«

»Ja, Ned, sind wir denn hier wirklich an Bord eines Schiffes auf hoher See?!«

»Und was ist denn das?! Die Hälfte davon sind doch kleine ... Jungen? Kinder?«

Die beiden starrten auf die kleinen Gestalten, welche da schlafend und zum Teil schnarchend umherlagen, und immer mehr veränderten sich ihre Gesichtszüge, nahmen den Ausdruck der größten Spannung an, wenn nicht des Schreckens.

»Bill, ahnst du etwas?« brachte der eine endlich hervor.

»Das ist – am Ende – die ›Sturmbraut!«

Aus dem Munde des jungen Kapitäns kam ein heiserer Laut.

Auch er hatte die halbwüchsigen Jungen angestarrt, dann wandelten seine Blicke umher, bis sie auf der riesenhaften Gestalt eines Mannes haften blieben, der etwas im Hintergrunde des Raumes lag, durch seine Kleidung nur wenig von den anderen verschieden.

Und da drohten die Augen des jungen Kapitäns die Höhlen zu verlassen, er wurde noch blasser.

»Die ›Sturmbraut‹ – Kapitän Jansen – er ist es, den ich seit zwei Jahren suche!« flüsterten die schneeweißen Lippen, während aus den Augen plötzlich der Schein eines furchtbaren Triumphes hervorbrach.

In diesem Augenblicke machte der riesenhafte Mann – oder nennen wir ihn gleich Kapitän Jansen – eine Bewegung, stöhnte, richtete sich langsam mit halbgeöffneten Augen auf, stand mit einem Ruck auf den Füßen, griff sich an die Stirn, stöhnte noch schauerlicher, taumelte einige Schritte vorwärts und schlug mit schwerem Sturze seines hünenhaften Körpers abermals zu Boden.

»Auf ihn, bindet ihn!!« zischte Oliver, und doch klang es wie ein Brüllen, damit stürzte er sich auf den jetzt mit dem Gesicht auf dem Boden Liegenden,

Die beiden Matrosen waren sofort zur Stelle, doch brauchte keine Gewalt angewendet zu werden, Jansen schlief schon wieder.

Schnell war er an Händen und Füßen mit Lederriemen gefesselt.

»Der Tiger von Honduras – wir haben diesen Bluthund!« sagte der eine Matrose in einem Tone, als ob er selbst nicht daran glauben könnte, und auch für den Leser wird bei diesen Worten etwas Rätselhaftes sein.

»Schnell, schnell,« drängte Kapitän Oliver, »sie alle müssen gebunden sein, ehe sie aus ihrer Betäubung erwachen! Hinauf, Ned, drei Viertel der ganzen Mannschaft soll herüberkommen, gleich genügend Stricke mitbringen, fertig geschnitten!«

Eine Viertelstunde später war die ganze Mannschaft der ›Sturmbrat‹ gebunden, auch die Heizer, welche man unten vor den Kesseln gefunden, unter denen sie eben Feuer hatten machen wollen, um mitten in dieser Arbeit mit unverkennbarer Plötzlichkeit einzuschlafen. Der eine hatte noch das mit Petroleum getränkte Werg in der Hand, ja, wie sich später herausstellte, hatte ein Matrose oben den ganzen Mund voll Fleisch.

Tot war keiner, aber auch erwachen wollte niemand. Nur Kapitän Jansen bewegte sich noch einmal, Worte kamen über seine Lippen.

»Verflucht, verflucht,« stöhnte er, »der Rum ist vergiftet – das ist Laudanum!«

Dann schlief er weiter. Kapitän Oliver ließ ihn aufheben und in der Kajüte aufs Sofa legen, suchte und fand die Schiffsapotheke, flößte ihm Zitronensaft und andere Medizin gegen Opiumvergiftung ein, rieb ihn, war um ihn beschäftigt.

Aber nun in welcher Weise, der Ausdruck dabei in diesem blassen Gesicht, besonders wenn er einmal so still neben dem Schläfer saß und ihn betrachtete.

Es gibt eine Erzählung – leider weiß der Schreiber nicht genau, von wem die großartige Charakterschilderung ist, wahrscheinlich von Gerstäcker, in seinen ›Regulatoren‹. Ein einsamer Indianerhäuptling findet im Walde einen schwerverwundeten weißen Mann, oder er entreißt ihn erst den Händen seiner Feinde. Er trägt ihn in seine Hütte, verbindet die Wunden, wacht Tag und Nacht an seinem Lager, pflegt ihn liebevoll wie die Mutter ihr Kind. Und wie der Kranke endlich genesen ist, da . . . röstet der Indianer ihn langsam zu Tode. Das Blaßgesicht hat seine Frau ermordet.

Und nun diese Schilderung, wie der finstere Indianer Tag und Nacht neben dem phantasierenden Kranken sitzt und ihn so liebevoll pflegt, wie der Leser irreführt wird!

Das hier war der erste Teil. Der zweite Teil würde wohl noch kommen, das sah man gleich diesem blassen Gesichte an.

Endlich schlug Jansen die Augen auf, starrte verständnislos den vor ihm Sitzenden an, schloß wieder die Augen, öffnete sie nochmals.

»Die haben in New-York höllisches Laudanum in den Rum getan, den ich kaufte,« murmelte er, »wir fielen plötzlich alle um wie die Fliegen, auch ich – und – und – ich träume noch jetzt.«

Er schloß nochmals die Augen.

»Nein, Kapitän Richard Jansen, Ihr träumt nicht!!!«

Bei diesen scharf gesprochenen Worten riß Jansen seine Augen mit Vehemenz ganz weit auf, um den vor ihm Sitzenden anzustarren.

Jetzt riß er an seinen Banden, versuchte die Füße zu bewegen, und es war ihm gleich anzusehen, daß ihm schnell die Besinnung zurückkehrte.

»Teufel!! Gebunden? Hm. Verdammt!«

Er betrachtete das blasser Gesicht mit ziemlicher Gemütsruhe.

»Wer seid Ihr?«

»Kennt Ihr mich nicht?«

»Nein. Ganz fremdes Gesicht. Aber die Hauptsache ist jetzt wohl, daß Ihr mein Schiff überrascht habt. Seid Ihr Kapitän?«

»Ja.«

»Seid mit Eurem Schiff hier?«

»Ja.«

»Habt meine ›Sturmbraut‹ wohl ruderlos vor dem Winde treiben sehen?«

»Es herrscht Windstille!«

»Alles an Bord schläft?«

»Alles!«

»Ist kein Mann tot?«

»Keiner!«

»Gott sei Dank, dann ist es noch gut abgegangen mit dem Laudanum!« erklang es mit einem Seufzer der Erleichterung.

Das also war Jansens erste Sorge gewesen: daß er und sein Schiff nun gefangen waren, das schien er vorläufig noch sehr leicht zu nehmen.

Wieder betrachtete er aufmerksam den vor ihm Sitzenden.

»Saget Ihr nicht vorhin, daß Ihr Kapitän wäret?«

»Ja.«

»Ihr seid aber noch verdammt jung.«

»Ja.«

»Was für ein Schiff fahrt Ihr?«

»Die ›Repentance‹.«

»›Repentance‹ – die Buße, Sühne – hm, ein merkwürdiger Name! Wohl eine Jacht?«

»Ja.«

»Ihr seid Jachtsportsman?«

»Ja.«

»Ich dachte es mir gleich.«

»Ja.«

Jansen begann über dieses ewige Ja doch zu stutzen. Auch dieser unbeschreibliche Ausdruck des starren, blassen Gesichts fiel ihm erst jetzt auf.

»Ja, Mann, wer seid Ihr eigentlich? Was habt Ihr nun mit uns vor?«

»Wer ich bin? Wer ich war, müßt Ihr fragen,« wurde der andere gesprächiger.

Aber es war begreiflich, daß Jansen diese Worte nur noch merkwürdiger fand als die frühere Einsilbigkeit.

»Kennt Ihr mich wirklich nicht?« wiederholte der junge, blasse Kapitän seine vorige Frage.

Lange blickte Jansen ihn an, offenbar sein Hirn zermarternd. Er stand schon unter dem Einflusse eines geheimnisvollen Rätsels.

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

Wieder eine lange Pause des Anblickens.

»Nein.«

»So will ich Euch erzählen, wer ich war, und ... wer ich jetzt bin.«

Der junge Mann mit dem todbleichen Gesicht neigte sich etwas vor. Er erzählte. Nun aber läßt sich leider nicht schriftlich wiedergeben, wie er erzählte. Er sprach in einem leisen, eigentümlich singenden Tone, der aber wie ein scharfes Messer in jedes Herz dringen mußte.

»Einst war ich ein glücklicher Mensch. – Ich nahm eine hohe Stellung ein, durch meine Geburt, wie durch meine Taten. – Ich hatte schon viel geleistet. – Ich durfte stolz sein. – Und mein Vaterland war stolz auf mich. – Und ich hatte ein Mädchen, das mich liebte. – Es war meine Braut. – So lag vor mir das Leben in goldenem Sonnenscheine. – Den Tod fürchtete ich nicht. – Denn ihn zu suchen, war mein Beruf. – Ich war Offizier.«

Jetzt eine noch längere Pause, nur durch einen Seufzer unterbrochen.

»Und da kam das Schicksal. – – Es nahte sich mir in der Gestalt eines Mannes, den ich zum ersten Male sah. – – Man brachte mich in meine Heimat zurück. – – Zwei Matrosendivisionen und fünf Regimenter traten an. – – Und die Trommeljungen mußten vor die Front. – – Und ich mußte vor die Front. – – Da riß man mir die Epaulettes ab – – und zerbrach meinen Degen. – – Und ich ward ausgetrommelt . . . «

Es war die Schilderung, wie in England ein Soldat, Offizier oder Gemeiner, wegen eines ehrenrührigen Vergehens unter Trommelwirbel degradiert und ausgestoßen wird.

Wenn man das einmal gesehen hat, das vergißt man nicht! Es ist eine schreckliche Szene. Da muß das Spießrutenlaufen, welches mit dem Tode endet, noch eine Kleinigkeit gewesen sein.

Und wie nun dieser junge Mann sein Schicksal erzählte!! Mit wahrhaft entsetzten Augen starrte Jansen ihn an, und er wußte doch selbst nicht, wovor er sich so entsetzte. Es lag eben im Tone, in der ganzen Vortragsweise.

»Ausgetrommelt seid Ihr worden?« brachte er endlich hervor.

»Ja. Mit Schimpf und Schande vor der ganzen Front ausgetrommelt!«

»Ja, Mann, weswegen denn?«

»Euretwegen.«

Es war nicht anders, als wenn auf Jansen der Blitz niedergefahren wäre.

»Was? Meinetwegen?!« schrie er.

»Ja.«

»Ich?! Ich?!«

»Ja.«

»Mann, ich kenne Euch ja gar nicht?!« schrie Jansen, immer mehr außer sich geratend.

»Nicht? Ich bin Lord Oliver von Leicester.«

»Lord Oliver von Leicester?« wiederholte Jansen traumverloren, immer das blasse Gesicht anstarrend, »kenne ich nicht, habe diesen Namen noch nie gehört.«

»Ich war damals Kapitän zur See und erster Wachoffizier.«

»Auf welchem Schiffe?«

»Auf dem ›Prinz Albert‹, den man den Stolz von England nannte.«

Wieder zuckte Jansen wie von einer Natter gestochen zusammen.

»Mein Gott – ja – jetzt erkenne ich Euch wieder – so furchtbar Ihr Euch auch verändert habt! Ihr wart der junge, schöne Offizier, der auf jener Felseninsel an der westafrikanischen Küste damals die englische Flagge aufpflanzen wollte, um dadurch von dieser Insel für England Besitz zu ergreifen.«

»Ich war es.«

»Ich ließ es nicht zu.«

»Ihr warft die englische Flagge ins Wasser.«

»Und dann Euch selbst.«

»Ihr tatet es.«

»Es geschah gar nicht mit Absicht, und es tat nur hinterher leid, sehr, sehr leid, ich habe oft daran gedacht, bereue es noch heute mit einer Art von Schamgefühl. Ja, weshalb aber hat man Euch da mit Schimpf und Schande ausgetrommelt?«

»Weil Ihr die englische Flagge ins Wasser warft.«

»Ich verstehe nicht.«

»Weil ich es nicht hinderte.«

»Ich verstehe immer noch nicht.«

»Weil ich Euch nicht sofort niederstach.«

Jansen schloß die Augen, blieb eine lange Zeit so liegen, und er ward in seinem Nachdenken nicht gestört.

Dann schlug er die Augen wieder auf.

»Ich jetzt glaube ich Euch zu verstehen. Euch muß doch ein regelrechter Prozeß gemacht worden sein, nicht wahr?«

»So geschah es.«

»Die Anklage des militärischen Ehrengerichtes lautete darauf, Ihr hättet zugelassen, daß ich die englische Flagge beleidigte.«

»Ja, das war die Anklage.«

»Und es wurde Euch nun vorgeworfen, daß Ihr mich nicht sofort niedergestochen habt. Das wäre Euere Pflicht gewesen.«

»So sagte man.«

»Und weil Ihr das nicht getan habt, deshalb hat man Euch mit Schimpf und Schande ausgestoßen?«

»Ja.«

Da brach Jansen plötzlich in ein Lachen aus, welches fast herzlich klang.

»Na, da seid Ihr eben zum Sündenbock gemacht worden! Weil ich den Stolz Englands in den Grund schoß, brauchte man einen Sündenbock, der das alles auszubaden hatte, und weil Ihr mir gerade die Flagge gebracht hattet, deshalb mußtet Ihr es sein.«

»So ist es.«

»Das seht Ihr wirklich ein?«

»Ja.«

»Dann ist es ja gut. Aber dann wundert mich nur, daß Ihr Euch das noch so zu Herzen nehmt, hat man Euere Güter konfisziert?«

»Das konnte man nicht.«

»Euch nur aus dem Heere gestoßen?«

»Und aus dem Adel.«

»Ist Euch denn daran so viel gelegen?«

»Nein.«

»Dann begreife ich gar nicht, weshalb Ihr da noch . . . «

Jansen brach ab. Er wußte selbst, daß er, der so ganz anders über Geld, Ehrenstellen und dergleichen dachte, so etwas niemals verstehen würde.

»Und Euere Braut?«

Daß er jetzt zunächst an diese dachte, das war auch so ganz einem Richard Jansen entsprechend, das war für ihn die Hauptsache.

»Lady Maxwell, die Tochter des Herzogs von Wellington.«

»Lady hin, Lady her – Weib ist Weib, Braut ist Braut! Hat auch sie Euch von sich gestoßen?«

»Nein.«

»Na, was wollt Ihr denn da noch mehr?!«

»Sie nahm Gift.«

Ein Blick nach dem Sprecher – ein unbeschreiblicher Blick – und der gebundene Mann drehte sich herum und vergrub stöhnend das Gesicht in den Polstern.

Das war etwas gewesen, was einen Richard Jansen ins Herz getroffen hatte!

Erst nach langer Zeit wandte er sich wieder um. Jetzt hatte die Farbe auch sein Gesicht verlassen.

»Also meinetwegen,« brachte er mühsam hervor. »Ich weiß schon, eigentlich bin ich ja ganz unschuldig – aber ich weiß schon – die Welt ist doch etwas anders, als wie ich Phantast sie mir vorstelle – ich lebe in meiner eigenen Welt – aber nach jener anderen Welt bin ich der schuldige Teil, wenn auch ganz indirekt. Nun, was wollt Ihr jetzt mit mir machen?«

»Hört, mich erst an!«

»Sprecht!«

»Ich war ruiniert. Wo in der Welt sollte ich mich mit meiner Schmach verbergen? Selbstmord? Ich habe meine Ansichten. Es gab auch noch etwas anderes. Man kann alles sühnen. Auf Eurem Kopfe stand ein hoher Preis. Er kann mich nicht reizen. Aber Euch lebendig an England ausliefern, das wäre eine Sühne gewesen, dann wäre ich sicher in Ehren wieder aufgenommen worden. Hinwiederum – ich denke gerecht. Ich bin von einem Vater und noch mehr von einer Mutter dazu erzogen worden. Was Ihr vorhin sagtet, das sah ich selbst ein. Ja, ich war nur ein Sündenbock. Aber

es mußte sein. Einer hatte die Folgen zu tragen – das Schicksal hatte mich dazu bestimmt. Ich konnte Euch noch entschuldigen. Was hattet Ihr denn getan? Eine Insel, welche Ihr als Euer Eigentum betrachtetet, habt Ihr verteidigt. Ihr habt auf ein englisches Kriegsschiff, welches Euch bedrohte, geschossen, es gleich in den Grund versenkt . . . «

»Bei Gott, es ist nicht meine Absicht gewesen!«

»Ich glaube Euch. Noch andere glauben es. Aber es darf nicht geglaubt werden. Kapitän Jansen, ich habe Euch bewundert.«

»Aus welchem Grunde?«

»Fragt nicht so. Ihr hattet noch andere Bewunderer genug, und nicht nur sensationslüsterne Frauen. Ihr wart trotz alledem immer noch ein edler Mann.«

Jansen blieb die Antwort schuldig, mußte es wohl. Aber es war ja selbstverständlich – er selbst hielt sich ja durchaus für keinen verworfenen Menschen.

»Mein Entschluß war gefaßt,« fuhr Lord Oliver fort. »Ich mußte Euch persönlich sprechen. Aber wie Euch, der Ihr rastlos in der Welt umhersegelt, eine Nachricht zukommen lassen? Ich annoncierte wiederholt im ›Lloyd‹, Euch um eine Zusammenkunft bittend . . . «

»Habt Ihr?«

»Wenigstens in zehn Nummern.«

Er nannte diese mit dem Datum. Sie hatte Jansen gerade nicht in seine Hände bekommen. Der vogelfreie Kapitän hatte sich ja nicht mehr um die seebehördlichen Vorschriften zu kümmern brauchen.

»Ich habe nur Barnums Adressen an mich gelesen. Wußtet Ihr davon nichts, daß ich auf offener See mit Barnums Passagieren eine Zusammenkunft hatte?«

»Damals hatte ich schon meine Jacht, befand mich seit langer Zeit auf See, erfuhr erst später davon.«

»Dann hielt ich mich fast eine Woche in New-York auf.«

»Auch das erfuhr ich erst hinterher.«

»Ja, was hättet Ihr dann von mir gewünscht?«

Es war ein böses Zeichen, dieses Sprechen im Imperfekt, in der Form der Vergangenheit. Jetzt war ja diese Zusammenkunft erfolgt – nur freilich in ganz anderer Weise!

»Hättet Ihr Euch zu einer Unterredung eingefunden?« fragte Lord Oliver erst noch.

»Ganz gewiß, und um so mehr, wenn ich gewußt, wer der Bittsteller sei, und was für ein schreckliches Schicksal er durch mich erlitten.«

»Ich dachte mir, daß Ihr gekommen wäret.«

»Und was hättet Ihr mir dann eröffnet?« fragte Jansen nochmals.

»Ich hätte Euch zum Zweikampf auf Leben und Tod herausgefordert.«

»Aha! Ich dachte es mir fast.«

»Ihr wäret darauf eingegangen?«

»Ich bin zwar kein Freund vom Zweikampf, aber unter diesen Umständen hätte ich ihn sicher angenommen.«

»Wäre ich gefallen, so hätte sich die Sache überhaupt erledigt. Für Eueren Todesfall hättet Ihr in Bedingungen willigen müssen.«

»In welche?«

»Besitzt Ihr noch den sogenannten Aschantischatz?«

»Er ist gar nicht mein Eigentum, ich kann über ihn nicht verfügen.«

»Aber Ihr habt oder wißt andere Schätze.«

»Ja.«

»Eine Perlenbank im chinesischen Meer.«

»Ja.«

»Wiegt sie den Verlust des ›Prinz Albert‹ auf?«

»Wieviel hat der gekostet?«

»Mit ihm sind fast zwei Millionen Pfund Sterling auf dem Meeresboden verloren gegangen.«

»Das wäre eine Kleinigkeit gegen jene Perlenbank. Sie ist groß und ungeheuer, ausgiebig und unerschöpflich.«

»Wäret Ihr darauf eingegangen, daß Ihr mir dieses Euer Geheimnis verrietet, wenn ich Euch im Zweikampfe besiegte? Im Falle Eueres Todes konntet Ihr das ja vorher schriftlich niederlegen.«

»Sicher wäre ich darauf eingegangen.«

Und daß ein Kapitän Jansen das nicht nur jetzt sagte, weil er gebunden war, das mußte auch für den anderen selbstverständlich sein.

»Das ist nun alles vorbei.«

»Das glaube ich wohl. Die Zusammenkunft hat in ganz anderer Weise stattgefunden. Das läßt Ihr Euch wohl auch nicht träumen, daß Ihr die ›Sturmbräut‹ steuerlos finden würdet, die ganze Mannschaft durch Opium oder gar Laudanum betäubt?«

In bitterstem Tone hatte Jansen es gesagt, und da plötzlich fuhr der andere empor.

»Ihr meint?!«

»Nun ja, jetzt habt Ihr es doch billiger. Ihr liefert mich und die ganze Mannschaft einfach an England aus; in meinem Schiffe findet Ihr schon genug, um den ›Prinz Albert‹ und jenes Kanonenboot ersetzen zu können, und Ihr werdet Epauletts und Degen und alles wiederbekommen, werdet auch eine andere Braut wiederfinden.«

Der junge Kapitän war aufgestanden, trat zurück, streckte wie abwehrend beide Hände aus. »O, Kapitän Jansen, wie habt Ihr alle Welt so furchtbar enttäuscht!« erklang es in wahrhaft schmerzlichem Tone.

»Ich enttäuscht? Wieso?«

»Nicht nur ich, es gab noch tausend andere Männer, und nicht die schlechtesten, die Euch trotz alledem für einen Ehrenmann hielten, Euch mindestens als einen Ritter ohne Furcht und Tadel bewunderten.«

»Ja, was habe ich denn getan, daß sich dies geändert hat?«

»Ihr könnt auch noch fragen?! Ja, jetzt liefere ich allerdings Euch und Euere ganze Mannschaft dem Henker aus, denn ich mag meine Hände gar nicht mit Euerem Blute besudeln, an einen ritterlichen Zweikampf erst recht nicht zu denken.«

Wieder einmal blickte Jansen den Sprecher verständnislos an.

»Ja, was habe ich denn nur getan, daß Ihr jetzt so verändert zu mir sprecht?«

»Ihr könnt auch noch fragen?!«

»Nun laßt doch nur diese Andeutungen, sprecht frei heraus.«

»Der Tiger von Honduras!«

»Was soll das sein? Gebt Ihr diesen Namen etwa mir?«

»Ja, so werdet Ihr jetzt in der ganzen Welt genannt – der Tiger von Honduras. O, Kapitän Jansen, daß Ihr so ein Bluthund, so ein gemeiner Bösewicht wäret, das hätte ich Euch nimmer zuge-
traut!«

Jetzt war Jansens verständnisloses Gesicht erst recht begreiflich.

»Mir scheint, ich habe das Laudanum getrunken, und Ihr seid davon wahnsinnig geworden. Ich soll der Tiger von Honduras heißen? Die Republik Honduras in Zentralamerika? Ich bin ja noch gar nicht in Honduras gewesen.«

Der junge Kapitän schüttelte langsam den Kopf.

»Mich wundert nur, daß Ihr es jetzt auch noch zu leugnen versucht, anstatt mit Euerer Bluttat zu prahlen.«

»Mit was für einer Bluttat nur?«

»Ihr wollt es auch noch hören?«

»Jawohl, gewiß will ich's hören!«

»Ihr habt eine blühende Kolonie überfallen, geplündert und niedergebrannt . . . «

Jansen reckte seinen Kopf weit vor.

»Ich?!«

»Ihr habt gehaust, wie nur je ein Mordbrenner gewütet hat . . . «

»Ich?!« rief Jansen mit immer länger werdendem Halse.

»Was sich von den Bewohnern nicht durch Flucht retten konnte, das habt Ihr niedergeschlachtet ... «

»Ich?!«

»Ihr habt wehrlose Frauen geschändet ... «

»Ich?!«

»Die Kinder ins Feuer geworfen und auf dem Straßenpflaster zerschmettert ... «

»Ich?! Ich soll das getan haben?! Nun ist's aber genug! Wann soll denn das passiert sein?«

»Es sind noch keine drei Wochen her, ich komme soeben von jener Trümmerstätte.«

»Und was für eine Ansiedlung war das?«

»Caballos, ein Hafenstädtchen an der Küste von Honduras.«

»Vor drei Wochen? Da soll ich Caballos geplündert haben?«

»Wollt Ihr es etwa leugnen? Ich verstehe Euch nicht.«

»Da soll ich mit meiner ›Sturmbräut‹ in Caballos gewesen sein? Mit meiner ›Sturmbräut‹?«

»Gewiß, mit Euerem Schiffe habt Ihr das wehrlose Städtchen überfallen, habt es bombardiert.«

Jansens furchtbare Erregung läßt sich denken, und doch kam dabei etwas wie Lustigkeit hervor. Diese Anschuldigungen waren ja auch gar zu ungeheuerlich.

»Vor drei Wochen? Da lag ich ja mit meiner ›Sturmbräut‹ an der Küste von Tunis!«

»Erzählt doch keine Märchen! Ich verstehe überhaupt nicht ... «

»Bei Gott, Mylord! Euch aber hat man ein Märchen aufgebunden! Fragt doch alle meine Leute, mit denen ich mich jetzt ja nicht mehr verständigen kann, woher wir kommen, wo wir vor drei Wochen gewesen sind. Da habe ich mit meiner ›Sturmbräut‹ vor Sfaks gelegen, einem tunesischen Hafennest. Wir wollen zurück nach Sfaks, Ihr sollt fragen.«

Es hatte den Anschein, als ob der Lord von Anfang an in bezug auf seine Behauptung etwas unsicher gewesen wäre.

»Wer hat Euch denn nur dieses Märchen aufgebunden, daß ich mit meiner ›Sturmbraut‹ in Honduras gewesen und dort geplündert haben soll?!«

»Es ist kein Märchen, ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt, alle meine Leute haben die noch rauchenden Ruinen gesehen, haben die letzten Einwohner von Caballos jammern und erzählen hören.«

»Ja, wer hat denn das aber getan?!«

»Ihr wart es wirklich nicht?«

»Na, Mylord, nun macht Euch doch nicht lächerlich – doch nein, da ist nichts Lächerliches dabei, hier liegt vielmehr offenbar ein ungeheuerlicher Mißbrauch meines Namens vor . . . «

Jansen richtete sich auf, die Hände auf dem Rücken gebunden.

»Bei dem Angedenken meines Weibes, welches ich liebte,« erklang es feierlich, »bei der Seligkeit meines armen Kindes – ich habe nichts mit dieser Greuelthat in Honduras zu tun!«

Da ging es wie ein Sonnenschein über das blasse Gesicht des jungen Kapitäns.

»Habe ich es doch fast nie glauben können, so sehr man mich auch überzeugen wollte. Nein, ein Kapitän Richard Jansen ist solch einer Tat nimmer fähig.«

Er griff hinter sich, brachte ein Dolchmesser zum Vorschein und durchschnitt dem noch Aufrechtsitzenden die Fesseln an den Händen und dann an den Füßen.

Mit grenzenlosem Staunen blickte Jansen ihn an.

»Ihr gebt mich frei?!«

»Die Unterredung ist jetzt so zustande gekommen, wie ich sie mir gewünscht hatte. So ganz frei gebe ich Euch nicht. Doch jetzt seid Ihr für mich wieder der frühere Kapitän Jansen, den ich bewundere, was ich durch ihn auch erlitten haben mag. Aber das

ist vorläufig Nebensache, hier muß erst jener Fall aufgeklärt werden.«

Ja, das war jetzt die Hauptsache. Der Lord erzählte, was er erfahren, wovon er dann noch das Resultat zu sehen bekommen hatte.

Caballos ist ein Hafenstädtchen mit zweitausend Einwohnern an der Küste von Honduras, führt außer den einheimischen Produkten – davon bemerkenswert Kakao, Vanille und Sarsaparille – besonders viel Holz aus, auch teure Farbhölzer – es ist der Stapelplatz des im Gebirge gewonnenen Silbers, der Fluß Ulua, an dem es liegt, ist sehr goldhaltig, die Hälfte der Einwohner beschäftigt sich mit der Goldwäscherei.

Daraus aber zu schließen, Caballos wäre eine reiche Stadt oder gar ganz Honduras ein reiches Land, das wäre ganz verkehrt. Ja, von Natur sind diese Länder ja alle überreich gesegnet, in den Händen eines energischen Volkes könnten sie auch noch etwas werden, aber gegenwärtig ist Honduras ein ganz armseliges Land.

Was für eine Bewandnis es mit dem Finden von Gold hat, darüber hat sich schon Jansen mit eigenen Worten ausgesprochen. Gold wird ja überall gefunden, selbst im Meerwasser ist Gold vorhanden, und zwar, hat man sich ausgerechnet, für dreißig Billionen Mark – Billionen, das sind Million mal Million, was sich der menschliche Verstand überhaupt nicht vorstellen kann – aber dieses Gold da herauszubekommen, das ist die Sache!

Und so ähnlich ist es auch mit dem Golde, das man aus der Erde kratzt und aus den Flüssen wäscht. Die Goldaktiengesellschaft, die zehn Prozent Dividende verteilen kann, ist schon sehr zufrieden. Goldfunde wie in Kalifornien, Australien und Klondyke bedeuten das große Los in der Lotterie der Goldgräberei.

So ist es auch dort unten. Der auf eigene Rechnung waschende Arbeiter, der wöchentlich auf zehn Mark kommt, gilt schon für einen Glückspilz.

Immerhin, es waren in Caballos ziemliche Mengen von Silber und Gold vorhanden gewesen. Was für Schulden auf den Barren lasten, das sieht man ihnen ja nicht an.

Da war in den Hafen von Caballos ein großer Dreimaster gekommen.

»Sturmbraut«, Kapitän Jansen,« hatte er signalisiert.

Auch bis hierher war die Kunde von diesem Seeräuberschiffe – wie es nun einmal genannt wurde – gedrunen, und der Schreck war furchtbar.

»Die Stadtbehörde an Bord!« hatte das Schiff weiter kommandiert.

Der Magistrat hatte gehorcht, sich zitternd an Bord begeben.

Was für Verhandlungen da stattgefunden, wußte man nicht. Jedenfalls gar keine, die Magistratspersonen waren als Geiseln behalten, wenn nicht getötet worden.

Auch sonst ließ sich der Kapitän gar nicht auf Verhandlungen ein, plötzlich donnerten die Bordgeschütze, zunächst die Hauptgebäude in Trümmern legend, dann mit Kugeln und Granaten die ganze Stadt verwüstend, und gleichzeitig begaben sich die Matrosen an Land, um zu plündern und zu morden.

Hatte die spanische Bevölkerung vielleicht an einen Widerstand gedacht, so war dieser bei Beginn der Kanonade doch sofort gebrochen. Alles floh den nahen Wäldern zu, und was sich nicht rechtzeitig flüchten konnte, das wurde niedergemacht.

»Wie die Vandalen haben sie gehaust. Eben wie Seeräuber, wie die Flibustier, die ja auch oft genug diese Gegenden heimgesucht haben. Sie waren nicht zufrieden mit dem, was sie an Silber und Gold und sonst in den Häusern fanden. Auch auf Lebensmittel und Spirituosen hatten sie es besonders abgesehen. Die Gefangenen, die sie machten, wurden auf scheußliche Weise gefoltert, um von ihnen zu erfahren, wo man das Gewünschte fände. Sie wurden geröstet, mit Messern zerfleischt. Das artete immer mehr in

wollüstige Mordgier aus. Wie man da gegen die Weiber verfahren ist, ist ganz selbstverständlich. Und man begnügte sich nicht mit der Schändung, es wurde ein allgemeiner Lustmord daraus. Selbst an den Martern der kleinsten Kinder hatte der ausbrechende Wahnsinn seine Freude. Als es nichts mehr zu morden und zu brennen gab, kehrten die Matrosen auf ihr Schiff zurück, segelten davon.«

Der Erzähler schwieg. Jansen war eisern geworden.

»Ihr wart selbst dort?«

»Ja. Ich befand mich gerade in Truzillo, als die Kunde von dem scheußlichen Vorgange dorthin kam. Ich dampfte sofort hin. Ein spanisches Kriegsschiff war auch schon dort, welches die Untersuchung leitete.«

»Nun, und?«

»Ich habe meinem Bericht kaum noch etwas hinzuzusetzen.«

»Also ich gelte für den Urheber?«

»Ja, man ist fest davon überzeugt.«

»Hat sich der Kapitän auch noch später für mich ausgegeben?«

»Nein. Nur dadurch, daß er ›Sturmbräut, Kapitän Jansen‹ signalisierte. Er selbst führte die Mörder an, es war ein wahrer Riese, und auch sonst trifft seine Beschreibung ganz auf Euch zu.«

Es war nur ein ganz flüchtiger Gedanke, daß Jansen einmal an seinen Doppelgänger aus dem Mormonenland dachte. Wenn er eines Lächelns fähig gewesen, so hätte er ihn gleich belächelt.

»Wieviele Matrosen waren es?«

»Die sich an der Plünderung beteiligten, schätzt man allein auf mindestens fünfzig Mann.«

»So viel habe ich gar nicht an Bord.«

»Man nimmt an, daß Ihr, nachdem Ihr den wahren Seeräuberberuf ergriffen, noch mehr Desperados um Euch versammelt habt. Dann war das Schiff noch immer stark besetzt.

»Weiß man nicht, daß ich viele halbwüchsige Jungen an Bord habe?«

»Man weiß es, aber weil man diese nicht sah, konnte man ja nicht schließen, daß Ihr es nicht wäret. Dann stellt Euch doch nur die ganze Situation vor.«

»Was für ein Schiff war es?«

»Ein Dreimaster, Vollriger, vielleicht tausend Tonnen. Konnte sehr gut für die Sturmbraut gehalten werden. Daß Ihr Euer Schiff ständig maskiert, ist ja bekannt.«

»Und die Geschütze?«

»Einige sprachen von drei Kanonen, andere von zwanzig und noch mehr. Diese Berichte stammen von solchen, welche in wildester Flucht nach dem Walde geflohen waren. Also durchaus nicht maßgebend.«

»Hatte das Schiff besondere Kennzeichen, welche auch den bestürzten Einwohnern auffielen?«

»Es war maskiert, hatte aus Brettern einen hohen Aufbau, also auch darin hatte man Euch nachzuahmen versucht, aber es war so plump gemacht, daß man es gleich bemerkte.«

»Haben sich denn die Einwohner gar nicht zur Wehr gesetzt? Ist ihnen kein Gefangener in die Hände gefallen, hat man denn keinen Verwundeten gefunden?«

»Nur einen Toten, der von einer einstürzenden Mauer erschlagen worden. Nach dem Schnitt seines strohblonden Haares muß es ein Skandinavier gewesen sein. Sonst fand man nichts Auffälliges an ihm.«

»Weiß man, wohin sich das Schiff gewendet haben mag?«

»Gar nichts wußte man damals, als ich nach Caballos kam, zwei Tage nach dem Ueberfall. Das spanische Kriegsschiff hat sich ganz planlos auf die Jagd gemacht; es wird überall alarmieren, soweit dies nicht schon geschehen ist. Der Telegraph wird wohl bereits die ganze Welt benachrichtigt haben.«

»Daß es die ›Sturmbraut‹, daß dieser Unhold Kapitän Richard Jansen gewesen ist?«

Eine kleine Pause der Verlegenheit, bis der Lord diese überwunden hatte.

»Man konnte ja nichts anderes glauben. Der Schiffsführer hatte seinen Namen genannt, und . . . es war besonders die riesige Gestalt des Kapitäns, welche die Täuschung vervollständigen mußte.«

»Also auch Ihr wart überzeugt, daß ich es wirklich gewesen bin?«

»Kapitän, macht mir keine Vorwürfe. Wie ich Euch bisher beurteilte, habe ich schon gesagt. Aber man hat Euch wie ein Wild gejagt, und Ihr wart ein vogelfreier Desperado . . . «

»Schon gut, schon gut!« fiel Jansen dem anderen ins Wort. »Ihr habt Euch ja gar nicht zu entschuldigen. Wolltet Ihr Euch aber nicht ebenfalls an der Jagd auf den blutigen Unhold beteiligen?«

»Gewiß, jetzt brannte ich erst recht auf eine Wiederbegegnung mit Euch.«

»Wußtet Ihr denn, wohin sich der Seeräuber gewendet haben mochte?«

»Ich hatte davon so wenig Ahnung wie ein anderer.«

»Ja, wie kommt es da, daß Ihr Euch nach Osten gewendet habt?«

Wieder wurde der Lord etwas verlegen.

»Zum ersten Male in meinem Leben bin ich abergläubisch geworden, ließ mich durch einen Traum beeinflussen,« sagte er dann. »Glaubt Ihr, daß es Wahrträume gibt, prophetische Träume?«

»Nein, für gewöhnlich nicht; doch ich will nicht abstreiten, daß es solche gibt. Gerade ich hätte Grund, an sie zu glauben. Aber ich selbst habe, so weit ich es beurteilen kann, noch keinen gehabt.«

»Nun, ich selbst habe einen gehabt; er hat mich belogen, und dennoch hat er mich auf die richtige Fährte geführt, Euch nämlich finden lassen. Meine Absicht war, längs der Küste Zentralamerikas

entlangzusegeln, in der Erwartung, daß der Freibeuter noch mehreren dieser südamerikanischen Städte, die schon so viel unter den Flibustiern zu leiden gehabt haben, seinen Besuch abstatten würde, und es war wohl ganz richtig, wenn ich die nördliche Richtung einschlug, wo sich blühendere Kolonien finden als im Süden.

»Aber es sollte anders kommen. In der Nacht, bevor ich diese Fahrt angetreten, hatte ich einen Traum. Ich bin in Algier gewesen, und dorthin wurde ich im Traume versetzt. Und dort fand ich Euere ›Sturmbraut‹, war an Bord und sprach mit Euch. Was, weiß ich nicht, der Traum wurde undeutlich, ich erwachte.

»Das Eigentümliche aber war nun, wie mir eine innere Stimme zuflüsterte, diesen Traum als einen prophetischen aufzufassen, ihm zu folgen, mich nach Algier zu begeben, dort würde ich Euch finden. Wie gesagt, ich habe noch nie etwas auf Träume gegeben, habe noch nie beglaubigt bekommen, daß ein Traum in Erfüllung gegangen ist. Hier aber war es ein ganz undefinierbares Gefühl, welches mich förmlich zwang, gegen meine Vernunft zu handeln. Denn solltet Ihr Euch wirklich nach Algier gewendet haben? Was wollte denn dieser Freibeuter unter den Kanonen Algiers? Ihr habt wohl in New-York mit Euerem Schiffe liegen können . . . «

»Ich bin überhaupt gar nicht in Algier gewesen,« bemerkte Janzen zunächst einmal.

»Ihr habt es nicht auf Euerer Mittelmeerfahrt angelaufen?«

»Nein, ich bin überhaupt nie in Algier gewesen.«

»Hattet Ihr auch nicht die Absicht, Euch dorthinzubegeben?«

»Ich habe mit keinem Gedanken daran gedacht.«

»Da sieht man, was auf Träume zu geben ist. Und doch, bin ich nicht richtig geführt worden? Indem ich die Richtung nach Gibraltar einschlug, bin ich Euch hier begegnet, mußte Euch und Euer ganzes Schiff in einem hilflosen, ohnmächtigen Zustande finden. Es ist wunderbar! Und es wird immer wunderbarer, je länger man sich alles überlegt. Ich wäre doch gar nicht imstande gewesen,

es mit Euch aufzunehmen. Als ich meine ›Repentance‹ ausrüstete, wollte ich mich ja hauptsächlich von der Welt zurückziehen, eine Wiederbegegnung mit Euch dem Zufall überlassend. Um an Bord möglichste Ruhe zu haben, wählte ich als Besatzung sogenannte ›heilige‹ Matrosen aus. Kennt Ihr diese Bezeichnung?«

Jansen bejahte mit flüchtigem Lächeln.

»Dann wißt Ihr auch, daß es sonst gar tüchtige Matrosen sind. Jeder ist ein ganzer Mann, auch für den Fall, daß es zum Kampfe mit einem Seeräuber kommen sollte. Aber hätte ich die Absicht von vornherein gehabt, auf Euch als auf einen Piraten Jagd zu machen, so hätte ich mir doch ein ganz anderes Schiff angeschafft, als Matrosen besonders Novascotiamen gewählt. Doch, wie gesagt, an so etwas dachte ich ursprünglich ja gar nicht. Ich hielt euch für alles andere, als für einen Seeräuber. Ich hoffte auf einen Zufall, um mit Euch eine vernünftige Unterredung zu haben – allerdings einen Zweikampf betreffend. So habe ich außer den üblichen Handwaffen auch nur zwei Böllerkanonen an Bord.

»Da mußte sich mein Urteil über Euch auf eine so furchtbare Weise ändern. Wenn ich Euch jetzt traf, dann mußte es zum Kampfe kommen. Aber was wollte ich denn mit meinem schwachen Schiffchen gegen das Euere?

»Kurz, ich schalt mich einen Narren, als ich einem Traume gehorchte, um Euch in Algier zu suchen. Und da muß ich Euch hier in einem ganz unbefahrenen Wasser treffen! Muß Euer ganzes Schiff in einem ohnmächtigen Zustande finden! Und da gebt Ihr mir die Ueberzeugung, daß Ihr gar nicht jener Wüterich von Honduras seid, also findet unsere Unterredung auch so statt, wie ich sie ursprünglich geplant hatte. Ihr seid für mich noch immer ein satisfaktionsfähiger Ehrenmann O, es ist wunderbar!«

»Ja,« entgegnete Jansen, »Shakespeares Wort bleibt bestehen, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Geträumt habt Ihr allerdings, aber Erfolg habt Ihr nur dadurch gehabt, daß Ihr Euerer

Vernunft nicht gehorchtet. Ich selbst könnte solche Sachen genug erzählen. Dann sind auch in Eurer Geschichte für mich noch Rätsel genug vorhanden. Vor vier Wochen ist jener Ueberfall geschehen?«

»Gestern waren es vier Wochen.«

»Ihr habt doch eine Dampfjacht?«

Jansen konnte sie durch ein Bollauge liegen sehen.

»Ja, und ich verstehe gleich, was Ihr meint. Weshalb ich nicht schon in Algier bin, wie ich überhaupt hier in dieses unbefahrene Wasser westlich von der Fucusbank komme. Mir gebricht es nicht etwa an Kohlen, wohl aber habe ich einen Maschinendefekt gehabt. Ich brach gleich am anderen Tage von Caballos wieder auf, durchquerte sechs Tage später die Fucusbank mit der vierten Straße, genannt die Straße von Flores, kam drei Tage später wieder heraus, hätte also in zehn Tagen in Algier liegen können. Da versagte die Maschine, der Defekt konnte nicht gefunden werden. Wir hatten hier immer steifen Wind aus Südosten, gegen den ich vierzehn Tage lang angekreuzt habe, ohne viel von der Stelle zu kommen. Gestern war der Maschinendefekt repariert, ich nahm den Kurs nach Gibraltar wieder auf, war aber unterdessen hoch nach Norden verschlagen worden – da muß ich heute Eurer ›Sturmbraut‹ begegnen! Und dabei stieg mir nicht die geringste Vermutung auf, daß das führerlose Schiff die von mir gesuchte ›Sturmbraut‹ sein könne. O, es ist wunderbar!«

Jansen war aufgestanden, dehnte die gefesselt gewesenen Glieder.

»Die Hauptsache ist, daß Ihr Euer Ziel erreicht habt. Und wenn Ihr auch meine Fesseln gelöst habt, so betrachte ich mich doch als Euren Gefangenen.«

»Ihr sollt frei sein.«

»Aber ich stehe zu Eurer Verfügung.«

»Eben deswegen müßt Ihr frei sein.«

»Ist es Euch noch immer ernst mit einem Zweikampf auf Tod und Leben?«

»Ja.«

»Mylord,« begann Jansen in anderem Tone. »Ich dachte doch, wir hätten uns nun schon ausgesprochen. Es wäre wirklich besser, wenn sich zwei Männer wie wir die Hand zur Versöhnung reichten, um . . . «

Jansen hatte seine Rechte schon ausgestreckt, aber jener wandte sich mit finsterem Gesicht ab.

»Ihr wollt meine Hand nicht nehmen?« fragte Jansen in schmerzlichem Tone.

»Ich darf nicht,« erklang es murmelnd zurück.

»Ihr könnt mir nicht verzeihen?«

»Doch, ich habe Euch ja gar nichts zu verzeihen, wie ich schon gesagt, aber . . . o, hätte ich damals doch den Schwur nicht abgelegt!«

»Was für einen Schwur? Doch laßt, das geht mich nichts an. Ihr müßt unbedingt einen Zweikampf mit mir bestehen?«

»Es ist meine heilige Pflicht.«

»Auf Leben und Tod?«

»Einer von uns muß bleiben.«

»Das ist gar nicht so leicht zu machen, mit welchen Waffen wir uns auch schlagen.«

»Bis einer kampfunfähig ist.«

»Dann braucht er noch nicht tot zu sein.«

»Wenn er von seiner Verwundung wiederhergestellt ist, daß er die Waffe wieder halten kann, so ist er verpflichtet, den Zweikampf fortzusetzen, und vergeht darüber auch ein ganzes Jahr. Seid Ihr damit einverstanden?«

»Wenn Ihr darauf besteht, so bleibt mir nichts anderes übrig, so leid es mir auch tut.«

»Dann bestimmt die Waffen.«

»Das möchte ich lieber Euch überlassen.«

»Nein, Ihr sollt sie bestimmen, auch das gehört zu meinem festen Entschluß.«

»Aber ich weigere mich.«

»So soll das Los entscheiden.«

»Einverstanden!«

Der Lord griff mit englischer Bündigkeit in die Westentasche und brachte ein Geldstück zum Vorschein.

»Pistole oder Säbel, ist Euch das recht?«

»Ja.«

»Kopf ist Pistole, Wappen ist Säbel.«

»Werft!«

»Tut Ihr es!«

Jansen nahm die Silbermünze ohne weiteres, warf sie in die Luft, fing und zeigte sie. Es war der Kopf zu sehen.

»Also auf Pistolen!« sagte der Lord.

Jansen nickte vergnügt. Auch mit dem Säbel wußte er recht gut Bescheid, besser als mit dem Stoßdegen – aber mit der Pistole war er, wie wir wissen, seiner Sache erst recht sicher.

»Ist Euch gleichzeitiges Schießen auf Kommando recht?«

»Einverstanden!« entgegnete Jansen.

»Zwanzig Schritt sind wohl eine normale Distanz.«

»Ganz, wie Ihr wünscht.«

»Denkt nicht etwa, daß ich Euch schonen werde.«

»Das wäre wohl auch sehr merkwürdig, nachdem Ihr mich zwei Jahre lang auf dem Wasser gesucht habt. Habt Ihr es denn aber gar so eilig, mich ins Jenseits zu befördern?«

»Eure vorige Bemerkung beantwortet diese Frage von selbst. Natürlich werde ich Euch Zeit lassen, daß Ihr Euch von den Folgen des Betäubungsmittels erholen könnt.«

»Das wäre das Wenigste, ich habe schon jetzt eine ganz ruhige Hand. Aber ich möchte Euch auch sonst noch um einige Frist bitten.«

»Wozu?« fragte der Lord mit einigem Stutzen.

»Ich habe vor meinem eventuellen Tode noch etwas zu ordnen.«

»Das hätte ich bei Euch, einem vogelfreien Desperado, nicht erwartet.«

»Nicht? Früher war dies allerdings nicht der Fall, jetzt ist aber doch noch etwas hinzugekommen. Ist nicht begreiflich, daß ich nicht gern von hinnen fahren möchte, ehe ich bewiesen, daß ich nichts mit jener Mordbrennerei in Caballos zu tun habe? Selbst ein Pirat, wie ich einer sein soll, hält auf eine gewisse Ehre, die er, wenn sie ihm geraubt wird, wiederherstellen möchte.«

Der Lord bekämpfte ein unmutiges Gefühl.

»Ich werde Eure Unschuld bezeugen.«

»Wenn Ihr es könnt. Auch Ihr könntet vorher

Euren Tod finden, durch Schiffbruch oder sonstwie.

Aber abgesehen davon – ist mir denn zu verargen, wenn ich jenen Herrn, meinen Doppelgänger, der meinen Namen gemißbraucht hat, vorher erst noch einmal sprechen möchte?«

»Auch Sie wollen sich an der Jagd auf jenen Seeräuber beteiligen?« fragte der Lord düster.

»Wenn er unterdessen noch nicht gefangen ist, ja.«

»Und wie wollen Sie das anfangen, ihn auf dem endlosen Meere zu finden, wenn er sich jeder Verfolgung zu entziehen weiß?«

»Ah, Mylord, Sie fürchten, ich könnte so schlau sein, wie jener Mann in alten Zeiten, der wegen eines Verbrechens sein Leben verwirkt hatte: als letzte Gunst gewährt man ihm, daß er sich selbst die Art seines Todes wählt, und da zieht er sich den Tod aus Altersschwäche vor. Nein, Mylord, solche Hintergedanken habe ich nicht. Ich bitte nur um eine Frist von . . . drei Monaten. Ist bis dahin die Auseinandersetzung mit meinem Doppelgänger nicht erfolgt, so stehe ich dennoch zu Ihrer Verfügung.«

»Gut, diese Frist sei Ihnen gewährt!«

»Ich danke Ihnen. Ueber alles andere können wir ja dann noch später sprechen.«

DER KAMPF IN DER FUCUSBANK.

Die Matrosen der ›Repentance‹ bekamen den Befehl, die Gebundenen wieder zu befreien. Von diesen war noch kein einziger wieder zu sich gekommen; Jansens eiserne Natur hatte den Betäubungstrank am schnellsten überwunden, bei ihm zeigten sich nicht einmal üble Nachwirkungen.

Besonders durch Behandlung mit kaltem Wasser erwachten auch die anderen nach und nach aus ihrem todähnlichen Schläfe, da aber wußte noch kein einziger, was eigentlich passiert war, bei vielen hielt der fürchterliche Katzenjammer mehrere Tage an.

Dies konnte nicht die Folge eines bloßen Zechgelages gewesen sein. Ja, ein solches hatte gestern abend allerdings stattgefunden, es wurde auch schon erwähnt, daß es dabei ganz ausnahmsweise lustig an Bord der ›Sturmbraut‹ zugegangen war, die Mannschaft hatte eben die Erlösung von einem Geisterbanne gefeiert, aber daß sich alle so sinnlos betrunken hätten, das war bei Kapitän Jansens Manneszucht ja ganz ausgeschlossen.

Es war überhaupt mehr eine Schmauserei gewesen, bei der natürlich auch das Trinken nicht hatte fehlen dürfen. Da gerade nichts zu tun gewesen, hatte auch die Wache im Zwischendeck daran teilnehmen dürfen, und daß Kapitän Jansen auch dieser ein übermäßiges Trinken erlaubt hätte, das war wieder ganz ausgeschlossen, das hatten auch die Matrosen der ›Repentance‹ gar nicht glauben können.

Und völlig ausgeschlossen waren überhaupt der wachegehende Steuermann, der Mann am Ruder und der auf dem Ausguck gewesen. (Der eine an Deck liegende Mann war nämlich kein Matrose gewesen, sondern der zweite Steuermann Martin.)

Nur als dann der an Bord obligate Grog gebraut worden war, hatten auch diese davon ein Glas nach oben bekommen, nur ein einziges, das aber hatte genügt.

Jansen hatte dazu ein frisches Fäßchen Rum öffnen lassen, welches er mit vielem anderen Proviant in New-York eingenommen.

Ahnungslos hatte er den Grog gebraut, ihn gekostet und für gut befunden.

Der Gedanke lag doch eigentlich sehr nahe, daß man in New-York versuchen konnte, die Mannschaft des ›Pulverschiffes‹ durch Gift aus dem Wege zu räumen, wenn der Kapitän so leichtsinnig war, sich in der feindlichen Stadt, wenn man sich so ausdrücken darf, mit Proviant und Getränken zu versehen.

Ja, dieser Gedanke mußte doch eigentlich sehr nahe gelegen haben – konnte man hinterher sagen! Von der ganzen Mannschaft der ›Sturmbräut‹ hatte kein einziger an so etwas gedacht! Es ist ja überhaupt merkwürdig, daß Räubernaturen, selbst wirkliche Verbrecher, gewöhnlich nicht nur einen leichtsinnigen Charakter haben, sondern in gewissem Sinne geradezu naiv und harmlos sind. Doch möchte man da das Wörtchen ›echt‹ vorsetzen, nämlich ›echte‹ Räuber und dergleichen ›Mordbuben‹ – das heißt, alle die, welche, wenn sie in ihrem blutigen oder spitzbübischen Fache Außerordentliches geleistet haben, dann später als Helden verherrlicht werden, wenn auch nur vom oder für das breite Volk. Ja, dem alten Verse von dem Manne, der kein braver ist, wenn er niemals einen Rausch gehabt, liegt sogar ein gar tiefer Sinn oder richtiger eine gar tiefe Erkenntnis des menschlichen Charakters zugrunde. Ein wirklicher Schuft, der so gefährlich ist, daß man seinen immer saubergewaschenen Händen womöglich auch noch Ehrenämter anvertraut, wird sich tatsächlich niemals betrinken, aus Furcht, da könne sich sein wahrer Charakter einmal offenbaren.

Jeder hatte sein Glas Grog getrunken, zwei Glas, als ihnen allen fast gleichzeitig die Besinnung schwand.

Innerhalb fünf Minuten lagen sie alle wie die Fliegen da.

Als Steuermann Martin gemerkt hatte, wie sich bei ihm plötzlich alles drehte, war ihm gerade noch gelungen, von der Kommandobrücke herunterzukommen, da war er neben dem Matrosen, welcher schon schlief, ebenfalls zusammengebrochen.

Auch Jansens Natur hatte diesem Betäubungstrank unterliegen müssen. Er hatte den heißen Grog schon vorher mit einigen großen Zügen gekostet, so gehörte er mit zu den ersten, welche schlafend niederfielen.

»Das ist Laudanum!« war sein letzter klarer Gedanke gewesen.

Laudanum nennt man die weingeistige Lösung des Opiums. Es scheint, daß sich das Opium hierdurch verändert, d. h. andere Eigenschaft annimmt, obgleich das chemisch nicht nachzuweisen ist.

Aber es ist ein großer Unterschied, ob man Opium direkt zu einem Schlaftrunk verwendet, also nicht wie in diesem Falle es dem Rum zusetzt, oder ob man erst eine weingeistige Lösung des Opiums herstellt und diese dann nach einiger Zeit einem Getränk beimischt.

In Rum kann man Opium gar nicht herausschmecken. Aber in ersterem Falle, wenn man direkt Opium beimischt, wird man die nach und nach eintretende Schläfrigkeit noch rechtzeitig bemerken, um Gegenmittel anwenden zu können, mindestens um nicht weiter zu trinken.

Ganz anders beim Laudanum. Dieses scheint zuerst gar nicht zu wirken, man merkt gar nichts von Schläfrigkeit – bis es mit einem Male ist, als ob man einen Schlag auf den Kopf bekommt. Seine Wirkung ist urplötzlich. Merkwürdig ist auch, daß Laudanum trotz seiner viel intensiveren Wirkung doch eigentlich nicht so gefährlich ist wie direktes Opium, man kann viel mehr davon einnehmen, ohne, wie beim Opium, gleich in den Tod hinüberzuschlummern. Hingegen macht der Genuß des Laudanums den Menschen noch viel schneller zum Idioten als das Opium.

Dieses Laudanum hat besonders in Amerika bei der Ausrottung der Indianer eine traurige Rolle gespielt. Durch Gift direkt töten wollte man sie nicht, das ging gegen das ›Gewissen‹ jener Herren, die im Parlament saßen und die Ausrottung der Söhne des großen Geistes sogar von der Kanzel herab predigten, weil

es ›Heiden‹ seien, aber ihnen durch Laudanum die gesunde Vernunft rauben, daß sie willenlos auf jeden Vertrag eingingen, das beschwerte nicht ihr Gewissen.

Die Leute der ›Sturmbraut‹ waren durch kaltes Wasser und andere Mittel wohl einmal zur Besinnung gebracht worden, aber arbeitsfähig waren sie noch lange nicht, sie schiefen gleich wieder ein und sollten noch einige Tage brauchen, ehe sie sich vollständig erholt, das Gift wieder aus dem Körper geschwitzt hatten.

Nur für Kapitän Jansens stählerne Natur hatte der nachfolgende, freilich mehr denn zwölfstündige Schlaf genügt, um alle schädlichen Einflüsse des narkotischen Giftes zu überwinden. Wenn er noch Kopfschmerzen hatte, so merkte man ihm doch davon nichts an.

So war er jetzt, wie die Matrosen der ›Repentance‹, zunächst um seine Leute beschäftigt, die nach dem ersten Erwecken, was bei allen gar nicht einmal gelang, gleich wieder in Schlaf oder doch in einen lethargischen Zustand verfielen.

Diese fremden Matrosen mußten aller Voraussicht noch längere Zeit die ›Sturmbraut‹ bedienen, und ohne im Innern weitere Umschau zu halten, bekamen sie doch gleich recht Merkwürdiges von diesem Zigeunerschiff zu sehen.

Zuerst hatten sie alle Schläfer finden wollen, nur daraufhin hatten sie das ganze Schiff durchstöbert, so auch die vor den Kesseln schlafenden Heizer entdeckt, im Maschinenraum den zweiten Ingenieur und den Schmierer, von denen dasselbe galt wie von der unbedingt nötigen Wache an Deck.

Aber da hatten sie auch, als sie nach der Foxel gegangen waren, unter der Back auf einer festgelaschten Kleiderkiste eine seltsame, fremde und allen Seeleuten doch so wohlbekannteste Gestalt sitzen sehen ...

»Der Klabaubermann!!!« war der entsetzte Ruf erschollen.

Gottesfurcht oder Frömmigkeit schützt nicht vor Aberglauben, nicht vor den Glauben an Gespenster. Gerade die kernfrommen

Naturen haben nie an einem persönlichen Teufel gezweifelt. Das beste Beispiel dafür ist Luther, in neuerer Zeit der Engländer Spurgeon, wohl der einflußreichste Prediger der Welt, die ganze Heilsarmee könnte dafür ins Feld geführt werden.

Also auch diese ›heiligen Matrosen‹ glaubten wie alle anderen an den fliegenden Holländer, an böse und gute Seegespenster, zu welch letzteren auch der Klabautermann gehört.

Das Gerücht war schon immer zirkuliert, daß die ›Sturmbräut‹ einen guten Geist an Bord habe, einfach den Klabautermann; daher auch das Glück dieses Piratenschiffes, welches unversehrt aus jeder Gefahr hervorging, daher auch die Schätze des Kapitäns, manchmal seine scheinbare Allwissenheit, seine Unverwundbarkeit, – denn daß damals der Kaperkapitän dicht vor Jansens Augen sein Pistol abgebrannt hatte, das und anderes mehr war schnell genug bekannt geworden – kurzum, Kapitän Jansen mußte mit Geistern in Verbindung stehen.

Aber es ging hierbei, wie es immer geht: so sagte man, aber man glaubte es nicht; oder auch gerade umgekehrt: je weniger man im Innern an der Existenz solcher Geister, wie des Klabautermannes zweifelte, desto mehr leugnete man es mit Worten des überlegenen Spottes.

Und da sahen diese Matrosen ihn plötzlich sitzen, den Klabautermann, so wie schon die Großväter ihn beschrieben hatten, die ihn mit eigenen Augen geschaut, wie alle Literatur der Seeleute ihn schildert, die Stereotypbilder ihn wiedergeben: in dem altholländischen Kostüm mit Pumphosen, Schnallenschuhen und großen Glasknöpfen, mit den runden Eulenaugen, auf seiner Kleiderkiste sitzend, im zahnlosen Munde die lange Kalkpfeife . . .

Der Schreck der fremden Matrosen läßt sich denken. Da half alle Gottesfurcht nichts. Und nur noch mißtrauischer konnte man deshalb werden, daß des Piratenkapitäns erste Aufmerksamkeit diesem zu Fleisch und Blut gewordenen Spukgespenst der See galt.

Daß die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ ihren Klabautermann damals nicht auf der Fucusinsel zu Tischkoffs Gesellschaft zurückgelassen hatte, war so selbstverständlich, daß wir es gar nicht besonders erwähnt haben. Die ›Sturmbraut‹ wäre ohne den Klabautermann ebensowenig wie ohne Kapitän Richard Jansen die echte ›Sturmbraut‹ gewesen.

Sonst hatte sich an dem Klabautermann nichts geändert. Wenn er nicht in einer Koje der Foxel schlief, saß er rauchend auf seiner Kleiderkiste, stumpfsinnig vor sich hinblickend, hilflos wie ein kleines Kind, das gefüttert werden muß. Wie Tischkoff ihn seinerzeit manchmal zu einem lebendigen, vernünftig sprechenden Menschen ›galvanisiert‹ hatte, das war und blieb allen ein Rätsel, von selber wiederholte sich dieser Vorgang auch nicht.

Der Klabautermann war der einzige, dem das Laudanum nichts geschadet hatte – einfach aus dem Grunde nicht, weil er nichts von dem vergifteten Grog getrunken; er verschmähte alle spirituellen Getränke, schluckte sie nicht, ließ sie, ohne auszuspucken, wieder aus dem Munde laufen, wenn man sie ihm einflößte.

So hatte der arme Kerl länger denn zwölf Stunden unentwegt auf seiner Kleiderkiste gesessen, ohne Nahrung. Daran also dachte Jansen zuerst, und daß sich das alte Kind wirklich nicht allein zu helfen gewußt, das zeigte, wie gierig es das gereichte Wasser trank, aus dem Löffel die schnell bereitete Speise schluckte.

Selbst Lord Leicester unterlag dem allgemeinen Eindruck, mochte er auch sonst nicht an den Klabautermann geglaubt haben.

»Wer ist das?« flüsterte er mit scheuen Augen.

»Das kann ich Ihnen selber nicht sagen. Der einzige lebende Mensch, den wir einmal auf einem sonst verlassenen Wrack fanden.«

Jansen erzählte diese Geschichte genauer, ohne speziell auf den altholländischen Charakter jenes Wracks einzugehen, noch weniger erwähnte er dabei etwas von Tischkoff und dessen Experimenten mit dem Klabautermann.

Er versuchte trotzdem dem Ganzen eine natürliche Erklärung zu geben, mußte aber auch gestehen, daß seine Leute diesen unbekanntem Mann als ihren Schutzgeist, eben als den Klabautermann betrachteten.

Die fremden Matrosen hatten diese Erklärung gehört. Ihr Kapitän hatte ihnen bereits erzählt, daß ein anderer unter der Maske Jansens und seines Schiffes jene Greuelthat verübt habe. Ist die erste Signatur eines jeden echten Christen überhaupt, daß er seinem Feinde verzeiht, nichts von Rache wissen will, so hatten diese Seeleute schon an sich Grund, mitleidvoll auf diesen Mann zu blicken, dem das Schicksal so übel mitgespielt hatte – eben weil sie Seeleute waren, verstanden sie gleich den Kern der ganzen Sache, wie leicht es doch für das Verhängnis ist, aus einem braven Kapitän einen vogelfreien Desperado zu machen, wenn er, ein Michael Kohlhaas zur See, aus gerechtfertigtem Trotz sich den feindlichen Mächten nicht fügen will.

Aber diesem Mitleid mischte sich auch scheues Mißtrauen bei. Wer es mit Gespenstern hält, auch wenn diese Fleisch und Blut angenommen haben, der kann kein wahrhaft redlicher Mann mit tadellosem Gewissen sein. Und zu solchem Mißtrauen, einem gottesfürchtigen Herzen entspringend, fand man in diesem Schiffer immer mehr Grund.

Diese kleinen Matrosen, Kinder noch, die schon so alte Gesichter hatten – was für eine Bewandnis hatte es mit diesen? Geheimnis! Aber Geheimnis und Zauberei sind verwandte Begriffe.

Und in der Kajüte auf einem Sofa hatte man eine lebensgroße Figur aus Holz liegen sehen, eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm darstellend – die Seeleute erkannten auf den ersten Blick,

daß es wohl eine abgebrochene Gallionfigur sei – aber was hatte die in der Kajüte auf dem Sofa zu tun?

Jansen versäumte, hierfür eine Erklärung zu geben – leider. Oder auch nicht leider. Hätte man seine Erklärung geglaubt? Oder wäre dadurch nicht alles nur noch viel rätselhafter geworden?

So war das Urteil schnell fertig.

»Du sollst Gott deinem Herrn allein dienen. – Und jener, ja, die ganze Mannschaft treibt mit einer aus dem Meere gefischten Gallionfigur Abgötterei!«

Kein einziger Mund wagte das auszusprechen. Es war gar zu ungeheuerlich. Aber jeder dachte es sich. Auch Blicke können reden.

Und nun war da noch ein drittes oder viertes großes Geheimnis vorhanden, abgesehen von den zahllosen kleineren, die dieses Schiff barg, welches aller Erklärung spottete.

An Deck, zwischen Kombüse und Kommandobrücke, befand sich ein hölzerner Aufbau, aus lauter kleinen Käfigen bestehend, welche Möwen enthielten.

Nicht nur die an sich doch ungebildeten Matrosen hätten hierin ein Geheimnis gewittert. Wer befaßt sich mit Möwen? Wer fängt die zwar treuen, aber doch ganz unnützen Begleiter eines jeden Schiffes, um sie in Käfige zu sperren?

Nun ja, Naturforscher, welche Tiere fangen und ausstopfen, sie an Naturaliensammlungen verkaufen. Aber mit Möwen ist da ein schlechtes Geschäft zu machen. Möwen sind billig. Schon die Sandbänke an der Elbemündung liefern genug, um alle Naturalienkabinette der Welt mit Bälgen zu versorgen. Ja, wenn es seltene Arten gewesen wären! Aber das hier waren ausschließlich ganz gemeine Möwen, die man überall mit der Angel fangen kann.

Und zu diesen Käfigen war Kapitän Jansens zweiter Gang. Niedergeschlagen saßen die Tiere hinter den Gittern, wie jede gefangene Möwe. Aber was war das? Was für ein Leben kam da

plötzlich zwischen die Vögel, als sich ihnen die riesenhafte Mannesgestalt näherte? Jansen zerhackte Fleisch, und . . . gierig rissen es ihm die Raubvögel aus den Fingern!

Schon das war ein Wunder. Hat man schon einmal eine Möwe im Käfig, in einem Vogelbauer gesehen? Wohl schwerlich. Im zoologischen Garten wird sie dadurch am Leben erhalten, daß man ihr die Flügel verschneidet und ihr so möglichste Freiheit gibt, sie am besten auf den offenen Ententeich hinaus läßt. Von da kehrt sie, wenn der Hunger sich meldet, nach dem gewohnten Futterplatze zurück. Aber in einem Verschlage würde sie niemals etwas fressen, aus der Hand nun gleich gar nicht, sie stirbt am zweiten Tage des Hungertodes.

Und hier geschah auch etwas ganz anderes! Als Jansen die Trinknapfe füllte, öffnete er sorglos die Türen; ein und die andere Möwe flatterte heraus, beschrieb einen weiten Kreis, um sich dann auf des Kapitäns Schulter niederzusetzen, um sich streicheln zu lassen, wie sie selbst ihren krummen Schnabel an seine Wange schmiegte, an sein Ohr, als wenn sie etwas hineinflüstere.

Den Matrosen begann zu grauen. Es war nicht nur, daß sie das Zähmen einer Möwe nach allgemeiner Ansicht für unmöglich hielten. Seeleute betrachten Möwen überhaupt mit besonderen Augen. Sie sehen nicht gern, wenn ein Passagier oder ihr freidenkender Kapitän eine der treuen Begleiterinnen des Schiffes mit der Angel fängt, geschweige denn schießt. Es existiert darüber nicht gerade ein Verbot – es ist dabei immer die alte Geschichte, daß man fürchtet, sich durch Aberglauben lächerlich zu machen – doch zahllos sind die Geschichten über die, welche eine Möwe aus frevelndem Uebermute getötet haben, wie die dann vom Unglück verfolgt worden sind.

Und dieser Kapitän Jansen nun, schon an sich ein von Geheimnissen aller Art umspinnener Mann, hatte Möwen gezähmt! Einfach übernatürlich – noch einfacher Hexerei!

Die Matrosen sollten noch ganz anderes zu sehen bekommen, obgleich nicht einmal alles, und das war gut!

»Sie haben die Möwen gezähmt?« fragte zunächst der junge Lord, fast mit nicht minder scheuen Augen.

Jansen bejahte lakonisch.

»Nur aus Liebhaberei?«

»Nein.«

»Wozu sonst?«

»Mylord! Das hier ist ein Zigeunerschiff. Ja, wir sind von jeher Zigeuner gewesen – Seezigeuner! Und Zigeuner sind nun einmal ein eigentümliches Volk, sie haben ihre Geheimnisse, welche sie nicht verraten dürfen. Verzeiht mir meine Offenheit!«

Ja, Zigeuner! Denkt man beim Hören dieses Wortes nicht immer gleich an Wahrsagerei und dergleichen geheimnisvolle Künste?

So hatten die fremden Matrosen erst recht allen Grund, diesen Mann mit scheuen Augen anzublicken.

Und gut also, daß sie nicht erfuhren, was der Kapitän dann tat.

Jansen begab sich in seine Arbeitskabine, nahm einen Bogen sehr dünnes, aber festes Papier, begann mit einer ganz kleinen, sogenannten Zeichenfeder winzige Buchstaben daraufzukritzeln.

Er schrieb an Tischkoff, berichtete ihm im kürzesten Telegraphenstile über die noch gut abgelaufene Vergiftung mit Laudanum, etwas ausführlicher dann, was er über seinen Doppelgänger in Honduras erfahren, um im Briefstile zu schließen:

»Und nun beschwöre ich Sie, mir zu sagen, wo ich dieses Schiff zu suchen habe! Sie können es! Ich zweifle nicht mehr, daß Sie eine Sehergabe besitzen. Zum ersten Male bitte ich Sie, davon in meinem Interesse willkürlich Gebrauch zu machen.«

So, das genügte! Auch eine Unterschrift war nicht nötig.

Jansen schnitt alles überflüssige Papier weg, faltete den Brief ganz klein zusammen, nahm aus dem Schreibtisch ein Knäuel Seidengarn, begab sich wieder an Deck.

Und abermals fürchteten sich die fremden Matrosen mehr, als daß sie darüber staunten, wie Jansen eine Möwe aus dem Verschlage nahm, ihr ein Papier an den Leib band und sie dann mit einem Schwunge in die Luft warf.

Sofort schoß die Möwe mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dem Südwesten zu, war im Nu den Augen verschwunden.

Was war das gewesen? Zauberei! Nur einer wußte eine Erklärung, die ihm dann freilich erst recht über seine Begriffe ging.

»Wie? Sie haben diese Möwen wie die Tauben zur Beförderung von Briefschaften abgerichtet?!« rief der Lord in grenzenlosem Staunen.

»Ja.«

Wohin die Möwe bestimmt war, das wagte der junge Lord gar nicht mehr zu fragen, auch er war ganz kopfscheu geworden.

Zwei Stunden verbrachte Jansen untätig neben dem Vogelkäfig, höchstens einmal auf und ab gehend, sonst unausgesetzt nach Südwesten spähend, wo die abgesandte Möwe verschwunden war.

Da kam es von dorthier wie ein weißer Streifen wieder herangesaust, und plötzlich saß in ihrem engen Verschlage wieder die Möwe, sich das weiße Gefieder putzend.

Jansen nahm sie – ja, sie hatte unter den Brustfedern ein Zettelchen, aber ein anderes, und auf diesem stand mit Tischkoffs steiler Hand geschrieben:

»Durchqueren Sie die Fucusbank in der Straße von Corvo.«

Nichts weiter! Es genügte für Jansen. Er traute der Sehergabe seines Kommodore, wußte bestimmt, daß er der falschen ›Sturmbräut‹ in diesem Fahrwasser begegnen würde

Am anderen Tage konnte die ganze Mannschaft der ›Sturmbraut‹ wieder ihrer Arbeit nachgehen, wenn auch noch mit schwerem Kopfe.

Nach einer kurzen Unterredung mit dem Lord war dieser mit seinen Matrosen wieder auf die ›Repentance‹ hinübergegangen; diese folgte der ›Sturmbraut‹ im Kielwasser.

Das nächste war, daß aller Proviant, den man in New-York eingenommen, ohne Prüfung über Bord geworfen wurde, selbst die zugelöteten Konservebüchsen. Man hatte ja schon von allem gegessen, ohne üble Folgen zu spüren, aber unter den vielen Zentnern von Hülsenfrüchten brauchte ja nur eine einzige Erbse zu sein, die etwas ausgehöhlt und mit Zyankali gefüllt war, sie hätte vielleicht genügt, um die ganze Mannschaft der ›Sturmbraut‹ ins Jenseits zu befördern. Nur dem in New-York eingenommenen Trinkwasser durfte man trauen, das läßt sich ja nicht so portionsweise vergiften.

Sonst hatte man seine Lektion bekommen. Wie die ›Sturmbraut‹ fernerhin zu verproviantieren sei, das war ein Problem, welches erst noch gelöst sein wollte. Da konnte man wieder an den Vergleich mit den Schmetterlingen und den Seeglumen denken.

Nun, für zwei Wochen war doch noch genug Proviant vorhanden, von dem alten noch, und bis dahin würde schon Rat geschafft worden sein.

Am dritten Tage steuerte man in die Straße von Corvo ein.

Ueber die Eigenschaften der ganzen Fucusbank hat schon Kapitän Jansen seine eigenen Mitteilungen gemacht. Diese ungeheuere, schwimmende Graswiese wird ja von zahlreichen Schiffen durchkreuzt, auch von Seglern, unter Zuhilfenahme von freien Wasserstraßen, welche die Natur selbst geschaffen hat.

Dabei darf man aber nicht an schmale Straßen denken. Es gibt deren fünf, die man genauer kennt, und jede ist viele, viele Meilen breit, da sieht man hüben und drüben nichts von dem grünen Fucus, da kann jedes Segelschiff einen Sturm überstehen, und kommt es der grünen Grenze zu nahe, so kann es auch noch durch den Seetang segeln, ohne befürchten zu müssen, von den grünen Armen des wuchernden Todes umschlossen zu werden; denn hier ist das noch meilenbreit nur treibender, nicht festgewachsener Fucus.

So ist diese Fucusbank für die Schiffe überhaupt gar nicht so sehr gefährlich. Sonst würde man ja auch viel mehr davon hören. Nur vor den festgewachsenen Teilen, die allerdings gewissermaßen ganze Kontinente bilden, müssen sich die Schiffe hüten, aber die kann man eben auch als festes Land betrachten, deren Grenze das Schiff ebenso meidet, wie jede andere Küste.

Vier Tage lang durchdampfte die ›Sturmbräut‹ diese sogenannte Straße von Corvo, immer gefolgt von der ›Repentance‹, ohne ein anderes Schiff zu erblicken.

Gewiß, es waren sicher noch mehr Schiffe in dieser Straße, welche als Verbindungslinie zwischen dem Mittelmeer und Südamerika ja ziemlich befahren ist – schon die von Portugal kommenden Schiffe benutzen eine nördliche Straße – aber sie ist eben so breit, daß ein oder einige Dutzend Schiffe nebeneinander fahren können, ohne sich gegenseitig in Sicht zu bekommen.

Morgen würde man auf der anderen Seite das offene Meer gewinnen. Durfte man dann noch hoffen, jenem Piratenschiff zu begegnen? Durfte man denn überhaupt etwas auf Tischkoffs Prophezeiung geben? War in dieser Vertrauensseligkeit nicht etwas wie heller Wahnsinn?

Jansen sprach nicht. Unentwegt stand er auf der Kommando-
brücke, ab und zu das Fernrohr vors Auge führend.

Und dasselbe galt von der gesamten Besatzung. Ueber der ganzen ›Sturmbräut‹ lag ein unheimliches Schweigen.

Jansen hatte der versammelten Mannschaft mit kurzen, dünnen Worten geschildert, wie furchtbar ein anderes Schiffsvolk den Namen der ›Sturmbraut‹ mißbraucht hatte – das hatte unterdrückte Wutschreie, Racheschwüre und geballte Hände erzeugt – dann hatte Jansen gesagt, daß er an Tischkoff eine Möwenpost gesendet, was für eine Antwort er erhalten – weiter nichts, dann war das unheimliche Schweigen eingetreten, welches aber mehr sagte als Worte.

Ja, ein jeder hoffte noch immer felsenfest, daß jener rätselhafte Mann, der jetzt als Gefangenaufseher dort im Norden auf der einsamen Fucusinsel hauste, sie nicht umsonst durch diese Straßen von Corvo geschickt habe.

»Wir haben ja noch Zeit bis morgen.«

Das war das einzige, was darüber heute einmal gesprochen wurde.

Kurz vor Sonnenuntergang stieg ein dichter Nebel auf. Die ›Repentance‹ war aus irgendeinem Grunde gerade zurückgeblieben, war bis außer Rufweite gekommen, nicht einmal die Dampfpeife erreichte sie mehr, und dann war sie schnell im Nebel verschwunden.

Das war fatal. Aber auch die ›Sturmbraut‹ mußte ihre Fahrt aufgeben. Es wäre selbst für einen echten Seeräuber unverantwortlich gewesen, in diesem undurchdringlichen Nebel, in dem man von der Kommandobrücke aus nicht einmal mehr den Fockmast erkennen konnte, noch vorwärtszufahren, was übrigens nur mit Hilfe der Maschine geschehen konnte. Man befand sich doch immer in einer begrenzten Wasserstraße, die Möglichkeit war vorhanden, ein anderes Schiff zu rammen, und das wäre ja der eigene Schaden gewesen.

So ließ man die ›Sturmbraut‹ mit der schwachen Strömung nach Westen treiben. Das Heulen der Nebelhörner genügte als Warnung. Ab und zu ein Signal aus der Dampfpeife war für die ›Repentance‹ bestimmt, von der man aber nichts zu hören bekam.

Als die Sonne eines neuen Tages aufging, trieb der einsetzende Westwind schnell den Nebel davon. Von der ›Repentance‹ war nichts zu sehen, dagegen stand da in einer Entfernung von einer Seemeile ein stattlicher Dreimaster.

Wie ein elektrischer Strom ging es plötzlich durch die ganze Mannschaft der ›Sturmbraut‹.

»Da ist er, das ist dieser Bluthund, der sich für uns ausgegeben hat!!!«

Nichts, auch gar nichts berechtigte zu dieser Annahme. Dieses Schiff hatte eine ganz andere Form als die ›Sturmbraut‹, und wenn man auch an eine Maskierung dachte – es konnte doch ebenso gut ein anderer Segler sein, so daß der richtige noch immer zu erwarten war, wenn man nun einmal an Tischkoffs Prophetengeist durchaus nicht zweifeln wollte.

Aber es war eben die bestimmte Ahnung, die jedes Herz erfüllte, und von dieser mußte wohl am sichersten Kapitän Jansen überzeugt sein, so daß er sofort Vorbereitungen zum Kampfe traf.

»Möglichst das Leben schonen, es wird nur mit dem Gummi knüppel gearbeitet!!«

Solche wurden alsbald verteilt, unauffällig, denn man war schon in Sehweite, daß man mit bloßen Augen ziemlich deutlich unterscheiden konnte.

Erwähnenswert ist dabei, daß diesmal niemand an eine Wiederverwendung der Heißwasserpumpe dachte, obgleich solch ein heißes Bad bei diesen Bluthunden doch recht angebracht gewesen wäre. Aber da hätte einer und der andere tödlich verbrüht werden können, und lebendig wollte man sie alle haben!

Und man sollte sich denn auch in seiner Ahnung nicht getäuscht haben!

Auf dem anderen Schiffe hatte der plötzliche Anblick von der ›Sturmbraut‹ einen ebensolchen starken Eindruck gemacht.

In höchster Eile wurden die letzten Segel gesetzt und die Rahen gerichtet; die in der Takelage beschäftigt gewesenen Matrosen glitten herab, traten offenbar zu einer Beratung zusammen, und da gingen auch schon Flaggen hoch.

»Hier ›Sturmbraut‹, Kapitän Richard Jansen. Streicht die Segel!«

Auf unserer ›Sturmbraut‹ ein Augenblick des lähmenden Stauens, und dann ein allgemeiner Wutschrei, den kein Mund hatte vorsichtig unterdrücken können, und es war auch nicht nötig gewesen, Jansen hatte seinen Entschluß schon gefaßt gehabt.

Er hatte auf der Kommandobrücke bereits die riesenhafte Gestalt eines Mannes gesehen, der die Manöver leitete, doch offenbar den Kapitän, seinen Doppelgänger, und dessen Anblick raubte ihm ganz die Besinnung, obgleich er nach seiner Weise ganz ruhig blieb oder vielmehr dadurch erst recht eiskalt wurde.

»Hoch unser Signalement, ganz genau dasselbe, auch ganz genau derselbe Befehl!!!«

Und so gingen auf seinem Schiffe genau dieselben Flaggen hoch.

»Hier ›Sturmbraut‹, Kapitän Richard Jansen. Streicht die Segel!«

Ja, das machte allerdings Eindruck! Jetzt trat auch dort drüben eine plötzliche Lähmung jeglicher Bewegung ein, und nicht nur für einen Augenblick, sie währte viel länger – und nicht wie vorhin hier aus Wut, aus Entrüstung, sondern aus ehrlichem Schreck.

Die dort hatten unter dem Namen der ›Sturmbraut‹ ein Schiff plündern wollen, unter der wohl ganz richtigen Annahme, daß schon die Angabe dieses gefürchteten Namens genügen würde, um jeden Widerstand zu beseitigen – und nun war dies die echte ›Sturmbraut!‹ Denn ein anderes Schiff wäre wohl nicht so leicht auf die Idee gekommen, ebenfalls solch einen Mißbrauch zu treiben – oder jetzt hatten auch jene ihre Ahnung!

Doch dann kam wieder Leben in die Erstarren, und wenn man auch die Kommandos nicht verstand, so war trotzdem sofort zu erkennen, daß sich jene nicht ohne Widerstand ergeben wollten.

Ein Hin- und Herlaufen, Kanonen wurden abgedeckt, aus den aufgeklappten Stückpforten kamen die Mündungen anderer zum Vorschein.

Nur einer dachte an die Ungleichheit des Kampfes, wie Jansen ihn einleiten zu wollen schien – Mahlsdorf.

»Kapitän, unsere Geschütze sind noch nicht klar!«

»Kein einziger Schuß darf fallen,« lautete die Antwort, als Kommando gegeben. »Nur der Gummischlauch wird gehandhabt! Und nicht gar zu kräftig, Jungens, daß nicht gar zu viele Köpfe in Trümmer gehen! Lebendig wollen wir sie haben! Volldampf voraus!«

Und der Zweikampf zwischen den beiden Schiffen begann.

In fünf Minuten mußte die ›Sturmbräut‹ mit ihren zwölf Knoten Fahrt die eine Seemeile gemacht haben.

In diesen fünf Minuten hatte das feindliche Schiff nur zweimal Zeit, seine Geschütze abzufeuern. Es mußten mindestens zehn Kanonen sein, welche gegen die ›Sturmbräut‹ böllerten.

Bei der ersten Salve krachte und prasselte es in der Takelage der ›Sturmbräut‹, donnernd stürzten ganze Rahen an Deck, dann folgte ein Regen von Holzsplittern.

Niemand kümmerte sich darum. Vorwärts, vorwärts!!

Hierauf kam als Einleitung für die zweite Kanonade eine Salve von Gewehrkugeln.

Diese konnte den Matrosen der ›Sturmbräut‹ nichts anhaben, sie lagen, wie so oftmals eingeübt, wohlgeborgen hinter der hohen Bordwand, klar zum Sprung, zum Entern.

Nur ein Opfer war schon gefordert worden – der Mann am Ruder. Denn bisher hatte man noch nicht daran gedacht, diese Stelle auf der Kommandobrücke mit einer Panzerung zu umgeben, nicht

einmal für ständig mit einer Holzplanke, welche ja auch höchstens gegen Gewehrkugeln schützt.

Mit der Panzerung der Kommandobrücke unserer heutigen Kriegsschiffe ist es ja überhaupt eine eigentümliche Sache. Den freien Blick hindert die Schutzwehr unter allen Umständen, da helfen keine ›Gucklöcher‹, und einer Granate widersteht solch eine Stahlwand niemals, mag sie auch noch so stark sein, sie bricht einfach um.

Und hat man denn etwa früher, als die Schiffe hundert und mehr Kanonen führten, eine Panzerung gekannt? Oder wie ist es denn heute in der offenen Feldschlacht?

Was fällt, das fällt eben, ein anderer muß einspringen, und so ist es schließlich auch noch heute für den Mann am Ruder.

Auch hier lagen noch drei Matrosen zur Reserve in Deckung am Boden. Zunächst aber sprang Jansen, als der Matrose, wahrscheinlich von einer Gewehrkugel getroffen, zusammengebrochen war, selbst an das Steuerrad, um es nicht wieder aus den Händen zu lassen, wobei er dennoch zugleich durch das Sprachrohr die Maschine beherrschen konnte.

Dann krachte die zweite Breitseite. Diesmal wurde bei der großen Nähe der Rumpf der ›Sturmbräut‹ getroffen, das ganze Schiff erzitterte, bäumte sich förmlich auf.

Was tat's, ob es leck geschossen war für immer? Die Hauptsache war, daß kein Unterwasserschuß dabeigewesen, oder richtiger, daß die ›Sturmbräut‹ überhaupt noch die Fahrt fortsetzen, das feindliche Schiff noch erreichen konnte.

Und das sollte auch gelingen.

»Klar zum Entern!!! Entert über!!!«

Vier Enterhaken fielen, und dann waren die Matrosen der ›Sturmbräut‹ drüben, auch genug von den halbwüchsigen Jungen, die hier ebenfalls ihren ganzen Mann stellten.

Es war ein völlig ungleicher Kampf.

Höchstens dreißig Gummischläuche waren es, die von mehr als fünfzig Revolvern, Messern und Entersäbeln empfangen wurden.

Aber es war das wütende Anlaufen der Berserker, welche die zur Schildkröte gepanzerten römischen Legionen stets durchbrochen haben – allerdings um stets auch bis zum letzten Manne ihren Tod zu finden.

Hier gilt das Gleichnis nur für den ersten Teil, der zweite Fall sollte nicht eintreten.

Das Hervorspringen der von Jansen zu Athleten ausgebildeten Matrosen geschah mit zu großer Plötzlichkeit, ihr Ansturm war gar zu furchtbar.

Wie eine sich entladende Donnerwolke stürzte man sich plötzlich auf den Feind.

Dieser bekam gar nichts zu sehen, kein einziger konnte aus seinem Revolver mehr als einen Schuß abfeuern, an einen Gebrauch des Messers oder des Entersäbels war erst recht nicht zu denken.

Da waren die zur fürchterlichen Wut gereizten Rächer schon über ihnen, die ihren Namen gemißbraucht hatten, die Gummiknüppel hieben zu, es war wie ein einziger Schlag – und noch einmal – und noch einmal! – es klang manchmal, als ob irdene Töpfe zersprängen – aber es waren keine Töpfe, sondern Köpfe – und dann half wohl auch noch die Faust nach.

Jansen selbst hatte in dem Augenblick, da sich die beiden Bordwände berührten, das Steuerrad fahren lassen, setzte mit drei mächtigen Sprüngen die Kommandobrücke entlang, mit gleichen Füßen über das Gelände hinweg, und dann hatte er auf der anderen Brücke seinen Doppelgänger gepackt.

Doch man konnte ihn gar nicht seinen Doppelgänger nennen. Das Gesicht war ein ganz anderes, die Gestalt mochte ein wenig kleiner sein als die Jansens, dafür aber hatte sie ein paar ungeheuerere Schultern, einen wahren Stiernacken, während Jansen sonst ganz normal gebaut, eher etwas zu schlank zu nennen war.

Jedenfalls mußte dieser Mann, der sich den Namen unseres Helden angemacht hatte, ein wahrer Herkules sein.

Aber hier zeigte sich einmal, daß es doch nicht allein auf Muskeln, Knochen und überhaupt auf Körperkraft ankommt, auch die Gewandtheit allein tut's nicht – es muß noch etwas anderes dabei sein, was zum Siege hilft, was man aber nicht genauer definieren kann. Die einen sprechen gleich von einem Siege der gerechten Sache, andere meinen, daß schon die unbedingte Siegeszuversicht die ganze Sache entscheidet.

Kurz, Jansen hatte seinen gewaltigen Gegner gepackt – da er keinen Gummischlauch mitgenommen, hätte er wenigstens einen seiner unwiderstehlichen Faustschläge anwenden können, der bekanntlich auch einem Bären den Garaus machte – aber Jansen verschmähte auch seine Faust, er sorgte nur dafür, daß sein Gegner nicht zum Gebrauch des Revolvers oder Messers kam – es wurde ein Ringkampf, und für Jansen sah es einige Sekunden ganz bedenklich aus – da hob er seinen Gegner hoch empor, stampfte ihn mehrmals mit furchtbarer Wucht gegen den Boden – ein heiseres Gebrüll, man hatte Knochen brechen hören – dann schmetterte er ihn nochmals gegen die hölzerne Wand, daß diese einbrach – dann warf er ihn zu Boden und hatte ihm im Nu um die Hände eine Schlinge gelegt.

Bei vollem Bewußtsein hatte er seinen riesenhaften, noch stärkeren Gegner gebunden. Nur an den Händen. Für die Füße war es nicht nötig. Dem Manne waren beide Schenkelknochen gebrochen.

Und unten war es inzwischen ebenfalls still geworden. Alles niedergeschlagen, gebunden. Karlemann war es, der sich den letzten ausersehen hatte.

Er lief einen ungeschlachten Matrosen an, dieser schwang auf den Wicht den krummen Entersäbel, Karlemann wich dem Hiebe, der ihm den Kopf gespalten hätte, mit affenartiger Behendigkeit

aus, bückte sich blitzschnell, ein Griff nach den Füßen – Karlemanns bekannter Griff – und der Mann lag platt auf dem Rücken, die Beine gen Himmel reckend, und ehe er sie wieder herunter bekam, hatte er schon seinen Schlag mit dem Gummiknüppel weg, der ihn bewußtlos machte.

Hierauf löste Karlemann die um seine Hüften gewundenen Lederriemen, aber bevor er ans Binden ging, spuckte er erst seinen Kautabak aus und biß von einer Platte gemütlich ein neues Stück ab.

Die ›Repentance‹ hatte die ›Sturmbraut‹ wiedergefunden, neben einem anderen Dreimaster liegend.

Ein ebenso seltsamer wie schrecklicher Anblick bot sich beim Näherkommen der Mannschaft dar.

Auf dem anderen Schiffe hingen an den untersten Rahen aller drei Masten wie riesenhafte Gurken Menschen, achtundvierzig Stück konnte man zählen.

Diese ›heiligen Matrosen‹ waren dennoch echte Seeleute, die weit in der Welt herumgekommen waren, sie wußten sofort, was hier geschehen war, hatten sie doch auch den Kanonendonner vernommen.

»Er hat das Piratenschiff von Honduras wirklich noch in dieser Straße gefunden! Und er hat es geentert! Hat es genommen! Und er hat die Piraten bereits aufgeknüpft!!«

Die ›Repentance‹ dampfte heran, legte bei, der Lord begab sich hinüber.

Der junge, blasse Mann hielt sich nicht lange mit näherer Betrachtung auf, er suchte nur nach Kapitän Jansen, fand diesen in seiner Kabine, wo er sich soeben das pulvergeschwärzte Gesicht wusch.

»Einen Augenblick! Bitte, nehmen Sie einstweilen Platz,« erklang es ebenso höflich wie gemütlich.

Dann war er zur Stelle, noch das Handtuch benutzend.

»Sie haben einen Kampf gehabt?«

Jansen erzählte mit kurzen Worten. Er selbst fand durchaus nichts Besonderes dabei.

»Es waren siebenundfünfzig, bei neunten haben diese Himmelhunde mit dem Gummiknüttel zu derb zugehauen, so konnte ich nur achtundvierzig aufknüpfen.«

Der Lord war doch erschüttert, er brauchte immer lange Zeit zu seinen Fragen, und fragen mußte er, freiwillig schien Kapitän Jansen nichts erzählen zu wollen, oder er fand eben alles selbstverständlich.

»Haben Sie die Piraten nicht zuvor ins Gebet genommen?«

»Natürlich habe ich.«

»Nun?«

»Es ist ein nordamerikanisches Schiff – in Philadelphia beheimatet – mit dem schönen und friedlichen Namen ›Noahs Taube‹ – ging vor drei Monaten mit Stückgut nach Buenos Aires. Außer der Mannschaft waren noch eine Masse Arbeiter an Bord, fast hundert, Schlosser und dergleichen, die in Argentinien die mitgenommenen Maschinen montieren sollten. Unterwegs meuterte die Mannschaft gegen den Kapitän, der auch ein Rüpel gewesen zu sein scheint. Der erste Steuermann selbst führte die Meuterer an. Das ist mein Doppelgänger, der dort oben am Kreuzmast ziemlich in der Mitte hängt. Sein Genick wollte gar nicht brechen, es mußte eine Schlinge an seine schon gebrochenen Beine gelegt werden. Ja, und da war das Piratenschiff eben fertig. Wer von den Arbeitern nicht mitmachen wollte, wurde den Haifischen ausgeliefert. Aber es machten doch genug mit. Es waren die richtigen Brüder, die sich da zusammengefunden. Meistenteils Novascoti-amen. Die machten jetzt einmal Ernst, ließen das alte Freibeutertum wieder aufleben, und daß sie unter meiner Flagge segelten, war ja gar kein so dummer Einfall von ihnen.«

»Haben sie schon viele Schiffe überfallen und geplündert?«

»Kein einziges. Die Plünderung von Caballos war ihr erster Streich.«

»Und dann?«

»Es war ihr erstes und letztes Unheil, das sie anrichteten. Diese blutige Piraterie war doch nicht so ganz nach ihrem Geschmack, nach jenem Mordtaumel kam eine furchtbare Ernüchterung.«

»Was hatten sie sonst vor?«

»Sie befanden sich auf der Fahrt nach der afrikanischen Küste.«

»Was wollten sie da?«

»Solide Sklavenhändler werden, das war mehr nach ihrem Geschmacke. Eigentlich hatten sie in Caballos ja nur plündern wollen, sie hatten Proviant gebraucht, aber sie waren eben ins Morde hineingekommen.«

»Wie gab sich das Piratenschiff hier zu erkennen?«

»Wiederum als ›Sturmbräut‹, der Kapitän nannte wiederum meinen Namen. Er hatte schon wieder Mangel an Proviant, deshalb mußte er es doch noch einmal als Seeräuber versuchen.«

Wieder machte der Lord in seinem Fragen eine lange Pause, während sich Jansen noch immer die Hände abtrocknete.

»Ihre ›Sturmbräut‹ hat viel Havarie erlitten?«

»Es geht. Der Großmast ist ziemlich beschädigt, ich kann aber alles selbst reparieren.«

»Ich sah zwei böse Schußlöcher.«

»Ja, einige haben wir abbekommen. Aber keinen Unterschuß. Ich muß einmal ins Dock.«

»Wohin begeben Sie sich da?«

»Mylord, das muß mein Geheimnis bleiben.«

Wieder eine lange Pause.

»Haben Sie sie sämtlich gleich aufgehängt?« fragte der Lord dann weiter.

»Natürlich. Meine aufgebrauchten Jungen wollten sie erst nach alter Seeräuber-Manier als Zielscheiben benutzen, aber ich ließ es nicht zu.«

»Keinen einzigen haben Sie am Leben gelassen?«

»Nein. Wozu?«

»Um als Entlastungszeugen für Sie aufzutreten.«

Erst zuckte Jansen die Schultern.

»Die ganze Mannschaft Ihres Schiffes kann ja für mich zeugen.«

»Wir können Schiffbruch erleiden.«

»*Nevermind*, ich habe unterdessen meine Ansicht geändert.

Mag die Welt von mir denken, was sie will – ich habe Rache ausgeübt, oder doch bestraft – das genügt für mich.«

»Sie hätten wenigstens nach Caballos fahren und die Halunken dort aufknüpfen sollen.«

»Nein – wie gesagt – darüber hat sich meine Ansicht vollständig geändert. Auch ich hätte ja bei diesem Rencontre meinen Tod finden können, wir alle zusammen – was hätte uns da solch eine Rechtfertigung genutzt? Und auf den Nachruf gebe ich nichts.«

»Ja, Kapitän, habt Ihr selbst denn keine Tote, keine Verwundeten?«

Mit dem Abtrocknen seiner Hände war Jansen fertig, jetzt betrachtete er angelegentlich seine Fingernägel, bis es endlich langsam und finster herauskam:

»Ja, fünf Tote – fünf meiner Matrosen sind nicht mehr – wieder fünf dahin – darunter zwei der Jungen – brave Kerls – ja, fünf Männer hat die ›Sturmbräut‹ weniger – und acht ernstlich Verwundete – davon werden wohl zwei abgehen – und einige werden Krüppel bleiben – auch mein Mahlsdorf – mein erster Steuermann – soeben hat ihm Goliath den linken Arm abgesägt – oben an der Schulter – ja, es hat mit der Piraterie doch etwas auf sich.«

In einer unbeschreiblichen Weise hatte Jansen das hervorgebracht, durchaus nicht in schmerzlichem Tone, nur finster – aber besonders in der häufigen Wiederholung hatte es gelegen!

Dann blickte er schnell mit gleichmütigem Gesicht auf.

»Ja, Mylord Kapitän, jetzt stehe ich zu Ihrer Verfügung. Pistole auf zwanzig Schritt, nicht wahr?«

Der ehemalige englische Offizier hatte schon viel Pulver gerochen, viel Blut fließen sehen – aber er stand doch ganz unter dem Eindrucke jener so merkwürdig hervorgebrachten Worte.

Er war es jetzt, der in Gesichtsausdruck und Bewegungen den tiefsten Schmerz zeigte, als er, wie abwehrend, beide Hände vorstreckte.

»O, Kapitän – wenn Ihr wüßtet, wie ich Euch verstehe, wie ich Euch bemitleide – o, wenn mich doch kein Schwur bände . . . «

Da näherten sich murmelnde Stimmen, die Kajütentür ward aufgerissen, Matrosen stürzten herein, einige außer sich, andere mit fahlen Gesichtern.

»Kapitän, unsere ›Sturmbraut‹ ist hin!!!«

Es war ganz wunderbar, daß Jansen nicht aufschnellte, aber auch nicht wie versteinert sitzen blieb. Mußte doch schon dieses Eindringen der Matrosen ihn auf etwas Furchtbares vorbereiten.«

»Unsere ›Sturmbraut‹ hin?« fragte er ganz ruhig., »Was soll das heißen?«

»Ist dem Untergange geweiht! Wir haben ihn gefunden!!«

»Wen gefunden?«

»Unseren Klabaftermann, den wir vermißten.«

»Ach so! Nun?«

»Unter den Trümmern der großen Rahe haben wir ihn gefunden – zerschmettert – tot – nun ist auch unser Schiff dem Untergange geweiht!«

Da erst stand Jansen auf, und plötzlich brach er in ein höhnisches Lachen aus.

»Recht so, recht so!! Tot ist unser Klabaftermann? Recht so, recht so!! Nun mag alles zum Teufel fahren!!«

Und dann wandte er sich an den Lord.

»Noch fünf Minuten, Mylord, dann stehe ich zur Verfügung, ich möchte nur noch einmal mit meinen Leuten allein sprechen, und ich bitte Sie, bis dahin hier in der Kajüte zu bleiben.«

Er begab sich hinaus, gefolgt von seinen Matrosen.

Ja, das Unglück war geschehen. Man hatte beim Anblick des Piratenschiffes den Klabauteermann vergessen, ihn auf seiner Kleiderkiste am Eingange der Back sitzen lassen – eine herabstürzende Rahe hatte ihn erschlagen.

»Unser Klabauteermann, nun ist es auch mit unserem Schiffe, mit uns selbst vorbei!« erklang es nach wie vor im Chore.

Jansen gab sich keine Mühe, seine Leute von ihrem Aberglauben zu befreien, machte sie nicht darauf aufmerksam, daß ein echtes Seegespenst doch eigentlich unsterblich sein müsse – er ging vielmehr auf die Idee seiner Leute ein.

»Well, so ist es eben auch mit unserer Herrlichkeit vorbei. Aber sagt, Leute, wollen wir jetzt etwa Selbstmord begehen?«

Nein, daran dachte niemand.

»Leben wollen wir schon noch, der Wille hat nur wenig Zweck, jetzt sind wir geliefert, so oder so.«

»Also wir wollen dieses christliche Zigeunerleben weiterführen?«

»Solange es geht, ja.«

»Und habt ihr schon einmal daran gedacht, daß auch ich nur ein sterblicher Mensch bin? Was fangt ihr nun an, wenn ich euch einst verlassen muß?«

Es war fast, als hätte Jansen etwas für diese Matrosen völlig Unverständliches gesagt.

»Ach, Käpt'n, Euch kann doch niemand etwas anhaben,« wurde dann gemeint.

»Nanu! Bin ich denn etwa gegen eine Kugel gefeit?«

»Jawohl, das seid Ihr!«

Und das war allerdings die felsenfeste Ueberzeugung der ganzen Mannschaft. Denn Jansen hatte schon viel, viel mehr Proben von seiner scheinbaren Unverwundbarkeit gegeben, als er selbst bisher erwähnt.

»Doch, ich bin ein sterblicher Mensch, einmal wird mich dieses seltsame Glück doch verlassen, und . . . nun hört mich an, meine braven Jungen.«

Jansen begann der versammelten Mannschaft von dem Kapitän der ›Repentance‹ zu erzählen, daß das jener Adjutant sei, in dessen Hand er damals die englische Flagge so beleidigt habe, er schilderte mit zu Herzen gehenden Worten dessen ganzes Unglück – und nun habe dieser ihn zum Zweikampf auf Leben und Tod gefordert, nicht mehr aus Rache, sondern durch einen Schwur sei er dazu verpflichtet, und er, Jansen, wolle darauf eingehen, eben weil jener ein so wackerer Mann sei, der seine ganze Sympathie besitze.

Und diese einfachen Matrosen verstanden alles, auch das, was ihr Kapitän sonst nicht mit Worten ausdrücken konnte, wie man zum Beispiel mit einem Manne auf Leben und Tod kämpfen kann, für den man eigentlich die größte Freundschaft hegt.

»Na, da schießt den Kerl doch tot,« ließ sich nur eine einzige Stimme vernehmen, während alle anderen schweigend dastanden. »Euer Revolver ist ja unfehlbar!«

Es war Karlemann gewesen, und seinem Charakter war das auch ganz entsprechend. Schließlich mußte man ihm ja recht geben.

In Jansens Gesicht zuckte es, als er sich dem Jungen zuwandte.

»Wir werden gleichzeitig auf Kommando schießen,« sagte er aber nur, ganz ruhig.

»Ist das schon bestimmt ausgemacht?«

»Mit beiderseitiger Uebereinstimmung.«

»Hm, das ist fatal. Viel besser wäre doch gewesen, wenn gelost wurde, etwa gewürfelt, wer den ersten Schuß hat.«

»Und wenn der Lord nun doch den ersten Schuß bekommt?«

Man wird gleich merken, daß hinter dieser Frage eine Falle steckte, und Karlemann ging richtig hinein.

»Na, das wollte ich wohl arrangieren, daß Ihr den ersten Schuß bekämt.«

Diesmal war es Jansens Faust, welche zuckte. Aber er beherrschte sich. Es war eben Karlemann, der diesen Vorschlag machte, und dieser deutsche Zigeunerknabe hatte im Kopfe etwas zu viel und im Herzen etwas zu wenig, er war ein geborener Halunke, dem man aber so etwas gar nicht übelnehmen konnte. Für solche Charaktere, die für nichts verantwortlich zu machen sind oder sein sollen, hat man heutzutage das Wort ›Uebermensch‹ erfunden – ein ganz gefährliches Wort.

Dann plötzlich richtete sich Jansen mit einem förmlichen Ruck empor.

»Denkt nicht etwa, daß ich ihn schonen werde – er ist verpflichtet, mir nach dem Leben zu trachten, so werde auch ich mein möglichstes tun, ihn wenigstens mit mir in den Tod zu nehmen!!«

Mit rauher Stimme hatte er es hervorgestoßen – eigentlich doch ganz ohne Grund. Aber die Situation war danach angetan, daß es nicht besonders auffiel.

»Ja, meine Jungen,« fragte er dann mit veränderter Stimme, »was fangt ihr nun an, wenn ihr mich nicht mehr habt?«

Nur gedrücktes Schweigen antwortete, bis ein Matrose eine Entgegnung wußte, nach Matrosenweise.

»Dann sind auch wir futsch.«

»Nicht so. Doch dann könnt ihr machen, was ihr wollt, darüber habe ich nicht mehr zu bestimmen. Ich würde euch nur vorschlagen, erst einmal nach der Fucusinsel zu fahren, schon die ›Sturmbräut‹ bedarf der Reparatur, und dann könnt ihr Tischkoff um Rat fragen, was weiter geschehen soll. Der wird es schon wissen. Und nun, meine Jungen – falls das Unglück es doch will – lebt wohl!!«

Hatten all diese Männer eine Ahnung, was ihr Kapitän beabsichtigte? Wohl schwerlich. Und dennoch, es wurde eine regelrechte Abschiedsszene, im Grunde genommen ja ganz angebracht – und doch wieder nicht.

»Leb wohl, Jochen, leb wohl, Wilm, leb auch du wohl, mein braver Oskar . . . «

So schritt er die Front ab, jedem einzelnen die Hand schüttelnd.

Und »lebt wohl, Kapitän, lebt wohl, Käpt'n,« erklang es immer zurück, und niemand fand an diesem letzten Abschiedsgruß, der nur auf einen eventuellen Tod berechnet war, etwas Humoristisches, vielmehr fuhr manche losgelassene Hand schnell nach den Augen, viele hatten plötzlich das Bedürfnis, sich die Nase zu putzen, und da meistens Mangel an Taschentüchern war, so wurden dazu die Zipfel der Flausröcke benutzt oder noch einfacher die Finger.

Und da kam ja noch so manche Szene vor. Am unglücklichsten war Madam Hullogan.

»Will sich armer Käpt'n noch nicht sterben,« jammerte sie in einem fort, »soll sich unser Käpt'n noch leben hunderttausend Millionen Jahre!«

Und ihren Gatten, den Bootsmann Enoch, griff die ganze Sache so an, daß seine Beine immer krümmter wurden, bis er nicht mehr auf ihnen stehen konnte, sondern sich setzen mußte.

»Ach, das ist ja alles Mumpitz!« schrie dann wieder einmal Karlemann dazwischen. »Stecken Sie diesem verrückten Engländer doch eine Schrotpatrone in den . . . «

Dann begab sich Jansen zu den Verwundeten, ihnen gleichfalls ein ›Lebewohl‹ wünschend, ebenso wie dem einarmig gewordenen, in Bandagen liegenden Mahlsdorf.

Bei diesem Abschied kamen in seine Augen Tränen – schnell wandte er sich, um auch die im Zwischendeck aufgebahrten Toten noch einmal zu sehen.

Hierauf noch eine Besprechung mit Martin, dem zweiten Steuermann, dem er auch etwas von jener chinesischen Perlenbank erzählte, dann begab er sich in die Kajüte zurück.

»Ich bin bereit, Mylord.«

Er setzte sich schnell noch einmal an den Schreibtisch, schrieb etwas auf einen Zettel, steckte ihn in ein Kuvert, versiegelte dieses.

»Hier ist die genaue geographische Angabe, wo sich im chinesischen Meere die Perlmuschelbank befindet.«

»O, das ist ja nicht so ... «

»Stecken Sie ein!«

»Und wenn ich nun meinen Tod finde?«

»Dann wird Ihnen dieses Kuvert wieder abgenommen, wenn nicht von mir, dann von einem anderen, mein zweiter Steuermann ist darüber schon instruiert. Einverstanden?«

»Gewiß, ebenso habe auch ich es mir gedacht. Wenn Sie mich töten, dann soll Gott entschieden haben, dann habe ich auch sonst nichts mehr von Ihnen zu beanspruchen.«

Der Lord hatte das Kuvert in seiner Brusttasche geborgen.

»Wie ist's mit den Pistolen?« fragte Jansen.

»Ich dachte, daß jeder seinen eigenen Revolver benutzt.«

»Wie Sie bestimmen. Nur muß ich da erst sagen, daß ich keinen Revolver habe, mit dem ich nicht schon geschossen.«

»Und ich muß gestehen, daß ich mich mit einem besonderen Revolver eingeschossen habe.«

»Recht so, dann werde ich den wählen, bei dem ich mich am sichersten fühle. Also auf Kommando?«

»Ich dachte, daß ein anderer sekundenweise bis drei zählt, schon vorher ist in Front Stellung genommen und visiert, bei drei wird gefeuert.«

»Gut. Wer soll zählen?«

»Bestimmen Sie!«

»Weiß einer Ihrer Leute davon, etwa Ihr Steuermann, der auf mich einen sehr sympathischen Eindruck macht?«

»Ich habe ihm unterdessen berichtet, wer ich bin, um was es sich handelt – ein ganz vernünftiger Mann, er will nichts verurteilen – aber als Sekundant bei einem Zweikampfe dienen, das würde er niemals.«

»So schlage ich meinen zweiten Steuermann vor.«

»Sehr recht.«

»Dann sind wir wohl fertig.«

»Ich muß nur noch meine Waffe holen, sonst habe ich die Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen.«

Der Lord entfernte sich, um sich noch einmal an Bord seines Schiffes zu begeben, Jansen ging an den Waffenschrank und nahm den größten Revolver, den man gewöhnlich in seiner Hand sah, wenn es einen besonderen Schuß galt, öffnete nur einmal die Trommel, blickte hinein – sie enthielt sechs Patronen.

Als er sich an Deck begab, war der Lord schon wieder da, soeben untersuchte Karlemann dessen mitgebrachten Revolver, ebenfalls eine ansehnliche, langläufige Waffe, untersuchte jede Patrone einzeln, was allein schon beleidigend wirken mußte, denn es war geradezu, als ob Karlemann dächte, jener könne etwa gar Explosiv- oder Schrotpatronen benutzen.

Jansen machte dieser Szene schnell ein Ende, auch sonst waren die Vorbereitungen bald getroffen.

Martin zählte die zwanzig Schritte ab, die beiden Duellanten nahmen Stellung, so, daß keiner von der Sonne geblendet wurde.

»Fertig?«

»*Allright.*«

Die beiden erhoben die Revolver, drückten das linke Auge zu, visierten. Es war unverkennbar, daß der Lord auf die Brust, Jansen auf den Kopf des Gegners hielt.

Die ganze Mannschaft der ›Sturmbräut‹ bildete Spalier, auch die meisten der ›Repentance‹ hatten sich eingefunden, es herrschte eine atemlose Spannung.

»Eins,« begann Martin sekundenweise zu zählen, »zwei – drei ...«

Zwei Feuerströme aus entgegengesetzter Richtung mit einem einzigen Knall – Jansen blieb stehen, wie er gestanden hatte, besonders scharfsichtige Augen, wie es solche gibt, hatten ganz deutlich gesehen, wie die Kugel dicht an seiner linken Achsel vorbeigepiffen war – der junge Lord dagegen ließ den Revolver aus der erhobenen Hand fallen, dann warf er beide Arme hoch und schlug rückwärts zu Boden.

»Getroffen, getroffen!!« jubelte Karlemann und sprang hin zu dem Gestürzten. »Mitten durch die Stirn, mitten zwischen die Augen!!«

Da aber passierte auf der anderen Seite eine seltsame Szene.

Regungslos stand Jansen da, den noch rauchenden Revolver in der erhobenen Hand, sekundenlang – endlich senkte er ihn langsam – und dann neigte er langsam den Oberkörper vor – und so schlich er langsam auf den gestürzten Gegner zu – immer langsamer, immer zögernder – und immer stierer ward der Ausdruck seiner Augen.

Und so erreichte er endlich den regungslos Daliegenden.

Und Jansen beugte sich noch weiter vor, um das häßliche Loch zu betrachten, aus dem einige Tropfen Blut hervorsickerten, mitten zwischen den Augen, etwas über der Nasenwurzel.

»Das war ein Kapitalschuß, mitten zwischen die Augen!« mußte Karlemann noch einmal sagen.

Jansen hörte es, er mußte es doch selbst sehen – und dennoch wollte er es nicht glauben.

»Es ist nicht wahr,« murmelte er, aber es klang wie ein Röcheln.

»Was ist nicht wahr?« fragte der ganz glückliche Karlemann.

»Der ist mausetot.«

»Es ist nicht wahr – und es ist nicht wahr!! Ich träume nur!«

»Na, nun machen Sie doch keine Geschichten, Jansen!«

»Es ist nicht möglich – es ist nicht wahr – ich habe nur über seinen Kopf hinweggeschossen!«

»Wollten Sie? Aber Sie haben ihn mitten zwischen die Augen getroffen.«

Da richtete sich Jansen langsam wieder auf, hob den Revolver, untersuchte die Kammer, die abgeschossene Patrone – und plötzlich begannen seine Hände so zu zittern, daß sie die Waffe nicht mehr halten konnten, und dann schlug er laut aufstöhnend wie ein verwundeter Büffel diese zitternden Hände vor das Gesicht.

»Zum Mörder geworden – wiederum ohne meine Absicht!!!«

Dann aber plötzlich ein wildes Lachen, schnell bückte er sich

...

»Mein erster Fehlschuß, es soll auch mein letzter gewesen sein!!«

Blitzschnell hatte er den Revolver wieder aufgerafft, die Mündung gegen seine Schläfe gesetzt ...

»Um Gott, Kapitän, was tut Ihr!!!«

Von allen Seiten waren sie auf ihn zugesprungen, wuchtige Fäuste schlugen auf seinen Arm – aber sie waren zu spät gekommen, es hatte schon geknackt, einmal, zweimal.

Nur geknackt, nicht geknallt!

Und da machte der Kapitän ein solches Gesicht, daß sie von ihm ließen, er senkte ja auch schon den Revolver, betrachtete ihn, öffnete die Kammer – zweimal hatte der Hahn auf je eine Patrone geschlagen, alle beide hatten versagt – Jansen drehte die Trommel zurück, hob den Revolver, schoß zweimal in die Luft – und diesmal versagten dieselben Patronen nicht, alle beide gingen sofort los – und da brach Jansen abermals in ein schallendes Gelächter aus, bis er zuletzt mit dem Fuße aufstampfte.

»Bei Gott und bei allen Teufeln!« rief er. »Wohlan denn, wenn mich der Tod durchaus nicht haben will, da mag es denn so weitergehen!!!«

DER MENSCH DENKT . . .

Acht Tage später näherte sich die ›Sturmbraut‹, mit der Messervorrichtung die grünen Schlingpflanzen durchschneidend, wieder einmal, der Fucusinsel.

An Bord ging alles in demselben Gleise. Dieselben Gesichter, gewöhnlich gleichmütig, manchmal finster, manchmal heiter – schon konnte man auch hin und wieder Scherze hören, selbst vom Kapitän.

Was war denn auch weiter passiert? Es fehlten sechs Mann. Dafür waren es Seeleute gewesen. Sie hätten hübsch zu Hause bleiben sollen, wenn sie in ihren Betten hatten sterben wollen. Die anderen Verwundeten würden bald wiederhergestellt sein, einer, nur mit einem Beine, konnte schon noch zu leichter Arbeit verwendet werden, und daß der erste Steuermann nach einigen Wochen mit nur einem Arme auf der Kommandobrücke stehen würde, hatte auch nicht viel zu sagen.

Der Riesendampfer, auch die kleineren Fahrzeuge waren schon deutlich zu erkennen.

»Das sieht recht merkwürdig aus,« brummte Jansen, der jetzt mit Steuermannsdienste versah.

»Ja, recht einsam,« bestätigte Martin. »Und hatte Mr. Tischkoff nicht alle die kleineren Fahrzeuge vernichten wollen, um den internierten Soldaten eine Flucht unmöglich zu machen?«

»Das hatte er allerdings tun wollen. Das heißt, von einem Vernichten der Fahrzeuge wie der Galeerenjacht hat er damals nicht gerade gesprochen, sondern nur, daß er den Gefangenen eben jede Gelegenheit zur Flucht nehmen würde.«

»Wie wollte er das aber anders erreichen, als durch Versenken oder sonstige Vernichtung dieser Boote?«

»Ja, mein lieber Martin, da müssen Sie diesen Geheimniskrämer wohl selbst fragen,« lachte Jansen.

Martin war wohl derjenige, welcher unseren Helden am besten verstanden hat. Dieser zweite Steuermann wußte immer ganz genau, wann er den Kapitän nach allem Beliebigen fragen durfte, ohne eine barsche Zurückweisung befürchten zu müssen.

Jetzt fanden auch die Matrosen die Sache auffällig. Es mußte doch eine Wache da sein, welche die Ankunft eines Schiffes meldete, das hätte doch einige Aufregung hervorrufen müssen.

Statt dessen war kein Mensch zu erblicken, keine Flagge, kein anderes Signal.

Die ›Sturmbräut‹ kam in den freien Wasserstreifen, legte neben dem Riesendampfer bei, Jansen erstieg die noch herabhängende Treppe, deren Messinggeländer schon längst nicht mehr geputzt worden war.

Wohl hatte Jansen während seiner langen Abwesenheit mit der Fucusinsel immer durch Briefmöwen in Verbindung gestanden, aber nur, um diese in Uebung zu erhalten. Das heißt, ab und zu hatte man eine Möwe fliegen lassen, mit einem kurzen Bericht über die letzten Geschehnisse, meistens aber nur mit Angabe des Ortes und der Zeit des Ausfluges, und die immer zurückkehrende Möwe hatte niemals etwas anderes mitgebracht als wiederum die Zeitangabe ihres Eintreffens auf der Insel.

In dieser Hinsicht also war Tischkoff immer auf seinem Posten gewesen, aber sonst hatte er nichts von sich oder über die gefangenen Soldaten hören lassen. Die Worte jener letzten, prophetischen Mitteilung waren seine einzigen gewesen.

An Deck kein Mensch. Es sah überhaupt alles so verlassen aus. Besonders auch an Land. Gleich am Strande war ein großer Gemüsegarten gewesen – alles verwildert, selbst die Wege schon mit Unkraut bewachsen.

»Das sieht doch gerade aus, als ob die Insel verlassen worden wäre,« wandte sich Jansen an Karlemann, der ihm gefolgt war.

»Hm, gearbeitet ist hier wenigstens nicht viel worden. Die scheinen ihren Wohnsitz ins Gebirge verlegt zu haben, vor vierzehn Tagen wenigstens muß doch noch jemand an der Möwenstation gewesen sein.«

»Es war Tischkoffs eigene Schrift.«

»Na, dann muß doch Tischkoff noch hier sein, wenn er in diesen vierzehn Tagen nicht gestorben ist.«

»So wollen wir uns nach der Möwenstation begeben.«

»Um zu erfahren, ob er dort ist? Das können wir einfacher haben.«

»Wie das?«

»Indem wir eine Möwe mit einer Anfrage abschicken.«

Ja, das war einfach genug, und es geschah alsbald.

»Wir liegen an dieser Insel. Sind Sie auf der Möwenstation?« lautete die Frage, welche eine Möwe um den Hals bekam, und sofort schoß sie auf den Inselberg zu, um nach fünf Minuten zurückzukehren.

»Ja, und ich erwarte Sie hier, wenn Sie mir nicht andere Nachricht zukommen lassen.«

In einer halben Stunde hatte Jansen den Berggipfel erreicht, begleitet von Karlemann, den zurückzuweisen er keinen Grund hatte.

Der Berggipfel hatte einen ziemlichen Umfang, war wild zerklüftet, besonders auch hatte die vulkanische Kraft, welche den ganzen Berg geschaffen, hier oben zahlreiche große Höhlen gebildet.

In einer solchen befanden sich die Verschläge für die gezähmten Möwen, in der daneben war alles untergebracht, was zu ihrer Fütterung und sonstigen Pflege gebraucht wurde, durch einen Zugheimer konnte man aus der etwas tiefer liegenden Quelle Wasser heraufbefördern, und auf der anderen Seite befand sich eine dritte, sehr geräumige Höhle, in der früher Handwerkszeug untergebracht gewesen war.

Das war alles ausgeräumt worden, diese Höhle diente jetzt als Aufenthalt eines modernen Robinsons, der sich hier als Gelehrter, als Bücherwurm etabliert hatte. Das heißt, ihre Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, die auf Stellagen ruhten, am meisten fielen die dicken Schweinslederbände auf, welche einst Tischkoffs Kabine in der ›Sturmbräut‹ fast völlig ausgefüllt hatten – dann noch ein Tisch und Stuhl, freilich von dem Robinson nicht selbst gezimmert, sondern von der ›Indianarwa‹ stammend, das Lager nur aus einem etwas schrägliegenden Brette mit einigen Decken bestehend, und neben dem Eingange verrieten Spuren, daß dieser Höhlenbewohner auch sonst alles verschmähte, was ihm der noch immer reich ausgestattete Passagierdampfer bieten konnte, daß er nämlich sein Essen ganz primitiv zwischen zwei Steinen kochte.

Tischkoff saß vor dem Tische und schrieb, ganz so, wie man ihn früher in seiner Kabine immer gesehen hatte, in einen Talar aus schwarzem Samt gehüllt, das weiße Haar mit einem Samtbaret bedeckt.

Ein ganz seltsamer Anblick, dieser Schreiber in altertümlicher Gelehrtentracht – die z. B. auch der romantische Richard Wagner bevorzugte – hier auf dieser einsamen Fucusinsel, in dieser Höhle, umschwirrt von weißgefiederten Möwen.

Tischkoff mußte die auf dem Stein schallenden Schritte hören, aber zunächst wandte er gar nicht den Kopf, schrieb ruhig weiter.

»Einen Augenblick, ich bin gleich fertig . . . so, nun stehe ich zu Diensten.«

Er war aufgestanden, noch ganz derselbe, das von zahllosen Fältchen durchfurchte Gesicht von so ruhiger Heiterkeit wie immer. Geradezu auffallend war auch, daß an dem schwarzen Samtkostüm kein Stäubchen haftete, auf sein Aeußeres hielt er also wie immer.

Ein Händedruck, ein freundliches Lächeln – sonst weiter nichts von seiten Tischkoffs.

»Wo sind die englischen Soldaten?« mußte natürlich Jansens erste Frage sein.

»Alle tot.«

»Tot?!«

»An den Pocken gestorben. Sie brachen aus, zuerst bei einem – alle anderen wurden angesteckt, sind sämtlich gestorben. Kaum vier Wochen nach Ihrer Abreise. Ich habe mein möglichstes getan, konnte sie aber nicht retten.«

Jansen betrachtete den Sprecher mit scharfem Blick. Sein gewöhnliches Lächeln hatte ihn einmal verlassen, er war bei dieser Mitteilung sehr ernst geworden.

Nein, schnell hatte Jansen den Gedanken wieder verworfen, daß dieser Mann solch eines Massenmordes fähig sei, um sich unliebsamer Gesellschafter zu entledigen. Und schließlich wäre unser Held gar nicht mehr so sehr entsetzt darüber gewesen, er hatte schon gar zu viel durchgemacht.

»Und Sie selbst sind davon verschont geblieben?«

»Ich?«

Mit einem schmerzlichen Seufzer wandte sich Tischkoff etwas zur Seite, und Jansen hatte im letzten Augenblick ein ganz altes, eingefallenes Gesicht gesehen, das mit dem sonstigen gar keine Aehnlichkeit mehr hatte.

Wollte er damit sagen, daß ihm keine Pocken und keine andere Krankheit etwas anhaben könnten, da er sich ja einmal mit dem ewigen Juden verglichen hatte, der den ersehnten Tod nicht finden kann?

Als Tischkoff nach einer Sekunde jenem sein Gesicht wieder zudrehte, war es ganz das frühere, nur eben in der Erinnerung an das Erlebte sehr ernst.

»Ja, ich blieb verschont. Alte Leute, wenn sie sonst noch kernfest sind, werden überhaupt viel weniger leicht von derartigem Seuchengift infiziert.«

Jansen wollte diese Erklärung gelten lassen, mußte es wohl.

»Weshalb hausen Sie hier oben?« war seine nächste Frage.

»Ja, das geht doch nicht anders.«

»Wieso nicht?«

»Wegen der Möwen, die ich ja stündlich erwarten kann.«

»O, das tut mir leid!« sagte Jansen mit aufrichtigem Bedauern.

»*Nevermind*. Ich habe viel über das Problem nachgegrübelt, wie ich eine ankommende Möwe von hier aus sofort nach jener Kabine dirigieren könne, in der ich mich auf der ›Indianarwa‹ häuslich eingerichtet hatte, daß sie etwa durch das Bollauge geflogen kommt, um mir ihren Zettel abzugeben, vermochte dieses Problem aber nicht zu lösen. Mr. Algots, können Sie das nicht?«

Karlemann rieb sich erst lange seine schmutzige Nase, um dann zu entgegnen.

»Nee, sogleich nicht, die Geschichte ist auch gar nicht so einfach.«

»Dann muß ich wohl hier oben bleiben. Und was führt Sie nun hierher?«

Jansen begann von seinen letzten Erlebnissen zu erzählen, zwar so kurz wie möglich, aber doch nichts vergessend.

Karlemann fand das bald langweilig, erst kümmerte er sich um die Möwen, dann spazierte er weiter davon.

Darauf schien Jansen nur gewartet zu haben, jetzt machte er es noch kürzer, aber noch immer nichts übergehend, bis er den Kampf mit der falschen ›Sturmbraut‹ und das Duell mit Lord Leicester schilderte.

Tischkoff war ein aufmerksamer Zuhörer, aber durch nichts zu erschüttern.

Und Jansen verriet nur noch durch ein leises Zittern der Stimme, was damals in ihm vorgegangen war.

»Ja, es war meine feste Absicht gewesen, mich von ihm töten zu lassen – und ich hatte doch so sorgsam gezielt – mindestens einen Zoll hoch mußte meine Kugel über seinen Kopf hinweggehen – und ich war doch gerade mit diesem Revolver so sicher – da muß

ich meinen ersten Fehlschuß tun, ihn mitten zwischen die Augen treffen. O Gott, o Gott!!«

Tischkoff hatte zunächst nur ein bedauerndes Achselzucken.

»Es war das Verhängnis des jungen Mannes,« meinte er dann.

»Und das meine.«

»Ja, auch das Ihre.«

»Sie glauben an ein Verhängnis?«

»Ja. Was wurde denn nun aus der ›Repentance‹, wie faßten die das auf?«

»Der erste Steuermann trug alles protokollarisch ins Logbuch ein, er glaubte meiner Versicherung, daß ich gar nicht beabsichtigt hatte, den Lord zu töten, obgleich ich mir gar keine besondere Mühe gab, ihn davon zu überzeugen – er wollte sich zunächst in den Heimatshafen des Schiffes, nach Boston, begeben. Doch das ist ja jetzt alles Nebensache. Sie glauben an ein Verhängnis?«

»Ja, wie ich schon sagte. Was geschah nun mit dem Seeräuberschiffe ... «

»Bitte, weichen Sie mir doch nicht aus. Das versenkten wir. Sie glauben, daß jedem Menschen schon sein Schicksal bestimmt ist?«

»Ja, und zwar bis ins kleinste Detail hinein, bis zu dem Haar, das ihm vom Kopfe fällt – und dennoch ist jeder Mensch freier Herr über seinen Willen, kann tun und lassen, was er will.«

»Wie ist denn das zu vereinen?«

»Das ... kann ich Ihnen nicht erklären. Das kann nur durch eine geistige Offenbarung begriffen werden.«

»Ich verstehe – indem ich erkläre, es nicht begreifen zu können. Aber ich glaube, daß die Vorherbestimmung des Schicksals und eine vollkommene Willensfreiheit zu vereinen sind. Kennen Sie den Boëtius?«

»Ja, dieser Philosoph hat eine Erklärung für die Zusammenreimung dieser Widersprüche versucht, und ich glaube, daß es ihm ziemlich gut gelungen ist.«

»Ich aber muß gestehen, daß ich auch den Boëtius nicht verstanden habe. Uebrigens habe ich einen viel einfacheren Beweis, daß jeder Mensch wirklich sein Schicksal erfüllen muß, das ihm im voraus bestimmt worden ist – obgleich er immer freier Herr seines Willens bleibt.«

»Nun?«

»Einfach, weil es Menschen gibt, welche die Sehergabe besitzen, welche also den Schleier der Zukunft lüften können.«

»Woher wollen Sie denn wissen, daß es solche Menschen gibt?« tat Tischkoff ganz erstaunt.

»Sie fragen auch noch? Sie selbst sind doch ein Seher, wie ich Ihnen auch damals geschrieben habe, und schon oft habe ich ja davon eine Probe bekommen, doch erst neulich wieder, als Sie mich durch die Straße von Corvo schickten . . . «

Da machte Tischkoff wieder seine eigentümlich abwehrende Bewegung, die keinen Widerspruch duldete.

»Sprechen Sie nicht davon,« sagte er finster, »ich weiß nichts davon, will nichts davon wissen!«

Und mit einem Ausbruch von furchtbarem Seelenschmerze setzte er mit ganz veränderter, fast verzweifelnder Stimme hinzu:

»Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich mich das macht, wie tief, tief unglücklich!!«

Ja, das ist es! Dieser Russe hatte es ausgesprochen.

Daß der Schreiber dieses selbst an eine Medienschaft und dergleichen glaubt, hat der Leser wohl schon gemerkt. Er ist durch unleugbare Tatsachen, besonders in Indien, davon fest überzeugt worden. Aber er hat auch ein sicheres Mittel, um zu unterscheiden, ob die Personen, welche übersinnliche Phänomene zustande bringen, Betrüger sind oder nicht, woraus dann natürlich auch auf das geschlossen werden kann, was sie erzeugen oder sonst leisten, ob sie also wirkliche Medien oder nur betrügerische Taschenspieler sind.

Mit kurzen Worten läßt es sich sagen: Alle diese Medien, Fakire und Derwische, welche durch Geburt zu übernatürlichen Fähigkeiten veranlagt sind oder sich durch künstliche Mittel darin ausgebildet haben, sind unglückliche Menschen! Sie brauchen keine Melancholiker zu sein, keine Kopfhänger, sie können für gewöhnlich ganz heiter erscheinen – aber sobald man vertrauter wird, da erfährt man, wie tief, tief unglücklich sie sind. Weswegen, das wissen sie gewöhnlich selbst nicht zu sagen. Das ist mit Worten eben gar nicht zu definieren. Sie fühlen, daß sie keine natürlichen Menschen mehr sind. Oder aber, um ein sehr treffendes Gleichnis zu wählen, einen Menschen deshalb glücklich zu nennen, weil er etwa die Gabe des zweiten Gesichtes besitzt, in die Zukunft zu blicken vermag, das wäre genau so, als wolle man einen Zwitter beneiden, weil dieser niemals die Sehnsucht der Liebe mit ihren stets nachfolgenden Schmerzen, beim Manne wie beim Weibe, kennen lernt.

Ja, hier soll es einmal gesagt werden: alle diese Medien sind Zwitter, d. h. geistige, seelische, nämlich zwischen dem Menschen, für den die Erde geschaffen ist, und zwischen jener anderen Region, von der wir noch so gut wie gar nichts wissen, und über die wir wohl auch niemals etwas Positives erfahren werden, in der wir aber schon ganz sicher manchmal während des Schlafes verweilen – – und merkwürdig ist es, daß diese Medien sehr oft, wenn auch durchaus nicht immer, zugleich körperlich Zwitter sind.

Es ist ganz zweifellos, daß man durch fortgesetztes Nachtwachen, Fasten und gewisse Uebungen in sich übernatürliche Fähigkeiten entwickeln kann. Aber man darf niemand raten, es zu versuchen. Es ist nicht nur über-, sondern auch durchaus unnatürlich. Mit dem Erfolge wird auch alle Lebensfreudigkeit verloren, eine drohende Stimme der Natur hält den Betreffenden warnend davon ab, diese Fähigkeiten zu benutzen, am wenigsten gegen Geld; nun aber lassen sich Medien doch durch den Glanz des Goldes

blenden, durch öffentliche Ausübung ihrer phänomenalen Gaben verlieren sie diese wieder – jetzt werden sie zu Betrügern, wenn sie nicht schon vorher körperlich und seelisch gebrochen im Irrenhause enden.

»Lassen Sie mich!« rief Tischkoff nochmals mit abwehrender Handbewegung.

Aber diesmal ließ sich Jansen nicht zurückweisen.

»Nein, nur dieses eine Mal noch möchte ich Ihre Sehergabe in Anspruch nehmen.«

Tischkoff schien doch etwas darauf eingehen zu wollen.

»Worüber?«

»Ueber mich selbst – über die Art meines zukünftigen Todes.«

Da hob Tischkoff warnend die Hand.

»Kein Mensch wage, den Schleier der Zukunft zu lüften!!«

»Haben Sie mir nicht auch gesagt, wo ich jenem Piratenschiff begegnen würde?«

»Das war etwas ganz anderes – und niemals tue ich es wieder!«

»Wenn Sie wüßten, was ich vorhabe, ließen Sie sich vielleicht doch erweichen.«

»Was haben Sie vor?«

»Hören Sie mich an!«

Jansen setzte sich auf eine der herumstehenden Kisten, in denen Tischkoff wohl seine Bücher heraufgetragen hatte.

»Vor einigen Tagen habe ich einen Selbstmordversuch begangen,« begann er.

Das war allerdings etwas, was Tischkoff nicht zu hören erwartet hatte, hoch blickte er auf.

»Einen Selbstmordversuch?«

»Ja.«

Und Jansen erzählte, wie er damals, als er den Lord versehentlich erschossen, die Waffe gegen sich selbst erhob und zweimal losgedrückt habe.

»Zweimal versagte der Revolver. Mir unbegreiflich. Zum ersten Male bei diesem Revolver passiert, bei diesen Patronen. Dann, als ich in die Luft feuerte, waren sie ganz intakt. Es ist eben mein Schicksal, an das auch ich jetzt glaube, daß ich auf andere Weise enden soll. Doch das nur jetzt nebenbei. Es war mein fester Wille, mich von dem Lord töten zu lassen. Ich war an seinem ganzen Unglück schuld, durch meinen Tod konnte er sich rehabilitieren – kurz, er sollte mich töten. Ich wollte immer vorbeischießen, einmal würde er mich doch tödlich treffen. Und noch etwas anderes trieb mich zu diesem Entschlusse, nicht nur, um dem jungen Manne gefällig zu sein. Sagt, Tischkoff, führen wir nicht ein elendes Leben?«

»Jeder muß den Wert seines Lebens selbst einschätzen,« entgegnete er ausweichend.

»Es ist ein elendes Leben,« fuhr Jansen mit leiser, schwermütiger Stimme fort. »Wie die wilden Tiere, wie die Haifische werden wir gejagt. Wir gelten als Seeräuber, jeder Hundsfott würde als Held bewundert werden, der uns den Garaus macht, auch durch die schurkischste Hinterlist. Haben wir denn dieses Los verdient? Wodurch? Doch es ist nutzlos, darüber nachzugrübeln, uns verteidigen zu wollen. Es ist so, wie es ist. Wir sind vogelfreie Desperados, die nirgends mehr Proviant einnehmen dürfen, ohne Gift fürchten zu müssen. Und mehr noch: jeder Schuft kann sich für mich ausgeben, sein Schiff für meine ›Sturmbräut‹, er kann unter meinem Namen Verbrechen begehen und ... es wird ihm geglaubt!

»Seht, Tischkoff, diese furchtbare Erkenntnis war es, die mich überwältigte, mir das Leben verleidete. Deshalb sollte mich der Lord im Zweikampfe töten. Und als ich nun an seiner Leiche

stand, das häßliche Loch in seiner Stirn sah, wo ich ihn doch hatte schonen wollen, da empfand ich erst recht, welch grausames Spiel doch das Schicksal mit mir treibt, und in furchtbarster Verzweiflung richtete ich die Waffe gegen mich selbst.

»Sie versagte. Zweimal. Da packte mich ein wilder Trotz gegen dieses grausame Schicksal. Ja, nun wollte ich denn auch leben bleiben, meinerwegen ein regelrechter Seeräuber werden.

»Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Ach, Tischkoff, ich habe während der Fahrt bis hierher gar viel durchgemacht, als ich mich tagelang in meiner Kabine eingeschlossen hielt. Ich verglich mein früheres Schicksal, da ich ein so glücklicher Mensch gewesen, mit jetzt, und immer größer ward meine Verzweiflung, wie ich sie noch nie gekannt.

»Und da plötzlich kam es wie der heilige Geist über mich, der mir den Weg zur Erlösung aus dieser Trübsal zeigte . . . «

Mit leuchtenden Augen sprang Jansen jäh von seinem Sitze empor.

»Tischkoff, ich weiß, was ich zu tun habe – wie ich wieder ein ehrlicher Mann werden kann!!«

»Nun?« fragte Tischkoff ziemlich gelassen.

»Ich – stelle – mich – den Gerichten!!«

»Welchem Gericht?«

»Dem englischen; denn England habe ich doch den größten Schaden zugefügt, von England geht alles aus, besonders die auf meinen Kopf gesetzte Prämie – England kann mich auch wieder zum anerkannten Handelskapitän machen.«

»Hm. Ich beabsichtigte schon einmal, Ihnen ganz denselben Vorschlag zu machen. Er ist Ihnen also von selbst gekommen. Wie denken Sie sich nun die ganze Sache?«

Jansen hatte sich wieder gesetzt, war wieder ruhig geworden.

»Was habe ich getan?« fuhr er fort. »Zwei englische Kriegsschiffe vernichtet. Alles andere kommt gar nicht in Betracht.

Auch mein Aufenthalt in New-York war doch nur ein verwegener Streich, nichts weiter. Ich habe es nur mit England zu tun. So will ich mich nach England begeben und mich aburteilen lassen. Allerdings mit Vorbehalt, es ist eine Art von Bestechung dabei. Ich erbiere mich, die beiden von mir vernichteten Schiffe zu ersetzen. Oder noch mehr: ich biete das Geheimnis der Perlenbank an.«

»Ja, wofür wollen Sie denn das eigentlich anbieten?«

»Nun, natürlich für meine und meiner Leute vollkommene Amnestie, daß wir wieder als ehrliche Seeleute gelten.«

»Hm, das nennt man aber eigentlich nicht, sich einem gerechten Richterspruch unterwerfen.«

»Nein, allerdings nicht. Ich sprach ja auch schon von einer gewissen Bestechung. Doch eine solche liegt im Grunde genommen gar nicht vor. Ich will nur den von mir angerichteten Schaden wieder gutmachen, so weit ein Mensch das kann. Hängen lassen will ich mich freilich nicht, auch nicht lebenslänglich ins Zuchthaus sperren, kein halbes Jahr – das ertrüge ich nicht. Lieber den Tod. Ja, lieber den Tod! Also ich unterwerfe mich dem englischen Richterspruche. Genügt die von mir angebotene Sühne, dann ist alles gut, dann bin ich rehabilitiert, mit mir alle meine Jungen – verwirft man mein Angebot, verurteilt man mich, zum Galgen, zu Gefängnis, gleichviel auf wie lange, dann . . . werde ich mich freiwillig töten. Immer wird der Revolver doch nicht versagen, wenn ich ihn gegen meine Schläfe setze. Verstehen Sie nun, was ich will?«

»Ja, ich verstehe,« entgegnete Tischkoff kalt. »Und was sagen Ihre Leute dazu?«

»O, da muß ich Ihnen etwas Herrliches erzählen! Wie gesagt, dieser Vorsatz kam mir in der Einsamkeit meiner Kabine. Als mein Plan fix und fertig war – vorgestern erst ist es gewesen – ließ ich meine Jungen antreten, erklärte ihnen, was ich beabsichtige. Es handelte sich nur noch darum, auf welche Weise ich mich nach London begeben sollte, wo unterdessen die ›Sturmbräut‹ blieb,

was aus meinen Jungen würde, wenn ich ihnen einen abschlägigen Bescheid zukommen lassen müßte, der zugleich meinem Leben ein freiwilliges Ende setzen würde, so daß die ›Sturmbraut‹ keinen Kapitän mehr hätte.

»Der Schreck meiner Leute ob dieser Offenbarung war groß. Dann erbat man sich Bedenkzeit, traten zur Beratung zusammen. Und das Resultat derselben? Sie alle wollen mit ihrem Kapitän leben . . . oder sterben!«

»Dieses Resultat hatten Sie doch auch erwartet?«

»Ja, ich gestehe es,« entgegnete Jansen mit seiner gewöhnlichen Offenheit. »Und dennoch, es war eine herrliche, überwältigende Szene. Ich habe dann geweint wie ein Kind.«

»Was wollen Sie nun tun?«

»Zunächst setze ich eine Denkschrift auf, alles das enthaltend, was ich Ihnen vorhin mitgeteilt habe, meine Bedingungen usw. Diese schicke ich an das Londoner Seemannsamt, welches sie weitergeben mag. Entweder laufe ich wegen ihrer Beförderung vorher doch einen Hafen an, oder ich halte einen Postdampfer auf, der nach London geht.

»Dann begeben sich mit der ›Sturmbraut‹ langsam nach England. Direkt in einen Londoner Hafen gehe ich natürlich nicht hinein. Auf diese Weise stelle ich mich nicht. Ich bin überhaupt kein schuldbewußter Verbrecher, sondern ich betrachte mich mehr als Englands Feind, mit dem England Krieg geführt hat, der jetzt freiwillig aus besserer Einsicht kapitulieren will.

»Wahrscheinlich werde ich nach Dover gehen, welches mit London in kürzester Eisenbahnverbindung steht. Dort lege ich mich mit der ›Sturmbraut‹ weit draußen vor Anker. Unterdessen hat man Zeit gehabt, meine Denkschrift zu prüfen. Wer mit mir unterhandeln will, muß zu mir an Bord . . . «

»Die werden sich schön hüten,« unterbrach Tischkoff mit einem kurzen Lachen, das allerdings nicht beleidigen konnte.

»O, das lassen Sie nur meine Sache sein! Sie wissen doch, wie ich es mit den beiden südamerikanischen Republiken gemacht habe, die mir ebenfalls vollkommen Amnestie erteilten. Leicht möglich, daß ich auch hier mir vorher einige Geiseln besorge, Respektspersonen, damit man meine ›Sturmbräut‹ nicht vom Lande aus in den Grund schießt. Nur nicht so wie in New-York will ich handeln, das heißt, mich nicht direkt in einen Hafen zwischen andere Schiffe legen; denn werde ich verurteilt, dann muß auch meine ›Sturmbräut‹ in die Luft fliegen, und noch mehr Schaden anrichten, daß auch Unschuldige unter unserer Vernichtung leiden, das will ich nicht!«

»Also wenn Sie kein Gehör finden, wollen Sie sich in die Luft sprengen?«

»Ja.«

»Und alle Ihre Leute sind damit einverstanden?«

»Von diesen geht der Vorschlag zuerst aus. Entweder als freie Männer leben dürfen . . . oder sterben!«

»Sehr anerkennenswert! Ich wenigstens finde etwas Heldenhaftes dabei. Kein einziger hat sich davon ausgeschlossen?«

»Nur einer.«

»Wer?«

»Karlemann – Algots.«

»Das dachte ich mir.«

Und auch Jansen hatte es leichthin gesagt.

»Karlemann nennt mich natürlich einen Narren. Mag er! Ich kenne seinen Charakter zur Genüge, deshalb kann ich ihm auch nicht verübeln, wenn er anders denkt. Er hatte mir übrigens schon früher einmal gesagt, daß er durchaus keine Lust habe, freiwillig in die Luft zu fliegen.«

»Was hat er sonst vor?«

»Was weiß er selbst noch nicht, würde es mir wohl auch kaum verraten. Zunächst wird er eine Gelegenheit suchen, mich verlassen zu können. Und seinen Aschantischatz nimmt er natürlich mit.«

»Und Sie?«

»Ich verproviantiere mich hier, nehme Trinkwasser und Kohlen ein, dann geht es sofort nach England.«

»So wünsche ich Ihnen und Ihren Leuten viel Glück!«

Einige Zeit blickte Jansen den alten Mann, der ihm nie ein Freund geworden, gespannt an.

»Wollen Sie mir nicht meine Bitte erfüllen? Es dürfte die letzte sein.«

»Welche Bitte?«

»Mir meine Zukunft zu enthüllen.«

»Nein!« entgegnete Tischkoff schroff.

Dann aber wandte er sich wieder dem Bittenden zu.

»Ja, ich könnte es. Wenn ich Ihnen aber nun sagte, daß man Sie zu London aufhängen wird – dann würden Sie wohl gar nicht erst nach England gehen?«

Jansen ward blaß bis an die Lippen, dann aber fuhr er jäh empor.

»Herr, wofür halten Sie mich?! Mein Entschluß ist gefaßt!«

»Ja, aber wozu wollen Sie da überhaupt erst Ihr zukünftiges Schicksal erfahren, zumal, da auch Sie daran glauben, daß kein Mensch seinem Verhängnis entgeht?«

»Sie haben recht, aber – aber . . . «

»Schon gut, schon gut!« kam Tischkoff dem Stockenden mit seinem freundlichen Lächeln zu Hilfe. »Sie sind ein Mensch, und das sagt genug. Nun denn: Ja, ich kenne Ihre Zukunft, habe mich darum gekümmert, habe es tun müssen – Sie werden im hohen Alter eines natürlichen Todes sterben.«

Da leuchteten Jansens Augen auf, um gleich noch einmal einen zweifelnden Ausdruck anzunehmen.

»Im Zuchthaus?«

»Als freier Mann. Doch nun genug, es war mein letztes Wort.«

»Und was werde ich in London . . . ?«

»Hören Sie nicht?! Es war mein letztes Wort!«

Und Jansen konnte auch zufrieden sein.

. . . UND GOTT LENKT!

Eine Woche verging. Die ›Sturmbräut‹ war an der Seite des Riesendampfers, wie schon einmal, etwas aus dem Wasser emporgewunden worden, die Heizer, alles gelernte Schlosser, vernieteten unter Aufsicht der Ingenieure die Schußlöcher, während die Matrosen die Takelage wieder in Ordnung brachten, dann wurde eine große Jagd auf die verwilderten Rinder und anderen Tiere abgehalten, ihr Fleisch gesalzen, die Kohlenbunker wie die Wassertanks wieder gefüllt.

Nichts war davon zu merken, daß die Matrosen sich auf eine Fahrt vorbereiteten, welche wahrscheinlich mit ihrem Tode endete. Wahrscheinlich, nicht nur vielleicht! Denn wenn man heimliche Gespräche belauschte, so konnte man hören, daß sich die meisten Matrosen durchaus keiner großen Hoffnung hingaben, die englische Regierung würde auf die Vorschläge eingehen.

Aber deshalb war nicht die geringste Niedergeschlagenheit vorhanden.

»Na, dann fliegen wir eben in die Luft – Hauptsache ist, daß wir nach dem Tode nicht auf dem Meeresgrunde und auch nicht in Kellern und Speisekammern herumzuspucken brauchen.«

So wurde überall während der Arbeit und in der Freizeit gesprochen. Alle diese Männer, von denen kein einziger auch nur die geringste verbrecherische Anlage hatte, waren eben dieses Desperadolebens überdrüssig, nun freuten sie sich, daß darin eine Wendung eintreten sollte, mochte diese auch ausfallen, wie sie wolle.

Nur bei einigen ward diese Stimmung umgeändert, was aber dem Ganzen wenig Abbruch tat.

Karlemann wollte da also nicht mitmachen, sondern die ›Sturmbraut‹ bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verlassen, um seine eigenen Wege zu gehen.

Er hatte nicht erwartet, hier noch dieselben größeren und kleineren Fahrzeuge wiederzusehen, welche man früher nach und nach hierhergebracht hatte, so z. B. das einem Kaper abgenommene Kornschiff, ferner auch das gedeckte Segelboot, mit einer Hilfsmaschine ausgerüstet, mit dem sich damals Jansen und Karlemann von Aspinwall nach der Fucusinsel begeben hatten.

Dieses Boot war noch vollkommen instand, und sofort war Karlemanns Entschluß gefaßt, es zu benutzen, um sich von hier zu entfernen, ohne länger die ›Sturmbraut‹ in Anspruch nehmen zu müssen.

Aber dazu gebrauchte er noch einen Begleiter, mindestens. Er begnügte sich damit nicht, sondern wählte deren drei aus.

Von Karlemanns altem Schläge, den er damals in Monrovia erworben, lebten nur noch zwei, Bolle und Klingelmann. Daß Karlemann sie leicht beredete, mit ihm zu kommen, war begreiflich, und niemand nahm es ihnen übel. Das waren eben Karlemanns ursprüngliche Leute. Ferner war da auch noch der Indianerjunge, den wir nicht wieder erwähnt haben, weil er sich niemals hervorgetan hat, obgleich er sonst ein ganz tüchtiger Matrose geworden war. Auch dieser sollte Karlemann begleiten, und diese drei halbwüchsigen Jungen nahmen in dem kleinen Boote noch nicht so viel Platz weg, brauchten weniger Proviant, als der baumlange Jansen mit seinem unersättlichen Magen damals beansprucht hatte.

Karlemann machte es kurz, wie immer. Die ersten mit frischem Salzfleisch gefüllten Fässer nahm er für sich in Beschlag, rüstete sein Boot mit allem sonstigen aus, was er brauchte – vorher aber noch schaffte er von der ›Sturmbraut‹ den ganzen Aschantischatz

herüber, ihn wie Ballast verstauend. Die Schmucksachen und die Goldbarren füllten wohl einige Kisten, das Boot sah auch nur klein aus, aber im Grunde genommen hatte dieser viele Zentner schwere Schatz für dieses gedeckte Segelboot gar nichts zu bedeuten. Mit dem Kubikinhalt hat es eben eine eigentümliche Bewandtnis, das bezieht sich auch auf die Tragkraft eines Fahrzeuges, da kann sich ein Laie ganz gewaltig täuschen, selbst wenn er in der Stereometrie ziemlich bewandert ist.

Die zentnerschweren Eisenkisten wurden von der kleinen Luke wie die Pillen verschluckt, und an der Wasserlinie war nichts zu merken, daß das Segelboot um etwas gesunken wäre.

»Sie nehmen den ganzen Schatz mit?« fragte der zusehende Jansen.

»Selbstverständlich.«

»Wenn Sie nun Schiffbruch erleiden?«

»Na, was dann?«

»Freilich, Sie haben recht – aber es ist doch leichtsinnig, gleich alles auf einmal aufs Spiel zu setzen.«

»Leichtsinnig? Das sagen Sie mir? Sie? Sie? Hahahaha!«

Jansen fühlte sich nicht beleidigt. Karlemann hatte hierin noch viel mehr recht, daß er seinen großen Freund ob dieser Bemerkung auslachte.

»Na, da adjüs.«

»Was? Sie wollen wohl schon absegnen?«

»Sicher, ich bin fertig. Also ich wünsche angenehmes Indieluftfliegen, und sorgen Sie nur dafür, daß Sie, wenn Sie vom Himmel wieder herunterkommen, nicht mehr lebendig sind, sonst könnte es Ihnen dreckig gehen. Sagen Sie den anderen Adjüs von mir. Klar bei den Brassenn!!«

Und Karlemann segelte davon, ohne für die anderen noch ein Wort zu haben. Wenn der Seemann, wie schon häufig erwähnt, überhaupt wenig vom Abschiednehmen weiß, wie auch ein Lokomotivführer und das andere Zugpersonal nicht bei jeder Abfahrt

tränenerstickten Abschied von der Familie nimmt, so Karlemann erst recht nicht.

Wir wollen sein Boot einige Tage begleiten, auch noch eine besondere Episode schildern, ohne diese zum Abschluß zu bringen, obgleich dann der Leser von Karlemann Abschied nehmen muß.

Das Boot arbeitete sich mit der Messervorrichtung durch die Fucusbank, nur mit Hilfe des Westwindes, ohne die Dampfkraft gebrauchen zu müssen.

Dann war ein Sturm oder vielmehr eine hohe See zu überstehen, wobei die vier kleinen Männer im Innern des Bootes unter dem geschlossenen Deck wie die Heringe eingepreßt lagen und sich rollen ließen, dann ging es bei besserem Wetter weiter, immer dem Osten zu.

Es war am neunten Tage nach der Abreise, als Karlemann fortwährend geographische Ortsbestimmungen machte, und als er den Anker fallen ließ, fand dieser Grund.

Seine Jungen wußten sofort, was ihr kleiner Kapitän vorhatte: seinen Schatz versenken, wenigstens einen Teil davon.

Wo sie sich befanden, wußte von den anderen dreien keiner, Karlemann hatte die geographischen Bestimmungen immer allein gemacht, und ein lautes Rechnen oder Sprechen war dieses verschlossenen Jungen Sache überhaupt nicht.

Nachdem der Anker gefallen war, begab sich Karlemann unter Deck, holte aus der Instrumentenkiste, die er stets unter Verschuß hielt, einen zweiten Sextanten hervor, schraubte daran etwas herum, kroch wieder an Deck.

»Nun wollen wir zusammen eine ganz genaue Bestimmung machen, bis auf Zehntelsekunden.«

Daß Karlemann seine ersten Leute hierin ausgebildet hatte, wissen wir.

Also der eine Junge machte mit dem ihm gereichten Instrumente eine Sonnenaufnahme, der andere schrieb die ihm diktierten Zahlen auf, rechnete das Resultat aus, immer laut sprechend.

»Stimmt – stimmt!« sagte Karlemann immer; auch er hatte die Sonne mit seinem eigenen Sextanten aufgenommen, machte gleichfalls eine Berechnung.

Aber wenn man die beiden Rechnungen verglichen hätte, so würde man gesehen haben, daß sie durchaus nicht übereinstimmten.

Karlemanns Resultat ergab einen Ort, der gute zehn Meilen weiter südlich lag.

Der Leser wird wohl verstehen. Dieser deutsche Zigeunerknabe traute auch seinem besten Freunde nicht, überhaupt keinem anderen Menschen. Er hatte einfach den anderen Sextanten verschraubt, so daß er ein ganz falsches Resultat ergab.

Jetzt wurden die Kisten versenkt, nicht nur eine, sondern gleich alle, der ganze Aschantischatz, und gesetzt nun den Fall, einer der Begleiter wäre treulos gewesen, er hätte sich diese geographische Bestimmung gemerkt oder heimlich aufgeschrieben, um den Schatz später einmal für sich selbst aufzufischen – da hätte er lange suchen können, der lag ganz wo anders!

Es war ein recht einfaches Mittel, um einen Treulosen irrezuführen, und dennoch so raffiniert, daß der ehrliche Jansen niemals auf so etwas gekommen wäre.

Die Fahrt wurde fortgesetzt. Es waren schon zwei Schiffe gesichtet worden, aber Karlemann war ihnen aus dem Wege gegangen, was auch leicht zu machen war, da ein großes Schiff ja schon gemustert werden konnte, ehe von ihm aus das schließlich doch nur kleine Segelboot zu erblicken war.

Wieder drei Tage später tauchte abermals ein ›Segel‹ auf. Das heißt, drei Mastspitzen, die obersten Segel kamen stets viel später, weil die Erde rund ist und am gleichmäßigsten auf dem Wasser.

Karlemann ging zwar jedem Schiffe aus dem Wege, beobachtete es aber doch stets angelegentlich durchs Fernrohr, ehe er wieder ans Verschwinden dachte.

So tat er auch hier, ließ das Schiff mehr hochkommen, hielt selbst etwas darauf zu, dabei immer das Fernrohr vorm Auge.

»Hm, das ist ja ein verdammt kleines Schiff – schon an der Takelage zu erkennen – oder täusche ich mich denn so in der Entfernung? Nein, das ist Wirklichkeit. Gerade wie – wie ... «

Plötzlich ließ Karlemann das Fernrohr sinken, sein Gesicht strahlte vor Freude.

»Der Knipperdolling, es ist mein Knipperdolling!!« jubelte er laut, dabei wie sehnsüchtig die Arme nach jener Richtung ausbreitend,

Karlemann hatte seinen ›Knipperdolling‹, den er damals in dem Hafen seiner Felseninsel hatte zurücklassen müssen, nie vergessen können. Jedenfalls hatte er viele Anstrengungen gemacht, nur um zu erfahren, wo dieses Miniaturschiffchen geblieben war; seine diesbezüglichen Annoncen hatte man wiederholt im ›Lloyd‹ lesen können, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Dabei ist zu bedenken, daß auch Karlemann schon allen Grund gehabt hatte, möglichst wenig mit englischen und anderen Behörden zu tun zu bekommen, er hatte dabei eben immer vorsichtig sein müssen.

Und nun lief ihm hier sein geliebter ›Knipperdolling‹ über den Weg!

Nach einer Viertelstunde, während welcher Karlemann ganz außer sich gewesen, befand man sich in genügender Nähe, um signalisieren zu können.

Das Miniaturschiffchen sah schmucker denn je aus, alles blitzte in der Sonne. An Deck befanden sich vier Mann, welche das noch kleinere Segelboot natürlich mit nicht minder großem Interesse betrachteten, und jetzt zeigten sie Flaggen.

»Delphin, Norfolk, Kapitän James Burton,« besagten diese, und am Heck wurde das Sternenbanner gezeigt.

»Delphin«, was für ein phantasieloser Name!« meinte Karlemann geringschätzend. »Also in amerikanischen Händen. Burton? Nun, der Mann wird wohl mit sich handeln lassen, sonst . . . «

Er beendete seine Rede nicht, sondern dachte nur daran, seinen ›Knipperdolling‹ möglichst schnell zu erreichen.

Dann signalisierte auch er den Namen seines Bootes: ›Gazelle‹, beheimatet in San Francisco, wo er es gekauft, und was alles noch am Heck stand, aber statt seines Namens gab er, wie es ihm gerade einfiel, den deutschen Namen Müller an.

»Bitte an Bord kommen zu dürfen,« signalisierte er dann weiter.

»Sehr angenehm.«

Die Miniaturjacht ward außer Fahrt gebracht, zehn Minuten später legte das Boot bei, Karlemann sprang an Deck, stand vor einem jungen Manne, der ihn mit großen Augen betrachtete, zuerst ganz sprachlos vor Staunen.

»Kapitän Burton?«

»Ja – und Sie – Sie – sind Sie nicht der kleine Karlemann – der kleine Kapitän Algots, wollte ich sagen?«

»Woher kennen Sie mich denn?«

»O, ich habe doch schon so viel von Ihnen gehört – außerdem habe ich Sie selbst auf dem Zirkusschiff gesehen . . . «

»Und wissen Sie, daß diese Jacht hier einst mein Eigentum war?«

»Ich weiß es.«

»Wie sind Sie in ihren Besitz gekommen?«

»Durch Kauf.«

»Wem haben Sie sie denn abgekauft?«

Karlemann stellte die Fragen in seiner brüsken Manier; der junge Kapitän schien unmutig werden zu wollen, doch er beherrschte sich, zeigte sich jetzt und später als Gentleman.

»Aber, bitte – darf ich Sie zunächst nicht einladen, in der Kajüte mein Gast zu sein? Ich schätze mich doch überglücklich, den weltberühmten kleinen Kapitän Karl Algots als meinen Gast bewirten zu dürfen.«

Karlemann folgte ihm in die winzige Kajüte, schon auf dem Wege dahin scharfe Umschau haltend – mit sehr gemischten Empfindungen.

Alles war vielleicht noch reicher ausgestattet als damals, da Karlemann die Miniaturjacht von der mexikanischen Tänzerin übernommen hatte, dabei aber viel seemännischer, und dennoch zugleich viel reizender, indem in allem und jedem auf die Zierlichkeit der Jacht Bezug genommen worden war.

So sei nur erwähnt, daß der als Steward dienende Matrose den Champagner in ganz kleinen Flaschen brachte, Viertelliterflaschen, wie man sie ab und zu in Frankreich bekommt, z. B. auf den Bahnhöfen zur Mitnahme. Es war ja nur eine Spielerei, daß es auch hier solche gab, und dennoch, es verriet den Geschmack des Kapitäns, wie er sein Schiffchen liebte, daß er auch an solche Kleinigkeiten gedacht. Denn bei jener Tänzerin hatte es so etwas nicht gegeben, auch Karlemann hatte nicht daran gedacht, wegen der Kleinheit seines Schiffchens sich nun auch mit solchen zierlichen Fläschchen zu verproviantieren.

Das war nur ein einziges Beispiel, diese Uebereinstimmung war eben in allem und jedem durchgeführt, ohne daß darunter die Bequemlichkeit litt.

Und Karlemann war gerade die Natur, um dies alles gleich herauszufinden, eben weil er dieses sein ehemaliges Schiffchen mit ganz besonderen Augen betrachtete, und . . . es war ganz einfach eine böse Eifersucht, die immer mehr in ihm aufstieg.

»Ja, Herr Kapitän, wie kommen Sie in dem winzigen Boote eigentlich hierher? Wieder auf neue Unternehmungen aus?«

Das, was ihn selbst anbetraf, hatte Karlemann schnell erledigt, sein ganzes Herz trieb ihn nur einem einzigen Ziele zu.

»Wie sind Sie in den Besitz dieser Jacht gelangt?«

Kapitän Burton erzählte. Es war einfach genug. Die reizende Jacht war damals nach England gekommen, James Burton, ein enragierter Jachtsportsman, hatte sie gesehen, in der Auktion alle anderen überboten.

»Was haben Sie dafür gezahlt?«

»Zweiundvierzigtausend Pfund Sterling.«

»Das ist billig genug.«

»Billig genug?« wiederholte Mr. Burton mit umdüsterter Stirn.

»Ja, für alles das, was da drin steckte.«

»Gewiß, sie war reich ausgestattet, aber zweiundvierzigtausend Pfund Sterling . . . «

»Da steckte noch etwas ganz anderes drin als nur Gold und dergleichen.«

»Was denn sonst noch? Ich habe wirklich kein Geheimfach gefunden . . . «

»Das glaube ich schon – aber meine Liebe steckte in dem Schiffchen drin.«

Kapitän Burton schien schon mehrmals etwas verlegen geworden zu sein, nur der brüske Ton des Jungen hatte dies immer schnell wieder verscheucht.

Jetzt blickte er den Jungen mit dem alten, schon faltigen Gesichte, der sich mit einem Male so poetisch ausdrücken konnte, mit ganz anderen Augen an.

»Sie haben wohl recht an Ihrem Schiffchen gehangen?« sagte er leise.

»Na und ob. Ich biete Ihnen fünfzigtausend Pfund dafür. Top?«

Es lag schon in Karlemanns Tone, daß der andere, der sicher ein gutes Herz besaß, jede weichere Regung gleich wieder schwinden ließ.

»Nein, mein ›Delphin‹ ist mir nicht feil, sagte er jetzt kalt.

»Sechzigtausend Pfund.«

»Nein.«

»Fünfundsiebzigtausend Pfund!«

»Geben Sie sich keine Mühe.«

»Hunderttausend Pfund.«

Der andere antwortete nicht mehr, er nippte an seinem Champagnerkelch.

»Sie wollen nicht?«

»Nein, mein ›Delphin‹ ist mir nicht feil.«

»Na, wissen Sie denn eigentlich, wieviel das ist, hunderttausend Pfund Sterling?!« fuhr Karlemann ihn in seiner Weise an.

Der junge Mann machte eine höchst unwillige Bewegung, aber er beherrschte sich wiederum.

»Und wissen Sie, wer ich bin?« fragte er entgegen.

»Nee!«

»Mein Vater, dessen einziger Sohn ich bin, ist der Getreidehändler Elias Burton.«

Ja, dann allerdings kannte Karlemann diesen sonst sehr gewöhnlichen Namen Burton. Elias Burton war einer der ersten Milliardäre, die das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gezeugt hat.

Aber Karlemann mußte immer wieder einen Hieb anbringen.

»Getreidehändler? Getreidespekulant, meinen Sie wohl. Morgen kann Ihr Vater vielleicht keinen Dollar mehr haben. Ich rate Ihnen, die hunderttausend Pfund lieber anzunehmen, die haben Sie sich dann wenigstens ehrlich verdient.«

Wieder mußte der andere alle Anstrengung machen, um sich beherrschen zu können.

»Der ›Delphin‹ ist mir nicht feil.«

»Mit welchem Rechte haben Sie ihn denn überhaupt gekauft?« fing jetzt Karlemann immer noch aus einem anderen Tone an.

»Der ›Knipperdolling‹ war doch mein rechtmäßiges Eigentum.«

Da wollte den jungen Mann denn doch etwas die Beherrschung verlassen.

»Mein lieber Knabe,« sagte er spöttisch, »suchen Sie sich gefälligst den Richter, der Ihnen da Recht spricht!«

Karlemann sah schnell genug ein, daß er auf diese Weise nicht weit kommen würde, und plötzlich nahm der geborene Schauspieler die kläglichste Miene an, und ebenso ward sein Ton.

»Ach, wenn Sie wüßten, wie sehr, sehr ich dieses Schiffchen geliebt habe!«

Und faktisch, es machte auf das weiche Herz des anderen einen tiefen Eindruck.

»Ich wollte ja schon vorhin davon beginnen. Sie ließen mich nur nicht zu Worte kommen – ich bin gern erbötig, Ihnen noch etwas herauszuzahlen. Wieviel fordern Sie?«

»Als ob mir damit gedient wäre!« winselte Karlemann weiter.

Wenn dieses ›Winseln‹ auch nicht gar zu wörtlich zu nehmen ist, jedenfalls aber machte er seine Sache ausgezeichnet.

»Ach, mein liebes, liebes Schiffchen!«

»Sind Sie mit zehntausend Pfund zufrieden?«

»Nein, ich bin es, der Ihnen hundertundfünfzigtausend Pfund bietet.«

»Nein, ich bin es, der Ihnen noch zwanzigtausend Pfund geben will.«

Und so ging dieser seltsame Handel, wie er wohl selten vorgekommen ist, noch eine ganze Weile weiter.

»Haben Sie schon von dem Aschantischatze gehört?« fing Karlemann zuletzt an.

»Ja, gewiß!«

»Ich habe ihn, ich biete Ihnen . . . «

»Nein, nein, nein, mein ›Delphin‹ ist mir nicht feil!«

»Aber wenn Sie den Aschantischatz sehen würden!«

»Und wenn Sie mir alle Schätze der Welt zu Füßen legen würden – da kann ich einmal hart sein!«

»Kaufen Sie sich doch gleich ein anderes Schiff, wenn Sie so viel Geld haben, oder ich will es Ihnen dazu geben.«

»Kaufen Sie sich doch ein anderes!«

»Das ist aber doch nicht mein ›Knipperdolling‹ – kaufen Sie sich ein anderes Schiff, ich will es bezahlen.«

»So lassen Sie sich einen zweiten ›Knipperdolling‹ ganz in demselben Stile bauen.«

»Das schlage ich Ihnen vor, lassen Sie sich einen anderen ›Delphin‹ bauen. Das, was mir mein ›Knipperdolling‹ wert war, alle die Erinnerungen, die können doch auf der Werft nicht eingebaut werden.«

»Das alles gilt aber von mir, auch an meinen ›Delphin‹ knüpfen sich liebe Erinnerungen. Es tut mir wirklich leid . . . «

»Zweimalhunderttausend Pfund. Wissen Sie, wieviel das ist?«

»Na, nun lassen wir das aber endlich sein!« mußte der junge Burton doch lachen. »Und ich hoffe, daß wir trotzdem als gute Freunde scheiden!«

Indem er so sprach, bückte er sich, um ein neues Fläschchen Champagner aus dem am Boden stehenden Kübel zu nehmen.

Und in diesem Moment, da jener sich bückte, leuchtete es in Karlemanns Augen gar listig und zugleich auch böse auf.

»Vielleicht werden wir aber doch noch einig,« fing er dann immer wieder an, als jener die Kelche wieder füllte.

»Einig sind wir ja hoffentlich schon.«

»Daß Sie mir das Schiffchen doch noch ablassen.«

»Niemals! So leid es mir tut!«

»Wenn ich Ihnen aber nun etwas zeige!«

»Was denn? In dieser Hinsicht kann mich nichts reizen, das sage ich Ihnen gleich.«

»Ich habe etwas in meinem Boote.«

»Bitte, Mister Algots, lassen Sie es doch endlich, es wird nichts daraus.«

»Ich werde es holen. In drei Sekunden bin ich zurück.«

Karlemann verließ schnell die Kajüte, begab sich auf sein Boot.

»So oder so, meinen ›Knipperdolling‹ muß ich doch wiederhaben,« murmelte er, als er unter Deck kroch.

Nach einer Minute betrat er wieder die Kajüte, öffnete eine Kassette, brachte daraus ein juwelenschimmerndes Gehänge zum Vorschein.

»Was sagen Sie hierzu?«

»In der Tat, herrlich! Ist das ein Halsband von so einem Aschantihäuptling?«

»Das hat der Aschantikönig um seinen Bauch getragen.«

»Um den Bauch? So?« lächelte Burton.

»Nun, sehen Sie an. Ich will Ihnen diese Kajüte bis dorthin . . . «

Karlemann hatte die Hand ausgestreckt, ganz unwillkürlich folgte Burton der Richtung, wobei er sich etwas umwendete.

In diesem Augenblick zog Karlemann ein Fläschchen aus der Tasche, hatte es im Nu entkorkt, schüttete den Inhalt in das noch halbgefüllte Champagnerglas des anderen, ließ blitzschnell das Fläschchen wieder in der Tasche verschwinden.

»Bis an jenen Strich will ich die Kajüte . . . ,«

Da wandte sich Mister Burton ihm jäh zu. »Junge, was hast du soeben in meinen Champagner gegossen?!«

Er mußte es im Spiegel gesehen haben, den Karlemann vergessen hatte – und nun suchte Karlemann auch nach keiner Entschuldigung, sondern er bückte sich blitzschnell, sein bekannter Griff, und Mr. Burton lag auf dem Rücken.

»So, dann komme ich auf diese Weise wieder zu meinem ›Knipperdolling‹, und mit den drei anderen werde ich auch noch fertig!« zischte er, als er seine Finger wie Eisenklammern um den Hals seines Opfers legte, daß es keinen Laut hervorzubringen vermochte.

Weiter aber wollen wir diese Szene, wie Karlemann tatsächlich zum Seeräuber geworden ist, nicht schildern, wir werden ihr Ende bald aus anderem Munde erzählen hören – wir kehren zu der Fucusinsel zurück.

Die ›Sturmbräut‹ war fertig zur Abreise

»Und Sie, Mister Tischkoff?«

»Mich wollen Sie, bitte, freigeben.«

»Freigeben?« fragte Jansen verwundert.

»Ja, daß ich diese Insel verlassen darf, Sie auch nicht begleite.«

»Ja, sind Sie denn nicht Ihr freier Herr?«

»Nein. Ich fühle mich Ihnen verpflichtet. Verstehen Sie nicht, weshalb? Gut, Sie brauchen es auch nicht zu verstehen. So wollen wir Abschied voneinander nehmen.«

»Aber was haben Sie denn nur vor?!« fragte Jansen immer erstaunter.

Doch da erinnerte er sich, daß dieser Mann ja immer ein Rätsel für ihn gewesen war und es wohl auch bleiben würde, und er fragte in dieser Beziehung nichts weiter.

»Sie bleiben vorläufig noch hier?«

»Ja.«

»Aber wenn ich einmal wieder hierher komme, ich würde Sie nicht mehr vorfinden?«

»Nein, leben Sie wohl!«

Es war ein sehr kurzer Abschied, und dann segelte die ›Sturmbräut‹ nach Osten.

Sie war kaum aus der Fucusbank heraus, als man einen großen Postdampfer gewahrte, der beim Anblick des Seglers, wie die Reederei vorschreibt, alsbald seinen Namen nannte. Es war ein englischer Postdampfer, der nach London fuhr.

Für Jansen, der seine Denkschrift fertig hatte, kam er wie gerufen. Es fragte sich nur, wie den Brief hinüberbefördern. Jansen hatte keine Lust, sein Schiff, das wieder maskiert war, noch einmal als ›Sturmbräut‹ zu verraten, und es war auch sehr die Frage, ob er diesem großen Postdampfer nur durch Nennung seines Namens so imponieren konnte, daß er sofort stoppte.

Jedenfalls wollte er, wenn irgend möglich, alles vermeiden, was an ein Gewaltmittel erinnerte.

Noch war der Dampfer weitab, aber er mußte an der ›Sturmbraut‹ ziemlich dicht vorüberkommen.

Jansen gab für sein Schiff einen fingierten Namen an, erwiderte den Gruß und fragte an, ob der Postdampfer einen Brief mitnehmen könne.

Daß es ein höchst wichtiger Brief sei, brauchte er nicht hinzusetzen. Die Anfrage ging vom Kapitän aus, und dieser weiß doch, was es heißt, einen Postdampfer in der Fahrt aufzuhalten.

Ja, wenn er an Bord gebracht wird; wir wollen dazu stoppen, lautete die Antwort. Der englische Kapitän mußte ausnahmsweise ein sehr freundlicher Mann sein.

Gut, dann konnte es gemacht werden. Englische Briefmarken besaß Jansen, der dicke Brief wurde frankiert, für die abnehmenden Hände ein in Papier gewickeltes Mundstück als Trinkgeld dazugelegt, das Ganze in Gummituch gehüllt – sonst brauchte Enoch, der den Brief im Boot hinüberbringen sollte, keine weitere Instruktion.

Geworfen mußte der Brief werden, und für den Fall, daß er das Deck nicht gleich erreichte, wurde das Paket an einer dünnen Schnur befestigt.

Also Enoch ging mit sechs Mann ins Boot, vorwärts gerudert, nach einer Richtung, daß ein Laie von Landratte nimmermehr vermutet hätte, dieses Boot hätte es auf jenen Dampfer abgesehen – aber Enoch wußte schon, wie er steuerte, der Dampfer trieb mit stoppender Schraube direkt an dem Boote vorbei, der erste Wurf gelang, die Schnur wurde abgeschnitten, und ehe das Boot in das aufgewühlte Kielwasser gelangte, strebte es schon wieder mit mächtigen Ruderschlägen seinem Schiffe zu, das dankend mehrmals seine fingierte Nationalflagge, klugerweise eine englische, auf- und niederzog.

Tief atmete Jansen auf, als er dem Postdampfer nachsah.

So, da ging er hin, mit ihm der Brief, der sein und seiner Leute Schicksal barg.

Wohin nun? Auch das Ziel der ›Sturmbräut‹ war ja London, oder doch dessen Nähe, aber man wollte doch zwei Wochen der Seebehörde und den anderen Gerichten, die sich mit der Sache befassen würden, Zeit geben.

Es würde eine schreckliche Zeit der Ungeduld werden, auch wenn man die zwei Wochen auf eine verkürzte.

Es ging bei dem ganz schwachen Westwinde nordwärts. Erst als der Wind direkt nach Süden umsprang, wurde mit halber Kraft gedampft. Kreuzen wollte man doch nicht erst.

So verstrichen einige Tage, ohne Zwischenfall, wenn man auch einige Schiffe in Sicht bekam, mit denen die maskierte ›Sturmbräut‹ Grüße wechselte.

Nach auf der Kommandobrücke durchwachter Nacht, da Mahlsdorf noch immer zum Dienst unfähig war, lag Jansen eines Morgens schlafend in seiner Koje.

Da wurde er geweckt.

»Kapitän, der ›Knipperdolling‹ ist in Sicht – wahrhaftig, 's ist Karlemanns ›Knipperdolling‹!!«

Mit gleichen Füßen aus der Koje und an Deck geeilt.

Ja, diese zierliche Jacht konnte nur Karlemanns ehemaliger ›Knipperdolling‹ sein.

Ach, es waren gar wehmütige Erinnerungen, die in Jansen aufstiegen, als er das zierliche Schiffchen betrachtete, das jetzt einen anderen Besitzer hatte.

Damals, als er die Bekanntschaft des deutschen Zigeunerknaben machte, wie dieser dann von der mexikanischen Tänzerin das reizende Spielzeug erworben, was für Pläne da unser Held gehabt, wie da die Welt im rosigen Sonnenlichte vor ihm gelegen hatte . . . und nun heute!!

»Ach, Blodwen, Blodwen, hätte ich dich doch niemals gesehen!! Ja, ich möchte, daß ich dir bald folgen könnte!«

So erklang es mit leisem Schluchzen aus der Brust dieses eisernen Mannes.

Da zeigte die kleine Jacht, die aber ganz anders getakelt war, nämlich wie ein großer Dreimaster, Flaggen, sie meldete ihr Signalement.

»Delphin«, Norfolk, Kapitän James Burton.«

In Jansens Kopfe entstand ein plötzlicher Plan.

»Die Freude kann ich ihm noch machen – dieser Junge, ein Liebling der Götter, wird nicht unser Schicksal teilen, der ist viel zu schlau – ja, seinen ›Knipperdolling‹ werde ich ihm wieder verschaffen können!«

Und er ließ zurücksignalisieren.

»Fingal«, Bremerhaven, Kapitän Denhardt. Bitte um Unterredung.«

»Bitte, Burton,« wurde drüben geantwortet, mit der gewöhnlichen, überaus großen Höflichkeit, deren man sich bei der Flaggensprache befleißigt, so kompliziert sie doch eigentlich auch ist.

»Kapitän Denhardt bittet an Bord des ›Delphins‹ kommen zu dürfen.«

»Bitte sehr.«

Ein Boot auszusetzen war nicht nötig, die ruhige See erlaubte ein Ansegeln – oder eigentlich ein Andampfen, was es aber in der Seemannssprache nicht gibt – kurz, die mit halber Kraft gehende ›Sturmbraut‹ änderte den Kurs, hielt auf die Jacht zu, hatte sie in fünf Minuten erreicht, und das große Schiff übte auf sie eine Anziehungskraft aus wie ein größeres Stück Holz auf einen Papierspan, das kleine Schiff ward förmlich angezogen.

Jansen sprang herab auf das Deck.

Einen Blick auf die riesenhafte Gestalt, und der junge Kapitän prallte schreckensbleich zurück.

»Kapitän Richard Jansen!!!«

»Ja, ich bin es, aber habt keine Angst, ich komme nicht als Seeräuber,« sagte unser Held mit einem gutmütigen Lächeln, dem aber auch etwas unsäglich Schmerzliches innewohnte.

»Ist diese Jacht verkäuflich?«

Burton mußte etwas nach Fassung ringen. Es war ihm doch gar zu überraschend gekommen.

»Nein,« brachte er dann hervor. »Wissen Sie, wem diese Jacht früher gehört hat?«

»Meinem kleinen Freunde – Karlemann – Kapitän Algots, wollte ich sagen.«

»Er ist tot.«

Jansen glaubte natürlich seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

»Ich habe ihn erschossen.«

»Erschossen?!!«

»In der Notwehr.«

Und Burton erzählte. Was wir schon wissen, braucht nicht wiederholt zu werden.

»... Da brachte er mich durch Wegziehen der Füße zum Sturz, warf sich auf mich, entwickelte eine Kraft, die ich dieser kleinen Gestalt nimmermehr zugetraut hatte, umschnürte mit seinen Händen meinen Hals, daß ich keinen Laut mehr von mir geben konnte, und dann schlug er auch auf mich ein, jedenfalls doch, um mich vollends zu betäuben.

»Ich war dem Erstickungstode nahe. Es gelang mir noch, den Revolver aus der Tasche zu ziehen. Ich schoß blindlings drauflos. Was tut man nicht in der Todesangst! Und überhaupt, ich mußte mich doch wehren, und wenn ich mich recht entsinne, so sagte er triumphierend, während er mir noch die Luft abdrückte, daß er dann auf diese Weise zu seinem Ziele kommen wolle, und mit den drei anderen, also mit meinen Matrosen, würde er auch noch fertig.

»Also ich schoß. Da rollte er zur Seite. Ein Schuß durch die Lunge. Er hat furchtbar gelitten. Zwei Stunden lang hat er mit

dem Tode gerungen. Sprechen konnte er nicht. Der Erstickungstod machte seinen Qualen ein Ende.«

Jansen war wie gelähmt. Er stierte den Erzähler nur immer an. Dann hob er langsam die Hände, als wolle er sie sich vors Gesicht schlagen, aber er tat es nicht, sondern wandte sich und blickte nach der hohen Bordwand seines Schiffes hinauf, wo die Köpfe fast der gesamten Mannschaft zu sehen waren.

»Habt Ihr's gehört? Karlemann ist tot, unser Karlemann ist tot!!«

Einen größeren Jammer hätte er nicht in seine Stimme legen können.

Ja, sie alle hatten die ganze Erzählung mit angehört.

Er hatte den Tod verdient, er war als Räuber aufgetreten, er war nicht zu bemitleiden, ja – aber . . .

»Unser Karlemann ist tot!« erklang es oben im Chor in ganz demselben Tone, und dann setzte noch einer hinzu:

»Der Klabautermann tot – Karlemann tot – jetzt kommt einer nach dem anderen an die Reihe!«

Der Matrose sprach die Gedanken aller anderen aus. Merkwürdig war, daß beim Tode der anderen Kameraden gar nicht solche Gedanken entstanden waren, wo Karlemann doch eigentlich gar nicht zur ›Sturmbräut‹ gehörte. Er war aber eben der stärkste Vertreter dieses Seezigeunertums gewesen.

»Und die drei anderen sind mit dem kleinen Boote davongefahren?« wandte sich Jansen dann wieder an Burton.

»Nein, es sollte anders kommen. Zunächst versicherte ich mich der Knaben, denn wenn sie auch furchtbar erschüttert waren und mir ihre Unschuld versicherten – ich durfte ihnen doch nicht sogleich trauen. Ich machte Platz in der Segelkammer, sperrte sie ein. Das Boot nahm ich ins Schlepptau. In der Nacht überlegte ich mir die Sache. Was sollte ich mit den Jungen anfangen? Dem

kleinen Kapitän hatte ich ein christliches Seemannsbegräbnis gegeben, und das Einfachste war wohl, wenn ich seine kleine Mannschaft wieder in ihr Boot setzte und sie davonsegeln ließ. Gesetzt den Fall, daß sie damit einverstanden waren. Anderntags wollte ich sie deshalb fragen.

»Es war eine sehr stürmische Nacht. Das Schleppeil mußte verlängert werden, daß uns das Boot nicht rammte. Da meldete mir der Wachhabende, daß das Seil gerissen sei. Da war nichts zu machen, ein Suchen nach dem Boote in der finsternen Nacht ganz ausgeschlossen. Jetzt erst dachte ich daran, die Jungen zu fragen, was sie eigentlich in dem Boote Besonderes gehabt hätten. Als ich an der Tür der Segelkammer vorbeiging, war es mir, als ob ich Stimmen hörte, oder überhaupt, es kam mir vor, als ob die Jungen nicht schliefen. Die Segelkammer hat noch einen Nebenraum mit einer Oeffnung in der Wand, nur lose mit Segeln verdeckt. Eine Ahnung gab mir ein, doch einmal zu lauschen, was die mitten in der Nacht zu sprechen hatten. Ich benutzte jene Nebenkammer. Und da mußte ich hören, wie die drei Knirpse ganz sachgemäß besprachen, auf welche Weise sie Herren dieser Jacht werden könnten, wobei es ihnen auf unsere Ermordung gar nicht ankam.«

Jansen blieb ungerührt. Was konnte man denn auch von solchen Jungen, welche bei Karlemann in die Schule gegangen waren, anderes verlangen?

»Und was taten Sie da?«

»Ich machte mich Ihnen bemerkbar und klar, daß es so etwas bei mir nicht gäbe, nun könnte ich sie aber auch nicht in Freiheit setzen, sondern sie würden hier in der Segelkammer als Gefangene bleiben, bis ich sie dem ersten mir begegnenden Kriegsschiffe ausliefern wolle, wo sie natürlich als Seeräuber sofort aufgeknüpft würden.«

»Und Sie haben sie einem Kriegsschiffe ausgeliefert?« fragte Jansen jetzt doch mit einigem Schreck.

»Nein, obgleich ich ein holländisches Kriegsschiff sichtete, dann auch noch ein französisches. Es ging doch etwas gegen mein Gewissen. Es sind schließlich ja noch Kinder. Ach, ich habe in diesen Tagen mein Gehirn fortwährend zermartert, was ich nun eigentlich mit diesen kleinen Bösewichtern anfangen sollte . . . «

»Ja, wo sind sie denn jetzt?«

»Immer noch unten in der Segelkammer eingesperrt.«

»Ah so! Würden Sie die Kerls mir übergeben?«

»Herzlich gern, dann bin ich diese Last los!«

»Bei mir dürfen sie solch böse Streiche nicht machen.«

»O, Herr Kapitän, ich weiß sehr wohl, daß Sie gar kein solcher Seeräuber sind, als welchen man sie verschreit.«

Aufmerksam blickte Jansen den Sprecher an.

»Seit wann sind Sie auf hoher See?«

»Seit fast acht Wochen.«

»Und seit wann ohne Nachricht vom Lande?«

»Ebenso lange. Ich gehe manchmal in See, um keine Briefe und Zeitungen lesen, anderen Klatsch hören zu müssen.«

»So haben Sie auch noch nichts von einem Tiger von Honduras gehört?«

»Tiger von Honduras?« wiederholte der junge Mann verwundert.

»Ist Ihnen etwas von einem sogenannten Aschantischatz bekannt?«

Jansen hatte sehr geschickt operiert. Durch diese letzte Frage lenkte er jenen von der Erklärung der vorigen ab.

»Jawohl, das ist das Gold und das Geschmeide, welches Kapitän Algots den Aschantihäuptlingen abgenommen hat.«

»Wissen Sie nicht, ob sich dieser Schatz an Bord des Bootes befand?«

»Allerdings. Kapitän Algots bot ihn mir sogar zum Tausche gegen meine Jacht an. Ich ging aber nicht auf den Vorschlag ein.«

»Also ich bitte Sie, mir diese Gefangenen auszuliefern.«

»Herzlich gern.«

Sie wurden sofort heraufgebracht, kamen gleich an Bord der ›Sturmbraut‹, und Kapitän Burton verabschiedete sich, ohne sich weiter für den Aschantischatz zu interessieren, fuhr mit geschwellten Segeln davon.

Wollte er das Boot jetzt vielleicht noch suchen? Doch er hatte es ja schon vor einigen Tagen verloren, und hätte er so etwas vorgehabt, so hätte er sich doch wenigstens noch mit einem Worte danach erkundigt, ob das Boot auch wirklich den Aschantischatz enthalten habe.

Jansen nahm die drei Jungen vor, die sich sehr niedergeschlagen zeigten, aber doch froh waren, aus ihrer Gefangenschaft wieder zu den Kameraden gekommen zu sein. Sie hatten sich ja schon aufgeknüpft gesehen.

Von dem Ende ihres kleinen Kapitäns wußten sie gar nichts zu erzählen, und Jansen glaubte ihrer Versicherung, daß sie durchaus nichts von seinem Vorhaben, selbst durch Gewalt wieder in den Besitz seines ›Knipperdollings‹ zu kommen, gewußt hätten.

Dagegen schilderten sie ausführlich, wie sie den Schatz versenkt hatten, und nun stellte sich heraus, daß die Jungen recht wohl wußten, wie ihr Kapitän sie zu täuschen gesucht hatte. Klingelmann hatte nämlich gemerkt, daß der Sextant verschraubt gewesen war, hatte dies dann später seinen Kameraden mitgeteilt.

Aber die richtige Berechnung wußten sie nun freilich auch nicht, die hatte Karlemann jedenfalls mit sich in den Tod genommen, und Jansen dachte auch gar nicht daran, deshalb weitere Nachforschungen zu halten.

Die Fahrt nach Norden wurde fortgesetzt.

Es war die Zeit der regelmäßigen Herbststürme, unter denen die ›Sturmbraut‹ viel zu leiden hatte. Am schlimmsten aber war,

daß sich eine Woche lang an dem grauen Himmel weder Sonne noch Sterne zeigen wollten, und dann hört jede geographische Bestimmung auf; nur nach dem Kompaß und nach der gemachten Knotenzahl kann man ungefähr noch mutmaßen, wo man sich befindet, wobei man aber durch Strömungen sehr getäuscht werden kann.

Doch das sind Lagen, in die jedes Schiff ab und zu kommen kann.

Jedenfalls befand sich die ›Sturmbraut‹ noch auf hoher See, ungefähr auf der Höhe der Kanarischen Inseln, aber so weit entfernt von ihnen, daß ihre Küsten durchaus nicht zu fürchten waren.

Es war der 14. Oktober. Der sonst immer währende Sturm hatte einmal nachgelassen, ein heftiger Regenguß die haushohe See schnell niedergeschlagen, dafür aber senkte sich am Abend ein undurchdringlicher Nebel herab.

Die ›Sturmbraut‹ verfolgte ihren Kurs mit halber Dampfkraft. Keine Vorsicht wurde außer acht gelassen. Beide Wachen mußten an Deck sein, ununterbrochen heulten die Nebelhörner, beständig wurde gelotet, obgleich Jansen überzeugt war, sich auf hoher See in ganz freiem Wasser zu befinden.

So kam Mitternacht heran.

»Zehn Faden frei – zehn Faden frei!« sangen abwechselnd die beiden Matrosen, welche das Lot handhabten.

Da plötzlich war dem Kapitän, als ob er in weiter Ferne ein ihm so wohlbekanntes Geräusch höre – ein Geräusch, welches noch jedem Seemanne das Blut aus den Wangen gejagt hat, wenn es nur zu hören, seine Ursache nicht zu sehen ist.

Und da vernahmen auch alle anderen das eigentümliche Brausen.

»Die Brandung!!« erklang es entsetzt.

Jansen gab noch kein Kommando, er lauschte noch immer, dabei ganz kopfscheu werdend.

»Martin, wo ist die Brandung?«

»Im Westen, Kapitän, im Westen!«

»Eine Brandung im Westen? Was für eine Küste können wir im Westen haben?!«

Ja, das war es, was auch alle die anderen sonst so eisenfesten Seeleute ganz außer Fassung brachte. Aber man muß wohl selbst Seemann sein, um verstehen zu können, was es heißt, aus einer Richtung eine Brandung zu vernehmen, wo man nimmermehr eine vermutet hat.

Und immer deutlicher ward das Brausen und Donnern.

»Stopp!« kommandierte Jansen durch das Sprachrohr.

Die Maschine auch gleich rückwärts gehen zu lassen, daran brauchte er noch nicht zu denken.

Das Zittern der Schiffsplanken hörte auf – und in diesem Augenblick, als die ›Sturmbraut‹ noch mit vier Knoten vorwärtsging, von unten ein furchtbarer Ruck, der alles in die Höhe warf, dann noch ein knirschendes Geräusch, das sich durch die Schiffsplanken bis auf den menschlichen Körper übertrug und auch durch das Ohr wahrgenommen ward, und ...

»Wir sinken!!!«

Es war nicht nur ein Ruf des Schreckens, sondern auch Jansen hatte die Tatsache sofort erkannt. Woraus, das läßt sich nicht erklären.

Jedenfalls aber war die ›Sturmbraut‹ doch aufgerannt, und saß sie fest, so konnte sie sich doch eben nicht mehr bewegen, was nicht der Fall war, sie schlingerte noch heftig von einer Seite auf die andere, und das Auflaufen war so heftig gewesen, daß unbedingt ein großes Leck entstanden sein mußte.

»Klar bei den Booten!!« donnerte Jansens Kommandostimme, und dann durch das Sprachrohr hinab: »Alles an Deck, wir sinken!!«

Fast schon der nächste Augenblick zeigte, daß es wirklich so war. War auch noch nicht zu bemerken, daß sich die Bordwand

der Wasserfläche näherte, so verrieten doch gleich die veränderten Schwankungen, wie sich das Schiff schnell mit Wasser füllte.

Mit einem Satze war Jansen die Brückentreppe hinab, stürzte nach dem Kajüteneingange, prallte hier mit dem zweiten Ingenieur zusammen, der den Weg aus dem Maschinenraum durch die Kajüte genommen hatte.

»Kapitän, wir sinken, das Wasser schießt in Strömen in den Maschinenraum!!« schrie er.

Jansen schleuderte ihn zur Seite, in die Kajüte, nach seiner Kabine – da quoll ihm von hinten ein schäumender Wasserstrahl entgegen.

Ein Moment lähmenden Entsetzens, dann ein heiserer Schrei, und Jansen stürzte zurück, sonst würde er hier in der Kajüte ertrinken.

Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren. Jetzt ging es mit Vehemenz hinab.

Ein Glück, daß auf der ›Sturmbräut‹ eine Disziplin herrschte, wie auf dem geschultesten Kriegsschiff, daß bei dem Kommando ›klar bei den Booten‹ jeder Mann wußte, wohin er seine Hand zu legen, was für Griffe er zu tun hatte. Sonst wäre bei diesem Nebel die ganze Mannschaft verloren gewesen, nur die kleinste Unordnung hätte zu entstehen brauchen.

Ausgeschwungen waren die sämtlichen Boote überhaupt schon gewesen, jetzt schossen sie mit der Rudermannschaft hinab, die anderen, wie die Heizer und jene, welche man als Passagiere betrachten konnte, wie z. B. der Schiffsmaler und Madam Hullogan, Hals über Kopf hinein, und dann abgesetzt, wobei man schon die Bordwand des sinkenden Schiffes zu fühlen bekam.

»Pult, Jungens, pult aus, daß wir aus dem Strudel kommen!!« heulte durch den Nebel eine Stimme, die wohl dem Bootsmanne gehörte.

»Belegt, belegt, stopp, sonst rammen wir uns gegenseitig!!!« donnerte dagegen Jansens Stimme.

Es war eine furchtbare Situation. Undurchdringlicher Nebel, daß kein Boot das andere erblicken konnte, beim kräftigen Anrudern konnten sie sich gegenseitig in den Grund rammen, sich glatt durchschneiden, und in dichter Nähe war jeden Augenblick der Strudel zu erwarten, der alles in der Nähe Befindliche mit in die Tiefe zog.

Jansen schien das letztere vorziehen zu wollen. Und da kam allen eins zum Bewußtsein.

Hatte man nicht ausgemacht, daß der Untergang der ›Sturmbräut‹ auch die ganze Mannschaft vernichten sollte?

War darüber gesprochen worden? Oder nicht? Es war für diese Seedesperados immer ganz selbstverständlich gewesen, und mit der ›Sturmbräut‹ in die Luft zu fliegen, etwa unter Zuhilfenahme des Nitroglyzerins, darüber war ja auch oft genug wirklich gesprochen worden.

Dieser Entschluß war bei jedem felsenfest gefaßt gewesen. Es war anders gekommen. Es gibt verschiedenes, was man sich gar nicht vornehmen dürfte.

Ja, ehe sie einem Feinde lebendig in die Hände fielen, einen Schuß in den Sprengstoff zu feuern, das hätte jeder mit klarem Bewußtsein fertig gebracht – aber hier war eben kein menschlicher Feind gekommen, hier hatte sich Gott direkt eingemischt, da war die klare Besinnung verlorengegangen, denn der Trieb der Selbsterhaltung ist bei jedem lebenden Wesen eben der stärkste.

Kurz, sie befanden sich schon in den Booten, und nun war es zu spät, um noch mit der ›Sturmbräut‹ auf den Grund hinabzugehen.

Oder beabsichtigte oder hoffte Jansen es nachträglich doch noch? Hatte er nur deshalb den Befehl gegeben, nicht zu den Rudern zu greifen, um noch von dem Strudel hinabgezogen zu werden?

Hatte er dies wirklich beabsichtigt, so sollte er auch hierin getäuscht werden.

Kein brausender Strudel wollte entstehen.

»Das Schiff kann gar nicht tief gesunken sein,« hieß es.

»Oder wir werden von einer Strömung fortgetrieben,« lautete eine andere Ansicht.

Es muß schrecklich sein, solch eine Ungewißheit, erzeugt durch undurchdringlichen Nebel!

»Die Boote sollen sich melden!« kommandierte Jansen.

Vier Bootssteuerer gehorchten dieser Aufforderung der Reihe nach, dann zählten sich auch die Insassen eines jeden ab, und danach waren es zweiundvierzig Mann, Madam Hullogan mit eingeschlossen, und danach wieder fehlte kein einziger.

Mit vieler Mühe wurden die fünf Boote unter Jansens Anleitung zusammengebracht, Bord an Bord, und so lagen sie die ganze Nacht. Sie konnten ja gar nichts tun. Entweder hätten sie sich beim Rudern gerammt, oder sie hätten sich verloren. Wohl befanden sich in jedem Boote einige Petroleumlaternen, alles war in tadelloser Ordnung, aber bei diesem Nebel versagte doch alles.

Und nun nicht wissend, wo sie sich befanden, schon nicht mehr die Lage des gesunkenen Schiffes erraten könnend!

Doch, eins konnten sie wissen: nämlich daß sie sich in einer Strömung befanden, fortgetrieblt wurden. Denn das Geräusch einer Brandung verminderte sich immer mehr, bis gar nichts mehr davon zu hören war.

So lagen die fünf Boote länger denn sechs Stunden zusammen, bis der Morgen anbrach, ohne Nebel, aber doch grau wie Blei.

Was die Schiffbrüchigen während dieser sechs Stunden alles in Gedanken erwogen hatten – gesprochen war fast gar nicht worden – können wir nicht schildern, und der helle Tag zeigte ihnen erst die Trostlosigkeit ihrer Lage.

Land war nicht zu sehen. Nichts als das graue, eintönig rollende Meer.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen wäre die Lage dieser Schiffbrüchigen gar nicht so hoffnungslos gewesen. Die vorzüglichen Boote waren mit allem ausgerüstet, daß man sich zwei Wochen

am Leben erhalten konnte. Einmal mußte sich der Himmel doch aufklären, dann konnte man bestimmen, wo man sich befand. Und ganz sicher war, daß man höchstens drei Tage zu rudern brauchte, so mußte man die Westküste Nordafrikas erreichen, und hielt man mehr nördlicher, mußte man an die Küste von Spanien oder Portugal gelangen, und die See hätte noch viel höher gehen können.

Bekleidet waren alle zwar nur sehr dürftig, aber es war auch noch gar nicht so kalt.

Also für gewöhnlich hätte keine schiffbrüchige Mannschaft unter solchen Verhältnissen den Mut sinken lassen, frisch hätte man zu den Riemen gegriffen. Aber nun hier die Mannschaft der ›Sturmbräut‹.

»Unsere ›Sturmbräut‹ gesunken!«

Erst jetzt kam es ihnen voll und ganz zum Bewußtsein. Und daß es so gekommen, alles ganz gegen ihre Vorsätze, das war es eben, was diese sonst so eisernen Männer völlig aus dem Konzept brachte.

Endlich öffnete Jansen die bisher fest zusammengepreßten Lippen.

»Noch leben wir – noch sind wir alle beisammen – vorwärts, nach Osten – pult an!!«

Sie ruderten los, stumm.

Da tauchte im Süden ein Rauchwölkchen auf, ihm folgten drei Mastspitzen.

Was halfen alle Erwägungen? Das Schiff kam schnell herauf.

»Das ist ein Kriegsschiff!«

Sie ruderten weiter.

Unsichtbar machen konnten sich diese fünf Boote nicht.

Da hißte das Schiff zum Zeichen, daß es die offenen Boote gesehen, die Flagge – die englische Kriegsflagge.

So, nun war es gut!

»Jungens, was wollen wir tun?«

Ja, was tun?

Daß jedes Boot mit Waffen ausgestattet sein soll, darüber schreibt die Seebehörde nichts vor, auch auf Kriegsschiffen ist das nicht der Fall, und ebensowenig hatte man auf der ›Sturmbraut‹ einmal solch eine Möglichkeit erwogen.

Vielleicht war es Leichtsinn, aber es war nun einmal so.

Zur Zeit der Katastrophe hatte auch Jansen seinen Revolver nicht einstecken gehabt – wozu sollte er auch – und so bestand die ganze Bewaffnung der Schiffbrüchigen nur aus ihren Messern.

Sollte man sich mit diesen zur Wehr setzen? Sich an Bord des Kriegsschiffes bringen lassen, um dann mit den Messern über die Besatzung herzufallen, die sicher aus einem halben tausend Mann bestand?

Es wäre Wahnsinn gewesen! Ja, und waren sie denn überhaupt je Seeräuber gewesen? Und wollten sie jetzt noch nachträglich zu Mördern werden?

Nur eins gab es: sich dieses Messer selbst ins Herz zu stoßen. Ihr Entschluß war ja immer gewesen, niemals lebendig in eine Gefangenschaft zu kommen, mit diesem Vorsatze hatten sie sich ja auch auf die Fahrt nach England begeben.

Es ist aber leicht einzusehen, daß sich durch diesen Schiffbruch alles total verändert haben mußte. Sie hatten doch erst versuchen wollen, ob sie nicht vielleicht von England in Gnaden wieder aufgenommen würden.

Jansen erhob sich am Steuer.

»Jungens! Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Es ist alles anders gekommen, als wir geplant hatten. An Widerstand ist hier nicht zu denken, auch nicht an eine Selbstvernichtung, an Selbstmord, denn dadurch würden wir eine Schuld gestehen, die wir gar nicht begangen haben. Anders kann ich mich jetzt nicht ausdrücken. Für uns bleibt nur eins übrig: uns auf Gnade und Ungnade diesem englischen Kriegsschiffe zu ergeben. Es wird uns nach England bringen, dort hat man bereits meine Denkschrift geprüft, und

geht man nicht auf meine Vorschläge ein, spricht man uns schuldig, dann können wir noch immer sehen, wie wir uns aus dieser Klemme helfen, und gelingt es nicht, dann lassen wir uns eben aufknüpfen, unschuldig. Es sind noch ganz andere Kerls unschuldig eines viel schmachvolleren Todes gestorben. Einverstanden?»

»Ja, Kapitän!« erklang es einstimmig aus den sämtlichen fünf Booten, kein einziger Mund hatte sich ausgeschlossen.

Das Kriegsschiff, eine Korvette, deren Namen man noch nicht lesen konnte, war in Rufweite herangekommen.

»Habt Ihr Euer Schiff verloren?« rief der an seiner Uniform erkenntliche Kapitän, ohne das Sprachrohr benutzen zu müssen.

»Ja, die ›Patria‹ von New-Orleans, Kapitän Sylvester,« entgegnete Jansen, der schon längst nicht mehr auf der Ducht, d. h. auf der Bootsbank, sondern am Boden des Fahrzeuges saß.

Und nun wird der Leser auch etwas merken. Daß Jansen und die ganze Mannschaft nicht etwa das einzige Mittel vergessen hatten, welches es noch gab, um doch vielleicht aus dieser Kalamität zu kommen, durch eigene Kraft eine Küste zu erreichen, um sich dann weiter fortzuhelfen.

Sie verweigerten einfach, sich an Bord des Kriegsschiffes aufnehmen zu lassen.

Dieser Versuch war so selbstverständlich, daß wir vorher gar nicht erst darauf vorbereitet haben.

Es kommt ja hin und wieder vor, daß Schiffbrüchige im offenen Boote verweigern, sich von einem Schiffe aufnehmen zu lassen: wenn es nicht mehr gar zu weit entfernt von einer Küste ist, Lebensmittel noch genug vorhanden sind, überhaupt die Mannschaft noch in der Lage ist, die Küste aus eigener Kraft zu erreichen, mag es sich auch noch um einige Tage angestregten Rudern handeln, und dann muß auch der Kapitän dabeisein, der den Matrosen eine gehörige Prämie verspricht.

Denn wie schon häufig erwähnt, auf der See gibt es nichts umsonst. Auch die Aufnahme der Schiffbrüchigen muß die betreffende Reederei bezahlen, nicht nur dann die Verpflegung, sondern schon die dabei geleistete Arbeit, das kostet sogar schweres Geld – und abgesehen davon, daß der schiffbrüchige Kapitän dies seiner Reederei ersparen will, geht es dabei auch um die Ehre. Ein Kapitän, der sein möglichstes getan hat, ohne fremde Hilfe bis zuletzt fertig zu werden, wenn er das Wrack nicht mehr auf den Strand setzen kann, dann wenigstens noch die Besatzung, steht in hohem Ansehen, dann kann ihm sein vorhergegangenes Unglück noch verziehen werden.

Freilich hat alles seine Grenzen, auch das Verweigern, sich von einem Schiffe retten zu lassen. Da kann sehr leicht Mißtrauen entstehen.

Wenn auf hoher See, vielleicht Tausende von Meilen vom Lande entfernt, ein Boot gesichtet wird, und die Mannschaft weigert sich, sich von dem Schiffe aufnehmen zu lassen, liegt da nicht der Verdacht sehr nahe, daß hier etwas nicht in Ordnung ist? Vielleicht sind es Meuterer, die gerade die Flagge zu fürchten haben, welche das seine Hilfe anbietende Schiff führt. Oder sonst irgendein verdächtiger Grund.

»Seid Ihr selbst der Kapitän?« wurde vom Kriegsschiff, welches mit stoppender Schraube immer näher trieb, weiter gefragt.

»Ja.«

»Wann habt Ihr es verloren?«

»Erst in dieser Nacht.«

»Wo?«

»Ich konnte seit acht Tagen keine Bestimmung mehr machen, wir müssen uns in der Nähe der Kanarischen Inseln befunden haben, als wir aufrannten.«

»In der Nähe der Kanarischen Inseln? Unsinn, von denen seid Ihr zweihundert Meilen westlich entfernt. Das können nur die Omalo-Riffe gewesen sein.«

O weh! Und so kann man sich irren, wenn längere Zeit keine geographische Bestimmung zu machen ist!

»Ihr wollt doch aufgenommen werden?«

»Nein, das wollen wir nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Wir wollen dann die Kanarischen Inseln zu erreichen suchen.«

»Noch heute tritt wieder starker Sturm ein.«

»Es wird uns schon gelingen.«

»Ist die ganze Mannschaft damit einverstanden?«

»*Very well*,« erklang es einstimmig, und schon atmete alles erleichtert auf.

Wenn nur das Kriegsschiff nicht unterdessen so unheimlich nahe gekommen wäre, jetzt mußte man schon jeden Gesichtszug erkennen können!

»Wie Ihr wollt. Kann ich Euch mit etwas aushelfen?«

»Besten Dank, wir sind mit allem ver . . . «

»*By Jove!!*« erklang da auf dem Kriegsschiffe eine Stimme in höchstem Staunen. »Das ist doch der Wilm, der zuletzt auf der ›Sturmbraut‹ war?«

»Jawohl,« rief eine andere Stimme in demselben Tone, »ich hab's schon immer gesehen, es nur nicht glauben wollen – das ist die ganze Mannschaft der ›Sturmbraut‹, ich habe sie doch in New-York gesehen!«

»Und das ist der Kapitän Richard Jansen, wie er leibt und lebt!!«

»Der Tiger von Honduras, wir haben ihn!!!«

Die Aufregung, die an Bord des Kriegsschiffes entstand, läßt sich gar nicht beschreiben.

Doch nur wenige Augenblicke, in diesen drängte sich eben die Aufregung einer viel längeren Zeit zusammen, dann wiederholten die Bootsmannspfeifen das gegebene Kommando, und im Nu waren die Matrosen auf ihren Stationen mit Handwaffen angetreten.

Denn daß es auf einem englischen Kriegsschiff sonst nicht an Disziplin fehlt, darf man wohl glauben – und die es nicht glauben, sind eben in einem schweren Irrtum befangen, der noch einmal sehr verhängnisvoll werden kann.

»Ihr seid der Kapitän Richard Jansen von der ›Sturmbraut?«

Mißglückt und verloren!! Und Jansen erhob sich zu seiner ganzen riesenhaften Höhe und verschränkte die Arme über der Brust.

»Ich bin es!«

»Die ›Sturmbraut‹ ist gescheitert?«

»Ja.«

»Das ist die Mannschaft?«

»Ja.«

»Ergebt Euch!!«

»Wir ergeben uns.«

»Denkt an keinen Widerstand!«

»Wir ergeben uns.«

»Bei der geringsten verdächtigen Bewegung lasse ich feuern.«

»Wir ergeben uns,« wiederholte Jansen zum dritten Male.

»So kommt an Bord!«

Das Fallreep ward herabgelassen.

»Laß fallen die Riemen, streich Backbord,« kommandierte Jansen, um sein Boot als erstes dort hinzudirigieren.

»O, Kapitän, Kapitän!!« stöhnte es einmal in tiefster Seelenqual.

»Ruhe, Jungens, ich kann euch die Versicherung geben, daß alles gut ablaufen wird,« tröstete Jansen.

Dachte er an Tischkoffs Prophezeiung? Die bezog sich nur auf ihn. Und bis zu seinem hohen Alter war noch eine gar lange Zeit.

Er erstieg als erster das Fallreep, betrat durch die geöffnete Bordwand das Deck – sofort wurden von hinten seine Hände ergriffen und in Eisen gelegt.

Ruhig hatte Jansen es sich gefallen lassen, er blickte sich um, las den Namen der Korvette – ›Duc of Westmoreland‹ – blickte

den vor ihm stehenden Mann in Kapitänsuniform an, den Kommandanten – und diese Züge konnten nicht lügen, Jansen war in die Hände eines edlen, gerecht denkenden Mannes gefallen.

»Ich bitte um anständige Behandlung.«

»Ich tue meine Pflicht, ich muß Sie fesseln.«

»Ich bin nicht der Seeräuber, für den ich gelte.«

»Das wird das Gericht entscheiden.«

Daraus hatte Jansen schon viel gehört. Ein Kriegsschiff hat das Recht, jeden Seeräuber sofort aufzuknüpfen. Allerdings nur, wenn er auf frischer Tat ertappt wird, welcher Grund ja aber zu umgehen ist.

»Es wurde vorhin gerufen, ich sei der Tiger von Honduras.«

»So werden Sie genannt, weil Sie als Mordbrenner die Hafenstadt Caballos überfallen haben.«

»Es wird bald bewiesen werden, daß ich das gar nicht gewesen bin. Ein anderes Schiff hat den Namen meiner ›Sturmbraut‹ mißbraucht.«

»Wahrhaftig?!« rief der Kommandant in größter Ueberraschung.

Doch schnell hatte er sich wieder beherrscht.

»Hierüber habe nicht ich, sondern das Gericht zu urteilen.«

Ja, auch diese Unparteilichkeit gehört mit zu einem gerechten Manne, und Jansen konnte damit nur zufrieden sein.

»Ich bitte um eine anständige Behandlung,« wiederholte Jansen.

»Ich werde Sie behandeln als einen Untersuchungsgefangenen, dessen Schuld erst bewiesen werden muß.«

»Dafür sage ich Ihnen meinen Dank.«

»Führt ihn ab!«

»Halt! Ich möchte dabeisein, wenn auch meine Leute gefesselt und abgeführt werden. Nur dann kann ich eine Garantie für ihr Verhalten übernehmen.«

Die Richtigkeit dieses Vorschlages ward gleich eingesehen, so blieb Jansen dabei, wie einer seiner Leute nach dem anderen heraufstieg, sofort gefesselt und abgeführt wurde.

Wohin, das zu fragen, hatte er kein Recht, oder es wäre von ihm anmaßend gewesen.

Als drittletzter kam ein Matrose, dem beide Füße amputiert worden waren. Er mußte mit einer Schlinge hochgehievt werden, desgleichen Mahlsdorf, und als letzte erschien Madam Hullogan an Deck.

Sie war die einzige, die mit allem nicht einverstanden war und ihrem Unmut laut Luft machen mußte, sonst wäre sie wahrscheinlich erstickt.

»Ist sich eine Gemeinheit . . . « fing sie an, und so ging es weiter, bis sie gefesselt war und ihr Schimpfen nach und nach verklang.

»Herr Kapitän Jansen, folgen Sie mir,« sagte Kapitän Webb und begleitete den Gefangenen selbst.

IN UNTERSUCHUNG.

Die Sensation in England war ungeheuer.

Nicht etwa darüber, daß die schiffbrüchige Mannschaft der ›Sturmbräut‹ gefangengenommen war. Davon war noch gar nichts bekannt.

Nein, vorläufig nur über Jansens Denkschrift, die unterdessen in England eingetroffen und in der Oeffentlichkeit bekannt geworden war.

Und der Inhalt dieser Denk- oder Verteidigungsschrift genügte schon, um ganz England in Atem zu halten. Die Zeitungen sprachen kaum noch von etwas anderem, und schade nur, daß die Wirtshäuser in England um eins schließen müssen. Dann aber ging die Disputation auf der Straße weiter.

Also Richard Jansen, der Seeräuber, wie er nun einmal hieß, hatte in der Denkschrift so ziemlich seinen ganzen Lebenslauf erzählt, alle seine Vergehen darin angeführt, und glaubte, hiermit

bewiesen zu haben, daß er kein Seeräuber sei, überhaupt kein Verbrechen begangen habe, und was für Schaden er sonst angerichtet, das könne doch alles mit Geld gutgemacht werden.

Man müsse sich nur auf den Standpunkt stellen, keinen Privatmann, keinen Handelskapitän vor sich zu haben, sondern man müsse ihn als anerkannt gewesenen Feind Englands betrachten, mit dem man im offenen Kampfe gelegen, dann könne ihm gegen eine gewisse Entschädigung auch alles verziehen werden.

So erbot sich Jansen, die beiden von ihm vernichteten englischen Kriegsschiffe – durch Zufall vernichtet, wie er genügend bewies – voll und ganz zu ersetzen. Ebenso wolle er alle Hinterlassenen der dabei getöteten Mannschaften zufriedenstellen. Oder viel einfacher wäre, wenn er gleich sein Geheimnis preisgäbe. Es sei doch bekannt, daß er im Chinesischen Meere eine höchst ertragreiche Perlenbank wisse. Er wolle also deren Lage angeben, mit China würde sich England wohl leicht darüber verständigen können, und wenn seine Angaben auf Wahrheit beruhten, so verlange er für sich und seine ganze Mannschaft vollkommene Amnestie. Außerdem hoffe er, dann mit seiner Mannschaft in englische Dienste treten zu können . . .

Ach, wenn Jansen geahnt hätte, wie gut die Sache für ihn stand! Damals!

»Na, selbstverständlich, das ist der tüchtigste Kerl, der je unter der englischen Flagge gefahren ist, der muß das Kommando über ein Kriegsschiff bekommen!«

Das war die Stimme des großen Volkes, und die wenigen, welche anders dachten, bekamen Prügel.

Merkwürdig war dabei, daß man allgemein annahm, Jansen habe es auf einen Dienst in der Kriegsmarine abgesehen. Hier hatte er sich offenbar nicht deutlich genug ausgedrückt.

Die Zeitungen waren in ihrem Urteil etwas gespaltener. Diejenigen, welche für die Regierung arbeiteten und in den höheren

Kreisen gelesen wurden, verlangten eine ganz unparteiische Untersuchung und Aburteilung, während die vom Volke gelesenen, und das waren die meisten, natürlich auch die Stimmung des breiten Volkes teilen mußten.

Diese letzteren Zeitungen bedienten sich überdies eines eigentümlichen Mittels, um noch mehr für den jetzigen Seeräuber und zukünftigen Kriegsschiffskommandanten Propaganda zu machen. Die ›Daily Chronicle‹ war es, die zuerst darauf hinwies, daß dieser Kapitän Richard Jansen doch eigentlich ein Engländer sei. Das wurde mit unglaublichem Raffinement nachgewiesen, indem Jansens Ahnenreihe bis hinauf fast zum Affen – oder sagen wir Adam – verfolgt wurde, und es war ja auch möglich, daß Jansens Urururururur ... ururgroßmutter aus England stammte – und danach war nach englischen Ansichten dieser Ururururur ... urururenkel selbst ein Engländer.

»Und dieser Engländer muß uns als der tüchtigste Seemann, der je die Meere befahren hat, welche sämtlich England gehören, unbedingt erhalten bleiben!«

Auch im Parlament ward der Fall eifrigst besprochen. Hier waren die Ansichten allerdings noch geteilter.

»Recht muß unbedingt Recht bleiben,« lautete dann die allgemein angenommene Resolution. »Kapitän Jansen muß vor ein unparteiisches Gericht, muß unparteiisch abgeurteilt werden, wie Oldengland es von je gehalten hat. Von dem Angebot mit der Perlenbank dürfen wir uns auf keinen Fall beeinflussen lassen, wie Oldengland noch nie, nie einer Bestechung zugänglich gewesen ist. Ist er des Todes schuldig, dann muß er hängen; kann er seine Taten schon mit Zuchthaus sühnen, dann kommt er in die Tretmühle; wird er schuldlos gesprochen, dann ist er eben schuldlos. Aber von der Perlenbank dürfen wir uns nimmermehr beeinflussen lassen, so etwas hat Oldengland noch nie getan. Hip hip hip hurra für Oldengland. *God save the Queen!*«

Der Leser versteht. Es war eben Oldengland, welches im Parlament solch kernige Worte sprach, jenes England, welches aus Schwarz nicht nur Weiß, sondern nach Belieben Blau, Grün, Rot, Ultraviolett und alle anderen Farben des Regenbogens zu machen verstanden hat.

Jedenfalls standen Jansens Aktien famos. Hausse, Hausse, und immer Hausse! Ach, wenn er es nur gehant hätte!

Doch die Hauptsache nun, die schon bei den Nürnbergern galt, war, daß der Seeräuber auch wirklich kam, um sich zum Verhör zu stellen.

»Hat Kapitän Richard Jansen schon jemals sein Wort gebrochen?« wurde stolz gefragt.

Es hatte eigentlich niemand eine Berechtigung, durch Tatsachen verbürgt, so auf Jansens Wort zu bauen, aber ... es war nun einmal so.

»Nur der Tod kann ihn abhalten, hierherzukommen – oder lebenslängliche Gefangenschaft bei marokkanischen Piraten.«

»Was können denn marokkanische Piraten einem Richard Jansen anhaben?« wurde dem gegenüber geringschätzend geantwortet.

»Aber er kann den Tod gefunden haben.«

»Nein, auch der kann ihm nichts anhaben, er hat ja den Klautermann an Bord.«

»Na, dann muß er auch kommen.«

Und man wartete. Wenn man nur gewußt hätte, welchen englischen Hafen er mit der ›Sturmbräut‹ anlaufen würde. Jansen hatte ganz allgemein von England gesprochen, also auch nichts von Dover, das er im Auge gehabt, erwähnt.

Aber sicher würde er doch London bevorzugen.

Also man wartete ganz besonders in London mit geradezu fieberhafter Ungeduld.

So vergingen vierzehn Tage, und keine andere Sensation, wie sie das große London noch mehr haben muß, als jede andere

Großstadt, konnte diese fieberhafte Spannung auf das Erscheinen der ›Sturmbraut‹ vermindern.

Da lief auf dem Telegraphendrahte der Blitz durch ganz England.

»Die ›Sturmbraut‹ ist gescheitert. Kapitän Jansen mit seiner ganzen Mannschaft von dem ›Duc of Westmoreland‹ aufgefischt, welcher schon in Portsmouth mit den Gefangenen eingetroffen ist.«

Erst wollte man es gar nicht glauben. Und dann war mit einem Male die Stimmung für den schon zum Volkshelden gewordenen Seeräuber völlig umgeschlagen.

Die Gründe hierfür sind schwer zu definieren. Sie können nur angedeutet werden.

Einmal hätte sich ein Kapitän Richard Jansen mit seiner ganzen Mannschaft überhaupt nicht fangen lassen dürfen. Das setzte ihn in der Volksgunst sofort herab.

Und dann ist es eben ein großer Unterschied – in jedem Falle! – ob jemand sich freiwillig einem richterlichen Verhöre stellt, oder ob er dazu in Ketten herbeigeschleppt wird.

Aber nachlassen konnte die Sensation deshalb nicht. Von London mußten nach Portsmouth Extrazüge abgehen, und dann stand das Volk am Kai und konnte die mitten im Hafen liegende Korvette, deren Planken die zweiundvierzig Seeräuber bargen, anstarren.



Der Prozeß begann, und das englische Volk erlebte auch hierbei etwas Außerordentliches.

Ob dieser Prozeß gegen die gefangenen Seeräuber in London oder hier in Portsmouth, das mit allen richterlichen Machtmitteln ausgestattet ist, zu führen sei, hätte erst entschieden werden müssen. Aber nicht einmal zu dieser Wahl sollte es kommen.

Wie schon erwähnt, kann jedes Kriegsschiff auf frischer Tat erwischte Seeräuber sofort aufhängen. Nur um ein abschreckendes Beispiel zu demonstrieren, werden sie gewöhnlich erst nach dem nächsten Hafen gebracht, und dort werden für sie Galgen erbaut.

Ein englisches Kriegsschiff hingegen dürfte dies letztere eigentlich nicht tun. Denn nach einem uralten englischen Gesetz sollen Seeräuber gar nicht wieder das Land betreten, nach einer frommen Ansicht, Gottes schöner Erdboden würde von ihren Füßen besudelt; wenn nach dem Hafen gebracht, so sollen sie doch auf dem Schiffe selbst vom Leben zum Tode befördert werden, auch eine Gerichtssitzung soll, wenn eine solche nötig, auf dem Schiffe selbst stattfinden, und zwar soll der Kapitän, der die Seeräuber gefangen, der Vorsitzende der Verhandlung sein.

Dieses alte Gesetz war hervorgekramt worden, man wollte es einmal zur Anwendung bringen. Oder fürchtete man sich, die Mannschaft der ›Sturmbräut‹ hinter Kerkermauern zu bringen, wozu doch erst ein kurzer Transport nötig war? Glaubte man an Helfershelfer? Hielt man diese rabiaten Burschen an Bord eines Kriegsschiffes für am sichersten aufgehoben?

Wie dem auch sei, – die Gerichtsverhandlungen fanden an Bord der ›Westmoreland‹ statt, und um nun auch alles zu erfüllen, mußte Kapitän Webb sogar den Vorsitzenden spielen, obgleich er gar nichts davon verstand, hatte ja auch allerdings wenig hineinzureden.

Die Voruntersuchungen begannen. Die nach altenglischem Brauch mit weißgepuderten Perrücken geschmückten Richter begaben sich mit ihrem ganzen Stabe in Booten hinüber nach dem Kriegsschiff. Die Kajüte diente als Gerichtssaal.

Oeffentlich mußten die Sitzungen unbedingt sein, aber viel Publikum konnte die Kajüte doch nicht fassen. So fanden nur wenige ›Geladene‹ Platz, darunter vor allen Dingen die Berichterstat-ter von Zeitungen, und die sorgten dafür, daß das englische Volk

schnellstens alles erfuhr, was hier vor sich ging, was die Untersuchungsgefangenen aussagten, und da wurde kein Mienenspiel und keine Geste unberücksichtigt gelassen.

Kapitän Jansen und seine Mannschaft ward vorgeführt, einer nach dem anderen, immer mit gefesselten Händen und unter militärischer Bewachung.

Wir wollen gleich sagen, daß diese Gerichtsverhandlungen länger denn ein Vierteljahr dauerten, und da kann man nicht verlangen, daß sie alle geschildert werden; keine einzige davon wollen wir herausgreifen.

Jansen hatte also nicht erfahren, was für eine Sympathie er anfänglich für sich gehabt; jetzt erkannte er nur, wie faul die Sache für ihn stand.

Er glaubte, in seiner Denk- oder Verteidigungsschrift ganz ausführlich gewesen zu sein, und, ach, was hatte er nicht alles vergessen! Was wurde da nicht alles noch ausgepackt!

»Kennen Sie einen Mister Ephraim Jonas?« Nach längerem Ueberlegen verneinte Jansen. »Entsinnen Sie sich nur, den Direktor der Antimonbergwerksgesellschaft zu Bantang auf Borneo?«

»Ach so, den – ja, den kenne ich!«

»Gestehen Sie, diesen Mann gefoltert zu haben?«

»Gefoltert nicht, sondern nur . . . «

»Sie haben ihm von einer Kuh die Fußsohlen lecken lassen.«

»Ja, das habe ich getan.«

»Ihm auf diese Weise ein Geständnis erpreßt?«

»Ja.«

»Ist das eine Qual?«

»Ja.«

»Eine fürchterliche?«

»Gewiß, und der Mann hat es verdient, er war ein Schuft!«

»Eins nach dem anderen. Inwiefern ist das eine fürchterliche Qual?«

»Die Empfindung des Kitzelns.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich das an meinem eigenen Leibe probiert habe.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

Nun mußte Jansen, wollte er sich nicht in Ausflüchte verwickeln, erst sein ganzes Abenteuer auf Borneo zum besten geben.

Dann wurde von Land eine Kuh besorgt, die Prozedur des Fußleckens wurde an verschiedenen Personen vorgenommen, selbst Richter legten sich hin, und sie alle wollten unter Lachen sterben.

Dies nahm schon viele Tage in Anspruch; wenn irgend etwas nicht zur Stelle war, wurde die Sitzung wieder auf einen anderen Tag verschoben, durchaus nicht gleich auf den nächsten, da kann man sich vorstellen, wie langsam das ging, und nachdem endlich die Kuh ihre Pflicht getan, alles zu Protokoll genommen worden war, wurde die Frage wiederholt.

»Gestehen Sie, diesen Mister Ephraim Jonas auf solch eine Weise gefoltert zu haben?«

»Ja.«

»Und hinterher haben Sie ihn auch noch furchtbar schlagen lassen?«

Es war gar nicht zu verwundern, wenn Jansen seine Richter auch noch reizte, indem er auf diese Frage erwiderte:

»Nicht mehr, als er verdiente.«

»Weshalb soll er die Prügel verdient haben?«

Ach, nun mußte Jansen erst wieder hiervon anfangen, und alle seine Leute wurden zunächst einzeln verhört!

Wie sollte denn das nur noch enden?

Die Hauptsache aber war hierbei, daß er sich tatsächlich an einem englischen Untertanen vergriffen, ihn im Verfahren der Selbstjustiz sogar gefoltert hatte, und das brachte natürlich eine neue Anklage gegen ihn.

Während der Verhandlungen wußte der Untersuchungsrichter wiederholt auch geschickt die Frage nach jener Perlenbank einzuflechten.

»Gebt mich und meine Leute frei, und ich nenne euch ihre Lage!«

Davon konnte jetzt natürlich keine Rede mehr sein. Es war eben Jansens Verhängnis gewesen, daß er als Gefangener hergekommen war. Jetzt gab es keinen Vergleich, jetzt mußte der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden, oder vielmehr, der Schein der unparteiischen Gerechtigkeit mußte nun unter allen Umständen gewahrt werden.

Nun aber hauptsächlich doch all das, was mit Jansens eigentlichem Seeräuberberuf zusammenhing! Und hier war wieder die Hauptsache der bewaffnete Widerstand gegen England auf jener afrikanischen Felseninsel, der mit der Vernichtung der beiden englischen Kriegsschiffe geendet hatte.

Und was nun sonst noch alles hinzukam! Die Geschichte auf den Südseeinseln, in dem hohlen Felsenberge, wo er doch ebenfalls ein englisches Kriegsschiff mit Beschießung bedroht hatte, usw. usw.

Diese Verhandlung würde ja gar kein Ende nehmen!

Und dann schließlich kam auch noch der Fall von Caballos hinzu, wo Jansen direkt zum Seeräuber geworden sein sollte.

Ging dieser Fall England auch direkt nichts an, so konnte hier doch ein überzeugender Indizienbeweis geführt werden, daß Jansen und seine Mannschaft wirklich offenkundige Seeräuberei betrieben hatten.

Hier aber zeigte sich etwas Merkwürdiges.

Jansen wies diesen Verdacht natürlich von sich, erzählte seine Begegnung mit Lord Leicester, wie er von diesem erst die Kunde von der Mordbrennerei bekommen, wie er dann dem Seeräuberschiffe, das seinen Namen mißbraucht, den Garaus gemacht hatte.

Natürlich berief er sich hierbei auf die Mannschaft der ›Repentance‹ als Zeuge, mußte dabei allerdings auch den so unglücklich verlaufenen Zweikampf angeben.

Wo aber war die ›Repentance‹?

»Die ist untergegangen.«

»Untergegangen?!« rief Jansen in grenzenloser Bestürzung.

»In der Nähe der Balearen hat man Trümmer von ihr gefunden, sie ist zweifellos mit Mann und Maus untergegangen.«

Jansen zeigte für gewöhnlich eine große Fassung, hochaufgerichtet stand er mit gefesselten Händen vor den Richtern, beantwortete alle Fragen ruhig und sachgemäß.

Nur manchmal brach bei ihm der ganze verhaltene Jammer hervor, und so auch diesmal, als er den Untergang der ›Repentance‹ erfuhr.

»Untergegangen, auch dieses Schiff untergegangen!« rief er verzweifelt. »Hat sich denn nur alles gegen mich verschworen?!«

In diesem Falle aber irrte sich Jansen.

Das große Publikum war sofort der Ueberzeugung, daß ein Richard Jansen niemals zum gemeinen Mordbrenner geworden sein könne, dies drückten im Namen des Volkes alle Zeitungen aus.

Hiervon erfuhr Jansen allerdings nichts, da er ja nie eine Zeitung in die Hand bekam, dies konnte also keinen direkten Vorteil für ihn bedeuten.

Aber auch die Richter glaubten ihm auf sein Wort hin, daß er mit jenem Mordbrenner nicht identisch gewesen sei.

Doch was nützte ihm solches Vertrauen in einem einzigen Falle? Da waren noch hundert andere zu erledigen, wo alles gegen ihn sprach.

DIE KATASTROPHE VON PORTSMOUTH.

So war schon ein Vierteljahr vergangen, und das Ende dieses Prozesses war noch gar nicht abzusehen.

Ein neues Jahr war angebrochen, und zwar mit einer bitteren Kälte, wie England sie sonst nur selten zu empfinden bekommt.

Denn im nördlichen Amerika, das so schon immer unter Winterkälte zu leiden hat, war sie diesmal strenger denn je aufgetreten, und der Westwind brachte eine Kältewelle nach der anderen bis nach England, alles unter Schnee und Eis vergrabend.

Der Kriegshafen von Portsmouth selbst war noch eisfrei geblieben, während sich draußen an den Molen schon die Eisschollen auftürmten. Das bringt die warme Strömung mit sich, die ganze geschützte Lage.

Damals hatte Portsmouth noch eine andere Bedeutung, als nur für die englische Kriegsflotte.

Noch heute vermittelt die Linie Dover und Calais nicht etwa den größten Passagierverkehr zwischen England und dem europäischen Kontinent. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Die kürzeste Linie ist sie allerdings, führt die luxuriösesten Dampfer, aber benutzt werden andere Linien viel mehr, teils wegen der Billigkeit, teils ist die Eisenbahnverbindung dann eine bessere.

So kommen für Deutschland und Holland vor allen Dingen die Linien Vlissingen–Queensborough und Hoek van Holland–Harwich in Betracht, für Frankreich heutzutage Dieppe–Newhaven.

Dieppe war schon damals der Ausgangspunkt der von Frankreich nach England reisenden Passagiere, Newhaven hatte noch gar keine Eisenbahnverbindung mit London, dafür spielte das naheliegende Portsmouth die Rolle.

So zeigte Portsmouth damals auch noch ein ganz anderes, viel lebendigeres Bild als später. Denn der Passagier- und Expressgutverkehr zwischen Frankreich und England ist doch ein ganz beträchtlicher, mehrere Linien ließen ihre Schiffe täglich hin und her laufen.

Dies alles konnte Jansen aus seiner Untersuchungszelle beobachten. Man hatte ihm als solche eine sehr bequeme Kabine angewiesen, welche ganz vorn im Schiff lag, und deren Bollaugen nach drei verschiedenen Richtungen gingen.

Freilich mochte er wenig Zerstreuung durch Beobachten der ein- und auslaufenden Kriegs- und Passagierschiffe und was sonst solch ein Hafen alles bietet, finden, allein es war schon genug, daß er drei offene Fenster hatte, die frische Seeluft einatmen konnte, denn in einer regelrechten Gefängniszelle hätte ein Richard Jansen es wohl schwerlich drei Monate aushalten können, da wäre er schon längst ein gebrochener Mann gewesen.

Auch sonst durfte sich Jansen als Untersuchungsgefangener über nichts beklagen. Die Kabine war komfortabel ausgestattet, Dampfheizung, das Essen kam aus der Kajüte.

Diese Fürsorglichkeit war sicher nur dem Umstande zu verdanken, daß der Kommandant des Schiffes zugleich der Vorsitzende des ganzen Verfahrens war, der über alles zu bestimmen hatte, und daß dieser Kapitän Webb eben ein so vortrefflicher Mensch war, der für den Seeräuberkapitän geradezu Sympathie zu hegen schien. Direkt sprach er dies freilich nicht aus, dagegen ließ er es durch Handlungen um so deutlicher merken, und was sind Worte gegen Taten!

Mit auf dem Rücken geschlossenen Händen war Jansen hier eingeliefert worden – als er die erste Mahlzeit erhielt, waren sie ihm vorn zusammengekettet worden, so hatte er essen müssen.

Gleich darauf war der Kommandant zu ihm eingetreten, von zwei bewaffneten Matrosen begleitet.

»Schmeckt es Ihnen?«

»Ich danke.«

»Können Sie so mit gebundenen Händen essen?«

»Es muß gehen.«

»Wenn Sie sich irgendwie obstinat zeigen, werden Sie noch völlig an die Wand geschlossen, müssen auch so schlafen.«

In strengstem Tone mit strengster Miene hatte der Mann es gesagt, den wir eben einen so vortrefflichen Menschen genannt haben.

Aber man kann doch auch nicht erwarten, daß solch ein Kapitän ein freundlich lächelnder Süßholzraspler ist, zumal einem ihm anvertrauten Mordbrenner gegenüber.

Und Jansen war Menschenkenner genug, um diesen Mann nicht nach seinen Worten zu beurteilen, die ihm die Pflicht gebot. Jansen selbst war ja genau solch ein Charakter.

»Ich denke nicht an Widerstand.«

»Nicht? Dann kann ich Ihnen auch die Hände freigeben.«

Jansen konnte nur mit einem dankenden Blicke antworten. Aber so schnell ging das doch nicht, es sollte ein Haken dabei sein.

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Fluchtversuch unternehmen wollen?«

Da verwandelte sich der dankende Blick in einen schmerzlichen. Doch zunächst hatte Jansen noch einen anderen Gedanken.

»Sie würden meinem Ehrenworte trauen?«

»Ja.«

»Mir, dem blutigen Piraten und Mordbrenner?«

»Sie sind nur dessen angeklagt, Ihre Schuld muß erst noch bewiesen werden.«

»Sie halten mich für schuldlos?«

»Das gehört nicht hierher. Ich frage Sie, ob Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, keinen Fluchtversuch zu machen.«

»Nein, daraufhin gebe ich mein Ehrenwort nicht.«

»Sie planen eine Flucht?«

»Selbstverständlich.«

»Auch über Menschenleben hinweg?«

»Wenn es sein muß – ja.«

»Nach dieser offenen Erklärung halte ich mich für berechtigt, Ihnen dennoch die Fesseln abzunehmen. So spricht kein hinterlistiger Schurke.«

Sprach's und löste Jansen die Hände.

Ja, hier standen sich zwei wirkliche Männer gegenüber!

»Lassen Sie Ihre Fluchtgedanken lieber sein,« sagte Kapitän Webb noch, ehe er die Kabine verließ. »Eine Befreiung von Ihrer oder anderer Seite aus ist unmöglich gemacht, wird niemals gelingen.«

So war Jansen wenigstens fessellos. Nur wenn er vor die Richter geführt wurde, mußten sie ihm wieder angelegt werden. Er war eben der verwegene Seeräuber, dem man alles zutraute.

Kapitän Webb kam täglich zu ihm, untersuchte die Kabine auf's genaueste, selbst die Taschen des Gefangenen, einmal mußte sich Jansen, weil man vermutete, daß Steuermann Martin aus seiner Zelle ein Zettelchen an den Kapitän herausgeschmuggelt habe, sogar nackt ausziehen und sich den Mund ausspülen, ebenso versagte ihm der Kommandant Zeitungen und Bücher, weil diese zu gute Mittel sind, um Briefschaften zu befördern, und Jansen zweifelte nicht, daß Webb in einem solchen Falle mit aller Strenge gegen ihn vorgegangen sein würde, während er sich doch andererseits wahrhaft freundschaftlich gegen ihn benahm.

Manche Stunde verbrachte er bei ihm, erzählte ihm, was das Publikum über diesen Prozeß sage, beruhigte ihn über den Verbleib seiner mitgefangenen Leute, die ebensogut behandelt würden, beantwortete alle Fragen – aber nur so weit, wie es dem Untersuchungsgefangenen gegenüber zulässig war.

Kurz, zwischen den beiden entwickelte sich eine Freundschaft, und dennoch blieb das strenge, unnahbare Verhältnis zwischen einem pflichtgetreuen Aufseher und einem Untersuchungsgefangenen immer bestehen.

Die über jeden Zweifel erhabene Lauterkeit dieses Mannes ward auch noch in anderer Weise sichtbar.

Außer von dem eigentlichen Aufseher, der ihm das Essen brachte, die Kabine reinigte usw., stets unter dem Schutze zweier bewaffneter Matrosen, empfing Jansen noch regelmäßigen Besuch von seinem Verteidiger und einem Geistlichen.

Daß diese beiden freundlich gegen den Untersuchungsgefangenen waren, ist begreiflich. Der Rechtsanwalt hoffte einen glänzenden Sieg davonzutragen, wenn er nur die voraussichtliche Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umwandelte, und der Geistliche wollte durch Retten einer sündigen Seele seiner himmlischen Krone eine neue Perle einverleiben.

Aber die beiden waren manchmal doch gar zu freundlich, und Jansen hatte gar bald heraus, was sie wollten: ihm das Geheimnis seiner Perlenbank entlocken!

Der Advokat versprach ihm dafür, wenn nicht völlige Freiheit, so doch die größten Milderungsgründe, der Schwarzrock bot ihm dafür die ewige Seligkeit mit einem reservierten Sitz im Himmel an, und auch sonst verschmähten die beiden kein Mittel, um den Perlenbankwiser gesprächig zu machen.

Nur zu Prügel und zu sinnverwirrenden Mitteln, wozu ja auch der Alkohol zu rechnen ist, den man durch gewisse Mittel noch wirksamer machen kann, hatten sie sich noch nicht verstiegen, dafür sorgte eben Kapitän Webb, welcher selbst die Perlenbank mit keinem einzigen Worte berührte, und das eben war es, was Jansen so hoch anerkannte.

»Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen,« sagte Kapitän Webb eines Tages, nachdem er die Zellenuntersuchung beendet hatte. »Ob sie Ihnen aber Freude bereiten wird, weiß ich nicht.«

»So unterlassen Sie sie lieber ganz.«

»Wollen Sie nichts über Ihre ›Sturmbräut‹ hören?«

»Meine ›Sturmbräut?!« schnellte Jansen wie von einer Tarantel gestochen empor. »Sie ist doch nicht etwa . . . als Wrack gefunden, wieder gehoben worden?!«

Schon das verriet, wie recht Kapitän Webb gehabt, zu vermuten, daß Jansen nämlich seine ›Sturmbraut‹ lieber als für die Welt verschollen betrachtet hätte.

»So ist es. Ich kann es Ihnen gar nicht verschweigen, denn Sie werden wahrscheinlich Ihr Schiff selbst betreten, es mindestens hier sehen müssen, denn es wird hierhergeschleppt.«

»Hierhergeschleppt?« wiederholte Jansen außer sich. »Meine ›Sturmbraut?«

Es griff ihn so an, daß er das Gesicht in den Händen barg.

Doch nach einigen Sekunden hatte er sich wieder beherrscht.

»Wie kam das? Bitte, erzählen Sie!«

»Es ist schon zwei Monate her, da sichtete ein französischer Dampfer in der Nähe der Omalo-Riffe die Toppen eines gesunkenen Dreimasters. Kapitän Mercier, der sein eigenes Schiff fährt, besitzt die Mittel, um das Wrack auf eigene Kosten untersuchen und, als es sich noch brauchbar erwies, heben zu lassen.

»Sofort wurde erkannt, daß es die gesunkene ›Sturmbraut‹ sei. Ich selbst hatte ja schon gesagt, daß Sie wohl nur bei den Omalo-Riffen gescheitert sein könnten.

»Nun beging Kapitän Mercier eine Ungehörigkeit, für die er zur Verantwortung gezogen wird, wenn er sich nicht besser zu entschuldigen weiß, als er bisher getan.

»Er hätte das Seeräuberschiff, wie es nun einmal hieß, an die Seebehörde ausliefern, mindestens den Fund doch sofort anzeigen müssen. Statt dessen bestach der sehr vermögende Mann seine Besatzung und die des Taucherschiffes, verpflichtete sie zur Verschwiegenheit. Er wollte dieses Schiff eben für sich behalten, vielleicht nur als Rarität. Es war eine Dummheit von dem Manne, schließlich hätte ihm das Schiff als herrenloses Gut ja doch zugesprochen werden müssen, nachdem es in den Bereich Ihres Prozesses gezogen worden war, dort seine Pflicht getan hatte.

»Das tat Mercier eben nicht, er unterschlug dieses Korpusdelikti, schleppte das Wrack nach Nantes, ließ es dort im Dock reparieren.

»Aber die Sache wurde doch bald ruchbar, England hat Ihr Schiff requiriert, jetzt befindet es sich auf dem Transporte nach – – da, da ist es ja schon!!«

Ja, da kam sie, die ›Sturmbraut‹, stolz wie immer, nicht als hilfloses Wrack geschleppt werdend, sondern unter eigenem Dampf, steuerte direkt in den Hafen ein.

Jansen hatte innerhalb seiner Kabine noch nie einen Gefühlsausbruch gezeigt, den ganzen Tag schritt er auf und ab, und auch in der Nacht hätte ihn jemand beobachten können, er würde nur einen friedlichen Schläfer gesehen haben.

Beim Anblick seines stolzen Schiffes aber brach mit einem Male alles hervor, was er bisher zurückgedrängt hatte.

»Meine ›Sturmbraut‹, ach, meine ›Sturmbraut‹, meine ›Sturmbraut!!« jammerte er mit hervorstürzenden Tränen, sehnsüchtig die Arme nach jener Richtung ausbreitend, und immer wieder hatte er nichts als diese zwei Worte, bis der riesenhafte Mann sich auf die Knie warf und sein Gesicht weinend und schluchzend in den Polstern des Diwans vergrub.

Kapitän Webb hatte die Kabine schon längst verlassen – er konnte diesen hünenhaften Mann nicht wie ein kleines Kind weinen sehen, er selbst weinte blutige Tränen.

Zuletzt war es doch schneller gegangen, als man geglaubt.

Richard Jansen und die achtzehn Mann, die unter ihm gedient, waren der Piraterie in wiederholtem Falle für schuldig und zum Tode verurteilt worden.

Es handelte sich also nur um jene, welche damals in London für die ›Sturmbraut‹ gemustert hatten, wozu dann als einziger noch der Steuermann Martin gekommen war.

Das Verfahren gegen Karlemanns halbwüchsige Gesellen schwebte noch, diese würden wahrscheinlich, wenn Deutschland ihre Wiederaufnahme verweigerte, in eine Zwangserziehungsanstalt kommen, ferner kamen noch der Maler van Zyl und Madam Hullogan in Betracht, deren Anteilnahme an der Piraterie erst noch näher bewiesen werden mußte. Jedenfalls wurden diese erst später abgeurteilt und würden natürlich viel glimpflicher wegkommen.

Morgen würde die Hinrichtung stattfinden. Auch hierbei sollte jenes alte Gesetz oder Brauch wirksam bleiben. Nicht an Land, sondern ebenfalls an Bord dieses Kriegsschiffes wurden die neunzehn Delinquenten gleichzeitig an den Rahen emporgezogen, die Schlinge um den Hals. Also auch ein den Tod erleichterndes Fallbrett gab es für die Piraten nicht. Doch so etwas kennt ja auch kein Selbstmörder, und der Tod des Hängens soll überhaupt kein schmerzvoller sein.

Als der Richtspruch verkündet wurde, hatte sich die ganze Mannschaft der ›Sturmbraut‹ zum ersten Male wieder zusammen gesehen. Auch die anderen, Karlemanns Jungen, hatten diesem feierlichen Akt beiwohnen müssen, wie wahrscheinlich auch morgen der Hinrichtung. Denn mit Seeräubern hat man von jeher eine Ausnahme gemacht, noch immer sind sie öffentlich gehenkt worden, und so sollte es auch morgen sein, wieder würden morgen oder schon während der ganzen Nacht aus allen Teilen Englands Extrazüge eintreffen, schaulustiges Publikum bringend, ebenso aber würden vom europäischen Kontinent herüber Extrafahrten per Dampfer veranstaltet.

Die Plötzlichkeit des Urteils war jedenfalls mit Absicht geschehen, eben um den übermäßigen Andrang des Publikums zu vermeiden. Nur das gegenüberliegende Frankreich, Holland und Belgien konnten noch Zeit haben, rechtzeitig Passagiere dazu herüberzubefördern.

Also die neunzehn Todeskandidaten hatten ihr Urteil mit der größten Gleichgültigkeit hingenommen. Sie sahen alle etwas mager und bleich aus, aber das machte nur die lange Gefangenschaft im engen Raume. Sie hatten an solch ein Schicksal schon früher zu oft gedacht, als daß es für diese Männer, welche dem Tode schon in jeglicher Gestalt ins Auge geschaut, jetzt noch etwas Schreckhaftes gehabt hätte.

Sie nickten nach der langen Trennung einander freundlich oder bedeutungsvoll zu, nichts weiter. Daß die ›Sturmbräut‹ wieder gehoben worden war und hier im Hafen lag, hatten sie alle erfahren. Aber auf sie gekommen, wie ein Verbrecher gewöhnlich noch einmal an den Ort seiner Tat geführt wird, war keiner.

Nur Madame Hullogan fing nach Verkündung des Urteils wieder in unglaublicher Weise zu schimpfen an und mußte deshalb abgeführt werden, nachdem ihr drei Tage bei Wasser und Brot zudiktirt worden, wohl nicht zum ersten Male während ihrer Untersuchungshaft.

Dann wurden auch die Verurteilten zurückgeführt in ihre Einzelhaft, um die letzte Nacht zu verbringen.

»Na, da adjüs, morgen zum letzten Male auf ein Wiedersehen!« konnten sie beim Weggange noch einige Worte wechseln.

»Hauptsache ist, daß wir nicht auf dem Meeresgrunde und auch nicht in Kellern und Speisekammern zu spuken brauchen.«

»Morgen früh?« fragte Enoch noch einmal seinen zufälligen Nachbar.

»Ja, morgen in aller Frühe segeln wir hinüber.«

»Un morgen givvt's grad Erven und Swiensflesch, wat ick so gern fräten tau.«

»O, Jungens, heute abend werden wir erst noch nach unserem letzten Wunsch gefragt.«

»Und der wird erfüllt?«

»Ganz sicher!«

»Dann wünsch ick mir ein Leben von hundert Jahr und en Großvaterstuhl un en lange Piep,« meinte ein Schlauer.

»Nein, so was gibt's nicht!« wurde ganz sorglos gelacht. »Nur was für eine Nacht.«

»Dann möcht ick nochmal an Land und tanzen.«

»Wir werden nur gefragt, was wir gern essen und trinken wollen.«

»Na, denn frät ick hüt noch mal Erven mit Swiensfleesch, aver ne ganz bannige Portion,« ließ sich Enoch wieder vernehmen.

»Ich glaube, du kannst die Nacht auch noch mit deiner Frau verbringen.«

»Mit deee? Nee, dann segle ick läver glicks in de Höll!«

Dann waren sie getrennt.

Die Nacht brach an, eine fürchterliche Nacht! Das Wasser in dem so überaus geschützt liegenden Hafen von Portsmouth blieb ziemlich ruhig, aber das Donnern des Meeres hörte man trotz der ziemlichen Entfernung deutlich. Und in der Luft ein unausgesetztes Heulen und Pfeifen.

Jansen hatte Licht bekommen, dann erschien der Geistliche, fragend, ob er noch einen besonderen Wunsch habe . . . nämlich für seine Henkersmahlzeit.

Jansen wollte von nichts wissen. Aber der Schwarzrock ließ sich nicht so schnell abweisen, erzählte von Beefsteaks und Ko-teleetts und anderen Gerichten, führte Delikatessen im einzelnen an.

Es war eine ganz schlaue Berechnung, daß der Geistliche den aufwartenden Kellner selbst machte. Anderenfalls wäre er sicher gekommen, wenn der Todeskandidat gerade beim Essen saß. Denn bei oder nach einer guten Mahlzeit ist der Mensch eben ein ganz anderer, selbst noch kurz vor seinem Tode, da läßt sich eine Seele viel leichter retten . . . und auch von ihr herausbekommen, wo sie eine Perlenbank weiß, und an darauf bezüglichen Anspielungen ließ es der Schwarzrock denn auch nicht fehlen.

Aber Jansen wies ihn kurzerhand ab.

»Lassen Sie mich zufrieden, von mir erfahren Sie nichts. Und auch wegen meiner Seligkeit brauchen Sie sich keine Mühe zu geben, das kann ich alles allein machen; denn wenn ich gewollt hätte, so wäre ich jetzt schon selbst Pastor.«

Ob solcher Gottlosigkeit schlug der Schwarzrock die Hände über dem Kopfe zusammen – und ging.

So erhielt Jansen nur ein einfaches Nachtessen, nach dem er wie gewöhnlich noch eine Stunde in der engen Kabine auf und ab schritt, manchmal stehenbleibend, um dem Heulen des Sturmes zu lauschen.

»Das ist ja ein fürchterliches Unwetter!«

Was gehen einen Menschen, den nur zehn Stunden von seinem Tode trennen, noch die irdischen Elemente an?

Aber auch noch andere leise Worte fand der Todeskandidat.

»Wo bleibt Tischkoff, um seine Prophezeiung wahrzumachen, daß ich in einem hohen Alter eines friedlichen Todes sterben soll? Ach, ich habe gar keine Sehnsucht danach, es ist mir lieber, daß es morgen mit mir zu Ende geht, und den Würmern ist es gleich, ob man mich hängt oder wie ich sonst meinen Tod finde! Mit meinen Jungen zusammen sterben zu können, das ist auch etwas wert!«

Nach diesen Worten darf man glauben, daß sich Jansen ruhig zur Koje legte und bald einschief. Auf den nochmaligen Besuch seines gestrengen Freundes, des Kommandanten, hatte er vergebens gehofft.

Doch was sollte der auch noch? Er konnte ihm ja doch nicht helfen, und Jansen hatte beobachtet, wie furchtbar diesen ihm doch eigentlich ganz fremden Mann seine Verurteilung zum Tode angriff. – – –

Es war erst zehn Uhr. Jansen war sehr früh schlafen gegangen.

In der kleineren Kajüte, die zum Gerichtsbureau eingerichtet worden, saß Kapitän Webb und blätterte im Scheine der Lampe in dicken Akten, dabei aber fast aller Minuten nach der Uhr sehend,

oftmals hastig aufspringend und einen Gang durch den Raum machend.

Sollte sich Jansen nicht geirrt haben, wenn er glaubte, sein Todesurteil hätte diesen Mann furchtbar ergriffen?

Kein anderer Mensch hatte etwas davon bemerkt. Auch daß er so oft den Untersuchungsgefangenen besucht, manche Stunde bei ihm verbracht, immer freundlich mit ihm gesprochen hatte, war für die anwesenden Matrosen ganz selbstverständlich gewesen.

Kapitän Webb war das Ideal eines Offiziers. Von unnachsichtlicher Strenge, wußte er doch jeden seiner Untergebenen ohne Ausnahme an sich zu fesseln, so daß sogar der, den er wegen eines Vergehens hart bestraft hatte, für ihn jederzeit durchs Feuer gegangen wäre. Worin dieses Geheimnis lag, läßt sich nicht definieren. Aber vielleicht hat mancher, der Soldat gewesen ist, einen ebensolchen Vorgesetzten gehabt, zu dem er trotz aller Strenge in fast abgöttischer Verehrung aufgeblickt hat.

Gerechtigkeit ist vor allen Dingen das Zaubermittel, Strenge, wenn sie angebracht ist, und dann wieder Leutseligkeit und Milde, Kameradschaftlichkeit auch gegen den geringsten Soldaten, ohne sich etwas zu vergeben, und dann hauptsächlich muß man sehen, daß der Vorgesetzte diese unnachsichtliche Strenge auch gegen sich selbst übt.

Kapitän Webb war ein eiserner Charakter. Ueber alles die Pflicht! Als das Todesurteil über Jansen und seine Leute gesprochen worden war, hatte er mit keiner Wimper gezuckt. Warum auch? Es waren gerechte Geschworene und Richter gewesen, die es gesprochen.

Wie wäre nun jeder erstaunt gewesen, wenn er beobachtet hätte, daß dieser eiserne Mann, sonst erhaben über jede Regung, hier in der einsamen Kajüte offenbar die größte Nervosität zeigte!

Immer wieder nach der Uhr gesehen, immer wieder aufgesprungen und hin und her gewandert.

»Schon zehn Uhr! Jetzt müßten sie bereits hier sein. O Gott, o Gott, was ich aufs Spiel setze – meine Frau – meinen Sohn – und wenn es mißglückt!!«

Da schrak dieser eiserne Mann zusammen, sein Fuß ward an die Stelle gebannt, er lauschte.

An Deck rannten Matrosen, offenbar war ein Boot gekommen.

Taktmäßige Schritte – »Gewehr bei Fuß!!« – eine Frage nach dem Kommandanten Kapitän zur See Webb, und in die Kajüte herein trat ein Offizier, ein Kolonel der königlichen Leibgarde, was auch noch am Mantel zu erkennen war, über dem er noch die Schärpe eines Adjutanten trug.

Erstaunt betrachtete Kapitän Webb den im Range höheren Offizier, einen noch ziemlich jungen Mann, an dessen Schnurrbarte Eiszapfen hingen, die aber in dem warmen Raume schnell wegtauten.

»Kapitän zur See Edgar Webb?«

»Ich bin es.«

»Kommandant des ›Duc of Westmoreland‹?«

»Ja.«

»Sir Fitzley, Kolonel im ersten Leibgarderegiment zu Fuß, Adjutant Ihrer Majestät der Königin. Zufolge geheimer Kabinettsorder habe ich den Kapitän Richard Jansen abzuholen.«

Jetzt war des Schiffskommandanten Ueberraschung erst recht angebracht.

»Sie wollen den Kapitän Richard Jansen abholen?!«

»Ja.«

»Wohin denn?«

»Ihn sofort nach Windsor bringen.«

»Zu Ihrer Majestät doch nicht? Wozu denn?«

»Herr Kamerad, bitte, stellen Sie nicht solche Fragen! Ich habe nur zu gehorchen. Hier meine Order, auch für Sie geltend.«

Der Kolonel brachte ein Papier zum Vorschein, an dem ein großes Siegel hing, Webb nahm und las es, schüttelte immer mehr den Kopf.

»Dieser Jansen ist zum Tode verurteilt.«

»Das ist bekannt.«

»Morgen früh findet die Hinrichtung statt.«

»Sie wird wohl eben nicht stattfinden.«

»Und wie soll ich Ihnen diesen Jansen ausliefern?«

»Wie hier befohlen ist.«

»Das kann ich ja gar nicht so ohne weiteres!«

»Warum denn nicht?«

»Ich bin Vorsitzender in . . . «

»Sie sind vor allen Dingen Offizier, Soldat, Ihr höchster Vorgesetzter ist Ihre Majestät.«

Der Kolonel hatte recht. Eine richterliche Person hätte sich selbst dem Befehle der Königin widersetzen können, aber ein Offizier hatte einfach zu gehorchen, und nun hatte Kapitän Webb als Vorsitzender des hier stationierten Gerichtshofes gleichzeitig auch noch die höchste juristische Macht, er konnte den schon zum Tode Verurteilten sofort ausliefern, ohne erst einen anderen zu Rate zu ziehen, und als Offizier war er eben jetzt dazu gezwungen.

»Ja, die Order stimmt. Sofort?«

»Sofort, am Kai hält schon unser Wagen.«

»Bitte, folgen Sie mir!«

Durch eine Nebentür der Kajüte traten sie in einen Korridor, durchschritten ihn bis ans Ende, wo zwei Matrosen mit gezogenen Entersäbeln Wache hielten.

Der eine schloß auf, der andere nahm eine Laterne, alle vier betraten Jansens Kabine.

Jansen schlief erst seit einer Stunde, das Licht der Laterne weckte ihn. Er sah außer den bekannten Gestalten einen fremden Offizier.

»Kommt man schon, um mich zu holen?« fragte er erst in schläfrigem Tone.

Dann hatte er sich schnell ermuntert, sprang mit gleichen Füßen aus der Koje.

»Well, ich bin bereit.«

Der fremde Offizier war vor dem so schnell aus der Koje Springenden etwas erschrocken zurückgefahren. Es war eben der Seeräuberkapitän Richard Jansen.

»Der ist ja gar nicht gefesselt!!«

»Nein, nicht in seiner Zelle, er wird sofort wieder gefesselt. Jansen, Sie werden abgeholt.«

»Ich – abgeholt?« wiederholte Jansen ungläubig. »Wohin?«

»Das werden Sie erfahren. Kleiden Sie sich an!«

Jansen gehorchte, ohne eine weitere Frage zu stellen, und während er sich anzog, entfernte sich der Kolonel noch einmal und kehrte mit vier Soldaten zurück, in Mäntel gehüllt, ebenfalls reichlich mit Eiszapfen behangen, an den Gewehren die Bajonette aufgepflanzt.

Darauf wurde Jansen wieder gefesselt, ihm ein Mantel umgehängt, der Kolonel unterzeichnete einen von Kapitän Webb ausgestellten Schein, daß er den Gefangenen richtig erhalten habe, es ging an Deck und ins Boot, welches, von vier Matrosen gerudert und einem fünften Manne gesteuert, dem nahen Kai zustrebte.

Auf diesem stand schon ein zweispänniger Wagen. Ob es ein Mietswagen war oder ob er irgendein Abzeichen trug, konnte Jansen in der Finsternis, welche nur durch einige weit auseinanderstehende Gaslaternen erhellt wurde, die zudem in dem herrschenden Sturm jeden Augenblick zu verlöschen drohten, nicht erkennen.

Jansen mußte einsteigen, neben ihn setzte sich je ein Soldat, das Gewehr zwischen den Knien, ihm gegenüber nahm der Kolonel Platz, die Pferde zogen an.

Da die anderen beiden Soldaten doch wohl nicht zurückblieben, waren sie wahrscheinlich zum Kutscher auf den Bock gestiegen.

Das Innere des Wagens war durch eine besonders angebrachte Lampe etwas erleuchtet.

Jansen fragte nicht mehr. Er hatte schon vorhin eine barsche Antwort erhalten; diese Frage nach dem Wohin hatte er auch nur in der Schlaftrunkenheit gestellt, denn er selbst war ja gerade der Mann, der solche zwecklose Fragen immer lächerlich gefunden hatte.

Aber in welcher Spannung er sich befand, läßt sich denken. Was konnte das sein, daß er, der in wenigen Stunden gehenkt werden sollte, von einem hohen Infanterieoffizier abgeholt wurde?

»Herr Kapitän Richard Jansen,« hub da der Kolonel an.

Diese Höflichkeit und Freundlichkeit der Anrede war es, die Jansen hoch aufhorchen ließ, fast schon von einer Ahnung erfüllt.

»Herr?«

»Ich habe gehört, daß Sie jede Kette zersprengen können.«

»Jede doch nicht, auch diese hier, die meine Hände zusammenhält, wohl schwerlich.«

»Versuchen Sie keine Selbstbefreiung.«

»Ich denke nicht daran – nur was man mit mir jetzt vorhat, wohin ich gebracht werde, möchte ich gern wissen.«

Die freundliche Ansprache berechtigte, ihn jetzt zu dieser Frage. Der Kolonel wies sie nicht wieder barsch wie vorhin zurück, ging aber auch nicht darauf ein.

»Es würde Ihr eigener Schaden sein.«

»Das glaube ich.«

»Nicht etwa, daß diese Soldaten auf Sie schießen würden.«

»Nicht?!« fuhr Jansen wiederum überrascht empor.

Es hatte schon im Tone gelegen, und wie Jansen seitwärts nach den Soldaten blickte, sah er in Gegenwart eines hohen Vorgesetzten ganz unmilitärisch lächelnde Gesichter.

Und da schon wurde bei Jansen die vorhin gehabte Ahnung zur Gewißheit!

»Sie wollen mich . . . befreien?«

»Sie sagen es.«

Das war zu viel für jeden, der sich schon im Geiste an einer Rahe hängen sieht, er konnte noch eine andere Natur besitzen als Jansen. Er mußte sich zurücklehnen, schloß die Augen.

Nach einer Weile, als der Kolonel nicht von selbst fortfuhr, öffnete er sie wieder.

»Wer sind Sie?«

»Das werden Sie nie erfahren.«

»Wer schickt Sie?«

»Ihr Freund.«

»Tischkoff?«

»Wer ist das?«

»Sie kennen keinen Mann namens Tischkoff?«

»Nein. Sie haben noch andere Freunde, welche nicht wollen, daß Sie morgen gehenkt werden.«

Wieder fuhr Jansen, von einem Gedanken erfaßt, empor.

»Kapitän Webb!«

»Sie meinen den Kommandanten des ›Duc of Westmoreland‹?«

»Ja.«

Der andere ließ ein kurzes Lachen hören.

»Wie kommen Sie denn auf diese Idee?«

»Weil er immer so . . . nein, nicht eigentlich freundlich . . . ich glaubte es.«

»Wenn Sie glauben, Kapitän Webb, dieses personifizierte Pflichtgefühl, wäre dessen fähig, dann kennen Sie diesen Mann durchaus nicht. Sie denken, ich bin Offizier?«

»Nicht?!«

»Ich trage nur die Uniform eines Kolonels, diese Soldaten sind maskiert, wir haben uns gleich die Uniform der königlichen Leibgarde gewählt, haben einen königlichen Befehl gefälscht. O, was meinen Sie wohl, was wir alles ins Werk setzen mußten, um Sie herauszubekommen!«

Jansens immer größer werdendes Staunen läßt sich begreifen.

»Und wem verdanke ich dies alles?« rief er mit überströmendem Herzen.

In diesem Augenblick hielt der Wagen.

»Wir sind am Ziele und haben keine Sekunde zu verlieren. Lassen Sie sich die Augen verbinden.«

»Wozu das?«

»Damit Sie nicht wissen, wohin wir Sie bringen.«

»Aber wenn ich . . . «

»Lassen Sie sich die Augen verbinden!« wiederholte der falsche Offizier ungeduldig. »Nicht nur Sie, der Sie noch längst nicht in Sicherheit sind, sondern auch wir befinden uns auf der Flucht, und für uns steht gar zu viel auf dem Spiele.«

Jansen ließ sich die Augen mit einem schwarzen Tuche verbinden, er ward aus dem Wagen geleitet, dieser fuhr schnell davon.

An einer Hand geführt, machte er gegen fünfzig Schritte, eine Tür knarrte, einen Korridor entlang, einige Stufen hinauf, viel, viel mehr hinab, dann rasselte es in einem Schlosse, Jansen ward noch einige Schritte vorwärtsgeschoben.

»Hier bleiben Sie, bis ich wiederkomme.«

Eine Tür ward zugeworfen, es rasselte abermals im Schloß.

Jansen zögerte nicht lange, sich von der Binde zu befreien.

Das konnte er aber, wohlbemerkt, nicht mit den Händen bewerkstelligen, denn diese waren ihm noch immer auf dem Rücken gefesselt, und er fand recht sonderbar, daß man ihn nicht wenigstens jetzt befreit hatte.

Vorsichtig nach jener Richtung schreitend, woher er gekommen, erreichte er die Tür, fand, mit dem ganzen Leibe tastend,

richtig eine Klinke – bei längerem Suchen hätte er sich eben umgedreht und hinten mit den Händen getastet – und mit Hilfe dieser hervorstehenden Klinke war es ihm ein leichtes, sich die Binde über den Kopf zu schieben.

Es war ein Kellergewölbe, von einer an der feuchten Wand hängenden Küchenlampe spärlich erhellt. Daß er in einen Keller geführt worden, hatte er ja gleich am Abstieg gemerkt.

Außer der Haupttür war noch eine zweite vorhanden, ebenfalls sehr stark und mit einem Vorhängeschloß versehen, dann oben an der jenseitigen Wand ein vergittertes Fenster.

Jansen begann, auf und ab zu wandern. Eine Kirchturmuhren hörte er nicht schlagen, ihm deuchte, daß er recht lange warten müsse, eine Stunde war doch mindestens schon vergangen – und wenn man so in Gedanken versunken ist, wie Jansen es war, geht jegliches Zeitmaß verloren, da kann man sich gleich um viele Stunden irren.

Endlich rasselte es wieder im Schlosse der Haupttür, die drei Männer, die ihn begleitet hatten, traten ein, jetzt aber in Zivil, ihnen folgte noch ein vierter, ein schon älterer Mann.

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,« sagte der falsche Kolonel. »Ich hatte nur an drei Minuten gedacht, die Sie hier verbringen sollten, es ist etwas dazwischengekommen, und so sind daraus vier Stunden geworden.«

»Wie lange bin ich schon hier?«

»Es ist gleich drei Uhr.«

»Donnerwetter! Das hätte ich mir nicht träumen lassen!«

»Ja, kommen wir nun schnellstens zur Sache! Also wir offerieren Ihnen die Freiheit!«

»Diese Offerte nehme ich dankbarst an. Und meine Leute?«

»Was für Leute?«

»Die anderen achtzehn, die in einigen Stunden aufgeknüpft werden sollen?«

»Sie meinen, ob wir nicht auch die befreien können? Das ist ganz ausgeschlossen, gar keine Möglichkeit dazu vorhanden. Seien Sie doch froh, daß Sie selbst mit dem Leben wegkommen. Aber wir stellen Bedingungen!«

»Welche?«

»Sie wissen im Chinesischen Meere eine Perlenbank.«

»Aha! Ja, die weiß ich.«

»Geben Sie uns deren Lage an, dann sind Sie wirklich frei.«

»Sofort?« fragte Jansen, hierdurch beweisend, wie ihm die Augen aufgingen, wie er gleich alles durchschaute.

»Nein, sofort allerdings nicht. Sie können uns ja absichtlich eine falsche Angabe machen.«

»Hm,« brummte Jansen und er mußte mit gesenkten Lidern nach unten blicken, um das Aufflammen seiner Augen nicht merken zu lassen. »Wie wollen Sie das sonst machen?«

»Wir müssen erst untersuchen, ob Sie uns wirklich die Wahrheit gesagt haben.«

»Das heißt, Sie wollen sich erst nach China begeben?«

»Ich nicht . . . «

»Na, dann eben ein anderer. Darüber kann ein Jahr vergehen.«

»Höchstens.«

»Mindestens, wollen wir lieber sagen. Und so lange wollen Sie mich gefangenhalten?«

»Das müssen wir allerdings.«

»Hier in diesem nassen Keller?«

»O nein, Sie werden ein höchst komfortables Gefängnis erhalten – von einem Gefängnis ist überhaupt gar keine Rede.«

»Nun gut, ich bin damit einverstanden. Aber auch ich habe meine Bedingungen.«

»Nennen Sie diese, obgleich Sie eigentlich nur zwischen Tod und Leben zu wählen haben.«

»Befreien Sie erst meine achtzehn Jungen, sie sollen dann die Gefangenschaft mit mir teilen, und ich hoffe, daß man uns nicht finden wird.«

»Ich sagte Ihnen schon, daß es ganz und gar ausgeschlossen ist ...«

Da bekam der Sprecher, der vorhin den Kolonel gespielt, von einem der ehemaligen Soldaten von hinten einen Puff. Es sollte ein heimlicher sein, aber Jansen hatte es wohl bemerkt.

Und der Kolonel, wie wir ihn noch nennen wollen, verstand diesen heimlichen Puff auch sofort.

»Hm – nun, vielleicht ließe es sich doch noch machen ...«

»O nein, bitte, geben Sie sich keine Mühe mehr – Sie haben ja soeben gesagt, daß es ganz und gar ausgeschlossen ist.«

»Aber vielleicht – wenn wir ...«

»Nein, nein, ich habe den Köder gewittert und schnappe nicht zu.«

»Den Köder gewittert?« ließ sich da zum ersten Male der ältere Mann vernehmen. »Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, daß ich das Geheimnis der Perlenbank nur verrate, wenn ich mich nebst allen denen, die heute früh gehenkt werden sollen, in Freiheit sehe – und zwar in vollkommener Freiheit – ich ziehe diese auch dem komfortabelsten Boudoir vor.«

Ein böser Blick nach dem spöttisch Sprechenden, und dann wandte sich der Alte zunächst an seine jüngeren Begleiter.

»Sehen Sie, meine Herren, ich sagte Ihnen doch gleich, daß ich diesen Kapitän Jansen viel besser kenne als Sie. Geben Sie sich keine Mühe, von ihm auf diese Weise sein Geheimnis zu erfahren. Ich aber nannte Ihnen schon das Mittel, dem ich noch keinen Menschen habe widerstehen sehen, so sehr sie vorher auch prahlten. Ein Jahr lang warten, alle seine Angaben prüfen – weiter fehlte nichts. Vorwärts, auf den Bock mit ihm, die Knute wird ihn sofort zum Sprechen bringen.«

Jansen stand und lauschte nur, während jener schon ein Schlüsselbund aus der Tasche gezogen hatte und die Nebentür aufschloß.

»Packt ihn – aber festhalten, der Kerl hat Bärenkräfte – hierherin mit ihm.«

Gehorsam griffen drei Paar Hände zu, um Jansen festzuhalten.

»Da kann er aber doch noch immer falsche Angaben machen,« meinte der eine, der beide Arme von hinten um Jansens Leib gelegt hatte.

»I wo, das kenne ich besser, ich bin nicht umsonst in Rußland gewesen, da lernt man, was die Knute zu bedeuten hat. Wenn das Blut aus den aufspringenden Schwielen spritzt, denkt man gar nicht mehr an solche Simulationen.«

Die Tür war auf, Jansen ließ sich willig vorwärtsschieben.

In dem Nebenraume, ebenfalls durch eine Lampe erhellt, hatte der Sachkundige, der die Wirkung der russischen Knute doch sicher am eigenen Leibe kennen gelernt hatte, in Voraussicht dessen, was kommen würde, schon seine Vorbereitungen getroffen.

In der Mitte stand ein Bock mit breiter Oberfläche, daneben lagen eine Lederknute und einige Stricke.

Leben brauchte in Jansen nicht erst zu kommen, er ließ sich ja vorwärtsschieben, bewegte selbständig seine Füße – aber beim Anblick dieser Marterinstrumente schien ihm erst die richtige Erkenntnis aufzugehen, seinen Ohren mochte er vorhin noch nicht getraut haben.

»Peitschen wollt ihr mich?!«

»Jawohl, und nun keine weitere Einleitung, nicht erst im guten fragen – vorwärts, hier auf den Bock mit ihm, die Hände können auf dem Rücken bleiben, nur die Füße müssen ihm noch gebunden werden.«

Da richtete sich Jansen etwas empor.

»Peitschen wollt ihr mich?! Ach, ihr jämmerlichen Wichte, ihr armseligen Menschlein, die ihr einen Richard Jansen so gut kennen wollt . . . «

Die ihn Haltenden fühlten, wie er seine Armmuskeln anspannte, sie packten mit aller Kraft zu – da aber flogen sie schon zur Seite, es hatte geknackt, wie Glas war die starke Kette gesprungen, Jansens Hände waren frei, und der erste, der wieder nach ihm griff, bekam eine Maulschelle, daß es ein Wunder war, wenn nicht gleich der ganze Kopf abflog, und weil der zweite schnell in die Tasche griff, erhielt er einen Fußtritt, der ihn zu Boden warf.

Der Alte hatte einen Revolver gezogen, aber er kam nicht zum Schießen, Jansen hatte schon den dritten gepackt und ihn mit furchtbarer Wucht auf jenen geschleudert.

Vier Menschen lagen röchelnd am Boden – wenn sie überhaupt noch röcheln konnten!

Jansen kümmerte sich nicht um sie, er reckte die lahmgewordenen Arme, ging nach der Ausgangstür, ebenfalls mit einer Klinke versehen, er rüttelte daran, beim ersten Griff brach sie ab – da stemmte er seine Schultern gegen die Tür, es sah aus, als riebe er sich nur etwas daran – krachend sprang die massive Tür auf, das aus dem Gewölbe dringende Licht zeigte noch in einiger Entfernung eine Treppe, Jansen hin und hinauf – jene Männer hatten sonst, diesen Richard Jansen eben durchaus verkennend, gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Haustür war unverschlossen . . . Jansen befand sich draußen in der finsternen Nacht, wurde vom Schneesturm umtobt.

»Frei, frei!!« jauchzte er diesem Sturme entgegen. »Und den möchte ich sehen, der mich wieder lebendig fängt!!«

Er verschwand in der Nacht.

Es war früh um sechs Uhr, noch immer herrschte finstere Nacht, nur der Sturm hatte sich völlig gelegt, dafür war eine noch eisigere Kälte eingetreten, und auf der Reede hörte man die Eisschollen zusammendonnern.

Auf sieben Uhr war die Hinrichtung festgesetzt worden, da an dem Januar morgen erst ein ganz schwaches Dämmerlicht herrschte.

Denn wohl sollte es eine öffentliche Hinrichtung sein, aber wie die Behörde es oftmals so gern tut, auch die deutsche, wurde dem Publikum ein Schabernack gespielt.

Auf dem Kai drängte sich Kopf an Kopf, aller Kälte trotzend. Solch eine öffentliche Hinrichtung bekam man ja wohl niemals wieder zu sehen. Wie viele erfrorene Gliedmaßen es da geben würde, abgesehen von Ohren und Nasen, das war noch gar nicht zu erdenken. Und dabei standen die meisten Tausend noch dazu in den Straßen festgekeilt, wo sie überhaupt gar nicht das Schiff sehen konnten, nichts vom Hafen, und auch die vordersten tausend, die fast das eiserne Geländer durchbrachen, würden schwerlich mehr als einige Konturen in der Dämmerung zu sehen bekommen.

Aber auch noch aus einem anderen Grunde waren viele Menschen aus allen Teilen Englands nach Portsmouth gekommen, solche, die nach Frankreich wollten, oder Verwandte und Bekannte von einem aus Dieppe kommenden Schiffe abzuholen hatten.

Damit war es heute nun freilich nichts. Gestern abend war der aus Dieppe erwartete Dampfer noch angekommen, mit zwei-stündiger Verspätung, hatte nur unter furchtbaren Schwierigkeiten den sicheren Hafen gewinnen können, beim Anlaufen ständig in Gefahr, an den den Seegang abhaltenden Molen zu zerschellen, die Passagiere, von den zitternden Abholenden wie vom Tode Auferstandene empfangen, hatten von dieser Seereise erzählen können, und aus Portsmouth war schon gestern kein Dampfer mehr abgegangen.

Heute war es zwar windstill, aber das Meer nur noch schrecklicher. Das nach Frankreich gelegte Kabel war gerissen, so war man ohne Verbindung mit Dieppe, aber daß gestern abend die ›Frankia‹, welche heute früh hier in Portsmouth eintreffen sollte, bei diesem Unwetter abgegangen sei, das war ganz ausgeschlossen. Die sich lauter oder stummer Verzweiflung Hingebenden, welche meist Familienmitglieder hatten abholen wollen, konnten wohl ob dieser Ungewißheit bemitleidet werden, von Seeleuten und allen Sachverständigen aber ebenso deshalb, daß sie glauben konnten, die ›Frankia‹ hätte bei solch einem fürchterlichen Unwetter die Ausfahrt angetreten.

Also es war noch eine Stunde vor der zur Hinrichtung festgesetzten Zeit, als sich der ganze Gerichtshof, die Hälfte davon mit Perücken versehen, in mehreren Booten an Bord der ›Duc of Westmoreland‹ bringen ließ. Es war ein Zufall, daß kein einziger gleich an Bord logierte, wegen Unterbringung der vielen Gefangenen war dort auch großer Platzmangel, sehr viele Gerichtsherren wohnten überhaupt in Portsmouth, die anderen fuhren entweder jeden Abend, wenn Gerichtssitzung gewesen, nach London zurück und kamen früh wieder, oder sie logierten in Hotels oder genossen bei Bekannten Gastfreundschaft.

Wir wollen es nur mit dem Highsheriff zu tun haben, dem ersten Staatsanwalt, der sich durch eine ganz besonders schöne Al-longeperücke auszeichnete.

Mit Mühe hatten sie sich durch die Menschenmassen Bahn gebrochen, und während der Bootsfahrt waren sie trotz deren Kürze schon halb erfroren, mußten sich in der warmen Kajüte erst auf- und die überall herabhängenden Eiszapfen, vom Nebel entstanden, abtauen lassen.

»Solch ein Gerichtsverfahren an Bord eines Schiffes darf niemals wieder vorkommen!« wurde allgemein gejammt.

»Und gerade heute so ein Wetter!« setzte der Highsheriff noch hinzu. »Wissen Sie schon, Kapitän, daß das Kabel nach Dieppe gerissen ist?«

Gewiß war das Kapitän Webb bekannt.

»Und ich erwarte mit der ›Frankia‹ meine Frau und Kinder!« jammerte der Highsheriff weiter.

»Und ich meinen Freund,« sagte ein anderer mit einer Perücke.

»Ach was, Freund – ich meine Frau und meine vier Kinder! Daß die auch gerade im Winter nach Paris müssen!«

»Und ich erwarte meine Frau,« erlaubte sich ein Gerichtsschreiber zu bemerken.

»Mit den Kindern?« fragte der Highsheriff.

»Nein, nur meine Frau.«

»Na dann – aber meine Frau hat die vier Kinder bei sich.«

Es waren noch mehrere, welche Familienangehörige mit der ›Frankia‹ zu erwarten hatten. In Paris war etwas los gewesen, sie hatten die Rückreise wohl alle gleichzeitig angetreten. Und dann würde die ›Frankia‹ wohl auch noch von schaulustigen Franzosen benützt worden sein, welche der Hinrichtung beiwohnen wollten.

Aber zunächst zählte jeder auf, wen er von seinen Angehörigen heute zu erwarten hatte.

»War denn Ihr Sohn bei der Einweihung nicht auch in Paris?« wurde Kapitän Webb gefragt.

In seiner wortkargen Weise bejahte dieser.

»Sie haben nur den einzigen, nicht wahr?«

»Ja, das einzige Kind.«

»Will er denn auch die ›Frankia‹ zur Ueberfahrt benutzen?«

»Er schrieb so.«

»Schrecklich, schrecklich!!« erklang es im Chor, wobei aber wohl jeder nur an sich selbst dachte.

»Aber, meine Herren,« nahm da der als seemännischer Sachverständige fungierende das Wort, »es ist ja ganz ausgeschlossen, daß die ›Frankia‹ bei diesem Unwetter in See gegangen ist.«

»Ja, das sagen Sie! Können Sie uns Gewißheit geben?«

»Kapitän Oxley ist wegen seiner Vorsicht bekannt – wegen seiner übertriebenen Vorsicht – er hat deshalb von seiner Reederei schon manchen Rüffel bekommen. Nicht wahr, Herr Kapitän Webb?«

»Ja, leider,« sagte dieser trocken.

Eine Erklärung für dieses doch eigentlich merkwürdige ›leider‹ gab er nicht, sondern fuhr gleich fort:

»Meine Herren – wie Gott will – ich habe Ihnen zuerst eine wichtige Mitteilung zu machen: wissen Sie etwas davon, daß Kapitän Jansen abgeholt worden ist?«

»Was?!« wurde im Chore gestaunt.

»Er wurde gestern nacht um zehn Uhr von einem Adjutanten Ihrer Majestät abgeholt.«

»Was?!« wurden die Gesichter immer ungläubiger.

»Um nach Windsor gebracht zu werden.«

»Was?!«

»Hier ist die Bestätigung.«

Der Highsheriff nahm das vom Kolonel unterzeichnete Papier.

Dieses noch unbekanntes Geschehnis verscheuchte zunächst alle privaten Interessen, bannte die Sorge um die Angehörigen.

»Das ist ja kaum glaublich! Kolonel Sir Fitzley? Kennt den einer der Herren?«

»Jawohl, vom ersten Leibgrenadierregiment. Er ist erst aus Indien gekommen.«

»Und er ist Adjutant Ihrer Majestät?«

»Davon ist mir nichts bekannt.«

»Doch, er sollte es werden.«

So wurden die Meinungen ausgetauscht.

»Kapitän Webb, kennen Sie ihn persönlich?«

»Nein.«

»Nach Windsor sollte der Gefangene gebracht werden, der heute baumeln soll?«

»So sagte der Adjutant.«

»Ja, wozu denn nach Windsor?«

»Das weiß ich nicht.«

»Fragten Sie ihn denn nicht?«

»Doch, aber der Kolonel wußte es selbst nicht.«

»Doch nicht zu Ihrer Majestät?«

»Weiß ich nicht. Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es ein Viertel vor sieben ist.«

»Ja, aber was nun?«

Wieder ein Durcheinander von Stimmen.

»Warum haben Sie mich nicht gleich benachrichtigt?« fragte der Highsheriff wieder.

»Ich habe nach Windsor telegraphiert, um eine Anfrage zu halten. Aber die Telegraphenleitung zwischen London und Windsor ist durch den Sturm zerstört.«

»Auch das noch! Haben Sie da nicht gleich nach London telegraphiert?«

»An wen?«

»Nun, natürlich an den Justizminister.«

»Tut mir leid,« entgegnete Kapitän Webb, »ich bin Seemann und kein Kriminalbeamter, wußte nicht, wie ich mich da zu verhalten hatte. Man hätte mir in dieser Sache nicht die höchste Verantwortung geben sollen. Indem ich nach Windsor telegraphierte, an die Stadtverwaltung, glaubte ich, meine Pflicht völlig getan zu haben.«

»Was wurde Ihnen denn aus London erwidert?«

»Von dem Hauptpostamt? Man würde meine Depesche weiterbefördern.«

»An wen?«

»Sagte man mir nicht.«

»Vielleicht nach Windsor durch einen reitenden Boten?«

»Vielleicht. Weiß nicht.«

»Haben Sie keine Nachricht erhalten?«

»Nein. Meine Herren, es ist acht Minuten vor sieben, und es sind noch Vorbereitungen zu treffen.«

Wieder ein Durcheinander von Stimmen, bis der Highsheriff endlich folgende Resolution faßte:

»Wer da ist und um sieben baumeln soll, muß auch baumeln, und wer nicht da ist, kann nicht baumeln. Vorwärts!«

Schnell wurden noch die letzten Vorbereitungen an Deck getroffen. Eigentlich fehlten nur noch die Delinquenten.

Als Henkersknechte dienten Matrosen von demselben Schiffe, von denen sich nur wenige freiwillig dazu gemeldet hatten, Speichelcker, die anderen hatten zu diesem Dienste kommandiert werden müssen.

Und die achtzehn Todeskandidaten marschierten an Deck, gefolgt von ihren kleinen Kameraden, welche nur zuzusehen brauchten, alle gefesselt.

Im Scheine der noch nötigen Laternen sahen sie, wie an den vielen, lang herabhängenden Seilen von geschickten Matrosenhänden Schlingen geschlagen wurden. Es machte auf sie nicht den geringsten Eindruck.

»Hurrjeh, ist dat hüt bannig kalt!«

»Wenn man uns nur wenigstens die Fesseln abnehmen wollte, daß man sich einmal um den Leib kloppen kann.«

»Die könnten uns auch Mäntel geben, daß man da oben warm hängt.«

»Daß sie mir nur nicht einen zu dünnen Strick geben,« meinte der dicke Schmutje, der noch nichts von seinem Schmerbauch eingebüßt hatte, ängstlich.

»Was hast du denn gestern noch gegessen, Moritz?«

»Beefsteak, aber das war schrecklich zach – ich habe jetzt noch die Hälfte davon zwischen den Zähnen hängen.«

»Und ich hatte mir saure Rindkaldaunen mit Schlagsahne bestellt . . . «

»Was? Mit Schlagsahne?!«

»Ja, eben weil ich schon so viel von Schlagsahne gehört, aber noch nie in meinem Leben welche gegessen habe, wollte ich sie doch noch einmal schmecken. Aber diese Engländer wußten ja nicht einmal, was saure Rindkaldaunen sind.«

»Und die Schlagsahne?«

»Die sollte mir Petrus oder der Teufel schlagen, meinte der, und da habe ich mich noch einmal recht satt an sauren Gurken gegessen. Aber die Cholere habe ich davon bekommen – Herrgott, Herrgott! Wenn's nur nicht da oben noch einmal losgeht, da geniere ich mich ja.«

»Ja, wo ist denn der Käpt'n?«

Noch ehe diese Frage beantwortet werden konnte, wurde energisch Ruhe geboten, der Highsheriff verlas nochmals das Todesurteil, und eben verscheuchte ein heller Schimmer des jungen Tages die finstere Nacht, als sich achtzehn Schlingen um ebensoviele Menschennacken legten.

Es ging alles schneller, als jemand geglaubt hätte.

»Fertig! Hievt . . . «

»Haltet ein!!!« donnerte da eine Stimme, noch ehe das ›up‹ gekommen war, und diese englischen Kriegsschiffsmatrosen waren zu gut eingedrillt, als daß einer schon vorher Hand über Hand gezogen hätte.

Ein Mann hatte das ›Haltet ein!‹ gerufen, der von dort, wo die Boote anlegten, über Deck gestürzt kam, ein riesenhafter Mann.

»Haltet ein, ich mag nicht allein leben, ich will mit meinen Jungen zusammen gehenkt werden!«

»Bei allem was lebt, Kapitän Jansen!«

Er war es, mit Reif und Eiszapfen bedeckt, an beiden Händen noch die Eisenringe mit klirrenden Ketten, auch sonst einen ganz verwilderten Eindruck machend.

Das war denn doch ein Fall, welcher die Hinrichtung zum Aufschub brachte.

Der freiwillig Zurückgekehrte ward in der Kajüte von den Gerichtspersonen vernommen.

Mit fliegenden Worten erzählte Jansen, ganz der Wahrheit gemäß, dabei immer den Kapitän Webb anblickend.

»Was? Das Geheimnis Ihrer Perlenbank wollten sie von Ihnen wissen?!« rief dieser, ganz außer sich, als Jansen so weit war.

»Ja, nur deshalb hatten sie mich von hier entführt.«

»Und selbst martern wollten sie Euch?!«

»Wenigstens knuten.«

»O, diese hinterlistigen Halunken!«

Mit diesem unvorsichtigen Ausrufe hatte sich Kapitän Webb verraten. Jansen hatte es ja auch schon gewußt oder doch geahnt. Nämlich, daß Kapitän Webb selbst hierbei seine Hand im Spiele gehabt, daß der ganze Befreiungsversuch erst von ihm ausging.

Aber die von ihm Geworbenen oder mit ihm Verbündeten hatten anders gehandelt, als er gewollt. Sie hatten Jansen nur zur Freiheit verhelfen sollen. Statt dessen hatten sie versucht, durch Versprechungen oder durch Gewalt in den Besitz seines Geheimnisses zu kommen.

Es sei gleich hier erwähnt, daß diese Entführungsgeschichte nie aufgeklärt wurde. Wohl wurde eine Untersuchung eingeleitet, aber sie ward von Anfang an ganz nachlässig betrieben. Fürchtete man vielleicht, daß unter diesen Militärmasken Personen gesteckt hatten, durch deren Entlarvung die ganze englische Regierung kompromittiert wurde? Denn es hatte sich eben nicht um eine Befreiung des Delinquenten gehandelt, sondern darum, ihm ein wertvolles Geheimnis zu entreißen, von dem die englische Regierung den größten Vorteil gehabt hätte, und auch die Fälschung der königlichen Order deutete auf ganz hochstehende Personen hin.

Und dann später geschah noch etwas, wonach man überhaupt mit allem nichts mehr zu tun haben wollte, was an diese Geschichte, da man den Kapitän Richard Jansen als Seeräuber hatte hängen wollen, erinnerte.

Auf Kapitän Webb, der als Admiral starb, war jedenfalls nie ein Verdacht gefallen.

Und die Gedanken dieser Herren hier waren jetzt mit etwas ganz anderem beschäftigt, daß sie aus jenem Rufe gar nichts Besonderes herausgehört hatten, ihnen gegen Kapitän Webb nicht der geringste Argwohn aufstieg.

»Erzählen Sie kurz, erzählen Sie kurz!« drängte der Sheriff fortwährend.

»Ich war frei. Ja, aber wie! Ein verlassener Mann. Und in wenigen Stunden sollten meine Jungen gehenkt werden. Ohne mich. Diese ganzen Stunden bin ich in den Straßen umhergeirrt. Ich kam an den Hafen. Da sah ich sie an Deck geführt werden. Und da war mein Entschluß gefaßt. Ich sprang in ein Boot – hier bin ich.«

»Na ja, das ist ja alles recht schön und gut,« sagte der Sheriff in seiner hastigen Weise. »Aber wenn Sie nun einmal hier sind, müssen Sie auch baumeln. So leid mir's tut.«

»Deshalb komme ich ja eben. Ich will mit meinen Jungen zusammen leben oder sterben!«

»Von leben ist keine Rede mehr – baumeln, baumeln, baumeln! Nu machen Sie aber fix, wir haben . . . « der Sheriff brachte unter dem Talar seine Taschenuhr zum Vorschein, »wir haben durch Sie schon sechs Minuten Verspätung. Sie könnten wenigstens schon seit fünf Minuten eine Leiche sein.«

»Ich bin bereit.«

»Na, da machen Sie sich fertig.«

»Er ist doch fertig,« meinte ein anderer Richter. »Oder soll er eine andere Hose anziehen, weil die an den Knien aufgeplatzt ist?«

»Ach was, Hose! Zum Baumeln braucht man überhaupt keine Hose anzuhaben. Aber gefesselt muß er sein, Handschellen muß er anhaben! So steht's in der Vorschrift. Und nun fix, fix, daß wir die verlorene Zeit wieder einholen!«

Gut, Jansen bekam neue Fesseln, er ward als neunzehnter an Deck geführt.

»Da kommt er, der Käpt'n!« sagten die Matrosen, die sich alles andere nicht erklären konnten.

Die unterdessen abgenommenen Schlingen wurden ihnen wieder umgelegt, jetzt neunzehn Stück, und jetzt bekam auch das frierende Publikum etwas zu sehen, soweit es nicht totgedrückt oder erfroren war; denn inzwischen war es hell geworden. Nur draußen auf dem Meere lag noch eine scharf abgegrenzte, undurchsichtige Nebelwand.

Der Richtspruch ward nicht noch einmal vorgelesen.

»Fertig! Hievt . . . «

Wieder konnte der Urteilstvollstrecker das ›up‹ nicht aussprechen. Diesmal hatte ein gellender Schrei ihn unterbrochen, ein fürchterlicher Schrei, gleichzeitig aus vielen tausend Kehlen kommend.

»Die ›Frankia‹, da kommt sie!!«

Wir wollen gleich sagen, daß niemand mehr an die Hinrichtung dachte. Die Delinquenten hätten die Schlinge vom Halse nehmen und davonlaufen können, niemand hätte etwas gemerkt. Aber auch sie starrten wie gelähmt mit weitaufgerissenen Augen nach dem offenen Meere.

Denn der Anblick, der sich ihnen bot, war ein gar zu fürchterlicher.

Zwar war es nur ein Schiff, ein stattlicher Raddampfer von mindestens 5000 Tonnen, der soeben aus der Nebelwand aufgetaucht war, aber wie sich dieser Dampfer nun gebärdete, das läßt sich gar nicht beschreiben, und auch auf dem besten Bilde kann man ja immer nur einen Moment wiedergeben.

Von hier aus sah man wohl, daß das Meer außerordentlich aufgewühlt sein mußte, aber den richtigen Eindruck bekam man doch erst durch ein Schiff, mit dem diese häuserhohen Wogen spielten.

Wie der große Dampfer manchmal kerzengerade in der Luft stand, dann in einem Wassertale völlig verschwand, im nächsten Moment wieder hoch oben schwebte, und nun immer diese seitlichen Schwankungen, wie die mächtigen Schaufelräder dabei stets in der Luft peitschten, und dann wieder, als wolle das ganze Schiff einen Salto mortale schlagen – das ist der Versuch einer Beschreibung, die aber nicht im entferntesten wiedergibt, was die Zuschauer erblickten, denen sich vor Entsetzen das Haar auf dem Kopfe sträubte.

»Die ›Frankia‹ ist wirklich abgefahren!« war man endlich auch zu Worten fähig.

»Der Kapitän muß ja wahnsinnig gewesen sein, daß er ausgeht!«

»Dann kann es auch nicht Kapitän Oxley sein!«

»Aber wenigstens meine Frau wird nicht mitgefahren sein!«

Dieser eine sprach für hundert andere, welche heute ihre Angehörigen erwarten konnten, aber das war nun etwas, worauf niemand hoffen durfte.

An Deck war niemand zu sehen, selbstverständlich nicht, da konnte sich nichts Lebendiges drauf halten. Wer weiß, wie die auf der Kommandobrücke sich festgeschnürt hatten, aber die Kajüten waren sicher voll von Passagieren.

Denn wohl sehr, sehr selten kommt es einmal vor, daß jemand die beabsichtigte Fahrt mit dem Schiffe aufgibt, weil draußen zu schlechtes Wetter herrscht. Da hört man vor allen Dingen auf den Kapitän und seine Offiziere, und die werden doch keine Passagiere abschrecken, die werden ihr Schiff doch auch nicht in unnötige Gefahr bringen – außerdem gewinnt man vom Hafen aus ja noch nie den rechten Eindruck, den das Meer draußen macht – und

schließlich ist solch ein Zurückbleiben überhaupt Torheit; denn nach einer stürmischen Ausfahrt hat man vielleicht das schönste Wetter für die ganze übrige Fahrt, während man umgekehrt bei ganz ruhiger See ausfährt, und das Schiff erreicht doch niemals sein Ziel.

Kurz, wer einmal ein Schiff schon zur Reise gewählt hat, er braucht noch gar nicht das Billett gelöst zu haben, der fährt auch ganz sicher mit.

»Sie darf wenigstens nicht einfahren!«

Alle Seeleute, und nicht nur die, konnten über solch eine Zumutung nur lächeln – wenn jemand noch eines Lächelns fähig gewesen wäre. Einmal so weit, suchte der Dampfer nun natürlich auch noch den ruhigen Hafen zu gewinnen, und es war auch nichts weiter als die beiden Molen zu fürchten, die zum Schutze des Hafens dienen und die dennoch gerade den Schiffen so gefährlich werden können.

Der Dampfer kam in seinem wahnsinnigen Tanze heran, die Dampfpeife heulte mehrmals, aber es waren keine Notsignale, sondern die vorschriftsmäßigen, welche die Einfahrt melden, und jetzt wurden hinter dem Sturmschutz auf der Kommandobrücke Menschenköpfe sichtbar, durch das Fernrohr konnte man schon deutlich die Gesichtszüge erkennen.

»Wahrhaftig, es ist Kapitän Oxley! Ist denn der plötzlich wahnsinnig geworden, daß er die Ausfahrt gewagt hat, dieser sonst so überaus vorsichtige Kapitän?!«

Nein, wahnsinnig war er nicht geworden, aber er hatte endlich die ewigen Vorwürfe seiner Reederei, daß er durch seine Vorsicht so viele Fahrten versäume und dadurch natürlich die Dividende der Aktiengesellschaft schmälere, überdrüssig bekommen, er hatte einmal zeigen wollen, daß er dasselbe leisten könne, was andere Kapitäne wagten, und mit fast fünfhundert Passagieren an Bord hatte er die Fahrt trotz allen Unwetters angetreten.

Und immer näher kam der Dampfer in seinem wahnsinnigen Tanze.

Was sich nun ereignete, war das Werk weniger Augenblicke; ohne jede Einleitung war die entsetzliche Katastrophe geschehen.

Schon durften alle die Tausende von Zuschauern, ob sie nun Angehörige an Bord hatten oder nicht, erleichtert aufatmen; denn, aus der Perspektive gesehen, schienen nur wenige Meter die ›Frankia‹ von dem ruhigen Wasser des Hafens zu trennen, welche Grenze von der äußersten Spitze der Mole fast ganz scharf gezogen war, als der Dampfer von einer der ungeheueren Wogen, in deren Bereiche er sich vorläufig noch immer befand, ganz nach Backbord geschleudert wurde, wie ein Ball flog er förmlich durch die Lüfte, und . . . da war es schon geschehen!

Ein vieltausendstimmiger Schrei des Entsetzens, noch ehe man den donnernden Krach gehört hatte – die ›Frankia‹ war auf die Spitze der Mole gerannt!

Einen Augenblick war nichts weiter als ein kochender Wasserstrudel zu sehen, alles verschwinden lassend. Niemand glaubte, den Dampfer daraus wieder auftauchen zu sehen – und doch, da war er wieder, aber nur die Hälfte, der hintere Teil, ganz schräg stehend.

Es war ganz offenbar, daß sich die Spitze der Mole in das Innere des Dampfers förmlich hineingebohrt hatte, nur auf diese Weise noch den Rest des Schiffes über Wasser haltend.

Aber ein Glück war das nicht zu nennen. Die vor Entsetzen gelähmten Zuschauer sollten noch immer Furchtbareres zu sehen bekommen.

Die etwas vorn angebrachte Kommandobrücke war mit dem ganzen Vorderteile überhaupt verschwunden, und was sich hier befunden hatte, rang jetzt schon in den riesigen Wellen mit dem Tode, war bereits zerschmettert, also auch der Kapitän und seine Offiziere, die sich doch sicher alle auf der Kommandobrücke befunden hatten.

Und jetzt ergoß sich aus einer Tür des erhöhten Hinterteiles, also aus dem Eingange zu den Kajüten, welche nach der Bauart der ›Frankia‹ sämtliche fünfhundert Passagiere getragen haben mußten, ein Menschenstrom. Das in die Kajüten und in die verschiedenen Salons eindringende Wasser hatte die Passagiere daraus vertrieben, sie suchten ihre Rettung an Deck, und hier oben wurden sie nun erst recht von den wütenden Wogen in Empfang genommen, die sie zu Dutzenden, zu Hunderten mit sich herabrissen.

»Meine Frau, meine Kinder!!«

»O Gott, o Gott, mach es doch kurz mit ihnen!!«

So wurde gebetet, nicht mehr gejammert. Eines Jammers waren all diese Zuschauer ja gar nicht mehr fähig. Sie hofften nur noch, daß eine mitleidige Woge gleich noch den Rest des Wrackes verschwinden lasse, auf daß dieses entsetzliche Schauspiel endlich vorüber sei.

Und daß keine Woge so mitleidig sein wollte, das eben war das Allerfürchterlichste dabei!

Die Spitze der Mole hielt ihre Beute fest, und schon mit bloßen Augen konnte man deutlich alles unterscheiden, jede einzelne Bewegung, wie die sich am letzten Maste festklammern den Menschen losgerissen und über Bord gespült wurden, einzeln und gleich reihenweise, Dutzende davon engumschlungen, und das Schlimmste dabei war nun vielleicht, daß es dennoch Stellen an Deck gab, wo sie vor den Wogen einigen Schutz fanden – einige, nicht vollständigen! – Ab und zu fand eine allgewaltige Woge ihren Weg nach solch einer geschützten Stelle und riß einige der Festgeklammerten mit sich fort, und wie nun trotzdem um diese etwas gesicherten Stellen gekämpft wurde, mit welcher Verzweiflung, mit welcher Bestialität sie einander die Kleider vom Leibe rissen . . .

Doch nein, wir wollen hier nicht von Bestialität sprechen. Es waren Menschen, die um ihr Leben kämpften, das man nur einmal

zu verlieren hat, und das Fernrohr zeigte auch hochherzige Szenen genug, wie einer den anderen zu halten suchte – das Fernrohr zeigte aber leider auch, wie Väter und Mütter gegen Rücksichtslose um ihre Kinder kämpften; es zeigte sogar ganz deutlich die von Todesangst verzerrten Gesichtszüge, und gar mancher Zuschauer erkannte in ihnen die eines Familienangehörigen, des Gatten, der Gattin, der Kinder, und der Wind trug das Zetergeschrei der Unglücklichen bis hierher!

»O Gott, o Gott, der du der Allbarmherzige sein willst, mach es doch nur wenigstens kurz mit ihnen!!«

Nein, diesmal war der allmächtige Gott eben nicht barmherzig! Er, der nach seiner Verheißung alltäglich seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, der ganz Sodom verschonen wollte, wenn sich in dieser Stadt nur zehn Gerechte befänden – diese Stelle, wie Abraham für das Schicksal Sodoms fleht, ist eine der herrlichsten im ganzen alten Testamente – dieser Gott des alten Testaments mochte zu sehr ergrimmt sein über die Hunderte, welche aus fluchwürdiger Sensationslust nach Portsmouth gekommen waren, um die neunzehn Seeräuber henken zu sehen, und ihretwegen mußten auch die Unschuldigen leiden.

Der Pier hielt sein Opfer mit eisernen Klammern fest, auf daß Schuldige wie Unschuldige den ganzen Schrecken von Gottes Grimm durchkosten sollten, und auf daß viele Tausende von Menschen dazu verurteilt waren, ganz untätig zuschauen zu müssen.

Ja, ganz untätig!

»Wer wagt es?! Wer rettet die noch Lebenden?! Hundert Pfund Sterling, tausend Pfund . . . «

So klang der Ruf.

Aber das waren Worte, keine Taten.

Und wenn man dem Retter alle Schätze der Welt versprochen, was hätte es genützt! Und was fragte der brave Mann auch nach so etwas!

Gerade die besten Seeleute waren es, die gleich offen sagten, daß hier jede Rettung unmöglich sei.

»Meine Frau, meine Kinder, ich kann sie noch sehen, retten Sie sie, retten Sie sie!!« wimmerte der Highsheriff zu Füßen des Kapitäns Webb.

»Habe ich nicht meinen eigenen Sohn drüben?« entgegnete dieser in fragendem Tone, und mehr brauchte er nicht zu sagen.

Und dennoch, es fanden sich brave Männer. Der Befehl ihres Herzens war stärker, als die Erwägung ihrer Vernunft.

Es gingen Boote ab, es gingen kleine Dampfer ab – sie alle erreichten nur die Grenze, wo die Herrschaft des wahnsinnig gewordenen Meeres begann, dann hatten sie genug mit sich selbst zu tun, um sich wieder in Sicherheit zu bringen, und die Zurückgekehrten konnten nur sagen:

»Es geht nicht, gegen Gott können wir nicht ankämpfen!«

Zwei Boote aber kehrten überhaupt nicht wieder zurück. Es waren nur noch vierzehn wackere Männer mehr zu bejammern, und von den übrigen Bootsbesatzungen, die bis zu einer Stunde mit den wütenden Wogen gerungen, hatten gar viele die Gliedmaßen erfroren, würden Krüppel für immer sein, und das alles ganz zwecklos; denn es war gar nicht daran zu denken gewesen, auch nur in Wurfhöhe des Wracks zu kommen.

»Wo ist Bob Snyder? Der alte Bob muß kommen!« erklang da der Ruf, und alle die Tausende stimmten mit ein: »Der alte Bob muß mit seiner Mannschaft kommen!!«

Bob Snyder war Wärter des Leuchtturmes von Southampton und wurde dann Bootsmeister der ersten, speziell in England gegründeten Rettungsstation.

Wenn der alte Mann für jedes aus Seenot gerettete Menschenleben eine Medaille bekommen hätte, er würde auf seiner Brust schon längst keinen Platz mehr gehabt haben. –

Da möchte zunächst über das Bootsrudern oder vielmehr Bootssteuern durch Brandung und auf hoher See im allgemeinen etwas gesagt werden.

Daß es auch beim Segelwesen unter den Kapitänen und Seeleuten Genies gibt, welche etwas leisten, was selbst Talente nie erlernen können, wurde schon einmal gesagt. Noch vielmehr aber gilt das beim Steuern des Ruderbootes durch die brandende See.

Wie es da manchem ganz einfachen Manne gelingt, das von ihm gesteuerte Boot so dicht an ein um sich schlagendes Wrack und durch die Brandung zurück wieder glücklich an Land zu bringen, das ist oftmals ein Rätsel, welches selbst der tüchtigste Kapitän nicht begreift. Wohl muß auch der ein Boot durch die Brandung steuern können, aber solche Kunststückchen, wie so ein armseliger Fischerknecht, bringt er nicht fertig, da kann er nur staunen.

Und merkwürdig ist dabei, daß es fast nur auf den Steuerer ankommt, viel weniger auf die Rudermannschaft. Oder das ist auch nicht so merkwürdig. Denn so ist es ja überall in der Welt, wo etwas geleistet werden muß, das gilt auch bei der Aktiengesellschaft vom Direktor – die anderen, welche die Maschinen bedienen und die Schreibung machen, sind haufenweise zu bekommen – und nur vom kommandierenden General, vom Schlachtenlenker hängt der Sieg ab! Daß dieser tapfere, gutdisziplinierte Truppen haben muß, ist ganz selbstverständlich, und hat er sie zur Zeit nicht zur Verfügung, so darf er die Schlacht eben nicht annehmen.

Ein noch besseres Beispiel, wie die Hand, welche die rohe Kraft führt und bändigt, den Sieg entscheidet, hat man beim Pferderennen. Jeder, der etwas davon versteht, wird nicht auf das bisher schnellste, siegreichste Pferd, sondern auf den besten Jockey wetten. Denn das ist gewiß, daß ein minderwertiges Pferd unter einem guten Jockey mehr leistet, als ein schnelleres Pferd unter einem Stümper. Was es aber nun ist, was so ein gottbegnadeter Jockey, wie jetzt der Amerikaner Dehare, der in England jährlich

420 000 Mark bekommt, eigentlich in seiner Hand und in seinen Schenkeln hat, daß er jedes von ihm ›gesteuerte‹ Pferd zur größtmöglichen Schnelligkeit bringt, das hat bisher noch kein Mensch ergründen können. Das ist eben ein Genie.

Und solch ein Genie war Bob Snyder im Bootssteuern. Natürlich war schon längst bekannt gewesen, wie viele Schiffbrüchige der alte Leuchtturmwärter von Southampton bereits gerettet – aber doch erst später war er als solch ein genialer Bootssteuerer entdeckt worden. Man hatte ihm die Organisierung der ersten englischen Rettungsstation übertragen, und da ist es eben so selbstverständlich, daß er sich nun auch für seine Boote die tüchtigsten Leute aussuchte und sie für seine Zwecke ausbildete. –

»Wo ist Bob Snyder? – Der alte Bob muß mit seinen Unsterblichen kommen!!«

Es wurde nach Southampton telegraphiert, nach zwei Stunden traf der alte Bob mit den zehn Ruderern seines ersten Rettungsbootes ein, genannt die ›Immortals‹, d. h. die Unsterblichen, weil ihre Anzahl immer wieder ergänzt wurde. Denn selten einmal ging eine Fahrt nach einem Wrack ab, ohne daß es wenigstens einige abgequetschte Finger gab, und die Krüppel wurden dann durch die anderen eingeschulten Boots-Mannschaften ersetzt.

In den zwei Stunden hatte sich nichts geändert. Nur der Ueberlebenden waren noch weniger geworden, immer noch sah man ab und zu einen der sich Festklammernden von den Wogen fortgespült werden, hörte durch den Wogendonner sein Hilfesgeschrei, wenn er dazu noch fähig war.

Schließlich soll sich der Mensch ja an alles gewöhnen, sogar an anhaltende Schmerzen. Aber die Zuschauer hatten sich in diesen zwei Stunden noch nicht an den Anblick des Schreckens gewöhnt. Der Eindruck war noch genau derselbe wie in der ersten Viertelstunde. Noch immer ein allgemeines Entsetzen und Jammern und Beten und Rufen nach Rettern.

Die Anzahl der sich noch an Deck Haltenden durfte man auf mindestens noch fünfzig schätzen. Und ihre Lage war schrecklicher denn je. Die See wütete nach wie vor, Woge nach Woge übergieß das halbe Schiff, welches durchaus nicht brechen wollte, um allen Qualen ein schnelles Ende zu machen, und was die an Kälte leiden mußten, konnten schon die am Lande beurteilen. Aus Westen her brachte der wieder aufkommende Wind eine immer grimmigere Kälte, immer länger wurden die Eiszapfen, mit denen der Dampfer schon bei der Einfahrt ganz behangen gewesen war, und bald würde das Wrack von einem ganzen Eisberge eingeschlossen sein.

Da endlich kam der alte Bob Snyder mit seinen zehn Unsterblichen an. Rettungsboote standen ihm in Portsmouth genug zur Verfügung. Aber er wies auch das beste zurück.

»Nein, da können wir nicht hin, da ist jede Rettung ausgeschlossen.«

Und dabei blieb der sachverständigste, beste und unerschrockenste Bootssteuerer der ganzen Welt!

Unterdessen waren von London und von dort, wo gegenwärtig der englische Hof residierte, auch Prinzen und andere aus königlichem Geschlecht eingetroffen. Sie konnten nichts weiter als Orden und dergleichen anbieten, aber da war ja schon mit barem Gelde viel mehr versucht worden, und wenn sich Bob Snyder nicht einmal dadurch, daß man seine Knie umklammerte, bewegen ließ, ins Boot zu gehen, wie wollte man ihm da mit Geld und Anhängseln beikommen!

Da richtete sich aus der Menschenmasse eine lange, hagere, schwarze Gestalt empor, eine dürre Faust ward geschüttelt.

»Das ist der Fluch, das ist die Vergeltung Gottes!!« zeterte eine quäkende Männerstimme. »Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet – und ihr habt den Richard Jansen und seine Leute . . . «

Die Methodistenstimme kam nicht weiter. Die letzten Worte wurden aufgegriffen und aus Tausenden von Kehlen wiederholt:

»Richard Jansen und seine Leute!!« Und es hatte wie ein Jubel der Erlösung durchgeklungen.

Richard Jansen befand sich schon längst wieder in seiner ihm als Zelle dienenden Kabine.

Wie und wann er hinabgebracht, wußte er nicht. Er hatte die Katastrophe selbst mit erblickt, konnte alles Weitere von den Fensterchen aus beobachten, und was kümmerte es ihn da, daß er und seine Leute von einem Vorsichtigen doch nicht vergessen, auch wieder gefesselt abgeführt worden waren.

Jansen selbst hielt eine Rettung für ausgeschlossen. Sonst hätte er wohl, darf man glauben, seine Dienste sofort angeboten, als einmal der Ruf nach dem braven Manne erschollen war und sich zuerst niemand melden wollte.

Als sich aber dann doch genug gefunden hatten, die Rettung zu versuchen, war gerade Jansen es gewesen, der zu einem der Fensterchen hinausgebrüllt hatte, von dem wahnwitzigen Versuche abzustehen.

Seine warnende Stimme war in dem allgemeinen Tumult verloren gegangen.

So hatte Jansen in seiner engen Kabine genau dasselbe durchgemacht, wie draußen das Publikum. Er hatte getobt, gejammert, war entsetzt, ganz außer sich gewesen. Und dann immer dazwischen einmal:

»Und doch, es muß, es muß gelingen! Ich biete mich an! Nein, nein, es geht nicht, sie sind verloren!«

Dann war der Ruf nach Bob Snyder erklingen, den auch Jansen recht wohl kannte, und da mit einem Male war Jansen wie erstarrt, hatte sich wohl vor die Stirn schlagen wollen, wurde aber durch seine Fesseln daran gehindert.

»Ach, ich Narr, ich Narr!!« erklang es in verzweifelndstem Tone. »Warum konnte ich nicht meine Dienste anbieten – auch wenn keine Aussicht auf Rettung ist – so wäre ich mit meinen Jungen doch wenigstens eines ehrlichen Todes gestorben!«

Er hatte recht, wenn er das Versäumte jetzt nicht mehr nachzuholen suchte. Jetzt hätte man ihn wohl sicher abgewiesen; denn jetzt wartete man eben auf Bob Snyder, der mit seinen Unsterblichen noch immer die Elemente besiegt hatte.

Bob Snyder kam und . . . lehnte den Rettungsversuch als eine Unmöglichkeit ab.

Da erklang die Stimme des Methodisten, die mit einem vieltausendstimmigen Rufe nach Kapitän Richard Jansen und seinen Leuten endete.

Und wie elektrisiert war Jansen, der es gehört, emporgefahren, auch über ihn kam es wie der heilige Geist, der ihm den Weg der Erlösung zeigte.

»Gott, ich danke dir!« rief er mit nach oben gerichtetem Blick. »So laß mich und meine braven Jungen als ehrliche Männer sterben!!«

Schon näherte sich seiner Tür ein Stimmengewirr, und noch ehe er sie erreicht, ward sie schon aufgerissen.

Vor der Tür stand eine Menschenchar, an der Spitze Kapitän Webb, und an diesem vorbei drängte sich der Highsheriff, noch die Perücke auf dem Kopfe, warf sich gleich zu Jansens Füßen und umklammerte seine Knie.

»Retten Sie meine Frau und Kinder, welche ich noch an Deck sehe, o, retten Sie meine Frau und die armen Kinder – Sie können es, nur Sie können es, ich weiß es, alle Welt weiß es!«

So erklang es in jammerndem Tone.

Es war ein Blick der unsäglichsten Bitterkeit, mit dem Jansen auf den vor ihm Knienden herabsah. Denn gerade bei diesem Highsheriff, als seinem obersten Richter, hatte Jansen die ganze Parteilichkeit furchtbar empfinden müssen, den ganzen Haß, den

die englische Regierung gegen ihn hatte, zumal da er das Geheimnis seiner Perlenbank nicht verraten wollte.

Er war kein gerechter Richter gegen ihn gewesen. Aber das ließ sich nur empfinden, niemals beweisen. Denn scheinbar hatte der Highsheriff den ganzen Prozeß mit strengster Gewissenhaftigkeit geleitet. Wir haben den Charakter dieses Mannes vorhin durch einige leichtfertige Redensarten anzudeuten versucht, Jansen hatte solche nie von ihm zu hören bekommen – aber er hatte diesen Charakter eben sofort und immer empfunden.

Doch es war eben nur ein Blick der bitteren Verachtung gewesen, im nächsten Moment war es schon ein ganz anderer.

»Ja, ich will es versuchen!«

»Halten Sie wirklich für möglich, mit einem Boote an das Wrack zu kommen?!« rief Kapitän Webb in zweifelndem Tone.

»Wenn Gott es will, ja – ihm ist nichts unmöglich.«

»Dann vorwärts, vorwärts, verlieren Sie keine Zeit!« jammerte der Highsheriff, immer in seiner egoistischen Art, und noch manch anderer mit ihm.

»Entledigt mich erst meiner Fesseln!«

Es war ein Ruf der furchtbarsten Ironie – wenn auch von Jansen ganz unbeabsichtigt getan.

Der Schlüssel war in der allgemeinen Verwirrung nicht gleich zur Stelle, da spannte Jansen seine Muskeln und zerriß die Kette mit einem Ruck, heute zum zweiten Male.

Sie war dicht an der rechten Handschelle gebrochen, von der linken hing sie lang herab, und da ihn dies hinderte, packte er sie, stemmte diese Hand dabei gegen die Wand, noch ein Ruck mit seiner unwiderstehlichen, alles aus den Fugen reißenen Titanenkraft, und auch diese hindernde Kette war abgerissen.

Nur die breiten Ringe blieben noch um seine Handgelenke, und auf diese eisernen Manschetten durfte der in der letzten Not angerufene Mann wahrhaftig stolz sein!

Daß ihm jetzt nichts mehr versagt wurde, ist ganz selbstverständlich – und ebenso, daß jetzt auch niemand etwas von einer Belohnung und dergleichen sprach.

Jansen verlangte nach seinen Leuten, und nicht nur die achtzehn Matrosen und Heizer, darunter auch die Offiziere wie Koch und Steward, die vor drei Stunden den Strick um den Hals gehabt, erschienen augenblicklich an Deck, fessellos, sondern auch Karlemanns halbwüchsige Jungen wurden sofort herbeigeschoben, sogar den Maler und Madame Hullogan hatte man nicht vergessen.

»Meine eigenen Boote, die von der ›Sturmbraut‹, die haben wir am besten in der Gewalt!!« kommandierte Jansen.

Die waren damals von dem ›Duc of Westermoreland‹ mitgenommen worden, lagen unter Siegel am Kai.

Ja, es war ein königliches Siegel, durch welches man diese Boote, in denen man blutige Seeräuber gefangen, unantastbar gemacht hatte!

Aber wer kümmerte sich jetzt um diese Unverletzlichkeit! Die Siegel brachen von ganz allein, und die fünf begehrten Boote lagen neben dem englischen Kriegsschiff.

»Leute,« rief Jansen, »wir sind aufgefordert worden, die noch auf dem Wrack Lebenden zu holen. Seid ihr bereit dazu?«

Mit einem eigentümlich starren Blick hatte Jansen diese seine Worte begleitet.

Von diesen zweiundvierzig Mann war kein einziger, der nicht sofort erkannt hätte, daß hier jede Rettung ausgeschlossen war, wir brauchen Madam Hullogan gar nicht auszunehmen – und sie blickten nach dem Wrack, und sie blickten auf ihren Kapitän, der sie so starr ansah – und sie wußten alles, alles!

»Ja, Käpt'n, wir wollen!« erklang es einstimmig.

Sie hätten gleich sagen können: ›Ja, Käpt'n, wir wollen mit Euch eines ehrlichen Todes sterben, wonach wir sogar noch bewundert werden.«

Aber ihre Antwort hatte auch schon genügt – es waren ihre aufleuchtenden Augen, welche sprachen.

Jansen teilte die ganze Mannschaft ab. Es waren dieselben Bootsbesatzungen, wie sie damals aufgefischt worden waren. Und schon damals waren sie nach Rettungsdivisionen abgeteilt gewesen, oder zum Rettungsmanöver, wonach das beste Boot zuerst abgeht, dann, wenn dieses vernichtet ist oder Unterstützung braucht, geht das zweitbeste ab, und so fort.

So wurde das erste Boot von Jansen selbst gesteuert, das zweite von Goliath, das dritte von Enoch, das vierte von Martin, das fünfte von Mahlsdorf, und diese Reihenfolge rührte nicht daher, daß der erste Steuermann jetzt nur noch über einen Arm verfügte. Als Bootssteuerer hatte dieser schon immer zwei Matrosen nachstehen müssen, die aber unterdessen beide ihren Tod gefunden.

Bei der Verteilung der Ruderer hingegen kam es gerade darauf an, die Boote möglichst gleichstark zu machen. So waren vor allen Dingen Jansens große und Karlemanns kleine Matrosen durcheinandergemischt, dann kamen die Heizer und das sonstige Maschinenpersonal hinzu, die zwar ebenso wie Koch und Steward im Rudern tüchtig ausgebildet waren, aber doch nicht mit regelrechten Matrosen verglichen werden konnten.

Sonst sei nur noch erwähnt, daß Madam Hullogan, die im ›Pulen‹ einen ganzen Mann stand, ins dritte Boot kam, von ihrem eigenen Ehegespons gesteuert, während der Schiffsmaler früher zum fünften Boote gehört hatte, und selbst er hatte bei den oft zur Uebung abgehaltenen Manövern pulen müssen, daß ihm auch am vereisten Kap Horn kein trockener Faden am Leibe geblieben war, und er hatte es auch immer mit dem größten Vergnügen getan.

»Ihr bleibt zurück, van Zyl.«

»Weshalb?«

»Es geht in den Tod.«

»Ich weiß es.«

»Und Ihr wollt mit?«

»Ganz bestimmt!«

»Well. Fertig!«

Und fort ging es, ein Boot hinter dem anderen, mit allem ausgerüstet, was man zu solch einer Rettung nötig hatte, vor allen Dingen mit langen Leinen und Haken.

Sorgliche Personen hatten den Wackeren wohl auch Pelze angeboten, aber keine Seeleute. Nur so dünn wie möglich angezogen, daß keine Bewegung gehemmt wird, und ist der Pelz durch und durch naß, wird er wohl nicht viel gegen Kälte helfen.

Wie sich Jansen die Rettung, d. h. das Abholen der Schiffbrüchigen von dem Wrack dachte, hatte er nicht gesagt, wußte es wahrscheinlich selbst noch nicht.

Er hielt ja auch die Rettung für ausgeschlossen.

Dort an dem Wrack oder an der Mole würde eines der fünf Boote nach dem anderen zerschellen. Das wußten auch alle anderen, und dennoch wollte keiner zurückbleiben. So war dieser ganze Rettungsversuch mehr ein versteckter Massenselbstmord.

Daß aber dennoch jeder sein möglichstes tat, um doch vielleicht einen oder den anderen vom Wrack und lebendig an Land zu bringen, war ebenso selbstverständlich. Nur war das Erfüllen dieser Hoffnung in unabsehbare Ferne gerückt.

Also vorwärts ging es!

Beschrieben kann solch eine Bootsfahrt nicht werden. Da hört auch jede Phantasie auf.

Das muß man einmal selbst gesehen haben, um so etwas glauben zu können.

In wenigen Minuten waren alle Ruderer mit Eis bedeckt, und besonders an den ziemlich regungslosen Beinen, aber sogar auch an den Händen bildeten sich lange und immer länger werdende Eiszapfen. Das salzige Seewasser gefriert erst bei vier Grad Celsius, kann überhaupt nicht gefrieren, bevor sich nicht das Salz ausscheidet, was wiederum nicht eintreten kann, solange es in tüchtiger Bewegung ist. Findet aber ein Tropfen des flüssigen Wassers

einen Ruhepunkt, so scheidet er im Augenblick die drei bis vier Prozent Salz aus und erstarrt sofort zu Eis

Was es nun heißt, in solches Eiswasser getaucht zu sein, läßt sich denken. Ohren und Nasen hatten sie wohl schon alle erfroren, dann würden Hände und Füße darankommen.

Dennoch war sehr unwahrscheinlich, daß einer fror. Trotz ihrer Eisschicht dampften sie alle, wie ihre Gesichter glühten, und wer von Natur aus eine genügende Blutzirkulation besaß, der konnte durch diese innere Wärme auch vor dem Erfrieren der unbeweglichen Gliedmaßen bewahrt werden.

Am meisten hatten unter dieser Kälte doch eigentlich die ziemlich unbeweglich sitzenden Bootssteuerer leiden müssen. Aber gerade diese dampften und glühten am allermeisten. Vor seelischer Anstrengung!

Denn gerade bei solchen Gelegenheiten sieht man, daß Seele oder Geist, wenn sie all ihre Kräfte entwickeln, noch viel mehr Nervensubstanz verbrauchen als bei rein körperlichen Leistungen.

Und weiter ging es in dem wahnsinnigen Tanze. Eine andere Bezeichnung für diese Art von Fahrt kann eben nicht gefunden werden.

Jansen hatte seine Selbstvernichtungsgedanken schon längst aufgegeben.

Denn jetzt glaubte er selbst, daß es ihm gelingen würde. Er hatte sich von dem beeinflussen lassen, was er vorhin erblickt, wie nämlich jene braven Männer die Rettung, nur die Bootsfahrt, versucht und wieder davon hatten absehen müssen, wenn es ihnen noch möglich gewesen.

Gewiß, auch die, die so etwas unternommen, waren Seeleute *comme il faut* gewesen, geschulte Bootsruderer, die sich schon in so mancher Brandung bewährt – hier aber zeigte sich einmal, was es zu bedeuten gehabt, daß Jansen seine Leute, allerdings

zum größten Teil erst nach Karlemanns Ideen, in allen körperlichen Künsten der Seemannschaft zu wahren Athleten ausgebildet hatte.

Was sie im Kampfe mit den wütenden Wogen leisteten, kann hier nicht geschildert werden. Aber an Land von den die Boote beobachtenden Seeleuten wurde es erkannt und anerkannt, durch zahllose Rufe der Bewunderung und mehr noch des grenzenlosesten Staunens.

»Das sind keine Menschen, das sind ja Teufel!!« lautete die höchste Anerkennung, die nicht mehr übertroffen werden konnte.

Dann aber mußte Jansen seine Ansicht wiederum ändern, mußte erkennen, daß eine Rettung doch nicht möglich sei.

Ja, sein Boot als erstes war so weit an das Wrack gekommen, daß die Leine geworfen werden konnte. Aber was für einen Zweck hatte das?

Daß ein Boot hätte an dem Wrack anlegen können, daß war gänzlich ausgeschlossen. Es mußte eine Verbindung zwischen Wrack und Booten durch eine Leine hergestellt werden, an der sich dann jeder einzelne durchs Wasser Hand über Hand herüberangelte.

Aber was Jansen da zu sehen bekam, wenn sein Boot so hoch oben auf einem Wellenberge schwebte, daß er das ganze Deck überblicken konnte, das spottet jeder Beschreibung.

Wer keinen Halt an dem letzten oder an dem stehengebliebenen Schornstein gefunden, dort sich zwischen Tauwerk und Ketten verstrickend, der hatte sich an die Kajütenwand gedrängt, wohl immer noch gegen fünfzig Menschen, Männer und Frauen und Kinder, zum großen Teil fast ganz nackt, weil sie sich im Kampfe um das Leben die Kleider vom Leibe gerissen hatten, noch jetzt sich gegenseitig umklammernd, was vielleicht nicht einmal mehr nötig gewesen, denn – hier wie dort waren sie alle zusammengefroren, bildeten alle zusammen einen einzigen Eisklumpen. Und von diesem riesigen Eisklumpen brach dennoch jede Woge,

welche diese Menschenmasse einmal erreichte, immer wieder ein Stück ab, es mit sich über Bord nehmend – und stets waren auch wieder einige Menschen weniger geworden!

Nein, daß diese Eingefrorenen fähig wären, noch die zugeworfene Leine zu fangen, sich an dieser durchs Wasser zu ziehen, daran war ebenfalls gar nicht zu denken. Einige schrien wohl, winkten, eine Frau, die kaum noch einige Fetzen eines Hemdes anhatte, hielt ihr nacktes Kind hoch – aber die meisten waren doch schon ganz sicher tot, wurden nur noch durch das Eis aufrecht gehalten, und auch die sich noch Regenden waren nicht der geringsten Anstrengung mehr fähig.

Und hinüber auf das Wrack, die Unglücklichen anseilen und so in die Boote ziehen?

Ach, das sind alles solche Mittel, die man sich so leicht ausklügeln kann, wenn man noch kein in der Brandung festsitzendes Wrack gesehen hat!

»Herr, du gnädiger Gott, erspare mir diesen nochmaligen Anblick!« ächzte Jansen, als er wieder einmal mit seinem Boote von einem himmelhohen Wasserberge herunterrutschte.

Und dabei mußte er sich sehr vorsehen, daß er nach der richtigen Seite herunterrutschte, nach der von dem Wrack abgekehrten, denn auf der anderen Seite, wohin das Boot auch immer mit aller Macht wollte, wäre es sofort zerschmettert worden.

Schon längst hatten die sämtlichen Boote gewendet, so daß also die Ruderer jetzt nach dem Wrack blickten. Zuerst hatten sie die furchtbarste Mühe gehabt, an dieses heranzukommen, und jetzt war es nicht anders, als ob die hölzernen Boote plötzlich von Eisen seien und der halbe Dampfer ein ungeheurer Magnet, mit solch schier unwiderstehlicher Kraft wurden die Boote nach dort gezogen.

Das ist es ja eben, was die Annäherung an ein Wrack bei hoher See so gefährlich macht, das erfordert eine geschulte Rudermannschaft mit stählernen Muskeln und einen Steuermann, der Boot und Wogenprall kennt wie der Jockei sein Pferd.

Alle fünf Boote durften nicht nur stoppen, sondern mußten un-
ausgesetzt mit Aufgebot aller Kraft abrudern, um eben nicht an
das Wrack geschleudert zu werden, und dann bei der Rückkehr
das Boot auch wirklich wieder zu entfernen, das bewirkte dann
allein die Kunst des Steuerers, der die kommenden und gehenden
Wogen zu berechnen verstand, und verstand er das nicht, dann

...

»Pult, Jungens, pult für euer Leben!!!« brüllte da Jansen auf,
nicht seiner Rudermannschaft zu, sondern der des zweiten Boo-
tes, welches von Goliath gesteuert wurde.

Dieser hatte die Herrschaft über sein Boot verloren, nicht durch
eigene Schuld, sondern einer der Ruderer hatte aufgegeben, wohl
auch nicht freiwillig, nicht aus Mutlosigkeit – er war hintenüber-
geschlagen, wahrscheinlich von der Kälte überwältigt, vielleicht
schon tot.

Es ist nicht unbedingt nötig, daß an jeder Seite des Bootes
gleichviel Riemen sein, müssen. Man sieht oft genug Seeboote,
in denen auf der einen Seite drei, auf der anderen nur zwei Mann
rudern. Dadurch beschreibt das Boot nicht etwa einen Kreis, die
Kraft der zwei Männer braucht auch nicht der der drei anderen
zu entsprechen, sondern das muß der Bootsmann durch eine Idee
von Schrägstellung des Steuers ausgleichen, und das Rudern auf
bewegter See ist ja überhaupt so ganz anders als auf glattem Was-
ser.

Aber wieder anders hier! Das Versagen des einen Ruderers hat-
te genügt, um die anderen fünf Mann einmal aus den Takt zu
bringen, nur für einen Augenblick – aber schon der wieder hatte
genügt, um das Boot eine seitliche Drehung machen zu lassen –

und da half alle Kunst Goliaths, den Jansen für den besten Steuerer hielt, nichts mehr – da ging das Boot schon hin wie ein Spielball, auf das Wrack zu, ein schmetternder Krach, und es war nicht mehr.

Alle anderen hatten es gesehen, aber die hatten nicht einmal Zeit, einen Schrei auszustoßen. Pulen, immer pulen!! – sonst konnte ihrer im nächsten Augenblick dasselbe Schicksal warten.

»Wieder sieben brave Jungens von der ›Sturmbraut‹ weniger!« flüsterte Jansen, und dann gab er gleich wieder seine gewöhnlichen Ruderkommandos.

Abermals hob sich sein Boot hoch empor, doch diesmal blickte Jansen nicht nach dem Wrack, sondern nach dem Hafen, und er erkannte unter den vielen Schiffen auch seine ›Sturmbraut‹, aus deren Schornstein noch immer ein leichter Rauch emporwirbelte.

»Ich hab's, ich hab's!!« jauchzte da plötzlich Jansen auf. »Und ich hole sie dennoch von dem Wrack!!!«

Da kam etwas Dunkles auf sein Boot zugetrieben. Schwimmende Leichen gab es hier genug. Aber wer so etwas schon einmal gesehen hat, der weiß, daß man bei solch hohem Seegange im Wasser gar nichts deutlich unterscheiden kann. Wie Phantome werden die Leichen oder die lebendigen Schwimmer oder sonstige Gegenstände hin und her geschleudert, man kann durchaus nicht unterscheiden, ob das dort ein Mensch oder ein Stück Holz ist – und kommt man in die Nähe, so fliegt eine Möwe auf.

Aber dieser dunkle Gegenstand trieb direkt auf Jansens Boot zu, zwei schwarze Hände klammerten sich am Rande fest, und dann tauchte etwas auf aus dem weißen Gischt, auch etwas Schwarzes, das man ebensogut für etwas anderes als für ein menschliches Gesicht halten konnte, so furchtbar waren Kinnlade und alles zerschmettert.

»Massa!« röchelte es aus diesem unförmlichen Klumpen.

»Goliath, mein Goliath!« jammerte Jansen, und er packte ihn hinten beim Rockkragen, hob ihn mit Riesenkraft empor – es war nur ein menschlicher Rumpf, ohne Beine.

Und da schleuderte Jansen ihn, ohne noch ein Wort zu haben, nicht in sein Boot, sondern ins Meer zurück, und der Rumpf ward nicht mehr gesehen!

Ja, Jansen hatte recht getan – besser so!

Das war Goliaths Ende gewesen, Jansen sollte noch später erfahren, wer dieser rätselhafte Neger, der ihm freiwillig als Sklave gedient, obwohl er mit seinen Kenntnissen doch eine ganz andere Rolle hätte spielen können, eigentlich gewesen war.

»Zurück nach dem Hafen!!«

»Nach dem Hafen?«

»Zurück! Pult an!«

»Kapitän, wir wollen sterben wie Goliath und die anderen!«

»Ich kann die vom Wrack dennoch retten!«

»Wir wollen es nicht, wir wollen sterben.«

»Gehorcht, ihr Himmelhunde! Zurück nach dem Hafen!«

Und sie gehorchten.

An Land hatte man alles beobachten können, ohne ein Fernrohr gebrauchen zu müssen.

An dem ungeheuerlichen Wechsel der Situation, wie die zum Tode verurteilten Seeräuber, die eigentlich schon seit drei Stunden dort oben an den Rahen hätten hängen sollen, jetzt plötzlich als die letzten Retter in der Not betrachtet wurden, hatte niemand etwas Auffälliges gefunden.

Können diese braven Männer die Schiffbrüchigen retten oder nicht – das war das einzige, wovon jetzt alles beherrscht wurde.

Nur als Karlemanns zwerghafte Gesellen in die Boote gesprungen waren und sich gleich so wuchtig ins Zeug gelegt hatten, in

Handhabung des schweren Riemens sich nicht vom herkulischsten Matrosen überbieten lassend, da war einem das Humoristische der Sache einmal zum Bewußtsein gekommen.

»Und die will man in eine Zwangserziehungsanstalt stecken? Hahahaha!!!«

Doch dann war keine Zeit mehr zum Lachen. Die vielen tausend Zuschauer sahen, wie wacker sich die fünf Boote durchkämpften – und als der alte Bob Snyder sagte, das brächte er nicht fertig, das könnten ja auch keine Menschen, sondern das müßten Teufel sein, da war auch der bigotteste bereit, diese Teufel anzubeten – und dann, als die Boote an das Wrack herangekommen, wurde gejauchzt und gejubelt, gar nicht an dem Jammer Beteiligte fielen einander in die Arme – und dann wieder furchtbare Niedergeschlagenheit, als man erkannte, wie der riesenhafte Seeräuberkapitän viele dutzendmal die Leine vergeblich schleuderte, neue Verzweiflung, als die Sachverständigen erklärten, daß die auf dem Wrack ja gar nicht mehr imstande seien, die Rettungsleine zu benutzen, nur zu fassen – und dann ein einstimmiger Schrei des Entsetzens, als das eine Boot gegen das Wrack geschleudert wurde und auf Nimmerwiedersehen verschwand – – und dann wieder die furchtbarste Niedergeschlagenheit, als die vier übriggebliebenen Boote den Rückweg antraten.

»Auch diese Seeräuber, die sich dem Teufel verschrieben, haben es nicht fertiggebracht!«

Jetzt brach bei einigen satyrischen Philosophen, die einen kalten Kopf behalten, doch der menschenverachtende Hohn hervor.

»Ja, da kommen sie, die Seeräuber – nun könnt ihr sie doch noch henken und euch daran weiden!«

Sie kamen, von Eiszapfen starrend. Bis zur Grenze der wütenden See hatten sie noch wacker gerudert, dann, wie sie das ruhige Wasser erreichten, wurden sie schlapp, und es war nicht zu verwundern.

Da sprang im ersten Boote der riesenhafte Kapitän auf.

»Pult, ihr Himmelhunde, pult!!!« hörte man ihn wütend brüllen, und dann zur Pier hinüberwinkend: »Mut, Mut, ich hole sie dennoch! Meine ›Sturmbraut‹ klar, meine ›Sturmbraut‹ klar! Dampf auf. Dampf auf!!! Pult, Jungens, lustig, Jungens, singt, Jungens: Wenn ick am Nordpol frieren tu, dann denk ick an dee Höll ...«

In stumpfsinnigem Schweigen hatten die vielen tausend Zuschauer den zurückkehrenden vier Booten entgegengeblickt.

Wie den Ruderern die Arme, so waren denen plötzlich die Herzen wie gelähmt.

Da also war Jansen aufgesprungen, hatte ihnen jene Worte zugerufen – sie hatten nur einige wenige davon gehört oder verstanden: Mut, Mut, ich hole sie dennoch!!

Und wie plötzlich die erstarrten Bootsmannschaften unter Absingen eines gotteslästerlichen Ruderliedes die Riemen mit neuer Macht durchholten, als hätten sie nicht schon länger denn eine Stunde unter den fürchterlichsten Anstrengungen gerudert, so ging es durch die ganzen am Ufer stehenden Menschenmassen wie ein Blitz.

»Er will sie doch noch holen! Habt ihr's gehört? Er will sie dennoch retten!! Was sagte er von seiner ›Sturmbraut‹?«

Die Boote schossen heran, legten mit einer Schneidigkeit bei, als wären die Ruderer eben erst durch ein gutes Frühstück zum Landungsmanöver vor den Augen des Höchstkommmandierenden vorbereitet worden.

Dann freilich war es mit den meisten vorbei. Die Eiskruste konnte sie doch nicht aufrecht halten, so fielen sie einfach von den Duchten und blieben liegen, wie sie lagen.

Nur wenige waren noch imstande, an Land zu kriechen, während Jansen, obgleich die Bootssteuerer sonst derselben Erschöpfung unterlagen, mit gleichen Füßen hinaufsprang.

»Auf, auf, ihr Himmelhunde, wir haben noch mehr zu tun! Ist meine ›Sturmbraut‹ klar? Dampf auf! Dampf auf!!!«

Und während Jansen das mehr brüllte als schrie, lachte er im ganzen Gesicht.

Schnell war er von Hafenbeamten und anderen Seeleuten umringt, die hier zu entscheiden hatten – mit fliegenden Worten gab Jansen Aufklärung, was er beabsichtigte.

»Mit meiner ›Sturmbraut‹ hindampfen und das Wrack wegschlagen!«

»Wegschlagen?« wurde verständnislos wiederholt.

»Na ja, ich schlage das ganze Wrack mit dem Steeven oder mit dem Bug fort.«

Es war ein Glück, daß unter den Zuhörern einige waren, welche schon mehr Prophetengeist als besonderen Scharfsinn besaßen, so daß sie Jansen sofort verstanden.

Denn es war auch noch etwas viel Ungeheuerlicheres, als die Bootsfahrt nach dem Wrack, was Jansen jetzt zur Rettung der noch Lebenden versuchen wollte.

Ei wollte also mit seiner ›Sturmbraut‹ unter Dampf hinfahren und sie so dirigieren, daß sie, von einer Woge erfaßt, daß ganze Wrack in Trümmer schlug, wonach die im Wasser Schwimmenden aufgefischt werden konnten.

Ganz hübsch ausgedacht, nicht wahr? Ja, in der Theorie war es auch ganz einfach.

»Mann, was Ihr da vorhabt, das ist ja ganz und gar unmöglich!!«

Der das rief, war ein früherer Kapitän und jetziger königlicher Hafenbeamter, der im ganzen Seewesen als Kapazität galt, nachdem er schon früher genug Proben seines außerordentlichen, an Tollkühnheit grenzenden Mutes gegeben hatte.

Aber weswegen das nun so ganz und gar unmöglich sein sollte, das freilich können wir dem Leser, der nicht selbst Seemann ist, nicht erklären. Da muß er einfach diesem kompetenten Sachverständigen glauben.

Oder man bedenke nur, wie mangelhaft es damals noch mit den Dampfern bestellt war. Schraubendampfer waren damals, wie schon mehrfach erwähnt, als unbrauchbar verworfen, diejenigen, welche die Meere befuhren, galten als Ausnahmen, bei denen man nur immer darauf wartete, daß sie doch noch ihre Unbrauchbarkeit bewiesen, und trat nun einmal dieser Fall ein, dann hieß es: Na ja, eben ein Schraubendampfer, wir haben es ja gleich gesagt!

»Es geht, es geht, ich weiß, was ich mit meiner ›Sturmbraut‹ leisten kann!« rief aber Jansen, merkwürdigerweise immer mit lachendem Munde.

Und dieser lachende Mund war es, der den Ausschlag gab. Das Lachen allein tat es freilich nicht. Es war das ganze glückstrahlende Siegesbewußtsein, das von dem riesenhaften Manne ausging, welches jedem solch eine Möglichkeit dennoch glaubhaft machte.

Und sollte man denn überhaupt ihm, der die Schiffbrüchigen retten wollte, irgendwelchen Widerstand entgegensetzen? Das war hier ein anderer Fall als damals, da Kolumbus versicherte, auch auf einer westlichen Fahrt nach Indien gelangen zu können – damals oder später, einmal wäre Amerika ja doch entdeckt worden, wenn nicht von Kolumbus, dann von einem anderen – hier aber forderte jede das Deck überspülende Woge neue Todesopfer, da war keine Minute zu verlieren.

Also dann vorwärts!

Und das sagten sich auch die ermattet zusammengebrochenen Bootsmannschaften, denen Jansen schon unterwegs mitgeteilt hatte, was er vorhabe.

Das allgemeine Zusammenbrechen war nur eine momentane Krise gewesen, so wie jeder in dem Augenblick die größte Müdigkeit empfindet, wenn er den Gipfel eines Berges erklommen hat; dieser braucht gar nicht so hoch zu sein.

Der Gedanke, noch einmal die Planken ihrer geliebten ›Sturmbraut‹ betreten zu können – als freie Männer! – brachte sie schnell genug wieder auf die Beine, und vorwärts in geschlossenem Zuge

ging's nach der ›Sturmbraut‹, Madam Hullogan mit den großen Seestiefeln voran.

Es war gesagt worden, daß wohl alle Ohren und Nase erfroren hatten, viele jedenfalls auch Hände und Füße. Ja, dem war auch so. Aber wer schon einmal ein Ohr erfroren hat, der weiß, daß die Geschichte ganz anders ist, als derjenige denkt, welcher noch kein Ohr erfroren hat. Das kommt alles erst später zum Ausbruch, zunächst merkt man gar nichts davon, und ein erfrorenes Ohr bricht auch gar nicht so leicht ab – ach, wie viele ohrenlose Menschen liefen sonst herum! – und einer erfrorenen Hand oder einem erfrorenen Fuße fällt es erst recht nicht ein, gleich abzubrechen. Daß sie später sehr oft amputiert werden müssen, das ist wieder eine andere Sache.

Kurz, die ganze oder übriggebliebene Mannschaft der ›Sturmbraut‹ marschierte unter Anführung von Madam Hullogans Seestiefeln im Geschwindschritt nach ihrem Schiffe, als ginge es zum fröhlichen Tanze. Und einen Tanz sollte es ja auch noch geben.

Jansen hatte unterdessen erfahren, wie es mit der ›Sturmbraut‹ stand. Sie war, wie der moderne Ausdruck lautet, ›desarmiert‹ worden. Darunter versteht man aber nicht, daß nur die Kanonen entfernt werden, sondern alles muß heraus, alles, selbst das, was man sonst unter niet- und nagelfest versteht, wie z. B. die an Bord festgeschraubten Möbel, vor allen Dingen zuerst auch die Kompassse, dann Proviant, Trinkwasser und Kohlen – überhaupt alles, bis nur noch der nackte Rumpf übrig bleibt, wozu aber als Ausnahme Ruder und Steuerrad gehören. Oder auch nicht als Ausnahme, denn die müssen ja schon beim Stapellauf vorhanden sein, ebenso wie die volle Takelage, während Segel, Kompaß, Chronometer und dergleichen noch fehlen.

Bis auf die Kohlen war man bei der ›Sturmbraut‹ schon gekommen. Sonst war schon alles entfernt, auch das Trinkwasser war

bereits aus den Tanks gepumpt. Gestern war man mit der Entleerung der Kohlen, welche die ›Sturmbräut‹ bekanntlich mit Vorliebe als Ballast mitnahm, beschäftigt gewesen, bei Anbruch der Nacht hatten sich in dem einen Bunker nur noch wenige Tonnen befunden.

Um nun gleich die bequemste Arbeitskraft zur Hand zu haben, hatte man noch immer den Kessel gefeuert, um die Winden benützen zu können. Erst dann wären auch die Feuer ausgeblasen worden.

Heute war an eine Weiterarbeit natürlich nicht gedacht worden. Bei Tagesanbruch war ja jene Katastrophe erfolgt, und die Hinrichtung der Seeräuber brachte wohl überhaupt einen Feiertag mit sich.

So genau orientierte sich Jansen allerdings nicht über die Desarmierung seiner ›Sturmbräut‹. Ihm genügte, zu hören, daß sie noch dampffähig war, daß sich das Kesselwasser von gestern abend noch unter hoher Dampfspannung befinden mußte, und daß auch noch genügend Kohlen vorhanden waren, um den geplanten Rettungsversuch wagen zu können.

Im übrigen muß betont werden, daß keine Minute Zeit zu verlieren war.

Als Jansen hinaufgeklettert war und das Deck seiner ›Sturmbräut‹ betrat, die wie ein hohles Ei dicht am Kai auf dem Wasser schwamm, glitt er auf dem Glatteis aus, wäre rückwärts zu Boden geschlagen, wenn hinter ihm nicht die Bordwand gewesen wäre – so fiel er vorwärts auf die Nase, und zwar ganz tüchtig.

Aber mit fröhlichem Lachen sprang er wieder auf.

»Hei, das war ein Kuß des Wiedersehens mit der geliebten Braut! Nun vorwärts, vorwärts, auf die Stationen!!«

Die Nachgekommenen kletterten herauf, sie wußten ja schon alles, was ihr Kapitän beabsichtigte, im Nu verschwanden Heizer und Maschinisten unter Deck, und während die Ventile geöffnet wurden, welche das Seewasser als Ballast in die Kohlenbunkers einließen, stieß der Schornstein schon mächtige Rauchwolken zum Himmel empor.

Zu alledem war ja viel, viel weniger Zeit gebraucht worden, als zu unserer Schilderung dieser Vorgänge. Seit Jansen den Hafenbeamten seine Absicht auseinandergesetzt, waren kaum fünf Minuten vergangen, als die ›Sturmbräut‹ schon bis zur normalen Wasserlinie gesunken war.

»Klar zur halben Kraft,« meldete gleichzeitig der Maschinist durch das Sprachrohr.

»Leinen, Leinen!« rief Jansen. »Enoch, hast du genug Tauenden?«

»Es ist nix mehr da, Käpt'n.«

Nur einen Blick nach der Takelage.

»Schon gut. Los die Trossen! Viertelkraft voraus! Stopp! Rückwärts . . . «

Und die Verbindung mit dem Lande war gelöst, schon dampfte die ›Sturmbräut‹ mit halber Kraft durch den Hafen.

Noch während dieser ruhigen Fahrt ließ Jansen alle entbehrlichen Taue in der Takelage abschneiden, wovon es beim laufenden Gut ja genug gibt – es seien nur die Fußpferde erwähnt, auf denen der Matrose beim Segelreffen steht – denn Jansen brauchte Taue, längere Seile, zu welchem Zwecke, werden wir gleich sehen, und er wollte nicht warten, bis man ihm solche von anderen Schiffen oder aus den Magazinen lieferte.

Nur fort, fort! – Denn dort draußen arbeiteten die eisigen Wogen nach wie vor an dem Wrack, auf welchem einige Dutzend Unglückliche noch immer verzweifelt auf ihre Rettung harrten.

Als die ›Sturmbräut‹ das ruhige Wasser hinter sich hatte, konnte voller Dampf gegeben werden – mit solchem ging es hinaus in die

wütende See – und nun bekamen die Zuschauer etwas zu sehen! – denn das Schiff, welches für jeden echten Seemann nicht nur ein Gestell aus Holz oder Eisen ist, sondern ein mit einer Seele begabtes Wesen, erkannte die Hand seines Herrn und gehorchte ihm wie immer!

Noch viel war zu tun, während die stolze Jacht den wütenden Wogen bewies, daß sie die Braut dessen sei, nämlich des Sturmes, der jene erst so aufgeregt hatte.

Vor allen Dingen ließ Jansen die vorderen Tanks wieder etwas auspumpen, dagegen die hinteren etwas mehr füllen. Dadurch kam das Schwergewicht mehr nach hinten, wodurch die Fahrt zwar sehr beeinträchtigt wurde, die Schraube aber nicht so oft aus dem Wasser schlug, er daher das ganze Schiff mehr beherrschen konnte.

Und so erreichte man das Wrack, umfuhr es, lief von vorn wieder dagegen an.

Die nachfolgenden Manöver, die mindestens noch eine halbe Stunde in Anspruch nahmen, ehe das Wagnis glückte oder überhaupt nur auszuführen war, können wir hier nicht schildern.

Jedenfalls war es furchtbar, und vielleicht noch schrecklicher sah es vom Lande aus, wie das große Schiff immer so dicht neben dem Wrack und neben der steinernen Mole in der Brandung operierte, immer vorwärts und wieder zurück, in jeder Sekunde manchmal dreimal bedroht, im nächsten Moment in lauter kleine Eisensplitter zu zerbersten.

Aber die ›Sturmbraut‹ wußte eben, wer ihre Zügel führte, wer am Sprachrohr kommandierte. Doch seien auch die wirklichen Lebewesen nicht vergessen, zumal nicht die Maschinisten, ohne deren Disziplin und Kaltblütigkeit, wie sie dem leisesten Ruf gehorchten, wie sie die Ventile handhabten, überhaupt nichts zu erreichen gewesen wäre.

Und dann endlich hatte Jansen seine ›Sturmbraut‹ so weit, wie er sie haben wollte – dort die sich heranwälzende Woge mußte

die letzte Arbeit verrichten – freilich das durch Berechnung herausfinden, das war es! – und die ungeheuere Woge kam und faßte die ›Sturmbraut‹ und schleuderte sie seitwärts – und zwar so, daß sie gerade mit ihrem vordersten Teile das Wrack rammte.

Ein schmetternder Krach, und auch die letzte Hälfte der ›Frankia‹ war verschwunden.

Und nun noch ein schrecklicher Kampf mit der Brandung, welche das rettende, allen irdischen und himmlischen Mächten trotzen Schiff durchaus auf die Mole haben wollte – aber sein Steuerer hatte keinen Moment verpaßt, sein Kommando war keinen Moment zu spät gekommen – die rückwärts wirbelnde Schraube faßte, die ›Sturmbraut‹ ging zurück, war gerettet.

Doch das war nur die letzte Arbeit des ersten Teiles gewesen.

Auf dem Wrack hatten sich noch immer einige Dutzend zusammengefrorene Menschen befunden.

O, diese Augen, welche nach dem für ihre Rettung kämpfenden Schiffe geblickt hatten!

Und diese Menschen lagen jetzt alle im Wasser, wurden von den Wogen zwischen Trümmern aller Art hin und her geschleudert, wurden an der Mole durch die Wucht des Anpralls zermalmt.

Also im nächsten Augenblick, da Jansen das Schiff wieder in seiner Gewalt hatte, nochmals vorwärts, so nahe wie möglich an die schaubedeckte Mole heran – und da sprangen gegen ein Dutzend Matrosen, große wie kleine, an langen Seilen befestigt kopfüber von Bord, sich dabei als Ziel alles wählend, was mit einem Menschenkörper Aehnlichkeit hatte.

Das war es, was Jansen geplant, wie er sich die letzte Bergung der im Wasser Schwimmenden gedacht! Hätte er von diesem seinen Plane zu jenen Sachverständigen am Lande gesprochen, man hätte ihn trotz allen Ernstes der Situation ausgelacht – oder ihn für wahnsinnig gehalten.

Doch das tollkühnste Wagnis des lächerlichen Wahnsinns sollte gelingen!

Also die an Leinen befestigten Helden waren gesprungen, und es waren meist lebendige Menschen, die sie mit sicherem Griff packten.

Dann wurden sie wieder heraufgezogen. Freilich ist das leichter gesagt als getan, ganz abgesehen davon, daß jeder dabei noch eine menschliche Last in den Armen hatte. Heraufgerissen mußten sie werden, ehe sie am eisernen Rumpfe der ›Sturmbräut‹ zerschellten.

Aber dem Kühnen soll ja viel gelingen. Es gelang auch diesen, den großen wie den kleinen Helden. Kein Finger wurde gequetscht. Und wer eine Leiche erwischt hatte, der sprang gleich noch einmal, und auch andere taten es, die schon einen Lebenden herausgebracht.

Jansen konnte dabei nicht den gemütlichen Zuschauer spielen. Er hatte das sich bäumende Schiff zu halten, das sich durchaus auf die Spitze der Mole stürzen wollte.

Und nach zehn Minuten hatte es wohl auch keinen Zweck mehr, noch nach Lebenden zu spähen.

»Wieviel?« fragte Jansen.

Es klang wie ein Röcheln.

Enoch zählte schnell die irgendwo Untergebrachten, wo sie zunächst auftauen mußten.

»Achtundzwanzig.«

»Lebende?«

»Nur lebendige, vorläufig wenigstens – die toten habe ich nicht gezählt.«

»Kapitän, was ist Euch?!« rief der neben Jansen stehende Martin.

Jener wurde plötzlich blaß wie der Tod. Ach, er hatte, wenn auch nur am Ruder und am Sprachrohr stehend, in diesen wenigen Minuten vielleicht mehr geleistet als alle die anderen zusammen.

»Achtund – zwanzig, es – ist – genug,« brachte Jansen mühsam hervor, und dann wieder mit voller Lunge durch das Sprachrohr gedonnert: »Volldampf rückwärts!!«

Die ›Sturmbraut‹ gehorchte, war bald außer jeder Gefahr.

»Martin – übernehmt das – Steuer – ich – kann nicht – mehr – nur fünf Minuten . . . «

Wankenden Schrittes ging Jansen nach der Treppe und . . . stürzte kopfüber die ganze Treppe hinab.

SIC TRANSIT GLORIA MUNDI!

Welche Magistratsperson den Befehl gegeben, daß in Portsmouth alle Kirchenglocken geläutet wurden, wußte später niemand mehr zu sagen.

Ein ganz und gar von Aberglauben durchseuchter Mensch behauptete dann steif und fest, sie hätten, als dies ›Seeräuberschiff‹ zurückgekommen sei, von allein zu läuten begonnen.

Uebrigens hatte das Glockenläuten gar keinen Zweck, denn es wurde gar nicht gehört, dermaßen johlte das tobende Volk.

Das ›Seeräuberschiff‹ hatte wieder am Kai beigelegt und lieferte ab, was es lebendig aufgefischt hatte oder, um einen beliebten Seemannsausdruck zu gebrauchen: dem blanken Hans aus den Zähnen gerückt.

Achtundzwanzig lebende Menschen. Von fünfhundert Passagieren und sechzig Mann Besatzung nicht eben viel – aber doch besser als nichts. Wieviel davon Männer oder Frauen oder Kinder waren, tut nichts zur Sache, und es ist auch ganz gleichgültig, ob die Gattin und die Kinder des Highsheriffs dabei waren, oder ob die Decke, die jetzt um eine nackte Gestalt geschlagen wurde, nur einen armen Kohlenzieher von der ›Frankia‹ verhüllte. Sie kamen alle wie aus dem Mutterleibe.

Jansen sollte solche Einzelheiten auch gar nicht erfahren. Er stand schon wieder auf der Kommandobrücke. Der Sturz von der Treppe hatte seinem harten Schädel nichts geschadet. Und er

lachte auch schon wieder im ganzen Gesicht. Aber es war kein irdisches Lachen. Und solche Gesichter zeigten auch alle anderen. Gerade, als ob sie den Himmel offen gesehen hätten. Sogar der krummbeinige Enoch, wie er seine schnauzbärtige Hullogan anblickte.

Der letzte, in herbeigebrachte Decken gehüllte Körper war von sorgsamem Händen an Land getragen worden.

»Kapitän, Kapitäään!!« flüsterte da der einarmige Mahlsdorf, auch mit so einem verklärten Engelsangesicht, nur daß seine Pausbacken von hineingestopftem Kautabak herrührten.

»Ruhig, Mahlsdorf, ich weiß schon,« lächelte Jansen mit außergewöhnlicher Freundlichkeit bei solchen Gelegenheiten, und rief dann im Kommandotone zum Teil durch das Sprachrohr: »Los die Trossen!! Viertelkraft vorwärts! Stopp!! Die Korksänder mehr nach achtern, ihr blutigen Himmelhunde! Viertelkraft rückwärts ...«

Die ›Sturmbräut‹ löste sich ab vom Kai, steuerte durch den Hafen und ging mit voller Dampfkraft wieder in das wilde Meer hinaus.

Zuerst hatte man nur beobachtet.

Der Dampfer wollte wohl seine Lage verändern.

Weshalb denn das?

Schade! Gerade hatten die ersten an Deck stürmen wollen, um die ›Seeräuber‹, die eigentlich schon seit fünf Stunden hätten dort oben baumeln müssen, zu umarmen, zu küssen und Gott weiß was sonst noch.

Ein Glück nur, daß sie noch lebten!

Na, da mußte man eben warten, bis die ›Sturmbräut‹ anderswo beilegte.

»Die will doch nicht etwa mitten im Hafen verankern?«

»Sie haben ja gar keine Anker mehr.«

»Ja, wohin wollen die denn sonst?«

»Die gehen doch wieder aufs offene Meer hinaus?!«

»Die wollen wohl noch mehr Schiffbrüchige zu retten suchen?«

»Gibt's ja gar nicht.«

»Oder die denken doch nicht etwa, wir wollen sie noch . . . «

Die Unruhe wurde zum Tumult, dieser, als man erkannte, daß die ›Sturmbräut‹ tatsächlich auf die hohe See hinausging, verwandelte sich in lähmendes Staunen, und dann brach der Aufruhr erst recht los.

»Es ist ja gar nicht möglich, die brauchen doch keine Angst mehr zu haben!!«

Solche und ähnliche Ausrufe, zum Teil sehr naive, fielen noch mehr.

Ein blaublütiger Gentleman, der als Augenzeuge vom königlichen Hofe gekommen war, sprang vor, winkte und schrie, als könne er von der fast schon verschwindenden ›Sturmbräut‹ noch gesehen und gehört werden.

»Kapitän Jansen, Kapitän Jansen, was tun Sie denn? So kommen Sie doch nur!!!«

Dabei steckte er die andere Hand gewohnheitsmäßig, wie Engländer es nun einmal lieben, in die Hosentasche. Oder vielleicht hielt er darin auch schon ein paar Orden bereit, die man ihm gleich mitgegeben.

Aber da half kein Locken mehr – – Kapitän Jansen war mit seiner ›Sturmbräut‹ seewärts ahoi gegangen!



Richard Jansen hat in seinem später angelegten Tagebuche viele, viele Seiten damit verschwendet, um zu erklären, was ihn damals zu seiner fluchtähnlichen Ausfahrt aus Portsmouth bewog.

Er hat es nicht mit Worten erklären können.

Sollen wir es versuchen?

Nein, das können wir nicht.

Aber etwas anderes fällt uns bei dieser Gelegenheit ein.

Wie hieß denn eigentlich der barmherzige Samariter? Oder hat der etwa den von Räubern Geschlagenen, dessen Wunden er mit Oel und Wein wusch, nach Namen und Adresse gefragt, um ihm dann die Rechnung präsentieren zu können?

Es ist dies durchaus kein passendes Gleichnis für Jansens Tat. Und dennoch!

Aber Jansen gibt selbst, nachdem er die Unmöglichkeit einer wirklichen Erklärung für sein rätselhaftes Verhalten eingesehen hat, ein anderes Gleichnis, ein Selbsterlebnis aus seiner Jugendzeit, was wir hier auch mit seinen eigenen Worten wiedergeben wollen:

»Ich war noch ein Kind, da war es nicht nur für uns junges Volk, sondern für das ganze Nest ein Ereignis, daß ein Zigeuner beim Betteln festgenommen und ins Spritzenhaus gesteckt wurde, von wo die Gendarmerie ihn am nächsten Morgen nach Danzig bringen sollte. Der noch ziemlich junge, zerlumpte Mann, dem wir bei seiner Abführung nachliefen, war eigentlich gar kein Zigeuner, vielmehr sicher ein guter Deutscher, aber damals wurde alles ›Zigeuner‹ genannt, was sich bettelnd auf der Landstraße herumtrieb, und auf diesen verwehrlosten Mann hier mit den langen Haaren, von der Sonne verbrannt, daß auch die Winterkälte ihn nicht wieder bleichen konnte, paßte diese Bezeichnung ja auch so ziemlich, mehr noch seinem Charakter nach, den er bald offenbaren sollte, wie auf all dieses fahrende Volk, welches mit den Zigeunern die Arbeitsscheu und Rastlosigkeit teilt.

»Der Mann konnte von Glück sagen, daß er am Abend in unser gutes Spritzenhaus kam. Es war eine bitterkalte Nacht, und der Tagedieb war dermaßen verwehrlost und unsauber, daß ihm auch das mitleidvollste Weib kein Nachtquartier gewährt hätte, er hätte höchstens in einem offenen Schuppen schlafen müssen, wo er höchstwahrscheinlich erfroren wäre, während man ihm im Spritzenhaus genügend Decken geben mußte, nachdem er auch eine warme Suppe und reichlich Brot erhalten hatte.

»In der Nacht brach der Strolch aus. Er hatte die wohlverschlossene Tür mit der Geschicklichkeit eines Zigeuners zu öffnen verstanden. Merkwürdig war, nicht ganz einem Zigeuner entsprechend, daß er keine Decke mitgenommen hatte, gar nichts.

»Wie sich später herausstellte, erfolgte seine Flucht in der zehnten Stunde, für den Winter schon vollkommene Nacht. Der größte Taugenichts im ganzen Dorfe war, meine Wenigkeit ausgenommen, der Sohn des Bürgermeisters, welchen Ehrentitel der Vorsteher des ansehnlichen Ortes erhalten hatte. Ludwig war wieder einmal heimlich aus dem Fenster gestiegen, um im Mühlen-teiche Karpfen zu fischen, unter dem Eise, aus dem für die im Winterschlafe liegenden Fische offengelassenen Luftloche heraus. Dabei war mein Ludwig selbst in dieses Loch gefallen, gleich so erstarrt gewesen, daß er sich nicht allein heraushelfen konnte; seine schwachen Hilferufe verhallten in der einsamen Gegend, er war des Todes.

»Nur einer vernahm die Hilferufe – der vorbeischleichende Zigeuner. Er befreite den Jungen unter den größten Anstrengungen aus dem Eisloche, fragte ihn, wer er sei, nämlich um zu erfahren, ob er von diesem Dorfe sei, sonst hätte er ihn wahrscheinlich zurückgebracht – der kirre gewordene Ludwig gestand, wer er sei, gleichzeitig himmelhoch bittend, ihn nicht zu verraten – der Zigeuner setzte seinen Weg fort, Ludwig schmuggelte sich in sein Bett zurück.

»Am anderen Morgen entdeckte man die Flucht des Zigeuners, aber auch Ludwigs Abenteuer ward ruchbar, wie der Zigeuner ihn gerettet habe.

»Patrouillen wurden nach allen Richtungen ausgeschickt, um den Flüchtling zu suchen, aber nicht, um ihn ins Spritzenhaus zurückzubringen, um ihn der Gendarmerie auszuliefern, und es wäre ja auch gar nicht nötig gewesen, daß gerade unser Bürgermeister das Herz auf dem rechten Flecke gehabt.

»Endlich fand man den Zigeuner denn auch mittels eines Spürhundes. Er mußte in der Nacht noch ungefähr vier Stunden gelaufen sein, dann hatte er sich ermüdet ins Gebüsch gelegt, auf den hartgefrorenen Schnee. So fand man ihn schlafend – im Todesschlaf. Er war erfroren.

»Warum, frage ich nun, hat dieser Zigeuner den geretteten Jungen nicht zu seinen Eltern gebracht? Solch ein weltbewandeter Mann weiß doch ganz genau, was für eine Belohnung da seiner wartet. Und der Strolch hatte Papiere gehabt, er war nur immer wegen Bettelns bestraft worden. Weshalb hatte er da auf alles verzichtet, weshalb hatte er seine Flucht fortgesetzt? Eben weil er ein echter Zigeuner war, der nichts weiter haben will, als seine Freiheit.

»Oftmals noch habe ich an diesen germanischen Zigeuner gedacht, am stärksten jetzt wieder, da ich für mein damaliges Verhalten eine Erklärung suche, und eine andere als dieses Beispiel kann ich als Gleichnis auch nicht geben.« – –

Ja, es war heller Wahnsinn gewesen, daß Jansen nach jener rettenden Tat, als sich ihm schon alle Hände zum überströmenden Danke entgegenstreckten, einfach Reißaus genommen hatte.

Merkwürdig nur, daß auch alle die anderen fünfunddreißig Menschen, welche sich auf der ›Sturmbräut‹ befanden, von genau demselben Wahnsinn angesteckt worden waren. Denn keinem einzigen war eingefallen, dem Kapitän auf die Sinnlosigkeit seines Vorgehens aufmerksam zu machen, was doch wenigstens die Offiziere bei solch einer Gelegenheit hätten tun können – im Gegenteil, Mahlsdorf selbst hatte den Kapitän, als er ihn so geheimnisvoll anflüsterte, erst dazu bestimmen wollen, jetzt schleunigst mit Volldampf davonzufahren, und wir wollen gleich sagen, daß er im Sinne aller anderen gesprochen hätte. Sie alle fanden diese Flucht eben ganz selbstverständlich, dachten auch gar nicht hinterher an eine Rückkehr.

Und für so dumm, daß jemand glaubte, man könne ihn noch nachträglich hängen oder ihn auch nur für eine Stunde noch einsperren, wird man wohl auch nicht den beschränktesten Kopf halten, der sich an Bord der ›Sturmbraut‹ befand.

Nein, sie alle wußten recht gut, was sie getan, was sie jetzt zu erwarten gehabt, und ... sie befanden sich alle in einer Art Freudentaumel.

Was hatten sie getan?

Etwas, was der Prediger Salomo nicht mit aufführt unter all den vielen Dingen und Tätigkeiten, welche alle ihre Zeit haben.

O, es ist wunderbar, dieses dritte Kapitel des Predigers Salomo. Man wird es kennen, oder man schlage es einmal auf.

Da wird am Anfange dieses Kapitels umständlich aufgezählt, was alles seine Zeit hat. Mit geboren werden und sterben fängt das lange Register an, mit Streit und Friede hört es auf. Dazwischen sind ganz sonderbare Dinge angeführt, und da das ›hat seine Zeit‹ hinter einem langen Striche steht, so hat man das auch immer dazuzusetzen. Pflanzen hat seine Zeit – ausrotten, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; Steine sammeln hat seine Zeit – Steine zerstreuen hat seine Zeit.

Was soll das bedeuten? Das ist einfach Unsinn, leeres Gewäsch.

So denkt man noch nicht als Kind. Da denkt man sich beim Lesen dieses Kapitels überhaupt noch gar nichts.

Man wird älter, man liest dieses Kapitel noch einmal – wahrscheinlich nur zufällig – und da kommt man eben zu jener Ansicht.

Zerreißen hat seine Zeit – zunähen hat seine Zeit – das ist ja leeres Gewäsch!!

Und bei dieser Ansicht bleiben wohl, leider, die meisten Menschen, so ungefähr neunhundertneunundneunzig von tausend, bis sie die zweite Nummer des aufgestellten Programms erfüllen, bis sie ins Grab fahren.

Aber dem Tausendsten, der nicht etwa ein Gelehrter zu sein braucht, gewöhnlich sogar ist er das Gegenteil davon, vielleicht ein armer Tagelöhner, der kaum seinen Namen schreiben kann – dem geht plötzlich, in der Nacht, eine Ahnung und dann die Gewißheit auf, daß er da etwas von einer Weisheit gelesen hat, welche nur Gott selbst einem Menschen offenbaren konnte!

Ja, glaubt man denn etwa, daß König Salomo, als er sagte, daß zerreißen und zunähen seine Zeit habe, dabei an seine zerrissenen Hosen gedacht hat?

Und doch, es muß gesagt werden, denn solche naive Menschen gibt es wirklich genug, und das sind dann gerade die, die sich sehr klug dünken.

Steine sammeln hat seine Zeit, und Steine zerstreuen hat seine Zeit.

Wo ist denn jetzt der kolossale Turm von Babel? Mit dem, was davon noch vorhanden, könnte man ihn nicht wieder aufbauen, das gäbe ein sehr kleines Türmchen. Die herumwohnenden Araber bauen sich von den Steinen ihre Häuser, backen sich zwischen den Steinen ihre Durrafladen, und die übrigen werden zerstreut in alle Welt, kommen ins britische und in andere Museen, und jeder die Trümmerstätte besuchende Reisende klopft sich ein Stückchen ab und nimmt es als Andenken mit.

Das ist das Schicksal des Turmes, welcher alle Völker für die Ewigkeit zusammenhalten sollte!

Zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit.

Es gab einst ein Deutschland unter Karl dem Großen, unter Karl dem Fünften und noch unter anderen Kaisern. Immer wieder wurde es einmal zerrissen, und immer wieder wurde es zusammengenäht. Der letzte, der die einzelnen Fetzen wieder einmal zusammenflickte, war Bismarck.

Aber wird das so weitergehen? Nein, auch das hat seine Zeit!

Du allmächtiges Perserreich, wo bist du denn geblieben? Und du, großer Alexander, und du, Cäsar, die ihr die ganze damals bekannte Welt erobertet, wo sind denn die Früchte eurer Siege?

Es hat alles seine Zeit, und . . . es ist alles, alles ganz eitel!

Ja, es ist alles, alles ganz eitel! Das, was damals als die größten Taten bewundert wurde, von Geschichtsforschern und vielen anderen Menschen noch heute bewundert wird, das hat alles absolut keinen Zweck gehabt! Es wird gesagt, daß durch solche Eroberungszüge die Kultur nach entfernteren Ländern getragen wurde, daß wir sonst noch gar nicht so weit wären, wie wir heute sind, daß zum Beispiel auch die Kreuzzüge uns viel Nützliches aus dem Orient gebracht hätten.

Aber das ist eine leere Sophisterei, welche sofort widerlegt werden könnte, wozu aber hier nicht der Ort ist. Wer sich dafür interessiert, mag den Thomas Carlyle lesen.

Ach, wir selbst haben es ja in unseren Tagen erlebt! Als der alte Ex-Präsident Paul Krüger am Ende seiner Laufbahn das Werk seines ganzen Lebens, welches er doch gewiß für gut und segensreich gehalten hat, zusammenbrechen sah, ob da nicht auch dieser so fromme, bibelfeste Mann aus tiefster Ueberzeugung gesagt hat: Es war alles, alles ganz eitel!

Ja, gibt es denn keine ewige Gerechtigkeit? Gewiß gibt es die! Aber nicht für so etwas. Wer soll denn auf der Stelle hierfür bestraft werden, wenn einmal so ein ganzes Reich zertreten wird? Das macht im Weltall, das von der ewigen Gerechtigkeit regiert wird, auch nicht den geringsten Unterschied aus. Nach wie vor geht die Sonne alltäglich auf über Gerechte und Ungerechte, deshalb verändert kein Stern nur um den millionsten Teil einer Linie seine Bahn.

Eine furchtbare Revolution, die ein ganzes Reich vernichtet und ein anderes wieder auferstehen läßt, oder mit einem Ruck einen

Stein umwälzen, wodurch ein Käferlein zerdrückt wird – es ist genau dasselbe! Wir kleinen Menschlein lassen uns nur immer durch die für uns scheinbar so großen Dimensionunterschiede blenden.

Alles vergeht und ist eitel.

Ja, gibt es denn gar nichts, was festen Bestand hat und nicht eitel ist?

Gewiß gibt es das.

An einem Winterabend ging ein Mann durch die Straßen, in seinem dünnen Kittel frierend, kaum noch Sohlen unter den Füßen. Er war jung und stark und arbeitswillig, aber er hatte schon seit längerer Zeit keine Arbeit gefunden. Er mußte betteln, so furchtbar schwer ihm das auch fiel. Nur wenn er schon dem Hungertode nahe war, konnte er jemanden um eine Gabe ansprechen. Soeben hatte er von einer mitleidigen Seele ein Stück Brot und einen Groschen extra geschenkt erhalten. Oder vielmehr ein Penny ist es gewesen. Das Brot wurde sofort gegessen, und mit dem Penny in der Tasche wanderte der junge Mann nun einem Orte zu, wo er wußte, für diesen Penny eine warme Lagerstätte zu bekommen. Freilich nicht zwischen Eiderdaunen. Immerhin, er brauchte diese kalte Nacht nicht wie gewöhnlich in einer unverschlossenen Hausflur oder gar auf einer Parkbank zu verbringen.

Da hörte er aus einer Mauernische ein Winseln. Ein Weib, welches die Vorübergehenden um eine Gabe anflehte, das heißt, anflehen wollte, es aber kaum wagte. Ebenfalls noch ziemlich jung, aber ganz anders als der junge Mann, der seine roten Backen noch nicht verloren. Bleich und elend, ganz gebrochen. Wahrscheinlich im Leichtsinn von zu Hause weggelaufen. Doch das ist ja ganz gleichgültig, ob verschuldet oder unverschuldet – eben fremd in der großen Stadt, nicht betteln könnend, vor Kälte und Hunger dem Tode nahe. Das zu sehen, genügte für jenen Mann, schnell griff er in die Tasche und gab ihr seinen Penny, brachte sie hin, wo sie dafür eine Brotsuppe und eine Decke bekam. Dann ging er weiter, um sich eine offene Haustür zu suchen. Aber er brauchte

sie nicht, er hätte doch nicht schlafen können. Die ganze Nacht ist er durch die Straßen gewandert. Gefroren hat er nicht mehr. Es war ihm mit einem Male so warm ums Herz geworden, ach, so wunderschön warm, und diese Wärme ging ihm durch den ganzen Körper, und die über ihm funkelnden Sterne sahen mit einem Male ganz anders aus, das war kein kaltes Gefunkel mehr, sondern sie lächelten plötzlich so warm auf ihn herab – und der Mann blickte noch über diese Sterne, er sah mit verzückten Augen den ganzen Himmel offen – und da sah er, wie in das Buch der ewigen Gerechtigkeit etwas eingetragen ward, was nicht eitel ist, sondern ewigen Bestand hat!

Geneigter Leser, du weißt, was hiermit gesagt werden soll.

Der erste Brief von Paulus an die Korinther ist eigentlich recht fade. Es ist sein schwächstes Schreiben. Immer Vorwürfe und sich fortgesetzt wiederholende Ermahnungen – es sieht aus, als hätte Paulus nur den einmal angefangenen Briefbogen vollmachen wollen.

Und da plötzlich bricht zwischen diesen dünnen Worten eine ganz andere Stimme hervor, wie aus einer anderen Welt, wie Sphärenmusik mit Begleitung von schmetternden Engelsposaunen erklingt plötzlich das dreizehnte Kapitel: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und ich hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönend Erz. Und wenn ich weisagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und wenn ich Berge versetzen könnte, und ich hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und ich hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.

O, ist das herrlich, herrlich!

Suche die ganze menschliche Literatur durch von den indischen Veden an bis herauf zu den modernsten Philosophen, ob du irgendwo solche furchtbar packende Worte über die Liebe findest.

Wie ist Paulus eigentlich dazu gekommen, in seinem sonst so trockenen Briefe plötzlich solch himmlische Worte anzustimmen? Denn mit dem anderen Inhalte des ganzen Briefes steht dieses dreizehnte Kapitel ja in absolut keinem Zusammenhange.

Da ist Paulus gewiß beim Briefschreiben einmal unterbrochen worden, und er hat inzwischen eine gute Tat getan.

Ja, das ist es! Die Liebe – und die aus dieser Liebe entspringenden Taten!

Alles, alles andere ist eitel.

Freilich hat der Prediger gesagt, daß auch Lieben seine Zeit habe. Aber indem er als Gegenteil gleich das Hassen hinzusetzt, wird gezeigt, daß hiermit jene Liebe gemeint ist, welche wir mit allen Tieren teilen.

Paulus aber meint eine ganz andere Liebe. Auch schon die Liebe der Mutter, der Gattin und der Braut gehört hierher – denn beim Weibe findet man sie viel häufiger, als beim Manne – jene Liebe, von welcher der in andere Regionen versetzte und verzückte Paulus sagt: sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Kann man denn nur etwas Herrlicheres finden, um zu schildern, wessen ein edles Weib in seiner Liebe zum erwählten Manne fähig ist? Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles, alles, alles!!

Und doch gibt es immer noch eine andere Liebe, welche mit dieser Welt gar nichts zu tun hat, welche wahrhaft göttlich ist. Ach, daß unsere Sprache doch so arm ist! Sie ist eben Menschenwerk.

Jene Liebe, von der Paulus sagt, daß sie nimmer aufhöret, so doch die Weissagungen und die Sprachen aufhören werden – mit anderen Worten: so doch die ganze Welt in Trümmern gehen wird,

ein Weltkörper nach dem anderen, denn auch das sind Steine, die einmal aufgebaut und dann wieder zerstreut werden. Die Liebe aber höret nimmer auf, sie allein ist das ewig Beständige.

Wer diese Liebe einmal gefühlt und ausgeübt hat, der weiß, was wahrhaftes Glück ist. Alles, alles andere ist ganz eitel.

Freilich haben diese Liebe und die daraus entspringende Seligkeit auch ihre Steigerungen. Es fängt damit an, daß man etwa ein beleidigendes Wort verzeiht, nicht aus kluger Vernunft – das ist eitel, der Lohn ist dahin – sondern aus einem plötzlich überströmenden Herzen, eben in der plötzlichen Erkenntnis, daß eine solche verzeihende Liebe in dieser Welt das einzigste Reelle ist; eine weit höhere Stufe mag sein, daß man mit Hintansetzung von Leben und Gesundheit und allen anderen Folgen einen Menschen vom Tode errettet, das Allerhöchste aber ist wohl, wenn jemand seiner ganzen Lebenshoffnung entsagt, um dadurch einen anderen Menschen glücklich machen zu können.

Wer so etwas getan, für den öffnet sich der Himmel. Wer so etwas noch nicht gefühlt, der weiß nicht, was Glück ist, er weiß noch nicht einmal, was leben ist.

Die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ wußte recht wohl, was sie getan.

Ein Werk, das nicht eitel war und nicht nur für kurze Zeit bestehen würde, sondern bis in alle Ewigkeit hinein, wenn dieses Werk auch unsichtbar für Menschengenossen war.

Und auch die Früchte dieses Werkes genossen sie mit ganzer, himmlischer Wollust.

Sie, die schon juckend den Brand einziehen fühlten, der ihnen Hände und Füße abfaulen lassen würde, wenn diese nicht rechtzeitig amputiert wurden – sie befanden sich in einem Wonnetaumel, waren wirklich wie berauscht.

Wer solch ein unbeschreibliches Glücksempfinden hat, sucht es auf irgendeine Weise auszudrücken. Am leichtesten hat es wohl, wer musikalisch ist, das Reich der Töne beherrscht. Auf dem

Klavier etwa mag man solch ein inneres Glücksempfinden ausdrücken können – ungefähr.

Die hier, von denen wir sprechen, waren der Hauptsache nach Matrosen. Ihr Glücksempfinden war genau dasselbe, dessen nach solch einer Tat ein Mann fähig gewesen, der alle Kenntnisse dieser Erde besaß. Darin ist kein Unterschied. Aber im Ausdruck ihres Glücksempfindens waren es Matrosen. Sie benahmen sich wie Matrosen im Rausche, sie lachten und jauchzten wie Matrosen und mußten ihrem unbändigen Glück in Matrosenwitzen Luft machen, sich dabei wie Matrosen betragend.

Da stand einer gebückt an der Bordwand, ein anderer sah es, schlich sich leise hin, spuckte in seine gespreizte Bärenpfote, und dann knallte er dem Freunde eins hinten drauf, daß ein anderer Sterblicher gleich in die Brüche gegangen wäre, und wie der Getroffene nur ein wenig überrascht herumfuhr, da blickte er mit lachendem Gesicht in ein anderes lachendes Gesicht, und nun die Hände in die Hosentaschen gesteckt und mit breitem Behagen gesagt:

»Na, Hein, mien Jung, wat seggst!«

Das war für diesen Matrosen dasselbe, als wenn ein anderer in seliger Verzückung den Saiten seine eigene Sinfonie entlockt.

»Kinder, nun seid endlich vernünftig,« sagte Jansen lachend.

Wohl seit drei Stunden hatte er von der Kommandobrücke aus zugesehen, wie Madam Hullogan irisch Jig tanzte und ihrem Partner, ihrem Manne, immer mit den Seestiefeln gegen die geschweiften Schienbeine treten wollte, was ihr aber nicht gelang, denn Enoch tanzte nicht wie damals mit sauertöpfischem Gesicht, sondern er schlenkerte wacker seine Türkenbeine, gröhlte und juchzte, wie es sich eben für einen irischen Jig gehört.

»Kinder, nun seid endlich vernünftig,« lachte also Jansen, wie er schon seit drei Stunden gelacht hatte, und brachte sie auseinander.

Doch seine Ermahnung galt für alle anderen, welche sich nicht minder ausgelassen betrogen.

Was sich an Deck befand, mit Ausnahme der beiden auf der Kommandobrücke stehenden Offiziere und des Mannes am Ruder, sammelte sich alles um den Kapitän.

»Kinder, was fangen wir nun an?«

»Erst einmal etwas essen. Ich habe einen ganz bannigen Hunger.«

»Vorher aber noch einen Grog, den haben wir uns wohl verdient!«

Es waren Matrosen, welche dies zu ihrem Kapitän sagten. Eigentlich etwas ganz Ungeheuerliches, während des Dienstes an Deck. Aber so ehern die Schranke an Bord auch sein mag, es können doch Gelegenheiten kommen, da sie durchbrochen wird. Von einer Undisziplin braucht ja deshalb keine Rede zu sein.

»Ja, essen und Grog trinken,« lachte Jansen nach wie vor, »hat sich was! Die ›Sturmbrat‹ ist desarmiert worden.«

Es war kein Matrose darunter, der die Bedeutung dieses Wortes nicht gekannt hätte, und sie machten doch etwas erschrockene Gesichter.

»Vollständig desarmiert?!«

»Ausgenommen und ausgeweidet wie ein Huhn, und noch viel schlimmer. Bei einem ausgenommenen Huhn hat man doch noch die Hauptsache, aber die Planken der ›Sturmbrat‹ dürften schwer verdaulich sein.«

»Ja, ich habe schon gemerkt, daß die ganze Kombüse ausgeräumt ist,« meinte Schmutje, »ich dachte, die Töpfe wären anderswo untergebracht worden.«

»Gib dir keine Mühe, sie zu suchen. Du findest an Bord kein Stück irgendwelcher Art.«

Auch die anderen hatten wohl schon gemerkt, daß ihre Foxel vollständig ausgeräumt, die Bibliothek und alles verschwunden

war, in ihrem Seligkeitstaumel aber gar nicht weiter darauf geachtet.

»Das ist ja eine nette Geschichte! Wo sind wir denn eigentlich?«

»Was weiß ich? Hier gibts keinen Sextanten mehr.«

»Wie lange sind wir denn schon gedampft?«

»Hat jemand noch eine Uhr?«

Wer eine besessen, dem war sie in der Untersuchungshaft abgenommen worden.

Der immer lachende Jansen hatte hiermit ja auch nur sagen wollen, daß ihnen alles und jedes fehle.

»Kapitän,« rief da Mahlsdorf auf der Kommandobrücke, »aus dem Heizraum wird gemeldet, daß soeben der letzte Korb Kohlen angeschleift wird.«

Da erschrak auch Jansen etwas.

»Was?! Ich denke, Kohlen sind noch genug da!«

»Der letzte Korb, in zehn Minuten ist er verbraucht.«

»Sapperlot! Dann löscht lieber die Feuer.«

Mit einem Male aber fing er wieder zu lachen an.

»So, Jungens, jetzt können wir Robinsons spielen. Wir sind auf einem jungfräulichen Eiland, nur daß es schwimmt. Nun strenge jeder seine Geisteskräfte an, wie wir uns am Leben erhalten und unsere Lage immer verbessern, also geradeso wie Robinson Crusoe es gemacht hat.«

Es war Tatsache. Sie befanden sich in keiner anderen Lage als Schiffbrüchige auf einer nackten Felseninsel, auf der keine Möwe nistet, auf der sich nicht einmal Regenwasser ansammelt.

Denn sie hatten ja gar keine Möglichkeit, solches aufzufangen, konnten nur auf einen Schneefall hoffen. Vier Schaufeln und zwei Karren unten im Heizraum, ihre Anzüge und schließlich die Messer, die sie sich hatten geben lassen, schon als sie die Bootsahrt angetreten, das war alles, was sie besaßen, nicht einmal Boote mehr.

Doch diese eigentümlichen Schiffbrüchigen, die sich sonst auf einem noch ganz soliden Schiffe befanden, faßten ihre Lage durchaus nicht tragisch auf, im Gegenteil, der erste Schreck machte schnell wieder einer ungeheueren Heiterkeit Platz.

»Recht so, recht so, nun sind wir erst die richtigen Seezigeuner!!« erklang es jubelnd im Chore.

Denn sie wollten sich nun einmal lieber mit Zigeunern vergleichen, als mit Robinsons, und wenn man sich Zigeuner nicht anders vorstellen kann als ein zerlumptes, bettelndes Volk, dann hatten sie auch wirklich recht.

Noch immer hatte niemand die Frage gestellt, weshalb ihr Kapitän eigentlich den Hafen von Portsmouth verlassen hatte, und was Jansen dann zu ihnen sagte, wäre gar nicht nötig gewesen; denn er äußerte nichts weiter, als was jeder einzelne in seinem eigenen Herzen dachte.

»Ja, meine lieben Jungens, es war eine große Dummheit von mir, daß ich vorhin gleich absegelte. Weshalb ich das getan habe, kann ich selber nicht sagen – weil – weil – weil – es drängte mich aber etwas dazu – ich konnte gar nicht anders handeln . . .

»*Allright*, Käpt'n, *allright*, wir wissen schon,« erklang es im Chore, immer im Jubel, der schließlich ebenso schwer zu erklären gewesen wäre. Aber wir haben deshalb ja schon Worte genug verschwendet.

»Also, da hilft es nichts, nun müssen wir Robinsons spielen.«

»Seezigeuner, Seezigeuner!!«

»Meinetwegen Seezigeuner, wenn wir die auch schon immer gewesen sind.«

»Nun fängt's aber erst richtig an,« wurde nach wie vor gelacht.

»Wir mögen drei Stunden gedampft sein, immer mit voller Kraft, immer westlich. Das ist das einzige, was ich bestimmt weiß.«

»Ein Robinson darf überhaupt nicht wissen, wo er sich befindet,« ließ sich lachend Martin von der Kommandobrücke vernehmen.

»So befinden wir uns etwa dreißig Meilen von Portsmouth entfernt und haben keine Möglichkeit, nach dort zurückzukehren.«

»Fällt uns ja auch gar nicht ein!!!« erklang es im Chore.

»Dann müssen wir einen anderen Hafen anlaufen.«

»Wozu denn nur?«

»Wir brauchen doch Proviant.«

»Wir rufen das erste Schiff an, das uns in Sicht kommt.«

»Und lassen uns ins Schlepptau nehmen?«

»Niemals, niemals! Wir betteln uns so durch, bis wir imstande sind, nach unserer Fucusinsel zu kommen, wo wir uns wieder verproviantieren und aus der ›Indianarwa‹ uns auch sonst vollständig ausrüsten können.«

Genau so dachte Jansen. Er hatte nur einmal die Meinung seiner Leute hören wollen.

Also sich ganz durch eigene Kraft forthelfen! Wirklich, es macht Spaß – besonders, wenn man solch einen Zigeunercharakter hat.

Man hatte während der dreistündigen Fahrt einige Segel zu sehen bekommen, anfangs ziemlich viel, sie wurden immer spärlicher, jetzt war kein einziges in Sicht, obgleich der Aermelkanal doch das befahrenste Gewässer der Erde sein soll.

Das stimmt ja auch, aber doch nur zwischen der Linie Dover und Calais, wo sich die Küsten auf wenige Meilen nähern, kann man gleich ganze Trupps von Schiffen sehen, zumal sich diese doch immer so in der Mitte halten.

Hier aber, wo man schon Cherbourg hinter sich hatte, war der Kanal etwa vierzig geographische Meilen breit, im Quadrat hätte das eine Fläche gegeben größer als ganz Belgien, und wenn sich auf dieser zurzeit dreihundert Schiffe befanden, so war es nur ein Zufall, wenn eines das andere erblickte.

In dieser Hinsicht befand sich die Mannschaft der ›Sturmbräute‹ doch in einer höchst üblen Lage. Es war später Nachmittag, seit ihrer Henkersmahlzeit gestern abend hatten sie noch keinen Bissen genossen, sie wurden schon seit längerer Zeit von wirklichem Hunger geplagt, den sie nur während der unerhörten Anstrengungen vergessen hatten, dann auch während ihres Freudentaumels. Jetzt aber kam er zum Durchbruch.

Der einzige Trost war, daß jeder eine gute Portion Kautabak bei sich hatte. Denn dieses Labsal aller Seeleute war den Untersuchungsgefangenen nicht verweigert worden, die letzte Ration hatten sie erst vorgestern gefaßt. Hierbei sei erwähnt, daß da mit den Piraten nicht etwa eine Ausnahme gemacht worden war. In England erhalten alle Strafgefangenen Kautabak, zum Teil ja auch in deutschen Anstalten – in Amerika gibt es sogar wöchentlich eine Unze = $\frac{1}{16}$ Pfund Rauchtabak.

Auch mit Wasser waren sie vorläufig versehen. Der Kessel war im Hafen mit Frischwasser gespeist worden.

»Ein Segel!« erklang da der Ruf, noch ehe man weiter zu beraten brauchte, was in dieser Kalamität zu geschehen habe.

Es war nicht eigentlich ein Segel, sondern eine Rauchwolke, welche am westlichen Horizonte auftauchte, bald konnte man auch drei Masten unterscheiden, denen der ganze Rumpf eines großen Schiffes nachfolgte.

»Ein Kriegsschiff!«

»Es führt die englische Flagge!« konnte der, der die schärfsten Augen besaß, alsbald hinzufügen.

Die Aufregung war groß, und die verschiedensten Fragen wurden aufgeworfen.

»Ob die aber auch schon wissen, was unterdessen geschehen ist?«

»Wenn es aus einem englischen Hafen kommt, sicher, denn das ist doch schon überallhin telegraphiert worden.«

»Wenn es aber nun von einer weiten Reise kommt? Oder wenn es nur acht Stunden schon auf See ist?«

»Na, wir werden uns verständigen können.«

Darüber also machten sie sich nicht die geringste Sorge. Sie waren sich eben bewußt, was sie getan, und hielten es mit Recht für ganz selbstverständlich, daß sich jedes Schiff zur höchsten Ehre anrechnen würde, der ›Sturmbraut‹ aushelfen zu dürfen, und war dem Kapitän noch nichts von der ganzen Katastrophe bekannt, so bedurfte es doch nur einiger aufklärenden Worte.

Schnell wurde beraten, was man als das Notwendigste gebrauchte. Vor allen Dingen Proviant soviel wie möglich, dann Segel, welche jedes Schiff zur Reserve führt, vielleicht auch Kohlen. Dann aber war noch an vieles, vieles andere zu denken, und man mußte alles, was man zu erbitten hätte, im Kopfe behalten.

Da alles so ganz, ganz anders kommen sollte, brauchen wir auch diese Vorbereitungen und Erwägungen nicht näher zu schildern.

Hauptsache war, daß die Möglichkeit vorhanden, mit dem Schiffe Bord an Bord zu kommen. Hier draußen war die See nämlich viel weniger aufgeregter, sie tobte ihre letzte Kraft nur noch an den Küsten aus. Für ein geschultes Kriegsschiff war es eine Kleinigkeit, ein anderes anzusegeln und mit Enterhaken eine feste Verbindung herzustellen. Die ›Sturmbraut‹ mußte sich dabei ja fast ganz passiv verhalten.

Das englische Kriegsschiff, eine gedeckte Korvette, war fast schon in Rufweite gekommen, als sie endlich Flaggen zeigte.

»Was für ein Schiff ist das?« lautete die Frage.

Jansen stand schon am Ende der Kommandobrücke, semaphorierte mit den Armen, und es war noch hell genug, um jede seiner Bewegungen deutlich erkennen zu können, schon mit bloßen Augen, so wie er ja selbst kein Fernrohr auf die Flaggen hatte richten können.

»Hier ›Sturmbraut‹, Kapitän Jansen,« war schnell semaphoriert.

Drüben eine ungeheuere Aufregung, die begreiflich war, ob die nun schon von der Katastrophe und der Rettungstat wußten oder nicht.

Es wurden Kommandos gegeben, die aber noch nicht zu verstehen waren, die Matrosen liefen durcheinander, verteilten sich.

»Sturmbraut« von Portsmouth?« wurde dann durch Flaggen gefragt.

»Ja,« semaphorierte Jansen zurück.

Da drüben keine neuen Flaggen hochgingen, wollte er gleich seine Wünsche anbringen.

»Wir sind . . . «

Weiter kam er in seinen Armbewegungen nicht.

»Hallo, was ist denn das?!« schrie er bestürzt.

Drüben waren längs der Bordwand weiße Rauchwölkchen aufgewirbelt, wohl ein Dutzend, und die Matrosen kannten deren Bedeutung recht gut; im ersten Augenblick waren sie wie gelähmt, und zu weiteren Aeußerungen sollten sie auch nicht kommen.

Gleichzeitig mit den Schallwellen, welche das Donnern der Geschütze herüberbrachte, waren auch schon die Granaten da, und sie hatten gut gezielt, die ›Sturmbraut‹ bäumte sich wie ein zu Tode getroffener Widder, während andere Geschosse das ganze Deck rasierten, verschwunden war die Kombüse, ein Mast brach zusammen . . .

»Die Hunde beschießen uns!« konnte Jansen nur noch stöhnen.

Da kreperte eine Granate am Fuße des Schornsteins, gellende Schmerzensschreie, ein letztes Röcheln – der erstarrte Jansen sah noch seine Getreuen sich an Deck wälzen, sah Gliedmaßen durch die Luft fliegen, sah, wie die Hullogan in zwei Stücke gerissen wurde – da brach unter einem Kanonendonner die Kommandobrücke zusammen, und mit Jansen als letztem Mann war die ganze ›Sturmbraut‹ verschwunden, diesmal für immer!

Durch die finstere Nacht fuhr pfeilschnell eine Illumination. Solch eine Illumination, wenn man sich so ausdrücken darf, ist bei Nachtzeit wohl jedes Schiff, wenn alle Räume erleuchtet sind, besonders beim Passagierdampfer alle Kabinen. Die kleinen, runden Bollaugen, wenn sie so rot erglühen, machen ganz den Eindruck einer festlichen Illumination.

Es konnte nur ein kleiner Dampfer sein, mußte aber eine für damalige Zeiten außerordentlich starke Maschine haben, daß er so schnell die Wellen durchschnitt.

Am vordersten Top führte er das vorschriftmäßige weiße Licht, das bei Nacht den Dampfer charakterisiert, außerdem aber noch daneben je ein rotes Licht, und jedes Kauffahrteischiff, jeder Fischer, der dieses Feuersignal sah, kannte dessen Bedeutung, und unter den verschiedensten Gefühlen ward immer dieselbe Frage laut:

»Ein englischer Aviso – was für eine Order mag er haben?!«

Denn was für den Offizier die Adjutantenschärpe ist, das ist für das Kriegsschiff bei Tage der besondere Wimpel, bei Nacht das dreifarbige Toplicht, für England rotweißrot.

Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein einzelner Mann mit Vollmacht betraut ist, oder ob ein *manofwar*, ein ganzes Kriegsschiff, mit geheimer Order durch die Meere jagt.

Was für eine Order kann das sein?

Tiefster Frieden liegt über Europa. Da fällt dem russischen Zaren ein, den englischen Gesandten nicht zu empfangen, weist ihm mit einem beleidigenden Worte die Tür – ein doppelter Depechenwechsel hin und her, der Krieg ist erklärt, in einer Stunde weiß es ganz England und Rußland, so weit es durch Telegraph erreichbar ist, schon rüstet sich alles zum Kampfe, morgen weiß es schon die ganze Welt.

Aber die Schiffe wissen es nicht, welche sich auf dem Meere befinden. Und da gehen die Avisos ab, so viele nur aufzubringen sind. Gerade hier im Kanal ist die schnellste Benachrichtigung von höchster Wichtigkeit, kann vielleicht den ganzen Krieg entscheiden. Denn der Kanal dient ja auch der russischen Kriegs- und Handelsflotte als Passage nach dem offenen Ozean. Da also können noch viele ahnungslose russische Kriegsschiffe vernichtet und Kauffahrer gekapert werden.

Das ist nur ein Beispiel. Jedes Schiff und Fahrzeug bekam schnell genug zu wissen, weshalb dieser englische Aviso durch den Kanal hin und her kreuzte.

Nachdem er sich den Namen eines gesichteten Schiffes durch Feuersignale hatte melden lassen, stellte er stets die Frage, ob es die ›Sturmbräut‹ gesehen habe.

Die ›Sturmbräut‹ war ja schon zu bekannt, als daß man nicht immer gleich gewußt hätte, um welches Schiff es sich gehandelt habe, die meisten wußten ja auch, daß das Seeräuberschiff jetzt unter Siegel in Portsmouth lag, von da war es jedenfalls durch diese verwegene Bande unter Kapitän Jansen wieder entführt worden – aber jedes Schiff konnte diese Frage nur verneinen.

Auch Kriegsschiffe wurden von dem Aviso befragt, englische wie andere; mit diesen, welche besser zur farbigen Lichtersprache eingerichtet, konnte man sich besser unterhalten; aber der Aviso erhielt auf seine Frage nur immer eine Verneinung. Die ›Sturmbräut‹ war von keinem gesichtet worden.

Da wieder die Toplaterne eines Dampfers. Er konnte kaum das rotweißrote Signalement des Avisos erkannt haben, als er sich schnell als englisches Kriegsschiff meldete – ›I. M. S. Viktoria‹.

Am Fockmast des Avisos begannen die farbigen Lichter zu spielen.

»Ist Kapitän Jansens ›Sturmbräut‹ gesehen worden?«

Drüben ließ die Antwort nicht lange auf sich warten.

»Heute kurz vor fünf von mir in den Grund geschossen worden, Lord Frankmore.«

Der Kommandant auf dem Aviso brauchte nicht neben sich den Steuermannsmaaten mit dem Signaltuch zu haben, er hatte alle diese Zeichen im Kopfe, und nachdem er die Bedeutung der einzelnen Lichtsignale buchstabiert, starrte er die aus der Nacht auftauchenden bunten Feuer wie eine Erscheinung aus dem Jenseits an.

»Was – was sagen die da?!« wandte er sich jetzt doch an den Signalgast.

»Heute kurz vor fünf von mir in den Grund geschossen worden, Lord Frankmore,« konnte dieser nur wiederholen.

»Die ›Sturmbräut‹ in den Grund geschossen?! Die ›Viktoria‹ ist doch erst heute mittag von Plymouth abgegangen.«

»Die Herren Offiziere sprachen davon.«

»Das ist wohl ein Irrtum! Lord Frankmore meint etwas ganz anderes!«

Aber der Kommandant des Avisos ließ sich nicht erst in ein weiteres Gespräch durch Signalf Feuer ein, gab nur noch den Befehl, daß die ›Viktoria‹ stoppe und ihn im Boot erwarte, ließ dieses aussetzen, konnte kaum erwarten, hinein- und hinüberzukommen.

Die ›Viktoria‹ war ein Schlachtschiff erster Klasse, ihr Kommandant ein Kapitän zur See, also im Range eines Obersten, und Lord Archim Frankmore war aus königlichem Geblüt, ein Liebling der Königin, ein Liebling der Götter, die ihn mit allem gesegnet, was ein ehrgeiziger Mensch nur begehren kann; er stand kurz vor seiner Ernennung zum Admiral, er galt anerkanntermaßen als zukünftiger Chefadmiral der ganzen englischen Kriegsflotte – der Kommandant des Avisos hieß einfach Fred Müller und war nur Kapitänleutnant, jetzt aber war er eben ein Adjutant Ihrer Majestät und mehr noch, und als solcher wurde er beim Betreten des Decks mit jenen Ehrenbezeugungen empfangen, die sonst nur der Königin gebührten.

Lord Frankmore kam ihm entgegen.

»Sie haben die ›Sturmbraut‹ gesichtet?«

»Ja, und sie in den Grund geschossen.«

Wie sich der Kapitän weit vorbeugte, so drohten seine Augen die Höhlen zu verlassen.

»In den . . . Grund geschossen?!«

»Wie die Order lautete.«

»Eine Order? Welche Order?«

Der Irrtum klärte sich bald auf.

Es war wieder einmal ein verstümmeltes Telegramm gewesen, welches der ›Sturmbraut‹ den Untergang bereitet hatte.

Ach, was für Unheil haben solche Telegramme schon angerichtet!

Im sudanesischen Feldzuge ging Scherlan vor, anstatt zurück, wie ein Telegramm es befohlen, und seine Truppen wurden infolgedessen bis auf den letzten Mann vernichtet.

Die Belagerung der arabischen Hafenstadt Aberltor[???) sollte aufgegeben werden – durch ein einziges falsch wiedergegebenes Depeschenwort ward sie in den Grund geschossen.

Das sind nur zwei Beispiele aus dem englischen Telegraphenreich.

Die Katastrophe der ›Frankia‹ war natürlich sofort telegraphisch nach London berichtet worden, nach dort ging Depesche nach Depesche ab, erst von London aus konnten sie über ganz England verbreitet werden, so also auch nach Plymouth.

Da hatte es denn auch geheißen:

»Die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ geht in die Boote, um die Schiffbrüchigen zu retten.«

Während der nachfolgenden Szenen, wie die ›Seeräuber‹ mit den Wogen und mit dem Wrack gerungen, hatte aber auch der pflichtgetreueste und der zeilengierigste Reporter nicht daran gedacht, seiner Zeitung über den weiteren Verlauf der Rettungsarbeit zu berichten, die Spannung war eben eine gar zu lähmende

gewesen, und als dann die Boote erfolglos zurückgekehrt, war die heldenmütige Mannschaft doch gleich wieder mit ihrer ›Sturmbraut‹ davongefahren, um die Rettung auf eine andere Weise zu versuchen.

Diese war gelungen. Achtundzwanzig gerettete Menschen brachte sie zurück, um gleich wieder davon zufahren. Und nun erst kam Leben in die Erstarrten, unter den Zeitungsberichterstatern begann ein Wettlauf nach der Telegraphenstation.

So kurz wie möglich. Und der, dessen Telegramm dann nach Plymouth gelangte, mochte vergessen haben, daß er schon vorher immer das Telegraphieren vergessen hatte. Außerdem war jetzt das das Sensationellste, daß sich die ›Sturmbraut‹ so plötzlich wieder entfernt hatte, ohne den Dank abzuwarten.

Kurz, nach Plymouth gelangte über London ein Telegramm, aus dem man fast entnehmen konnte, Kapitän Jansen hätte sich mit seinen Leuten in die Boote begeben, scheinbar um den Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, in Wirklichkeit um sich durch List und Gewalt wieder in den Besitz seiner ›Sturmbraut‹ zu bringen, was ihm auch gelungen war, und dann war er eben in die See gegangen, war glücklich entkommen.

In diesem Sinne wurde dann auch die Depesche von der ersten Zeitung, an die sie gerichtet, aufgefaßt, die Geschichte in diesem Sinne gleich noch weiter ausgesponnen.

Die Seeräuber, die schon den Strick um den Hals gehabt, hatten sich als echte Halunken benommen. Durch jene Katastrophe wurde ihre Hinrichtung verschoben, Kapitän Jansen erbot sich, mit seinen Leuten die Schiffbrüchigen zu retten, natürlich unter der Bedingung, daß er und seine Leute Amnestie erhielten, man traute ihm und seiner verwegenen Bande, man gab ihnen alles, was sie forderten, auch ihre noch unter Dampf liegende ›Sturmbraut‹ – aber anstatt dem Wrack zu Hilfe zu kommen, waren die freigegebenen Verbrecher und Todeskandidaten mit ihrem Schiffe heidi! in die offene See gegangen.

So lautete der erste Bericht, der durch Extrablatt in Plymouth verbreitet wurde.

Ist solch eine Entstellung etwa eine noch nie dagewesene Ungeheuerlichkeit? Ach, wenn man alle Beispiele heranziehen wollte, was in dieser Hinsicht schon geleistet worden ist! Es würde eine Geschichte der Blamagen unseres ganzen Zeitungswesens sein.

Und dann lief in Plymouth auch eine behördliche Depesche ein, welche ebenfalls nicht auf die Errettung der Schiffbrüchigen Bezug nahm, sondern nur auf die so ganz undefinierbare Entweichung der Helden mit ihrer ›Sturmbraut‹, und hier nun hatte sich ein direkter Fehler eingeschlichen, oder die Depesche war verstümmelt worden, wahrscheinlich erst in Plymouth, wo man eben ganz sicher annahm, daß Kapitän Jansen mit seinen Leuten sich durch einen heimtückischen Halunkenstreich befreit hätte.

Es war natürlich eine englisch abgefaßte Depesche gewesen, und wir können, hier diesen vielleicht durch einen Gleichklang zweier Worte entstandenen Irrtum nicht näher angeben. So wollen wir es in deutscher Sprache versuchen.

Die Hauptsache war, daß die verschwundene ›Sturmbraut‹ aufgesucht werden sollte und . . . »sie ist sofort zu berichten.«

Daraus hatte man gemacht: »Die ›Sturmbraut‹ ist sofort zu vernichten.«

So ungefähr kann man den Irrtum im Deutschen wiedergeben.

Die in Plymouth liegende ›Viktorija‹ hatte sich eben zur Fahrt nach Portsmouth anschicken wollen. Der Kommandant hatte das Extrablatt gelesen, hatte auch noch die Order bekommen, nicht schriftlich, sondern mündlich von seiner vorgesetzten Behörde: Wo die ›Sturmbraut‹ angetroffen wird, ist sie sofort in Grund zu schießen!

So war die ›Viktorija‹ abgegangen. Der Zufall hatte gewollt, daß gerade sie zuerst das Schiff gesichtet, das sich mit beispielloser und dennoch bei ihm schon bekannter Ungenietherheit gleich als

›Sturmbraut‹ zu erkennen gab, und . . . Lord Frankmore hatte seiner Order gehorcht.

Er hatte das entwichene Seeräuberschiff beschossen.

Einige Unterwasserschüsse hatten es sofort zum Sinken gebracht, nachdem einige Granaten auch an Deck Verwüstung angerichtet.

Ein Auffischen der im Wasser Schwimmenden hatte der Kommandant wohl angeordnet, doch war es von vornherein ganz zwecklos gewesen.

Man befand sich gerade in einer starken Strömung, welche alles mit fortriß, was nicht schon durch den Strudel mit in die Tiefe hinabgezogen worden war, außerdem brach soeben die Dunkelheit an – eben wegen dieser Strömung hatten sich die Boote gar nicht weit von dem Kriegsschiffe entfernen dürfen, sie kehrten zurück, ohne irgend etwas von der ›Sturmbraut‹ aufgefischt zu haben. – – –

Was die beiden Offiziere hier voneinander erfuhren, dazu waren weit weniger Worte notwendig.

Wer von den beiden ob des Gehörten furchtbarer bestürzt war, das war schwer zu entscheiden.

Jetzt war es Lord Frankmore, der sich weit vorbeugte, und dessen Augen die Höhlen zu verlassen drohten.

»Es – ist – nicht – möglich!!« konnte er nur immer wieder stöhnen, nachdem auch er schon den wirklichen Sachverhalt erfahren, wie die Mannschaft der ›Sturmbraut‹ dennoch die Rettung bewirkt.

»O, furchtbarer Irrtum!!« konnte wiederum der Kommandant des Avisos immer nur ächzen.

»Nur gesucht sollte sie werden?«

»Um sie nach Portsmouth zurückzubringen, um sie unter dem Geläute der Kirchenglocken zu empfangen, um diesen Helden vollkommene Amnestie zu erteilen!«

»Vollkommene Amnestie?«

»Sie können noch daran zweifeln?! Hier, hier . . . «

Der von ehrlichem Schmerz überwältigte Kapitänleutnant konnte nicht weitersprechen. Er hatte schon zuvor aus seiner Brusttasche einen großen Brief gezogen gehabt, ihn immer in der Hand gehalten, jetzt drehte er ihn um – Lord Frankmore sah das königliche Siegel – und er las die Aufschrift:

»An den Honorable Sir Richard Jansen.«

Und als ob dem Lord, der bisher alles so geistesabwesend wiederholt hatte, erst beim Lesen dieses Titels die ganze, furchtbare Wahrheit aufgeunge, so wandte er sich plötzlich und schritt seiner Kajüte zu.

»*Sic transit gloria mundi!* So gehet unter der Ruhm der Welt.«

Es waren die letzten Worte, die man von ihm gehört.

Dann knallte ein Schuß. Lord Frankmore hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

War dieser Selbstmord auch durch nichts gerechtfertigt, so war es doch auch keine Tat der Feigheit gewesen. Vielleicht eher eine Tat der Klugheit.

Jene Worte vom untergehenden Ruhme der Welt hatte Lord Frankmore jedenfalls auf sich selbst bezogen. Denn wir haben schon vorhin erwähnt, welch ein Liebling der Götter dieser noch junge Edelmann war, welche Aussichten ihm winkten.

Hatte er etwa schon geahnt, was für einen Empfang man ihm, wenn er in Portsmouth lebendig angekommen wäre, bereitet hätte?

Gewiß, man hätte ihm verziehen. Man hätte ihm ja überhaupt gar keine Vorwürfe machen können. Er hatte nichts als seine Pflicht getan, für den ganzen Irrtum konnte er doch nichts.

Aber . . . es ist eben ein eigentümliches Ding um die Volksgunst. Und hier umfaßt der Begriff ›Volk‹ alle Schichten, auch die aller-obersten.

Schon durch die Ernennung des Seeräuberkapitäns zum englischen Baronet, war seitens der Königin dieser allgemeinen Stimmung Ausdruck gegeben worden.

Orden und dergleichen Auszeichnungen müssen, wenn die Gelegenheit dazu ist, schnellstens ausgeteilt werden, womöglich gleich an Ort und Stelle, dadurch gewinnen sie an Wert, bei der Festtafel sowohl wie auf dem Schlachtfelde. Oder, wie ein geistreicher Kopf die Orden so fein klassifiziert hat: die erdienten Orden sowohl wie die erdienerten und die erdinierten.

Die Königin war natürlich sofort benachrichtigt worden, wie es dem Kapitän Richard Jansen mit seiner heldenmütigen Mannschaft doch noch gelungen war, achtundzwanzig Menschenleben von dem Wrack zu retten, wie sie ständig mit Portsmouth in telegraphischer Verbindung gewesen war, sich immer alles berichten lassend, und da war nichts vergessen worden.

Was nun tun? Wie diese braven Männer ehren?

Aber schnell, sofort mußte es geschehen!

Eine Amnestie, eine vollständige Begnadigung der schon zum Tode Verurteilten konnte auch die Königin nicht gewähren, nicht so ohne weiteres, das mußte alles seinen formellen Weg nehmen.

Daß diese Braven nun begnadigt waren – und wie! – das war ja ganz selbstverständlich, aber jetzt handelte es sich um eine Anerkennung, um eine schnelle Anerkennung!

Und einen Mann zum englischen Ritter ernennen, das kann die Königin augenblicklich!

Also das Dokument aufgesetzt und mit dem Eilboten hin nach Portsmouth gesandt!

Da war die ›Sturmbräut‹ schon wieder in See gegangen. Man wartete noch immer auf ihre Rückkehr, weil man ihre fluchtähnliche Abfahrt sich so gar nicht erklären konnte.

Dann kamen andere Befehle.

»Avisos hinausgeschickt, die ›Sturmbräut‹ gesucht!«

Und der erste Aviso, der Volldampf gehabt, hatte das königliche Dokument mitbekommen.

Als Lord Frankmore die Adresse gelesen, die den von ihm vernichteten Seeräuber zum Baronet ernannte, da war er gegangen, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Er wußte, daß er etwas getan, was nicht wieder gutzumachen war. Ein grausames Verhängnis hatte eine ungeheure Schuld auf ihn gewälzt, deren Last er noch immer fühlen würde, auch nachdem sie ihm abgenommen worden wäre.

Da war er lieber abgetreten von der Bühne, auf der er noch eine so große Rolle hätte spielen sollen.

Sic transit, gloria mundi!

Der Liebling Englands und der Götter hatte es gewiß auf sich bezogen – das Wort konnte aber ebensogut für Jansen gelten.

Ja, es war gut, daß Lord Frankmore Portsmouth nicht lebendig erreichte. Man hätte ihm einen Empfang bereitet, den er nie vergessen, nie verschmerzt hätte.

Die Volksgunst ist launisch. Im Augenblick war ein Richard Jansen der Liebling des Volkes, der vergötterte Held – man hätte für diesen jenen geopfert.

Doch was nützten nun alle Vorwürfe, die man auch noch dem Toten machte? Es war ebenso unedel, als da man die ganz unschuldigen Matrosen der ›Viktoria‹ mit Steinen bewarf.

Dies alles konnte keinen einzigen jener braven Männer wieder lebendig machen, so wenig wie Dankgottesdienste und verherrlichende Nachrufe in den Zeitungen. Ihren Baronstitel konnte sich die Königin, wie sich der Volksmund derb ausdrückte, nun an den Hut stecken.

Mit der ›Sturmbräut‹ und ihren Seezigeunern war es nun vorbei! Einmal hatte es ja doch kommen müssen, das ist der Lauf der Welt. Es entstand darüber in England eine ganze Literatur – bis auch diese wieder etwas Neuerem weichen mußte.

Im Laufe der Tage und der Wochen wurden Körperteile, ganze Leichen an die Küste getrieben und von Fischern aufgefangen, aus den Messern, Kriegsschiffsmatrosen gehörend, erkannte man hauptsächlich, daß sie zur Besatzung der ›Sturmbraut‹ gehört hatten.

Sie wurden neben dem Massengrabe beigesetzt, welches die Opfer der ›Frankia‹ bekommen hatten, soweit sie nicht von Verwandten rekognosziert worden waren – wiederum Festgottesdienste mit schönen Reden – sie erhielten einen schönen Denkstein, und dann . . . wurden sie vergessen.

Sic transit gloria mundi!

AUS DEM WASSER INS FEUER.

Den adlig gewordenen Leichnam des zum Tode verurteilten Seeräuberkapitäns hatte man nicht aufgefischt.

Natürlich nicht, sonst hätte er in spätem Alter nicht noch seine Tagebücher schreiben können.

Jansen hatte fast an ein Phantom geglaubt, als um ihn plötzlich die Granaten pfffen und kreperten und er die Leichen seiner Getreuen sah.

Dann brach unter ihm die Kommandobrücke zusammen, und dann ging es hinab in die eisige Flut.

»Die Hunde haben meine ›Sturmbraut‹ bombardiert!« erklang es jammernd.

Er hatte es schon einmal gerufen, das erstemal nur ganz unbeeußt, jetzt war ihm die Erkenntnis der Wirklichkeit gekommen.

Er fühlte, daß ihn eine gewaltige Strömung fortriß, der auch die sonst noch hochgehende See hier ihre ziemliche Ruhe zu verdanken hatte.

Unwillkürlich machte er Schwimmbewegungen. Von seinen Leidensgenossen bemerkte er keinen. Außerdem senkte sich jetzt schnell die Dunkelheit herab.

Da fühlte er sich mit einem anderen menschlichen Körper in Berührung kommen, griff zu, packte wohl einen Menschen, gewahrte aber sofort, daß es eine Leiche war, der auch noch der Kopf fehlte.

Da erfaßte ihn noch einmal der ganze Jammer.

»Meine ›Sturmbräut‹ hin! Meine braven Jungen von englischen Granaten zerrissen! Wie Schlachtvieh hingemetzelt! Das ist der Dank dieser Welt!!«

Noch einmal richtete er sich hoch aus dem Wasser empor. Das englische Kriegsschiff sah er nur noch in schwachen Umrissen schon in weiter, weiter Ferne. Und wäre es ihm noch so nahe gewesen, er hätte es nicht angerufen.

Dann zog er das von einem Kriegsschiffsmatrosen geliehene Messer aus der Scheide.

»Wenn ich einmal über Bord gehe und keine Hoffnung mehr habe, dann schneide ich mir lieber die Pulsadern auf, ehe ich mich stundenlang herumquäle.«

So hatte er einmal gesagt, und solch einem Selbstmörder wird man wohl keine Vorwürfe machen.

Einst wäre unser Held schon in dieser Lage gewesen. Damals in der Südsee, als er mit der ganzen Bussole über Bord gegangen war. Und damals hatte er gar nicht an solch einen Selbstmord gedacht, im Gegenteil, da hatte er sich mit einem wahren Vergnügen dem Kampfe mit den phosphoreszierenden Wogen hingegeben.

Ja, das war aber auch etwas ganz anderes gewesen! Hier schnitt ihm das eiskalte Wasser wie mit Messern in den Leib, versetzte ihm den Atem – hier half es nichts, daß man tüchtig Arme und Beine regte, der kalte Tod kroch langsam bis ans Herz heran.

Nein, besser so, als durch Erstarrung nach und nach unfähig werden, um dieses schnöde Leben noch weiter zu ringen.

Und nun die ›Sturmbräut‹ hin, alles, alles hin!!

»Blodwen, erwarte mich!«

Er setzte die Schneide des Messers an sein Handgelenk.

»Hilfe, Hilfe!!« erklang es da, ziemlich in seiner Nähe.

Das war dennoch angetan, jeden Selbstmordgedanken gleich aufzugeben.

»Das war Martins Stimme! Martin, Martin!!«

»Kapitän, ich . . . «

Ein Gurgeln erstickte die Stimme.

O, welch ein Gefühl das sein mag, wenn sich zwei Ueberlebende in solcher Lage noch an ihren Stimmen erkennen, sich mit ihren Namen rufen!

Laut jauchzte Jansen auf, steckte das Messer zurück, strebte mit mächtigen Stößen der Richtung zu, aus welcher der Hilferuf gekommen.

Unterdessen war es finstere Nacht geworden, durch keinen Stern erhellt. So war es nur ein Zufall, oder nennen wir es lieber Gottes Hand, welche Jansen gerade einen menschlichen Körper greifen ließ.

»Martin, mein Martin!!«

Keine Antwort. Aber eine Leiche war es nicht, der Mann strampelte vielmehr noch ganz tüchtig, und jetzt begann er auch wieder zu gurgeln.

Noch ehe Jansen auf den Gedanken kam, einen Verstümmelten vor sich zu haben, der nicht mehr schwimmen konnte – am nächsten lag das Fehlen der Arme, weil keine Hände den Retter verzweifelt packten – kam Jansen durch Tasten zur Ueberzeugung, daß bei diesem Manne, ob nun Martin oder ein anderer, etwas am Oberkörper nicht in Ordnung sein könne, er fühlte Arme und Hände, aber diese waren wie festgeschnürt, und es war wirklich eine höhere Erleuchtung, daß Jansen gleich die wahre Ursache erkannte.

Dem Manne war die Jacke hinten auf dem Rücken heruntergerutscht, oder wahrscheinlicher hatte er sie ausziehen wollen und war nicht ganz damit fertig geworden, nun waren ihm die Arme hinten wie festgeschnürt.

Jansen hielt sich nicht lange damit auf, ihm die Jacke vollends auszuziehen, der Mann schien ganz verstrickt zu sein – wieder zog er sein Messer, mit einem Schnitt hatte er die ganze Jacke aufgeschlitzt, und sofort klammerten sich ihm denn auch zwei Arme mit der Kraft der Todesangst um den Hals.

»Los, los!« begann jetzt auch Jansen zu gurgeln, und zwischen den beiden entspann sich ein wilder Kampf um Tod und Leben, und da hätte auch Jansens Riesenkraft nichts genützt, wenn er nicht zugleich so ein vorzüglicher Schwimmer gewesen wäre, der schon manchen Ertrinkenden gerettet hatte, daher auch alle Griffe und Kniffe verstand.

So blieb er Sieger in dem furchtbaren Kampfe, das heißt, er konnte sich noch rechtzeitig aus der eisernen Umklammerung der Todesangst befreien, und zwar ohne betäubende Faustschläge anwenden zu müssen.

Als der andere merkte, wie tatkräftig er unterstützt wurde, daß sein Kopf über Wasser blieb, kehrte ihm die Besinnung zurück, er machte nun wieder Schwimmbewegungen.

»Kapitän, unsere ›Sturmbrat‹!« war dann sein erstes Wort.

Ja, es war Martin, der zweite Steuermann, und auch in seinem Todeskampfe konnte er sich nur immer mit der letzten Katastrophe beschäftigt haben.

»Es war ein englisches Schiff, und es hat uns in den Grund geschossen!« fuhr er jammernd fort, so weit man, wenn man von solchen Wogen umhergeschleudert wird, in jammerndem Tone sprechen kann.

»Es war ein Irrtum, verlaßt Euch darauf!« tröstete Jansen, der von jeher von allen Menschen immer nur das Beste gedacht hatte.

»Unsere ›Sturmbrat‹ ist hin!«

»Wir beide aber leben noch.«

»Auch wir sind des Todes!«

»Mut, Steuermann, nur Mut, wir werden schon durchkommen!«

So sprach derselbe Jansen, der sich vor einer halben Minute noch die Pulsadern hatte öffnen wollen. Von der eisigen Kälte spürte er plötzlich nichts mehr, der Ringkampf um Tod und Leben hatte ihm das Blut warm zum Herzen gedrängt, und da er nun einen neuen Leidensgenossen gefunden, war er bereit, auch für sein eigenes Leben mit aller Tatkraft zu kämpfen, dachte gar nicht mehr an einen freiwilligen Tod, fand solch einen Gedanken jetzt von einem anderen feige. So ist der Mensch.

Sie schwammen nebeneinander her, dafür sorgend, daß sie sich so oft wie möglich mit Händen und Füßen berührten, sonst hätten sie sich in der Finsternis verloren.

»Kapitän, das ist eine lange Todesqual,« begann da Martin wieder zu gurgeln; denn ein Gurgeln und Spucken war es immer.

»Wir werden uns retten!«

»Wie lange soll das dauern?«

»Bis uns dieser Strom ans Ufer treibt; denn jeder Meeresstrom trifft einmal eine Küste.«

Stumm schwammen sie wieder nebeneinander, wie lange, da fehlte jede Zeitberechnung.

»Mut, Steuermann,« rief da Jansen abermals, sich im Wasser emporrichtend, »ein Feuer, ein Feuer!!«

Ja, das war allerdings die Toplaterne eines Dampfers, der dort vor ihnen in weiter, weiter Ferne leuchtete, aber wenn Jansen den Gefährten nicht nur aufmuntern wollte, sondern selbst durch diese Toplaterne Hoffnung bekam, dann freilich war das der höhere Optimismus.

Martin ging denn auch gar nicht darauf ein, dazu hatte er als Seemann viel zu viel Erfahrung.

»Ich fühle, wie sich der eisige Tod mir bis in die Knochen schleicht,« klagte er.

»Mut, Steuermann, diesen Dampfer müssen wir erreichen!«

»Ach, Kapitän, wenn es vom Willen des Menschen abhinge!«

»Ich werde nicht hier im Meere meinen Tod finden, ich weiß es.«

»Ja, Ihr – ich – kann nicht mehr!«

Jansen hatte auch schon längst gemerkt, wie die Bewegungen seines Gefährten schwächer und schwächer wurden.

»Hängt Euch auf meinen Rücken!«

»O, Kapitän . . . «

»Schweigt, gehorcht! Hängt Euch auf meinen Rücken, umschlingt meinen Hals, nur nicht zu fest. Konnte ich schon als halbwüchsiger Junge schwimmend einen Mann tragen, so werde ich's auch jetzt fertig bringen.«

Martin tat, wie ihm geheißen, legte sich flach auf Jansens Rücken und die Arme um dessen Hals.

So schwamm Jansen mit ungeschwächter Kraft weiter, jenem Lichtchen zu.

Und wahrhaftig, unter tausend Zufällen war der günstigste ihm gewogen!

Das Lichtchen ward immer deutlicher, jetzt tauchte auch das rote Backbordlicht auf, und dann erglühte eine lange Reihe von Bollaugen, wonach es ein außerordentlich großer Dampfer sein mußte, sicher ein Passagierschiff.

Unterdessen aber, seitdem er Martin auf dem Rücken hatte, war mindestens eine Stunde vergangen. Schon längst drohte Jansens Brust unter den gewaltigen Anstrengungen zu zerspringen, er glaubte förmlich in dem Eiswasser zu schwitzen, und immer mehr fühlte er, daß auch er nur ein Mensch war, dessen Kräfte beschränkt sind, er fühlte sie merklich schwinden.

»Mut, Mut, Steuermann, der Dampfer hält direkt auf uns zu, er muß an uns vorüber, wir werden uns rechtzeitig bemerkbar machen können.«

Keine Antwort. Jansen achtete nicht darauf. Martin lag noch genau so auf ihm, seinen Kopf auf Jansens Schulter, die Arme möglichst lose um seinen Hals.

Und da kam es herangerauscht, das funkensprühende Ungetüm mit zahllos feurigen Augen.

»Mann in See, Mann in See!!« schrie Jansen mit dem Aufgebot seiner letzten Lungenkraft.

»Benzei, benzei!!« erklang es sofort aus vielen Kehlen zurück.

Noch immer war Jansen fähig, verwundert aufzuhorchen.

Was für ein fremder Ruf war das gewesen? Und fast noch fremder kam ihm vor, daß der Dampfer, ganz ausnahmsweise trotz seiner Größe von einer Propellerschraube getrieben, bereits stoppte, die Schraube ging rückwärts. Gerade, als wenn man es auf diese Stelle abgesehen hätte, nur auf einen Schwimmer wartend, der Hilfe brauchte.

Lange hielt sich Jansen mit solchen Gedanken freilich nicht auf.

»Fang das Seil, Käpt'n, fang das Seil!«

Es kam schon geflogen, Jansen fühlte, daß es eine Schlinge war, die sich ihm um die Brust legte, er griff nur nach, ob sich auch Martin innerhalb der Schlinge befände, dann packte er das Seil, wollte sich daran hochziehen – da mit einem Male fühlte er, daß er nur noch der Schwimmbewegungen fähig gewesen war, was er geleistet hatte – gerade bis hierher hatte seine Kraft gereicht, nicht weiter – die Besinnung verließ ihn. – –

Schon während der letzten Stadien eines traumlosen Schlafes fühlte er eine behagliche Wärme durch seinen ganzen Körper gehen, und das blieb auch, als er die Augen aufschlug.

Es war ein heller Tag, der durch zwei Bollaugen drang, und er lag in einem offenen Bett, welches, auf Kugellagern ruhend, die heftigen Schwankungen des Schiffes nicht mitmachte.

Sonst glich der Raum wenig einer Kabine, wie Jansen sie gewöhnt war, die Wände mit Teppichen behangen, auf dem Boden Teppiche und viele Kissen und niedrige Polster, das Bett war wohl das einzige Möbel, und in einer Ecke kauerte auf solch einem Polster eine Gestalt, welche Jansen recht gut schon kannte.

»Thogluk!« rief er in hellem Staunen. »Bei allem, was lebt, Thogluk, der Fakir!!«

Ja, es war das indische Knochengerippe mit dem Totenkopf, der jetzt bestätigend nickte, nichts weiter.

»Ja, bin ich denn hier auf der ›Indianarwa‹?!«

»Du sagst es.«

Aber nicht der Totenkopf hatte dies gesagt, sondern eine andere Gestalt, welche jetzt an das Bett trat, und Jansen glaubte erst, Tischkoff vor sich zu haben, weil der Mann auch so einen schwarzen Samttalar mit Barettrug.

Doch schnell sah er seinen Irrtum ein, und dennoch war ihm dieser Mann wohlbekannt.

»Graf Axel, der Sterndeuter!«

Die letzte Bezeichnung war ihm nur so herausgefahren.

»Ich bin es,« entgegnete der schwedische Okkultist, der sich schon früher, als er noch der Welt angehört, als solcher bekannt gemacht hatte, also als Mystiker, Alchimist und dergleichen.

»Ja, ich kann aber doch nicht auf der ›Indianarwa‹ sein!«

»Du bist es.«

»Auf der, welche an der Fucusinsel lag?«

»Nein, das nicht. Das hier ist ein viel kleinerer Dampfer, den wir nur ebenso genannt haben – die ›Freiheit von Indien‹.«

Da erst entsann sich Jansen, wie er überhaupt hierhergekommen war, und das verdrängte alle anderen Gedanken.

»Wie befindet sich Martin?«

»Der Mann, den du auf dem Rücken trugst?«

»Ja.«

»Es war dein zweiter Steuermann, den du erst später annahmst?«

»Ja.«

»Er ist tot.«

Entsetzt fuhr Jansen empor.

»Tot?«

»Er war erfroren.«

»Er lebte noch, als ich den Dampfer erreichte!«

»Nein, da war er bereits erfroren.«

»Er hielt noch seine Arme um meinen Hals geschlungen.«

»Er war an dich festgefroren. Du trugst bereits eine Leiche.«

Von einem Schauer gepackt, sank Jansen in die Kissen zurück.

»An mich festgefroren,« ächzte er, »eine Leiche habe ich getragen – auch Martin tot, mein treuer Martin – er war der letzte . . .«

»Du sagst es.«

Wieder fuhr Jansen empor.

»Was sagte ich?«

»Er war der letzte von der ›Sturmbräut‹ – außer dir.«

»Kein anderer ist mit dem Leben davongekommen?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie denn das?«

»Ich habe es in den Sternen gelesen.«

Wenn Jansen nicht an die Sterne glauben wollte, so hatte er doch an Tischkoff schon zuviel erlebt, um an etwas anderes glauben zu müssen. Und jetzt befand er sich gerade in der richtigen Stimmung dazu.

»Kein anderer gerettet?«

»Alle tot.«

»Ertrunken?«

»Von den Granaten getötet, zermalmt, ertrunken, erfroren.«

»Sie wissen, was uns geschehen?«

»Alles.«

Jansen fragte nicht mehr, woher das jenem bekannt sein konnte. Er hatte deswegen ja schon mit Tischkoff Erfahrungen gemacht.

Aber zu einer anderen Frage wurde er doch durch eine gewisse Neugier gedrängt.

»Sie wußten, daß Sie mich hier finden würden?«

»Ja.«

»Gerade an dieser Stelle?«

»Gerade hier.«

»Deshalb kamen Sie hierher?«

»Ja.«

»Ach,« rief da Jansen schmerzlich, »wenn Sie das alles so genau in den Sternen gelesen haben, warum konnten Sie mich da nicht eine Stunde eher finden!«

»Wozu das?«

»Weil Sie dann auch meinen treuen Martin lebend angetroffen hätten.«

»Sein Tod war schon im Buche des Schicksals verzeichnet.«

Dem wagte Jansen gar nicht mehr zu widersprechen – ja, er glaubte schon selbst an so etwas, war förmlich dazu gezwungen worden.

»Ach, es ist grausam, dieses Schicksal!« klagte er.

»Es ist nicht grausam, die ewige Vorsehung ist vielmehr allgütig.«

»Warum mußte ich da meinen treuen Martin erst finden?«

»Weil Sie dadurch von einem Selbstmord abhalten wurden.«

Jansen starrte dem Sprecher in das kalte, leidenschaftslose Gesicht.

»Auch das ist Ihnen bekannt?«

»Alles!«

»Wie wollte ich mich töten?«

»Sie zogen das Messer und setzten es schon an Ihr Handgelenk, als Sie Hilferufe vernahmen.«

»Sie sind allwissend!«

»Nein, ich weiß nur alles, was Ihre Person anbetrifft.«

»Nur meine Person?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weil Ihre Person eng mit meinem eigenen Schicksale verbunden ist.«

»Inwiefern?«

»Wenn Sie das noch nicht gemerkt haben, so werden Sie es noch erfahren.«

»Nun gut – weshalb mußte ich da erst den Ertrinkenden retten, ihn so lange tragen, wenn ja doch bestimmt war, daß er sterben sollte?«

»Kapitän, Sie fragen frevelhaft! Und doch, Ihnen will ich einmal eine Antwort geben, die ich jedem anderen Menschen, verweigern würde. Ihretwegen war dies alles nötig.«

»Meinetwegen?«

»Ja. Sie mußten die Hilferufe des Ertrinkenden vernehmen, damit Sie nicht Selbstmord begingen. Dann mußten Sie sich mit dem Schwächeren abmühen, damit durch die Anstrengungen Ihr eigenes Blut in Wallung geriet, auf daß Sie nicht selbst den Tod des Erfrierens erlitten. Dazu war dieses ganze Zwischenspiel nötig. Erkennen Sie nun das Walten des Schicksals, wie es sein Ziel immer zu erreichen weiß?«

Ja, als hätte Jansen einen Einblick erhalten in den geheimnisvollen Mechanismus des Schicksals, durch welchen es das ganze Weltgetriebe im Schwunge hält, sowohl die Bewegungen des Wurmes wie die Taten der Götter lenkt – einen Einblick, den sonst kein sterblicher Mensch ungestraft haben darf – so schloß Jansen schauernd die Augen.

Im Grunde genommen freilich gehörte zu alledem, was der schwedische Mystiker da sagte, nicht einmal der Scharfsinn einer Kartenlegerin, das konnte sich auch der naivste Mensch so zusammenreimen, wenn er nun einmal an ein Verhängnis glaubte und immer nach einer Erklärung suchte.

Aber dieser Schwede hatte ja auch schon in anderer Weise Proben von seinen übersinnlichen Fähigkeiten gegeben, und der geschwächte Jansen befand sich nun gerade in der Stimmung, daß dies alles einen außerordentlichen Eindruck auf ihn machen mußte.

»Und es ist dennoch grausam, dieses Schicksal,« fuhr er dann in demselben klagenden Tone fort. »Ich war lebensmüde – ach, so lebensmüde! – Warum konnte der Tod nicht auch mich nehmen?«

»Wissen Sie denn, wozu das Schicksal Sie noch bestimmt hat?«

»Ich war lebensmüde und bin es noch,« wiederholte Jansen nur.

»Meinetwegen brauchte niemand zu sterben.«

»Das Schicksal ist dennoch allgütig. Wissen Sie denn, was aller Ihrer Leute noch gewartet hätte, wenn dieses allgütige Schicksal sie nicht rechtzeitig abgerufen?«

»Ist es Ihnen bekannt?«

»Sie fragen viel, und doch . . . «

Und die Stimme des alten Mannes nahm einen eigentümlich singenden Ton an, während sein Auge starr in die Ferne gerichtet war, als er fortfuhr:

»Zwei Spalten hat jede Seite im Buche des Schicksals. Die eine ist weiß und mit schwarzer Schrift bedeckt, die andere schwarz und weiß beschrieben. Die schwarze Schrift auf der weißen Seite verkündet das Schicksal des Menschen, so wie es gekommen ist, nachdem es geschehen ist; die schwarze Seite erzählt, wie es gekommen wäre, wenn das Schicksal ihn auf einen anderen Weg gedrängt hätte.«

»Ich verstehe, ich verstehe,« murmelte Jansen, und dann mußte wohl auch er schon von einer Art Prophetengeist erfüllt sein.

Der Leser aber sei nur an die Sage erinnert, wie Herkules am Scheidewege steht – und dieser Fall tritt wohl für jeden Menschen des öfteren ein.

»Die weiße Seite blendet mich oft,« fuhr der Alte in seinem merkwürdig singenden Tone fort, »dann aber kann ich die weiße Schrift auf der schwarzen Seite nur um so deutlicher entziffern, während sie sonst vor meinen Augen verschwimmt.«

»Ich verstehe, ich verstehe,« wiederholte der plötzlich von einem anderen Geiste erfüllte Jansen.

»Die schwarze Schrift, welche das Schicksal deiner Leute erzählt, hört plötzlich auf, weiß wie die Unschuld leuchten die Seiten.«

»Sie sind tot.«

»Du sagst es. Aber die weiße Schrift auf schwarzem Grunde leuchtet fort.«

»Sie erzählt das Schicksal meiner Leute, wenn sie nicht ihren Tod gefunden hätten?«

»Du sagst es.«

»Und was erzählen diese schwarzen Seiten?«

Die Augen des Alten wurden noch starrer.

»Ich sehe ein Schiff,« begann er zu flüstern. »Es ist deine ›Sturmbräut‹. Du bist mit allen deinen Leuten darauf. Nur wenige fehlen, deren schwarze Schrift schon früher aufgehört hat. Aber, o, wie sehen all diese sonst so kraftstrotzenden Männer aus? Sie müssen wohl schon seit langer Zeit Hunger leiden. Sie sind zu Gerippen abgemagert. Und nicht nur das – sie alle können sich nicht mehr auf den Füßen halten – und nicht nur vor Hunger – sie sind mit Aussatz und mit Schwären bedeckt – und ich sehe dich – sie zeigen dir ihre offenen Füße und Hände – aus den brandigen Wunden fließt eine stinkende Flüssigkeit – und einem nach dem anderen sägst du Füße und Hände ab – ganze Arme und Beine – und es nützt doch nichts – der Brand frißt immer weiter . . . «

»Höre auf, höre auf!« schrie Jansen, dessen Augen sich vor Entsetzen immer weiter geöffnet hatten, und mit diesen Augen konnte auch er jetzt den Schleier der Zukunft durchdringen. »Du willst doch nicht damit sagen, daß alle meine Leute ihre Gliedmaßen erfroren hätten und dann jämmerlich zugrunde gegangen wären?«

Der Alte fuhr sich über die Augen, und der starre Seherblick verließ ihn.

»Du sagst es. Oder bist du fähig, den Brand fernzuhalten? Kannst du erfrorene Gliedmaßen behandeln?«

»Mit Zwiebelsaft einreiben.«

»Mit Zwiebelsaft einreiben, hahaha!! Ist das deine ganze ärztliche Kunst? Damit willst du erfrorenen Gliedern, die nur noch scheinbar mit dem Körper zusammenhängen, das Leben wiedergeben? Und wenn du nun keine Zwiebeln hast? Auch jene Menschen, welche du von dem Wrack gerettet hast, haben fast sämtlich erfrorene Gliedmaßen, aber die werden mit Eiskompressen behandelt, auch sonst sind sie in der Behandlung geschulter Aerzte, deren Kunst heute schon so weit ist, den Brand zu verhindern – dein Schiff aber sah ich von allen Mitteln entblößt, und du selbst weißt wohl, was du von der ärztlichen Kunst verstehst – ich sah dich die Säge handhaben, als ob du einen Baumstamm vor dir habest – und ich sah dein Herz dabei sich verbluten . . . «

»Genug, genug!« ächzte Jansen. »Wohl ihnen dann, daß es so gekommen ist, daß ihnen solch ein langsames Absterben bei lebendigem Leibe erspart blieb! Wartet aber meiner nicht dasselbe Los?«

»Nein. Du hast nichts erfroren, wir haben dich bereits untersucht.«

»Wie kommt das?«

»Du hast eben eine andere Natur.«

»So ist meine weiße Seite noch beschrieben?«

»Noch viele, viele Seiten.«

»Und was liest du?«

»Kein Mensch begehre sein Schicksal zu wissen!«

»Doch, ich will es wissen!«

»Aber ich verkünde es dir nicht – wenn ich überhaupt auf deinen Seiten lesen könnte. Sie blenden mich.«

Der Alte wandte sich der Tür zu, drehte sich dort noch einmal um.

»Nun denn – weshalb dich das Schicksal für uns bestimmt hat, das wenigstens kann ich dir sagen – du sollst Geister, die sich nach irdischem Leben sehnen, zu Menschen machen. Genug!«

»Was soll ich?!« rief Jansen erstaunt und diesmal ganz verständnislos. »Aus Geistern soll ich Menschen machen?«

Graf Axel aber war schon hinaus, und auch der Fakir war von seinem Kissen verschwunden.

Dafür traten bald indische Diener ein, die ihm europäische Kleider nach seinem Maße brachten, und dann fragten sie nicht erst lange nach seinen Wünschen, sondern luden ihn zum Betreten der benachbarten Kabine ein, wo eine Mahlzeit angerichtet war, und zwar nicht nur aus Reis bestehend.

Beim Anblick der dampfenden Schüsseln erinnerte sich unser Held, daß er ein noch gesunder Mann in seinen besten Jahren war, der seit Gott weiß wie lange seinem Magen nichts mehr hatte anbieten können, und . . . er langte zu.

Der gottbegnadete Volksprediger Zschokke hat als Novellist, als er noch weniger fromm war, die köstliche Szene geschildert, wie ein junger Mann, der durch ein Ereignis bis zum Tode betrübt ist, dabei aber nach langer Reise von einem Wolfshunger geplagt wird, weinend und schluchzend eine ganze gebratene Kalbskeule verspeist, und als er damit fertig ist, da merkt er, daß jedes Ding zwei Seiten hat, daß er doch eigentlich gar nicht so traurig zu sein braucht.

Und Thomas Alva Edison, der immer mindestens achtundvierzig Stunden hintereinander arbeitet, dabei ebensoviele Zigarren rauchend, ehe er sich an den Eßstisch setzt, um dann eben solch eine übermenschliche Arbeit zu leisten – der sagt, daß er gerade während des Essens immer die schwierigsten Probleme löst, da kämen ihm wie göttliche Offenbarungen für seine Erfindungen die genialsten Gedanken. (Dann, sei hier über diesen merkwürdigen Mann gleich noch erwähnt, schläft er ein paar Stunden auf dem Stuhle, auf dem er gerade sitzt – so etwas wie ein Bett kennt Edison überhaupt nicht – immer die Zigarre im Munde, und an ein Wechseln der Wäsche und der Strümpfe wird er erst erinnert, wenn seine Stiefelsohlen durchgelaufen sind.)

Mögen diese beiden Beispiele als Ersatz für eine ausführliche Schilderung dienen, was in unserem Helden vorging, für seinen Stimmungswechsel, als er den Hunger stillte, den er lange Zeit für unbezähmbar hielt.

Er sah plötzlich alles mit ganz anderen Augen an. Auch die Unterredung mit dem schwedischen Mystiker mochte ja viel mit beitragen.

Wenn es so war, daß jedem Menschen sein Schicksal bestimmt ist, was konnte er dann daran ändern?

Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehen und kommen wieder,
Und kein Mensch kann's wenden!

Ja, so ist es! Lasset die Toten ihre Toten begraben. Nur dem Lebenden gehört diese Erde, und das Schicksal, welches sie regiert, soll ja ein allgütiges sein, wenn wir blinden Menschlein das auch sehr oft oder meistens nicht einsehen wollen. Nur darf dieser lebende Mensch nicht krank und nicht hungrig sein.

So weit war Jansen in seiner Stimmung gekommen, als Graf Axel wieder eintrat, ein Paket unter dem Arme.

»Hat es Ihnen geschmeckt?«

»Ausgezeichnet.«

»Sind Sie wiederhergestellt?«

»Körperlich und geistig.«

»Das freut mich – besonders die geistige Wiederherstellung. Keine Selbstmordgedanken mehr?«

»Ich denke nicht mehr daran.«

»So lassen Sie uns weitersprechen.«

Der Graf legte das Paket auf den Tisch und setzte sich.

»Wissen Sie, was dieses Paket enthält?«

»Nein.«

»Ihr Eigentum.«

»Meine alten Sachen?«

»Die haben Sie doch nicht selbst gemacht, und nur was der Mensch von Grund auf selbst schafft, darf er als sein Eigentum betrachten. Nur das Papier hier haben Sie allerdings nicht selbst gemacht.«

»Das Papier hier? Herr, Sie sprechen in Rätseln.«

»Ihr Tagebuch und Ihre anderen Aufzeichnungen.«

Der Graf packte aus, es waren eine ganze Masse Bücher, Hefte und andere Schriftstücke, auch nur lose Briefe, mit den verschiedensten Handschriften bedeckt, und zu seinem grenzenlosen Staunen erkannte Jansen darunter sein eigenes Tagebuch, welches er auf den Wunsch Tischkoffs geführt hatte – der Leser entsinnt sich, Tischkoff hatte ihm die von Blodwen gekaufte ›Sturmbräut‹ und alles andere unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, oder um keinen Dank haben zu wollen, daß Jansen fernerhin alle seine Erlebnisse aufzeichne und diese Manuskripte Tischkoff vermache – und durch Anlegen dieses Tagebuches war Jansen nun einmal ins Schreiben hineingekommen, er hatte aus seinen Aufzeichnungen ganze Erzählungen gemacht, was er früher nie gekannt, und all diese Manuskripte sah er nun vor sich liegen.

»Ja, wie kommen Sie denn zu diesen meinen Papieren?!«

»Die hat man auf der ›Sturmbräut‹ in Ihrem Pulte gefunden.«

»Das glaube ich wohl, aber dadurch vergrößert sich für mich nur das Rätsel, wie Sie die plötzlich hier haben können.«

»Wir kommen direkt von London.«

»Direkt? Ich wurde beim Schwimmen nach Westen getrieben, Ihr Schiff kam mir entgegen.«

»Nicht doch. Wohl kamen wir von Westen, aber wir sind unterdessen in London gewesen.«

»Unterdessen? Wie soll ich das verstehen?«

»Sie haben einen Tag und eine Nacht geschlafen, oder zusammen fast sechsunddreißig Stunden, und unterdessen sind wir in London gewesen, wir befinden uns im Kanal, haben erst Southampton hinter uns.«

Jetzt begann Jansen zu verstehen, wodurch aber nur sein Stauen wuchs.

»Nun gut denn! Und man hat Ihnen meine Papiere so ohne weiteres ausgeliefert?«

»Der Maharadscha bat um Ihre und Ihrer Leute schriftliche Hinterlassenschaften. Und Sie wissen wohl, wie sehr England dem Maharadscha Ghasma Dschalip Subuktadscha verpflichtet ist. Kurz, er brauchte nur zu bitten, und alle Papiere sind ihm sofort ausgeliefert worden. Allerdings hatte man sie schon zuvor durchgelesen und leider bemerkt, daß Sie darin die Lage jener Perlenbank nicht verzeichnet haben, ebensowenig einer Ihrer Leute.«

Nein, das hatte Jansen allerdings nicht, denn er hatte immer damit gerechnet, daß diese seine vorläufigen Aufzeichnungen doch einmal in andere Hände kommen könnten, und daß keiner seiner tagebuchführenden Matrosen solch einen schriftlichen Leichtsinn begangen, der einmal zum Verrat führen konnte, war ganz selbstverständlich.

Ueber diese ›tagebuchführenden Matrosen‹ muß noch etwas Besonderes gesagt werden.

Im allgemeinen sind Matrosen keine Literaten. Aber es braucht nur einmal ein einziger in der Foxel zu sein, der ein Tagebuch führt, dann dauert es gar nicht lange, so fängt ein zweiter an, dann ein dritter, und schließlich schreiben sie alle, wenigstens während dieser einen Reise. Auf der nächsten denken sie nicht mehr daran, oder es will eben keiner zuerst anfangen, ein gewisses Schamgefühl hält sie davon ab, als ›Skribifax‹ zu gelten, irgendeine starke Persönlichkeit muß immer erst den Anfang machen.

Ist die aber erst einmal da, dann wird während der Freizeit stets geschrieben. Es ist wirklich ganz merkwürdig. Das findet man bei keiner anderen Arbeiterklasse. Merkwürdig ist auch, was

sie schreiben. Keine Tagebücher im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Denn was so ein Matrose wirklich erlebt, das ist doch sehr wenig. Dabei sind solche von Segelschiffen gemeint, oder auch von Dampfern, nur nicht von Passagierschiffen, die wissen sich immer zu amüsieren.

Ach, wenn man ahnte, wenn man solche echte Teerjacken besoffen durch die Straßen torkeln sieht, was für einen ganz, ganz anderen Charakter sie im Grunde genommen doch haben! Im Mannschaftslogis, in der Foxel muß man sie belauschen! Was sie da alles, wenn sie erst einmal angefangen haben, in das Reich ihrer Gespräche ziehen, die ganze Erde und den ganzen Himmel, sie urteilen über Gut und Böse, philosophieren über Probleme, an die sich geschulte Fachleute gar nicht heranwagen!

Es ist dies die Folge des Berufs, der ganzen Lebensweise eines Matrosen. Er kommt ja herum in der Welt, sein Gesichtskreis wird immer weiter, dabei sieht er alles mit ganz naiven, durch keine Schulbrille getrübten Augen – und dann wieder die langen Reisen, die einsamen Nachtwachen auf dem träumenden oder wildschäumenden und sich bäumenden Meere, da fängt er an zu grübeln – ganz ohne seinen Willen und ohne jede Schulung wird jeder Matrose etwas von einem Philosophen. Der Schreiber dieses, der sich selbst lange genug als Matrose alle Winde um die Nase hat pfeifen lassen, bildet keine Ausnahme, und das wird dem Leser Erklärung für seine manchmal wohl etwas eigentümliche Schreibweise, die sich auch gern mit Reflexionen befaßt, geben. –

So hatte auch die Mannschaft der ›Sturmbräut‹ genug Papier vollgeschmiert.

»Der Maharadscha dachte, Ihnen eine Freude zu bereiten,« sagte Graf Axel.

Hastig griff Jansen nach den Manuskripten.

»Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen – ja, ein wertvolleres Andenken an meine braven Offiziere und Jungen kann ich nicht besitzen. Aber,« setzte er zögernd hinzu, »eigentlich gehören diese

Manuskripte gar nicht mir, am allerwenigsten die, welche von mir selbst stammen.«

»Wem denn sonst?«

»Kennen Sie einen Mann namens Tischkoff?«

»Ja.«

Schon im Tone hatte die Aufforderung gelegen, daß Jansen über das Verhältnis Tischkoffs zu dieser indischen Gesellschaft nicht weiter forschen sollte.

»Mister Tischkoff hat Anspruch auf diese meine Tagebücher und Berichte.«

»Ich weiß es. Erzählen Sie nicht erst, wieso. Ich weiß alles. Mister Tischkoff stellt Ihnen die Manuskripte als Ihr Eigentum wieder zurück.«

»Dann danke ich ihm und Ihnen.«

Jansen blätterte zwischen den Papieren, meist mit Krakelzügen bedeckt, von Matrosenfäusten herrührend, manchmal heiter, manchmal trübe lächelnd, bis er wieder aufblickte.

»Ihr Aufenthalt in London war da ein recht kurzer.«

»Nur wenige Stunden.«

»Dann sind Ihnen diese Papiere sehr schnell ausgeliefert worden.«

»Es war ja alles in Ordnung, und man mußte auf den Zustand des Maharadschas Rücksicht nehmen, der überhaupt keine Landluft mehr vertragen kann.«

»Ist er krank?«

»Sehr.«

»Was fehlt ihm?«

»Es ist Altersschwäche.«

»Ich habe ihn nur zweimal gesehen, das ist doch kaum zwei Jahre her, und da habe ich ihn gar nicht für so alt geschätzt.«

»Dann haben Sie sich geirrt. Er ist schon über siebzig.«

»Nicht möglich! Doch wenn Sie es sagen. Ja, als ich ihn so in seiner Majestät dasitzen sah – ich hätte ihn fast für einen unsterblichen Gott gehalten.«

»Er ist ein sterblicher Mensch, der seine Wiedergeburten durchzumachen hat, bis er sich erlöst hat.«

Mit einem brahmanischen oder buddhistischen Indier darf man nicht über die Wiedergeburt streiten, er kann keinen Menschen begreifen, der nicht daran glaubt – oder es braucht auch kein brauner Indier zu sein.

Graf Axel selbst fing schnell mit der Schilderung an, was für einen Eindruck das Rettungswerk der ›Seeräuber‹ und dann die durch einen Irrtum entstandene Vernichtung der ›Sturmbräut‹ und all dieser braven Männer in ganz England gemacht habe.

Jansen hatte sich nur nach dem Ergehen der von ihm geretteten Menschen erkundigt, dann hörte er teilnahmslos zu, und das empfand auch der Erzähler, er brach plötzlich ab.

»Sie interessieren sich wohl gar nicht dafür?«

»Offen gestanden, nein. Ich habe mit der ganzen Welt abgeschlossen, möchte gar nichts mehr davon wissen.«

»Dann war es wohl auch recht von mir, daß ich Sie während unseres Aufenthaltes in London habe schlafen lassen.«

»Weshalb hätte ich geweckt werden sollen?«

»Nun, Grund genug war doch dazu vorhanden.«

»Um etwa Dank entgegenzunehmen?«

»Ja.«

Jansen machte eine abwehrende Bewegung.

»O, wenn Sie wüßten, wie schrecklich mir das gewesen wäre – vielleicht gar noch Festlichkeiten!«

»Ich dachte es mir, eben deshalb habe ich Sie schlafen lassen. Und war es auch recht von mir, daß ich überhaupt gar nicht sagte, wie Sie sich lebend bei uns an Bord befinden?«

»Das haben Sie nicht gesagt?!« fuhr Jansen freudig empor.

»Nein.«

»Und Ihre Leute?«

»Die zählen in dieser Hinsicht überhaupt nicht mit. Sie gelten für tot – wenn man die Möglichkeit ausschließt, daß Sie von einem Schiffe aufgefischt worden sind.«

»Ich danke Ihnen.«

Eine Pause trat ein.

»Ja, was aber soll nun aus mir einsamen Menschen werden?« nahm dann Jansen wieder trübe das Wort.

»Wir sind noch in Ihrer Schuld.«

»Wieso?«

»Sie haben noch 10 000 Pfund zu bekommen, die jährliche Leibrente, welche wir Ihnen . . . «

»O, sprechen Sie doch nicht so! Was soll ich denn mit diesem Gelde?«

»Wir stellen Ihnen alles zur Verfügung.«

»Wozu?«

»Daß Sie sich ein neues Schiff kaufen können.«

»Eine neue ›Sturmbrant?« fragte Jansen bitter.

»Sie können sich ein Schiff nach ganz demselben Typ bauen lassen.«

»Mit einer neuen Mannschaft?«

»Auch die werden Sie bekommen.«

»Ich glaube, Herr Graf, Sie scherzen nur. Oder Sie wollen gar meiner spotten. Wissen Sie nicht, ahnen Sie nicht, was dieses Schiff mir gewesen ist? Von meiner Mannschaft gar nicht zu sprechen.«

Ja, der Schwede mußte es wohl wissen, das bewies sein langes Schweigen.

»Was haben Sie sonst vor?« fragte er dann.

»Wie ich schon sagte: von dieser Erde verschwinden.«

»Aber doch am Leben bleiben.«

»Ja. Ich möchte fernerhin ganz meinen Erinnerungen leben. Sie sind schön genug, selbst die schmerzlichsten. Denn auch im

bittersten Schmerz kann man eine süße Befriedigung finden. Ja, ich hätte eine Bitte.«

»Sprechen Sie.«

»Bringen Sie mich nach jener Fucusinsel. Ist Ihnen bekannt, ob sich Mister Tischkoff noch dort befindet?«

»Nein, er hat sie bereits verlassen.«

»So möchte ich dort mein Leben beschließen, wo die Gefahr am geringsten ist, einmal als Robinson gefunden zu werden.«

»Sie können aber auf dieser Insel nicht Ihr Leben fristen.«

»Nicht? Ich verstehe nicht. Oder ist Ihre alte ›Indianarwa‹ und sind die vielen Rinder . . . «

»Ehe Tischkoff sie verließ, hat er Vorkehrungen getroffen, daß die Quelle versiegt, Sie würden dort kein Wasser finden.«

»O, auf solch einem großen Terrain fällt immer genug Regen.«

»Trotzdem – ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen.«

»Nun?«

»Sie wollen eine einsame Insel haben?«

»Ja.«

»Die Erde ist verteilt, und wenn es auch noch unerforschte und selbst unbekannte Inseln gibt, so können sie doch einmal von einer Macht besetzt werden, und dann ist es mit der Idylle vorbei.«

»Deshalb eben dachte ich an die Fucusinsel, von deren Existenz die Welt noch nichts weiß.«

»Aber auch sie könnte einmal entdeckt werden, und wenn auch eben deshalb die Wasserquelle vernichtet wurde, damit sich dort nicht viele Menschen festsetzen können, so ändert das doch daran nichts, daß Sie dort nicht gestört werden könnten.«

»Nun, wo wäre ich sonst vor jeder Störung geschützt?«

»Würden Sie zum Brahmanismus übertreten?«

Jansens erstes Staunen war begreiflich. Doch nur wenig zögerte er, dann bejahte er.

»Es gibt nur einen Gott, und es ist gleichgültig, unter welchem Namen ich ihn anbetete.«

»Könnten Sie sich unter Toten wohlfühlen?« war des Grafen nächste Frage.

»Unter Toten?«

»Zwischen Gräbern. Es handelt sich um die heilige Toteninsel in der Nähe von Kalkutta, wo schon seit uralten Zeiten die Gebeine der königlichen Brahmanen beigesetzt werden. Auf dieser Insel wohnt als Wächter nur ein einziger Mann, ein Brahmane. Würden Sie diese Stellung annehmen?«

»Ja, das wäre gerade etwas für mich,« sagte Jansen erfreut, soweit man bei so etwas Freude äußern kann. »Aber ich bin kein Brahmane, der doch aus einer besonderen Kaste sein muß, und ich möchte keinen anderen von einem ihm lieb gewordenen Platze verdrängen . . . «

»Das ist nicht der Fall, und wäre irgendein Hindernis vorhanden, so würde ich Ihnen doch nicht erst diesen Vorschlag machen. Das lassen Sie nur alles meine Sorge sein, und über die Einzelheiten sprechen wir noch. Also Sie begleiten uns zunächst nach Indien.«

»Ich bin bereit.«

»So begrüße ich Sie als Gast des Maharadschas, der Sie auch selbst sehen will. Das ganze Schiff steht zu Ihrer Verfügung. Die Verhältnisse kennen Sie ja noch von unserer alten ›Indianarwa‹ her, alles ist hier so wie dort, nur um vieles kleiner, wie wir unsere Leute reduzieren mußten.«

Jansen hatte für seinen eigenen Bedarf drei luxuriös eingerichtete Kabinen und an die zwei Dutzend Diener zur Verfügung bekommen. Ein einziger hätte genügt, der ihm das Essen brachte und seine Kabine reinigte, welch letzteres er schließlich auch selbst gemacht hätte, wenn es eben nicht Indier gewesen wären, die immer nur auf einen einzigen Handgriff dressiert sind.

Es war ein Dampfer von sechstausend Tonnen, für damalige Zeiten ein außerordentlich großes Passagierschiff, mit allen Erzeugnissen der modernsten Technik, Kunst und Bequemlichkeit ausgestattet, dann nur mehr für indischen Geschmack umgemodelt, besetzt mit fast siebenhundert Menschen, welche auch genügend Platz fanden, zumal die meisten indische Diener waren, welche sich am wohlsten fühlen, wenn sie während ihrer Freizeit wie die Heringe zusammengequetscht sind.

Die seemännische Besatzung auf und unter Deck bestand ausschließlich aus Japanern, Kapitän und Offiziere, alles Japaner, und zwar die tüchtigsten Seeleute, wie Jansen bald merkte, und zwar ebenfalls in überreichlicher Zahl vorhanden, aber auch diese durften gar keine Ansprüche machen oder hatten von selbst keine, ein kleiner Raum genügte, um gegen achtzig Matrosen und Heizer aufzunehmen, je drei Offiziere begnügten sich wie der Dachs in seinem Loche, dabei ebenso wie ein Dachs auf peinliche Sauberkeit haltend, immer scheuernd und putzend.

So war für die vornehmeren Indier und deren Frauen und Kinder überreichlich Platz vorhanden. Sie besaßen ganze Fluchten von Kabinen, jede einzelne Familie ihren eigenen Salon, ihre eigenen Bäder. Selbst ein mit warmem Wasser gespeistes, ziemlich umfangreiches Schwimmbassin war hier wiederum vorhanden, freilich nur bei ruhiger See zu benutzen.

Wie auf der alten ›Indianarwa‹, so ging auch hier alles aus dem großen Topfe. An allem und jedem war Ueberfluß vorhanden. Jeder Passagierdampfer ist ja auch zur Mitnahme von Fracht eingerichtet, er muß sie haben, sonst bedarf er des Ballastes. Hier bestand dieser, abgesehen von Kohlen und Trinkwasser, nur aus Proviant. Selbst frisches Fleisch gab es täglich, in einem Kühlraum mit eigener Eismaschine aufbewahrt, das Allermodernste.

Aber wie Jansen bald merkte, begnügten sich auch hier die indischen Diener und die japanischen Seeleute, selbst Kapitän und

Offiziere, fast ausschließlich mit Reis, sie wollten gar nichts anderes haben, und so waren die besseren Sachen, die feinsten Delikatessen, alle in Hülle und Fülle vorhanden, nur für die wenigen vornehmen Indier da.

Kurz, das ganze indische Kastenwesen kam hier zum Ausdruck, wie es ja auch schon auf der alten ›Indianarwa‹ gewesen war.

Dies alles bemerkte Jansen nach und nach nur so zufällig. Er selbst kümmerte sich um nichts, stellte keine einzige Frage. Jetzt war er es, welcher Tischkoffs Leben zu führen begann. Den ganzen Tag schrieb er in seiner Kabine, hatte eine große, englische Bibliothek entdeckt, welche er erst zum Nachschlagen, dann aber auch zur Weiterbildung benutzte; er kannte einige Stunden, an denen das Deck wie ausgestorben war, da promenierte er in der frischen Luft auf und ab, nahm sein Bad, seine Mahlzeiten, und dann ging es wieder an das Niederschreiben seiner Erinnerungen, und so verlief ein Tag wie der andere, ohne daß er mit irgendeinem Menschen in Berührung kam, wie er selbst auch von keinem anderen mit nur einem Blicke belästigt wurde.

Nicht eigentlich, daß diese Lebensweise eine Folge der letzten Zeit war, der furchtbaren Schicksalsschläge, die er durchgemacht, daß er dadurch also etwa zu einem menschenscheuen Sonderling geworden wäre.

Nein, sondern Jansen hatte plötzlich entdeckt, daß es ein Leben gibt, welches auf dieser Erde vielleicht einzig und allein ein dauerndes Glück oder doch zufriedene Behaglichkeit gewährt – ein glückliches Leben, welches sich so viele Menschen leisten könnten, sie brauchen gar keine Rentiers zu sein, und sie wissen nichts davon, wollen nichts davon wissen, plagen sich statt dessen lieber mit tausend Nichtigkeiten herum, immer unzufrieden, immer von eingebildeten Krankheiten gequält, bis sie schließlich wirklich krank werden, und dann ist das Lamento erst recht groß.

Es ist dies ein Leben mit einer gleichförmigen Arbeit, welche man ständig unter seinen Händen wachsen steht – ein Leben, in

dem jede Tagesstunde geregelt ist, ohne jede Abwechslung, vor allen Dingen ohne jedes sogenannte Vergnügen.

Wer nicht glaubt, daß solch eine eintönige Arbeit das höchste, dauernde Glück ist, welches diese Erde gewähren kann, muß es nur einmal probieren. Es ist gar nicht nötig, daß man dabei an einem Werke schreibt oder etwas Künstlerisches schafft. Selbst die Arbeit am Webstuhl oder an der Strickmaschine kann solch einen dauernd glücklichen Zustand herbeiführen, nur muß dabei alle Sehnsucht nach Gesellschaft oder Vergnügen irgendwelcher Art beseitigt sein. Erst wenn man solch eine Periode hinter sich hat, wieder vom Strudel des Lebens fortgeschwemmt worden ist, wird man dies leider erkennen, und dann wird man sich nach diesem eintönigen Leben zurücksehnen wie nach dem verlorenen Paradiese, und wenn es auch nur eine armselige Dachstube mit wenig mehr als trocken Brot gewesen ist.

Besser freilich ist daran, noch mehr empfindet dieses anspruchslose Glück, wer sich mit höheren Dingen befaßt, vor allen dabei seinen Geist ausbildet.

Durch das Wiedererhalten seiner schon verloren geglaubten Manuskripte war Jansen in diese Lebensweise hineingekommen. Er hatte sich aus dem Verlust gar nichts gemacht, gar nicht daran gedacht. Sie hatten eigentlich ja auch nicht ihm gehört. Jansen war überhaupt nie schreibselig gewesen.

Jetzt erst, als er sein Tagebuch und seine anderen Manuskripte wieder durchlas, merkte er, was ihm alles gefehlt hatte, wenn er sie nicht besessen. Denn es ist doch ein unsicheres Ding, sich nur auf sein Gedächtnis verlassen zu wollen. Er las auch das, was seine Offiziere und gewöhnlichen Matrosen niedergeschrieben hatten, und abgesehen davon, wie oft ihn dabei die Rührung überwältigte, während er ein andermal laut hinauslachen mußte, manch schönen Gedanken fand, merkte er auch, wie sehr diese anderen Aufzeichnungen seine eigenen ergänzten.

Das mußte weitergeführt, womöglich vollendet werden! So kam er ins Schreiben. Und durch Benutzung der großen Bibliothek, alle Gebiete umfassend, hauptsächlich aber sich auf indische Religion erstreckend, kam er auch ins Lesen, er begann regelrecht zu studieren, zunächst die indische Umgangssprache, das Hindustanisch.

Und wie die Tage vergingen, so gewann er dieses einförmige Leben immer lieber. Fürwahr, Tischkoff hatte damals doch das beste Leben erwählt! Jansen dachte oftmals daran, wie sehr doch sein Leben dem Tischkoffs glich. Nicht ausgestoßen von der Welt, sondern in seiner eigenen Welt lebend. Er war jetzt auch immer so in Gedanken versunken. Manchmal, wenn er zufällig in den Spiegel blickte, staunte er darüber, daß er so gar so still und sinnig vor sich hinlächelte. Genau wie Tischkoff.

Ein solches Leben ist aber auch fast nur an Bord eines großen Schiffes möglich. Man kann sich auch in einer Landhause, mitten in der größten Stadt in der Einsamkeit begraben, aber . . . es wird eben bald zum Grab. Das empfindet man sehr schnell. Draußen rauscht die Welt, und man selbst fühlt sich so allein, ach, so allein! Und geht man auf der Straße, dann empfindet man wieder so unangenehm die Blicke der fremden Menschen, so neugierig, weil sie förmlich instinktartig den Sonderling wittern, der nicht zu ihnen gehört.

Wie ganz anders auf einem Schiffe! Das ganze Schiff mit seinen zitternden Planken selbst ist Leben. Mit jeder Sekunde verändert es seinen Ort. Man sieht die Welt.

Die Bordroutine gestattet keine Annäherung, wenn man sie nicht wünscht.

So hatte Jansen gar bald den Plan aufgegeben, sich auf jener Toteninsel als Grabwächter niederzulassen. Dort hätte er doch manches vermißt, und er war gar nicht so erpicht darauf, sich

Bohnen und anderes Gemüse selbst zu bauen. Hier fehlte ihm absolut nichts. Er hatte keine Sehnsucht nach irgend etwas anderem. Die Zeit war ihm zur Ewigkeit geworden.

In der dritten Woche kam die ›Indianarwa‹ ziemlich dicht an einer kleinen Insel vorbei, mit einer reizvollen Vegetation, mit Palmen, stark bestanden.

Jansen wunderte sich, daß man schon so weit im Süden war – noch mehr aber wunderte er sich über sich selbst, so gar kein Bedürfnis zu empfinden, zu fragen, wo man sich befände, was für eine Insel das eigentlich sei.

Er hörte zufällig nicht ihren Namen, er ergötzte sich an ihrem Anblick, und dann ging er wieder unter Deck an seine Arbeit.

Eine Woche später lief die ›Indianarwa‹ einen großen Hafen an, nahm Kohlen ein. Jansen empfand das nur als eine Störung, kam während drei Tage nicht an Deck. Seine vielen Diener störten ihn nicht, das waren nur Automaten, von denen erfuhr er also nichts, und so einen Barbier, der einem beim Rasieren alle Tagesneuigkeiten erzählt, ob man sie hören will oder nicht, bis man zuletzt grob werden muß – so etwas gibt es an Bord überhaupt nicht.

Die ›Indianarwa‹ dampfte wieder ab, und Jansen wußte gar nicht, was für ein Hafen das gewesen war, zu welchem Erdteil er gehört hatte.

Eben genau wie Tischkoff, welcher bekanntlich auch manchmal nach dem Verlassen eines Hafens, wenn er wieder an Deck erschien, gefragt hatte, was für eine Stadt das gewesen sei, aber auch nur, wenn er dazu einen besonderen Grund gehabt.

Durch nichts und niemanden ward Jansen in dieser glücklichen Arbeitsruhe gestört. Der Maharadscha hatte ihn noch nicht zu sehen gewünscht, niemand sprach ihn an, auch Graf Axel nicht, falls er diesen überhaupt einmal zu sehen bekam, und Jansen selbst hatte noch nicht daran gedacht, ihm von seinem geänderten Entschlusse Kenntnis zu geben.

Er glaubte, das müsse immer so weitergehen, bis ... die ›Indianarwa‹ als ein Werk von Menschenhänden einmal ihren Untergang fände, und dann machte aber auch Jansen mit. Genau wie Tischkoff.

Aber er sollte doch in seiner glücklichen Ruhe, die keine Zeit mehr kannte, gestört werden.

Eines Tages, als ganz ruhige See war, begab er sich nach dem Schwimmbade, zu der gewöhnlichen Stunde, da er wußte, daß es von keinem anderen benutzt wurde. Aber sonst war bei solch einem Wetter immer alles bereit für einen Schwimmbedürftigen. Vielleicht auch reservierte man diese Stunde, die er immer pünktlich innehielt, nur für ihn, ebenso wie man doch auch an Bord der ›Sturmbräut‹ sich genau nach Tischkoffs Gewohnheiten gerichtet hatte, ohne daß er deshalb jemals ein Wort zu hören bekommen, also etwa so, wie man einen fürstlichen Gast bewirtet.

Ganz in Gedanken versunken, über den Sinn eines indischen Spruches grübelnd, betrat er die prächtige Schwimmhalle, ging nach seinem gewöhnlichen Platze, wo er sich entkleidete – und fuhr erschrocken aus seinem Träumen empor, als er fast über ein Weib gestolpert wäre, das da am Boden kauerte und sich eben die Füße abtrocknete.

Und das war nicht die einzige anwesende Person, die ganze Halle war voll Frauen und Kinder, die soeben aus dem Wasser kamen, noch mit Ankleiden und auch erst mit Abtrocknen beschäftigt, und dabei ging es durchaus nicht still zu. Aber der in eine andere Welt entrückte Mann hatte von alledem nichts gemerkt.

Ein erstaunter Blick auf das vor ihm liegende Weib, ein erstauntes Umsichschauen – dann zeigte Jansen, daß er noch immer der alte war.

Von jäher Röte übergossen, wandte er sich zur Flucht, auch gleich gewohnheitsmäßig ein ›pardon‹ murmelnd. Aber der Weg bis zum Ausgang war noch ein weiter, und er sollte auch nur einen Schritt tun können, da wurde ihm schon der Weg vertreten, von

einem jungen, schönen Weibe, das um die braune Gliederpracht einen nur dünnen Bademantel geschlagen hatte.

»Wovor fliehst du, Faringi?« redete sie ihn in reinstem Englisch an.

»O, verzeihen Sie, ich wußte nicht . . . «

»Warum entziehst du dich immer unserer Gesellschaft? Sind wir nicht deine Frauen?«

Es läßt sich denken, wie betroffen Jansen war. Aber es sei gleich bemerkt, daß er durchaus nicht an jene Szene erinnert wurde, da sich in der Mormonenstadt die Frauen mit ihren Kindern um ihn gedrängt hatten, um ihn als Gatten und Vater zu begrüßen.

Diese hier verhielten sich ganz anders, nur einige wenige traten langsam näher, zum Teil Kinder auf dem Arm, die meisten blieben mit indischer Teilnahmslosigkeit wo sie waren, höchstens ihre großen, dunklen Augen auf den Fremdling richtend.

»Ihr – meine – meine . . .,« konnte Jansen nur stammeln.

»Deine Frauen,« ergänzte jene. »Ja, wir sind deine Frauen.«

»Sie scherzen. Ich weiß gar nicht . . . «

»Ist das nicht dein Kind?«

Sie hatte einem anderen Weibe ein elfenbeinfarbenes Knäblein vom Arme genommen, hielt es ihm hin.

Ganz geistesabwesend starrte Jansen auf den vielleicht einjährigen Jungen, der ihm zappelnd und jauchzend die Aermchen entgegenstreckte und jetzt richtig mit »Papapapapa« anfing.

»Mein – mein Kind?!« staunte Jansen nun immer mehr.

»Es ist der Lawaharadscha.«

»Der Lawaharadscha. Heißt das nicht soviel wie . . . der Kronprinz?«

»So ist es. Du gabst seinem in Iklahana irrenden Geiste wieder Fleisch und Blut.«

So weit war Jansen in die indische Religionslehre nun unterdessen eingedrungen, um zu wissen, was das hieß. Auch Graf Axel

hatte schon einmal ähnliches gesagt: aus Geistern Menschen machen. Es ist einfach das Erzeugen von Kindern. Die Hindus glauben doch an eine Wiedergeburt, die Seele ist unsterblich, nach dem Tode wird sie in Iklahana, so eine Art Fegefeuer, geläutert, dann irrt sie als geisterhaftes Wesen umher, den Moment abpassend, da sie wieder in einen Mutterleib schlüpfen kann. Sie wählt sich ihre Eltern sogar aus, allerdings frei von allen egoistischen Zwecken, nur nach Gelegenheit zur geistigen Vervollkommnung strebend oder sich selbst strafend, was auch zum Vorteil ist, so daß es nicht immer menschliche Eltern zu sein brauchen. Oder man kann es eine Art von seelischer Anziehungskraft nennen. Wer im vorigen Leben wie ein Tier gelebt hat, wird auch zum Tiere, weniger zur Strafe als zur Besserung, als solches kann er nicht sündigen, muß aber alle Leiden eines Tieres durchmachen, was er dann in Iklahana erkennt.

Deshalb auch ist die Ehe bei den brahmanischen und buddhistischen Hindus ein noch viel heiligeres Sakrament, als bei uns Christen, aber nicht nur die Ehe, sondern auch die Zeugung, die gar nicht zu einer gemeinen Handlung entwürdigt werden kann, so wenig wie beim Tiere. Ein Geist sucht sich zu inkarnieren, wieder zu verfleischlichen. Daher auch das freie Geschlechtsleben bei aller, uns ganz unverständlicher Unschuld.

Und in Jansen ging schon eine Ahnung auf – er sollte ja hier aus Geistern Menschen machen – er wollte es nur gar nicht glauben.

»Es ist der Sohn der Eloha,« fuhr das Weib in seiner Erklärung fort.

»Der Eloha?«

»Der Maharadschina.«

»Ist das nicht der Titel des Lieblingsweibes des Maharadschas – der Großfürstin, wollte ich sagen?«

»Ja, das ist Eloha.«

»Und das ist ihr Kind?«

»Und du bist sein Vater.«

Da überkam Jansen abermals eine Ahnung – noch eine andere als vorher – und da sah er es selbst stehen, das braune, junonische Weib, die brennenden Augen auf ihn geheftet – und Jansen floh davon, wie Joseph vor Potiphars Weib geflohen sein mag. Nur, daß er seinen ganzen Anzug mitnahm.

In halber Betäubung erreichte er seine Kabine.

Ja, er hatte daran gedacht, als er sich auf diesem Schiffe heimisch zu fühlen begann, an jene Jugendsünde.

Es waren unterdessen kaum zwei Jahre vergangen, aber Jansen hatte sich ganz besonders in letzter Zeit so geändert, daß er da wohl von einer Jugendsünde sprechen konnte.

Etwas wie Beschämung war manchmal über ihn gekommen. Er hatte immer die Minute gefürchtet, da er vor den Maharadscha treten sollte, der gewiß doch wieder zwischen seinen beiden Lieblingsfrauen saß. Aber schließlich hatte er sich an diesen Gedanken gewöhnt. Es waren ja auch indische Verhältnisse, das merkte er besonders bei seinen jetzigen Studien.

Aber daß jene Geschichte solche Folgen haben könnte, daran hatte er denn doch nicht gedacht! Nun wurden alle seine moralischen Bedenken wieder aufgewärmt.

Und was hatte das Weib gesagt? Das alles wären seine Frauen? Was hatte Graf Axel gesprochen, von wegen Geistern, aus denen er . . .

Sein Gedankengang, der schon ziemlich lange gewährt hatte, während er aufgeregt hin und her gegangen war, wurde durch Graf Axels Eintritt unterbrochen.

»Wir sind am Ziele.«

Jetzt erst merkte Jansen, daß das Zittern der Schiffsplanken aufgehört hatte.

»An welchem Ziele.«

»An der heiligen Toteninsel.«

»Und wo soll diese sein?«

»Etwa vier Meilen von Kalkutta entfernt.«

»Ja, wie kommen wir denn dahin?« staunte Jansen, zunächst alles andere vergessend.

»Wie meinen Sie? Worüber wundern Sie sich?«

»Wir sollen um ganz Afrika herumgefahren sein?!«

»Nein, wir sind um Kap Horn gegangen.«

Auch davon hatte Jansen nichts gewußt.

»Ja, und da sollen wir schon an der Ostküste Indiens sein?!«

»Nun, ich denke, in acht Wochen läßt sich das schon erreichen.«

»Was? Acht Wochen?!« rief Jansen, in immer größeres Staunen geratend.

»Acht Wochen sind wir unterwegs gewesen.«

»Und ich dachte, es wären acht Tage – meinetwegen vierzehn Tage!« murmelte Jansen kopfschüttelnd.

Dann erwachte er aus seinen Träumen, die Hauptsache war ihm wieder eingefallen.

»Ja, Herr Graf, dann kann ich wohl von Bord gehen?«

In den wenigen Minuten hatte sich also sein Entschluß total geändert.

»Deshalb komme ich eben,« entgegnete der Graf. »Wollen Sie mich nicht an Deck begleiten, daß wir das andere angesichts der Insel besprechen?«

»Einen Augenblick noch. Ich habe soeben eine mir unangenehme Begegnung gehabt . . . «

»Ich weiß davon bereits. Aber wieso unangenehm? Sie befanden sich auf der ›Freiheit von Indien‹.«

»Doch, es war mir unangenehm. Und nun sagte da eine Frau, das seien . . . «

»Auch das weiß ich schon. Die Frauen haben zufällig etwas gehört, es nicht verstanden und haben nun zu Ihnen gleich davon nach Weiberart geschwätzt.«

»Was haben Sie zufällig zu hören bekommen?«

»O, nichts von Bedeutung.«

»Aber für mich dürfte es von großer Bedeutung sein,« sagte Jansen mit Betonung. »Herr Graf, ich bitte Sie, mir hierüber reinen Wein einzuschenken. Sie erwähnten schon einmal, gleich bei unserer ersten Unterredung hier an Bord, daß Ihr oder wohl dieses ganzen Schiffes und seiner Besatzung Schicksal mit dem meinen verknüpft sei . . . «

»Ist dies bisher nicht auch schon mehrmals der Fall gewesen?«

»Bitte, lassen Sie mich aussprechen. Gleichzeitig sagten Sie etwas davon, daß es meine Bestimmung sei, aus Geistern Menschen zu machen – ein Ausdruck, den ich damals gar nicht verstand, über dessen Bedeutung ich auch nicht weiter nachgrübelte. Und jetzt sollen die Frauen des Maharadschas die meinen sein? Da müssen Sie doch etwas zu hören bekommen haben, wenn Sie mir das so offen ins Gesicht sagen können. Da muß ich wirklich um Aufklärung bitten.«

»Nun gut,« entgegnete der Graf nach kurzem Zögern, das aber nichts mit einer Verlegenheit gemein hatte. »Ja denn, es liegt dem auch etwas Reelles zugrunde. Aber es ist alles anders gekommen, als ich ursprünglich gedacht. Sie hatten doch während Ihres ersten Aufenthaltes auf unserer alten ›Indianarwa‹ ein Liebesverhältnis mit Eloha, der ersten Lieblingsfrau des Maharadschas. Nicht wahr?«

Jetzt war es Jansen, welcher gegen seine sonstige Gewohnheit in solchen Sachen nichts von Verlegenheit wußte. Er blieb ganz sachgemäß.

»Ich gebe es zu, wenn ich dabei auch ganz unschuldig war.«

»Ich weiß alles. Das ganze Schiff erfuhr es bald. Es war Bestimmung, daß gerade Eloha es sein mußte, in deren Schlafkabine Sie damals drangen.«

»Ganz ohne meine Absicht.«

»Tut nichts zur Sache. Es war Bestimmung und – Sie haben ja nun doch wohl schon die indischen Verhältnisse kennen gelernt.«

»Das Verhalten des Maharadschas, der an meinem Lager sein Gebet verrichtete und mir dann einen guten Morgen wünschte, sagte mir schon genug,« entgegnete Jansen, aber nicht etwa auch nur an ein Lächeln denkend.

»Nun sehen Sie! Und diese Nacht ist nicht ohne Folgen geblieben. Das heißt, so drücken wir Abendländer uns aus. Hier wird darüber als von einem höchst freudigen Ereignis gesprochen.«

»Das heißt, der Lawaharadscha soll mein Sohn sein.«

»So ist es.«

»Das müßte aber erst bewiesen werden,« setzte sich Jansen jetzt doch auf die Hinterbeine.«

»Sie glauben es nicht?«

»Erlauben Sie wenigstens, daß ich es bezweifle.«

»Wer soll sonst sein Vater sein?«

»Was weiß ich? Doch jedenfalls der Gatte der Maharadschina,«

»Der Maharadscha selbst?«

»Und warum soll der nicht der Vater sein?«

»Weil es bei dem nicht mehr möglich war.«

Jansen hatte schon die Bemerkung auf der Zunge, daß dann doch noch immer ein anderer der Vater des Kronprinzen sein könnte, eben weil hier solche polnische oder vielmehr indische Verhältnisse herrschten, aber ... eine derartige Verteidigung war ihm immer verächtlich vorgekommen, und ein Glück nur, daß sich Richard Jansen deshalb noch niemals hatte zu verteidigen brauchen.

»Die Maharadschina selbst behauptet, daß ich der Vater dieses ihres Kindes sei?« fragte er statt dessen.

»Sie behauptet es.«

»Na, dann ist es ja gut, die muß es doch am besten wissen.«

Hiermit war dieser Streit beigelegt, Jansen hatte seine Vaterschaft anerkannt.

»Für diese ganze indische Gemeinschaft, welche ein Reich, eine Welt für sich bildet,« fuhr der Graf hierauf fort, »war selbstverständlich, daß der Vater des Kronprinzen nach dem Tode des Maharadschas nun auch die Oberleitung dieses Gemeinwesens übernehmen würde . . . «

»Ich?!« unterbrach Jansen den Sprecher doch wieder etwas bestürzt.

»Jawohl, Sie, und das um so mehr, da unser Reich ja ein Schiff ist und Sie der tüchtigste Kapitän sind. Bitte, lassen Sie mich nur aussprechen. Damals allerdings, das heißt, bei der Geburt des Prinzen oder schon einige Zeit vorher, dachte man noch nicht an den Tod des Maharadschas, wenn wir Wissenden auch schon davon in den Sternen gelesen hatten. Da aber kam es, was wir also schon vorausgesehen, der Maharadscha wurde sterbenskrank, und kaum hatten wir die Zeichen seiner baldigen Auflösung aus Altersschwäche erkannt, als auch Sie schon von uns aus dem Meere als Schiffbrüchiger aufgefischt wurden.«

»Hm, allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände,« brummte Jansen.

»Bestimmung. Und Sie können sich denken, wie nun das ganze Schiff erst recht glaubte, daß Sie von den Göttern – oder nennen Sie es Schicksal – zum Nachfolger des Maharadschas bestimmt seien.«

»Auch Sie waren davon überzeugt?«

»Gewiß, und ich habe mich mit denen, welche hier etwas mit in die Regierungsgeschäfte einzureden haben, darüber unterhalten – und zur Erbschaft eines verstorbenen indischen Fürsten gehören auch alle seine Weiber und Kinder – die Frauen haben etwas von diesem unseren Gespräch erlauscht und . . . so ist das eben alles gekommen, daß es Ihnen die Weiber, die daraus keine Heimlichkeit machen zu müssen glaubten, vorhin gleich direkt gesagt haben.«

»Hm. Aber, geehrter Herr Graf, ich bin durchaus nicht geneigt, die Führung dieses Schiffes zu übernehmen, noch weniger die vielen Frauen und Kinder des Maharadschas dereinst als die meinen, selbst wenn es in den Sternen geschrieben steht. Da wage ich den Sternen zu trotzen.«

»Ja, habe ich Ihnen denn etwa schon solch einen Vorschlag gemacht?«

»Nein, das allerdings nicht, aber . . . «

»Bin ich nicht vielmehr voll und ganz auf Ihren Wunsch eingegangen, sich auf eine einsame Insel zurückziehen zu wollen? Habe ich Ihnen da nicht einen guten Vorschlag gemacht?«

»Ich muß es zugeben. Ich verstehe nur nicht recht . . . «

»Wie sich eine Bestimmung des Schicksals mit der unbeschränkten Willensfreiheit des Menschen zusammenreimen läßt, darüber haben Sie, wie ich vernommen, ja schon oft genug mit jenem Manne gesprochen, den Sie Tischkoff nennen. Ja, der Mensch ist frei, und ferne von mir sei es, Ihren Entschluß ändern zu wollen. Wenn Ihnen diese Toteninsel nicht gefällt, so können Sie sich ja eine andere aussuchen. Wollen Sie dieselbe also nun in Augenschein nehmen?«

Noch gar nicht recht wissend, was er von dieser ganzen Unterhaltung halten sollte, folgte Jansen dem Vorausgehenden an Deck.

Da sah er auf Backbordseite allerdings ein liebliches Eiland, von dem die ›Indianarwa‹ in einer Entfernung von kaum einem halben Kilometer ankerte, bedeckt von einer üppigen Vegetation, bei der nicht einmal das besonders ausgewählte Laub der Bäume, wie wir für so etwas Zypressen bevorzugen, an den trüben Zweck der Insel erinnerte – mehr aber sah Jansen von dieser auch nicht; denn vor allen Dingen ward seine Aufmerksamkeit von dem gefesselt, was man da an Deck vornahm.

In der Mitte desselben, zwischen Schornsteinmantel und Großmast, wurden soeben von indischen Dienern Balken und Bretter,

die sich in genügender Menge an Bord befunden haben mochten, hoch aufgetürmt, sehr kunstvoll in gewisser Anordnung, daß dazwischen immer freie Räume blieben, und das ganze, schon eine beträchtliche Höhe erreicht habende Stapel machte einen Eindruck, daß man gar nicht auf einen anderen Gedanken kommen konnte, als auf den, den auch Jansen sofort faßte.

»Was? Das soll wohl ein Scheiterhaufen werden?!« fragte er überrascht

»Sie sagen es.«

»Aber auf ihm soll doch nicht etwa jemand verbrannt werden?«

»Gewiß, nach indischer Weise.«

»Ist denn jemand gestorben?«

»Der Maharadscha.«

»Der ... Maharadscha?!« konnte Jansen nur langsam wiederholen.

»Er ist tot.«

»Tot?! Seit wann denn?«

»Schon seit vierzehn Tagen.«

»Schon seit ... vierzehn Tagen?! Und ich habe gar nichts davon erfahren?!«

»Sie haben sich ja niemals um etwas gekümmert, nie eine Frage gestellt.«

Da kam es Jansen zum Bewußtsein, wie teilnahmslos er doch während der acht Wochen für seine Umgebung gelebt hatte; eine gewisse Beschämung beschlich ihn, doch diese ward sofort durch den Grafen selbst wieder beseitigt.

»Außerdem,« setzte dieser noch hinzu, »ist deswegen hier auch wirklich gar kein Aufhebens gemacht worden. Wohl nur durch die Frage, ob Sie den Maharadscha einmal sprechen könnten, oder warum dieser, wie er beabsichtigt, Sie nicht zu sprechen begehre, hätten Sie davon erfahren können. Sonst wurde deshalb kein Wort verloren, so groß der Schmerz auch sein mag. Oder schließlich doch kein Schmerz. Der Marahadscha war ein Brahmane, der

die letzte Wiedergeburt durchgemacht hatte, jetzt ist er sofort in Nirwana eingegangen.«

»Er hat mich nicht mehr sehen wollen?« fragte Jansen leise; denn er war doch sehr erschüttert über diese plötzliche Kunde.

»In letzter Zeit war er gar nicht mehr fähig dazu, er erkannte niemanden mehr.«

»Ein leichter Tod?«

»Ein köstlicher Tod, wie ich ihn jedem wünschen möchte.«

»Er ist wohl mumifiziert worden?«

»Jawohl. Seine Leiche können Sie noch unverändert sehen.«

»Und er wird hier auf diesem Schiffe verbrannt?«

»Auf diesem Scheiterhaufen.«

»Die Asche kommt dann ebenfalls auf jene Insel?«

»Nein. Der Maharadscha hat bestimmt, daß sie auf dem Meeresgrunde ruhen soll – und schließlich dennoch auf der Insel. Man kann sich doch vorstellen, daß sich diese wie jede andere noch auf dem Meeresboden fortsetzt.«

»Das wird aber eine gefährliche Geschichte,« meinte Jansen, den immer höher sich auftürmenden Holzstoß betrachtend.

»Was soll gefährlich werden?«

»Das wird eine tüchtige Glut geben, da passen Sie nur auf, daß nicht das ganze Deck und das ganze Schiff in Gefahr . . . ja, was machen denn die?!« unterbrach er sich bestürzt.

Einige Indier hatten große Kannen herbeigeschleppt, deren flüssigen Inhalt sie zwischen die Balken schütteten, so reichlich, daß es von allen Seiten wieder heraus und über das Deck lief, und der Geruch sagte sofort, daß es Petroleum war.

»Die tranken den Scheiterhaufen mit Petroleum,« bestätigte Graf Axel.

»Aber so unvorsichtig! Das ganze Deck wird ja überschwemmt! Ich kann schon gar nicht bebegreifen, wie man den Scheiterhaufen so einfach an Deck aufbaut, das gibt ja ein mörderlich großes Brandloch, und Sie bringen doch das ganze Schiff in Gefahr!«

»In was für eine Gefahr?« fragte der Graf mit erkünsteltem oder wirklichem Gleichmut wie zuvor.

»Na, daß das ganze Schiff in Flammen aufgeht, so weit es nur brennbar ist!«

»Ja, wissen Sie denn nicht, was wir vorhaben?«

»Was vorhaben?«

»Nun, das wenigstens muß Ihnen doch bekannt sein, daß beim Tode eines vornehmen Indiers auch dessen Frau verbrannt wird, und hat er deren mehrere, so werden eben alle verbrannt.«

Ja, das wußte Jansen schon von der Schule her, oder doch aus Jugendschriften – aber jetzt hatte er noch gar nicht daran gedacht, und wenn man so einen Fall wirklich erleben soll, dann ist das noch etwas ganz anderes, als wenn man es in Form einer Erzählung liest.

»Was? Alle Frauen sollen mitverbrannt werden?!« rief Jansen erschrocken.

»Sämtliche!«

»Wieviel hat denn der Maharadscha gehabt?«

»Es sind achtunddreißig, welche auf diesem Scheiterhaufen neben der Leiche ihres Gebieters stehen und lebendig verbrannt werden, und nicht nur das, sondern dieses ganze Schiff wird ein feuerspeiender Begräbnisherd sein, in dem fast siebenhundert Menschen ihren Tod finden sollen.«

Jansen war entsetzt. Lange Zeit wollte er es gar nicht glauben.

»Also das ganze Schiff soll in Flammen aufgehen?«

»Das ganze Schiff, mit allem, was sich auf ihm befindet. Und dieser Hitze werden wohl auch die äußeren Eisenplanken nicht widerstehen, sie werden zerschmelzend in den Fluten des Meeres verschwinden. ›Die Freiheit von Indien‹ ist nicht mehr – mit dem letzten freien Fürsten von Indien soll auch sein auf dem Wasser geschaffenes Reich zugrunde gehen. So hat Maharadscha Ghasma Dschalip Subuktadscha bestimmt.«

»Aber das darf ja gar nicht sein!!« rief Jansen, immer mehr außer sich geratend.

»Wollen Sie dem etwa mit Hilfe von Polizei wehren?« lächelte Graf Axel.

»Und sind denn die Frauen mit so etwas einverstanden?«

»Die kennen es doch gar nicht anders.«

»Und die ganze Besatzung?«

»Der ist der letzte Wille des Fürsten heilig.«

»Auch die Japaner?«

»Die gehören mit zur Besatzung – vielmehr zu unserem Reiche.«

»Die Frauen wissen es und können noch so heiter sein?«

»Das brauchte Sie doch nicht zu wundern; diese Indierinnen kennen es nicht anders, als daß sie mit der Leiche ihres Gatten verbrannt werden, aber . . . sie wissen es noch gar nicht.«

»Was wissen sie noch nicht?« stutzte Jansen.

»Daß sie verbrannt werden. Ja, warum stutzen Sie da so? Die Sache ist ja ganz einfach. Diese Frauen, wie eigentlich wir alle – ich vielleicht ausgeschlossen – waren doch fest überzeugt, daß weder Sie noch überhaupt ein Mensch die Ehre, der Nachfolger des Maharadschas mit allen Rechten zu werden, ausschlagen könnte. Nur ich habe von vornherein daran gezweifelt. Und so ist es denn auch geschehen. Oder sind Sie doch vielleicht bereit, der Nachfolger des Maharadschas zu werden?«

Mit immer starreren Augen hatte Jansen den ruhigen Sprecher betrachtet, und da mit einem Male kam ihm die Erkenntnis, was für ein schlauer Diplomat dieser Mann doch war, was für eine Falle der ihm gestellt oder doch eine Alternative.

»Haaa, jetzt erst witterte ich Lunte! Weshalb haben Sie mir das nicht schon früher gesagt?«

»Was gesagt?«

»Daß ich vom Schicksal oder vielmehr von Ihnen und Ihren Genossen zum Nachfolger des Maharadschas bestimmt bin!«

»Ich glaube, darüber haben wir doch schon zur Genüge gesprochen. Ich hätte es selbstverständlich getan, wenn Sie nicht gleich bei unserer ersten Unterredung von Ihrer Sehnsucht nach einer einsamen Insel gesprochen hätten. Ich machte Ihnen schon den Vorschlag, daß Sie sich ein neues Schiff anschaffen sollten. Oder tat ich das nicht?«

»Das taten Sie allerdings.«

»Nun also. Da aber erkannte ich gleich, daß Sie sich nicht zum längeren Aufenthalt auf diesem Schiffe und noch weniger als Nachfolger des von allem Prunke umgebenen Maharadschas eigneten.«

»Lassen wir das einmal sein, bleiben wir bei der Hauptsache. Also, wenn ich auf diese mir angebotene Erbschaft verzichte, wenn ich an Land gehe, so werden die achtunddreißig Weiber verbrannt. Nicht wahr?«

»Jawohl, nebst ihren Kindern, soweit sie diese noch auf dem Arme halten können, und dann, wenn diese Feierlichkeit vorüber ist, kommt das ganze Schiff daran, mit allem, was sich auf ihm befindet.«

»Und wenn ich nun die Erbschaft annehme?«

»Dann bleibt alles beim alten.«

»Inwiefern beim alten? Wollen Sie mir das nicht etwas genauer detaillieren?«

»Nun, dann sind Sie eben der Maharadscha.«

»Ich bin aber doch kein Brahmane, bin überhaupt zu dieser Religion noch gar nicht übergetreten.«

»Gut, dann nennen Sie sich lieber den Kapitän oder noch richtiger den Herrn dieses Schiffes.«

»Der auch über das Ziel dieses Schiffes und über alles zu bestimmen hat?«

»Gewiß, das hat der Maharadscha immer gekonnt, dessen Stelle Sie voll und ganz vertreten sollen, auch wenn Sie kein Indier und kein Brahmane sind.«

»Kann denn da kein anderer für mich einspringen? Muß denn gerade ich es sein, der die hinterlassenen Frauen heiraten und dadurch das ganze Schiff mit allen Menschenleben erhalten soll?«

»Ja, das müssen gerade Sie sein.«

»Weshalb gerade ich?«

»Weil es so in den Sternen geschrieben steht.«

»Sie mit Ihren verfluchten Sternen!« rief Jansen in hervorbrechendem Unmut. »Aber nein, geehrter Herr, Sie haben sich in mir geirrt, ich lasse mich durch Ihre überschlaue Diplomatie nicht fangen, und auch Ihre Sterne können mir gar nicht imponieren – Sie haben ganz einfach einen tüchtigen Kapitän an Bord haben wollen, oder überhaupt mich, der in Ihren Händen dasselbe werden sollte, was jedenfalls der Maharadscha gewesen ist – eine willenslose Puppe . . . «

»Sie irren vollkommen, Herr Kapitän,« wurde der aufgebrachte Jansen kühl unterbrochen. »Ich weiß überhaupt gar nicht, was Sie wollen – ich habe Ihnen die Offerte durchaus nicht gemacht – und ich selbst werde auch nicht den Verbrennungstod mit erleiden.«

»Nicht?!« stutzte Jansen doch wieder.

»Nein. Ich werde auch nicht länger hier an Bord bleiben, selbst wenn Sie das Erbe des Maharadschas antreten und so das ganze Schiff erhalten.«

»Was wollen Sie tun?«

»Ich begeben mich mit auf jene Toteninsel und warte, bis das Boot kommt, welches allmonatlich den einsamen Totenwächter mit allem versorgt, was er braucht.«

»Von wo kommt dieses Boot?«

»Von Kalkutta.«

»Wie weit ist dieses entfernt von hier?«

»Kaum zehn Seemeilen.«

»Weshalb begeben Sie sich nach Kalkutta?«

»Um dort an einer gewissen Stelle, die ich Ihnen vorläufig aber noch verschweigen möchte, Bericht über alles Geschehene zu erstatten. Dieses Boot nimmt auch den Brahmanen mit zurück, der vorläufig noch auf der Toteninsel haust, und an jener Stelle werde ich auch gleich dafür sorgen, daß Sie als neuer Totenwächter bestätigt werden. Doch Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich mich vor diesem Massentode fürchte, ihm auf diese Weise aus dem Wege gehen will. So steht es eben in den Sternen geschrieben, die Sie vorhin verfluchten. Schließlich gehöre ich auch gar nicht so sehr zu dieser Volke der ›Indianarwa.«

»Wann ist dieses Boot zu erwarten?«

»Regelmäßig bei Vollmond, also in vierzehn Tagen.«

»Und so lange müßte auch ich auf dieser Insel ausharren?«

»Das geht wohl nicht anders zu machen.«

»O doch! Geben Sie mir nur ein Boot, dann will ich die Küste des Festlandes schon erreichen.«

»Außer mir darf niemand mehr dieses Schiff verlassen, und seine Verbrennung findet baldigst statt.«

»Ich brauche keine Ruderer, ich will schon allein hinüberkommen.«

»Auch das Boot muß ich Ihnen leider versagen, es muß alles und jedes mit verbrennen, es ist Bestimmung des Verstorbenen, welche heilig gehalten werden muß.«

Jansen biß sich auf die Lippen.

»Nun wohl denn, so werde ich mich zunächst nach dieser Insel begeben, wenn ich auch keine Lust mehr habe, mich dauernd auf ihr niederzulassen. Aber der Verbrennung möchte ich doch wirklich zusehen.«

»Wie Sie wünschen. Was wollen Sie mitnehmen?«

»Ich denke, es darf überhaupt nichts mehr herunter von dem der Verbrennung geweihten Schiffe?« fragte Jansen spöttisch.

»Ganz so ist das ja nicht gemeint. Es handelt sich doch auch nur um Decken, Bücher und dergleichen.«

»Nur meine Manuskripte und einige Wäsche werde ich mitnehmen.«

Jansen begab sich wieder in seine Kabine zurück, um seine und die anderen Manuskripte in eine kleine, wasserdicht schließende Blechkiste zu verpacken, welche er früher einmal hier gefunden hatte.

Sein Gemüt war von einem Gemisch der verschiedensten Empfindungen erfüllt, die er nicht näher definieren konnte. Im allgemeinen aber waren es bittere.

Ja, er durchschaute den ganzen Plan, und es war nichts anderes als eine hinterlistige Falle, die man ihm gestellt. Dieser Graf Axel war von vornherein überzeugt gewesen, daß der unglückliche Mann, der durch den Verlust seiner ›Sturmbraut‹ und seiner Freunde alles verloren hatte, was ihn noch an diese Welt fesselte, niemals das Kommando über dieses üppige Schiff übernehmen würde. Da hatte er ihn vor eine Alternative gestellt: Entweder du wirst der Nachfolger des Maharadschas oder das ganze Schiff mit allen den siebenhundert Menschenleben geht in Flammen auf – und dann also bist nur du an ihrem Tode schuld, du hast sie auf deinem Gewissen.

Aber Jansen dachte nicht daran, sich auf diese Weise zwingen zu lassen. Das heißt, er glaubte auch noch nicht, daß es mit der Verbrennung des ganzen Schiffes wirklich Ernst werden könnte. Das alles war nur ein hinterlistiges Scheinspiel.

Dann packte er in einem größeren Koffer noch die Kleidungsstücke zusammen, die man ihm zur Verfügung gestellt, und begab sich wieder an Deck, bereit, das Schiff zu verlassen.

Auch Graf Axel war schon fertig, wartete auf ihn neben einem größeren Stapel von Kisten und Koffern, welche alsbald von japanischen Matrosen in ein Boot getragen wurden.

Ehe Jansen nachfolgte, blickte er noch einmal nach dem Holzstoße zurück. Dieser war immer höher gebaut worden, und soeben brachte man einen großen, glockenförmigen Gegenstand

herbei, oder überhaupt eine riesige Glocke aus silberweißem Metall, genau eine solche, wie sie damals Tischkoff aus einem Steinhafen auf einer einsamen Insel an der Küste Patagoniens zum Vorschein gebracht, die dann auch auf sein Geheiß auf der Fucusinsel zurückgelassen worden war, ohne daß man noch erfahren hätte, wozu dieser merkwürdige Gegenstand dienen sollte.

»Was für eine Glocke ist das?« wurde jetzt Jansens Neugier doch rege.

»Kennen Sie das nicht? Das ist ein indischer Sarg, in dem die Leichen der Fürsten verbrannt, in dem dann ihre Asche beigesetzt wird. Es ist ein feuerfestes Metall. Die Asche des Maharadschas Ghasma wird in diesem Sarge nur nicht in der Erde, sondern auf dem Meeresgrunde ruhen.«

Die Erklärung war gegeben. Also auch jener geheimnisvolle Mann, der sich Tischkoff genannt, bevorzugte solch einen Verbrennungstod und hatte seinen glockenähnlichen Metallsarg immer bei sich gehabt.

»Auch die Frauen kommen in solche Säрге?« fragte Jansen nur noch.

»Nein, die sind nur für Fürsten bestimmt, und alle die anderen werden doch überhaupt lebendig verbrannt.«

Jansen kümmerte sich um nichts mehr, wollte es nicht – er folgte dem Grafen in das Boot nach, welches bald die Insel erreicht hatte.

Die beiden stiegen an Land, das Gepäck wurde von den Japanern nachbefördert, einige Worte zwischen diesen und dem Grafen, die Jansen nicht verstand.

»Herr Kapitän,« wandte sich dann der Graf an diesen, »bis zu der Hütte des Brahmanen sind noch zehn Minuten, aber die Matrosen müssen zurück, die Feierlichkeit auf dem Schiffe nimmt sofort ihren Anfang – ich meine, wir werden unser Gepäck wohl selbst nach der Hütte tragen müssen ... «

»Nehmen Sie doch keine Rücksicht auf mich!« entgegnete Jansen finster.

Die Japaner gingen wieder ins Boot und ruderten zurück, die beiden Abgesetzten standen neben ihren Sachen.

»Ja, da wollen wir einmal selbst Hand anlegen,« sagte der Graf, sich nach zwei seiner Koffer bückend, »in einer halben Stunde geht die Sonne unter, und es wird eine stockfinstere Nacht.«

Aber Jansen rührte sich nicht. Mit fest zusammengepreßten Lippen sah er dem Boote nach, beobachtete, wie dieses an der ›Indianarwa‹ beilegte und gleich gehievt wurde, beobachtete weiter, wie man an Deck noch immer mit dem Bauen des Scheiterhaufens beschäftigt war, und man konnte in dieser Entfernung noch immer jede einzelne Person mit den bloßen Augen deutlich erkennen.

Da fuhr Jansen hastig zu seinem Begleiter herum.

»Herr Graf!«

»Bitte?«

»Ich hoffe, Sie scherzen doch nur.«

»Womit denn?«

»Daß dieses ganze Schiff mit all den siebenhundert Menschenleben meinetwegen verbrannt werden soll.«

Das ›meinetwegen‹ war ihm nur so herausgefahren.

»Ihretwegen?« wiederholte denn auch der Graf erstaunt. »Wer sagt denn das?«

»Verstellen Sie sich nicht!« schrie Jansen ihn da plötzlich wütend an. Doch der alte, ausgetrocknete Schwede ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Nun ja, in gewisser Hinsicht haben Sie ja recht. Nur an Ihnen liegt es, diese siebenhundert Menschen dem Leben zu erhalten.«

»Und es ist nicht wahr, und es ist nicht wahr!!« schrie Jansen, immer mehr außer sich geratend.

»Was soll nicht wahr sein?«

»Die Frauen wie das ganze Schiff werden nicht verbrannt, nur weil ich nicht auf ihm bleiben will!«

»Sie werden es ja sehen.«

»Und es ist nicht wahr!! Die werden irgend einen Vorwand finden, um wieder die Anker zu lichten und davonzufahren.«

»Nein, die ›Indianarwa‹ wird nicht die Anker lichten, sondern an jener Stelle dort in Flammen aufgehen, sobald es finster geworden ist.«

»Dann macht man mir mit bengalischem Feuer und dergleichen nur ein Trugbild vor!«

»O, Sie werden sich schon überzeugen können, wie reell diese Verbrennung ist.«

Da plötzlich packte Jansen den Schweden mit eisernem Griff und setzte ihm gleichzeitig sein Dolchmesser auf die Brust.

»Dann soll das auch dein Tod sein, Halunke!!« zischte er.

Dieser Schwede stand nicht so fest in den Boden gewurzelt, wie Tischkoff einmal unter Jansens Faust bewiesen hatte, aber sein Gesichtsausdruck blieb ruhig.

»Dann wäre mein Verhängnis, durch Ihre Hand meinen Tod zu finden. Aber Sie tun mir unrecht, Herr Kapitän. Ich habe mit dieser Sache absolut nichts zu schaffen gehabt. Der Maharadscha hatte bestimmt, daß Sie sein Nachfolger werden sollen, und sobald Sie zugesagt, hätten Sie auch diesen seinen letzten Willen schriftlich zu lesen bekommen. Und wenn Sie diese Erbschaft nicht antreten, so soll das ganze Schiff mit allem, was auf ihm ist, verbrannt werden. Das ist überhaupt eine indische Sitte, und was finden Sie denn so Besonderes dabei? Auch ich bin ein Germane, als Skandinavier vielleicht mehr als Sie. Und haben wir Germanen in unserer Vorzeit nicht dasselbe gehabt? Mit dem Herzog mußten auch seine Rosse und Gefolgsleute sterben, auf seinem Grabhügel gaben sich oft Tausende seiner Getreuen den freiwilligen Tod, um seinen Einzug in Walhalla verherrlichen zu helfen. Genau so ist es hier. Herr Kapitän, geben Sie sich doch keinen schwermütigen Gedanken hin. All diese Indier und Japaner, Männer wie Weiber, nehmen Ihnen durchaus nicht übel, daß Sie eine Absage gegeben

haben, daß sie nun in den Tod gehen müssen. Der Tod ist diesen Indiern kein Schrecken. Sie werden sie ja nachher singen und jauchzen hören, auch wenn die Flammengluten sie schon umspielen.«

Noch ein wilder Blick, der immer erstarrter wurde, und Jansen gab sein Opfer frei.

Ja, sie machten Ernst!

Ueberall waren an Deck Pfannen mit Teer und Werg aufgestellt, welche ein fast taghelles, freilich sehr rotes und qualmendes Licht verbreiteten, und im Scheine dieser Fackeln vollzog sich die heilige Zeremonie.

In dichten Reihen umstand die ganze Besatzung des Schiffes, an die siebenhundert Menschen, Männer, Frauen und Kinder, den ungeheuren Holzstoß, auf dessen Gipfel schon die große Glocke mit des Maharadschas irdischen Resten thronte.

Sie alle hatten sich festlich geschmückt; noch bunter herausstaffiert und zugleich mit herrlichem Geschmeide behangen waren die Bajaderen, welche jetzt singend in langer Reihe herankamen, um den Holzstoß zu umringen, zu umtanzen, wozu der alte Toghlu den Takt angab.

Auch die Umstehenden stimmten mit ein in den heiligen Gesang, in dem die Namen Brahma, Wischnu und Siwa die Hauptrolle spielten.

Und lebhafter ward der Tanz der Bajaderen und rauschender der allgemeine Sang, als, von allen anderen Frauen des Maharadschas geführt, Eloha erschien, ein Knäblein auf dem Arme, den Kronprinzen, dessen Herrlichkeit nicht länger als ein Jahr hatte währen sollen.

Doch das ist für die Hindus ja ganz gleichgültig, das ist nur ein kurzes Untertauchen in die Schatten des Todes, und der, der einmal zum Herrschen auf dieser Erde bestimmt war, würde in

einer ganz anderen Herrlichkeit wiederkehren, so wie alle anderen dem Tode Geweihten zu einem neuen Leben, in dem sie ihre Bestimmungen zu erfüllen hatten.

Graf Axel hatte gesagt, alle Frauen des Maharadschas würden mit ihren Kindern den Scheiterhaufen besteigen, um gleichzeitig zu sterben.

Dem war aber nicht so. Ganz allein bestieg das braune, junonische Weib, welches früher zur Rechten des Fürsten gesessen, auf dazu vorgerichteten Stufen den Scheiterhaufen, bis sie neben dem glockenähnlichen Sarge stand, ihr Kind im Arm, und nichts war ihr anzusehen, daß sie etwas wie Grausen oder Todesfurcht empfände.

Hochaufgerichtet stand sie in ihrer ganzen exotischen Schönheit da, in schillernde Seide gehüllt, überladen mit dem kostbarsten Geschmeide aller Art, und wie sie zum Feste gekleidet war, so lag auch nichts anderes als ein glückliches Lächeln auf ihren schönen Zügen.

»Brahma, Wischnu, Siwa!« erklang es noch einmal im Chor, diesmal mit einem gellenden Jauchzen, und da sprang der ausgetrocknete Fakir auf, ergriff eine der brennenden Pfannen und schleuderte sie gegen den Holzstoß.

Im Nu stand dieser in hellen Flammen und ... Graf Axel hatte doch recht gehabt!

Ringsum war das ganze Deck dermaßen mit Petroleum getränkt, daß auch die ganze Umgebung plötzlich hoch aufloderte, und jedenfalls waren Vorkehrungen getroffen, daß gleichzeitig das ganze Schiff an allen Enden Feuer fing.

Wohl waren die zunächst Stehenden instinktmäßig vor den ihnen entgegenschlagenden, aus dem Boden kommenden Flammen zurückgewichen, dann aber stürzten sie sich unter einem jauchzenden Singen geradezu hinein, und so würden dennoch alle zugleich ihren Tod finden, nicht nur die übrigen Frauen des Maharadschas gleichzeitig mit der Favoritin.

Aber zu solch einer Katastrophe sollte es nicht kommen.

Noch war es ein erstes Aufflammen des Petroleums gewesen, noch hatte das Holz selbst nicht Feuer fangen können, als plötzlich in der Menge die riesenhafte Gestalt eines Mannes auftauchte, triefend, wie aus dem Wasser gezogen, jedenfalls auch erst aus diesem kommend.

»Nicht meinetwegen, nicht meinetwegen!!!« überklang die Stimme dieses Mannes all das ohrenbetäubende Singen und Jauchzen, mit drei riesigen Sätzen war er den Scheiterhaufen hinauf, in den Flammen verschwunden . . . da aber tauchte er an der anderen Seite schon wieder auf, nicht allein, sondern das junonische Weib samt dem Kinde im Arm und war mit einem Sprunge auch schon wieder herab.

Und dann donnerte Jansens mächtige Stimme Kommandos, um des mit furchtbarer Geschwindigkeit um sich greifenden Feuers Herr zu werden, und die fanatische Menge suchte keinen freiwilligen Tod in den Flammen mehr, sondern man gehorchte diesen Kommandos, und das war ein ganz anderes Jauchzen, welches jetzt auf dem brennenden Schiffe erscholl.

DER NEUE MAHARADSCHA.

Wieder müssen wir uns mit einem anderen Schiffe beschäftigen.

Es ist eine große Dampfjacht, welche mit Ausschluß der Maschine unter vollen Segeln auf offenem Meere treibt, westlich von Chile, aber weit, weit entfernt von der Küste.

Von den an Deck herumlungernenden Matrosen, die bei diesem Winde nichts zu tun haben, ist nichts weiter zu sagen, als daß sie alle mehr oder weniger zerfetzte Gesichter besitzen. Jedenfalls Novascotiamen.

Versetzen wir uns in die Kajüte, mit jenem Luxus ausgestattet, den wohl jeder aufwendet, wenn er sich nun einmal solch ein ganzes Schiff nur zu seinem Vergnügen leisten kann.

In dieser befinden sich fünf Herren. Der eine, der schon sehr gläserne Augen hat, trinkt Brandy mit Zucker; ein zweiter, klein und sehr dick und mit einer mächtigen, blauangehauchten Gesichtsurke, flickt einen Riß in einer ganz merkwürdig aussehenden Weste, welche er zu diesem Zwecke erst ausgezogen hat, und dabei zeigt sich, daß er kein Hemd trägt, sondern nur ein Vorhemdchen, noch dazu ein sehr kurzes; ein dritter, dem Aussehen nach ein Franzose, dreht und raucht eine Zigarette nach der anderen, wobei er zum Drehen immer so lange Zeit braucht, bis die angebrannte alle ist; ein vierter, der nur ein Ohr hat, ist damit beschäftigt, mit seinem Bowiemesser von dem kostbaren Mahagonitische lange Späne abzuschneiden; der fünfte endlich schießt durch ein riesiges Blaserohr mit gefiederten Pfeilen nach den geschnitzten Engelsköpfen an der Holzwand der Kajüte.

Der Leser hat sie natürlich bereits erkannt – die fünf Seezigeuner, welche einmal Inselzigeuner hatten werden wollen.

Damals, als Barnum das Interview mit der ›Sturmbräut‹ arrangiert, hatten sie sich von Jansen getrennt – als echte Seezigeuner selbstverständlich ohne jeden Abschied.

Sie hatten sich in New-York wieder Schiffe besorgen wollen, jeder sein eigenes, hatten es auch wirklich getan, aber als sie so weit gewesen, hatten sie gemerkt, daß sie sich eigentlich doch schon recht aneinander gewöhnt.

Nein, lieber nicht! Also die einzelnen Schiffe wurden wieder verkauft oder einfach im Stiche gelassen, sie hatten sich eine größere Jacht zusammen angeschafft, hier die ›Zingalia‹.

Sehr gut gewählt war dieser Name ja. Zingalo heißen die Zigeuner in Spanien, sie selbst nennen sich gewöhnlich so, denn in Spanien sind die Zigeuner heutzutage ja eigentlich zu Hause, noch viel mehr als in Ungarn.

Zingalia – also ein Zigeunerstaat, auf ein Schiff übertragen.

Aber gerade zu diesem Schiffe wollte der Name doch nicht recht passen, es wurde nichts mit einer lustigen Zigeunerwirtschaft.

Sie waren genau wieder in dasselbe Leben geraten, welches sie schon früher geführt hatten, diese Sportsmen, welche sich immer auf See aufhalten mußten, weil sie einfach an Land unmöglich waren: sie langweilten sich.

Nur durch Jansen und vielleicht mehr noch durch Karlemann war in dieses ihnen unsäglich langweilige Leben Abwechslung gekommen, sie hatten es sogar lebenswert gefunden. Da hatten sie *unisono* den Streich begangen, die ›Sturmbraut‹ zu verlassen.

Nun, das konnte ja wieder gutgemacht werden. Aber vergebens hatten sie mit ihrer ›Zingalia‹ die ›Sturmbraut‹ in allen Erd- oder vielmehr Meeresgegenden gesucht. Eine Heimat hatte dieses echte Zigeunerschiff nicht, gab niemals eine Adresse auf, und wo es einmal gewesen war, da kamen sie stets zu spät hin, ihre Annoncen im ›Lloyd‹ blieben unbeantwortet – kurz, sie hatten den Anschluß nicht wieder finden können.

Und dann hatten sie jene Katastrophe erfahren, welche Jansens Zigeunerherrlichkeit ein Ende machte.

Daß diese fünf Jagdsportsmen alles aufgeboten hätten, um ihre Freunde zu befreien, mit List oder mit Gewalt, wobei es ihnen auf gar nichts angekommen wäre, das braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Aber die ganze Untersuchung hatte doch nur drei bis vier Monate gedauert, und gerade so lange war die ›Zingalia‹ auf der anderen Seite der Erdkugel auf hoher See gewesen.

Kurz, sie erfuhren nur, wie ihre Freunde von der ›Sturmbraut‹ den Heldentod gefunden hatten – dann konnten sie ihnen einige Tränen nachweinen, wenn diese nervenlosen Männer noch einer Träne fähig gewesen, lieber veranstalteten sie zu Ehren der heldenhaften Freunde ein solennes Zechgelage ... es war eben vorbei.

Was nun? Nun konnten die fünf genau wieder so wie früher leben. Nur daß sie sich jetzt gemeinschaftlich langweilten. Denn man glaube doch ja nicht, daß den beiden ersten dieser Sportsmen, die wir kennen gelernt, dem Puppenkleiderfabrikanten und dem Haarwasseronkel, ihre damalige Duelliererei auf Kanonen und ganze Schiffe ein besonderes Vergnügen bereitet habe! O nein, nur um die Langeweile totzuschlagen, nichts weiter.

Jetzt hatte der Puppenkleiderfabrikant, Mr. Fairfax, ein Vergnügen daran gefunden, alle Tische mit seinem Bowiemesser zu Spänen zu zerschneiden, schon seit längerer Zeit tat er nichts weiter, hatte schon etliche Tische in Fidibusse verwandelt – und seitdem die ›Zingalia‹ etwas den Amazonasstrom hinaufgefahren war, wobei man eine Begegnung mit echten Botokuden gehabt – aber so etwas wie ein interessantes Abenteuer gab es für diese abgestumpften Menschen ja gar nicht mehr – seitdem schoß Mr. Brown mit einem echt botokudischen Pusterohr, pustete schon seit sechs Monaten nach den Engelsköpfen oder nach sonst etwas. Manchmal pustete er auch einem Matrosen ins Hinterteil, schoß einen spitzen, gefiederten Pfeil hinein. Aber machte das etwa besonderen Spaß? Der Matrose zog einfach den Pfeil heraus und hielt grinsend die offene Hand hin, um sie sich mit Gold füllen zu lassen. Dann waren die Novascotiamen schon so weit, wie bei uns die Treiber, die sich ja auch zu gern anschießen lassen, womöglich so empfindlich, daß dabei gleich eine Leibrente herauspringt.

Auch Lord Seymour hatte seine Beschäftigung gefunden. Seit einiger Zeit unterlag Admiral Nelsons siegreiche Hose doch dem Zahne der Zeit, sie wurde mit einem Male an allen Ecken und Kanten morsch, bei jedem Bücken des fetten Lords entstand irgendwo ein Riß – und als ob dies auf ein gemeinschaftliches Signal geschehe, so zeigte auch plötzlich das Fell des alten Menschenfressers, zur Weste verarbeitet, das Bestreben, in die Brüche zu gehen, und da half kein Einschmieren und nichts, immer entstand einmal ein Riß in der Menschenhaut.

Nun war aber doch ganz ausgeschlossen, daß Lord Seymour an diese seine Heiligtümer eine andere Hand gelassen hätte. Also flickte er die Risse immer selbst. Da er aber nun bekanntlicher Weise kein Unterzeug trug, aus irgendeinem Grunde nicht einmal ein Hemd – wahrscheinlich wollte er eben die Weste aus Menschenhaut auf bloßem Leibe haben, es war doch wohl etwas Aberglaube dabei – und da der edle Lord überhaupt keine anderen Kleidungsstücke mehr kannte, so paradierte er entweder immer ohne Hosen oder ohne Weste, d. h. entweder mit nackten Beinen oder mit nacktem Oberkörper.

Nur Mr. Rug und Monsieur Chevalier waren sich in ihren Lebensaufgaben treu geblieben. Der erstere trank nach wie vor Brandy mit Zucker, bis er umfiel, der letztere rauchte nach wie vor Zigaretten, die er sich erst selber machte – Arbeit genug, um den ganzen Tag auszufüllen.

Seit zwei Stunden war in dieser hochedlen Gesellschaft kein einziges Wort gefallen.

Da eröffnete Mr. Rug die Unterhaltung damit, daß er polternd vom Stuhle fiel. Der Australier hatte für heute sein Tagewerk verrichtet.

»Jonny – Brandy – mit . . . « lallte er noch, und dann fing er an zu schnarchen.

Kein Klingelzeichen war nötig, um Matrosen hereinzurufen, das mächtige Poltern war auch an Deck gehört worden, vier Matrosen erschienen sofort, gleich eine Art Bahre mitbringend, trugen Mr. Rug hinaus, der jetzt von seinem eigenen Arzte behandelt wurde, und das ging alles so geschäftsmäßig vor sich, als passiere das . . . täglich dreimal. Aber es kam täglich nur zweimal vor, daß der Australier sich betrank, wieder nüchtern wurde und abermals umfiel.

Hierauf gähnte Mr. Brown laut hörbar, wobei er natürlich einmal mit dem Pusten aussetzen mußte, so daß auch das Klatschen der Pfeile gegen die Wand aufhörte, und das wieder veranlaßte den einohrigen Fairfax, nach seinem Freunde zu blicken, welcher noch immer mit weitgeöffnetem Rachen dasaß.

»Mr. Brown,« nahm der Puppenkleiderfabrikant endlich auch das Wort, nachdem er lange genug den anderen mit aufgerissenem Munde betrachtet hatte.

»Was gibt's denn?« fragte der Angeredete, nachdem er seinen Rachen mit einem hörbaren Krach zugemacht hatte.

»Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie vergessen hatten, Ihren Mund wieder zu schließen.«

»Ich gähnte, war nur noch nicht fertig.«

»Dann bitte ich um Entschuldigung, Sie gestört zu haben.«

Also Mr. Brown gähnte weiter, und hier wirkte dieser Krampf des Unterkiefers ganz besonders ansteckend, alle anderen unterstützten ihn dabei.

»Es ist nicht zum Aushalten,« sagte Lord Seymour, als er sich genügend ausgegähnt hatte, und griff sich an sein Hinterteil. »Keine Bewegung kann man mehr machen – kaum schließe ich den Mund, da platzt mir wieder hinten die Hose. Haben Sie gehört, wie's krachte?«

»Sie haben eine zu kurze Haut,« meinte Monsieur Chevalier.

»Nein, nicht die Haut, nur die Hose ist ihm hinten geplatzt,« nahm Fairfax für den Lord Partei.

»Das wäre schlimm, wenn wirklich seine Haut zu kurz wäre. Dann könnten wir noch etwas ganz anderes zu hören bekommen als nur ein Reißen seiner Hose, wenn er gähnt und den Mund wieder zumacht.«

Aber beide oder alle drei hatten das mit den gelangweiltesten Mienen hervorgebracht.

»Wo befinden wir uns eigentlich?« fuhr nun, da das Gespräch einmal in Gang gekommen, Mr. Fairfax fort, dabei aber nicht vergessend, wieder lange Späne von dem Tische zu hobeln.

»Vorgestern haben wir das Kap passiert,« entgegnete Mr. Brown während seines Pustens.

»Welches Kap?«

»Das Kap der guten Hoffnung.«

»Was?!« sagte Monsieur Chevalier, aber ohne jedes Staunen.

»Da können wir doch nicht schon im roten Meere sein.«

»Nein, wir sind auch nicht um das Kap der guten Hoffnung gefahren, sondern wir haben vorgestern Kap Horn passiert.«

Um der Streitigkeit ein Ende zu machen, wurde der Steuermann gerufen.

Dieser erklärte, daß der letzte Sprecher, Lord Seymour, mit seiner Behauptung recht habe. Kap Horn war es gewesen, das man vorgestern passiert hatte.

Also diesen fünf Herren ging es genau so, wie damals Jansen, nur die Ursache dieser Teilnahmslosigkeit war eine etwas andere.

»Ja, wohin segeln wir eigentlich?«

»Es war doch die Osterinsel bestimmt,« meinte der eine.

»Bestimmt? Nicht, daß ich wüßte,« entgegneten gleichzeitig die drei anderen, die noch in der Kajüte vorhanden waren.

»Wir wollten doch nachsehen, was aus den wilden Tieren geworden ist.«

»Ach so – ja – das können wir machen.«

Und dann wieder ein allgemeines Gähnen:

»Ach, ist das langweilig!«

Da kam abermals der wachhabende Steuermann herein.

»Meine Herren, ein großer Dampfer ist in Sicht.«

»Nun und?«

Was hatte denn der, daß er solch eine gleichgültige Meldung brachte?

»Als ich die ›Zingalia‹ signalisierte, zeigte er eine blaue Flagge mit weißem Stier.«

»Wohl die ›Indianarwa?‹«

»Kein anderes Schiff.«

»Will sie etwas von uns?«

»Sie hat uns nur begrüßt.«

»So grüßen wir sie wieder. Gut!«

Der Steuermann rückte ab, etwa wie ein begossener Pudel. Der erst vor kurzem angenommene Offizier, kein echter Novascotian, hatte geglaubt, den Herren, die sich immer so langweilten, eine recht überraschende Nachricht bringen zu können. Aber es war nichts damit gewesen, es machte nicht den geringsten Eindruck auf die abgekitzelten Nerven, auch jetzt wandten sie keinen Blick nach einem Bollauge, um das Schiff zu mustern, dessen Name wenigstens doch auch in ihren Schicksalen schon eine Rolle gespielt hatte.

Aber vielleicht waren sie nur zu faul, sich an Deck zu begeben, nur den Kopf zu drehen, denn gesprochen wurde jetzt noch darüber. Das Bewegen der Kinnladen erforderte etwas weniger Anstrengung.

»Der damals von der Fucusinsel verschwundene Maharadscha hat sich ein neues Schiff angeschafft.«

»Weiß schon,« lautete die allgemeine Antwort auf diese Erklärung des einen, der den Mund am wenigsten halten konnte.

»Hat es wiederum ›Indianarwa‹ getauft.«

»Weiß schon. Ist aber nur sechstausend Tonnen groß.«

»Der Maharadscha ist überhaupt tot.«

»Stimmt.«

»Seit wann?«

»Seit einem halben Jahre.«

»Zuletzt ist er doch in London gewesen.«

»Ja, um sich die Papiere der ›Sturmbräut‹ geben zu lassen.«

»Wie kam der dazu?«

»Fragen Sie! Jansen war mit dem doch immer verbündet gewesen.«

»Wozu wollte er die Papiere?«

»Weiß nicht.«

»Er soll ja einen Nachfolger bekommen haben.«

»Woher wissen Sie das?«

»Es stand doch des langen und breiten in allen Zeitungen.«

»Lese keine Zeitungen, weder lange noch breite.«

»Wie ist denn das möglich?«

»Was soll nicht möglich sein?«

»Daß der Maharadscha von – von – von welchem Reiche war er Maharadscha?«

»Von Bunterkund.«

»Sie meinen wohl die Provinz Bundelkund?« wurde verbessert.

»Der Maharadscha von Bunterkund, hahaha, sehr gut das!« lachten aber die anderen, doch wohl nur, um den Mund einmal auf andere Weise verziehen zu können.

Seitdem aber blieb es bei ›Bunterkund‹, obgleich Maharadscha Ghasma auch gar nichts mit der Provinz Bundelkund zu tun gehabt hatte.

»Und weshalb soll der Maharadscha von Bunterkund keinen Nachfolger haben können?« wurde dann wieder gefragt.

»Weil kein Sohn da war.«

»Eben deshalb hat er testamentarisch einen anderen zum Nachfolger bestimmt.«

»Kann so ein abgesetzter indischer Fürst denn das?«

»Bei diesem Maharadscha hat England wohl eine Ausnahme machen müssen.«

»Es handelt sich auch nur darum, daß er auf seinem Schiffe als solcher anerkannt wird.«

»Und dann noch mehr darum,« wurde ergänzt, »daß dieser Nachfolger, der den gleichen Titel führt, auch alle die Apanagen und die sonstigen Gelder des Erblassers erhält.«

»Und er bekommt sie?«

»Sicher! Das hat alles jener Graf Axel arrangiert, von dem Jansen uns so viel erzählt hat.«

Eine kleine Pause trat in der Unterhaltung ein, welche Lord Seymour dazu benutzte, seine Hose auszuziehen, um auch deren neue Wunde zu sticken, und da er vergaß, seine Weste vorher anzuziehen, eine Jacke überhaupt nicht trug, so saß der Dickwanst jetzt nur noch in einer Bauchbinde da, deren Länge glücklicherweise genügte, um ein Feigenblatt zu ersetzen. Und das Vorhemdchen nicht zu vergessen!

»Auch diese neue ›Indianarwa‹ soll ja grandios ausgestattet sein,« eröffnete dann einer wieder das Gespräch.

»Na ja, gerade wie auf der alten, wie Jansen uns erzählte. Sie haben ja auch alles mitgenommen.«

»Alles von Silber und Gold.«

»Nah, Silber und Gold!« erklang es verächtlich.

»Alles gespickt mit Edelsteinen.«

»Bah, Edelsteine!«

»An die hundert der schönsten Weiber.«

»Bah, Weiber! Können Sie uns nichts anderes sagen, was da grandios sein soll? Das haben wir doch schon alles von Jansen zu hören bekommen, und der war so vernünftig, diesen ganzen Larifari in einem Atemzuge zusammenzufassen.«

»Welch anderer als Jansen will denn überhaupt darüber berichten, wie es auf der ›Indianarwa‹ aussieht?« meinte ein anderer. »Und der hat doch auch nur die alte ›Indianarwa‹ unausgeräumt zu sehen bekommen. Als wir auf ihr waren, war ja schon die Hauptsache weg.«

»Nun, auf die neue ›Indianarwa‹ sind doch auch schon welche gekommen, die davon berichten können.«

»Wer denn? Auf dieses indische Schiff kommt kein fremder Mensch.«

»Auch nicht, wenn sie im Hafen liegt?«

»Da erst recht nicht. Ach, was für Mühe haben sich die Zeitungsreporter da schon gegeben!«

»Soll man es nicht auch einmal mit einer Verhaftung versucht haben, vielleicht eben nur deswegen provoziert, um in die Geheimnisse dieses heiligen Schiffes zu dringen?«

»Hat man, in Marseille, als es sich dort einmal verproviantierte. Aber nur eine Depesche nach Paris, und der Präfekt von Marseille bekam ebenfalls telegraphisch eine Nase – so lang. Diesem Maharadscha kann man doch nichts wollen.«

»Aber es sind dennoch Fremde an Bord gekommen.«

»Wer denn?«

»Kennen Sie nicht die beiden Fälle?«

»Nein.«

»Einmal wirkliche Schiffsbrüchige. Ich weiß nicht mehr, von welchem Schiffe. Wohl ein englisches. Die wurden ganz freundlich aufgenommen – aber zu sehen haben die nichts bekommen, bis man sie im nächsten Hafen absetzte.«

»Und der zweite Fall?«

»Da hat sich ein Berichterstatter vom ›New-York Herald‹ als Schiffbrüchiger ausgegeben, hat sein Schiff im offenen Boote verlassen, natürlich die Gelegenheit abpassend, daß er auch von der ›Indianarwa‹ erspäht wurde. Es war ein wagehalsiges Stückchen, der Kerl, der sich in Lumpen gekleidet, wurde tatsächlich halbverschmachtet aufgefischt.«

»Von der ›Indianarwa‹?«

»Eben von dem indischen Schiffe, auf das er es abgesehen. In soweit war es ihm geglückt, viel mehr hat er aber nicht erreicht. Ja, er wurde auch vor den Maharadscha geführt, es soll ein baum langer Kerl mit langem, schwarzem Vollbart sein, der zwischen zwei Weibern saß . . . «

»Der Vollbart?«

»Nee, der Maharadscha, der neue. Aber weiter bekam der Reporter auch nichts zu sehen, dann wurde er in eine Kabine gesteckt, durfte sie nicht verlassen, nur zum Spazierengehen an Deck, und dann war dieses wie ausgestorben. Sonst hat er auch nicht das geringste Interessante erspäht, was des Berichtens wert gewesen. Und wissen Sie, wer das gewesen ist?«

»Mr. Sparrow jedenfalls nicht.«

»Eben Tom Sparrow.«

Es war ein welt-, oder doch in ganz Amerika durchaus bekannter Name – ein Zeitungsberichterstatter, welcher, um dem Publikum etwas Interessantes berichten zu können, alles riskierte und wirklich auch das fast Menschenunmögliche fertig brachte. Es kam ihm gar nicht darauf an, wenn es ein interessantes Gespräch zu belauschen galt, in einen Kamin zu kriechen, in dem schon Feuer brannte, sich also bei lebendigem Leibe räuchern zu lassen, und ein andermal war er zu demselben Zwecke in ein noch viel unappetitlicheres Rohr gekrochen.«

»Und auch der hat nichts erspähen können?«

»Wie ich sagte. Man hielt ihn bis zur Ankunft im nächsten Hafen wie einen Gefangenen, und da half ihm keine seiner sonstigen Künste und Listen, er vermochte keinen Schritt allein zu tun.«

»Na, das hätte ich an seiner Stelle sein sollen,« meinte Lord Seymour, Admiral Nelsons siegreiche Hose auf den nackten Knien und gegen das Licht mit dem Faden nach dem Nadelöhr stichelnd.

»Sie, Mylord?« hieß es spöttisch. »Sie wollen sich in dieser Beziehung doch nicht etwa mit Tom Sparrow vergleichen!«

»Ich nicht? Sehe ich denn etwa auch aus wie so ein ausgehungertes Sperling?«

Sparrow heißt nämlich Sperling – und dabei war Seymour aufgestanden, reckte seine Bauchbinde heraus und zupfte das Vorhemdchen zurecht.

Nein, wie ein ausgehungertes Sperling sah das dicke Männchen nun allerdings nicht aus – doch ehe man dazu kam, ihm

dies zu versichern, stieß Monsieur Chevalier einen lauten Juchzer aus, der ebenso freudig wie schmerzlich klang, und dann fing der Franzose zu spucken an.

»Was haben Sie denn, Chevalier?«

»Mir die Zigarette verkehrt in den Mund gesteckt,« entgegnete der Gefragte, nachdem er sich ausgespuckt hatte. »Und trotzdem, ich hab's, ich hab's!! Meine Herren, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Schon seit langer, langer Zeit gehe ich mit dem Plane um, diese Erde zu verlassen . . . «

»Auf welche wollen Sie denn sonst gehen?«

» . . . 's ist gar zu erbärmlich langweilig hier,« fuhr der Sprecher unbeirrt fort. »Aber es ist ihnen bekannt, meine Herren, daß ich ein guter Christ bin, ich kann an keiner Kirche vorbeigehen, ohne sie zu betreten und zu beten . . . «

»Seit wieviel Jahren sind Sie denn an keiner Kirche vorbeigekommen?«

» . . . und wenn die Kirchtür des Nachts verschlossen ist, dann breche ich sie auf. Also glaube ich auch an einen Himmel und an eine Hölle. Was nun immer meinen Selbstmord verzögerte, das war der Zweifel, ob ich unseren Freund Jansen im Himmel oder in der Hölle zu suchen habe . . . «

»Ach so, Selbstmord wollen Sie begehen! Nein, da gehe ich nicht mit.«

»Na, da wollen wir doch mal alle zusammen auf die ›Indianarwa‹ gehen!«

Ein plötzliches Stillschweigen, ein Stocken jeder Bewegung, und dann erhoben sich die drei anderen gleich- und ruckmäÙig wie die Automaten.

»Wahrhaftig, das ist ein Gedanke, das machen wir!«

»Aber wenn sie uns nicht aufnehmen? Warum sollen sie?«

»Sie müssen, wir sind Schiffbrüchige im offenen Boote – sonst drohen wir mit dem internationalen Seestrafgesetzbuch – Paragraph 248 B dritter Abschnitt.«

»Aber wie einen Schiffbruch plausibel machen?«

»Eine Sprengpatrone in den Kielraum – zum Anschein eine Kes-
selexplosion.«

»Wir feuern ja seit acht Tagen nicht.«

»Können die denn das wissen? Auch unter den Kessel eine gute
Portion Pulver, wir pusten den Qualm durch den Schornstein – ist
das nicht plausibel genug?«

»Wird gemacht, wird gemacht!« jubelte Lord Seymour. »Ist
denn aber die ›Indianarwa‹ auch noch da?«

»Da schwimmt sie ja,« sagte Mr. Brown, steckte schnell sein
endlos langes Blaserohr durch eins der runden Fensterchen und
pustete einen Pfeil nach dem noch ziemlich nahen Schiffe.

»Dann fix, fix,« schrie der Lord, »Pulver unter den Kessel und
ein Loch geschlagen – – halt, halt – noch einen Augenblick – nur
noch fünf Minuten – ich muß erst meine Hosen sticken!«

Aber die anderen eilten schon hinaus, den stichelnden Lord
zurücklassend.

Jetzt galt es zunächst, die Mannschaft für das Vorhaben gefügig
zu machen. Doch das war eine Kleinigkeit. Es waren eben Novas-
cotiamen, deren Charakter wir schon wiederholt geschildert ha-
ben, mit allen Teufeln verbrüdet, und sie wußten doch, was für
Herrn sie sich zu Brot und Lohn verdingt hatten, sie hatten auf
der ›Zingalia‹ ja auch schon haarsträubende Sachen erlebt, und
wenn sie dafür bezahlt wurden, so waren sie noch zu etwas ganz
anderem bereit, als nur ihr eigenes Schiff zu versenken.

Damit war man also schnell bei ihnen fertig, es handelte sich
hauptsächlich nur darum, den Matrosen und Heizern rechtzeitig
einzuschärfen, daß sie sich dann, wenn sie als Schiffbrüchige auf-
genommen wurden, nicht etwa verplapperten.

»Na, Sir, was denkt Ihr denn von uns? Los denn, klar bei den
Booten!«

Lord Seymour stichelte noch immer mit emsiger Hast an seiner
unsterblichen Hose herum, und es waren tatsächlich auch noch

keine fünf Minuten vergangen, seitdem der tolle Plan ausgeheckt worden oder doch seitdem die anderen hinausgeeilt waren, als es einen gewaltigen Knall gab, der das ganze Schiff erzittern machte, und fast gleichzeitig stürzte Fairfax herein.

»Mmmmmmamamamamamamachen Sie schnell, wir sinken!« brüllte er, soweit man brüllen kann, wenn man dabei durch die Nase stottern muß, zumal wenn diese Nase eine seitliche Krümmung hat.

Das freilich war dem edlen Lord doch etwas gar zu plötzlich gekommen.

»Was?! Ist denn schon der Kiel durchgeschlagen?«

»Freilich, freilich, das Wasser kommt in Strömen hereingeschossen! Es ist zu gründlich besorgt worden – fix, fix, daß wir ins Boot kommen – ziehen Sie ihre Hohohohose an!«

»Aber ich kann doch nicht die zerissene Hose anziehen!« fing der so ziemlich im Adamskostüm dastehende Lord jetzt zu jammern an.

»Dann ziehen Sie wenigstens Ihre Jacke an!«

»Da muß ich doch erst meine Weste anziehen.«

»Na, da ziehen Sie doch Ihre Weweweweste an! Fix, nur fix!«

»Ich kann doch meine Weste nicht anziehen.«

»Na, warum denn nicht?«

»Weil die auch noch einen Riß hat, quer über der Brust, ich kann mich doch nicht den indischen Damen so gut wie nackt präsentieren!«

»Aber Sie haben doch noch eine Bauchbinde und ein Vorhemdchen an!«

»Sitzt denn das Vorhemdchen wenigstens gut?«

»Zeigen Sie her – der Schlips sitzt nicht ordentlich.«

Und Mr. Fairfax zupfte Schlips und Vorhemdchen etwas zu recht.

»So – nun aber raus, raus – in die Boote!!«

Ja, man merkte schon, daß das Schiff sehr schnell sank, es wäre gar nicht nötig gewesen, daß die Matrosen so schrien.

Also Lord Seymour sich Hose und Weste über den Arm gehängt und mit hinaus, nur angetan mit Pantoffeln, Strümpfen, Bauchbinde, Vorhemdchen und Schlips. Seine Jacke ließ er zurück. Aber man darf wohl glauben, daß deren Taschen nichts enthielten, was er später vermißt hätte. Wes er bedurfte, um durch die Welt zu kommen, befand sich jedenfalls in der Hose oder Weste, vielleicht auch in der Bauchbinde. Und dasselbe galt von den anderen Herren. Diese spleenigen Abenteurer waren ja immer auf solch eine Plötzlichkeit gefaßt, alles im Stich lassen zu müssen. Aber wes sie unbedingt bedurften, das Wichtigste, hatten sie Tag und Nacht bei sich, vor allen Dingen außer dem Scheckbuch Banknoten und einiges Kleingeld, das ist ja die Hauptsache im Leben, und wer sich nicht als Mensch fühlte, wenn er sich nicht täglich rasieren konnte, der ging eben mit dem Rasiermesser und Seifenpinsel schlafen, so wie Monsieur Chevalier mit einem genügenden Tabaksvorrat und Zigarettenpapier.

Aehnlich geht es ja jedem Matrosen. Wie selten kann aus einem Schiffbruch die Kleiderkiste gerettet werden! Nichts weiter als was man auf dem Leibe trägt. Aber Pip und der ganze Tabaksvorrat, besonders auch Kautabak. Und wie der Schreiber dieses aus Erfahrung weiß, muß der deutsche Matrose – bei anderen hat er das nie beobachten können – unbedingt auch noch die Photographien mitnehmen, die seine Kleiderkiste enthält, die seiner Angehörigen, seiner Freunde, aber selbst ihm sonst ganz fremder Personen – um sie erst noch herauszubekommen, dafür riskiert er sein Leben. Es sind dies Kleinigkeiten, welche aber zur Unterscheidung des nationalen Charakters mehr erzählen als dicke Bücher.

Sie sprangen in die schon ausgeschwenkten Boote, und es war die höchste Zeit, diese herabzulassen, wenn sie noch von dem Strudel freikommen wollten.

»Halt, halt, wir haben Mr. Rug vergessen!!«

Da kam er schon an – nicht angegangen, sondern er wurde angeschleppt, von seinem Leibarzt und seinem Leibdiener, der am anderen Arm einen großen Korb mit Flaschen hatte. Es wurde eben nichts vergessen.

»Jonny – Whisky – Whisky mit Zucker – mehr Zucker,« lallte der Australier, der unter den Händen seines Arztes schon wieder etwas zur Besinnung gekommen war, mit schwerer Zunge, und dann befand er sich glücklich in einem der vier Boote.

Diese stießen ab und kamen glücklich von dem Strudel ab, der sich über der zuletzt verschwindenden Mastspitze der ›Zingalia‹ bildete. Die Sache war ›geglückt‹.

Jetzt überzählte der Kapitän, ein echter Novascotiaman, zunächst die Häupter seiner Lieben.

»Da fehlt doch einer.«

»Der Jim.«

»Ein Heizer?«

»Ja.«

»Wo steckt denn der?«

»Dort unten,« hieß es, und eine ausgestreckte Hand deutete auf die Stelle, wo die verschwundene Mastspitze auf dem sonst glatten Wasser die letzten Ringe zog.

»Vielleicht kommt er noch.«

»Nee, Käpt'n, nee, der kommt nicht mehr. Der steckte gerade im Rußkanal, hat gar nichts davon erfahren. Mir fiel's zu spät ein.«

»Na, da Mützen ab zum Gebet!«

Sie zogen die Mützen und spuckten über die gefalteten Hände den braunen Tabakssaft.

Als die Mützen wieder aufgesetzt wurden, hatte der Verunglückte sein ehrliches Seemannsbegräbnis bekommen.«

»Pult an!«

Fort ging es im Rudertakt. In zehn Minuten war die ›Indianarwa‹ erreicht. Diese, welche dampfte, hatte sofort gestoppt, als die

Explosion erfolgt war. Ein anderes Schiff war nicht in Sicht, womit diese unternehmenden Abenteurer auch gerechnet hatten.

Dort, wo die Kommandobrücke noch die Bordwand überragte, erschienen einige Männer, Offiziere, lauter kleine, gedrungene Gestalten, unverkennbar Japaner, nicht uniformiert, sondern gekleidet, wie sich eben englische Seeleute von der Handelsflotte kleiden. Es werden ganz einfach die Straßenanzüge abgetragen, statt eines Hutes eine Mütze, aber auch ohne jedes Abzeichen, wozu nur bei schlechtem oder kaltem Wetter die speziellen Seemannskleider, wie Oelanzug, Flausrock, Teerjacke, Südwester usw. kommen. Darin kann man keinen englischen Seemann von einem deutschen oder skandinavischen unterscheiden, hingegen schon von einem Franzosen, der auch bei der Arbeit das Patente, das Auffällige liebt, und mehr noch gilt das vom Italiener, Spanier, Griechen und den anderen aus der Hundetürkei. Da darf vor allen Dingen die Schärpe und anderer Klimbim nicht fehlen. Denn je weniger einer ist, desto mehr will er zu sein scheinen.

»Was ist denn das gewesen?« wurde von oben herab gefragt.

»Eine Kesselexplosion,« entgegnete der Kapitän, den man erst den Sprecher machen ließ.

»Seid Ihr Kapitän Sherman?«

Dieser bejahte. Mit dem Namen des Schiffes, der vorhin beim Gruße signalisiert wurde, wird doch auch stets der des Kapitäns genannt.

»Eine Kesselexplosion, so! Sah gar nicht danach aus.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fuhr der Kapitän empor, ward aber gleich von Mr. Brown, welcher von diesen Herren wohl der Vernünftigste war, zurückgezogen.

»Sicher, Herr Kapitän, es war eine Kesselexplosion. Wir haben bis vor einer Stunde gedampft, der Kessel sollte abgeblasen werden . . . «

»Schon gut, schon gut. Ihr wollt zu uns an Bord, was?«

»Ihr werdet uns doch nicht etwa abweisen?«

»Weil das hier gerade die ›Indianarwa‹ ist, deshalb gingt ihr in die Boote, es kam euch gar nicht darauf an, das ganze Schiff zu vernichten, was?«

»Herr Kapitän, wir haben nicht für einen einzigen Tag Proviant in den Booten.«

»Warum nicht?«

»Weil keiner drinne war.«

»Was für eine heillose Wirtschaft ist denn das?«

»Ja, dafür wird sich Kapitän Sherman zu verantworten haben.«

»Gehört Ihr mit zur Besatzung? Und der Halbnackte da? Es sind auch noch andere, die mir einen ganz merkwürdigen Eindruck machen.«

»Wir sind die Besitzer der ›Zingalia‹.«

»Wie heißt Ihr denn?«

»Können wir uns nicht lieber an Bord vorstellen?«

»An Bord? Ihr werdet einfach ins Schlepptau genommen.«

Da schrillte eine Klingel, noch hier unten hörbar, worauf sich der japanische Kapitän und die Offiziere schnell entfernten.

Denen in den Booten aber war mit den letzten Worten ein heillos Schreck in die Glieder gefahren.

Wahrhaftig, daran hatten sie gar nicht gedacht! Es war eben alles viel zu schnell gegangen. Sie hätten doch daran denken können, daß sie von dem indischen Schiffe, wenn dieses durchaus keinen fremden Menschen an Bord haben wollte, einfach ins Schlepptau genommen wurden, die ruhige See ließ das zu, und im Laufe des Tages würde man schon noch ein anderes Schiff sichten, welches weniger Bedenken trug, die ›Schiffbrüchigen‹ gegen angemessene Bezahlung – die bekannten Seepreise! – an Bord zu nehmen.

Nun, gar so heillos war der Schreck nicht. Nur war dann das alles umsonst gewesen.

»Na, Mylord, wie steht's denn nun?« flüsterte da der Franzose schadenfroh. »Sie wollten doch alle Geheimnisse dieses Schiffes ausspionieren, und jetzt kommen Sie nicht einmal an Bord.«

»Schade, daß wir nicht gewettet haben!« setzte Mr. Brown brummend noch hinzu.

Da machte der Lord ein ganz jämmerliches Gesicht, rieb sich den dicken Bauch.

»Und ich muß an Bord!« fing er zu jammern an. »Ich habe mich verkühlt, schrecklich verküüüüht . . . «

Und dann gab er seinem Nachbar einen Fußtritt.

»Ich bin krank, sterbenskrank, verstanden?« flüsterte der Lord. »Habe die die die Trichinose oder so was Aehnliches.«

Ja, der Plan war ganz gut, und die anderen wollten ihn auch keineswegs durchkreuzen.

»Eine Blinddarmentzündung, das ist besser.«

»Jawohl – mit chronischer Mastdarmfistel.«

Aber es sollte nicht nötig sein, diesen Plan durchzuführen.

Merkwürdig war, oder auch dem ganzen Charakter dieses geheimnisvollen Schiffes entsprechend, daß sich über der Bordwand keine neugierigen Matrosengesichter gezeigt hatten, denn das bleibt doch sonst nicht einmal auf einem Kriegsschiffe aus.

Jetzt erschienen Matrosenköpfe, ebenfalls mongolische, aber nur, um ein Fallreep herabzulassen, und da tauchte auch schon wieder der Kapitän auf.

»Bitte, kommen Sie an Bord.«

Eigentlich hatte er auch schon vorher ganz höflich gesprochen, nur etwas spöttisch. Die Japaner sind ja überhaupt sehr höflich und dabei viel natürlicher als die Chinesen.

Die Schiffbrüchigen ließen sich das nicht zweimal heißen, Lord Seymour war auch plötzlich von seiner Blinddarmentzündung und seinen anderen Leiden kuriert.

Es waren siebenunddreißig Mann, welche das Fallreep hinaufkletterten. Besonders die vielen Diener, welche die in gewisser Beziehung so verwöhnten Sportsmen beanspruchten, hatte die Besatzung der Jacht so groß gemacht.

So, nun befanden sie sich wenigstens an Deck des geheimnisvollen Schiffes. Von indischer Pracht war hier freilich nichts zu sehen, auch nichts von indischem Leben. Nur japanische Seeleute – und da auch ein Indier, aber nicht im orientalischen Kostüm mit Turban, Kaftan und roten Schnabelschuhen, sondern in einem modernen Anzuge, und dieser Indier war es auch, der sie jetzt empfing, während der Kapitän auf der Brücke blieb, wie sich überhaupt niemand mehr um sie kümmerte.

»Bitte, wer ist der Herr Kapitän?« begann dieser Indier in tadellosem Englisch.

»Ich.«

»Nicht wahr, auch der Besitzer der gesunkenen Jacht befindet sich hier?«

»Das sind wir,« wurde von entsprechender Seite geantwortet, wobei sich die Betreffenden immer durch etwas Vortreten bemerkbar machten.

»Gleich vier?«

»Sogar fünf! Die ›Zingalia‹ gehörte uns gemeinschaftlich.«

»Ah, so. Aber wo ist denn der fünfte?«

Auch Mr. Rug wurde vorgeschleift, taumelte – und konnte mit einem Male ganz gerade stehen.

»Ist der Herr krank?«

»Nur besoffen.«

»Ah so,« sagte der Indier mit tiefstem Ernst. »Nun, es scheint ja zu gehen. Bitte, wollen diese fünf Herren mir folgen. Für die anderen wird ebenfalls gesorgt werden.«

So wurde von vornherein eine scharfe Trennung zwischen den Jachtbesitzern und der Besatzung bewerkstelligt, einfach zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und die fünf Sportsmen sollten mit allen anderen auch nicht so bald wieder in Berührung kommen, weder mit dem Kapitän, noch mit dem Arzte, noch mit irgend jemandem, der sonst manchmal mit an ihrer Tafel saß.

Also unsere fünf ›Helden‹ folgten dem vorausschreitenden Indier, Lord Seymour immer Hose und Weste über dem Arm, anstatt mit ihnen seine nackten Gliedmaßen zu bedecken, der Australier taumelnden Ganges, von seinen Freunden unterstützt.

Es ging durch einen verdeckten Eingang zwei Treppen hinab, auf dem Korridor gewahrten sie prächtige Teppichläufer, sonst aber durchaus nichts von indischem Leben, das ganze Schiff, welches doch stark bevölkert sein sollte, schien ausgestorben zu sein, dann befanden sie sich in einer größeren Kabine oder in einem größeren Salon, der an Einrichtung allerdings nichts zu wünschen übrig ließ.

»Ich heiße die Herren im Namen des Maharadschas willkommen,« nahm hier der Indier mit womöglich noch größerer Höflichkeit das Wort.

»Was für ein Maharadscha ist das?« fragte Mr. Brown, der bei solchen Gelegenheiten immer den Sprecher machte, mit weniger Höflichkeit.

»Es ist der Nachfolger des Maharadschas Ghasma Dschalip Subktadscha, sein Name ist einfach Rakta, was wiederum nur Nachfolger oder Stellvertreter heißt, einen anderen Titel hat er nicht bekommen, ist aber seitens Englands als Maharadscha, d. h., als indischer Großfürst, anerkannt worden. Sollte das den Herren nicht schon bekannt sein?«

»Doch, wir haben davon gehört.«

»In seinem Namen heiße ich Sie also an Bord der ›Indianarwa‹ willkommen.«

»Wir danken sehr.«

»Bitte, wollen mir die Herren nun ihre Namen nennen – oder vielleicht schreiben Sie sich gleich hier ein.«

Er brachte ein Notizbüchlein zum Vorschein; die Sportsmen willfahrten seinem Wunsche.

Dann bat der Indier um Bericht, wie die ›Zingalia‹ so plötzlich gesunken sei, und die Uebeltäter blieben bei ihrer Kesselexplosion.

Der Indier machte sich über die verschiedenen Einzelheiten Notizen, verzog dabei keine Miene.

»Ich muß dem Maharadscha darüber Bericht erstatten. Also nur ein Mann hat dabei seinen Tod gefunden?«

»Nur ein einziger.«

»Und was war das Ziel der ›Zingalia‹?«

»Eigentlich hatten wir gar keines.«

Der Indier steckte sein Notizbuch ein.

»Nun, meine Herren, Sie befinden sich hier in einer besonderen Kabinenabteilung, ganz separiert – an Land würde man es Zimmerflucht oder Appartement nennen – es sind sechs zusammenhängende Kabinen, in denen Sie alles finden, was Sie bedürfen, so daß Sie sie gar nicht zu verlassen brauchen, und ... ich ersuche Sie, dies auch nicht zu tun.«

»Weshalb denn nicht?«

»Weil ... das an Bord dieses Schiffes so üblich ist. Dem Gaste, so herzlich er aufgenommen wird, sind gewisse Grenzen gezogen. Oder ich will doch lieber gleich deutlicher sein: Ihr Bezirk muß auf diese sechs Kabinen beschränkt bleiben. Sie dürfen sie überhaupt gar nicht verlassen.«

»Das heißt, wir werden hier so gut wie gefangengehalten?«

»In gewisser Beziehung, ja.«

»Man schließt uns ein, dreht den Schlüssel draußen um?« wurde gleich noch deutlicher gefragt.

Oho! An solch eine Behandlung waren gerade diese Sportsmen, welche zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie die Vögel in der Luft waren, am allerwenigsten gewöhnt.

Allerdings hatten sie das schon vorher gewußt, auch die anderen, welche zufällig an Bord dieses geheimnisvollen Schiffes gekommen, waren ja so behandelt worden – aber wenn man es auch als selbstverständlich hinnahm, so mußte man sich doch dem Scheine nach gegen solch eine Behandlung sträuben.

»Ja, wozu denn das?«

»Das ist die spezielle Bordroutine dieses Schiffes in bezug auf Gäste. O, Sie dürfen das auch nicht so nehmen. Sie werden nichts vermissen, Sie werden aufs beste gepflegt, haben Bad und alles ...«

»Aber wir sind nicht gewöhnt, uns einsperren zu lassen!«

»Bitte, meine Herren, es handelt sich doch nur um wenige Stunden, wir rufen den ersten Dampfer an oder, wenn Sie wollen, das erste uns beegnende Segelschiff, da sind Sie sofort von dem Zwange erlöst. Wir sind ganz dicht bei einer Dampferlinie, welche wir gleich aufsuchen, der Kurs ist schon geändert, da kann diese Freiheitsberaubung ja nicht lange währen.«

Das war natürlich eine kalte Dusche. Deswegen, um nur einige Stunden hier zu verbringen, hatte man doch nicht das wertvolle Schiff geopfert.

Es war eben alles viel zu schnell gegangen, der ersten Idee war nach dem Charakter dieser Leutchen sofort die ganze Tat gefolgt, nun sah man es zu spät ein.

»Wohin begibt sich denn die ›Indianarwa?‹ wurde kleinlaut gefragt.

»Wir haben überhaupt niemals ein Ziel, wir laufen nur einen Hafen an, wenn Proviant oder sonst etwas ersetzt werden muß, und wir sind noch auf ein Vierteljahr mit allem versorgt.«

»Wenn uns aber das nächste Schiff oder sein Ziel nicht paßt, was dann?«

»Nun, dann warten Sie eben auf ein zweites.«

»Und wenn uns auch dieses nicht gefällt?«

»Dann befragen Sie ein drittes, das Sie in Sicht bekommen.«

»Mit Gewalt werden wir nicht von Bord gebracht, nicht zwangsweise abgesetzt?«

»O nein! So etwas wie Gewalt oder Zwang gibt es an Bord der ›Freiheit von Indien‹ überhaupt nicht. Daß wir Ihre Bewegungsfreiheit beschränken, das ist etwas ganz anderes. Sonst pflegen wir gerade die Gastfreundschaft und Gastfreiheit, und zwar die unbeschränkteste, das heißt für den, der sich einmal an Bord unseres Schiffes befindet.«

»Was? Da könnten wir wohl so lange hierbleiben, wie wir wollen?«

»Das können wir Ihnen nicht verwehren, darüber haben wir heilige Gesetze, und selbst wenn uns ein Gast unangenehm wäre, dürften wir ihn dies nicht im entferntesten empfinden lassen.«

»Na, dann ist ja alles gut, dann bleiben wir hier!« entfuhr es dem einen unbedachtsam, wofür er eins aufs Hühnerauge bekam.

Aber der Indier schien nichts gehört zu haben.

»Haben die Herren sonst noch Wünsche?«

»So dürfen wir gar niemals an Deck?«

»O, gewiß! Sie müssen doch Bewegung im Freien haben. Genügt täglich zweimal eine Stunde, vor- und nachmittags?«

»Ich ziehe vor, an Deck spazieren zu gehen, wenn ich will,« meinte der Haarwasseronkel trocken.

»Das tut mir allerdings leid. Vielleicht früh zwischen acht und neun und nachmittags zwischen vier und fünf?«

Während der Indier nach den Wünschen fragte, machte er doch immer gleich strikte Vorschriften, aber so geschickt, das man das gar nicht empfand.

»Gut denn! Und wie ist es mit Kleidern und Wäsche? Wir haben nichts gerettet, als was wir am Leibe tragen.«

»Gleich im Nebenzimmer finden Sie eine reichhaltige Garderobe. Außerdem ist überall eine Klingel, Sie brauchen nur zu drücken, jedem Wunsche wird Rechnung getragen, der nur an Bord eines Schiffes zu erfüllen ist.«

Eine Verbeugung, und der Indier entfernte sich. Die Zurückbleibenden hörten ganz deutlich, wie er draußen zuschloß.

»Sapristi!« sagte zunächst der Franzose, sich eine Zigarette drehend.

»Na, was denn?« wurde ihm von drei Seiten erwidert. »Haben Sie nicht gewußt, was uns hier erwartet?«

»Aber uns so einzusperren!«

»Das ist ja sogar das Schöne dabei – nun, Mylord, beweisen Sie, daß Sie mehr können als Tom Sparrow – nun brechen Sie diese Riegel und schauen Sie sich auf diesem geheimnisvollen Schiffe um, ohne daß Sie daran gehindert werden.«

»Das werde ich allerdings fertig bringen. Erst aber muß ich mich hier nach Nähzeug umsehen, daß ich meine Hose flicken kann, sonst muß ich klingeln.«

Er begann sofort, alle Kästen aufzuziehen.

»Ein Glück nur, daß der Kerl nicht daran gedacht hat, uns ein Ehrenwort abzufordern, daß wir nicht auszubrechen versuchen, überhaupt nicht herumschnüffeln wollen.«

»Das kann aber noch kommen.«

»Nein, sicher nicht,« meinte ein anderer. »Wir sind doch Gastfreunde, und fordert man denen etwa ein diesbezügliches Ehrenwort ab?«

»Gastfreunde sperrt man aber eigentlich nicht so ein.«

»Lassen wir das. Wir sind eben auf der ›Indianarwa‹, von der noch niemand etwas Reelles hat erzählen können. Sehen wir uns lieber in den anderen Kabinen um.«

Bemerkenswertes boten die sechs Räume nicht, wenigstens nicht für diese schwerreichen Sportsleute, die an den höchsten Luxus gewöhnt waren.

»Ja, was wollen wir nun anfangen?« meinte Fairfax nach dieser Besichtigung, ließ sich auf einem festgeschraubten Fauteuil nieder, zog seinen Nickfänger und begann, von dem vor ihm stehenden Tisch aus feinstem Ebenholz lange Späne abzuschneiden.

Mag dieses Beispiel genügen, weshalb dieser amerikanische Gentleman nicht an Land leben konnte, nur auf seinem eigenen Schiffe, und dasselbe galt für alle die anderen.

»Laßt mich nur erst meine Hose und Weste heil haben,« entgegnete der Lord, der wirklich ein Nähzeug gefunden, »dann will ich hier schon herauskommen.«

»Zu dumm, daß ich mein Blaserohr nicht mitgenommen habe!« brummte der Haarwasseronkel.

»Klingeln Sie doch, ein Bambusrohr wird es hier schon geben.«

»Aber es muß ein botokudisches sein, und das wird hier wohl nicht vorhanden sein.«

»Hier ist auch ein Klavier. Nun los, Chevalier, spielen Sie uns was vor.«

»Ist es nußbraun?«

»Nein, schwarz.«

»Ich spiele nur auf nußbraunen Klavieren.«

»Verdammt hart!« knurrte der spänehobelnde Fairfax. »Ist das Klavier weicher?«

»Nu, 's geht,« meinte Brown, schon mit seinem Taschenmesser in der polierten Platte herumbohrend.

»Ich will aber doch erst . . . «

Fairfax drückte den Klingelknopf, ein Klingeln hörte man nicht, dafür aber fast sofort eine menschliche Stimme.

»Was befehlen die Herren?«

Die ziemlich weit entfernte Stimme kam aus einem anderen Zimmer.

»Hier herein!«

»Ich bedaure, ich kann nicht kommen. Was wünschen die Herren?«

»Wir wünschen einen Diener und keinen indischen Gentleman.«

»Ich bin auch ein Diener.«

»Na, dann scheren Sie sich doch in drei Teufels Namen hier herein!! Oder sollen wir etwa zu Ihnen hinauskommen?«

»Ich kann aber nicht hineinkommen, die Tür ist zugeschlossen.«

Jetzt wurde man doch stutzig, begab sich ins nächste Gemach, immer noch weiter bis ans Ende der sechs Räumlichkeiten, und da sah man des Rätsels Lösung.

Auch hier war noch eine Seitentür, diese besaß oben eine Oeffnung, und in ihr zeigte sich ein braunes Gesicht.

»Nun hört sich aber doch alles auf! Gerade wie im Zuchthause!«

»Was befehlen die Herren?«

»Einen Schleifstein oder Wetzstahl,« sagte Fairfax zunächst.

»Sofort, mein Herr!«

Der Kopf verschwand, aber die Klappe blieb offen, durch welche man eine andere Kabine sah, die nichts weiter enthielt, als einen großen Tisch.

Noch ehe man dazu kam, über diese denn doch gar zu streng durchgeführte Gefangenschaft zu sprechen, ging in jenem Nebenzimmer die Korridortür auf, ein Indier trat ein, eine ganz moderne Livree tragend, derselbe, den man vorhin auch hatte verschwinden sehen, legte auf den Tisch sowohl einen Schleifstein wie einen Wetzstahl.

»Bitte, hier, mein Herr.«

»Was soll denn das heißen?«

»Ich weiß nicht.«

»So geben Sie die Dinger doch wenigstens her.«

»Ich darf nicht.«

»Ja, wie sollen wir sie denn sonst bekommen, wenn diese Tür verschlossen ist?«

»Sobald ich wieder hinaus bin, ist die Tür offen.«

»Ah so, das ist ja eine Art Sicherheitskäfig, wie der Tierbändiger ihn benutzt, um in den Raubtierkäfig zu gelangen, was?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Gut, fort!«

Kaum hatte der Diener das abgeschlossene Gemach durch die Korridortür verlassen, als diese hier auch geöffnet werden konnte.

Und bei dieser Vorsichtsmaßregel blieb es. Als die Herren zu speisen wünschten, wurde ihnen die Mahlzeit erst in dem abgeschlossenen Gemach serviert, sie mußten sich die Schlüssel selbst holen, brauchten es aber auch nicht zu tun, sie konnten sich ja auch einen Diener zum Servieren wünschen. Dann aber nahm dieser seinen Weg ebenfalls erst durch den Sicherheitskäfig und verließ die Gesellschaft auch wieder so.

Diese Sportsmen genierten sich natürlich durchaus nicht, die verschiedensten Experimente anzustellen, brauchten als Gefangene ja auch gar keine Rücksicht zu nehmen.

Zunächst ließ man die Verbindungstür auf, lehnte sie nur ein wenig an. Doch der Diener, welcher auch durch die Außentür blicken konnte, ließ sich nicht täuschen, verlangte erst, daß die Tür wirklich geschlossen würde, ehe er das Gewünschte hereinbringen könne, und dabei war jedenfalls auch ein Mechanismus tätig, welcher anzeigte, ob jene Tür wirklich geschlossen sei oder nicht.

Dann versteckte sich einer in jenem Raume, schmiegte sich dicht an die Tür, so daß er von der Klappe aus gar nicht gesehen werden konnte.

Allein der livrierte Wärter ließ sich nicht irre machen, er wußte sofort, daß sich jemand in diesem Raume befand, der erst zurückgehen mußte.

Dieses Rätsel wurde bald aufgeklärt, als man die Decke genauer betrachtete und da oben einige Löcherchen sah. Sie wurden ganz einfach von oben beobachtet, und daher freilich war jede Mühe vergeblich.

Wozu aber nur diese ungeheuere Vorsicht?

»Eben weil wir Gäste sind, die in die Geheimnisse dieses Schiffes keinen Einblick bekommen sollen, und man mag mit Neugierigen schon genug traurige Erfahrungen gemacht haben.«

»Oder die Gäste sollen auf diese Weise hinausgeekelt werden,« meinte ein anderer.

»Auch möglich. Wie aber wollen Sie da unbemerkt hinausgelangen und herumspionieren, Mylord?«

»Das ist meine Sache; ich werde es schon fertig bringen.«

Kurz vor vier Uhr erschien wieder jener erste Indier, wohl ein vornehmer Hindu, der sich dann als Sidi Sabasi vorstellte, und lud die Herren zum Spaziergang an Deck ein.

Bis zur nächsten Treppe hatte man durch den Korridor nur wenige Schritte zu machen, dabei kam man an zwei Türen vorüber, welche nicht zum Appartement der Gäste gehörten; Lord Seymour, sich hinter dem Rücken des Indiers haltend, klinkte an beiden, fand sie verschlossen.

An Deck waren einige japanische Matrosen beschäftigt, auf der Kommandobrücke gingen die Offiziere hin und her. Nichts weiter. Man hätte ebensogut an Bord irgendeines großen, englischen Frachtdampfers sein können.

Auch für die andere Mannschaft der ›Zingalia‹ war für diese Stunde das Deck frei, bald gesellten sich der Kapitän und der Arzt zu den Herren, klagten diesen ihre Not.

Sie waren erst recht wie die wilden Tiere eingesperrt, sogar zusammengepfercht, klagten auch über das Essen, welches nur aus Reisgerichten bestände. Fleisch gäbe es überhaupt nicht – was bei den fünf Sportsmen durchaus nicht zutraf. Diese hatten vielmehr die auserlesensten Gerichte erhalten, sogar frisches Fleisch der verschiedensten Art, sie hätten nach der Speisekarte bestellen können.

Es dämmerte ihnen gleich eine Ahnung auf, daß man jene erst recht so bald wie möglich von diesem heiligen Schiffe entfernen

wollte, aber sie sagten nichts, das besorgte auch der Kapitän von selbst, und der Arzt stimmte ihm immer bei.

»Der Verlust des Schiffes bedeutet Aufhebung des Kontraktes.«

»Selbstverständlich.«

»Sobald ein Schiff in Sicht kommt, verlassen wir diesen verdammten Hungerkasten.«

»Wir halten Sie nicht. Also die ganze Mannschaft will abbezahlt werden?«

Es geschah auf der Stelle, und noch an demselben Tage verließ die ganze Mannschaft der ehemaligen ›Zingalia‹ dieses Schiff, wurde von den japanischen Matrosen auf einen Dampfer gebracht, der sich zur Aufnahme bereit erklärt hatte.

Auch die Diener gingen alle mit, selbst wenn sie seit Jahren einem der Herren treu gedient hatten, sogar Mr. Rug ward von seinem Jonny verlassen.

Ein patriarchalisches Verhältnis konnte ja auch bei diesen Sportsmen niemals zustande kommen, deren Hauptzug im Charakter der Hang zur ungebundensten Freiheit war. Wahrscheinlich hatte zwischen diesen langjährigen Dienern schon seit einiger Zeit eine Art von geheimer, wenn auch unschuldiger Meuterei bestanden, sie waren eben schon längst entschlossen gewesen, gemeinschaftlich diese verrückte Gesellschaft zu verlassen, und wer in dieser Zeit sparsam gewesen, mußte es schon zu einem Vermögen gebracht haben.

Doch so weit war es noch nicht. Die Mannschaft war nur ausbezahlt worden, der Kontrakt gelöst, sonst befand sie sich noch an Bord, es mußte erst ein Schiff abgewartet werden.

Nach dem Spaziergange, der auch den Australier so ziemlich wieder nüchtern gemacht hatte, waren die fünf in ihr komfortables Gefängnis zurückgeführt worden, hier wurde von neuem besprochen, wie man zum Ziele gelangen könne.

Dabei dachte man an die kleinen Oeffnungen in der Decke, es konnte auch noch andere Vorrichtungen geben, um zu beobachten und zu belauschen – die Unterhaltung wurde in möglichst leisem Tone geführt, man saß eng zusammen, dabei mit irgend etwas beschäftigt, daß die absichtliche Heimlichkeit wenig auffiel.

Ja, was wollte man hier eigentlich?

Das intime Leben auf diesem indischen Schiffe kennen lernen.

Keiner der fünf Herren hatte die neue ›Indianarwa‹, welche bereits seit zwei Jahren existierte, schon einmal gesehen. Aber sehr viel gelesen hatten sie schon über sie, Zeitungsberichte. Von der Pracht und Herrlichkeit, wie es auf diesem Schiffe, ganz wie an einem indischen Hofe zugehen sollte, ein Fest löste das andere ab, Gauklervorstellungen, Bajaderentänze und dergleichen.

Solche Berichte brachten die Zeitungen, vornehmlich englische und amerikanische, immer einmal, besonders wenn das indische Schiff einen Hafen angelaufen hatte, um Proviant und Kohlen einzunehmen. Dabei hielt es sich stets höchstens zwei Tage auf, und dann, wenn es den Hafen wieder verlassen, erschienen jedesmal solch farbensprühende Berichte über das Leben dieses schwimmenden Altindiens aus gewandten Federn in allen Zeitungen des betreffenden Landes, eine druckte sie aus der anderen ab.

Ja, woher wollte denn der Erzähler eigentlich seine Kenntnisse haben? Einige waren sogar so naiv, gleich zu versichern, daß noch kein fremder Fuß dieses Schiff betreten habe.

Diese Berichte waren also einfach Schöpfungen der Phantasie.

Jene Schiffbrüchigen, welche wirklich an Bord der ›Indianarwa‹ gewesen, hatten ja erzählt, wie sie von alledem nichts gemerkt, da sie wie Gefangene, wenn auch sonst ausgezeichnet behandelt worden wären, und selbst Tom Sparrow war so ehrlich gewesen, nur den negativen Erfolg seines Besuches zu schildern.

Doch gleichgültig, das Publikum will unterhalten sein. Und irgend etwas Wahres mußte ja daran sein. Denn weshalb waren

denn sonst die Schiffbrüchigen, wie auch der Reporter, immer eingesperrt gewesen? Und hatten sie nicht häufig Bajaderengesang und dergleichen vernommen?

Dieses indische Schiff hatte eben seine Heimlichkeiten. Es wollte sonst als ein ganz harmloses gelten. Deshalb bekam man auch, wenn es einen Hafen anlief, nichts weiter als einige japanische Matrosen zu sehen, welche die Arbeit verrichteten, gekleidet wie englische Seeleute. Alle anderen hielten sich unter Deck verborgen. Aber daß dies viele Hunderte sein mußten, das erkannte man doch schon an der Unmenge von Proviant, der immer eingenommen wurde, zumal an dem frischen, wie Gemüse, das noch an demselben Tage verbraucht werden mußte.

Unsere fünf Freunde waren fest überzeugt, daß an den phantastischen Berichten doch etwas Wahres sei. Sie hatten ja oft genug den Erzählungen Jansens gelauscht. (Hierbei aber sei bemerkt, daß ihnen Jansen sein nächtliches Abenteuer verschwiegen hatte, mit so etwas prahlte er niemals, genierte sich vielmehr, darüber zu sprechen.) Das hatte er auf der alten ›Indianarwa‹ erlebt. Aber sollte der ehemalige Maharadscha die ganze Lebensweise nicht auch auf das neue Schiff übertragen haben? Sollte es nicht auch sein Nachfolger beibehalten haben?

Selbstverständlich. Wozu hatten sich denn diese Indier sonst auf das Meer geflüchtet und ihrer schwimmenden Heimat gerade den Namen ›Freiheit von Indien‹ gegeben? Aber diese ›Freiheit‹ durfte eben von keinem profanen Augen geschaut werden.

»Bei Jansen und seinen Leuten war das etwas anderes, die wurden als Verbündete betrachtet – da – da – horcht!«

Wirklich – ziemlich deutlich, aber wie aus weiter, weiter Ferne kommend, hörte man einen vielstimmigen Gesang, der nur aus Weiberkehlen herrühren konnte.

»Das ist der Gesang der Bajaderen, den sie am Kalaya-Feste, unserem Ostern entsprechend, zu Ehren Wischnus ertönen lassen,« erklärte der Franzose.

»Waren Sie denn längere Zeit in Indien, daß Sie das so genau wissen?«

»Ich bin sogar in Indien geboren.«

»Ich habe das Licht der Welt zufällig auf Hawai erblickt,« brummte Lord Seymour; »meine Mutter war auch so eine Seesigeunerin, aber Hawaisch, oder wie die Sprache dort heißt, kann ich deswegen nicht.«

»Ich aber bin in Indien erzogen, bis zu meinem zwanzigsten Jahre dort gewesen,« entgegnete Monsieur Chevalier.

Die Herren waren nun schon etliche Jahre zusammen, kannten sich noch länger persönlich, aber über ihre früheren Schicksale hatten sie sich nie unterhalten, sie wußten noch nicht einmal ihre Vornamen.

»Also hier gibt's wirklich Bajaderen, die singen und herumhuppen, gerade wie auf der alten ›Indianarwa‹, wie uns Jansen erzählte.«

»Haben Sie je daran gezweifelt?«

»Nein, das nicht, sonst hätte ich doch lieber nicht die ›Zingalia‹ versenkt.«

»Nun also.«

»Ja, wie wollen wir aber hier nun etwas erfahren?«

»Ich weiß, ich habe meinen Plan,« blieb der Lord bei seiner Geheimniskrämerei.

»Nun?«

»Ich breche einfach heute nacht aus.«

»Ausbrechen?«

»Na ja, ich öffne einfach eine Tür.«

»Können Sie denn das?«

»Ich bin doch gelernter Einbrecher – Schlosser, wollte ich sagen.«

»Was Sie sagen! Wo haben Sie denn das gelernt, Mylord?«

»Wissen Sie nicht, daß in den hohen englischen Adelskreisen jeder ein Handwerk gelernt haben muß?«

Ja, jetzt entsannen sich auch die anderen auf diese löbliche Sitte, welche in England uralt, von Wilhelm dem Ersten auch im preußischen Königshause eingeführt ist. Königin Viktoria war eine sehr geschickte Buchbinderin. Friedrich der Zweite hatte das Tischlerhandwerk erlernt, unser jetziger Kaiser ist Drechsler.

»Ich lernte schlossern, und zwar von klein auf, mußte von zartesten Kindesbeinen an täglich mindestens zwei Stunden am Schraubstock und sogar vor dem Amboß stehen, mußte Schlösser machen und die Schlüssel selbst schmieden, und ich tat es mit der größten Liebe, denn mich hatte eine Räubergeschichte entusiastisiert, ich wollte später einmal auch so ein heldenhafter Einbrecher werden – und ich lernte etwas – schon mit meinem siebenten Jahre konnte ich mit einem krummen Nagel alle Stubentüren aufmachen – mir hat es nie an Schokolade gefehlt – und im zehnten Jahre konnte ich sogar jedes Geldschrankschloß aufmachen – ich habe immer Taschengeld genug gehabt.«

Der Lord griff in die Tasche seiner unsterblichen Hose und zeigte triumphierend ein sehr dickes Messer, welches als Klingen eine Menge Handwerkszeug enthielt.

»Und dann wollen Sie hinaus?«

»Dann bin ich schon draußen.«

»Ja, was aber dann?«

»Na, dann halte ich mit der Laterne eben Umschau.«

»Sie werden doch natürlich sofort festgenommen.«

»Wissen Sie nicht, wie es Jansen ergangen ist? In der Nacht ist im Schiff alles wie ausgestorben, alles schläft, am Boden, in den Korridoren – da kann man ruhig den Schläfern auf den Hühneraugen herumtreten, das stört hier niemanden – Jansen hat uns doch oft genug erzählt, wie es ihm ergangen ist, als er damals in der Nacht den Weg verfehlte, und nun so im Finstern herumgetappt ist.«

»Ja, das war damals an der Fucusinsel!«

»Hier wird es nicht anders sein. Indien bleibt Indien, da ändert sich wie bei den Chinesen im Laufe der Jahrtausende nichts. Freiheit von Indien – ich nehme mir die Freiheit!«

»Na, ich glaube nicht, daß Ihnen das gelingen wird!«

»Ich mach's!«

»Da wüßte ich doch noch einen anderen Ausweg!« meinte der Franzose.

»Nun?«

»Erst können wir ja einmal fragen, unter welchen Bedingungen man uns hier alles zeigt.«

»Können wir versuchen. Aber Zweck wird's wenig haben.«

»Wir waren doch Jansens beste Freunde, der mit diesem Indien so vertraut war, wir wissen um das Geheimnis der Fucusinsel.«

Monsieur Chevalier war es gewesen, der dies gesagt, und plötzlich hörten die anderen hoch auf.

»Hört, das ist ein Gedanke!« wurde mit erhobenem Zeigefinger geflüstert, und hierüber unterhielt man sich noch des längeren, bis man durch ein Klopfen an der Nebentür unterbrochen wurde.

Der nach der gegebenen Erlaubnis Eintretende, welcher den Weg durch den Sicherheitsraum genommen hatte, war Sidi Sabasi.

»Verzeihen Sie, wenn ich störe – ich wollte die Herren benachrichtigen, daß ein Schiff in Sicht ist, ein französischer Passagierdampfer, welcher nach Valparaiso fährt, und er hat sich schon bereit erklärt, Sie aufzunehmen.«

»Wen? Uns?« ward in brüskem Tone gefragt, den man sich bei längerem Seeleben leider so leicht angewöhnt, und diese vogelfreien Sportsmen kannten da nun erst recht keine Formalitäten. Im Grunde genommen aber ist es auch das Richtige.

»Die Mannschaft der gesunkenen ›Zingalia.««

»Gut, so mag diese gehen. Wir haben uns überhaupt bereits verständigt. Wir bleiben hier.«

»Ah, die Herren wollen hier an Bord bleiben, das ist etwas anderes!«

»Ja, wir nehmen die uns angebotene Gastfreundschaft dankbar an.«

»Bitte sehr. Soll da vorläufig kein anderes Schiff mehr angerufen werden?«

»Wenn Sie uns noch einige Zeit hierbehalten wollen . . . «

»Ich sagte bereits, daß die Gastfreundschaft für den, der sich einmal an Bord der ›Indianarwa‹ befindet, unbeschränkt ist.«

»Dann ist es ja gut. Ja, Sir, wenn wir Sie einmal sprechen dürfen.«

»Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung.«

»Unsere Unterhaltung dürfte längere Zeit in Anspruch nehmen.«

»Ich bin an nichts gebunden.«

»Sie werden wohl erst oben melden müssen, daß wir den Dampfer nicht benutzen wollen.«

»Sagten Sie nicht, daß Sie das schon Ihrem Kapitän mitgeteilt haben?«

»Das haben wir allerdings getan, er weiß, daß wir hierbleiben.«

»Dann ist auch alles schon in Ordnung. Wenn Sie selbst nicht noch einmal mit Ihren Leuten sprechen wollen?«

»Dazu haben wir keine Veranlassung.«

»Dann stehe ich zu Ihrer Verfügung.«

»Bitte, nehmen Sie Platz.«

Der Indier, ein vollendeter Gentleman mit europäischen Manieren, setzte sich, und diesmal führte Monsieur Chevalier das Wort.

»Ist es nicht möglich, daß wir uns hier auf diesem Schiffe frei bewegen dürfen?«

»Ebenso, wie Sie diese Frage ohne Umschweife stellen, werde ich auch antworten: nein.«

»Weshalb nicht?«

»Es geht gegen unsere Gesetze.«

»Auch eine Besichtigung des ganzen Schiffes ist nicht gestattet?«

»Auch das nicht.«

»Können wir den Maharadscha einmal sprechen?«

»Nur, wenn er es wünscht.«

»Hat er es noch nicht gewünscht?«

»Bisher noch nicht.«

»Wird er es wünschen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber er weiß, daß wir uns hier befinden?«

»Selbstverständlich.«

»Können Sie uns nicht zu einer Audienz anmelden?«

»Ich kann es, ich werde es tun, aber es ist zwecklos. Der Maharadscha ist – ist –«

»Ich verstehe. Eine unnahbare Person, unnahbarer noch als eine unserer abendländischen Majestäten.«

»So ist es.«

»Aber wird er wenigstens einen Brief annehmen und lesen?«

»Auch das nicht. Uebrigens können Sie alles, was Sie dem Maharadscha zu schreiben haben, mir sagen. Ich werde es sowieso erfahren. Denn Sie könnten den Brief noch so sehr versiegeln, ich würde ihn erbrechen und erst lesen, seinen Inhalt im Auszuge dem Maharadscha vortragen.«

»Ah, Sie sind so eine Art Sekretär des Maharadschas!«

»Das bin ich, sein Leibsekretär, und noch mehr – ich bin der Stellvertreter und Bevollmächtigte des Maharadschas, ich spreche und stehe hier in seinem Namen.«

Ohne jeden Stolz hatte der noch junge Indier es gesagt, ganz geschäftsmäßig.

»Dann können wir es ja gleich Ihnen vortragen.«

»Gewiß, es ist dasselbe, als ob Sie mit dem Maharadscha selbst sprächen.«

»Das ist vortrefflich. So werde ich Ihnen eine Eröffnung machen. Wir haben keinen Schiffbruch erlitten.«

»Nicht?«

»Das heißt keine Kesselexplosion, sondern wir haben unser Schiff, die ›Zingalia‹, auf andere Weise zum Sinken gebracht.«

Todesstille herrschte in der Kabine. Fünf Augen-paare hingen erwartungsvoll an den brünetten Zügen des jungen Franzosen, der sich soeben gleichmütig eine neue Zigarette drehte.

Was hatte der vor? Nun, die anderen wollten ihn gewähren lassen. Monsieur Chevalier sprach am allerwenigsten, wußte aber auch immer am bestimmtesten, was er wollte.

In den unbeweglichen Zügen des Indiers war kaum von Stauen etwas zu bemerken.

»Mit Absicht zum Sinken gebracht?«

»Mit Absicht.«

»Und wozu das?«

»Um an Bord dieses Schiffes zu kommen.«

»Ich verstehe. Nun, Sie haben ja auch Ihr Ziel erreicht.«

»Nicht so ganz. Uns ist natürlich die Hauptsache, auch das Leben und Treiben auf diesem Schiffe kennenzulernen.«

»Wenn Sie das beabsichtigten, so haben Sie Ihr Schiff umsonst geopfert.«

»Meinen Sie? Ich nicht. Es handelt sich vor allen Dingen hier um diesen Herrn, um Lord Archibald Seymour. Mir ist sehr wenig daran gelegen, die Verhältnisse auf diesem Schiff kennen zu lernen, hat für mich gar keinen Reiz – aber hier Lord Seymour ist sehr gespannt darauf und . . . ich habe es mir in den Kopf gesetzt, ihm dazu zu verhelfen. Also, Mister Sabasi, Sie werden die Güte haben, dem Lord alles Sehenswerte auf diesem Schiffe zu zeigen.«

Die vier anderen wußten durchaus nicht, wohinaus ihr Freund eigentlich wollte, verrückt war er ja schon immer gewesen, nicht mehr und nicht weniger als die anderen – jetzt aber mußte er plötzlich vollständig übergeschnappt sein.

Und ebenso dachte wohl der Indier, mit solchen Augen betrachtete er den gelassenen Sprecher.

»Das klingt ja fast, als wollten Sie mich zwingen . . . «

Er kam nicht weiter. Der Franzose war mit dem Drehen seiner Zigarette fertig, griff in die Tasche, doch jedenfalls nach dem Feuerzeug, und . . . hielt dem Indier auch wirklich ein Feuerzeug hin, nur keine Streichholzbüchse oder dergleichen, sondern einen Revolver.

»Allerdings werde ich Sie zwingen. Zunächst keine Bewegung, keinen Laut – oder Sie sind ein toter Mann, auf mein Ehrenwort.«

Ganz ruhig hatte Chevalier es gesagt. Aber in seinen Augen lag es.

Das braune Gesicht des Indiers ward plötzlich ganz grau, er wagte sich nicht zu rühren, und nicht minder bewegungslos saßen auch die anderen da.

Das war ja toller als toll!

»Chevalier,« war zuerst der Australier eines Wortes fähig, »was tun Sie denn da für . . . «

»Ruhe!« ward er von jenem unterbrochen, »Auch für Sie gilt meine Warnung. Sobald Sie mich hindern, einer der Herren, schieße ich den Indier nieder, und daß meine Kugel sein Herz nicht verfehlt, wissen Sie. Ja, ich bin zu allem entschlossen, und ebenso wissen Sie doch auch, daß ich mich schon seit längerer Zeit mit Selbstmordgedanken trage. Glückt die Geschichte nicht, so jage ich einfach mir selbst eine Kugel durch den Kopf, und daß das dann vielleicht auch Ihren Tod bedeutet – mir ganz gleichgültig.«

Die anderen Herren erkannten, in was für eine Lage sie da geraten waren. Sie selbst waren solche Charaktere, die auf nichts Rücksicht nahmen – nun aber merkten sie, wie gefährlich es werden kann, solch einen gleichgearteten Mann zu seinem Gesellschafter zu haben.

»Mensch,« fing nur der Lord noch einmal an, »was gehen Sie denn meine Geschäfte an? Kümmern Sie sich doch gefälligst um sich selbst!«

»Ruhe, Mylord! Ich tue, was ich will. Mir ganz gleichgültig, was daraus wird. Oder empfinden Sie etwa Gewissensbisse darüber, daß bei dem Versenken unseres Schiffes ein unschuldiger Mann seinen Tod gefunden hat? *Well*, auch mir ist alles ganz gleichgültig.«

Die Herren schwiegen. Ihr junger Freund hatte ihnen da eine furchtbare Wahrheit gesagt. Und der Franzose saß so, daß es ganz unmöglich war, ihm den Revolver aus der Hand zu schlagen oder nur dessen Richtung abzulenken, und daß Chevalier in diesem Falle sofort auf den Indier geschossen, ihn getötet hätte, daran zweifelten sie nicht im mindesten.

Außerdem aber war ja so etwas ganz nach ihrem Geschmack, nur im ersten Moment waren sie so sehr bestürzt gewesen, jetzt beobachteten sie mit Interesse, wie sich die Sache noch abwickeln würde – an ihre eigene Person dachten sie dabei gar nicht mehr. Sie waren ja schon viel zu sehr daran gewöhnt, ihr Leben bei jeder Gelegenheit aufs Spiel zu setzen, nur um ihre Nerven anzureizen.

»Bravo!« sagte denn auch Mister Brown. »Nun mal weiter.«

»Also Sie wissen jetzt, Mister Sabasi,« fuhr der Franzose dann fort, »um was es sich handelt. Sie werden uns oder speziell meinem Freunde, dem Lord Seymour, Gelegenheit geben, daß er das Leben und Treiben auf diesem Schiffe kennen lernt. Antworten Sie. Jetzt erlaube ich Ihnen das Sprechen.«

»Das kann ich nicht,« hauchte der Indier, der seine Fassung angesichts des auf ihn gerichteten Revolvers in einer Weise verloren hatte, die man diesem Orientalen kaum zugetraut hätte.

»Sie müssen es eben ermöglichen. Sinnen Sie nach, wie Sie das machen.«

»Herr, wir werden beobachtet!«

»Von wem?«

»Oben an der Decke sind Löcher, an diesen liegen die Augen von heimlichen Lauschern.«

Es fiel dem Franzosen gar nicht ein, nach oben zu blicken, er kannte diese Gucklöcher ja auch schon.

»Sehr schlimm für Sie. Oder glauben Sie, dadurch ändert sich in meinem Entschlusse etwas? Jetzt mache ich es vielmehr noch kürzer. Ich zähle bis drei, und wenn Sie mir bis dahin nicht zugesichert haben, daß Sie dem Lord dennoch die Gelegenheit geben, alles im Schiffe kennenzulernen, sind Sie ein toter Mann. Eins ...«

Die vier anderen sahen die Katastrophe kommen und keine Möglichkeit, sie abzuwenden. Sie kannten doch diesen Franzosen zur Genüge! Ein Eingreifen ihrerseits, nur die leiseste Bewegung dazu, und Chevalier hätte schon vorher abgedrückt.

Und der Indier mußte dasselbe wissen, ohne diesen Mann sonst zu kennen – es stand in dessen Augen geschrieben, daß er zu allem fähig war.

»Zwei ...«

»Ja.«

»Sie wollen dem Lord behilflich sein?«

»Ich will.«

»Sie können es auch?«

»Ich werde einen Weg dazu finden.«

»Werden Sie auch mit den Beobachtern dort oben fertig werden?«

»Es sind gar keine oben.«

»Wir werden gar nicht beobachtet?«

»Sie wurden bisher immer beobachtet, von mir selbst, aber gegenwärtig ist niemand oben, ich habe die Schlüssel zu diesen Kabinen in meiner Tasche.«

»Ah, das ist vortrefflich! Sind Sie ein Anhänger des Brahmanismus oder des Buddhismus?«

»Ich selbst bin Brahmane.«

»Ah, das wird ja immer vortrefflicher.«

Und Monsieur Chevalier begann zu dem Indier in einer Sprache zu sprechen, welche die anderen nicht verstanden. Aber der eine, welcher etwas Hindustanisch verstand, merkte, daß es auch diese allgemeine Umgangssprache nicht war.

Der Indier mußte etwas ihm sehr Unangenehmes zu hören bekommen, wieder verwandelte sich seine braune Gesichtsfarbe in ein Aschgrau, sein Zögern war ersichtlich.

»Entweder Sie beten mir den Schwur nach, oder Sie sind bei drei ein toter Mann,« sagte der Franzose, der den Revolver noch nicht um eine Linie hatte sinken lassen. »Beginnen Sie – eins, zwei ...«

Da begann der Indier zu sprechen, Chevalier sagte manchmal etwas vor, was jener nachsprach. Auch hierbei kamen die Namen Brahma, Wischnu und Siwa sehr oft vor, aber auch noch andere Götternamen.

Und dann steckte Monsieur Chevalier den Revolver sorglos ein und erhob sich, um einen Gang durch die Kabine zu machen.

»Sie haben ihn schwören lassen?« fragte Mister Fairfax.

»Ja.«

»Was?«

»Alles, was ich von ihm verlangte. Wir sind in Sicherheit, er kann uns nicht verraten, ist auf unserer Seite.«

»Erzwungene Schwüre und Eide braucht man nicht halten.«

»Aber das gilt nicht für diese Indier, noch weniger für einen Brahmanen. Genug, wir sind in Sicherheit, jetzt mögen die anderen ruhig ohne uns auf das Schiff hinübergehen. Nun, Mister Sabasi, wie denken Sie sich die Sache?«

Der Indier, sonst die Gelassenheit selbst, befand sich in größter Aufregung, trocknete sich immer den Schweiß von der Stirn.

»Ich habe noch keine Ahnung,« murmelte er.

»Gut, nehmen Sie sich Zeit, so eilig haben wir es ja nicht. Aber bis morgen abend werde ich einen Plan vorgelegt haben, der auch wirklich zum Ziele führt. Jetzt können Sie gehen.«

Schwerfällig erhob sich der junge, sonst so rüstige Indier – diese Ueberrumpelung durch den Franzosen, an dem er seinen Meister gefunden, hatte ihn eben ganz perplex gemacht – schritt unsicheren Ganges der Seitentür zu, hier aber wandte er sich, sich auch plötzlich wieder aufrichtend, hastig um.

»In diesem Augenblick blitzt mir ein Gedanke durch den Kopf!«

»Lassen Sie den Blitz vor uns leuchten,« sagte Chevalier gleichmütig.

Sidi Sabasi blickte starr nach dem Lord mit seiner blauen Gesichtsurke.

»Ein seltsamer Zufall – schon immer habe ich daran gedacht.«

»An was? Halten Sie sich nicht so lange mit der Einleitung auf.«

»Es ginge – allein das, was Sie von mir verlangen, ist unmöglich.«

»Sie haben es mir zugeschworen.«

»So einfach im Schiffe herumführen kann ich Sie nicht.«

»Das glaube ich wohl – suchen Sie eben eine andere Möglichkeit.«

»Es handelt sich nur um den Lord?«

»Nur um diesen. Um was andres brauchen Sie sich gar nicht zu kümmern.«

»Wohlan denn – hier an Bord befindet sich ein indischer Diener, welcher mit dem Lord eine ungeweine Aehnlichkeit hat.«

Wie die anderen Herren gleich aufblickten, das zeigte schon, wie sie sofort verstanden, wohinaus jener wollte.

»Sprechen Sie Hindustanisch, Mylord?« wandte sich denn auch Chevalier gleich an diesen.

»Nee,« lautete dessen trockene Antwort, »nur Englisch, ziemlich Französisch und etwas Jiddischdeitsch.«

»Das ist auch gar nicht nötig,« ließ sich der Indier wieder vernehmen. »Könnte der Mann sprechen, wäre es gar nicht möglich, daß der Lord seine Rolle übernimmt.«

»Ah, er ist stumm?«

»Taubstumm.«

»Ah, desto besser! Was für eine Rolle spielt er denn?«

»Nanda Pikuno ist hier der – der – Hansnarr, der Spaßvogel.«

»Ah, ich verstehe! Ist er wahnsinnig?«

»Nicht gerade wahnsinnig, aber doch sehr beschränkt, er gilt als Koptu, kann tun und treiben, was er will.«

Zunächst war es der in alle indischen Verhältnisse eingeweihte Franzose, der seinen Freunden eine kurze Erklärung gab.

Die Indier sind ja heutzutage meistens Mohammedaner, der Brahmanismus kann nur noch als eine Sekte gelten, der Buddhismus hingegen hat sich nur im nördlichsten Indien, in Tibet, in China und Japan Eingang verschafft, hier auch unter einem andern Namen auftretend.

Der am meisten verbreitete Glaube in Indien, durch Feuer und Schwert aufgedrängt, ist also der Mohammedanismus. Nun wird dem geneigten Leser vielleicht bekannt sein, wohl auch aus früheren Erzählungen des Verfassers, wie der Wahnsinnige von dem Mohammedaner für heilig gehalten wird. Nicht nur, daß man ihn bemitleidet, sondern er gilt durch sein Leben in einer eingebildeten Welt direkt als ein Liebling Allahs und des Propheten. In allen türkischen und arabischen Städten sieht man immer einmal einen Irrsinnigen in den Straßen Allotria treiben, und die Passanten lassen sich nicht nur alles von ihm gefallen, sondern räumen ihm auch sorgsam jeden Stein aus dem Wege. Nur wenn er es gar zu toll treibt oder gefährlich wird, sperrt man ihn ein, hegt und pflegt ihn aber noch immer als einen Heiligen.

In Indien wird das freie Herumlaufen der Geistesgestörten vom englischen Regiment nicht geduldet. Und die Hindus haben die

Irrsinnigen überhaupt niemals für heilig gehalten. Aber ein besonderes Entgegenkommen haben sie für diese Unglücklichen doch von jeher gehabt. Es ist ja bekannt, welche Liebe die Indier gegen Tiere, besonders gegen mißhandelte, wie überhaupt gegen alles Schwache und Hilflose zeigen. Jeder Tempel ist mit einem Tierasyl oder Tierhospital verbunden, wie Europa kein einziges aufzuweisen hat. Jedes kranke oder altersschwache Tier, Pferd oder Hund oder Katze oder Vogel, wird dort frei angenommen, aber . . . dem Besitzer nicht wieder ausgeliefert. Man verpflegt es bis zum Tode. So ist Indien auch das Paradies aller Krüppel und Bettler. Da darf man glauben, daß geistig anormale Menschen ebenso dort in Anstalten die beste Pflege finden, in Tempeln, ohne deshalb, wie nach mohammedanischer Ansicht, als Heilige vergöttert zu werden.

Zweitens herrscht an indischen Höfen noch heute dieselbe Sitte wie bei uns im Mittelalter: die Fürsten halten sich Hofnarren. Oder bei uns kam dieser Posten vielmehr erst am Anfange der neueren Zeit auf, die ersten Hofnarren tauchten erst Ende des 18. Jahrhunderts auf, der Geschmack daran soll also erst durch die Kreuzzüge aus dem Orient nach Deutschland gekommen sein.

Bei uns freilich hatten die Hofnarren noch einen ganz besonderen Zweck. Wohl dienten sie zur allgemeinen Belustigung, waren grobe Spaßmacher, aber unter den Narrenkappen staken meistens gar geistreiche Köpfe, welche mit bitterem Spott die damaligen Unsitten an den Höfen geißelten, ohne dafür zur Verantwortung gezogen zu werden, es waren eben Narren, die man höchstens mit einer Maulschelle bestrafen konnte, und welche trotzdem manchmal mehr Macht hatten als der erste Minister – und auch ein größeres Einkommen. Ein Kunz von der Rosen unter Kaiser Maximilian I., ein Gundling am preußischen Hofe, ein Klaus unter einigen sächsischen Kurfürsten sind wie noch andere mehr zu historischen Berühmtheiten geworden.

Solch eine gefürchtete und selbst politische Rolle hat ein Hofnarr im Orient, soweit bekannt, niemals gespielt, auch nicht in Indien. Da muß es ein wirklicher Dummkopf sein, der eben den Hanswurst spielt, und ein solcher gehört nun einmal zum engeren Gefolge des Fürsten, wie sein Leibbarbier und sein Pfeifenträger.

Einst war Nanda Pikuno ein ganz vernünftiger Mensch gewesen, noch auf der alten ›Indianarwa‹, ein Diener. Infolge eines Schreckens hatte er durch lange Krankheit Sprache und Gehör verloren, auch seinen richtigen Verstand, war etwas albern geworden, wenn auch durchaus nicht irrsinnig.

Als der eigentliche Hofnarr des alten Maharadschas, ein Zwerg, durch den Tod abgegangen war, hatte man Pikuno zu seinem Nachfolger erwählt, der es schon unfreiwillig immer gewesen war.

Sabasi schilderte ausführlich, wie sich jener betrug, was er sich alles erlaubte und erlauben durfte, und der aufmerksamste Zuhörer war Lord Seymour.

»Vortrefflich, vortrefflich!!« rief er ein übers andere Mal. »Also, ich darf einfach alles machen, was ich will!«

»Was Sie wollen,« lächelte der sonst ernste Indier zum ersten Male. »Nur nicht gefährlich werden. Das entspräche Pikunos harmlosem Charakter nicht.«

»Aber handgreiflich werden darf ich?«

»Wie handgreiflich?«

»Wenn ich nun dem Maharadscha eine herunterhaue?«

»Dann werden Sie einige Tage bei Wasser und Brot eingesperrt.«

»Puh!« machte der Lord. »Das entspricht nun wieder meinem Charakter nicht. Und Sie glauben, daß ich dieses Narren Rolle durchführen kann?«

»Das kommt ganz auf Sie an.«

»Ich sehe ihm wirklich so ähnlich?«

»Ganz genau dasselbe Gesicht.«

»Ist er als Indier nicht viel brauner?«

»Nicht brauner als Sie.«

»Auch so dick wie ich?«

»Genau dieselbe Gestalt.«

»Auch so eine Glatze?«

»Die Haare fehlen ihm in ganz derselben Weise; auch den Bart trägt er ebenso.«

»Auch so eine Gesichtsgurke?«

»Genau dieselbe Form.«

»Und die Farbe?«

»Alles dasselbe, er ist in jeder Hinsicht Ihr Doppelgänger.«

»Hat er aber nicht eine Zeichensprache gelernt?« fragte der Franzose.

»Nein, so etwas kennen wir gar nicht, und ich wüßte nicht, daß er sich besondere Zeichen gebildet hätte, um Wünsche auszudrücken. Nun ja, wie es jedes Kind macht, wenn es zum Beispiel hungrig ist. Er ist überhaupt ein vollkommen unentwickeltes Kind, nur daß er schon laufen kann und Zigaretten liebt.«

»Wie soll nun die Vertauschung der Rollen vor sich gehen?«

Der Plan, den Sabasi entwickelte, war einfach genug. Er habe von diesem Nanda Pikuno den Gästen erzählt, diese hätten den Narren einmal zu sehen begehrt. Nicht erst morgen, sondern heute noch, nach dem Abendessen würde er, Sabasi, den Hofnarren also hereinbringen, und dann mußten die Herrn ihn eben überwältigen und bei sich behalten.

»Ueberwältigen, wie?« fragte Chevalier. »Ihn binden?«

»Was ist vielleicht gar nicht nötig. Pikuno ist ein großer Freund von spirituösen Getränken, die er durch uns nicht bekommen darf.«

»Gut, dann werden wir das leicht bewerkstelligen können. Lord Seymour wird mit ihm dann die Kleidung wechseln. Und wie soll der Lord hier herauskommen?«

Nur ein kurzes Zögern, dann zeigte der Indier den Mechanismus, welcher jene in Betracht kommende Tür öffnete. So einfach

er auch war, hätte ihn doch schwerlich ein Uneingeweihter finden können.

»Es ist ein großer Vertrauensbruch, den ich begehe.«

»Sie sind zum Schwure gezwungen worden, und mehr verlange ich auch nicht von Ihnen.«

»Die anderen Herren werden keinen Gebrauch davon machen, diese Räume nicht verlassen?«

»Das wird sich finden, darüber können wir Ihnen noch kein Versprechen geben. Wir dürfen aber nicht von dort oben beobachtet werden.«

»Selbstverständlich nicht, das wäre ja mein eigener Schaden.«

»Wir werden Sie natürlich nicht verraten; wenn die Sache aber nun herauskommt, der Lord sich erwischen läßt, was wartet Ihrer dann?«

»Der Tod.«

»Sie werden hingerichtet?«

»Ich erhalte den Befehl, mich selbst zu töten.«

»Und dem würden Sie nachkommen?«

»Selbstverständlich!«

»Nun, das finde ich nicht so ganz selbstverständlich. Aber das können Sie ja halten, wie Sie wollen. Und was steht dem Lord bevor, wenn er dabei erwischt wird?«

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls wird er bestraft – oder vielmehr: man wird ihm die Möglichkeit nehmen, daß er das weitererzählt, was er auf diesem Schiffe geschaut hat.«

»Auch er wird getötet?«

»Leicht möglich.«

»Mylord, Sie haben es gehört, richten Sie sich darnach. Noch haben Sie Zeit, von dem geplanten Abenteuer zurückzutreten.«

»Fällt mir ja gar nicht ein, ich kann mit meinem Leben doch machen, was ich will.«

»So haben wir wohl nichts weiter zu besprechen. Sie bringen den Nanda Pikuno zu uns herein, für alles andere tragen wir selbst Sorge.«

»Und wie lange soll er hier und der Lord ausbleiben?«

»Das wird der Lord wohl selbst noch nicht bestimmen können.«

»Und wie soll es dann mit dem Gefangenen gehalten werden?«

»Er kann wirklich sich gar nicht verständlich machen?«

»Nein. Doch das ist auch das Wenigste. Sie müssen ihn eben in trunkenem Zustande halten, er liegt in einer Koje, wird für den Lord ausgegeben – dann, nach des Lords Rückkehr, bringe ich ihn ungesehen in irgendeinen Winkel, und kommt er dort zu sich, so mag er sich nur verständlich zu machen suchen – er ist eben ein Narr, der nur geträumt hat.«

Es war nichts mehr zu verabreden, Sabasi entfernte sich, und die Herren beobachteten durch das Fensterchen, wie die Mannschaft der ›Zingalia‹ durch japanische Matrosen an Bord eines Schiffes gebracht wurde.

Dann hatten die Herren noch genug zu besprechen, bis das Abendessen serviert wurde, mit genügendem Wein, wozu schon die Petroleumlampen angezündet werden mußten.

Sie saßen noch bei Tisch, ohne einen Diener zugelassen zu haben, als sich wieder Sabasis Stimme anmeldete, dessen Worte von grunzenden Lauten begleitet wurden.«

»Zurück, Pikuno – du darfst nicht mit hierherein – willst du dich gleich fortscheren – na, nun hast du dich doch mit hereingedrängt, nun magst du auch bleiben . . . «

Diese Worte, wohl auch durch energische Handgriffe unterstützt, da der Angeredete ja taub war, waren natürlich nur eine List, um die draußen Stehenden zu täuschen.

»So, meine Herren, da haben Sie ihn,« sagte der eintretende Sabasi in anderem Tone.

Ihm nach stolperte ein kleiner, korpulenter Mensch, von dem nichts anderes zu sagen ist, als daß er das vollkommene Ebenbild

von Lord Seymour war, nur daß er auf indische Weise gekleidet war, in einen blauen Kaftan mit Schnabelschuhen, auf dem Kopfe einen riesigen Turban balancierend.

»Lord Seymour, wie er leibt und lebt!« erklang es im Chor.

Mr. Brown war gerade einmal aufgestanden, und sofort nahm das Kerlchen, immer jene grunzenden Laute ausstoßend, auf dem freien Stuhle Platz, nur mit untergeschlagenen Beinen, und griff auch gleich mit beiden Händen in die vollen Schüsseln, sich in das weitaufgerissene Maul schiebend, was hineinging, sich dabei das ganze Gesicht vollschmierend, und dann an den noch übervollen Mund die nächste Flasche führend und sie nicht eher absetzend, als bis sie leer war, worauf er wieder mit beiden Händen unter vergnügtem Grunzen in dem gepfefferten Reisbrei herumpatschte.

»Dieses Grunzen ist der einzige Laut, den er hervorbringen kann,« erklärte Sabasi, »es ist ein Zeichen des Behagens. Ich habe ihm nämlich zu verstehen gegeben, daß es hier drin etwas zu essen gibt, und da ließ er sich nicht mehr zurückdrängen.«

Mit ernstestem Interesse betrachteten unsere Freunde das schmatzende Ungeheuerchen.

»Frißt der immer wie so 'n Schwein?« fragte zunächst Lord Seymour.

»O, Mylord,« ermahnte Chevalier, »Sie wissen doch, daß Orientalen weder Gabel noch Löffel kennen.«

»Pardon – speist der denn immer so mit den Pfoten? wollte ich sagen.«

»Er benimmt sich eben in jeder Weise noch ganz wie ein unbeholfenes Kind,« erklärte Sabasi, »oder meinetwegen auch wie ein Tier, wie ein Affe.«

»Also passen Sie auf, wie's gemacht wird,« ließ sich der Franzose wieder vernehmen, »daß Sie das dann auch alles nachahmen können.«

O, dazu ließ sich der Lord doch nicht zweimal auffordern – er patschte mit beiden Händen in eine Schüssel mit Rosinenhirse, daß der Brei in der ganzen Kabine umherspritzte.

Sabasi entfernte sich bald wieder, alles andere den Herren überlassend.

Diese beobachteten noch eine Weile das Gebaren des Taubstummen, sonst hatten auch sie sich nicht weiter um ihn zu kümmern – das, worauf es ankam, besorgte dieser von ganz allein – er sprach den auf dem Tische stehenden Flaschen so emsig zu, daß er gar bald vom Stuhle fiel.

Der Australier goß ihm noch ein Glas Branntwein in den Schlund, dann wurde er völlig entkleidet, was auch der Lord mit seiner eigenen Person besorgte.

»Was suchen Sie denn?« fragte der Franzose, als der Lord den indischen Kaftan und noch mehr die Unterkleidung des Taubstummen immer wieder hin und her wendete und besonders die Falten untersuchte.

»Läuse,« lautete der lakonische Bescheid.

»Die wird es an Bord dieses Schiffes wohl schwerlich geben.«

»Hm, schade!« brummte der edle Lord bedauernd und schlüpfte in das indische Kostüm.

Als er dann auch noch den Turban um seine Glatze drapiert hatte, war er wirklich von dem Taubstummen gar nicht zu unterscheiden.

Dieser ward in eine Koje gepackt, und ohne daß noch etwas besprochen wurde, wann die Rückkehr des Lords zu erwarten sei, traf man gleich Anstalten, den falschen Hofnarren hinauszubugisieren. Denn die Tür selbst öffnen durfte man jetzt nicht, falls draußen sich zufällig jemand aufhielt. Wächter waren sonst nicht auf dem Korridor postiert, das hatte schon Sabasi gesagt.

So wurde die Klingel geläutet, welche den aufwartenden Diener herbeirief, der diese Kabinen, wie immer, durch den Sicherheitsraum betrat.

»Hier, schaffe den Kerl wieder hinaus, der sich vorhin mit dem Sidi hereingeschlichen hat,« sagte der Franzose.

»Ich weiß, Sahib – er hat sich doch nicht lästig betragen?«

»Das nicht gerade, er hat sich nur vollgegessen.«

»Das glaube ich wohl,« lächelte der Diener. »Er hat sich doch nicht betrunken?«

»Daß dies nicht geschah, dafür haben wir gesorgt. Nun hinaus mit ihm!«

Der Diener faßte den falschen Hofnarren am Arm, zunächst ganz sanft, einige ermunternde Worte, ein Zeichen nach der Tür, und Lord Seymour ließ sich denn auch willig hinausführen, unter einem behaglichen Grunzen, und nur in der Tür noch einmal, einen lüsternen Blick nach dem Tische mit den Flaschen zurückwerfend, dann stolperte er unsicheren Ganges weiter.

»Famos gemacht, an dem ist ein Schauspieler verloren gegangen,« erklärte Chevalier, als sie allein waren.

Der Lord befand sich auf dem Korridor, wurde von dem Diener noch einige Schritte vorwärtsgeschoben – »Nun sieh zu, wie du weiterkommst, Pikuno« – und er ließ ihn stehen.

Es war gegen neun Uhr, schon seit zwei Stunden finstere Nacht. Damals, als Jansen auf die alte ›Indianarwa‹ gekommen, war bei Nacht im Schiffe immer alles finster gewesen, Jansen hatte nicht einmal eine Laterne auftreiben können, bis er deren Aufbewahrungsort fand.

Daß aber nicht solche primitive Verhältnisse herrschen konnten, während sich das Schiff in Fahrt befand, war selbstverständlich. Was hätte denn daraus werden sollen, wenn das Schiff einmal in Gefahr kam! So waren überall, besonders an jeder Ecke, brennende Petroleumlampen angebracht.

Sonst hatte der Lord von Sabasi nur noch erfahren, daß hier niemand eine regelrechte Schlafstelle besaß, wenigstens keiner der fünfhundert Diener, jeder legte sich nach indischer oder überhaupt orientalischer Sitte zum Schlafen eben dahin, wo er gerade

einen weichen Platz fand, der ihm zugänglich war, und das geht so weit, daß zum Beispiel Bureaudiener und selbst unverheiratete Kommiss, deren es ja auch eingeborene genug gibt, gleich im Bureau schlafen, sich einfach auf den nie fehlenden Teppich legend, und so lungern auch in den orientalischen Häusern in jeder Stube rauchende, schwatzende und schlafende Diener herum, welche, wenn man mit einem Besuch allein sein will, erst durch ein nachdrückliches Gebot hinausgejagt werden müssen. Doch diese orientalischen Diener werden im allgemeinen ja nur wie lebendige Maschinen betrachtet, durch deren Anwesenheit man sich für gewöhnlich in keinem Gespräche und in keiner Handlung stören läßt.

Daß dies also auch hier so war, das hatte sich der Lord durch Tabasi noch sagen lassen. Sonst hatte er von ihm gar nichts mehr wissen wollen, um selbständig alles ausspionieren zu können, was ihm, seinem Charakter nach, viel mehr Freude machte.

Nachgeholt aber muß werden, daß der Lord nicht nur, wie er zu dem fragenden Chevalier gesagt. Englisch, Französisch und etwas »Jiddischdeutsch« verstand. Da hatte er nicht die Wahrheit gesagt, nur einen Witz gemacht.

Lord Seymour war, wie fast jeder englische Aristokrat, einige Jahre Offizier gewesen, hatte auch in Indien gestanden und beherrschte daher das Hindustanisch vollkommen, wie er auch mit den indischen Verhältnissen Bescheid wußte. Wenn er das verschwieg, so war das jedenfalls klüger gewesen, als wenn er damit geprahlt hätte.

In diesem Korridor hier befand sich niemand, alles wie ausgestorben. Den Gang des Taubstummen, der immer über die große Zehe gestolpert war, nachmachend, auch wenn er sich unbeobachtet glaubte, schritt der Lord vorwärts und prallte, als er um die nächste Ecke bog, mit einem Indier zusammen, der auch wirklich ein indisches Kostüm trug.

»Du hier, Pikuno? Komm, der Maharadscha erwartet dich!«

Weitere Worte verschmähend, da der Taube ihn ja doch nicht verstand, winkte er, ihm zu folgen, zog ihn auch erst etwas an der Brust und schritt dann voraus, aber dabei immer aufpassend, daß der vermeintliche Hofnarr ihm auch wirklich folge.

Also zum Maharadscha! Da sah sich Seymour ja gleich am Ziele seiner Wünsche, brauchte nicht erst lange unter dem Mantel der Narrheit zu suchen.

Auch die anderen Korridore, welche sie durchschritten, waren wie ausgestorben. Dagegen erscholl immer lauter ein Gesang, den Seymour als von Bajadern herrührend erkannte.

Noch am späten Abend ward eins der täglichen Feste gefeiert – oder der Maharadscha ließ sich einfach von seinen Weibern unterhalten – desto besser, so bekam der falsche Pikuno ja alles gleich zu sehen und konnte vielleicht noch heute nacht sich zurückschmuggeln, um seinen Freunden etwas zu erzählen.

Der Gesang verstummte. Am Ende eines Korridors angekommen, schlug der Führer einen Vorhang zurück, und ... der vorgebliche Taubstumme hätte vor Staunen wirklich bald Maul und Nase aufgesperrt, wenn er auch als Lord Seymour sonst über Stauen und dergleichen Gefühlsschwächen erhaben war.

Es war ein für damalige Schiffsverhältnisse riesiger Saal, für den ehemaligen Passagierdampfer wahrscheinlich der Speisesaal, durch Hinzunahme der Nachbarräume noch bedeutend erweitert, in dem sich wohl alle befanden, die nicht zur eigentlichen Mannschaft gehörten, mindestens sechshundert Personen, wobei noch Kinder ausgeschlossen, nur Männer und Weiber.

Sie alle kauerten am Boden, in schillernde Seide gehüllt, die Weiber mit allerlei Tand, aber wohl mit unechtem, behangen, und sie alle blickten nach der im Hintergrunde in Stufen ansteigenden Bühne, auf der die edlen Hindus mit ihren Weibern saßen, noch anders gekleidet, in ganz anderer Farbenpracht, die Weiber mit

glitzerndem Geschmeide überdeckt, welches das rote Licht zahlloser Lampen, und Lampions in Tausenden von Farben sprühen ließ.

Zuoberst auf dieser Plattform kauerten wieder gegen fünfzig Weiber, immer noch prächtiger gekleidet und geschmückt, das mußten die Weiber des Maharadschas sein, vielleicht zugleich auch die Bajaderen, denn sie lagen wieder zu Füßen des Maharadschas, welcher noch höher auf einem Throne saß, zwischen seinen beiden Lieblingsfrauen, wenn auch nur die eine, die rechte, die eigentliche Favoritin, die legitime Herrscherin sein mochte.

Der steinreiche Lord Seymour hatte früher selbst ein Haus geführt, in dem er alles zusammengeschleppt, was er auf seinen Weltreisen für kostbar gehalten, soweit es überhaupt zu kaufen gewesen war – aber er hatte diese seine Schätze nicht mit denen vergleichen können, die er während seines Aufenthaltes in Indien an den Höfen der eingeborenen Radschas und Maharadschas gesehen – und was er dort an fabelhaftem Glanze geschaut, an Gold und Elfenbein und Edelsteinen aller Art, das ließ sich wieder nicht im entferntesten vergleichen mit dem, was er hier zu erblicken bekam.

Jansen hatte ihnen davon erzählt, sie hatten es ihm geglaubt – aber was hier der Lord mit eigenen Augen schaute, das hätte er niemandem geglaubt, wenn es ihm so auf diese Weise geschildert worden wäre.

Schon der Schmuck, den diese Weiber trugen, nicht minder aber auch die Männer, an den Händen, an Stirnbändern, wie besonders auch an den Waffen, war einfach unschätzbar.

Mit Ausnahme des ›Volkes‹, wie man die unten Sitzenden bezeichnen konnte, rauchte alles, auch die Weiber, letztere besonders aus meterhohen Wasserpfeifen, und der Luxus, der mit diesen Rauchapparaten getrieben wurde, spottet jeder Beschreibung.

Wo unter einem Körper ein Kissen zum Vorschein kam, da funkelte alles von Gold und Edelsteinen, und so war es in allem und

jedem. Der sonst so kaltblütige Lord war im ersten Augenblick wirklich wie geblendet.

»Wenn dieses Schiff einmal untergeht – oder wenn das so ein richtiger Seeräuber wüßte – da möchte man doch gleich selbst Seeräuber werden!«

Das waren seine ersten Gedanken – auch so ganz seinem Charakter entsprechend.

Dann richtete der Lord seine Aufmerksamkeit zunächst auf die oberste Gruppe. Er hatte genau dasselbe Bild, welches einst Jansen geschaut. Links, aber zur rechten Hand, ein braunes, junonisches Weib mit großen, tiefensten Augen, von welchem der Lord noch nicht wußte, daß es Eloha hieß, rechts oder zur linken Hand der Hauptperson das Gegenteil von jenem, eine mildblickende Fee, deren Leib unter der dünnen Gazeumhüllung wie frischgefallener Schnee leuchtete, und in der Mitte der Herr und Gebieter all dieser Männer und Frauen, der Maharadscha, der anerkannte Nachfolger des Verstorbenen, über dessen sonstige Persönlichkeit noch gar nichts bekannt geworden war.

Ueber seine Figur konnte man nicht urteilen, da er mit untergeschlagenen Füßen kauerte, und auch der Oberkörper verschwand unter kostbaren, von Diamanten und anderen Edelsteinen strotzenden Gewändern. Jedenfalls aber war es ein groß und stark gebauter Mann mittleren Alters, das edle, tiefbraune Antlitz von einem langen, schwarzen Barte umrahmt, der ihm bis weit auf die Brust fiel.

Regungslos wie eine Statue saß er da, den Blick auf die Kommenden gerichtet, nur ab und zu automatisch seinen funkelnden Tschibuk zum Munde führend und ihm Rauchwölkchen entlockend.

»Der Kerl hat doch trotz seines schwarzen Bartes blaue Augen?!« war des Lords nächster Gedanke. »Und und und – wenn ich mir den Bart wegdenke – Himmelherrgott, wo habe ich den

Kerl denn nur schon einmal gesehen? Ach so, zu Delhi, am königlichen Hofe, da war ein indischer Prinz, der auch so trotz aller Rassemerkmale blaue Augen hatte. Natürlich, das ist er, das ist er – wenn ich auch nicht weiß, was für eine Rolle der Kerl damals gespielt hat. Jetzt ist der also hier Großfürst zur See.«

Hiermit war der Lord demnach schnell fertig, die Entdeckung einer Aehnlichkeit mit einer ihm bekannten Person beunruhigte ihn nicht mehr.

Jetzt erst aber merkte er, daß er unterdessen immer vorwärts-geschoben worden war, bis er dicht vor der untersten Stufe stand, mit vornehmen Weibern besetzt, auch gar nicht mehr weit entfernt von dem Hauptthron, und da gewahrte er ebenfalls erst jetzt noch eine andere Person, die er bisher übersehen.

Dicht zu den Füßen des Maharadschas kauerte ein Haufen schwarzer Lumpen, aus denen zur Seite ein Paar brauner Knochenhände hervorsah, ohne jedes Fleisch, und obendrauf saß ein brauner Totenschädel, in dem die funkelnden Augen das einzige Lebende waren, und daraus mußte man schließen, daß diese Lumpen ein ganzes solches Menschenskelett bargen.

Nun, der Lord hatte die Erzählungen Jansens noch zu gut im Kopfe, um noch zu wissen, daß dies Toghluks, der Fakir, war, nach Graf Axels Abgange die rechte Hand des neuen Maharadschas, wenn er nicht auch schon beim alten die Hauptperson gewesen war.

»Hier ist er,« sagte der Indier, der den Narren bis hierher mehr geschoben als geleitet hatte, aber wieder ein anderer, als der, der dem Lord auf dem Korridor begegnet war.

Seymour war sich immer bewußt gewesen, welche Rolle er zu spielen hatte, war immer über die große Zehe gestolpert, und so tat er auch jetzt zuletzt noch einen tüchtigen Stolprich und fiel direkt einer der braunen Schönen in den Schoß, die auf der untersten Stufe ihr Nargileh rauchte und dabei ab und zu aus einer Schale überzuckerte Rosenblätter naschte.

Das Weib kreischte laut auf, andere Kolleginnen kreischten mit ihr, aber das machte dem Lord nichts, er setzte sich noch gemütlicher auf dem Schoße der Schönen fest, grunzte vergnügt, führte mit der einen Hand den fallengelassenen Pfeifenschlauch in den Mund und pfpfote sich mit der anderen überzuckerte Rosenblätter hinein, und ob sich nun der echte Hofnarr ebenso ungeüert betragen hätte, oder ob seine Dummdreistigkeiten gemäßiger waren, das war dem edlen Lord ebenfalls ganz egal.

Und er schien in seiner Narreneigenschaft wirklich zu weit gegangen zu sein! Vor allen Dingen wurde dieser sein Streich von niemandem belacht, all die Männer blieben ernst wie zuvor, und von dem, der ihn gebracht, ward er ganz unsanft aufgerissen.

»Achtung, Pikuno, du stehst jetzt nicht hier als Softa.«

Leider wußte der Lord nun trotz all seiner indischen Kenntnisse nicht, was das Wort Softa bedeutet, und er ließ sich zunächst auch nicht irremachen, er grinste vergnügt und langte erst noch einmal in eine andere Schale, welche überzuckerte Pommeranzenschnitte enthielt.

Jetzt wurde er von hinten gepackt und festgehalten. Gleichzeitig trat ein anderer Indier neben ihn, jedenfalls den unteren Schichten angehörend, der auf den Knien, immer die Nase am Boden, bis an den Thron gekrochen war.

»Allmächtiger Fürst, heiliger Beherrscher aller Brahmanen, du Stern der Verheißung des freien Indiens,« begann dieser, und nachdem er noch mehr solcher schmeichelhafter Titel hinzugesetzt hatte, rückte er endlich mit der Hauptsache heraus: der Softa Nanda Pikuno habe ihm etwa vor zwei Stunden einen geweihten Talisman, einen kleinen, geschnitzten Stein, dem er schon so viel zu verdanken habe, gestohlen.

Ei, als der Taube das zu hören bekam, da ward ihm doch etwas unbehaglich zumute! Die Festlichkeit hatte sich also in eine Gerichtssitzung verwandelt, der Angeklagte war der Hofnarr, und daß sein Doppelgänger so ein Spitzbube war, das hatte der Lord

nun freilich nicht gewußt, das hätte Sabasi auch gleich sagen können.

Zunächst hielt der falsche Hofnarr für angebracht, sich noch einmal loszureißen und wieder einer der braunen Schönen in den Schoß zu fallen, und als er wieder zurückgerissen wurde, wie ein trotziges Kind mit den Füßen zu strampeln.

Da öffnete der Maharadscha seinen bärtigen Mund.

»Wie hat er ihn dir gestohlen?« fragte er mit tiefer Stimme.

Und beim Klange dieser Stimme hörte der Lord verwundert auf, dabei nicht vergessend, als Narr ein möglichst dummes Gesicht zu machen.

Himmel, wo hatte er denn diese sonore Stimme schon gehört? Kannte er die nicht sehr gut? Hatte auch der indische Prinz mit den blauen Augen damals in Delhi solch eine Stimme gehabt, und hatte sich diese denn seinem Gedächtnis so fest eingepägt?

Doch vorläufig lauschte der Taube der Antwort des Klägers.

»Er hat ihn mir aus der Hand gerissen, als ich meinen Talisman anbetete.«

»Konntest du ihn ihm nicht wieder abnehmen?«

»Er hat ihn gleich in den Mund gesteckt und verschluckt.«

»Nanu,« dachte der Lord, »ich habe ja einen netten Doppelgänger!«

»Wie groß war der Talisman?« fragte der Maharadscha weiter.

»Nicht viel größer als ein Kirschkern.«

»Na, dann geht's ja,« dachte der Lord wieder, »ich glaubte schon, es wäre ein Götze in Lebensgröße gewesen.«

»Aus was bestand der Talisman?«

»Aus dem heiligen Steine, den man am Sitze der Götter findet.«

»Was stellte er dar?«

»Einen Elefanten, und geweiht hat ihn der Brahmane, der am Sitze der Götter wohnt.«

»Vor zwei Stunden ward er gestohlen?«

»Ja.«

»Akim!«

Das ist der Arzt, der bei den Indiern denselben Namen führt wie in der arabischen Sprache, nur daß diese noch ein H vorsetzen.

Ein anderer Indier trat vor, nicht so kostbar gekleidet, aber doch durch sein würdevolles Auftreten den vornehmen Hindu vertratend und außerdem durch ein am Gürtel hängendes, büchsenartiges Tintenfaß und Rohrhalter als Gelehrter gekennzeichnet, wie auch bei uns im Mittelalter die Gelehrten ihr Schreibgerät immer bei sich führten.

Zu diesem Hakim oder Akim sprach der Maharadscha einige wenige Worte, welche der Lord leider nicht verstand, es gibt ja in Indien eine ganze Masse verschiedener Sprachen.

Der Akim winkte, und ob der Lord nun folgen wollte oder nicht – er wurde jenem von kräftigen Armen nachgeschoben.

Es ging zum festlichen Saale hinaus, einen kurzen Korridor entlang, und der Lord ward in eine kleinere Kabine geschoben, in der es ganz nach Apotheke roch.

Grunzen tat Lord Seymour schon längst nicht mehr, der Hofnarr sollte ja nur vor Vergnügen grunzen, eines anderen Lautes nicht fähig sein, und der edle Lord fand kein Vergnügen an dieser Sache, aber er sträubte sich auch nicht, sondern versuchte noch immer Kapriolen zu machen.

»Dort die Flasche, Mansor.«

Ein Indier, der Apothekergehilfe, reichte dem Arzt aus einem Schranke eine Flasche, dieser füllte einen kleinen Becher mit einer gelblichen Flüssigkeit.

Verflucht, jetzt krieg ich Brechwein zu trinken! dachte der Lord verzagt.

Da hatte er allerdings richtig geahnt.

»Trink!« sagte der Arzt.

Der Taube wollte nicht verstehen, als Stummer durfte er auch nicht die Versicherung abgeben, nichts von jenem Diebstahl zu

wissen – und überdies wurde er auch gar nicht erst gefragt, der Arzt setzte ihm den Becher an den Mund, auch der Kopf wurde ihm festgehalten und etwas nach hinten gebogen, dann drückten ihm zwei Finger die blaue Gesichtsgurke zusammen, und als er, um Luft schnappen zu können, den Mund öffnete, ward ihm die Flüssigkeit auch schon in den Schlund gegossen, und da man ihm die Nase noch nicht freigab, mußte er auch schlucken.

Das Zeug schmeckte ölig und süß, durchaus nicht widerlich, aber . . . in des Lords Magen machte es alsbald seine Wirkung geltend, mit einer Schnelligkeit, wie Brechwein es gar nicht vermag.

Schleunigst ward dem Delinquenten eine große Schüssel vorgehalten, und diese füllte der edle Lord mit allem an, was er vor einer Stunde gegessen, und er hatte eine reichliche Mahlzeit gehalten.

»Hoho, süßen Reis mit Rosinen!« meinte der eine Gehilfe mit offenbarem Neide.

»Und Fleisch – heute zum heiligen Fasttag!«

»Er ist vorhin bei den Faringis gewesen, welche nicht mit zu fasten brauchen, da hat er gegessen,« erklärte ein Eingeweihter den anderen.

»Und dieser Schuft von Narr kann jetzt alles im Magen behalten, was er gefaßt hat,« dachte der gepeinigte Lord ingrimmig, als er einmal Luft schnappte, und dann leerte er den Inhalt jenes Körperteils, den der römische Stoiker Epiktet immer verächtlich den Madensack nennt, vollends aus.

Jetzt begannen der Arzt und ein Gehilfe in dem verschieden gefärbten Brei mit Zangen herumzustochern. Der Indier dagegen, dem der Talisman gestohlen worden, war nicht so penibel, der krebste gleich mit den Fingern in dem nach Alkohol duftenden Breie herum, und . . .

»Da ist er!«

Ja, er hatte wirklich etwas zwischen den Fingern, und als das kleine Ding abgewischt war, zeigte sich, daß es ein winziger Elefant von grünem Steine war.

Lord Seymour hatte an sich schon Froschaugen, und diese quollen noch mehr hervor, als er den kleinen Gegenstand betrachtete.

Wenn er recht gesehen, so hatte der Indier den Talisman wirklich aus der Schüssel mit dem Speisebrei gefischt, aber der Lord wußte doch am allerbesten, daß er keinen Elefanten in seinem Magen gehabt.

»Das ist . . .«

Zum Tode erschrocken brach der Lord ab. Er sah sich schon ver-raten. Und es war doch bei weitem besser, einige Tage bei Wasser und Brot zu verbringen als den gänzlichen Tod zu erleiden. Schlimm konnte man doch solch einen Narren nicht bestrafen.

Zu seinem Glück hatte man auf die beiden englisch gesprochenen Worte gar nicht geachtet. Alle anderen waren noch ganz in den Anblick des Talismans vertieft gewesen, und der Besitzer hatte soeben über seinen Schatz eine Rede begonnen.

»Gestehst du, den Talisman gestohlen zu haben?!« wurde jetzt der Uebeltäter von dem Arzte mit gar nicht indischer Grobheit angeherrscht.

Der Lord begnügte sich, jenem die Zunge herauszustecken.

»Ich weiß, du kannst nicht hören und nicht sprechen, leider auch nicht schreiben – aber da ist überhaupt gar nichts zu gestehen. Was soll nun mit dem Burschen geschehen?«

»Der Maharadscha hat bereits das Urteil gefällt, falls Pikuno des Diebstahls schuldig ist,« entgegnete der Angeredete, gleichfalls ein vornehmer Hindu.

»Nun?«

»Fünfundzwanzig Peitschenhiebe.«

»Das ist hart.«

»Ja, dieser unverbesserliche Dieb soll doch endlich einmal exemplarisch bestraft werden. Die Bestrafung ist sofort zu vollziehen.«

O weh – der edle Lord bekam einen förmlichen Hexenschuß. Solch einen Ausgang seines Abenteuers hätte er denn doch nicht geahnt! Und nun sich nicht einmal verteidigen zu können!

Vorläufig blieb er noch seiner Rolle getreu.

»Bääähhh,« machte er und steckte noch einmal die Zunge heraus.

Das half ihm aber alles nichts, er ward noch fester gepackt und durch den Korridor nach einer anderen Kabine geschleift, und was er hier zu sehen bekam, das raubte ihm vollends den Mut: eine nette Vorrichtung, um einen Menschen gerade recht handgerecht überzuspannen, und an der Wand eine ganze Auswahl der verschiedensten Peitschen.

So ganz ohne Zwang und Gewalt, wie Sabasi gesagt, schien es an Bord dieses friedlichen Schiffes also doch nicht abzugehen.

»Zieht ihn aus – alles aus!«

Da richtete sich der Lord zwischen den ihn haltenden Händen zu seiner möglichsten Größe empor.

»Stopp!« rief er gravitatisch, während ihm schon von stinken Händen der Kittel abgezogen wurde. »Wißt ihr braunen Kaffern, wen ihr eigentlich vor euch habt?«

Beim Klange seiner Stimme standen die anderen zuerst wie erstarrt.

»Bei Brahma und Wischnu, er hat seine Sprache wiederbekommen!!« erklang es dann staunend im Chore.

»Nein, ich bin überhaupt nie taubstumm gewesen, ich – bin – der – Lord Archibald Seymour ... «

»Aber verrückt ist er doch noch.«

»Peer und Earl von England ... «

»Er ist bei den Faringis gewesen und hat da etwas gehört. Ueber den Bock mit ihm!«

»Major im zweiten Kürassierregiment Ihrer Majestät!«

»Zieht ihm auch die Hosen aus!«

Als alles nichts nützte, fing der unglückliche Seymour aus Leibeskräften zu strampeln an, und erst als er schon über dem Bocke lag, kam ihm die richtige Idee.

»Ich bin ja gar nicht euer Hofnarr,« heulte er, »der liegt in meiner Koje, seht doch erst einmal nach!!«

Aber auch das wollte nichts helfen.

»Los, ich werde die Schläge zählen.«

Die Peitsche pfiß durch die Luft, erst einmal probeweise.

»Es ist genug!« ließ sich da eine tiefe Stimme vernehmen, und der erste Schlag fiel nicht.

»Der Maharadscha!« erklang es im Chore der sich verneigenden Indier.

Hochaufgerichtet stand in der Kabine die majestätische Gestalt des Maharadschas.

»Führt diesen Narren, der die Wahrheit spricht, in die Kabine zu seinen Freunden zurück und holt den richtigen Narren dafür heraus!«

Dem Befehl ward umgehend Folge geleistet, die Kleider wurden dem Nackten umgeworfen und er in jene Räume zurückgebracht.

Die Zurückgebliebenen, welche sich ahnungslos bei einigen Flaschen Wein unterhielten, allerdings über die Möglichkeiten des Schicksals ihres Gefährten, erschraken trotz ihrer sonstigen Teilnahmslosigkeit nicht schlecht, als plötzlich unangemeldet einige Diener eindrangten, welche den falschen Hofnarren zurückbrachten und dafür den echten, den sie gleich in seiner Koje schlafend fanden, mitnahmen, sich dann ohne weitere Erklärung sofort wieder entfernend.

»Um Gottes Willen, was ist denn geschehen?!«

Lord Seymour hatte sich in ein Polster fallen lassen.

»Ich soll einen Elefanten verschluckt haben!« ächzte er jetzt.

»Einen lelelelelebend'gen?« fragte Mr. Fairfax.

»Nee, nur einen steinernen!«

»Auch das noch! Sie sind erwischt worden?«

»Ich habe mich selber erwischt, mußte alles gestehen.«

Und der Lord erzählte, dabei wieder seinen leeren Magen mit den noch vorhandenen Resten des Abendbrotes füllend.

»Teufel noch einmal,« hieß es dann, als sie alles gehört hatten, »jetzt kommen wir alle zusammen in die Patsche!«

»Beruhigt euch, liebe Freunde,« erklang da eine fremde Stimme, »das war alles erst von mir arrangiert worden.«

Wie auf eine Geistererscheinung starrten die fünf auf den großen, langbärtigen Mann, prachtvoll gekleidet, der ungesehen eingetreten war,

»Der Maharadscha!« flüsterte der Lord zuerst,

»Nicht für euch. Ich mache es kurz, ich habe keinen Geschmack am Komödienspielen mehr – ich bin Kapitän Richard Jansen.«

Da halfen alle abgestumpften Nerven nichts – die fünf Sportsmen waren außer sich vor Staunen, lange Zeit sprachlos, und dann wollten sie es nicht glauben. Also auch Lord Seymour nicht, der noch immer an einen Prinzen von Delhi dachte, nur nicht an Richard Jansen. Der schwarze Schnurrbart veränderte ihn total. Vielleicht waren auch seine Gesichtszüge etwas andere geworden, und zudem machte er in der kostbaren, weit aufgebauchten Kleidung einen so ganz anderen Eindruck als jener Richard Jansen, der bei seiner knöchigen Schlankheit immer erst recht riesenhaft erschienen war, besonders wenn er so, wie er mit Vorliebe tat, in hohen Seestiefeln und Hemdärmeln ging.

Schließlich aber mußten sie es doch glauben. Jansen von den Toten auferstanden!!

ERKLÄRUNGEN.

Jansen erzählte bis Mitternacht, er verschwieg nichts; jetzt berichtete er auch sein damaliges Abenteuer mit Eloha, wodurch

scheinbarerweise alles so gekommen war, daß man ihn zum Maharadscha gemacht – aber ein solcher war er jetzt nicht mehr, sondern eben der alte Richard Jansen, und er wußte, von wo die Diener den besten Wein zu holen hatten.

Und doch war er nicht mehr der alte – etwas wie Schwermut lag über ihn gebreitet, die nur langsam dem feurigen Traubensaft weichen wollte.

»So segle ich seit einem halben Jahre rast- und ziellos auf allen Meeren umher – ein moderner fliegender Holländer in indischer Ausgabe.«

Damit hatte er seinen ausführlichen Bericht über sich selbst beschlossen. Ueber Lord Seymours Abenteuer war noch gar nicht gesprochen worden, das hatte man jetzt ganz vergessen.

»Gefällt Ihnen denn dieses Leben?« wurde dann gefragt.

Langsam und träumend strich Jansen die Asche von seiner Zigarre ab.

»Nein.«

»Wer war denn die Dicke, die zu Ihrer rechten Seite saß?« mischte sich zunächst Lord Seymour ein.

»Eloha.«

»Aha, dachte ich mir gleich. Und die andere, die auf der linken Seite?«

»Eine Fürstin von Lahore.«

»Auch Ihre Frau?«

»Ja.«

»Fein, fein!« schnalzte der Lord gleichzeitig mit Zunge und Fingern. »Wieviel Frauen haben Sie eigentlich?«

»Achtunddreißig.«

»Das ist weniger fein – wäre mir zu viel.«

»Mir auch.«

»Na, da schaffen Sie sich doch ein paar ab – geben Sie uns ein paar.«

»Ach, wenn ich das könnte!« erklang es mit einem schweren Seufzer, obgleich Jansen dabei wohl kaum auf die etwas frivolen Worte des Lords Bezug nahm.

»Also Sie haben tatsächlich Ihr Schiff nur deshalb vernichtet, um an Bord der ›Indianarwa‹ zu kommen?« fuhr Jansen dann fort.

Jetzt erzählten die Herren.

Jansen schüttelte dabei wiederholt den Kopf.

»Sie sind und bleiben doch tolle Brüder!« sagte er dann. »Und ein Mann, ein Heizer, hat dabei sein Leben verloren? Nun, ich bin am wenigsten dazu berechtigt, deshalb über Sie zu Gericht zu sitzen.«

»Beobachteten Sie, wie das Schiff sank?«

»Ja, ich hatte gerade meine Blicke in jene Gegend gerichtet.«

»Machte es einen natürlichen Eindruck?«

»Nein, gar nicht. Und als ich dann die Boote kommen sah, und Sie darin erkannte, da wußte ich auch gleich ganz bestimmt, daß Sie Ihre ›Zingalia‹ mit Absicht vernichtet hatten, nur aus dem Grunde, um an Bord dieses indischen Schiffes zu gelangen, über das man sich ja so viel Geheimnisvolles erzählt – ganz grundlos.«

»Sie erkannten uns gleich?«

»Sofort.«

»Und da weigerten Sie sich zuerst, uns aufzunehmen.«

Jansen lächelte flüchtig.

»Abgesehen davon, daß ich hierzu eigentlich doch ein Recht gehabt hätte, oder doch, Sie nur ins Schlepptau zu nehmen – aber es war mein Kapitän, der dies zuerst Ihnen sagte. Dann rief ich ihn zu mir und gab ihm andere Instruktionen.«

»Richtig, wir wurden ja dann auch gleich aufgenommen! Weshalb haben Sie uns dann so als Gefangene behandelt?«

»Weil ich auf Ihre Pläne einging. Sie wollten doch ausspionieren, wie es hier zuing, und ich glaube kaum, daß Ihnen angenehm gewesen wäre, wenn Sie sofort überall herumgeführt wurden.«

»Allerdings nicht,« bestätigte der Lord.

»Ich beobachtete und belauschte Sie und bekam zu hören, daß ich auch ganz recht gehabt. Um Ihnen nun entgegenzukommen, hielt ich schon jenen Narren bereit, welcher zufällig dem Lord so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen.«

»Was? Das war schon eine abgekartete Geschichte?« fuhr besonders der Lord betroffen empor.

»Wie ich Ihnen sage,« lächelte Jansen wiederum, doch machte dieses Lächeln gar keinen heiteren Eindruck. »Dieser Pikuno ist überhaupt gar nicht taubstumm.«

»Nicht?!«

»Nein, er kann hören und sprechen wie ein anderer Mensch, sogar Englisch. Er ist wohl etwas beschränkt, aber durchaus nicht so, wie er sich Ihnen gegenüber gab.«

»Ja, wozu denn das in aller Welt?!«

»Verstehen Sie nicht? Eben, um Ihren Plänen entgegenzukommen. Ich wußte nicht, daß Lord Seymour Indisch spricht, und so ließ ich Pikuno lieber gleich taubstumm sein, damit jener in seiner Verkleidung ganz leichtes Spiel habe.«

»Aber auch alle anderen behandelten ihn doch als Taubstummen!«

»Alles auf Verabredung, das ganze Schiff war instruiert.«

»Dann hätte mir Mr. Sabasi wohl überhaupt den Vorschlag gemacht, daß ich die Rolle des Narren spielen solle?«

»Gewiß, das war alles schon verabredet. Sie wären so nach und nach darauf vorbereitet worden, auf die eine oder die andere Weise. Monsieur Chevalier faßte nur einen ganz ähnlichen Plan, und als er meinem Sekretär die Pistole auf die Brust setzte, hatten wir erst recht leichtes Spiel.«

Eine Art von Beschämung beschlich die Herren. Sie hatten sich äußerst schlau geglaubt, und dabei hatte man mit ihnen gespielt.

»Da war auch das mit dem gestohlenen Talisman schon verabredet?«

»Alles, alles war ausgemachte Sache.«

»Ich habe auch gar keinen Elefanten im Magen gehabt?«

»Gott bewahre!« lachte Jansen, aber es wollte immer noch nicht heiter klingen.

»Der Kerl tat nur so, als ob er seinen Talisman aus meinem halbverdauten Hirsebrei herausbringe?«

»Natürlich.«

»Ja, wozu denn nur diese Machinationen?«

»Sie verstehen immer noch nicht?« sagte Jansen nach wie vor mit trübem Lächeln. »Bedenken Sie doch nur – ich sah die Boote kommen – erkannte Sie, meine alten Freunde, die ich wirklich in mein Herz eingeschlossen gehabt – ach, wie mir da plötzlich mein sonst so müdes Herz schneller zu schlagen begann – ich wurde plötzlich wieder ganz jung – und nun belauschte ich Sie – vernahm Ihre Pläne – und da stieg mir wieder mein alter Schalk in den Nacken – ja, besonders auf den dicken Lord hatte ich es abgesehen, der sollte für seine Neugier büßen – ach, ich hatte ja noch etwas ganz anderes vor – dazu, daß Sie wirklich gepeitscht worden wären, hätte ich es natürlich nicht kommen lassen – ach, ich hatte ja noch ganz anderes mit Ihnen vor – Sie hätten in den Wahn kommen müssen, daß Sie sich unter menschenopfernden Thags befänden, daß wir hier der Göttin Kali dienten – Sie hätten solchen Menschenopfern beiwohnen müssen, einer Ihrer Freunde wäre selbst geopfert worden – und so wäre einer nach dem anderen zum Narren gehalten worden . . . ich habe es nicht getan.«

»Ja, warum denn nicht? Das wäre doch famos gewesen, auch wenn wir dabei, als die Genarrten, eine traurige Rolle gespielt hätten. Aber über so etwas sind wir doch erhaben.«

»Warum nicht? Bis zu dem Brechmittel kam ich, dann . . . hatte ich genug, genug – ich bin nicht mehr der Alte, der über so etwas lachen kann, ich bin . . . «

Jansen brach ab und ließ tief den Kopf auf die Brust sinken.

»Mensch, Kapitän, Sie sind ja ganz und gar unglücklich!!!«

Der Australier war es gewesen, der mit diesen Worten urplötzlich herausgeplatzt war, dabei seine herkulische Bärenlatze wuchtig auf Jansens Schultern schlagend und ihn dann schüttelnd.

Es war gewiß nicht dieser Schlag, wenn er auch sonst einen Stier zu Boden geworfen hätte, der Jansen so bewegen konnte – diese als eine furchtbare Wahrheit ihn ins Gesicht geschleuderten Worte waren es, die ihn wie entsetzt mit plötzlich todblassem Antlitz auffahren ließen.

»Ich – unglücklich?!« brachte er nur mühsam hervor.

»Na, nun machen Sie uns nichts vor! Natürlich sind Sie unglücklich!«

Ein Versuch, heiterer zu blicken – er mißlang, Jansen ließ abermals den Kopf auf die Brust sinken.

»Ja, ich bin unglücklich, tief, tief unglücklich,« flüsterte er tonlos.

»Weshalb denn? Heraus damit, schütten Sie uns Ihr Herz aus.«

»Ich . . . weiß es selbst nicht.«

»Ist unter den achtunddreißig Frauen nicht gerade die, welche Sie gern haben möchten?«

»Torheit!«

»Was fehlt Ihnen sonst.«

»Mir fehlt eigentlich . . . gar nichts, absolut nichts.«

»Was treiben Sie denn eigentlich hier an Bord?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Ich regiere,« lächelte Jansen immer trüber. »Ja, ich sitze auf meinem Throne, in Samt und Seide gehüllt, mit schweren Ketten und Steinen behangen, rauche meine Pfeife, muß mir vorsingen und vortanzen lassen und regiere dazu so nebenbei, d. h. ich höre Klagen an und urteile, manchmal wie ein Salomo – gewöhnlich urteile ich nebenbei. Und so geht ein Tag wie der andere hin.«

»Haben Sie denn gar kein Ziel im Auge?«

»Nein. Wir schlagen eben die Zeit auf dem Meere tot, laufen nur einen Hafen an, wenn wir uns verproviantieren müssen.«

»Können Sie sich denn da nicht an Land amüsieren?«

»Amüsieren?« klang es schmerzlich zurück. »Ich bin seitdem mit noch keinem Schritte an Land gekommen.«

Die Herren fragten nicht nach dem Weshalb, sie sahen das Törichte ihrer Sprache gleich ein. Sie wußten ja nur zu gut, was diesem weltflüchtigen Manne fehlte – seine ›Sturmbräut‹, all seine Getreuen!

»Gehen Sie denn nicht auf Abenteuer aus?«

»Nein.«

Auch deshalb wurde nicht weiter gefragt. Eben für die Welt abgestorben.

»Ihnen fehlt einfach Beschäftigung,« sagte der Australier jetzt sehr vernünftig, obgleich der selbst nichts von einer sogenannten Beschäftigung wissen wollte. Der vertrieb sich die Zeit nach seiner Weise, durch den Suff.

»Ja.«

»Sind Sie nicht Herr über dieses Schiff?«

»Absoluter.«

»Müssen Sie unbedingt immer auf dem Throne sitzen und mit den Weibsbildern poussieren?«

»Ich muß gar nichts.«

»Warum tun Sie es denn?«

»Weil man es wünscht, weil man das so von dem früheren Maharadscha gewöhnt ist, und ich tue ihnen den Gefallen.«

»Dürften Sie nicht von der Kommandobrücke aus selbst das Schiff führen?«

»Ich dürfte es, wenn ich wollte.«

»Warum wollen Sie es denn nicht?«

»Kapitän Ikomo ist ein zu tüchtiger Mann, es wäre geradezu eine Kränkung für ihn, wollte ich mich da einmischen.«

»Hm, sehr rücksichtsvoll, hm,« brummte Monsieur Chevalier, an diesem gesegneten Tage vielleicht seine sechzigste Zigarette drehend. »Mit einem Wort! Es gefällt Ihnen hier nicht.«

»Nein.«

»Und weil es Ihnen hier nicht gefällt, deshalb sind Sie unglücklich.«

»Ja.«

»Es fehlt Ihnen eben eine Tätigkeit.«

»Ja.«

»Was für eine Tätigkeit würden Sie da wählen?«

»Selbstverständlich die eines Seemannes. Ich möchte wieder als Kapitän in fremden Diensten fahren, natürlich nicht als Richard Jansen, unter anderem Namen. Daß ich nicht mehr wünsche, noch einmal als Sir Richard Jansen, Baronet von, auf und zu, verherrlicht zu werden, das können Sie sich wohl denken. Oder muß ich Ihnen das noch klar machen?«

»Nein, das brauchen Sie nicht, wir verstehen, so auf den Kopf gefallen ist von uns niemand. Also als einfacher Handelskapitän möchten Sie gehen, unter anderem Namen?«

»Ja.«

»Warum gehen Sie denn da nicht?«

»Weil ich nicht von hier fort kann.«

»Sie sind hier gebunden?«

»Ja.«

»Für ewig?«

»Bis zum Untergange dieses Schiffes.«

»Sie haben deshalb Ihr Ehrenwort abgeben müssen?«

»Nein.«

»Einen Schwur?«

»Auch nicht. So etwas hätte ich nie getan, niemals hätte ich mich zwingen lassen.«

»Und dennoch sind Sie gezwungen, hier zu bleiben?«

»Ja.«

»Na, zum Teufel noch einmal, wodurch denn nur?!«

»Verstehen Sie denn gar nicht?«

»Nein, da sind wir doch zu dumm dazu. So sprechen Sie bloß endlich.«

»Ich habe Ihnen doch ausführlich geschildert, wie ich zuletzt darauf einging, dennoch die Erbschaft des Maharadschas anzutreten, das heißt, sein Nachfolger zu werden. Ich wollte es durchaus nicht, wollte überhaupt gar nicht mehr auf diesem Schiffe bleiben, auch nicht als so ziemlich unsichtbarer Gast – da machte mir Graf Axel jene Eröffnung, wie ich Ihnen geschildert. Mehr als siebenhundert Menschen sollten oder wollten den Feuertod erleiden – nicht meinetwegen, aber ich, ich hätte ihr Leben doch retten, ihren Tod vermeiden können. Ich glaubte, stark genug zu sein, um diesem ganz undefinierbaren Zwang, den man auf mich auszuüben versuchte, trotzen zu können. Ich begab mich an Land, auf jene Toteninsel. Und da sah ich das schöne, junge Weib den Scheiterhaufen besteigen. Ich wollte nicht hinblicken, und doch mußte ich es, ich mußte, mußte!! Und da sah ich die Flammen hochschlagen, welche gleich das ganze Deck ergriffen, auch allen anderen siebenhundert Menschen den Tod bereitend. Und da stürzte ich mich ins Meer – oder ich war schon längst drin – ich schwamm hin – und so bin ich der Nachfolger des Maharadschas geworden. Verstehen nun die Herren, was mich hier fesselt?«

»Hm,« wurde vorläufig nur gebrummt.

»Und deshalb kann ich auch nicht wieder von hier fort.«

»Sie meinen, wenn Sie das Schiff verließen, würden diese Fanatiker noch immer ihr Schiff und sich selbst verbrennen?«

»Sofort.«

»Das hat man Ihnen gesagt?«

»Hat man mir unverhohlen gesagt.«

»Das ist gewissermaßen eine moralische Erpressung.«

»Ich weiß es.«

»Darum brauchen Sie sich gar nicht zu kümmern.«

»Auch das weiß ich, aber ...«

»Sie können eben nicht fort, es geht gegen Ihr Gewissen. Sie wollen es nicht mit der Schuld an dem Tode von siebenhundert Menschen belasten.«

»So ist es.«

»Glauben Sie, daß sich einer von uns an so etwas kehren würde?«

»Das glaube ich wohl, daß Sie sich verteufelt wenig aus siebenhundert oder siebentausendmal siebentausend Menschen etwas machen würden, wenn diese Ihren freien Willen beeinflussen wollten.«

»Sie aber lassen sich dadurch beeinflussen, lassen sich zwingen, gegen Ihren Willen zu handeln.«

»Ja,« gab Jansen offen zu.

Es war fast merkwürdig, daß keiner dieser fünf Männer, die sich doch sonst kein Blatt vor den Mund nahmen, Jansen nicht einen Narren schalt.

Oder auch nicht merkwürdig! Es waren ehm durch ihre Lebensweise ganz besonders geartete Charaktere geworden – Uebermenschen, würden wir jetzt sagen, jenseits von gut und böse, nichts anderes als ihren eigenen Willen anerkennend.

Sie selbst fanden es natürlich lächerlich, wegen seines Gewissens sich auf diese Weise zwingen zu lassen, das heißt, sie selbst hätten so etwas nie getan. Aber eben durch ihre Lebensweise waren sie auch wieder philosophisch genug gebildet, wenn auch ohne jede Schulung, um sofort zu verstehen, daß gerade für einen Charakter wie Jansen hier ein unüberwindliches Hindernis vorlag.

»Das ist ja entsetzlich!« hieß es denn auch mit aufrichtigem Bedauern.

Jansen zuckte nur die Achseln.

»Sie wären auch nicht imstande, dadurch sich von diesem Zwange freizumachen, daß sie dieses ganze Schiff mit allen Menschen vernichten?«

»Dann brauchte ich nur davonzugehen.«

»Nein, wir meinen, indem Sie selbst mit zugrunde gehen.«

»Ich verachte den Selbstmord in jeder Weise, wenn er egoistischen Motiven entspringt.«

»Sie können mit unbeschränkter Vollmacht über das Schiff verfügen?«

»Mit absoluter Vollmacht, über Schiff und alle Menschenleben.«

»So weihen Sie sich und Ihr Schiff einem edlen Zweck, wobei Sie Ihren Untergang finden.«

»Welchem Zwecke?«

»Eben irgendeinem nützlichen. Schließen Sie sich einer kriegführenden Macht an, und lassen Sie sich in den Grund schießen.«

»Mit diesen Indiern?« war die spöttische Gegenfrage.

»Versuchen Sie den Nordpol zu entdecken, und lassen die ganze Bande zu Konserven einfrieren.«

Wieder nur ein tiefer Seufzer.

»Ja, mit welchem Rechte versuchen denn diese Kerls solch eine Macht über Sie auszuüben? Ist das nur dadurch gekommen, daß Sie diesem als Reich geltenden Schiffe einen Erbprinzen geschenkt haben?«

»Nicht nur deshalb.«

»Weshalb sonst?«

»Es stand in den Sternen geschrieben. So sprach Graf Axel, der Maharadscha, so spricht Toghluks noch heute. Es stand in den Sternen geschrieben, daß ich, Richard Jansen, bestimmt sei, einst den Maharadscha nach dessen Tode zu vertreten, zu ersetzen.«

»Wie ist denn der Maharadscha eigentlich auf Sie aufmerksam geworden?«

»Das ist eine merkwürdige, schon mehr märchenhafte Geschichte. Diese indischen Mystiker, die Anachoreten zur See geworden sind – Seezigeuner, die sich auch mit Wahrsagen aus der

Hand beschäftigen – haben eben nichts weiter zu tun, als aus Sternen und Träumen und Gott weiß was zu deuten, die Zukunft zu befragen. Wenn sich in der Weltgeschichte irgendein Mensch auszeichnet, in der Politik oder durch sonst eine Tat, und hier auf diesem Schiffe wird davon erfahren, so wird dem Betreffenden immer gleich das Horoskop gestellt, das heißt, die Sterne werden über seine weitere Zukunft befragt, zu keinem anderen Zwecke, als um zu prüfen, ob die Aussage der Sterne auch stimmt, weshalb der Lebensgang der Betreffenden natürlich auch weiter beobachtet werden muß, und dieser Maharadscha hat ja Verbindungen in aller Welt.

»Damals, als die Lady Blodwen sich auf das Meer flüchten wollte, kam auch mein Name in aller Mund, in alle Zeitungen. Auf der alten ›Indianarwa‹, die schon damals an der Fucusinsel lag, aber in guter Verbindung mit aller Welt stand, hörte man von mir, und auch mir wurde das Horoskop gestellt.

»Und da verkündeten die befragten Sterne, daß ich, daß dieser Richard Jansen, eng mit dem Schicksale der ›Indianarwa‹, mit dem dieser ganzen indischen Gesellschaft verknüpft sei, daß ich bestimmt wäre, dereinst die Führung über diese ganze geheime Sekte zu übernehmen.

»Diese Indier glauben an ein Verhängnis, das jedem Menschen bestimmt ist. Es erfüllt sich von ganz allein. Das hindert sie aber nicht, diesem Schicksale doch etwas unter die Arme zu greifen. Zunächst aber etwas anderes: ich habe Ihnen, vor denen ich keine Geheimnisse gehabt, doch erzählt, wie mir damals Karlemann die Lage der Fucusinsel angab.«

»In der Tat, wunderbar!« bestätigten sofort die Herren, die samt und sonders leicht von Begriffen waren, mit offenem Staunen.

»Ja, es ist wirklich wunderbar. Ich bin überhaupt schon längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß es wirklich solch ein Verhängnis gibt. Also, um auf das Vorangegangene zurückzukommen: das hindert diese Indier aber nicht, dem Schicksale manchmal helfend unter die Arme zu greifen. Man setzte sich mit mir in Verbindung, d. h. ganz heimlich, ohne daß ich davon etwas merken sollte. Und was meinen Sie, wen mir diese Indier als heimlichen Aufpasser beigesellten?«

»Nun?«

»Raten Sie. Ich möchte seinen Namen erst aus Ihrem Munde hören.«

»Tischkoff?«

»O nein. Ja, auch den, aber der erschien erst viel später als helfender Geist auf der Bildfläche.«

»Sie hatten einen heimlichen Aufpasser an Bord?«

»Ja, schon vorher.«

»Einen Ihrer Leute? Den Schiffsarzt?«

»Nein, der kommt gar nicht in Betracht. Ich will es Ihnen sagen, Sie würden wohl auch kaum darauf kommen – Goliath.«

»Was? Goliath?« riefen denn auch die Herren in hellem Stauen. »Ihr treuer Goliath ein Verräter?!«

»Nicht doch, kein Verräter. Er war und blieb der treueste Mensch, den ich je kennen gelernt. Aber zu dieser indischen Geheimsekte gehörte er dennoch. Er war früher Seemann gewesen, hatte es bis zum Kapitän gebracht, fuhr von den westindischen Inseln aus, wo es ja auch genug schwarze Schiffe gibt – bis er jener indischen Sekte in die Hände fiel. Diese erkannten die hervorragenden Eigenschaften dieses Negers, der besonders ein fabelhaftes Gedächtnis besaß, sie bildeten ihn in einem indischen Kloster weiter aus, dann schickten sie ihn wieder hinaus in die Welt, daß er ihren Zwecken diene.«

»Welchen Zwecken? Was für eine geheime Sekte ist das eigentlich?«

»Ich drücke mich vielleicht falsch aus, wenn ich immer von einer Sekte spreche. Die Geschichte ist einfach so: Der Maharadscha war stets ein Phantast. Er wollte Indien wieder frei machen; da man aber zu Lande, in Indien selbst, mit England schon so trübe Erfahrungen gemacht, wollte er den zukünftigen Befreiungskampf auf das Wasser verlegen. So sammelte er tüchtige Seeleute um sich, sammelte noch anderes, und die Mittel dazu hatte man ihm ja gelassen. Sie kennen den Vogelberg. Aus dem hatte er einfach eine uneinnehmbare Seefestung machen wollen. Alles, was dort an Lebensmitteln und an Material aller Art angehäuft war, stammte nicht etwa von Seeräubern her, sondern das hatte der Maharadscha im Laufe der Jahrzehnte nach und nach heimlich gekauft und heimlich dorthinbringen lassen.«

»Aha, das ist allerdings eine Erklärung! Woher aber wußte er von der Existenz dieses hohlen Berges, woher von der Fucusinsel, wovon sonst die Welt noch nichts weiß?«

»Freunde, da fragt ihr mich zu viel. Dieses Geheimnis hat der Maharadscha mit in sein nasses Grab genommen. Aber er war wirklich ein Mann von eminenten Kenntnissen, alle sorgsam gehüteten Geheimnisse seines Landes standen ihm, dem Oberpriester aller Brahmanen, offen zur Verfügung, auch in China besaß er kolossalen Einfluß, und wir wollen uns erinnern, daß Chinesen schon in Amerika gewesen sind, wahrscheinlich dort schon blühende Kolonien gehabt haben, als wir in Europa noch mit dem Höhlenbären um unsere Existenz kämpfen mußten. Mag diese Erklärung, woher der Maharadscha seine Kenntnisse hatte, genügen. Schließlich will ich nur noch daran erinnern, daß auch Tischkoff den unterseeischen Tunnel von der Klippe nach der Osterinsel kannte, und auch die Osterinsel ist einst unbestreitbar von Chinesen besetzt gewesen.

»Also, als ersten Aufpasser hatte man mir Goliath beigelegt. Ja, er paßte auf, was ich trieb, wußte die indische Gesellschaft immer über mich, über meine Pläne und Ziele zu benachrichtigen. Aber

ein Verräter war Goliath nicht, ganz das Gegenteil. Unter dieser schwarzen Haut schlug das treueste Herz. Er ist den Heldentod gestorben – im Dienste der Menschenliebe – sein Andenken wird mir bis zum letzten Atemzuge heilig sein.

»Als zweiten Aufpasser, oder vielmehr als Berater, gab man mir Tischkoff bei. Er war gar kein Russe, sondern ein Schottländer. Schon von frühester Jugend an ein Feuergeist, dabei stark zum Uebersinnlichen neigend, auch immer schon die Gabe des zweiten Gesichtes besitzend, eine unleugbare Tatsache, welche Gabe man ja so häufig gerade in Schottland findet. In Sibirien und China hatte er diese Gabe unter entsetzlichen Kasteiungen des Körpers weiter ausgebildet. Er konnte willkürlich in Starrkrampf oder schon mehr in eine Art Scheintod fallen, wobei dann sein befreiter Geist wirklich in den fernsten Erdteilen schweifen konnte. So erzählt man mir jetzt, und ... ich muß es fast glauben. Er hat in seiner Jugend viel in Politik gemacht, kennt alle Schrecken der sibirischen Bergwerke, hat auch zu Portland längere Zeit in der Treitmühle gearbeitet, immer wegen politischer Vergehen. Von dort hat er sich befreit, durch jenen unterirdischen Gang, dessen Entstehung mir nicht bekannt ist. Auch er kam in Verbindung mit jener indischen Sekte, und er war der Geeignetste, mich aus dem Zuchthause von Portland zu befreien, blieb dann als mein Berater immer bei mir. So, das ist eigentlich alles, was ich zur Erklärung zu erzählen habe.«

»Wo ist Mister Tischkoff jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Der Maharadscha, seinen nahen Tod fühlend, gab ihm die Freiheit zurück.«

»Und wo sind z. B. alle die Menschen, welche doch offenbar einst in dem hohlen Vogelberge hausten? Was ist überhaupt aus dieser ganzen geheimen Gesellschaft, die sich über die ganze Erde erstrecken sollte, geworden?«

»Alles hat sich in Wohlgefallen aufgelöst. In seinem letzten Jahre erkannte der Maharadscha, daß er doch nur einem Hirngespinnste nachgejagt war, er gab allen die Freiheit zurück, sie konnten gehen, wohin sie wollten.«

»Nur die ›Indianarwa‹ blieb bestehen?«

»Ja, die behielt er für sich selbst, und ich war bestimmt, als sein Nachfolger dieses sein Schiff weiterzuführen, das ließ er sich nicht aus dem Kopfe bringen, und ... mit Hilfe des Schicksals hat er seine Absicht auch zu erreichen gewußt. Ich bin hier ein Sklave, ohne Fesseln, ohne Schwur gebunden ... und dennoch kann ich nicht fort, weil ich nicht siebenhundert Menschenleben auf meinem Gewissen haben will.«

Eine Pause trat ein.

Die Schiffsglocke verkündete, daß Mitternacht schon überschritten war, und Jansen erhob sich.

»Es ist Zeit, daß wir uns trennen – vorläufig. Wünschen die Herren noch hier zu bleiben?«

»Wenn wir dürfen?«

»Selbstverständlich steht Ihnen alles offen. Bei Ihnen ist das ja etwas ganz anderes. Und Ihr Ehrenwort habe ich doch, daß Sie über alles Schweigen beobachten.«

»Das haben Sie ebenso selbstverständlich.«

»Ich danke Ihnen. Nun wäre nur noch eins: haben die Herren irgendein Ziel, wohin Sie gebracht zu werden wünschen?«

»Nein.«

»Auch ich habe ja kein Ziel. Höchstens suche ich noch einmal die Stellen auf, an die alte Erinnerungen geknüpft sind. So hatte ich jetzt vor, noch einmal die Osterinsel zu besuchen.«

»Die Osterinsel?!« wurde überrascht gefragt.

»Ja. Aber wenn die Herren an ein anderes Ziel denken, wenn dieses auch auf der anderen Hälfte der Erdkugel liegt – ich ändere sofort den Kurs, wie ich es so oft tue, manchmal mehrmals täglich, da mich absolut nichts bindet.«

»Auch wir wollten eigentlich die Osterinsel aufsuchen, obgleich auch wir kein bestimmtes Ziel hatten. Wir erfuhren nur so zufällig, daß wir uns nahe der Osterinsel befänden.«

»Gut, so fahren wir hin.«

»Angenommen. Was ist eigentlich aus der Osterinsel geworden?«

»Ich weiß gar nichts.«

»Haben die Erben Lady Blodwens auf sie Anspruch erhoben?«

»Mir ganz unbekannt.«

»Ob die wilden Bestien noch immer auf ihr hausen?«

»Meine Herren, ich habe seit länger denn einem Vierteljahr gar keine Verbindung mehr mit der Welt, vermeide absichtlich jede Nachricht.«

Die Unterredung war beendet, nach freundlicher Verabschiedung entfernte sich der germanische Indier mit dem langen Barte, der natürlich nur gefärbt, wenn nicht falsch war.

»Es ist doch unerhört, wie sich ein Mensch durch solche eingebilddete Gewissenskrupel so zwingen lassen kann!« sagte Mister Fairfax, als sich kaum die Tür hinter Jansen geschlossen hatte.

»Freunde, da können wir gar nicht mitreden!«

Der Australier und der Franzose hatten dies gleichzeitig gesagt, den Amerikaner so zurechtweisend.

»Das war auch nicht so gemeint,« verteidigte sich Fairfax, »aus meinen Worten sollte mehr das Mitleid sprechen.«

»Ja, zu bemitleiden ist er auch,« wurde allgemein bestätigt.

»Er dürfte nicht hier bleiben.«

»Nein, das dürfte er nicht.«

»Dieser kostbare Kerl, dieser Richard Jansen, der noch zur Heroenzeit gehören sollte – der versauert hier ja ganz.«

»Ja, das tut er, ist es schon.«

»Für jeden ehrlich gesinnten Menschen wäre es eigentlich geradezu Pflicht, ihn aus diesen Verhältnissen wieder herauszubringen.«

»Eigentlich, ja.«

»Ja, aber wie?«

»Ja, aber wie?«

Die fünf Freunde blickten sich an, lange Zeit, und es waren ganz eigentümliche Blicke, die gewechselt wurden.

Dabei drehte der Franzose seine sechsendsechzigste Zigarette, ohne hinzusehen, immer den starren Blick mit denen der anderen kreuzend – und als die Zigarette fertig war, steckte er sie in den Mund – immer den starren Blick auf die anderen geheftet – und dann brachte er aus seiner Westentasche ein goldenes Feuerzeug zum Vorschein, entnahm ihm Stahl, Feuerstein und Zunder – schlug Funken, ohne den Blick von seinen Freunden zu wenden, bis der Zunder glimmte – er blies ihn an, blies, bis die Flamme aufschlug – und dann brannte er sich bedächtig die Zigarette an, aber noch immer die auf ihn gerichteten Blicke aushaltend – und dann blies er noch einmal auf den Zündschwamm, daß die Flamme heller leuchtete, und so warf er ihn auf den Boden, ließ ihn dort verbrennen.

»Da!«

Und die anderen vier nickten verständnisvoll.

Ja, sie waren ganz und gar einverstanden mit dem verbrecherischen Anschläge, den ihnen der Franzose soeben durch seine Pantomime klargemacht hatte. Aber es war ja nicht einmal eine Pantomime gewesen.

Und ein verbrecherischer Anschlag? Für diese Uebermenschen gab es überhaupt kein Verbrechen. Sie kannten nur eins: ihren Willen! Und Menschen gibt es ja auf der Erde herdenweise, da kommt es doch nicht auf lumpige siebenhundert an.

BLODWENS ERBEN.

Wieder einmal lag die einsame Osterinsel vor den Augen derer, die sich schon oft mit Erwartung auf sie gerichtet hatten.

»Sie hat Besuch, es sind Fremde auf ihr!«

In dem Hafen lagen zwei große Dampfer, das konnte man schon aus weiter Entfernung erkennen.

Unsere fünf Freunde, wie wir sie nennen wollen, wenn man auch auf derartige Freundschaft nicht gerade stolz zu sein braucht, waren nicht die Männer, die sich lange mit Vermutungen aufhielten.

Jedenfalls aber dachten sie alle, wie auch eine diesbezügliche Bemerkung ergab, daß es entweder Schiffe einer Forschungs- oder einer Jagdexpedition sein würden. Die ersteren hätten es dann auf die Altertümer, die letzteren auf die wilden Tiere abgesehen.

Nur Jansen, der sich als Maharadscha jetzt auch öfters an Deck zeigte, war anderer Meinung.

»Gleich zwei? Dann wäre das doch ein merkwürdiger Zufall, wenn die gleichzeitig ein und dasselbe Ziel gehabt hätten.«

»Wir werden ja sehen,« lautete die phlegmatische Antwort der anderen.

Und sie sollten sehen.

Beim Näherkommen erkannte man, noch das Fernrohr zu Hilfe nehmen müssend, daß da am Ufer noch eine ganze Menge anderer kleiner Fahrzeuge lagen, aber doch zu groß, als daß sie für gewöhnlich von Schiffen mitgeführt wurden. So etwas wie ein Dampfbeiboot kannte man damals auch noch gar nicht, und das dort mußten, außer ganz ansehnlichen Segelbooten, schon mehr kleine Jachten zu nennen, richtige Dampfschaluppen sein.

»Da hat sich schon wieder jemand auf der Insel häuslich niedergelassen!«

»Wer könnte das sein?«

»Wer denn anders, als die Erben der Lady von Leytenstone!«

»Ja, sind denn die schon erbberechtigt?«

»Warum sollen sie es nicht?«

»Ist denn der Tod der Lady bekannt geworden?«

»Während meiner Untersuchung habe ich alles gebeichtet, nur nicht gerade, daß sie ihren Tod an einer noch unbekanntem Insel in der großen Fucusbank gefunden hat,« entgegnete Jansen.

Dann allerdings konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Erben auch von der New-Yorker Bank die dreißig Millionen Dollar erhoben und sonst alles in Besitz genommen hatten, was einst Blodwen gehört, also auch diese Insel, und diesen ihren hohen Aristokraten würde die englische Regierung deswegen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben.

»Ich hatte Lust, gleich wieder umzukehren oder doch in weiter Entfernung vorbeizusegeln,« meinte Jansen mit finsterem Gesicht.

»Wollen Sie sich nicht erst überzeugen, ob dem auch wirklich so ist? Wir könnten uns ja auch irren.«

Jansen gab keine Aenderung des Kurses an, es wurde weiter auf den Hafen zugehalten.

Es war noch frühe Morgenstunde, nur am Strande konnte man einige wenige Matrosen erblicken, dagegen war es auf den Dampfern schon lebendig, und das Durcheinander wuchs, als man dort erkannte, daß der äußerst große Dampfer auf die Insel zuhielt.

Jansen gab Befehl, den Namen des Schiffes zu nennen, und als die ›Indianarwa‹ ihre Farben zeigte, als die anerkannte und registrierte Standarte des Maharadschas geüßt wurde, da geriet dort drüben erst recht alles außer Rand und Band, man sah Boten nach der Stadt eilen, welche sich in einiger Entfernung vom Strande noch immer erhob.

Jetzt hiüsten auch die beiden Dampfer ihre Flagge, die englische, nannten Namen des Schiffes und des betreffenden Kapitäns, als Heimatshafen beide London, und dann zeigten sie auch die gleiche Kontorflagge, unter welcher der Besitzer des betreffenden Schiffes registriert sein muß, gleichgültig, ob Kompagnie oder Privatperson, auf weißem Grunde vier blaue ineinander verschlungene Ringe.

»Hektor, James, Ralph und Marion – stimmt, und sie machen in geschwisterlicher Liebe gemeinsame Sache.«

Jansen hatte nicht besonderen Scharfsinn zu haben brauchen, um sich die vier Ringe gleich in dieser Weise zu deuten, aber er gab noch immer keinen Befehl, den Kurs zu ändern.

Jetzt kam aus der Stadt ein berittener Bote angesprengt, der brachte die Antwort, Anweisungen, und alsbald gab der eine Dampfer Flaggensignale.

»Lord Hektor von Leytenstone, Besitzer der Osterinsel, heißt Seine Majestät den Maharadscha herzlich willkommen,« wurde durch mehrmaliges Aufziehen von Flaggenreihen ganz wörtlich ausgedrückt.

»Das glaube ich wohl, daß die mit diesem geheimnisvollen Maharadscha nähere Bekanntschaft machen möchten!« knurrte Jansen ingrimmig. »Ha, wenn die ahnten!«

»Sie werden auch den Besuch abstatten?«

»Ja, ich werde! Ja, ich werde!!«

Die anderen kümmerten sich nicht um Wort- und Ausdrucksweise.

»Nur Lord Hektor nennt sich als Besitzer.«

»Bloß um das Signalisieren abzukürzen. Sie werden sich uns dann schon in anderer Weise vorstellen – als zusammengeschlungene Ringe. Und ich bin wirklich nicht zu erkennen?«

»Ganz und gar ausgeschlossen.«

»Aber Sie haben mich doch gleich erkannt, Mylord.«

»Nein, das habe ich nicht, ich dachte an einen ganz anderen, als mir die Stimme etwas bekannt erschien,« entgegnete Lord Seymour, »und eben daß ich Sie nicht wiedererkannt habe, das bietet Ihnen Garantie, daß auch kein anderer Mensch in der Welt Sie wiedererkennt, denn ich habe ein fabelhaftes Gesichtsgedächtnis. Ist es der Fall, werden Sie in dieser Kostümierung und mit diesem Barte von einem anderen als Richard Jansen erkannt, dann ... sollen Sie meine Hosen haben!«

»Und wie wird es mit uns?« fragte Mister Brown.

»Sie sind eben meine Gäste. Als Schiffbrüchige aufgenommen. Sie haben mich veranlaßt, die Osterinsel aufzusuchen; wollten sehen, was aus den wilden Tieren geworden ist.«

»Und werden Sie den Neugierigen eine Besichtigung des Schiffes gestatten?«

»O nein, durchaus nicht! Ich bin und bleibe der unnahbare Maharadscha, zu dem mich nun einmal das Schicksal gemacht hat. Bei Ihnen ist das etwas ganz anderes. Allerdings möchte ich diese vier Leutchen doch wieder gern einmal in der Nähe schauen. Machen wir das doch so: Sie als meine Gäste können sie auch an Bord dieses Schiffes empfangen. Aber nur das Deck und Ihre Kabinen, welche Sie damals innegehabt, dürfen sie betreten. Dort kann ich sie auch am besten beobachten und belauschen. Das Belauschen ist zwar sonst meine Sache nicht, aber . . . Ausnahmen bestätigen die Regel.«

»Einfach eine Kriegslist. Doch wollen Sie nicht auch die Insel betreten?«

»Wollen möchte ich schon . . . «

»Sie sind als Maharadscha in dieser Gestalt noch gar nicht bekannt?«

»Noch kein menschliches Auge, welches nicht zu diesem Schiffe gehört, Sie ausgenommen, hat mich je in dieser meiner neuen Gestalt erblickt. Graf Axel hat alles schriftlich geordnet.«

»Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag,« sagte Chevalier; »der Maharadscha mag unsichtbar bleiben, und Sie selbst geben sich für seinen Sekretär, für seinen Minister, für seinen Stellvertreter aus, als solcher betreten Sie das Land.«

»Nun, wir haben ja Zeit, das zu beraten,« entgegnete Jansen.

Dann ließ er, immer sich im Kajüteneingange verborgen haltend, wieder ein Signal hissen.

»Darf die ›Indianarwa‹ in den Hafen laufen?«

»Herzlich willkommen,« lautete die abermalige Antwort.

Die Matrosen loteten emsig, obgleich das gar nötig gewesen wäre, da Jansen hier jeden Fußbreit Wassers kannte und daher schon wußte, daß dieses große, tiefgehende Schiff nicht bis an die Küste und den schon von Blodwen gemauerten Kai gehen durfte, sondern in der Mitte des Hafens ankern mußte, wie denn auch geschah.

Unterdessen hatte Jansen mit seinen Gästen und vor allen Dingen mit seinem Kapitän noch eine Unterredung.

Es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß der Kapitän, wenn er auch nur nautischer Leiter des Schiffes war, als erster einen etwaigen Besuch zu empfangen hatte. Nur bei den fünf Sportsmen war eine Ausnahme gemacht worden, und das war ja auch auf hoher See gewesen, wo der Kapitän voll und ganz beschäftigt ist.

Sonst war ja schon immer Kapitän Ikomo in jedem Hafen die Hauptperson gewesen, an die sich alles zu wenden hatte, die indische Bevölkerung des Schiffes bekam man, wie schon erwähnt, im Hafen überhaupt niemals zu sehen.

So war Kapitän Ikomo bereits eine ziemlich bekannte Persönlichkeit geworden. Der schon ergraute Mann war ein echter Japaner aus der Kaste der Schiffer, klein und gedrungen, von ungeheueren Muskeln strotzend, die Finger kaum länger als mittelmäßige Flaschenkorke, aber auch ebenso dick; zwischen Daumen und Zeigefinger konnte er mit Leichtigkeit eine Haselnuß aufknacken, mit einem wahren Stiernacken, und dann vor allen Dingen mit einem Paar Schultern, daß er, wenn er ein wenig in die Kniebeuge ging, ebenso breit wie groß erschien.

Es war gesagt worden: von ungeheueren Muskeln strotzend. Der Schreiber dieses möchte sich nicht sagen lassen, daß er sich in Uebertreibungen bewegt. Die größte menschliche Muskulatur, welche die Kunst wiedergegeben hat, zeigt wohl der farnesische Herkules, die bekannte Statue mit Keule, Bogen und Löwenfell.

Der Verfasser aber hat einmal einen japanischen Matrosen gesehen, ist lange mit ihm als Schiffskamerad zusammengewesen, dessen Muskulatur jene des farnesischen Herkules noch bei weitem übertraf. Wenn man diese Gestalt bildlich oder als Statue wiedergeben wollte, es würde niemand an die Möglichkeit glauben, daß so etwas in Natur existieren könne. Das sei gar nicht mehr menschlich. Der kleine Kerl hatte Oberarme fast so stark wie sein Leib, und nicht etwa Fett, sondern alles Muskeln, aus denen beim Anspannen riesige Kanonenkugeln wurden, viel größer als sein dicker Kopf, etwa im Durchmesser eines Eimers. Kraftsport wurde nicht getrieben, aber manchmal bekamen wir bei der Arbeit doch eine Probe seiner fabelhaften Kraft zu sehen. So brach einmal beim Ankerhieven der Flaschenzug! Vier Männer mühten sich vergeblich ab, die Kette über die Winde zu legen, und darunter war ein Schwede, der selbst ein riesenhafter Herkules war – da sprang der kleine Japaner herbei, packte die Kette ganz allein und legte sie mit einem kleinen Ruck über die Winde, spielend leicht.

–

Dabei war Kapitän Ikomo ein höflicher, bescheidener, durchaus gebildeter Mann, mit dem man sich über alles zu unterhalten vermochte, was in einem europäischen Salon nur besprochen werden kann, und die fünf Herren, die ja sonst für das indische Schiff gar kein Interesse gehabt, nur auf ein verrücktes Abenteuer ausgegangen waren, hatten sich denn auch während der drei Tage am meisten mit dem Kapitän unterhalten.

Die in einer Kajüte stattfindende Besprechung wurde, während man noch das Schiff verankerte, einmal unterbrochen.

»Da, was laden denn die dort aus?!« rief der Haarwasseronkel, der zum Bollauge hinausgeblickt hatte.

Von dem einen Dampfer wurden durch die Winde einige mächtige Kästen an Land befördert, die man alsbald als Eisenbahnwaggon erkannte.

Und da kam auf dem anderen Dampfer eine ganze Lokomotive zum Vorschein, für deren Ausladung man umständliche Vorbereitungen traf.

»Sogar eine Eisenbahn wollen die anlegen! Die sind ja noch anspruchsvoller als die Lady Leytenstone! Na, so ein Beförderungsmittel wäre doch auf diesem Inselchen, das man fast überspucken kann, wirklich nicht nötig, da genügt ja eine Schubkarre.«

So wurde spöttisch gesagt.

»Da kommen sie schon!« hieß es dann.

Ein Boot strebte der ›Indianarwa‹ zu. Außer der Rudermannschaft befanden sich fünf Personen in ihm.

»Die hätten auch erst fragen können, ob wir sie empfangen wollen,« meinte Jansen. »Doch schließlich sind wir ja schon in ihrem eigenen Wasser. Und wer ist das? Richtig! Lord Hektor als Familienältester, Lord James, Baronet Ralph und die Lady Marion. Und die andere Dame, die neben dem Baronet sitzt, der seinen Arm um sie geschlungen hält? Doch wohl seine Braut oder schon Frau, die er sich neu zugelegt hat – oder vielmehr Gemaaahlin, muß es bei diesen Herrschaften wohl heißen. Ach Gott, ach Gott, jetzt erkenne ich sie – auch wenn sie keine Trikots anhat oder doch noch etwas darüber – die mexikanische Hopskarline! – die Mercedes Dingsda – jawohl, die Sennorita Calioni, die mich mal mit dem Regenschirm verhaute!! Ist die auch da! Na, nun sind wir ja alle hübsch beisammen!«

Jansen schien plötzlich seine gute Laune wiederbekommen zu haben. Unter solchen Verhältnissen aber konnte das gefährlich sein.

Das Boot hatte die ›Indianarwa‹ erreicht, die Herrschaften kletterten das Fallrepp hinauf, wurden von Kapitän Ikomo, der sich vorstellte, empfangen. Die Besucher hielten noch nicht für nötig, ihren Namen zu nennen.

»Seine Majestät der Maharadscha ist doch zu sprechen?« fragte Lord Hektor von oben herab, nachdem er sich schon wie die anderen suchend und noch mehr neugierig, aber gleichzeitig auch enttäuscht, an Deck umgeblickt hatte. Hier sah es so gar nicht ›indisch‹ aus, von Pracht und Glanz erst recht keine Spur.

»Bedauere, der Maharadscha ist nicht zu sprechen.«

»Was, nicht zu sprechen? Was soll das heißen? Ah so, er ist wohl krank?«

»Er ist nur zu sprechen, wenn er selbst wünscht, gesehen zu werden.«

»Wir haben ihn als unseren Gast eingeladen. Weshalb hat er dann die Einladung angenommen?«

»Ich laufe diese Insel nur an, weil einige Herren es wünschten.«

»Was für Herren?«

»Ihnen wohlbekannt; die wir als Schiffbrüchige aufnahmen.«

Die fünf Sportsmen, welche sich bisher im Hintergrunde verborgen gehalten, machten der Szene ein Ende, indem sie vortraten.

Jetzt war das Staunen natürlich grenzenlos, aber ehe sich die Herren auf eine Erklärung einließen, machte Monsieur Chevalier den englischen Herrschaften durch Vorstellung begreiflich, daß dieser Kapitän, wenn auch nach damaligen Verhältnissen ein verachteter, nicht zur zivilisierten Menschheit gerechneter Japaner, ein gleichberechtigter Gentleman sei, und hierbei stellte sich auch heraus, daß die mexikanische Tänzerin unterdessen wirklich eine Lady von Leytenstone geworden war. Sie hatte den Baron Ralph, der sich die gefeierte Schönheit bekanntlich schon vor Jahren einmal angeschafft, gar zu fest in ihrem Garn gehabt.

Sie wurden in die Kajüte geführt, zunächst begleitet vom Kapitän, der sich dann aber wieder entfernte.

Diese Kajüte war nichts anderes als die größte Kabine, welche unsere fünf Freunde bisher innegehabt, aber tatsächlich ein ganz

ansehnlicher Salon. Die Sicherheitsvorrichtungen fielen jetzt natürlich weg, dagegen hatten die Bewohner der ›Indianarwa‹ schon ihre Instruktionen bekommen.

Anfangs herrschte ein allgemeines Durcheinander, wie wohl immer, wenn Durchschnittsmenschen in größerer Menge zusammenkommen. Die Ankömmlinge wollten, daß die Sportsmen erzählten, und dabei schwatzten sie immer selbst, wobei der unvermeidliche Champagner getrunken wurde und man Erfrischungen genoß, von indischen Dienern serviert, die aber in ganz europäischer Livree erschienen.

Endlich hatten sie doch erfahren, daß der verbrüdeten Seezigeuner gemeinschaftliche Jacht vor drei Tagen Schiffbruch gelitten hatte, und daß die Mannschaft, die sich in die Boote rettete von der ganz in der Nähe befindlichen ›Indianarwa‹ an Bord genommen worden war.

»Auf welche Weise ist die ›Zingalia‹ denn so plötzlich untergegangen?«

»Kesselexplosion.«

»Kesselexplosion? Gerade, als das indische Schiff in dichter Nähe war? Na, meine Herren, das wollen Sie uns doch nicht weismachen!«

Die englischen Geschwister hatten von diesen Seesportsmen ja nicht nur gehört, sondern auch besonders hier auf der Osterinsel, damals als Blodwens Gäste, ihre persönliche Bekanntschaft zur Genüge gemacht, um ihren Charakter zu kennen.

Die Sportsmen wiesen einen solchen Verdacht zurück, daß sie ihr eigenes Schiff versenkt haben könnten, aber mit nur sehr wenig Worten, ihnen war doch ganz egal, was man von ihnen dachte.

»Na, die Hauptsache ist, daß Sie Ihr Ziel dabei erreicht haben.«

»Welches Ziel?«

»Hier auf die ›Indianarwa‹ zu kommen.«

»Fiel uns ja gar nicht ein.«

»Nun gut – wie sieht es denn hier eigentlich aus auf diesem geheimnisvollen Schiffe?«

»Ja, wenn wir das wüßten!«

»Sie haben nichts zu sehen bekommen?«

»Absolut nichts. Hier diese sechs Kabinen stehen zu unserer Verfügung – Sie können sie sich ansehen – dann dürfen wir noch jederzeit an Deck spazieren gehen – das ist alles. Sonst werden wir wie die Gefangenen behandelt, und eben um dieser Gefangenschaft so schnell wie möglich zu entgehen, haben wir gebeten, uns nach dem nächsten Hafen zu bringen. Das wäre Valparaiso gewesen. Da kamen wir an der Osterinsel vorüber – wir sind ungeheuer erfreut, Sie hier zu finden. Sie scheinen sich ja schon wieder häuslich eingerichtet zu haben, und wir hoffen nur, daß Sie uns Gastfreundschaft gewähren.«

Die Geschwister waren grenzenlos enttäuscht.

»Sie haben den Maharadscha auch gar nicht zu sehen bekommen?«

»Nein.«

»Es soll ein junger, bildschöner Mann sein.«

Das waren natürlich die Damen, welche dies sagten.

»Möglich, wir haben ihn nicht gesehen. Wir verkehrten während der drei Tage mit dem Kapitän, sehen immer die japanischen Matrosen und diese indischen Diener, die aber in jedem englischen Salon servieren könnten – mehr wissen wir nicht zu sagen.«

»Will er denn hier liegen bleiben?«

»Keine Ahnung!«

»Sonst hätte er uns doch nicht erst zu fragen brauchen, ob er in unseren Hafen einlaufen dürfe, er hätte Sie doch bei der ruhigen See in Booten an Land bringen lassen können.«

»Eigentlich ja. Er wird wohl einmal die Insel betreten wollen. Ja, Mylords und Ladies, wollen Sie uns nicht erklären, wie Sie überhaupt hierherkommen, was Sie hier treiben?«

»Nun, wir haben eben die Erbschaft unserer Schwägerin angetreten.«

»Ach, es war doch eine liebe Seele!« fing jetzt die Lady Marion in weinerlichem Tone an und putzte sich mit einem Tüchelchen Augen und Nase.

»Wann?«

»Immer, immer,« schluchzte die Marion weiter.

»Ich meine, wann sie die Erbschaft antraten?«

»Vor acht Monaten. Gleich nach dem Tode Richard Jansens – wollte sagen des Honorable Sir Richard Jansen. Hören Sie, wer hätte das gedacht, daß das so ein herrlicher Mensch ist!«

»Nanu! Hatten Sie denn früher etwas an ihm auszusetzen?«

»Sie haben recht, natürlich haben Sie recht, tausendmal recht, ich hatte mich ja auch nur falsch ausgedrückt – er war ja schon immer ein herrlicher Mensch, ein Ideal von einem Manne, der edelste Charakter, zu gut für diese Erde . . . «

Und so himmelten sie weiter, wobei die beiden Weiber die Männer nur wenig übertrafen.

Ueber ihren Köpfen stand Jansen, konnte durch die Löcherchen am Boden alles sehen, ohne sich mit Anwendung einer besonderen Vorrichtung bücken oder gar hinlegen zu müssen, und konnte ebenso durch eine Art von Schallrohr alles hören.

Ob er sich amüsierte oder ob er sich ekelte, wollen wir nicht erörtern.

Und er bekam noch Besseres zu hören, was ihn aber wirklich belustigen mußte. Denn er krümmte sich mehrmals, er hätte so gern gelacht, wie er es seit langer Zeit nicht mehr gekonnt hatte.

Nachdem sich Lady Marion ausgeschwärmt, legte sie ihre behandschuhte Rechte auf Admiral Nelsons unsterbliches Hosenknie.

»Und wissen Sie was?« flüsterte sie mit tränenfeuchtem Auge.

»Nee.«

»Ach, wenn Sie es ahnten!«

»Nu, was denn?«

»Haben Sie es niemals gemerkt?«

»Nee.«

»Er hat mich geliebt!«

»Und mich auch,« setzte die mexikanische Tänzerin sofort mit entsprechendem Augenaufschlag und seligverklärtem Lächeln hinzu, obgleich sie jetzt verheiratet war und ihr Ehegespons neben ihr saß, was ihr aber jedenfalls ganz egal war. »Und mich hat Kapitän Jansen ebenfalls geliebt!«

»Wohl damals, als er Sie backpfeifte und durch die Schaufensterscheibe rammelte?«

Wir haben schon wiederholt die Gründe angegeben, weshalb keiner dieser fünf Sportsmen mehr an Land leben konnte. Das wäre gar nicht mehr möglich gewesen. Aus der rohesten Schifferkneipe wären sie nach den ersten zehn Minuten hinausgeschmissen worden. Im Hottentottenkraal hätten sie sich gleich am ersten Tage unmöglich gemacht. Für die war auf der Erde kein Platz mehr, die konnten nur noch auf dem Meere existieren, aber auch nur auf ihrer eigenen Jacht, wo nichts weiter galt als ihr eigener Wille.

Wer jene Worte gesagt hatte, ist ganz gleichgültig, denn da war einer wie der andere. Freilich jeder in seiner Weise. Auch Monsieur Chevalier, sonst die Höflichkeit selbst, konnte unausstehlich werden, doch wieder ganz anders als der Australier oder der Lord Seymour oder sonst einer.

Nun, die vornehmen Geschwister kannten diese Geister ja schon. Hier hatte ein Beleidigtun gar keinen Zweck, da hätten sie sich nur lächerlich gemacht. Hier gab es auch keine Forderung und keine Revanche und gar nichts. Hier konnte es höchstens mörderliche Prügel und noch viel mörderlicheren Spott geben.

Also, als die anderen und besonders der gekränkte Ehegatte schon entsprechende Gesichter schnitten, so machte auch die frühere Tänzerin und jetzige Baronin schleunigst gute Miene zum bösen Spiel.

»O, das war von Kapitän Jansen ja gar nicht so gemeint!«

»Na, ich danke! Aber recht so, Mylady! Sie sind Optimistin, bleiben Sie dabei! Hatten Sie denn Schwierigkeiten?«

»Sie meinen mit dem Ladeninhaber? O, der fühlte sich vielmehr höchst geehrt . . . «

»Nee, mit dem Antritt der Erbschaft meine ich.«

»O, da hatten wir nicht die geringsten Schwierigkeiten. Kapitän Jansen hatte ja vor Gericht ausgesagt, daß Lady Blodwen ihren Tod gefunden, alle seine Leute hatten es bestätigt, und das war noch in der Voruntersuchung, da waren diese Aussagen gültig.«

»Wenn aber Jansen das nicht ausgesagt, dann hätten Sie nicht so leichtes Spiel gehabt.«

»Nein,« mußte offen bekannt werden, »dann hätten wir noch fünf Jahre warten müssen, nachdem unsere liebe Schwägerin als verschollen erklärt wurde.«

»O, es ist doch ein charmanter Mensch gewesen, dieser Kapitän Jansen!« fügte Baron Ralph dieser Erklärung seines Bruders noch mit einem verklärten Blick zur Decke hinzu.

Der Australier machte eine schnelle Bewegung, erschrocken fuhr der Baronet zurück, denn es hatte genau so ausgesehen, als wolle ihm jener eine herunterhauen – aber nach dieser blitzschnellen Hand- und Armbewegung griff Mr. Rug ganz phlegmatisch in die Brusttasche, brachte ein Püllchen zum Vorschein, sagte ›prost‹ und machte gluck gluck gluck.

Es war eine Szene gewesen, daß sich oben Jansen wiederum vor unterdrücktem Lachen krümmte.

»Hat es Ihnen denn etwas eingebracht?« nahm Mr. Brown das Examen wieder auf.

»Meinen Sie mich?« fragte der Australier, das Püllchen bedächtigt wieder verkorkend und einsteckend. »O ja – das ist Spanisch Bitter mit Whisky und Pfefferminz.«

»Nein, ich meine die Herrschaften – ob Ihnen die Erbschaft etwas eingebracht hat.«

»Ei ... Sie wissen doch.«

»Ich weiß gar nichts.«

»Nun, da waren doch vor allen Dingen die dreißig Millionen Dollar auf der New-Yorker Bank.«

»Ja, dann freilich, dann freilich, dann freilich,« fingen da plötzlich die fünf wie aus einem Munde zu echoen an, als hätten sie sich das vorher einstudiert. »Ja, dann freilich müssen Sie für Ihre Schwägerin ein liebevolles Andenken haben!!!«

Abermals drohte Jansen vor Lachen zu bersten. Dann vor allen Dingen die Gesichter der anderen, deren Sitze immer heißer zu werden schienen.

»Auch diese Insel ist Ihnen zugefallen?«

»Selbstverständlich! Auch die war ja unserer lieben Schwägerin Eigentum.«

»England hat Sie in diesem Besitze bestätigt?«

»Warum denn nicht?« lautete die stolze Gegenfrage.

»Na, wissen Sie – wenn ich England wäre, ich hätte's nicht getan!« wurde jetzt mit einem Male der Franzose grob.

»Und Sie haben sich dann hierherbegeben?« examinierte der Haarwasseronkel weiter.

»Sofort, nachdem in New-York alles mit der Auszahlung geregelt war. Ja, wir wollen auch unserer Schwägerin geistige Erben sein.«

»Wie machen Sie denn das?« fragte Lord Seymour und behielt dann gleich den Mund offen, als wäre er bereit, einen herauschlüpfenden Geist aufzuschnappen.

»Nun,« wurde gelächelt, »wir werden die Projekte, welche unsere geniale Schwägerin mit dieser Insel vorhatte, zum Teil auch schon einleitete, weiter ausführen.«

»Aha!«

»Ja, wir werden aus dieser Insel etwas machen, was die Welt noch nicht gesehen hat. Diese unsere Insel soll der Sammelpunkt der Elite der ganzen Menschheit werden.«

»Aha! Da bleiben Sie selber aber wohl nicht mit drauf?«

»Himmelbombenelement noch einmal!« dachte Jansen oben im Himmel.

Doch was sollten die dort unten machen? Immer gute Miene zum bösen Spiel.

»O, wir werden alles großartig arrangieren! Zunächst hatten wir mit den vielen Raubtieren zu tun, die wir hier vorfanden.«

Das war sehr geschickt gemacht. Diese Herren waren doch auch Weltmänner.

Die fünf Sportsmen hörten wirklich mit Interesse zu, wie im Laufe einiger Monate die zahllosen Löwen, Tiger, Bären und anderes Raubzeug durch eine eingeladene Jagdgesellschaft erlegt, mehr noch aber lebendig gefangen worden waren, von professionellen Fallenstellern und dergleichen, die man eigents zu diesem Zwecke aus allen Weltteilen hatte kommen lassen. Und dann, auf welch geniale Weise man der furchtbaren Kaninchenplage endlich Herr geworden – durch Impfen einiger Exemplare aus jeder Kolonie mit einer ansteckenden Krankheit.

»Was für eine ansteckende Krankheit ist denn das, die man Kaninchen einimpfen kann?«

Eine kleine Verlegenheit trat ein, dann beugte sich der eine der Herren vor, um etwas zu flüstern, und Lady Marion blickte seitwärts und hustete, während sich die Mexikanerin mit Fächerwedeln begnügte.

Der Herr hatte geflüstert und war verstanden worden. Es war eine Krankheit, die man nicht nur Karnickeln einimpfen kann,

auch Menschen, und es ist nicht einmal ein Impfmesser dazu nötig. Die Franzosen nennen diese Krankheit die ›galante‹.

»So, so,« sagte Monsieur Chevalier. »Na, da wünsche ich nur, daß diese Krankheit von den toten Karnickeln nicht auf die Herren und Damen und auf die ganze Elite der Menschheit übergeht. Also das hat wirklich die Karnickel weggeschafft?«

»In vier Wochen war alles tot.«

»Schade, daß es bei den Menschen nicht ebenso fix geht. Und was haben Sie denn nun mit den lebendigen Löwen und Tigern und Bären gemacht?«

»O, da haben wir etwas Großartiges vor!« wurde fingerschnalzend gelächelt.

»Auch impfen?«

»Nein, o nein – wir hoffen, daß Sie selbst mit dabei sein werden!«

»Hier auf dieser Insel?«

»Ja, als unsere Gäste.«

»Sie hoffen, daß wir hierbleiben?«

»Wir hoffen doch zuversichtlich.«

»Sie sehen uns fünf wirklich gern als Ihre Gäste hier?«

»Aber, meine Herren, wir bitten Sie . . . «

»Schon gut, schon gut, dankbar angenommen!«

»Nein, der Dank ist ganz auf unserer Seite. Und könnten wir nicht auch Seine Majestät den Maharadscha von Radschputana zu den Festlichkeiten einladen, welche wir in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, unseren werten Gästen geben wollen?«

»O ja! Warum sollen Sie ihn denn nicht einladen können? Nur müssen Sie das Majestät weglassen, das will er nicht hören, soviel wir wissen, und dann ist er auch nicht der Maharadscha von Radschputana, er hat den Titel Maharadscha ohne weitere Bezeichnung bekommen – ein Fürst ohne Land.«

»Ja, dürften wir ihn nicht einladen?«

»Ich sagte es ja schon. Warum sollen Sie ihn nicht einladen können?«

Die Falle, welche dieser niederträchtige Franzose stellte, wurde gewittert.

»Aber ob er auch kommt?«

»Aber ob er auch kommt – ja, das freilich ist eine andere Sache.«

»Warum soll er denn nicht kommen?« ergriff da Lord Seymour, seine Menschenhautweste glatt ziehend und mit den Zähnen seiner Geliebten klappernd, phlegmatisch das Wort.

»Wie? Sie meinen?«

»Wenn ich ihn selbst darum bitte – warum denn nicht?«

»Ich denke, noch keiner von Ihnen hat den Maharadscha auch nur gesehen!«

»Weil wir uns gar nicht darum bemüht haben,« entgegnete der Lord, immer so gleichgültig wie möglich.

»Und Sie meinen, wenn Sie eine Audienz begehren, er würde Sie empfangen?«

»Nu sicher!«

»Und wenn Sie ihn bitten, so wird er den Schaustellungen beiwohnen?«

»Nu sicher!«

»Ach, Mylord, dann ersuchen Sie ihn doch darum, wir bitten Sie flehentlichst!«

»Nun gut, das können wir ja machen,« entgegnete der Lord und klapperte nach wie vor mit seiner seltsamen Uhrkette.

Hier muß etwas nachgeholt werden, wodurch auch begründet wird, weshalb sich die anderen, zum Teil doch selbst Lords, von diesen Sportsmen so unmenschlich viel gefallen ließen.

Es kam daher, weil als Oberhaupt dieser ganz besonderen Seezigeuner doch Lord Seymour gelten konnte, der einstige Vorstand des vornehmsten englischen Klubs, dessen Mitglieder zum Teil gekrönte Häupter waren.

Schon daraus läßt sich erkennen, was für eine Rolle dieser kleine, dicke, verschrobene Mann in der englischen Aristokratie, in ganz England spielte. Wenn der seinen Mietern kündigte, mußte ein gutes Teil von London ausziehen. Dann kam noch das blaue Blut hinzu, fast so blau, wie das des königlichen Geschlechtes – Geschichtsforscher behaupteten sogar, noch viel blauer. Nur deshalb hatte dieser Lord und Earl und Peer die Präsidentschaft jenes Klubs niederlegen müssen, weil er, wie schon erwähnt, einem russischen Großfürsten eine heruntergehauen hatte. Das geht doch auf keinen Fall.

Gefährlicher hatte es mit ihm gestanden, als er damals in dem Vogelberg mit Jansen gemeinschaftliche Sache gemacht, sich einer Verhaftung wegen Hochverrats durch den englischen Stellvertreter entzogen hatte.

Aber gerade da hatte Lord Archibald Seymour gezeigt, daß er nicht umsonst Admiral Nelsons siegreiche Hose trug – ohne weitere Unterhosen. Er war nach London gegangen und hatte sich mit wenigen Worten gerechtfertigt, stand von da an fester denn je.

Deshalb waren die anderen englischen Aristokraten so äußerst devot gegen ihn, und Lord Seymour wußte selbst, was er zu bedeuten hatte – er glaubte, daß es nur eines Wortes bedürfe, und der Maharadscha würde auf alles eingehen.

So stellte er sich wenigstens. Daß dies eine schon ausgemachte Sache war, brauchten die anderen ja nicht zu wissen.

DIE SEESCHLACHT BEI TRAFALGAR.

Ein Tag war vergangen.

Der Maharadscha hatte die Einladung, den Vorstellungen im Zirkus beizuwohnen, angenommen, aber auch nichts weiter.

Sidi Sabasi hatte alles geregelt, mit den Inselbesitzern alles besprochen, hatte direkte Vorschriften gemacht, und es würde noch ganz anders zugehen, als wenn ein europäischer Landesfürst auf

der Durchreise ein Städtchen besucht und vom Bürgermeister und von Ehrenjungfrauen empfangen wird.

Denn das ist doch nicht nur so . . . das ist so! Die Rede, mit der ihn der Herr Bürgermeister begrüßen wird, kann sich der Landesvater schon drei Tage vorher drucken lassen.

Es war ein unbekannter Würdenträger, den man so vorschriftsmäßig empfangen wollte oder mußte, aber er trat auf als Stellvertreter des Maharattenfürsten, dessen Ahnen einst über vierzig Millionen Menschen herrschten und über ein Land, dem England all seinen Reichtum verdankt, obgleich es noch nicht einmal den tausendsten Teil der vorhandenen Schätze zusammengeräubert hat.

Und so, wie der Empfang hier auf dieser einsamen Insel stattfinden würde, ist es ja noch heute in Indien. Ja, dem Volke gegenüber treten die Engländer als anmaßende Herren auf – aber vor den eingeborenen Fürsten rutschen sie auf den Knien. Wohl konnten sie diese absetzen, ihnen früher auch das abnehmen, was sie vorfanden – heute geht das schon nicht mehr – aber wo die ungeheueren Schätze sind, über welche die indischen Fürsten noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts verfügten, das weiß niemand außer ihnen selbst und ihren direkten Nachkommen und dann vielleicht noch Priester und Bettelfakire. Und die Engländer möchten es doch so gern wissen! Und die Folter darf ja heutzutage leider nicht mehr angewendet werden. Sie würde wohl auch nichts nützen.

Begleitet von einigen Hindus, ließ sich der Maharadscha an Land setzen. Sie trugen ihre einheimischen Kostüme mit Gürtelwaffen – ganz einfach, ohne Schmuck. Dennoch ging bei jeder Bewegung ein Strahlengefunkel in allen Regenbogenfarben von ihnen aus. Denn an solchen Kostümen ist ja manches mit Spangen festzustecken, und Groschensachen vom Jahrmarkt kauft sich so ein vornehmer Hindu nun freilich nicht.

Gleich am Strande fand die Generalvorstellung statt. Aber es war eine ganz einseitige. Der zungengewandte Sabasi rasselte eine Elle Namen herunter, die Herren verbeugten sich mit abgenommenem Hute, die Damen knixten mit einem Schritte vorwärts und zwei Schritten zurück, und der Maharadscha neigte kaum etwas den Turban. Stehen geblieben war er überhaupt nicht.

»Welch majestätischer Mann!« wurde hinter ihm geflüstert.

»Fast so groß wie Kapitän Jansen.«

Jansen hatte genug gehört.

Auf der Insel gab es vorläufig nur zwei Pferde und eine Equipage, und die nahm den Maharadscha mit den zwei Ersten aus seinem Gefolge auf.

Nach einer Viertelstunde Fahrt hielt der Wagen vor dem Eingange eines Tunnels, der für den Maharadscha nicht hätte so verschwenderisch erleuchtet zu sein brauchen, er fand den Weg auch im Dunkeln.

Der Tunnel mündete in den Zirkus, den einst Blodwen für ihre und ihrer Gäste Belustigungen hatte einrichten lassen. Gleich die erste Vorstellung war bei dem Gladiatorenkampfe von Jansen so schnöde unterbrochen worden, und Blodwen hatte hier niemals wieder eine Schaustellung arrangieren können.

Ihre Erben hatten also die Fortsetzung aufgenommen. Aeußerlich war davon nichts zu merken. Noch dieselben Stufen, noch dieselbe tiefliegende, mit Sand bestreute Arena, an den Seiten hin und wieder ein Tor oder ein Türchen.

Auf den steinernen Stufen saßen schon Zuschauer, offenbar Arbeiter, welche auf der Insel beschäftigt wurden, vielleicht hundert, welche aber in dem ungeheueren Raume verschwanden, und der Herrschaften, Gäste, die dem vorausgefahrenen Maharadscha zu Fuße nachkommen, mußten, waren auch nicht allzuviele, so daß sich der Eindruck gar nicht mit dem vergleichen ließ, den der Zirkus damals machte, als Blodwen die Eröffnungsvorstellung gab.

Beim Eintritt des Maharadschas erhob sich das Publikum, eine Gruppe schien aus vornehmeren Gästen zu bestehen, welche den indischen Fürsten aber nicht mit am Strande empfangen hatten, dort wurden ganz besonders Hüte und von Damenhänden Tücher geschwenkt.

Der Maharadscha ward mit seinen beiden Begleitern von einem Zeremonienmeister nach der anderen Seite geführt, so daß er jener aus Herren und Damen bestehenden Gruppe gegenüber zu sitzen kam, und bei dieser Isoliertheit würde es bleiben, so hatte Sidi Sabasi bestimmt. Nur die anderen seines Gefolges, welche wegen Wagenmangels zu Fuß nachkamen, würden natürlich neben oder hinter ihrem Herrn Platz nehmen.

Die fünf Sportsmen hatten die ›Indianarwa‹ schon früher verlassen, Jansens Falkenblick erkannte ihre Gestalten drüben bei den Herren und Damen, wo sie wohl Bekanntschaften erneuerten, wo sie auch blieben. Nur Monsieur Chevalier gesellte sich dann zu dem Maharadscha und setzte sich neben ihn.

»Die Geschwister und die ganze Bande sind nicht schlecht unglücklich darüber, daß Sie sich so isolieren,« war sein erstes Wort.

»Das glaube ich wohl,« entgegnete Jansen finster, »aber ich habe keine Lust, neben ihnen zu sitzen, ich mag schon die Luft in ihrer Nähe nicht einatmen.«

»Was haben Sie eigentlich gegen die Geschwister Ihrer Gattin? Kann wirklich menschliche Niederträchtigkeit Sie noch stören?«

»Ja – oder nein – aber ich ich ich . . . Chevalier, mir ahnt Fürchterliches!«

»Was denn Fürchterliches?«

»Diese Erben wollen Blodwens Phantasie in dem, was sie den Gästen hier bieten, doch jedenfalls noch übertreffen.«

»Ja, das wollen und werden sie allerdings. Sie sind auch hauptsächlich deshalb so unglücklich über Ihre Isoliertheit, weil Sie dadurch nicht auf sensationelle Ueberraschungen aufmerksam gemacht werden können, welche sich in der Entfernung dem Auge

entziehen. Sie haben mich himmelhoch gebeten, daß wenigstens ich dieses Amt eines Mentors übernehmen möchte, in der Hoffnung, daß Sie mich neben sich dulden.«

In diesem Augenblicke begann eine Musikkapelle zu spielen, welche seitwärts zwischen dem Maharadscha und den gegenüber-sitzenden Gästen postiert worden war.

»Erlauben Sie also,« fuhr der Franzose fort, »daß ich die Rolle eines Erklärers übernehme. Zunächst mache ich Sie darauf aufmerksam, daß nur Ihretwegen jetzt schon trompetet und gefiedelt und geflötet wird, denn die Gastgeber sind ja noch gar nicht da, die latschen jetzt noch ihre Sohlen ab.«

»Großartig, diese Aufmerksamkeit!« spottete Jansen.

»Wollen Sie nun, hochedler Fürst, diese Musikanten näher betrachten.«

»Etwa durch das Fernglas? Fällt mir ja gar nicht ein.«

»Nein, solch ein mikroskopisches Interesse würde sich für einen indischen Großfürsten auch gar nicht schicken. Aber fällt Ihnen an diesen Musikanten nicht etwas auf?«

In der Tat! Jansens Augen genügten, um zu erkennen, daß es mit den Instrumenten eine besondere Bewandnis haben mußte. Diese waren alle schneeweiß und zeigten eine eigentümliche, gleichmäßige Form, jedes Instrument war wie ein weißer Stab, selbst die Violinen, denen der ebenfalls weiße Bogen Töne entlockte. Nur die Trommeln hatten eine runde Form, waren aber viel kleiner als gewöhnliche Trommeln, und ebenfalls weiß.

»Was für Instrumente sind denn das?«

»Sie bestehen aus Knochen,« erklärte Chevalier, »und zwar nicht etwa aus Tierknochen, sondern aus Menschenknochen. Faktisch, echte Menschenknochen! Auf dieser Insel haben ja schon genug Menschen ihren Tod gefunden, besonders auch zuletzt, als der Vernichtungskampf gegen die Raubtiere geführt wurde, und noch ganz besonders hat deren lebendiges Einfangen zahlreiche

Opfer gefordert. Zuerst hatte man sie begraben, bis die Herrschaften durch Auffinden einiger von früher herstammender Skelette, die schon von der Sonne hübsch gebleicht wurden waren, auf einen genialen Gedanken kamen. Die erste Idee von Lord James, sich aus solch einem weißen Schenkelknochen, der einem Riesen angehört, einen Spazierstock machen zu lassen, brachte sie auf Musikinstrumente! Zuerst wenigstens Flöten. Warum sollte man aus solch einem Knochen aber nicht auch ein Saiteninstrument herstellen können? Manche Völkerschaften haben ja ebenfalls solche stockähnliche Geigen. Gedacht, getan – einer der Jagdgäste war zufällig ein ehemaliger Geigenbauer – der erste Versuch gelang – da die vorgefundenen Skelette nicht langten, wurden die schon Begrabenen wieder ausgepaddelt und nach den neuesten Errungenschaften der Chemie und anderer Wissenschaften fein sauber skelettiert und aus ihren Gebeinen Instrumente aller Art gefertigt. Ich habe sie in der Hand gehabt – wirklich famos gemacht – es läßt sich ganz hübsch auf solch einer Violine spielen, wenn sie auch nur zwei Saiten hat – auch einen ganz hübschen Ton – der hohle Knochen ist ja selbst ein Resonanzkasten. Ebenso haben auch die Trompeten und Posaunen einen ganz vortrefflichen Klang. Die Schallmündung, welche sie am Ende sehen, ist immer ein angesetzter Totenschädel, der obere Teil, die Hirnschale, und ebenso bestehen die Trommeln aus Totenköpfen.«

Mit wahrhaft entsetzten Augen blickte Jansen nach den Musikanten, die soeben einen lustigen Marsch aufspielten.

»Entsetzlich, entsetzlich!!« hauchte er denn auch.

»Was, entsetzlich? O, hochedler Maharadscha, Ihr braucht Euer zartes Gewissen nicht zu beunruhigen. Würdet Ihr auch so stöhnen, wenn ich Euch sage, daß es nur die Knochen von Affen sind?«

»Ich denke, Menschenknochen?«

»Nein. Ich hatte vorhin nicht so ganz die Wahrheit gesagt. Ich hatte gesagt, es seien echte Menschenknochen. Nein, so ganz richtige Menschenknochen sind es nicht. Oder glauben Sie, diese Engländer wären wirklich fähig, Knochen von richtigen Menschen zu Instrumenten zu verarbeiten und dann lustige Weisen darauf spielen zu lassen?«

Jansen starrte den Sprecher an. Es lag ein so beißender Hohn in seinem Ton.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Auch einige der Jagd- und anderen Gäste, meist Engländer, haben bei der Geschichte den Heldentod gefunden. Aber ferne lag es diesen Herrschaften, aus deren Knochen Flöten und Fiedeln und Trompeten zu machen, auf ihren Schädeln herumtrommeln zu lassen – die haben ein ehrliches, ein christliches, sogar ein hochnobles Begräbnis gefunden, mit Flinten und Kanonen hat man über die blumengeschmückten Erdhaufen hinweggeschossen; es wurde gebetet, gepredigt und außerdem geweint. Grabsteine und Monumente mit Engeln sind bereits in Auftrag gegeben worden. Nein, hochedler Maharadscha, Sie tun diesen vier Geschwistern wirklich unrecht, wenn Sie ihnen solch eine Taktlosigkeit zutrauen. Jene Knochen dort, in die die Musikanten hineintuten, auf denen sie herumkratzen und herumtrommeln – da, da: so leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage tschinterätä bumbubum – das sind nur die Knochen von elenden Niggern, Kulis und anderem menschenähnlichen Affengesindel.«

O, dieser zigarettdrehende Franzose hatte eine furchtbare Art zu sprechen! Jansen war nur noch mehr erschüttert.

»Entsetzlich!« hauchte er nochmals.

»Ja, Sir, ich verstehe Ihre Gefühle,« sagte der Franzose jetzt in einem ganz anderen Tone; »denn ich erinnere mich, daß auch ich früher einmal ein Mensch gewesen bin. Heutzutage ist mir ganz schnuppe, ob die Instrumente dort lachen oder weinen, ob sie aus Kuchen gebacken sind oder aus Menschenknochen bestehen, aber,

wie gesagt, auch ich bin einmal ein Mensch gewesen – habe sogar sehr viel Gefühle gehabt – habe das glücklicherweise überwunden. Faktisch, ich bin gar kein Mensch mehr, bin entweder etwas Höheres oder etwas Niedrigeres.«

»Mir ahnt Schreckliches!« flüsterte Jansen nach wie vor, und es klang fast wie ein Stöhnen.

»Von was für Ahnungen werden Sie wieder einmal geplagt?«

»Diese Instrumente aus Menschenknochen lassen schon auf das schließen, was wir hier zu sehen bekommen werden.

»Da mögen Sie nicht so unrecht haben.«

»Schon Blodwen hatte vor, hier die Zeiten Neros wieder einzuführen – auch sie wollte uns damals Tierkämpfe zum besten geben.«

»Die Sie leider vereitelten.«

»Jedenfalls sollten wilde Bestien auf Menschen losgelassen werden.«

»Ganz sicher. Es war zu dumm von Ihnen, daß Sie uns um dieses herrliche Schauspiel brachten.«

»Und diese vier Geschwister wollen doch noch Blodwens Phantasie überbieten.«

»Können sie auch, haben noch ganz andere Mittel dazu. Lady Blodwen hatte nur einige Dutzend wilde Tiere zur Verfügung, jetzt sind hier viele hundert eingesperrt, ich habe schon die Menagerie besichtigt. Großartig!«

»Und es haben sich Menschen gefunden, welche sich zu so etwas hergeben?!«

»Warum nicht? Mit Gold kann man alles machen. Dann brach hier einmal eine Meuterei aus, wobei viele Morde und Totschläge vollbracht wurden – die Uebeltäter sitzen hier noch hinter Schloß und Riegel, und sie haben die Wahl, nach England an den Galgen abgeliefert zu werden, oder mit wilden Tieren zu kämpfen,

wobei sie doch hier noch immer die Hoffnung haben, mit dem Leben davonzukommen und auch noch eine erkleckliche Summe zu verdienen.«

Ob das nach Paragraph soundsoviel statthaft war, das war jetzt ganz Nebensache, das wurde gar nicht erörtert.

»Chevalier, Chevalier, das kommt zu einer Katastrophe!« flüsterte Jansen, und er fing förmlich an allen Gliedern zu zittern an.

»Sie werden sich wiederum einmischen?«

»Ich kann so etwas nicht sehen – einen regelrechten Zweikampf, ein Wettspiel, und wäre es auch noch so blutig, ja – – aber eine Hinschlachterei, ein Massenmord – ich kann so etwas nicht sehen, ich kann nicht, ich kann nicht!!«

»Und die denken gerade, Ihr Herz zu erfreuen, daß Sie sich erweichen lassen, ihnen an Bord Ihres Schiffes etwas Sehenswertes zu bieten.«

»Ha, wie die sich irren! Die schließen eben von sich auf andere.«

»Na, gedulden Sie sich mal mit Ihrer Dazwischenspringerei. Gewiß, das wird ja auch eine ganz effektvolle Szene, aber das kommt dann erst im vierten Akte. Die drei vorhergehenden sind ganz unschuldig. Ich weiß ja alles schon, was es geben wird, werde aber nichts verraten. Sie sollen tatsächlich überrascht werden.«

Jetzt trafen auch die zu Fuß gekommenen Herrschaften ein. Sie grüßten nach dem Maharadscha hinüber und begaben sich auf die andere Seite zu den übrigen europäischen Gästen, während sich die Indier zu ihrem Herrn gesellten.

Kaum hatten die Ankömmlinge Platz genommen, als ein lautes Geschmetter der Menschenbeintrompeten ankündete, daß jetzt etwas Besonderes käme, und da öffnete sich auch schon eine Pforte, in die Arena herein hüpfte eine Gesellschaft von Männlein und

Weiblein und Kindlein, chinesisches Kostüm und wohl auch echte Chinesen; Leitern, Bambusstangen und andere Requisiten wurden ihnen nachgebracht, auf dem Sand ein Teppich ausgebreitet, und alsbald begann der erste Teil der Vorstellung.

Chinesische Gaukler. Das heißt, keine Taschenspieler, dazu war die Entfernung zu groß, sondern akrobatische Kunststücke.

Ja, es war erstaunlich, wie die Kerls miteinander jonglierten, wie sie an freistehenden Leitern und Bambusstangen emporkletterten und sich oben auf den Kopf stellten, aber ... auch hierfür war die Entfernung zu groß, um das richtig ›genießen‹ zu können, und dann hatten wohl alle diese Weltreisenden Ähnliches schon geschaut, ganz abgesehen von den indischen Gästen.

Jedenfalls aber hatten die Erben auch das von Blodwen gelernt, erst mit Nichtigkeiten zu beginnen, damit das Nachfolgende um so sensationeller wirkte – was ja schließlich auch jeder andere Zirkus tut.

Die Chinesen rückten unter Applaus wieder ab, dafür brachten Diener Gegenstände angeschleppt, sie in der Arena verteilend, von denen schwer zu sagen war, was sie vorstellen sollten.

Es waren große Massen, rund und spitz ...

»Was soll denn das bedeuten?« fragte Jansen seinen Mentor.

»Wenn Sie es nicht ahnen, so ist das verzeihlich. Das soll Natur vorstellen.«

»Natur?«

»Sie werden es gleich wissen, wenn der zweite Teil der Natur kommt.«

Unten wurden verschiedene Pforten aufgemacht, und gleich darauf sprang unter einem tüchtigen Knall eine andere auf, welche sich in ziemlicher Höhe der Umfassungsmauer befand, und aus dieser heraus drang ... ein mächtiger Wasserstrom, sich als ansehnlicher Wasserfall in die Arena ergießend.

Jansens Staunen war aufrichtig.

»Die Arena wird unter Wasser gesetzt! Wahrhaftig, das nenne ich das klassische Altertum wieder zurückzaubern!«

Ja, die alten Römer haben das alles schon gehabt, was jetzt wieder unsere Zirkusse als die neueste Sensation hervorkramen, die Manege in eine Wasserbühne zu verwandeln, und zwar meist in recht kläglicher Weise.

Schon im Jahre 20 vor Christo veranstaltete Kaiser Augustus im Zirkus Flamininus eine Wasserjagd auf Krokodile und Nilpferde, zur Belustigung des römischen Volkes!

Doch wenn wir die Zeiten des klassischen Altertums zurückwünschen, so wollen wir lieber nicht römischen Kunststücken, sondern griechischer Kunst nacheifern.

Denn es sei hier einmal gesagt: für jeden selbstdenkenden Menschen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, trifft Ullrich von Huttens Wahlspruch: »Es ist eine Lust zu leben!« nicht mehr zu. Nein, es ist wahrhaftig kein Genuß mehr! Wir Nordländer, die wir die Träger der Kultur geworden, sind trotz aller Fortschritte in Wissenschaften und Technik – oder gerade dadurch – als Menschen ganz jämmerlich weit heruntergekommen!

Glücklicherweise aber weiß der weitschauende Geist auch, daß nichts stirbt, nicht für immer, daß alles wieder geboren wird. Von den Führern der Völker ist die Förderung solch einer Wiedergeburt freilich nicht zu erwarten. Aus dem Volke selbst kommt alles Gute, Starke und Schöne! So sind die öffentlichen Wettspiele, ist sogar jedes Sonnenbad als Rückkehr zu einer Zeit zu begrüßen, da es wieder gesunde Menschen geben wird, gesund an Leib und Seele, daher auch empfänglich für alles Große und Schöne – natürlich immer wacker bekämpft vom ebenso unsterblichen Geiste des Widerspruchs, heutzutage bekleidet mit der Uniform eines Polizisten. Aber so muß es sein, ohne Kampf kein Sieg.

Ununterbrochen rann der mächtige Wasserfall, von entsprechender Musik begleitet, immer höher wuchs die Flut in der Arena, drang auch in die offenen Tore hinein, fand aber durch sie keinen Abfluß.

»Wie ist das nur möglich?!« staunte Jansen.

»Was soll denn da unmöglich sein?«

»Woher kommt das Wasser?«

»Nanu, hochedler Maharadscha, Sie müssen in Ihrem Königreiche Bunterkund doch noch ganz andere Wasserkünste gehabt haben als solche Spielereien! Hier braucht nicht einmal durch Menschenkraft geplumpt zu werden, das besorgen Dampfmaschinen, von denen schon die alten Römer nichts gewußt haben. Was ist denn weiter dabei?«

»Wie ist aber da nur der Untergrund beschaffen?«

»Fest – wasserdicht.«

»Aber er muß doch hohl sein.«

»Warum soll er nicht? Gutgefügte Holzplanken, Zement darüber geschmiert – fertig ist der Kitt.«

»Das Wasser fließt nicht wieder ab.«

»Soll es ja auch nicht.«

»Ich meine, weil Türen offen stehen.«

»Hinter jeder befindet sich einfach noch eine wasserdichte Tür. Man braucht doch Gänge, wo das vorbereitet wird, was das Publikum nicht sehen soll.«

»War das alles schon zu Blodwens Zeiten?«

»Alles erst ihr Werk. Oder das des Papa Popelmann, wie Mr. Rug ihn immer nannte. Auch Lady Blodwen hatte uns eine Wasserpantomine vorgeführt, Sie haben das durch Ihr verrücktes Zwischenspringen freilich vereitelt.«

»Und was soll uns hier vorgeführt werden?«

»Werden's gleich sehen. Ich will doch den Weihnachtsmann nicht verraten. Was die vorhin undefinierbaren Dinger bedeuten, das wissen Sie ja jetzt.«

Ja, das war nun sofort zu erkennen.

Klippen, Felsmassen, und der Wasserfall erzeugte Unruhe genug, daß es daran ganz tüchtig schäumte. Mit einiger Phantasie konnte man sich recht wohl hineintäuschen, ein aufgeregtes Meer mit von Brandung umtobten Felsen vor sich zu haben.

Nachdem sich der Wasserfall erschöpft hatte, stand das Wasser in der Arena ungefähr einen Meter hoch – und da begann die Musik die französische Nationalhymne zu spielen – aber nicht etwa die Marseillaise – wer die zu jener Zeit in Frankreich sang, kam ins Loch, wenn er nicht gleich einen Kopf kürzer gemacht wurde – und unter diesen Klängen und unter einem allgemeinen ›Aaaaahhh!‹ kam seitwärts aus einem der Gänge ein Segelschiffchen heraus – nein, keine Spielerei, sondern ein richtiges, stattliches Segelschiff von altertümlicher Bauart. Das heißt, es war höchstens zwei Meter lang und dementsprechend hoch, jetzt aber unterlag auch der Phantasieloseste der perspektivischen Täuschung, daß es ein richtiges, großes Schiff sein müsse.

Und wie ein richtiges Schiff benahm es sich auch wirklich! Mit geschwellten Segeln steuerte es herein, jetzt ging es über Stag, d. h. die Rahen wurden herumgeschwenkt, und daß man dabei die arbeitenden Matrosen nicht sehen konnte, war ganz in der Ordnung, es schien eben weit, weit entfernt zu sein, und jetzt senkte es grüßend die am Heck wehende französische Kriegsflagge, während am Top die Admiralsflagge flatterte.

»Das ist ja, das ist ja . . .« staunte Jansen.

Das Wort blieb ihm stecken, denn jetzt folgte ein zweites solches Schiff, nur ein wenig kleiner, und dann kam immer noch eins aus dem Tunnel heraus, ein viertes, ein fünftes – gleich große und auch viel kleinere – sie wurden gar nicht alle – und nachdem der Tunnel endlich geleert war, konnte man sie nicht mehr zählen, weil sie sich durcheinander bewegten.

Oder auch nicht durcheinander, wenigstens nicht planlos. Zuerst waren die Fahrzeuge dem Admiralschiff immer im Kielwasser gefolgt, während noch immer neue aus dem durch Felsenberge maskierten Tunnel hervorkamen, waren so rund um die Arena herumgefahren, jedes Schiff wiederholt grüßend, die Nationalflagge senkend – da kletterten am Kreuz des Admiralschiffes eine Reihe bunter Läppchen empor, überall gingen die Verstandenzeichen in die Höhe, und wie das Admiralschiff selbst die Rahen mit vollgesetzter Leinwand herumschwenkte, so taten ihm auch alle anderen Schiffe nach, bis sie eine lange Reihe bildeten, in Linie vorgingen – und immer eifriger signalisierte das Flaggschiff, die Linie entwickelte sich zum Halbmond, dann schien wieder alles durcheinander zu gehen, aber es war ein ganz planvolles Manöver, die Kriegsflotte rangierte sich anders, und ganz besonders in der Nähe der Klippen wurden die schwierigsten Evolutionen ausgeführt.

Wir haben schon oft gesagt, daß Jansen staunte. Jetzt geriet er vor Staunen außer sich, zugleich aber auch wurde er von einer Art kindlichen Jubels berauscht.

»Das ist ja reizend, das ist ja entzückend!!« rief er ein übers andere Mal, selbst wie die anderen in die Hände klatschend. »Nein, wie ist das nur möglich! Diese Schiffchen fahren und manövrieren doch ganz wie richtige Segelschiffe, und – und – es geht doch gar kein Wind – ach, was sage ich denn, Wind – ja aber, wie werden die Schiffchen denn nur so in Bewegung gesetzt, und wie wird die Takelage bedient?!«

»Sie kommen nicht von selbst drauf?« fragte der Franzose.

»Durch einen Mechanismus? Durch ein aufgezogenes Uhrwerk?«

»O nein, so kompliziert ist es nicht, das könnte nun wieder ich mir nicht vorstellen, wie das mit einem Federmechanismus zu ermöglichen wäre.«

»Durch Elektrizität? Die Schiffe werden durch elektrische Drähte dirigiert?«

Da sprach Jansen eine ungeheuer gewagte Vermutung aus. Damals gab es wohl schon elektrische Klingeln und anderen Kleinkram, auch schon elektrische Bogenlampen, welche nur niemals strahlen wollten, und an solch eine Fernleitung durch Elektrizität war nun gar nicht zu denken.

»Durch Elektrizität?« lächelte denn auch Monsieur Chevalier. »Da sieht man doch, Sie geben ein Beispiel, in welch phantastische Fernen der Mensch schweifen kann, wenn er nach einer Erklärung sucht, weil er etwas sieht, was nicht gleich in seinen Schädel geht, während das Einfache und Wahre doch so nahe liegt. Na, lichtet sich noch immer nicht die neblige Atmosphäre Ihres Verstehstdumichballons?«

Nein, Jansen schüttelte seinen Verstehstdumichballon noch immer.

»Rätselhaft, einfach rätselhaft. Da möchte man fast an . . . eine übernatürliche Kraft glauben, welche dieses Schiffchen treibt und dirigiert, an eine Fernwirkung der Willenskraft.«

»Richtig, richtig, jetzt sind Sie auf den Trichter gekommen!«

»Was? Wirklich eine Fernwirkung? Achnööhh!«

»Nun zweifeln Sie auch wieder daran? O, Menschen, Menschen, wie ähnelt ihr doch einander!! Ein Glück nur, daß wir nicht wie die Schafe Wolle auf der Haut haben, sondern Kleider tragen, und daß die Kleider und Hüte verschieden sind. Und Sie wissen's immer noch nicht? In jedem Schiffe steckt ein Kerl, der schiebt's so sanft vorwärts. Er läuft am Boden und hat über seinem Oberkörper das hochbordige Schiff, über seinem Kopfe einen besonderen Aufbau, den Sie auf jedem Fahrzeug bemerken werden. Das ist der ganze Zauber.«

Da schlug sich Jansen mit der Faust vor seinen Verstehstdumichballon, und dann lachte er. Und dann stiegen doch immer wieder neue Zweifel in ihm auf.

»Ja aber . . . das Richten der Rahen – das Hissen der Flaggen . . .«

»Alles nicht übersinnlich, hat nichts mit Spiritismus zu tun – nur einfach ein bißchen Bindfaden, an dem der Kerl dadrin herumzieht, das ist der ganze elektrische Mechanismus. Beunruhigt Sie sonst noch etwas?«

Nein, nun hatte Jansen genug des Spottes.

»Sie hätten mir das gar nicht sagen sollen. Doch es ist gleichgültig, die Täuschung bleibt – das ist das Reizendste, was ich je geschaut!«

»Ja, es ist reizend,« bestätigte sogar dieser abgebrühte Franzose. »Aber gar nicht maharadschanisch ist es, daß Sie sich vor die Stirn schlagen und so lachen und jubeln. Das paßt sich nicht für so einen kaffeebraunen Haiduckenfürsten. Ein Glück, daß alles nur Augen für die Kinderspielerei hat.«

Mit Mühe gelang es Jansen, sich so weit zu bezwingen, daß er wenigstens nicht mehr laut auf jubelte. Aber mit leuchtenden Augen verfolgte er die Manöver der vereinigten Flotte, und immer mehr nahm die perspektivische Täuschung überhand, in so natürlicher Weise ward alles ausgeführt.

Jetzt schlossen sich die Schiffe mehr zusammen, die ganze Flotte lief in eine durch zwei Felsen markierte Bucht.

»Einige Schiffe führen doch die spanische Kriegsflagge,« begann Jansen wieder.

»Bemerken Sie das erst jetzt?«

»Richtig, und da ist ja auch noch eine spanische Admiralsflagge, doch nur halb geführt, das bedeutet, daß es kein kommandierendes Flaggschiff ist, sondern daß sich die spanischen Kriegsschiffe dem französischen Admiral unterordnen.«

»Und die beiden Felsen, zwischen denen die vereinigte französische spanische Flotte jetzt liegt, sollen den Eingang zum Hafen von Cadix markieren.«

»Von Cadix?!« fuhr Jansen empor. »Ach, jetzt geht mir eine Ahnung auf!«

»Na, endlich!«

»Das wird die Seeschlacht bei Trafalgar!«

»So ist es.«

»Wo aber bleiben die Engländer?«

»Da kommen sie schon.«

Aus einem anderen Wassertunnel, geschickt durch Felsen maskiert, kam wieder ein stattliches Linienschiff hervor, hochbordig, mit zahllosen Pforten für die Geschütze versehen, wie sie damals vor jetzt genau hundert Jahren waren, die Takelage unter einer Unmasse von weißer Leinwand verschwindend, und an diesem führenden Schiffe die englische Admiralsflagge, dann wieder eine Menge anderer Schiffe folgend, grüßend die englische Kriegsflagge senkend.

Und jetzt brach der Tumult los. Das Erscheinen der französisch-spanischen Flotte war applaudiert worden, das Händeklatschen hatte der ganzen Idee, dem geschickten Manövrieren gegolten, jetzt aber zeigte sich, daß doch meistens Engländer hier versammelt waren, die Herren wie die Damen wie die Arbeiter – die französische Nationalhymne hatte dem »*God save the Queen*« weichen müssen, jetzt also wurde die Sache politisch, jetzt kam das Nationalgefühl hinzu, und das Publikum fing an zu toben, wie eben nur der Engländer es fertig bringt, wenn er durch einen Angriff auf seinen Nationalstolz aus seinem sonstigen Phlegma aufgerüttelt wird.

»Hip hip hip hurra!!!« gellte und heulte und brüllte es ohne Unterlaß. »Hip hip hip hurra für Admiral Nelson!!!«

Denn Admiral Nelson bleibt für den Engländer eben Admiral Nelson.

Was die Seeschlacht bei Trafalgar anbetrifft, so nahm diese ihren Anfang bei Cadix. Die aus vierundvierzig Schlachtschiffen bestehende vereinigte spanisch-französische Flotte hatte unter dem

französischen Geschwaderchef Admiral Villeneuve die englische Flotte unter Admiral Calder bei Coruna geschlagen und lief in den Hafen von Cadix, wo sie sich ihres Sieges freute. Mit England sah es damals sehr faul aus. Da erschien der zu Hilfe gesandte Admiral Nelson mit Englands letzter Seemacht, mit siebenundzwanzig Linienschiffen.

Nelson griff den im Hafen liegenden Feind sofort an. Doch es war nur ein Scheinmanöver, nach dem Verlust eines Schiffes wandte er sich zur Flucht – er wollte nur den Feind herauslocken, gerade dorthin, wo er ihn haben wollte.

Bei Trafalgar, in der Nähe von Gibraltar, stießen die beiden Flotten zusammen: am 18. Oktober 1805 begann die vier Tage währende Seeschlacht, wie sie von solcher Furchtbarkeit und Dauer die Weltgeschichte noch nicht erlebt hatte.

Die Engländer siegten. Geentert wurde nicht mehr, nur noch in den Grund geschossen und gerammt. Und am 22. Oktober gelang es nur noch vier französischen Schiffen, die Flucht zu ergreifen, alle anderen lagen auf dem Meeresgrunde. Das englische Admiralschiff hatte im Zweikampf das französische vernichtet, Admiral Villeneuve wurde gefangen, Admiral Nelson in der Stunde des Sieges von einer Musketenkugel tödlich getroffen.

Das Jubelgetöse wollte nicht aufhören, während die englische Flotte jetzt ihre Manöver machte, und Jansen konnte sich nicht helfen, er wurde von dem allgemeinen Enthusiasmus angesteckt.

Selbst Monsieur Chevalier schien dieser Suggestion zu unterliegen, obgleich er als Franzose doch gar nicht so für die Engländer hätte Partei nehmen sollen.

»Famos, famos gemacht!« rief er ein über das andere Mal, während die Flotte exerzierte. »Nein, das hätte ich dem Admiral Nelson wirklich nicht zugetraut!«

Da fiel Jansen ein anderer Gedanke ein, er spähte nach den anderen Gästen hinüber.

»Wo ist denn unser Lord Seymour? Der muß in des Admirals siegreicher Hose jetzt doch ganz aus dem Häuschen sein.«

»Was? Sie wissen nicht? Nein, woher sollen Sie denn? Nun denn: in dem englischen Flaggschiff steckt auch nichts anderes als Admiral Nelsons siegreiche Hose, und in dieser unser Freund Seymour.«

»Was? Lord Seymour dirigiert dieses Schiff?!« rief Jansen in hellem Staunen.

»Ach, Sir, das müssen Sie sich erzählen lassen! Sie hätten dabei sein sollen! Das wäre eine Arznei gegen Ihre Melancholie gewesen! Wir besuchten doch schon gestern diese englische Bande, die scharwenzelte immer um uns herum, von wegen daß Sie Ihre Zurückgezogenheit aufgeben möchten, und so wurden wir auch schon eingeweiht, was es heute zu sehen geben würde. Man führte uns hinter die Kulissen, zeigte uns alles. Also ein Wasserzirkus, wir sahen die aus Holz und Pappe zusammengeleimten Schiffchen, die Seeschlacht bei Trafalgar sollte dem verehrlichen Publikum vor Augen geführt werden. Ach, Sir, da hätten Sie nun unseren Freund Seymour sehen sollen! Die Schlacht bei Trafalgar! Die englische Flotte, kommandiert von Admiral Nelson! Der Lord geriet doch ganz ... nicht aus dem Häuschen, sondern aus dem Höschen. Faktisch, er strampelte vor Erregung dermaßen, daß seine unsterbliche Hose hinten und vorn platzte, wo es nur etwas zu Platzen gab.

»Das bin ich, das bin ich! Nur ich kann die Flotte kommandieren! Ich habe doch Admiral Nelsons Hosen an!«

»So schrie er ein über das andere Mal. Und er blieb dabei, er wollte selbst in dem englischen Flaggschiff stecken. Was wollte man machen? Man konnte doch dem Lord nichts abschlagen. Nun ist diese Geschichte aber nicht so einfach, daß alle diese Manöver so klappen – der Zirkus ist schon oft unter Wasser gewesen, die in den Schiffen steckenden Kerls haben sich das tüchtig eingeübt. Dem Lord konnte das alles nun bloß so theoretisch erklärt, ihm

auf dem Papier vorgezeichnet werden, wie die einzelnen Manöver vor sich gehen. Aber wirklich, er macht seine Sache ja ganz famos, das erkennt man schon jetzt.«

Nach dieser Erklärung betrachtete Jansen das englische Flaggschiff mit doppeltem Interesse, welches durch die Hose, welche drin steckte, viel mehr Anspruch auf historische Wirklichkeit machen konnte als alles andere.

Bisher hatte die manövrierende englische Flotte die im Hafen liegende französische ignoriert.

Jetzt wurde darauf vorbereitet, daß etwas anderes käme, auf den englischen Schiffen ward eifrig mit den bunten Fähnchen signalisiert, die Musik intonierte einen schmetternden Kriegsmarsch, und da ging die englische Flotte gegen den Hafen von Cadix vor.

Dort war der Feind gesichtet worden, das Admiralschiff gab durch Flaggen Befehle, große Aufregung, alles ganz deutlich markiert, die uniierte Flotte suchte noch den Ausgang des Hafens zu gewinnen, was ihr nur zum Teil gelang, und da – bumberumbum – das englische Flaggschiff gab die erste Breitseite ab, und nun ging der Spektakel los, ein ununterbrochenes Geschützfeuer, alles wurde eingehüllt von Pulverdampf, der aber doch nicht dicht genug war, so daß man noch deutlich sehen konnte, wie die Schiffe mächtig hin und her schwankten, das ganze Wasser in Aufruhr bringend, und wie die Rahen herabstürzten und ganze Masten abknickten.

Nicht nur Jansen mochte vor Staunen außer sich sein.

»Ja, wie machen die denn das nur?!«

»Was ist weiter dabei?« entgegnete der Franzose phlegmatisch.

»Ein bißchen Feuerwerk, nichts weiter!«

Nun, gut denn, nichts weiter als ein bißchen Feuerwerk. Aber jedenfalls großartig gemacht!

Da begann eins der großen englischen Linienschiffe noch mehr zu schwanken, auch in ganz anderer Art, es senkte sich, immer

tiefer ging es hinab – und es war bis zur letzten Mastspitze verschwunden.

»Ja, wo ist denn das geblieben?« staunte Jansen.

»In den Grund geschossen, wie die Historie es vorschreibt.«

»Und der Mann, der es dirigierte – ich habe doch ganz genau aufgepaßt!«

»Der schwimmt einfach unter Wasser hinter die Kulissen, das heißt, in solch einen Tunnel, wo er unsichtbar wieder auftauchen kann. Man hat als Dirigenten der Schiffe die besten Schwimmer und Taucher auserwählt, und der Untergang eines Schiffes muß immer in der Nähe solch eines Tunnels stattfinden. Außerdem haben die Schwimmer noch eine Leine bei sich, die haken sie zuvor in dem untersinkenden Fahrzeug fest, so wird dieses dann ebenfalls unter Wasser in einen Tunnel gezogen, damit die anderen nicht darüber stolpern. Alles doch ganz einfach.«

Ja, alles ist ganz einfach ... nachdem der geniale Kopf es erdacht hat!

Der Verlust eines seiner größten Schlachtschiffe und wohl vor allen Dingen der Umstand, daß der Feind unterdessen den Hafen verlassen hatte, bewog Admiral Nelson zum Rückzuge zur Flucht. Die unionierte Flotte rangierte sich erst, ehe sie langsam folgte.

Das Verhältnis mußte natürlich gewahrt werden. Wie die Schiffe klein waren, so ging auch alles sehr schnell.

Die englische Flotte zog sich hinter einen Felsen zurück, welcher den von Trafalgar vorstellte, die Franzosen und Spanier folgten, Admiral Villeneuve ließ einen Halbmond bilden – nicht Halbkreis genannt, weil der Kreis doch nur aus einer Linie besteht, während diese Schiffe sich in mehrfacher Reihe rangierten, um so die englische Flotte in der Bucht einzuschließen.

Aber das wartete Nelson nicht ab, er brach hervor, noch ehe der Feind sich ganz geordnet hatte, und nun ging erst recht der Spektakel los, gegen den der vorige nur eine Kleinigkeit gewesen war.

Ununterbrochen feuerten die Schlachtschiffe, hin und her kreuzend, ihre Breitseiten ab, und dann, als sie einander nahe genug waren, kam es zum Rammen, obgleich die Schießerei noch immer fortwährte.

Schiff sank nach Schiff, um nicht wieder aufzutauchen, und wer in der Geschichte so genau bewandert war und die kleinen Flaggen entziffern oder gar die Namen am Heck erkennen konnte, der bemerkte, daß auch hierbei die historische Treue gewahrt wurde, nur die, welche in Wirklichkeit gesunken, besonders von den Engländern, sanken auch hier, und das rammende Schiff, welches sich hier seinen eigenen Untergang bereitete, hatte auch bei Trafalgar gerammt.

Immer mehr lichteten sich die Reihen der Franzosen und Spanier, aber auch die der Engländer, und dann standen sich die beiden Flaggschiffe gegenüber, Admiral Villeneuve und Admiral Nelson wollten sich einen Zweikampf liefern, der wohl die ganze Schlacht entscheiden mußte, mit Ausschluß der Geschütze, nur Stoß um Stoß.

Sie fuhren aufeinander los und wichen einander aus, und so ging das mehrmals hin und her.

Da aber passierte etwas, was sich bei Trafalgar nicht ereignet hat, und was daher wohl auch nicht hier im Programm stand.

Das französische Flaggschiff rammte das englische in die Seite, und zwar mit einer Wucht, daß von dem Schiffchen gleich der aufgeleimte oder aufgenagelte Oberbau abflog und ... über dem Deck des ungeheueren Linienschiffes tauchte erst eine ebenso ungeheuerere, blaurot angelaufene Nase auf, der dann, als noch etwas abbrach, Lord Seymours Kopf und ganzer Oberkörper folgte.

Es war ein Anblick, der sich leider nicht beschreiben läßt – wie da der glatzköpfige Lord mit seiner Gesichtsgurke über dem Schlachtschiffe auftauchte!

Und dabei sollte es nicht bleiben.

»I du Halunke, du denkst wohl, ich habe Admiral Nelsons Hosen umsonst an, i, du Lausbub elendiglicher . . . «

So und noch ganz anders fing jetzt der edle Lord zu schimpfen an, und dabei hob er das ganze Kriegsschiff über seinen Kopf, packte es noch fester mit zwei Händen und begann nun mit diesem Kriegsschiff auf seinen Gegner loszupochen. Im Nu war das französische Flaggschiff kurz und klein geschlagen, und da tauchte zwischen den Trümmern auch schon Admiral Villeneuves erschrockenes Gesicht auf, und weil Admiral Nelson sein Flaggschiff ihm um die Ohren schlug, nahm Villeneuve schleunigst Reißaus, nach einem Tunnel zu, watend und mit den Händen rudern, um seinen Leib noch die Trümmer seines Schiffes.

Lord Seymour folgte ihm nicht, er war nun einmal ins Prügeln gekommen, also er pochte mit seinem zur Kriegskeule verwandelten Kriegsschiffe auf das nächste los, immer unter entsprechenden Ausrufen, und so schlug der wütend gewordene Admiral Nelson alles kurz und klein, was in seinen Bereich kam, und überall wurden plötzlich Menschenköpfe und Oberkörper sichtbar.

Die anderen erkannten, daß es mit der Seeschlacht per Schiff jetzt vorbei war, sie kamen aus ihren Kästen heraus, zuerst die Engländer, und pochten gleichfalls auf die französischen Kriegsschiffe ein, bis auch die Franzosen und Spaniolen herauskamen, eine allgemeine Spritzerei entstand, aus der eine regelrechte Keilerei wurde.

Lord Seymour oder Admiral Nelson war und blieb der Anführer.

»Naus, naus mit den Franzosen und Spaniolen – haut sie, haut sie, haut sie – naus, naus, naus mit dieser Lumpenbagage – hip hip hurra für Nelsons siegreiche Hose!!!«

Schließlich befand er sich allein in dem Bassin, auch seine Streitkräfte hatten es verlassen. Und Lord Seymour wußte, was er getan, gravitatisch präsentierte er sich im Wasser, grüßend in der erhobenen Hand sein Flaggschiff schwingend, und ›hip hip

hip hurra für Admiral Nelson!!« brüllte das vor Lachen sich krümmende Publikum.

DER LETZTE AKT.

Auf dem Rücken schwimmend und mit den Beinen strampelnd, so hatte auch Lord Seymour die wässrige Schaubühne verlassen.

Ein solches Ende hatte die Seeschlacht bei Trafalgar nun freilich nicht gehabt, das war auch in diesem Programm nicht vorgesehen worden.

Aber köstlicher hatte der Schluß jedenfalls nicht sein können. Die Herren und Damen kollerten vor Lachen die Stufen des Amphitheaters herunter, und Jansen hatte Mühe, daß es ihm nicht auch so ging, schüttelten sich doch selbst die sonst so ernsten, über alles erhabenen echten Indier vor Lachen.

Nur Monsieur Chevalier steckte sich gleichmütig eine neue Zigarette an.

»Sehen Sie sich vor, Sie könnten sich verraten,« warnte er.

»Ach was, lassen Sie mich lachen! Sehen Sie doch meine Indier an. Teufel noch einmal, soll da ein Mensch nicht lachen! Sie freilich sind ja gar kein Mensch.«

Schließlich hatte sich Jansen doch wieder in der Gewalt.

»Wenn die Gastgeber unterlassen könnten, mir noch ein blutiges, grausames Schauspiel vorzuführen,« erklärte er, »so könnte ich mich mit ihnen aussöhnen, würde sie auch an Bord der ›Indianarwa‹ bewirten, dermaßen hat mich diese Seeschlacht *en miniature* ergötzt. Der köstliche, von unserem Lord aus dem Stegreif herbeigeführte Schluß wäre dabei gar nicht nötig gewesen.«

»Die Geschwister werden sich glücklich schätzen, wenn sie diese Ihre Worte erfahren,« entgegnete der Franzose, »und ich kann sie ihnen ja hinterbringen. Wenn sie Ihre Geschmacksrichtung kennen, werden sie den grausamen Tierkampf wohl auch unterlassen. Doch ich muß Ihrer Dankbarkeit gegen die Gastgeber

einen Dämpfer aufsetzen. Ehre, wem Ehre gebührt! Diese Idee mit der Seeschlacht stammt gar nicht von den Geschwistern.«

»Von wem denn sonst?«

»Nun, die ganzen Requisiten waren noch vorhanden, das hatte alles schon Lady Blodwen arrangiert, vielleicht mit Hilfe von Papapopulos. Jedenfalls hätten wir das alles schon damals zu sehen bekommen, wenn Sie der Vorstellung nicht solch ein Ende bereitet hätten.«

Ja, das war allerdings ein Dämpfer auf Jansens vorige Ansicht!

»Soll ich ihnen hinterbringen, daß der Tierkampf lieber unterbleiben soll?« fragte Monsieur Chevalier nochmals.

»Lassen Sie!« entgegnete Jansen finster. »Nicht die Befolgung eines Befehls, sondern der freie Wille entscheidet den Charakter des Menschen. Ich will doch sehen, wessen diese meine lieben Verwandten fähig sind, das soll die Entscheidung geben, und daß unnütz kein Menschenblut fließt, werde ich zu verhindern wissen. Was bringt der nächste Akt?«

»Etwas höchst Sensationelles, tatsächlich.«

»Was ist es?«

»Ich möchte es Ihnen lieber nicht verraten. Tatsächlich eine übergroße Ueberraschung.«

»Eine blutige?«

»Ganz harmlos.«

»Well, so können wir ja noch diesen Akt abwarten, ehe wir weiter darüber sprechen.«

Das Wasser in der Arena sank, es wurde ausgepumpt, floß vielleicht auch direkt ab.

Drüben wurden den anderen Gästen Erfrischungen angeboten – zu den Indiern kam kein dienstbarer Geist, auch in dieser Hinsicht hatte Sidi Sabasi für seinen Herrn Unnahbarkeit gefordert.

Da aber kam Lord Seymour, in einen weißen Bademantel gehüllt, und brachte in die ernst gewordene Gesellschaft auf dieser Seite wieder heiteres Leben.

»Na, meine Herren, was sagen Sie zu diesem Schlusse der Seeschlacht bei Trafalgar?«

»Großartig gemacht, Mylord, großartig!« wurde gelacht.

»Wollte der schuftige Admiral Villeneuve mich in den Grundrammen, i, d'r Deiwel noch einmal, weiter fehlte nichts!«

»Sie sind wohl noch mit dem Abtrocknen beschäftigt?« fragte der Franzose. »Oder gar noch im Badekostüm?«

»O nein.«

Der Lord schlug seinen Bademantel auseinander und zeigte, daß er wirklich schon wieder angezogen war – aber nur bekleidet mit seiner Menschenhautweste, Vorhemdchen, Kragen und Schlips, an den Füßen Strümpfe und Stiefeletten, die Beine hingegen waren nackt.

»Das ist mein neues Kostüm, so werde ich immer bleiben.«

»Was?! Sie wollen auch fernerhin keine Hose mehr tragen?«

»Ja, soll ich meinen braven Beinen etwa die Schmach antun, daß sie sich mit irgendeinem obskuren Stoffe umhüllen, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Hosen des größten Seehelden mit Stolz getragen haben?« fragte der Lord mit kläglicher Stimme.

»Wo sind denn Ihre unsterblichen Hosen?«

Der Lord brachte einen kleinen Flecken zum Vorschein.

»Das ist alles, was von Admiral Nelsons siegreicher Hose übriggeblieben ist – nur der Hosenboden – alles übrige hat sich in Atome aufgelöst. Einem nochmaligen Siege bei Trafalgar waren diese ja dennoch irdischen Hosen nicht gewachsen. Aber,« setzte der Lord gleich mit strahlendem Gesicht hinzu, »sie haben ihre Pflicht getan – sie haben ein heldenhaftes Ende gefunden – Ehre ihrem Angedenken! Von jetzt an wird dieser Hosenboden mein größtes Heiligtum sein. Meine Beine freilich kann ich mit diesem Fetzen nicht mehr bedecken.«

»Wollen Sie denn da immer so mit nackten Beinen herumlaufen?«

»Ich kann doch von jetzt an immer solch einen Mantel tragen.«

»Das können Sie allerdings. Dann können Sie aber ebensogut Ihre Untertanen mit einem anderen Paar Unaussprechlicher umhüllen.«

»Mit einem Paar anderer Hosen? Nie, niemals! Solch eine Schmach werde ich meinen Beinen, die ich nun einmal an Stolz gewöhnt habe, nie antun.«

»Na, da laufen Sie fernerhin im Bademantel herum.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Dann in einem Schlafrock, in einem Talar, Kaftan oder sonst etwas Frauenhaftem.«

»Nein, ich bin gewöhnt, mit meinen Beinen frei herumzuschlenkern und wie ein Mann zu schreiten.«

»Und wollen sich dennoch keine anderen Hosen anschaffen? Dann wollen Sie also nackt gehen?«

»Auch nicht.«

»Wie wollen Sie denn dieses Problem lösen?«

»Ja, das eben ist die Kunst,« blinzelte der Lord schlau. »Aber ich will's Ihnen sagen, ich möchte sogar Ihren Rat haben. Ich werde meine Beine mit einer haltbaren, wetterbeständigen Farbe anstreichen lassen. Na, was gibt's denn da zu lachen? Sehr enge Hosen, so eng wie möglich, sind jetzt doch überhaupt Mode, daß man sich darin gar nicht mehr bewegen kann. Und ich werde die allerengsten haben und mich dennoch ganz frei in ihnen bewegen können. Ich werde mir diese Erfindung überhaupt patentieren lassen. Sie hat ja noch viele andere Vorzüge. Diese auf die Beine gemalte Hose wird beim Baden immer gleich mit gewaschen, plätzen kann sie überhaupt nicht, und entsteht in der Farbe einmal ein Riß – na, da pinselt man einfach drüber. Die Frage ist nur die, welches Muster ich wähle. Was meinen die Herren, schwarz und weiß kariert? Oder lieber gestreift?«

»Wenn Sie nun einmal Ihre Beine mit Farbe bekleistern wollen, können Sie sich doch jeden Tag ein anderes Muster anmalen.«

»Ach nein, ach nein! Sie wissen doch, wie ich bin. Ich bin treu in jeder Hinsicht. Deshalb wasche ich mich nicht einmal gern. Wenn ich nun einmal ein Muster anmale, das muß auch etliche Jahre halten.«

Die Unterhaltung ward durch die Vorbereitungen unterbrochen, welche jetzt in der Arena getroffen wurden.

Das Wasser war abgeflossen, weiß wie Schnee lag der Sand wieder da.

»Was? Da soll wohl eine Eisenbahn gebaut werden?«

So war es. Wenigstens wurden Schienen gelegt, gleich zwei Stränge, welche aus einem Tunnel herauskamen, quer durch die Arena liefen und in einem anderen Tunnel wieder verschwanden.

Während der ziemlich zeitraubenden Arbeit des Zusammenschraubens wurde das Publikum wieder durch eine Artistentruppe unterhalten, doch genügte das nicht, um die Spannung zu verscheuchen, was man denn hier nach der gottvollen Wasserschlacht durch Eisenbahnschienen oder durch eine ganze Eisenbahn vorführen wolle. Denn ein Akt muß den anderen doch immer überbieten; nachlassen durften die Effekte wenigstens nicht, so wenig wie man nach einem guten Wein schlechteren vorsetzt.

Und was für eine Ueberraschung wollte man dem Publikum durch eine Eisenbahn bereiten?

Nun, Jansen war schon viel zu sehr schweigsamer Indier geworden, um deshalb eine Frage zu stellen, von selbst sprach Monsieur Chevalier nicht, und der Lord hatte sich wieder nach der anderen Seite begeben, um auch dort die Herren und Damen wegen seiner anzulackierenden Beine zu Rate zu ziehen.

Das Legen der beiden Schienenstränge war beendet, in der Mitte der Arena erkannte man eine Weiche, neben ihr wurde ein Bahnwärterhäuschen aufgebaut, die Künstlertruppe verabschiedete sich unter Kußhändchen, die eigentliche Vorstellung konnte beginnen.

Aus dem Häuschen kamen der Bahnwärter und seine Frau, die beiden führten eine stumme und inhaltlose Pantomime auf, schienen sich zu unterhalten, deuteten in die Ferne, tranken aus der Pulle, machten andere Faxen.

Da ertönte an dem Bahnwärterhäuschen das Läutewerk.

Der Beamte machte noch ein paar Kapriolen, ging an die Weiche, drehte die Kurbel herum, man sah ganz deutlich, wie sich die Schienen wirklich bewegten, sich anders verbanden.

Jetzt ein gellender Pfiff, noch einer, und aus dem einen Tunnel brauste eine Lokomotive hervor, eine ganz richtige, hinter sich vier Personenwagen, vollbesetzt mit Menschen, welche fröhlich zu den Coupéfenstern nach dem Publikum winkten.

Der Eisenbahnwärter hatte mit der Flagge salutiert, dann widmete er sich nebst seiner Frau wieder der Schnapsflasche, die Pause mit Faxen ausfüllend.

Wieder ertönte die Signalglocke, der Weichensteller warf die Kurbel herum, der Zug meldete sich an, er kam von der anderen Seite angebraust, und zwar erkannte man sofort, daß es tatsächlich eine andere Lokomotive war.

Die fröhlichen Fahrgäste winkten zum Coupéfenster heraus, in aller Schnelligkeit einige komische Zwischenfälle. Aus einem Coupéfenster flogen ein Hut, ein Schirm, ein ganzer Hund heraus, und der Zug war wieder auf der anderen Seite verschwunden.

Diese Durchfahrt der beiden Züge nacheinander wiederholte sich noch mehrmals.

Dann ein Schrei des Schreckens seitens des Publikums – die beiden Züge kamen einander entgegengebraust.

Aber harmlos fuhren sie in der Mitte der Arena aneinander vorüber, nach wie vor hatten die Passagiere fröhlich zu den Coupéfenstern herausgewinkt.

Und doch – der schließliche Knalleffekt dieser Szene war wohl niemandem unklar, auch Jansen nicht.

Er rührte sich jedoch nicht, beobachtete nur immer mit starren Augen.

»Und ich mag es nicht glauben, ich mag es nicht glauben!« flüsterte er wiederholt.

Dieses Kreuzen auf der Weiche wiederholte sich noch einmal.

Die Frau kam aus dem Häuschen, mit einem Korbe, verbot dem Manne, noch viel zu trinken, ging fort, nach der Stadt.

Der Bahnwärter indessen trank nach wie vor aus der Flasche, taumelte, setzte sich vor das Haus auf eine Bank, schlief ein.

Der Signalapparat meldete einen Zug, zwei Züge. Aber der Bahnwärter ging nicht nach der Weiche, rührte sich nicht, schlief weiter.

Da kam aus dem Häuschen eine andere Gestalt hervor, ein Gerippe – der Tod mit der Sense.

Die Figur war sehr hübsch gemacht, von dem anderen Körper sah man durch Wahl einer besonderen Farbe nicht viel, nur die daraufgemalten Knochen, und in dem Totenschädel war deutlich das Grinsen zu erkennen.

Grinsend nahm der Tod neben der Weiche Platz, aber rührte die Kurbel nicht an.

Und über dem ganzen Theater lag selbst die Stille des Todes.

Da kündigten sich die nahenden Eisenbahnzüge an, die Lokomotivführer erkannten die Gefahr, gellende Notpiffe – da kamen die beiden Züge gebraust – die Passagiere hatten die Notpiffe noch nicht verstanden, fröhlich winkten die Sonntagsausflügler aus den Coupéfenstern – da, ein schmetternder Krach, ein gellendes Heulen, eine Dampfwolke – es war geschehen!

Die beiden Züge, diesmal außergewöhnlich schnell fahrend, waren mit voller Kraft ineinandergelaufen.

Schnell hob sich die Dampfwolke, von den explodierten Kesseln herrührend. Das Bild der Verwüstung war ein grauenhaftes.

Eine Lokomotive war über die andere gefahren, noch über die nächsten Wagen hinweg, aber nichts mehr ganz, gar nichts mehr

erkennbar, alles ein wüster Trümmerhaufen von Eisen- und Holzteilen, und dazwischen menschliche Körper, Gliedmaßen noch in weitem Umkreise zerstreut.

Und nun ein entsetzliches Zetern und Wimmern!

Und auch der erwachte und von seinem Rausche kurierte Weichensteller mußte seine Rolle noch weiter spielen, gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, bis er sich an seinem Häuschen aufhing.

Dafür tauchten andere Personen auf, mit dem Leben davongekommene Passagiere, welche händeringend um die Unglücksstätte rannten, sich ebenfalls wie Wahnsinnige gebärdend, die Trümmer auseinanderzureißen suchten, während andere stumpfsinnig herumhockten, wieder andere noch außerhalb des Trümmerfeldes sich in Todeszuckungen wälzten, herumkrochen, mit Blut überdeckt – scheußlich anzusehen.

Jansen hatte alles beobachtet. Endlich kam Leben in seinen erstarrten Körper. Er sprang auf.

»Und es ist nicht wahr, und es ist nicht wahr, daß die Erde solche Bestien trägt!!!« schrie er in einem fort.

»Was für Bestien?« fragte Chevalier gleichmütig, sich eine neue Zigarette drehend. »Beruhigen Sie sich doch, das ist ja alles nur Täuschung!«

»Was? Täuschung?!«

»Niemand hat seinen Tod gefunden.«

»Was?! Dort, dort unten . . . «

»Es waren nur Puppen, die sich in den Wagen befanden.«

»Nein, nein, sie winkten mit Tüchern!«

»Die nur vom Luftzug bewegt wurden.«

»Nein nein, ich habe deutlich gesehen, daß es wirkliche Menschen waren!«

»Ja, zuerst. Aber jetzt zuletzt wurden sie hinter den Kulissen durch Puppen ersetzt, nur hinter den Kulissen wird so geschrien und gewimmert.«

»Und die Verwundeten dort unten . . . «

»Kommen nur aus den letzten Wagen, welche sich noch in den Tunnels befinden, kommen erst hinter den Kulissen hervor. Alles nur einstudierter Kram.«

Jansen mußte es wohl glauben, hätte sich jetzt beruhigen können – aber er tat es nicht.

»Und doch, und doch,« stöhnte er nach wie vor, »es ist und bleibt eine Bestialität, an so etwas seine Freude zu haben!!!«

Die anderen Herrschaften dachten nicht so. Nachdem der erste Schrecken überwunden, eilten sie, von den Gastgebern dazu aufgefordert, hinab, um sich das Werk der Zerstörung eingehend in der Nähe zu betrachten.

Daß es sich nur um Puppen handelte, hatten sie vielleicht schon erfahren, und wer es noch nicht wußte, merkte es unten.

Das Trümmerfeld wurde umringt, genauer untersucht.

»Großartig, himmlisch!«

»Eigentlich hätten die Wagen auch in Brand geraten sollen,« meinte einer der Gastgeber ärgerlich, »die Vorrichtung dazu war vorhanden, scheint aber nicht funktioniert zu haben.«

»Wenn nur auch der Maharadscha herunterkommen wollte!«

Es wurde hinaufgewinkt.

»Mylord, Mylady,« lobte einer der Gäste, »dieses künstlich arrangierte Eisenbahnglück ist das Großartigste, was ich je gesehen, mein ganzes Leben lang werde ich ...«

Da abermals ein furchtbarer Knall, eine alles einhüllende Dampfwolke, aus der noch ein ganz anderes Zetergeschrei erscholl als das vorige hinter den Kulissen, viel natürlicher klingend, ebenso wie das nachfolgende Wimmern.

Die Dampfwolke verteilte sich. Jetzt waren es wirkliche Menschen, welche still dalagen oder sich unter entsetzlichem Brüllen herumwälzten.

Nur der Kessel der einen Lokomotive war bei dem Zusammenstoße geplatzt, der der anderen war unversehrt geblieben. Aber

die Sicherheitsventile hatten sich verstopft, und nun war eine richtige Kesselexplosion erfolgt.

Alles, was das Trümmerfeld umstand, fast alle die sich unten in der Arena befunden hatten, waren getötet, verbrüht.

Man trug die Toten und die Sterbenden hinaus. Unter ihnen befanden sich auch Lord Hektor, Lord James, Baronet Ralph und seine Gattin, ebenso Lady Marion.

»Es rächt sich alles schon auf Erden!« sagte Jansen erschüttert, als er das Endresultat erfuhr, sich schon wieder an Bord seines Schiffes befindend. »O Gott, du gerechter, allmächtiger Gott, du hast wieder einmal bewiesen, daß vor dir der Gedanke schon die Tat ist!«

Er hatte recht. Dem ideellen Prinzipie, dem geistigen Sinne nach, oder, wollen wir sagen, mit Gottes Augen betrachtet, war ganz gleichgültig, ob die beiden Eisenbahnzüge nur mit Puppen oder wirklich mit lebenden Menschen besetzt waren, welche dabei ihren Tod gefunden hätten.

Würden jene, welche ihre abgestumpften Nerven hatten kitzeln wollen, Menschen gefunden haben, welche sich zu so etwas gegen Geld hergegeben hätten, oder hätten sie über Leben und Tod von Sklaven zu befehlen gehabt, und hätten sie sich schließlich, durch Erziehung Kinder ihrer Zeit geworden, nicht vielleicht doch etwas vor ihrer Mitwelt geniert – sie würden ohne Bedenken die zusammenstoßenden Züge mit lebenden Menschen besetzt haben, damit die Katastrophe gar nichts an Realität einbüße.

So hatten sie sich zuletzt mit Puppen begnügen müssen. Aber im geistigen Grunde genommen ist da kein Unterschied zu machen. In Gedanken hatten sie mit Wollust lebendige Menschen hingeopfert. Und vor Gott ist der Gedanke schon die Tat selbst.

Und dann waren sie selbst die Opfer der Katastrophe geworden!

Es rächt sich alles schon auf Erden – wenn es für uns blinde Menschlein auch nicht immer mit solch furchtbarer Deutlichkeit geschieht!

DER ERLÖSENDE BLITZ.

»Dem Andenken Karlemanns und aller anderen Seezigeuner, welche schon auf dem Meeresgrunde ruhten, ob sie ein Andenken verdienen oder nicht!«

Mit diesen Worten, den ersten seit langer, langer Zeit, hatte Monsieur Chevalier sein dampfendes Punschglas erhoben und an den Mund geführt.

Nur Jansen folgte, diese Worte als einen Trinkspruch auffassend, seinem Beispiel. Die anderen waren viel zu faul oder nicht mehr fähig dazu.

Es war Nacht. Auf dem Kajütentisch stand die frischgefüllte Punschterrinen, in der Salleriescheiben schwammen, durch geeignete Vorrichtungen festgeklemmt, wie jedes Glas und jeder andere Gegenstand, der auf dem Tische bleiben sollte, denn das Schiff bockte wie ein toller Stier, dazwischen rollte ein fast ununterbrochener Donner.

Nur die Füße des Mistern Fairfax, die er auf den Tisch gelegt, hatten solch eine Befestigung nicht nötig, eher schon der Kopf Mistern Rug, der ihn schlafend zwischen die Arme gelegt hatte, und da er gegenwärtig doch nicht mehr so ganz seefest war, machte er auch im Schlafe alle Bewegungen des Schiffes mit, schusselte mit den gekreuzten Armen und mit der Nasenspitze immer auf dem Tische hin und her, in dem reichlich vergossenen Punsche herum. Der Franzose drehte, wenn er nicht, wie jetzt, mit dem Glase beschäftigt war, wie gewöhnlich sein Zigarettchen, während Lord Seymour seine Menschenhautweste flickte, die er auf seinen nackten, aber wunderschön in blau und gelb kariertem Muster bemalten Beinen hielt, und neben dem Tische stand breitbeinig Jansen und betrachtete diese ganze Gesellschaft.

Es war kein neues Bild, das er erblickte, er hätte sich eigentlich schon längst sattsehen müssen.

Seit acht Wochen befand sich die ›Indianarwa‹ wieder unterwegs, und wenn die Herren nicht schliefen oder aßen, dann saßen sie in dieser europäisch eingerichteten Kajüte um diesen Tisch, ebenso wie jetzt, in ganz genau derselben Situation, und tranken Selleriepunsch – seit acht Wochen – und schließlich ward das Schlafen und Essen auch gleich hier so nebenbei besorgt.

Kurz nach der Abfahrt von der Osterinsel hatten die Herren in einer Proviantkammer einen großen Vorrat von Sellerieknollen entdeckt, sie hatten darüber gesprochen, daß man Sellerie auch zur Herstellung von Getränken verwenden könne, und zwar nicht nur zur Bowle, sondern es gäbe auch einen Selleriepunsch. Der Versuch war gemacht worden; die Mischung hatte geschmeckt – und so tranken die fünf Herren seit acht Wochen Selleriepunsch. Das war ihre Lebensaufgabe. Die Sache war so interessant gewesen, wenigstens im Anfange, daß Mister Fairfax darüber ganz seine Spänehobelei verlernt hatte. Jetzt begnügte er sich damit, immer die Beine auf dem Tische liegen zu haben und dazu Tabak kleinzukauen. Beiden Leidenschaften hatte er allerdings schon früher gehuldigt, und man konnte sogar als ein gefährliches Zeichen betrachten, daß er sich keine andere Beschäftigung angewöhnt hatte: ebenso wie, daß Mister Brown jetzt damit zufrieden war, die Zigarre im Munde zu haben und vor sich hinzustieren. Ja, selbst Lord Seymour wurde mit seiner Flickerei immer säumiger. Nur der Franzose und der Australier waren sich noch ganz treu geblieben: der eine drehte und rauchte Zigaretten, der andere bezechte sich und schlief seinen Rausch aus.

Chevalier hatte an seinem dampfenden Punschglase nur genippt.

»Heiß, heiß!« sagte er.

Der Puppenkleidermacher brachte eine seiner Hände aus den Hosentaschen zum Vorschein, nahm sein leeres Glas und hielt es

vor sich hin. Jansen füllte es ihm, er führte es vorsichtig an den Mund.

»Und viel zu süß!« sagte er, hob den Fuß und warf die ganze Punschterrine um.

Kreischend fuhr Lord Seymour empor. Die kochend heiße Flüssigkeit hatte sich über seine nackten Beine ergossen, die durch die Farbe nicht geschützt wurden.

»Ich bin verbrüht, ich bin verbrüht!!« heulte der Lord.

Man stelle sich vor, so etwas passiere in einer anderen Gesellschaft, was für eine Aufregung das gäbe, abgesehen davon, daß so ein Runks von jedem, der nicht ganz und gar ein Waschlappen ist, doch gleich geohrfeigt würde, und wenn er außer der Brust auch noch den ganzen Rücken voll Orden hätte.

Doch in einer anderen menschlichen Gesellschaft ist so etwas wohl gar nicht möglich, daß jemand aus Abneigung gegen das Getränk es gleich vom Tische wirft, ob nun mit dem Fuße oder mit der Hand – so etwas konnte eben nur hier passieren, und so war auch die Wirkung hier eine ganz andere.

Mister Rug begann, durch das Schreien im Schläfe gestört, in einem anderen Tone zu schnarchen, Mister Brown war, wohl selbst von dem heißen Punsch getroffen, nur etwas zusammengezuckt, Chevalier drehte ruhig seine Zigarette fertig, und der Uebeltäter nun gar steckte einfach die Hand in die Hosentasche zurück, ohne sonst seine Stellung zu verändern.

»Pardon, es geschah nicht mit Absicht, es tut doch nicht sehr weh?« sagte er sonst nur, wie die anderen beiden den zappelnden Lord mit Interesse betrachtend.

Nur Jansen nahm den Fall nicht so leicht hin.

»Teufel noch einmal, das war ein starkes Stück!« fuhr er mit plötzlich rot werdendem Kopfe empor, zornsprühend nach dem Amerikaner hinüberblickend. »Wenn das ...«

Er vollendete seine Drohung nicht, sondern sprang dem jammernden Lord zu Hilfe.

»Schmerzt es denn sehr?!«

»Na, ich danke; ich danke!!« jammerte jener. »Ich bin total verbrüht . . . «

Mit einem Male, als der Lord noch auf seine angemalten Beine hinabblickte, begann sich jedoch plötzlich sein Gesicht zu verklären.

»Nu guckt bloß mal, was für Blasen ich hier in meine Hosen kriege!« frohlockte er.

Und er setzte sich wieder und beobachtete freudestrahlend, wie sich auf seiner karierten Haut immer größere Blasen entwickelten, dieses Fortschreiten mit entsprechenden Bemerkungen begleitend, aber nur mit solchen einer stolzen Freude.

Ob er dabei wirklich keinen Schmerz empfand, oder was hier sonst vorlag, das hätte kein Mensch entscheiden können. Jedenfalls sah Jansen ein, daß hier kein Mitleid und keine Hilfe am Platze waren.

»Eine andere Terrine; aber nicht wieder so süß!« kommandierte Fairfax, und damit schien die Sache erledigt zu sein.

Nur Monsieur Chevalier dachte anders.

»Mister Fairfax ist für sein Tun nicht verantwortlich zu machen, er ist wahnsinnig,« sagte er.

»Ich wahnsinnig?«

»Sie nicht allein, sondern wir alle zusammen sind wahnsinnig – geistesgestört.«

Niemand widersprach diesen Worten, eine Pause trat ein, und dann schien Mr. Brown die Ansicht aller anderen auszusprechen, als er sagte:

»Ja, das sind wir – wahnsinnig, geistesgestört.«

Er hatte recht. Der Wahnsinn braucht ja nicht nur darin zu bestehen, daß man in einer eingebildeten Welt lebt und Faxen macht. Wahnsinnig, irrsinnig – – die Maschinerie des Gehirns funktioniert nicht mehr richtig. Und bei diesen Herren traf das zu. Sie waren keine normalen Menschen mehr.

Das war ihnen trotz ihres Wahnsinns schon so oft deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie es jetzt gar nicht erst bestätigten.

»Und nun fängt es an, schon gefährlich zu werden, einer gefährdet den anderen,« setzte der Franzose noch hinzu.

Wieder eine lange Pause. Nur hin und wieder ein stummes Kopfnicken.

»Ich habe die Geschichte satt!« platzte endlich der Haarwasseronkel heraus.

»Ich auch!« stimmte der Puppenkleiderfabrikant bei.

Sein Freund, Mr. Brown, legte auf den Tisch seine linke Hand, an der ebenfalls eine Brandblase zu sehen war.

»Mister Fairfax.«

»Und?«

»Sie haben mich verbrüht.«

»Bedaure!«

»Sie taten es mit Absicht!«

»Nein!«

»Sie taten es dennoch mit Absicht!«

»Nein!«

»Und ich behaupte: Sie taten es mit Absicht!!«

»So oft Sie das sagen, werde ich mit nein antworten.«

»Sie sind ein Esel!«

»Meinen Sie mich?«

»Ja.«

»Hm.«

»Haben Sie es gehört?«

»Was?«

»Sie sind ein Esel!«

»Stimmt, bin ich.«

»Sie sind ein Schuft!«

»Ja.«

»Sie sind ein meineidiger und wortbrüchiger Halunke!«

Mr. Fairfax schnitt sich eben ein Stück Kautabak zurecht, hielt inne und blickte aufmerksam nach dem anderen hinüber.

»Was wollen Sie eigentlich von mir, Mister Brown?«

»Soll ich Ihnen erst ins Gesicht spucken?«

»Wenn Sie sich mit mir schlagen wollen, haben Sie das nicht nötig.«

»Das will ich allerdings, aber nicht schlagen, sondern Sie töten möchte ich.«

»Zweikampf?«

»Ja.«

»Auf Leben und Tod?«

»Ja.«

»Bedaure; duelliere mich nicht mehr – wenigstens auf Waffen nicht mehr.«

»Aber noch nach der Sitte Ihres Landes?«

»Ja.«

»Well, ich habe Sie beleidigt, bestimmen Sie die Art des Loses!«

»Kopf oder Wappen. Wer den Kopf hat, hat sich durch seinen eigenen zu schießen.«

»Well!«

Mr. Fairfax griff, ohne seine Beine vom Tisch zu nehmen, in die Hosentasche, brachte eine Silbermünze zum Vorschein.

»Wer soll werfen?«

»Sie.«

»Wer ratet zuerst?«

»Ich.«

Fairfax warf die Münze in die Luft, fing sie, behielt die Hand noch geschlossen. »Was liegt oben?«

»Wappen!«

Fairfax öffnete die Hand – oben war das Wappen zu sehen.

»Verloren,« sagte der amerikanische Puppenonkel phlegmatisch, steckte die Münze langsam in die Hosentasche zurück, brachte schneller etwas anderes heraus, setzte es gegen seine

Schläfe – ein Knall, ein Feuerstrom – – die Beine lagen noch immer auf dem Tische, er hatte nur den Kopf in dem bequemen Lehnstuhl etwas mehr zur Seite geneigt, und in der Schläfe war ein Löchelchen, aus dem ein Tropfen Blut sickerte.

Der ihm zunächst sitzende Franzose beugte sich über ihn.

»Tot!« sagte er gleichgültig.

»Alle Wetter, daß ging aber fix, das lobe ich mir!« staunte der Lord.

Der Australier hob einmal etwas den Kopf.

»Verfluchte Knallerei!« murzte er und schief weiter.

Ja, das alles war außerordentlich schnell vor sich gegangen, schon das einleitende Zwiegespräch.

Mit weit hervortretenden Augen, als sähe er eine Geistererscheinung, blickte Jansen nach dem Toten, der also noch genau so dasaß wie zuvor.

»Es – ist – nicht – möglich!« brachte er endlich hauchend hervor.

»Warum nicht?« ließ sich Brown phlegmatisch vernehmen. »Ich wählte Wappen, so hatte er Kopf – also mußte er sich eins vor den Kopf knallen,«

»Das ist kein Mensch mehr!« hauchte Jansen nach wie vor.

»Nein, das war er schon lange nicht mehr,« stimmte Chevalier bei. »Wir alle sind keine Menschen mehr – Sie ausgenommen, Kapitän. Deshalb sollen Sie auch am Leben bleiben.«

Er erklärte den dunklen Sinn seiner letzten Worte nicht näher.

Mr. Rug hob einmal den Kopf, schien etwas zu sich zu kommen – er nahm sein Glas, griff mit der anderen Hand dorthin, wo vorhin die Punscherrine gestanden, tat, als ob er den Löffel nähme, schöpfte sich vermeintlich sein Glas voll, führte dieses zum Munde, goß die eingebildete Flüssigkeit hinunter.

»Fein,« lallte er, »etwas heiß – und süß – aber sonst fein.«

Sprach's, legte wieder den Kopf auf die Arme und schief weiter.

»Sehen Sie,« erklärte der Franzose, »der ist schon so weit, daß er in der Einbildung besoffen wird. Und ähnlich geht's uns allen. O, wir haben es herrlich weit gebracht.«

Es war, als ob erst diese Tat des hellen Wahnsinns Jansen auch das Vorangegangene zum Bewußtsein gebracht – er wandte sich plötzlich und verließ in fluchtähnlicher Eile die Kajüte, den Toten den anderen überlassend.

Auch Chevalier wollte sich wohl aller Verpflichtungen überheben, er stand auf.

»Das war der Schluß des ersten Aufzuges in dieser zweiaktigen Tragikomödie,« sagte er, »jetzt kommt der zweite Akt.«

Sprach's, und auch er verließ die Kajüte, begab sich an Deck.

Er sah Jansen auf der Kommandobrücke stehen, kümmerte sich aber nicht um ihn.

Es herrschte nicht eigentlich ein Unwetter, auch die See ging gar nicht hoch, der Dampfer wurde nur tüchtig von der Seite gefaßt, und dazu kamen Blitz und Donner.

Chevalier hielt einen vorübergehenden Steuermann an.

»Wo sind wir eigentlich?«

»In drei Stunden haben wir unser Ziel erreicht.«

»Was für ein Ziel?«

»Nun, Marseille,« lautete die lächelnde Antwort.

»Marseille? Den Hafen von Frankreich?«

»Gewiß.«

»Also wir sind im Mittelmeer?«

Es war sehr leicht möglich, daß keiner dieser Sportsmen wußte, daß sie sich im Mittelmeer befanden.

»Was wollen wir denn in Marseille?«

»Proviant einnehmen.«

»Hm, und was dann?«

»Die Herren wollten doch einmal die Ausgrabungen am Suezkanal besichtigen.«

»Wollten wir? Dann ist's ja gut. Wie weit sind wir von der Küste entfernt?«

»Kaum zehn Meilen, wir benutzen die nördlichste Dampferstraße.«

»Auch sehr gut.«

Chevalier ließ den Steuermann stehen, begab sich wieder in den Kabineneingang, nahm aber einen anderen Weg als den gewöhnlichen, der ihn in die eigentlichen Wohnräume gebracht hätte.

Der seine führte ihn in die Magazinabteilungen, und wenn er die Korridore und Treppen weiter verfolgte, so mußte er in die Heiz- und Maschinenräume gelangen.

Bald hörte die Beleuchtung in diesen Gängen auf. Aber der Franzose mußte diese Wege, welche auf Personendampfern den Passagieren verboten sind, schon öfters gewandelt sein, er fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Vor einer Kammertür blieb er stehen, öffnete sie, und wenn wir Augen besitzen, welche das Dunkel durchdringen, so könnten wir sehen, daß es eine große Petroleumkanne war, die er dem Wandschranke entnahm.

Ganz eigentümlich, wie genau der Franzose Bescheid wußte! Gerade, als hätte er sich auf diese Petroleumflasche schon vorbereitet gehabt.

Er ging weiter, durch enge Gänge und auf Treppen und Leitern immer tiefer hinab.

Er befand sich bereits in der Unterwasserregion, im Reiche der Maschinen und Kessel.

Ein Lichtchen kam ihm entgegen. Schnell verschwand Chevalier in einem Nebengang, ließ die Heizer an sich vorüber, die auf Wache zogen.

Dann ging es immer noch tiefer hinab, bis auch er seine Taschenlaterne zu Hilfe nehmen mußte, Kohlen, nichts als Kohlen,

zur Hälfte schon abgestochen, d. h., dieser Bunker, durch dessen Mitte einer der eisernen Masten ging, war schon halb geleert.

Daß diese Kohlen festliegen, durch die Bewegungen des Schiffes nicht ins Rollen kommen, das eben ist die Kunst des Kohlenstechens, welche der Trimmer oder Kohlenzieher gelernt haben muß. Denn das ist nicht nur so, Kohlen einschaufeln und nach dem Heizraum schleifen, auch das will gelernt sein, und schon mancher hat seine Unerfahrenheit mit dem Leben bezahlt, ist von den rollenden Kohlen begraben worden,

»Stimmt! Noch ganz so wie heute früh!« nickte der Franzose zufrieden.

Und er ging sofort ans Werk. Nachdem er die Petroleumkanne und die Lampe festgesetzt hatte, daß sie nicht umfallen konnten, begann er, aus Kohlenstücken eine Art Herd aufzuschichten, Zwischenräume lassend. In wenigen Minuten war er damit fertig, betrachtete noch einmal sein Werk, wiederum zufrieden nickend, dann nahm er die große Petroleumkanne, entkorkte sie, ließ die Hälfte des Inhalts über den Herd laufen, die andere Hälfte über die zunächstliegenden Kohlen verspritzend.

Sorgsam hatte er dabei darauf geachtet, daß er nicht seine Hände mit Petroleum befleckte – nämlich deshalb, weil er sich jetzt erst einmal eine Zigarette drehte.

Hiermit fertig, zog er eine Zündholzschachtel aus der Tasche, riß ein Streichholz an, brannte sich die Zigarette an, mit tiefen Zügen den Rauch inhalierend.

Noch ein Zug, noch ein Zug – dann warf er das noch brennende Streichholz auf den durchnäßten Boden.

An den Ecken der Kohlen fing das Petroleum sofort Feuer, dieses verbreitete sich schnell in die weitere Umgebung. Doch die Kohlen selbst mußten erst noch mehr Hitze bekommen.

Mit zufriedenem Kopfnicken beobachtete der Franzose das um sich greifende Petroleumfeuer, er war sich des Erfolges seiner Arbeit sicher – dabei sog er immer den Tabakrauch mit langen Zügen

in die Lunge ein, in der rechten Hand die Zigarette, die linke an den eisernen Mast gelegt . . . da ein knatternder Knall und gleichzeitig eine den ganzen Raum ausfüllende Feuererscheinung, die nichts mit dem brennenden Petroleum zu tun hatte – in das Schiff war der Blitz geschlagen, den eisernen Mast als Weg benutzend.

Verbrecherischer Menschenwahnsinn wäre gar nicht nötig gewesen – der Himmel selbst hatte beschlossen gehabt, dieses Schiff in Flammen aufgehen zu lassen.



Jansen kam an Deck nicht dazu, seinen Empfindungen freien Lauf zu lassen.

Wie gewöhnlich hatte sein erster Blick der Takelage gegolten, wenn diese jetzt auch keine Segel führte, und erschrocken war er aufgefahren.

»Kapitän Ikomo, zum Teufel, seht Ihr denn gar nicht, daß am Großmast das St. Elmsfeuer fehlt?«

Die anderen beiden Mastspitzen zeigten jene Erscheinung, welche man St. Elmsfeuer nennt, weiße Flämmchen, welche zwar unruhig flackern, sonst aber auch vom heftigsten Sturme nicht bewegt werden.

Es ist einfach eine Ausströmung der Elektrizität, wie man sie auch zu Lande an hohen, spitzen Gegenständen, besonders bei Kirchtürmen zur Zeit von Gewittern und noch mehr kurz zuvor, beobachten kann.

Der Blitzableiter ist dazu da, die gespaltene Elektrizität, die sich in der Umgebung des Hauses in der Erde angesammelt hat, rechtzeitig auszustrahlen, so daß die darüberziehende Wolke, positiv oder negativ geladen, keine Ursache mehr hat, den Ausgleich durch einen Funken, Blitz, zu bewirken. Befände sich hoch über dem Hause eine große Kugel, nicht durch besondere Blitzableiter

geschützt, so würde sich in ihr alle Elektrizität der Umgebung ansammeln, gerade wie bei einer Leydener Flasche, hier wäre die Gefahr eines Blitzschlages am allergrößten.

Früher hat man überhaupt sogenannte Blitzableiter, von Benjamin Franklin erfunden oder doch eingeführt, gar nicht gekannt. Man sollte meinen, daß damals die Schiffe, mit ihren Masten die einzigen Erhebungen auf endloser Fläche bildend, den Blitz äußerst stark angezogen hätten. Aber das Wasser ist an sich schon ein sehr starker Elektrizitätsleiter, deshalb kam schon früher nicht allzuhäufig vor, daß Schiffe vom Blitze getroffen wurden, und heute brauchen nur die an den Masten angebrachten Kupferdrähte in Ordnung zu sein, so strahlen sie die aufgespeicherte Elektrizität noch besser aus und leiten einen dennoch angezogenen Blitz unbeschadet ins Wasser.

Böse aber wird es, wenn das Schiff wohl mit Blitzableitern versehen ist, aber die Vorrichtung nicht intakt ist, wenn etwa nur der eine Mast nicht als Ableiter funktioniert, so wie es hier der Fall war, was gleich daran zu erkennen, daß an diesem das St. Elmsfeuer fehlte.

Das war von der Mannschaft nicht bemerkt worden. Schnell ging man daran, die Leitung abzusuchen. Man kam zu spät.

Als Jansen noch an dem Maste emporblickte, sah er es mit einem schmetternden Krachen an diesem herabflammen.

Einen schädigenden Einfluß auf die Umgebung hatte der einschlagende Blitz nicht gehabt, und auch sonst stand erst abzuwarten, ob er im Innern des Schiffes einen Brand verursacht habe, was durchaus nicht immer geschieht.

Ein Augenblick des Schreckens, dann wurden des japanischen Kapitäns Kommandos befolgt, um eines etwa ausbrechenden Feuers schnell Herr zu werden, Matrosen wurden zur Untersuchung hinabgeschickt.

Da kamen diese an Deck gestürzt.

»Feuer im Schiff, Feuer im Schiff!!!« schrien sie, und die Flammen folgten ihnen fast auf dem Fuße.

Der Blitz hatte viel gründlicher besorgt, was der Franzose beabsichtigte. Dessen Petroleum hatte freilich viel mit beigetragen, gleich den ganzen Kohlenbunker in ein Feuermeer zu verwandeln, und solch ein Brandherd konnte nicht mehr gelöscht werden.

Eine kurze Bemühung, die Kohlenbunker unter Wasser zu setzen, dann mußte alle Hoffnung aufgegeben werden.

»Klar bei den Rettungsbooten!« donnerte Jansens Stimme. »Kapitän, klar bei den Booten!«

Der japanische Kapitän aber verschränkte die Arme über der Brust, und die ganze Mannschaft mit ihm.

Die nachfolgenden Szenen lassen sich nicht beschreiben.

Wohl wurden die siebenhundert, jetzt schlafenden Menschen geweckt, wohl kamen sie an Deck gestürzt – aber als sie erkannten, daß das ganze Schiff in Flammen aufgehen würde, dachten sie an keine Flucht mehr – sie fingen an zu singen, von Brahma, Wischnu und Siwa, allen voran Toghruk, und priesen die Götter, die ihnen diesen Tod in den Flammen bereiteten.

Jansen hatte sein möglichstes getan, um diese Indier und Japaner zur Rettung anzutreiben. Alles vergeblich, und gegen solch eine Menschenmenge konnte er allein ja gar nichts ausrichten. Er vermißte Eloha, noch viele andere Weiber, hauptsächlich auch die Kinder, wollte nach deren Räumlichkeiten und mußte vor den Flammen zurückweichen.

Als er wieder an Deck erschien, hatte er auf dem Rücken eine große Blechrolle hängen. Sie barg seine Manuskripte.

An Deck waren Brown und Lord Seymour beschäftigt, ein Boot auszusetzen.

»Kommen Sie mit, Kapitän?« wurde ganz gemütlich gefragt.

»Wo ist Mr. Rug?« schrie Jansen.

»Den konnten wir nicht mit heraufbringen, der ist zu sehr be-soffen.«

Es rette sich, wer kann! Und Jansen wollte sich retten, der Selbsterhaltungstrieb war zu stark in ihm. Den Franzosen hatte er ganz vergessen.

Als die drei abstießen, schlugen die qualmenden Flammen schon über allem, was sich an Deck befand, zusammen, und doch erscholl noch immer das jauchzende Loblied zu Ehren Brahmas, Wischnus und Siwas.

Jansen war wieder frei, Herr seiner selbst. Er mußte nur noch das Land gewinnen. Der Himmel hatte ausgeführt, was Chevalier beabsichtigt.

DIE WALDTEUFEL VON ESTEREL.

Wir machen – wolle der geneigte Leser nicht erschrecken – einen Sprung von vierzehn Jahren.

An der Südküste von Frankreich, zwischen Toulon und Cannes, liegt dort, wo die Seealpen vor einer großen Ebene zurücktreten, ein isoliertes Waldgebirge, l'Esterel genannt, drei geographische Meilen lang und zwei breit, bestanden mit Fichten und Korkeichen, aber auch mit anderen, welche, wie in fast ganz Italien, eßbare, süße Eicheln tragen, wie auch diese Fichtenart in ihren Zapfen wohlschmeckenden Samen hat, wozu dann noch der nie fehlende Johannesbrotbaum und die Edelkastanie kommen.

In diesem mächtigen Walde, der ohne jede Arbeit einige tausend Menschen ernähren könnte, durch den sich auch die von Napoleon angelegte Heerstraße hinzieht, gibt es nur ein einziges kleines Dorf mit kaum hundert Einwohnern, Logis l'Esterel, mit dem dazugehörenden Schlosse, in dem sich jetzt die Oberförsterei befindet.

Heute ist dieser ganze Wald Staatseigentum, da läßt sich diese Unbenutztheit des reichen Bodens erklären; der Fiskus will dem Lande seinen größten Wald als Rarität erhalten, hat es nicht nötig, verkauft nichts, zieht kaum Nutzen aus dem Holze, läßt nur das

nötige schlagen, sorgt nicht einmal für Wege und Bequemlichkeit für Spaziergänger oder Durchreisende.

Weshalb aber dieses mächtige Waldgebiet schon früher niemals Kolonisten gefunden hat, als es noch Privatpersonen gehörte, die sogar sehr oft nur zu gern Land verkauft hätten, um zu Gelde zu kommen, das werden wir gleich erfahren.

Dieses Waldgebirge war schon seit Jahrhunderten im Besitze der uralten Familie der Grafen von Esterel gewesen, welche, wie schon angedeutet, in ihrer letzten Ahnenreihe sich in fortwährenden Geldverlegenheiten befunden hatten, trotz dieses riesigen Waldbesitzes.

Der letzte Besitzer, mit dem unsere Erzählung in diesem Schlußkapitel wieder anhebt, war Graf Alexander d'Esterel, der sich durch eine reiche Heirat wieder aufgeholfen hatte, und nun bot ihm auch noch die französische Regierung für Abtretung seines Waldes etliche Millionen, und Graf Alexander konnte das Anerbieten ruhig annehmen, seinetwegen brauchte sich kein Ahne im Grabe herumzudrehen; denn der kinderlose Graf war der letzte seines Stammes.

Bevor er den Wald abtrat, wollte er ihn noch einmal besuchen, noch einmal in ihm der Jagdlust frönen, nicht allein, sondern er hatte eine Anzahl Gäste eingeladen.

Die Zusammenkunft fand in Marseille statt, und die Gäste hatten Freunde mitgebracht, welche dem Grafen erst vorgestellt werden mußten.

Unter ihnen auch ein Kapitän Higgin, der einen amerikanischen Dampfer führte, jetzt in Marseille liegend, nebst seiner jungen Gattin, die er mit an Bord hatte – gewissermaßen Hochzeitsreise.

Als die junge Frau den schon ältlichen Grafen sieht, schrickt sie zusammen, dann bricht sie in Weinen und Jammern aus, kann sich gar nicht wieder beruhigen.

Allgemeine Bestürzung! Auch der Graf ist sich nicht im geringsten bewußt, die junge Dame schon früher gekannt zu haben.

Endlich kann Mrs. Higgin hinter ihrem Taschentuche auch vernehmbare Worte hervorbringen.

»Einer von uns achtundzwanzig, o Gott, o Gott!«

Diese Worte mehren nur noch das Rätsel. Der Gatte, Kapitän Higgin, hätte wohl gleich eine Erklärung geben können, aber er ist gerade nicht zugegen.

»Von den achtundzwanzig? Was meinen gnädige Frau damit?«

»Sie hingen in der Wante festgefroren!« wird weitergeschluchzt.

Da aber fährt auch der Graf empor, plötzlich todesblaß werdend.

»Was?! Sie meinen doch nicht – den Untergang der ›Frankia‹ bei Portsmouth?«

»Auch ich war auf dem Schiffe,« erklingt es schon etwas gefaßter.

Das Rätsel ist gelöst, aber nur ein größeres ist hinzugekommen. Fünfzehn Jahre ist es her, die jetzige Mrs. Higgin war ein vierjähriges Kind, als sie den fürchterlichen Untergang der ›Frankia‹ mitgemacht, und sie hat immer ihrem Gatten gegenüber behauptet, daß sie jeden einzelnen Menschen noch heute wiederkennen würde, der damals auf dem Deck gegen die eisigen Wogen gekämpft hatte.

Außerordentlich natürlich hat sie allerdings die einzelnen Vorgänge immer schildern können, besonders auch, wie die ›Sturmbräut‹ unter Kapitän Jansens Führung angekommen war – aber daß sie noch jeden einzelnen Menschen gleich wiederzuerkennen vermöge, das hatte ihr der Gatte oder ein anderer nie geglaubt.

Jetzt hat sie den Beweis der Wahrheit geliefert. –

Von Marseille ging es bis nach Toulon mit der Eisenbahn, von hier mußten Wagen benutzt werden.

Das frisch aufgerührte Unglück der ›Frankia‹, wobei das vierjährige Kind die Mutter, Graf Alexander den Bruder verloren hatte, beherrschte natürlich ausschließlich das Gespräch. Alles, alles wurde noch einmal vorgenommen, und in Toulon beim Frühstück galt das erste Glas dem Kapitän Richard Jansen und seiner heldenhaften Mannschaft.

Auch bei der Wagenfahrt wurde dieses Gespräch fortgesetzt. Es war ja unerschöpflich. Erst als man in den herrlichen Wald drang, änderte sich das Thema.

»Wie ist nur möglich, daß dieser Wald so verödet ist?«

»Weil hier ein Waldteufel haust.«

»Ein Waldteufel?«

»Haben Sie noch nichts von dem Waldteufel von Esterel gehört?«

»Nein,« antworteten diejenigen, denen diese Einladung ganz unvermutet kam, und aus Gefälligkeit gegen sie erzählte der Graf die sonst ziemlich bekannte Geschichte noch einmal ganz ausführlich.

An dieser südfranzösischen Küste, Riviera di Ponente genannt, haben seit Menschengedenken See- und Landräuber gehaust. Das ist tatsächlich ganz merkwürdig. Zuerst die Ligurer, die sich den Griechen als Seeräuber furchtbar machten. Sie wurden von den Römern vertrieben, die aber bald den Langobarden unterlagen, welche wiederum als Räuber Land und See unsicher machten. Dann erfolgte wieder eine politische Umwälzung, durch welche der ganze Küstenstrich an das genuesische Geschlecht der Grimaldis kam, dessen letzter Sproß der jetzige Fürst von Monaco ist. Und diese Grimaldis sind von jeher Seeräuber gewesen. Das darf man offen sagen; denn das steht in der Chronik, die man in Monte Carlo zu kaufen bekommt. Nun, und was ist denn heutzutage der Fürst von Monaco? Der plündert noch immer lustig die Reisenden aus, die zu Lande und zu Wasser in sein Gebiet kommen.

Da war im 15. Jahrhundert auch so ein wackerer Kämpe, der von seiner Seefestung aus alles unsicher machte, zugleich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Lucanus soll er geheißen haben. Aber als Räuber weniger edel. Er nahm den Reisenden nicht nur die Habe, sondern zog ihnen auch die Haut vom lebendigen Leibe ab. Ein alter Eremit, der in diesem Walde hauste, hatte ihm schon oft mit der Rache des Himmels gedroht. Und als der Graf einmal einen Nebenbuhler auf den Rücken eines wilden Hirsches schmieden ließ, war endlich das Maß seiner Schandtaten voll.

Der fromme Eremit sprach einen Fluch über ihn aus. Bis in alle Ewigkeit solle der Graf in diesem Walde rastlos wie ein wildes Tier hausen, und der Wald selbst, damals noch von vielen Dörfern belebt, sollte veröden, zur Wildnis werden – nur die Geburtsstätte des Eremiten, jenes Dörfchen, jetzt Logis de l'Esterel genannt, am Fuße des Mont-Vinaigre, solle von diesem Fluche verschont bleiben.

»Und so geschah es,« fuhr der Erzähler fort. »Der Graf verschwand unter den Lebenden, um als Waldgeist wieder aufzutauhen, der die Bewohner des Waldes dermaßen schreckte, daß nach und nach alles auswanderte, bis auf die Bewohner jenes Dörfchens, das von dem Waldteufel verschont wurde. Und so ist es noch heute. Es ist Tatsache, in Chroniken verbürgt, daß sich in früherer Zeit oft Fremde in diesem Walde angesiedelt haben, aber sie alle haben ihn wegen des Waldteufels wieder verlassen. Auf diese Weise wurde dieser ungeheure Wald meinen Vorfahren ein ganz wertloser Besitz, einem unspaltbaren Diamanten vergleichbar, dessen Wert niemand bezahlen kann, und dasselbe galt ja auch noch von mir. Jetzt endlich hat mich der Staat von dieser Last befreit.«

Besonders die Amerikaner schüttelten ob solchen Aberglaubens im aufgeklärten Europa stark den Kopf, obwohl sie sich an der eigenen Nase hätten zupfen sollen.

»Ist er denn schon einmal gesehen worden?« wurde gefragt.

»Fortwährend wird er gesehen, vor Jahrhunderten und heute noch, manchmal in Pausen von Monaten, manchmal täglich.«

»Haben Sie ihn selbst schon gesehen?«

Der Graf lächelte über diese Frage der Amerikaner.

»O nein, ich lasse mich nicht durch die Flechten der Korkeichen täuschen!«

»Also nur Baumflechten sind es?«

»Selbstverständlich! Die Fabel ist nun einmal da, die Gestalt genau beschrieben – da hilft sich die Phantasie von allein.«

»Wie soll er denn aussehen?«

»Ein riesiger Mann mit langem, weißem Bart und Haar, mit krallenartigen Fingern, ganz verwildert, nur in Tierfelle gehüllt, manchmal aber auch ganz nackt.«

»Tut er denn den Menschen etwas?«

»Wenn das geschähe, dann würde bald der Beweis seiner Existenz oder Nichtexistenz erbracht sein. Nein, er begnügt sich damit, die Waldbewohner zu schrecken, und seine Erscheinung soll so fürchterlich sein, daß sie schon genügte, um den ganzen Wald zu entvölkern.«

»Da, da!!« schrie Mrs. Higgin plötzlich entsetzt auf, mit der Hand nach einer großen Eiche deutend, die dicht an der Landstraße stand.

Erschrocken fragte man sie, was sie denn gesehen habe.

»Den Waldteufel – ein Menschengesicht mit langem, weißem Bart und glühenden Augen – dort oben zwischen den Zweigen – und ich glaube, er winkte mir.«

»Jawohl, nun fange du auch schon an!« lachte ihr Gatte.

Die Zitternde, die sonst aber durchaus nicht nervös oder schreckhaft sein wollte, wurde beruhigt. Das könne nur ein Gebilde der Korkeiche gewesen sein, und sie glaubte es schließlich, lachte über sich selbst.

»Sehen Sie, so kann die menschliche Phantasie selbst am hellichten Tage arbeiten,« setzte der Graf noch hinzu. »Uebrigens

kann er es gar nicht gewesen sein, denn der Waldteufel nähert sich dieser Landstraße nur bis auf eine gewisse Entfernung, betreten darf er sie nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Damit nicht auch die durch den Wald wandernden Fremden von ihm geängstigt werden. Dafür hat jener weitsichtige Eremit gleich gesorgt. Das ist ja eine alte Römerstraße, Napoleon hat sie nur wiederhergestellt. Wie stark aber der Glaube an den Waldteufel ist, das sehen Sie an den Kreuzen, welche überall zu Seiten der Straße errichtet sind. Napoleon fand zum Baue dieser Waldstrecke keine Arbeiter. Sie fürchteten sich vor dem Waldteufel. Der freidenkende Napoleon mußte einen Bischof kommen lassen, der die Arbeiter durch Segenssprüche schützte; er ließ überall auch gleich diese Kreuze errichten, und so ist diese Straße noch heute vor dem Waldteufel geschützt, er darf sich ihr nicht einmal nähern.«

Das Dörfchen war erreicht, der Graf, welcher vorläufig noch immer der Herr war, wurde mit seinen Gästen von den Bewohnern mit vorschriftmäßiger Freude empfangen, der Schulze redete eine Rede, dann ging es in das Schloß, wo sich die Gäste nach der anstrengenden Fahrt zur Ruhe zurückzogen, während der Graf erst einmal den Bericht des Oberförsters anhörte.

Viel zu berichten hatte der ja nicht. Brief empfangen, alle Vorbereitungen zur Jagd getroffen.

»Aber Treiber bekommen wir nicht.«

»Warum nicht?«

»Der Waldteufel spukt mehr denn je.«

Der Oberförster erzählte. Er war länger als zehn Jahre hier angestellt, hatte den Waldteufel von seinem Vorgänger mit übernommen. Gespukt hatte dieser Geist also schon immer im Walde, aber wie er es in der letzten Zeit trieb, das war mehr, als die Polizei erlaubt.

Innerhalb des letzten Monats war er von dreiundzwanzig Personen gesehen worden, welche der Oberförster namentlich anführen konnte.

»Jetzt treibt er sich immer hier in der Nähe des Dorfes herum, die alte Ursy hat ihn erst vorgestern gesehen, wie er am hellen Tage über eine Waldwiese ging.«

Aufmerksam blickte der Graf den akademisch gebildeten Oberförster an.

»Mir kommt fast vor, als ob Sie selbst an diesen Waldteufel glauben.«

Der Oberförster zuckte die Schultern.

»Ja, man wird fast gezwungen, dies zu tun.«

»Haben Sie selbst ihn gesehen?«

»Nein, aber die Aussagen aller derer, die ihn gesehen haben wollen, lauten gar zu übereinstimmend.«

»Wie soll er denn aussehen?«

»Ein alter Mann mit langem, weißem Barte und ebensolchen Haaren, in Felle gehüllt . . . «

»Und mit krallenartigen Nägeln. Einer schwatzt einfach dem andern nach.«

»Nein, Herr Graf, es muß etwas daran sein.«

»Wieso?«

»Ich befand mich vorgestern in der Försterei, als die alte Ursy schreiend unter allen Zeichen des Entsetzens angelaufen kam und ihre Begegnung mit dem Waldteufel erzählte. Früher habe ich niemals etwas auf derartige Gespenstergeschichten gegeben. Aber ich war doch stutzig geworden. Ich also sofort hin mit meinen besten Hunden. Eine Spur war nicht zu erkennen, wohl aber fanden die Hunde eine Fährte, d. h., sie benahmen sich ganz sonderbar, heulten ängstlich, liefen hin und her, wollten aber die Fährte nicht aufnehmen.«

»Hm. Haben Sie Hunde, welche sonst die Fährte eines Menschen verfolgen?«

»Gewiß, einige.«

»Und auch die weigerten sich?«

»Unter allen Zeichen der Angst.«

»Hm. Haben Sie einmal daran gedacht, daß ein Walddieb die Maske des Waldteufels benutzen kann, um ungestört sein Handwerk treiben zu können? Und es gibt ja Mittel, um jedem Hunde die Spur zu verleiden.«

»Herr Graf, ich glaube kaum, daß jemand in diesem Walde Wilddieberei zu treiben wagt, und nun gar noch unter der Maske des Waldteufels.«

»Oho! Es gibt auch aufgeklärte Köpfe.«

»Ich habe noch nichts von den Spuren eines Wilddiebes gemerkt.«

»Nun gut. Ich will mir die Sache überlegen.«

Als der Graf mit seinen Gästen wieder zusammenkam, erzählte er diesen nichts von dem Berichte seines Oberförsters.

Am späten Nachmittage erging sich Mrs. Higgin in der Umgebung des Schlosses, an das der Wald, ohne in einen Park umgewandelt zu sein, dicht heranreichte.

Als sie so die kaum noch erkennbaren Wege einherwandelte, hörte sie ein leichtes Geräusch, und als sie seitwärts blickte, gewahrte sie eine Gestalt, deren Anblick wohl auch das Herz des mutigsten Mannes hätte erzittern machen.

Eine riesige Gestalt, der weiße Bart bis zur Brust gehend, die Haarmähne, ebenfalls schneeweiß, bis auf die Schultern, die Haut des ganzen Körpers lederartig, nur ein Stück Fell um die Hüften geschlungen – mehr sah Mrs. Higgin nicht, nur noch, daß dieses menschliche Ungeheuer mit nach ihr ausgestreckten Händen, an der wirklich zollange Nägel zu sehen waren, auf sie zuschlich ... dann floh sie unter gellendem Geschrei wieder dem Schlosse zu.

Ihrem Berichte durfte man keinen Unglauben mehr entgegenzusetzen. Sie konnte die Stelle, wo sie das Ungeheuer gesehen,

ziemlich genau beschreiben. Graf Alexander sofort mit Förstern und Hunden hin, auch die meisten der Herren schlossen sich an.

Ja, die Hunde zeigten wiederum eine Fährte an, weigerten sich aber unter allen Zeichen der Angst, sie zu verfolgen. Resultatlos mußte man zurückkehren. Nur die Förster fuhren fort, die Umgegend zu durchstöbern.

Von jetzt an drehte sich das Gespräch natürlich nur um den Waldteufel. Es wurde die Behauptung aufgestellt, daß es nur ein Mensch sein könne, der sich einmal in diesem großen Walde verirrt habe und darin gänzlich verwildert, zum Tiere herabgesunken sei. Solche Fälle sind in den großen Urwäldern Amerikas, Afrikas und Asiens allerdings oft genug vorgekommen, aber hier in diesem französischen Walde, umgeben von der höchsten Kultur, durch den eine Landstraße führt, dicht am belebten Meere gelegen?

Diese Ansicht stieß doch auf großen Zweifel. Aber an einen Wahnsinnigen konnte man eher glauben.

Am anderen Morgen saß die Gesellschaft auf der Veranda beim Frühstück, besprechend, wie man nicht auf Hirsche und Wildschweine, sondern auf diesen Waldteufel pürschen, wie man seiner habhaft werden wolle, als die anwesenden Hunde ängstlich anschlugen, und da sah man sie schon selbst, dieselbe Gestalt, wie Mrs. Higgin und alle Dorfbewohner sie beschrieben hatten.

Das menschliche Ungeheuer schaute halb aus einem Gebüsch hervor, und kaum sah es sich bemerkt, als es wie flehend die Hände hob und langsam hervorkam, mit den Bewegungen eines wilden Tieres auf die Veranda zuschlich.

Der Schreck der Gesellschaft läßt sich denken. Doch lange währte er nicht. Zwei Herren sprangen auf, wollten hin – da floh das Ungeheuer wieder zurück.

»Er wollte zu uns, laßt ihn gewähren, wir wollen ruhig sitzen bleiben.«

So geschah es, und bald kam der Waldteufel wieder zum Vorschein, schlich sich abermals näher, immer mit solch bittenden Handbewegungen, ab und zu auch niederkniend und so erst recht stehende Bewegungen machend.

So kam er bis dicht an den Tisch heran, und zwar hatte er es direkt auf Mrs. Higgin abgesehen, wollte sie zärtlich streicheln.

Freilich wich die junge Frau entsetzt vor den braunen, haarigen, mit langen Krallen bewehrten Pranken zurück, aber die Annäherung war nun doch einmal hergestellt, der Mann ließ sich ruhig von den übrigen untersuchen.

Noch einmal zu beschreiben brauchen wir ihn nicht, haben höchstens noch hinzuzusetzen, daß sich seine Haut, immer aller Witterung preisgegeben, in eine Art braunes Leders verwandelt hatte. Zu sprechen vermochte er nicht, konnte nur tierähnliche Laute ausstoßen. Besondere Merkmale fehlten an seinem Körper, und nur an der starken Muskulatur und an den vollzähligen, blendendweißen Zähnen konnte man erkennen, daß es noch kein so sehr alter Mann sein könne, wie er es nach seinen weißen Haaren hätte sein müssen.

Die Hauptsache aber war, daß er es ausschließlich auf Mrs. Higgin abgesehen hatte, und diese war nicht etwa die einzige junge Dame in diesem Kreise. Ob er die in verschiedenen Sprachen an ihn gestellten Fragen verstand, wußte man nicht, unausgesetzt forderte er sie mit flehenden Zeichen auf, ihr zu folgen, in den Wald hinein; wenn aber die Herren ihm folgen wollten, so drückte er aus, daß er damit nicht einverstanden sei.

Endlich erklärte sich die mutige Frau bereit, ihm zu folgen. Der Waldmensch wollte doch offenbar jemanden dorthin führen, wo man nähere Aufklärung über sein Geheimnis bekam, und er hatte es eben mit dem Instinkt eines Tieres gerade auf sie abgesehen. Die Herren konnten ja mit Förstern unbemerkt folgen, ein Schuß aus ihrem Revolver würde ihr sofort Hilfe bringen.

So folgte Mrs. Higgin dem vorausschreitenden und immer winkenden Ungeheuer in den Wald hinein, wohl zwei Stunden weit, die Gegend wurde immer gebirgiger, sie kroch ihm sogar durch ein Gebüsch nach, wo nur er einen Durchgang zu finden wußte, und dann öffnete sich vor ihr eine Höhle.

Eine Lagerstätte aus Fellen, Vorräte an Eicheln, Kastanien und Nüssen – dann machte sich der Waldmensch im Hintergrunde der Höhle zu schaffen, brachte einen eisernen Koffer zum Vorschein, öffnete ihn, Mrs. Higgin sah eine Menge beschriebener Papiere, nahm das erste, brauchte nur die ersten Zeilen zu lesen . . .

»Mein Gott – Sie sind doch nicht etwa . . . der Kapitän Richard Jansen?!«

Da zuckte es wieder so seltsam in dem bärtigen Gesicht des Waldmenschen, wie es schon manchmal geschehen, wie ein Krampf ging es durch die Züge, und da plötzlich brachen aus seinen Augen Tränen hervor, und mit menschlicher Stimme laut weinend, warf er sich zu Boden nieder.

»Ich bin es!«

Er hatte die Sprache wiedergefunden, die Erinnerung; gleich hier in der Höhle erzählte er, wie er damals bei der Katastrophe der ›Sturmbräut‹ nicht seinen Tod gefunden hatte, sondern von der ›Indianarwa‹ aufgenommen worden war, wie er jener stellvertretende Maharadscha gewesen sei, wie das indische Schiff hier an der französischen Küste in Flammen aufgegangen war.

Nur zwei seiner Freunde entkamen mit ihm im Boote dem Flammentode. Das Boot wurde von der Strömung nach Osten gerissen, langes Hungern und Dursten, dann ein Sturm, der das Boot zum Kentern brachte.

Lord Seymour und Brown mußten dabei ihren Tod gefunden haben, die letzten beiden Seezigeuner. Denn nie hat man wieder etwas von ihnen gehört.

Jansen aber rang stundenlang mit den Wogen, auf dem Rücken den Blechkoffer, der sogar wie eine Schwimmblase wirkte.

Endlich erreichte er eine mit Wald bedeckte Küste. Merkwürdigerweise hielt er sie zuerst für die algerische, die stellenweise ebenfalls stark bewaldet ist.

Bald erkannte er seinen Irrtum. Doch wohin nun? Jansen hatte keine Lust, sich wieder unter Menschen zu begeben. Dazu kam wieder seine ganze Gemütsverfassung. Er war wirklich schon dem Wahnsinne nahe. Jedenfalls menschenscheu bis zum höchsten Grade.

Er erkannte, was für ein großer Wald das war, und ob er nun beschloß, in diesem zu hausen, oder ob es unfreiwillig geschah – kurz, er sollte ihn nicht wieder verlassen.

Er floh jedes Haus, jeden Menschen, sogar die Landstraße, wollte das Meer nicht mehr erblicken; er hätte sich Waffen verfertigen können, um Wild zu erlegen, aber das hätte Spuren hinterlassen, ebenso wie jede Feuerstelle: so nährte er sich nur von Wurzeln und Früchten, nur das Fell eines gefallenen Tieres wagte er zu benutzen – und eben durch diese übergroße Vorsicht sank er selbst zum Tiere herab – die Fabel war zur Wirklichkeit geworden, die Gegend hatte ihren lebendigen Waldteufel erhalten.

Gestern hatte er sich zufällig nach der Landstraße verirrt. Immer darauf bedacht, keine Spur zu hinterlassen, war er schon zum wirklichen Menschenaffen geworden, der lieber auf den Bäumen von Ast zu Ast wandert als auf dem Erdboden, und so hatte er von einem Baume aus die Equipage gesehen. Da hatte er eine Gestalt erblickt, die mächtige Erinnerungen in ihm rege gemacht – Mrs. Higgin. Ob er sich wirklich noch an das vierjährige Kind erinnert, das er einst von der ›Frankia‹ gerettet, das freilich konnte er nicht sagen.

Kurz, diese junge Frau war es gewesen, die ihn so mächtig daran erinnert, was für ein unglückliches Geschöpf er doch sei, kein Mensch mehr, nur noch ein Tier – da auch hatte er zum ersten Male gemerkt, daß er schon die Sprache verlernt habe. Und so

hatte er sich jener Gesellschaft genähert, der Mrs. Higgin, um sich ihr anzuvertrauen.

Es war geschehen. Und als er hörte, daß er schon vierzehn Jahre hier so lebe, da brach bei ihm noch einmal der ganze Jammer hervor.

Und dann flehte er sie an, nicht den anderen zu verraten, wer er sei. Wohl wolle er fort von hier, wieder ein Mensch werden, aber nicht wieder ein Richard Jansen. Als solcher habe er sein Leben abgeschlossen.

Mrs. Higgin sagte zu. Die Sache wurde arrangiert, der Koffer mit den Manuskripten anderswo versteckt, die Gesellschaft herbeigerufen.

Jetzt spielte Jansen mit Absicht den wilden Mann, stellte sich taubstumm. Er hatte die junge Frau, für die er einmal eine besondere Vorliebe besaß, nur hierhergeführt, um ihr seine Höhle zu zeigen.

Dann folgte er der jungen Frau wie ein Hund nach, jetzt und immerdar. Der Fall mußte angezeigt werden, aber vergebens mühten sich die scharfsinnigsten Detektivs und Gelehrten ab, in den Fall Aufklärung zu bringen.

Schließlich war es ja auch ganz einfach: eben ein Schiffbrüchiger, der hier gestrandet, in dem großen Walde verwildert war.

Dann wurde er freigegeben, folgte dem Kapitän Higgin und dessen Gattin auf ihr Schiff.

Auf diesem hat Jansen viele Jahre zugebracht, aber sich nicht an der Führung oder Arbeit beteiligend, sondern als einsamer, schweigsamer Mensch, dessen vieles Schreiben von den anderen für eine Art von Irrsinn gehalten wurde.

Als Mrs. Higgin dann den Gatten verließ, um sich an Land der Erziehung ihrer Kinder zu widmen, folgte ihr Old Dick, wie er genannt worden, auch dahin. Aber er war und blieb nach wie vor menschenscheu.

Einige Jahre später scheiterte Kapitän Higgin und fand seinen Tod bei Rolandsriff; seine edle Gattin ließ an dieser gefährlichen Stelle einen Leuchtturm errichten, und Old Dick erbat sich die Gunst, der Wächter dieses Leuchtturmes zu werden, als Gehilfen einen taubstummen Neger wählend.

Hier also hat unser Held, der letzte Seezigeuner, noch zehn Jahre gehaust, noch immer seine Erinnerungen niederschreibend, und als ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, da hatten seine letzten Gedanken noch immer seiner Blodwen gegolten.